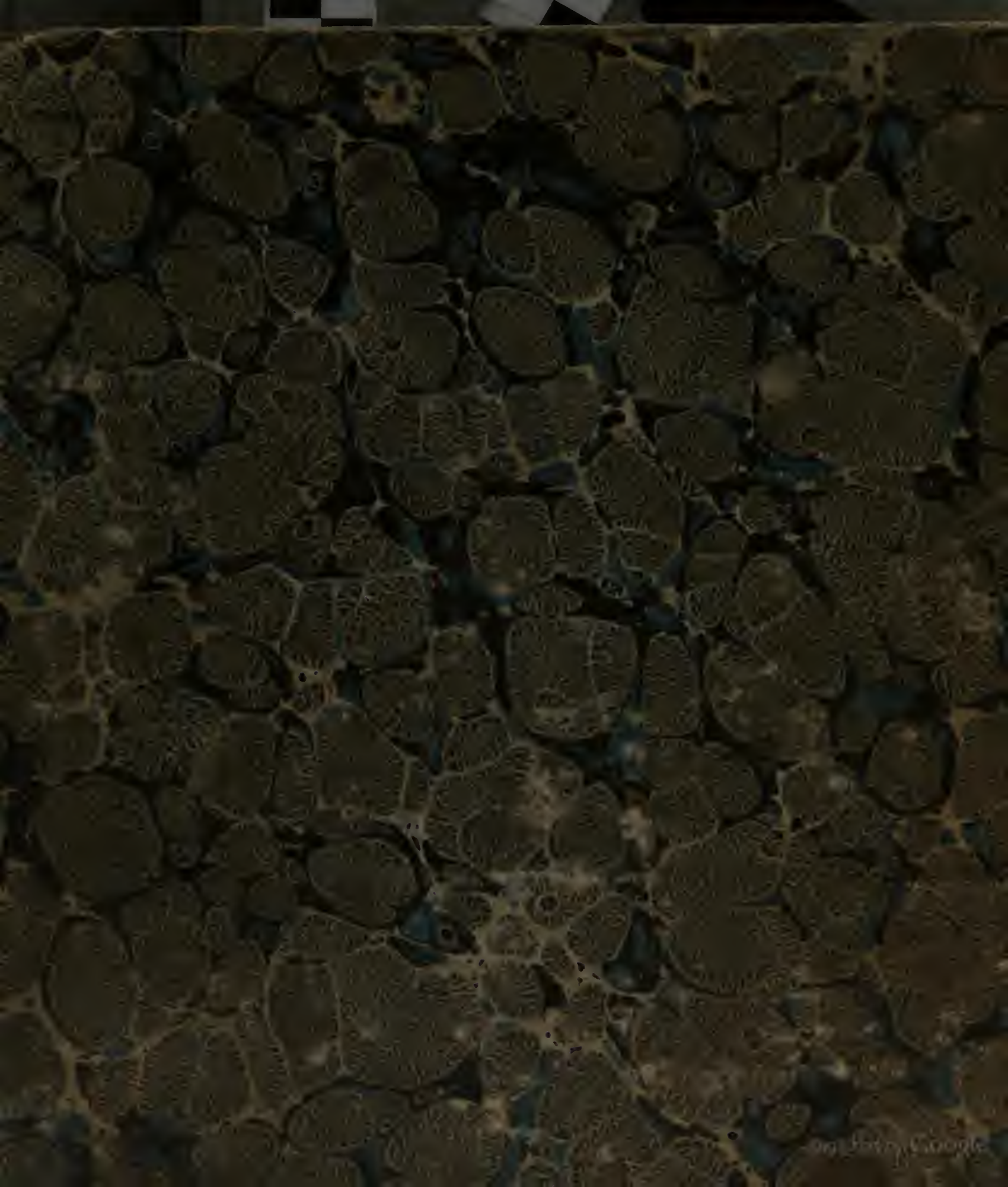
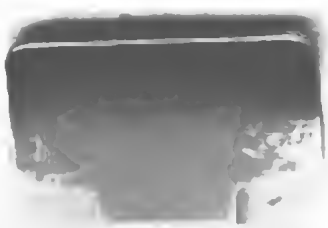


B. ~~d/1~~
Ausl.
R. n.
4 Per. 5i (8,2
4
Digitized by Google



<36619737650010

<36619737650010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Wehr[illegible]eis-
b[illegible] VII

[illegible] 38630

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 182. 1 Julius 1835.

P. C. B. Ausl.

Der neueste Zustand von Tripoli.

Seit dem Julius des Jahres 1832 dauert in diesem Lande ein Kampf um die Herrschaft fort, an dem wie es scheint europäische Intriguen eben so viel Theil haben, als die Zerwürfnisse im Lande selbst. Französische und englische Blätter und Zeitschriften haben sich gelegentlich damit beschäftigt, doch hat nur eines, das United Service Journal, eine zusammenhängende Erzählung und eine Schilderung der verschiedenen Triebfedern versucht. Obwohl man dieß Blatt nicht ganz unparteiisch bei dieser Sache nennen kann, so wollen wir doch diese Schilderung als die einzige ziemlich vollständige aufnehmen, mit Vorbehalt, so wie eine gegentheilige erfolgt, diese in möglichster Kürze unsern Lesern gleichfalls mitzutheilen. Der eine Theil des nachstehenden Aufsatzes ist aus dem Juniusheft des United Service Journal vom J. 1834, und ist auch schon früher in mehrere deutsche Blätter übergegangen, weßhalb wir sie bedeutend abgekürzt geben; die 2te Abtheilung ist aus dem Aprilheft desselben Journals von diesem Jahre, wo im Eingange erwähnt wird, daß die frühere Darstellung zwar mehrfach in französischen und englischen Blättern indirekt angefochten, aber nicht widerlegt worden sey.

Tripoli dehnt sich von dem Golf von Cabes bis zum Golf von Sydra, oder von der großen bis zur kleinen Syrte; die Gränze im Osten ist Barka, im Westen das Biledulgerid. Im Süden dehnt es sich bis zu der reichen, fruchtbaren Oase Fezzan aus. Diese war bis vor wenigen Jahren völlig dem Pascha unterworfen, jetzt aber ist der Bei von Fezzan fast unabhängig, da er an der Spitze eines sehr zahlreichen und kriegerischen Stammes steht. Abdschalil, — so heißt der Bei, — erkennt zwar noch dem Namen nach die Hoheit des Pascha an, aber er, so wie andere Stammshäupter, haben die Uneinigkeit in der Familie desselben, und den nun schon seit drei Jahren dauernden Bürgerkrieg benützt, keine von beiden Parteien unterstützt, von beiden Geschenke zu erhalten gesucht, so für sich selbst ein sicheres Spiel gespielt und warten ab, welcher von beiden Theilen den Sieg davon tragen werde.

Die Bevölkerung der Stadt, ungefähr 25,000 Menschen, besteht aus Mauren, Arabern und Juden; sie sind, für diesen Theil der Welt, sehr industriös, und die meisten besitzen eine Strecke Land in der Meschiah und der Tadschura, welche letztere sich längs der Seeküste ausdehnt, während die erstere an die Wüste gränzt, über welche durch unablässige Anstrengungen schon bedeutende Eroberungen gemacht wurden. Die Haupt-Ausfuhrartikel bestehen aus Vieh, Pferden, Datteln, Wolle, Arzneimitteln, Salz, Straußfedern, Elfenbein, Goldstaub und getrockneten Früchten; ein Theil dieser Artikel kommt aus Fezzan und dem Innern. Der nächste Hafen nach dem von Tripoli ist Bengasi in der Provinz Barka: er hat einen starken Ausfuhrhandel in Vieh und Pferden. Die Race ist klein, aber das Rindfleisch ist vortrefflich und der Markt in Malta, das nur etwas über 50 geogr. Meilen davon entfernt ist, wird von dorther größtentheils versehen.

Der eiserne Scepter der Ottomanen hatte lange dieses Land unbestritten beherrscht, als im Jahre 1713 Hamed Caramanli, ein maurischer Häuptling, sich empörte, in mehreren Gefechten Sieger blieb, und endlich mit allgemeiner Zustimmung des Volks zum Pascha ausgerufen wurde. Hamed war ein Mann von rascher Entschlossenheit, und sobald er auf dem Throne festsaß, war sein erster Schritt die Regierung in seiner Familie erblich zu erklären, was mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde, und bei Mauren und Arabern seinen Namen verewigte. Er war streng und unbeugsam, aber auch schlau, änderte die alten Gesetze bedeutend, und gründete ein Gesetzbuch, das anscheinend gerecht und billig war, in der That aber Alles dem Willen und der Laune des herrschenden Fürsten anheim stellte. Als er im Jahre 1745 das Gesicht verlor, starb er bei unverminderter Popularität und zum allgemeinen Bedauern durch seine eigene Hand. Da sein ältester Sohn gestorben war, folgte ihm sein zweiter Sohn Muhammed, der zehn Jahre in Frieden und Sicherheit regierte. Ali, der Vater des Expascha Yussuf, folgte ihm, jetzt aber machte die türkische Regierung einen Versuch, die Erblichkeit umzustoßen, und sandte im Jahre 1793 Ali Bargul mit acht bewaffneten Fahrzeugen, einer venetianischen und einer spanischen Brick und 350 Mann nebst einem Ferman des Sultan, demzufolge derselbe alsbald von der Herrschaft Besitz ergreifen sollte. Yussuf hatte sich nämlich gegen seinen Vater empört, und der Krieg schon einige Zeit mit abwechselndem Erfolge gedauert: diese Gelegenheit wollte die Pforte benützen, und sandte Ali Bargul, dessen Ankunft jedoch die streitenden Parteien schnell versöhnte. Ali hatte zwar nicht den Muth sich der türkischen Macht

Digitized by Google

zu widersetzen, sondern floh nach Tunis, um dort Hülfe zu suchen, und ließ die Thore dem Türken offen, der ohne Schwertschlag einzog; Yussuf dagegen sammelte die Tripolitaner und Araber der Meschia, besetzte die Gärten um die Stadt, und begann einen regelmäßigen Kampf gegen Ali Bargul. Da jedoch dieser Verstärkungen und Mundvorräthe aus Konstantinopel erhielt, so mißlangen mehrere Versuche Yussufs, die Stadt durch Minen oder durch offenen Sturm zu nehmen.

Als der Türke acht Monate lang im Besitz des Schlosses und der Stadt gewesen war, lief im März des Jahres 1794 der Kapudan Pascha in den Hafen ein, und brachte einen Ferman des Sultans, der den Usurpator auf dem Throne bestätigte, und dem Lande befahl, sich demselben zu unterwerfen. Ali Bargul ward alsbald mit dem Kaftan und den Insignien der Gewalt bekleidet, und die Ceremonie unter einem fortdauernden Kanonen- und Kleingewehrfeuer mit dem größten Glanz und Pomp gefeiert.

Eine Abschrift des großherrlichen Fermans wurde an Yussuf geschickt, welcher stolz antwortete: „wenn der Großherr selbst der Ueberbringer wäre, würde ich den Befehl nicht anerkennen noch achten, da die Regierung seit einem Jahrhundert in der Familie Caramanli's stets erblich war." Der Krieg dauerte also fort, die türkische Garnison kam bald in große Noth, und unter den Einwohnern brachen ansteckende Krankheiten aus. Yussuf durchzog inzwischen das Land bis Lebda und Mesurata, verfolgte die Araberhorden, welche sich für Ali Bargul erklärt hatten, und schlug sie in mehreren Gefechten, worauf er nach der Meschia zurückkehrte, die Stadt abermals in Person belagerte, und mehrere Ausfälle zurückschlug, obwohl er gegen die hohen und starken Mauern der Stadt, die damals mit 150 Kanonen von verschiedenem Kaliber versehen waren, nichts vermochte.

Der Usurpator hatte mit Hülfe seiner Kriegsschiffe die kleine Insel Dscherba *) im tunesischen Gebiete weggenommen, wahrscheinlich um sich dort ein Depot von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen anzulegen. Dieß brachte den Bei von Tunis so auf, daß er ihm den Krieg erklärte, die Insel wieder nahm, und im Januar 1795 vor Tripolis rückte; Ali Bargul griff ihn augenblicklich an, der Ausfall wurde jedoch zurückgeschlagen, die Tunesen befestigten sich in den Gärten, und machten Anstalt die Stadt zu beschießen. Der Usurpator, der den Ausgang fürchtete, hatte gleich anfangs alle seine zusammengerandten Schätze auf ein Schiff bringen lassen; in einer dunkeln Nacht ließ er die Kanonen gegen die See zu vernageln, 50 gefangen gehaltene Mauren ermorden, und begab sich mit wenigen seiner Vertrauten an Bord, indem er 500 Türken ihrem Schicksal überließ. So war also die Erblichkeit der Herrschaft über Tripoli in der Familie Caramanli's abermals befestigt. Die tunesischen Truppen benahmen sich mit großer Mäßigung: sie hinderten, sobald sie die Flucht des Usurpators erfuhren, die Plünderung der Stadt durch die undisciplinirten Mauren und Araber, welche zu Tausenden herbeiströmten, und zogen dann, ohne selbst in die Stadt zu marschiren, alsbald in ihr Land zurück.

Als der alte Pascha Ali diese Nachricht erhielt, kehrte er von Tunis zurück, um die Regierung wieder zu übernehmen, starb jedoch bald darauf: Schwäche und Kleinmuth hatten seinen Charakter bezeichnet, und die innerlichen Fehden veranlaßt. Sein ältester Sohn Hamed wurde als Pascha ausgerufen, aber jedermann wußte, daß er seinem Charakter und seiner Sinnesart nach das Seitenstück zu seinem Vater sey, und daß sein jüngerer Bruder Yussuf, dessen trotziger Sinn schon einmal das Land erschüttert hatte, ihn bald absetzen würde. Dieß geschah auch auf folgende Weise. Er verleitete ihn zu Trinkgelagen, und die fortwährende Berauschung machte den schwachen Hamed zur leichten Beute der ehrgeizigen Absichten und vorbedachten Plane seines Bruders: er war verachtet wegen seiner schlechten Regierung, Yussuf gefürchtet wegen seiner Grausamkeit, aber geachtet wegen seines Verstandes, seiner Entschlossenheit, Freigebigkeit und Tapferkeit. Als einst Hamed einen Ausflug aufs Land machte, warf Yussuf keck die Maske ab, und in einer halben Stunde saß er fest auf dem Throne unter dem allgemeinen Freudenzuruf seiner Unterthanen. Als Hamed die Artillerielsalven hörte, erkannte er, daß er verrathen sey, floh zu seiner Sicherheit in einen der religiösen Zufluchtsorte, und am folgenden Tag in die Gebirge, wo er die Araber um Schutz bat. Yussuf schickte einen Boten an ihn, und ließ ihm das Beilik Bengasi anbieten, das Hamed annahm, und zu Schiffe nach jener Stadt abfuhr; unterwegs aber vermochte er den Kapitän durch Bestechung, nach Malta zu segeln, an welcher Insel er schelterte, und nach einigen Jahren als Verbannter zu Alexandria starb.

Yussuf begann seine Laufbahn in der Blüthe männlicher Kraft, und wurde bald, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, wenn nicht Bildung und Erziehung die Leidenschaften zügeln, ein Sklave des Ehrgeizes, der Rachsucht und Wollust. Er heurathete Fatima, die Tochter eines Mameluken, welche mit großer Schönheit ein vortreffliches Herz verband, eine ausgezeichnete Gattin und liebreiche Mutter war, und durch ihre Bitten und Vorstellungen das Leben von Tausenden rettete. Diese Frau starb im Jahre 1813, allgemein geliebt und bedauert, und zwei schöne Mausoleen erheben sich am Meeresufer, die jetzt den in den schwierigen Hafen von Tripoli einlaufenden Schiffen als Wahrzeichen dienen. Drei Söhne und zwei Töchter waren aus dieser Ehe entsprossen. Muhammed, oder wie man in Tripoli gewöhnlich sagt, Emhammed, der älteste, und Vater des jetzigen äußern *) Pascha's, starb als Verbannter in Aegypten, da man Yussuf durch alle möglichen Intriguen gegen ihn eingenommen hatte. Der zweite Sohn, Bey Hamed, war ein großer Liebling seines Vaters und den Franzosen sehr ergeben, obgleich er nicht zum Besten von ihnen behandelt wurde. Ali, der jetzige innere Pascha, war der dritte Sohn. Pferde, Nichtsthun, Wohlleben und Weiber waren ihr Zeitvertreib, mit Ausnahme Emhammeds, der als Verbannter in Aegypten sich mit europäischer Geschichte und Politik abgab.

Außer Fatima hatte Yussuf noch drei schwarze Frauen, da

*) Auf den Karten gewöhnlich Jerbi.

*) Man nennt Ali, Yussufs Sohn, den innern Pascha, weil er sich in der Stadt befindet, Emhammed aber, der außerhalb ist und Ali belagert hält, den äußern Pascha.

Digitized by Google

das Gesetz des Propheten jedem Gläubigen vier rechtmäßige Frauen gestattet, und seine Leidenschaft für Negerinnen hatte wenigstens den guten Erfolg, das Schicksal dieser unglücklichen Sklaven in der Regentschaft zu verbessern, der Handel damit ist seit einigen Jahren gänzlich abgeschafft, und dadurch auch für Christen ein Handelsweg ins Innere des Landes eröffnet worden. Von allen diesen Frauen hatte Yussuf mehrere Kinder, meist sehr hübsche junge Leute, allein die Ausgaben für sie waren ungeheuer, und die armen Araber wurden zu dem Ende doppelt und dreifach belastet. Jede Verehelichung eines Sohnes kostete eine halbe Million spanischer Thaler, und die Festlichkeiten dabei waren so roh, wie man es von einem halb civilisirten Volke erwarten kann.

Yussuf war schon von Natur ein mißtrauischer argwöhnischer Charakter, oft floh er Nachts aus einem Zimmer in das andere, obgleich alle mit dreifachen Thüren, Schlössern und Riegeln wohl versperrt, und er, so wie seine Diener stets vollständig bewaffnet waren. Mit den Jahren stieg seine Bösartigkeit, seine Grausamkeit und seine Tyrannei; wenige seiner Unterthanen konnten zu einigem Wohlstand gelangen, ohne stets befürchten zu müssen, auf verrätherische Weise dem Henker überliefert zu werden, denn es war seine Gewohnheit, reiche Leute unter der Maske der Freundschaft in sein Schloß einzuladen, und dann ihren Kaffee zu vergiften, oder sie an seiner Thürschwelle ermorden zu lassen, um ihr Eigenthum confisziren zu können. Ein weiteres Mittel, Geld zu gewinnen, bestand darin, daß er den Münzwerth veränderte. Den spanischen Thaler, der in sieben Piaster getheilt war, befahl er für zwölf oder fünfzehn auszugeben, und wenn es ihm gelegen war, wurde die alte Geltung wieder hergestellt. Hiemit nicht zufrieden, erhob er fortwährend außerzewöhnliche Auflagen und verschwendete das Geld auf die unsinnigste Weise, indem er z. B. den kostbarsten Schmuck für seine Frauen aufkaufte, von denen keine unter 10 bis 20,000 Thaler an Werth in Juwelen an sich trug. Sehr gegen den Koran, trank er beinahe nichts als Champagner, und die letzten Jahre seines Lebens brachte er beinahe völlig im Harem und im Bade zu, in welchem er jeden Tag ganze Stunden blieb. Eine weitere Beschäftigung bestand darin, seinen langen weißen Bart schwarz zu färben, worauf er regelmäßig zwei oder drei Tage in der Woche verwandte. Der Pascha lebte mit seiner Familie in einem Schlosse, das die Stadt beherrscht und den stärksten Theil der Befestigungen bildet. Niemand kann diese Feste ohne Schrecken und Abscheu betrachten, und jeder, der ihre Mauern betritt, muß schaudern bei dem Gedanken an die zahlreichen bekannten und noch zahlreichern unbekannten Mordthaten, die hier begangen wurden. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs vor drei Jahren bestand des Pascha's Familie aus drei Söhnen und zwei Enkeln, den Kindern seines ältesten, seit lange schon verstorbenen Sohnes. Ali, der dritte überlebende Sohn, ist etwas über 40 Jahre alt, in vieler Hinsicht ganz derselbe Charakter, wie sein Vater, wo nicht schlimmer, und sicher dem Volke weit verhaßter; er ist so haßsüchtig, daß man ihm den Namen Ali Para *) gegeben hat. Sein Benehmen bei der Armee, als er gegen die Rebellen in Fezzan geschickt wurde, zeigt seinen Charakter in vollem Lichte. Abdschalil, das Haupt eines zahlreichen mächtigen Araberstammes, verweigerte vor etwa fünf Jahren dem Pascha den Tribut und entriß ihm Fezzan. Ali wurde mit einer starken Truppenmacht gegen ihn gesendet, statt aber seines Vaters Sache zu vertheidigen, ließ er sich von Abdschalil bestechen und opferte eine Menge Mannschaft auf, indem er seine Truppen absichtlich in gefährliche Stellungen führte, wo es an Wasser und Lebensmitteln fehlte: so nöthigte er seinen alten Vater ihn und seine Armee zurückzurufen, ohne daß er von dieser kostspieligen Expedition irgend einen Vortheil geärntet hätte. Nicht zufrieden mit diesem niederträchtigen und verrätherischen Benehmen, übernahm er auch noch selbst die Lieferung der Lebensmittel für die Armee, forderte ungeheure Preise, und ließ sogar das wenige Wasser, das man auffand, nur gegen baares Geld verkaufen. Diese Behandlung erbitterte das Volk so sehr, daß man ihm nie verzieh, was um so weniger zu verwundern ist, da er auch noch durch Handlungen der gröbsten Barbarei den allgemeinen Haß auf sich lud.

Der älteste Enkel und eigentliche Erbe, Emhammed, ist ein schöner junger Mann von ungefähr 25 Jahren. Lange Zeit lebte er mit seiner Familie in der Meschia und enthielt sich aller Einmischung in die politischen Angelegenheiten des Landes, fürchtete jedoch den Ausbruch von Unruhen so sehr, daß er stets eine Anzahl getreuer Leute um sich hielt, und Tag und Nacht alle Pferde gesattelt waren, um nöthigenfalls aus dem Lande entfliehen zu können. In solcher ewigen Besorgniß lebte er unter der Regierung seines eigenen Großvaters. Emhammed, der die Liebe des ganzen Landes besitzt, ist der treue und ergebene Freund Englands, während Ali, sein Oheim, zu dem französischen Interesse sich hinneigt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Para ist bekanntlich die niederste Münze und gilt jetzt in der Türkei wenig über einen Heller.

Beiträge zur neuesten Statistik des Staates Veracruz.

(Nach amtlichen Quellen bearbeitet.)

Der Staat Veracruz ist aus der vormaligen Intendantschaft gleiches Namens gebildet, nach Abzug des jetzigen Staatsgebiets von Tabasco und mit Hinzufügung eines südlichen Theiles der vormals zur Intendantschaft S. Luis Potosi gehörigen s. g. Kolonie Neu-Santander. Er gränzt östlich und südöstlich an den Golf von Mexico und die Staaten Tabasco und Chiapas; nördlich an den Staat Puebla, insofern durch denselben seine Verbindung mit seinem eignen nördlichsten Theile auf einer kurzen Strecke unterbrochen wird, und demnächst an die Staaten Querétaro und Tamaulipas; westlich an Querétaro, Puebla und Oajaca; südlich an Oajaca und die Republik Centro-Amerika.

Das Klima des Staats gehört in seinen Niederungen zu den wärmsten des Erdballs, wird jedoch an der Küste durch die häufigen Nordwinde sehr gemildert. Der mittlere Thermometerstand des Jahres 1850 (welches keineswegs zu den heißen gehörte) war in der Stadt Veracruz = + 77° 14‴ F. (20⅞° R.) Eine vom 15 Nov. bis 20 Dec. desselben Jahres zu Misantla mit großer Genauigkeit angestellte, täglich zehnmal wiederholte Thermometerbeobachtung ergab

einen absolut höchsten Stand von + 25 R.
— — niedrigsten — — + 6 —
— durchschnittlichen — — + 15° 9‴ R.

Eine desgleichen in der Stadt Orizaba für das ganze Jahr 1850 ergab einen durchschnittlichen Stand von + 21 C. (18⅞° R.) In demselben

Jahre betrug die Masse des ebendaselbst gefallenen Regens 24 Zoll. Im Dorfe Coatepec, Departements und Kantons Jalapa, war während desselben Jahres der höchste Thermometerstand = 80 (21½° R.) und der niedrigste = 48 F. (7° R.): die Masse des gefallenen Regens betrug 62 Zoll. — Uebrigens sind innerhalb des Staates bekanntlich, nach Verschiedenheit der Erhebung einzelner Punkte über der Meeresfläche, alle klimatischen Abstufungen (muy caliente, caliente, muy templado, templado, templadito, frio, muy frio, nieve perpetua, jedes einzelne dann wieder durch den Beisatz humido oder seco differentiirt) anzutreffen. Caliente ist der vorherrschende Charakter in den Departements Veracruz und Acayucam, wo es nur selten zu templado kommt, und niemals zu frio; templado herrscht vor in den Departements Orizaba und Jalapa, jedoch mit häufigerer Umkehr zu frio als zu caliente. — Die vom klimatischen Einfluß abhängigen endemischen Krankheiten, vorzüglich das schwarze Erbrechen (vomito prieto) hatten in den Jahren 1850—52 sich ungewöhnlich milde erwiesen, woran indessen auch verbesserte Gesundheitspolizei und Kurart ihren Antheil haben mochte. In der Wurzel der Schlingpflanze huaco oder guaco glaubte man kürzlich ein Spezifikum gegen das Vomito entdeckt zu haben. Uebrigens hat diese Krankheit, seit der Revolution und dem dadurch vermehrten Verkehr mit den ihr vorzugsweise unterworfenen Europäern auch über solche Küstenpunkte des Staates sich verbreitet, wo sie zur Zeit der spanischen Herrschaft völlig unbekannt war.

Folgende geographische Ortsbestimmungen sind in den letzten Jahren neu festgestellt worden, auf den Grund astronomischer und trigonometrischer Beobachtungen und Messungen:

Stadt Orizaba unter 18° 50′ 52″ N. B. und 2° 1′ 42″ O. L. von Mexico.

Flecken Panuco unter 22° 4′ N. B. und 98° 49′ W. L. von Greenwich.

Flecken Tampico unter 22° 6′ N. B. und 98° 28′ W. L.

Pueblo viejo de Tampico unter 22° 12′ N. B. 98° 30′ W. L.

Dorf Ozuluama unter 21° 40′ N. B. 98° 26′ W. L.

— Tantima unter 22° 32′ N. B. 98° 25′ W. L.

— S. Catalina Chontla 21° 54′ N. B. 98° 25′ W. L.

— Tantoyuca unter 21° 17′ N. B. 98° 50′ W. L.

— Chiconamel unter 21° 6′ N. B. 98° 56′ W. L.

— Tempoal unter 21° 55′ N. B. 98° 55′ W. L.

Auf einem waldbewachsenen Hügel in der Nähe des Dorfes S. Francisco de Colila, im Kanton Misantla, hatte man kürzlich einige alt-indianische Ruinen entdeckt: die eine schien einem ehemaligen verschanzten Waffenplatze anzugehören, andere von Gräbern herzurühren. Vielleicht sind es Spuren der, nach alter Tradition der Eingebornen, lange vor der Konquista, in dieser Nachbarschaft gestandenen, aber schon zu Cortes Zeit verschwunden gewesenen großen Indianerdörfer Guegueteyet und Cuaçoatlan.

Von der, schon bei Humboldt erwähnten, merkwürdigen altindianischen Struktur in den Urwäldern des Kantons Papantla hat im Jahre 1851 der geschickte Architekt und Zeichner, Herr Nebel, an Ort und Stelle Risse und Zeichnungen verfertigt, welche er, mit mehreren interessanten Früchten seiner Kunstreise, nächstens dem Publikum mitzutheilen gedenkt.

Merkwürdig sind die in der „serrania del cofre" unfern Perote, Kantons Jalancingo, gefundenen, sehr bedeutenden, noch nicht hinlänglich untersuchten Ruinen zweier altindianischer, wahrscheinlich schon lange vor Cortes Zeit zerstörter Dörfer, deren Plätze die Urwohner jetzt mit den Namen Pueblo viejo und Forse bezeichnen. Das erstere kann, nach Umfang und Distribution der Ruinen zu schließen, gegen 1000 Häuser enthalten haben, deren Ueberreste ein sehr solides Mauerwerk und einen vortrefflichen wasserdichten Mörtel zeigen. In der Mitte befand sich ein kolossales Gebäude mit einer Ringmauer, 1½ Varas dick. Das zweite war ungefähr nur halb so groß. Daselbst wurden ganz kürzlich interessante Fragmente einer alten Bildsäule entdeckt und an die Kantonsbehörde abgeliefert. Es ist die in Marmor gehauene Figur eines vom Gürtel aufwärts nackten Weibes, welche einen großen Vogel fest umschlungen hält, von besserer Arbeit, als man bisher noch an altindianischen Skulpturwerken angetroffen. Kopf und Unter-Extremitäten fehlen; auch der Vogel ist zu sehr verstümmelt, um seine Art zu bestimmen. Der Kantonspräfekt von Jalancingo sagt in seinem Bericht an die Regierung: „es würde sich aus den Fragmenten, ohne ihnen Gewalt anzuthun, eine von Jupiter-Schwan geliebkoste Leda ergänzen lassen." — Im Gebiete der rancheria de Mescatelco desselben Kantons existiren gleichfalls Ruinen einer uralten indianischen Stadt von beträchtlichem Umfange. Einige noch über der Erde befindliche Reste von Gemäuer sind aus Quadersteinen sehr kunstgerecht gefügt, und mehrere ausgemauerte unterirdische Gewölbe noch sehr gut erhalten. Man hat viele indianische Götzenbilder und Hausgeräthschaften daraus zu Tage gefördert, aber sie noch nicht eigentlich bis auf den Grund untersucht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Nevis mit Charlestown.

Diese den Engländern gehörige kleine antillische Insel ist zwar kaum 1 Quadratmeile groß, aber dennoch, ungeachtet sie bloß ein hoher, mit Bäumen bewachsener Berg ist, ungemein fruchtbar. Sie hat viele Quellen, aber ein heißes, ungesundes Klima; auch sind heftige Stürme eine sehr gewöhnliche Erscheinung. In den Thälern nicht nur, sondern auch an den Seiten der Berge sieht man überall schöne Pflanzungen von Zucker, Baumwolle und Tabak, als den Hauptprodukten der Insel, deren Hauptniederlage die Stadt Charlestown ist. Außer ihnen findet man noch im Ueberflusse Citronen, Orangen, Limonien, Gurken, Meerfenchel, Pferde, Rindvieh, Maulthiere, langhaarige Schafe, die jährlich zweimal 3—4 Junge werfen, Affen, Kaninchen, kalekutische Hühner und Papagaien, 8—10 Fuß lange Eidechsen, Landhechte, die statt der Flossfedern 4 kleine Füße, aber viele Aehnlichkeit mit dem See- und Flußhechte haben, Krabben, Krebse, Scorpionen, Soldatenschnecken, die keine eignen Häuser haben, sondern sich in die leeren Gehäuse anderer Schaalthiere einquartieren, viele Muschelarten, Korallen u. a. m. — Der Handel besteht hauptsächlich in Zucker, wovon 4000 Centner jährlich ausgeführt wird, in Baumwolle und Tabak, zusammen ein Gegenstand von mehr denn 2 Millionen Franken. Der Einwohner sind beinahe 9000, unter denen etwa 1000 Weiße und 8000 Neger, Mulatten und Mestizen sind, welche die Insel vorzüglich gut angebaut haben. Der Hauptort ist Charlestown, auf der Südwestseite, mit einer sehr sichern Rhede, wo die Schiffe vor Anker liegen; denn die Stadt selbst ist ohne Hafen. Sie hat große und reiche Waarenniederlagen, und wird durch ein Fort vertheidigt, in dem etwa 150 Mann englische Truppen liegen.

Miscellen aus indischen Journalen.

Der Krieg gegen die Schekawatties scheint bald beendigt werden zu sollen. Die Häuptlinge kamen, um ihre Unterwerfung anzubieten, und einer der bedeutendsten hat bereits alle seine Festen geöffnet. Maun Singh, Radschah von Dschudpur, hat einen ganz unterwürfigen Brief an den englischen Befehlshaber geschrieben, und versprochen, den Räubereien derselben selbst Einhalt zu thun. Man traute aber seinen Versprechungen nicht und die Truppen rückten dennoch vor. Diese bestanden aus drei Reiter- und sechs Sipahi-Infanterieregimentern, nebst zwei Batterien reitender und fünf Batterien Fußartillerie. Da man befürchtete, öftere Belagerungen unternehmen zu müssen, so führte man sechs zehnzöllige und sechs achtzöllige Mörser, sechs 68 Pfünder-Haubitzen, sechs 24 Pfünder und sechs 18 Pfünder mit sich, nebst 5 Kompagnien Sappeurs und Mineurs. Man scheint indeß dieß Alles nicht zu bedürfen, findet sich aber doch in Verlegenheit, denn das Land soll wenig besser als eine Wüste seyn, um so mehr, als das Jahr zuvor nicht ein Tropfen Regen gefallen war. Der Mangel an Lebensmitteln ist daher groß, und unter den Truppen herrschen Krankheiten. Das 4te leichte Reiterregiment, ein europäisches, soll nur 150 dienstfähige Mann haben.

*

Sir J. Malcolm ist mit einer „Lebensbeschreibung des großen Lord Clive" beschäftigt, die sich auf eine große Anzahl Familienpapiere und andere authentische Originalquellen stützen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 183. 2 Julius 1835.

Neue französische Literatur.

Histoire et description des principales villes de l'Europe, sous la direction de Mr. Nisard.

Ich weiß nicht, ob die Leser des Auslandes sich erinnern, daß im Laufe des vorigen Jahres in der Revue de Paris ein heftiger Streit sich entspann zwischen der sogenannten littérature sérieuse und der littérature facile, deren Vorkämpfer waren, für die erste: Nisard, für die letzte Janin. In dieser Controverse hat Nisard Talent und Wissen gezeigt. Heute tritt er als das Haupt einer großen literarischen Unternehmung hervor. Es handelt sich von Nichts weniger als von der Geschichte und Beschreibung der vorzüglichsten Städte Europa's, ein Werk, welches vorläufig auf dreißig Quartbände berechnet ist, und mindestens zweihundert Städte begreifen soll, unter Voraussetzung des öffentlichen Beifalls aber eine noch größere Ausdehnung erhalten wird.

So groß diese Ankündigung ist, so darf dennoch das Publikum dießmal auf eine ernstliche Absicht und auf eine gewissenhafte Ausführung zählen, und einem eben so neuen als wichtigen Werke entgegensehen. Dafür bürgt der Name des Unternehmers und Direktors und die Individualität seiner Mitarbeiter. Da die Geschichte der Städte von allgemeinem Interesse, auch für Deutschland ist, so geben wir eine nähere Beschreibung ihres Planes und des Zieles, nach welchem sie strebt.

In der Regel verliert sich die Geschichte der Städte in der Geschichte der Länder, zu welchen sie gehören, und wird nur in ihrem Zusammenhange zu der größern Geschichte dieser Länder behandelt. Gleichwohl hat jede Stadt ihre eigne, innere Geschichte, ihre Familienchronik, welche für sich und unabhängig von der Landesgeschichte ihre eignen Quellen besitzt, und ihren eignen Weg geht.

„Wir wollen" — sagt Nisard — „diese Städte, welche nur beiläufig in den allgemeinen Geschichten und Beschreibungen vorkommen, als Hauptsache behandeln, und aus dem Staube ihrer besondern Archive eine unbekannte Welt merkwürdiger, unerwarteter und unterhaltender Thatsachen aufbauen. Jede derselben wird ihr eignes und inneres Leben zeigen. Diesen kleinen Nationen, welche in dem Innern ihrer Mauern eingeschlossen waren, werden wir ihre Rechte wieder geben, welche ihnen von der großen Nation, zu der sie gehörten oder noch gehören, entrissen worden sind; diese Denkmäler, diese Ueberreste, kostbare Ueberbleibsel des eigenthümlichen Charakters einer jeden Stadt, werden wir von den allgemeinen Beschreibungen lostrennen, und sie in Verbindung bringen mit der Geschichte der Stadt, in welcher sie sich befinden und deren einzigen Reichthum sie zuweilen ausmachen. Diese Sammlung wird seyn wie eine Biographie der berühmten Städte, in welcher die Geschichte das geistige Leben erzählen, und die Beschreibung des äußern Lebens darstellen und gleichsam das Gewand einer Jeden wiedergeben soll."

Unter dem Ausdrucke villes principales versteht die histoire des villes, außer allen Residenzstädten des heutigen Europa's, jede Stadt, welche der Sitz einer Regierung war, welche große Ruinen besitzt, Denkmäler verschiedener, auf einander folgenden Kulturperioden, eine Kathedralkirche, einen heidnischen Tempel, eine arabische Moschee, einen Circus, ein Stadthaus, ein fürstliches Schloß, jede Stadt, deren Name populär ist, nicht allein in den Wissenschaften, sondern auch in der Erinnerung der Völker, jede Stadt endlich, bei welcher die Geschichte, die Kunst und die Statistik den Stoff interessanter Beschreibungen und Geschichten darbieten.

Dieser Maßstab ist groß und sicherlich geeignet, eine sehr werthvolle Bearbeitung zu befördern. Man denke in Frankreich an die alten und historisch so merkwürdigen Städte: Arles, vor alter Zeit die Hauptstadt eines gallischen Stammes, nachher eine römische Municipalstadt, sodann blühende Republik im Mittelalter, und heute eine kleine Unterpräfektur im Departement der Rhonemündungen, voll Ruinen aller seiner verschiedentlichen Bildungsperioden und aller seiner Größen; Autun, die alte gallisch-römische Stadt, ehmals Herrin von Lyon, welches letztere heute die zweite Stadt Frankreichs ist; Dijon, die Hauptstadt der Herzoge von Burgund zu einer Zeit, in welcher sie mehr Könige von Frankreich waren, als der König selbst; Bordeaux, welches im zwölften Jahrhundert mit dem Frankreich von Bourges und Paris Krieg führte, um seine Weine den Engländern verkaufen zu können; Rouen, die alte Stadt, welche vor Frankreich schon eine große Geschichte hatte; so in Spanien Sevilla, Cordova, Grenada, einst mächtige Hauptstädte während der Herrschaft der Araber, heute die Unterthanen von Madrid, welches zur Zeit ihres Glanzes ein unbekanntes Dorf war; in Portugal

Digitized by Google

Coimbra, die Stadt der Studenten, in Sicilien Messina, Catania, diese schönen Städte, welche auf noch schönern Ruinen stehen; Syrakus und seine ungeheuren Katakomben, von welchen man so wunderbare Geschichten erzählt; Agrigent, welches seinen historischen Namen gegen den von Girgenti vertauscht hat; in Italien zehn gefallene Republiken, eine einzige überlebende, San-Marino, die Duodez-Republik, welche aus einer Stadt und zwei Dörfern besteht, siebzigtausend Franken jährlicher Einkünfte, eine Armee von vierzig Mann und eine Artillerie von vier Kanonen besitzt; in Deutschland alle die geistlichen Städte der Rheingegenden mit ihren Wundern, Sagen und Legenden: Speier, Worms, Aachen, Köln u. s. w.; in Tyrol Trient und sein berühmtes Concilium, welches achtzehn Jahre währte; in England die feodalen Städte neben den Industriestädten, Kantorberp neben Manchester und Liverpool; die Universitätsstädte Orford, Cambridge; die Kriegsplätze Portsmouth, Plymouth, in Schottland Edinburg, die Stadt Walter Scotts; in Irland Dublin, Londonderry, deren schöne Gebäude in so grellem Abstiche stehen mit dem Elende und den Bewegungen einer unterdrückten Nation.

Neben der Erzählung soll die Beschreibung das Gemälde vollenden, und von treuen und meisterhaften Abbildungen begleitet seyn, und auch der Statistik wird ihr gebührender Platz eingeräumt werden.

Bereits besitzt das Publikum die ersten Lieferungen dieses bedeutenden Werkes. Die erste der beschriebenen Städte ist Nismes von Nisard, mit aller Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt, und von hohem Interesse.

Diese Geschichte der Städte, auf welche wir öfter zurückkommen werden, erscheint in wöchentlichen Lieferungen, jede Lieferung hat vier Bogen Text und einen Kupferstich. Fünfzehn Lieferungen, jede zu 1 Fr., bilden einen Band, so daß der Preis eines Bandes 15 Fr. ausmacht, eine Summe, welche neben der Bogenzahl, der typographischen Pracht und den Kupfer- und Holzstichen aufhört, groß zu seyn.

Der neueste Zustand von Tripoli.

(Fortsetzung.)

Die obige Skizze des Charakters der handelnden Personen rührt von einem Manne her, der den englischen Konsul in Tripoli, Oberst Warrington, für einen durchaus redlichen und ehrenwerthen Mann erklärt, während derselbe von den französischen Blättern und zum Theil auch vor der englischen Presse aufs bitterste angeklagt wird, daß er den Bürgerkrieg aus eigennützigen Zwecken genährt und auf eine unverantwortliche Weise den Enkel Emhammed gegen den Oheim Ali und den Großvater Yussuf Caramanli unterstützt habe. Wie viel an diesen Beschuldigungen Wahres sey, läßt sich bei dem Gewirre und der offenbaren Parteilichkeit vieler Angaben unmöglich entscheiden. Doch wie dem auch seyn möge, man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß England den Plan gefaßt habe, früher oder später durch Einmischung in diesen Streit festen Fuß in einem Lande zu fassen, das, wenn gleich nicht durch Umfang und Einwohnerzahl, doch als militärische und Handelsstation wichtiger ist, als Algier selbst. Wir lassen indeß diese Vermuthung, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit wahrscheinlich von den künftigen Ereignissen im Orient abhängt, dahin gestellt, und kehren zur Erzählung der Geschichte zurück.

Um seine unsinnige Verschwendung fortsetzen zu können, machte der alte Pascha bei französischen und englischen Kaufleuten Schulden auf Schulden. Den zu Tripoli sich aufhaltenden englischen Kaufleuten und Unterthanen*) war er beinahe 50,000 Pf. St. schuldig, und England, das die Zerrüttung seiner Finanzen kannte, hatte sich sehr nachsichtig bewiesen, und seinem Wunsche gemäß ihm noch Zeit gelassen, die Steuern einzutreiben. Die Schulden schrieben sich nämlich schon vor 10 Jahren her, und Yussuf hatte auf wiederholtes Andringen versprochen, in halbjährigen Raten und im Laufe von anderthalb Jahren das Ganze zu bezahlen: wiederholt war dieß Versprechen gebrochen worden, und der Unwille der Engländer stieg, als man allmählich erfuhr, daß die französischen Gläubiger sämmtlich bezahlt seyen. So erhielt endlich der Konsul Befehl, die Bezahlung der ganzen Schuld zu fordern, und im Verweigerungsfalle seine Flagge einzuziehen. Dieß geschah im Monat Julius 1832; die Schuld wurde nicht bezahlt, und so zog denn der englische Konsul die Flagge ein, und begab sich auf eines der Kriegsschiffe. Damals versprach Ali seinem Vater, alle Schulden zu bezahlen, wenn er abdanken wolle: das wollte aber der alte Yussuf nicht, sondern legte neue Steuern auf, deren Ertrag er, statt seine Gläubiger zu bezahlen, abermals verschleuderte. Eine neue in der Meschia aufgelegte Abgabe brachte endlich das Volk zur Verzweiflung, und es brach in offenen Aufstand aus. Der erste Schritt war die Absendung einer Deputation an den Enkel Emhammed, den rechtmäßigen Erben, um ihn aufzufordern, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen, worein er, wiewohl mit Widerstreben, willigte; die Abgeordneten versprachen ihn auf den Thron zu setzen, und nahmen ihm einen Eid ab, daß er in Zukunft das Land nach bestimmten Gesetzen verwalten wolle. So wurde Emhammed durch die einhellige Stimme des Volkes zu der höchsten Macht im Staate erhoben, und eine Armee von mehr als 12,000 Mann sammelte sich unter seinen Befehlen. Als der alte Pascha sah, daß er dem Strome nicht länger sich entgegen stemmen könne, dankte er ab zu Gunsten seines Sohnes Ali, der aber noch weit verhaßter ist als er selbst. Dadurch erhielt Ali, der seines Vaters einzige getreue Soldaten, etwa 500 Neger, für sich gewonnen hatte, Besitz von der Stadt Tripoli, und behauptete diese Stellung während der letzten drei Jahre. Emhammed auf der andern Seite hat beinahe das ganze Land im Besitz, und ist von einer starken Armee unterstützt, die ihn als ihren rechtmäßigen Souverän betrachtet.

Die Art, wie Ali seinen eigenen Vater behandelt, stimmt mit seinem übrigen Benehmen überein. Er hält ihn in seinen Zimmern im Schlosse eng eingeschlossen, bewilligt ihm gerade nur so viel, daß er sein Leben zu fristen vermag, und hat ihn völlig von seinen Frauen getrennt, denen er alles Geld, was sie besaßen, abnahm, und ihre Juwelen und andere Kostbarkeiten in

*) Dieser sind nicht weniger als 2000, meist Maltheser.

Digitized by Google

Geld verwandelte. Durch diese Mittel hat er einen bedeutenden Schatz aufgehäuft, und ist im Stande, seine wankende Stellung durch Bestechung zu behaupten. Seine schwarzen Soldaten unterstützten ihn immer mehr aus Furcht als aus einem andern Beweggrunde, da sie, im Falle einer Gefangennahme, das wohlverdiente Schicksal fürchten, was ihnen als den Hauptwerkzeugen aller Schändlichkeiten des alten Pascha's bevorsteht.

Emhammed behauptet eine starke Stellung unter den mit Mauern umgebenen Gärten, um welche her seine Truppen Verschanzungen aufgeworfen und Batterien auf denjenigen Seiten, welche von der See und der Stadt aus beherrscht werden, errichtet haben. Diese Gärten dehnen sich etwa sechs Stunden längs der Küste, und vier Stunden landeinwärts gegen die Wüste aus. Das Volk ist enthusiastisch für ihn eingenommen, und da er so arm ist, daß er nicht das Mindeste zu den Kosten des Krieges beitragen konnte, so muß er den Krieg mit den freiwilligen Beisteuern seines Volkes führen, das ohne Bezahlung unter ihm dient, und um die Schanzen her Tag und Nacht regelmäßige Wache hält.

Einer der Häupter des Aufstandes *) hält sich zu Malta auf, von wo eine Menge Waffen und Munition bezogen werden, die man leicht landen kann, da eine kleine Bai am Eingang des Hafens in den Händen Emhammeds und durch eine Batterie vertheidigt ist. Hier wurde ein Zollhaus errichtet und von einem Kaufmann in Pacht genommen; diese Pachtsumme kann man als die einzige bestimmte Einnahme Emhammeds ansehen. Der Bezug von Waffen und Kriegsmaterial scheint indeß nicht immer glücklich vorüber gegangen zu seyn, denn nach den vom Messager des Chambres am 17ten Julius vorigen Jahrs mitgetheilten Nachrichten vom 2ten Jun. nahmen Ali's Kanonierboote zwei wohlbeladene Brigantinen weg, und nur die dritte entkam durch eilige Flucht.

Während des ersten Kriegsjahres fanden eine Menge Ausfälle statt, mehr als 60, die alle mit Verlust zurückgeschlagen wurden. Später wurden der Ausfälle weniger, da die Stadtpartei an Zahl abnahm; nur etliche Hundert Neger blieben Ali's Sache treu. Mit Ausnahme dieser Truppen würden die Stadtbewohner gerne entfliehen und sich zu der andern Partei schlagen, wenn sie nicht für ihre Weiber und Kinder besorgt wären. Viele sind indeß dennoch mit Gefahr ihres Lebens entflohen, einige indem sie die wachhabenden Soldaten bestachen. Auf Ali's Seite geschieht nichts ohne den französischen Konsul um Rath zu fragen, der auf die entschiedenste Weise seine Partei ergriffen hat, und großen Einfluß bei dem Premierminister Muhammed d'Ghies besitzt, einem beinahe eben so schändlichen Charakter, als sein Bruder Hassuna d'Ghies, dem Mitschuldigen von Major Laings Ermordung. **)

*) Wahrscheinlich Beitel-el-Mal.

**) Hier kommt eine schwere Anklage sowohl gegen Hassuna d'Ghies, als gegen den verstorbenen französischen Konsul Rousseau. Nach des unglücklichen Laings Ermordung nöthigte Warrington, der, wie es scheint, noch überdieß mit Laing verwandt war, dem alten Pascha alle Nachrichten über diese Begebenheit auf, und bewies ihm durch mehrere Zeugen, die eidlich aussagten, daß Major Laing auf Anstiften Hassuna's ermordet worden sey. Einer dieser Zeugen war derselbe, den Hassuna dem vertrauten Agenten Laings nachgeschickt hatte, um sich der ihm anvertrauten Papiere zu bemächtigen. Diese überließ er an den seitdem verstorbenen Konsul Rousseau als Theilzahlung einer demselben privatim schuldigen Summe Geldes. Rousseau soll sich mehrere Tage in seinem Hause eingeschlossen haben, um diese Papiere zu kopiren. Der alte Pascha war durch die mit ausdauerndem Eifer fortgesetzten Nachforschungen Warringtons endlich so vollkommen überzeugt geworden, daß er in Gegenwart des Konsuls eine Urkunde unterzeichnete, worin er die Angaben aller dieser Zeugen für wahr und authentisch erklärte, und seine Bereitwilligkeit ausdrückte, die Verbrecher wo möglich zu strafen. Der Hauptverbrecher war aber nirgends zu finden, denn er hatte sich durch Vorschub der Franzosen auf einer amerikanischen Fregatte eingeschifft. Der Pascha erklärte sein lebhaftes Bedauern, daß es nicht in seiner Macht stehe, den Mörder zu bestrafen, gab jedoch der englischen Regierung volle Erlaubniß, ihn zu hängen, wo sie seiner habhaft würde. Statt alle Verbindung mit diesem Manne zu desavouiren, ergriff die französische Regierung das seltsame Mittel, die Thatsachen in Abrede zu stellen: einen Gegenbeweis zu führen, war sie freilich nicht im Stande. Kurze Zeit nach der Einnahme von Algier erschien eine französische Eskadre vor Tripoli, erzwang von dem Pascha die Bezahlung der Schulden, und nöthigte ihn, unter Androhung eines Bombardements, eine Urkunde zu unterzeichnen, worin Alles, was er über Laings Ermordung und die Wegnahme seiner Papiere gehört und gesagt hatte, für falsch erklärt wurde. Wenn dieß wirklich wahr ist, so bedarf ein solches Benehmen keines Kommentars.

Oberst Warrington, der englische Generalkonsul, erhielt Befehl, eine strenge Neutralität zu beobachten, und bewohnte fortwährend sein Landhaus, während der französische und die übrigen europäischen Konsuln in der Stadt blieben. Dieß gab einen Hauptgrund zu dem allgemein verbreiteten Gerücht ab, daß sich England für Emhammed, Frankreich für Ali erklärt habe. Die Thatsachen selbst werden indeß beweisen, daß von Seite Englands strenge Neutralität beobachtet wurde, aber nicht von Seite Frankreichs. Als einen bezeichnenden Umstand kann man hiebei hervorheben, daß der oben erwähnte Hassuna d'Ghies im vorigen Jahre sich in Paris befand, um unter dem Einfluß der Pforte und Rußlands für Ali Para ein Anlehen mit einem großen pariser Kapitalisten abzuschließen. Er bat die Regierung um Erlaubniß, sein Anlehen zu 6 Proz. auf der Börse anschlagen zu dürfen. Zugleich ward er französische Offiziere für die Truppen seines Herrn.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur neuesten Statistik des Staates Veracruz

(Fortsetzung.)

Die Küste des Staats Veracruz, obgleich nur durch wenig mehr als vier Breitegrade sich erstreckend, hat dennoch durch die Krümmungen, welche sie beschreibt, eine Länge von 125 Leguas. Sie ist durch Beschwerlichkeit und Unsicherheit der Zugänge und Ankerplätze längst berüchtigt. Veracruz selbst bekanntlich ein sehr schlechter und gefährlicher Hafen, ja überhaupt kaum ein Hafen zu nennen. Die Ankerplätze zu Alvarado, Boca del Rio, Antigua, Juan Angel, Tuspan, Tbucalacas und Tampico sind an sich so übel nicht; aber sämmtlich bei ihren Eingängen durch Felsenriffe (Barren) gesperrt, welche zwar bei Alvarado und Tampico zur Fluthzeit von beladenen Handelsbriggs mittlerer Größe passirt werden mögen, bei den fünf übrigen jedoch nur von kleinen Lichterfahrzeugen, Schaluppen und Böten, und zuweilen auch das nur in der Regenzeit.

Digitized by Google

Die Bäche unterscheidet man in arroyos de agua permanente und arroyos de pluvias; nur die ersteren — der Zahl nach bei weitem geringeren — strömen aus wirklichen und nachhaltigen Quellen; die letzteren bildet vorübergehend während der Regenzeit das in den Gebirgsschluchten sich sammelnde Himmelswasser; man kann denken, zu welcher Gewalt und Wildheit sie bisweilen in einem Lande anschwellen, wo ein einziger Platzregen nicht selten dessen ganze Oberfläche mit 5 bis 6 Zoll Wassermasse binnen weniger Stunden überschüttet. — Die Flüsse könnte man hier in Erd- und Meerflüsse eintheilen; denn es gibt einige, welche auf keinem nachweislichen Wege zum Meere gelangen, sondern in tiefen unterirdischen Abgründen spurlos verschwinden. Im Dorfe Mistla, und unfern des Dorfes Teshuacan, beide im Departement und Kanton Orizaba, existiren solche flußverschlingende Abgründe, der letztere von solcher Tiefe, daß mit einer Senklinie von 600 Klaftern man noch keinen Grund gefunden hat. Die Flüsse, welche direkt in den das Staatsgebiet bespülenden Theil des mexicanischen Meerbusens sich ergießen, sind folgende:

1) Rio Blanco im untern Theile zuweilen auch Rio de Alvarado genannt, entspringt aus der Sierra Madre bei Aculpingo, Departements Orizaba, durchströmt die Kantons Orizaba, Cordova und Veracruz, verstärkt sich unterwegs durch Aufnahme des Cezetillo, Juan de Diosea, Jeguchalapa, Palatlec, Tequecholapa, Chicomapa, S. Antonio, Rio Seco, Aloyac, Chiquihuite, Alejo, Mitlat, Zapote und Amates; fällt bei Alvarado durch die Lagune in den Golf.

2) Rio de S. Juan, oder Tecomate, entspringt unfern Tecomaltepec, aus den Gebirgen von Villa Alta im Staate Oajaca, empfängt zahlreiche, doch an sich unbedeutende Affluentien, bildet zwei Bifurkationen, die eine westlich, die andere östlich von Tlacotalpam; der Hauptstrom der letzteren erhält dann den Namen Tecomate, vereinigt sich mit dem Cofamaloapam und del Paso, bildet die großen Lagunen Tequiapa und Embarcadero, gewinnt endlich als Ausmündung, 5 Leguas südwestlich von Alvarado, die mit dem Golfe direkt zusammenhängende Laguna del madero.

3) Rio de Jamapa, oder de Medellin, entspringt aus der Sierra Madre, nicht weit vom Fuß des Orizaba, durchströmt in seinem Laufe von Westen nach Osten, viele Bäche aufnehmend, die Feldmarken von S. Antonio, Hnatusco, Calcahualco, Ishuatlan, Tepetlasco, Temascal und Medellin, nimmt unterhalb dieses letztern Orts noch den aus den Gebirgen östlich von Cordova kommenden Fluß Cotaxtla auf, und ergießt sich beim Dörfchen Boca del Rio in den Golf.

4) Rio de Goazocoalcos entspringt aus dem unfern der Südgränze des Staats belegenen Mixes-Gebirge, vereinigt sich bei Fabrica del Passo südlich von Acayucam mit dem aus den Gebirgen von Tarifa im Staat Oajaca kommenden Flusse del Passo, und fällt 7 Leguas unterhalb des Dorfes Minotitlan in den Golf.

5) Rio de Tancochapa entspringt in der Sierra del Chontales, Departements Acayucam, Kantons Huimanguillo, vereinigt sich nach Aufnahme vieler Waldbäche mit dem Zanapafluß, und ergießt sich 8 Leguas südlich von der Mündung des Goazocoalcos über die Barre von Tonala in den Golf.

6) Rio de Antigua. Die Topographie seiner Quellen ist nicht ganz genau bekannt; doch sind sie zuverlässig in der Sierra Madre zwischen dem Cofre und Orizaba zu suchen. Durch wenige, größtentheils von Süden kommende Affluentien vergrößert, berührt er in seinem östlichen Laufe die Ortschaften Xicochimalco, Xaleomulco, Puente nacional und Antigua, wo er sich über die Barre gleiches Namens in den Golf ergießt.

7) Die Flüßchen Actopan, Chuchalacas, S. Juan Angel und S. Carlos müssen gemeinschaftlich in ihrem natürlichen Zusammenhange betrachtet werden. Der Actopan und Chuchalacas entspringen beide aus den Vorgebirgen des Cofre de Perote: parallel in einer Entfernung von 6 bis 12 Leguas, von Westen nach Osten laufend, berühren sie, jener die Feldmarken von Jalapa, Almalonga, Inchipe und Actopan, dieser das Dorf el Encero; jener empfängt seine Affluentien nordwärts, dieser südwärts, worunter das Flüßchen, welches man bei Plan del Rio auf der Straße von Veracruz nach Jalapa auf der Brücke passirt, welcher galanter Weise der Namen Puente de la reyna bis heute noch gelassen ward, während ihr Gemahl, Puente del Rey, seit der Revolution in Puente nacional umgetauft wurde. Der Actopanfluß theilt sich dann unterhalb der Ortschaft gleiches Namens und etwa 5 Leguas von der Küste in zwei ungleiche Arme, deren schwächerer die bisherige Richtung von Westen nach Osten beibehält, den Namen S. Juan Angel annimmt, und bei der Ortschaft gleiches Namens in den Golf fällt. Der stärkere Arm des Actopan wendet sich nach der Bifurkation fast im rechten Winkel von Norden nach Süden, bis er auf den Chuchalacas trifft, mit diesem vereinigt wieder die Richtung von Westen nach Osten annimmt, und unter dem Namen Rio S. Carlos beim Dorfe gleiches Namens sich zum Golf ergießt, wo indessen die Barre an seiner Mündung gewöhnlich noch Barra de Chuchalacas genannt wird.

8) Rio de Misantla entspringt im Kanton gleiches Namens, empfängt einige unbedeutende Affluentien und fällt über Barra de las Palmas in den Golf.

9) Rio del Palmar entspringt ebendaselbst, fällt in den Golf über Barra Nueva de Nautla.

10) Rio de Nautla entspringt im Kanton Jalanzingo, durchströmt einen Theil des Kantons Papantla, wo er streckenweise Rio Tlapacoyan heißt; das letzte Stadium seines Laufes ist parallel mit dem des Rio del Palmar, und er mündet ans zum Golf beim Dorfe Nautla.

11) Die Flüßchen Maguilmanampa und Ynquascaleo entspringen beide im Kanton Misantla und fallen unfern des Dorfes Colipa in den Golf.

12) Rio de Tenistepec empfängt seinen Namen erst von dem Orte gleiches Namens, wo, gebildet in Papantla aus dem Zusammenflusse zweier Waldbäche, er sich zum Golf ergießt.

13) Rio de Jalapam, auch Rio Grande und Rio de Tecoluta genannt, entspringt im Gebirge bei Jalapa, empfängt in seinem Laufe von Westen nach Osten außer mehrern namenlosen Waldbächen die Flüsse Chichilleila (welcher früher den Jalpam aufgenommen) und Teynantepec (der früher schon mit dem Intepec sich vereinigt), und fällt bei Tecoluta in den Meerbusen.

14) Rio de Cacones entspringt, wie der vorige, aus den Gebirgen von Jalapa, und zwar in der Sierra de Huanchinango: ergießt sich in den Golf unfern des kleinen Weilers Boca de Cazones.

15) Rio de Tampico, gebildet beim Dorfe Panuco durch Zusammenfluß des Rio Panuco, welcher im Staate S. Louis Potosi und des Rio Tula, welcher im Staate Mexico seinen Ursprung genommen. Der Zusammenfluß findet statt unter einem fast vollständigen rechten Winkel, indem der Panucofluß aus Westen, der Tulafluß aus Süden heranströmt. Der aus beiden neugebildete Tampicofluß behält die östliche Richtung des Panuco, und erweitert sich oberhalb Altamira zur Lagune von Tampico, aus welcher er nahe bei seiner Mündung wieder hervortritt, und über die Barre beim Flecken Tampico (nicht zu verwechseln mit der zum Staate Tamaulipas gehörigen Stadt gleiches Namens) sich zum Golf ergießt.

Von den vorbenannten Flüssen sind Nr. 15, 14, 13, 6, 5, 4, 3, 2 und 1 oberhalb der Barre an ihrer Mündung, und von 5 bis 10 Leguas aufwärts tief genug, um Seeschiffe, d. h. Handelsbriks bis 500 Tonnen Trächtigkeit aufzunehmen. Allein das Einlaufen wird durch die Barren an der Mündung den Seeschiffen theils ganz unmöglich gemacht, theils nur zur Fluthzeit oder sonst bei ungewöhnlich hohem Wasserstande gestattet. Die Flüsse unter Nr. 7 bis 12 tragen nur indianische Kähne, diese aber, besonders zur nassen Jahreszeit, ziemlich weit stromaufwärts. Von Brücken ist — mit Ausnahme der Prachtstruktur über den Antigua-fluß — nur hin und wieder etwa im ersten Stadium ihres Laufes die Rede. Man kann denken, wie beschwerlich und gefährlich der Landweg von Veracruz nach Tampico dadurch wird, daß man auf demselben genöthigt ist eilf Ströme (einschließlich des zum Staate Puebla gehörigen Tuspanflusses) auf kleinen Indianerkähnen, Pferde und Maulthiere nebenherschwimmend, zu passiren.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 184. 3 Julius 1835.

Ueber den Zustand der Literatur in Calabria Ultra II. *).

(Aus der Zeitschrift: il progresso delle scienze.)

Eine Uebersicht über den Zustand zu geben, in welchem sich die Wissenschaften und die Literatur in unserer Provinz befinden, und die Ursachen zu erforschen, welche ihrem Fortschreiten entgegenstehen, ist der Zweck dieses Schreibens, dem ich so viel als möglich mit aller Unparteilichkeit und Freiheit zu entsprechen suchen werde.

Die Wissenschaften und die Literatur sind, in allen Orten, welche die Provinz Calabria Ultra II bilden, in einem Zustand, der keineswegs zu beneiden ist. Nur wenige Individuen beschäftigen sich mit denselben, und ungemein zahlreich ist die Klasse der Unwissenden. Der größte Theil weiß entweder aus Trägheit, oder aus Beschäftigung mit dem eigenen Hauswesen, oder aus Mangel an Geschmack den Nutzen der Wissenschaften und das Vergnügen an der Literatur gar nicht anzuerkennen und zu schätzen; und wenn hie und da einer durch seine Erziehung in der Hauptstadt des Reichs oder im Hauptort der Provinz einige Neigung für dieselben in sich geweckt hat, so wird sie in Kurzem wieder durch die Beschäftigungen mit dem Hauswesen oder noch gewöhnlicher durchs dolce far niente erstickt. Doch kommt es vor, daß einige in der Landwirthschaft bewandert sind, welche oberflächlich gelernt haben, ihre eigenen Güter zu verbessern, oder daß einige mit der Literatur und den Wissenschaften sich beschäftigen aus Mangel an anderer Arbeit, oder aus Noth, um ein Gewerbe damit zu treiben; allein es ist unzweifelhaft, daß die Zahl der Personen, welche wahrhaft gebildet sind, äußerst gering ist. Das Lyceum zu Catanzaro, das Kollegium zu Monteleone, und die bischöflichen Seminarien haben zwar einigen Einfluß auf die Ausbreitung des Unterrichts, allein ... (Censurlücke im Original). Wirft man den Blick auf die Hauptdistrikte der Provinz, so findet man Verschiedenheit in ihrem Zustand. In Cotrone (dem Croton der Alten), welches durch seinen Namen schon die schönsten Erinnerungen erweckt, findet sich nichts mehr von seinem alten Ruhm und Glanze. Seine Einwohner, wiewohl sie die Anlagen zu wissenschaftlichen Beschäftigungen hätten, zumal zu den mathematischen Wissenschaften und der Zeichenkunst, sind einzig dem Handel ergeben, in der Schule der Habsucht erzogen, und kümmern sich nicht um höhere Kenntnisse. In Nicastro beobachtet man dieselbe Erscheinung, im Gegensatz zu dem freundlichen Monteleone, wo verschiedene Personen Geschmack und Kenntnisse besitzen. In Catanzaro findet sich noch am ehesten eine Spur von wissenschaftlichem Interesse, wenigstens übertrifft dieser Hauptort hierin jede andere Stadt in der Provinz Calabria Ultra II. Es hat dieß seine Gründe darin, daß diese Stadt der Hauptort der Provinz ist, daß sich hier ein Lyceum befindet, worin in allen Wissenschaften unterrichtet werden soll, daß hier von mehreren Lehrern Privatunterricht ertheilt wird, daß hier alle Tribunale der Provinz ihren Sitz haben, weßhalb sich viele Personen der Rechtswissenschaft widmen, und daß hier ein angeborener Geschmack für höhere Kenntnisse vorzuherrschen scheint. Diese Gründe könnten einen weit größeren und glücklicheren Erfolg haben, und von bedeutendem Einfluß auf die ganze Provinz seyn, wenn eine bessere Methode im Unterricht und bessere Lehrer die Jugend in das Heiligthum der Wissenschaften einführten, wenn diese mehr ermuthigt, unterstützt und beschützt, wenn nicht der allgemeine Mangel an Geld den talentvollen und begabten Jünglingen die Mittel entziehen würde, um sich zu unterrichten, und wenn nicht eben dieser Mangel andere nöthigen würde, eine Profession aus dem Grunde des Gelderwerbs zu ergreifen, und ohne die nöthigen Kenntnisse, um sie mit Erfolg zu betreiben. Der letztere Umstand macht, daß einige wissenschaftliche Zweige nicht gepflegt werden aus Liebe, welche sie dem einflößen, der ihren Werth kennt, sondern aus reinem Privatinteresse. Darum wird auch das Studium derselben oberflächlich betrieben, und die edleren Beschäftigungen, die aus dem obigen Grunde nicht genügend ausgeübt werden, sind in Mißkredit gekommen. Die Medicin ist nicht geschätzt, wie sie es verdient, das Forum ist entartet, beinahe alle freien Künste sind in ihrem Werthe gesun-

*) In mehreren deutschen geographischen Handbüchern, auch auf Karten, wie in Stielers großem Atlas, werden die beiden Provinzen Calabria Ultra I und II verwechselt. Die Prima ist die südlichste Spitze und hat Reggio zum Hauptort, die Secunda ist zwischen dieser und der Provinz Calabria Citra, hat Catanzaro zum Hauptort, und ist in vier Distretti eingetheilt, welche nach den Hauptorten heißen Catanzaro, Cotrone, Nicastro und Monteleone. In der Nähe des letztern Orts liegt am Meere das durch Murats Gefangennehmung und Hinrichtung berühmt gewordene Pizzo.

Digitized by Google

len. Doch darf man nicht mit Stillschweigen übergehen, daß einige Zweige der Literatur, zumal die Poesie, einigermaßen gepflegt werden, allein es geschieht mehr zum Zeitvertreib, als mit wahrem Eifer und wirklich poetischem Geiste.

Die Methode des Unterrichts, die man im Allgemeinen befolgt, ist fehlerhaft, denn man glaubt, die Literatur bestehe in einem langen Studium der lateinischen Sprache, in welche die Jünglinge in einem Alter eingeführt werden, in welchem sie nichts verstehen. Die Philosophie wird auf eine scholastische Weise nach pedantischen Büchern von schlechten Lehrern gelesen. Die Naturwissenschaften entbehren der Mittel, die zu ihrer Erlernung höchst nothwendig sind, und andere Studien fehlen gänzlich. Im königlichen Lyceum, wo doch die beste Methode seyn sollte, fängt man mit dem Unterricht der lateinischen Sprache bei Knaben an, welche kaum italienisch lesen können, fährt damit in sechs Kursen fort, ohne die Principien davon zu kennen, indem man beinahe immer die nämlichen Bücher übersetzt, und endigt mit der Unkenntniß in jener Sprache und mit dem Verlust an Geschmack für die Literatur nach sechsjähriger, unnützer Mühe. Man beginnt dann mit dem Studium der Philosophie, in der Hoffnung, von ihr einigen Gewinn zu ziehen, allein nachdem man ein wenig nach schlechten Institutionen unterrichtet hat, wodurch das Interesse für diese Wissenschaft nicht geweckt wird, verläßt man dieselbe wieder, als eine unnütze und trockene Kenntniß. Wenn der Kursus vollendet ist, so verstehen die Jünglinge, nur daran gewöhnt, confuse Ideen von Locke und Condillac zu lesen, und unbekannt mit den Fortschritten, welche diese Wissenschaft nachher gemacht hat, von der Philosophie so wenig als zuvor, pflegen sie nicht mehr, und der ganze Unterricht endet damit, daß man nicht unterrichtet wurde. Man will mit diesen Bemerkungen die schuldige Achtung gegen die genannten Philosophen nicht vermindern, deren Systeme voll Klarheit den studirenden Jünglingen im Gegentheil den Weg öffnen könnten, um den Werth derselben und ihre Lücken kennen zu lernen; allein wenn die Philosophie seither Fortschritte gemacht hat, warum soll man diese unsern Jünglingen nicht mittheilen? warum werden sie nicht mit den Ausdehnungen, welche jene Wissenschaft in allen ihren Theilen erhalten hat, bekannt gemacht? In der Moral endlich unterrichtet man nicht, und von dem Naturrecht erhalten unsere Jünglinge nur ganz unvollkommene Kenntnisse.

Von der Mathematik wird im königlichen Lyceum nur in den Elementarkenntnissen unterrichtet, welche als unnütz erscheinen, wenn sie nicht angewendet werden. Die Experimentalphysik ist für uns ohne alle Bedeutung, weil sie auf Erfahrungen gegründet ist, welche aus Mangel an Maschinen nicht dargethan werden können. Von wenig Nutzen ist auch der Unterricht in den Naturwissenschaften, weil die nothwendigen Mittel fehlen, mit welchen derselbe begleitet seyn sollte. In Wahrheit die Anatomie entbehrt eines Theaters für ihre Zwecke, die Chemie eines Laboratoriums, die Mineralogie und Zoologie der nöthigen Kabinette, die Botanik eines landwirthschaftlichen Gartens, so wie die praktische Medicin und Chirurgie eines analogen Hospitals.

Die Rechtswissenschaft endlich wird nicht in allen ihren Theilen gelehrt, die römischen Pandekten, der Handelscodex und das Kriminalrecht bilden nicht den Gegenstand einer Vorlesung. Und doch ist dieses Lyceum zu Catanzaro wie eine Universität autorisirt, Doktorgrade zu ertheilen! (Censurlücke des Originals.)

Schließlich bemerke ich noch, daß der völlige Mangel an Aufmunterung und kräftigem Schutze die Entwicklung der Talente verzögert oder erstickt, und zugleich verhindert, daß diese erkannt und belohnt werden. Wirklich, wenn Akademien zur Bildung der gelehrten und geschickten Jünglinge errichtet würden, wenn man Belohnungen und Ehrenstellen als Mittel der Aufmunterung anwenden würde, wenn die geeigneten Mittel gebraucht würden, um den Unterricht hier vollkommen zu machen, mit welcher Vorliebe würde man sich nicht den Wissenschaften widmen, und wie viele jetzt unbekannte Talente würden nicht aus ihrem Schlummer erweckt werden.

Catanzaro, August 1834.

Avvocato Luigi Grimaldi.

Der neueste Zustand von Tripoli.

(Fortsetzung.)

Ueber zwei Jahre hatte schon der Kampf im Lande gedauert, ohne daß der Großherr sich anscheinend im mindesten darum gekümmert hätte, als am 18ten September 1834 eine ottomanische Kriegsbrick, welche 22 Kanonen führte, im Hafen von Tripoli ankam mit einem außerordentlichen Gesandten, Sidi Muhammed Schekir, an Bord. Bald verbreitete sich das Gerücht, er bringe einen Ferman vom Großherrn, welcher Sidi Ali zum Pascha von Tripoli ernenne, und am 24sten desselben Monats ward dieß Gerücht bestätigt durch ein Sendschreiben Ali's an die europäischen Konsuln, das sie auf den folgenden Tag ins Schloß einlud, um Zeugen der Eröffnung des Fermans vor den Großen und den Richtern der Regentschaft zu seyn. Am 25sten Vormittags 9 Uhr verkündigte eine Artilleriesalve die Eröffnung der Versammlung; Fahnen wehten von den Wällen und in verschiedenen Theilen der Stadt, die flachen Dächer der Häuser und die Bastionen waren mit Menschen angefüllt, die schon über zwei Jahre alles Elend einer belagerten Stadt erduldet hatten, und jetzt sehnlich das Ende des Bürgerkriegs erwarteten, um die frische Landluft einathmen und die schönen Gärten der Meschia genießen zu können. Die Ceremonie der Einsetzung des Pascha's dauerte zwei Stunden und alles Mögliche ward hervorgesucht, um das Ereigniß möglichst zu verherrlichen. Die Repräsentanten der christlichen Mächte waren anwesend, der Kapitän der französischen Kriegsbrick Palinurus landete mit seinen Seesoldaten und marschirte an ihrer Spitze, Trommeln und Pfeifen voran, nach dem Schlosse, hocherfreut über den Triumph der Politik seines Konsuls, Hrn. Schwebel, dem auch der Pascha großen Dank schuldig war, denn ohne dessen unablässige Bemühungen hätte er den Ferman nicht erhalten. Der Palinurus war damals das einzige fremde Kriegsschiff im Hafen. Die Scene war höchst belebt, der Tag himmlisch, und das Jauchzen der Menge, das man mitten unter dem Donner der Kanonen und dem Geknalle der Mus-

Digitized by Google

keten vernahm, konnte den Gedanken erwecken, daß allgemeine Freude herrsche. Auch der Pascha schien höchst vergnügt, und einen gewöhnlichen Beobachter hätte sein höfliches Benehmen und das freundliche Lächeln auf seinem keineswegs unangenehmen, aber gewöhnlich finstern Gesichte wohl zu dem Glauben verleiten können, Se. Hoheit sey völlig befriedigt durch die Festlichkeit dieses Morgens; wer aber näher mit ihm bekannt war, erkannte wohl, daß seine ungewöhnliche Munterkeit nur das Ergebniß einer schweren Seldstüberwindung war: das Geschrei des die Mauren umgebenden Landvolks drang zu den argwöhnischen Ohren Sr. Hoheit, und er wußte nur allzuwohl, daß eine ganz andere Gesinnung dieses Landvolk beherrsche, als seine treuen Unterthanen innerhalb der Stadt.

Um Mittag war die Ceremonie beendigt, und im Diwan wurde beschlossen, daß am folgenden Morgen der türkische Gesandte in vollem Staate sich nach der Ebene außerhalb der Mauern verfügen, dort dem Volk von Meschia den Ferman des Großherrn vorlesen, und zugleich die Unterwerfung der verschiedenen Scheikhs unter Sidi Ali, den anerkannten Pascha der Regentschaft, in Empfang nehmen solle. Dieß wurde dem äußern Pascha, Emhammed, den man jetzt das Haupt des Volkes von Meschia nannte, angezeigt, und das Verlangen ausgedrückt, daß er und seine Anhänger sich zur bestimmten Stunde einfinden möchten. Durch irgend ein Mißverständniß wurde die vorgeschlagene Zusammenkunft um einige Tage hinausgeschoben, aber am Morgen des 3ten Okt. zog der Gesandte mit einer Schaar von Ali's Truppen und seiner eigenen Wache von 100 Türken hinaus vor das Thor, und schlug sein Zelt auf der Piannra auf, doch mit der Vorsicht, daß er innerhalb Kartätschenschußweite vom Schlosse blieb. Zu gleicher Zeit rückten zahlreiche Schaaren maurischer Infanterie und arabischer Reiterei aus den Gärten hervor, vereinigten sich, alle mit der langen Muskete der Berberei bewaffnet, mit dem Landvolk, und näherten sich dem Saum der Ebene: doch fürchteten sie Verrath, und waren nicht sehr geneigt, der vom Gesandten zur Konferenz gewählten Stelle näher zu kommen. Eben so wenig wollte Se. Excellenz sich von dem schützenden Feuer der Batterien entfernen, und so war es zweifelhaft, ob der hohe Wille des Sultans den widerspenstigen Unterthanen werde bekannt gemacht werden können. Während jeder Theil den andern argwöhnisch beobachtete, erschien plötzlich ein Trupp von 500 Reitern auf der Ebene: dieß war der wilde kriegerische Araberstamm der Garriaca mit ihrem trotzigen Scheikh Waldi Seid an der Spitze, der von Ali Para, als dieser die Truppen seines Vaters Yussuf befehligte, hochmüthig und verrätherisch behandelt worden war, und jetzt voll Rachedurst hervorsprengte, in der eitlen Hoffnung, sich einen Weg in die Stadt zu bahnen. Nur mit Mühe konnte man diesen wilden Sohn Ismaels abhalten, sich auf das Zelt des Gesandten zu stürzen, und erst als Emhammed und die Häupter des Landvolks ihr Wort für die Heilighaltung des Waffenstillstandes verpfändeten, ward er vermocht, seine wilde Schaar zurückzuziehen. Doch konnte man einige dieser zügellosen Geister nicht abhalten, unter allen möglichen drohenden Gebärden, welche diesen Leuten so geläufig sind, hart an den türkischen Posten heranzugaloppiren, einige hielten sogar nur wenige Schritte von dem Zelt, und forderten laut, daß der Ferman gelesen werde, während von ihren rückwärts stehenden Kameraden ein fortwährendes Geschrei und Geheul ertönte.

Die ängstlichen Blicke des Gesandten und seine augenscheinliche Verblüfftheit über diese Scene zeugten von seinem lebhaften Wunsche, bald möglichst sich innerhalb der Thore zurückzuziehen, und allerdings war seine Stellung nicht nur lächerlich, sondern gefährlich geworden, denn die bewaffnete, aber undisciplinirte Menge wuchs mit jedem Augenblick, und jeder Fleck zwischen den hohen Dattelbäumen, welche eine Allee zwischen den Gärten und der Ebene bildeten, war mit einer beweglichen Masse von Menschen bedeckt, deren weiße fließende Barakans *) eigenthümlich kontrastirten mit dem dunkeln Blättergrün der Oliven- und Granatbäume, und das Malerische dieser seltsamen Scene noch erhöhten. Als letztes Hülfsmittel zog nun der Gesandte seinen langen stark duftenden Ferman hervor, und begann ihn eilfertig den vor ihm stehenden Arabern laut vorzulesen, die aber kein Wort türkisch verstanden, und somit von der Vorlesung wenig Nutzen zogen. Sie merkten indeß recht gut, daß der Zweck die Bestätigung Sidi Ali's als Regent sey, ein Umstand, der für einen Augenblick bei der herrschenden Aufregung die Achtung völlig überwog, die sie unter gewöhnlichen Umständen stets den geringsten Wünschen des Großherrn gezollt hätten. Der Vortrab drückte, als die Vorlesung zu Ende war, durch Zeichen und Gebärden sein Verlangen aus, die gewaltige Urkunde zu sehen, worauf der Gesandte, um sich ihnen gefällig zu zeigen, sie vor ihren Augen entfaltete, als plötzlich einer aus der Schaar, ergrimmter als die andern, sie ihm aus der Hand riß, auf die Unterschrift des Großwessiers und Kapudan-Pascha spuckte, und dann die Rolle verachtungsvoll unter die Füße seines Rosses warf; in demselben Augenblick warf auch die ganze Schaar ihre gut abgerichteten Pferde herum, sprengte fort mit der Schnelligkeit des Blitzes und ließ den beschimpften Türken stehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein wollener oder kamelhaarener Zeug.

Schiffbrüche englischer Fahrzeuge.

Die furchtbaren Unglücksfälle, welche in der letzten Zeit durch heftige Stürme auf dem Meere herbeigeführt wurden, geben dem nachstehenden Verzeichnisse von englischen Schiffen, die seit mehrern Jahren verunglückten, ein erhöhtes Interesse. Die Handelsmarine Großbritanniens, die der Kolonien mit einbegriffen, besteht gegenwärtig aus etwa 24,500 Schiffen mit 160,000 Matrosen bemannt, und einem Tonnengehalt von 2,650,000 Tonnen. Schlägt man die Tonne zu 10 Pfd. St. an, so stellt sich das von englischen Schiffsrhedern bloß für Material aufgewendete Kapital mit ungefähr 26½ Million Pfd. heraus.

Erwägt man nun die Menge neuer in den astronomischen und mathematischen Wissenschaften gemachten Entdeckungen, die erfolgreiche Anwendung der Mechanik bei Pumpmaschinen, die Sorgfalt, welche man, durch erweiterte Kenntnisse unterstützt, auf Anfertigung neuer Karten verwenden konnte, die höhere Ausbildung der Seeleute, die Errichtung von Leuchtthürmen u. s. w., so sollte man glauben, daß die Gefahr, Schiffbruch zu leiden, sich bedeutend vermindert haben müsse. Dem ist jedoch nicht so, vielmehr beweisen die Schiffbrüche und Beschädigungen, welche die englische Handelsmarine erfuhr, daß, hinsichtlich Großbritanniens

Digitized by Google

wenigstens, Unglücksfälle dieser Art in dem direkten Verhältnisse zu der erweiterten Kenntniß, sie zu vermeiden, zugenommen haben.

Verzeichnisse von den Schiffbrüchen, welche die französische Marine erfuhr, sind noch nicht bekannt, es läßt sich also nicht bestimmen, ob auch für diese ein ähnliches Verhältniß sich herausstellt; die Berichte aus Großbritannien aber ergeben für die Marine dieses Landes Folgendes:

Im Jahre 1795 belief sich die Zahl der Schiffbrüche auf 557. Im Jahre 1820 ergaben sich folgende Unglücksfälle: Von den Schiffen, welche weite Reisen unternahmen, erlitten 157 Schiffbruch auf offenem Meer, 248 an der Küste (von denen jedoch 224 gerettet wurden, die übrigen aber untergingen), 22 versanken, 25 wurden auf dem Meer verlassen, 12 als untauglich erklärt die offene See zu halten, 8 schlugen um und 27 gingen gänzlich zu Grunde.

Von Küstenfahrern und Kohlenschiffen erlitten 100 Schiffbruch, 297 scheiterten oder wurden an die Küste geworfen (von diesen jedoch 121 gerettet), 67 sanken unter, 15 wurden verlassen, von denen man jedoch 5 später in den Hafen brachte, 5 schlugen um und 16 gingen gänzlich zu Grunde.

Von den Dampfschiffen litten 4 Schiffbruch, 4 scheiterten an der Küste und 2 sanken unter.

Diese furchtbaren Unglücksfälle haben sich in spätern Jahren keineswegs vermindert; im Jahre 1835 gingen mehr als 800 Kauffahrer (mithin der dreißigste Theil der gesammten Handelsmarine) zu Grunde, oder wurden an die Küste geworfen.

Welcher Ursache soll man nun solche Unfälle zuschreiben? Wahrscheinlich mehr als einer, unter denen jedoch die hauptsächlichsten die durch die größere Verbreitung nautischer Kenntnisse erlangte Sicherheit und dadurch erzeugte Sorglosigkeit, und dann die Secassekuranzen seyn dürften.

Die englischen Assekuranzkompagnien gehen jetzt bei ihren Versicherungen zu leicht zu Werke. Sie zeichnen Assekuranz auf alte Fahrzeuge, die man vor Zeiten gar nicht gewagt hätte, der Wuth der Elemente auszusetzen, und auf denen man jetzt das Leben so vieler braven Leute Preis gibt, die nicht gewohnt sind Gefahren zu berechnen, und denen ihre Kenntnisse ein nur zu oft verderblich werdendes Vertrauen einflößen.

Beiträge zur neuesten Statistik des Staates Veracruz.

(Fortsetzung.)

Der Staat Veracruz ist auch reich an Landseen (lagunas), welche alle sehr fischreich sind, und zum Theil der innern Handelskommunikation, durch ihre Verbindung mit schiffbaren Flußgebieten, mancherlei Vortheil gewähren. Mit Uebergehung vieler kleiner (der einzige Kanton Huimanguillo z. B. enthält sieben) sind als die bedeutendsten, oder als aus irgend einem Grunde interessant, folgende zu bemerken:

1) Laguna de Alijoyuca im Kanton Orizaba beim Dorfe S. Juan Nogalas oder el Ingenio. Sie hat etwa eine Legua im Umfange, wird gespeist durch Quellen auf ihrem Grunde, entleert sich durch einen von ihr entsendeten, demnächst in den Rio Blanco fallenden, folglich die Lagune mit dem Meere zusammenhängenden Bach. Ihr Wasser ist schwefelhaltig und medizinalkräftig, was auf eine Verbindung ihrer Quellen mit der Tiefe des Kraters vom Pic de Orizaba hinzudeuten scheint.

2) Lagunilla de Tenango, nahe bei der vorigen, viel kleiner, aber topographisch und antiquarisch merkwürdig. Denn sie liegt mitten im dicken Walde auf dem höchsten Gipfel des sehr steilen, beinahe unzugänglichen Berges Tenango, ist also wahrscheinlich ein alter Krater desselben. Ohne Zweifel hatte der Ort in alter Indianerzeit eine gottesdienstliche Bestimmung; denn es werden zuweilen Götzenbilder und Tempelutensilien verschiedener Art vom Grunde des Wassers heraufgebracht.

3) Laguna de Catemaco, beim Dorfe gleiches Namens im Kanton St. Andres Tuxtla, Departements Acayucan. Sie hat 10 Leguas im Umfange, ist 90 Fuß tief, ringsum von Bergen umgeben, welche sämmtlich den Charakter ausgebrannter Vulkane tragen, wahrscheinlich also auch sie selbst das Produkt irgend einer vulkanischen Erschütterung, vielleicht derselben, in welcher nach uralter indianischer Lokaltradition mehrere volkreiche Indianerdörfer dieser Gegend spurlos verschwanden. An den Ufern werden gleichfalls, wie bei der vorigen, viele Alterthümer gefunden.

4) Die acht Lagunen von Alvarado, und zwar namentlich:

a. Laguna de Tegniapa.
b. — del Embarcadero.
c. — del Madero, welche aus Zusammenfluß von a. b. entsteht.
d. — Camaronera.
e. — Sulata.
f. — de Acula.
g. — de Miel.
h. — de Maria Lizamba.

Eigentlich sind jedoch diese alle keine eigentlichen Landseen, sondern hängen theils als Flußerweiterungen, theils mittelst natürlicher Kanäle mit dem Meere zusammen. Das Letztere gilt auch von der

5) Laguna de Mandingo zwischen Alvarado und Medellin, welche ein enger natürlicher Kanal mit dem Golf verbindet. Der Ausgangspunkt dieses Kanals trifft mit der Mündung des Medellinflusses zusammen. Diese Lagune war es, an welcher Cortes sein geliebtes, nach dem Namen der eigenen Vaterstadt benanntes Medellin zum Zweitenmal gründete, und aus der günstigen Lage zu sehr sanguinischen Hoffnungen für dessen künftigen Handelsflor sich berechtigt glaubte. *) Diese sind freilich nicht in Erfüllung gegangen: auch liegt das heutige Medellin nicht mehr auf der damals von Cortes bestimmten Stelle an der Lagune, sondern am linken Ufer des Rio Jamapa, etwa 5 Leguas oberhalb seiner Ausmündung in den Golf bei dem Strandorfe Boca del Rio.

6) Die Lagunen von Tampico, und zwar

a. die große Lagune von Tamiahua, 10 Leguas lang, 8 Leguas breit, in ihrer ganzen Länge durch eine schmale Nehrung vom Golf geschieden, durch einen von ihrer Südspitze ausgehenden breiten natürlichen Kanal von 6 Leguas Länge, aber in zwei Verzweigungen direkt über Barra de Tamiahua, und mittelbar durch Einmündung in den dahin sich ergießenden zum Oststüstengebiet des Staates Puebla gehörigen Rio Tuspan mit jenem Golf verbunden. Von zwei in der Lagune befindlichen Inseln ist die größere Isla Juana Ramirez, 6 Leguas lang und 1 Legua breit, von ihrem Besitzer als hacienda de ganado mayor zu einer vortheilhaften Hornviehzucht eingerichtet.

b. Die kleinere, schon obenerwähnte, durch den Fluß Tampico 5 Leguas oberhalb seiner Mündung gebildete Lagune, etwa 4 Leguas lang und 3 breit. Ihre Ufer sind der klassische Boden von Cortes persönlichem Eroberungszuge gegen die Panuco-Indianer im J. 1524. **)

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Georges Dussumier brachte kürzlich für die Menagerie des Museums der Naturgeschichte eine der schönsten Sammlungen lebender Thiere zurück, die dieses Institut noch je aus Indien erhielt. Sie besteht aus dreizehn vierfüßigen Thieren, unter welchen man den Hémione oder das wilde Pferd des Landes Kuth bemerkt, wo diese Art in großen Heerden lebt. Hübsche Hirsche mit falber Haarfarbe, der Muntschac mit geflecktem Haar; der Schweinhirsch (babirusa, das Hogdeer der Engländer), eine neue Gazellenart, einen männlichen Tanzbär (man besaß nur noch das Weibchen), und das Männchen einer besondern und interessanten Schafart, die es sonach möglich seyn wird fortzupflanzen. Wir fügen bei, daß Herr Dussumier zu gleicher Zeit eine Sammlung ausgestopfter oder in Weingeist aufbewahrter Thiere veranstaltete, wovon die Zahl der neuen Arten die Schätze unserer Nationalsammlungen noch vermehrte. Die Anzahl dieser Thiere beträgt 20 Säugethiere, 260 Vögel, 50 Reptilien, 500 Fische, 180 Weichthiere, nahezu an 600 Insekten und Krabben verschiedener Gattungen. Dieß ist die achte Reise, welche dieser eifrige und unerschrockene Naturforscher machte, und auf allen bildete er ohne Unterlaß Sammlungen in allen Gattungen.

Die Nachrichten aus Neusüdwales lauten fortwährend höchst günstig. Vom 1 Julius bis 30 September hatten die Zölle 34,917 Pfd. St. betragen, 6800 Pfd. mehr als im vorhergehenden Vierteljahr.

*) Fernando Cortes Berichte an Kaiser Karl V ꝛc. S. 475.
**) A. a. O. S. 421.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 185. 4 Julius 1835.

Sendung des Kapitäns Gaymard nach Grönland.

Die französische Regierung hat bekanntlich für die Seefahree aller Nationen einen Preis ausgesetzt, um Nachrichten über die verloren gegangene Lilloise und ihren Befehlshaber Blosseville zu erhalten. Zugleich wurde aber auch von ihr selbst eine Expedition ausgerüstet, um namentlich die Ostküste von Grönland zu untersuchen. Außer einer Instruktion über das Verhalten der Mannschaft an Bord erhielt auch der mit dieser Expedition beauftragte Kapitän Gaymard eine Instruktion von Seiten der medicinischen Akademie, aus der wir Einiges ausheben wollen.

„Im 9ten und 10ten Jahrhundert wurde Island und die Ostküste von Grönland von Norwegen aus bevölkert, denn die schönen Waldungen, welche sich von den Bergen bis ans Ufer herabzogen, die reichen Weiden und der gute Fischfang lockte die Ansiedler herbei. Die Kolonie bildete sich allmählich, in den nächsten vier Jahrhunderten (von 1000 bis 1400) nahm sie trotz innerer Unruhen und Kriege mit den Eingebornen, und trotz verheerender Krankheiten fortwährend zu, und von der Ostküste, dem ursprünglichen Sitze, dehnte sie sich bis zur entgegengesetzten Westküste aus, wo große Gebäude errichtet wurden, deren Ruinen man noch vor einem Jahrhundert fand. Man weiß auch gewiß, daß in Grönland zu Ende des 14ten Jahehunderts zwei bischöfliche Städte, zwölf Kirchspiele mit Kirchen und Klöstern, und einige hundert Dörfer vorhanden waren. Plötzlich brachen duech einen der raschen Temperatnewechsel, wovon die Geschichte uns einige Beispiele aufbewahrte, ungeheure Eismassen vom Pole los, und schoben sich in so unermeßlicher Menge zwischen Island und Grönland ein, daß diese beiden Länder sich völlig fremd wurden, und während Island im Verkehr mit Europa blieb, Grönland völlig von demselben getrennt ward. Dieß geschah in den Jahren 1402 bis 1406. Alles trug dazu bei, dieses Land allmählich in Vergessenheit zu bringen, und es ging damit, wie ein Jahehundert später mit der von den Spaniern in der magellanischen Straße gegründeten Kolonie. Wurden die grönländischen Niederlassungen vernichtet? Hat Eis allmählich die angebauten Ländereien bedeckt? Kamen die Bewohner durch Hunger und Krankheiten um? oder wurden sie durch die ehemals verjagten Eingebornen ausgerottet? Alle diese Fragen sind trotz der verschiedenen Versuche, die gemacht wurden, um duech die Eisbank zu kommen, noch immer ungelöst geblieben."

Wir überspringen die eigentlich medicinischen Fragen und Bemerkungen, und heben nur noch Folgendes aus: „Was die Wohnungen der Eskimos betrifft, wie vereinigen sich zwei Dinge, die ganz unvereinbar scheinen; diese Wohnungen bestehen aus Schnee und Eis, und doch unterhält das Feuer ihrer Lampen darin eine so hohe Temperatur, daß der Eskimo, der von Kälte durchdeungen nach Hause zurückkehrt, oft Erstickungszufälle bekömmt. Warum schmilzt die Wohnung nicht? oder warum ist nicht wenigstens das Moos, auf dem er schläft, fortdauernd naß?

„Man hat im Norden Bären von 6 Fuß Höhe und 1600 Pf. schwer gesehen, was, selbst nach englischem Maße, noch immer eine ungeheure Größe ist. Die Eskimos essen zuweilen das Fleisch dieser Thiere; man hat die Erfahrung gemacht, daß das Herz eines solchen Thiers, nachdem man es aus dem Leibe genommen, auf einem Tische noch drei Stunden lang schlug. Der Haifisch von Grönland hat in seinen Muskeln eine nicht minder staunenswerthe Reizbarkeit: drei Tage nachdem man das Thier in Stücke gehackt, zuckten die bloßgelegten Fibern noch. Dieses Thier hat auch an seinen Augen ein stengelartiges Anhängsel, das sich weiter unten in zwei Fäden theilt und über die Wange herabhängt. Dieser Anhängsel scheint den Gesichtssinn zu schwächen; bei der Annäherung der Menschen macht das Thier keine Bewegnng, und die Matrosen halten es für blind, doch ist es darum nicht leichter zu überraschen.

„Man weiß, welche furchtbare Veränderung in dem ganzen Köeper bei Ochsen vorgeht, welche man übertrieben hat; der übermäßig ermattete Wallfisch soll gleichfalls einen fauligen Geruch von sich geben, und das Abstreifen der Haut mit großer Leichtigkeit vor sich gehen, während diese Operation eine sehr mühsame Arbeit ist, wenn der Wallfisch schnell und in voller Gesundheit stirbt, wie dieß bei dem neuen Verfahren der Fall ist, wo man ihm kongrevische Raketen in den Leib jagt."

Der neueste Zustand von Tripoli.

(Fortsetzung.)

Der Gesandte teat unverzüglich seinen Rückweg nach der Stadt an, erhielt aber noch durch einen christlichen Anhänger

Digitized by Google

Emhammeds ein Schreiben der Vornehmsten von Meschia und anderen Distrikten, worin diese kurz und in achtungsvollen Ausdrücken ihren unwandelbaren Entschluß anzeigten, Sidi Ali niemals als ihren Herrscher anzuerkennen. Das Erstaunen des Gesandten über diese Kundmachung glich nur seinem Unwillen über die Behandlung, welche er während seiner diplomatischen Mission außerhalb der Mauern erfahren hatte; denn nicht nur Sidi Ali, sondern auch sämmtliche europäische Konsuln in Tripoli, mit Ausnahme des englischen und toskanischen, hatten ihn wiederholt versichert, daß die Ankunft des Fermans mit Einem Male dem Aufstande ein Ende machen werde. Es herrschte deßhalb große Verlegenheit im Schlosse, und Diwan auf Diwan wurde gehalten, um über die nun zu ergreifenden Maßregeln zu berathschlagen.

In Folge dieser Berathschlagungen erließ der türkische Gesandte am 7ten Oktober v. J. ein Schreiben an die Häuptlinge des Landes, das in sehr milden Ausdrücken abgefaßt war: er wolle sechs Tage noch bleiben und eine Antwort abwarten, dann aber über Alles, was er innerhalb und außerhalb der Stadt gesehen und erfahren, an den Großherrn berichten. Nach Empfang dieses Schreibens hielten die Scheikhs eine Berathschlagung in Emhammeds Garten, und es wurden Schreiben an die europäischen Konsuln am 8ten Oktober und an den türkischen Gesandten am 12ten abgesendet, worin zwar des Großherrn und seiner Befehle mit der höchsten Achtung erwähnt, die Anerkennung Ali Para's jedoch entschieden verweigert wurde, da dieser sich durch seine Habsucht [illegible] Grausamkeit allgemein verhaßt gemacht habe, und sie ihr eigenes und ihrer Kinder Leben, Eigenthum und Freiheit vertheidigen müßten. Auffallend ist, daß das Schreiben des Gesandten an die Scheikhs in sehr versöhnlichen Ausdrücken abgefaßt war, während die Notifikation an die Konsuln unter demselben Datum die Absichten Sr. Excellenz, im Falle Meschia sich nicht alsbald unterwerfe, viel deutlicher ausspricht: denn er benachrichtigte sie, daß er nach dem 14ten Oktober das Land in Blokadestand erklären, und diesen durch die vereinigte tripolitanische und ottomanische Seemacht in Ausführung bringen werde. Der Empfang des Schreibens der Scheikhs vom 12ten entschied diese Frage, und an dem bestimmten Tage begannen die bewaffnete Pinasse der türkischen Kriegsbrick und vier tripolitanische Kanonenboote an der Küste der Meschia zu kreuzen. Die Blokade wurde nicht nur sogleich von allen europäischen Konsuln anerkannt, sondern auch mit allgemeinem Vergnügen von ihnen aufgenommen, mit Ausnahme des englischen Konsuls, der eine so augenscheinlich ungenügende Blokade, bei der man noch überdieß den Kaufleuten nicht Einen Tag zur Anordnung ihrer Handelsgeschäfte Zeit gelassen hatte, nicht anerkennen konnte. Oberst Warringtons Benehmen war entschieden richtig, und dem gewöhnlichen Verfahren Englands bei solchen Gelegenheiten angemessen, dennoch wurde eine Protestation nach der anderen gegen ihn und den Befehlshaber der englischen Seemacht vor Tripoli erlassen, und da diese Seemacht nur aus einer kleinen Korvette bestand, so suchte man sogar durch Drohungen den Konsul von seinem Entschlusse abzubringen.

Als die Häuptlinge der Meschia vernahmen, daß der türkische Gesandte zu Feindseligkeiten gegen sie geschritten sey, erklärten sie zur Wiedervergeltung die Stadt für blokirt, und kündigten ihre Absicht an, auf alle Kauffahrteischiffe zu feuern, welche in den Hafen der Stadt einlaufen würden. Da Emhammed auf diese Weise sich genöthigt sah, nicht nur gegen Sidi Ali, sondern auch gegen den Ferman des Großherrn mit den Waffen aufzutreten, so erließ er, in Form eines Schreibens an die Souveräne Europa's, nachstehende Erklärung, die wir wegen ihrer Ausdehnung nur im Auszuge mittheilen können.

„Wir Emhammed Caramanli, Pascha von Tripoli und der davon abhängenden Länder, haben die Ehre EE. KK. MM. von den Ereignissen zu benachrichtigen, welche in dieser Regentschaft von dem Tage an eintraten, wo Yussuf Caramanli die Krone zu Gunsten seines Sohnes Ali niederlegte, — durch welche Beweggründe der Aufstand veranlaßt wurde, — was Unser Verhältniß zu Yussuf Pascha ist, — wie das Volk Uns zum Pascha dieser Regentschaft ernannte, und in welchen Zustand überhaupt Tripoli gerieth durch die Hartnäckigkeit eines Mannes, der jetzt in den Mauern einer Stadt eingeschlossen ist, und einen Thron zu erringen versucht, der ihm weder durch das Erbrecht, noch durch die Stimme des Volks gehört, und ihm nicht vom Himmel bestimmt ist."

Nachdem hierauf die unsinnige Verschwendung, die Erpressungen und Münzverfälschungen des alten Yussuf Pascha geschildert worden waren, fährt das Aktenstück fort:

„Die Tripolitaner begannen mit diesem Benehmen unzufrieden zu werden; niemand achtete mehr den Souverän, und die Vornehmen des Reichs, welche um ihn waren, verspotteten ihn ins Angesicht. Die Araber scheuten sich, ihre Waaren in die Stadt zu bringen, da sie nicht mehr wußten, was der Werth des Geldes seyn würde. Die Einwohner begannen sich zu widersetzen, jedermann war unzufrieden, und wünschte eine Veränderung der Regierung. Nach so vielen Leiden brach endlich eine Revolution aus, welche sich über alle Theile des Königreichs östlich von Tripoli ausdehnte. Erbittert über die fortdauernden Steuern und Abgaben, welche von Yussuf Pascha gegen alles Recht erhoben wurden, weigerten sich die Araber den gewöhnlichen Tribut zu bezahlen. Eine Landerpedition wurde nun ausgerüstet, und marschirte unter dem Befehle seines Sohnes Ali gegen die Beni Olid, um sie zur Unterwerfung zu bringen, allein der Haß gegen den Regenten von Tripoli gab ihnen solchen Muth, daß sie acht Monate lang den Kampf unterhielten, und Sidi Ali keinen Vortheil gewann, so daß dieser endlich genöthigt war, nach Tripoli zurückzukehren, ohne in dem Stande der Angelegenheiten eine Aenderung bewirkt zu haben. Der Aufstand der Beni Olid that Yussuf Pascha noch größeren Schaden, da er auch eine Empörung in Fezzan veranlaßte, welches reiche Königreich sich von dem Joche des Yussuf befreite. Zu gleicher Zeit brach auch eine Empörung in einem andern Theile des Königreichs, Garian genannt, aus. So herrschte Verwirrung in der Regentschaft, und das Volk war erzürnt und erbittert. Als der Pascha Yussuf sah, daß schon eine große Anzahl Araber des inneren Landes die Tributzahlung verweigerte, und er immer Geld bedurfte, so beschloß er

Digitized by Google

eine Abgabe in baarem Geld von den Bewohnern der Meschia zu erheben, worauf diese in offenen Aufstand ausbrachen, um ihre Rechte, die Rechte der Stadt und der Nation aufrecht zu erhalten, denn sie werden sich stets für verpflichtet halten, diese ihre Ehre mit Gewalt zu vertheidigen. Nach diesem Aufstand schloß Yussuf Pascha die Thore der Stadt, und blieb innerhalb ihrer Mauern, unterstützt von etwa fünfhundert Mann Truppen und einigen wenigen Einwohnern, welche Waffen tragen konnten.

„Nach wenigen Tagen aber sah er sich außer Stande sich zu behaupten, und dankte ab zu Gunsten seines Sohnes Ali, indem er hoffte, daß dieser Pascha werden, und das Volk sich dem neuen Herrscher unterwerfen würde; dieses aber wurde nur noch mehr erbittert und schwor, sich niemals weder Yussuf, noch seinem Sohne Ali zu unterwerfen, weil jeder wußte, daß die Sinnesart des Sohnes noch viel schlimmer sey, als die des Vaters; denn während Sidi Ali die Distrikte Garian und Tavergha verwaltete, tyrannisirte er das Volk dermaßen, daß demselben kaum die nothdürftigsten Lebensbedürfnisse übrig blieben. Als die gegen die Beni Olid geschickten Truppen an Lebensmitteln Mangel litten, kaufte er mit seinem Gelde die Lebensmittel auf, und verkaufte sie zu einem 5 oder 6mal höheren Preise als sie werth waren, ein Benehmen, welches die Leute, die täglich ihr Leben für ihn aussetzten, völlig zu Grunde richtete.

„Während dieses Feldzuges focht der Scheikh eines mächtigen Stamms der westlichen Araber, Namens Aga Ali, auf der Seite Sidi Ali's. Eines Tags, als die Truppen des letzteren großen Mangel an Lebensmitteln litten, schickte dieser Aga einen Theil seiner Leute in einige seiner Dörfer mit dem Befehle, alsbald die nöthigen Nahrungsmittel für die Truppen Sidi Ali's herbeizuschaffen. Einige Tage später, als die Leute des Aga's abermals zu demselben Zwecke abwesend waren, schickte Sidi Ali zu ihm, statt aber ihm für diese Handlung der Freundschaft und Treue zu danken, ließ er ihn von seinen Dienern ergreifen, zu Boden werfen, und ihm den Kopf abschlagen, aus keinem andern Grunde, als um die Lebensmittel, sobald sie ankämen, an die Truppen zu verkaufen. Dieß war der Lohn dieses tapferen und mächtigen Häuptlings, der sein Leben und sein Vermögen für Sidi Ali aufopferte. Sein Tod wurde von Allen, die davon hörten, tief beklagt.

„Kaum war Sidi Ali auf dem Throne, als er ohne im Mindesten auf die Verbesserung der Lage seines Königreichs zu achten, drei Kriegsschiffe und 10 Kanonenboote, die der Regierung gehörten und im besten Zustand waren, nebst einer Menge Waffen, Kriegsvorräthe und andern im Arsenal befindlichen Gegenständen an Europäer verkaufte. Aber er that noch viel Abscheulicheres. Er beraubte seine Brüder sowohl als die sämmtlichen Frauen seines Vaters ihres ganzen Eigenthums, und ging sogar so weit, die Frauen einzusperren und ihnen die Bastonnade geben zu lassen, um sie zum Geständniß zu bringen, wo sie ihre Schätze verborgen hätten. Aus diesen Beispielen erkannte jedermann, daß Sidi Ali nie Liebe zu seinen Unterthanen haben, sondern sie in der schrecklichsten Sklaverei und Unterdrückung halten würde, ein weiterer Grund, weßhalb das Volk schwor, ihn nie als seinen Herrscher anzuerkennen."*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Beim Durchlesen dieser Beschuldigungen gegen Yussuf, so wie gegen Ali selbst, kann man unmöglich verkennen, daß sie mit dem, was schon oben über diese beiden Personen gesagt wurde, fast wörtlich übereinstimmen. Da indeß die Beschuldigungen sämmtlich schon im Juniusheft des United Service Journal vom J. 1834 enthalten sind, die hier angeführte Urkunde aber vom Oktober desselben Jahres ist, so wird es äußerst wahrscheinlich, daß Oberst Warrington an der Abfassung dieses Dokuments den bedeutendsten Antheil hatte, und vielleicht gar jener Journalartikel und dieses tripolitanische Aktenstück beide direkt oder indirekt von ihm herrühren. Doch dem sey wie ihm wolle, das Aktenstück scheint jedenfalls bekannt gemacht worden zu seyn, und auch die oben erwähnten Briefe des türkischen Gesandten an die Scheikhs der Meschia und die der Scheikhs an den türkischen Gesandten und die Konsuln, welche im United Service Journal vollständig sind, müssen wohl ächt seyn.

Shakespeare's Denkmal zu Stratford.

Der Shakespeare-Klub hat unlängst ein Rundschreiben erlassen, in welchem sich folgende interessante Angaben finden:

„Die Mitglieder des Shakespeare-Klubs von Stratford am Avon haben schon längst mit Bedauern den Verfall der Büste und des Denkmals Shakespeare's, so wie den vernachlässigten Zustand des Innern der Kapelle bemerkt, welche das Denkmal und das Grab umschließt.

„Das Shakespeare wenige Jahre nach seinem Tode von seiner Familie errichtete Denkmal, welches den Dichter mit einem Polster vor sich, einer Feder in der rechten Hand und die linke auf eine Rolle stützend vorstellt, war ursprünglich mit Farben nach dem Leben übermalt, wurde jedoch im Jahre 1793, auf Anstiften des Herrn Malone, dick mit Weiß überstrichen. Die Feder war schon lange vorher von einem Besuchenden abgelöst und mitgenommen, und sogar später ein Versuch gemacht worden, einen der Finger der Büste zu entwenden, den man indeß wieder bekam und ihn aufs Neue anfügte. Die Abnahme der weißen Farbe und die Wiederherstellung der ursprünglichen Farben des Denkmals wird für ausführbar gehalten, und zwar ohne daß man Gefahr liefe, die Originalarbeit zu beschädigen. Das Grab Shakespeare's, seiner Gattin und Tochter sind ziemlich gut erhalten.

„Die dem Andenken Shakespeare's schuldige Achtung, der Mangel fast jeder Nachkommenschaft, das Abbrechen seines Hauses, die Zerstörung seines traditionellen Maulbeerbaums und die Veränderung des größten Theils der Wohnung seines Vaters, alles dieß veranlaßt die Mitglieder des Shakespeare-Klubs, alle Sorgfalt anzuwenden, um das mit den irdischen Ueberresten des Dichters in Beziehung Stehende zu erhalten und vor fernerer Entweihung zu schützen."

Zu Beförderung dieser Absichten ist demnach beschlossen worden, aus freiwilligen Beiträgen, welche 1 Pfd. St. nicht übersteigen dürfen, einen Fonds zusammenzubringen, der von einer aus den Mitgliedern des Klubs bereits ernannten Kommission verwaltet und auf wirksame Maßregeln verwendet würde, um Shakespeare's Denkmal vor allen fernern Unbilden zu schützen, und wo möglich die ursprünglichen Farben sowohl an der Büste Shakespeare's, als auch an der Statue seines unweit von ihm beerdigten Freundes Combe wieder herzustellen, dessen Denkmal auf gleiche Weise entstellt wurde. Ferner will man, wenn der Fonds es gestatten sollte, das alte Dach und die gemalten Fenster der Kapelle wieder herstellen, die Mauern von der unnützen Tünche reinigen und den Grund des Gebäudes befestigen.

Ein Theil des eingehenden Geldes soll wo möglich sicher angelegt, und die jährlichen Interessen zu Erhaltung der Kapelle und besonders des Grabmals des Dichters verwendet werden. Würden die Unterzeichnungen sich hoch genug belaufen, so will die Kommission ihre Sorgfalt auch auf die Unterhaltung des Hauses ausdehnen, in welchem Shakespeare's Vater wohnte, und wo der Dichter muthmaßlich geboren wurde.

Digitized by Google

Ferner würde man noch das Haus in Shottery unweit Stratford in Obhut nehmen, in welchem Anna Hathaway, nachmals die Gattin Shakespeare's, wohnte, und sogar den Platz ankaufen, wo das Haus stand, in welchem der Dichter die drei letzten Jahre seines Lebens zubrachte, und in dem er starb. Er steht noch leer, und die Kommission wünscht ihn dem Andenken dessen zu weihen, der ihn durch seinen Namen geheiligt hat.

Beiträge zur neuesten Statistik des Staates Veracruz.

(Fortsetzung.)

Was die politische Eintheilung des Staates betrifft, ist derselbe nach dem fortwährend in Kraft bestehenden Gesetze vom 26 Mai 1825 aus 4 Departements, 12 Kantons, 105 Munizipalitäten (ayuntamientos), 1370 Ortschaften, einschließlich der größern und kleinern Landgüter, zusammengesetzt.

1) Departement Orizaba mit den 3 Kantons

a. Orizaba, worin die Hauptstadt gleiches Namens, der Flecken Gongolica, 27 Dörfer, 6 Haciendas (große Landgüter), 50 Ranchos (kleine desgleichen).

b. Cordoba, worin die Hauptstadt gleiches Namens, die beiden Flecken S. Juan Coscomatepec und S. Antonio Huatusco, 20 Dörfer, 28 Haciendas, 257 Ranchos.

c. Cosamaloapam mit 8 Dörfern, 5 Haciendas und 41 Ranchos.

2) Departement Veracruz mit den 4 Kantons

a. Veracruz, worin die Staatshauptstadt gleiches Namens, die beiden Flecken Alvarado und Medellin, 21 Haciendas mit 149 hatos (Viehzüchtereien) und 600 Ranchos.

b. Misantla mit 4 Dörfern, 2 Haciendas und 54 Ranchos.

c. Papantla mit 15 Dörfern, der großen (dem General Guadalupe Victoria gehörigen) Hacienda de Corios und 7 Ranchos.

d. Tampico, worin die beiden Flecken Tampico und Panuco, 7 Dörfer, 59 Haciendas, 41 Ranchos.

3) Departement Acayucam mit den 3 Kantons

a. Acayucam, worin die beiden Flecken S. Martin Acayucam und S. Juan Oluta, 19 Dörfer und Weiler, 12 Haciendas mit 27 Hatos und 44 Ranchos.

b. Huimanguillo mit 21 Dörfern und Weilern, 4 Hacienda und 19 Ranchos.

c. S. Andres Tuxtla, worin die beiden Flecken S. Andres und S. Jago Tuxtla, 2 Dörfer, 1 Hacienda mit 54 Hatos und 8 Ranchos.

4) Departement Jalapa mit den 2 Kantons

a. Jalapa, worin die Hauptstadt gleiches Namens, 31 Dörfer, 14 Haciendas, 16 Ranchos.

b. Dalancingo mit den Flecken Perote und Jalancingo, 5 Dörfern, 7 Haciendas, 55 Ranchos.

Abgesehn von der großen Inkonvenienz, welche für den ganzen Staat Veracruz daraus hervorgegangen ist, daß man in sein Küstengebiet am mexicanischen Meerbusen einen Theil des Staates Puebla eingeschoben, und dadurch die unmittelbare innere Verbindung der Hauptstadt und ihres Kantons mit dem Kanton Tampico unterbrochen hat, — sind auch bei der vorerörterten Departements- und Kantonseintheilung große Fehler begangen, deren nachtheilige Folgen sich vielfach spüren lassen, deren Abhülfe aber jetzt schwieriger ist, als von Haus aus ihre Vermeidung gewesen seyn würde. Namentlich ist der Kanton Misantla sehr ungehörig zum Departement Veracruz gelegt, und fast eben so ungehörig der von Cosamaloapam zum Departement Orizaba: ersterer würde zweckmäßiger nach Jalapa gelegt werden, von wo sein Hauptort auf geradem Wege nur 22 Leguas entfernt ist, 57 Leguas aber von Veracruz, und überdem gewöhnlich, weil der von 44 Flüssen ohne Brücken durchschnittene gerade Weg stets sehr beschwerlich und nicht selten ganz unpassirbar ist, seine Kommunikation mit Veracruz über Jalapa, also in einer Entfernung von 45 Leguas suchen muß. Der Kanton Cosamaloapam hingegen dürfte, sowohl wegen seiner geographischen Lage, als wegen seiner meisten innern statistischen Verhältnisse, ungleich besser beim Departement Veracruz, als bei Orizaba sich befinden.

Aus den mit besonderem Fleiße und einem der absoluten Wahrheit näher kommenden Erfolge, als bis jetzt irgend ein anderer Staat der mexicanischen Union erreicht haben dürfte, aufgenommenen Bevölkerungslisten des Jahres 1831 ergeben sich folgende Hauptresultate. Es befanden sich

1) Im Departement Orizaba:

Kanton	Orizaba	46,991	Seelen
—	Cordoba	24,321	—
—	Cosamaloapam	9,828	—
			81,140 Seelen

2) Im Departement Veracruz:

Kanton	Veracruz	24,556	—
—	Misantla	5,109	—
—	Papantla	8,504	—
—	Tampico	23,577	—
			61,348 Seelen

3) Im Departement Acayucam:

Kanton	Acayucam	20,421	—
—	Huimanguillo	4,758	—
—	Tuxtla	18,010	—
Kolonie	Goazocoalcos	626	—
			43,804 Seelen

4) Im Departement Jalapa:

Kanton	Jalapa	42,704	—
—	Jalancingo	15,862	—
			58,568 Seelen

Totalseelenzahl des Staats 245,256 —

Im Jahre 1826 hatte der Census 242,868 ergeben, und hienach die Bevölkerung des Staats in den letzten 5 Jahren um 2598 Seelen sich vermehrt — wenig genug, und kaum ½ Prozent für das Jahr. Im Königreich Preußen betrug während derselben fünfjährigen Periode von 1826 bis 1831 die jährliche Bevölkerungsvermehrung etwa 3¼ Proz. von der Gesammtpopulation!

Als ein Argument für die Richtigkeit jener geringen Bevölkerungsprogression im Staate Veracruz inserire ich nachstehend einen authentischen Extrakt aus den Kirchenbüchern der acht Kantone der Departements Orizaba, Acayucam und Jalapa für das Jahr 1830. Aus denen der vier Kantons des Departements Veracruz habe ich dieselbe Nachweisung mir leider nicht verschaffen können. Es sind aber während des Jahres 1830:

			Geboren.	Gestorben.	Mehr geboren.	Mehr gestorben.
1)	Im Kanton	Orizaba	2462	2788	—	326
2)	— —	Cordoba	1466	1542	—	77
3)	— —	Cosamaloapam	595	492	101	—
4)	— —	Acayucam	1254	986	268	—
5)	— —	Huimanguillo	325	156	168	—
6)	— —	Tuxtla	1101	792	309	—
7)	— —	Jalapa	2580	2459	121	—
8)	— —	Jalacingo	1180	969	211	—
					1177	403
					403	
					774	

Die Zahl der Gebornen überwog also die der Gestorbenen in diesen 3 Departements um 774, oder um etwas über ⅓ Proz. ihrer Gesammtbevölkerung von 185,710 Seelen. Es ist wahrscheinlich, daß im vierten Departement (Veracruz), welches eben die ungesundesten Küstenpunkte (Alverado, Veracruz, Tampico u. s. w.) in sich schließt, mehr Todesfälle wie Geburten vorkamen, und zwar in noch stärkerem Verhältniß als im Departement Orizaba, wodurch dann der Gesammtüberschuß der Gebornen vielleicht auf wenig über ½ Proz. für den ganzen Staat im Jahre 1830 sich vermindern dürfte, und dieses Jahr war das gesundeste der vorgedachten fünfjährigen Periode.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 186. 5 Julius 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 6.

Edition pittoresque des classiques français et étrangers, Gilblas, Molière, Donquixote.

Dem Deutschlande, welches Sinn für schöne Druckwerke und zierliche Form eines werthvollen Innern hat; dem Deutschlande, welches verliebt ist in schöne Bücher, und deren nur seltene Proben von der Gnade eines Privilegiums oder durch Einschwärzung erhält; dem armen Deutschlande, welches seinen Geist und sein Genie auf Katzenpapier verschwenden muß, dem Deutschlande, welches, größer als seine Nachbarn, das Vortreffliche, das Meisterhafte, das Schöne allenthalben würdigt und erkennt, und ohne Eifersucht bewundert, dem Deutschlande empfehle ich die bei Paulin rue de Seine Nr. 6. in Paris erscheinende pittoreske Ausgabe der Klassiker, als den kostbarsten Schatz, welcher seit langer Zeit durch die rastlose Industrie und Konkurrenz der pariser Presse, so wie durch die hohe Fertigkeit und den ausgezeichneten Schönheitssinn der Künstler in Zeichnung und Stich dem Publikum dargeboten worden ist.

Wann wird es in Deutschland zu solcher Vollkommenheit der typographischen Ausführung neben so geringen Preisen kommen? Klagen wir doch ja nicht über den in letzter Zeit zur Mode gewordenen Geschmack des Pittoresken. Abgesehen von dem großen Nutzen, daß derselbe die Literatur populärer gemacht, ist es hauptsächlich ihm zu verdanken, daß die Konkurrenz mehr und mehr angeregt ward, die Leistungen in Form und Druck höher und wohlfeiler geworden sind.

Vor uns liegt Grimm — ich möchte weinen über eine solche Entadelung — Grimms deutsche Grammatik, diese Ehrensäule deutschen Fleißes und deutschen Wissens, diese andere Schöpfung unsrer herrlichen Sprache, dieses Riesenwerk eines großen Geistes, auf aschgrauem, griesgrämlichem, übelriechendem und in seiner jämmerlichen Stoffzusammensetzung von Anfang an halbvermodertem Lumpenpapier! wäre Grimm auf Papier gedruckt, wie der letzte, unbedeutendste, aberwitzigste französische Roman, der an dem Nähtische der Grisetten oder in dem Erdgeschosse des Thürhüters eines vornehmen Hauses seine Laufbahn beginnt und beschließt, so würde ich ihn mit Liebe, mit Eifer, mit Freude lesen, und wieder lesen; wäre er auf Papier gedruckt und im Drucken beschaffen wie der Gil-Blas bei Paulin, so würde ich ihn verschlingen, und mich endlich sättigen mit der Kenntniß dieser Sprache, die nur sich selbst und keiner Andern gleich ist, und allen Andern an Wahrheit, Tiefe, Gefühl und Reichthum vorgeht.

Wer kennt nicht Gil-Blas, wer hat nicht Molière tausendmal bewundert und sich im Stillen gesagt, daß eine so kostbare Perle in unserm dramatischen Dichterkranze mangelt?

Gil-Blas in all seiner gemüthlichen, buntfarbigen und geistreichen Lebens- und Menschenschilderung; Molière in seinem eigenthümlichen, und in einer einzigen Periode die ganze Menschheit umfassenden Spotte; beide in ihrer Originalität und nationellen Einzelnheit können nur in ihrer Landessprache nach Verdienst gewürdigt und bewundert werden.

Deutschland wird stets den Gil-Blas studiren, belachen und bewundern, und an Molière sich ergötzen wollen. Ich empfehle ihm die pittoreske Ausgabe von Paulin, welcher in seinem lobenswürdigen Eifer und bei der gerechten Anerkennung des Publikums sich nicht mit den obigen zwei Schriftstellern begnügen, sondern sogleich das unsterbliche Werk von Cervantes, und nachher den Arioste u. s. w. folgen lassen wird.

Der große Vorzug dieser neuen und wohlfeilen Ausgabe der Klassiker ist aber nicht bloß ein typographischer Luxus, wie er noch selten erreicht worden ist, sondern es kommt noch ferner hinzu die Illustration. Hier muß ich mich deutlicher aussprechen.

Die Illustration ist nicht von dem Herausgeber der Klassiker erfunden worden. Die Engländer haben schon früher ihre vorzüglichsten Schriftsteller, wie z. B. Shakespear, illustrirt. Allein hier geht es wie in so vielen Dingen, die zwischen den beiden großen Nationen diesseits und jenseits des Kanals in Konkurrenz gerathen; der französische Geschmack macht der mechanischen Fertigkeit der Engländer den Preis und den Vorrang streitig. Die Engländer fingen damit an, den Kapitein und Ueberschriften eines Romans, oder den einzelnen Aufzügen eines Drama's, einer Komödie oder Tragödie, ein erklärendes Bild, einen Kupferstich oder einen Holzschnitt, oder eine Vignette, oder ein Porträt, ernstlich oder grotesk ausgeführt, vorauszuschicken. Schon diese erste Belebung des Textes war angenehm, und wurde günstig aufgenommen, obschon die Zahl der einzelnen Zeichnungen nicht bedeutend war, wie dieß unter Anderm bei der pittoresken Ausgabe des Shakespear zu ersehen ist. Die neue Ausgabe von Gil-Blas, bei Paulin, wird 500 Zeichnungen der verschiedensten

Digitized by Google

Art enthalten; die Ausgabe von Molière wird deren 600 haben, und Donquirote im Verhältniß; das erste Kapitel dieses Romans, welches als Probebogen ausgegeben wird, hat deren zehn. Diese Verheimlichung der Erzählung, der Handlung, der Rede, gibt diesen Meisterwerken einen neuen Reiz, besonders da die Ausführung derselben den ersten Künstlern Frankreichs anvertraut, und die Stiche selbst größtentheils mit Beihülfe englischer Kupfer- und Stahlstecher gefertigt sind. Was die Illustration dieser französischen Unternehmung so vortheilhaft von den englischen ähnlicher Art auszeichnet, ist nicht allein die größere Zahl der Bilder, sondern deren ungleich kunstgerechtere und bessere Zeichnung. So vollendet der englische Stich ist, so unrichtig ist zuweilen die Zeichnung, was allen Eindruck zerstört und dem Ganzen den Werth benimmt.

Wenn Sie nun bedenken, daß jedes Blatt in Gil-Blas und Molière, daß diese burlesken und merkwürdigen Ausbrüche der menschlichen Natur zu den herrlichsten Skizzen und Bildern Anlaß geben, so werden Sie sich leicht eine Idee machen von dem Werthe, welchen diese zwei Publikationen auch für Deutschland haben, um so mehr, als der Preis außerordentlich gering ist: der ganze Gil-Blas, auf dem herrlichsten weißen Papiere, gr. 8°, und mit neuen Lettern gedruckt, kommt dem Subscribenten auf 12 Fr., dem Nicht-Subscribenten auf 13 oder 14 Fr.

Von der pittoresken Ausgabe des Shakespear sind in England hunderttausend Exemplare abgesetzt worden. Ein ähnlicher Absatz erwartet die Ausgaben von Paulin.

Ich muß hier noch einer Besonderheit erwähnen, die uns Freude gewährt, und den Unternehmern der pittoresken Klassiker zur Ehre gereicht. Als Leute von Geschmack, welche die Literatur und die Werke des menschlichen Geistes von einem höhern Gesichtspunkte würdigen, haben sie begriffen, daß sie nicht bei den französischen Werken allein stehen bleiben dürfen. Daher sogleich Donquirote in einer neuen Uebersetzung von Viardot, einem jungen Schriftsteller von dem ausgezeichnetsten Talente, und der sein besonderes Studium auf spanische Sprache, Literatur und Geschichte gewendet hat; daher der Roland von Ariost, daher Robinson Kruse, und daher der Vorsatz, auch von den deutschen klassischen Werken die vorzüglichsten in illustrirter Ausgabe erscheinen zu lassen. Hier nun wird Paulin Gelegenheit haben, eine neue Bahn zu brechen, zum großen Vortheil beider Nationen, er wird die Wahl der Werke und ihre Uebersetzung nicht dem Zufall und der Unwissenheit, nicht einem Uebersetzer des Körner'schen Nachtwächters, *) sondern Männern von ernstem Studium und Wissen anvertrauen, deren Namen Bürgschaft genug ist, daß sie an der Ehre ihres Vaterlandes und an der eigenen zu sehr halten, um irgend eine Taglöhnerei zu übernehmen oder eine „Nachtwächterliche" Arbeit à la Marmier zu liefern.

Wir werden seiner Zeit nähern Bericht abstatten.

*) Wie diese Uebersetzung gefertigt ist, davon werden wir unsern Lesern bald einige Proben mittheilen.

Der neueste Zustand von Tripoli.

(Fortsetzung.)

Der Rest des Aktenstücks bezieht sich eigentlich auf Emhammed selbst und seine Stellung zum Volke, zu den Europäern und zu der hohen Pforte.

„Mit Gottes Hülfe und durch unsere Standhaftigkeit haben wir uns bereits 28 Monate hindurch behauptet. Unser Land ist jedem Fremden von jeder Nation und jeder Religion offen, und sie reisen sicher mit ihren Waaren bis in das Innere des Landes, und überall werden sie zuvorkommend und redlich behandelt. Unser Wohlstand ist im Fortschreiten, und unsere Ländereien waren nie so gut angebaut, als in diesem Augenblick, so daß ihr Ertrag seit der Revolution täglich gewachsen ist, und Handel und Thätigkeit jetzt allenthalben herrschen. Bei weitem der größte Theil der Bevölkerung *) erkennt Unsere Herrschaft an, während nur ein sehr kleiner Theil auf Sidi Ali's Seite ist." Schließlich noch beruft sich Emhammed auf sein Erstgeburtsrecht und erklärt, der Ferman der Pforte sey durch falsche und hinterlistige Berichte erschlichen worden.

Dieser Brief scheint allerdings mannichfache Kennzeichen europäischer Abfassung zu tragen; indeß bleibt jedenfalls die Thatsache bestehen, daß Emhammed, wenn er auch nicht so ohne sein Zuthun zum Anführer und Pascha erwählt wurde, sich in seiner unsichern Stellung jedenfalls nur durch die freiwillige Zuneigung des Volks und den Haß gegen Yussuf und gegen Ali halten konnte, während Ali im Besitze der Hauptstadt und bedeutender Schätze doch keinen Schritt vorwärts that. Was von dem konstitutionellen Vertrage zu halten, den Emhammed im Julius 1832 auf Verlangen der vornehmsten Einwohner des

*) Es wird hier die Bevölkerung des Staates Tripoli in folgender Art aufgeführt.

Auf Emhammeds Seite stehen:	
Meschia mit einer Bevölkerung von	15,000
Schel	40,000
Tabschura	12,000
Zazer	20,000
Mesurata	60,000
Sliten	35,000
Schel-Ehamed	45,000
Ehumus	15,000
Sillin	14,000
Insellata	40,000
Tavergha	55,000
Benioslid und das Land um Abdilschelid	90,000
Garian (100 Dörfer)	100,000
Araber im Innern:	
Orsiferna	10,000
Obschelel	9000
Aluana	8000
Garriaka	9000
Auled Zaied	5000
Hetna	7000
Irghiat	10,000

Ferner sollen noch auf Emhammeds Seite stehen Derna und Fezzan; auf Sidi Ali's Seite Guma. Als getheilt werden angegeben: die Stadt Tarhuna, Zowia, Bengasi und endlich Tripoli selbst.

Digitized by Google

Landes beschworen haben soll, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls sind die nachstehenden Punkte nicht so, wie man sie in einem muhammedanischen Lande erwarten sollte. Sie lauten folgendermaßen:

1) Die Regierung soll auf strenge Gerechtigkeit, und nicht auf Willkür gegründet seyn.

2) Alle Unterthanen sollen an ihrem Leben und Vermögen unangetastet gelassen werden, und jeder sein Vermögen frei auf seine Kinder vererben.

3) Alle Nationen und Religionen sollen auf gleichem Fuße behandelt werden.

4) Der Handel soll frei seyn, und den Schutz des Pascha's genießen.

5) Der Pascha soll Freundschaft mit den europäischen Nationen unterhalten, und deren Unterthanen nicht ungerecht oder despotisch behandeln.

6) Der Pascha soll über das öffentliche Eigenthum nicht ohne Einwilligung des Volks verfügen.

Wie es immerhin mit diesen Punkten stehen mag, so scheinen doch in der That die Zeugnisse mehrerer Reisenden für Emhammed zu sprechen; er soll manche Verbesserungen in der Verwaltung der Gerechtigkeit eingeführt haben, und trotz des Bürgerkriegs Ordnung und Sicherheit im Lande herrschen. Er lebt ohne befestigte Wohnung und ohne Leibwache mitten unter dem Volke: 100 Mann, welche die Scheikhs täglich zu ihm senden, sind mehr eine Ehren- als eine Sicherheitswache, und häufig besucht er die Batterien und Vorposten mitten in der Nacht nur von 20 oder 30 Mann begleitet, ohne daß je der geringste Versuch gemacht worden wäre, ihm auch nur ein Haar zu krümmen. In dieser Beziehung bietet er freilich einen scharfen Kontrast mit Ali, der von 500 schwarzen Sklaven umgeben sich in die Citadelle einschließt, und nie über die Mauern hinauswagt, damit nicht der vielfach kundgegebene Haß der Einwohner ihm die einzige noch übrige Feste entreiße.

Seine Hauptstütze findet Ali noch in dem französischen Konsul, der den Plan seiner Regierung, sich in den Staaten der Barbarei auf direktem oder indirektem Wege festzusetzen, ziemlich rücksichtslos verfolgt. Bereits ist sein Einfluß in Tripoli so fest gegründet, daß er nach seinem Gutdünken Regulative für den tripolitanischen Handel und Schifffahrt entwirft, und daß bei vorfallenden Streitigkeiten mit den Seemächten zweiten und dritten Rangs Ali ihn zum Schiedsrichter erwählt. Welcher Art die Neutralität ist, welche der französische Konsul den offiziellen Befehlen seiner Regierung gemäß beobachten sollte, mag sich aus nachfolgenden Beispielen ergeben.

Schon die Abdankung des alten Yussuf Pascha zu Gunsten Ali's war hauptsächlich ein Werk des französischen Konsuls. Der alte Pascha war durch die vollständige Zerrüttung seiner finanziellen und militärischen Hülfsmittel aufs Aeußerste gebracht, und auf dem Punkte, den Forderungen seiner im Aufstande befindlichen Unterthanen nachzugeben, und seinen Enkel Emhammed auf den Thron zu setzen, als plötzlich ein Diwan im Schlosse zusammenberufen wurde und alle fremden Konsuln mit Ausnahme des englischen sich versammelten, um die Nachricht zu vernehmen, daß Yussuf die Absicht habe, zu Gunsten seines Sohnes Ali abzudanken, und daß man ihren Rath hierüber zu hören wünsche. Der französische Konsul, welcher die ganze Scene am Abend vorher verabredet hatte, erhob sich sogleich, und drückte seine entschiedene Billigung der Maßregel aus, „da sie seiner Ueberzeugung nach am Besten geeignet sey, eine alsbaldige Pacifikation des Landes herbeizuführen." Die andern europäischen Konsuln, obschon sonst mit Ausnahme des toskanischen, Signor Rossini, sehr nachgiebig gegen ihren französischen Kollegen, willigten nicht sogleich in diese Anordnung, und einige wagten sogar, die Ansprüche Emhammeds zu erwähnen; Herrn Schwebels diktatorischer Ton aber brachte sie schnell zum Schweigen, und alle Diskussionen wurden bald nachher überflüssig, als man erfuhr, daß Yussuf Pascha bereits abgedankt und die Regierung in Ali's Hände übergeben habe.

Von diesem Augenblick an unterstützte der französische Konsul Ali's Regierung mit seinem ganzen Einflusse, beschränkte die Kriegsrechte Emhammeds, indem er ihm drohte, „mit den zu seiner Verfügung stehenden Mitteln" der Blokade ein Ende zu machen, und schickte auf einer französischen Kriegsbrick einen Abgeordneten Ali's mit Geschenken nach verschiedenen Theilen der Küste, und ließ durch seinen Vicekonsul die Erfüllung der Versprechungen Ali's garantiren, und den fernern Schutz Frankreichs allen denen zusagen, welche die Waffen gegen Emhammed ergreifen würden. Was dieß Verfahren außer Zweifel setzt, sind die Schreiben des Vicekonsuls, welche von dem Scheikh, an den sie gerichtet waren, als ein Beweis der französischen Einmischung an Emhammed gesendet, und von diesem mehreren Konsuln und andern Europäern ohne Rückhalt gezeigt wurden.

Das Nachfolgende übersteigt indeß allen Glauben. Vor einiger Zeit wurde eine Verschwörung im Lande entdeckt, und bei mehreren der deßhalb gefangen gesetzten Araber fanden sich Proklamationen Ali's, welche allen denjenigen, welche sich gegen Emhammed erheben würden, Schutz und Belohnung versprachen; diesen Dokumenten fügte der französische Konsul mit eigener Hand seine Gewährleistung und das Versprechen seines Schutzes bei, und drückte das Konsulats-Siegel darauf, wie auf eine offizielle Depesche. Nicht zufrieden damit verfuhr man auch gegen die englischen Unterthanen, welche der alte Pascha beschützt hatte, mit Härte: mehrere derselben, welche Stellen an seinem Hofe bekleideten, wurden entlassen, und kein Mittel kleinlicher Verfolgung blieb unversucht, um den übrigen den Aufenthalt in der Stadt so unangenehm wie möglich zu machen.

(Schluß folgt.)

Italien.

(Von Merp.)

Ein Sonntag zu Florenz; — die Villa Catalani.

Der Sonntag ist zu Florenz ein wahrhaft schöner Tag. Die indolente Stadt genießt ihn mit einer Fröhlichkeit, welche überlegtes Glück genannt zu werden verdient. Florenz scheint für seine Sonntage eine besondere Sonne, ein sanfteres Licht, einen blauern Fluß, einen wollüstigern Schatten in den Alleen seiner Casinen aufzusparen. Anderwärts bringt das Volk den Sonntag damit zu, sich einer lauten

Digitized by Google

Freude hinzugeben, um die Mühen der verlebten Woche zu vergessen; in Florenz geht es spazieren. Seine Haltung trägt das Gepräge des wohlhabenden Bürgerthums, der Würde und des guten Tons. Es ist dieß vielleicht die einzige Stadt, wo man an dem Volke keine Spur von Lumpen bemerkt. Welche Folgerung darf man über den Wohlstand einer Stadt machen, wo die Bäuerinnen Hüte mit Federn und ihre Männer lederne Handschuhe tragen! Ich meines Theils ziehe die Cascinen den Tuilerien weit vor. Die Tuilerien geben sich das Ansehen, als ob sie, gleich der Eiche in der Fabel, uns vornehm in ihren Schutz zu nehmen gedächten; unwillkürlich ist man versucht, am Gitter die Füße zu reinigen, ehe man eintritt, wie an der Pforte eines gefirnißten Saales. Was frommt es, daß die Bildsäulen eines Cincinnatus und Spartacus im Garten aufgestellt sind: es weht dennoch eine patrizische Luft in demselben, welche den schlichten Bürger genirt. Die Cascinen sind der wahrhafte Spaziergang für Jedermann. Hier sieht man weder Gitter noch Riegel und Schildwachen; unmittelbar vor der Stadt beginnt ein köstlicher Wald, durch den zwar einige Alleen geführt sind, der aber im Allgemeinen seine ganze Natürlichkeit beibehalten hat. Der Arno fließt entlang den Cascinen, wie die Seine bei den Tuilerien, mit dem Unterschiede jedoch, daß zwischen den Cascinen und dem Flusse sich kein langer Wall hinzieht, als gälte es eine Belagerung auszuhalten. Der Sonntags-Spaziergang in den Cascinen ist ein reizendes Familienfest. Zwei Reihen von Kutschen bewegen sich in der großen Allee hin und her; Reiter mischen sich dazwischen. Die Fußgänger durchstreifen die Seitengebüsche des Waldes. Dieses Gemälde ist voll Ruhe, Eleganz und Grazie, wie alles was den florentinischen Ursprung trägt. Man hört kein Geschrei aus dieser anständigen Menschenmenge, das fließende, silberne Italienisch des weichen toskanischen Dialekts ergießt sich harmonisch und dem Ohr wohlthuend von Munde zu Munde. Kein Streit, kein Wortwechsel, keine groben Reden hört man ertönen: dieß ist jedoch nicht etwa Mangel an Leidenschaft bei dem Volke; es zeigt sich leidenschaftlich, sobald es der Mühe werth ist; es ist ein tief künstlerisches Volk, das seine Kraft nicht in den Bacchanalien der Straße verschwendet. Voll Anstand geht es in den Cascinen spazieren, weil es den unnützen Lärm in freier Luft verachtet. Im Theater muß man es sehen; dort weint es, dort lacht es, und zittert vor Antheil; mit der hinreißenden Lebendigkeit seines Südens applaudirt es eine Cavatine wohl 20 Mal. In der Domkirche muß man es sehen, wenn eines seiner beredten Männchen die Fastenpredigt hält. Alle Phrasen des Redners vibriren auf den ausdrucksvollen Gesichtern des unermeßlichen Auditoriums. Die Hände durchkreuzen die Luft im krampfhaften Vorsagen des Beifalls. Nach beendigter Rede schließt man den Prediger klüglich in eine offene Sänfte. Das Volk würde ihn zum Danke im Triumphe davon tragen; man ist genöthigt, den Priester gegen diese Ovation zu schützen.

An einem schönen Frühlings-Sonntage verließ ich Florenz durch das Thor San-Gallo, um einer Einladung Genüge zu leisten, die ich Tags zuvor erhalten hatte; ich wollte die Litaneien der Jungfrau in der Kapelle des Dorfes La Loggia mit anhören. Madame Catalani wollte mit ihrer Tochter, Madame Duvivier, singen. Das Landhaus, welches nach dem Willen des Großherzogs den Namen der berühmten Sängerin trägt, stößt an das Dorf La Loggia.

Die Messe ward durch einen ehrwürdigen 80jährigen Priester gelesen. Die Kapelle war mit Bauern und Bäuerinnen angefüllt; alle lagen, brünstig betend, auf den Knien. Madame Catalani sang die Litaneien mit ihrer herrlichen Stimme, die ganz Europa gehört und bewundert hat. Dieses Mal ward sie weder von dem Parterre de la Scala, noch von den Logen in San Carlo, weder von einem aus Parisern, Russen und Engländern bestehenden Auditorium, noch von einem Kongresse von Königen bewundert. Arme Landleute hörten ihr mit offenem Munde zu; auf ihren Gesichtern malte sich Begeisterung. Ich habe nicht leicht ein rührenderes Gemälde gesehen. So vielen Konzerten ich auch in Italien anwohnte, nie hörte ich etwas, das mit dieser ländlichen Feierlichkeit verglichen werden kann. Nach Beendigung der Ceremonie lud uns Madame Catalani in ihre Villa ein. Das kunstliebende Europa hat diesen prächtigen Aufenthalt bezahlt. Die ganze Umgegend weist kein schöneres Landhaus auf. Ein Gürtel von Citronen- und Pomeranzen-Bäumen zieht sich um die Villa Catalani her. In einem mit Säulen umzierten Hofe sind 4 Basreliefs von Lucca della Robbia aufgestellt. Beim Eintritt in die Villa wird das Antlitz durch eine heitere, kühlende Atmosphäre erfrischt; während der Mittagshitze glaubt man in einem Marmorbade zu schwimmen. Man geht auf Marmor und reichem Mosaikpflaster. Allenthalben begegnet man der italienischen Eleganz, welche auf künstliche Weise kombinirt ist, um die heiße Jahreszeit zu bekämpfen. Die Vorhänge von hundert Fenstern werden von dem Winde des Arno in Bewegung gesetzt und verbreiten Frische auf den Treppen und Galerien. Arabesken laufen, gleich einem glücklichen Traume, an den Mauern hin. Citronenblüthen verbreiten ihre balsamischen Düfte in den Corridors. Die Mahlgerüche des Gartens bringen zu den Zimmern herauf. Man glaubt sich in einem jener Paläste versetzt, welche die Maler auf ihre Leinwand hauchen, gleichsam um sich darüber zu trösten, daß sie auf Erden nicht zu finden sind, und zum Rahmen dient dieser Villa die Umgegend von Florenz! Von allen Balkonen gewahrt man seine lichtvolle azurblaue Ebene, aus welcher nebelartige Berge, von dem Arno geliebkost, in die Höhe steigen. Da liegt Florenz, die Schöne, unter den Hügeln der Villa Strozzi und San Miniato; es scheint, als habe es sich mit seinem Dom und seinen zwei kolossalen Thürmen am Ufer des Arno gelagert, gleich einem reizenden Weibe, das vor dem Einschlummern seine Arme ausstreckt.

In einem schönen Saale, der an die Orangerie stößt, erwartete uns ein reichliches Frühstück. Der Priester, der die Messe gelesen hatte, war eingeladen worden; bei seiner Ankunft jedoch entschuldigte er sich, daß er sich nicht mit uns zu Tische setzen könne. Madame Catalani richtete die dringendsten Bitten an ihn, in jener toskanischen Sprache, welcher man nichts abschlagen kann; allein der Geistliche beharrte lächelnd auf seiner Weigerung. Nur eine Tasse Chokolade nahm er an, und zwar in einem andern Zimmer. Ueber Tische ward viel von Musik, und hauptsächlich von französischen Opern gesprochen, die in Italien noch unbekannt waren. So hat z. B. Robert der Teufel die Apenninen noch nicht überschritten, was den Italienern zum wahren Verdruß gereicht. Mehrere derselben sind von Florenz nach Paris gereist, um ihn dort zu sehen, so daß ihr Billet auf 1000 Thaler zu stehen kam. In der Musik gibt es für die Florentiner kein System, kein Ausschließen; leidenschaftlich interessiren sie sich für alles, was ihnen schön zu seyn dünkt, ohne zu fragen, woher es kommt.

Unser Frühstück endigte nach den Lehren der Philosophie der Alten. In diesem lachenden Saale, mitten in diesen Pomeranzen-Gärten, wo das Leben voll Kraft pulsirt, wo die lustigen Freuden des florentinischen Frühlings unserm Körper Unsterblichkeit zu verleihen scheinen, warf ein düsterer Gesang, ein Grablied, seinen Contrast über uns, und versetzte uns in schwärmerische melancholische Träume. Madame Catalani stimmte das „Dies irae“ der englischen Kirche an, jene düstere Hymne, die mit dem Zweige einer Cypresse auf den Marmor eines Grabes geschrieben zu seyn scheint. Die gehaltenen Noten des englischen Horns begleiten diesen Gesang; nie ward ich unerwarteter überrascht. Dieser ganze Tag war nur ein fortgesetztes Konzert. Die Tage von Florenz sind fortwährende Musik. Das Piano ward geöffnet. Madame Duvivier, Tochter der Madame Catalani, sang mit ihrer Mutter aus der Jungfrau vom See und der Semiramis. Jeden Augenblick langten Besuche aus Florenz an; die ganze toskanische Aristokratie versammelte sich nach und nach, aber der Gesang dauerte ununterbrochen fort.

Hier in dieser frischen Basis der Ebene des Arno möchte ich meine Hütte bauen. Die klangvolle Villa Catalani tönt noch in meinen Ohren wieder. Die Siesta des Frühlings hat mich nie mit einem angenehmern Traume beschenkt, als dieser liebliche Tag des reellen Lebens. Die lebendige Einbildungskraft, welche die geheime Poesie des Glückes aufsucht, und sie nie in dem Geräusche der Städte findet, schafft sich zuweilen balsamische Gegenden, herrliche Sitze umgeben von duftigem Lichte, welche von Musik, Gesängen, Quellen und den zarten Stimmen der Frauen ertönen; einen Tag lang tritt die Vision ins Leben, aber auch einen Tag nur; das Glück dauert nicht länger, dann verschwindet die Erscheinung, gleich dem Luftgebilde der Wüste, der nackte Sand bleibt zurück, und im Herzen der Wermuth.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 187. 6 Julius 1835.

Ueber die Militärkolonien Russlands.

(Nach Tanski.)

Die Einrichtung der russischen Militärkolonien darf bei unsern Lesern als bekannt vorausgesetzt werden. Tanski in seinem umfassenden Werke über das Militärsystem Rußlands betrachtet die Militärkolonien unter folgenden drei Gesichtspunkten, von welchen aus dieselben errichtet wurden.

1) Um die Ausgaben des stehenden Heeres zu vermindern, indem man den Soldaten zwingt, zu seinem eigenen Unterhalte durch Ackerbau-Arbeiten beizutragen.

2) Den Ackerbau auszudehnen und zu verbessern, und der Bevölkerung aufzuhelfen.

3) Die Stärke des Heeres zu vermehren und den Soldaten nur für den Fall eines Feldzuges von seiner Familie zu trennen.

I. In der ersten Beziehung war es nicht der sehr geringe Sold des Soldaten (etwa 10 Franken jährlich), was den Staat belastete. Die größten Ausgaben wurden für Lebensmittel, Fourage und Kleidung veranlaßt, welche der Staat liefert. Um diese Lieferungen zu vermeiden, und die Kolonien selbst damit zu belasten, mußten diesen ungeheure Vorschüsse gemacht werden, damit die Erzeugnisse der Kolonien nicht nur zu ihrem eigenen Unterhalte, sondern auch zu dem der Truppen hinreichten. Ueberdieß war es dringend nöthig, den Sold der Offiziere und Kommandanten der kolonisirten Korps zu erhöhen, weil die oben erwähnten Lieferungen für sie Gegenstände der Spekulation, der Vermögenserwerbung, und bei dem sehr geringen Sold der russischen Offiziere sogar das Hauptmittel zu leben waren. Dadurch ward gerade der Vortheil, den sich die Regierung versprach, beinahe aufgehoben, und zwar um so mehr, da sie die Unteroffiziere, Musiker und Tambours doch immer zu ernähren hatte, und auf der ganzen von den Militärkolonien besetzten Strecke keine Steuern mehr erhoben werden durften. Auf der andern Seite hatten die Kommandanten und sonstigen Vorgesetzten der neuen Etablissements die Gewohnheit unerlaubten Gewinnes keineswegs abgelegt, vielmehr erstreckte sich ihre Unredlichkeit auf alle Gegenstände der Industrie und die Produkte des kolonisirten Bodens, so daß für gewiß anzunehmen ist, daß diese Landstriche nie sich zu einem blühenden Zustande erheben können.

Eine Ausgabe, welche die Regierung vor Errichtung der Militärkolonien nicht zu tragen hatte, ist die Kleidung aller Kolonisten und Kantonisten. Es ist dieß eine beträchtliche Last weiter, welche sie sich auferlegt hat; aus dem hier Gesagten kann daher der Schluß gezogen werden, daß der Kaiser durch die neuen Etablissements, von welchen man so große Resultate erwartete, mehr verloren als gewonnen hat. Die Kolonien des Südens warfen vielleicht der Regierung einigen Gewinn ab, allein dieser wird durch den kläglichen Zustand, in welchem sie sich jetzt befinden, vollkommen wieder aufgewogen.

II. Die zweite Frage betreffend, so liegt offen am Tage, daß die Hebung des Ackerbaus und der Bevölkerung, was zum wenigsten die Kolonien am Wolkof und am Ilmen-See anbelangt, erreicht worden ist. Es gelang, in jenen Gegenden weite Terrainstrecken urbar zu machen, die bis zu diesem Zeitpunkte völlig verödet da lagen, und die heutzutage mit Rücksicht auf den allgemeinen Zustand des Ackerbaus im russischen Reiche zu den produktiven gezählt werden müßten. Um dieses allerdings sehr genügende Resultat zu erreichen, begriff man leicht, daß eine Regierung, welcher große Mittel zu Gebote stehen, weder Mühe noch Opfer gescheut haben werde, daß sie mit großen Kosten, in bisher gänzlich unbewohnten Gegenden zahlreiche neue Dörfer erbaute, und daß sie nicht anstand, die zu Ausführung ihrer Plane nöthigen unermeßlichen Vorschüsse zu machen. Die Realisirung von Entwürfen der socialen Verbesserung im Großen ist heutzutage noch immer etwas so Seltenes, daß man die Bemühungen des Kaisers Alexander in dieser Beziehung nur loben kann, selbst wenn sie, wie man vermuthet, einige Unordnung in seine Finanzen gebracht hätte. Allein warum mußte bei so weisen Maßregeln der Fehler begangen werden, daß man fruchtbaren Landstrichen ihre ohnedieß schwache Bevölkerung entriß, um jene Etablissements ins Leben zu rufen?

Ueberdieß wurden die meisten Militärkolonien, besonders die des Südens, in Dörfer der Krone verlegt, welche in Rußland die wohlhabendsten und gewerbreichsten sind. Ihre Bewohner sind nur mäßig besteuert, und wenn sie auch, um der Habgier und den Bedrückungen der Domainenverwalter zu entgehen, zu mehr oder minder großen Opfern genöthigt sind, so werden sie dennoch den Tag verfluchen, an welchem man ihr Loos zu ändern begann. Ihr Schicksal ist immer noch bei weitem das Erträglichste, gegenüber den andern Leibeigenen. Nachdem sie

Digitized by Google

eine bestimmte Stundenzahl des Tags gearbeitet haben, verfügen sie über den Rest ihrer Zeit, so daß sie bei einiger Industrie sich nicht selten ein gewisses Vermögen zu erwerben im Stande sind, ein Vortheil, der für die Leibeigenen von Privatpersonen nur äußerst selten stattfindet. Die meisten genießen einer ungleich größern individuellen Freiheit als die letztern.

Dieser Privilegien, so klein sie auch immer seyn mögen, so wie ihres ersparten Vermögens können sie nicht beraubt werden, während die Leibeigenen des Adels streng zu nennen gar kein Eigenthum besitzen, und fortwährend den Launen ihrer Herren, so wie den körperlichen Züchtigungen ausgesetzt sind, welche diese über sie zu verhängen für gut finden.

(Schluß folgt.)

Der neueste Zustand von Tripoli.

(Schluß.)

Wir haben nun noch, fährt das United Service Journal fort, die letzte Bemühung des französischen Gesandten zu Gunsten seines Schützlings zu erzählen, und dann wird nicht einer unsrer Leser mehr zweifeln, was die weitern Zwecke der französischen Regierung sind. Es ist schon bemerkt worden, daß Emhammed die Stadt in Blokadezustand erklärte, als Wiedervergeltung für diejenige, welche der türkische Gesandte angeordnet hatte; um diese Maßregel in Ausführung zu bringen, wurden neue Batterien am Strande aufgeworfen, um die Einfahrt in den Hafen vollständig zu beherrschen. Diese wurden mit etwa 15 Kanonen besetzt, so daß kein Schiff es ungestraft wagen konnte, die Stadt mit Lebensmitteln zu versehen, außer wenn es bei sehr schönem Wetter seine Ladung auf offener See in Boote bringen ließ. Trotz diesen Vorbereitungen erklärten der französische Konsul und der türkische Gesandte, das Volk werde es nicht wagen, dem großherrlichen Ferman zu trotzen, und auf die Schiffe zu feuern. Alle Zweifel hierüber wurden aber beseitigt, als wenige Tage später eine tripolitanische Brick unter türkischer Flagge mit Lebensmitteln von Bengasi anlangte; als sie vor der Stadt Anker warf, that die Batterie einen Schuß, der mitten durch sie hindurchging, und den Steuermann nebst einem Matrosen tödtete, worauf sie augenblicklich von ihrer Mannschaft verlassen wurde. Das nächste Schiff, welches herein kam, war ein Neapolitaner, der beinahe in Grund gebohrt worden wäre; auch ein toskanischer Schooner, welcher bei starkem Winde an den Batterien vorbeizusegeln suchte, wurde sehr in seinem Tackelwerk beschädigt.

Als der brittische Konsul dieses gegen eine befreundete Flagge unentschuldbare Verfahren sah, protestirte er in den stärksten Ausdrücken dagegen, erhielt aber zur Antwort: man würde die Stadt durch keine Handelsschiffe irgend einer Nation mit Vorräthen versehen lassen, und niemand könne dieß als eine Beleidigung seiner Nationalflagge betrachten. Am 6ten Nov. kam eine östreichische Brick an, wagte sich aber, als sie von einer Blokade hörte, nicht in den Hafen; sie verlangte von der ottomanischen und französischen Kriegsbrick Schutz, wiewohl vergebens. Inzwischen hatten die türkischen und tripolitanischen Kanonenboote ihr Kreuzen vor dem Hafen gänzlich eingestellt, da es sich durchaus als unnütz und lächerlich erwies.

In dieser Lage waren die Sachen, als man am Morgen des 9ten Novembers einen östreichischen Schooner, der bei Nacht in den Hafen eingelaufen war, und jedenfalls einen Theil seiner Ladung sicher ans Ufer zu bringen hoffte, vor Anker liegen sah. Die Batterien Emhammeds eröffneten alsbald ihr Feuer, worauf endlich der französische Konsul, den die getäuschte Hoffnung, Ali von dem Volke anerkannt zu sehen, mit jedem Tage mehr erbittert hatte, sich entschloß, thätlich einzuschreiten, und dem Kapitän Vermot, Befehlshaber des Palinurus, befahl, den Schooner unter seinen Schutz zu nehmen. Dieser begab sich sogleich selbst an Bord des östreichischen Schiffs, und hißte die dreifarbige Flagge über der kaiserlichen auf, in der eitlen Hoffnung, daß die Entfaltung dieses Banners den halbcivilisirten Mauren Schrecken oder wenigstens Achtung einflößen würde. Er versicherte hierauf die Besatzung des Schooners, daß sie durchaus nichts mehr zu befürchten habe, ging mit stolzen Schritten nach seinem Boote, und fuhr ab nach dem Palinurus, hatte aber kaum sich um eine Schiffslänge von dem Schooner entfernt, als ein Schuß von den Batterien wenige Schritte von seinem Boote ins Wasser schlug, und ihm ein Tropfbad veranstaltete, das in dieser Jahreszeit nichts weniger als angenehm war. Schuß folgte nun auf Schuß, und es wurde bald der Mannschaft des Schooners, wie den Zuschauern der Stadt einleuchtend, daß die Dekoration mit der französischen Flagge sich keineswegs als eine schützende Kraft beweise.

Jetzt bemerkte man, daß an Bord des Palinurus und der ottomanischen Brick große Anstalten gemacht wurden, und gegen Mittag war die erste zum Kampfe gerüstet. Um dieselbe Zeit sprang ein Wind von der See auf, und so eifrig war der französische Kapitän, die Beleidigung seiner Flagge, welche er durch seine eigene Unvorsichtigkeit veranlaßt hatte, zu rächen, daß er sich nicht Einmal Zeit nahm, die Anker aufzuwinden, wie ein ächter Seemann unter solchen Umständen gethan hätte, sondern das Tau kappte, unter Segel ging, und gegen das Ufer heranfuhr; alle Anhänger des französischen Konsuls nebst dem gehorsamen Gefolge von Repräsentanten der kleinern Mächte, hatten sich auf dem Dache des Hauses versammelt, um Zeuge der Bestrafung zu seyn, welche den rebellischen Meschiaten zu Theil werden würde. Kapitän Vermot hatte seine Absicht erklärt, hart unter den Batterien Anker zu werfen, und diese entweder durch sein Feuer zu zerstören, oder sich in den Grund bohren zu lassen, und ein so tapferes, wenn auch unpolitisches, Benehmen hätte sicherlich die laute Bewunderung der Zuschauer davon getragen, da seine Streitkräfte durchaus keine Vergleichung aushielten mit der furchtbaren Stellung einer Linie von Kanonen, welche tief in den Sand eingegraben waren.

Sobald er an der ottomanischen Brick vorüber war, eröffnete er alsbald ein Kartätschenfeuer gegen den Platz, welcher sich zwischen den Gärten der Meschia und dem Schlosse ausdehnt, und etwa 1000 Schritte lang ist; es befanden sich daselbst in diesem Augenblick mehrere arabische Hirten mit ihren Heerden, da aber die Brick gegen 2000 Schritte entfernt war, so erreichte

Digitized by Google

der Schuß nicht das Ziel, und ehe sie eine andere Salve mit groben Kugeln geben konnte, hatten die Araber Zeit in die Gräben sich zu verbergen. In der Stadt glaubte man anfangs, dieses Feuer sey bloß ein Zeichen der feindseligen Gesinnungen des Kapitäns, und war in gespannter Erwartung, ob er nicht in den Grund geschossen würde, ehe er nahe genug an die Batterien herankäme, um ein wirksames Feuer eröffnen zu können; zum allgemeinen Erstaunen aber hielt er sich in der oben erwähnten Entfernung und feuerte eine Lage nach der andern gegen ein unvertheidigtes Dorf, das hart am Ufer liegt, und da dieser Theil der Küste fast gerade von Ost gegen West läuft, so war er bei einem leichten Nordwinde im Stande, sich fortwährend zwischen der ottomanischen Brick und der englischen Korvette Favourite zu halten, und sich für den Nothfall durch die Stellung der letztern zu schützen, da er wohl vermuthete, daß die Batterien kein Feuer gegen ihn eröffnen würden, so lange zu befürchten war, daß man das englische Schiff treffen werde. Diese Feindseligkeiten begannen etwa um 1 Uhr Nachmittags, und während anderthalb Stunden feuerte die französische Brick eine Lage nach der andern ab. Die Batterien der Meschia behandelten jedoch diesen unsinnigen Angriff mit der größten Verachtung, setzten in Zwischenräumen ihr Feuer gegen den östreichischen Schooner mit der französischen Flagge fort, und ließen sich nicht einfallen, auch nur einen Schuß gegen den Palinurus zu thun. Kapitän Vermot, über diese Nachsicht ganz verblüfft, und durch die Fortdauer des Feuers der Batterien endlich überzeugt, daß er sie weder zum Schweigen bringen, noch den kaiserlichen Schooner schützen könne, entfernte sich unter dem lauten Hohngeschrei des Volkes am Hafen, und bald darauf folgte ihm das Schiff, dessen Mannschaft unter seinem Schutze genugsam gelitten hatte.

Beinahe 300 Schüsse hatte der Palinurus abgefeuert, und am folgenden Tage soll ein Bote von Seite der Mauren an den französischen Konsul geschickt worden seyn, um ihm für die Lieferung von 24pfündigen Kugeln zu danken, deren sie sehr bedurft hätten, und die für mehrere ihrer Kanonen trefflich paßten; noch an demselben Abend durchfurchten mehrere dieser wohlpolirten Kugeln die Luft auf ihrem Wege nach der Stadt. Während der Kanonade setzte die ottomanische Brick fortwährend ihre Kanonen in Bereitschaft, und wandte sich bald rechts, bald links, allein der Gesandte war zu schlau und zu diplomatisch, um sich in wirkliche Feindseligkeiten einzulassen, und äußerte später, eine solche Maßregel sey ganz unnöthig gewesen, und er könne sie durchaus nicht billigen. Als man den Tag nach der Kanonade nachforschte, welchen Schaden das Feuer angerichtet habe, erfuhr man, daß niemand weder getödtet noch verwundet worden sey; ein niedergeschmetterter Dattelbaum und zwei Hühner büßten allein die der französischen Flagge angethane Beleidigung. Eines dieser Hühner brachte ein kleiner Knabe zum Spott unter die Mauern der Stadt, mußte jedoch seine Unbesonnenheit theuer bezahlen, denn er wurde durch den Kopf geschossen.

Wenn man die Erzählung dieses Vorfalls gelesen hat, so muß man natürlich auf die Frage kommen, welches Recht der französische Konsul hatte, sich in die Sache des östreichischen Schiffs zu mischen. Es ist einleuchtend, daß er hiezu auch nicht einen Schatten von Recht hatte, und deßhalb darf man wohl vermuthen, daß Herr Schwebel einen Anlaß zu Feindseligkeiten suchte, um die Absichten der französischen Regierung zu befördern, die, wie kaum zu bezweifeln, dahin gehen, eine Garnison in die starken Befestigungen von Tripoli zu verlegen. Der Kaiser von Oestreich erkennt keinen der Barbaresken-Staaten an, und hat demnach auch keine Verträge mit denselben, sondern der Sultan ist, einem Vertrag mit der Pforte zufolge, für jede der kaiserlichen Flagge zugefügte Beleidigung verantwortlich. Da nun ein türkisches Kriegsschiff, und zwar von größerer Stärke als die französische Brick, sich im Hafen befand, als der Schooner anlangte, so mußte derselbe von dem türkischen Schiffe oder von niemand Schutz erhalten.

Seit diesen Ereignissen hat Oberst Warrington seinen ganzen Einfluß angewandt, um beide Parteien zur Aufhebung der Blokade zu vermögen: die Meschiaten erklärten sich augenblicklich bereit, sobald von Seite der Stadt dasselbe beobachtet würde. Auch der ottomanische Gesandte soll sich viele Mühe gegeben haben, diese Uebereinkunft zu Stande zu bringen, seltsamer Weise wollten aber die übrigen europäischen Konsuln durchaus nicht darein willigen, und der Wille des französischen Konsuls scheint bereits bei dem türkischen Gesandten sowohl, als bei dem Pascha Ali so viel zu gelten, als wenn eine französische Flotte mit 5000 Mann Truppen an Bord wirklich im Hafen Anker geworfen hatte.

So standen die Sachen am Ende des Jahres 1834, und seit dieser Zeit scheint sich wenig von Bedeutung zugetragen zu haben. Ob England oder Frankreich Absichten auf Tripoli hatten, mag dahin gestellt bleiben, jedenfalls aber wurden diese Absichten, so wie die Hoffnungen Ali's und Emhammeds durch die Schlauheit der Pforte unerwartet vereitelt. Am 25sten Mai d. J. erschien mit Einemmal die türkische Eskadre mit Truppen an Bord, und lief am 26sten in den Hafen ein. Redschib Pascha, der Kommandant, zeigte einen Ferman des Großherrn vor, welcher Sidi Ali die Unterstützung der Pforte versprach, und setzte alsbald 4500 Mann Truppen ans Land, welche alle festen Punkte der Stadt besetzten. Am 27sten folgte Sidi Ali einer Einladung an Bord der Fregatte, wo Redschib Pascha mit Einemmal die Maske abwarf, und Sidi Ali zum Gefangenen und sich als Gouverneur der Regentschaft erklärte. Der schon vorher anwesende türkische Gesandte scheint Uneinigkeit unter die Meschiaten gebracht zu haben, von denen sich ein Theil alsbald unterwarf: Beitel-Mal floh an Bord der englischen Korvette, Emhammed soll umgekommen seyn, nach einigen Nachrichten durch eigene Hand. Wenn dieß wahr ist, so hat die Familie Caramanli, welche seit 120 Jahren Tripoli beherrscht, nur noch vier am Leben und in Freiheit befindliche Repräsentanten, von denen Sidi Mustapha Bei von Tarhuna, Sidi Osman Bei von Bengasi ist *); die beiden andern, Sidi Brahein und Sidi Omar, sind nur dem Namen nach bekannt. Ob die dießmalige türkische Besetzung von Dauer, oder so vorübergehend ist, wie die von Ali Bargul, muß der Erfolg lehren.

*) Beide hielten in dem Bürgerkriege die Partei Ali's.

Digitized by Google

Oeffentliche Eiskeller.

Herr Henry Fairbairn hat der Redaktion des Athenäums in London einen Vorschlag zu Errichtung öffentlicher Eiskeller eingesendet, in denen sich Fleisch, Wildpret, Fische, Früchte und andere dem Verderben ausgesetzte Nahrungsmittel aufbewahren lassen, von denen nicht nur während der Hitze des Sommers, sondern auch während des dunstigen, unveränderlichen Wetters, das sich jetzt in England fast regelmäßig jeden Winter einzustellen pflegt, eine so große Menge zu Grunde geht. Herr Fairbairn wurde dadurch auf diese Idee geführt, daß er in der Stadt Charlestown in Südcarolina während der Nacht eine große Menge Fleisch in den an den Markt dieser Stadt stoßenden Eiskeller bringen sah. Dieser Eiskeller war ursprünglich nicht zu diesem Zweck, sondern nur für den Eisverkauf errichtet; der Eigenthümer fand indeß bald eine Erweiterung seines Erwerbszweiges darin, daß er den Fleischhauern gestattete, das den Tag über unverkauft gebliebene Fleisch in seinem Keller aufzubewahren, das hier nicht nur vor Fäulniß bewahrt wird, sondern auch, wenn es des Morgens aus dem Keller kommt, so kalt ist, daß es seine niedere Temperatur noch einige Zeit in der Fleischbank behält. Durch diese einfache und ökonomische Vorkehrung sind jetzt die Fleischhauer von Charlestown in den Stand gesetzt, ihr Vieh unter diesem brennenden Klima mit der Gewißheit schlachten zu können, durch Fäulniß, die außerdem in einer einzigen Nacht eintreten würde, keinen Schaden zu leiden. Da das Prinzip aller Fäulniß die Auflösung der flüssigen Theile in der animalischen Substanz ist, und da, wenn das Fleisch sich in einer Temperatur von 32° F. (0° R.) befindet, keine Auflösung stattfinden kann, so folgt daraus, daß Schlachtfleisch, Geflügel, Fische oder Wildpret sich in Eiskellern Tage und Wochen lang, ja auch wohl noch länger halten müsse. Demnach schlägt nun Herr Fairbairn vor, unter den großen Marktplätzen von London Eiskeller zu diesem Zweck anzulegen. Von erfahrnen Fleischhauern ist berechnet worden, daß in London jährlich wenigstens 2000 Tonnen durch die Hitze des Sommers verdorbenes Rind- und Schöpsenfleisch den Hunden gegeben, eingegraben oder den Leichenfledern überlassen wird, und da auch Früchte und manche andere Vegetabilien durch Einwirkung der Temperatur verderben, so wäre diesen Verlusten durch Eiskeller vorzubeugen, deren Erbauung nicht einmal mit bedeutenden Kosten verbunden seyn würde. Mit einigen Tonnen norwegischen Eises (unstreitig das beste) wäre, wie Herr Fairbairn meint, die für jeden Keller erforderliche Temperatur herzustellen, und diese würde dann wahrscheinlich Jahre lang dauern; die Eigenthümer derselben könnten daneben auch, wenn sie ihre Rechnung dabei finden, zugleich mit Eis handeln.

Beiträge zur neuesten Statistik des Staates Veracruz.

(Fortsetzung.)

Ueber das Verhältniß der Einwohner nach Kaste und Ursprung wäre Folgendes beizubringen. Im Kanton Veracruz lebten im Jahre 1831

23,799	Mexicaner (reine Kreolen, reine Indianer, einige wenige reine Neger und viel Mischlinge aus den drei Racen)
114	Havanesen
294	Altspanier
349	sonstige Fremde.
24,556	

Von der Bevölkerung des Kantons Misantla sind ⅞ rein indianisch, ein gutmüthiges, friedliches Völklein, lustig, musik- und tanzliebend. Unter sich gebrauchen sie ausschließlich ihre eigenthümliche Muttersprache, die totonakische, verstehen jedoch größtentheils auch spanisch. Unendlich ist ihre Vorliebe für die Heimath, und zwar im engsten Sinne des väterlichen Herds, was unstreitig ein Civilisationshinderniß ist. — Im Kanton Papantla leben, mit Ausnahme der fast ganz kreolischen Einwohner des Dorfes Tecolnta und etwa eines Viertheils der Bevölkerung des Hauptorts, lauter reine Indianer. Sie leben in altväterlicher Weise größtentheils von Vegetabilien, Mais, Frijoles, Chile, Früchte, nur selten etwas Wildpret. Heiterer Gemüthsart, sind sie sehr ihren volksthümlichen Tänzen zugethan, deren einer heute noch der Montezumatanz heißt. Sie beharren, auch unter dem Schutz gegenwärtiger Freiheit, noch bei jener mißtrauischen Gewohnheit früherer Knechtschaft, etwa erspartes Geld zu vergraben, und treiben die Heimlichkeit so weit, daß es in der Regel auch für die Erben verloren bleibt. — Im Departement Acayucam werden die reinen Indianer auf 55,000, also etwa ¾ der ganzen Seelenzahl des Departements angegeben, schwache Ueberreste jener dichtgedrängten Bevölkerung, welche bei Cortes Ankunft das Gebiet des Kaziken von Goazocoalco enthielt, welche aber theils schon in der ersten Eroberung und Kolonisation furchtbar gezehntet, theils später zu Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts durch Blatternepidemien und Auswanderungen nach Chiapas und Tehuantepec, wobei sich die Dörfer haufenweise leerten, ungemein vermindert, endlich durch die allgemeine Wirkung des Systems spanischer Kolonialherrschaft fast gänzlich aufgerieben, und, was physisch überdauerte, moralisch dergestalt entwürdigt und verknechtet ward, daß lange Zeit dazu gehören mag, bis diese Menschen einen richtigen Begriff von der empfangenen Freiheit erwerben, und in irgend einer ihnen frommenden Richtung zum Gebrauche derselben sich angeregt fühlen werden. — In den Departements Orizaba und Jalapa sind die weißen Kreolen und die Mestizen der Seelenzahl nach überwiegend. — Im Hafen von Veracruz waren während des Jahres 1830, einer offiziellen Liste zufolge, ausländische Einwanderer oder Reisende, ihren Weg nach dem Innern fortsetzend, in nachstehendem Verhältnisse angekommen:

Bürger der V. St. von Nordamerika	55
Columbier	2
Centro-Amerikaner	5
Westindier	9
Engländer	75
Franzosen	99
Deutsche	51
Portugiesen	2
Italiener	15
Schweizer	7
Ungarn	1
Savoyarden	1
Unbekannten Vaterlandes	59
Ueberhaupt	577

Das Verhältniß der Bevölkerung zur Bodenfläche des ganzen Staats betreffend, kommen, da diese letztere, in einer freilich nicht überall geometrisch begründeten, aber doch wohl der Wahrheit ziemlich nahe kommenden Schätzung, auf 4141 □ Leguas (zu 25 auf den Grad) angenommen wird, 59⅞ auf die □ Legua. Im Departement Veracruz stellt sich das Verhältniß folgendermaßen. Es hat:

Kanton Veracruz	auf 460	□ Leg.	24,556	Seel.,	also auf der	□ Legua	53⅓
— Misantla	— 155	—	5,109	—	— — —	—	33⅓
— Papantla	— 140	—	8,504	—	— — —	—	60¾
— Tampico	— 895	—	23,377	—	— — —	—	26⅛
Ganzes Depart.	— 1646	—	61,546	—	— — —	—	37⅜

Wäre der ganze Staat nur in demselben Verhältnisse zu seiner Bodenfläche bevölkert, so würde er nur 154,857 Einwohner haben statt 245,256, die er wirklich besitzt. Die Differenz zu Nachtheil des Departements Veracruz und zu Gunsten der drei übrigen beruht theils auf dem bedeutenden, für die Bevölkerung verlornen Areal der im ersteren befindlichen großen Lagunen, theils auf der größern Bevölkerungsdichtigkeit in der gesündern und wirthbarern Tierra Templada der beiden Departements Orizaba und Jalapa.

Ungewöhnliche Beispiele langer Lebensdauer liefert das Dorf Cosoliacaque, Kantons Acayucam. Im Jahre 1831 befanden sich daselbst, unter einer Bevölkerung von 1595 Seelen, 10 Personen, deren zusammengezählte Lebensjahre 5407 betrugen, also durchschnittlich für jede 95, und eben daselbst war im Jahre 1830 eine Frau Martin im 156sten Jahre ihres Lebens verstorben.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 188. 7 Julius 1835.

Die Insel Formosa.

Holländische Administration.

Der ungewisse Zustand des englischen Handels in Canton bringt viele alte Plane einer gänzlich neuen Organisation des Verkehrs mit China wieder ans Tageslicht; die englische Gemeinschaft in Canton predigt immer Feuer und Schwert gegen die Chinesen, und hegt die thörichte Hoffnung, Handelsfreiheit durch Krieg und Verheerungen erzwingen zu können, der vernünftige Theil jedoch sucht im Fall der Nothwendigkeit Mittel, des Hafens in Canton entbehren, und den Handel dem direkten Einflusse der chinesischen Regierung entziehen zu können. Man hat dazu die Errichtung von Freihäfen in den Inseln des chinesischen Meeres vorgeschlagen, wohin die Chinesen ihre Waaren bringen würden, und wo der Handel der Aufsicht einer eifersüchtigen und habsüchtigen Regierung entzogen wäre. In diesem Fall hat man vor Allem an die Insel Formosa gedacht, deren Lage in der Nähe der Theeprovinzen dem fremden Handel große Leichtigkeiten verspricht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie bald die Augen der Europäer auf dieselbe Art wieder auf sich ziehen wird, wie sie schon vor 200 Jahren unter ähnlichen Umständen gethan hatte, und wir entlehnen daher aus einem Journal, das in Canton erscheint, folgende Details über ihre Geschichte und gegenwärtige Lage.

„Der chinesische Name von Formosa ist Taiwan, ihre Länge beträgt etwas über drei Breitegrade, ihre Breite übersteigt nirgends 80 englische Meilen. Sie ist von der chinesischen Küste durch eine Meerenge getrennt, die 75—120 engl. Meilen breit ist, und in dessen Mitte, doch etwas näher an Formosa die Inselgruppe der Pescadoren, von den Chinesen Panghu-Inseln genannt, liegt. Diese enthalten gute Häfen, und waren lange Zeit der Sammelplatz chinesischer Seeräuber und der holländischen Schiffe, welche von da aus beide Seiten der Meerenge beherrschten.

„Obgleich die Insel innerhalb einer Tagfahrt von dem großen Hafen von Amoi liegt, scheint sie doch die Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung erst spät auf sich gezogen zu haben. Der erste Chinese, von dem die Geschichte erzählt, daß er Formosa betreten habe, war ein Offizier, der im Jahre 1430 n. Ch. unter der Dynastie Ming durch Sturm auf sie verschlagen wurde. Mehr als ein Jahrhundert später flüchtete sich ein Seeräuber, den die kaiserliche Flotte von den Pescadoren vertrieben hatte, nach Formosa, und fand es unbebaut und von Wilden bewohnt. Er war ein ehrgeiziger Mann, bemächtigte sich der Insel, vertilgte die Einwohner so weit er konnte, und war ohne Zweifel der erste, der eine chinesische Bevölkerung auf ihr einführte.

„Im Anfang des folgenden Jahrhunderts fielen die Kriege der Holländer und der Portugiesen in den Molukken vor, die Holländer fanden sich vom chinesischen Handel ausgeschlossen, belagerten im J. 1622 Macao vergeblich, segelten nach den Pescadoren, nahmen sie den Chinesen, und fingen an sich dort zu verschanzen. Sie verurtheilten die Mannschaft der genommenen chinesischen Schiffe zum Bau des Forts, das sie errichteten, und 1300 von diesen erlagen der unmäßigen Arbeit und der schlechten Behandlung. Diese holländische Niederlassung war den Chinesen unerträglich, sie unterhandelten umsonst mit der holländischen Kompagnie über ihre Abtretung der Inseln, bis sie nach einem fruchtlosen Kriege endlich dieser die Erlaubniß in Canton zu handeln und eine Niederlassung in Formosa zu gründen, zugestanden, und dafür die Räumung der Pescadoren von ihr erhielten. Die Holländer besetzten nun einen Theil der Südwestküste der Insel, sie fanden auf ihr eine japanische Kolonie, die sich bald wegzog, und die Eingebornen, welche keinen Widerstand leisteten. Die Kompagnie baute eine Festung, welche ihren hauptsächlichsten Hafen beschützte, und gaben ihr den Namen Fort Zeeland: sie errichteten noch einige andere Etablissements an der Küste, entfernten sich aber nur selten von ihren Forts und den umliegenden Dörfern, in denen sie eine Art von Konstitution einführten, indem sie in jedem Dorf einen eingebornen Bürgermeister aufstellten, welcher unter dem holländischen Gouvernement stand. Viele barbarische Gebräuche wurden abgeschafft, und die Eingebornen waren den Holländern zugethan. Im Jahre 1626 wurde ein Missionär, Namens Georg Candidius hingeschickt, er studirte die Sprache von Formosa, und hatte nach 16 Monaten etwa 120 Eingeborne bekehrt; er hielt sie für eine Race, der es nicht an Gaben fehlte, die nur wenig an ihrem Aberglauben hinge, und leicht zu bekehren sey. Nach und nach wurden Tausende getauft, sie heuratheten unter die Holländer, und eine Menge von Schulen wurden errichtet.

„Während dieser Zeit waren aber in China große Ver-

Digitized by Google

änderungen vorgegangen, die Mandschus hatten im Jahre 1644 Peking eingenommen, und im nächsten Jahre erkannten 12 oder 15 Provinzen von China ihre Oberherrschaft an. Die Chinesen wanderten nach allen Seiten hin aus, um dem Sturme zu entgehen, und bald siedelten sich 25,000 derselben in Formosa an. Anfangs begünstigten die Holländer die Einwanderung, da diese fleißige Bevölkerung der Insel bald eine ganz neue Gestalt gab, und große Quantitäten Zucker und Reiß zur Ausfuhr producirte; später fingen die Holländer an, sich vor der neuen Bevölkerung zu fürchten, allein es war zu spät die Einwanderung hemmen zu wollen, und sie führte am Ende zu Vertreibung der Kompagnie. Die Umstände dieses Siegs der Chinesen über eine europäische Macht sind so merkwürdig, daß sie eine genauere Beschreibung verdienen.

„Diese Zeiten von Unglück brachten in China einige kühne Geister hervor, welche auf die allgemeine Verwirrung ihre Größe gründeten. Der merkwürdigste unter ihnen aber war der halb seeräuberische, halb patriotische Seekönig Tsching-Tsching-Kong, der unter dem Namen Koxinga in den Büchern der Europäer bekannter ist. Sein Vater war früher in Diensten der Portugiesen in Macao gestanden, und von ihnen unter dem Namen Nikolaus getauft worden. Nach und nach wurde er durch Seehandel der reichste Kaufmann in China, und rüstete später auf seine eigenen Kosten eine kleine Flotte gegen die Tataren aus. Sein Glück zog eine Menge chinesischer Schiffskapitäne an, und er fand sich am Ende an der Spitze der furchtbarsten Flotte, welche je in diesen Meeren erschienen war. Nach vielen Schlachten lud ihn der tatarische Kaiser an den Hof ein, und bot ihm die Königswürde an, die er annahm, und seinem Sohn den Befehl der Flotte überließ. Die Tataren jedoch verurtheilten ihn bald zu ewigem Gefängniß, und sein Sohn Koxinga fuhr fort, seines Vaters Rolle zu spielen, sich den Tataren zu widersetzen, und für seine Nation zu kämpfen. Viele Jahre lang beherrschte er mit seiner furchtbaren Flotte die Seeküsten, machte Einfälle in das Land, und nahm mit Hülfe seiner Landtruppen mehrere Städte ein und schlug die Tataren in vielen Schlachten. Am Ende aber erhielten die Tataren durch Gewalt und Bestechung die Oberhand zu Lande, und trieben ihn auf die Inseln an der Küste hin, und der Seekönig warf seine Augen auf die große und fruchtbare Insel Formosa, als seine letzte Hoffnung.

(Schluß folgt.)

Ueber die Militärkolonien Russlands.

(Schluß.)

Für den Krondauer hat die Leibeigenschaft keine so barbarischen Formen; man begreift daher leicht, bei Vergleichung seiner Lage mit der des Soldaten, daß er die seinige weit vorzieht, und daß ihm der Militärdienst und die Uniform wahrhaften Schrecken einflößt. Das neue Joch ist ihm daher verhaßt, und der Tod scheint ihm vorzuziehen. Daher stieß man auch von Seite dieser Bauern auf den lebhaftesten Widerstand, als man sie den Militärkolonisten unterwarf, und nur der offnen Gewalt gelang es, sie zum Nachgeben zu zwingen. Aber wenn ihr Widerstand bis jetzt auch vergeblich war, so hegen sie nichts desto weniger noch immer die Hoffnung, eines Tages das verhaßte Joch abzuwerfen.

Diese Bauern, plötzlich ihrem Boden, auf dem sie geboren wurden, entführt, in einen militärischen Rock gesteckt, und jeden Augenblick kontrollirt von Offizieren, deren ganzes Wesen ihnen verhaßt ist, verfielen in eine Art von Verzweiflung; denn seit Errichtung der Kolonien können sie weder über ihre Person, noch über irgend etwas verfügen, ohne die Erlaubniß ihrer neuen Chefs, die viel strenger sind, als ihre frühern Vorgesetzten. Die Regelmäßigkeit und Einförmigkeit dieses Lagerlebens, wo das Aufstehen, das Niederliegen, das Essen und die Arbeit nach dem Schalle der Trommel geschieht, hat sie gänzlich entmuthigt.

Der Kolonist hat wenig Interesse dabei, das Land zu bebauen, auf welches man ihn verpflanzt hat, obgleich es meist beträchtlicher ist als das Feld, welches er früher als Krondauer anpflanzte. Wenn auch seine Wohnung hübscher und bequemer ist, als diejenige welche er verließ, so kann er sich doch kein Eigenthum erwerben, und ohne eingeholte Erlaubniß weder kaufen noch verkaufen, so daß ihn die Hoffnung und der Eifer, welche ihn früher beseelten, gänzlich verlassen haben; an deren Stelle ist die Furcht vor Strafen getreten, die das System der Bedrückung seiner Vorgesetzten nur allzu häufig macht. Daher kommt es auch nicht selten vor, daß eine Mutter ihrem Sohne den Tod gibt, um ihn dem unglücklichen Schicksale zu entziehen, das ihn in der Uniform erwartet. Ueberdieß verdient bemerkt zu werden, daß der Boden, der durch einen solchen Sklaven bebaut wird, kaum die Aussaat abwirft. Der Soldat der Militärkolonie kann dem Kolonisten nur von geringem Nutzen seyn, wegen der häufigen Exercierübungen und der zahllosen persönlichen Leistungen, welche er dem Offiziere schuldig ist. So erklärt es sich denn, daß der Soldat für den Kolonisten eher eine Last ist; selbst die Kinder des letztern, die von ihrem zartesten Alter an der ganzen disciplinarischen Strenge der Armee unterworfen sind, können ihren Vater nicht einmal unterstützen, und unglücklicherweise wird in den russischen Militärkolonien das russische Sprüchwort Lügen gestraft, „daß Kinder das Verderben reicher Güterbesitzer sind, weil sie deren Vermögen theilen, während sie den Reichthum des Bauern ausmachen."

Im Allgemeinen können wir aus all diesem den Schluß ziehen, daß die russischen Militärkolonien hinsichtlich der Hebung des Ackerbaus, der Vermehrung der Volksmenge und ihrer Wohlfahrt keinen günstigen Erfolg gehabt haben, besonders wenn man den frühern Zustand eines Theiles der Gegenden, in welche die Militärkolonien angelegt wurden, mit dem jetzigen vergleicht.

III. Die Vermehrung der Militär-Streitkräfte des Reiches durch die Militärkolonien betreffend, so läßt sich dagegen nichts einwenden, weil die kolonisirten Korps sich regelmäßiger und schneller, als auf die alte Art der Aushebung rekrutiren. Allein die auf solche Weise gewonnenen Truppen sind nichts Anderes, als eine Art von Nationalgarde oder Landwehr der andern europäischen Staaten, die leicht der Regierung, die sie geschaffen hat, gefährlicher, als den auswärtigen Feinden werden kann.

Digitized by Google

Mehrere fremde Publicisten, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, haben dieselbe nicht ungegründete Bemerkung gemacht, die für diejenigen an Werth gewinnt, die den unruhigen und zur Empörung geneigten Geist der russischen Bauern und Soldaten kennen. Als im Jahre 1831 das russische Heer vollauf zu thun hatte in Polen, empörten sich die nördlichen Kolonien. Da Petersburg damals von Truppen entblößt war, so befürchtete der Kaiser die Folgen dieses Aufstandes, und begab sich von nur einem Adjutanten begleitet, in Person an Ort und Stelle. Seine unverhoffte Ankunft und der Befehl, den er den Empörern gab, sich zu unterwerfen, waren hinreichend sie zum Gehorsam zurückzubringen.

Die Kühnheit des Kaisers hat damals die drohende Gefahr abgewendet; aber obgleich die Militärdisciplin eben so schwer auf den Kolonien, als auf den Regimentern lastet, so sind doch in Zukunft die Folgen für die erstern nicht dieselben. Man kann die Kantonnirungen der Regimenter ändern, mit denen man unzufrieden ist, man kann sie decimiren, auflösen, und hat in der Folge nichts mehr von ihnen zu befürchten. Nicht also verhält es sich mit den Kolonien, wo auch nach den strengsten Strafen noch dieselben Sympathien in den Familien fortleben werden. Hier wird es nie gelingen, die Wurzel der Unzufriedenheit auszurotten, die von den Eltern sich auf die Kinder fortpflanzt.

Was die Vermehrung der aktiven Armee anbelangt, so besteht sie eigentlich nur darin, daß man die Bataillone und Schwadronen stärker machen, und sie stets mit dressirten und exercirten Soldaten vollzählig erhalten kann.

Der Gedanke der russischen Militärkolonien ward ohne Zweifel von Oestreich entlehnt; allein der Unterschied zwischen den östreichischen Gränzregimentern und den russischen kolonisirten Regimentern ist sehr groß. Diese haben mehr einen fiskalen, jene mehr einen defensiven Zweck, nämlich sich den Einfällen der Türken entgegenzusetzen. Ueberdieß geschah ihre Einrichtung langsam, mit einer weisen Sparsamkeit und unter einer väterlichen Regierung, weßhalb sie auch dem vorgesetzten Zwecke vollständig entsprachen.

In Rußland sind die Militärkolonien des Nordens dergestalt placirt, daß sie fortwährend die Hauptstadt bedrohen. Die Kolonien des Südens könnten dieselbe Bestimmung haben wie die östreichischen Gränzregimenter, allein der Haß der Bauern, die Strenge und Ungerechtigkeit, mit welcher sie von ihren Vorgesetzten behandelt werden, bringen sie mehr gegen die eigne Regierung auf, als daß man gegen auswärtige Feinde auf sie zählen könnte.

Hieraus erhellt, daß die russischen Militärkolonien beinahe in allen Beziehungen ihren Zweck verfehlt haben. Sie verursachten dem Schatze unermeßliche Kosten, und sind eine der Hauptursachen der finanziellen Verlegenheit der Regierung. Kein Wunder daher, daß der jetzige Kaiser von der strengen Durchführung dieses Plans abging.

Die Jongleurs.

Eine indische Gesellschaftsscene.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Wir befanden uns eines Tages bei dem Obristen N. zu Calcutta. Da er sehr in Gedanken zu seyn schien, so fragte ihn einer unserer Freunde, ein ausgezeichneter Advokat, um die Ursache seines Tiefsinns.

„Haben Sie ein Gespenst gesehen? lieber Obrist.“ — „Gott verdamme mich! entgegnete dieser, ich weiß nicht, was ich denken soll. Hören Sie nur. Gestern Abend, als ich mich ins Bett legen will, sehe ich an meinem Platze eine Schlange liegen, aber eine so schlanke, zarte und zierliche Schlange, wie ich noch in meinem Leben keine gesehen habe, und die mich noch dazu so ruhig ansah, als hätte sie sagen wollen: Komm nur her, wenn du Herz hast. Ich kehre mich um, um nach meinem Säbel zu greifen, eine herrliche Klinge, biegsam wie Rohr und scharf wie ein Barbiermesser, aber wie ich zuhauen will, ist die Schlange verschwunden. Wie und wohin? ich will mich hängen lassen, wenn ichs weiß. Ich suchte allenthalben, aber nirgends war auch nur eine Spur von ihr zu entdecken. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, weil ich immer an die verdammte Geschichte dachte, und diesen Morgen hatte ich nichts Eiligeres zu thun als mit meinem Kidmetgar (Bedienter) darüber zu sprechen, der mir rieth einen Sampuri kommen zu lassen. Der Sampuri ist gekommen, hat ein wenig gepfiffen, dann auf eine ganz seltsame Weise geflüstert, und siehe da meine allerliebste Bettgefährtin kam zum Vorschein, als ob gar nichts vorgefallen wäre, ließ sich von dem schwarzen Herenmeister betasten, und schlüpfte endlich ganz bereitwillig in den Korb, den er ihr hinhielt.“

„Die nämliche Schlange? Obrist.“ — „Wahrhaftig; ich könnte es beschwören, daß ich auf ihrem Rücken dieselben Flecken und Streifen gesehen habe, wie auf der vom Tage zuvor.“

Unser alter Freund erschöpfte sich noch lange in Vermuthungen und Anmerkungen über diese Geschichte, bis sich endlich das Gespräch auf einen allgemeinen, wiewohl verwandten Gegenstand lenkte; man kam nämlich auf die Jongleurs zu sprechen, deren Zunftgenossen gewissermaßen auch die Sampuris sind.

Jeder wußte irgend Etwas mitzutheilen, das meist niemand glaublich vorkam als dem Erzähler, das jedoch jeder mit eigenen Augen gesehen zu haben versicherte. Bald waren Blumen und ganze Bäume plötzlich aus der Erde emporgestiegen und hatten in einem Augenblick Farbe und Gestalt geändert, bald gequälte und verstümmelte Thiere, in denen jeder Lebensfunke bereits erloschen schien, zu neuem Leben erstanden, bald hatten Leute, die sich an nichts hielten oder auf nichts saßen, sich frei in die Luft erhoben, oder sich, ohne im mindesten verletzt zu werden, auf spitzigen Degen, Dolchen und Messern gewälzt. Kurz wenn man diese Erzählungen hörte, so gab es gar keine Unmöglichkeit, die nicht einer oder der andere dieser Jongleurs, welche die orientalischen Höfe besuchen, ausgeführt vermocht hätte. Hat man nichts als die abgedroschenen Künste unserer europäischen Taschenspieler gesehen, so kann man sich freilich nur einen unvollkommenen Begriff von den außerordentlichen Leistungen ihrer indischen Kunstgenossen oder vielmehr Meister machen.

Der Advokat, der die Gewohnheit hatte, alle dem Anschein nach übernatürlichen Erscheinungen aus physischen Ursachen zu erklären, ergriff diese Gelegenheit, um der Kasteneintheilung eine Lobrede zu halten. „Da sehen Sie, sagte er, was für eine Masse von Kenntnissen, denn Anderes ist es nicht, sich sammeln lassen, wenn sich mehrere Generationen hinter einander die Forschung immer nur einem und demselben Gegenstande zuwendet, und nicht, wie bei uns, durch fremdartige Gedanken davon abgezogen wird. Diese Jongleurs, doch dieß Benennung scheint mir für solche Männer herabwürdigend, diese praktischen Philosophen wollte ich sagen, haben, indem sie alle ihre Fähigkeiten einer einzigen Kunst zuwendeten, es in dieser zur Vollkommenheit gebracht, und ich bin sehr geneigt der von ich weiß nicht welcher philosophischen Schule ausgesprochenen Lehre beizupflichten, daß der Geist durch angestrengtes Nachdenken es dahin bringen könne, den Stoff zu beherrschen.“

Ein alter Beamter der Kompagnie nahm jetzt das Wort und schrieb die Geschicklichkeit dieser Leute durchaus der Einwirkung übernatürlicher Kräfte, kurz der Magie zu, und erklärte seine feste Ueberzeugung, daß es, wie man ja schon in der Bibel lesen könne, gute und böse Geister gebe. „Ich schreibe demnach, setzte er mit fester Stimme hinzu, alle solche Erscheinungen übernatürlichen wohlthätigen Kräften zu, wenn sie für die Menschheit heilsam sind, und so umgekehrt, wenn die Erfolge nachtheilig oder auch nur zweideutig sind; mit Einem Worte, ich glaube an Geister!“

(Schluß folgt.)

Beiträge zur neuesten Statistik des Staates Veracruz.

(Fortsetzung.)

Ueber Populationsverhältnisse der im Staat Veracruz belegenen 4 Städte (ciudades) und 15 Flecken (villas) im Jahre 1830 gibt ein amtlicher Gouvernementsbericht die folgenden Notizen:

Digitized by Google

A. Städte.

1) Orizaba, Hauptstadt des Departements und Kantons gleiches Namens, Sitz der Departemental-Präfektur und eines Gerichts erster Instanz, einer Munizipalität erster Klasse mit 4 Alkalden, 12 Regiboren und 2 Syndicus, einer Sektion des patriotischen Vereins der Vaterlandsfreunde, einer Pfarrei und dreier Klöster mit 12 Kirchen und Kapellen, zwei Hospitälern, einer höhern Unterrichtsanstalt (colegio) und 9 Elementarschulen, zählte 15,586 Einwohner, worunter 6114 männliche und 9272 weibliche. Dieß große Mißverhältniß beider Geschlechter kann aus den Folgen der Revolutionskriege kaum erklärt werden; es ist wahrscheinlich, daß viele in ihren Geschäften abwesende Männer ungezählt blieben, und also die Totalseelenzahl stärker ist. Die Zahl der Geburten im Jahre 1850 betrug nach den Kirchenbüchern = 549; die Zahl der Todesfälle = 588.

2) Cordova, Hauptstadt des Kantons gleiches Namens, besitzt einen Kantons-Präfekten, ein Gericht erster Instanz, eine Munizipalität erster Klasse mit 3 Alkalden, 9 Regiboren, 1 Syndikus; eine Pfarrei und 1 Kloster mit 8 Kirchen und Kapellen, 3 Hospitäler, eine (von der ganzen Föderation unterhaltene, aber in ziemlichem Verfall befindliche, auch kurios genug im Binnenlande angelegte) Navigationsschule, 4 Elementarschulen; endlich ein durch Dekret des Generalkongresses dem in der Revolution bewiesenen Patriotismus ihrer Einwohner errichtetes Monument in Pyramidenform mit landesüblich pomphaften Inschriften. Seelenzahl = 6098, worunter 2021 erwachsene Männer, 2590 erwachsene Weiber, 1687 Kinder beiderlei Geschlechts. Die Kirchenbücher für 1850 ergeben 340 Geburten und 420 Todesfälle.

3) Veracruz (seit der Revolution mit dem Beinamen „la eroica" offiziell belehnt, statt „rica," wie sie früher hieß), Hauptstadt des Staats, Departements und Kantons gleiches Namens, mit Präfektur, Munizipalität erster Klasse, Pfarr- und mehrern andern Kirchen und Kapellen, vier sehr sparsam bevölkerten Klöstern, einigen höhern und Elementar-Unterrichtsanstalten, 5 Hospitälern, einem Kirchhofe (dem ersten in der ganzen Republik, worauf Todte außerhalb der Kirchen begraben wurden) und der Kirchen S. Juan de Ulua. Seelenzahl 6828 in der eigentlichen Stadt, 887 in den Vorstädten oder Weichbildsdörfern Positos, Boticaria und Vergara, überhaupt 7515, wovon 3636 männlich, 3879 weiblich. Beim Ausbruche der Revolution hatte die Stadt gegen 17,000 Einwohner; Humboldt im Jahre 1803 gab ihr 16,000, ausschließlich der Garnison und Hafenmannschaft. Es ist merkwürdig, ihre Verzehrungslisten in Fleisch und Mehl aus dem letztgedachten und dem Jahre 1850 mit einander zu vergleichen. Es wurden konsumirt:

Im Jahre 1803.	Im Jahre 1850.
1) An Fleisch:	1) An Fleisch:
a. 9371 Stück Rindvieh, durchschnittlich zu 300 Pfund Gewicht, = 175 Pfd. per Kopf der Bevölkerung von 16,000 Seelen.	a. 4186 Stück Rindvieh, durchschnittlich zu 500 Pfd. Gewicht, oder 167 $^{99}/_{100}$ Pfd. per Kopf der Bevölkerung von 7515 Seelen.
b. 13,929 St. Schafvieh, durchschnittlich zu 50 Pfd. = 26 Pfd. per Kopf der Bevölkerung:	b. 2007 Stück Schafvieh, durchschnittlich zu 30 Pfd. Gewicht oder 8 $^{7}/_{100}$ Pfd. pro Kopf:
Von beiden Sorten jährlich 201 Pfd. auf den Kopf, oder täglich für eine Familie von 5 Personen 2 $^{77}/_{100}$ Pfund: ungerechnet etwaige Konsumtion von Schweinefleisch, Geflügel, Wild, Fischen u. s. w.	Von beiden Sorten jährl. 175 $^{93}/_{100}$ Pfd. auf den Kopf, oder für eine Familie von 5 Personen täglich 2 $^{40}/_{100}$ Pfd.
2) An Mehl: 11,115 Tercios zu 200 Pfd. = 158 $^{6}/_{7}$ Pfd. jährlich pro Kopf, oder für eine Familie von 5 Personen täglich 1 $^{3}/_{7}$ Pfd., ungerechnet Gemüse, Früchte u. s. w.	2) An Mehl: 8054 Tercios zu 200 Pfd. = 215 $^{6}/_{7}$ Pfd. pro Kopf, oder für eine Familie von 5 Personen täglich 2 $^{6}/_{10}$ Pfd.

woraus hervorgeht, daß die Veracruzaner im Jahre 1850 jeder etwa $^{1}/_{3}$ Pfund Fleisch weniger, aber dagegen 1 Pfund Mehl mehr verzehrten als im Jahre 1803.

4) Jalapa, Hauptstadt des Departements und Kantons gleiches Namens, Sitz des Staatskongresses der obersten Staatsverwaltung und des höchsten Gerichtshofes, mit 4 Kirchen, 1 Kloster und mehrern Kapellen, 2 Hospitälern, 7 Elementarschulen. Seelenzahl 4540 männliche, 6088 weibliche, überhaupt 10,628. Die Konsumtion der Stadt ward nach den Marktlisten im Jahre 1850 angegeben auf: 10,000 Fanegas Mais, 1800 Cargas (ad 400 Pfd.) Weizenmehl, 100 Cargas Cacao, 80 Cargas Erbsen, 5600 Arrobas (à 25 Pfd.) Zucker, 2560 Arrobas Reis, 650 Arrobas Speisefl, 480 Arrobas Chile, 800 Barils Wein, 2575 Barils Branntwein, 2000 Stück Rindvieh, 2200 Stück Hämmel und 1500 Stück Schweine.

B. Flecken.

1) Songolica, im Departement und Kanton Orizaba, mit Munizipalität zweiter Klasse, Parochie, 3 Kirchen und 2 Elementarschulen. Seelenzahl 2626 männliche, 2817 weibliche, überhaupt 5443.

2) Coscomatepec, im Kanton Cordova, mit Munizipalität zweiter Klasse, 2 Kirchen, 7 Elementarschulen und 4046 Einwohnern. Die Kirchenbücher des Jahres 1850 zeigten 257 Geburten und 288 Todesfälle.

3) Huaincco, desselben Kantons, mit Munizipalität zweiter Klasse, einer Pfarrkirche, einer Kapelle und 4 Elementarschulen. Seelenzahl 4490. Im Jahre 1850 517 Geburten, 197 Todesfälle.

4) Alvarado, im Departement und Kanton Veracruz. Munizipalität zweiter Klasse, Parochie, Seehafen. Seelenzahl = 1116 männlich, 1257 weiblich, überhaupt 2373.

5) Medellin, ebendaselbst, mit Munizipalität dritter Klasse, Pfarrkirche, und einer in der schönen Jahreszeit starkbesuchten Flußbadeanstalt. Seelenzahl 187 männlich, 146 weiblich, überhaupt 333.

6) Tampico, Hauptort des Kantons gleiches Namens, mit Munizipalität dritter Klasse, 1 Kirche und Elementarschule, zählt 1026 männliche, 950 weibliche, überhaupt 1956 Einwohner.

7) Panuco, im Kanton Tampico, mit Munizipalität dritter Klasse, 2 Kirchen, 1 Elementarschule, 980 männlichen, 1199 weiblichen, überhaupt 2179 Seelen.

8) Acayucam, Hauptort des Departements und Kantons gleiches Namens, hat seinen Präfekten, sein Tribunal erster Instanz, seine Munizipalität zweiter Klasse, seine Pfarrkirche und Elementarschule. Seelenzahl 868 männlich, 1034 weiblich, überhaupt 1902.

9) Olnta, ebendaselbst, Filial von Acayucam, aber mit eigener Elementarschule. 319 männliche, 340 weibliche, überhaupt 659 Einwohner.

10) St. Andres Tuxtla, Hauptort des Kantons gleiches Namens im Departement Acayucam, mit Munizipalität zweiter Klasse, Pfarrkirche, einer höhern Unterrichtsanstalt und einer Elementarschule. Seelenzahl = 8014.

11) St. Jago Tuxtla, im selbigen Kanton, mit Munizipalität zweiter Klasse, Pfarrkirche, Elementarschule und 3650 Einwohnern.

12) Perote, im Kanton Jalanzingo, Departements Jalapa, mit Munizipalität zweiter Klasse, Pfarrei, 4 Kirchen, 6 Elementarschulen, einer Festung und 3555 Einwohnern. Die Kirchenbücher des Jahres 1850 zeigten 221 Geburten, 135 Sterbefälle. Die Konsumtion von Perote und seinem Munizipalbezirk betrug im Jahre 1850 = 1500 Tercios (300,000 Pfund) Weizenmehl, 54 Ochsen, 2019 Hämmel, 1095 Schweine.

13) Jalancingo, Hauptort des Kantons gleiches Namens, mit Munizipalität zweiter Klasse, Pfarrei, 4 Kirchen, 4 Elementarschulen, 3704 Einwohnern. Im Jahre 1850 229 Geburten und 184 Todesfälle. Dieser Flecken mit seinem Munizipalbezirke konsumirte im Jahre 1850 220 Tercios (44,000 Pfd.) Weizenmehl, 80 Ochsen, 400 Schafe, 80 Schweine. Die Quantität des verzehrten Mais, welcher die vegetabilische Hauptnahrung ausmacht, ist hier, wie bei Perote, unbekannt, so wie die konsumirten Gemüse, Früchte, Fische, Wild u. s. w.

Es finden sich also die Einwohner des Staats Veracruz folgendermaßen vertheilt:

In den Städten	59,627 Seelen
In den Flecken	44,104 —
In Dörfern, Weilern, Landgütern . .	161,525 —
	245,256 —

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 189. 8 Julius 1835.

Handelsstatistik.

(Nach französischen offiziellen Quellen.)

Wir fahren fort, Auszüge aus den Avis divers zu geben, welche die französische Regierung an die Handelskammern vertheilen läßt, und welche aus der Korrespondenz der Konsulate gezogen sind. Sie erscheinen in unregelmäßigen Epochen, und Nr. 20 ist kürzlich an die Handelskammern verschickt worden.

Nordamerika, Pensylvanien.

Handel. Philadelphia ist einer der größten Märkte für die westlichen Provinzen, und hat darin den Vortheil über Neu-York, daß es ihnen etwas näher liegt, und die Schifffahrt auf seinen Kanälen etwas früher aufgeht, und später zufriert. Dennoch ist der direkte Handel des Hafens nicht im Verhältniß zu seiner Wichtigkeit, und nimmt sogar scheindar ab, während der aller andern Häfen auf der Ostküste schnell zunimmt. Die direkte Einfuhr betrug z. B. im J. 1825 eine Summe von 74,760,000 Fr., während sie im J. 1833 auf 54,800,000 Fr. gefallen war. Die Ausfuhr erhob sich im J. 1825 auf 59 Mill., im J. 1833 nur auf 21 Mill. Dennoch ist der Handel von Pensylvanien im Zunehmen, und die scheindare Abnahme schreibt sich nur daher, daß die Kaufleute von Philadelphia einen großen Theil ihrer Waaren über Neu-York erhalten und verschicken. Philadelphia liegt 120 engl. Meilen vom Meere, an einem Fluß, der während zwei Monaten zugefroren ist, daher hat es nur eine einfache Linie von Packetbooten, die monatlich nach Liverpool gehen, während Neu-York, dessen Hafen zu jeder Jahreszeit zugänglich ist, mehrere regelmäßige Linien hat, und jeden Monat vier Packetboote von London, und eben so viele von Liverpool und von Havre erhält. Daher wird der größte Theil der leichtern und theurern Waaren, die nach Philadelphia gehen, nach Neu-York verschifft, dort von den Kommis der philadelphischen Häuser an die Douanen deklarirt, und sogleich an diese ohne alle Kosten verschickt, als den Transport, der höchstens zwei Tage nimmt, und im Sommer 50, im Winter 75 Cents per Centner kostet. Dennoch besitzt Philadelphia Schiffe von einer Gesammtzahl von 80,000 Tonnen, und die fremden Schiffe, welche den Hafen direkt besuchen, beliefen sich im Jahre 1833 auf 23,000 Tonnen, fast ausschließend englischer Schiffe, welche Eisenschienen für die Eisenbahnen, und Steinkohlen aus Neuschottland bringen, und dann ohne in Philadelphia zu landen, nach Canada oder Jamaika segeln, um Holz oder Zucker zu laden.

Dieser Umstand erklärt zum Theil die große Ueberlegenheit der Einfuhr über die Ausfuhr. Die englische Einfuhr an Eisen, Tuch und Baumwollenfabrikaten beträgt etwa 18 Mill., wogegen sich die Ausfuhr nach England nur etwa 5 Mill., besonders in roher Baumwolle beläuft. Der Handel mit China ist sehr beträchtlich, er beschäftigte im J. 1833 Schiffe von 2400 Tonnen Gehalt, und die Einfuhr belief sich auf 8 Mill. Fr., worunter Thee für 5 Mill., Seidenzeuge für 2½ Mill. Fr., der Rest bestand aus Nanking, Zinnober, Porzellan und Gummi. Früher bestand fast alles gewöhnliche Tischgeschirr aus blauem chinesischem Porzellan, allein die Mode hat gewechselt, und man bedient sich jetzt vorzugsweise französischen Porzellans und englischer Fayencen. Dagegen nimmt die Einfuhr chinesischer Seidenzeuge wie in ganz Amerika sehr zu, obgleich sie einen doppelten Zoll bezahlen. Die chinesischen Waaren werden von den Amerikanern in Canton theils in Wechseln nach London, theils in Kupfer, Quecksilber und Ginseng bezahlt. Man hat nämlich in den Alleghanis diese von den Chinesen bisher ausschließlich aus der Tatarei bezogene Wurzel gefunden, und führt sie in Menge nach China aus, wo diese Konkurrenz den Preis des tatarischen Produkts schon sehr herabgedrückt hat. Die französische Einfuhr in Philadelphia besteht vorzüglich aus Cognac (für 1,800,000 Fr.), Wein und Seidenwaaren, für die letztern halten die amerikanischen Häuser Agenten in Paris und Lyon, um die Einkäufe nach dem Bedürfnisse und dem Geschmack ihrer Abnehmer zu leiten, und dieser Umstand trägt vor Allem zu der zunehmenden Ausbreitung der französischen Moden in Amerika bei.

Fabriken. Pensylvanien ist einer der Staaten, welche den Tarif von 1824 am meisten zu Errichtung von Fabriken benutzt haben. Das Dorf Manayunk am Schuylkill, zwei Stunden oberhalb Philadelphia, verdankt diesem Gesetz seine Entstehung. Es enthält mehrere Baumwollenspinnereien, Webereien und Papierfabriken, deren Maschinen durch das Wasser des Schuylkill getrieben werden. Philadelphia enthielt im J. 1830 104 Baumwollenspinnereien und Webereien, welche 4500 Weber, 200 Färber, 5000 Weiber und Kinder beschäftigten, und für 3,220,000 Dollars Waaren lieferten. Eben so haben die Fabriken für leichte Tücher,

Digitized by Google

Flanelle, gemischte Zeuge und Teppiche eine große Ausdehnung gewonnen; sie sind aber genöthigt den größten Theil ihres Garns aus England einzuführen. Der Staat besitzt 104 Papiermühlen, welche jährlich 3 Mill. Pfund Lumpen verarbeiten, und alle Arten von Papier in großer Vollkommenheit nach holländischen Methoden liefern. Seit einigen Jahren ist eine große Porzellanfabrik in Philadelphia errichtet worden: sie zieht ihr Material, das von großer Schönheit ist, aus Wilmington am Delaware, aber die Fabrikation ist noch sehr zurück, die Stücke sind ungleich, mittelmäßig gebrannt und schlecht gemalt. Dagegen ist der Buchhandel von Philadelphia sehr blühend, die Stadt enthält 102 Druckereien, in denen etwa 50 Journale erscheinen, und es werden in ihnen mehr einheimische Werke und Nachdrücke englischer Bücher gedruckt als in Boston und New-York; daher ist auch der fremde Buchhandel sehr unbedeutend, sobald ein populäres englisches Buch erscheint, wird es nachgedruckt. Die französische Literatur ist sehr verbreitet, allein man begnügt sich hauptsächlich mit alten Büchern, ausgenommen medizinischen und chirurgischen Werken. Deutsch wird noch sehr viel im ganzen Staate gesprochen, allein die deutsche Literatur besteht fast ausschließend in Lokalzeitungen.

Es gibt kein Land, in dem geographische Karten ein so großes und allgemeines Bedürfniß sind, als Nordamerika; die beständigen Wechsel in der Abtheilung der Staaten und Distrikte, die Entwicklung von Etablissements aller Art, welche die Errichtung von Dörfern und Städten nach sich ziehen. Die neuen Straßen und Kanäle, welche auf allen Seiten gebaut werden, machen, daß die besten Karten in wenigen Jahren veralten, und das allgemeine Interesse, das die jedesmalige Lage des Landes für die ganze Bevölkerung hat, gibt so dem Kartendruck eine unbegreifliche Thätigkeit. Philadelphia zeichnet sich darin vor allen andern Staaten der Union aus, und nichts kann die Schönheit und Vortrefflichkeit seiner Karten übertreffen. Dagegen stehen die Amerikaner in Seekarten den europäischen Nationen weit nach, ihre Kapitäne ziehen englische, französische und spanische vor, und die in Amerika gedruckten sind nur Kompilationen aus diesen.

Ackerbau. Pensylvanien nimmt in dieser Rücksicht eine der ersten Stellen in den Freistaaten ein; seine Produkte sind die gewöhnlichen der gemäßigten Zone. Die Landgüter, welche gewöhnlich vom Besitzer selbst bebaut werden, bestehen selten aus mehr als 200 Morgen, die Hälfte jedes Guts besteht in Saat, ein Drittheil in Wiesen, und der Rest in Wald, wenigstens in den Theilen des Landes, die nicht an Kanälen liegen. In den bevölkertsten Distrikten kostet der Morgen (englisch) 60 bis 100 Dollars. Große Landbesitzer gibt es nur wenige, und die kleine Zahl von Pachtungen werden nach dem System der Metairie behandelt. Das zur Ausfuhr bestimmte Getreide wird zuvor gemahlen, und dann, wie überhaupt jede Art von Lebensmitteln die ausgeführt wird, von einer Kommission in Philadelphia untersucht, deren Zweck ist zu verhüten, daß keine schlechten Produkte ausgeführt, und dadurch der Handel des Staats in Mißkredit gesetzt werde. Diese sieht darauf, daß alle Gesetze über die Matrie beobachtet werden, und garantirt durch ihre Marquen die Qualität, das Gewicht und die Reinheit des Mehls. Die Kommissionen sind sehr streng, und haben den Kredit des Marktes von Philadelphia sehr vortheilhaft gestellt.

Es wird viel Hanf gebaut, aber hauptsächlich für Oel, denn die Fabrikation von Linnen für Hausgebrauch und Segeltuch, welche ehemals sehr ausgebreitet war, schränkt sich von Jahr zu Jahr ein. Eben so ist die Kultur von Seide aufgegeben, und die vom Ahornzucker sehr beschränkt worden, die letztere wird ganz aufhören, sobald die Vollendung der Kanäle und Eisenbahnen die nordwestlichen Provinzen zugänglicher gemacht haben wird. Die Schafheerden sind bloß zum Schlachten bestimmt, ihre Wolle ist schlecht, und nur am Ohio gibt es einige feine englische Schafheerden. Die Pferde dagegen sind von großer Schönheit, und namentlich die Wagenpferde stehen den englischen in nichts nach: als Reitpferde sind sie unermüdlich, aber hart in der Hand, so daß man vorzieht, sie aus dem Westen einzuführen.

Minen. Der Anthrakit findet sich im Osten von Pensylvanien in ungeheuern Lagern von 10—50 Fuß Dicke, namentlich besteht in Mankchnkk das ganze Gebirge aus einer Masse von Steinkohlen, deren Bau keine Gruben erfordert, und so wenig Arbeit, daß eine Tonne an Ort und Stelle nur 10 —20 Cents kostet. Die Minen am Schuylkill dagegen bestehen in Gruben, und die Tonne Anthrakit kostet 50—60 Cent. Der ganze Ertrag im J. 1833 belief sich auf 488,000 Tonnen. Man fährt noch immer fort, diese Art Kohlen zum Eisenschmelzen anzuwenden, aber ohne gute Resultate zu erhalten, um so besser eignet sie sich zum Heizen der Zimmer, und gilt bei zweckmäßiger Ofeneinrichtung für das beste aller Heizmittel.

Die eigentliche Steinkohle findet sich ebenfalls im Ueberfluß im Westen der blauen Gebirge, aber bis jetzt sind die Minen, in deren Mitte Pittsburg liegt, die einzigen, welche gebaut werden. Sie liefern das Brennmaterial für die große Industrie dieser Stadt, welche man das amerikanische Birmingham genannt hat, und ihr Ueberfluß ist so groß, daß sie für 80 Cents per Tonne vor die Thore der Fabriken geliefert wird.

Ganz Pensylvanien liefert Eisenmaterial in der größten Menge und der vollkommensten Qualität, auch besitzt diese Staat mehr Eisengießereien als alle übrigen zusammen. Im J. 1828 schlug ein Mitglied des Kongresses, der Eisenwerke in Pensylvanien besitzt, den Ertrag derselben im ganzen Staate auf 41,000 Tonnen jährlich an, worunter 34,000 Tonnen für Stabeisen, und der Rest für Gußeisen. Seit dieser Zeit hat die Produktion noch zugenommen.

Die Insel Formosa.

(Fortsetzung.)

Die Holländer ahnten ihre Gefahr, sie wußten, daß die Agenten von Koxinga mit den Chinesen der Insel in Verbindung standen, und verstärkten daher im Jahre 1650 die Besatzung von Zeeland. Noch mehrere Jahre lang war der Seekönig zu beschäftigt, um ernstliche Plane auf Formosa zu machen, obgleich seine Verhältnisse zu den Holländern täglich feindseliger wurden.

Digitized by Google

Aber nachdem er bei seiner Belagerung von Nankin große Verluste erlitten hatte, so fand er Schwierigkeit seine Truppen zu ernähren, und seine Flotte zu bezahlen, und fing an sich alles Ernstes mit der „schönen Insel" zu beschäftigen. Die Holländer ihrerseits verdoppelten ihre Wachsamkeit, nahmen einen Theil der vornehmsten Einwohner als Geisel in ihre Festungen, und der Rath von Batavia schickte im Jahre 1660 auf die dringenden Vorstellungen des Gouverneurs von Formosa, Coyet, eine Flotte von 12 Schiffen dahin. Die Garnison bestand nur aus 1500 Mann, und der Gouverneur verlangte von Koxinga eine kategorische Antwort ob er Krieg oder Frieden wolle. Der listige Chinese antwortete ausweichend, und schickte um den Verdacht niederzuschlagen, Kauffahrteischiffe in die Häfen von Formosa, während er in Amoi seine Kriegsrüstungen fortsetzte. Coyet ließ sich nicht betrügen, aber sein Rath und der holländische Admiral überstimmten ihn. Die Flotte wurde zurückgeschickt, und Coyet selbst nach Batavia zur Rechenschaft berufen, dort suspendirt, und sein Nachfolger Clenk im Junius 1661 nach Formosa geschickt.

Aber während dieser Zeit war Koxinga erschienen, er hatte 20,000 Mann seiner besten Truppen auf der Flotte, und landete, unterstützt von Tausenden der chinesischen Bewohner, bei Fort Zeeland. Gegenüber von diesem, auf der andern Seite des Hafeneingangs lag Fort Provinee. Koxinga landete 4000 Mann, um die Kommunikation zwischen ihnen abzuschließen; der holländische Gouverneur schickte 240 Mann ihn zu vertreiben, in der Ueberzeugung, daß die Chinesen nicht Stand halten würden. Allein diese alten und kriegsgewohnten Banden beantworteten das Feuer der Holländer, und warfen sie mit einem Verlust von 120 Mann in das Fort zurück; sie griffen die vier Kriegsschiffe im Hafen an, verbrannten Eines mit Brandern, Eines entfloh nach Batavia, und zwei wurden blokirt. Innerhalb vier Stunden hatte Koxinga die Kommunikation zwischen den Forts und dem flachen Lande abgeschnitten, und die Blokade zu Land und zu Wasser organisirt.

Der holländische Rath schickte nun Gesandte in das Lager, sie trafen die chinesischen Truppen regelmäßig in drei Waffengattungen organisirt; ein Theil führte Bogen und Pfeile, ein anderer Schwerter und Schilde, ein dritter Säbel und Lanzen. Die Gesandten wurden in ein Zelt geführt, wo sie auf Koxinga warten mußten, der indessen sein langes schwarzes Haar kämmte. Hierauf wurden sie in sein Zelt gebracht, das blau ausgeschlagen war; er saß auf einem Armsessel vor einem Tisch, rings herum standen seine Generale unbewaffnet, in langen Gewändern, tiefem Stillschweigen und wildem Blick. Seine Antwort war: „Formosa habe immer den Chinesen gehört, und jetzt, da sie es brauchen, müssen die Fremden es räumen, wo nicht, so sollen sie die rothe Fahne aufstecken." Den nächsten Morgen wehte die rothe Flagge über Fort Zeeland, allein Fort Province ergab sich mit Garnison und Artillerie; die Holländer brachten nun alle waffenfähigen Männer in das Fort Zeeland, und versuchten die Stadt zu verbrennen. Koxinga aber rettete sie, und errichtete eine Batterie von 18 Kanonen gegen das Fort, das aber seinerseits durch sein Feuer die Straßen der Stadt mit Haufen von Leichnamen der Chinesen bedeckte. Am Ende machten die Holländer einen Ausfall, vernagelten die Kanonen der Batterie, und Koxinga verwandelte die Belagerung in eine Blokade, ließ 500 holländische Gefangene niederhauen, und verkaufte die Frauen in Sklaverei.

Zwei Tage nachdem der große Rath in Batavia den Gouverneur Coyet gerichtet hatte, erhielt er die Nachricht der Ereignisse, und schickte sogleich 10 Schiffe und 700 Mann nach Formosa, der neue Gouverneur Clenk war schon früher angekommen, als er aber die große chinesische Flotte im Hafen sah, floh er nach Japan. Die 10 Schiffe langten an, suchten aber vergeblich die Feinde aus der Stadt zu vertreiben, und verloren dabei zwei Schiffe und viele Mannschaft. Hierauf rief man alle Garnisonen aus den übrigen Festungen der Insel nach Zeeland, schickte die Frauen und Kinder nach Batavia, und hielt Koxinga in Schranken. Diese vermeintliche Ueberlegenheit war das Verderben der Holländer; sie schickten fünf Schiffe nach Fokien, um dem tatarischen Gouverneur beizustehen, und die Flotte von Koxinga in Amoi zu zerstören, drei von diesen gingen jedoch in einem Sturm zu Grunde, die andern kehrten nach Batavia zurück.

Koxinga hatte während dieser Zeit von einem Ueberläufer erfahren, wo die Stadt am schwächsten sey, drei Batterien errichtet, eine Bresche geschossen und nach vielen Stürmen eine Bastion eingenommen. Die Holländer hielten einen Kriegsrath, kapitulirten und erhielten Erlaubniß mit ihrer Privathabe auf dem einzigen übrigen Schiffe nach Batavia abzusegeln, nachdem sie 1600 Mann verloren hatten. Sie wurden in Batavia verurtheilt, ihr Vermögen konfiscirt, und sie selbst nach Banda exilirt, von wo sie der Prinz von Oranien später zurückrief. So endigte im Jahre 1662 die holländische Herrschaft auf Formosa.

Koxinga vertheilte nun seine Garnisonen auf das ganze Westufer, und behauptete eine unbestrittene Herrschaft, hielt einen Hofstaat und errichtete einen Palast in Zeeland. Die Insel nahm bald einen neuen Anblick an, die Industrie der Chinesen, ihre Gesetze, Ceremonien und Gebräuche gaben ihr den Anblick einer Provinz von China. Koxinga fing bald an sich mächtig genug zu fühlen, die benachbarten Inselgruppen zu bedrohen, und rüstete eine Expedition gegen die Philippinen aus, während der er starb. Sein Sohn folgte ihm auf dem Thron, und 10 Jahre nachher vereinigte er sich mit dem gegen die Tataren sich empörenden Könige von Fokien; dieser jedoch wollte ihn nicht als souveränen Fürsten anerkennen, daher erklärte er ihm auf der Stelle den Krieg, schlug ihn in mehreren Schlachten, und brach seine Macht, so daß er bald von den Tataren unterworfen, und von ihnen zum Priestee geweiht wurde. Der Titel des Königs von Fokien wurde nun vom Kaiser Kanghi abgeschafft, und ein Gouverneur für die Provinzen Schekiang und Fokien ernannt. Dieser bemächtigte sich der Pescadoren, und bot allen chinesischen Unterthanen, die sich dem Kaiser unterwerfen würden, Amnestie an. Diese Maßregel wirkte, ein großer Theil der Einwanderer in Formosa kehrte auf das Festland zurück, und schwächte die Macht des dortigen Fürsten so, daß sein Sohn die Insel dem Kaiser übergab. So kam Formosa im Jahre 1683 in die Hände der chinesischen Regierung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Jongleurs.

Eine indische Gesellschaftsscene.

(Schluß.)

Kaum hatte der Beamte ausgesprochen, so legte der Obrist, der ohne Zweifel fürchtete, die Unterhaltung möchte eine zu ernste Wendung nehmen, seinen Kallan, oder persische Pfeife, aus dem Munde und nahm das Wort. „Was die Geister betrifft, hub er an, von denen weiß ich auch zu erzählen.“ — Nur mit Mühe wurde bei diesen Worten ein allgemeines Gelächter unterdrückt. — „Was ich Euch jetzt erzählen werde ist wahr, so wahr —“

„Genug, fiel ihm der Advokat ins Wort, wir glauben Ihnen auch ohne Schwur; reden Sie, wir hören.“

„Nun denn; vor 18 Jahren, als ich noch Kompagniekommandant war, wurde ich nach einem Theil Indiens abgeschickt, wohin bisher noch kein Europäer gekommen war. Meine Leute, theils Engländer, theils Eingeborne, kannten das Land nicht, und wir fanden auch keinen Führer, der uns den Weg dahin gezeigt hätte. Die Leute, zu deren Verfolgung man uns ausgeschickt hatte, bildeten eine Bande Räuber, die als Magier eben so berüchtigt waren, wie als Spitzbuben, und in jedem Dorfe, durch das wir kamen, erzählte man uns immer furchtbarere Thaten von diesen Leuten. Sie wissen sämmtlich, daß ich nichts weniger als abergläubisch bin, und meinen Muth glaube ich auch hinlänglich erprobt zu haben. Je weiter wir indeß vorwärts kamen, um so mehr fühlte auch ich mich von der Furcht angesteckt, welche meine Leute bereits ergriffen hatte. Als ich eines Nachts in meinem Zelte schlief, wachte ich plötzlich auf und sah eine schwarze Gestalt vor mir, die, immer höher und dicker werdend, sich endlich bis zur Riesengröße ausdehnte. Ich rieb mir die Augen, stand auf, aber die Gestalt blieb vor mir stehen und dies sich immer mehr auf. Ich griff nach meinem Säbel und führte Hiebe nach allen Theilen dieses Riesenkörpers, ohne daß die auffallenden Streiche mehr Geräusch gemacht, als ob ich in ein Gelée gehauen, oder größere Einschnitte hinterlassen hätten, als wenn ich eine Eisenmasse getroffen. Da ich mich von dem schlechten Erfolge meiner Streiche überzeugte, so rief ich mehrere Soldaten herbei, von denen ich einige das Zelt umstellen, andere zu mir hereintreten ließ. Diese letztern sahen wohl, wie ich meinen Säbel schwang, da sie aber kein lebendes Wesen bei mir fanden, so glaubten sie, ich sey toll geworden. Ganz erschöpft, legte ich mich endlich wieder auf mein Bett und schlief ein. Als ich erwachte, berichtete man mir, daß man einen schwarzen Mann um unser Lager habe herumstreichen sehen, und vermuthete, daß dieß einer der Räuber aus dem Gebirge gewesen sey. Das mir begegnete Abenteuer trug noch mehr dazu bei, die Soldaten zu beunruhigen, und wollte ich meine Leute nicht haufenweise davon laufen sehen, so blieb mir nichts übrig als den Rückzug anzuordnen. Dieß war der letzte Befehl, den sie von mir erhielten, denn bald darauf wurde ich von einem heftigen, von Geistesverwirrung begleiteten Fieber befallen. Nach meiner Genesung erfuhr ich, daß man meinen Rückzugsbefehl auf Rechnung meiner Krankheit geschrieben, und daß mein Lieutenant deßhalb einen tüchtigen Verweis erhalten hatte. Die magischen Spitzbuben kamen indeß nicht mehr zum Vorschein, und so denke ich denn immer, daß das Wesen, gegen das ich kämpfte, ihr Teufel war, der vielleicht unter den vielen Wunden, die ich ihm beibrachte, doch eine tödtliche erhielt, und daß so mit ihm die Macht seines Stammes erlosch.“

„Sie stimmen also mit mir in dem Glauben an übernatürliche Wesen überein?“ sagte der Beamte. — „Ganz gewiß, und zwar um so mehr, weil ich sogar selbst mit einem Dämon gesprochen habe. Sie wissen, fuhr der Obrist fort, daß ich einen Moslem in meinen Diensten hatte, der in der Wissenschaft des Dawut erfahren war. Dieser Mensch lehrte mich die Geister der Menschen, in welcher Gestalt sie sich auch darstellen, mit Einem Worte den Teufel erkennen. Eine der Proben, die man in dieser Hinsicht anstellen muß, besteht darin, daß man in einer arabischen Mundart die sinnlosen Worte: Dschalyaschin, marbaschin, markabaschin, fabmaschin, martaschin, mylawaschin u. s. w. ausspricht, und wenn die verdächtige Person durch ein falsches Citat aus dem Koran antwortet, so ist sie ein Dämon. Ich versuchte dieß mit einem Jongleur, und der Narr ging in die Schlinge, indem er mir im Vertrauen gestand, er sey wirklich ein Teufel. Dieser Mensch war indeß munter, unterhaltend, und hatte weder in seinem Benehmen, noch in seinem Aeußeren etwas Diabolisches. Wohl zu merken, die Jongleurs würden noch weit außerordentlichere Dinge ausführen, fürchteten sie nicht Verdacht gegen sich zu erregen. Der Mensch, von dem ich hier spreche, schien übrigens ein glückliches, zufriedenes Leben zu führen, nur klagte er zuweilen über gewisse Unannehmlichkeiten, die er jedoch durchaus nicht näher bezeichnete.“

„Ich wundere mich nur, sagte der Advokat, daß Sie nicht einige Aufklärungen über die Natur der Seele, über die Fortdauer nach dem Tode und andere Gegenstände, von denen wir noch so wenig wissen, zu erhalten suchten.“

„Ich fragte ihn einst, erwiderte der Obrist sehr ernst, wo er eigentlich weile; da zog er die Augenbrauen fürchterlich zusammen und verschwand. Dieselbe Nacht noch wurde ich von einem starken Nothlauf befallen, von dem ich nicht eher genas, als bis ich den Jongleur wieder gesehen und ihm eine starke Buße bezahlt hatte.“

Der Beamte schien jetzt sehr geneigt der Unterredung eine andere Wendung zu geben; er kam also wieder auf die eigentlichen Jongleurs und auf die Kunst, die sie treiben, zurück, und fragte den Advokaten, ob er nicht glaube, daß ihre Gaukeleien sich auf die gewöhnlichen Naturgesetze zurückführen und durch Sinnentäuschung erklären ließen.

„Wenn wir, entgegnete dieser, die Hülfsmittel, welche diese Menschen aus der Kenntniß uns unbekannter physischer Geheimnisse schöpfen, in Erwägung ziehen, wenn wir bedenken, daß sie überdieß auch in unsern europäischen Wissenschaften, in denen wir sie fremd glauben, erfahren sind, wenn wir ferner die unglaubliche Fertigkeit ihrer Hände, dann die Unzuverlässigkeit unserer Sinne, deren Zeugniß keineswegs untrüglich ist, dann den Beistand ihrer unter den Zuschauern verborgenen Genossen, und endlich die vielen von diesen Leuten umlaufenden übertriebenen Erzählungen in Anschlag bringen, so müssen wir bekennen, daß ihnen weit mehr Mittel zur Täuschung zu Gebote stehen, als sie auf den ersten Anblick zu besitzen scheinen. Ich meinerseits muß gestehen, daß ich noch nichts von ihnen gesehen habe, was die Gränzen der Naturgesetze überschritte, und folglich muß ich mich jedes entscheidenden Urtheils über sie enthalten.“ Hier trennte sich die Gesellschaft.

Vermischte Nachrichten.

Herr Legrand führt in einer Schrift über die Veränderungen in der Temperatur mehrerer heißer Mineralquellen, die hinsichtlich der Temperatur der Quellen in den östlichen Pyrenäen in den Jahren 1818 und 1819 von Anglada gemachten Beobachtungen und die 65 Jahre vorher von Carrere in dieser Hinsicht erstatteten Berichte an; ferner theilt er die im Jahre 1770 von Becher, 1789 von Kiaproth und 1822 von Berzelius angestellten Versuche mit den Karlsbader Quellen mit, und zieht daraus den Schluß, daß die Temperatur der heißen Quellen seit 65 Jahren keine wesentlichen Veränderungen erlitten habe. Die stattgefundenen Ausnahmen beruhen auf keiner allgemeinen Ursache; sie waren entweder nur temporär, oder von besondern und lokalen Umständen herbeigeführt.

*

Die Literaturzeitung vom Kap macht jetzt auf die früher schon in diesen Blättern erwähnte Verwendung der Fibern der Blätter der Aloe (Agave americana) zur Seilerarbeit aufmerksam. Diese Fibern sind stärker als Hanf, und wenn sie zu Seilen gesponnen werden, außerordentlich zäh und dauerhaft. Um die Fibern zu gewinnen, werden die Blätter 8 bis 10 Tage im Wasser eingeweicht und dann in die Sonne gelegt. Hierauf schabt man die fleischigen Theile des Blattes ab, und nun kommen die schönen Fibern, gleich Strähnen strohgelber Seide anzusehen, zum Vorschein, die dann gekämpelt, an der Sonne getrocknet und verarbeitet werden. Ein Theil des Saftes des Blattes ist ein gutes Surrogat für Seife.

*

Zu Amiens hat sich nun auch eine Mäßigkeitsgesellschaft gebildet, um der dort überhandnehmenden Trunksucht zu steuern; sie will die Erfolge dieser Bemühungen jedes Jahr bekannt machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 190. 9 Julius 1836.

Eine Fahrt auf dem Zambeze.

1. Reise nach Senna.

Nicht leicht hat eine geographische Unternehmung so sehr die Gefahr der afrikanischen Küstenstriche gezeigt, als die auf Kosten der englischen Regierung unternommene Reise des Kapitäns Owen mit den Schiffen Leven und Barracouta, dessen Hauptaufgabe war, die Ostküste von Afrika zu untersuchen. Von diesem Werke sind schon vor einigen Jahren Auszüge in unserer Zeitschrift mitgetheilt worden. *) Seitdem ist von einem der Begleiter Owens, Namens Boteier, gleichfalls eine Schrift über diese Reise erschienen, und aus dieser entheben wir vorerst „die Fahrt auf dem Zambeze," oder den Versuch, diesen Strom so weit wie möglich aufwärts zu befahren. Die Abtheilung bestand aus Lieutenant Browne, der obwohl erst 22 Jahre alt, doch schon als ein versuchter Seemann und Reisender gelten konnte, denn er war in Indien und China gewesen, und hatte schon zweimal Schiffbruch gelitten, ferner aus den HH. Forbes und Kilpatrick, von denen der erste die Expedition als Botaniker, der zweite als Arzt begleitete. Sie hatten zwei Neger als Diener bei sich, von denen der eine nach seiner Befreiung aus einem Sklavenschiffe am Kap auf einer Werfte gearbeitet hatte: der andere war ein freier Mann, und sprach portugiesisch, weßhalb man ihn auf diese Fahrt in Dienste genommen hatte.

Am Abend des 23 Julius 1823 verließen sie Quilimane unter dem Freudengeschrei und den guten Wünschen der Mannschaft aus zweien der Schiffsboote: sie erwiderten mit leichtem Herzen und frohen Hoffnungen den Ruf, und setzten ihre Fahrt fort unter dem Gesang der aus Negern bestehenden Schiffsmannschaft. Das Boot, welches von der größten Art war, und acht bis 10 Tonnen führen konnte, war ihnen von dem Gouverneur von Quilimane geliefert worden, und stand unter der Obhut eines schwarzen Subalternoffiziers, der die Engländer begleiten sollte.

Am 24sten kamen sie mit Tagesanbruch an dem kleinen Fluß Mosave vorüber, der sich von Norden her einmündet: der Quilimane **) war noch, wie bei der Stadt, etwa eine (engl.) Meile breit, die Ufer sumpfig und bis zur Höhe des niedern Wasserstands mit Mangrovebäumen bewachsen. Zu Zeiten zeigten sich Flußpferde, und die Bäume auf beiden Seiten waren mit Wasservögeln bedeckt. Um Mittag landeten sie auf der Südseite des Flusses an dem Dorfe Marangane, *) um Lebensmittel an diesem dem Gouvernour gehörigen Dorfe einzunehmen, erhielten aber nichts als etwas Geflügel und einige Orangen von vortrefflichem Geschmack. Marangane liegt etwa acht Meilen von Quilimane, ist zerstreut und auf einem Landstrich gebaut, welcher sich um einige Fuß über die flache Umgegend erhebt. Nur Sklaven wohnen hier, und bauen in der Nachbarschaft ein Stück Land für ihren Herrn, um sich selbst und diejenigen Sklaven zu ernähren, welche man für den brasilianischen Markt aufspart. Im Vergleich mit dem düstern Aussehen der mit Mangrovebäumen bedeckten Sümpfe, bot das ärmliche Marangane einen malerischen Anblick durch seine höhere Lage und die weiten Pflanzungen von Cocospalmen und Orangebäumen; lebhafter wurde noch die Scene durch den Tanz der Neger zu den wilden Tönen der Marimbah.

Hr. Forbes sammelte mehrere schöne Pflanzen, und schoß einige Vögel namentlich von der Gattung der Sreamsein. Nachdem sie Marangane im Rücken hatten, kamen sie an zwei kleinen Inseln, Massany und Tinlong und endlich an einer dritten etwa eine Meile langen, Namens Concevo oder Courevo vorüber, diese war sehr flach, dicht mit Mangrovebäumen besetzt, und eine Menge Vögel von der Gattung der Grallä fanden sich an ihren Ufern ein, um ein Festmahl zu halten an den Würmern, von denen und den kleinen Landkrabben der Boden überall durchlöchert war.

Bald nachdem sie an der Insel vorüber waren, kamen sie in dem Distrikt Eloba an ein kleines Dorf, das etwa 200 Schritte von dem nördlichen Ufer entfernt auf einem trockenen Sandboden lag, und dem man sich nur auf einem Pfade nähern konnte, den die Flußpferde durch das dichte Rohr des dazwischenliegenden Sumpfs getreten hatten. Hier sowohl, als nordöstlich so weit das Auge sehen konnte, waren die Ufer von Bäumen entblößt. Etwas oberhalb dem Dorfe blieben die Reisenden die Nacht über vor Anker, und setzten am Morgen des 25sten ihre Reise fort. Eine Heerde wilder Büffel graste am Ufer, floh aber als die Boote sich näherten, voll Schrecken in ein benachbartes Gehölze.

*) Siehe Ausland Jahrgang 1835 Nr. 229. ff.

**) So heißt nämlich der nördlichste große Arm im Delta des Zambezestroms.

*) Einer der Neger nannte es Millambahuny.

Digitized by Google

Weiter hinauf wurde der Fluß bedeutend schmaler, und sie erreichten, nachdem die starke Ebbe sie eine Zeit lang bei dem Dorfe Muna aufgehalten, das Dorf Chumbasac, wo der Fluß kaum 200 Schritte breit ist. Die Stärke der Ebbe verbunden mit der Strömung des Flusses machte wiederholt das Aufwärtsfahren unmöglich, und sie mußten, um schneller vorwärts zu kommen, jede gute Gelegenheit bei Tag oder Nacht benützen, wodurch sie zwar viel Zeit ersparten, auch der ungesunden Einwirkung der Flußschifffahrt weniger ausgesetzt waren, aber an manchen interessanten Scenen, so wie an den Einmündungen mehrerer Flüsse vorüberfuhren, ohne sie zu bemerken: nur den kleinen Ingasa sahen sie noch bei Einbruch der Nacht.

Das Bette des Flusses verengte sich jetzt manchmal auf 60 Fuß Breite, während die Tiefe nicht über acht Fuß betrug, aber die Ufer wurden freundlicher, namentlich das linke, welches hoch und dicht mit Gehölz besetzt war. Nur langsam konnten sie ihren Weg fortsetzen, und kamen endlich um Mitternacht an dem auf dem nördlichen Ufer gelegenen Dorfe Antari an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Formosa.

(Schluß.)

Chinesische Administration. Eingeborne.

Unter der neuen Administration von Formosa wurde nur wenig in Verwaltung oder Gebräuchen verändert, da die große Masse der chinesischen Eingewanderten Alles für die neue Regierungsform vorbereitet hatte, und seit 150 Jahren hat sich die kaiserliche Autorität trotz einer großen Menge von Rebellionen erhalten. Der erste Akt des chinesischen Gouverneurs war, den ihm unterworfenen Theil der Insel, d. h. die Westseite in drei Distrikte zu theilen, innerhalb welcher der Theil der ursprünglichen Bewohner, der sich unterworfen hatte, 45 Städte und Dörfer einnahm. Die spätern Ereignisse sind nur sehr unvollständig bekannt. Darunter zeichnen sich besonders die Ueberschwemmung von 1782, und die große Rebellion von 1788 aus. Der offizielle Bericht über jene sagt, daß im Monat Mai ein Sturm, verbunden mit Regen und Ueberschwemmung des Meeres einen halben Tag lang die Insel verwüsteten; man fand nach ihrem Aufhören die öffentlichen Gebäude, Getreide und Salzmagazine, Kasernen u. s. w. völlig zerstört, und die meisten Privathäuser in Ruinen; aus einer Flotte von 27 Kriegsschiffen waren 13 gesunken und 12 gestrandet, 200 Kauffahrteifahrer waren verloren; eine ungeheure Menge von Booten und kleinern Schiffen waren in den Häfen gesunken oder zerschmettert worden. Der Kaiser befahl, daß alle zerstörten Häuser auf seine Kosten wieder aufgebaut werden sollten, und ließ das Volk mit Lebensmitteln versehen. Es sollte mir, sagt sein Rescript, leid seyn, wenn auch nur Ein Haus vernachlässigt würde.

Diesem Ereigniß folgte nach 6 Jahren die große Empörung, über welche hier keine Details gegeben werden können. Die Grausamkeit, mit der sie unterdrückt wurde, und die zahllosen Proscriptionen, die ihr folgten, werden immer ein Flecken auf dem Namen von Kienlong bleiben. Hr. v. Grammont sagt in einem Briefe vom Jahre 1789: die Unruhen in Formosa sind zu Ende, haben aber China einen verderblichen und schimpflichen Krieg gekostet. Es hat 100,000 Mann durch Krankheiten und das Schwert der Rebellen verloren, und mehr als 2 Millionen Unzen Silber ausgegeben. Der einzige Vortheil, den die kaiserlichen Armeen davon getragen haben, war die Eroberung der zwei Plätze, welche die Formosaner genommen hatten. Der chinesische General hat berichtet, daß der Anführer Lintchuanwan gefangen und hingerichtet worden sey, aber die allgemeine Meinung ist, daß er noch immer lebt und ein anderer Formosaner seines Namens hingerichtet worden sey.

Der Hauptgrund, warum China einen Werth auf den Besitz der Insel legt, ist, damit sie nicht in die Hände der Europäer falle, oder einen Sammelplatz für Unzufriedene, Seeräuber und Verbrecher bilde. Daher hat es immer eine bedeutende Besatzung auf der Insel, und die Beamten sind sehr strenge in den Erlaubnißpässen für Chinesen, nach Formosa zu handeln oder auszuwandern. Viele Hunderttausende von Auswanderern aus Fokien, Canton und Schekiang, haben sich nach und nach auf der Insel niedergelassen, und man sagt, daß die neuen Auswanderer von den chinesischen Beamten einem regelmäßigen System von Erpressungen unterworfen werden. Diese verlangen nämlich hohe Summen für die Erlaubniß, so daß arme Einwanderer kein anderes Mittel haben, als einen Kontrakt mit den Beamten zu machen, nach dem sie diesen einen Theil ihrer jährlichen Ersparnisse bezahlen, bis die Schuld abgetragen ist. So werden sie auf Jahre lang zu einer Art von Sklaven der Mandarinen. Sie sind, sagt ein neuerer Reisender, fleißig, gelten aber mit Recht für unruhig und schwer zu regieren; viele von ihnen sind unverheurathet, oder haben Familien in China, zu denen sie zurückzukehren hoffen, wenn sie einiges Geld erspart haben werden. Da sie so eben der Habsucht der Mandarinen in China entgangen sind, so wünschen sie natürlich in ihrem neuen Vaterlande etwas mehr Freiheit, allein die Beamten in Formosa haben durch ihre größere Entfernung von der Aufsicht des Kaisers noch größere Leichtigkeit zu Erpressungen, als auf dem Festland, da Klagen schwierig sind und selten helfen. Daher bricht immer neues Mißvergnügen aus, neue Erpressungen bringen neuen Widerstand hervor, und Formosa ist ein ewiger Schauplatz von Unruhen. Die letzte Rebellion ist kaum gestillt, und die Nachrichten darüber sind so widersprechend, daß es schwer ist, die Wahrheit zu erfahren.

Die Flotte und Armee, welche die chinesische Regierung auf der Insel hält, sind sehr zahlreich; in einem neuerlichen Rescript sagt der Kaiser, daß die Generale der Garnison 20,000 Mann von den Truppen erlaubt hätten, sich bürgerlichen Beschäftigungen zu widmen, so daß beim Ausbrechen der Unruhen keine disponible Armee da gewesen sey; die allgemeine Ursache des Krieges war, wie der Kaiser selbst zugibt, die zunehmende Unterdrückung von Seiten der Beamten. Aber die Rebellen hatten keine Einigkeit, noch einen gemeinschaftlichen Plan. Die Einwohner sind in Clane vertheilt, an deren Interessen sie sehr hängen, und die unmittelbare Veranlassung der Empörung lag in einem Streit zwischen

Digitized by Google

zweien derselben, welcher zu einer Klage bei den Beamten führte, wobei Einer der Theile ungewöhnlich hart gestraft wurde. Die Explosion brach 15 englische Meilen von Taiwan, der Hauptstadt der Insel, aus und 20—30 Offiziere und 2000 Mann Truppen wurden auf der Stelle vertilgt. Die Nachricht verbreitete sich schnell, die Einwohner erhoben sich überall, die kaiserlichen Truppen wurden geschlagen, in die Gebirge versprengt u. s. w., kurz sie verschwanden. Während jedoch Truppen in den chinesischen Seeprovinzen gesammelt wurden, schlugen sich die Empörten unter sich. Man sagt, daß Eine der Parteien die Hauptstadt mit 30,000 Mann besetzt hielt, und 50,000 Mann einer andern gegen sie zogen, die Chinesen schickten ihre besten Admirale und Generale, spezielle Kommissäre zu Unterdrückung der Empörung kamen aus Peking, und wehe dem chinesischen Beamten, der seinen Auftrag nicht erfüllt. Die Unruhen wurden durch Gewalt und Bestechung, und wenn das Gerücht wahr sagt, nicht minder durch letztere als durch erstere erstickt, brachen aber an verschiedenen Orten wieder aus, bis zum Junius 1833. Jetzt, sagt der Schlußbericht, ist Alles wieder ruhig, und die Seele des Kaisers wieder getröstet.

Formosa und die Pescadoren bilden zusammen ein Departement der Provinz Fokien, und stehen unter dem Vicekönig dieser Provinz. Das Departement ist in 6 Distrikte getheilt, von denen Formosa 5 enthält, und die Pescadoren den 6ten. Die Hauptstadt Taiwan hatte damals zwei Häfen, allein der nördliche, der früher das Fort Zeeland beherrschte, ist jetzt ausgefüllt, und der südliche ist so von Untiefen erfüllt, daß die Einfahrt höchst schwierig ist. Die Stadt selbst ist eine der bevölkertsten und reichsten des Reichs; ihre Straßen sind während eines großen Theils des Jahres bedeckt, um der Hitze zu entgehen. Die Insel enthält 40 chinesische Städte und Dörfer, einige hundert kleine Niederlassungen, 45 Dörfer der civilisirten, und etwa 200 Dörfer der halb unterworfenen Eingebornen. Diese werden namentlich von den Chinesen in drei Klassen getheilt: 1) die, welche sich nicht nur den Chinesen völlig unterworfen, sondern auch bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht haben. Sie sind die Nachkommen derjenigen, welche von den Holländern bekehrt worden waren, obgleich sie seit dem Verlust ihrer Lehrer und Geistlichen wahrscheinlich nur noch wenig vom Christenthum wissen. Duhalde, der in der Mitte des letzten Jahrhunderts schrieb, sagt von ihnen, daß sie keine Götzen anbeten und jede Annäherung an sie verabscheuen, jedoch keine Religionsformen noch Gebete verrichten. Viele unter ihnen verstehen holländisch, lesen es, und bedienen sich im Schreiben der lateinischen Schrift, und man findet unter ihnen viele Fragmente holländischer Religionsbücher. 2) Diejenigen, welche zwar die Oberherrschaft der Chinesen anerkennen, aber ihre eigenen Gebräuche beibehalten haben, und von den Chinesen „rohe Fremde" genannt werden; sie bilden eine weit zahlreichere Klasse als die erstern, und sind keineswegs leicht im Gehorsam zu erhalten. 3) Diejenigen, welche von den Chinesen unabhängig sind, besonders die Ostküste, welche wir nur sehr unvollständig kennen. Sie scheinen keine Bücher noch Schrift zu haben, sind nicht unter ein gemeinschaftliches Oberhaupt vereinigt, sondern haben kleine Häuptlinge und Räthe von Aeltern, wie die nordamerikanischen Indier. Sie scheinen keine besondere Priesterklasse zu besitzen, sondern nur Beschwörer, noch irgend ein altes System von Ceremonien und Aberglauben. Die Chinesen versichern, daß sie unter sich gerecht und ehelich, aber überaus rachsüchtig seyen. Bei ihren Heurathen führt die Braut den Bräutigam in ihres Vaters Haus, und er kehrt nie wieder zu seiner alten Familie zurück. Daher gilt es auch für kein Glück, Söhne zu haben. Sie sind von schmächtigem Wuchs, olivenfarbig, tragen ihr Haar lang, und kleiden sich mit einem Stücke Zeug von den Lenden bis auf die Füße, färben ihre Zähne schwarz und tragen Ohrringe und Halsbänder. Im Süden leben sie in runden Hütten von Bambus und Stroh, die auf einer Terrasse von 3—4 Fuß Höhe stehen. Diese enthalten keine Art von Geräthe, sie setzen ihr Essen auf die Matte des Fußbodens, und essen mit den Fingern. Sie sind tätuirt. Im Norden kleiden sie sich in Thierfelle.

Die Insel verdient wohl den Namen der „schönen," das Klima ist gesund und die Erde fruchtbar. Die zahlreichen Gebirgsbäche bewässern die weiten Ebenen, aber ihr Wasser ist für Fremde ungesund. Der ganze Süden ist ein großer Garten, und die verschiedenen Theile der Insel bringen fast alle denkbaren Früchte hervor, doch sind Reiß, Zucker, Kampher und Tabak die Hauptprodukte. Formosa bildet die Getreidekammer von Ostchina, und sobald die Stürme die Schifffahrt unterbrechen, so entsteht in den Küstenprovinzen des Reichs Hungersnoth, und darauf folgt immer eine Zunahme der Seeräuberei. Ein Europäer, der die Insel genau kennt, sagt, daß der Reißhandel mit Fokien 300 Schiffe beschäftige, und daß jährlich allein in dem Hafen von Tientsin 70 Schiffe mit Zucker aus Formosa ankommen. Eben so liefert die Insel einen großen Theil des Kamphers, der auf den Markt in Canton kommt. Der größere Theil der chinesischen Einwanderer besteht aus Ackerbauern, doch bilden die aus Amoi Eingewanderten eine große Klasse von Fischern, Schiffern und Kaufleuten, welche ein äußerst beträchtliches Kapital besitzen und große Geschäfte machen. Die Eingebornen werden mehr und mehr zurückgedrängt und verschmelzen sich nach und nach mit den Chinesen. Die ganze Zahl der Bevölkerung beläuft sich auf 2—3 Millionen.

Die Lage der Insel für den Handel ist vortrefflich, 30 Seemeilen von China, 150 von Japan und noch weniger von den Philippinen entfernt, ist es durch seine Lage und seine Hülfsmittel eine sehr gelegene Station für den europäischen Handel, wenn er je frei gegeben wird. Allein bis jetzt hat man nur in Kiung einen guten Hafen gefunden, der von Taiwan enthält nie über 9 Fuß Wasser. Das Schiff Lord Amherst konnte sich im Jahre 1832 der Küste auf mehrere Meilen nicht nähern, und man sah viele chinesische Schiffe weit vom Land liegen, und ihre Ladung in Booten einnehmen. Die Häfen an der ganzen Küste werden jährlich seichter, und das Land dehnt sich durch starke und beständige Sandanwürfe aus. Die Strömungen im Kanal sind so stark, daß chinesische Schiffe ihn nur mit günstigem Wind befahren können, aber europäische Schiffe haben ihn in den letzten zwei Jahren gegen den Wind befahren, doch gehören dazu stark gebaute Schiffe und gute Segler.

Digitized by Google

Veracruz.

(Fortsetzung.)

Klimatische Verhältnisse.

Die geographisch-topographischen und daraus hervorgehenden klimatischen Verhältnisse des Staats bürgen für die unendliche Mannichfaltigkeit seiner natürlichen Erzeugnisse. Was tropische Sonne in fruchtbarer Begattung mit tropischer Nässe zu erzielen vermag, was nur gedeiht in der milden Temperatur gemäßigter Zonen, wie sie Bergabhänge und Hochebenen gleichsam naturkünstlerisch hier den fernen Originalen nachschaffen — ja was, als letzte Vegetationsgränze, an den kalten Hauch naher ewiger Schneefelder gebannt ist, umbrauste vom tobenden Nordsturm — Alles findet sich hier zusammen in den Niederungen der Küste, in den Urwäldern von Acayucam und Papantla, auf den Hügeln von Orizaba, Cordova und Jalapa, in der obern Region der Riesenkuppen des Muttergebirges. Die vierfüßigen europäischen Hausthiere aller Art gedeihen vortrefflich in den ungeheuren Waldgehegen der großen Landgüter. Wild irren in Wäldern und Gebirgen Congnar, Schaguar, Coyote, Tagir, Bisamschweine, Ameisenbären, Brüllaffen, Nasua, Armadill, verschiedenes Damwild, das rothweiße gefleckte Reh der tropischen Savannen, kolossale Schlangen, je schöner desto gefährlicher, die größten 10 Ellen lang und 1 Fuß dick, im Walde bei S. Juan de los Nogales im Kanton Orizaba; die giftigsten im Kanton Misantla, besonders Eine, von den Eingebornen „Naupagua" genannt, deren Biß fast augenblicklich tödtet. In den Lagunen von Alvarado wird das Manati ziemlich häufig und in starken Exemplaren angetroffen. Von den gefiederten Geschlechtern findet man in den Felsengruppen des Hochgebirges viele Adler, Falken und Kuttengeier; in den Wäldern der Tierra Templada und Caliente eine unendliche Mannichfaltigkeit farbenprächtiger Papagaien, Aeras, Pfefferfräße, Calandrias, Coas, Kardinäle, Kolibris u. s. w.; auf den Lagunen und Sümpfen zahlreiche Varietäten der Reiher-, Enten- und Möwengeschlechter. Vortreffliches Hausgeflügel überall; jede Indianerhütte hat ihre kleine Zucht, und neben Hühnern und Truthühnern werden zuweilen auch Fasanen, Papagaien und Arras für den Markt gemästet. Nur seine Sangvögel muß der Europäer hier entbehren lernen. Die Insektenwelt ist überreich ausgestattet für Augenweide, Nutzen und Plage der Menschen. Das Auge ergötzt sich an Gestalt, Farbenpracht und Licht der Tag- und Nachtfalter, und Käfer verschiedenster Art; ein Abendspaziergang auf Waldwiesen, während das sie umkränzende Gebüsch im Feuer zahlloser Leuchtkäfer glüht, den dunkelblauen Himmel mit goldenen Sternen über sich, gehört zu den reizendsten Naturgenüssen. Dem Nutzen der Kirche und Küche sind die Bienen in großen Schwärmen dienstbar, theils wild in Waldbäumen bauend, besonders im Kanton Misantla, theils mit Fleiß gezüchtet, besonders im Departement Orizaba, wo allein die Hauptstadt 500 Standkörbe hält. Der Seidenwurm bietet sein nützliches Gespinnst wenigstens bereitwillig dar auf verschiedenen Punkten, wenn auch nur erst noch wenig Gebrauch davon gemacht wird, denn die vielen und prächtigen Maulbeerbäume im Kanton Orizaba werden vorzugsweise bis jetzt zu Brennholz benutzt. Aber auch das menschenquälende Ungeziefer ist in klassischer Gestalt vorhanden. Nicht nur daß man die europäischen Gattungen hier wiederfindet, größer, gewaltiger, hungriger, diese sind doch noch billiger als die eingebornen Peiniger, Skorpione, Taranteln, Moskitos, Zancudos, Sandfliegen, Niguas, Garrapatos (der amerikanische Holzbock). Auch die Ameisen werden in einigen Gegenden, vorzüglich des Kantons Misantla, nicht blos zur Unbequemlichkeit, sondern zur verheerenden Landplage, und im Departement Acayucam treiben es namentlich die Termiten sehr arg, hier, wie anderswo, vorzüglich auch arge Papierfeinde, und dadurch, weil man noch kein Mittel gefunden hat Archive, Registraturen und Bibliotheken auf die Dauer gegen sie zu schützen, ein unstreitiges Civilisationshinderniß. Und wahre Institutions-Termiten sind es; sie fressen feudales Pergament des Mittelalters wie papierne Konstitutionen der neuern und neuesten Zeit! — Daß die dem Staatsgebiet entsprechende Küste des mexicanischen Meerbusens, daß die dahin sich ergießenden Flüsse, daß die Lagunen im Innern von zahlreichen Fisch- und Schaltiergeschlechtern bevölkert sind, versteht sich von selbst. Die am meisten vorkommenden Fischarten setze ich hieher, und zwar mit den ihnen von den Eingebornen beigelegten spanisch-mexicanischen Namen, unter denen freilich mehrere sind, die deutsch oder systematisch näher zu bezeichnen ich weder ichthyologische, noch Sprachkenntniß genug besitze: Robalo blanco (eine Art Kabliau), tacamachin (desgleichen, aber in Flüssen lebend und nur zur Laichzeit das Meer suchend), jolote, juile, chucumite, mojarra, bobo, hostion, huavina, anguilla (Aal), pargo, huachinango, islama, trucha (Forelle), huapote, lebranche, sabalo (Alse, Maifisch), curbina, sargo (Geißbrassen), bagre (dem Welß sehr ähnlich), bocachica, jurel, gulapago u. s. w. Außer den vorstehenden, welche sämmtlich eßbar und zum Theil äußerst fein- und wohlschmeckend sind, finden sich noch folgende, von den Einwohnern als pescos feroces y insalubres (ungesunde oder ungenießbare Raubfische) bezeichnete: Taburon, espada, manta, raya, maroneca, corunda, alciron, tonina, tintorero, chucho u. s. w. Hummer von außerordentlicher Größe werden in den mit dem Meere zusammenhängenden Lagunen von Alvarado gefangen, besonders in der Camaronera, welche davon ihren Namen hat. Köstliche Austern finden sich auf vielen Punkten der Küste: ich habe sie weder in Paris, noch in Antwerpen und London vortrefflicher gegessen, als eines Morgens in dem Strandbörfchen Boca del Rio an der Ausmündung des Jamapa- oder Medellinflusses.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Am 11 Junius kam zu Boulogne eine Frau mit einem todten Kinde nieder, das von der Spitze des Kopfs bis zum Ende des rechten Fußes 22 Zoll und bis zum Ende des linken Fußes 17 Zoll maß, dabei 15 französische Pfund wog. Daß bei dieser ungewöhnlichen Größe mehrere Glieder und Organe verschoben und unvollständig ausgebildet waren, ist natürlich, aber neben manchen seltsamen Erscheinungen fand sich auch, daß die Aerzte trotz der sorgfältigsten Nachforschung durchaus keine Spur von Geschlechtsbildung entdecken konnten.

*

Der Verfasser der „Feldzüge und Kreuzfahrten in Venezuela" erzählt, daß die Caraiben oder Caribi-Indianer bei einem heftigen Erdbeben sich an einem ihrer Flüsse versammeln, und tanzen aus Freude über ein Ereigniß, das, wie sie glauben, der Erde neue Kraft und Fruchtbarkeit verleihe.

*

Seit einiger Zeit vervielfältigen sich in Frankreich die Münzfunde ungemein: vor ganz kurzer Zeit fand ein Mädchen zu Sandrupe bei Bar ein ziemlich großes Gefäß von Thon, in welchem nicht weniger als 1450 römische Silbermünzen lagen, die zusammen 9½ Pfund wogen. Die meisten sind von Philipp und seinem Sohn, und Gordian, doch finden sich Münzen der Kaiser von Commodus und Pertinax bis Decius und Gallus; auch fand sich eine schon sehr vergriffene Münze mit Vespasians Bildniß, auf deren Rückseite eine Bache abgebildet ist.

*

Ein Korrespondent der englischen Sun beklagt sich lebhaft über die Fortschritte des Fanatismus in England, und sagt unter Anderem: „Man spricht vom Umsichgreifen des Papstthums, nehmet euch lieber vor dem Fanatismus in Acht! Vor 40 Jahren war es ein kleiner Flecken, den man kaum mit dem Teleskop erkannte, jetzt hat er sich ausgebreitet über eine unermeßliche Oberfläche und versengt unsere schönsten Pflanzen. Ist einmal dieser unheimliche Gast in unsern Mauern aufgenommen, dann fahre wohl Seelenruhe und Zufriedenheit; fahre wohl munterer Tanz und fröhlicher Gesang, und ihr harmlosen Vergnügungen der langen Wintertage; fahret wohl ihr unschuldigen Freuden der Gesellschaft, die die Jugend munter erhalten, das Alter trösten, und Allen eine Zuflucht gewähren gegen die rauhen Stöße der Welt. Funkelnde Augen, blühende Wangen, fröhliche Gemüther habe ich fallen sehen unter der Sichel dieses Verderbers. Das Gemälde ist nicht übertrieben, ich habe die unseligen Fortschritte des Fanatismus gesehen. Es ist der Upasbaum, der alles Athmende zernichtet unter seinen giftigen Zweigen. Alle Parteien sollten mit angestrengter Kraft dagegen wirken, oder seine Zerstörungen werden furchtbar seyn."

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 191. 10 Julius 1835.

Handelsstatistik.

(Nach französischen offiziellen Quellen.)

Türkei. Trapezunt.

Seitdem der Hafen von Trapezunt die Aufmerksamkeit des europäischen Handels wieder auf sich gezogen hat, hat England vor allen andern Staaten die wichtigsten Verbindungen dort angeknüpft, und obgleich seine Etablissements in Trapezunt, Erzerum und Tauris noch nicht über drei Jahre bestehen, so ist doch ihre künftige Entwicklung durch die Resultate, die sie schon geliefert haben, hinlänglich gesichert. Rußland schickt seit langer Zeit nichts als Eisen aus dem Ural, Filze aus der Krimm, und bisweilen Getreide dorthin. Sardinien liefert Salz, Sammt und Kolonialwaaren. Der Plan der östreichischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, ihre Linie von Konstantinopel nach Trapezunt auszudehnen, beweist, daß Oestreich dort Handelsverbindungen von beträchtlicher Wichtigkeit hat. Im Jahre 1833 schickte es 2300 Ballen verschiedener Waaren, zu einem Werth von 1,380,000 Silbergulden dahin; die Hauptartikel bestanden aus Stahlwaaren, Zinn, Baumwollenwaaren, Tuch, Seidenzeugen und Glas. Dieser letztere Artikel ist ausschließend in den Händen der östreichischen Fabriken, er beläuft sich auf 90,000 Gulden jährlich, und das böhmische Glas hat das englische, das man dort einzuführen gesucht hat, durch seine Wohlfeilheit und seine den Bedürfnissen angemessene Form vollkommen verdrängt. Ein Theil dieser Glaswaaren geht durch Karawanen nach Persien und ins Innere von Kleinasien, und dieser Handelszweig ist in großem Zunehmen, denn bisher kamen die böhmischen Glaswaaren über Konstantinopel, Alexandrette, Aleppo und Bagdad nach Ispahan und Teheran, wobei der ungeheure Umweg und die Zerbrechlichkeit der Waare auch bei hohem Verkaufspreis nur wenig Vortheil ließen. Jetzt gehen sie wöchentlich von Trapezunt in 20 bis 24 Tagen nach Tauris, und eine Pferdslast von 120 Oken (360 Pfd.) kostet nicht über 10 bis 12 Silbergulden Transport.

Bis jetzt hat sich kein östreichisches Handelshaus in Trapezunt niedergelassen, und ein Agent einer böhmischen Glasfabrik, der im Jahre 1828 mit einer großen Ladung ankam, wurde durch die Kriegserklärung von Persien gegen Rußland genöthigt, sich nach Aleppo zu begeben.

Es ist schwer ein gutes Logis in Trapezunt zu erhalten, doch kann man von Armeniern oder Griechen kleine Häuser miethen, welche mit Hülfe einiger Reparaturen wohnlich gemacht werden können. Es bestehen einige ausgedehnte Karawanserais, welche leicht in gute Magazine verwandelt werden könnten. Das Klima ist gesund, und die hohe Lage der Stadt schützt sie gegen das Wechselfieber, die einzige Krankheit des Landes. Der Hafen wird durch das ganze Jahr hindurch von europäischen Schiffen besucht, vom April bis Oktober liegen sie auf der Rhede, im Winter in der Bai von Platana, wo sie so sicher liegen, daß türkische Schiffe, die dort überwintern, nur Einen Mann als Wache behalten.

Tunis.

Die Bewohner der Regentschaft haben sich zu aller Zeit durch ihren Handelsgeist ausgezeichnet, und unterhielten, selbst zur Zeit da die Seeräuberei eine Quelle von Reichthümern für sie war, Handelsverbindungen mit Europa. Seitdem aber die Eroberung von Algier der Seeräuberei den letzten Stoß gegeben hat, und die Bewohner von Tunis sich nur noch durch Handelsspekulationen bereichern können, haben sie sich ihnen gänzlich ergeben, und die Zahl der Handelshäuser, die seitdem in der Regentschaft errichtet worden sind, beweist ihren Eifer.

Die Einfuhr in Tunis betrug im Jahre 1823 16,760,000 Fr., wovon sieben Millionen auf Sardinien, fünf Millionen auf Frankreich, zwei auf Toskana kommen. Die Ausfuhr 2,550,000 Fr., wovon 3,700,000 Fr. auf Sardinien, 3,200,000 auf Frankreich. Die Hauptartikel der Ausfuhr bestehen in Oel (für 5,800,000 Fr.), 1 Million wollene Mützen 600,000 Fr. u. s. w. Daß die Einfuhr die Ausfuhr so weit überstieg, ist dem Umstand zuzuschreiben, daß eine große Masse von Waaren nur in Transit für Constantine begriffen waren, welches seit der französischen Besetzung von Algier seine Bedürfnisse aus Tunis bezieht. Von 47,000 Tonnen fremder Schiffe gehörten 17,000 Sardinien, allein der größere Theil derselben ladet in Marseille und kehrt dahin zurück, da die größere Wohlfeilheit ihrer Fracht macht, daß die französischen Kaufleute sie vorziehen. Die sardinischen Matrosen leben wohlfeil, trinken wenig Wein, und verlangen weniger Sold als die französischen. Oestreich schickte 27 Schiffe mit 5000 Tonnen, wie es überhaupt seine Schifffahrt im Mittelmeer sehr ausgedehnt hat, seine Schiffe zeichnen sich durch Größe, guten

Digitized by Google

Bau, und vortreffliche Equipagen aus, die in Venedig und Triest gebildet sind.

Tunis würde eine weit größere Menge von Getreide ausführen (die Ausfuhr desselben beschränkt sich auf 200,000 Fr.), wenn die Ausfuhrpässe (Teskeres) nicht so theuer wären. Der französische Konsul beschwerte sich darüber, und der Minister des Bei erkannte die Nothwendigkeit einer Aenderung des Systems an, fand sich aber für den Augenblick durch die Menge der in einer Geldverlegenheit des Schatzes verkauften Päße gebunden, bis diese von dem Markt verschwunden seyn würden. Ein anderer Grund der verhindert, daß Tunis noch lange nicht so viel Getreide hervorbringen und ausführen wird, als es eigentlich könnte, liegt in der Höhe der direkten Steuern, welche oft den Ertrag der Ernte übersteigt, so daß die halbnomadischen Stämme ihre Felder eher brach liegen lassen, als für den alleinigen Vortheil des Dey anbauen wollen.

Das Hauptprodukt der Regentschaft besteht in Olivenöl, sein Ertrag ist aber in verschiedenen Jahren sehr verschieden; die Preise regeln sich noch immer nach denen von Marseille. Im Allgemeinen wird die Ernte zum Voraus verkauft, und die Lieferung geschieht im Januar. Ist die Ernte unzulänglich, so wird die Lieferung aufs nächste Jahr verschoben, und die Zinsen des Kapitals dazu geschlagen.

Die Ausfuhr von Wolle erhob sich auf 966,000 Fr., und der Preis derselben ist so sehr im Steigen, daß ein Centner der vor einigen Jahren 15 bis 20 Piaster kostete, jetzt mit 35 bis 40 Piaster bezahlt wird. Ein tunesischer Piaster ist 13 Sous französischer Münze.

Eine Fahrt auf dem Zambeze.

1. Reise nach Senna.

(Fortsetzung.)

Von hier an, bis sie am 28sten Nachmittags zu Boca de Rio anlangten, fuhren sie durch einen vollständigen Archipelagus von Inselchen, zwischen denen die Kanäle so seicht waren, daß selbst die drei kleinen Kanoes, worein sie in den letzten Tagen ihr Gepäck gebracht hatten, nicht mehr weiter vorwärts konnten. Der Fluß war hier nicht über 60 bis 80 Fuß breit, das Wasser vollkommen süß, aber schlammig und mit verfaulten vegetabilischen Substanzen gesättigt.

Boca de Rio ist ein kleines Dorf, dessen Landesname Mombusch oder Maccombusch ist, wahrscheinlich das letztere, denn so heißt auch der Häuptling, welcher nach der allgemeinen Sitte des Landes den Namen seines Dorfes oder Distriktes annimmt. Maccombusch war ein schlanker kräftiger Mann, der fertig portugiesisch sprach. Die Gesellschaft brachte zwei Tage in seinem Hause zu, während deren die HH. Forbes und Kilpatrik ihre Sammlungen vermehrten, Hr. Browne aber sich mit Zeichnen und astronomischen Beobachtungen beschäftigte. Da die Jahreszeit durchaus nicht gestattete, den Fluß weiter hinauf zu fahren, so mußten sie, um den Zambeze zu erreichen, einige Meilen weit zu Lande reisen, zu welchem Ende sie Maccombusch mit Palankins und Trägern versah. Am 30sten brachen sie auf; das Land, durch welches ihr Weg führte, war flach, aber trocken, wohl angebaut und mit einer Menge Dörfern besetzt. Manchmal kamen sie an den Fluß, dessen Breite an einigen Stellen nicht über 16 Fuß betrug, in einiger Entfernung aber lagen auf beiden Seiten hohe Ufer, die Gränze der Anschwellung in der nassen Jahrszeit.

Am 2ten August kamen sie am Hause des Paolo Mariano, eines Kanariers, an, der sie äußerst herzlich aufnahm. Der Morgen des 3ten tagte über ihnen in aller Schönheit eines wolkenlosen Himmels, und obwohl eine völlige Windstille herrschte, war die Temperatur doch nicht dumpf und drückend, sondern angenehm und erfrischend. Seit der Abfahrt von Quilimane hatten die Reisenden kein so gutes Nachtlager gehabt, so daß Hr. Browne es allein über sich vermochte, sein Bett zu verlassen, und das gewöhnliche Morgenbad im Flusse zu nehmen, und zwar jetzt im Zambeze, gerade wo dieser sich spaltet und den schönen Strom Luabo bildet, so wie den Kanal, welcher in der Regenzeit mit dem Quilimane in Verbindung steht. Gerade als Herr Browne ins Wasser wollte, ward er durch den lauten Ruf seines freundlichen alten Wirths abgehalten, der eilig daher kam, und ihn warnte, sich nicht in den Fluß zu wagen, wo es von Alligatoren wimmle, die erst kürzlich den Sohn einer Dame, Namens Donna Pascoa verschlungen hätten, an welche die Reisenden ein Empfehlungsschreiben hatten.

An diesem Tage fühlte sich Hr. Forbes zum Erstenmal unwohl, so daß er seine Freunde auf einem längern Spaziergang am Ufer des Stroms nicht begleiten konnte. Das Land war an den angebauten Stellen mit Erbsen und andern Hülsenfrüchten besäet, an den unangebauten aber mit einem langen groben Grase bedeckt. Das Dorf Maruro, wo Mariano lebte, bestand etwa aus 40 Hütten, von denen jede fünf Personen im Durchschnitt fassen mochte. Marianos Wohnung, die sich wegen ihrer Größe bedeutend unter den kleinern Wohnungen heraushob, ist nach der Landessitte aus Bambusstäben und Gras aufgeführt, und mit einer weiten Einfassung umgeben, innerhalb deren sich Gänse, Enten und anderes Geflügel, so wie Ochsen, Schafe und Ziegen aufhielten. Der Fluß windet sich majestätisch dahin zwischen steilen, mehr als 20 Fuß hohen Ufern, über welche während der vom November bis März dauernden Regenzeit das Wasser sich ergießt, und das Land umher meilenweit überschwemmt, wo dann das tiefere Bett über 3000 Schritte breit ist; trotz der reißenden Strömung fahren auch dann oft Boote stromaufwärts, wohl aber wahrscheinlich über das überschwemmte Land, wo die Strömung schwächer ist. Mehrere Arme gehen von dem Luabo aus, wovon einer den Landstrich zwischen diesem Fluß und dem Quilimane durchschneidet, und sich bei Melambey ins Meer ausmündet. Der Luabo wird in seinem Laufe zur See durch Sandbänke gehemmt, die man auch im Zambeze bei Maruro allenthalben erblickt.

Mariano ist Milizoberst, und hat etwa hundert mit Musketen bewaffnete Eingeborne unter seinen Befehlen. Der Landessitte gemäß ist er auch Kaufmann, und treibt einen starken Handel mit Elfenbein und Goldstaub. Seine Tage haspeln sich in mechanischer Gleichförmigkeit ab, und die Ordnung des einen

Digitized by Google

ist auch die aller andern; er steht früh auf, und raucht bis zum Frühstück auf dem Balkon einige Carnotes, eine Art kleiner Cigarren aus zerbröckeltem Tabak, den man mit Bananenblättern zusammenrollt, was ihm einen besondern, für Raucher angenehmen Geschmack gibt. Um 8 Uhr frühstückt er, sieht dann nach seinen Leuten, verschläft die Mittagsstunde und ißt um 2 Uhr. Die Tafel ächzt unter einer Menge auf verschiedene Art zubereiteter Gerichte, wobei Portwein gewöhnlich ein Hauptingredienz bildet. Nach diesem Mahl wird noch ein Carnote geraucht, worauf der alte Herr sich noch einmal zur Ruhe begibt, und erst in der Kühle des Abends aufsteht, sich in einen Mantel hüllt, und der frischen Luft genießt. Um 9 Uhr speist er zu Abend, und bald darauf begibt er sich zu Bette.

Am Abend des 4ten hatte Hr. Forbes, dem es anscheinend wieder ziemlich wohl gewesen war, einen starken Rückfall, und Hr. Kilpatrick ließ ihm wiederholt zur Ader. Mariano billigte dieß Verfahren keineswegs: die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß das beste Mittel zu Wiederherstellung von diesem Sumpffieber darin bestehe, wo möglich einen reichlichen Schweiß zu erzeugen, und Reißwasser in Menge zu trinken. Trotz aller Vorstellungen Mariano's blieb Hr. Kilpatrick bei seinen reichlichen Aderlässen, da eine europäische Konstitution andere Mittel erfordere, als bei Personen nöthig sey, die sich schon ganz ans Klima gewöhnt hätten.

Das Bett des Flusses ist sandig, aber nicht das umliegende Land, das völlig flach und auf zwei oder drei Meilen im Umkreise um das Dorf und des Obersts Haus angebaut ist. Die Hauptfrucht macht das oben erwähnte lange Gras aus, das man, ehe es völlig reif wird, ausreißt und trocknet, in einem großen hölzernen Mörser stößt, und dann zwischen zwei rohen Steinen zu Mehl zerreibt. Dieß wird zu einer Art Suppe verkocht, und gewöhnlich mit Fisch gegessen, die der Fluß von ausgezeichneter Güte und Größe in Menge liefert.

Je weiter die Reisenden von der Küste sich entfernten, ein desto besseres Aussehen gewannen die Eingebornen; viele von denen zu Maruro waren gedrungen, derb, und sehr gut proportionirt, einige von Mariano's Dienern namentlich konnten für wahre Modelle gelten. Außer einem Stück Tuch um die Lenden gehen sie völlig nackt; einige tragen den Kopf ganz, andere zum Theil, manche gar nicht geschoren: im letztern Fall wächst das Haar sehr lang, und wird sorgfältig in schmale Zöpfe geflochten, die herunter hängen und dem Gesicht einen wilden Ausdruck geben.*) Die Reisenden sahen verhältnißmäßig sehr wenig Frauen, und meist nur alte oder Kinder.

Mit Ausnahme der angebauten Stellen um Maruro ist das Land mit langem wilden Gras, Binsen und Bambus bedeckt, und von weiten Sümpfen durchschnitten. Tödtliche Dünste müssen daraus aufsteigen, und während der unerträglich heißen Jahreszeit die Atmosphäre anfüllen. Selbst den Einwohnern ist die Luft hier schädlich, und trotz der Kühle des Abends fühlten sich die Reisenden häufig beengt, wenn sie den schmalen Fußpfaden entlang gingen, die man durch das hoch über ihre Köpfe hinaus wachsende Gras und Bambusrohr gehauen hatte. Unter den verschiedenen Bäumen von der kleinern Gattung zeichneten sich zwei Palmenarten als die größten aus; sie waren jedoch so vereinzelt über die gränzenlose Ebene hin zerstreut, daß sie die öde Einförmigkeit der Aussicht kaum unterbrachen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieselbe Sitte herrscht auch in Madagaskar.

Missionsbericht aus China.

Der Ami de la Religion theilt folgendes Schreiben Herrn Maubants, apostolischen Missionärs zu Corea, mit. Das Schreiben ist aus Lin-Kian-Fu in China vom 9 Januar 1854 datirt, und an einen Geistlichen in Paris gerichtet. Herr Maubant befand sich damals auf dem Wege nach Corea.

„Ich habe jetzt eine Strecke von nahe an 200 Stunden auf chinesischem Gebiete durchreist. Meine Kouriere und ich haben uns sorgfältig zu verbergen gesucht, und dieß ist uns bis jetzt, Gott sey Dank, glücklich gelungen. Keiner von denen, vor welchen ich mich zu verbergen wünschte, scheint mich gekannt zu haben. Seit den letzten 40 Meilen reise ich jedoch ganz frei und auf chinesische Weise, und wie es scheint, werde ich auch künftig so reisen können. Herr Laribe, bei dem ich einige Tage zubringe, macht es bei seinen Missionreisen eben so. Von einigen seiner Bekehrten begleitet, besuchte er die Hauptstadt der Provinz und andere öffentliche Orte. Er hat mir ein Schreiben seines Amtsbruders, des Herrn Rameaux, bei der Mission Hu-Pe, der benachbarten Provinz, vorgelesen, in welchem ihm gemeldet wird, daß der Geistliche, Herr Clet, erdrosselt worden sey. Herr Rameaux selbst war, als er sich nach seiner Mission begab, zweimal in den Barken erkannt worden. Das zweite Mal bestanden die Matrosen oder andere Personen in der Barke darauf, ihn anzugeben, wenn er nicht einige Tausend Piaster bezahle. Zwei kleine Mandarine aus Peking nahmen ihn jedoch in Schutz, bedrohten die Uebelgesinnten, und verhinderten sie nicht nur den Missionär, dem sie sein Geld retteten, anzuzeigen, sondern beschenkten ihn auch noch, und trafen, als sie die Barke verließen, Anstalten, daß er seine Reise ungehindert fortsetzen konnte. Dieser Zug ist allerdings tröstlich, indeß seufzt doch ein Missionär, ein Dominikaner, den ich drei Tage vor seiner Gefangennehmung bei dem apostolischen Vikar der Provinz kennen lernte, schon seit einem Monat zu Fokien im Gefängniß, und man weiß noch nicht, was aus ihm werden wird.

„Ich gedenke in einigen Tagen abzureisen und meinen Weg nach Peking fortzusetzen, und dann nach Leao-Tung, unweit Corea, zu gehen. Dort muß ich vielleicht lange verweilen. Herr Capse, apostolischer Vikar von Corea, muß, wenn anders nichts dazwischen gekommen ist, dort angelangt seyn. Ich hoffe im Junius oder Julius in Leao-Tung anzukommen. Der Ort, wo wir die Kleidung von Corea anlegen werden, ist noch 20 Tagereisen von Peking entfernt, und jetzt habe ich noch ungefähr 400 Stunden bis nach dieser Hauptstadt.

„Den Stand der Dinge genau erwegen, können wir weder diese Mission antreten, noch uns daselbst halten. Es bedarf des besondern Beistandes der Vorsehung. Gebete und gute Werke, Gott zum Opfer gebracht, sind das beste Mittel diesem verlassenen Volke das Heil zu erwerben, und diese kann man dem Schöpfer in Corea eben so gut darbringen als in Frankreich. Ich bitte Sie, mein Herr, uns im Interesse dieser armen Leute Ihren Beistand zu leihen, und mildthätige Seelen aufzufordern, ihre Bemühungen mit dem unsern zu vereinen. Gott wird es Ihnen lohnen."

Veracruz.

Klimatische Verhältnisse.

(Schluß.)

Das Pflanzenreich liefert in vorzüglicher Güte Kaffee, Zucker, Mais, Reis, Frijoles, Weizen und Gerste (diese jedoch nur in den höher gelegenen Distrikten), Chile (vorher Piment), Ingwer, schwarzen Pfeffer, Yuka (dulcis und amara), Vanille, Medizinalkräuter, Gummis und

Digitized by Google

Balsame, Baumwolle, Früchte der mannichfachsten Art, besonders köstliche süße Orangen, Limonien, Bananen, Chirimoyas, Grenadilles, Zapotes, Ananas, Wassermelonen und Granatäpfel; strichweise in den kühlern Gegenden auch Pfirsiche und Aepfel, aber den europäischen nicht an Wohlgeschmack gleich; endlich Bau- und Nutzhölzer der vorzüglichsten Art. Der beste Kaffee wächst im Kanton Cordova, der beste Tabak im Kanton Orizaba; bei sorgfältiger Pflege und Sortirung ist jener dem surinamschen, dieser den besten Natchitoches, ja den guten Havannasorten an Güte vergleichbar. Zucker wird fast überall gebaut, wiewohl noch nicht zur Ausfuhr. Von der Faselbohne (frijol) findet man eine merkwürdige staudenartige Spezies mit sehr wohlschmeckender Frucht im Kanton Misantla. Ebendaselbst wächst die beste Vanille, und überhaupt wohl der größere Theil derjenigen, welche in den europäischen Handel kommt. Die Baumwollenkultur ist vorzugsweise einheimisch im Kanton Cosamaloapam, des Departements Orizaba, und in einigen Distrikten des Departements Acayucam. Unter den Medizinalpflanzen nehmen die berühmte „purga" (convolvulus Jalapa) und Sassaparille den ersten Rang ein; letztere wächst in so ungeheuren Massen an den Ufern einiger kleiner Flüsse, daß, wie behauptet wird, ihre Heilkräfte dem Wasser derselben in gesteigertem Grade sich mittheilen. Es wäre interessant für die Homöopathie, diese Thatsache näher zu konstatiren. Auch die obenerwähnte, als Spezifikum gegen das Vomito neuerdings gepriesene Guaco-wurzel ist einheimisch in den Wäldern bei Alvarado und Acayucam. Ausgezeichnete Nutzhölzer findet man überall: am berühmtesten sind die Cedern am Rio Odispo, Kantons Cosamaloapam, das Ebenholz aus dem Kanton Tampico, der Sassafras im Departement Acayucam, die „mangles prietos" aus der Umgegend von Alvarado, — letztere unvergleichlich zum Gebrauche für unterirdisches Pfahlwerk, weil es unter der Erde statt zu faulen, hart wie Eisen wird. Und welche Pracht der Waldbäume an den Ufern des Gamapaflusses in der Umgegend von Medellin! welche Riesenexemplare von Tamarindus Indica, Dracaena Drago, Cassia fistularia, Carolinea insignis, Liriodendrum tulipiferum Bombyx pentaëdron, Cocos nucifera, besonders von einem Baume, dessen Systemsnamen ich nicht kenne, den aber die Mexicaner bald Amate, bald Hyragua nennen. Stämme, deren Einer ausgehöhlt zur Pirogue wird, 40 Fuß lang, 5½ Fuß breit, geräumig genug, um ein paar Dutzend Indianer zu fassen, sind hier keine Seltenheit.

Am wenigsten glänzend ist wohl das Mineralreich bestellt. Nennenswerthe Bergwerke sind innerhalb des ganzen Staats eigentlich nicht vorhanden. Denn von den acht Gruben, welche im Jahre 1826 die „compañia Mejicana" in den ungeheuren durch Romantik ihrer Lage berühmten Schluchten bei Zomalahuacan (Kantons Jalancingo) auf Kupfer und Gold eröffnete, sind sechs seyen längst wieder eingegangen, und zwei fristeten im Jahre 1831 mit einer schwachen Kupferausbeute nur noch kümmerlich ihr Daseyn. Erwiesen scheint übrigens, traditionell und durch viele materielle Spuren, daß in uralter Indianerzeit eine bedeutende Kupfer- und Goldschmelzerei in diesen Schluchten stattgefunden. Auch sind ganz unstreitig beide Metalle noch jetzt vorhanden, vielleicht selbst in bauwürdigen Quantitäten, und die compañia Mejicana war nur unglücklich in der Wahl ihrer Orte gewesen. Die Quantität des von den Einwohnern der Umgegend mittelst oberflächlichen Raubbaues jährlich gewonnenen, zum Theil goldhaltigen Kupfers wurde in einem amtlichen Berichte des Präfekten von Jalancingo vom 1 April 1831 auf 200 Centner geschätzt. Außerdem sollen in Cerro de Culebras, Kantons Misantla, Metalle stecken, doch weiß es niemand mit Gewißheit. Auch behauptet man, daß in der Umgegend von Veracruz, desselben Kantons, die alten Indianer Gold gegraben haben, und heute noch einige Familien im erblichen Besitze der Kunde des Ortes sich befinden, wo es gegraben ward, unverbrüchlich aber das Geheimniß wahren. Bei der Hacienda de los Almagres, im Departement und Kanton Acayucam, sind starke, aber bis jetzt jungfräulich verliebene Lager eines sehr eisen- und alaunhaltigen Ockers. In den Gebirgen des Kantons S. Andres Tuxtla wurden einige Spuren armer Silbererze bis jetzt nicht bauwürdig trachtet; lohnender würden vielleicht aber daselbst befindliche große Lager von Kalkstein, Mühl- und Schleifsteinen bei vermehrter Bevölkerung und verbesserten Ausfuhrwegen sich erweisen. — Von den vor einigen Jahren angeblich am Cofre de Perote gefundenen, jetzt im Nationalmuseum zu Mexico aufbewahrten Diamanten wird noch an einem andern Orte die Rede seyn. Das für den Gebrauch des Staats nöthige Salz liefert die Seeküste. Unter vielen vortrefflichen Kalklagern wird hauptsächlich dasjenige gerühmt, durch welches der Rio Tonto, Departements Orizaba, sein Bett sich gewühlt hat. Sein Gestein wird gebraucht in den bedeutenden Brennereien von Tlacotalpam, Cosamaloapam und Chacaltianauis, und das Produkt soll dem feinsten Meermuschelkalk nicht nachstehen. Gute Ziegelerde und vortrefflicher Töpferthon ist häufig, hauptsächlich in den Departements Orizaba und Jalapa. — Unter mehreren im Staatsgebiete befindlichen Mineralwassern erregten bisher einige Aufmerksamkeit die warmen Bäder von Atotonilco bei Calcahualco im Kanton Cordova, Schwefel, Salpeter und Kohlensäure führend (gleichsam flüssiges Schießpulver) bereits durch wirksame Heilkraft in nervösen und rheumatischen Zuständen erprobt; ferner eine stark schwefel- und eisenhaltige kalte Quelle bei Hacienda de los Almagres im Kanton Acayucam; endlich die warmen Quellen bei Altotonga im Kanton Jalancingo, deren chemischen Gehalt man bis jetzt gar nicht kennt, ihn aber heilkräftig für die kranken Körper vermuthet, weil er nachtheilig auf den gesunden einwirkt, und sogar störend auf die Vegetation der Umgegend.

Vermischte Nachrichten.

Professor Göbel, der im vorigen Jahre eine Reise durch die Steppen des südlichen Rußlands machte, gibt die Zahl der nomadischen Kirgisen an der Wolga auf 109.500 an, die Zahl ihrer Kibitken oder Filzzelte auf 18,450, ihrer Kamele auf 99.500, ihres Hornviehes auf 165.000 Stück, ihrer Schafe mit Fettschwänzen auf 824.500 und ihrer Pferde auf 496.500. Früher sollen sie 5 Millionen Schafe gehabt haben, aber eine ansteckende Krankheit und einige strenge Winter verminderten sie auf weniger als den dritten Theil.

*

In dem Departement du Nord sollen mehrere Proben mit einer neuen Weizengattung *) angestellt worden und alle gelungen seyn: es wächst und reift derselbe innerhalb 70 Tagen. Manche Landwirthe glauben, er wachse zu allen Zeiten gleich gut, und wenn dieß wahr ist, so könnte man, wenn sich dieser Weizen akklimatisirt, drei Ernten im Jahre erhalten.

*

Nach einem offiziellen Berichte sind im vorigen Jahre in London 100 Kinder verbrannt, welche von ihren Eltern in Zimmern, die Feuer hatten, allein gelassen worden waren. Wer Fünftheile davon waren Mädchen, da deren Kleider leichter Feuer fangen.

*

Englische Zeitungen bringen nachstehendes Beispiel von wohlfeilem Reisen. Einige Dampfboote, welche zwischen London und Margate fahren, verlangen für jede Person nur zwei Schillinge, und dabei müssen die Schiffseigner noch für jeden Passagier 15 Pence an den Brückenpfeiler bezahlen, so daß sie selbst nur 9 Pence oder 27 kr. übrig behalten. Die Entfernung beträgt ungefähr 90 englische Meilen, also zahlt man für 10 englische Meilen oder gute 4 Stunden nur 1 Penny (3 kr.). Früher zahlte man von London nach Margate 15 Schill. (9 fl.).

*

Kürzlich hat man bei Dünkirchen einen in diesen Meeren sehr seltenen Fisch gefangen, nämlich einen Zitteraal, den man sonst, außer dem Zitteraal in Seen und Pfützen des festen Landes von Südamerika gewöhnlich nur an den Küsten von Surinam trifft. Der Schiffsmeister erhielt einen fürchterlichen Schlag, als er ihn packte, um ihn in das Behälter zu werfen, und Alles auf dem Schiffe machte nun dieselbe Probe mit demselben Erfolge, indeß wurde jeder Schlag schwächer, da sich diese elektrische Kraft schnell erschöpft.

*

Das Memorial bordelais rechnet den durch die neulichen Ueberschwemmungen der Garonne angerichteten Schaden auf 50 Millionen Franken.

*) Vielleicht der Valentiaweizen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 192. 11 Julius 1835.

Neueste griechische Ausgrabungen.

Athen, April 1835.

Die Archäologie hat bis jetzt noch nicht viel Beute in dem neuen griechischen Königreiche gemacht. Die Regentschaft brauchte die Staatsgelder zu politischen Zwecken und überließ die Alterthümer der Zukunft. Inzwischen hat der König doch, um den Wünschen der Architekten und Reisenden zu entsprechen, und seiner eigenen Liebe für die Antiken genug zu thun, einen dänischen Gelehrten, den Dr. Roß, beauftragt, und eine monatliche Remuneration für besondere Nachforschungen angeordnet, in Folge deren nicht nur in Athen, sondern auch in den zehn Nomarchien oder Kreisen des Landes der Grund zu wissenschaftlich-artistischen Entdeckungen gelegt wurde. Herr Roß ist ein tüchtiger Grieche, und ein grundgelehrter, wenn auch gleich nicht ganz praktischer Mann für diesen Posten; wir dürfen wünschen, daß er seine fünfjährige Kenntniß der hellenischen Alterthümer recht bald ins Publikum bringe.

Ich will hier nicht von ältern Monumenten kapodistria'scher Statuen und Fragmente in Aegina reden, die zum Theil schon bekannt wurden, sondern von einigen aus der Spreu und dem Schutt der Jahrhunderte neu erstandenen plastischen Kunstwerken.

Ein bayerisches Truppenkorps in Eleusis war so glücklich, zwei kolossale Statuen von Marmor zu finden. Dieser kostbare Fund ist seit der Zeit vermehrt worden mit einem Isis-Torso und der Büste eines vortrefflichen Jupiters. Letzterer ist das Eigenthum eines Landmanns, der mit bewundernswürdiger Eifersucht darüber wacht, und bereits durch Ausschlagung einer schönen Summe drittischen Geldes den Beweis lieferte, daß den Griechen der Sinn für's Schöne noch nicht ausgegangen. Zugleich besah ich in den Ruinen des muthmaßlichen Jacchustempels die Friesstücke von bewundernswerther Arbeit, das in die Felsen gehauene Appartement eines Bades, und die ansehnlichen Ruinen eines atheniſchen Landhauses.

Man war bis jetzt nicht darüber einig, was jene größern Bildnisse, denen Köpfe und Arme fehlen, vorstellen sollen, und gab sie bald für Priester, und bald für Götter und Heroen aus. Der Umstand ihrer völligen Gleichheit ließ mich vermuthen, es seyen Magistratspersonen gewesen, die auf irgend einem Vestibule oder einer Tempelterrasse gestanden. Sie sind ganz in ihre Toga gehüllt, und mit den Füßen an Steinblöcke gelehnt. Eine möglicherweise phidias'sche oder prariteles'sche Arbeit der besten Zeit.

In Athen hat die Regierung zunächst auf der Acropolis nachgraben, oder vielmehr den Schutt der Revolution und neugriechischen Bauwerke wegräumen lassen, aber nichts Besonderes unter den zahllosen Karren voll Gestein gefunden. Eine kleine Minerva ist ganz erhalten und mit verschiedenen Friesstücken, Metopen und Hautreliefs im Innern des Parthenons und unter dem Eingangsthor der Burg aufgestellt worden. Das Wichtigste darunter ist ein Relief, worauf der Kampf eines Kriegers mit einem wilden Rosse, das auf eine zarte weibliche Gestalt losstürzt, dargestellt ist, und an den Torso Farnese in Neapel erinnert, und ein Fragment mit Libationen darbringenden Männern, die hinter einander hergehn und ihre Opferkrüge leeren. Es steht auch da eine wirkliche Statue mit halbgeschürztem Kleide und schöner hochgewölbter Brust, die wahrscheinlich eine Ceres war, und eine Isis mit dem Schleier und der Scheibe auf der Brust, — warum dieß, weiß ich nicht. Ferner eine sitzende weibliche Figur, mit wundersam geworfenem Gewande, ein kleiner Apollo-Torso, ein Merkur und der Torso eines Herkules, ganz von der Art des berühmten im Vatikan. Derselbe ist unglücklicherweise nur noch mehr verstümmelt.

Bedeutender als alle diese Denkmale scheint mir aber ein heterogener Koloß, der die Gestalt eines auf einem Postament stehenden Tritons hat, und in den Umgängen eines Privathauses unweit der Agora steht, wo auch ein kolossaler Karpatide in Kriegerform gefunden wurde. Diese Statue ist von vorzüglicher Arbeit, schneeweiß und wohl erhalten, eine männliche Figur bis zu den Knien, wo sie in Fischform übergeht, und in einem auf den Rücken geschlagenen Schweif endigt. Da das Idol auf einem Piedestal steht, so ist zu vermuthen, daß man ihm göttliche Ehre erwies, indem man es auf einem öffentlichen Platze aufrichtete. Pausanias hat in diese Gegend die Pökile Stoa und die Hallen des atheniſchen Raths verlegt. Eine Inschrift habe ich auf keinem dieser Steine, dagegen deren mehrere auf Gebäudetrümmern und Opferaltären gefunden. Einige Minuten außerhalb Eleusis liegen die Stücke eines der letztern, die der christliche Kultus aufs neue consakrirte und mit dem Kreuzzeichen versah.

Auf meiner Exkursion nach Marathon stieß ich in der Nähe

Digitized by Google

der Ruinen des Landhauses von Herodes Atticus, desselben, der das Odeontheater in Athen erbaute, auf mehrere bis jetzt unbekannt gebliebene Statuen, weil ich so glücklich war, diese Reise unter Anleitung hiesiger Jagdliebhaber zu machen, die ungewöhnlicherweise einen Umweg nach dem Kloster Wrana (?) machten, wo man gewöhnlich in der Nähe des Schlachtfeldes übernachtet. Die Herrn waren der Meinung, daß diese Bilderwerke auf Marathons Heidenthum Bezug hätten, und gaben mir eine sitzende Statue ohne weitere Umstände für eine Viktoria, wozu ihr natürlich alle Attribute fehlen. Mir däucht, es sey nirgends die Rede von einem andern Schlachtdenkmal, als den von Pausanias angegebenen Grabhügeln und Ehrensäulen, die die Athener dem Miltiades und ihren Mitbürgern errichteten, und daß es viel besser gethan ist, die Marmorbilder dieser neuesten Erfindung dem oben erwähnten Landsitz des Herodes zuzuweisen. Die Regierung wird einmal Gelegenheit nehmen in der Gegend nachzugraben, und dann wird sie gewiß noch ganz andere Dinge für das zu erbauende Nationalmuseum finden.

Wie ich höre sind in Euböa zu Chalcis, wo jetzt eine Brücke zur Verbindung der Insel mit Böotien gebaut wird, und in Theben und Patras auch einige Monumente ans Licht gefördert worden, Statuen vermuthlich, denn die Gebäude sind ziemlich allen bekannt. Es ist sehr viel in den Nomarchien von Argolis, Messenien und Achaia zu erwarten, da sich in diesen Gegenden noch wenig Reisende umsahen und keine Regierung Geld zum Suchen ausgab. Selbst Lakonien dürfte mit der Zeit viel Interessantes bieten. Der Peloponnes ist das eigentliche Land für die cyklopischen Alterthümer.

Am ärmsten ist Korinth. Diese einst so blühende und üppige Stadt, voll Künstler und Sybariten, bietet dem Reisenden nicht ein einziges Ueberbleibsel der alten Plastik, seinen Neptuntempel ausgenommen; bloß in der Nähe des ehemaligen östlichen Hafens zeigte mir der Maulthiertreiber einen Aeskulaptorso, gleichfalls als wolle er mir damit beweisen, daß hier das Vaterland dieses Gottes, Epidaurus, anfange. Es waren gleichfalls bayrische Soldaten, die daran zu Archäologen wurden.

In Megara hat der Demogeront, ein gelehrter Mann, der sogar eine griechisch-geographische Karte nach den neusten Reformen recht ordentlich zu Papier brachte, und in Sicyon ein reisender Engländer Entdeckungen gemacht. Sie sind aber nicht des Besprechens werth, da die erstere in Stücken bestehe, und der Gentleman so gescheidt war, seine Beute flugs auf einer Barke nach Cephalonia zu transportiren. Herr Roß sagte mir, er könne nicht strenge genug seyn in seinem archäologischen Polizeiamte, und versicherte nebenher, daß noch kürzlich ein griechischer Soldat einen englischen Squire arretirt habe, der im besten Begriff war, eine kleine Pallas unterm Mantel fortzuschmuggeln. Aus Navarin, Modon, Patras und Nauplia sind auf diese Weise zahllose Rudera des alten Griechenlands nach Frankreich und Albion gewandert.

Und das ist einstweilen Alles, was ich von der neu auferstandenen alten Plastik zu sagen wüßte. Möge die Arbeit bald einem andern Pilger in Hellas lohnender werden.

Eine Fahrt auf dem Zambeze.

1. Reise nach Senna.

(Fortsetzung.)

Herr Browne erwähnt in seinem unausgearbeiteten Journal nur wenig über den politischen Zustand des Landes; seine Nachrichten hierüber schöpfte er aus den Angaben Mariano's, des schwarzen Subalternoffiziers und der einzelnen Dorfvorsteher; bei seiner beschränkten Kenntniß des portugiesischen und namentlich des korrupten Kreolendialekts war er noch überdieß mancherlei Mißverständnissen ausgesetzt. Die portugiesische Oberherrschaft schien ihm auf sehr festen Grundlagen zu ruhen, und ziemlich despotischer Art zu seyn. Die Reisenden erhielten Kanoes und Landfuhrwerk für sich und ihre Effekten, wo sie es immer bedurften, und wurden persönlich mit einer Achtung und Unterwürfigkeit behandelt, die an Anbetung gränzte, und ihrem geraden Sinne höchst zuwider war. Man sollte glauben, bei einem so niedrigen Bildungsstande sollte es mit der Ehrlichkeit nicht zum Besten aussehen, allein so groß auch manchmal die Versuchung seyn mochte, wurde den Reisenden doch nie das Geringste entwendet, obwohl sie manchmal Tage lang von ihrem Gepäcke entfernt waren; im Gegentheil wurden einzelne Dinge, die sie als unnütze zurückgelassen hatten, stets ihnen nachgeschickt, und sicher überliefert.

Jedes Dorf steht unter der Leitung eines Vorstands, der den Titel capitao das terras führt, und von den Portugiesen ernannt wird; er ist stets der Chef des Distrikts, dessen Namen er annimmt, und dem seinigen beifügt. Bei jedem Dorfe, durch das die Reisenden kamen, fanden sie diese vornehme Person stets in Bereitschaft sie zu empfangen, und das gewöhnliche Bewillkommungsglas agua ardiente zu trinken, den sie, so wie Tabak, unmäßig lieben.

Am Abend des 5ten war Herr Forbes sehr übel auf, da er aber eine gute Nacht gehabt hatte, fühlte er sich Morgens weit besser, so daß er die Reise nach Chapongah, dem Aufenthaltsorte von Donna Paseoa, unternehmen zu können glaubte. Das Kanoe das ihn aufnehmen sollte, wurde bequemer als gewöhnlich eingerichtet, indem man ihm ein Dach von Binsen errichtete und unten ein gutes Lager bereitete. Vor ihrer Abreise gab ihnen der alte gastfreundliche Mariano noch ein Frühstück, versorgte sie mit allerhand frisch gekochten Lebensmitteln, mit Reiß, lebendigem Geflügel und Wein, und nahm dann herzlichen Abschied von ihnen, sie in den Schutz des Allmächtigen empfehlend.

Trotz der großen Breite des Flusses ist das Fahrwasser doch schmal, und windet sich wegen der großen trockenen Sandbänke unaufhörlich; zwischen diesen hindurch aber ist die Strömung so reißend, daß die Boote, wenn man sie zieht, nur in den kleinen Wirbeln vorwärts kommen: so kamen sie etwa anderthalb Meilen in der Stunde aufwärts. Die Sandbänke sind nahe an 20 Fuß hoch, scheinen aber dennoch während der Regenzeit überströmt zu werden. Die Ufer sind meist mit Binsen und langem Gras bedeckt, nur hie und da sieht man einen einsamen Palmbaum. Die Tiefe des Wassers wechselt bedeutend: an einigen Stellen beträgt sie zwei Faden, an andern kaum so viel Fuß.

Digitized by Google

Mit Einbruch der Nacht kamen sie nach Chapongah, wo Donna Pascoa de Almeyda sie am Portikus ihres Hauses mit großer Höflichkeit willkommen hieß. Ein Bett wurde alsobald für Hrn. Forbes bereitet, den die Reise nur wenig angegriffen zu haben schien. Am nächsten Morgen stand Hr. Browne früh auf, und schlenderte in der Nachbarschaft des Hauses umher, welches ziemlich gut gebaut war, und aus einem Stockwerk bestand; es stand auf einem Abhang nahe am Flusse, und das Land umher war gelichtet und angebaut mit Ausnahme eines kleinen Flecks, wo man 4 oder 5 Bäume von riesenhafter Höhe hatte stehen lassen, der größte davon maß 60 Fuß im Umfang. Hinter diesen Bäumen war ein ziemlich großes Dorf, und jenseits desselben ein kleiner mit Wald bedeckter Berg, der nach der Aussage der Eingebornen von Löwen, Tigern, Elephanten und andern wilden Thieren wimmelte, deren zerstörende Wuth man durch die Erzählung einer Menge schrecklicher Vorfälle schilderte. Ostwärts lag ein Wäldchen von Mangrovebäumen, unter deren Schatten mehrere große Kanoes aufbewahrt wurden: eines derselben war aus einem einzigen Stamme ausgehöhlt, 50′ lang, 4′ tief und 5′ breit.

Das Anwesen der Donna war weit größer als das Mariano's, und die Mahlzeiten verschwenderisch, dabei bestand das Service aus massivem Silber. Sie trieb Handel und galt für die reichste Person in der Kolonie; ihr Hauptagent war ein Bengalese, der mit indischen und europäischen Waaren herumreiste, und dagegen von den Eingebornen Gold, Elfenbein und Sklaven eintauschte.

Hr. Browne hatte viel von einem See gehört, der in einiger Entfernung südwärts von Chapongah liegen sollte, und begab sich am Morgen des 8ten in seiner Machilah *) mit Herrn Kilpatrick dahin gegen den Rath der Dame, welche Gefahr von den wilden Thieren befürchtete. Ihr Weg führte sie anfangs einen leichten Abhang hinauf, dann über eine weite mit Wald bedeckte Ebene, durch deren Dschongeln sie auf einem schmalen Fußpfad fortwanderten, wobei sie natürlich nichts sahen als Bäume; diese waren aber theils durch die Mannichfaltigkeit ihres Blätterwerks, theils durch die herrlichen Schmarotzerpflanzen bewundernswerth, die in Festons sich um die Bäume schlangen. Nach zweistündigem raschem Marsche gelangten sie an den See, der über drei Meilen im Umfange hatte, und auf allen Seiten von einem dicken, fast undurchdringlichen Walde umgeben war. Die Flußpferde sonnten sich in großer Anzahl an den sumpfigen Ufern, gingen jedoch bei dem unerwarteten Besuche schnell ins Wasser zurück, aus dem sie nur manchmal auftauchten, um Athem zu holen. Hr. Browne sah weder Fallen noch Gruben, um sie zu fangen, erfuhr aber, daß die Eingebornen sie in Menge tödten, theils mit Musketen, an denen es ihnen nicht fehlt, theils mit Hassagalen, da die Thiere ganz unbesorgt in dem sechs Meilen langen Walde umherstreifen. Es befanden sich darin auch einige Dörfer, die von Holzhauern bewohnt sind.

Donna Pascoa war die Gouverneurin eines Distrikts, für den sie jährlich 86 spanische Thaler an den König zahlte, abgesehen von einigen andern Verwaltungsausgaben. Sie hatte außer der von den eingebornen Negern gebildeten Miliz keine Soldaten, sagte aber, wenn sie deren bedürfe, könne sie leicht in acht Tagen welche von Sofala haben. Von der Ausdehnung ihres Gebiets kann man sich einen Begriff machen, wenn man die zur Reise bis an die südwestliche Gränze erforderliche Zeit erwägt. Hier holen die Eingebornen die Bäume, aus denen sie ihre ungeheuren Kanoes hauen; diese werden auf Walzen nach dem Flusse gebracht, eine Arbeit, wobei sie im Tage nur 5 Meilen zurücklegen. Diese Bäume werfen der Donna einen großen Gewinn ab, um den, so wie um einige andere Einkunftsquellen, sie sich aber wenig kümmern würde, wenn man ihr gestattete, zwei Goldminen zu bearbeiten, die nach Herr Browne's Versicherung kürzlich in ihrem Gebiet entdeckt wurden. Jeder der Einwohner muß ihr Abgaben in Natura leisten, die aus Wachs, Geflügel, Mehl, Gemüse, Oel, Reiß u. s. w. bestehen. Obgleich sie weit über den andern portugiesischen und kreolischen Damen in der Kolonie stehen soll, so war sie doch kläglich unwissend. Als Hr. Browne ihr eine Zeit lang von Napoleon und seinem Sohne erzählt hatte, fragte sie, ob der letztere auf Mauritius wohne, da Alles, was sie von Franzosen wußte, auf jene Insel sich beschränkte.

Das Fieber des Hrn. Forbes wechselte bedeutend: manchmal fühlte er sich ziemlich hergestellt, und vielleicht wenige Augenblicke nachher erlitt er einen so starken Rückfall, daß man nur wenig Hoffnung hegte, er werde den nächsten überleben. Am 11ten August jedoch glaubte er sich so weit genesen, so daß er die Reise nach Senna fortzusetzen wünschte. Es wurden also Kähne in Bereitschaft gesetzt, wovon das größere für den Doktor und seinen Patienten äußerst bequem eingerichtet war.

(Schluß folgt.)

*) Dies ist eine Art Hängmatte, die an einer Stange befestigt, und von Sklaven getragen wird.

Veracruz.

Ackerbau.

Der Ackerbau folgt hier, wie überall, den Progressen der Bevölkerung. Der angebauten Ländereien sind noch sehr wenige im Verhältniß zur großen Zahl derjenigen, die es, und zwar mit reichstem Erfolge seyn könnten. Am sichtbarsten sind Fortschritte im Kanton Orizaba, und zwar vorzugsweise in Feldmark und nächster Nachbarschaft der Hauptstadt gleiches Namens und des Fleckens Sangolica, wo die Bevölkerungszunahme eine bedeutende Parzellirung des Grundeigenthums, besonders auch durch Theilung der sogenannten tierras concejiles y municipales (früheres Korporationseigenthum der Gemeinden) herbeigeführt hat, und in Gefolge derselben neue Anlagen und Unternehmungen aller Art entstehen. Es hat sich dadurch schon eine ganz neue Generation von Grundbesitzern gebildet, und glorreich bewährt schon jetzt nach Verlauf weniger Jahre sich die mächtige Wirkung der in nützlicher Richtung angeregten Privatinteressen auf den öffentlichen Wohlstand. Jene Gemeinheitstheilungen wurden erst in der strenggesetzlichen Form durchgeführt, mit Herstellung jedes Theilnehmers als unumschränkten Eigenthümers seines empfangenen Looses; dann folgten neue Theilungen nach Konvenienz und freier Uebereinkunft der Interessenten und Nachbarn unter sich. Durch Ausgleichungen und Privatverträge wurden jetzt viele kleine Grundbesitzthümer vergrößert, und große verkleinert. Des Einschreitens der Gesetzgebung hatte es nur bedurft, um diese Ländereien aus der todten Hand der Korporation zu bringen; alles Uebrige vollbrachte ein vollständiger Spekulationsgeist der Individuen. Schon jetzt zeigt sich sehr augenscheinlich der Einfluß davon auf Wohlfeilheit erster Lebensbedürfnisse, Erweiterung und Verschönerung der Wohnungen, Wohlbefinden der niedern Volksklassen; schon sieht man Wechselwirthschaften mancher Art entstehen, verschiedenartige Jahresernten demselben Boden mehrfach entlocken, neue Bewässerungsanstalten, wo es nöthig ist, einrichten; schon projektirt man neue Anlagen von Maulbeer- und Olivenpflanzungen und Weinbergen; die Zuckerpflanzungen haben sich vermehrt, der Mais übersteigt das heimische Bedürfniß, die Obstkultur schreitet vor. Leider ist es noch nicht überall so. In den übrigen Di-

Digitized by Google

striften des Kantons Orizaba, wie in den beiden andern Kantonen desselben Departements, hat theils noch nicht ein Bevölkerungszuwachs die Parzellirungen und Gemeinheitstheilungen im gleichen Grade gebieterisch verlangt; theils sind innere Unruhen, Eigensinn der Gemeinden, Ungeschicklichkeit der Munizipalbeamten ihnen hemmend in den Weg getreten. Dazu kömmt eine der Produktion nachtheilige Wahl und Vertheilung der öffentlichen Abgaben, welche fast alle auf dem Brutto-Ertrage lasten, nicht auf dem Rein-Ertrage. Der Kanton Cordova genießt aller möglichen Naturbegünstigungen zur Begründung eines ausgezeichneten Ackerbaues; aber die fruchtbarsten Ländereien, einer wahrhaften Gartenkultur fähig, sieht man als Wüsten daliegen oder Sümpfe. Zum Theil hat dabei unstreitig für den Augenblick die Aufhebung der Frohndienste mitgewirkt, und die Schwierigkeit ihres schnellen Ersatzes für das Bedürfniß großer Landgüter in nicht sehr volkreicher Gegend. Wie denn überhaupt nicht geläugnet werden mag, daß die von der Revolution geschaffenen neuen Interessen, im ersten Aufschwunge nur auf Kosten der älteren prosperiren, unter denen hier der Ackerbau eine ausgezeichnete Stelle einnahm. Es haben daher in diesen Distrikten die Zuckerpflanzungen seitdem sich bedeutend vermindert; die Kaffeepflanzungen — deren Produkt, obwohl vortrefflich, doch im Innern, wo das Getränk nicht volksthümlich, wenig gesucht ist, und bei überseeischer Ausfuhr, wie neuere Versuche gezeigt haben, wegen hoher Kultur- und Frachtkosten mit dem westindischen schwer konkurriren kann — sind fast auf nichts herabgesunken. Tabak ist allerdings fortwährend ein Hauptartikel; allein das bestehende Regiesystem macht, daß er häufig mit Schaden und nie mit großem Vortheil gebaut wird, weil die Regie kontraktmäßig vorschreibt, wo und wie gebaut werden soll, und jede Verbesserung, wenn abweichend von der Vorschrift, als Kontravention behandelt! Es ist übrigens ganz unzweifelhaft, daß der Tabak von Orizaba und Cordova, bei Freiheit des Anbaues und verständiger Behandlung bedeutend verbessert werden könnte. — Im Kanton Cosamaloapam war stets und ist auch noch Baumwollenkultur die Hauptsache; aber die Quantität des Produkts hat neuerlich ungemein abgenommen, in demselben Verhältniß ungefähr, in welchem, seit die Einfuhr fremder Baumwollenwaaren gestattet ist, die Fabrikation und folglich die Nachfrage des rohen Stoffes im Innern der Republik sich verminderte. Zum überseeischen Ausfuhrartikel kann die hiesige Baumwolle für's erste aber noch weniger als der Tabak werden; man versteht sie nicht gehörig zu reinigen, die Frachten sind zu theuer, und die Qualität ist an sich nicht über der Mittelmäßigkeit. — Im Jahre 1810 waren mit einer Reinigungsmaschine Versuche angestellt worden. Schlecht konstruirt entsprach sie nicht der Erwartung, seitdem ist nicht wieder die Rede davon gewesen, und alle Baumwolle ungereinigt aus den Landgütern versendet worden. — Eine ruralstopographische Merkwürdigkeit ist in diesem Kanton das Dorf Sochiapa in der Sierra de Choapam (an den Gränzen des Staates Oajaca) mit 542 Einwohnern, in einer so durchaus felsigen und unfruchtbaren Gegend gebaut, daß die nächsten tragbaren Aecker ihrer Feldflur, auf welcher sie den unentbehrlichsten Bedarf an Mais und Baumwolle gewinnen, 6 bis 8 Leguas weit vom Dorf entfernt sind.

Was das Departement Veracruz betrifft, so besteht im Kanton gleiches Namens an der Küste der Boden größtentheils aus tiefem ganz unfruchtbarem Flugsande; 5 bis 6 Stunden landeinwärts verbessert er sich allmählich, wird endlich überall, wo Wasser, natürlich oder künstlich, gewährt ist, von der üppigsten Fruchtbarkeit, und erzeugt im Ueberfluß alle Früchte der tierra caliente. Die demnach verhältnißmäßig sehr unbedeutende jährliche Produktion des Ackerbaues wird hier angeschlagen auf 25,000 Fanegas Mais, 1500 Fanegas Frijoles, 8800 Arrobas Reiß, 150 Arrobas Sesamkörner, 17,500 Arrobas Baumwolle, etwas weniges Manioc, Zucker und Kaffee; ungerechnet Gemüse und Früchte, deren jährlichen Konsumtionswerth man auf 55,000 Piaster schätzt. Cacao und Vanille wächst wild in den Wäldern. — Der Ackerbau der Kantone Misantla und Papantla beschränkt sich auf das unentbehrlichste eigene Bedürfniß ihrer Einwohner. Kaum ist der Pflug im Gebrauche; man brennt den Boden ab, bearbeitet ihn sehr oberflächlich mit Spaten und Hacken durch Menschenhand, gewinnt drei bis vier Jahresernten. Gegenstände des Anbaues sind Mais, Reiß, Frijoles, Pataten, Manioc, Chile, Baumwolle, einige Früchte. Einsammlung, Verpackung und Versendung der im größten Ueberflusse wild wachsenden Vanille ist ein Hauptgeschäft und einzige Quelle baaren Geldes. — Die Einwohner des Kantons Tampico sind mehr Viehzüchter als Ackerbauer; kaum um die äußerste Nothdurft an Mais, Gemüsen, Früchten, Zucker und Chile bemühen sie ihren überreichen Boden.

Noch größer und üppiger aber gestaltet sich dieses Bodens freiwillige Fruchtbarkeit im Departement Acayucam. Vier, auch fünf Maisernten im Jahre sind hier die Regel, was sich schon daraus ergibt, daß jede derselben ihren besonderen Namen führt: Tornamil, Tapachole, Temporal, Tepete und Etopil im Kanton Tuxtla, anders in den andern. Man begreift nicht, wie hier die Leute es anfangen, um Hungers zu sterben; dennoch ist die Thatsache nicht ganz selten, häufiger wie in Norwegen oder Lappland. Eine mißglückte Maisernte kann Hungersnoth für einzelne Distrikte herbeiführen, weil Niemand über den Augenblick hinaus sorgt, auch der Nachbar nicht, mit dem überdieß vielleicht die Kommunikation schwierig ist. In sieben Dörfern des Kantons Acayucam wird seit 256 Jahren unausgesetzt etwas Baumwolle zur Ausfuhr nach Veracruz gebaut, und zwar betrug im Jahre 1850, welches hinsichtlich der geernteten Quantität als ein Mitteljahr betrachtet werden konnte, nach den Alcabala-Registern die produzirte Quantität

im Dorfe	Ishuatlan	500	Arrobas (zu 25 Pfd.)
— —	Molpacan	942	—
— —	Oteapan	500	—
— —	Cosoliacaque	253	—
— —	Jaltipan	2450	—
— —	Soconusco	1500	—
— —	Tejistepec	1400	—
Ueberhaupt		7544	Arrobas oder 945 Tercios, jeden zu 8 arrobas gerechnet.*)

Bei Erwähnung dieser Thatsache in seinem amtlichen Berichte vom 28 März machte der Präfekt von Acayucam folgende für Sittenschilderung dieser Indianer interessante Bemerkung: „Der Preis dieser Baumwolle war vor der Revolution fast ohne Schwanken = ½ Real (2 gGr.) das Pfund. Er ist seit 1820 bedeutend, ja zuweilen auf das Drei- ja Vierfache gestiegen. Den Mittelpreis eines Reals für das Pfund angenommen, haben die im Jahre 1850 nach Veracruz geschafften 945 Tercios einen Geldwerth von 25,575 Piastern gehabt, und die Einwohner jener 7 Dörfer seit 10 Jahren eine jährliche Rente ungefähr dieses Betrages gezogen, vorher aber seit mehr als zwei Jahrhunderten wenigstens die Hälfte derselben. Sie haben also für ihre Baumwolle in den letzten 10 Jahren 255,750 Piaster erhalten, und in den nächstvorhergegangenen 226 Jahren 2,666,862 Piaster. Diese Zahlen können natürlich auf Genauigkeit keinen Anspruch machen; immer aber ist es klar, daß seit 256 Jahren eine relativ sehr bedeutende Geldsumme jenen Dörfern aus ihrer Baumwollenkultur zu Theil wurde. Es fragt sich jetzt, wo dieses Geld geblieben sey? In dem Zustande der Indianer, welche es bezogen, hat sich seit Jahrhunderten nicht das Mindeste verändert; ihre Kost besteht nach wie vor lediglich aus den einfachsten selbstgewonnenen Erzeugnissen; ihre spärliche Kleidung weben ihre Weiber aus selbstgezogener Baumwolle; selbst ihre Trunkliebe befriedigen sie größtentheils mit Maisgebräu (chica) der eigenen Haushaltung; keiner scheint wohlhabender als der andere, keiner läßt baares Geld sehen. Was machen sie damit? vergraben sie es?" — Ich glaube, daß ein großer Theil des Erlöbnisses von jeher gleich nach dem Verkaufe zu Veracruz vertrunken und verspielt, ein anderer jedoch zur Steuerzahlung verwendet ward. Einiges mag allerdings auch vergraben werden, hier wie in den Kantons Misantla und Papantla. Es ist aber dieses Sachverhältniß, besonders aus der letzten zehnjährigen Periode, ein neuer Beweis, wie unnütz der Erwerb ist neben geistiger und bürgerlicher Unterdrückung, und wie hartnäckig und langdauernd die Folgen derselben auch noch im verbesserten bürgerlichen Zustande sich empfinden lassen. (Schluß folgt.)

*) Der Tercio = der Hälfte einer Maniedieeladung (cargo) zu 400 Pfund, und entspricht dem jedesmal auf jeder Einen Seite des Lastthiers befestigten Gewichte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Wibenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 193. 12 Julius 1835.

Neue französische Literatur.

Luther auf dem Reichstag zu Worms, von Mignet. — Luther und die Reformation von Michelet, Professor der Geschichte in der Sorbonne.

Das erste ist ein historisches Fragment, welches Mignet in der Jahressitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften vom 25 April vorgelesen hat.

Eine saubere, fein geglättete, akademisch gebaute und korrekte Arbeit, im Uebrigen kalt und ohne Leben, und nicht im Stande, den unschuldigsten Anfänger in der Reformationsgeschichte irgend etwas Neues zu lehren.

Es gibt hier Dinge, die niemand begreift, der sie nicht in ihrer ganzen naiven und kindischen Leerheit gesehen hat. Wer würde sich einbilden, daß in einer feierlichen Jahressitzung des gelehrtesten Kollegiums von Frankreich, in einer Versammlung, die im Geruch des höchsten Wissens steht, ein Geschichtschreiber, ein Staatsrath, ein Mann von Wichtigkeit und Ansehen ein Stück Prosa, überschrieben: Luther auf dem Reichstag zu Worms, vorlesen werde, welches aus dem ersten besten Compendium abgeschrieben seyn könnte, und alsdann gleiche Tiefe und Originalität besäße wie das akademische Produkt des Hrn. Mignet? Mir fiel bei dem Durchlesen dieses Aufsatzes ein, was das Literaturblatt neulich in Betreff der Schrift von St. Marc-Girardin über Deutschland so treffend bemerkt hat. Diese Herren, die über Deutschland sprechen und schreiben, sehen uns wie ein unentdecktes Land an, und wundern sich ganz unbefangen, daß wir nicht im Zustande der Kannibalität leben, daß wir Städte, daß wir eine Geschichte, daß wir Monumente und große Geister haben; wohl, Ihr mögt Euch wundern, zuerst über das, was Ihr sehet, dann wird die andere Verwunderung folgen, daß Ihr so lange nicht gesehen habt. Es wäre ungroßmüthig von uns, Euch in diesem Uebergangsprozesse zu stören. Deutschland kann nur gewinnen, studirt und ergründet zu werden, und kann der Unwissenheit einiges Mistrauen und linkische Naivität zu gut halten.

Herr Mignet erzählt die Geburt, die Erziehung, die Studien und das Leben Luthers, als ob er der versammelten Akademie Kenntniß gäbe von einer eben erst ausgegrabenen Urkunde, die in dem Vatikan zu Rom verborgen lag, oder aus dem Schutt von Pompeji herausgefunden worden. Und doch weiß so ziemlich jedermann, daß Luther gelebt und die große Reformation begründet hat.

„Luther hatte dem päpstlichen Legaten mit Nein geantwortet. Er erwiderte dem Papste mit Nein, und entgegnete dem Kaiser mit dem nämlichen Nein; in diesem Nein lag die Freiheit der Welt."

Mit dieser akademischen Tirade schließt Hr. Mignet seinen Vortrag, der mindestens den Vorzug hat, die Geschichte unentstellt, und den Charakter eines ausgezeichneten Geistes von kleinlicher Neckerei unangetastet zu lassen. Wir werden sogleich sehen, daß diese Gewissenhaftigkeit nicht allenthalben beobachtet wird.

Was der päpstliche Stuhl, was die katholische Kirche dem großen Reformator zum unverzeihlichsten Verbrechen angerechnet, was die Geschichte als eine umwälzende Neuerung erkannt hat, war die Abschüttung des blinden Glaubens, und die Lehre des freien Ermessens und Willens.

Als der päpstliche Nuncius auf dem Reichstage zu Worms seine Beschwerden gegen Luther vortrug, warf er ihm mit unversöhnlicher Bitterkeit vor: daß er durch seine Ketzerei und durch das Verläugnen der Sakramente die Mittel des Heils und der Erlösung zerstört, daß er durch Verkündigung der allgemeinen Ablaß-Befugniß das Priesterthum vernichtet, daß er einen jeden zum Richter über seinen Glauben erhoben, und dadurch das Ansehen der Kirche in Auslegung der Worte der Schrift untergraben und veranlaßt habe, daß nunmehr eben so viele Religionen entständen als verschiedene Ausleger; daß er endlich die Freiheit der Gläubigen ausgesprochen, und dadurch zuerst die Macht des Papstes umgestürzt, und sodann die Sicherheit der Fürsten bedroht habe.

Daß Luther die Selbstständigkeit des menschlichen Geistes gerettet und von sklavischer Fessel zur Freiheit geführt habe, dieß war bisher sein Ruhm in der Geschichte; daß er diese Revolution, die den Namen Reformation führet, mit genialem Geiste begründet, und mit bewunderungswürdiger Kraft, Ausdauer und Hingebung siegreich durchgefochten habe, dieß war ihm von der Nachwelt dankbar und verehrungsvoll zugestanden. So haben wir alle geglaubt, so haben alle die gewähnt, welche sich in der vaterländischen Geschichte umgesehen.

Wollen Sie wissen, was Doktor Martin Luther im J. 1835 durch den Machtspruch eines Professors der Geschichte an der

Digitized by Google

Sorbonne zu Paris geworden, wollen Sie wissen, zu welchem winzigen Maße das große Werk der Reformation herabgesunken? hören Sie, ich führe die Urtheile des Hrn. Michelet wörtlich an:

„Was man Reformation nennt, ist nichts Anderes als ein beredter Fatalismus, in welchem die Freiheit vernichtet wird und der Mensch vor dem Gotte verschwindet.

„Die fixe Idee Luthers war die göttliche Gnade, seine Leidenschaft war der Haß des freien Willens.

„Luther war eine überflüssige Nebenperson; die sächsische Race war Alles, auch ohne Luther würde sie die Reformation vollbracht haben.

„Die Leiden Luthers (nach dem Reichstage von Worms) waren eine gerechte Strafe für seine Angriffe gegen die Freiheit."

Luthers Bild gibt Michelet in folgenden Zügen, als öffentlicher Charakter und als Denker:

„Ein Feind der Vernunft und der Freiheit, ein mystischer Theolog, ein Mann voll Leidenschaft und Fanatismus, die in ihm wechselten und voll beständigen Widerspruchs und steter Ungewißheit."

In seinem Privatleben:

„Ein guter Lehrer von sanften und einfachen Sitten, aber ein Geist voll Gebrechen und Schwächen, eine unmächtige und kleine Seele, Spielball von Geistern und Erscheinungen, und der zuletzt so weit herabsinkt, sich selbst zu verläugnen und Buße zu thun."

(Schluß folgt.)

Eine Fahrt auf dem Zambeze.

1. Reise nach Senna.

(Schluß.)

Die Reisenden verließen Chapongah, begleitet von den guten Wünschen ihrer freundlichen Wirthin, welcher der Doktor bei der Abreise mehrere Medikamente zurückließ, ein werthvolles Geschenk in einem so entlegenen Winkel der Welt. Die Donna blieb mit Artigkeiten nicht zurück, gab jedem ein kleines Andenken, und der ganzen Gesellschaft einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln mit auf die Reise.

Der Fluß war beinahe eine Meile breit, das Bett fast angefüllt mit Sand, und die hie und da aus Felsen bestehenden Ufer erhoben sich senkrecht 20′ hoch über das Wasser; dennoch waren ihnen große Schichten von Binsen und Treibholz aufgelagert, ein augenscheinlicher Beweis, daß sie während der Regenzeit überströmt waren. In Zwischenräumen war das nördliche Ufer mit Palmen und andern Bäumen bedeckt, aber die malerischen Gebirge von Zemale in der Nähe von Senna, die sie trotz der Entfernung stets vor Augen hatten, boten im Vergleich mit Allem, was sie bisher gesehen, einen freundlichen und interessanten Anblick dar, um so mehr, als sich der Gedanke an ein gesünderes Klima daran knüpfte.

Der Morgen des 12ten war ungewöhnlich feucht und kalt, und der Thermometer, der nie vorher unter 70° F. (17⁷/₉° R.) gestanden war, fiel auf 62° F. (13⁷/₉° R.); die Veränderung machte auf Hrn. Forbes einen schlimmen Eindruck, und seine Begleiter begannen herzlich zu bedauern, daß sie ihn nicht zu Chapongah gelassen hatten.

Zum Mittagessen waren die Reisenden von einem Mulatten eingeladen, der auf dem nördlichen Ufer wohnte, und bei dem sie eine Bande herumziehender Schauspieler fanden, welche mehrere theatralische Darstellungen gaben, auch sich als Gaukler sehen ließen. Eine ihrer Darstellungen stellt die Jagd eines Löwen auf einen Menschen vor, den ersteren spielte ein Eingeborner in gräulicher Larve und in Felle gehüllt. Die Anlage des Stücks war sehr einfach folgende. Der Mann erreicht nach langem Rennen einen Baum, klettert hinauf und sucht sich in den Zweigen zu verbergen, während der Löwe nach vielen ungeschickten Versuchen hinaufzuspringen und ihn zu ergreifen, am Fuße des Baums sich niederlegt, um sein Herabsteigen abzuwarten. Der Mann ruft laut nach Hülfe, ein Jäger nähert sich vorsichtig, der Löwe wird getödtet und die Darstellung endigt mit lauten Ausbrüchen der Freude über den Tod des Ungeheuers, und die dadurch herbeigeführte Befreiung seines beabsichtigten Opfers. Drei Trommeln machten dabei das Orchester aus.

Herr Browne schildert in seinem Journal die Gewohnheiten seiner Schiffleute folgendermaßen: Sobald die Zelte bei Nacht aufgeschlagen waren, nahmen sie die Stangen, womit sie manchmal die Boote fortstießen, steckten sie in der Richtung des Windes in den Boden, und woben Matten dazwischen: hiedurch schützten sie sich gegen die unangenehme Kälte des Nachtwindes. Unter diesem etwas schief angebrachten Schirmdache wurde ein Feuer angezündet, um welches sie in verschiedenen Positionen niederkauerten, und sich die Nacht hindurch wärmten, wobei sie glühend rothe Asche in die Hand nehmen, ohne etwas Anderes als eine angenehme Wärme davon zu verspüren. Während sie ihre Grasmehlsuppe in kleinen irdenen Häfen kochten, saßen sie in bester Laune am Feuer, lachten und schwatzten ganz laut. Von dem Augenblick an, wo das kleine Lager aufgeschlagen wurde, bis um Mitternacht war es ein Schauplatz fortwährender Fröhlichkeit, woran sich Hr. Browne theils wegen der Neuheit der Scene, theils wegen der sympathetischen Einwirkung auf ihn selbst, oft sehr ergötzte. Ganz wunderlich war die Art wie diese Leute schliefen; jeder hatte einen großen Sack, in den er, sobald ihn die Lust auszuruhen anwandelte, sich ganz hineinstreckte; höchst komisch war es, zwei Säcke sich lebhaft mit einander besprechen zu sehen, denn keine Bewegung verrieth, daß ein lebendes Wesen darin stecke. Das Mittel war indeß vortrefflich gewählt, um sich den Muskitos zu entziehen.

Die Faulheit des Subalternoffiziers, der in der Nacht eilf Stunden geschlafen und dennoch am Vormittage fortschlief, glich nur der eines zerlumpten Kerls von halb portugiesischem, halb malayischem Geblüte, den sie in einem Dorfe unterhalb Maruro trafen. Obgleich der Bursche kaum mit einigen Lumpen seine Blöße deckte, war er doch äußerst bemüht, den Reisenden einen Begriff von seiner Wichtigkeit beizubringen, und sagte ihnen wiederholt, er arbeite nicht, sondern schlafe den ganzen Tag, während die Neger seine Arbeit verrichten müßten, die im Einsalzen von Fischen bestand.

Digitized by Google

Auf der Nordseite hob sich das Ufer allmählich zu Hügeln von einiger Höhe, deren höchster, nicht weniger als 800 Fuß hoch, zum Theil mit Wald bedeckt war, und ein imposantes Ansehen hatte. Auf dieser Seite gehört das Land bis Maruro hinab freien Schwarzen, die keineswegs unter portugiesischer Hoheit stehen, da deren Besitzungen sich auf die Westseite beschränken. Das Volk von Maruro ist kriegerisch, und oft in Streitigkeiten mit den Portugiesen; einige führen Musketen, andere Hassagaien, noch andere Bogen und Pfeile.

Am 15ten kamen die Reisenden ans Westende der kleinen Hügelkette Zemale, worauf die von Mirambole *) erschien, die abgesondert von ihnen in einer großen Masse gegen Nordwesten zogen. Man schätzte ihre Höhe auf 2 bis 3000 Fuß: sie waren mit Wäldern bedeckt, und von tiefen Schluchten durchfurcht. Im Flusse wimmelte es mehrere Tage hindurch von Alligators, die oft fünfzig und mehr an der Zahl auf den Sandbänken lagen, und sich sonnten. Während der Nacht hörte man in den Wäldern das Geschrei von wilden Thieren, namentlich Löwen, die äußerst zahlreich seyn sollen.

Es ist unnöthig jede langweilige Tagfahrt zu beschreiben, um so mehr als die Scenerie des Flusses im Ganzen dieselbe blieb, und nichts Bemerkenswerthes sich ereignete bis zum Morgen des 16ten, wo L. Browne mit der traurigen Nachricht geweckt wurde, daß Hr. Forbes verschieden sey. Dieser unglückliche Fall war ein starker Schlag für die Ueberlebenden, denn abgesehen von seinen vorzüglichen Eigenschaften erinnerte sie auch seine Begleiter nur allzu lebhaft, an wie schwachen Fäden ihr eigenes Leben hänge. Da sie nur noch eine Tagreise von Senna entfernt waren, so wurde ein Bote über Land dahin abgeschickt, um einen Sarg zu bestellen, und die sonstigen Vorbereitungen zur Leichenbestattung zu machen. Die Nacht, welche auf den Tod des Herrn Forbes folgte, brachte den Uebrigen wenig Schlaf, denn außer den trüben Gedanken, deren sie nicht Meister werden konnten, wurden sie auch von Myriaden Muskitos angefallen, und durch die Feuchtigkeit der Luft, — eine Folge der den Tag zuvor gefallenen Regen, — stark erkältet.

Den folgenden Tag kamen sie um 7 Uhr Abends in Senna an.

*) Wahrscheinlich Morumbola.

Die canadischen Holzhauer.

Die zu einer Expedition der Holzhauer in Canada und Neuschottland nöthigen Gegenstände bestehen in Aexten, einer Säge, Kochtöpfen, einem Faß Rum, Pfeifen, Tabak, Zwieback, Schweine- und Rindfleisch, eingesalzenen Fischen, Erbsen, Gerste und einem kleinen Fäßchen Melasse, womit sie eine Art Thee versüßen, welchen sie aus einem Aesud unbekannter Pflanzen bereiten. Drei Joch Ochsen, nebst dem zu ihrer Nahrung nöthigen Heu, sind ebenfalls ein Haupterforderniß, denn mit diesen müssen die gefällten Stämme aus den Wäldern geschafft werden. So ausgerüstet, gehen diese Männer, nachdem sie mit den Holzhändlern Verträge abgeschlossen haben, die Flüsse aufwärts, um ihre Winterarbeiten zu beginnen. Am Orte, welcher ausgebeutet werden soll, angelangt, fällen sie einige Bäume, schlagen eine Art Hütte auf, die mit Birkenrinde gedeckt wird, und zünden in deren Mitte ein großes Feuer an. Um dieses Feuer werden Lagerstätten von Zweigen, Blättern oder Stroh bereitet, auf denen sie während der Nacht mit den Füßen gegen den Herd gekehrt schlafen. Zu Besorgung der Küche haben sie einen eigenen Mann bei sich, der das Frühstück vor Tagesanbruch bereiten muß. Um diese Zeit stehen sie auf, essen, und trinken dann ein Glas Rum. Das Frühstück, so wie das Mittag- und Abendessen, besteht aus Brod, Rind- und Schweinefleisch, oder Fisch, und Erbsensuppe, und zum Getränke Thee. Diese Holzhauer sind sehr starke Esser, und können eine ungeheure Menge Rum vertragen.

Nach dem Frühstück bilden sie die Abtheilungen, von denen die eine die Bäume fällt, die andere sie abästet und die dritte sie mittelst der Ochsengespanne bis zum nächsten Flusse schafft. Der ganze Winter, während dessen der Schnee oft bis zu drei Fuß hoch liegt, wird mit dieser beschwerlichen Arbeit hingebracht, und wenn die Aprilsonne die Flüsse durch den schmelzenden Schnee anschwellt, werden aus den gefällten Bäumen Flöße gebildet, welche die den verschiedenen Bestellungen der Holzhändler entsprechende Anzahl von Stämmen enthalten. Um diese Jahreszeit ist das Wasser außerordentlich kalt, und dennoch arbeiten diese Leute in demselben bis an die Schultern stehend oft einen ganzen Monat lang. Diese mühselige Lebensweise hat für die, welche sich derselben widmen, dennoch einen ganz eigenen Reiz, und sie ziehen sie, ungeachtet der Gefahren, denen ihre Gesundheit ausgesetzt ist, jeder andern vor. Ist das Holz abgeliefert und verkauft, so bringen diese Holzhauer gewöhnlich mehrere Monate mit Trinken, Rauchen und Nichtsthun hin.

Dann sieht man sie in eleganter Kleidung, und was das Seltsamste ist, mit einem Regenschirm unter dem Arm in den Städten umherstreichen. Mit Eintritt des Winters legen sie jedoch diese Kleidung bei Seite, schließen ihre Kontrakte ab und gehen fröhlich an ihre schwere Arbeit.

Veracruz.

Ackerbau.

(Schluß.)

Der Ackerbau des Departements Jalapa genießt dieselbe und mehr klimatische Begünstigung, wie der des Departements Orizaba; mehr Varietät der Temperatur und des Bodens, weil jenes Departement auch schon über einen Theil der Hochebenen sich erstreckt, vornehmlich aber in seinen Distrikten mittlerer Höhe (5 bis 4000 Fuß über der Meeresfläche), größere und fast ununterbrochene Feuchtigkeit, Mutter eines unendlichen Vegetationsluxus. Es werden hier ungefähr dieselben Gegenstände gebaut, wie im Departement Orizaba, jedoch mit Ausnahme des Tabaks, dessen Kultur aber keineswegs durch klimatisches oder Bodenverhältniß, sondern nur durch Regieverbot sich ausgeschlossen findet. Folgendes ist eine aus offiziellen Berichten des Jahres 1831 entnommene Nachweisung der damals jüngsten Agrikulturverhältnisse des Kantons Jalancingo, welcher, mehr noch als der Kanton Jalapa, alle Varietäten und Wechsel von Boden und Klima der Thäler und der Hochebenen in sich vereinigt. Zur Erläuterung des dabei gebrauchten, in Europa und selbst in Spanien wenig bekannten Landmaßes Pegujal bemerke ich, daß ein Pegujal Weizenacker 5½ Fanega Einsaat erfordert, und in seiner Oberfläche ungefähr 7 Berliner kleine Morgen hält. Es wurden nun im Kanton Jalancingo für das Jahr 1830 bestellt:

mit Weizen	19	Pegujales
— Gerste	171	—
— Mais	1105	—
— Frijoles	667	—
— Wicken	6	—
— Kartoffeln	2	—
— Reis	589	—
— Chile	229	—
— Zuckerrohr	255	—

außerdem besaß der Kanton in demselben Jahre 11.000 tragbare Kaffeebäume, 55.000 Maguaystämme, 48.721 Obstbäume verschiedener Sorten, Gemüsegärten, Melonenbeete ꝛc. ungerechnet.

Der mittlere Ertrag einer Ernte wurde bei dem Weizen auf das 20ste Korn geschätzt, bei der Gerste auf das 27ste, beim Mais auf das 140ste, bei Kartoffeln auf das 50ste, beim Chile auf das 1200ste, bei Frijoles auf das 40ste, bei Reis das 90ste, beim Zuckerrohr auf 127 Centner rohen Safts vom Pegujal.

Digitized by Google

An Kulturkosten (ausschließlich Bodenrente, Steuern und allgemeinen Haushaltkosten) rechnete man:

beim Weizen auf 1 Carga (400 Pfd.) Aussaat	=	80 Piaster
bei der Gerste — — — — — —	=	20 —
bei Kartoffeln — — — — — —	=	20 —
beim Mais auf 1 Fanega Aussaat	=	144 —
beim Chile auf 1 Almud Aussaat	=	70 —
beim Frijol auf 1 Fanega Aussaat	=	120 —
beim Zucker auf 1 Peguſal	=	500 —

Der Kantons-Marktpreis stand im Jahre 1830 auf

2½ Piaster	für 100 Pfd.	Weizen,
6 Realen	— — —	Gerste,
2 —	— — —	Weizen- oder Gerstenstroh,
6 —	— — —	Kartoffeln,
12 Piaster	— — —	Mais,
2 —	— — —	Chile,
4 —	— — —	Frijoles,
8 —	— — —	Zucker.

Man darf diese Verhältnisse für den Ackerbau sehr günstig finden. Bei sicherem Absatz auf erträglichen Wegen, Fleiß und Wirthschaftlichkeit müßten die Grundbesitzer unter ihrem Einflusse reich werden. Da sie es dennoch, der Mehrzahl nach, keineswegs sind, so mögen wohl jene Voraussetzungen ganz oder theilweise unbestätigt bleiben.

Der Viehstand des Staates Veracruz im Jahre 1830 an Pferden, Maulthieren, Eseln, Rind-, Schaf- und Ziegenvieh (ohne Schweine) ergibt sich aus der nachstehenden Tabelle, worin jedoch der Kanton Jalapa fehlt, über welchen es mir nicht gelungen ist, authentische Nachrichten in dieser Hinsicht zu erhalten. Es besaß:

I. das Departement Orizaba.

	Pferde.	Maulthiere.	Esel.	St. Rindv.	Ziegen.	Schafe.
1) im Kanton Orizaba	1805	889	714	6,259	2571	2687
2) — — Cordova	3343	2617	246	17,547	—	—
3) — — Cosamaloapam	8767	581	113	55,122	—	—
überhaupt	13,915	3887	1073	58,928	2571	2687

II. Das Departement Veracruz.

	Pferde.	Maulthiere.	Esel.	St. Rindv.	Ziegen.	Schafe.
1) im Kanton Veracruz	4,500	—	—	47,340	—	—
2) — — Misantla	405	127	25	2,148	—	54
3) — — Papantla	250	600	51	1,500	—	—
4) — — Tampico	12,640	2325	1142	87,858	—	—
überhaupt	20.775	3052	1198	138,796	—	54

III. Das Departement Acayucam.

	Pferde.	Maulthiere	Esel.	St. Rindv.	Ziegen.	Schafe
1) im Kanton Acayucam	12,126	594	250	75,659	—	—
2) — — Huimanguillo	694	27	—	8,248	—	—
3) — — Tuſtla	795	698	—	7,690	4015	—
überhaupt	15,615	1419	250	89,569	4015	—

IV. Das Departement Jalapa.

	Pferde.	Maulth.	Esel.	St. Rindv.	Ziegen.	Schafe.
1) Kanton Jalapa fehlt.						
2) im Kanton Jalancingo	1021	1038	609	5762	14,296	32,587

Macht für den ganzen Staat, weniger des Kantons Jalapa:

49,321	Pferde.
9,396	Maulthiere.
5,410	Esel.
291,055	Stück Rindvieh.
17,980	Ziegen.
55,525	Schafe.

Ueber die im Staate Veracruz anzunehmenden Durchschnittspreise der verschiedenen Viehsorten fehlt es an sicheren Notizen; indessen scheint angenommen werden zu können, daß sie — schon wegen größerer Leichtigkeit die animalischen Produkte seewärts auszuführen — hier höher angenommen werden müssen, als weiter oben im Innern der Republik, z. B. im Staate Nueva Leon, wo sie, wie schon an einem andern Ort erwähnt ward, auf 6 Piaster für ein Pferd, 12 Piaster für ein Maulthier, 4 Piaster für ein Stück Rindvieh, 4 Realen für ein Schaf oder eine Ziege sich stellen. Aber selbst nur diese, hier wahrscheinlich zu geringe Taxe zum Grunde gelegt, würde doch der vorstehend, und zwar nicht einmal vollständig verzeichnete Viehstand des Staates Veracruz nur an Pferden, Maulthieren, Rindvieh, Ziegen und Schafen das sehr bedeutende Kapital von 1,599,400 spanischen Piastern repräsentiren.

Jagd und Fischerei.

Jagd und Fischerei werden als nicht unbedeutende Gewerbe getrieben; die Jagd für Hausküchenbedarf, Wildprethverſorgung einiger städtischer Märkte, vornehmlich aber zur Gewinnung von Jaguarfellen, welche die Kantons Misantla und Papantla, und das Departement Acayucam, aber strichweise auch Orizaba und Jalapa, in Menge und ausgezeichneter Größe und Schönheit liefern. Der Preis variirt an Ort und Stelle von 2 zu 6 Piastern; in der Hauptstadt Mexico schon von 8 zu 15, ja 20. Gegenstände der Fischerei sind alle obengenannten See- und Flußfische, Hummer, Austern ꝛc.; Robalo Blanco und Tacamachin werden gesalzen und getrocknet versendet, beide schmackhafter als der Stockfisch und Laberdan von Neufundland. Von ersterem, der in der See aufgesucht werden muß, werden etwa jährlich nur 7 bis 8000 Pfund gefangen, von letzterem gegen 500,000 Pfund. Dieser (der Tacamachin) ist halb Fluß- halb Seefisch; im Februar bis April begibt er sich stromabwärts, um im Meere zu laichen; im Julius bis September kehrt er zu den Flüssen zurück. Die Fangzeit ist in 4 regelmäßige Perioden getheilt, von denen die sommerliche den besten, die herbstliche den meisten Fisch liefert; jene verunglückte indessen nicht selten ganz bei sehr heftiger Regenzeit. Ein Theil des Fanges kommt grün auf den Markt von Veracruz. Hier werden jedoch außerdem auch die frischen mojarras, hostiones, pargos und huachinanchos sehr geschätzt und verdienen es. Der Erlös aus frischen Fischen auf diesem Markte soll jährlich über 12,000 Piaster betragen. Beliebt sind auch Jolote, Julle und Chucumite, aber hauptsächlich nur wegen ihres Roggens, den die Feinschmecker mit 3 bis 4 Realen das Pfund bezahlen, während man 25 Pfund ihres Fleisches für 4 bis 5 Realen im Ueberflusse haben kann. Auch von der Lisa (einer Flußschildkröte, welche im November meerwärts geht) werden eigentlich nur die Eier geachtet; aber diese werden auch mit 2 bis 3 Realen das Stück bezahlt; vom frischen Fleisch kauft man 25 Pfund für 8 Realen. Die Fluß- und Lagunenfischerei wird von den Anwohnern dieser Gewässer betrieben; bloß den Ertrag derjenigen, welche auf der laguna camaronera stattfindet, kann man auf jährlich 5000 Piaster anschlagen. Seefischerei treibt bis jetzt nur eine Art von Fischergilde zu Veracruz mit sieben Fahrzeugen, welche, wenn kein Nordsturm es hindert, täglich für diesen Zweck auslaufen, abwechselnd auch dem Kabotagehandel mit Alvarado, Antigua, Tuspan, Tampico ꝛc. als Frachtschiffe dienen und 15—16,000 Piaster jährlich verdienen.

Vermischte Nachrichten.

Nach einem Berichte der Sparbank zu Amiens wurden im Jahre 1834 1,051,685 Fr. 74 Cent. in den Kneipen ausgegeben, und darunter allein für Branntwein 744,140 Fr. 40 Cent. Die Zahl der Schnäpschen im ganzen Jahre war 15,874,495 oder 43,493 täglich. Amiens hat im Ganzen nur 40,000 Einwohner.

*

Bei Croixroy fand man kürzlich in der Somme ein menschliches Gerippe mit einem um den Hals geschmiedeten eisernen Ringe, offenbar aus dem 15ten oder 16ten Jahrhundert. Das Gewicht des Ringes ist sehr bedeutend, obgleich er vom Rost sehr angefressen ist.

*

Zu Doncaster hat man Wallfischöl als Düngungsmittel gebraucht, und besser gefunden als Knochenmehl. Einen Monat vor dem Gebrauche mischt man es mit gesiebter Erde im Verhältnisse von drei Bushels zu einem Gallon. Ein Gallon ungereinigtes Wallfischöl ist auf 1½ Schilling (1 Fl. 48 Kr.) angeschlagen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 194. 13 Julius 1835.

Eine Fahrt auf dem Zambeze.

2. Ankunft in Senna. Ausgang der Expedition.

Als die Reisenden in Senna gelandet waren, wurden sie nach dem Hause des Kommandanten geführt, und mußten hier, da er nicht zu Hause war, über eine halbe Stunde sich von einem Heer müßiger Mulatten und Kanarier angaffen lassen. Als endlich ihre Geduld schon beinahe erschöpft war, wurden sie zu dem Kommandanten entboten nach dem Hause des einzigen Priesters der Stadt, wo beide mit einander Tafel hielten. Der Kontrast zwischen ihnen war auffallend: der Priester, offenbar ein Europäer, hatte einen unangenehmen, hinterlistigen Ausdruck im Gesicht, während der Kommandant, seiner dunkeln Farbe nach ein Eingeborner, ein gutmüthiges und gefälliges Aussehen hatte. Man konnte unmöglich auch nur eine kurze Zeit in der Gegenwart des Priesters seyn, ohne den größten Widerwillen und Verachtung für einen Mann zu fühlen, dessen Benehmen seinen heiligen Stand so gröblich Lügen strafte. Von dem Eintritt der Reisenden bis zu ihrem Weggehen bedrohte und verhöhnte er ihre schwarzen Diener, die ihn auf keine Art beleidigten.

Lieutenant Browne eröffnete den Zweck seiner Reise dem Kommandanten, der ihm und seinen Gefährten sodann eine Wohnung anwies, und ihn auf den nächsten Tag zu sich beschied, um die Briefe und Aktenstücke zu lesen, mit denen sie zum Behuf der Fortsetzung ihrer Reise versehen waren. Das Haus, das ihnen angewiesen wurde, hatte einem kürzlich verstorbenen Offiziere von hohem Rang gehört: es war sehr groß, dabei ohne Meubel, und somit sehr unangenehm, überdem hatte es einen widerlich stinkenden Geruch, der allen ihren Versuchen Trotz bot, ihn durch Schießpulverräucherungen zu vertreiben.

Am nächsten Morgen frühstückten sie mit dem Kommandanten und dem Priester, und gingen dann in die Kirche, um den Begräbnißfeierlichkeiten am Grabe ihres verstorbenen Gefährten beizuwohnen, dessen Leiche sie wegen des schnellen Uebergangs in Verwesungszustand in der Nacht hatten beerdigen müssen. Der Gottesdienst wurde gehalten, als ob die Leiche noch über der Erde wäre, aber auf eine so nachlässige herzlose Weise, daß Lieutenant Browne und seine Gefährten sehr unangenehm davon ergriffen waren, und nachdem sie zu Hause ihre Sachen ausgepackt, froh waren, sich auf einem Spaziergang um die Stadt von ihren melancholischen Gedanken zerstreuen zu können. Kaum hatten sie aber ihre Wohnung verlassen, so wurden sie angenehm überrascht durch die Erscheinung ihrer Freundin, Donna Paseoa, die im Palankin daher getragen wurde. Dankbar für ihre freundliche Aufnahme zu Chapongah eilten sie ihr entgegen, und erfuhren jetzt zum Erstenmal, daß das ihnen angewiesene Haus ihr gehöre, und daß der letzte Inhaber ihr Mann gewesen sey, von dem sie jedoch seit mehreren Jahren getrennt gewesen war.

Donna Paseoa hatte in Betreff der Hinterlassenschaft ihres Gemahls viele Geschäfte abzumachen, und so setzten die Reisenden ihren Spaziergang fort, der sie bald zu einer aus Erde aufgeworfenen Redoute, dem einzigen festen Punkt zu Senna, führte, die mit zwei kleinen Feldstücken besetzt war. Im Verlauf ihres Spaziergangs kamen sie an einer Menge Hütten vorbei, deren Zahl jedoch keineswegs so groß, als zu Quilimane war. Die Portugiesen wohnten in zehn Häusern, die allein etwas Europäisches in ihrem Aussehen hatten, und sehr groß waren.

Die Stadt ist auf einer Ebene in einem Walde von Tamarinden, Mango- und Kokosnußbäumen erbaut, und die Reisenden gingen auf einige Hügel im Hintergrund zu, um der Aussicht zu genießen. Als sie sich denselben näherten, bemerkten sie, daß an die Stelle des Kiesbodens jetzt Felsboden getreten war; es war eine Art Schiefer mit eingesprengten Sandsteinfragmenten. Von dem etwa 150′ über der Ebene gelegenen Gipfel hatten sie eine weite Aussicht auf die Häuser und Hütten von Senna, zwischen denen schmutzige Wasserpfühle zerstreut waren, ein Beweis der Ungesundheit des Orts, wie der Indolenz der Einwohner. Der Fluß wand sich, so weit das Auge sah, majestätisch durch die mit Sanddünen angefüllte Ebene, zwischen denen der Sommestrom in engen Kanälen dahinfloß. Gegen Nordosten war das Land bergig, gegen Süden aber flach mit Ausnahme einiger kleinen Hügel, ähnlich dem, auf welchem sie standen: diese sowohl als das niedere Land waren mit einer verbrannten Vegetation und verkrüppelten Bäumen bedeckt.

Wir wollen jetzt unsere Reisenden einen Augenblick verlassen, um die gesammelten Nachrichten über Senna und Tete zusammenzustellen, die namentlich aus dem handschriftlichen Memoire eines vielversprechenden jungen Mannes, Senhor Terao, gezogen sind, der Gouverneur des Distrikts Rio de Senna war, und kurz

Digitized by Google

nachdem er dieß Memoire niedergeschrieben, im Jahre 1810 von einem seiner eigenen Offiziere ermordet wurde.

Die Stadt Senna verdankt wahrscheinlich ihre Entstehung der Expedition Francisco Borreto's; sie ist die Hauptstadt des Distrikts oder der Kapitanata von Rio de Senna, des einzigen Gebiets auf der Ostküste, in dessen thatsächlichem Besitze die Portugiesen sind. Man rechnet es zu 3600 □ Legnas, da es sich von Ost nach West 120 L. weit ausdehnt, und im Durchschnitt 30 Legnas Breite hat. Gegen Osten ist es von der See, gegen Süden von den Gebiegen von Sofala eingeschlossen, seine Gränzen gehen durch die Königreiche Quiteve und Barne, und folgen dann den Ländern zwischen dem Reiche Monomotapa*) und dem Zambeze. Der nördliche Theil enthält den Distrikt Quilimane mit allen Kaffern der nördlichen Bozoros, bis in die Nachbarschaft der Berge von Morumbola, wo der Zambeze sich in zwei Arme theilt: von da bis in die Lupatagebirge macht derselbe Zambeze die Gränze der Kolonie aus. Alles Land nordwärts von diesem Flusse ist im Besitze der unabhängigen Könige der Moraves. Von der Stelle an, wo der Zambeze aus der Lupatakette kommt, bis in die Nähe von Chicora dehnen sich die Kronländereien auf beiden Uferrändern aus: der nördliche Theil derselben ist fortwährend die Gränze der unabhängigen Moraves."

Nach dieser Beschreibung des Umfangs der Kolonie fährt Terao fort, und schildert die schlechte Verwaltung, welche die Anzahl der steuerfähigen Bevölkerung, nämlich der Weißen und Mulatten, bedeutend vermindere; diese betrugen auch im J. 1810 nicht mehr als Eine Person auf 7 □ Legnas. Die Sklavenbevölkerung war freilich zu gleicher Zeit ungeheuer, da jedoch die Eigenthümer eine so große Anzahl aus angeborner Indolenz nicht zu beschäftigen wußten, und die Sklaven wahrscheinlich, wie zu Sofala, sich ihren Unterhalt selbst gewinnen mußten, so entflohen sie bei der ersten Gelegenheit zu den unabhängigen feindlichen Stämmen. So kam es, daß zu der Zeit, als jenes Memoire geschrieben wurde, von 21,837 Sklaven 10,867 fehlten. Demnach war es nicht Mangel an Hülfsmitteln, der die Portugiesen hinderte, die weiten Strecken unangebauten Landes in ihrem Gebiete urbar zu machen.

Terao fähret sodann fort: „die Landverwilligungen gelten nur auf drei Leben und sind leicht verwirkt; sie sind zu groß, als daß eine Person sie gehörig verwalten könnte. Leute von Goa und Mozambique, welche Land verwilligt erhielten, verpachten dasselbe an andere, die meist nur darauf bedacht sind, die Kolonisten und Sklaven zu unterdrücken, und sie dadurch zur Auswanderung zu den unabhängigen Stämmen treiben."

Die Dominikaner, welche als Pfaffen fungiren, sind gewaltthätig und tyrannisch in ihrem Benehmen, namentlich hinsichtlich der Schwierigkeiten, die sie den Heurathen, selbst unter den Armen, entgegensetzen, bloß um auf eine schamlose Weise Geld zu erpressen. Eine Folge davon sind Ausschweifung und Unsittlichkeit, denn statt die unmäßigen Summen für Heurathserlaubniß zu bezahlen, leben viele in offenem Konkubinate. Da nun das Einkommen der Priester nicht von Erweiterung des Ackerbaus abhängt, sondern von Geldbußen und Absolutionen von Verbrechen, so begünstigen sie dieselben. Der Verbreitung von Kenntnissen setzen sie alle möglichen Hindernisse entgegen: im J. 1805 z. B. bewogen die Einwohner von Tete einen armen Mönch ihre Kinder im Lesen und Schreiben zu unterrichten, aber die gesammte heilige Brüderschaft gerieth alsbald in Unruhe, und bewirkte die Entfernung des gegen ihre Ansicht verstoßenden Mönchs nach Senna, wo er in Unthätigkeit bleiben mußte. Der Priester, den Hr. Browne dort fand, gestand offen, daß er und die andern Religiosen nur von der Unwissenheit des Volks lebten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Unsicherheit dieser Angabe erhellt schon aus dem Umstande, daß man von dem Königreich Monomotapa so gut wie nichts weiß.

Neue französische Literatur.

Luther auf dem Reichstag zu Worms, von Mignet. — Luther und die Reformation von Michelet, Professor der Geschichte an der Sorbonne.

(Schluß.)

Daß Luther in seiner fulminanten Abhandlung „de servo arbitrio" gegen jene des Erasmus „de libro arbitrio," der Ueberschrift ungeachtet, nicht die willenlose Unterwürfigkeit unter die Autorität der Kirche gepredigt habe, sondern das Gegentheil, daß, wenn Luther damalen auf seine Fahne die Worte „Gnade" schrieb, dieselben das Gegentheil von der Willkür der Kirche, d. h. in redlicher und letzter Bedeutung, Reform, Freiheit ausdrücken sollten, daß Luther kein Schwächling und noch weniger ein Feigling war, sondern das Gegentheil, dieß sind zu bekannte Dinge, als daß sie ein Professor an der Sorbonne nicht wissen sollte, vorab Herr Michelet, der in dem Rufe eines gelehrten Mannes steht. Was soll also diese seltsame Charakteristik Luthers?

Hat der Professor sich über sein Auditorium bloß lustig machen wollen, hat er sich dessen Unwissenheit so riesenmäßig gedacht, daß er ihm die ungereimtesten Einfälle eines kranken Gehirns ungestraft vortragen könnte? Dann möge dieses Auditorium sich wegen einer Impertinenz rächen, die nicht zu den geringsten gehört, die von dem Katheder, dieser privilegirten Quelle hypochondrischer Originalität, jemals geflossen sind.

Ich kann mich von dem Verdachte nicht lossagen, daß diese Geringschätzung seiner Zuhörer in großem Maße diesen seltsamen Vortrag Michelet's veranlaßt habe; würde er sich erlaubt haben, über einen allgemein bekannten und als solcher von ihm vorausgesetzten Zug in der französischen Geschichte, über einen der größten Charakter der französischen Vergangenheit eine solche Ketzerei auszukramen?

Sich von den thatsächlich belegten, unwidersprochenen Monumenten der Geschichte und allen Nachrichten willkürlich lossagen, um des einzigen Verdienstes willen, der betretenen Bahn anderer nicht zu folgen, ist ein pueriles Haschen nach Originalität, eine Spielerei, welche ein wahrhaft großer Geist verschmäht. Aber einem kühnen Geiste, einem muthigen Manne, der offen und vor aller Welt mit Stärke und Hingebung gefochten, in die Stille seiner Ruhestätte nachfolgen, den Kämpfer auf dem Reichstage zu Worms und den Gegner des Papstthums und der la-

Digitized by Google

ferlichen Autorität belauschen, wenn er in nächtlicher Stille sich zum morgigen Streite vorbereitet, bald zweifelnd, bald entmuthigt und in dem Zwiespalte begriffen, der jeder großen That vorausgeht; diese geheimen Regungen der menschlichen Natur, die überall auch über den Auserlesensten waltet, erspähen und daraus ein Gewand weben, welches die glänzenden und herrlichen Eigenschaften dieses Märtyrers wie ein faltes Leichentuch bedecken und verkümmern soll, und der Geschichte, die von Thaten lebt, dieses Bild als das wahre aufdringen wollen, — dieß ist mehr als kleinliche Spielerei, dieß ist tadelhaftes, schweres Versündigen an der Wahrheit, und eines biedern Mannes wie eines ehrlichen Geschichtschreibers unwürdig.

Ich erwähne mit Freude, daß der Vortrag Michelet's in einem der hiesigen Tagblätter (le Temps) eine eben so energische und ausgezeichnete als bündige Widerlegung gefunden hat.

Lassen sie mich noch beifügen, daß in dem Auditorium dieses Professors sich Leute vorfanden, welche in seiner Rede ein allzu parteiisches Lob Luthers erblickten, und ihm darüber in einer Zuschrift Vorwürfe machten, worauf Michelet sich vertheidigt und betheuert hat, ein guter Katholik zu seyn, und daß der Katholicismus allein und ausschließlich berufen sey, das Heil der Welt zu begründen, der Protestantismus aber zu unfruchtbarer Verneinung verdammt.

Vor einiger Zeit soll Einer der jungen Literatoren, die sich dermalen das Aburtheilungsrecht über deutsches Wissen und deutsche Literatur angeeignet, Professor Lerminier geäußert haben: „Im Laufe dieses Jahres werden drei literarische Erscheinungen großes Aufsehen erregen: die Etudes sur Goethe von Xavier Marmier; die Etudes sur Luther von Michelet, und mein Werk über Deutschland." Marmier ist der nämliche, welcher am théâtre Européen mit so ausnehmender Sachkenntniß den „Nachtwächter" von Körner als Probestück des deutschen Lustspieles herausgefunden, und die merkwürdige historische Notiz über die deutsche Dramaturgie gefertigt hat; der nämliche, welcher folgende Uebersetzung Körners publicirte; ich nehme einige Beispiele unter etlichen dreißigen, die mir zu Gebot stehen:

Original des Nachtwächters.	Uebersetzung des H. Marmier.
1ster Auftritt. Vor Schrecken versalzt' ich die Weinkalteschale.	J'étais si malade et si effrayé que je mis trop de sel dans un des plats qui m'étaient confiés!!
Ja, mir zum Grausen, ich muß gestehen. Kaltblütig sollt' statt Hammelsbraten, lebendige Menschen am Spieße drehen.	Oui, à ma grande frayeur, je dois l'avouer. Il me fallait de sang froid embrocher, avec une lance, des hommes comme du rôti d'agneau!!
Ein hübsches Mädchen zu bewachen, wenn 's in die Sommermonde schon . . .	Une jeune fille à garder, quand la lune d'été arrive!!

Sehen Sie den guten Nachtwächter Schwalbe, wie er die feindlichen Soldaten am Spieße dreht! Satis superque; so geht es fort. Das ist der Kritiker Goethe's! Wofern er in seinen Etudes eben so viel Tiefe des Urtheils und des ästhetischen Kunstsinnes entfaltet, als er stark in der Grammatik ist; Er, der sollen von müssen, der das Futurum vom Präsens, den Conjunctiv vom Conditionnel nicht zu unterscheiden vermag und der übersetzt: Gottlob, das wäre vollbracht: Dieu si cela était fini! so mag das litterarische Publikum etwas wunderbar Erbauliches erhalten. Armer Goethe!

Das zweite große Werk, über Luther, kennen Sie durch obigen Auszug.

Bleibt der dritte von Lerminier. Sobald es möglich ist, werden wir davon sprechen. Einstweilen hoffen wir und wünschen, daß er gefunden habe, was er bei Pontius und Pilatus erfragte, bis ihm Einer seiner Freunde „d'au delà du rhin" aus christlichem Mitleide bemerkt, daß er, Lerminier, in seiner eigenen Bibliothek, in Eichhorn's Staats- und Rechtsgeschichte besitze, was er suche. Ein solcher Reichthum war ihm unbewußt. Wie gefällt Ihnen der Titel eines Werkes über Deutschland: Au delà du Rhin!?

Veracruz.

(Schluß.)

Gewerbe.

Von Fabriken und Manufakturen in irgend einem höheren Sinne ist bis jetzt noch nirgends die Rede. Etwas Baumwollenweberei zum Hausgebrauche und für die Nachbarn, auf grobe weiße Kattune (mantas) und Tücher beschränkt, findet man ziemlich überall. Früher wurde davon in Nachbarstaaten exportirt, was jetzt zu den seltenen Ausnahmen gehört. Einigermaßen fabrikartig wird die Sache nur noch in den Städten Orizaba und Veracruz und dem Kanton Jalancingo betrieben, von resp. 29, 52 und 23 Kattunwebern (tejedores de mantas). Hingegen ist die Zuckerfabrikation und Rumbrennerei im Aufschwunge begriffen; jene verbessert sich durch allmähliche Substituirung der metallenen Cylinder in den Zuckermühlen für die hölzernen, und der Wasserkraft für die Pferde- oder Maulthierkraft: 50 Zuckermühlen (trapiches) sind im Departement Orizaba, etwas weniger im Departement Jalapa; die Indianer in den Kantons Misantla und Papantla bereiten sich ihren Hausbedarf an Syrup auf hölzernen Handmühlen. Die Rumbrennereien, deren 25 sich im Departement Orizaba, 8 im Departement Veracruz und 19 im Kanton Jalancingo befinden, gewinnen durch steigende Kenntniß ausländischer Fertigkeiten und Erfahrungen. An einigen Orten macht auch die Cyder- und Essigbrauerei Fortschritte; desgleichen die Wachsbleicherei. Von Seidengewinnung zeigte sich ein kleiner Anfang, welcher bedeutender geworden seyn könnte, wäre nicht bald nachher wieder der Bürgerkrieg zwischen ihm und der Regierung aufmunternde Bestrebung getreten. Kohlenbrennerei und Holzfällerei beschäftigt viele Hände, besonders im Departement Orizaba; desgleichen grobe Korb- und Hutflechtereien aus Binsen, Stroh und Palmblättern, erstere ebendaselbst, letztere im Kanton Tampico. Backsteinöfen und Kalkbrennereien sind genug für das heimische Bedürfniß; 10 im Departement Orizaba, 12 im Kanton Veracruz, letztere mit einem jährlichen Verdienste von 20,000 Piastern; 2 Metallgießereien zu Cordova beschäftigen sich mit Fabrikation der Cylinder für die Zuckermühlen; 17 Seifensiedereien existiren zu Orizaba, Sangonica, Veracruz, Misantla und Pueblo viejo de Tampico, außerdem auch einige zu Jalapa. Die den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen dienenden Handwerker, Maurer, Zimmerleute, Töpfer, Gerber, Sattler, Hutmacher, Schneider, Schuster, Bäcker u. s. w. sind vorzugsweise in den Städten und Flecken angesiedelt, doch auch in Dörfern des platten Landes. Ihre Zahl beträgt 660 im Kanton Orizaba, 861 im Kanton Veracruz, 51 im Kanton Misantla, 44 im Kanton Papantla, 145 im Kanton Jalancingo. Folgendes ist eine amtlich aufgenommene Klassifikation der erwachsenen männlichen Bevölkerung (ausschließlich jedoch der beim stehenden Heere dienenden Personen) in den zwei Kantons Veracruz und Misantla nach den verschiedenen von ihr betriebenen Gewerben und Beschäftigungen;

Digitized by Google

I. Im Kanton Veracruz.

21	Priester
10	Schulmeister
257	Beamte
767	Kaufleute und Krämer
15	Aerzte
11	Apotheker
7	Advokaten
5	Notarien
895	Fabrikanten und Handwerker
5759	Ackerleute
19	Fischer
114	Kahnschiffer
3922	Tagelöhner
572	Domestiken.

II. Im Kanton Misantla.

1	Priester
2	Beamte
4	Schulmeister
1	Bader
3	Krämer
1285	Ackerleute
6	Fischer
1	Schiffer
51	Handwerker
20	Viehhirten.

Handel.

Wenn vom Handel des Staats Veracruz die Rede ist, so muß sorgfältig unterschieden werden zwischen dem überseeischen, welcher aus den drei ihm gesetzlich eröffneten Häfen (puertos habilitados) Veracruz, Alvarado und Tampico betrieben, in seiner Aus- wie Einfuhr mehr oder weniger der ganzen Republik angehört, und dem Landhandel, welcher theils im Innern des Staats selbst, theils zwischen ihm und seinen Nachbarstaaten sich bewegt. Der erstere wird am passenden Ort unter einem allgemeinen Gesichtspunkt ausführlich abgehandelt werden; hier stehe nur die Bemerkung, daß der Hafen von Veracruz für jetzt so gut als im ausschließlichen Besitze desselben sich befindet, Alvarado nur periodisch, als jener durch politische Verhältnisse gesperrt war, sein Stellvertreter gewesen, das größere überseeische Geschäft von Tampico aber längst an die Stadt gleiches Namens im Staate Tamaulipas (Tampico de Tamaulipas) übergegangen ist, und in den beiden letztgedachten Seehäfen regelmäßig jetzt nur ein sehr unbedeutender Kabotageverkehr stattfindet. Der Landhandel theilt sich wiederum in das bedeutende Transitogeschäft für überseeische Waaren nach dem Innern, so wie für die Retouren aus dem Innern nach der Küste, und in den Handel mit den eigenen Erzeugnissen des Staats und deren etwaigen Austausch gegen Erzeugnisse der Nachbarstaaten. Von jenem wird gleichfalls bei einer andern Gelegenheit passender geredet werden. Dieser ist für jetzt noch sehr unbedeutend. Es fehlt an zuverlässigen Materialien für Darstellung seines Umfangs in irgend genauen Zahlen; doch darf man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das ganze darin umlaufende Kapital nicht über Eine Million Piaster beträge. Der Verbrauch des Staats in europäischen und nordamerikanischen Waaren dürfte etwa zur Hälfte dieser Summe sich belaufen. Gewiß kann sein Produktenhandel nach innen und außen dereinst noch viel bedeutender werden. Aber dazu gehört bürgerliche Ruhe, Reform des bestehenden Abgabesystems, mit Aufhebung der Regalien und der Alkabala, bessere Justizpflege, ein brauchbarer Handelsfoder, besonders Herstellung schnellerer und bequemerer Kommunikation zu Wasser und zu Lande. Diese letztgedachte Maßregel wird von der Natur hier eigentlich mehr als in allen andern Staaten der Union begünstigt; namentlich besitzt keiner so viele innerhalb seines Gebiets zum Meer ausmündende, und nicht unbedeutende Strecken aufwärts schiffbare Flüsse. So kann man z. B. schon jetzt — freilich nur mit indianischen Kähnen — von der Küste aus den Rio Blanco und seinen Nebenfluß Ellelilla aufwärts bis in die Gegend von Songolica gelangen; mittelst der die Lagune Tequiapa bildenden Flusse Cosamaloapam und Tecomate und ihren höher belegenen Affluentien auf der einen Seite bis S. Andres Tuxtla, ja bis nahe an Villalta im Staat Oajaca, und auf der andern Seite bis Playa Vicente, Tustepec, Otatitlan und Soyoltepec; den Jamapafluß und seine Affluentien aufwärts bis in die Gegenden von Huatusco und la Puerta u. s. w. Aus solchen natürlichen Elementen, dereinst bei steigendem Wohlstand und wachsender Bevölkerung des Staats durch die Kunst erweitert und geregelt, kann ein dem Handel sehr günstiger Schifffahrtszustand hervorgehen. Freilich wird für Kommunikationen mit dem nordwestlichsten Theile des Staats, so wie mit der Hauptstadt und überhaupt dem Innern der Republik die Cordillera stets ein zu Wasser gar nicht und selbst zu Lande nur schwer zu überwindender Punkt bleiben, und hier, wie in ganz Mexico, sind die sogenannten Landstraßen gewiß noch sehr mangelhaft, häufig nur enge Maultierpfade, im glücklichsten Falle willkürliche Raumbenutzung in breiter Ebene über Stock und Block. Die große Straße von Veracruz über Jalapa nach Perote, welche auf Kosten des Handelsstandes zu Veracruz im Jahre 1803 begonnen, streckenweise mit einem Kostenaufwande von 2,700,000 Piasters vollendet, im Jahre 1811 aber wieder liegen gelassen, und während der Revolution fast gänzlich verdorben ward, ist jetzt, etwa mit Ausnahme der gleich anfangs sehr solide gearbeiteten Chaussee zwischen Jalapa und las Vigas, ein für Fuhrwerk sehr schlimmes und gefährliches Stück Arbeit, und wenn die von einigen Nordamerikanern entrepreniirten vierräderigen Diligencen nichts desto weniger sie im Galopp passiren, so ist das Etwas, wovon man in Europa gar keinen Begriff hat, was nur nordamerikanische Wagehälse fertig bringen, und was auch selten ohne irgend ein Unglück abgeht. Uebrigens war in den Jahren 1830 bis 1832 allerdings Einiges geschehen, nicht nur diese Straße stellenweise zu verbessern, sondern auch einige andere zu eröffnen oder fahrbar zu machen; namentlich eine von Veracruz über Orizaba nach Puebla, eine von Jalapa nach Huatusco, eine von Songolica nach Mastiopam, eine von Atzacan nach Cordova. Fortschritte lassen auch in diesem Zweige der hiesigen Staatsverwaltung sich nicht läugnen: daß sie langsam sind, liegt tief in der Natur der Sache, und ist vielleicht nur um so besser.

Vermischte Nachrichten.

In England, Schottland und Irland wurde an Malz verbraucht in den Jahren

1832	16,187,909	Bushels
1833	16,261,151	—
1834	17,061,066	—

Davon kommen im Durchschnitt auf England 7 Achtheile, auf Schottland 8 bis 900,000 Bushels und 1½ Millionen auf Irland; ein sehr ungleiches Verhältniß im Vergleich zur Volkszahl, welche in England 13, in Schottland 2, in Irland 8 Millionen in runden Zahlen beträgt.

In England und Wales wurden im Jahre 1832 für Schulden eingeklagt 16,470

Hievon erhielten sich selbst 4,095

oder etwa der 4te Theil, so daß die drei übrigen Viertheile auf Kosten der Gläubiger letzten. Ueber ein Viertheil von diesen waren eingesperrt wegen Schulden unter 20 Pfd. St., und beinahe die Hälfte wegen Schulden unter 50 Pfd. St.

Das Diario di Roma kündigt an, daß man bei einer Reparatur in der Sakristei der Kirche zu Pieva eine prächtige Arabesquenmalerei von Perugino fand, welche den Heiland als Kind in der Krippe, umgeben von mehrern Figuren, darstellt, die sich durch ihre Schönheit auszeichnen. Bei weiterem Nachsuchen fand man vier Gefäße von terra cotta, offenbar aus sehr früher Zeit; auf einem derselben war eine Bemerkung von Perugino, daß die Zeichnung von ihm sey.

Sir Pulteney Malcolm entdeckte vor einem Jahre auf Creta einen prächtigen Sarkophag aus parischem Marmor auf einer kleinen Ebene nahe bei dem Dorfe Ago Vasile. Die Skulpturen darauf stellen wunderlicher Weise die triumphirende Rückkehr von Bacchus aus Indien dar.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 195. 14 Julius 1835.

Die phönicischen Alterthümer in Malta.

Die Inseln von Malta liegen unsern Archäologen zu weit außer Weges, und die Wenigen, die auf ihrer ägyptisch-syrischen Reise in Valetta landeten, suchten mehr den Hafen als die Alterthümer, sofern anders dieselben zu ihrer Zeit schon aufgefunden waren. Ich glaube der selige Barthelemy war nächst dem hiesigen arabischen Gelehrten Ciantar, der ein großes Malta illustrata herausgab, der Einzige, welcher den europäischen Norden mit der Insel der Kalypso bekannt machte, auf der man damals eben zwei phönicische Inschriften entdeckte.

Die Phönicier kamen fünfzehnhundert Jahre vor Christus nach Malta, wenn man dem erwähnten Ciantar und einem gelehrten Cyprener, Namens Enmatos, glauben kann, und blieben seit dieser Zeit achthundert Jahre hindurch im ungestörten Besitz desselben. Die Griechen verwandelten den Namen, Ogygia, in Melita, woraus endlich lange nachher, um 870 nach Christus, die Araber den halb neuen arabischen: Malta, machten.

Wenn die Insel wirklich, wie Einige glauben, nur die Spitze des phönicischen Landes, des platonischen Atlantis ist, so ist es wohl kein Wunder, daß darauf alle Spuren gigantischer Gebäude, von denen die Alten, namentlich Plato in den Dialogen spricht, verschwunden sind, und wir müssen es als ein großes Glück für die Wissenschaft betrachten, daß der Zufall uns auf den hohen Bergkulmen nicht nur höchst interessante Monumente mit Inschriften, sondern sogar einen jener cyklopischen Thürme errichtete, die man als das Werk und als die Wohnungen der mit Jupiter kämpfenden Titanen betrachtet. Auf der Insel Gozzo habe ich dieses rohe Werk der Kunst gesehen und an den ungeheuren Steinblöcken, die doch nur menschliche Wesen dahin können getragen haben, meinen Unglauben an ein untergegangenes Riesengeschlecht abgeschworen. Auf der weiten Insel sind keine Steinbrüche, die Einwohner holen ihr Baumaterial in Syrakus. Aber dieser Thurm ist aus Felsen gemauert.

Es sind der phönicischen Alterthümer nicht viele. Ich werde sie daher der Reihe nach besprechen, wie sie der Gouverneur Ponsonby in der letzten Zeit auf dem Bibliotheksaal aufstellen ließ. Zuerst die Ehrensäule des Herkules und die beiden phönicischen Inschriften, die Barthelemy zu dechiffriren versuchte. Namentlich beschäftigt sich damit der hiesige Architekt Grognet, welcher auch einige interessante Fragmente und phönicische Münzen besitzt.

Es waren viele der Meinung, diese Säule, welche vielleicht bis zum Kapitäl 19 Fuß hoch war, und im jetzigen Zustande deren mit Einschluß des Piedestals fünf zählt, sey ein Kandelaber gewesen, was ich inzwischen nicht wohl glauben kann, da sich auf dem Sockel die Eine jener Inscriptionen findet, welche den Beweis liefert, daß sie dem Herkules dedicirt worden. Warum sollte man einen Kandelaber einem Gotte weihen? viel eher war der Stein eine Art Hausaltar, worauf ein kleiner Herkules stand, oder er war als solcher in einem Garten aufgestellt. Die Inschrift darauf, welche phönicisch und griechisch ist, liefert den deutlichen Beweis, daß das Monument aus der Periode ist, in welcher man beide Sprachen auf der Insel redete, nämlich aus dem achten Jahrhundert vor Christus, als in welchem die Hellenen die Kolonie eroberten. Dem Abbé Barthelemy konnte nichts erwünschter seyn zu seinem phönicischen Alphabet, als dieser Umstand, ja er führte ihn wohl einzig und allein auf die Spur desselben.

Folgendes ist die Uebersetzung der beiden Inscriptionen, nach der ersten Uebertragung ins Hebräische und Griechische, wie sie Ciantar aufschrieb:

„Abdassar und Asteremor, Sohn Asteremors, Sohn Abdassars, haben dieses Gelübde gethan zu unserm Herrn Melkrat, Schutzgott von Tyrus, möge er sie segnen auf ihrer Straße."

„Dionys und Serapion, aus der Stadt Tyrus, beide Söhne Serapions, zu Ehren Herkules, zubenannt Archegetes."

Was die erste dieser Inschriften betrifft, die man lange Zeit für ein Epitaphium ansah, da sie in den Fundamenten eines Casinos ohnweit der alten Hauptstadt der Insel, Citta vecchia oder Notabile genannt, gefunden wurde, so geht daraus deutlich hervor, daß phönicische Schiffer sie auf ihrer Reise zu den Säulen des Herkules diesem Gotte zu Ehren anfertigten und an irgend einem heiligen Orte, vielleicht auf der Höhe des Gebirgs, wohin man damals wie jetzt gerne wallfahrtete, aufstellten. Sie hat ungefähr das Ansehen und die Form einer Votivtafel. Auch ist sie gleich den zu Delphi und Cumä gefundenen nur der eingesetzte viereckige Stein eines abgesonderten Denkmals, auf welchem die Buchstaben eingegraben sind.

Ueber die Form der Säule erlaube ich mir keine Bemerkung,

Digitized by Google

das Piedestal ist von der toskanischen Ordnung, und die Arbeit zierlich.

Ein anderes Monument, welches Ciantar für einen Opferaltar hält, könnte ebensowohl ein Piedestal einer Säule oder eines Kandelabers seyn, wie der Vorerwähnte. Dasselbe enthält keine Inschrift, sondern Figuren, die sehr gelitten haben. Der Stein ist 2 Fuß hoch und nicht ganz 20 Zoll breit.

Hiezu wäre noch eine aus hartem weißem körnigem Stein gemeißelte ägyptische Statue zu zählen, die einen Sessel trägt, dessen Armlehnen aus sitzenden Anubisfiguren bestehen und überall mit Hieroglyphen bemalt sind. Ich kann mir diese Erscheinung nicht wohl erklären, da es mir nicht glaublich scheint, daß Phönicier direkt mit dem Götzendienst von Memphis Verkehr gehabt haben. Wahrscheinlich ist die Statue ein früher oder später von Kauffahrern aus der Nilgegend herüber gebrachtes Curiosum, das keine besondere Aufmerksamkeit verdient. Eine Inschrift von zwei Zeilen hat mir der Bibliothekar als eine koptische bezeichnet, ohne daß ich weiter etwas damit zu machen wüßte. Sie ist erhaben geschnitten, und dürfte eben wohl ex voto irgendwo eingesetzt worden seyn, da der Stein auch die Spuren der Einmauerung trägt. Die Buchstaben und allegorischen Zeichen darin werden dem Forscher Anlaß zu interessanten Beobachtungen geben.

Eine Fahrt auf dem Zambeze.

Ankunft in Senna. Ausgang der Expedition.

(Fortsetzung.)

Beklagenswerth ist die Stockung des Handels in einem Lande, das so viele und so mannichfache Erzeugnisse liefern könnte: die an Mineralien reichen Gebirge und der fruchtbare Boden der Ebene könnten namentlich bei der leichten Verbindung mit der See durch die zahlreichen Ströme die Kolonie zu großer Blüthe und Wohlstand erheben. Unter den Flüssen ist der Zambeze mit seinen sieben Mündungen der größte. Terao behauptet, er sey mit Booten und Kanoes 300 Legnas weit schiffbar, dieß ist aber wahrscheinlich übertrieben. Auf dieser Strecke, sagt er, sind nur zwei Stellen, die nicht immer befahren werden können: die eine bei der Verbindung des Quilimane mit dem Olinda, wo man nur das halbe Jahr passiren kann, die andere stets unbrauchbare zwischen Tete und Chicora jenseits der Gränze der Kolonie. Ein Kanal von der Länge einer halben Legna würde das erstere Hinderniß hinwegräumen. Alle anderen Flüsse des Landes fallen endlich in den Zambeze mit einer so heftigen Strömung, daß ihre Quelle wohl weit im Innern des Landes liegen muß. Die Reisenden kamen an einem derselben, Shirry genannt, vorüber, drei Tage vor ihrer Ankunft zu Senna, und obwohl es damals finster war, so bemerkten sie doch an der plötzlich verstärkten Strömung die Einmündung irgend eines beträchtlichen Stroms. Der Shirry ist nicht breit, aber ausnehmend tief, und Kanoes sollen ihn 20 bis 30 Tage lang aufwärts befahren können. Alle diese Flüsse, der Zambeze mit eingeschlossen, sind indeß unbedeutend, im Vergleich mit andern großen Strömen, und nur während der Anschwellung füllen sie ihre breiteren Ufer aus, zu andern Zeiten brausen sie in schmalen, doch reißenden Strömen hin, sind indeß für die Handelszwecke immer zureichend.

Die Bewohner von Senna sind meist träge, die von Tete schon unternehmender: diese allein bauen Zuckerrohr, das sonst in Tete, Senna und Quilimane wild wächst. Im Jahre 1806 erzeugten 16 Familien des ersten Orts zwei Tonnen weißen und zehn Tonnen Muscovadozucker, wovon der größte Theil an Ort und Stelle verbraucht, der Rest aber nach Senna geschickt wurde, wo man indeß aus wunderlicher Eitelkeit nur fremden Zucker wollte. Der theils von ihnen erzeugte, theils von den Moraves bezogene Weizen ist weit mehr als sie selbst bedürfen, und sie führten im Jahre 1810 5000 Bushels aus, was freilich seitdem sehr abgenommen hat. Auch Manioc, Kaffee, Reiß und Gemüse aller Art werden in Tete mit Fleiß angebaut, und Alles zeigt, daß dessen Einwohner ein weit industriöseres Geschlecht sind, als die von Senna und Quilimane, vielleicht, weil die Nothwendigkeit, sich fortwährend gegen die feindlichen Stämme der Nachbarschaft zu schützen, ihre Kräfte überhaupt mehr in Spannung erhält.

Indigo wächst allenthalben wild, eben so der Baumwollenbaum, der eine sehr schöne Baumwolle liefert, welche von den Negern jedoch nur zu ihrer eigenen Kleidung verwendet wird. In einem Theile der Kolonie soll eine Baumwolle von tiefer Scharlachfarbe erzeugt werden: ob diese Farbe natürlich oder durch eine Krankheit der Pflanze erzeugt ist, muß bis auf nähere Untersuchung dahin gestellt bleiben.

Die übrigen Handelsartikel sind folgende: Zähne und Oel *) vom Flußpferd, Elfenbein, Rhinocerushörner, Tigerfelle, Honig und Wachs, Goldstaub, welcher hauptsächlich aus Quiteve, Manica, Majizuros, Abutica, Zumbo, Mesconga, Mano kommt, und übrigens auch aus den Minen auf den Kronländereien wie früher in großer Menge gezogen werden konnte; ferner Eisen in Menge aus dem Sennadistrikt und noch mehr bei den Moraves, von denen man auch die Hauen bezieht, mit denen die Sklaven den Boden anbauen, und die einen wichtigen Handelsartikel in der Kolonie bilden; endlich Kupfer und Salpeter nebst mehreren Ackerbauerzeugnissen.

Die Einfuhr wird größtentheils ins Innere versendet, um dagegen Gold, Elfenbein und Sklaven einzutauschen; sie besteht aus Baumwollenwaaren verschiedener Gattung, wollenen Tüchern, Seidenzeugen, ächten und falschen Korallen, Milchquarzen, Glaskugeln, Zinngeräth, Pulver, Waffen, Töpferwaaren, Branntwein, agua ardiente, Wein, Liqueuren, Zucker, Seife, Salzfleisch, Butter, Oel, Pech, gesalzenen Fischen, Gewürzen, Oliven, Thee, Kaffee und Chokolade. Mit manchen dieser Artikel werden einträgliche Geschäfte gemacht.

Zu der Zeit als Terao schrieb, bestanden die regelmäßigen Soldaten zur Vertheidigung der Kolonie aus 274 Mann: 94 bildeten die Garnison von Tete, 72 standen zu Quilimane, 49 zu Senna, 37 zu Zumbo und 12 zu Manice. Nach den Angaben einiger Portugiesen liegt Tete 60 Legnas oberhalb Senna, die

*) Dieß muß zu medizinischem Gebrauche seyn, denn sonst würde die geringe Quantität, die man erzielen kann, die Mühe nicht lohnen.

Digitized by Google

Zeit aber, die man braucht um diese zurückzulegen, läßt sich nicht bestimmen, da die stets reißende Strömung im Flusse manchmal durch Regen im Innern des Landes so vermehrt wird, daß Reisende zwei bis drei Tage aufgehalten werden, ohne weiter gehen zu können. Sechs Wochen gelten für eine ziemlich schnelle Reise. Tete soll größer als Senna und Quillmane, und nicht auf einer Sumpfstrecke, sondern auf einem hohen Bergstrich erbaut seyn, an dessen Fuße der Zambeze strömt; es ist daher auch wegen seiner gesunden und malerischen Lage berühmt.

Das Land umher ist außerordentlich fruchtbar, wird aber manchmal fast in eine Wüste verwandelt durch die benachbarten unruhigen Stämme der Moizas und Moraves, welche letztern, als die Reisenden sich noch zu Quillimane befanden, mit den Portugiesen in Krieg verwickelt waren: ihre Waffen sind Bogen und Pfeile. Das Dorf Zumbo soll 15 Tagreisen jenseits Tete liegen, Zamboa noch fünf weiter, Manice aber acht Tagreisen von Sofala. Von da ins Land hinein ist es noch acht Tagreisen bis zu einer großen Stadt Namens Barue, welche 15 Tagreisen von Tete entfernt ist. Diese Straße von Tete nach Sofala ist nicht gerade, da Tete ziemlich weit im Innern liegt, von Senna aber gibt es einen ziemlich geraden Weg über Maocai nach Sofala.

Doch wir kehren zu Hrn. Browne's Tagebuch zurück.

Am Morgen des 18ten August, wo er durch eine leichte Unpäßlichkeit zurückgehalten war, erhielt er einen Besuch von dem Priester, der seine Rechnung für Herrn Forbes mitbrachte, die sich auf die für dieß Land ungeheure Summe von 127 spanischen Thalern belief. Man würde nicht enden, wollte man alle die Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten aufzählen, durch welche dieser Mann sein hohes Amt entehrte; genug er wandte jedwedes Mittel an, um von den Reisenden Geld zu erpressen, vereitelte ihre Plane, belästigte sie durch seinen Hochmuth, und man kann mit Recht sagen, daß er an dem Tode der beiden unglücklichen Offiziere und dem Mißlingen der ganzen Unternehmung hauptsächlich schuld war, denn auf seinen Antrieb erklärte sich der Kommandant durch den Befehl des Generalgouverneurs von Mozambique nicht ermächtigt, die Unternehmung zu einer Regierungssache zu machen. Lieutenant Browne hatte kein Mittel als dagegen zu protestiren, und ihn für alle Zögerungen verantwortlich zu machen. Dieß erregte bei den Herrn einige Unruhe, und der Kommandant bat sich aus, von Lieutenant Browne's Aufträgen eine Abschrift nehmen zu dürfen, um in Ruhe überlegen zu können, ob man ihm die Regierungsvorräthe öffnen dürfe. Man erklärte ihm, die Reisenden seyen ermächtigt, Wechsel auf die englische Regierung sowohl als auf die von Mozambique zu ziehen, und er habe die Freiheit zwischen beiden zu wählen. Während dieser Unterredung drang der Priester mit Ungestüm in Lieutenant Browne ihm einige falsche Goldketten abzukaufen, und ließ sich selbst durch derbe Zurechtweisungen nicht zurückschrecken. Als Donna Pascoa und die Reisenden mit dem Kommandanten und dem Priester einen Abend unter der kühlen Veranda eines benachbarten Hauses zubrachten, ließ der Hausherr zur allgemeinen Belustigung einen unzüchtigen Tanz von einigen seiner Sklaven aufführen, wobei eine alte abgelebte Frau einen besonders widerlichen Anblick darbot; der Priester ließ noch einige Sklavinnen, die nicht über 11 Jahre alt waren, hereinkommen, wahrscheinlich um von der saubern Lektion zu profitiren. Am andern Morgen, als Lieutenant Browne mit ihm frühstückte, peitschte er auch noch alle seine Sklaven tüchtig mit eigener Hand.

Mit einem solchen Mann wollten die Reisenden natürlich nicht mehr Umgang haben als nöthig war, und Browne hielt sich deßhalb namentlich an den Kommandanten, einen offenen redlichen Mann, der bei seiner großen Kenntniß des Landes ihm noch manche nützliche Nachricht gab. Sie lassen sich kurz in Folgendem zusammenfassen. „Halb Wegs zwischen Senna und Manice sind Marmorgebige, aus denen viele Flüsse kommen, in welchen es von Alligators und Flußpferden wimmelt. — Die freien Schwarzen zu Senna erzeugen Korn, Reiß, Hirse u. s. w., welche sie an Portugiesen gegen Dungaris *) und andere eingeführte Waaren vertauschen. — Die verschiedenen Distrikte der Kolonie werden von einem Portugiesen verwaltet, der jährlich eine kleine Abgabe an den König zahlt, und von den freien Negern, die auf dem Lande wohnen, in gleicher Art Abgaben erhebt. — Die Besatzung von Senna besteht aus einem Hauptmann, einem Lieutenant, Fähndrich und 60 Soldaten, welche reguläre Truppen von der Linie genannt werden, aber aus Leuten von allen Farben und Ländern, Europäer ausgenommen, bestehen. Sie bekennen sich zum Christenthum und werden, wie gewöhnlich, in Natura bezahlt; so ärmlich indeß auch der Sold ist, hatten sie dennoch seit 2 Jahren nichts erhalten; in Kriegszeiten werden 60 Leute von der Miliz ausgehoben, bewaffnet und exercirt.

„Senna wurde als keineswegs so ungesund geschildert, wie man gewöhnlich behauptet, und zum Beweise ward angeführt, daß im vergangenen Jahre nur zwei Menschen gestorben seyen. — Es befindet sich ein Richter oder Gesetzkundiger hier, der nicht von der Krone bezahlt wird, sondern sich durch Privatpraxis etwas zu erwerben sucht. — Für die Schwarzen gibt es keine Unterrichtsanstalt. Die Sprache ist reich, aber verworren.

„Von Manice geht ein Strom südwärts, wohin aber, weiß man nicht, vermuthet indeß, er sey der Manice selbst. Der Zambeze macht, wahrscheinlich jenseits Zamboa, nachdem er bei Chicora vorbeigeflossen war, eine Wendung gegen Manice. Man findet daselbst gediegenes Gold in dem aufgeschwemmten Boden und gräbt nach Eisen, dessen Minen horizontal in das Gebirge hineinlaufen. Das gewonnene Erz wird in Barren zum Verkauf umgeschmolzen."

(Schluß folgt.)

*) Eine grobe Art ostindischer Kattune.

Chronik der Reisen.

Reise von Calcutta über Cawnpur nach Bombay. *)

1. Reise nach Agra.

Privatgeschäfte veranlaßten mich im Jahre 1855 eine Reise nach Indien zu unternehmen, deren Ziel Cawnpur war, von wo ich nach Beendigung meiner Geschäfte nach Altengland zurückzukehren gedachte.

*) Von einem britischen Marineoffizier.

Digitized by Google

Im Junius genannten Jahres langte ich in der „Stadt der Paläste" an. Cawnpur ist von Calcutta zu Lande 622 und zu Wasser 750 (engl.) Meilen entfernt; die Fahrt zu Wasser geschieht auf den Flüssen Hugly und Ganges, in einem Budscherow, oder dem Fluß angemessenen großen Boote, das, je nach seiner Größe, von 14 und auch mehr Menschen gerudert wird, und ein geräumiges Hintertheil hat, das in zwei Gemächer, eines zum Schlafen, das andere zum Speisen u. s. w., abgetheilt ist. Eine solche Fahrt dauert 2½ bis 3 Monate, mithin so lange als eine nach England, und ist der Sandbänke und Windstöße wegen, durch welche das Boot mit Wasser gefüllt und das Gepäck beschädigt werden oder verloren gehen kann, nicht ganz ohne Ungemach; Lebensgefahr ist jedoch bei der Nähe des Ufers nicht zu besorgen. Auf diese Weise pflegen Familien zu reisen, weil sie am wohlfeilsten zu stehen kommt. Ich wählte dagegen den Dawk, was so viel sagen will als die Post, mittelst welcher die Reise nach Cawnpur binnen 12 bis 14 Tagen zurückgelegt wird.

Ich begab mich demnach am 5 Julius nach dem Postamt, und bat, daß man den Dawk nach Benares am 12 Julius Abends bestellen möge, zu welcher Zeit ich zur Abreise bereit seyn werde. Um dieß denen, welche noch nicht in Indien waren, deutlich zu machen, muß man wissen, daß auf der Haupt- oder Militärstraße in Indien alle zehn oder zwölf Meilen Vicepostmeister (Eingeborne) angestellt sind, welche von dem Postamt in Calcutta die Weisung erhalten, auf bestimmten Tag und Stunde so und so viel Mannschaft in Bereitschaft zu setzen; da man nun immer 5½ Meilen auf die Stunde und 14 Stunden zur Reise, die übrigen 10 Stunden des Tages aber auf Abwaschungen, Ruhe während der großen Hitze u. s. w. rechnet, so läßt sich die Zeit, zu welcher der Reisende auf der Station eintrifft, so ziemlich genau bestimmen. Diese Vicepostmeister berufen nun die jungen Männer in ihrer Nachbarschaft zu diesem Dienst, und da dieser allenthalben regelmäßig eingerichtet ist, so kommt man ohne Aufenthalt vorwärts.

Einem Europäer oder Griffin, wie er in Indien genannt wird, ist diese Art zu reisen völlig neu, denn man liegt ausgestreckt auf einer Art von Sopha, und die schaukelnde Bewegung, so wie die Schwierigkeit, sich im Gleichgewicht zu halten, haben allerdings etwas Ungewohntes, womit man sich jedoch bald befreundet. Wir gingen dem Zollhause gegenüber über den Hugly, und legten die erste Station nach Allypur, ein Weg von 11 Meilen, in 2¾ Stunden zurück, wo bereits ein Relais von Trägern auf uns wartete. Ehe ich jedoch zur zweiten Station komme, muß ich bemerken, daß man, sobald der Dawk bestellt wird, den ganzen Betrag und noch die Hälfte darüber im Voraus als Wartegeld erlegen muß, weil, im Fall man nicht zur bestimmten Zeit eintrifft, die bestellte Mannschaft warten muß und an anderer Beschäftigung gehindert ist. Die verspätete Ankunft mag nun aber durch Saumseligkeit des Reisenden selbst, oder durch das Wetter (z. B. Regen, der die Kanäle, von denen Bengalen durchschnitten ist, oft so anschwellt, daß man sie nicht passiren kann) veranlaßt worden seyn, immer muß er dafür büßen; kommt er jedoch zu rechter Zeit an, so erhält er sein Wartegeld zurück. Ich hatte das gute Glück pünktlich einzutreffen, durfte also nichts bezahlen. Es ging auf diese Weise regelmäßig die ganze Nacht fort; ich schlief für einen Griffin recht gut in dieser neuen Lage, und wurde durch nichts belästigt, als das alle 2½ oder 3 Stunden wiederholte Rufen nach den Backschis oder Trägern. Da gerade die Regenzeit war und Frau Sonne sich den Tag über nur selten am bewölkten Himmel hatte sehen lassen, so hatten wir eine herrliche kühle Nacht; am Morgen machte ich drei Stunden in einem Bungalow Halt, um auszuruhen und mich zu erquicken. Diese Bungalows, oder kleine Häuser, sind von der Regierung zur Bequemlichkeit der Reisenden errichtet worden, und eine von der andern 14 bis 15 Meilen entfernt; sie bestehen aus zwei Abtheilungen, sind mit Bädern und anderer Einrichtung versehen, und man findet hier drei Diener, die den Fremden mit Geflügel u. dgl. versehen; Thee, Kaffee, Wein, Zwieback u. s. w. muß man selbst mitbringen. Nachdem ich mich gehörig erfrischt hatte, brach ich wieder auf, und so ging es dann mit derselben Regelmäßigkeit drei Tage lang fort, bis ich auf einer schönen, Hazaribang genannten, 240 Meilen von Calcutta entfernten Station ankam, mithin im Durchschnitt 80 Meilen des Tages oder 3½ in der Stunde zurückgelegt hatte. Hazaribang liegt 2000 Fuß höher als Calcutta; ich ruhte hier einen Tag aus und reiste dann weiter nach Benares (422 Meilen von Calcutta), wo ich am sechsten Tage ankam.

Die Straße von Calcutta nach Benares ist im Ganzen genommen gut, und könnte während der trocknen Jahreszeit auch befahren werden; da sie indeß von Flüssen und Kanälen durchschnitten ist, die während der Regenzeit oft bedeutend anschwellen; deßhalb bleibt der Palankin immer das beste Vehikel, und kommt man an ausgetretene Gewässer, so wird man auf Catamarans hinübergeschafft, die aus leeren Fahrzeugen, in denen das irdene Geschirr transportirt wird, zusammengesetzt sind. Die Ansicht des Landes ist hier fast dieselbe wie in England: Waldungen von Niederholz und dazwischen offenes Weideland mit großen Pferchen voll Hornvieh, Ziegen und Schafen; doch Alles noch fast ganz im Naturzustande. Der einzige Anbau, den man sieht, ist Reiß, und dieser bildet fast die einzige Nahrung der Eingebornen, obschon die Moslems und einige Kasten zuweilen Ziegen und Schafe essen. Wäre das Klima europäischen Landwirthen und Arbeitern zuträglich, was für ein blühendes Land könnte dieses werden; allein eine Temperatur von 92° F. (26⅔° R.), die vom April bis November anhält, macht Niederlassungen der gedachten Art unmöglich. Es läßt sich indeß erwarten, daß über kurz oder lang Leute von Vermögen Landwirthe als Wirthschaftsdirektoren kommen lassen werden, um den Eingebornen das englische Ackerbausystem zu lehren.

Benares ist zu bekannt, als daß es meiner Beschreibung noch bedürfte; äußerst auffallend waren mir die engen Straßen und schmutzigen Plätze, wo oft genug der Weg durch die kleinen Stiere der Beaminen versperrt wird, die hier allenthalben umherlaufen. Da diese Thiere von den Hindus verehrt und gefüttert werden, so oft sie nur an ihre Thüren kommen, so sind sie dadurch so dreist geworden, daß sie gleich ihre Hörner zum Angriff senken, sobald ihnen irgend ein Mensch oder Thier nicht aus dem Wege geht. Benares, diese alte berühmte orientalische Stadt, hat eine herrliche Lage am Ufer des Ganges, der hier, ungefähr drei Meilen in der Stunde, majestätisch dahin strömt; während der Regenzeit steigt seine Stromschnelle bis auf vier und sinkt während der trocknen Jahreszeit bis auf 2 Meilen in der Stunde. Er ist hier stets mit einem Walde von Masten der auf- und abfahrenden Boote bedeckt, von denen die größten meist mit Baumwolle beladen sind. In dieser heiligen Stadt versammeln sich die Hindus aus den entferntesten Theilen des Landes, um die Vorschriften ihrer Religion zu erfüllen und im Ganges zu baden. Die Europäer wohnen nicht in der Stadt, sondern drei Meilen davon zu Benares Secrole, wo auch die Civil- und Militärbehörden ihren Sitz haben. Die unlängst erst gebaute Kirche ist sehr schön und dem Klima angemessen. Nachdem ich fünf Tage hier ausgeruht und mich der indischen Gastfreundschaft erfreut hatte, bestellte ich den Dawk oder Träger nach Cawnpur, und bedung zugleich mit dem Postmeister, daß ich der großen Hitze wegen des Tages zwölf Stunden rasten und mich auch zwei Tage zu Allahabad aufhalten wolle. Am 24 Julius um 9 Uhr Abends trat ich auf einer schönen Straße und bei herrlichem Mondenschein meine Reise an, und kam bald nach Tagesanbruch zu einem 80 Meilen entfernten, halbwegs von Allahabad liegenden Bungalow, Goyigunge genannt, wo ich während der Hitze des Tages, die bis auf 92° stieg, liegen blieb. Um 6 Uhr des folgenden Morgens ging ich über den Ganges und kam glücklich in Allahabad an, das eine herrliche Lage am Zusammenflusse des Ganges und des Dschemna hat. Das Fort von Allahabad, das nur dem Fort William nachstehen dürfte, liegt auf einer Landspitze am Zusammenflusse beider Ströme, von denen es bespült wird. Die Häuser liegen sehr schön an den Ufern beider Flüsse und bieten eine herrliche Ansicht; Allahabad ist sicher einer der schönsten Orte, die ich noch in Indien gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Während des Monats Mai haben die Sparbanken in Frankreich 1.905.000 Franken in den Schatz niedergelegt; nämlich die Bank von Paris 950.000 Fr., die der Departements 955.000 Fr. Die während desselben Monats zurückgezogenen Summen betrugen nur 22.900 Fr. Am 31 Mai hatten die Sparbanken auf dem Schatzamt ein Kapital von 48.058.000 Fr. liegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 196. 15 Julius 1835.

Der Sonntag zu Paris im Sommer.

Der Sonntag sieht zu Paris, wenigstens vom Morgen an bis tief in den Nachmittag hinein, den Werketagen sehr ähnlich: er ist eben so schmutzig, eben so thätig, eben so lärmend. Die Magazine werden geöffnet, einige Buchhandlungen und Kunstläden ausgenommen. Inmitten der Omnibuswagen, der Kutschen und Fiakers, rollen die Güterwagen über das bebende Pflaster. Der Handel, der hier eigentlich nie ganz feiert, ist einen Theil des Sonntags hindurch für gewisse Artikel am bedeutendsten: so setzen die Parfümeriehändler, die Marchands de nouveautés u. dgl. gerade an Festtagen das Meiste ab. Die Wasserträger rufen ihr eintöniges, trauriges „à l'eau," das aus dem Munde dieser abgehungerten und abgearbeiteten Auvergnats mit der biliösen Gesichtsfarbe und den unter der Last der Eimer niedergedrückten Schultern, bei den dürftigen leinenen Pantalons und den groben Hemden, ordentlich zuweilen wie ein Angstgeschrei klingt. Die Gemüsehändler ziehen mit ihren Karren voll duftender Salatstöcke und Rüben, an die oft ein zierliches Grauchen gespannt ist, langsam vorüber; am zahlreichsten sind des Sonntags die Obsthändler, die gegenwärtig Erdbeeren und Kirschen feil haben; man hört Nichts auf den Straßen, als: des fraises, des fraises, und „à la douce cerise! à la douce." Es mag hier im Vorbeigehen bemerkt werden, daß von den meisten Früchten das Volk, die Franzosen überhaupt, nur im Singular sprechen: La cerise est excellente cette année etc."

Nachmittags legt sich allmählich der Tumult: die Buden schließen sich. An den Thüren der noch offen stehenden sieht man die geputzten Demoiselles de comptoir ungeduldig die Straßen hinauf- und hinabschauen. Die Omnibus füllen sich mehr und mehr: die Kabriolets und Fiakers rasseln im wilden Galopp durcheinander, bald tritt eine plötzliche Stille ein. Alles ist auf dem Lande. Geht man gegen 6 Uhr durch die Straßen, so ist's stille und öde wie in einer Provinzstadt: die bonnes und garçons sitzen auf den Trottoirs und schwatzen vertraulich und ungestört mit einander, hie und da sieht man einige junge Mädchen, welche ihre elastische Taille und die Gewandtheit des zartgeformten Arms im Volantschlagen zur Schau bieten. Die jungen Pariserinnen besitzen in diesem Spiele eine große Geschicklichkeit; wenn sie merken, daß man sie beobachtet, so kommen sie erst recht ins Feuer, und ich habe deren gesehen, die sich den Federball wohl fünfs bis sechshundertmal geworfen ohne zu fehlen.

Das gemeine Volk geht Sonntags vor die Barrieren. Hier findet es in den engen, finstern Kneipen (cabarets) wohlfeilere und bessere Weine als in der Stadt, und speiset civets; diese Hasenpfeffer stehen indeß in einem üblen Geruch, und bestehen wohl zur Hälfte aus Katzenfleisch. Darauf bezieht sich eine Karrikatur, welche einen Restaurateur vorstellt, der auf der Thüre seines Etablissements einen Engländer mit Gewalt heranziehen will: über der Thüre liest man: à la renommée des bons civets; auf dem Dache hat der garçon eben eine prächtige Katze gefangen, die er durch ein Loch am Schwanze hereinzieht. Hier wird ebenfalls getanzt; es geht ziemlich anständig her, in der Nähe des Tanzplatzes darf nicht geraucht werden. Indessen später in der Nacht wird der Lärm unerträglich: Prügeleien folgen auf Prügeleien, hier findet man wohl die einzigen betrunkenen Leute in Paris. Die Polizeisergeanten und die Municipaux sind zwar gleich bei der Hand, um die Kämpfenden auseinander zu reißen, und in den Violon (Wachtstube) zu transportiren, aber gewöhnlich, während in der Einen Ecke Ruhe gestiftet wird, nimmt sich eine andere Partei den Augenblick wahr, um ihre Händel auszumachen. Unterdessen gehen die chaine anglaise, der balancé ruhig ihren Gang fort; während die Gläserflaschen klirrend an die blutigen Köpfe prallen, und die Faustschläge widerhallen, daß man sie durch den Tumult und die Musik durchhört, sehen Sie kein ängstliches Gesicht. Was diese Vergnügungsplätze gefährlich macht, ist, daß sich hier zum Theil Diebe und entlaufene Forçats einfinden; überhaupt ist es nicht rathsam, sich hier in zu feiner Kleidung zu zeigen. Das gemeine Volk hat im Innersten einen grimmigen Neid gegen les personnes bien mises, und es ist für Viele eine unsägliche Lust, einen schwarzen Frack auszuklopfen. Gegen die Damen wird auch hier die feinste Höflichkeit beobachtet: „Madame, puis-je avoir l'honneur de danser la premiere etc.," ganz wie in einem Salon: auch hört man nie „non" so ganz trocken hin sagen, sondern „non, Monsieur, pardon, Madame," hat aber Einmal den Franzosen der Wein oder der Zorn über die Schranken der Höflichkeit hinausgetrieben, so gibt es auch keinen impertinentern Flegel. Vor den Barrieren sind Tanzplätze, die auch mitunter von gens de bon ton besucht werden: z. B. das Elysée,

Digitized by Google

Mont-martre, l'Hermitage, beide vor der Barriere des Martyrs. Hier wird weniger Wein als Bier getrunken; wir stehen schon eine Stufe höher: den großen Theil der weiblichen Societät bilden jedoch noch immer die Grisetten, wozu die vornehmeren Nähterinnen, die Modistinnen aus der rue Vivienne nicht gerechnet werden dürfen; diese besuchen bloß Tivoli oder die Bälle auf dem Lande, die berühmteste Vergnügensanstalt für das Volk ist, la Courtille, ich erinnere mich nicht mehr, vor welcher Barriere.

Die Woche hindurch lebt der Franzose sehr nüchtern; im Sommer meistens von Obst und Salat, an Sonntagen aber versagen sie sich nichts; indessen treiben sie es selten bis zu einer Tasse Kaffee; die demi-tasse mit einem petit-verre ist der höchste gastronomische Genuß, den sich die gemeinen Franzosen träumen, daher es auch noch in den Kaffeehäusern nur schlechtweg un Régal genannt wird.

St. Cloud ist der besuchteste Vergnügungsort in der Umgegend von Paris. Man fährt dahin in den sogenannten petites voitures: sie führen verschiedene Namen: Célériféres, accélérées; die bureaux befinden sich in der Nähe der Straße Rivoli, welche nach den champs-élysées und zum bois de Boulogne führt. In der Woche kann man für 10 Sous bis St. Cloud fahren, Sonntags aber werden die Preise der Plätze bedeutend erhöht. Man thut wohl sich des Abends vorher einen Platz zu bestellen. Am meisten haben die sogenannten Coucous zu thun, Einspänner von besonderer Bauart, mit zweifachen Sitzen, so daß sechs Personen Platz finden; manchmal werden noch zwei auf den Bock des Kutschers gepackt, das heißt man aller en lapin: die ganze Ladung wird von einem jämmerlichen Klepper fortgezogen, der, in St. Cloud angelangt, kaum Zeit hat auszuschnaufen, und sofort dieselbe Tour nach Paris antreten muß.

(Schluß folgt.)

Eine Fahrt auf dem Zambeze.

8. Ankunft in Senna. Ausgang der Expedition.

(Schluß.)

Lieutenant Browne hatte während seines Aufenthalts in Senna schon mehrere kleine Fieberanfälle gehabt, und erfuhr am 27sten August einen heftigen, von dem er sich jedoch bald erholte, nach der kurzen Zeit aber zu schließen, von jenem Tage bis der Tod die ganze Scene schloß, muß jener Anfall nur der Anfang des heftigen Fiebers gewesen seyn, das ihn endlich wegraffte. Adonis wurde am folgenden Tage, Herr Kilpatrick und Antonio *) am 1sten September befallen. Um diese Zeit erhielten die Reisenden Erlaubniß, nach Tete weiter zu gehen, Anstalten wurden getroffen, als aber Alles bereit war, lag Hr. Browne auf dem Sterbebette. Während der ersten drei oder vier Tage nach der Ankunft der Reisenden zu Senna hatten leichte Nordostwinde geweht, das Thermometer schwankte zwischen 70° und 76° F. (17° und 19½° R.) und stand einmal um Mitternacht auf dem letzten Punkte. Später sprang der Wind gegen Südwesten und Westen um, mit gelegentlichen Windstillen, wobei das Thermometer ungefähr auf derselben Höhe stehen blieb; die Hitze scheint jedoch größer gewesen zu seyn, als das Thermometer anzeigte. Herrn Browne's Bemerkungen schließen am 2ten September, an welchem Tage er vermuthlich zum Letztenmal vom Fieber befallen wurde.

Die übrigen Nachrichten beruhen bloß auf der Aussage der beiden schwarzen Diener, Antonio und Adonis, die jedoch wahrscheinlich den Todestag Hrn. Browne's etwas zu spät angeben; er soll ihnen zufolge am 22sten Sept. gestorben seyn, wonach er 20 Tage krank gewesen seyn müßte. Wahrscheinlich war es am 4ten Nachmittags, wo er an seinem Aufkommen zu zweifeln anfing; am nächsten Morgen begann er irre zu reden, und verfiel endlich in ein Delirium, worin er die Zugpflaster, die man ihm am Kopfe gesetzt hatte, wegzureißen suchte. Er starb am folgenden Vormittag um 11 Uhr.

Hr. Kilpatrick litt gleichfalls am Fieber, und war nicht im Stande, das Bett zu verlassen; als aber Antonio und Adonis einen Sarg herbeigeschafft hatten, schickte er sie zu dem Priester, um die Anordnungen zur Beerdigung der Leiche treffen zu lassen; dieser brach jedoch in einen heftigen Zorn aus, und bemerkte, er habe Hrn. Forbes in der Kirche begraben, und sey nie dafür bezahlt worden, sie möchten darum Hrn. Browne's Leiche einscharren, wann und wo es ihnen beliebe. Als man sich an den Kommandanten wandte, erklärte derselbe, dieß sey Sache des Priesters und nicht die seinige, wenn aber dieser sich weigere, so werde er eine Stelle anweisen, wo man den Körper begraben könne, wobei er hinzusetzte, — es seyen vor einigen Jahren ein französisches und ein englisches Schiff an die Küste geworfen worden, die Mannschaft habe sich nach unendlichen Mühseligkeiten und Gefahren einen Weg über Land nach Senna gebahnt, wo sie alle bis auf Einen gestorben seyen. „Sie liegen Alle," fuhr er fort, an dem kleinen Flecke begraben, den man Euch zeigen wird, und dort könnt Ihr Euren verstorbenen Herrn beerdigen."

Diese Pflicht ward am nächsten Morgen von Antonio und Adonis vollzogen, die um einige Korallen ein Paar Neger mietheten, um ihnen zu helfen. Ein Gebet im besten Englisch, das der arme Adonis herausbringen konnte, ward über die Ueberreste seines unglücklichen Herrn gesprochen, und der Körper dann der Erde übergeben.

Die düstere Stimmung, von der Herr Kilpatrick ergriffen wurde, als er seinen Gefährten am Fieber darniederliegen sah, ging bei seinem Tode in dumpfe Hoffnungslosigkeit über, aus der ihn nichts erwecken konnte. Die beiden Diener packten die Koffer, und schlugen vor alsbald nach Chapongah zurückzukehren, aber alle Willenskraft hatte ihn verlassen, er schützte schwere Krankheit vor, um Senna nicht verlassen zu müssen, und schloß mit der trübseligen Bemerkung: „Ihr braucht mich jetzt nicht zu plagen, in wenigen Tagen wird mein Schicksal entschieden seyn." Endlich brachte man ihn doch zur Abreise, ein Tragsessel wurde in Bereitschaft gesetzt, in welchem er nach dem Kanoe gebracht wurde, das ihn in wenigen Tagen nach Chapongah führte. Die Donna, welche gerade abwesend war, kam bald zurück, drückte ihr Erstaunen und ihren Kummer über Hrn. Browne's Tod aus, und be-

*) Adonis und Antonio sind die Namen der Eingangs erwähnten Neger.

Digitized by Google

dauerte, daß Herr Kilpatrick das europäische Verfahren angewendet habe ſtatt dem der Eingebornen, das durch die Erfahrung als das einzige erfolgreiche bewährt worden ſey; ſie drang auch ſehr heftig in Hrn. Kilpatrick, es an ſich ſelbſt zu befolgen, er weigerte ſich aber, und die Krankheit, ſo wie die trüben Betrachtungen über das Schickſal ſeiner Gefährten, ſcheinen ihm ganz den Muth gebrochen zu haben. Er aß beinahe nichts, ſondern trank geiſtige Getränke, wo er ſie nur immer erhalten konnte, ein Fehler, der offenbar aus Krankheit und Muthloſigkeit entſprang, denn er war demſelben nie zuvor ergeben geweſen. Er verließ nie ſein Bett, mied allen Verkehr, und war ganz in ſeine düſtern Träumereien verſenkt. Unter Allen, die am Sumpffieber darniederlagen, fühlten nur wenige eine ſolche Herabſtimmung ihrer Geiſteskräfte, und keiner in ſo hohem Grade. Bei den andern dauerte ſie auch nicht lange, während ſie bei ihm mit der Krankheit begann und bis ans Ende blieb; obgleich aber alle geiſtige Kraft ihn völlig verlaſſen hatte, ſo litten ſeine körperlichen Kräfte trotz der Abmagerung vergleichungsweiſe wenig. Etwa drei Wochen nach ſeiner Ankunft zu Chapongah gab er die geiſtigen Getränke auf, ſo daß Donna Pascoa glaubte, er werde ſich wieder erholen; bald aber klagte er, die Speiſen bekämen ihm nicht gut, er begann wieder zu trinken, und nach ſieben Tagen war er nicht mehr. Er ſtarb am 28ſten Oktober Morgens, und da man weder Bretter zu einem Sarg, noch einen Zimmermann hatte, um ihn herzuſtellen, ſo flochten die Neger für ihn einen Sarg aus Bambus. In der Nähe des Hauſes ward gegraben, und Nachmittags fand die Beerdigung ſtatt, welcher Adonis, Antonio und einige Sklaven der Donna beiwohnten.

Am 12ten April des folgenden Jahres kam Herr Boteier auf dem Barracouta wieder nach Quilimane, um ſich nach dem Schickſal der Senna-Expedition zu erkundigen; daß Herr Forbes dem Fieber erlegen, wußte er, aber das Schickſal der andern war ihm unbekannt. Zu Quilimane hoffte er die beiden andern Offiziere zu treffen, an ihrer Stelle aber erſchien ein abgemagerter Neger, in deſſen fieberiſchen Zügen und hingeſchwundener Geſtalt er mit Mühe den einſt ſo rüſtigen Adonis, den Diener des Herrn Forbes erkannte. Auch Antonio erſchien, der gleichfalls vom Fieber gelitten hatte, doch ſich raſch wieder erholte, während der arme Adonis ſich kaum fortſchleppen konnte.

Nach der Beerdigung ihres letzten Herrn waren ſie mit Donna Pascoa in Streit gerathen, nach ihrer Angabe, weil dieſe einen kleinen Mantelſack von ihnen verlangte, in welchem ſich ein großes Stück Gold und 50 ſpaniſche Thaler befanden, und den ſie als Bezahlung für ihre Auslagen in Anſpruch nahm. In Folge dieſes Streits mußten ſie das Haus augenblicklich verlaſſen, waren aber gezwungen noch 14 Tage lang in der Nachbarſchaft zu bleiben, wo ihnen die Sklaven der Donna Pascoa heimlich Unterhalt gewährten. Antonio befand ſich um dieſe Zeit ziemlich wohl, allein Adonis litt in Folge eines heftigen Fieberanfalls an Dyſenterie. Endlich gelang es ihnen, ſich ein Kanoe zu verſchaffen, das ſie bald zu dem alten Mariano brachte, der ſie freundlich wie ehmals aufnahm, und das unglückliche Schickſal ihrer Herren lebhaft beklagte. Am folgenden Tage fuhren ſie wieder ab, und gelangten nach dem Dorfe Mongalloos, wo ſie wegen der verſtärkten Krankheit von Adonis 14 Tage bleiben mußten. Ein Neger kurirte ihn, deſſen Heilart auf folgende Weiſe geſchildert iſt.

„Beim erſten Beſuche ging er etwas auf die Seite, ſchrieb einige myſtiſche Zeichen auf den Boden, und kehrte bald mit der Verſicherung zurück, er habe die Art der Krankheit entdeckt, und werde ſie heilen können. Er entkleidete ihn hierauf, und rieb ſeinen Magen mit einem beſondeen Oele ein; als dieß einige Zeit fortgedauert hatte, brach Adonis eine Menge menſchlicher Gebeine aus, was ihn ſehr beunruhigte. Auf Befragen erhielt er die Antwort, die Fetiſche des Landes brächten dieſelben während des Schlafs in den Magen, und fügten auf dieſe Weiſe namentlich den Fremden Schaden zu. Adonis wollte ſie aufbewahren, um ſie ſeinen engliſchen Freunden zu zeigen, dieß litt aber der Beſchwörer nicht, ſondern entfernte ſich eine kleine Strecke weit, grub ein kleines Loch, in welches er die Gebeine legte, und nachdem er einige Figuren um die Stelle beſchrieben, ſorgfältig mit Erde bedeckte. Er wurde jeden Tag mit Oel eingerieben, hierauf mußte er ein Dampfbad gebrauchen, und dann erſt erhielt er einige flüſſige Arzneien.“

Nach 14 Tagen hatte ſich ſein Zuſtand bedeutend gebeſſert; er zahlte ſeinem Doktor nun einen Dollar aus, und für einen zweiten miethete er ein Kanoe, auf dem ſie ſich alsbald einſchifften und ihre Reiſe den Strom hinab fortſetzten. Am 2ten Dec. kamen ſie endlich zu Quilimane an, und begaben ſich ſogleich, der Vorſchrift von Donna Pascoa gemäß, zu dem Richter, um ihm eine Abſchrift des von den Effekten ihrer verſtorbenen Heren aufgenommenen Inventariums einzuhändigen. Die endliche Ankunft des engliſchen Schiffs rettete ihnen wahrſcheinlich das Leben, denn erneuerte Fieberanfälle hätten ihnen vermuthlich den Tod gebracht, beſonders da ihre Korallen und Dollars beinahe erſchöpft waren, und ſie dann allen möglichen Entbehrungen ausgeſetzt geweſen wären.

Die ſchwimmenden Inſeln von St. Omer.

Die ſchwimmenden Inſeln zwiſchen St. Omer und Clairmarais ſind in der Geſchichte berühmt; Davity ſagt: in der Nähe von St. Omer ſieht man einen See mit einigen kleinen Inſeln voll Pflanzen und Gebüſchen; man befeſtigt irgendwo einen Strick, und zieht ſie mit dem darauf weidenden Vieh wohin man will. Nach den Archiven nannten die flämiſchen Umwohner ſie Mote, das flößende, ſchwimmende Land. Die Inſeln lagen eine Stunde von St. Omer; einige waren etliche hundert Fuß lang, andere viel kleiner, und man konnte nicht allenthalben mit Sicherheit darauf herumgehen, denn es fanden ſich Löcher darin, aus denen keine Rettung war, wenn man hineinfiel, denn das Waſſer war ſehr tief, und die Inſeln nur zwei oder drei Fuß dick. Im Winter vom Feſte des heiligen Michaels an bis zum Mai führte man ſie gewöhnlich an beſtimmte Orte, und benutzte ſie zum bequemern Fange der ſehr zahlreichen Fiſche, im Sommer dagegen ließ man ſie vom Winde treiben. Es ſcheint, daß man in früherer Zeit ſie möglichſt zu erhalten ſuchte, und daß ſie zum Theil verſchwanden, als man keine Sorgfalt mehr darauf verwandte, denn im Jahre 1768 waren die Inſeln nur noch kleine Fetzen Landes von der Größe einer mittelmäßigen Barke, mit Moos bedeckt, und wenn man darauf trat, ſo war es als ob man auf einen mit Waſſer angefüllten Schwamm trete. Der General Vallongue ſchrieb im Jahre 1804: die Zahl der Inſeln vermindere ſich alle Tage, die Erdſchichten würden immer dicker und ſchwerer, und hängten ſich an das Land an. Im Jahre 1827 ſollen nur noch zwei oder drei vorhanden geweſen ſeyn, nur eine einzige noch iſt dicht mit Pflanzen und Gebüſch bewachſen, und es finden ſich darauf einige alte Weiden, auf deren faſt vom Mooſe überzogenen Rinden man noch die Namen einiger Beſucher zum Theil von hohem Range eingegraben ſieht.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise von Calcutta über Cawnpur nach Bombay.

1. Reise nach Agra.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 30sten kam ich wohlbehalten nach Cawnpur, eine von den beiden großen Militärstationen der obern Provinzen, und am Ganges gelegen. Ihre Ausdehnung von einem Ende zum andern beträgt 5 bis 6 Meilen; es liegen hier 4 Regimenter eingeborner Infanterie und 2 Kavallerieregimenter, nebst einer bedeutenden Artillerieabtheilung, und einem Infanterie- und einem Dragonerregiment königlicher Truppen. Die Sitte erfordert, daß ein Fremder, sobald er nach Indien kommt, den Behörden seine Aufwartung mache, von denen er dann mit jener Aufmerksamkeit behandelt wird, wegen welcher Indien so bekannt ist. Da ich während der Regenzeit ankam, so war die Luft etwas kühl; sobald aber die Sonne aus den Wolken trat, stieg die Hitze innerhalb der Häuser gewöhnlich bis auf 92 und 98° F. (29½° R.). Ich ging daher meist nur des Abends aus, wo ich mich mit den Offizieren des Kavallerieregiments, deren freundlicher Aufnahme ich mich stets dankbar erinnern werde, auf die allgemeine Promenade begab. Es ist durchgehends Sitte in Indien, frühzeitig aufzustehen und sich in der Kühle des Morgens Bewegung zu machen; ich konnte indeß der Hitze wegen selten vor drei oder vier Uhr früh einschlafen, wo ich dann bis 8 Uhr recht gut schlief; ich ging daher, den Forderungen der Natur nachgebend, von der Landessitte ab, und blieb dennoch während der Verheerungen der Cholera, die gerade damals mit so furchtbarer Wuth ausbrach, daß von den königlichen Regimentern 12 bis 14 Mann des Tages starben, vollkommen gesund. Um die Mitte Septembers ließ die Seuche nach und verschwand endlich ganz. Ich fand, daß von dieser außerordentlichen Krankheit die Vorgesetzten weit minder befallen wurden als ihre Untergebenen, was wahrscheinlich seinen Grund in der bessern Nahrung und dem unbeschränkten Genusse der freien Luft haben mag. Nur Ein Offizier starb in Cawnpur an der Cholera; an Gemeinen, deren Weiber und Kinder mit eingeschlossen, wurden ungefähr 240 Personen ein Opfer der Krankheit.

Nicht wenig war ich befremdet in einer so großen Station, als Cawnpur ist, keine regelmäßige Kirche zu finden; nur eine gewöhnliche Barracke war religiösen Uebungen gewidmet, denen zwei Geistliche vorstehen, die, wie man leicht denken kann, sehr viel zu thun haben. Die Bekehrung der Hindus scheint indeß keine großen Fortschritte zu machen, denn ich bemerkte nicht mehr als 12 oder 15 derselben bei den gottesdienstlichen Versammlungen. Ein Erfolg von Bedeutung in dieser Hinsicht wird von unterrichteten Personen als gänzlich unmöglich unter einem Volke betrachtet, das, unserer Sprache und Religion fremd, nur gewohnt ist, uns als Eroberer zu betrachten. Das einzige Verfahren, welches einigen Vortheil zu versprechen scheint, wäre, wenn man die heranwachsende Generation in der englischen Sprache unterrichtete, und dann der eigenen Ueberzeugung das Uebrige überließe. Dieß geschieht gegenwärtig auch in einem großen Theil von Indien, und man sagte mir, daß die Knaben der Eingebornen in den neu errichteten Schulen bedeutende Fortschritte in der englischen Sprache machen, so daß diese vielleicht binnen 50 Jahren in ganz Indien verbreitet seyn dürfte.

Die Zeit bis zum Eintritt der kühlen Witterung vertrieb ich mir durch die Zeitungen, welche gerade damals die Frage der Dampfschifffahrt durch das rothe Meer abhandelten, und da ich die ermüdende Fahrt um das Kap zu vermeiden wünschte, so beschloß ich über Agra nach Bombay zu gehen, und von da über Aegypten nach England zurückzukehren. Da nun mit Anfang Novembers eine bedeutende Aenderung in der Witterung sich einstellte, so machte ich mich auf den Weg und traf am Morgen des vierten Tages in Agra ein. Der Uebergang von der Hitze zur Kälte tritt in den obern Provinzen sehr plötzlich ein; noch um die Mitte Octobers ist keine Aenderung bemerkbar, nach dieser Zeit aber wird es mit jedem Tage kühler.

Agra ist eine der ältesten und berühmtesten Städte Indiens, einst der Sitz des großen Moguls, des berühmten Akbar Schah Dschehan, von dem noch einige Bauwerke übrig sind. Dem Raum nach zu schließen, welchen die Ruinen einnehmen, muß Agra vormals nicht viel kleiner als London gewesen seyn. Die Stadt liegt am rechten Ufer des Dschemna, über den ich bei meinem Eintritt in dieselbe ging. Unter den Gebäuden, welche noch Zeugniß von der Macht jener orientalischen Fürsten geben, sind das Fort, Akbars Grab, Secundra u. s. w. bemerkenswerth. Am nächsten Morgen besuchte ich das Fort, welches unter der Regierung Akbars gebaut wurde, und in dem dieser Fürst zur Zeit der Königin Elisabeth mit seinem Hofe wohnte. Es ist von rothen Backsteinen erbaut, mit außerordentlich hohen Mauern und kleinen Thürmen auf deren Zinnen versehen, und von einem Graben umgeben, um den sich Außenwälle erheben. Es ist nach weit größerem Maßstab als irgend ein mir bekanntes Fort unserer Tage erbaut, und mit Schießscharten versehen, aus denen die Besatzung sich mit Pfeilen vertheidigte. Im Innern finden sich alle Bequemlichkeiten für die Truppen, und in der Mitte steht der Palast mit seinen Moscheen, dessen Hof von Gebäuden, einst die Wohnungen der Hofhaltung, umgeben ist. Der Moti Meddsched, oder die „Moschee von Perlen," ist das schönste Gebäude, das man sich denken kann. Auf breiten Treppen gelangt man in einen viereckigen Raum, dessen Fußboden mit Marmor belegt ist; an den Wänden laufen, zum Schutz gegen Sonne und Regen, bedeckte von Pfeilern getragene Gänge hin, in der Mitte an dem einen Ende befindet sich ein Springbrunnen, und dem Eingange gegenüber erhebt sich die Moschee, wo die Gläubigen ihre Andacht verrichten. Die marmorne Kuppel der Moschee, mit ihren von herrlich gearbeiteten Pfeilern getragenen drei Domen, gleicht der St. Paulskirche. Die Marmorplatten des Fußbodens sind mit eingelegten Ringen von schwarzem Marmor verziert, welche jeder Person den Platz andeuten, wo sie ihre Andacht zu verrichten hat, und der Mollah oder Priester befindet sich in einer Nische in der Mauer. Das Gebäude und der Mörtel, mit dem die Steine zusammengefügt sind, sieht noch ganz so neu und frisch aus, als ob Alles erst am Tage zuvor fertig geworden wäre. Das Innere des Palastes besteht ganz aus Marmor; die Audienzhalle ist jetzt in ein Zeughaus verwandelt worden, und die herrlichen marmornen Badwannen hat man um ein paar Rupien sämmtlich verkauft. Die marmornen Brunnen im Innern und die Zenanas, oder Frauengemächer, sind über alle Beschreibung prächtig.

Das rings um die Stadt liegende Land ist auf 6 bis 7 Meilen in die Runde mit Ruinen schöner Gebäude bedeckt, aus denen sich erkennen läßt, daß diese einst so berühmte Stadt vor 500 Jahren ohne Zweifel die größte und schönste in der Welt war.

Secundra liegt 5 Meilen oberhalb oder 7 Meilen vom Fort entfernt, und ist ein Grab von Dschehanguir oder seinem Vater Akbar erbaut. Es liegt in der Mitte eines Parks, der von einer hohen mit vier Thoren versehenen Backsteinmauer umschlossen ist, ist von wundervoller Bauart und alle seine Thüren von Erz. So wie man sich dem Grabe nähert, fallen zuerst die ungeheuren 9 bis 10 Fuß dicken Mauern auf, deren Nothwendigkeit mir jedoch bald einleuchtete, da das Grab aus vier auf einander gebauten Häusern besteht, von denen jedes immer kleiner als das unter ihm befindliche, und mit einer 20 bis 50 Fuß breiten Terrasse versehen ist, auf deren von Pfeilern gestützten Ecken sich kleine Thürme erheben. Die ersten drei Häuser, oder Stockwerke, bestehen aus rothem Stein, das vierte aber aus Marmor; in der Mitte des letztern befindet sich das mit edeln Steinen und Sprüchen aus dem Koran bedeckte marmorne Grab. Die Aussicht von dem Thurm von Secundra über das flache Land ist herrlich, und besonders macht der sich durch die Ebene dahin schlängelnde Dschemna eine herrliche Wirkung. Im Erdgeschosse befindet sich der Eingang zu dem Gewölbe, wo der Leichnam gerade unter dem im obern Stocke befindlichen Grabe liegt; der Zwischenraum von unten bis oben ist offen, und das Gebäude wölbt sich oben zu einer Kuppel.

Am Abend ritt ich auf einem Elephanten durch die Stadt, und da eben Festtag war, so sah ich die Bevölkerung in ihrer besten Kleidung. Agra ist die reinlichste indische Stadt, die ich noch bis jetzt gesehen hatte; sie hat nur eine gerade durchlaufende Hauptstraße, von der mehrere kleinere Gassen in rechten Winkeln auslaufen. Sie ist ein bedeutender Handelsplatz, wo beständig eine Menge mit Getreide beladener Kamele hin- und herziehen. Das Erdgeschoß jedes Hauses ist ein Laden, und auf dem Bazar herrscht ein Getümmel gleich einem Bienenschwarme.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 197. 16 Julius 1835.

Die arbeitenden Klassen in England.

(Nach dem Monthly Magazine.)

1. Arbeit, Maschinenwesen und Dampf.

Der Zustand der untern Klassen des Volks, die hauptsächlich von ihrer Hände Arbeit leben, ist eine Frage von der höchsten Wichtigkeit geworden, und die Erfahrungen eines Landes wie England, wo dieselbe bedeutendere Fortschritte als irgendwo gemacht hat, sind interessant genug, wenn sie auch, wie zu erwarten, noch kein Resultat geben können. Die Hauptfrage ist wohl, ob der Druck, der auf den arbeitenden Klassen lastet, eine Folge des Uebergangszustandes ist, oder ob die jetzigen gesellschaftlichen Einrichtungen, — nicht die politischen, welche hierauf nur einen untergeordneten Einfluß ausüben, *) — nothwendig zu einer immer tiefern Erniedrigung der untern Klassen führen. Ist das Letztere der Fall, so führt das Irrlicht unserer Staatsökonomen ins Verderben; im ersten Falle aber möchte der Grundsatz: périsse le monde plutôt qu'un principe, wohl etwas zu herbe, und von Leuten durchgeführt werden, welche politisch keine Glaubensbrüder von Robespierre sind. In beiden Fällen möchte sich für das Steuersystem jeden Landes, wenn auch nur zur Milderung der Symptome, als oberster Grundsatz ergeben, die ersten Lebensbedürfnisse des Volks so wenig wie immer möglich zu besteuern. Doch wir kommen auf England zurück, und auf das was das Monthly Magazine in Bezug auf dasselbe sagte.

Es bedarf keiner langen Beweisführung, um zu zeigen, daß eine schwere Last die Kräfte der industriellen Klassen der Staatsgemeinde niederdrückt. Kommt man aufs Land, so sieht man nichts als Lumpen und Armuth; besucht man Manufakturstädte, so bezeugen längere Arbeitszeit und fortdauerndes Sinken des Arbeitslohns den ungünstigen Zustand der arbeitenden Klassen. Fast jedermann erkennt an, daß tiefes Elend unter der arbeitenden Klasse herrsche, und nur über den Umfang desselben ist man nicht einig.

Für dieses Mal wollen wir nur vorwärts blicken, andeuten, welche Ursachen den Fleiß des Arbeiters niederdrücken, und die Aufmerksamkeit nicht auf vage Gemeinplätze, sondern auf Thatsachen lenken, die allzu offenkundig sind, um bestritten zu werden. Später wollen wir den Gegenstand mit Rückblicken auf die Vergangenheit behandeln, den Einfluß der Münzänderung *) auf die erzeugenden und verzehrenden Klassen, die veränderte Vertheilung des Pachteigenthums erwägen, und endlich andeuten, auf welche Weise die untern Klassen der Gesellschaft gerettet werden können, um nicht durch die fortdauernde Entwicklung der jetzt wirkenden Ursachen überwältigt zu werden.

Ein Schriftsteller von großem Talente hat die Bemerkung gemacht, „daß die Veränderungen, welche allmählich und fast unmerkbar in dem innern Bau der Gesellschaft vor sich gehen, endlich in einer Krisis endigen, welche sich der Beachtung eines jeden aufdringt. Bis um die Mitte des 16ten Jahrhunderts war die Bevölkerung Englands fast ausschließlich mit Feldbau beschäftigt, und Manufakturen, als abgesonderte Beschäftigung, waren so gut wie unbekannt. Allmählich ergab sich ein Ueberschuß der Bevölkerung, der bei dem damaligen Umfange des angebauten Landes keine Beschäftigung fand; es bestanden noch keine Manufakturen, um diese überflüssigen Hände zu beschäftigen, da alle fabricirten Waaren, welche die Familie des Landmanns nicht selbst verfertigte, aus fremden Ländern eingeführt wurden."

Dieser Ueberschuß von Bevölkerung war bei der eintretenden Auflösung der Feudalverhältnisse und der Konfiskation der Kloster-

*) Untergeordnet in so fern, als die Länder mit freien Verfassungen von diesem Uebel keineswegs frei sind, ja es zeigt sich bei ihnen oft noch in härterer Form, weil die politische Macht, die sich in den Händen der besitzenden Klassen befindet, meist nur dazu angewendet wird, die Hauptlast auf die Arbeit und den Erwerb zu werfen.

*) change in the currency, worunter man stets Peels Bill vom Jahre 1819 versteht, wodurch die alte Währung wieder hergestellt wurde; was dieß heißen will, wollen wir in einem Beispiel erläutern. Vor dem Revolutionskriege ward die Unze Gold zu 5 Pf. 17½ Sch. ausgeprägt; als im Jahre 1797 die Baarzahlungen der Bank eingestellt wurden, und fast nur Papiergeld cirkulirte, zahlte man nach und nach für die Unze Gold bis 5 Pf. 10 Sch. In diesem entwertheten Papiere wurden die meisten Anleihen, und zwar zu 60 abgeschlossen, was nach der alten Währung nur 57 betrug. Diese Staatspapiere nun, für welche damals der Staat 57 erhielt, stehen jetzt auf 91½. Der Staat hat also durch das Steigen dieser Papiere, welches hauptsächlich durch Peels Bill veranlaßt wurde, etwa 140 Proz. verloren, und die Fondsbesitzer eben so viel gewonnen. Eine ähnliche Veränderung erlitten die Geldverhältnisse im ganzen Lande; die Gläubiger, die Güterbesitzer gewannen ungeheuer, die Schuldner, die Pächter u. s. w. verloren.

Digitized by Google

güter, auf Nichtsthun und Betteleï angewiesen, und dieß war die Krisis, mit welcher die Minister der Königin Elisabeth zu kämpfen hatten. Die Folgen davon waren die Abfassung der Armengesetze und die Aufmunterung des Manufakturbetriebs. Wir sind jetzt zu einer andern gesellschaftlichen Krisis gekommen, welche in mannichfacher Hinsicht von der oben genannten verschieden ist, aber den Hauptpunkt mit ihr gemein hat, daß auch jetzt ein großentheils bettelhafter Ueberschuß der Bevölkerung vorhanden ist.

„Die weit getriebene Anwendung der Maschinen, statt der menschlichen Arbeit," fährt derselbe Schriftsteller fort, „hat endlich eine neue Krisis herbeigeführt, wesentlich verschieden von der des 16ten Jahrhunderts. Damals war die Ackerbaubevölkerung zu zahlreich geworden, und ein bedeutender Ueberschuß englischer Ackerbauprodukte wurde gegen fremde Fabrikwaaren verhandelt. Jetzt dagegen sind unsere Manufakturen, statt mehr Hände zu bedürfen, mit Arbeitern überfüllt, deren Industrie keinen vortheilhaften Absatz findet. Die Anwendung der Maschinen verstopft nicht nur die Lücke, durch welche der Ueberfluß der Ackerbaubevölkerung in die Manufakturen sich ergoß, sondern hat auch eine Menge Hände, die früher in Manufakturen beschäftigt waren, überflüssig gemacht; aus beiden Gründen entsteht eine große Menge unbeschäftigter Menschen. Die fortschreitende Bevölkerung erzeugt einen Ueberschuß von Arbeitern, die im Anbau des Landes keine vortheilhafte Beschäftigung finden, und dieser Ueberschuß wird noch durch eine Masse von Arbeitsleuten vermehrt, welche die Ausdehnung und Verbesserung des Maschinenwesens überflüssig gemacht hat."

Dieß ist eine richtige Darstellung des Zustandes der niedern Klassen, deren Arbeit gleichfalls eine Waare ist, die mit dem größern oder geringern Begehr steigt und fällt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sonntag zu Paris im Sommer.

(Schluß.)

Die bekanntesten Restaurants zu St. Cloud sind la tête noire, eigentlich ein Hôtel, d. h. man findet daselbst auch Wohnungen, und der Restaurant am Park gleich rechts beim Eingange. In beiden Anstalten ist es eben so theuer, wie in Paris bei den besseren Restaurateurs. Sonntags lohnt es sich der Mühe nach St. Cloud zu fahren, wenn auch nur, um sich an der Menge Wagen von allen Formen zu ergötzen, die unaufhörlich hin- und herjagen; die fast zwei Stunden lange Straße ist mit einigen Tausenden von Equipagen, Cabriolets, Kaleschen, Postwagen, Coucous, Diligencen, Landau's, Tilbury's u. s. w. bedeckt, die durch den wirbelnden Staub dahindonnern: man winkt sich zu, man lacht, im Vorbeifahren schießt ein Postkutscher dem andern einen Witz zu, den dieser, trotz der Blitzesschnelle seines Fuhrwerks noch Zeit findet zu beantworten. Zu St. Cloud besteht das Hauptvergnügen im Herumschlendern im Park. Die Bäume, obwohl gleichfalls unter der Zucht der Kunstscheere stehend, sind bei weitem weniger stutzermäßig zugeschnitten, als die Maronniers in den Tuilerien: ihre Laubgewölbe sind hoch, düster und frisch und säuseln eine liebliche Kühle auf die Spazierenden herab, hie und da schlägt eine Amsel, und ihre helle, metallene Stimme klingt lieblich dem durch das Gebrause der Straßen betäubten Ohre entgegen. Das Schloß, wo sich der König bekanntlich im Sommer aufhält, sieht nach der Stadt zu noch ziemlich imposant aus. Die Façade nach dem Park scheint eher dem Landhause eines wohlhabenden Landmannes anzugehören: es ruht an einem Hügel, am Fuße ist ein Becken mit Springbrunnen, dem Schlosse gegenüber erhebt sich im Park eine ziemlich schroff ansteigende Anhöhe, von wo aus sich Paris unermeßlich vor dem staunenden Auge entfaltet. Einen anmuthigen Kontrast zu diesem immensen Panorama bildet der Park, der sich mit seinen dunkelgrünen Kronen von St. Cloud nach Sevres zieht, und die sanft am Fuße des Hügels sich windende Seine mit den zwei Brücken, die sich in dem himmelblauen Wasserspiegel reflektiren.

Viele Bürgerfamilien nehmen sich von Hause kalte Küche mit, kaufen sich bei einem Marchand de Vin einige Flaschen rothen Wein und eine Melone, — ohne Melone ißt nicht leicht ein Franzose im Sommer zu Mittag — und lagern sich in den Schatten um ihr Diner zu halten. Zwischen fünf und sechs spielen die Wasser: sie sind minder grandios als die zu Versailles, aber nicht so steif, so altfränkisch: die zwei Hauptpartien bilden zu St. Cloud die große Kaskade, welche etwas Manierirtes hat, im Ganzen aber einen guten Effekt macht, und ein von hohen Bäumen eingeschlossenes Becken, das zwischen den dunkeln Laubwänden einen beinahe hundert Fuß hohen Wasserstrahl in die Höhe schießt. Hat die Herrlichkeit ein Ende, so stimmen die Musikanten ihre Instrumente, und allmählich füllt sich der Tanzplatz: er besteht aus zwei Abtheilungen: in der untern springen die Dienstboten, Soldaten und Handwerker herum: in der oberen macht sich die beau monde lustig. Es ist auffallend, daß die sogleichheitssüchtigen Franzosen sich diese Absonderung gefallen lassen, und daß deßhalb nie die geringste Einwendung gemacht wird. Für beide Abtheilungen spielt ein und dasselbe Orchester.

Zwischen Boulogne und St. Cloud liegen Passy mit dem Ranelagh und Auteuil. Die Lage des letztern Dorfes ist äußerst reizend, es ist dicht von einem drei- und vierfachen Kranze von Gärten, Pappel-Alleen und Villa's eingeschlossen. Dieß Restaurant *) stößt an das Gehölz von Boulogne: der Ball von Auteuil ist den Lesern wohl von Paul Dekock's Romanen bekannt: er gehört zu den glänzendsten in der Umgegend von Paris. Die eigentliche bonne société, die höhere Welt, besucht ihn zwar nicht: dieselbe erscheint überhaupt an keinem öffentlichen Platze; aber man findet dennoch zu Auteuil eine recht angenehme, gebildete Societät. Bei Auteuil, etwas seitwärts von der Barriere von Passy, findet sich der Ranelagh, ein einzeln stehendes Gebäude von ziemlichem Umfange. Es werden oft Abonnementsbälle hier gegeben: auch hat man neuerdings Soirées Musicales veranstaltet, am Sonntage aber ist die Gesellschaft nicht immer die ausgewähl-

*) Wir bemerken bei diesem Worte, daß man im Deutschen das Wort Restauration in diesem Sinne unrichtig gebraucht: der Franzose sagt: Restaurant.

Digitized by Google

teste. Schöne und zahlreiche Pappel-Alleen führen zum Ranelagh: längs der Façade sitzen die Gesellschaften, welche nicht tanzen, im Freien auf den geflochtenen Strohstühlen, die man auch in den Tuilerien und im Palais-Royal findet, und wofür man zwei Sous bezahlen muß. Selbst in den Kirchen trifft man sie: Bänke, wie bei uns, sind nicht da.

St. Cloud und die übrigen angeführten Orte liegen im Westen von Paris: in der entgegengesetzten Richtung finden wir vor der barrière du trône den Park von Vincennes, wo sich des Sonntags die schöne Welt der Faubourg St. Antoine ergötzt; dieser Park ward weniger von der Kunst gequält, und hat etwas Bäurisches, das Einem unendlich wohl thut. Nur stört hier das feste Schloß, das Einen mit seinem Donjon überall angrinset. In diesem Park sind ebenfalls mehrere Tanzplätze im Freien; es befinden sich deren in allen Dörfern: mitunter sind sie recht geschmackvoll dekorirt. Rings herum erstreckt sich ein niederes grünes Geländer: die Bäume werden so gezogen, daß ihre Aeste sich über den Tanzenden wölben: an den Aesten sind Schnüre befestigt, welche die Laternen tragen, und um alle Streitigkeiten zu vermeiden, welche die Plätze veranlassen könnten, hat man den Raum in sechs bis acht Quadrillen getheilt: die Nummer hängt an den Schnüren: jeder Tänzer bekommt gegen Erlegung von fünf Sous ein Billet, welches eine der sechs oder acht Nummern führt, daher jeder weiß, welcher Platz ihm zukömmt. Der Contretanz wird hier bei weitem leichter und lustiger getanzt, als in Deutschland, z. B. am Rheine, wo man sich mit pas abquält: der Franzose tanzt ohne alle Prätension, nicht für andere, sondern für sich: man unterscheidet drei verschiedene Nüancen in der Art zu tanzen. Der Salonstänzer geht bloß, der bürgerliche, der die Bälle in den Schauspielhäusern oder die bals champêtres besucht, rührt sich schon etwas mehr: er weiß, daß man auch im Salon nicht tanzt, allein die angelernte Manier macht sich unwillkürlich Luft: der Tänzer an der Barriere endlich schlägt wunderliche Capriolen und würzt seine Sprünge mit noch grotesken Späßen. Höchst indecente Tänze sind der chahut und der cancan; sie sind zwar verboten, indeß entgehen sie um so leichter der Wachsamkeit der Polizei, da es keine besonderen Tänze sind, sondern bloß Variationen des Contretanzes. Auf den bals champêtres trifft man oft allerliebste Landmädchen; die idealsten Frauengestalten die ich je gesehen, waren aus der Umgegend von Paris zu Hause. Vorzüglich auf der Fete von St. Cloud versammeln sich die Schönheiten der umliegenden Ortschaften auf viele Meilen im Umkreise. Nach Mitternacht hören die Bälle auf; sie fangen jedoch des andern Tags gegen sechs Uhr wieder an. Auch Donnerstags wird getanzt: diese Bälle sind weniger lärmend als die Sonntagsbälle, und werden von besserer Gesellschaft besucht.

Eine Hinrichtung in Madrid.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Einige Tage nach meiner Ankunft in Madrid kam einer meiner Freunde, ein Spanier, zu mir und lud mich ein in seiner Gesellschaft einer Hinrichtung auf dem Platze la Cebada beizuwohnen. So sehr mir übrigens Schauspiele dieser Art zuwider sind, so glaubte ich doch als Fremder die Einladung nicht ablehnen zu dürfen, und so begaben wir uns denn nach dem Richtplatze. Schwarz gekleidete Männer begegneten uns in den Straßen, die den Vorübergehenden silberne Teller entgegen streckten und um Almosen für den armen Verurtheilten baten, das dann zu Messen für die Ruhe seiner Seele verwendet wird. Alle Straßen, durch welche unser Weg führte, waren mit Neugierigen angefüllt, und auf dem Richtplatze fanden wir die denselben umgebenden unsaubern schwarzen Barracken und kleinen Häuser mit Zuschauern besetzt. Nach der dritten Seite des unregelmäßigen Platzes hinblickend, bemerkte ich zwei hölzerne Pfeiler mit einem darüber gelegten Balken: dieß war der Galgen (la horca). Da wir fast noch eine Stunde Zeit hatten, so schlug mein Freund vor, den Weg nach dem Gefängniß zu nehmen, aus dem der Verurtheilte gebracht werden sollte. Um diesen von einer starken Wache besetzten Platz hatte sich eine große Menschenmenge versammelt. Um 11 Uhr endlich öffnete sich das Thor des Gefängnisses, und ein langer Zug Büßender, mit grünen Wachsfackeln in den Händen, wurde sichtbar; voraus schritt Einer von der Brüderschaft, ein lebensgroßes Kruzifix von Pappendeckel tragend, die Trommel wurde gerührt und das Armesünderglöckchen geläutet.

Jetzt trat der Verurtheilte heraus, und — man denke sich meine Ueberraschung — ich erkannte in ihm eben den Maux, dem ich vor etwa 15 Monaten auf der Straße nach Sevilla begegnete, und in dessen Gesellschaft ich, ungeachtet er ein Schmuggler war, einen ganzen Tag verlebte. Der arme Ribeiro, dessen Abenteuer mir so viel Vergnügen gemacht, war verurtheilt gehangen zu werden, weil er seinen Schwager in Folge eines heftigen Zankes tödtlich verwundet hatte. Es schmerzte mich tief, gekommen zu seyn, um das traurige Ende meines Freundes mit anzusehen, leider aber stand es nicht mehr in meiner Macht dem Platz zu verlassen, und ich vermochte nicht meine Augen von dieser Scene abzuwenden. Ribeiro schien zwar gefaßt, indeß hatten seine Blicke doch einen höchst seltsamen Ausdruck. Ich fand ihn sehr abgemagert; er ging barfuß und war in ein langes schwarzes Gewand gekleidet, den Hemdkragen über Brust und Schultern umgeschlagen. Ein mehrmal um seinen Leib geschlungener Strick fesselte zugleich seine Arme und Hände, in denen er ein kleines Kruzifix hielt. Neben ihm ging sein Beichtvater, und ungefähr vier Schritte von ihm entfernt ein bleicher, schlanker, schwarz gekleideter Mann mit sanftem Gesicht; dieß war der Scharfrichter, doch hätte man ihn, ohne die kleine elfenbeinerne Leiter, welche er am Hute trug, für einen Notar halten können.

Als der Zug aus dem Gefängnisse herausgetreten war, wurde Halt gemacht; auf ein Zeichen seines Beichtvaters trat Ribeiro zu dem großen Kruzifix, ließ sich auf die Kniee nieder und küßte die Füße des Bildes. Alle Umstehenden waren ergriffen, und es herrschte tiefes Schweigen. Der Beichtvater hielt hierauf mit eintöniger Stimme eine Rede, welche der Verurtheilte auf den Knieen anhörte, und als sie zu Ende war, setzte man ihn auf einen Esel, den der Scharfrichter führte. Rechts ging der Beichtvater und links ein anderer Geistlicher, der dem armen Sünder zusprach. Lange Reihen von Mönchen und Brüderschaften mit Kreuz und Fahne schlossen sich, Litaneien singend, dem Zuge an, der seinen Weg durch die größten Straßen nahm und die ganze Stadt durchzog. Ich ließ mich mechanisch von meinem Freunde fortziehen, und so kamen wir endlich auf den Platz la Cebada. Die Soldaten, welche um den Galgen aufgestellt waren, öffneten ihre Reihen, um den Zug einzulassen, und nun wurde Ribeiro, der jetzt sehr entkräftet schien, von seinem Esel herabgehoben. Man mußte den Unglücklichen unterstützen, und sein Beichtvater, der ihm eifrig zusprach, drückte ihm jeden Augenblick das Kruzifix an die Lippen. Eine letzte Beichte wurde am Fuße der verhängnißvollen Leiter gehört, während der Scharfrichter auf den Galgen stieg, den Strick untersuchte, die nöthigen Vorbereitungen traf, und dann, als er glaubte es sey Zeit, zu dem armen Sünder trat und ihn nach sich zog. Der arme Ribeiro stieg nur mit Mühe die Leiter hinan, an deren Fuß der Beichtvater immer fortsprach und gestikulirte. Auf der Höhe angelangt, legte der Scharfrichter mit außerordentlicher Schnelligkeit den Strick um den Hals seines Opfers, und in demselben Augenblick rief der Beichtvater: „Meine Brüder, bittet Gott für den armen Sünder!“ — „Amen!“ antwortete die Menge, und ich schloß, mich wegwendend, die Augen. Als ich einige Sekunden später wieder hinblickte, sah ich den Armen in der Luft baumeln, den Scharfrichter auf seinen Schultern sitzen und die Henkersknechte an den Füßen des Opfers ziehen.

Gegen Ende des Tages kamen die Mitglieder der Brüderschaften, die den Verurtheilten auf seinem letzten Gange begleitet hatten, um den Leichnam mit großem Gepränge abzuholen, ihn in einen Sarg zu legen, und, der Sitte gemäß, in die nächste Kirche zu tragen, wo sie ihn unter Gebeten bis zum Augenblick des Begräbnisses umgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise von Calcutta über Cawnpur nach Bombay.

1. Reise nach Agra.

(Schluß.)

Mein nächster Besuch galt dem Tadsch, dessen äußere Mauern, die einen Raum von etwa 700 Schritten einnehmen, von dem Dschemna bespült werden. Der Fluß ist hier 4 bis 500 Fuß breit, und es war im Plan am jenseitigen Ufer ein ähnliches Gebäude zu errichten und dann beide durch eine Brücke zu verbinden. Es sind noch Ruinen vorhanden, welche auf ein solches Unternehmen deuten, es läßt sich daher annehmen, daß der Gründer desselben nicht lange genug lebte, um seinen Entwurf auszuführen. Der Tadsch ist ein Mausoleum, oder Grab, von Schah Dschehan, Akbars Enkel, seiner Favorite Montaza errichtet, an deren Seite er jetzt ruht. Es nimmt einen Raum von etwa 500 Schritten ins Gevierte ein, und ist von drei Seiten von einer hohen Backsteinmauer und auf der vierten vom Dschemna umgeben. Tritt man durch das Thor von der Landseite ein, so hat man den Tadsch in der Ferne gerade vor sich, und der zwischenliegende Raum bildet einen Garten mit Spaziergängen, in deren Mitte Springbrunnen ihr Wasser emporstrahlen. Das Grab ruht auf einer ungefähr 15 Fuß hohen Grundlage von Marmor, an deren Ecken sich Pfeiler erheben, die mit dem Gebäude im Verhältnisse stehen. Beim Eintritte wird der Beschauer durch die Reinheit des Styls überrascht; die Form des Gebäudes ist achteckig, und die Marmorwände mit Blumen und anderem Bildwerke bedeckt. Das Grab selbst ist von einem herrlich gearbeiteten in Marmor ausgehauenen Gitter umgeben; die Königin liegt gerade in der Mitte (ein Beweis, daß das Mausoleum ursprünglich für sie allein bestimmt war), und ihr Gemahl dicht neben ihr fast am Gitter, woraus sich ergibt, daß er befahl, man solle seinen Leichnam hieher bringen, da das Gebäude am andern Ufer des Flusses nicht fertig wurde. Der Marmor beider Gräber ist mit kostbaren Steinen besetzt, und das des Königs unterscheidet sich von dem der Favorite durch ein oben auf demselben angebrachtes Schreibzeug mit Federn, zum Zeichen, daß er es war, der da herrschte und die Staatsgeschäfte besorgte. Beide Gräber befinden sich gerade unter der Kuppel, von deren wundervoller Bauart man überrascht wird, wenn man von unten nach ihr emporblickt.

Wer Oberindien besuchen will, ohne sich der großen Hitze auszusetzen, dem empfehle ich, England im Junius oder Julius zu verlassen; er wird dann im November nach Calcutta kommen, kann während des Decembers und Januars die obern Provinzen bereisen, sich im Februar und März mit Jagden aller Art unterhalten, und um die Mitte Aprils nach dem schönen halbwegs auf der Höhe des Himalaya gelegenen Ort „Simla" begeben, wo er vaterländisches Klima und herrliche Gesellschaft findet. Hier bleibt man bis zum Eintritt der kalten Witterung im November, und kehrt dann über Delhi, Adschmir, Udipur, den Golf von Cambay, Bombay, das rothe Meer u. s. w. nach Europa zurück.

Agra ist eine Gränzstation; rechter Hand, 50 Meilen entfernt, liegt Bhurtpur, und linker Hand, 50 bis 60 Meilen entfernt, Gwalior. Radschputana, oder Mewar, liegt von Agra aus gerade nach Westen, und die Gränze ist 50 Meilen entfernt. Die Kantonnirungen und Civilstationen befinden sich in einer schönen Gegend ungefähr eine Meile vom Tadsch, und die hier liegenden Truppen bestehen aus zwei eingebornen Infanterieregimentern und einem königlichen Regiment, nebst der dazu gehörigen Artillerie.

Die größten und schönsten Militärstationen trifft man in den obern Provinzen an den Gränzen der unabhängigen Staaten, oder unweit derselben, wenn nämlich diese Staaten jenen Namen verdienen, da sie gar sehr unter dem Einfluß und der Herrschaft der Regierung der Kompagnie stehen. An jedem ihrer Höfe befindet sich ein Resident oder Repräsentant, durch den die Wünsche des Gouverneurs und umgekehrt die der Fürsten an denselben mitgetheilt werden.

Nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Agra dachte ich endlich an die Reise nach dem etwa 750 Meilen gegen Südwesten entfernten Bombay. Das dazwischen liegende Land besteht aus mehr oder minder kultivirten unabhängigen Staaten, unter denen folgende die bedeutendsten sind: links Gwalior, das an das der Kompagnie gehörige Gebiet Bundelcund stößt; Radschputana gegen Westen, das sich bis zum Golf von Cambay und dem Gebiet Randschit Singhs ausdehnt, und Lahur gegen Nordwesten. Radschputana, durch das mich mein Weg führte, ist in mehrere Staaten oder Stämme getheilt, von denen der nächste Bhurtpur ist; dann kommt Dscheypur, Udipur u. s. w. In Dscheypur hat die Kompagnie eine Militärkantonnirung, Nassirabad genannt, und ein kleines Gebiet, über das sie die Herrschaft ausübt, oder von dem sie vielmehr einen Grundzins bezieht. Zu Nassirabad sowohl, als auch zu Nimutsch, mehr gegen Süden, und zu Mhow wird eine bedeutende Streitmacht unterhalten. Weiter nach Süden, über die Gränzen dieser Kantonnirungen hinaus, hat die Kompagnie keine Autorität irgend einer Art mehr, und das in diesen Stationen garnisonirende Militär steht als Hülfstruppe für die eingebornen Fürsten da, die es auch, so viel ich weiß, unterhalten. Diese Truppen dienen mithin zu einem doppelten Zweck, denn sie halten diese empörungssüchtigen Häuptlinge nicht nur im Zaum, sondern sie beschützen diese auch auf ihren Thronen gegen Aufstände ihrer eigenen Unterthanen. Der Durchgang von Personen und Gütern durch diese Staaten ist nicht ohne Gefahr. Die Radschas und die in ihren Hauptstädten lebenden Vornehmen des Landes bekümmern sich wenig um das, was außer ihren Gränzen vorgeht, treiben jedoch die Abgaben vom Land und den Dörfern mit despotischer Strenge ein. Die unermeßlichen Ebenen dieser Länder sind nur sparsam mit Dörfern besetzt, die selten näher als 10 bis 12 an einander liegen, und da die männliche Bevölkerung, wenn das Feld bestellt ist, nichts zu thun hat, so zieht sie mit Schwert und Lunteflinte bewaffnet zu Pferd oder zu Fuß aus und fällt den unbeschützten Reisenden an. Dieses Räubersystem hat sich seit den letzten Jahren immer mehr ausgebreitet, und sogar auf britischem Gebiete streifen Banden von Raubmördern, Thugs genannt, umher, von denen ich hier einige Worte sagen werde.

Die Thugs tragen keine Waffen, sondern ziehen in größern oder kleinern Abtheilungen als Bauern oder Bettler umher, und wenn sie einen Reisenden bemerken, so sprechen sie ihn an und gehen mit ihm, um zu erforschen, ob er Dinge von Werth bei sich habe. Ist dieß der Fall, so wird ihm ein Strick oder ein zusammengedrehtes Schnupftuch, gewöhnlich das letztere, während des Gesprächs geschickt um den Hals geworfen und der Unglückliche erdrosselt, ehe er noch daran denken kann sich zur Wehre zu setzen. In neuerer Zeit knüpfen diese Schurken mehrere Knoten in das Tuch, die sie ihrem Opfer gewaltig gegen die Luftröhre pressen, wodurch das Erdrosseln noch rascher bewerkstelligt wird. Die Regierung hat die kräftigsten Maßregeln gegen diese Schändlichkeit ergriffen, und aus den Verhören solcher Räuber erfuhr man die eben beschriebene Weise ihres Verfahrens. Um einen recht anschaulichen Begriff davon zu bekommen, befahl der Untersuchungsrichter einst einem solchen Thug, seine Kunst an einem der anwesenden Diener zu zeigen, sich aber wohl in Acht zu nehmen, daß ihm kein Leid geschehe. In einem Augenblicke hatte dieser die Schlinge um den Hals und lag am Boden, worüber der arme Teufel so heftig erschrak, daß er sich gar nicht mehr erholen konnte.

Europäer sind nur selten von diesen Thugs angefallen worden, da diese auf ihren Reisen kein Geld, sondern Wechsel und Anweisungen bei sich zu tragen pflegen; auch haben die Indier eine natürliche Scheu vor Europäern. Kurz vor meiner Ankunft im Lande geschah es jedoch, daß ein Offizier von Rang, der in einem Palankin reiste, das Tuch schon bald um den Hals hatte, als die Thugs plötzlich ihr Unternehmen aufgaben und flohen. Viele dieser Schurken streifen an den Gränzen der britischen Besitzungen umher, wo sie, selbst wenn sie die schändlichsten Verbrechen begangen haben, leicht eine Zuflucht in einem der benachbarten unabhängigen Staaten finden. Reisen ohne Begleitung ist mithin gefährlich, weßhalb auch die an den Gränzen befehligenden Offiziere Erlaubniß haben, reisenden Europäern Sicherheitswachen mitzugeben. Eine solche Begleitung besteht aus Sipahis — einem Korporal nebst vier oder fünf Mann — ist aber der Offizier von Rang, auch wohl aus zwölf bis zu zwanzig Mann. Mir wurde gleichfalls eine solche Wache angeboten, da aber eben ein Kavallerieregiment auf seinem Marsche von Bareilly nach Nimutsch durch Agra kam, so schloß ich mich diesem an, und trat unter seinen Schutz am 24 November mit Tagesanbruch die Reise nach Bombay an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 198. 17 Julius 1835.

Reise nach Cannä.

Barletta, Anfangs Mai 1835.

„Sic tauriformis volvitur Aufidus.“ Horatius.

Nachdem ich in Sicilien die Felsenburgen von Syrakus und in Griechenland die dreitausendjährigen Vesten von Mantinea und Eleutherä, die ich für die merkwürdigsten Alterthümer ihrer Gattung halte, bewundert hatte, konnte es mich nur um so mehr interessiren die einzige unitalienische, hetrurisch-apulische Stadt des heutigen Calabriens, das berühmte Cannä, aufzusuchen, das weiland Hannibal belagerte, und vor dessen Mauern und Thürmen, zweihundert Jahre vor Christus, neunzigtausend sieggewohnte Römer von ihm geschlagen wurden.

Vielleicht bin ich der einzige deutsche Reisende, der sich seit langen Jahren in diese Gegend wagte.

Cannä war eine Stadt auf sieben Hügeln, die wie Rom in Latium eine Völkerschaft beherrschte, hatte wie die alten Städte Griechenlands, Siciliens und Hetruriens eine befestigte Burg, eine Akropolis, ein Capitol, worin die Priester ein Palladium bewahrten. Cannä gehörte zu den wenigen Orten Großgriechenlands (Unter-Italien), die Ureinwohner hatten und in festen Wohnsitzen gefunden wurden.

Ich verließ Tarent vor drei Tagen, um nach Brindisi, Fano und Barletta zu gehen, die alle drei am flachen Meeresufer der Provinz „terra di Bari“ liegen. Wir sahen und erfuhren nichts in ihnen als was die wohlweise Madam Starke, was Richard und Meigebaur, mein englischer, französischer und deutscher Landschirrmeister, aufgezeichnet hatten.

Der Sänger der Aeneide hat die hieherführende Via Appia, welche vor der Hand noch die einzige Straße von Rom nach Brindisi ist, als die seinige betrachtet und in der damaligen Hauptstadt sein Leben beschlossen.

Die Population aller römischen Städte Apuliens ist auf ein Sechstel herabgeschmolzen, die Trümmer derselben sind durch die Gärten zerstreut und übergeaset. Was aber Barletta betrifft, so ist das eine ganz neue Stadt, die zweifelsohne die ehemaligen Bürger von Cannä, die Kaufleute waren, auf ein dem Meere abgewonnenes Stück Land bauten. Es ist jetzt der Hauptort der Provinz, obwohl nicht der Sitz des Intendanten, — Präfekten, — und führt einen beträchtlichen Fruchthandel mit den jonischen Inseln, deren Magazin die Gegend von Cannä ist. Die Regierung hat hier gegen alle Gewohnheit einen Handelshafen angelegt und ein Hafenlazareth erbaut. Ich habe es mir gemerkt und auch außerdem notirt, daß Barletta die erste mittägliche Stadt war, in welcher die Konsuln mich nichts kosteten.

Von Barletta nach Cannä sind es nur acht Miglien, die man in einem sogenannten Curiculo oder zweirädrigen Fuhrwerk ganz leichter und origineller Art zurücklegt. Er besitzt außer dem Vortheil des Schnellgehens den weit empfehlenswertheren leicht umzuwerfen. Gestern Morgen begab ich mich aus dem Posthause auf den Weg, und langte alsbald am Flusse Ofanto an, wo die klassische Wüste beginnt. Ofanto ist der alte Aufidus.

Es ist eben nichts Neues, wenn ich sage, die Gegend von Cannä sey jetzt eine Wohnung der Füchse und Marder, eine unfruchtbare Haide, ein Kirchhof voll Grabhügel. Das Alles ist ein Privilegium der Antiquitäten und findet sich in Pästum, in Balbek, Palmyra, Delphi, Agrigent und hundert andern. Das aber däucht mir unerhört, daß dieses Cannä gerade das Umgekehrte von dem ist, was wir eine Oase der Wüste nennen. Rings um dasselbe ist ein Garten, ein Saatfeld, bedeckt mit Häusern und Villen. Es ist als ob die Zeit ihr Anathema darüber ausgesprochen, und der Gott der Erde die einst blühende Stelle, worauf die Stadt lag, wie eine Pestbeule in seinem Körper betrachte. Welch ein Monument der Geschichte!

Nachdem mich ein Exemplar der erwähnten Curiculi eine Stunde beiläufig über das Schlachtfeld Hannibals dem Fluß entlang gefahren, und mir ohne weiteres Ungemach bewiesen hatte, was ich von derlei Fuhrwerk rühmte, gelangte ich an den Fuß mehrerer Hügel, die wie das Siebengestirn gruppirt waren, und zwei Quellen aus ihrem Schooße hervorschießen. Auf dem mittleren waren Mauerfragmente und weiter unten eine Quellengrotte, ein Paar verdächtige Hütten mit nackten braunen Menschengewürmen und ein römischer Meilenzeiger sichtbar.

Der Kutscher machte Halt und ersuchte mich auszusteigen.

„Che volete?“ frug ich befremdet.

„Signor, siamo arrivato.“

Wir waren in Cannä. Oder besser, wir waren am Abhang desjenigen Hügels der die alte Festung trug, und standen auf einem Bruchstück der Via Appia, die hier den Aufidus passirte

Digitized by Google

und aus der Stadt eine Station von Brundisium machte. Der Gedanke, daß hier fünfzigtausend Karthager gestanden und jenen blutigen Kampf mit der Weltbeherrscherin fochten, erfüllte mich mit heiligem Grauen. Der Fluß wälzte damals drei Tage lang blutige Wogen ins Meer, und noch jetzt gibt es hier einen Blutweg, Blutquell und Blutbrunnen.

Ich näherte mich einem anscheinlichen Familienhaupt der Horde die sich vor den Hütten gelagert hatte, und ersuchte ihn wenns ihm gefällig, mit uns über die Hügel zu gehen und die Orte anzuzeigen die Denkmäler enthielten. Mein Hauswirth in Barletta hatte mich versichert, der Mann habe schon öfters Britten aus Corfu als Cicerone gute Anleitung gegeben, und sey nicht so böse als er aussehe.

Hier muß ich bemerken, daß die mittäglichen Physiognomien ein Monopol von Gall und Spurzheim haben. Leben die Menschen nicht in guter Gesellschaft, conserviren sie nicht ihr Aeußeres und thun sie den Leidenschaften keinen Zwang an, so erscheinen sie regelmäßig als ausgeprägte Räuber und Mörder, kühn, verwegen, gewissenlos, ein Adler- und Falkengeschlecht, das mit Krallen bewaffnet ist. Ich glaube, wenn ich vorher gewußt hätte in welche Klephtengesellschaft mich die Ruinen Apuliens führen würden, ich hätte sie mit einem Perspektiv vom Meere aus besehen. Ehe fünf Minuten vergingen, war mein Generalstab auf zehn Köpfe angewachsen, die alle auf halbnackten Schultern saßen und große Rabenblicke in meine Rocktaschen schickten. Ich hatte mein Geld auf der Post zu Barletta gelassen, aber dessen ungeachtet wurde mir sehr unheimlich.

Das hat man vom Alterthumforschen. Die Keris hätten mich todtschlagen können ohne eine Obole dafür zu entrichten. Wenn es nicht geschah, so kam mir ihre eigene Klugheit zu Hülfe, indem sie nothwendigerweise dachten, ich sey nichts werth als meinen Reisepelz. Der war sehr abgetragen.

Ich habe auf der Höhe des Capitols, wie ich die Veste nennen will, mir eine topographische Skizze des Stadt- und Schlachtplans entworfen, die ich versuchen will in Worte zu fassen.

Canna liegt vier Miglien vom Meere und der Landstraße die von Barletta nach Neapel und Rom führt. Der Fluß Aufidus, jetzt Ofanto, berührt den Saum von fünf seiner Hügel die in einem Halbkreise liegen, und davon der dritte in der Richtung vom Meere hereinwärts die eigentliche befestigte Stadt trug. Zwischen dem vierten und fünften Hügel erstreckt sich ein schmales Thal, das sich gleich wieder spaltet und dadurch die beiden übrigen Hügel des Quasi-Roms bildete. Die Hütten deren ich erwähnte, liegen in eben diesem Thale, in welchem außer der besprochenen Meilensäule nichts bemerkenswerth ist als die Brunnengrotte, die einer Nymphe geweiht war.

Nur auf dem befestigten Stadthügel sind Ruinen sichtbar. Man erkennt um die Burg herum die Anlage einer doppelten Ringmauer, gewaltige Thürme, mehrere Cisternen, davon eine den Namen des Paulus Aemilius führte, der römischer Seits zur Zeit Hannibals in der Stadt befehligte, und einen Tempel, dieser muß von der schlechtesten und unkünstlerischsten Art gewesen seyn, da er keine Säulen, sondern nur rohe viereckige Pfeiler hatte.

Südlich an diese Veste stieß ein besonders vertheidigter Thurm, davon Mauertrümmer und Gräben sichtbar, und das Forum, welches wie in Rom in einem Thale zwischen den Hügeln lag. Jetzt heißt dasselbe Val Sophia.

Bezüglich des Schlachtfeldes waltet kein Zweifel ob. Polybius sagt deutlich, daß beide Heere in der Ebene gestanden und mit ihren Flügeln an den Fluß gelehnt waren. Die römische Reiterei machte den ersten Angriff, und wurde von der numidischen geworfen, worauf auch das römische Fußvolk vorging und durch das Weichen Hannibals ins Verderben gelockt wurde. Die zuerst siegende Kavallerie fiel ihm in den Rücken, und hieb die Legionen nieder.

In Canna könnte die neapolitanische Regierung eine ganze alte, fast dreitausendjährige Veste ausgraben. Die Trümmer haben allmählich den Berg mit einer neuen Kruste bedeckt, und zwanzig Fuß tief in der Erde fand ich jene Säule ausgegraben.

Nach meiner Rückkehr, zu der ich mir im Ernste Glück wünschte, besah ich nur noch eine große Antiquität, die die Barlettaner nicht kennen. Es ist eine kolossale bronzene Kriegerstatue vor der Marktkirche, der sie einen Strauß wie einem christlichen Heiligen in die Hand gaben. Die Venetianer haben diesen Koloß welchen sie, die Götter wissen wo — ich vermuthe in Syrien, — aufluden, um ihn nach San Marco zu schiffen, in einem Sturm und Schiffbruch hier ins Meer sinken müssen, worauf ihn die Fischer mit Stricken ans Ufer schleppten. Zufolge der Arbeit des Bildners ist die Statue entweder viel älter oder viel jünger als Christus, am wahrscheinlichsten das Conterfei eines unserer nordischen Barbaren. Sie ist $7^1/_2$ Ellen hoch und wird, von einem hiesigen Archäologen, der ein Buch darüber schrieb „Heraclius" genannt.

Barletta ist das Vaterland Piccinis, und war im 14ten Jahrhundert Residenz der Könige von Neapel.

Die arbeitenden Klassen in England.

1. Arbeit, Maschinenwesen und Dampf.

(Fortsetzung.)

„Viele verständige Leute," sagt derselbe Schriftsteller, „scheinen die fortdauernde Ausdehnung des Maschinenwesens mit Furcht, wo nicht mit Schrecken zu betrachten: wir können diese Ansicht nicht theilen. Weit entfernt, die vermehrte Anwendung von Maschinen als ein Uebel zu betrachten, nehmen wir vielmehr jede solche Anwendung der Entdeckungen der Wissenschaft freudig auf, als einen neuen Schritt auf der Bahn, auf welcher der wohlthätige Schöpfer der Natur das Menschengeschlecht zu seiner weitern Ausbildung vorwärts führt."

Diese Ansicht von der wohlthätigen Wirkung des Maschinenwesens für die Gesellschaft im Allgemeinen, und die Wohlfahrt der Arbeiter insbesondere, wurde auch von Hrn. M'Culloch *) unterstützt, welcher sagt, „daß mechanische Erfindungen und Entdeckungen den arbeitenden Klassen ungemein vortheilhaft seyen,"

*) Bekannt als einer der ersten ökonomischen Schriftsteller, von dem auch das ausgezeichnete „Handbuch für Kaufleute" verfaßt wurde.

Digitized by Google

und Hr. Babbage in seiner scharfsinnigen Schrift Economy of manufactures vertheidigt diese Ansicht gleichfalls, wiewohl in einem beschränkteren Sinne. Es erfordert gewiß nicht wenig Scharfsinn, zu beweisen, daß diese Ueberfüllung des Arbeitsmarktes, wodurch der Arbeiter außer Stand gesetzt wird, sein einziges Kapital, nämlich seine Arbeitsfähigkeit, werthvoll zu benutzen, ihm wohlthätig seyn soll. Der oben erwähnte Schriftsteller findet freilich in den wüsteliegenden Ländereien eine Zuflucht für die Arbeitslosen, und Hr. Babbage bemerkt kalt, „wenn die Konkurrenz zwischen menschlicher Arbeit und Maschinenwesen ganz hoffnungslos sey, so werde der Arbeiter sich schnell daran machen, einen neuen Arbeitszweig sich zu eigen zu machen." Diese Bemerkung des Hrn. Babbage muß sehr auffallen, da seine eigene Angabe über die gewöhnlichen Weber im Gegensatz gegen die Maschinenweber ihn überzeugt haben muß, daß man auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, wenn man eine große Masse Arbeiter von einem Industriezweig auf den andern übersiedeln will.

Es ist wohl hier der Ort zu bemerken, auf welchem Mißverständnisse dieser Streit beruht. Die Verbesserung und Erweiterung des Maschinenwesens, welche dem Menschen eine Menge unangenehmer, widerlicher und oft ermüdeigender Arbeiten erspart, und wahrscheinlich den Arbeiter mit der Zeit auf eine höhere Stufe hebt, indem Intelligenz zur Behandlung der Maschinen nothwendig wird, während er jetzt allzu häufig selbst zur Maschine herabsinkt, muß in dieser Beziehung allerdings wohlthätig für den Arbeiter werden, aber diese Wohlthat wird nicht dem jetzt lebenden, sondern erst dem künftigen Arbeiter zu Theil. In so fern habe Babbage und Mac Culloch zwar im Allgemeinen, aber nicht für den Augenblick recht, und ihre kurze Abfertigung der für den Anfang aus dem Maschinenwesen entspringenden Noth wird als Herzlosigkeit ausgelegt. Der Verfasser des Artikels im Monthly Magazine hebt die nächsten Folgen hervor, und wenn man ihm vielleicht vorwerfen kann, er sehe nur auf den nächsten Augenblick, so muß man ihm doch zugestehen, daß er ein Uebel berühret, das sich in England seit 20 Jahren in immer wachsender Furchtbarkeit zeigt, schon Unheil genug herbeigeführt hat, und noch ferner herbeiführen kann, so wohlthätig auch immer die Folgen für die spätern Enkel seyn mögen. Doch wir lassen ihn weiter sprechen.

Das Maschinenwesen war gewiß ein sehr wichtiges Hülfsmittel, um Reichthum zu erzeugen, und da manche Staatsökonomen dieß für das Endziel aller menschlichen Bestrebungen halten, so darf man sich über das Entzücken nicht wundern, womit sie die Fortschritte des von der riesenhaften und unerschöpflichen Kraft des Dampfes unterstützten Maschinenwesens betrachten.

Der Radikalirrthum in den Meinungen und Schriften mancher wohlgesinnten Leute besteht darin, daß sie die mit Ackerbau und die mit Manufakturen beschäftigte Bevölkerung als zwei abgesonderte Massen betrachten, die wenige gemeinschaftliche Interessen haben, und in hohem Grade von einander unabhängig sind. Ihre Interessen sind jedoch dieselben; sie sind gleichmäßige Theile einer großen Staatsgemeinde, und Alles, was die eine beeinträchtigt, darunter leiden beide, mittelbar oder unmittelbar. Maschinen setzen den Manufakturisten in den Stand, seine Erzeugnisse zu vervierfachen, und sie für den Markt in Bereitschaft zu halten, ohne darum die Zahl der Arbeiter zu vermehren; so repräsentiren in Manchester allein die 30,000 in den Baumwollenspinnereien beschäftigten Menschen in Verbindung mit den Maschinen die Arbeit von 5½ Million Menschen, eine um so staunenswerthere Thatsache, wenn man erwägt, daß diese mechanischen Kräfte hinsichtlich der Zeit sowohl, als dem Umfang und der Anwendbarkeit nach, noch in der Kindheit sind.

Vergebens behauptet man, daß diese Leichtigkeit der Produktion der Gesellschaft zu Gute komme, da die erzeugten Waaren unendlich wohlfeiler, und Dinge, die meist Luxusgegenstände waren, allen Klassen zugänglich würden. Dieß ist wahr, aber nur bis auf einen gewissen Punkt, denn das Schicksal des arbeitenden Erzeugers wird dabei ganz übersehen. Wenn der Preis einer Waare fällt, so muß der Arbeitslohn, so weit dieser bei den Erzeugungskosten mit in Berechnung kommt, gleichfalls fallen. Obwohl man nun den Arbeitslohn der Manufakturarbeiter nicht nach der Preisverminderung der Waaren beurtheilen darf, so ist doch der Arbeitslohn bei vielen Manufakturzweigen bedeutend gefallen, und muß auch zu fallen fortfahren.

Der Zweck des Maschinenwesens ist, Manufakturerzeugnisse wohlfeiler zu machen oder zu verbessern, und da die Arbeit des Menschen dem Manufakturherrn am meisten Mühe und Kosten verursacht, so geht das große Bestreben stets dahin, diese Arbeit überflüssig zu machen. Dieser Zweck wurde in einigen Zweigen beinahe erreicht, und in andern kommt man demselben fortwährend näher. Man hat berechnet, daß in diesem Augenblicke in England eine Dampfkraft thätig ist, welche der Arbeit von 90 bis 100 Millionen Menschen gleichkommt. Indeß ist bei dem unermeßlichen sowohl in- als ausländischen Begehr der englischen Manufakturwaaren, und bei der durch die leichte Produktion erzeugten Wohlfeilheit, der Arbeitslohn sich viel gleicher geblieben, als man eigentlich erwarten konnte. Eine Tabelle des Herrn Babbage wird dieß erläutern. Eine Maschine bei der Baumwollenmanufaktur, der Strecker (stretcher) genannt, die von einem Manne gehandhabt wird, erzeugte

im Jahre	Pfund gesponnener Baumwolle	Taglohn für 20 Pf.	Erwerb in d. Woche.
1810	400	1 S. 5½ D.	1 Pf. 5 S. 6 D.
1814	600	0 — 10 —	1 — 5 — 0 —
1815	850	0 — 9 —	1 — 11 — 10½
1825	1000	0 — 7½ —	1 — 11 — 5 —
1825	1000	0 — 7 —	1 — 7 — 0 —
1827	1000	0 — 6 —	1 — 10 — 0 —
1832	1200	0 — 6 —	1 — 10 — 0 —

Diese Tabelle zeigt hinreichend den Einfluß des Maschinenwesens; in diesem besondern Falle ist der Taglohn gestiegen, aber auf Kosten vermehrter Arbeit, denn derselbe Mensch thut jetzt mit Hülfe von Maschinen und Dampf die Arbeit, welche im J. 1810 von dreien gethan wurde, und der Manufakturherr liefert also dreimal so viel Waaren, als damals, ohne die Zahl seiner Arbeiter vermehrt zu haben, oder wenn er nicht mehr Waare liefert, so hat er jetzt nur den dritten Theil so viel Arbeiter.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Nachrichten über Afghanistan.

Nach den neuesten Nachrichten aus Kahur wüthen dort Fieber und Cholera, und Dost Muhammed rückt mit 25,000 afghanischen Reitern gegen Peschawer heran: die Truppen der Sikhs unter Nau Nihal Sing sind sehr desorganisirt, und keineswegs im Stande, sich den Afghanen zu widersetzen. Mehrere sonst Randschit Sing ergebene Afghanenhäuptlinge sind zu Dost Muhammed übergegangen, und der Maharadscha hat für nöthig gefunden, sich selbst ins Lager zu begeben, um den Kampf mit den Afghanen zu wagen. Dost Muhammed soll bereits von vielen Großen unter den Afghanen als ihr Oberhaupt anerkannt seyn. Es scheint demnach, als ob er wirklich aus diesem Kampfe als der Herrscher des Afghanenreichs hervorgehen werde. — Schah Schudscha war schon auf dem Rückwege nach Indien begriffen, als ihm neuerdings viele Leute zuströmten, so daß er abermals einen Versuch machen will, das Reich seiner Väter zu erobern. Die Feste Ras hat ihm ihre Thore geöffnet.

Eine Hinrichtung zu Madrid.

(Fortsetzung.)

Es sey mir jetzt vergönnt zu erzählen, wie ich die Bekanntschaft des armen Jose Ribeiro machte, von dessen unglücklichem Ende ich leider Zeuge seyn mußte.

Ich kam, von einem Freunde begleitet, eben von Gibraltar, als wir auf der Straße von Sevilla einen jungen Mann zu Pferde einholten, der denselben Weg zog. Der junge Mann war sehr elegant in die Majotracht gekleidet; er trug eine runde Jacke von Sammt, ganz mit Seide gestickt; die Beinkleider von demselben Stoffe waren ebenfalls mit geschmackvoller Stickerei besetzt, und mit einer doppelten Reihe vergoldeter Knöpfe verziert. Ein schöner rother Gürtel umschloß seine Hüften, und sein großer runder, niederer Hut saß schalkhaft auf dem Einen Ohre: Es war mit Einem Worte ganz das Kostüm in dem wir Figaro auf unsern Theatern sehen. Auch das schöne andalusische Pferd, das der junge Mann ritt, war ganz mit Zierrathen behängt.

Als wir herankamen grüßte ich ihn; er dankte höflich, und nun war die Unterredung bald im Gange. — „Sie gehen nach Sevilla?" sagte er. — „Ja, antwortete ich, wir sind Engländer, kommen von Gibraltar und wollen durch Andalusien reisen." — „Von Gibraltar kommen Sie? rief er lebhaft aus, ach, die herrliche Stadt! Was für herrlichen Tabak, was für treffliche Kattune bekommt man da!" — Nach dieser Aeußerung war es eben nicht schwer, das Gewerbe unseres neuen Reisegefährten zu errathen. „Wären Sie vielleicht gar ein Schmuggler?" fragte ich nicht ohne Zögern. — „Ja, ja, entgegnete er, so ist's." — „Ich beneide Sie, fuhr ich fort, um Ihre wilde, abenteuerliche Lebensweise; wahrlich Sie müssen doch von ganz andern Gemüthsbewegungen aufgeregt werden, als wir in unserem civilisirten Leben." — „Hm, erwiderte er, den Kopf schüttelnd, es ist nicht Alles Gold, was glänzt; wir haben mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen, und am Ende ist oft noch der Strick unser Lohn. Indeß ist es wahr, ich habe mich über meinen letzten Zug keineswegs zu beklagen. Jetzt gehe ich nach Sevilla, wo einer meiner Freunde mir ein kleines Packet Cigarren einschwärzen helfen wird, das ich nicht weit von hier in einer Hütte niedergelegt habe. Ein Vorfall, der mir begegnete, als ich das Letztemal hier vorüberkam, und der leicht sehr nachtheilig für mich hätte ausschlagen können, hat mich vorsichtig gemacht." — Auf meine Bitte um nähere Mittheilung hub er also an:

„Es sind nun beinahe drei Monate, daß ich, von einigen Kameraden begleitet, nach meiner Vaterstadt Sevilla zurückkehrte; wir waren sämmtlich mit tüchtigen Packeten versehen. Um dem Schwarm von Douaniers auszuweichen, der die Heerstraßen durchzieht, waren wir genöthigt die schmalsten Gebirgspfade einzuschlagen, wo Einer hinter dem Andern herzog. Als wir eben um die Ecke eines solchen Pfades einbogen, sah ich plötzlich den Weg von einer Kompagnie Douaniers versperrt, die noch dazu eine Abtheilung Militär bei sich hatte. Wären die Douaniers allein gewesen, so hätten wir leicht durchkommen können, aber gegen die Truppen des Königs war an keinen Widerstand zu denken. Ueberdieß übt, wie Sie wissen, der Name des Königs eine solche Macht, daß wir gar nicht gewagt hätten Feuer auf die Soldaten zu geben. Lange Ueberlegung wäre mir indeß sehr gefährlich geworden, ich überließ es daher meinen Kameraden sich aus dem schlimmen Handel so gut oder so schlecht herauszuziehen, als sie es vermöchten, gab meinem trefflichen Pferde die Sporen und seyte einen ganz ungangbar scheinenden Fußpfad hinan, wohin mir keiner der Uebrigen zu folgen vermocht hätte. Ich war entschlossen Alles zu wagen, um nur den Douaniers nicht in die Hände zu fallen, denn zehnjähriges Gefängniß und die Galeeren schreckten mich. Mein gespornes Pferd klimmte nicht ohne Mühe das Gebirge hinan, als ich mich plötzlich beim Namen rufen hörte und die Stimme meines Schwagers erkannte. — „Jose! rief er, halt an oder ich schieße dich nieder. Du weißt, daß ich gut treffe." — Da ich wenig Lust hatte mich fangen zu lassen, so drückte ich meinem Pferde die Sporen aufs Neue in die Seiten, und befand mich, obschon es schwer beladen war, bereits auf dem Punkt ein dichtes Gebüsch zu erreichen, als mich die Kugel meines schändlichen Schwagers in die Schulter traf. Der Schuß betäubte mich, doch hielt ich mich auf dem Pferde, und ehe noch ein zweiter folgen konnte, befand ich mich im Gebüsche.

„Des Schmerzes und des aus der Wunde rieselnden Blutes ungeachtet seyte ich meinen Weg bis zu Ende des Tages fort, wo ich in einem Dorfe, bei einem Geistlichen den ich kannte, Obdach fand. Er selbst verband meine Wunde, die minder gefährlich war als ich vermuthet hatte, und gab mir seinen Segen. Einige Tage später verkaufte ich mein Pferd, zog unscheinbare Kleider an, handelte ein Maulthier ein, dem ich meine beiden Ballen auflegte, und befand mich am zehnten Tage schon eine halbe Stunde von Madrid, wohin ich mich auf den allerbeschwerlichsten Pfaden durchgeschlichen hatte. Es wurde mir zwar sehr sauer meine Waaren in dieser Stadt einzuschwärzen, aber dafür machte ich auch die trefflichsten Geschäfte. Meinen Tabak verkaufte ich dreimal theurer als ich ihn in Sevilla angebracht hätte, und meine Kattune und Shawls warfen mir noch einen zwanzigfach größern Gewinn ab. Meine Wunde belästigte mich zwar immer noch, dafür war aber der Beutel gespickt, und ich konnte nun meine Majotracht wieder hervorsuchen und wie ein Edelmann leben. Mein Glück war jedoch nichts weniger als vollkommen; ich sehnte mich nach der Heimath, nach meinen mit Schnee bedeckten Bergen und vor Allem nach meinem guten Weibe. Wie konnte ich mich aber in der Vaterstadt sehen lassen? Mein elender Schwager, mit dem ich den Gewinn von meinen Schmuggelwaaren nicht theilen wollte, würde mich sicher verrathen haben. Sie können leicht denken, wie sehr ich von Sehnsucht und Langweile gepeinigt wurde; oft war ich entschlossen, allen Gefahren zum Trotz, die Reise zu wagen, aber immer jagten mir der zehnjährige Kerker oder Ceuta, wohin die Schmuggler gewöhnlich geschickt werden, einen Schrecken ein. Alles wohl überlegt, blieb mir kein anderer Weg als König Ferdinand um Gnade zu bitten.

„Ich sah den König fast täglich im Park spazieren gehen. Die Höflichkeit, mit der er das viva el rey! auch des geringsten Spaniers aufnahm, sein leutseliges Benehmen und sein freundliches Lächeln bürgten mir dafür, daß er nicht unbeugsam seyn und mich begnadigen werde. Es handelte sich jetzt darum eine Bittschrift aufzusetzen, und mit diesem Gedanken beschäftigt, begab ich mich nach der Plazza del Sol. Ich trat zu einem der dort an einem kleinen Tische sitzenden Schreiber, der, einen saubern Bogen Papier vor sich, auf Arbeit wartete. — „Was steht zu Diensten?" redete er mich an, indem er seine Feder spitzte. — „Ich möchte eine Bittschrift an den König haben," war meine Antwort, und nun erzählte ich mein Anliegen, mit dem der fertige Schreiber seinen Bogen bald angefüllt hatte. Als er fertig war, machte er mich auf die zierliche Schrift und die feinen, freien Züge aufmerksam, mit denen er das Wort Sire umgeben hatte, und las mir dann seinen Aufsatz vor. Mir schien es als könne eine solche Bittschrift nicht ohne Erfolg bleiben. — „Bemerkt, sagte der Schreiber, daß ich den Umstand, daß Ihr noch nie Tabak geschmuggelt habt, ganz besonders hervorgehoben habe; denn der Tabak ist, wie Ihr wißt, ein königliches Monopol, und wer sich an diesem vergreift, findet keine Gnade. Wegen des englischen Kattuns und der Shawls hat es nichts auf sich." Mit diesen Worten reichte er mir die Feder zur Unterschrift, und mein Gekritzel stach freilich seltsam genug gegen die schönen Schriftzüge des Schreibers ab.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 199. 18 Julius 1835.

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine. *)

6. Aufklärungen. — Glückliche Flucht. — Schluß.

Als wir das nächste Posthaus erreichten, fanden wir die Bewohner desselben durch die Ankunft eines Gaucho, der nebst fünf andern beladene Maulthiere geleitet hatte, und ungefähr zwei Leguas von der Post von einer Bande Indianer angefallen worden war, in die größte Bestürzung versetzt. Da er, seiner Aussage zufolge, der Einzige gewesen, der glücklich davon gekommen, so hielt ich es für gerathen, jeden Gedanken an Weiterreise für diese Nacht aufzugeben; meine räthselhafte Reisegefährtin hatte es jedoch anders beschlossen, und bestand, indem sie den Herrn des Hauses auf ihre geheimnißvolle Weise am Arm nahm und aus dem Zimmer führte, zu jedermanns Erstaunen darauf, sogleich frische Pferde zu haben.

Ich stand indeß in Gedanken versunken über das seltsame Benehmen dieser Frau, doch waren kaum fünf Minuten vorüber, als sie auch schon wieder hereintrat, und mich in einen Winkel ziehend, zu mir sagte: „Sie werden mein Benehmen ohne Zweifel ganz unerklärlich finden, aber ich muß eilen so viel ich nur immer kann, denn meine Heimath, die ich Ihnen aus gewissen Gründen früher nicht nennen wollte, ist nur sechs Leguas von der Stelle entfernt, wo die Gauchos ermordet wurden, und ich bin meiner armen Eltern wegen sehr in Angst."

„Was können Sie ihnen aber helfen," antwortete ich, „selbst wenn Sie auch den Indianern unterwegs nicht in die Hände fallen sollten?"

„Alles," erwiderte sie, „und den Indianern wünsche ich aber zu begegnen, denn diese werden mir nicht nur nichts zu Leide thun, sondern ich kann sie sogar, wenn sie, wie ich vermuthe, dem Stamme angehören, mit dem ich bekannt bin, ganz nach meinem Willen leiten. Haben Sie jedoch kein Vertrauen zu meinem Einfluß, so spreche ich Sie von der Verbindlichkeit mich zu begleiten frei."

„Wird uns der Hausherr Pferde geben?" —

„Allerdings, ich habe ihm den Werth derselben hinterlegt, und ihm zugleich einen Wink gegeben, daß ich im Stande sey, die Indianer aus seiner Nähe zu entfernen."

Wie sie dieß anfangen, und auf diese rohen Wilden überhaupt irgend einen Einfluß üben wollte, war mir ein eben so unauflösbares Räthsel als sie selbst. Ich erklärte mich indeß dennoch bereit sie zu begleiten, und kaum war dieß geschehen, so trat auch schon der Postmeister herein um zu melden, daß die Pferde bereit stünden. Unter Ausrufen von Verwunderung und allgemeinen Ermahnungen von unserm Vorhaben abzustehen, stiegen wir auf. Alle im Hause Anwesenden hatten so viel von ihren Habseligkeiten zusammengepackt, als sie eben mit sich nehmen konnten, und ihre Pferde in Bereitschaft gesetzt, um bei Annäherung des gefürchteten Angriffs sogleich flüchten zu können. Kein Mensch erbot sich aber uns zu begleiten, und hätte dieß auch nicht wagen dürfen, denn die Indianer sind so erbittert auf die Gauchos, daß selbst meine Reisegefährtin nicht für ihre Sicherheit hätte bürgen können. Wir traten also unsre Reise unter düsterm Schweigen in dem hier zu Lande gewöhnlichen Galopp an, und sahen uns, so lange es noch hell war, allenthalben nach den Wilden um, die wir jeden Augenblick zu sehen erwarteten.

Kaum hatten wir zwei Leguas zurückgelegt, so wurden auch schon die funkelnden Sterne an dem tiefblauen Himmelsgewölbe sichtbar und verbreiteten Licht genug, daß wir auf mehrere Schritte weit jeden Gegenstand erkennen konnten. Es war jedoch durchaus nichts zu sehen, und ich fing schon an zu glauben, die ganze Geschichte, die uns der Gaucho erzählt hatte, sey ersonnen, um sich das Gepäck, das sie zu befördern übernommen hatten, zuzueignen. Meine Reisegefährtin, der ich meinen Argwohn mittheilte, stimmte indeß meiner Ansicht nicht bei, und während sie mir ihre Gründe auseinandersetzte, hielt sie plötzlich ihr Pferd an, zeigte auf einen dunkeln, nicht weit vor uns auf der Straße liegenden Gegenstand, und fragte ob ich unterscheiden könne was das sey. Ohne meine Antwort abzuwarten, ritt sie jedoch langsam darauf zu, und als wir näher kamen, blickten wir in das dunkle verzerrte Gesicht eines Todten das uns, von dem bleichen Sternenlicht beleuchtet, gespensterhaft anstarrte.

In der Vermuthung, daß irgend etwas von dem Gepäck während des Kampfes verstreut worden seyn könnte, suchte ich in dem hohen Gras zu beiden Seiten der Straße umher, in der Hoffnung

*) Siehe Nr. 89 und 90 des Auslands v. d. J.

Digitized by Google

doch vielleicht auf etwas zu stoßen, das dem Eigenthümer noch von Nutzen seyn könnte, fand jedoch nichts als einen zerrissenen Poncho und einen Pfeil, beide mit Blut befleckt. Auf den ungeduldigen Ruf meiner Gefährtin, die gleichfalls umher gesucht hatte, stieg ich wieder zu Pferde, und bemerkte, als wir an dem todten Gaucho vorbeiritten, daß der eine Fuß noch von dem Steigbügel umschlungen war, daß er also von seinem Pferd eine bedeutende Strecke von dem Platze fortgeschleift worden seyn mußte, wo die Indianer ihren Ueberfall ausführten; wir wunderten uns nun nicht mehr, daß wir keine weitern Spuren des Kampfs gefunden hatten. Meine Gefährtin fragte mich, als wir unsern Weg fortsetzten, ob ich sie nach ihrem zwei Meilen rechts von der Straße gelegenen Hause begleiten, und es mir dort bis morgen oder noch länger gefallen lassen wolle; ihre Angehörigen würden mir jeden in ihren Kräften stehenden Beistand leisten. Mit Vergnügen, erwiderte ich, wolle ich diese Nacht in ihrer Estancia zubringen, könne mich aber nicht länger aufhalten, weil mir sehr daran gelegen sey, Buenos-Ayres noch vor der Ankunft des Konriers zu erreichen, den der Obrist von Tandil aus mit dem Bericht über die Schlacht dahin schicken würde, damit die Ueberzeugung, daß ich gerettet sey, die Regierung abhalte, irgend etwas über mich in der Zeitung bekannt zu machen. Als wir von der Straße abgelenkt hatten, bemerkte ich, daß meine Gefährtin mit weit weniger Sicherheit vorwärts ritt als früher, denn sie hielt ihr Pferd oft an, und es war überhaupt aus ihrem ganzen Benehmen zu erkennen, daß sie irgend ein Unglück besorge, und zögere das Schlimme zu vernehmen. Da auch mir jene Gefühle gar wohl bekannt waren, die uns beherrschen, wenn wir nach langer Abwesenheit zu denen zurückkehren, die uns theuer sind, so fragte ich, ob es schon lange her sey, daß sie ihre Eltern nicht gesehen habe. „Schon sehr lange," war ihre Antwort, „Gott gebe, daß sie wohl sind!"

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so verbreitete sich ein Brandgeruch in der Luft, und wild um sich blickend rief sie aus: „Ach! es ist so wie ich ahnete, aber lassen Sie uns dennoch eilen, Sennor, vielleicht können wir noch ihr Leben retten!"

(Fortsetzung folgt.)

Die arbeitenden Klassen in England.

1. Arbeit, Maschinenwesen und Dampf.

(Schluß.)

Der Zweck, auf welchen alles Maschinenwesen abzielt, ist vermehrte Produktion und verminderte Arbeit; die Vortheile, welche aus der Anwendung der Dampfkraft hervorgingen, sind unverkennbar, und es ist nutzlos über die bösen Aussichten der arbeitenden Klassen zu jammern und zu klagen. Dieß ist das Resultat der Uebergänge in dem Gesellschaftszustande, wozu alle Staaten bei den Fortschritten der Civilisation verurtheilt sind; es darf uns aber nicht blind für die Folgen, nicht rücksichtslos gegen die Leidenden machen.

Das Maschinenwesen ist Veranlassung, daß die rasch anwachsende Bevölkerung keine genügende Arbeit findet; die Produktionskräfte ohne Mitwirkung menschlicher Arbeit werden ins Unendliche vermehrt, und diese leblosen Kräfte werden fortdauernd verbessert. Die Ackerbaubevölkerung ist tief gesunken, dadurch, daß der Taglöhner sein eigenes Häuschen und eigenes Stück Feld verlor, und daß die kleinen Pachtungen verschwanden; Maschinen und das Zusammenwerfen kleiner Pachtgüter in große haben eine Menge Arbeiter überflüssig gemacht, und es ist erschreckend, in welchem Umfang diese Ursachen bereits ihre Wirkungen geäußert haben; in acht Ackerbau treibenden Grafschaften hat sich die Anzahl der kleinen Häuschen mit einem Stück Feld (cottages) von 1690 bis 1801 um 20,000 vermindert, und die Tausende, die jährlich auswandern, so wie die unmäßigen Armentaxen bestätigen das Elend der Arbeiterklassen auf dem Lande nur allzu sehr.

Aber das Maschinenwesen wird nicht still halten an dem Punkte, den es erreicht hat: England ist jetzt die Manufakturstadt der Welt, und wird es noch für geraume Zeit bleiben, da sein Reichthum, der Unternehmungsgeist seiner Kaufleute, der Besitz zahlreicher Kohlenbergwerke, und die Geschicklichkeit seiner Arbeiter ihm vor allen andern Nationen einen Vortheil gewähren. Dieß Monopol kann indeß nicht immer dauern, andere Völker werden ihre Kraft auf denselben Punkt wenden, und obwohl alle noch in Betreff von Straßen, Kanälen, Geschicklichkeit und Kapital weit zurück sind, so kann dieß doch nicht immer so bleiben. Die Schweiz, die Niederlande, Frankreich und die Vereinigten Staaten sind bereits in die Bahn eingetreten, und konkurriren zum Theil mit den englischen Waaren. Wird nun diese fremde oder auch einheimische Konkurrenz stärker, so müssen die Preise fallen und mit ihnen der Arbeitslohn. Man baut jetzt Maschinen, die künftig sehr zarte Arbeiten verrichten werden, wozu bisher Menschenhände erforderlich waren, und wenn auch diese nicht ganz überflüssig werden, so kann doch ein Mann so viel Waaren erzeugen, oder deren Erzeugung beaufsichtigen, als sonst zwanzig. Die Zeit scheint mit schnellen Schritten heranzunahen, wo Menschen mehr als nutzlos, und die Manufakturen mit so bewundernswerth gebauten und durch Dampf getriebenen Maschinen gefüllt seyn werden, daß fast Alles ohne Beihülfe von Menschen geschieht, und selbst der Boden bis zu einem gewissen Grade mit denselben Hülfsmitteln angebaut werden wird.

Es ist zum Erstaunen, mit welchen frohen Hoffnungen die Maschinenmänner diese Aussichten begrüßen. Hr. Gordon, ein ausgezeichneter Ingenieur, der kürzlich ein Werk über die Ersetzung der Menschenkräfte durch leblose Kräfte herausgegeben hat, wird über diesen Punkt ganz poetisch, und sagt: „wenn man fragt, was die kleinen Eigenthümer in den Stand setzt, zwei Hüte des Jahres zu tragen, statt barhaupt zu gehen, oder in der Mütze herumzustolziren, die von ihren Vätern gewoben wurde? wer sie in vortreffliches Tuch gekleidet hat, was den Putz ihrer Weiber und Töchter liefert, und ihre Bräute in Stoff kleidete, zart wie ein Spinnengewebe, an Farben glänzend, wie der Regenbogen, Stoffe, wie sie in solcher Eleganz zu den Zeiten ihrer Großmutter keine Herzogin trug; wenn man fragt, wer ihre Haube fältelte, ihre Netze tambourirte, ihre Spitzen wob,

Digitized by Google

ihre Strümpfe strickte, ihren Kamm einlegte, ihre Bänder mit Blumen schmückte, ihre Knöpfe vergoldete, ihre Schuhe nähte, und selbst die Rosette, die ihre Flechten schmückt, geformt hat, wenn man alles dieß fragt, so muß man antworten, der Dampf." Diese kleinen Eigenthümer, deren Putz Hr. Gordon so beredt beschreibt, sind größtentheils verschwunden: das stört ihn aber nicht, denn er fährt fort: „Hinsichtlich seiner Anwendung auf die Landwirthschaft betrachtet der unbemittelte Landmann (cotrager) die zierlichen Staketen, die seine Wohnung umzäunen; sie wurden durch Dampf gesägt. Der Spaten, mit dem er seinen Garten gräbt, der Rechen, die Haue, die Sense, die Sichel, jedes Ackerwerkzeug, das er nöthig hat, ist durch Dampf erzeugt. Dampf zerbröckelt den Oelkuchen, der des Pächters Vieh füttert, bildet die Pflugschar, die das Land umbricht, die Scheere, womit seine Heerde geschoren wird, und spinnt und webt die Wolle. In der Baukunst sehen wir die briarelschen Arme der Dampfmaschine allenthalben in Arbeit; sie schneidet Steine, poliet Marmor, zerreibt Kalk, mischt den Mörtel, sägt die Bodenbretter, glättet die Thüren, schmückt die Kamine, macht die Bleiplatten für das Dach, höhlt die Wasserrinnen, schmiedet Gitter und Riegel, zerreibt und mischt die Farben, macht und bemalt das Papier, färbt die Wolle, und webt die Teppiche, furnirt mit Mahagoni, ziert die Thürschlösser, kurz, alle möglichen Arbeiten werden durch Dampf betrieben."

Ein schöner Katalog! wenn die Straßen von Dampfwägen befahren sind, in jedem Dorfe eine Dampfmaschine, in jedem Kirchspiel eine Gießerei mit einem Dutzend Ingenieurs, Aufsehern und Arbeitern sich befindet, dann mag jede kleine Hütte zusammenfallen. Wie malerisch muß das Land werden, wenn diese „utilitarischen" Plane alle ausgeführt werden. Gegen die fortschreitende Entwicklung der Dampfkraft und ihrer Anwendbarkeit läßt sich nichts einwenden, inzwischen sollte man doch auch die Folgen im Auge haben, die dieß für die arbeitende Bevölkerung haben muß. Der oben genannte Schriftsteller wünscht zwar den Arbeitern Glück, daß durch die Ersetzung der Pferde durch Dampf Nahrung für 16 Millionen Menschen gewonnen würde, man sieht indeß nicht ein, wie die Arbeiter dabei gewinnen sollten. Wenn diese Extraquantität Korn erzeugt wird, so muß Korn ausgeführt werden, hiebei sind aber Abgabenlast und Geldwerth mit in Berechnung zu ziehen, worauf wir später zu sprechen kommen.

Chronik der Reisen.

Reise von Calcutta über Cawnpur nach Bombay.

2. Reise von Agra nach Bombay.

Am Ende unserer zweiten Tagreise von Agra aus kamen wir nach dem ungefähr 23 Meilen entfernten Fatihpur Sikre, ein prachtvolles Gebäude, das wie es heißt, der Landsitz Akbars war. Es ist von hohen Backsteinmauern umgeben, das Innere aber befindet sich in einem sehr verfallenen Zustande, nur die große Moschee ist noch einigermaßen erhalten; doch läßt sich auch aus den Ruinen der übrigen Gebäude der großartige Styl jener Zeit noch erkennen. Der Rathssaal Akbars und seiner Nachfolger ist von ganz eigener Bauart; der runde Platz auf dem der Kaiser saß, befand sich in der Mitte, und von den rings an den Wänden herumlaufenden Schranken führten vier Wege zu ihm, auf denen die Räthe sich dem Monarchen näherten und ihre Meinung abgaben. Im Innern der Moschee steht ein schönes Grab des Mollah oder Priester, der, wie die Sage erzählt, dem Kaiser rieth, barfuß nach Adschmir zu pilgern, damit er einen Erben erhalte; die Kaiserin gebar wirklich einen Sohn, dessen Vater jedoch, wie die böse Welt sagt, der Mollah gewesen seyn soll, der die Gemahlin seines Herrn, während der Pilgerfahrt, bei sich in seinem Heiligthum behielt. Dieser Sohn war Dschehanguir, der Vater Schah Dschehans, der den erwähnten Tadsch zu Agra baute, und dadurch ein bei den Moslems seltenes Beispiel von treuer Anhänglichkeit an die Geliebte gab. Es finden sich auch noch Gräber unbedeutenderer Personen in der Moschee, das des Mollah ist jedoch das schönste; es besteht aus Marmor und ist mit kostbaren Steinen u. s. w. besetzt. Da das Gebäude hoch ist, so hat man eine herrliche Aussicht über das flache Land und kann das 16 Meilen entfernte Dhurtpur und das etwa 23 Meilen gegen Osten gelegene Agra mit seinem Tadsch deutlich erkennen.

Am nächsten Morgen, den 26 November, um fünf Uhr, machten wir uns wie gewöhnlich auf den Weg und kamen um neun Uhr zu einem kleinen Ort, Baukauli genannt, wo wir unsere Zelte fanden. Von hier aus ging unsere einförmige Reise durch Radschputana fort, und da wir jetzt meist nur in kleinen Dörfern Halt machten, von denen sich nichts Interessantes sagen läßt, so will ich sie hier nach einander nur mit ihren Namen anführen.

Am 27sten kamen wir nach Rudawal, einem kleinen Dorf. Am 28sten nach Biana, wo wir Briefe erhielten, da hier, bis Nimutsch, auf unserm Wege das letzte Postamt war. Am 29sten legten wir 10 Meilen auf gutem aber sandigem Weg bis nach Surede zurück, und am 1 December gelangten wir nach Hindaun, einer bedeutenden Stadt. Vom 2ten auf den 3ten kamen wir nach Reipur, ein Weg von 11 Meilen, auf dem wir durch heftigen Regen aufgehalten wurden, der nach der lange anhaltenden Dürre ein wahrer Segen für das Land war. Reipur hat ein bedeutendes Fort auf der Spitze eines Hügels und ist gut mit Lebensmitteln versehen; die Straße ist herrlich.

Am 4ten erreichten wir Sarauli, 6¾ Meilen; wir schossen viele wilde Enten am See und wurden gut bewirthet; alle Straßen bis hieher sind meist sandig und deßhalb für Fuhrwerke jeder Art schwer zu passiren.

Am 5ten gelangten wir auf erträglicher Straße, nach einem Weg von 9¾ Meilen, nach Rosialghur; am 7ten nach Menapara, 9 Meilen; ein Lager im Sand und keine Lebensmittel, doch wurde die Straße bedeutend besser; am 7ten nach Batum, 7 Meilen, guter Weg und Bewirthung; am 8ten nach Tschror Mularna, 8 Meilen und am 9ten nach Pupulwarra, gleichfalls 8 Meilen; Straße und Bewirthung waren gut.

Am 10ten kamen wir nach einer Reise von 16 Meilen nach Schowar, eine Stadt am Fuß eines hohen Berges, auf dessen Gipfel sich ein Fort befindet, in welchem 200 Reiter lagen, die von einem Verwandten des Radschah von Dscheipur befehligt wurden, der sich feindselig gegen uns zeigte und keine Lebensmittel verabfolgen lassen wollte. Major Blair, der die Truppen kommandirte, ließ ihm hierauf sagen, daß seine Leute ohne gegessen zu haben nicht weiter könnten; bis 12 Uhr wolle er noch auf bessern Bescheid warten, und wenn dieser nicht erfolge sich selbst helfen, wo dann der Kommandant sich die Folgen seiner Weigerung selbst zuzuschreiben haben würde. Dieß hatte zwar den gewünschten Erfolg, denn wir wurden reichlich versehen, allein die Bezahlung, die man für das Gelieferte verlangte, war so übermäßig, daß der Major sich abermals ins Mittel schlug und die Forderung auf das herabsetzte, was wir auf der letzten Station bezahlt hatten. Der Kommandant blieb jedoch hartnäckig, und um uns zu zwingen, seinem Verlangen nachzugeben, weigerte er sich die Führer zur nächsten Station zu stellen, worauf jedoch Major Blair die gerade im Lager befindlichen Getreidehändler zu diesem Zwecke mit Gewalt zurückhielt. Da sich unser Feind im Fort auf diese Weise auf allen Punkten überlistet sah, so gab er endlich nach und schickte die Boten.

Am 11ten kamen wir nach Bambour, 12 Meilen, in Amir Khan's Gebiet. Die Geschichte dieses außerordentlichen jetzt 70 Jahr

Digitized by Google

alten Mannes ist bekannt. Er war ursprünglich ein Diener in einer der obern Provinzen des brittischen Gebiets, sammelte aber als ein kühner, gewandter und unternehmender Mann, eine jener Räuberbanden um sich, die noch jetzt eine Geißel dieser Gegenden sind, und ward ihr Anführer. Endlich schloß er sich dem berüchtigten Holkar an, dessen General und Premierminister er wurde, und schwang sich so nach und nach zu einem kleinen Fürsten empor, als welcher er von der ostindischen Kompagnie, die mit dem gefürchteten Mann ein Bündniß schloß, ein Einkommen von 18 Lak Rupien jährlich von seinem Gebiet verbürgt erhielt. Da Amir ein schlauer Kopf ist, der wohl einsah, daß die brittische Macht in Indien immer weiter um sich griff, so zog er dieses Anerbieten den Wechselfällen des Kriegs vor. Seine Streitmacht besteht ganz aus Cavallerie; wir sahen eine Abtheilung dieser wahrhaft furchtbar und wie Räuber aussehende Truppen, die jedoch treffliche Reiter und mit Lanzen und Luntenflinten bewaffnet sind. Gegen uns benahmen sie sich indeß weit höflicher und zuvorkommender, als die Leute zu Dscheipur.

Am 12ten kamen wir auf sehr guter Straße nach Schantna, 14½ Meilen, wo wir herrliche Bewirthung fanden. Am 13ten erreichten wir Dhunie, wo wir Rasttag machten und gut, obwohl sehr theuer verpflegt wurden, wie dieß der großen Dürre wegen dieses Jahr durchgängig der Fall war. Von Mangel konnte keine Rede seyn, denn die Getreidehändler hatten Vorrath genug, steigerten aber die Preise zu einer solchen Höhe, daß der Arme nichts kaufen konnte und das Elend so hoch stieg, daß die ekelhaftesten Dinge gegessen wurden, und viele Menschen Hunger starben. Das Land, durch welches wir jetzt gekommen waren, ist größtentheils flach und unfruchtbar; hie und da erheben sich 100 bis 200 Fuß hohe Felsen, auf deren Gipfel gewöhnlich Forts stehen, in denen jene Räuberbanden hausen, welche das Land beunruhigen und mit denen wir auch Bekanntschaft machen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hinrichtung in Madrid.

(Schluß.)

„Am andern Tage fand ich mich bei guter Zeit am Gitter des Palastes ein, um den günstigen Augenblick abzuwarten. Ich fand bereits vier oder fünf Menschen, die ohne Zweifel in derselben Absicht gekommen waren. Einige Palastgardisten kamen auf uns zu, und da ich bald merkte warum, so steckte ich den braven Leuten ein gutes Trinkgeld in die Hand, worauf ich ohne Anstand in den Hof des Palastes treten durfte.

„Einen Augenblick später wurden drei Pferde vorgeführt, und Ferdinand, von seinen Adjutanten begleitet, kam die große Treppe herab. Er stieg zu Pferde, und als er eben fortreiten wollte, fiel ich auf die Kniee, hielt meine Bittschrift empor und rief: „Gnade, Sire, Gnade für einen Ungehorsamen, der es gewagt hat gegen Ew. Majestät Befehl Kontrebande mit Schnittwaaren zu treiben!“ — Der König nahm mir die Schrift gütig ab, gab mir ein Zeichen aufzustehen und sagte, nachdem er sie flüchtig durchlaufen: „Du wurdest also verwundet?“ — „Ja, Sire, und zwar gefährlich, denn ich bin noch nicht ganz geheilt.“ — „Gut, erwiderte der König, ist es aber auch wahr, daß du keinen Tabak geschmuggelt hast?“ — Ehe ich noch antworten konnte, rief er mir zu: „Finde dich nur in einigen Tagen auf dem Sekretariat ein, dann wollen wir schon weiter sehen.“

„Nach diesen Worten ritt er fort und ich blieb wie angenagelt stehen. Der Gardist, dem ich ein Trinkgeld gegeben, weckte mich aus meinem Traume. „Du hast dich wacker gehalten, rief er mir lächelnd zu, und du erhältst sicher guten Bescheid, denn ich erkannte das gleich aus der Art, wie der König deine Bittschrift dem Gardehauptmann übergab.“

„Voll Freude und Hoffnung lief ich in der Alkalastraße und im Prado herum, und begab mich nach drei oder vier fröhlich hingebrachten Tagen auf das Sekretariat. Ich fand hier drei Beamte, zwei junge und einen alten; dieser mußte der Sekretär seyn. „Ich komme wegen meiner Begnadigung, redete ich ihn herzhaft an, wegen der Begnadigung des Jose Ribeiro.“ — Die beiden jungen Commis sahen mich verwundert an, und der Alte sagte, indem er seine Cigarre in den Mund schob: „Dieser Mann ist uns gar nicht bekannt.“ Da ich gar wohl wußte, was diese Antwort zu bedeuten habe, so zog ich einen Sack mit harten Thalern aus der Tasche, schüttete ihn ohne Ein Wort zu sagen auf einem Tische aus und machte drei ungleiche Haufen aus dem Gelde. Die drei Beamten sahen mir aufmerksam zu. „Dieser da, sagte ich, indem ich auf den größten deutete, gehört dem Señor Secretario, der mir die schriftliche Begnadigung zustellen wird, die mir Se. Majestät der König, den Gott beschützen wolle, vor einigen Tagen versprochen hat; die beiden andern aber sind für die Herren, die mir als Zeugen bei der Einregistrirung dienen werden.“

„Die drei Commis rauchten schweigend ihre Cigarren, ich setzte mich also dem Bureau gerade gegenüber, nahm auch eine Cigarre aus meinem Etui und rauchte als ob ich allein gewesen wäre. Nach einigen Minuten nahm endlich der Alte das Wort: „Wir müssen uns recht verstehen, sagte er, das ist Alles, was Ihr zu geben habt?“ — „Ich gebe Euch, was ich habe, es bleibt mir auch nicht ein einziger Thaler übrig.“ — „Nun denn, fuhr der Alte zu einem der Kopisten gewendet fort, seht doch einmal nach Agostino, ob Ihr das Papier habt, das der Herr da begehrt.“ — Der Schreiber stellte sich als ob er einige Augenblicke suchen müsse, und nachdem das Geld eingesteckt war, erhielt ich meine Begnadigung. Da ist sie, ich habe sie sorgfältig in einer ledernen Brieftasche aufbewahrt. Jetzt war mir die Lust vergangen in Madrid herumzuschlendern, und ich machte mich auf den Weg nach Sevilla. Obschon mir die Begnadigung ziemlich hoch zu stehen gekommen war, so blieb mir doch noch Geld genug wieder ein Pferd und einen kleinen Ballen guten Tabak zu kaufen. Heute Abend noch werde ich mein liebes Weib wiedersehen, ihr elender Bruder aber mag sich in Acht nehmen!“

Der Andalusier zog bei diesen Worten ein sorgsam gefaltetes Papier aus seiner Brieftasche und machte mich auf das unten mit großen Buchstaben auf dasselbe aufgedruckte Wort Gratis aufmerksam. Das Dokument lautete folgendermaßen: „In Erwägung, daß Jose Ribeiro sich zwar des Verbrechens der Kontrebande schuldig gemacht, jedoch aber, indem er sich zu den Füßen des Königs geworfen, die lebhafteste Reue gezeigt, und das Versprechen geleistet hat, die Gesetze des Landes ferner nicht mehr zu übertreten; in Erwägung, daß er außerdem auch noch viel von einer Wunde gelitten hat, welche er von einem der treuen Soldaten Sr. Majestät erhielt, bewilligt ihm der König Verzeihung, und befiehlt ihm in seine Vaterstadt Sevilla zurückzukehren, wo die Behörde angewiesen ist ihm nöthigenfalls zu schützen.“

Wir waren während dieses Gesprächs in die Nähe von Sevilla gekommen, denn wir hörten schon das Geläute der Glocken von den zahlreichen Kirchthürmen. Bald kamen wir in die Stadt, wo wir unter den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen von dem Andalusier schieden. — Fünfzehn Monate später wohnte ich seiner Hinrichtung bei.

Miscellen aus indischen Journalen.

Kaschmir hat einen neuen Gouverneur in der Person eines gewissen Mohun Sing erhalten, und Friede und Wohlstand kehrt in das glückliche Thal zurück, die Emigranten sind alle zurückgekommen, und viele aus den umliegenden Ländern sind herzugeströmt, um die durch die Hungersnoth des vorigen Jahres veranlaßte Lücke zu füllen. Eine menschenfreundliche Gesellschaft hat sich gebildet und unter den Bedürftigsten 5000 Bettdecken ausgetheilt, eben so vertheilt man auch täglich Mehlrationen unter ihnen.

*

Die persische Sprache, welche seit der muselmännischen Eroberung die herrschende Geschäfts- und Gerichtssprache im nördlichen Indien gewesen ist, wird nun wahrscheinlich abgeschafft und vorerst durch das Hindustani ersetzt werden.

*

Die dänischen Besitzungen in Indien, Serampur und Tranquebar, sind allmählich zur Unbedeutenheit herabgesunken, und verursachen der dänischen Regierung jährlichen Verlust; Häuser und Landeigenthum sinken im Werthe und die Bevölkerung mindert sich. Man glaubt daher, daß die dänische Regierung ihre Besitzungen bald gegen Entschädigung an England abtreten werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 200. 19 Julius 1835.

Die arbeitenden Klassen in England.

2. Gewöhnliche Weber. Fabriksystem.

Es ist auffallend, daß man der Baumwollenmanufaktur von Seite des Parlaments so wenig Aufmerksamkeit schenkte, da sie doch von so unermeßlichem Umfang ist, und eine so große Revolution auf dem Arbeitsmarkte bewirkt hat. Das jährliche Erzeugniß der Manufakturen kann nicht viel unter 40 Millionen Pfund St. betragen, und wahrscheinlich leben zwei Millionen Menschen davon. *) Herr Baines rühmt, daß die 150,000 Arbeiter in den Spinnmühlen so viel Garn erzeugen, als 40,000,000 mit dem einfachen Rade erzeugen würden. Man kann diese Fortschritte des Maschinenwesens nicht beklagen, da alle diese Klage unnütz ist, aber die vergangene, gegenwärtige und zukünftige Lage der Arbeiter verdient Beachtung, und wird ihnen nicht die gebührende Berücksichtigung zu Theil, so tritt eine gesellschaftliche Krisis ein, die auch nicht ein Wrack von den vergötterten Maschinen zurücklassen würde.

Die gewöhnlichen Weber sind die ersten Opfer des Maschinenwesens geworden. Alle Behauptungen, daß sie ihr unglückliches Loos durch verdorbene Sitten selbst verschuldeten, sind ungegründet. Ihre Anzahl beträgt 250,000, und das Schicksal dieser 250,000 Menschen oder vielmehr Familien kann man aus dem Einfluß des Maschinenwesens ersehen. Im Jahre 1795 gewann der gewöhnliche Weber, **) der feine Arbeit lieferte, wöchentlich 1 Pf. 13½ Sch. (21 fl.) und Hr. Gaskell schildert seine damalige Lage auf folgende Weise: „Dieß waren ohne Zweifel die goldenen Zeiten der Manufakturen: ein Arbeiter machte seine sämmtlichen Geschäfte in seinem eigenen Hause ab, und kam nicht täglich in Fabriken unter eine Gesellschaft, wo seine Moralität hätte leiden müssen; sein Lohn war zureichend, nicht nur um gemächlich zu leben, sondern auch um ein kleines Stück Land zu pachten, dieß gab ihm gesunde Beschäftigung, und hob ihn in der Achtung um eine Stufe über den bloßen Tagelöhner: so wurde er ein achtungswerthes Mitglied der Gesellschaft." Wir wollen nun seine Lage im Jahre 1834 betrachten, wo das Gewicht des Maschinenwesens mit ganzer Gewalt auf ihm lastet: sein Arbeitslohn ist allmählich von 1 Pf. 13½ Sch. (21 fl.) auf 4 Sch. 1½ D. (2 fl. 28 kr.) in der Woche gefallen, und Dr. Kay, der großentheils unter diesen Leuten lebt, schildert ihre Lage folgendermaßen: „Die gewöhnlichen Weber arbeiten 14 Stunden täglich und darüber, in engen dumpfen Kellern oder vollgedrängten schlecht gelüfteten Werkstätten, und verdienen wöchentlich 5 bis 7 Schillinge (3 fl. bis 4 fl. 12 kr.); sie sind schlecht genährt, schlecht gekleidet und unwissend; und es darf nur einer vollends unmoralisch werden, so hat man vollkommen das Bild eines Wilden." Indeß ist die Mehrzahl dieser Weber, welche in der Nachbarschaft der Manufakturstädte zerstreut leben, trotz ihrer tiefen Armuth, eine sehr ordentliche, mäßige und arbeitsame Menschenklasse, und es ist eine grobe Verleumdung, wenn man sie als Diebe und Müssiggänger bezeichnet, die nur darum nicht Fabrikarbeiter werden wollen, weil sie dann fleißig und ordentlich seyn müßten. *)

Diese Lage der gewöhnlichen Weber zeigt deutlich die Wirkungen des Maschinenwesens, das bereits eine große Menge Menschen aus einer vergleichungsweise unabhängigen Stellung in den tiefsten Abgrund des Elends hinabgestoßen hat, und es ist auch nicht die entfernteste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie sich wieder daraus emporarbeiten können; im Gegentheil vermehrt die fortdauernde Anwendung mechanischer Kräfte ihre Anzahl fortwährend, und die durch die Armenbill eingesetzten Kommissäre wollen nun auch eine verarmte Ackerbaubevölkerung unter ihnen ansiedeln ohne die geringste Aussicht, ihnen eine regelmäßige Beschäftigung zu verschaffen. **) Dadurch kann nur die Masse von Elend ver-

*) Siehe Handelsgeschichte der Baumwolle Nr. 71 v. d. J.

**) hand-loom weaver, im Gegensatz gegen den Maschinenweber power loom weaver.

*) Man wirft ihnen nämlich vor, daß sie von dem ihnen anvertrauten Garn manches unterschlügen.

**) Zur Erklärung hievon ist zu wissen nöthig, worauf die ehemaligen Gesetze hinsichtlich der Armen gegründet waren, und was die neue Bill hauptsächlich bezweckte. Nach den alten, aus den Zeiten der Königin Elisabeth herstammenden Gesetzen mußte jede Gemeinde ihre Armen selbst verhalten, und wenn irgend wo ein nicht im Orte ansässiger Mann verarmte, so wurde er nach seiner eigentlichen Heimath zurückgeschafft. Dieß hatte aber bei den mangelhaften Registern über Geburten und der lässigen Polizei eine zahllose Menge von Prozessen zur Folge, und man wollte berechnet haben, daß in ganz England und Wallis diese Prozesse nahe an zwei Millionen Pfund kosteten. Diesen Prozessen und somit auch den Advokatengebühren machte die neue Bill dadurch mit einem Streiche ein Ende, daß man Arbeitshäuser, ohne Rücksicht der

Digitized by Google

mehrt, und die gesellschaftliche Krisis beschleunigt werden, wenn man nicht durchgreifende Maßregeln anwendet, um sie abzuwenden.

Das Fabriksystem ist mit der Wohlfahrt der gesammten Arbeiterklassen innig verbunden; es herrschen darüber die allerseltsamsten Vorstellungen, und das Parlament hat über diesen Gegenstand eine Akte erlassen, aus welcher die tiefste Unkenntniß des Gegenstandes hervorblickt. Die Frage zerfällt in drei Hauptpunkte: Arbeitslohn, Moralität und Gesundheit. Was den ersten betrifft, so geht aus den genauesten Nachforschungen hervor, daß er im Durchschnitt, Männer, Weiber und Kinder gleich gerechnet, 10 Sch. (6 fl.) in der Woche beträgt, eine Summe, die im Ganzen als genügend angesehen werden kann. Hinsichtlich des zweiten Punkts muß man leider sagen, daß Sittenlosigkeit in den Fabriken ziemlich allgemein herrschend, und das größte Uebel des ganzen Systems ist. Die Auflösung der Familienbande, die das Fabrikwesen mit sich bringt, die Arbeit der Kinder in einem zarten Alter unter Erwachsenen, vereint mit mehreren andern Ursachen, zerstören nur allzu sehr die geselligen und häuslichen Tugenden. Diese kann nun freilich kein Parlamentsbeschluß anbefehlen, aber das Gesetz kann Vorkehrungen treffen, welche die Ausbreitung des Lasters bedeutend hindern: Trennung der Geschlechter und eine Klassifikation der Arbeiter nach dem Alter würde sehr viel bewirken. So viele Scenen verworfener Ausschweifung indeß noch vorkommen, so hat man doch in den letzten Jahren in einigen Fabriken einen großen Fortschritt zum Bessern wahrgenommen. Eine ungeheure Verantwortlichkeit lastet hier auf den Manufakturherrn, die es in der Hand haben, ihre Leute in Zucht und Ordnung zu erhalten, und manche darunter sehen ein, daß es ihr Interesse ist, moralische und mäßige Arbeiter zu haben.

Was die Gesundheit betrifft, so hat man sich von einer Seite her bemüht, die Fabriken als wahre Höllen darzustellen. Fabrikarbeit in meist geschlossenen oder schlecht gelüfteten Zimmern schwächt allerdings das ganze körperliche System, und erzeugt das ungesunde Aussehen so vieler Arbeiter; was jedoch Leben und gesunde Gliedmaßen betrifft, so sind diese in den besser eingerichteten Kattunfabriken, und diese sind es hauptsächlich, die in Betracht kommen, nicht gefährdet. Am meisten wurde das öffentliche Mitglied rege gemacht für die Kinder, und man verlangte, daß sie durch gesetzliche Maßregeln geschützt würden. Es ist nicht zu läugnen, daß große Grausamkeiten gegen diese vorgefallen sind, immer aber ist es für das Parlament eine sehr häkliche Sache: Kinder sind in den Baumwollenspinnereien nothwendig, das neue Gesetz aber hat viele Kinder ohne Beschäftigung gelassen, und wird, wenn es fortdauert, in die schon überfüllten Manufakturdistrikte eine Menge Familien locken, die ihren ältern Kindern Beschäftigung verschaffen wollen. Man hat vorgeschlagen, daß sich die Kinder einander zur bestimmten Stunde ablösen sollten, allein wenn man sich auch so viele Kinder verschaffen könnte, als hiezu nöthig wären, so würde dieß doch den Geschäftsgang so wesentlich stören, daß mehrere Fabrikherrn lieber alle Kinder entlassen würden. Gaskell bemerkt über der Arbeit der Kinder: „so lange der moralische Zustand und die häuslichen Sitten der Fabrikbevölkerung nicht vollkommen umgewandelt werden, so lange die Kinder nicht eine Erziehung zu Hause erhalten, sind sie am besten noch in den Fabriken mit leichter Arbeit beschäftigt, und leicht ist diese Arbeit immer." Diese Ansicht ist durch alle spätern Nachforschungen bestätigt worden: nicht die langen Arbeitsstunden, nicht der unbedeutende schädliche Einfluß auf die Gesundheit ist der größte Nachtheil des Fabriksystems, sein wahrer Fluch ist die Auflösung aller Familienbande und Familienneigungen.

Die Regierung kann nicht mit Erfolg zwischen die Arbeiter und ihre Herrn einschreiten, als höchstens durch die Bestimmung der allgemeinen Regel, daß die Arbeit nicht länger als 12 Stunden, die Essenszeit mit eingeschlossen, dauern solle. Selbst diese einfache Maßregel ist weit schwieriger durchzuführen, als man glaubt; komplicirtere Anordnungen werden ungestraft umgangen. Ein Gesetz dürfte nicht weiter enthalten als die Bestimmung, daß die Arbeiter nach Alter und Geschlecht eingetheilt, daß die gehörige Lüftung der Arbeitshäuser beaufsichtigt, und eine allgemeine Bestimmung für die Dauer der Arbeit getroffen würde.

Herkunft der Armen, zu errichten befahl; natürlich sollen diese an Orten errichtet werden, wo sich ohnehin viel Arme befinden. Aus dem Obigen erklären sich die heftigen Angriffe, die man von so vielen Seiten gegen die neue Bill erhob, welche eigentlich das Armenwesen nicht umänderte, sondern nur die kostspieligen, den Armen nicht zu Gute kommenden Prozesse abschnitt.

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.

6. Aufklärungen. — Glückliche Flucht. — Schluß.

(Fortsetzung.)

Wir setzten unsere Pferde in Galopp, und kamen nach wenig Minuten auf ein Maisfeld, doch konnte ich in keiner Richtung weder eine Feuersbrunst noch eine menschliche Wohnung entdecken. Schon glaubte ich die Furcht meiner Begleiterin ungegründet, und wollte sie eben darauf aufmerksam machen, als die bisherige Einförmigkeit des Horizontes plötzlich durch etwas unterbrochen wurde, das sich immer mehr vergrößerte, je näher wir darauf zu kamen. Ich bemerkte endlich, daß es eine Baumgruppe sey, und daß das was ich anfänglich für Wolken gehalten hatte, eine Menge kleiner, zwischen den Bäumen emporsteigender Rauchsäulen waren. Auf einmal blitzte auf einen Augenblick Feuer durch das Laub, und dieß wiederholte sich in Zwischenräumen an mehreren Stellen. Meine Gefährtin brach bei diesem Anblick in Thränen aus, sprach aber kein Wort. Bald hatten wir die Bäume erreicht, und nun erblickte ich in geringer Entfernung von denselben die rauchenden Ruinen eines großen Gebäudes, aus denen hie und da noch eine Flamme emporflackerte. Als wir näher kamen, ließ sich unterscheiden, daß es von einer Art von Verschanzung umgeben war, und nun lenkte meine unglückliche Reisegefährtin, die das Schicksal ihrer Eltern laut beweinte, ihr Pferd auf ein paar rohe Pfeiler zu, welche den Eingang bezeichneten. Kein lebendes Wesen war zu sehen, und die allenthalben herrschende feierliche Stille wurde nur durch das

Digitized by Google

Krachen eines hie und da fallenden brennenden Balkens und die Klagen meiner Begleiterin unterbrochen. Während ich ihr über eine alte Thür folgte, die über den Graben gelegt, die Stelle einer Brücke vertrat, stürzte ein Theil eines Nebengebäudes zusammen, und begrub einige dicht dabei stehende junge Bäume unter seinen Ruinen. „Halt!" sagte meine Gefährtin, hörten Sie nicht einen halb erstickten Schrei?"

„Nein," versetzte ich, „denn das Geräusch das mein Pferd machte, würde dieß verhindert haben, wenn auch, was ich jedoch bezweifelte, ein lebendes Wesen einen Laut von sich gegeben hätte."

„Horch!" rief sie nochmals aus, „da höre ich es wieder, und großer Gott, sehen Sie dorthin, es rührt sich unter dem Schutt!" mit der Schnelligkeit des Gedankens sprang sie bei diesen Worten vom Pferde der Stelle zu, wo die Mauer eingefallen war, und ehe ich ihr noch folgen konnte, hatte sie schon irgend etwas ergriffen, womit sie den Schutt wegräumte.

„Ist jemand da unten?" rief ich, indem ich mit einem Stück Holz meine Reisegefährtin bei ihrer Arbeit unterstützte. Ein Aechzen war die Antwort, und gleich darauf wurde der mit grauem Haar bedeckte Hinterkopf eines Menschen sichtbar.

„Jesus Christus!" schrie meine Gefährtin auf, „es ist mein Vater!" und ohne auf die brennenden Balken und die glühende Asche zu achten, stürzte sie hinzu, um von mir unterstützt den alten Mann herauszuziehen, den sie mit den rührendsten Worten als ihren Vater begrüßte. Die Täuschung schwand jedoch bald, als wir den Alten, der furchtbar verbrannt, und aus einer klaffenden Wunde im Unterleib mit Blut bedeckt war, auf den Rücken legten. Wir wollten ihn nach einem bequemern Ort tragen, es gab uns aber ein Zeichen dieß zu unterlassen, und während meine Gefährtin fortlief um Wasser zu holen, starb er unter fürchterlichen Qualen. Wir durchsuchten jetzt die Ruinen um nachzusehen ob nicht vielleicht noch irgend jemand da wäre, der unsrer Hülfe bedürfen könnte, und fanden endlich einen schönen Hühnerhund, der freudig an mir emporsprang, dann einige Schritte vorwärts lief und wieder zu mir zurückkehrte, als wollte er mich auffordern, ihm zu folgen.

Da ich auf den Scharfsinn eines Hundes immer das größte Vertrauen gesetzt habe, so bat ich meine Gefährtin, mich zu begleiten, und nun folgten wir so schnell als möglich dem Hund, der über die über den Graben gelegte Thür lief, und uns durch einen mit hohem Gras und Schilf bewachsenen Platz führte, auf dem die Materialien zu einem Gebäude lagen, dessen Mauern schon einige Fuß hoch aufgeführt waren. Der Hund sprang hinüber, blieb stehen und winselte, als ob er uns auffordern wollte das Nämliche zu thun. Da er indeß sah, daß wir hiezu keine Lust zeigten, so lief er in einen Winkel, wo er an etwas kratzte und zerrte, was ich, als ich ihm gefolgt war, mit Erstaunen für einen allerliebsten Knaben von etwa fünf Jahren erkannte, der da auf einem Düngerhaufen schlief.

„Wie kommst du hieher?" fragte ich, als er seine großen schwarzen Augen öffnete und uns mit allen Zeichen des Schreckens und Erstaunens anstarrte. Nur den Liebkosungen meiner Gefährtin gelang es ihn zu beruhigen; sie fragte den Kleinen was aus ihren Eltern, dem Don Antonio und seiner Gattin, geworden, und ob sie der Wuth der Indianer glücklich entkommen seyen. Der Knabe sah bald mich, bald die Sprecherin an, als hätte er nicht recht verstanden was sie wolle, und sagte endlich: „Du meinst meine Eltern, nicht wahr?" — „Nein, mein Kind," entgegnete sie, „ich spreche von den meinigen," und so ergab sich dann nach manchem Hin- und Herreden aus den Erzählungen des für sein zartes Alter recht verständigen Knaben, daß Vater und Mutter meiner Gefährtin schon vor mehreren Jahren gestorben seyn mußten. Der Kleine war auf der Hacienda geboren worden, bald nachdem sie sein Vater nach dem Tode des frühern Besitzers gekauft hatte. Hinsichtlich der schrecklichen Katastrophe wußte er nichts zu erzählen, als daß er, gerade als er ein wenig nach Sonnenuntergang auf dem Platze, wo wir uns befanden, gespielt, ein furchtbares Geschrei gehört, und eine große Menge Indianer um das Haus herum gesehen habe, das dann später unter Schießen und Schreien der Barbaren, und unter dem Gewimmer der wehrlosen Bewohner in Flammen aufgegangen sey. In der Angst hatte der arme Kleine zu seiner Mutter rennen, und bei ihr Schutz suchen wollen, aber so wie er über die niedere Mauer klettern wollte, kam auch schon der treue Hund, und riß ihn mit Gewalt zurück. So war er endlich vor Ermattung und Furcht in einen tiefen Schlaf gefallen, aus dem sein treuer Wärter ihn jetzt geweckt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Erziehung in England.

Aus einem in der statistischen Gesellschaft zu London am 15 Junius mitgetheilten Bericht ergibt sich, daß sich die Gesammtzahl der in England einen täglichen Unterricht erhaltenden Personen auf 1,200,000 beläuft, während die Zahl der Kinder unter 15 Jahren auf nicht weniger als 4 Millionen angeschlagen werden kann. Zieht man nun eine halbe Million, als die Zahl der unter 2 Jahre alten Kinder, ferner eine gleiche Anzahl derjenigen, welche in früherem Alter in Schulen, und jener des reichern Theils der Bevölkerung ab, die in den Häusern ihrer Eltern erzogen werden, so bleiben noch 3 Millionen, die aus irgend einer öffentlichen Quelle Unterricht erhalten sollten. Hieraus ergibt sich nun, daß (vorausgesetzt, daß für die angeführte Erziehung in Schulen und zu Hause die nöthige Vorsorge getroffen ist) ungefähr die Hälfte derer, die zum Wohl des Staates und ihrem eigenen Unterricht empfangen sollten, dieser Wohlthat gänzlich beraubt sind.

In der Zahl von 1,200,000, welche täglichen Unterricht erhalten, sind, mit Ausnahme der beiden großen Universitäten, wo wenige oder gar keine Studenten unter 15 Jahren sich finden, die Kollegien, die lateinischen, die sogenannten Damenschulen und sonstige Privaterziehungsanstalten begriffen, und der Berichterstatter drückt seine Besorgniß aus, daß in denselben im Ganzen nicht mehr als 650,000 Kinder einen Unterricht erhalten dürften, der dem Begriff entspräche, den man heutzutage mit dem Worte Erziehung verbindet. Die Zahl der die Sonntagsschulen besuchenden Kinder beläuft sich auf ungefähr 1,250,000; da jedoch der größere Theil derselben zu denen gezählt werden muß, welche täglichen Unterricht erhalten, so bleibt nur eine geringe Zahl solcher übrig, welche bloß und allein des Sonntags die Schule besuchen. Sind diese Angaben genau, so sind die Vorkehrungen für Unterricht und Erziehung durch ganz England sehr mangelhaft, und stehen weit hinter denen mancher andern Staaten des Kontinents zurück.

Hinsichtlich der beiden großen Triebfedern für die Erziehung der ärmern Klassen, der „National-" und der „britischen und auswärtigen" Schulgesellschaft, bemerkt der Berichterstatter, daß beide eine lange Zeit hindurch unermüdlich in ihren Bemühungen waren, und daß der große

Digitized by Google

Erfolg, den sie erreichten und noch erreichen, vielleicht der einzige haltbare Grund gegen ein Nationalsystem nach größerem Maßstabe sey, indem viele behaupten, daß jeder Versuch, eine Steuer für Erziehungszwecke einzuführen, diese Quellen der Privatwohlthätigkeit, aus der jetzt so große Summen fließen, austrocknen, und mithin der Sache der Erziehung mehr Schaden thun würde, als ihr aus einem gleichförmigen Nationalsystem Vortheil erwachsen könnte.

Die Zahl der seit 1818 errichteten Schulen beläuft sich auf ungefähr 18,000; es erhalten 600,000 Kinder Unterricht in denselben.

Chronik der Reisen.

Reise von Calcutta über Cawnpur nach Bombay.

2. Reise von Agra nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 16ten, eben als wir von dem zwölf Meilen von Dhunie entfernten Punwar aufbrechen wollten, kam ein Sawar und benachrichtigte den Major, daß das vorausgegangene Gepäck gegen 2½ Uhr Morgens angefallen, ein dem Adjutanten gehöriges Kamel entführt und mehrere Diener und Pferde durch Pfeile verwundet worden seyen. Die Zelte und das zum Frühstück nöthige Geräthe waren schon Abends vorher vorausgeschickt worden und das den Offizieren gehörige Gepäck brach um 2 oder 3 Uhr auf, so daß es fast mit den Truppen zugleich im Quartier eintraf. Dieß war die gewöhnliche Ordnung, weil die Kamele selten mehr als 2½ Meilen, die Truppen aber gute 4 Meilen in der Stunde zurücklegen. Die Räuberande, welche nach Aussage der Diener etwa hundert Mann stark seyn mochte, schien hiervon Kenntniß zu haben, und ließ die Zelte u. s. w. ungehindert vorüber, wartete aber auf das Gepäck der Offiziere, die fast immer theils eigenes, theils der Regierung gehöriges Geld bei sich haben. Major Blair schickte jedoch immer eine Bedeckung von zwölf Mann mit dem Staatseigenthum, und es stand den Offizieren frei, auch ihr Gepäck unter diese Escorte abgehen zu lassen. Die Räuber oder Minees, wie sie hier zu Lande genannt werden, was so viel als „Bergmänner" bedeutet, griffen daher nicht eher an, als bis der ganze Zug vorüber war, und das etwa eine halbe Meile zurückgebliebene Kamel des Adjutanten ihnen in die Hände fiel, das sie sogleich fortführten. Major Blair schickte sogleich einen Offizier mit 20 Mann ab, allein ohne Erfolg; nur das seines Gepäcks entledigte Kamel, das man umherlaufen sah, wurde wieder eingefangen. Dieser Auftritt fiel bei einem kleinen Dorfe vor, deren Bewohner man im Verdacht hatte, sie könnten wohl etwas von der Sache wissen; Major Blair ließ daher den Aeltesten des Dorfs zu sich kommen, ein ansehnlicher Mann, der aussagte, er sey der Agent des Radschahs für diesen Distrikt, von den Räubern aber wisse er nichts, als daß sie, wie er glaube, in einem Fort lebten, das er bezeichnete. Der Major traute indeß doch nicht recht, und nahm deßhalb den Mann bis zur nächsten Station mit, in der Hoffnung, doch vielleicht noch etwas aus ihm herauszubringen.

Die Regierungsform dieses Landes scheint viel Aehnliches mit dem alten englischen Feudalsystem zu haben; die Radschahs sind die Barone, die ihre Anhänger und Unterthanen haben, denen es erlaubt seyn muß als Räuberbanden auszuziehen und den friedlichen Landmann zu brandschatzen; deßhalb werden auch in Radschputana alle Heerden sobald es dunkel wird, hinter die Mauern einer Stadt getrieben, damit sie den Freibeutern nicht in die Hände fallen. Der Radschah hält es mit beiden Parteien und treibt von seinen gesetzlichen Unterthanen die Abgaben mit Strenge ein, während er sich von den Räubern einen Tribut für seine Nachsicht bezahlen läßt. Major Blair argwohnte daher nicht ohne Grund, daß der in seiner Gewalt befindliche Agent nicht so ganz ohne alle Kenntniß von dem Ueberfall seyn dürfte.

Am 16ten um eilf Uhr erreichten wir unsere Zelte bei dem Dorfe Guttarea, 15 Meilen von Bunwar, von wo wir aufgebrochen waren, und befanden uns nun in der der Kompagnie gehörigen Provinz Adschmir. Der brittische Resident dieses kleinen Gebiets sammelt die Grundsteuer, ist Zahlmeister u. s. w. und Nassirabad ist die Militairstation dieser kleinen Provinz.

Am 17ten brachen wir nach dem 12 Meilen entfernten Sittorea auf, und kamen durch die Stadt Surwaralaye, in deren Nähe der Boden sehr felsig und steinig ist; der übrige Theil der Straße aber war vortrefflich.

Am 18ten kamen wir nach Schapum, einem großen, wohlhabend scheinenden Ort. Hier befindet sich ein Kollegium von Fouklies oder Mönchen, das wir besuchten, und in welchem wir eine Anzahl unverschämt aussehender, fester Bursche fanden. Einer von ihnen kam auf uns zu und sagte, daß wir die Schuhe ausziehen müßten, wenn wir das Heiligthum betreten wollten, worauf ich erwiderte, daß wir unsere Schuhe auf Niemands Begehr abzulegen pflegten, es müßten denn unsere Köpfe zuvor gefallen seyn. Finstere Blicke waren ihre ganze Antwort. Wir sahen den großen See, welcher die Hälfte der Stadtmauern bespült, und aus dem, wie die Sage berichtet, einst Krokodile kamen und ein Lager von zehntausend Mann verschlangen, das an seinen Ufern aufgeschlagen worden war. Ich ging darauf aus einen Nachkömmling jener Ungeheuer zu sehen, und fand bald eines das sich an der Sonne wärmte, und nicht eher weiter ging, als bis ich dreimal nach ihm geschossen hatte.

Am 19 kamen wir nach Mhow, dessen Umgebung wegen der dort hausenden Räuber und Thugs berüchtigt ist, und gelangten am 20 nach Bhulwana, wo sich, da dieser Ort auf der Hauptstraße nach Nassirabad und den britischen Provinzen liegt, ein Postamt befindet. Hier erhielten wir sehr erfreuliche Nachrichten von unsern Freunden, und einige von den meinigen zu Nimutsch, welche von meinem Wunsche, dem Regiment vorauszueilen, unterrichtet waren, schickten mir zwei Sewani-Kamele, oder Dromedars, die nur Einen Buckel haben, während das Kamel deren zwei hat, und das eigentliche Lastthier ist. Diese einbucklichten Kamele sind die einzige in Indien gezüchtete Art, und eben sowohl Lastthiere als auch Sewani- oder Reitkamele. Diese letztern werden aus der Heerde ausgewählt und dann zum Reiten und Laufen abgerichtet, wobei die höchste Vollkommenheit einer guten Abrichtung darin besteht, daß der Reiter, während das Kamel trottirt, ein Gefäß mit Wasser in der Hand halten kann, ohne etwas zu verschütten. Sie gehen gewöhnlich 6 Meilen in der Stunde, und halten dieß 7 oder 8 Stunden nach einander aus, wobei sie nur eine unbedeutende Erfrischung erhalten. Manche legen jedoch sogar 9 bis 10 Meilen in der Stunde zurück, doch sind diese selten und werden oft mit 1000 Rupien bezahlt, während jene, welche 6 Meilen gehen, um 150 bis zu 200 Rupien zu haben sind. Das Lastkamel geht mit einer Bürde von 700 Pfund nur selten mehr als 2¾ Meilen in der Stunde, und wird gewöhnlich mit 80 Rupien bezahlt. Die besten werden in der Stuterei der Kompagnie zu Hissar, unweit der Gebirge, ungefähr 950 Meilen von Calcutta gezüchtet. Da ich nun, wie gesagt, zwei Reitkamele hatte, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen vorauszugehen, allein dem stellten sich mannichfache Hindernisse entgegen. Erstens hatte ich noch nie ein neun Fuß hohes Kamel, wie dieses, geritten, und zweitens mußte ich durch einen Strich, wo bekannte Spitzbuben und Gesindel, die Bhils, hausten. Das letztere Bedenken räumte Major Blair dadurch aus dem Wege, daß er mir eine Begleitung von sieben Sewars anbot; ich rüstete mich demnach, am Abend nach der nächsten 12 Meilen entfernten Station Hamirgbur aufzubrechen, dann nach Tschittur, 24 Meilen, und von da nach Nimutsch, 36 Meilen, zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Threlfeld hat in Neusüdwales eine Grammatik der Sprache der Eingebornen geschrieben. Man vermuthet zwar, daß die darin erläuterte Sprache nur von einer sehr geringen Anzahl von Stämmen gesprochen werde, jedenfalls gibt sie aber einen Typus australischer Sprachen, von denen man in Europa bis jetzt gar nichts weiß.

*

Nach den neuesten Nachrichten aus Neusüdwales haben auch dort die Eingebornen in Folge übler Behandlung an einigen Orten eine feindselige Stellung angenommen, und an einem Ort ist es schon zum Gefecht mit denselben gekommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Wibenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 201. 20 Julius 1835.

Klimatische Veränderung in britisch Guiana.

Ein Dr. Hancock, der sich längere Zeit in britisch Guiana aufhielt, hat ein Memoire über das Land an die geographische Gesellschaft zu London eingesandt, dem wir Nachstehendes entheben.

„In den letzten fünfzehn Jahren ist eine bedeutende Veränderung der Jahreszeiten eingetreten, sowohl hinsichtlich der Zeit als der Heftigkeit; früher konnte man den Eintritt der nassen und trockenen Jahreszeit auf den Tag bestimmen, und die Heftigkeit der Regen, Winde und der dazwischen eintretenden Dürre war außerordentlich. Jetzt sind diese Perioden vergleichungsweise ungewiß, und die Witterung der verschiedenen Jahrszeiten trägt keinen so extremen Charakter. August, September, Oktober und November bilden freilich im Ganzen auch noch jetzt die lange, Februar und März die kurze trockene Jahreszeit; April, Mai, Junius und Julius die lange, December und Jannar die kurze Regenzeit. Der heftigste Wind herrschte im Februar und März, die heftigsten Gewitter im Junius und Julius. Früher endigte die lange Regenzeit unwandelbar am Ende Julius unter den heftigsten Stürmen, jetzt aber nicht immer, und im J. 1833 trat das heftigste Gewitter, dessen man sich je erinnerte, am 23 Nov. ein. Man hat diese Veränderung der Ausdehnung des Anbaus zugeschrieben, aber außerdem, daß diese Ursache keineswegs zureichend scheint für eine solche Wirkung, treffen diese beiden Dinge auch nicht immer zusammen. Am Ufer des Essequebo, wo die Jahreszeiten fast unverändert dieselben blieben, hat sich der Anbau sehr ausgedehnt, während an dem Ostufer des Demerary, wo der Anbau sich nie über einen schmalen Streif von einer bis vier (engl.) Meilen ausdehnte, und viele Ländereien verlassen wurden, so daß sie sich wieder mit Gesträuch bedeckten, die oben beschriebene Aenderung in den Jahreszeiten eingetreten ist. Die Ursache muß also anderswo gesucht werden.

„Wenn die Stürme heftig sind, so steigt auch das Wasser im Flusse Demerary im Verhältniß, so daß Ueberschwemmungen eine gewöhnliche Sache waren, und ein Fort bei Camp-House nahe bei St. Georges wurde so häufig beschädigt, daß man vorschlug, es aufzugeben; auch war der Platz für ein neues Fort bereits abgesteckt. Jetzt aber, da die Heftigkeit der Winde nachgelassen hat, nähert sich der Fluß dem Fort nur noch auf 450 Fuß, und ein eben so großes Stück Land wurde auf dem andern Ufer gewonnen und angebaut. Ein zweiter bemerkenswerther Umstand ist, daß in dem Maße, als das Ueberströmen des Flusses abnahm, die Tiefe des Wassers an der Mündung sich vermehrte; vor fünfzehn Jahren mußten große Schiffe stets ihre Ladung außerhalb der Barre vervollständigen, jetzt aber können die größten, welche 18 bis 19 Fuß im Wasser gehen, im Flusse laden und geradenwegs in die See stechen.

„Das Steigen des Flusses beträgt jetzt im Durchschnitt 15′ und eine Fluth geht täglich stromaufwärts, in der trockenen Jahreszeit bis zu den ersten Schnellen, etwa 120 (engl.) Meilen, in der nassen Jahreszeit aber ist das Steigen nur wenige Meilen aufwärts bemerkbar. In Christiansburg, eine Entfernung von 65 Meilen, steigt das Wasser durch die Fluthen etwa 6½ Fuß, und der hier etwa 500′ breite Fluß hat in einem breiten Mittelbette eine Tiefe von 18 bis 20 Fuß.

„Ueber den ersten Schnellen des Demerary finden sich Indianer, die meist zu den Accaways gehören, einem thätigen, kriegerischen Stamme, dessen Moralität jedoch durch den Verkehr mit den weißen Ansiedlern sehr gelitten hat. Weiter hin wohnen die Makuschis, eine minder bewegliche, indolentere, nicht sehr unternehmende Race, die aber nach Dr. Hancock's Meinung bei verständiger Behandlung großer Fortschritte fähig wären. Jetzt verkaufen die Accaways ihre Erzeugnisse um eine Kleinigkeit, und da sie auf diese Weise wenige oder keine europäischen Waaren und Geräthe erhalten, so finden sie darin keinen besondern Antrieb zur Arbeit. Ihr Land ist reich an einheimischen Produkten und verdient wohl die Aufmerksamkeit der englischen Regierung und der Ansiedler. Es ist eine ausgedehnte Ebene, in welcher der Pflug leicht angewendet werden könnte, und die selbst in ihrem wilden Zustand äußerst fruchtbar ist: das Zuckerrohr wächst zur Höhe von 30 Fuß, Platanen, Bananen, Kassava, Yams u. dgl. sind sehr gewöhnlich, und die Wälder, obgleich jetzt noch fast gänzlich unbekannt, enthalten gewiß gutes Zimmerholz, Arzneiwaaren und Farbmateriale von hohem Werth. Sarsaparille kann schwerlich fehlen, da das vom Rio Negro, nur wenige Meilen südwärts, für das Beste gilt."

Wahrscheinlich waren es diese Vortheile, welche die geographische Gesellschaft in London veranlaßten, Herrn Schomburgh in dieses Land zu senden, um es in geographischer und namentlich auch in naturhistorischer Beziehung zu untersuchen.

Digitized by Google

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.

6. Aufklärungen. — Glückliche Flucht. — Schluß.

(Fortsetzung.)

Aus der Beschreibung, die uns der Knabe von seinen Eltern und den Bewohnern des Hauses machte, ergab sich, daß der alte Mann den wir aus dem Schutt gezogen, sein Vater war. Um dem armen Kleinen den traurigen Anblick zu ersparen, holte ich unsre Pferde aus den Ruinen, meine Gefährtin wickelte das Kind in ihren Mantel, und wir setzten nun von dem treuen Hund begleitet auf einem Umweg unsre Reise nach Buenos-Ayres fort, das wir ohne weitere Unfälle gegen 6 Uhr Morgens erreichten.

„Sennor C * *," sagte meine Begleiterin, als wir in die Stadt ritten, „ich will für die arme Waise sorgen, und ihm mit Einwilligung ihrer Verwandten, die mir nicht unbekannt sind, die Mutter ersetzen, die sie verloren hat. Wir müssen jetzt scheiden, wenn es aber ihre Geschäfte erlauben, so besuchen Sie mich diesen Abend in dem Hause Don Manuel Garcia's auf der Plaza de la Victoria." Ich sagte zu, und wir trennten uns.

In tiefes Nachdenken über meine räthselhafte Freundin verloren, ritt ich fort, um ein Gasthaus zu suchen. Sobald ich mich gereinigt hatte, denn meine Kleider konnte ich leider nicht wechseln, begab ich mich zu dem Kriegsminister, der noch keinen Bericht über die Schlacht erhalten, und deßhalb sehr erfreut über meine Beschreibung war, die er sogleich dem Präsidenten Don Manuel Dorrego mittheilte. Binnen wenigen Stunden erschien sie in der Zeitung, doch geschah auf meine dringende Bitte des Antheils, den ich und mein Freund Clinton daran gehabt, keine Erwähnung. Während des Frühstücks erzählte ich meine Abenteuer, die den Minister sehr unterhielten, besonders was die Reisegefährtin betraf, die ich so unerwartet gefunden, und die seine Neugier so reizte, daß er erklärte, er werde denselben Abend sich bei Don Manuel Garcia, den er gar wohl kenne, einfinden. Als ich mich von Se. Excellenz beurlaubte, wurde mir auf sehr verbindliche Weise eröffnet, daß ich, wenn ich es wünsche, auf mein Ehrenwort in Buenos-Ayres bleiben könne, was ich vor der Hand mit Dank annahm. Bei der Rückkehr in mein Gasthaus fand ich dort schon den gastfreundlichen Herrn B—, den ich meine Ankunft hatte wissen lassen, meiner warten, um mich nach seinem Hause zu geleiten, wo ich Alles fand, was mir noch fehlte.

Nach dem Mittagessen betrat ich den Hofraum des Hauses, in das mich jenes geheimnißvolle weibliche Wesen eingeladen hatte. Ein Diener kam mir entgegen, der, als er erfuhr, ich sey der Sennor Ingles den man erwarte, mich sogleich durch einen Saal in ein kleines durch zwei unter Glasglocken stehende Lichter erleuchtetes Zimmer führte, und mich dann verließ, um dem Herrn des Hauses meine Ankunft zu melden. Nach wenigen Minuten trat Don Manuel ein, schüttelte mir herzlich die Hand, und sagte nach einigen einleitenden Bemerkungen über die seltsamen Umstände, die uns zusammengeführt: „Das unglückliche Frauenzimmer hat Sie eingeladen uns zu besuchen, weil sie glaubten, daß Sie in Ihrer Lage vielleicht unsres freundschaftlichen Beistandes bedürfen könnten." — „Ich bin Ihnen für Ihre Güte höchst dankbar," entgegnete ich, „aber ich bitte, sagen Sie mir, wo ist sie?" — „In ihrem Zimmer," war die Antwort; doch glaube ich nicht, daß Sie sie jemals wiedersehen werden, denn sie ist entschlossen, den Rest ihrer Tage in strenger Abgeschiedenheit zuzubringen, ein Entschluß, der Sie nicht befremden wird, da es Ihnen ohne Zweifel bekannt ist, daß die Unglückliche jeden Anspruch auf civilisirte Gesellschaft verwirkt hat." — „Auf mein Ehrenwort," rief ich, „ich weiß durchaus nichts!"

Ich hatte einmal erzählen hören, daß zwei Mädchen ihren Eltern durchgegangen seyen, um bei den Indianern zu leben; dieß fiel mir jetzt plötzlich ein, und ich fragte, ob dieß vielleicht auch mit meiner Unbekannten der Fall gewesen. „Leider," erwiderte Don Manuel, „ist sie selbst eines von den beiden Mädchen, von denen Sie gehört haben. In einem Alter von 13 Jahren wurde sie nebst ihrer zweiten jüngern Schwester von einer Indianerbande aus einer Estancia unweit Santafé geraubt. Man kaufte indeß beide wieder los, doch zeigten sie sich zu jedermanns Erstaunen nichts weniger als erfreut hierüber, und entwichen 11 Tage später ihren Eltern. Seit dieser Zeit hörten wir nichts mehr von ihnen, bis uns diesen Morgen die Ankunft meiner Nichte überraschte. Sie hat gestanden, daß sie nebst ihrer Schwester zu dem Indianerstamme zurückkehrte, welchem die beiden Gegenstände ihrer Neigungen angehörten." — „Ist es möglich," rief ich aus, „kann man in so zartem Alter alle Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens aufgeben, alle Bande der Natur und kindlichen Liebe zerreißen, um unter Wilden zu leben! Was aber ist aus ihrer Schwester geworden?" — „Sie ist gestorben, und ihr Tod, der sie, nur wenige Tage vor Ihrer Gefangenschaft, in der Tolderia, wo Sie sich befanden, ereilte, machte durch die tiefe Reue, welche die Sterbende fühlte, auf die Ueberlebende einen so erschütternden Eindruck, daß die Lebensweise, die sie so lange schon aus eigener Wahl geführt, ihr jetzt schon empörend erschien. Als sie nun erfuhr wer Sie seyen, so entschloß sie sich plötzlich abzureisen, nachdem sie zuvor unter irgend einem plausibeln Vorwand die Einwilligung der Indianer erhalten hatte, und so auch zugleich Ihnen einen Dienst zu erzeigen." — „Und die Kleidung welche sie anzog, war also dieselbe, in der sie entlief?" — „Sehr wahrscheinlich, und das brennende Haus, das sie in vergangener Nacht sahen, war dasselbe aus dem sie entwich. Nach dem Tode ihrer Eltern kaufte ich es der unglücklichen Familie, die es zuletzt bewohnte, und die nun, bis auf den kleinen Knaben, wahrscheinlich ermordet ist, denn die Indianer verschonen nur Kinder zarten Alters, und auch diese nur wenn sie weiblichen Geschlechts sind." — „Wissen Sie, ob der Mann den ich in den Ruinen sterbend fand, der Vater des Knaben war?" — „Der erhaltenen Beschreibung zufolge halte ich ihn für den Großvater." — „Ohne Zweifel hat das Kind noch Verwandte?" — „O ja, und zwar sehr angesehene; meine unglückliche Nichte, Catalina, will es indeß annehmen, und da sie jetzt ihr väterliches Erbe antritt, so wird es gut für sie seyn wenn sie das thut."

Digitized by Google

Am Abend versammelte sich große Gesellschaft bei Don Manuel, unter der sich auch der Kriegsminister befand, der mir eröffnete, daß er Befehl geben werde, die gefangenen Offiziere auf ihr Ehrenwort nach Chascomus zu schicken. Ich machte ihm am folgenden Tage meine Aufwartung, und bat ihn dringend mich meines Ehrenwortes zu entbinden, und mir zu erlauben mich meinen Kameraden anschließen zu dürfen, wobei eine Hoffnung in mir auftauchte, doch endlich Gelegenheit zum Entkommen zu finden. Das zweideutige Lächeln des Ministers gab mir zu erkennen, daß er meine Absicht errathe, doch war er zu artig, um seine Gedanken laut werden zu lassen, sondern bewilligte meine Bitte mit der Versicherung, daß er sich immer glücklich schätzen werde, mir gefällig zu seyn. „Wünschen Sie auf Ihr Ehrenwort in Chascomus zu bleiben," sagte er beim Abschied noch, indem er mir die Hand drückte, „so dürfen Sie dieß nur dem dortigen Kommissair erklären, und er wird sich damit begnügen."

Zwei Stunden nach dieser Audienz saß ich schon zu Pferde, und am nächsten Tage erreichte ich Chascomus, ein Dorf halbwegs zwischen Tandil und Buenos-Ayres. Clinton, der sich vor Allen herzlich freute mich wiederzusehen, erzählte mir, daß er, gleich nachdem die Indianer sich zurückgezogen hätten, allenthalben auf dem ganzen Schlachtfeld nach meinem Leichnam umhergesucht, und als er nichts gefunden, mit tiefem Schmerz gedacht habe, ich sey fortgeschleppt und zu einem noch qualvolleren Tode bestimmt worden. — Alle meine Mitgefangenen hatten ihr Ehrenwort gegeben, nur der französische Kapitän Rossignol und Clinton nicht, die demselben bis jetzt unter irgend einem Vorwand ausgewichen waren. Dennoch war ihnen nicht verboten, spazieren zu reiten, auch standen sie unter keiner besondern Aufsicht. Alle mit einander hatten drei kleine Hütten gemiethet, und waren eben beschäftigt sie einzurichten; Rossignol und Clinton schlugen mir vor bei ihnen zu wohnen, was ich dankbar annahm. Ein englischer Wundarzt, der hier lebte, und an den ich empfohlen war, lud mich zwar dringend ein bei ihm Quartier zu nehmen, doch lehnte ich es ab, um in meinen Planen zur Flucht nicht gehindert zu seyn.

(Schluß folgt.)

Die Cholera in England.

In der Sitzung der statistischen Gesellschaft zu London vom 15 Junius theilte Dr. Barry einen Bericht über den Verlauf der Cholera in England vom 26 Oktober 1831 bis 31 December 1832 mit. Er war Mitglied des im November 1831 errichteten Central-Gesundheitsgerichtshofes, mithin in den Stand gesetzt, die bei demselben einlaufenden Berichte nach sorgfältiger Prüfung für seine Arbeit, der wir die nachstehenden Angaben entheben, zu benutzen.

Dr. Barry theilte seinen Bericht in zwei Hauptabschnitte, deren erster die Fortschritte der Cholera in Großbritannien (London nicht mitbegriffen), und der zweite denselben Gegenstand mit ausschließlicher Hinsicht auf die Hauptstadt umfaßt. Aus den beigefügten Tabellen ergibt sich, daß die Zahl der vom November 1831 bis December 1832 in Großbritannien vorgekommenen Krankheits- und Todesfälle sich auf 69,166 und 25,649 belief. Die größten Zahlen kommen im Monat August vor, wo sich 20,912 Erkrankungen und 7655 Todesfälle ergeben. Ferner zeigt sich, daß die Erkrankungsfälle während der drei heißesten Monate (Julius, August und September) sich doppelt so hoch beliefen als während der übrigen eilf Monate, und nahe an zwei Drittheile aller während der erwähnten 11 Monate vorgekommenen Cholerafälle ausmachten. Die während dieser 5 Monate vorgekommenen Sterbefälle betrugen mehr als ⅔ der gesammten Krankenzahl, und die Gesammtheit der Erkrankungs- und Sterbefälle während der drei kältesten Monate — nämlich November und December 1831 und December 1832 — ergaben eine weit geringere Anzahl von Krankheits- und Todesfällen als selbst die gesundesten unter den übrigen eilf Monaten.

In der Hauptstadt herrschte, eine kurze Unterbrechung im Monat Mai ausgenommen, die Krankheit während zehn Monaten des Jahres 1832 — nämlich vom 9 Februar bis zum 31 December — epidemisch. Die Gesammtzahl der Erkrankungs- und Todesfälle belief sich auf 11,020 und 5275. Aus den beigefügten Monatstabellen zeigt sich, daß die Cholera ihren Höhenpunkt in London im Julius erreichte, und daß das Verhältniß der Krankheits- und Sterbefälle während der heißen, gemäßigten und kalten Monate fast dasselbe war, wie im übrigen Lande. Hieraus ergibt sich nun, daß die Zahl der Cholera- und Sterbefälle in Großbritannien, mit Einschluß der Hauptstadt, 80,205 und 30,924 betrug, mithin ungefähr ⅜ von den Erkrankten ein Raub des Todes wurden.

Aus der von Herrn William Pym entworfenen Choleratarte, auf der sich alle Orte in ganz Großbritannien übersehen lassen, welche von der Cholera zu leiden hatten, läßt sich erkennen, daß die Orkney-, Shetland- und westlichen Inseln gänzlich verschont blieben, daß Schottland nur zum Theil heimgesucht wurde, und daß fast ganz Wales frei blieb, während in England einige ganze Grafschaften und große Theile anderer ohne Unterschied von der Epidemie zu leiden hatten. Von sämmtlichen Lokalgesundheitsgerichtshöfen, deren Anzahl sich auf mehr als 1200 belief, haben nur 45 dem Centralgerichtshof ihre Berichte eingesendet. Unter diesen befanden sich Bristol, Bilston, Wolverhampton, Manchester, Oxford und Sheffield mit einer Gesammtbevölkerung von 840,662 Menschen, von denen 10,918, oder 1 von 77, befallen wurden. Von sämmtlichen Erkrankten starben ungefähr ½.

Schließlich machte der Berichterstatter noch darauf aufmerksam, welche Vortheile dem Handel Englands nicht nur, sondern dem Handel überhaupt daraus erwachsen seyen, daß die Regierung nicht das alte strenge Quarantainesystem hinsichtlich des Landens von Schiffen und des Verkaufs ihrer Ladungen aufgestellt habe. Aus einer beigebrachten Tabelle zeigte sich, daß nicht weniger als 4745 Schiffe aus den Häfen des baltischen, des mittelländischen und schwarzen Meeres vom 1 Junius bis 31 December 1831 der Quarantaine enthoben worden waren, und da England in dieser Hinsicht die Initiative ergriffen hatte, so folgten bald auch wesentliche Milderungen in den von andern europäischen Nationen vorgeschriebenen Beschränkungen.

Chronik der Reisen.

Reise von Calcutta über Cawnpur nach Bombay.

2. Reise von Agra nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte ich Befehl gegeben meine Kamele um 4 Uhr bereit zu halten, so war es wahrhaft unterhaltend zu sehen, wie Major Blair und die Damen sich darauf freuten, Zeuge meines Debuts auf dem Kamel zu seyn. Um sich von dieser Art Reiterei einen Begriff zu machen, ist eine flüchtige Skizze des Thieres erforderlich. Der Kopf ist, so wie die Ohren und die außerordentlich lebhaften Augen, sehr klein; der Schweif klein, flach und fast ohne Haare; der Rücken aufwärts gekrümmt mit einem Höcker in der Mitte, dessen Spitze ungefähr 9 Fuß vom Boden entfernt ist; die Farbe des Thieres ist gewöhnlich rehbraun. Soll es bestiegen oder beladen werden, so legt es sich, die Füße eingezogen, auf den Bauch, zu welchem Ende es die Natur mit einer harten Schwielenhaut unter der Brust versehen hat. Wenn es sich in dieser Lage befindet, wird ihm eine Art hölzerner Sattel, ungefähr von der Länge seines Rückens und mit einer Abtheilung für den Höcker versehen, aufgelegt, was das Aussehen von zwei Sätteln hat, dann gut mit Stricken befestigt und mit irgend einem weichen Material ausgestopft. Die Steigbügel werden an den vordern Sattel befestigt, der wie ein Kavalleriesattel gestaltet, vorne hoch und mit Halftern versehen ist. Auf dem Sattel hinter dem Höcker nimmt gewöhnlich ein Diener Platz, oft aber bleibt er auch ganz leer. Die Zügel bestehen aus einem Strick von der Dicke eines kleinen Fingers, der an ein durch die Nüstern des Thieres gezogenes Stück Holz befestigt ist, und dessen

Digitized by Google

langes Ende als Peitsche gebraucht wird. Ist nun das Thier völlig ausgerüstet, so besteigt man es wie ein Pferd, setzt sich fest im Sattel, nimmt dann die Zügel in die linke Hand, zieht sie gelinde an, und muß sich, wenn man das Zeichen zum Aufstehen gibt, recht fest setzen, weil man sonst bei den drei Bewegungen, welche das Thier macht, leicht aus dem Sattel geworfen werden kann. Zuerst macht nämlich das Kamel eine kleine Bewegung mit den Vorderfüßen, dann erhebt es die hintern, wobei man auf einem Winkel von ungefähr 45° zu sitzen kommt und leicht herabfallen kann, und endlich kommt man durch die letzte Bewegung, durch welche das Thier seine Vorderfüße vollends aufhebt, in eine ganz horizontale Lage. Sein Schritt ist langsam, ungefähr 2½ Meilen in der Stunde, will man aber trottiren, so darf man es nur mit dem Ende des Zügels, das man in der rechten Hand hält, über den Hals hauen, und dann legt es ohne anzuhalten 40 bis 50 Meilen, je 6 in einer Stunde, zurück. Um sich leichter im Sattel und mit der Bewegung des Thieres gleichmäßig zu halten, muß man die Zügel unbeweglich halten und gelind anziehen, denn läßt man sie aufs und niederflattern, so ist man mit dem Thiere nicht in Uebereinstimmung und fühlt sich unbehaglich. Mit all dieser Theorie benahm ich mich doch beim Aufsteigen ziemlich links, schickte mich jedoch nach Verlauf einer Viertelstunde so ziemlich in meine neue Lage, und brach, nachdem ich von meinen Freunden im Lager Abschied genommen, am Abend nach der 12 Meilen entfernten Station Hamirghur auf; meinen Palankin, nebst den sieben Mann, welche mir Major Blair als Wache mitgab, schickte ich voraus.

Am nächsten Tage, 24 December, erreichte ich Tschittur, 24 Meilen, kam am folgenden nach Nimnch, 36 Meilen, immer auf meinem Kamel, und ließ meine Wache mit dem Palankin zurück, um ihr Zeit zu lassen den Weg in zwei Tagen zu machen. Ich hatte indeß stets von Station zu Station von dem zu Nimutsch liegenden zweiten Kavallerieregiment eine Bedeckung bei mir, da von diesem Regiment zwischen Tschittur und Nimutsch Piquets von 20 Mann zum Schutz der Reisenden aufgestellt sind; so unsicher ist es hier wegen der Bhils. Ich kam kurz vor Mittag an, ohne nur im geringsten ermüdet zu seyn, und überzeugte mich so durch eigene Erfahrung, daß für eine Reise ein Kamel einem Pferde vorzuziehen sey.

Die Kantonnirung von Nimutsch hat ihren Namen von einem benachbarten Dorfe, welches außerhalb des britischen Gebiets liegt. Das Lager selbst bildet die Gränze, und ist gerade groß genug 4 Regimenter eingeborner Truppen, ein Kavallerieregiment, etwas Artillerie und eine Abtheilung einheimischer Kavallerie zu fassen. Der Zweck, zu welchem diese Truppen auf einem so kleinen Gebiet beschränkt und bei 500 Meilen von den britischen Besitzungen entfernt leben, ist, wie gesagt, kein anderer, als die Radschahs und Fürsten der benachbarten Staaten, die, wie ich glaube, auch ihren Unterhalt mit bestreiten helfen, gegen ihre rebellischen Unterthanen zu schützen; dabei halten sie aber zugleich auch diese eroberungssüchtigen Fürsten im Zaum, und spielen so zu gleicher Zeit die doppelte Rolle von Freunden und Feinden. Ein solches britisches Lager mit seiner Reinlichkeit und Ordnung, seinen Getreidefeldern, Gärten und Baumpflanzungen bildet gegen das umliegende, fast ganz im Naturstande befindliche Land mit seinen räuberischen, aller Civilisation fremden Bewohnern einen grellen Kontrast.

Zu Nimutsch fand ich bei meinen Freunden die herzlichste Aufnahme, und Kapitän Dawkins hatte die Güte mir Zelte und Wachen, die er einem Freunde nach Baroda schickte, zum Gebrauche anzubieten. Dabei verschaffte er mir noch Empfehlungsschreiben von dem politischen Agenten an die Beherrscher aller der Staaten, durch welche mein Weg führte, nämlich nach Pertabghur, Kuschalpura, Bauswarra u. s. w., die mir sehr nützlich wurden.

Am 27 December Mittags nahm ich von meinen Freunden zu Nimutsch Abschied, und brach mit einer Eskorte von zwei Reitern auf, die Kapitän Dawkins auf den verschiedenen Stationen bis Pertabghur für mich hatte aufstellen lassen. Das Land, durch welches ich kam, ist flach, hie und da mit Dörfern besetzt und als eine seltsame Nachbarschaft bekannt. Um 6 Uhr traf ich in Pertabghur ein, wo ich meine Zelte und Alles zu meiner Aufnahme bereit fand; meine Kamele waren genau, ohne anzuhalten, 22 Meilen, immer je 6 Meilen in der Stunde, gegangen. Meinen Brief von dem politischen Agenten schickte ich sogleich an den ersten Minister des Radschah, der mir sein „Salam" zurücksagen und melden ließ, daß zu jeder Stunde, zu welcher ich aufzubrechen wünschte, eine Eskorte bis an die Gränze für mich bereit seyn solle. Ich setzte meine Abreise auf den 29 um 8 Uhr fest, zu welcher Stunde vier Mann zu Pferde sich bei mir einfanden, von denen einer mich begrüßte und sagte, daß der Radschah und die Engländer einig seyen, worauf ich nicht unterließ etwas Schmeichelhaftes zu erwidern. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir auch schon die von mehrern Reisenden als so fürchterlich geschilderten Dschongeln erreichten. Wer hier außer der gewöhnlichen Zeit, d. h. gleich nach dem Regen, in den Monaten August, September, Oktober und November reist, wird von der Malaria befallen, an der, wie man sagt, von Sechsen, die sich diesem Wagniß aussetzen, fünf sterben; doch äußert die Krankheit, die von dem noch feuchten Land und Gras herrühren soll, auf die Bewohner dieser Gegend nicht die gleiche verderbliche Wirkung. Einige junge Offiziere, welche dieser Sage keinen Glauben beimaßen, sollen die Reise unternommen, und von Vieren nur Einer mit dem Leben davon gekommen seyn. Ich erzähle jedoch nur wieder, was ich hörte, ohne die Wahrheit verbürgen zu wollen. Ein anderer junger Offizier, sagt man, soll sich anheischig gemacht haben, während der ungesunden Jahreszeit die Reise durch diese Gegend auf einem Sewani-Kamel zu machen, und größtentheils von Branntwein und Brod zu leben; dieser kam zwar mit dem Leben davon, wurde aber das böse Fieber nicht eher los, als bis er eine Reise nach Europa machte. Wer sich recht beeilt vorwärts zu kommen, der sollte, denke ich, auch noch im November ohne Gefahr hier reisen können; ich fand wenigstens Alles gut aufgetrocknet, und muß bekennen, daß mir, dem Aussehen des Bodens und der Bäume nach zu urtheilen, die Gegend keineswegs so gefährlich vorkam.

Am 29 führte mein Weg über eine enge und steinige Straße, über zum Theil hohe Hügel und durch Thäler nach einem kleinen Dorfe, Namens Suwaeika, wo wir uns unter einem großen Baum am Ufer eines Baches lagerten; Wasser und Lebensmittel waren gut. Unter Lebensmitteln ist, da die Hindus und Eingebornen größtentheils von Pflanzenkost leben, Mehl, Getreide (womit auch Pferde und Kamele gefüttert werden) und Dall zu verstehen, ebenfalls eine Getreideart, die, gesotten, schleimig und mit Mehl oder Reiß vermischt wird. Ferner findet man noch Ghi, eine Art Butter, aber bei weitem geringer als unsere gewöhnliche, die fast allen Speisen beigemischt wird, und endlich Brod in Gestalt von Kuchen; dieß sind, so viel mir bekannt, alle ihre Lebensmittel, unter denen sich mithin, wie man sieht, weder Fleisch noch Geflügel befindet. Diese Lebensweise wird jedoch nur von strengen Hindus geführt; ein großer Theil der Bevölkerung aber besteht aus Moslems, die Alles essen, Schweinefleisch ausgenommen. Die Erfahrung zeigt indeß, daß das Fleischessen unter einem so warmen Klima mancherlei Krankheiten nach sich zieht, von denen die Hindus ihrer Lebensweise wegen verschont bleiben. Der Hindu kennt weder unsere Arzneien, noch will er von ihnen Gebrauch machen; seine ganze Heilart besteht in Enthaltsamkeit und Ergebung in sein Schicksal; er lebt fast ganz von dem Erträgniß seines Ackerbaues, und bedient sich seiner Ochsen nur als Lastthiere, deren Fleisch er dem Europäer überläßt. Derselbe Fall ist es mit dem Fleisch der Schafe, das von den Moslems häufig gegessen wird; Ziegen halten die Hindus der Milch wegen. Seltsam ist es, daß die Hindus, denen das Rindfleisch ein Gräuel ist, dennoch Kuhmilch genießen.

(Fortsetzung folgt.)

In den 12 Distrikten von Vandiemensland leben jetzt

Freie	18.175
Verbrecher	11,745
Zu Port Arthur	515
Auf der Flinderinsel	150
Auf den andern Inseln	50
Eingeborne Schwarze	18
Soldaten	602
Weiber und Kinder derselben	298
Im Ganzen	31.551

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 202. 21 Julius 1835.

Die Schattenseite der Vereinigten Staaten.

(Briefe über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, geschrieben in den Jahren 1832 und 1833. A. d. Fr. 2 Bände. Berlin bei Ferd. Dümmler.)

Es ist nicht zu verwundern, daß nach den langen Lobredne-reien auf die ausschließliche Vortrefflichkeit der Vereinigten Staaten endlich auch die Kehrseite herausgehoben wird, und eben so wenig ist es zu verwundern, daß man von einer Ueber-treibung in die andere fällt. Nachdem man die Vereinigten Staaten in den Himmel erhoben, erniedrigt man sie oft wieder zu tief, ohne zu bedenken, daß eine Menge Fehler, die anderswo in gleich hohem Grade vorhanden sind, sich in Amerika, wo Alles ins öffentliche Leben gezogen wird, nur greller äußern.

Der Verfasser des oben dezeichneten Werks gehört, obwohl auch seine Darstellung, wie jede Zusammenstellung der Fehler einer Sache, ein schiefes Bild erzeugt, nicht zu den gemeinen Feinden der Vereinigten Staaten, seine Bemerkungen greifen zum Theil sehr tief, und sind manchmal noch hinter der Wirklichkeit zurück-geblieben, denn wenn er seine Meinung ausdrückt, daß der reli-giöse Haß trotz seiner Heftigkeit nicht zu Thätlichkeiten gegen Andersgesinnte führen werde, so hat er sich getäuscht, wie die Zerstörung des katholischen Nonnenklosters in der gebildetsten Stadt der Union, in Boston, beweist. Dieß mag auch zugleich zeigen, daß der Verfasser nicht gerade geneigt ist, ins Schwarze zu malen, obwohl es nicht an Leuten fehlen wird, die ihm dieß vorwerfen werden, da er seines Glaubens ein katholischer Royalist im alten Sinne des Wortes ist, und von diesem Standpunkt aus betrachtet, kommt freilich jenes Land schlecht weg mit seiner maß-losen religiösen Zerrissenheit, so wie mit dem Widerstreben gegen jede Autorität, was ein Hauptzug im Charakter der Amerikaner ist. Man muß jedoch zugeben daß sein Glaubensbekenntniß, das allenthalben unverschleiert daliegt, zwar geeignet ist ihm manche Leser zu entfremden, auf der andern Seite ihn aber äußerst tauz-lich macht, die Fehler eines Staats, der ganz nach der neuen Schule konstruirt ist, aufzudecken. So sehr wir indeß geneigt sind, ihm in vielen Dingen Recht zu geben, so können wir doch über die Folgen die er daraus zieht, nämlich, daß das ganze Gebäude nicht mehr lange halten werde, durchaus nicht einerlei Meinung mit ihm seyn. Tausend Dinge sind erträglich und ungefährlich in einem Laude, wo die Bevölkerung noch im Vergleiche zur Aus-dehnung des Bodens gering, und jeder, der arbeiten will und kann, auch sicher ist, ohne übermäßige Anstrengung bloß durch die Arbeit seiner Hände sich und seiner Familie ein ge-nügendes Auskommen zu erwerben. Wenn darum der Verfasser von der Zügellosigkeit des Pöbels in den Städten spricht, und schlimme Folgerungen für das Ganze daraus ableitet, so hat er ganz entschieden Unrecht: denn wenn der Pöbel in Neu-York, was keineswegs wahrscheinlich ist, die ganze Stadt in Flammen auf-gehen läßt, so wird man sich zehn Stunden davon gar nicht son-derlich darum kümmern. Solche Zügellosigkeiten können eine Menge partieller Unglücksfälle erzeugen, werden aber sicherlich den Bestand des Ganzen unerschüttert lassen. Die Vereinigten Staaten haben, bis sie zur Auflösung der Union kommen, gewiß noch eine lange Periode zu durchlaufen, und mit den Drohungen einzelner Unzufriedenen hat es in einem Lande, wo man von einer straff angezogenen Centralgewalt gar nichts weiß, eben keine Noth. Die nordamerikanischen Staaten, die auf keiner Seite einen Feind haben, der mit mächtigen Armeen auftreten, und die Integrität ihres Gebiets dauernd gefährden könnte, können un-gestört sich gegen Westen ausbreiten, und erst wenn die Räume sich füllen, wenn die Menschen sich mehr drängen, dann werden die Spaltungen, zu denen jetzt schon die Keime in der Ent-stehung verschiedener Sprachen gelegt sind, sich erweitern, und können endlich zum Bruche führen: bis dahin aber ist es noch weit. So wenig indeß die jetzt schon vorhandenen Uebel eine Zerstörung des ganzen Gebäudes bewirken können, so schaden sie doch empfindlich, und sie lassen sich namentlich unter drei Rubriken bringen: Nichtachtung der öffentlichen Gewalt, Religionsverhält-nisse, Sklaven.

Nichtachtung der öffentlichen Gewalt.

Die Regierung der Vereinigten Staaten wurde zu einer Zeit gegründet, wo man die Regierungsgewalt als den gemein-samen Feind ansah, und an Freiheit zu gewinnen glaubte, was man ihr an Macht abzwackte. Diese Meinung hat im alten Europa, wo der Drang und die Noth verwickelter Verhältnisse den Regierungen trotz aller papierenen Satzungen eine ausge-dehnte Gewalt überwies, sehr an ihrem Ansehen verloren, ist aber in Amerika zu wuchernder Blüthe gelangt, und wird bald den Frieden und die Ruhe im Innern ebhaft bedrohen. Daß

Digitized by Google

man die Beamten, namentlich die höhern, sehr mäßig bezahlt, ist nicht gerade als ein Uebel zu betrachten, daß man aber verdiente Männer, die im Dienste des Staates ergraut sind, und ihm ihre kraftvollen Jahre und oft ihr eigenes Vermögen geopfert haben, Mangel leiden läßt, ist sehr Unrecht; die Strafe dafür wird auf dem Fuße folgen, und ist auch schon im besten Zuge. Wenn man nicht Leute, die in der Jugend von edlem Ehrgeize geleitet sich den öffentlichen Aemtern widmeten, vor Mangel schützt und ihnen nach wohlvollbrachter Arbeit eine ehrenvolle Stellung unter ihren Mitbürgern sichert, so kommt von zwei Dingen eins: entweder fallen die öffentlichen Stellen in die Hände der Reichen, oder es entstehen hitzige Faktionen, deren Häupter sich selbst oder wenigstens ihre guten Freunde in einträglichen Aemtern und Würden zu erhalten suchen. Alles wohl überlegt würde man, wenn zwischen diesen beiden Uebeln zu wählen wäre, gewiß das letztere wählen, da solche Faktionskämpfe zum Mindesten Männer von Einsicht, Entschlossenheit und Thatkraft emporbringen, die Regierung der Reichen aber, welche die Aemter auch, wenn man es verlangt, umsonst verwalten, am Ende gewiß am theuersten zu stehen kommt. In dem Kampfe zwischen Reichthum und Ehrgeiz scheinen es die demokratische Partei und die Anhänger der Bank schon ziemlich weit gebracht zu haben. In dem Maße, als die Herren von der Bank ihre Macht und ihren Einfluß immer weiter ausdehnten, suchten auch Jackson und seine Partei sich zu verstärken und fester zu setzen, indem sie alle von ihnen abhängigen Aemter mit blind ergebenen Leuten besetzten, und so das Beispiel einer durchaus auf Parteiansichten gegründeten Aemterverleihung feststellten. Da nun die einzelnen Staaten und Gemeinden diesem von oben gegebenen Beispiele folgten, und alle, selbst die geringsten Stellen, nur mit Anhängern der gerade in diesem oder jenem Staate, dieser oder jener Gemeinde herrschenden Partei besetzten, so ist dadurch die Union in allen ihren einzelnen Theilen in zwei feindliche Parteien getheilt, welche die Gründe ihres Parteihasses nicht in ihren politischen Meinungen, sondern ganz unmittelbar in ihrem Beutel finden, so daß der krasse Materialismus, den man ohnehin den Amerikanern vorwirft, sich nun auch auf diesem Felde in seiner ganzen Stärke entwickeln muß. Bei den Fortschritten, die der Parteikampf in den letzten Jahren gemacht hat, kann man in kurzer Zeit interessanten Scenen in dieser Beziehung entgegensehen, um so mehr, als die Parteien die Gesetze der Schicklichkeit und des Anstandes schon sehr bei Seite zu setzen gelernt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.

6. Aufklärungen. — Glückliche Flucht. — Schluß.

(Schluß.)

Sehr lieb war es mir, daß Clinton meine Pferde von Tandil hieher hatte bringen lassen. Als ich zu dem Kommissär kam, der mir ein höchst beschränkter Mann zu seyn schien, eröffnete ich ihm, unter welchen Bedingungen mir der Minister gestattet habe, Buenos-Ayres zu verlassen, und daß ich mich nicht mehr an mein Wort gebunden betrachten könne. Ich hoffte jedoch, man werde mir gestatten ausreiten zu dürfen, und gab zugleich zu verstehen, daß ich der Regierung während meines Aufenthaltes weder Ungelegenheiten noch Kosten verursachen werde. Meine Erklärung wurde so günstig aufgenommen, als ich nur immer erwarten konnte; der Kommissär behandelte mich mit großer Auszeichnung und wollte, wie er sagte, meinetwegen an den Minister schreiben, doch sollte weder ich noch die Uebrigen, welche ihr Ehrenwort ebenfalls verweigert hätten, bis zu Ankunft seiner Instruktionen in irgend etwas beschränkt werden.

Ehe ich Buenos-Ayres verließ, hatte ich dort mit einem portugiesischen Kaufmann verabredet, mich bei ihm zu verbergen, wenn ich wieder nach der Stadt kommen würde, und ein Boot zu besorgen, das mich zu der brasilianischen Blokadeeskadre brächte, die gewöhnlich drei Leguas von Buenos-Ayres vor Anker lag. Rossignol und Clinton, denen ich meinen Plan vertraute, wünschten so dringend mich zu begleiten, daß ich es ihnen nicht abschlagen konnte, und so brachen wir denn gerade an dem Abend auf, an welchem der Kommissär uns sagen ließ, wir möchten am andern Morgen zu ihm kommen, da er uns eröffnen müsse, daß wir entweder unser Ehrenwort zu geben oder eine unangenehme Beschränkung unserer Freiheit zu erwarten hätten.

Unter andern lächerlichen und ärgerlichen Unfällen auf der Straße, kamen wir auch vom rechten Weg ab, und waren genöthigt bei einer Estancia zu fragen. Der Eigenthümer, dem wir verdächtig vorkamen, befand sich zum Glück allein, doch war es ein entschlossener Mann, der sogleich nach einem alten rostigen Schwerte langte und erklärte, er lasse uns nicht fort bis seine Leute kämen. Da wir durchaus nicht willens waren uns gutwillig zu ergeben, so gaben wir ihm alle drei zugleich einen tüchtigen Hieb, und dann als Schmerzensgeld eine halbe Dublone, was eine solche Sinnesänderung bei ihm hervorbrachte, daß er nicht nur versprach uns seinen Leuten nicht zu verrathen, wenn diese noch vor unserer Entfernung eintreffen sollten, sondern uns auch noch Wein vorsetzte, und zum Nachtessen einlud. Er hielt auch treulich Wort, und zeigte uns selbst den Weg der zur Straße führte, die wir bisher vermieden hatten, um nicht etwa Reisenden nach Chascomus zu begegnen.

Als wir uns allein befanden, galoppirten wir einige Stunden fort, bestiegen dann die Handpferde die wir mitgenommen hatten, und ließen die bisher geritteten laufen, wohin es ihnen beliebte. Eine oder zwei Stunden vor Tagesanbruch machten wir Halt, legten uns unter einen großen Baum, zäumten die Pferde ab, und banden sie mit unsern Lasos fest. Als ich nach einem gesunden Schlaf mir die Augen ausrieb, und der aufgehenden Sonne entgegen sah, bemerkte ich, daß Rossignol's Pferd fehlte. Der Franzose der mit diesem edeln Thier durchaus nicht umzugehen verstand, hatte die Schlinge des Laso so groß gemacht, daß das Pferd den Kopf ganz bequem herausziehen konnte, den Laso am Baume hängen ließ und davon gelaufen war. Glücklicherweise befanden wir uns nicht mehr weit von der Straße und von einem Posthause entfernt, wo ich auf

Digitized by Google

meiner Reise nach Chascomus gefrühstückt, und mich sowohl hier als überhaupt auf dem ganzen Weg sehr freigebig gezeigt hatte, aus Gründen die wohl keiner Erläuterung bedürfen. Es blieb also nichts übrig als Postpferde zu miethen, und hiebei kam Alles darauf an, daß man nicht nach unsern Pässen fragte, weil wir sonst auf die nächste Station abgeliefert worden wären. Man erkannte mich jedoch sogleich, und erinnerte sich meiner Freigebigkeit. Ohne uns mit verdrießlichen Fragen zu belästigen, wurden Pferde gebracht, und der Herr des Hauses versprach die unsrigen nach Buenos-Ayres in ein Haus zu schicken, das ich ihm bezeichnete.

Bevor wir noch die Stadt erreichten, hatten wir manches Ungemach zu bestehen, und allen Scharfsinn aufzubieten, um Verdacht und Entdeckung zu vermeiden. Zwanzig Meilen vor der Stadt begegneten wir dem Obristen, der uns von Rio Negro nach Tandil begleitet hatte, in Gesellschaft mehrerer Offiziere. Man kann leicht denken, welche Ränke wir aufbieten mußten, um während des Essens, zu dem wir eingeladen wurden, keinen Verdacht zu erwecken. Zu allem Unglück befand sich der Obrist gerade auf dem Weg nach Chascomus, und wollte am andern Morgen wieder zurückkehren.

Zu dem portugiesischen Freund in Buenos-Ayres gingen wir erst als es bereits dunkel war, und fanden hier Alles zu unsrer Aufnahme vorbereitet. Das Fahrzeug zu unsrer Flucht hatte jedoch, der Schwierigkeiten halber die dieß machte, noch nicht besorgt werden können, und wir mußten uns deßhalb länger als eine Woche verborgen halten. Endlich erschien der ersehnte Augenblick; wir setzten uns in ein großes mit Segeln versehenes und von vier kräftigen Spaniern bemanntes Kanot, und waren den Kanonenbooten bald aus dem Gesicht. Unsre Absicht war unsern Lauf nach Colonia zu richten, aber ein heftiger Pampeiro brachte uns dem Untergang oder der Gefangenschaft nahe, denn wir wurden so weit leewärts getrieben, daß wir alle Hoffnung aufgaben die Eskadre zu erreichen, und uns schon gefaßt machten nach Monte Video zu steuern, als ein glücklicher Windstoß unsrer Furcht ein Ziel setzte, und wir bald die brasilianischen Schiffe leewärts vor Anker liegen sahen. Am nächsten Morgen erwachte ich von einem erquickenden Schlaf in der Kajüte des Cabrelo, und segelte am folgenden Tage nach Monte Video, wo unsre glückliche Ankunft im Kreis der Freunde gefeiert wurde.

Aufsuchung der Lilloise.

Herr Gaimard, als Naturforscher der Expedition beigegeben, welche zur Aufsuchung der Lilloise ausgerüstet wurde, richtete folgenden im Journal de la Marine bekannt gemachten Brief an Herrn Freycinet.

„Die Fregatte Recherche verließ am 27 April Cherbourg und ankerte am 11 Mai auf der Rhede von Reykavik, der Hauptstadt Islands. Die Erkundigungen, die man alsbald über das Schicksal der Lilloise und ihres Kommandanten, Herrn Blosseville, einzog, gewährten bis jetzt noch nicht die Hoffnung, daß der Zweck der Reise, die Auffindung dieses Schiffes, gelingen werde. Unter den Instructionen, welche der Kapitän Trehouart erhielt, lautet eine dahin, die Erklärung eines in der Nähe des Golfs von Deraford wohnenden Priesters einzuholen, den im verflossenen Jahre ein holländischer Kapitän gesagt hatte, er habe ein im Golfe von Bredebught versunkenes französisches Kriegsschiff gesehen. Der provisorische Gouverneur von Reykavik, Herr Finser, gab Namen und Adresse dieses Priesters, dem er auch offiziell hierüber schrieb. Herr Finser drückt sich in dem Briefe, worin er diese Erkundigungen dem Kapitän Trehouart, Kommandanten der Recherche, mittheilt, hinsichtlich der Vermuthung, die Schiffbrüchigen hätten das Land erreichen können, folgendermaßen aus: „Ich kann behaupten, daß wenn das Schiff Lilloise auf die isländische Küste geworfen worden wäre, mir dieses Ereigniß nicht unbekannt geblieben seyn würde." Man kann unmöglich glauben, daß Menschen, mochten sie nun einem in gutem Zustande befindlichen oder einem gescheiterten Schiffe angehören, auf jedem Punkte unserer Insel oder in irgend einer Krümmung des Golfs von Bredebught unbekannt hätten bleiben können, da dieser Golf auf vielen Punkten bewohnt ist, und auf den andern von Heerden, die man zur Weide dahin führt, besucht wird. Die Inselchen, die er einschließt, sind flach, und weder Schiffe noch Menschen hätten hier landen können, ohne bemerkt zu werden, und wären letztere im Stande gewesen, sich in einer Schaluppe auf einige dieser Inselchen zu retten, so hätten sie von da aus leicht auf das Hauptland gelangen können, da die festen Eismassen Grönlands nie in dem Theil dieses Meeres erscheinen, der die mittäglichen Küsten Islands bespült. Die Recherche verließ Reykavik am 15 Mai. Sie besuchte zuerst unsere Fischerhütte, und begab sich dann nach Dyrafiord, um in den Golf von Bredebught zu segeln. Meinerseits treffe ich Vorbereitungen, um in Begleitung Herrn Roberts zu Lande dem Ufer des nämlichen Golfs zu folgen; wir werden am 1 Junius abreisen. Was indessen auch der Erfolg unserer Hauptnachsuchungen seyn mag, so wird jedenfalls die Expedition in wissenschaftlicher Hinsicht ziemlich reichliche Früchte tragen."

Chronik der Reisen.

Reise von Calcutta über Cawnpur nach Bombay.

2. Reise von Agra nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Ich hatte, wie bereits erwähnt, mein Lager zu Suwarita am Ufer eines Baches aufgeschlagen, und muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß der Reisende in Indien wohl daran thut, sich bei solchen Gelegenheiten so viel als möglich zu konzentriren. Die Pferde, wenn seine Begleitung aus Reiterei besteht, müssen immer in einem Zirkel oder Halbzirkel um das Zelt herum angebunden werden, in dessen Mitte seine Leute unter freiem Himmel schlafen; das ganze Gepäck muß so beisammen liegen, daß die Schildwache es beständig im Auge hat, denn die Diebe sind so verschlagen, daß sie sich unter dem Geschrei von Schakals, das sie täuschend nachahmen, bis zum Zelt heranschleichen, in die der Schildwache entgegengesetzte Wand desselben ein Loch schneiden, und Alles fortschleppen, was sie habhaft werden können; ja selbst das, was man unter dem Kopfkissen hat, bleibt nicht verschont, so gewandt sind diese Diebe. Bei der Vorsicht, welche ich anwendete, begegnete mir kein Unfall dieser Art, denn ich gab sogar meine Kleider unter die Obhut der Schildwache, und ließ des Nachts eine Lampe in meinem Zelte brennen. Mein Geld, das in 2000 Rupien in Papier und etwa 20 Souverains bestand, verwahrte ich auf folgende Weise: ich hatte mir einen Beutel von der Gestalt eines Frauenzimmerstrumpfbandes gemacht, mit einer Schnur an jedem Ende versehen; in diesen steckte ich mein Geld, trug ihn des Tages über in der Tasche und band ihn des Nachts um eines der Knie. Meine Nachtpantalons von dünnem Baumwollenzeuge, welche, wie es in Indien häufig der Fall ist, die Stelle der Leintücher vertreten, band ich dann unten und oben zu, und war so gegen diebische Angriffe gesichert.

Das Land zwischen Nimutsch und Baroda, durch welches ich jetzt kam, ist das der Bhils, ein ganz eigener Menschenschlag, einigermaßen jenen „Bergmännern" ähnlich, und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Es stießen uns mehrere auf die sich sehr höflich benahmen und ihren Salam sagten. Dieses Land wird von den Europäern als das unsicherste betrachtet, obschon es mir durchaus nicht so vorkommen wollte, und ich bekennen muß, daß, ließe man mir die Wahl, ob ich ohne Begleitung lieber von Agra nach Nimutsch, als von Nimutsch nach Baroda

Digitized by Google

reisen wolle, ich unbedenklich das Letztere vorziehen möchte. Würden die Beherrscher der östlichen Gegenden sich der Sache ernstlich annehmen, so könnte man da bald mit eben der Sicherheit reisen, als irgend anderswo, und da alle diese Staaten unter britischem Schutze stehen, so dürfte der Generalgouverneur in dieser Hinsicht nur einen Wunsch aussprechen, dem dann gewiß sogleich Folge geleistet werden würde. Es wäre dieß um so wohlthätiger, als zwischen Agra und Nassirabad, Nimutsch und Mhow ein bedeutender Verkehr besteht, und gerade hier Land durch Räuber so unsicher gemacht wird, daß man nicht ohne Begleitung reisen kann. Würde der Generalgouverneur alle Radschas auffordern, in allen Dörfern, die ohnehin selten weiter als zehn Meilen von einander sind, eine berittene Polizei zu errichten, und die junge Mannschaft als Palankinträger zu verwenden, so könnten sich diese auf ehrliche Weise etwas verdienen, und den Räubereien wäre gewiß bald gesteuert. Die Polizei könnte dann die Palankins immer bis zur nächsten Station als Wache begleiten, und würde dafür in gleichem Verhältnisse als die Träger bezahlt.

Am nächsten Morgen, 30 December, brachen wir schon um 4½ Uhr auf; als wir aber an der 18 Meilen entfernten Station ankamen, fanden wir weder Wasser noch Lebensmittel, und waren deßhalb genöthigt, bis zu der hübschen Stadt Bungea weiter zu reisen; im Ganzen ein Weg von 25 Meilen. Diese Stadt, wo wir Alles bekamen, was wir wünschten, gehört dem Radscha von Bauswarra. Wir kamen auf dieser Reise über den Fluß Meihi, wo unsere durstigen Thiere sich erfrischen konnten; es stießen uns an diesem Tage mehrere kleine Abtheilungen Bhils mit ihren Bogen und Pfeilen auf, die, weil sie uns aus dem Wege gingen, etwas verdächtig schienen.

Am nächsten Tage, 31 December, brachen wir nach dem 12 Meilen von Bungra entfernten Bauswarra, der Residenz des Radschas, auf, und lagerten uns dicht an der Stadt, in deren Mitte sich der Palast des Herrschers mit seinen weißen Thürmen erhob. Ich schickte dem Minister mein Empfehlungsschreiben; er ließ mir zurücksagen, daß er mich in ein paar Stunden besuchen werde, und hatte inzwischen Befehl gegeben, für meine Bedürfnisse zu sorgen. Gegen 3 Uhr Nachmittags kam er wirklich von einer bewaffneten Garde zu Fuß umgeben; er trat allein in mein Zelt, und ließ sich auf dem einzigen Stuhl nieder, den ich hatte, während ich mich auf mein Bett setzte. Mein Bedienter machte den Dolmetscher, und ich erkundigte mich nun zuvörderst nach dem Befinden des Radscha, sagte, wie sehr ich mich durch den Besuch des Ministers geschmeichelt fühle, und dankte für die mir bewiesene Sorgfalt. Unsere Unterredung drehte sich hauptsächlich um das Land, das, wie ich sagte, mir hier besser angebaut vorkomme als in andern Staaten. Der Minister gab dann zu erkennen, wie sehr ihm daran gelegen sey, sich die gute Meinung der britischen Regierung zu gewinnen, die, wie ich beifügte, gewiß die besten Absichten gegen andere Staaten hege. Der Minister schien ein sehr unterrichteter und fein gebildeter Mann zu seyn; er blieb eine Stunde lang bei mir, was mir sehr angenehm war, obschon Manches von unserer Unterredung durch die Schuld des Dolmetschers verloren ging. Er wunderte sich, daß ich diese Gegend so ganz allein bereise, und fragte, welche Stelle ich bekleide. Meine Antwort war, ich befehlige eines der großen Schiffe des Königs von England, denn ich fand nöthig ihn von meinem eigentlichen Range nicht zu unterrichten, da er von diesem vielleicht keinen Begriff gehabt und leicht hätte glauben können, er habe seinen Besuch einer geringern Person, als er selbst war, abgestattet. Er verließ mich hierauf und schickte mir als Geschenk einen Topf mit trefflicher Butter, was mich, da er ein Hindu war, nicht wenig wunderte. Ich erfuhr indeß, daß er und der Radscha aufgeklärt genug waren, um bei Bewirthung von Fremden von den gewöhnlichen Vorurtheilen abzugehen, und so war denn diese Butter wahrscheinlich für mich gemacht worden. Der Minister schickte mir auch eine berittene Wache, die mich bis an die Gränze begleiten sollte, und trug mir auf, dieser, wenn ich sie entlassen würde, ein schriftliches Zeugniß mitzugeben, ob sie gut für mich gesorgt hätte.

Am 1 Januar 1834 Morgens brachen wir nach einem ungefähr 15 Meilen entfernten Orte, Kalungarri genannt, auf, und am 2 kamen wir nach Dungra, das über der Gränze des Gebiets von Bauswarra liegt. Hier verließ mich meine Begleitung, indem sie ein schriftliches Zeugniß verlangte, über dessen Form ich einigermaßen in Verlegenheit gerieth, weil es wahrscheinlich an den politischen Agenten geschickt wurde; endlich entschloß ich mich zu Folgendem:

„Lieutenant —, in Marinediensten Sr. britischen Majestät, bittet, der ihm von Sr. Hoheit dem Radscha von Bauswarra durch die Person seines ersten Ministers, Sr. Excellenz „Gumir Tschind," erwiesenen Achtung und Aufmerksamkeit alle Anerkennung zu zollen. Se. Excellenz beehrte ihn mit einem Besuche, ließ ihm alles Benöthigte anbieten und ihn von einer berittenen Wache bis an die Gränze geleiten. Lieutenant — kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne zu versichern, wie außerordentlich geschmeichelt er sich fühlte von den Beweisen der Achtung und der guten Meinung gegen die britische Regierung in Indien, welche Se. Excellenz an den Tag legte, und wie viel Vergnügen es ihm machte zu bemerken, daß Bauswarra von allen nicht der Kompagnie gehörigen Staaten, durch welche er kam, der bestangebaute war, und dessen Bewohner in Ordnung und Wohlstand zu leben schienen.

„Lieutenant — bittet Se. Excellenz, seine besten Wünsche und die Versicherung seiner Hochachtung zu genehmigen.

„An der Gränze, am 1 Januar 1834."

Man wird, so wie ich selbst, über diese diplomatische Note lachen, denn mein ganzer Weg führte mich durch Dschongeln; doch waren die Straßen für Pferde und Kamele, aber nicht für Fuhrwerk, sehr gut. Dungra, wo wir uns jetzt befanden, ist ein großes Dorf, mit wenigem und schlechtem Wasser in Pfützen, aus denen die Kühe mit den Menschen gemeinschaftlich trinken.

Am nächsten Tage, 3 Januar, kamen wir nach einer Reise von 15 Meilen in eine schöne Stadt, Thellode genannt, mit trefflichem Wasser und guten Lebensmitteln versehen; auf der Hälfte des Weges ungefähr setzten wir über den Fluß Annas. Am 4 erreichten wir einen kleinen Ort, Namens Gullani; der Weg führte auf einer Strecke von 16 Meilen auf guter Straße durch lauter Dschongeln, und am 5 kamen wir nach einem langen Marsche von 20 Meilen nach dem kleinen Orte Dscheri, wo wir gute Lebensmittel und Wasser fanden. Am 6 legten wir durch dicke Dschongeln, aber auf gutem Wege, 15 Meilen zurück, und kamen nach dem kleinen Orte Dama Bouley. Bouley bedeutet im hindustanischen ein Brunnen, und einen solchen, und zwar sehr guten, fanden wir denn auch hier. Am 7 kamen wir nach einem Wege von 18 Meilen nach Mullao; den in der Ferne sehr hoch aussehenden Berg Tschampanir, mit einem Fort auf seinem Gipfel, sahen wir gegen Südwest liegen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Im Monat August 1832 machte Herr Villeroi zu Noirmoutiers, in der Vendée, in Gegenwart der Behörden und der angesehensten Einwohner der Stadt höchst interessante Versuche mit unterseeischer Schifffahrt. Von einer einzigen Person begleitet, bestieg er ein 10 Fuß langes, 3 Fuß breites und 5½ Fuß tiefes Fahrzeug von der Gestalt eines Fisches. Nachdem er ungefähr eine Viertelstunde lang verschiedene Evolutionen auf der Oberfläche des Wassers ausgeführt hatte, und während einer gleichen Zeit zwischen zwei Wassern gefahren war, verschwand er plötzlich zehn Minuten lang. Da ihm einige Kähne gefolgt waren, so fuhr er, um diese zu täuschen, unter dem Wasser in einer der früher verfolgten entgegengesetzten Richtung, und erschien endlich auf der Oberfläche, wo er noch mehrere Manöver ausführte. Die Versuche hatten um 3 Uhr angefangen, und um 3 Uhr 55 Minuten verließ Herr Villeroi seine Maschine, und wurde von den Fahrzeugen aufgenommen, die seine Fahrt begleitet hatten. Herr Villeroi hat sich an den Minister des öffentlichen Unterrichts gewendet, und ihn gebeten, die Akademie der Wissenschaften zu veranlassen, daß sie eine Kommission ernenne, welche den Versuchen beiwohne, die er jetzt in der Bucht von St. Ouen vorzunehmen gedenkt; ein Ansuchen, welchem die Akademie entsprochen hat.

*

Herr Gützlaff ist jetzt von der Handelskammer zu Canton als zweiter chinesischer Sekretär mit einem Gehalte von 800 Pfd. St. angestellt worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 203. 22 Julius 1835.

Die Beschwerden der englisch-ostindischen Armee.

(Vierter Artikel.)

Schmutziger Geiz der indischen Regierung.

Der Geist der Unzufriedenheit, welcher seit dem Erlaß der sogenannten Half-Batta-Order unter der indischen Armee herrschte, scheint immer mehr zuzunehmen, und die Sprache mancher Offiziere in den englischen Journalen wird beinahe drohend. So sagt einer derselben, ohne allen Rückhalt: „es ist ein gefährlicher Versuch in einer militärischen Regierung, den Unwillen derjenigen zu reizen, von deren Treue, Muth und Ausdauer das Daseyn dieser Regierung allein abhängt.“ Diese Sprache ist verständlich und jeder Unbefangene muß zugeben, daß sie nur allzu richtig ist; unsere europäischen modernen Begriffe von Staatsverfassung und Heerwesen sind dort rein unnütz, das britische Reich in Indien ist ein Reich der Gewalt und nur eine starke, zuverlässige Armee kann es schützen und halten. Wir wollen nun sehen, wie die Kompagnie gegen dieselbe verfährt, und zwar in einer reinen Geldsache, nicht in den feineren Beziehungen der Billigkeit und Gerechtigkeit im Avancement und der Pensionirung alter gedienter Offiziere, obgleich auch dieß am Ende auf Geldinteressen hinausläuft.

Jene berüchtigte Half-Batta-Order verlangt einige Erläuterung. Die Offiziere der Kompagnie sowohl als der königlichen Regimenter beziehen außer ihrem gewöhnlichen Solde, der bei der großen Theurung namentlich aller europäischen Bedürfnisse in keiner Art hinreichend seyn würde, gewisse Feldzulagen (centage, batta), die man freilich nach unserm Maßstab ungeheuer finden würde, in Indien aber gar nicht als unmäßig erscheinen.*) Sie betragen für einen Fahnenjunker monatlich 200 Rupien (240 fl.), für den Lieutenant 260 (312 fl.), den Hauptmann 460 (552 fl.) und so verhältnißmäßig aufwärts. In Indien befinden sich sechs größere Garnisonen in der Nähe der Präsidentschaften, und nach dem Kriege von Ava erklärte die Kompagnie mit Einemmale, die in diesen sechs Garnisonen stehenden Regimenter seyen nicht als im Feld stehend zu betrachten, und die Offiziere derselben hätten somit keinen Anspruch auf die volle Feldzulage. Diesem Befehl gemäß verlor der Fahnenjunker von seinen 200 Rupien monatlich etwa 70, der Lieutenant 85 von 260, der Kapitän 127 von 460. Hätte man diesen Abzug bei allen Regimentern gemacht, so wäre es hart, aber nicht ungerecht gewesen, denn die Offiziere jener sechs Garnisonen müssen gerade so wie die der übrigen stets mit allen Feldrequisiten, Zelten, Pferden u. dergl. versehen seyn, weil sie oft plötzlich Marschordre erhalten, manchmal von Calcutta nach Mirut, eine Entfernung von 200 deutschen Meilen. Und nicht nur solche Garnisonsveränderungen stehen ihnen jeden Augenblick bevor, sondern auch ein Ausmarsch gegen den Feind, wie dieß bei dem Birmanenkriege und kürzlich bei einem Aufstand in der Provinz Cole der Fall war, wo mehrere Sipahiregimenter aus Halbbattagarnisonen (half batta stations) aufbrechen, und gegen den Feind marschiren mußten.

Diese Ersparniß war eine kleinliche Klippkrämerei, deren Ungerechtigkeit noch auffallender wird, wenn man die Entschuldigung hört, welche darin besteht, die Regierung liefere in den Halbbattagarnisonen den Offizieren die Wohnung: diese Wohnung ist aber mit 70, 85 und 127 Rupien monatlich für Fahnenjunker, Lieutenant und Hauptmann sehr theuer bezahlt, und um die Ungerechtigkeiten voll zu machen, erhalten sie, wenn die Regierung keine Quartiere liefern kann, 25, 50 und 50 Rupien Ersatz. So betrachtet erscheint die ganze Maßregel als eine schreiende Ungerechtigkeit, die man doppelt schwer fühlt in einem Lande, dessen Klima für europäische Konstitutionen so schädlich ist, und wo so manche Luxusgegenstände zum Lebensbedürfniß werden. Seit diese Maßregel in Ausführung kam, ist die Unzufriedenheit stets wach gewesen, und jede neue Maßregel, welche auf diesen Gegenstand Bezug hatte, ward doppelt gefühlt.

Eine wahre Niederträchtigkeit aber ist die Art der Zahlung des eigentlichen Soldes, sowohl bei den königlichen als bei den Kompagnietruppen. Der Sold wird von der Kompagnie ausgezahlt in sogenannten Sicatrupien, eine geringere Münze, die 4½ Procent unter dem Werthe der gewöhnlichen Siccarupie gestellt ist. Von den Siccarupie sollen 20,52 auf eine feine Mark gehen, und sie galt in London gewöhnlich 2 Sch. 6 P.*).

*) Die Wohnung kostet einen Lieutenant 20 bis 40 Rupien (24 bis 48 fl.) monatlich; danach kann man die übrigen Ausgaben berechnen. Mehrere Offiziere schlagen die Ausgaben für Kost, Logis, Bedienung u. dergl. monatlich auf ungefähr 160 Rupien (192 fl.) für einen Subalternoffizier an.

*) Wenn man das Pfund englisch zu 12 fl. rechnet, was allerdings ein wenig zu hoch ist, so beträgt der Schilling gerade 56 kr. und

Digitized by Google

Zu diesem Preise wird nun die Suatrupie den Truppen angerechnet, aber sie hat diesen Werth gar nicht mehr, sey es nun, daß die Münze schlechter ist, oder daß der Wechselkurs sehr ungünstig für England steht. Wollen nun Offiziere, wie häufig geschieht, Gelder nach England senden, entweder zum Unterhalt ihrer Familien oder zur Bezahlung von Schulden, die sie zu ihrer Ausrüstung eingegangen haben, so muß zuerst die Suatrupie (2 Sch. 6 P. = 1 fl. 30 kr.) in Siccarupien umgewandelt werden, die zu 2 Sch. 7½ P. (1 fl. 34½ kr.) angerechnet werden; in vielen Gegenden ist nur die Siccarupie gebräuchlich, und die Offiziere müssen sie zu diesem nominellen Preise nehmen. Dennoch gewähren weder Kaufleute noch die Kompagnieregierung bei Wechseln auf England für Siccarupien einen höhern Preis als 1 Sch. 9 P. bis 1 Sch. 10½ P. (1 fl. 3 kr. bis 1 fl. 7½ kr.). Die Regierung zwingt also den Offizieren ihren Sold in einer Münze auf, den sie bei Zahlungen, die in England zu machen sind, selbst nur zu zwei Drittheilen des beliebig angesetzten Werthes annimmt. Eine Bitte der Kompagnie-Offiziere bei Geldsendungen nach England die Siccarupie wenigstens zu 2 Sch. (1 fl. 12 kr.) anzunehmen, ward abgeschlagen, und ein Versuch der königlichen Offiziere, dieselbe Bitte an den Geheimrath gelangen zu lassen, ward im ersten Beginn vereitelt, da eine solche Petition zu stark nach „Verabredung" riechen würde, wovon die königlichen Regimenter sich frei halten müßten.

„Warum," ruft ein Korrespondent des United Service Journal aus, „warum schlagt ihr wissentlich falsches Geld? Sollen die Offiziere, die eure Schlachten schlagen und eure Herrschaft stützen, den dritten Theil ihres hart verdienten Soldes verlieren zum Vortheil einer Anzahl Kaufleute, die bereits sich in Reichthum wälzen, und von ihrem Kapital 10½ Proc. Interessen beziehen?" Ist es unter solchen Verhältnissen ein Wunder, wenn die Offiziersstellen *) in Indien nur den dritten Theil so viel gelten als die in England und in andern Kolonien? Ist es ein Wunder, wenn ein Dragonerrittmeister, der noch 8 bis 10 Jahre in Indien zu bleiben hatte, umsonst demjenigen, der mit ihm tauschen würde, tausend Pfund Sterling bot? Wahrhaftig die Kompagnieregierung ladet einen Haß auf sich, unter dem sie bald erliegen, und der königlichen Regierung eine schlimme Erbschaft hinterlassen wird, nämlich eine schwürige Armee, denn die eingebornen Offiziere, und zum Theil auch die Soldaten, leiden nicht minder unter dem jetzigen System.

Die Schattenseite der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Der Kampf um die oberste Stellung im Staate zwischen den beiden entgegengesetzten Parteien, das Haschen nach der Volksgunst und die Wandelbarkeit in der Besetzung der obrigkeitlichen Stellen, sind, so fatale Züge auch mit unterlaufen, doch trotz alles Lärmens den sie machen, nur geringe Uebel, und mancher wird sie, nach dem Grundsatz: malo impetuosam libertatem quam quietum servitium, für Dinge erklären, die zur Erhaltung der politischen Lebensthätigkeit nothwendig, und darum nicht verwerflich sind. Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn man erwägt, welche Folgen die Nichtachtung der mit den öffentlichen Funktionen bekleideten Männer für das bürgerliche Leben hat. Nirgends ist es nöthiger, die Inhaber der öffentlichen Gewalt mit Macht und Ansehen zu bekleiden, als in einer Republik: das verstanden die ernsten Römer, deren Freistaat 500 Jahre lang mit Ruhm und Ehre bestand, weil Konsuln, Prätoren und Tribunen mit einer Macht ausgerüstet waren, vor der das Volk selbst erzitterte, das sie gewählt hatte. Der Mensch ist Einmal so schwach, daß er das Gesetz selten achtet, wenn ihm nicht der persönliche Charakter oder die Machtvollkommenheit dessen der es ausübt, Achtung gebietet. Da nun Nichtachtung der öffentlichen Gewalt ein Hauptzug im Charakter des Nordamerikaners ist, so folgt nothwendig, daß auch die Majestät des Gesetzes darunter leidet.

Den Ruhm, das am wenigsten regierte Volk zu seyn, muß man den Amerikanern lassen, ob aber dieser Ruhm auch ihr Glück ausmacht, ist eine Frage. Diejenige Autorität, welche noch am meisten Achtung und Folgsamkeit findet, sind die Gemeindevorsteher, Maire und Aldermen, so viel auch unser Verfasser in einem Abschnitte von der Städteverwaltung *) Schlimmes davon zu erzählen weiß; indeß ist es um ihre Gewalt, sobald es sich um Einführung etwas lästiger Polizeiverordnungen handelt, bald geschehen, und die öffentliche Sicherheit in manchen Quartieren der größern Städte und bei einzeln stehenden Häusern sehr schlecht gewahrt, an Einführung einer Sicherheitspolizei aber, wie Peel sie in London schuf, und allmählich in allen größern Städten Englands eingeführt zu sehen wünscht, ist nicht zu denken; man würde dieß als den gröbsten Eingriff in die bürgerliche und persönliche Freiheit ansehen, wie es auch in London geraume Zeit hindurch der Fall war, und in den andern Städten Englands noch jetzt der Fall ist.

Eine weit ernstere Sache aber, als dieser Uebelstand, ist die zügellose Frechheit, mit der man den Gesetzen Trotz bietet, die große Anzahl und die Straflosigkeit der Verbrechen, denen die von jeder Laune der Legislatur abhängigen Richter, und die von allen möglichen Schwächen und Parteilichkeiten angesteckte Jury nicht zu steuern vermag. Freilich sieht es nicht in allen Staaten gleich schlimm aus, wie es aber in mehreren namentlich südlichen Staaten mit der Gerechtigkeitsverwaltung steht, davon mag das Zugeständniß der amerikanischen Presse zeugen, „daß die Zahl der jährlich in der Union begangenen Verbrechen in einem ungleich größern Verhältniß wachse, als es in Folge der zunehmenden Bevölkerung stattfinden sollte." Ein gewissenhafter Beobachter zählte im Verlauf einiger Monate in dem einzigen Staate Alabanca, der nicht ganz 500,000 Einwohner hat, 55 Mordthaten auf, ohne Einrechnung der Zweikämpfe.

Wie wenig die amerikanische Presse mehr ein Geheimniß aus

der Penny 5 kr. In gewöhnlicher runder Rechnung, die indeß ziemlich genau ist, rechnet man die Rupie zu 2 Schilling, und also das Pfund zu 10 Rupien.

*) Sie werden bekanntlich gekauft oder verkauft.

*) Siehe 222—258.

Digitized by Google

diesem wunden Flecke macht, mag man aus nachstehenden Aeußerungen des New-York American ersehen: „Die Zahl der Verbrechen nimmt in unserem Lande zum schmerzlichen Erstaunen aller Menschen rasch zu. Grausame, sonst seltene Missethaten werden nun in allen Theilen unsers unermeßlichen Gebiets begangen und zur öffentlichen Kunde gebracht. Einige dieser Unthaten müssen allerdings jenen lasterhaften Menschen zugeschrieben werden, welche sich aus Furcht vor der Strafe aus dem eigenen Vaterlande verbannt haben, und die, uns unbekannt, und darum gegen allen Verdacht geschützt, hier eine neue Bahn ihrer Verbrechen eröffnen. Doch wie es auch immer damit stehen möge, jedenfalls bleibt noch immer ein allzu reicher Ueberfluß übrig, dessen Schmach auf uns zurückfallen muß. Wir betrachten es als eine zu große, zu schwierige Aufgabe, wenn wir versuchen wollten, alle Ursachen dieser stets wachsenden Zunahme der Verbrechen zu ergründen, und begnügen uns deßhalb die Thatsache selbst als etwas Feststehendes aufzuführen."

Der Hauptgrund dieser Zunahme liegt wohl in dem zum zügellosen Trotz gewordenen Unabhängigkeitsgeiste, in der Nichtachtung der Richter und Magistrate, und der daraus folgenden Nichtachtung der Gesetze überhaupt. Am schlimmsten ist es hiemit in den westlichen, und sodann in den Sklavenstaaten beschaffen, wo der Hochmuth einer bevorrechteten Klasse keine Unterordnung dulden will. Einige Beispiele hievon mögen die Sachen in ein klares Licht setzen. In Madison County, im Staate Ohio, ward ein alter Mann, Namens Roberts, am hellen Tage und auf offener Straße von einem gewissen Lewis erschossen. Derselbe Lewis hatte das Jahr vorher den ältesten Sohn Roberts getödtet, war mittelst des gewöhnlichen Spruchs wegen „rechtmäßiger Vertheidigung" losgesprochen worden, und schon nach einigen Monaten traf auch den zweiten Sohn eine Kugel, die zwar von unbekannter Hand abgeschossen, durch den allgemeinen Verdacht aber demselben Lewis zugeschrieben wurde. Lewis selbst machte nicht den geringsten Versuch sich zu flüchten, sondern seiner wiederholten Lossprechung gewiß, stellte er sich freiwillig zur Haft. Das Journal, welches diese Begebenheit erzählt, bemerkt dabei, daß dieß der dritte Mord der Art sey, welcher innerhalb fünf Tagen in dieser Gegend begangen wurde. — Zu Huntsville, im Staate Alabama, tödtete ein junger Mann von 25 Jahren einen 70jährigen Greis durch einen Pistolenschuß, weil sich dieser durch sein Alter für berechtigt gehalten, jenem wegen eines ungebührlichen Betragens an einem öffentlichen Orte einige harte Worte zu sagen. Der Mörder wurde losgesprochen. — Zwei Mitbewerber machten sich die Stelle eines Friedensrichters streitig: der Eine stößt den Andern in dem Saale, wo die Wahl vor sich geht, mit einem Dolche nieder, und auch er bleibt ungestraft. — Ein Weib erschießt ihren Mann, der ganz verstümmelte Leichnam wird öffentlich ausgesetzt, das Weib vor Gericht gestellt, allein sie hat zahlreiche Freunde und wird freigesprochen. — Ein Journalist, Namens Andrew Wills, machte einen nicht gerade beleidigenden, doch derbe abgefaßten Brief gegen einen Mann bekannt, den er mit M. C. bezeichnete. Dieser M. C. verlangt Nennung des Verfassers, fordert, als diese verweigert wird, Wills zum Zweikampfe, und als Wills auch diesen ausschlägt, erklärt M. C. öffentlich, er werde sich rächen, und verweilte mit einigen Bekannten bewaffnet auf den öffentlichen Plätzen, um seinem Gegner aufzulauern. Dieser wagt sich nicht aus dem Hause, keine obrigkeitliche Person erscheint, um die Auflaurer zu zerstreuen, der Sheriff, ein besonderer Freund von M. C., will sich nicht in die Sache mischen, und der Konstable, von den Freunden Wills aufgefordert, weigert sich gleichfalls ohne Scheu sein Amt zu verrichten. Endlich findet Wills einen Richter, der seine Erklärung aufnimmt und einen Verhaftbefehl gegen M. C. erwirkt. Dieser heuchelt große Angst vor dem Verhaftsbefehl, und flüchtet sich zu dem Grafschaftsrichter selbst, der ihn nicht nur willig aufnimmt, sondern ihm auch die Mittel verschafft, sein Schlachtopfer auszuspähen. Inzwischen wagt es Wills, in der Meinung, er werde jetzt sicher seyn, auszugehen, und kommt zufälligerweise an der Wohnung des Richters vorüber; da stürzt M. C. heraus, verfolgt ihn, und schießt ihn mit der Pistole nieder. Dieß geschah vor mehr als 200 Personen, und selbst der Maire der Stadt war zugegen. Der Mörder wird der Form wegen vor Gericht gestellt, prozessirt und frei gesprochen; da lassen die Freunde des Angeklagten die Trommeln rühren, die Glocken läuten, Freudenschüsse thun, und ziehen, nachdem sie die Nacht in einem Wirthshause zugebracht, unter die Fenster der Wittwe des Gemordeten, um von neuem Freudenschüsse zu thun, und von neuem ihre jubelnden Hurrahs zu brüllen!

Und in dieser Stadt, wo solche Morde so häufig waren, daß man sie kaum alle aufzeichnete, kam innerhalb eilf Jahren ein einziges Verdammungsurtheil vor. Der Angeklagte hatte seinen Feind mit 13 oder 14 Messerstichen, von denen jedoch zufälligerweise keiner tödtlich war, verwundet, und zwar, wie hier gewöhnlich, auf offener Straße und bei hellem Tage. Da der Angeklagte nur ein ärmlicher Schulmeister, ohne Geld und ohne Freunde war, so wurde er zu — einem Jahre Gefängniß verurtheilt.

(Schluß folgt.)

Grosse vulkanische Eruption in Centralamerika.

Die nachstehenden offiziellen Berichte über die höchst merkwürdige Eruption des Vulkans Cosigueina, unweit Nicaragua in Guatemala, sind den von der Regierung dieses Staates erlassenen Bulletins entnommen. Die Zweifel, die hinsichtlich der eigentlichen Stelle des Ausbruchs herrschten, und die große Entfernung, in welche seine Wirkung sich fühlbar machte, geben dem Bericht über die einzelnen Umstände ein um so höheres Interesse, als die fürchterlichen Erdbeben in Chili, von denen öffentliche Blätter berichten, auf eine allgemeinere vulkanische Thätigkeit in jenen Gegenden schließen lassen.

1. Schreiben der Generalverwaltung der Regierung von Nicaragua an den Minister der äußern und innern Angelegenheiten.

Leon, am 7 Februar.

„Schon mit der Post, welche am 25 Januar von hier abging, hätte ich Ew. Excellenz gern einige Nachrichten über die Eruption des Cosigueina eingesandt, allein es war durchaus nöthig zuvor die Berichte aus allen Städten des Staates über den angerichteten Schaden abzuwarten.

„Am 20 Januar Morgens hörten die Einwohner der Stadt Masaya gegen Nordost ein schwaches vulkanisches Geräusch, während jene der Stadt Viejo auch noch hoch in der Luft eine senkrecht emporsteigende

Digitized by Google

Feuergarbe sahen, die sich alsbald gegen Norden neigte. Dieselbe Erscheinung wurde auch im Departement Segovia beobachtet, wo man zu gleicher Zeit einige Detonationen hörte und leichte Erdstöße empfand.

„In unserer Hauptstadt und im Departement Granada stellte sich die Katastrophe erst mit Anbruch des 25 ein, wo die Explosion sich gegen 4 Uhr in einem solchen Grade entwickelte, daß der Himmel bis 2 Uhr Morgens immer dunkler wurde, während ein furchtbares Getös sich hören ließ, und ganze Schauer von kalzinirter Lava das Land ringsum bedeckten.

„Dieses, obschon naturgemäße Ereigniß machte durch seine Furchtbarkeit den entsetzlichsten Eindruck auf die Gemüther, und während das Volk in die Kirchen strömte, um die Gnade des Himmels anzuflehen, suchte die Garnison der Stadt ihre Bestürzung durch Kanonen- und Musketensalven zu zerstreuen. Es geschah dieß auf Befehl der Regierung, der von einigen erfahrnen Physikern der Rath gegeben worden war, Kanonen abfeuern, Raketen steigen, Feuer anzünden und die Glocken auf allen Thürmen läuten zu lassen, um die Dichtigkeit der Atmosphäre zu zerstreuen.

„Die Schnelligkeit, mit welcher sich am 25 die ganze Atmosphäre von Nicaragua und dem Departement dieses Namens gegen Südwesten hin überzog, war überraschend. Die Dunkelheit zog sich dann nach und nach gegen Nandayme, wo gegen 3 Uhr Nachmittags vollkommene Finsterniß herrschte, die sich auch über die Stadt Rivas verbreitete. Dasselbe geschah auch im Departement Granada, dessen Städte eben so sehr litten als Leon, während zu Matagalpa in Segovia 56 Stunden Nacht war.

„Zum Glück kam niemand um, und obschon in der unmittelbaren Nähe des Berges, von dem die Eruption ausging, einiges Hornvieh zu Grunde ging, so zeigte sich der Schade doch nicht so groß, als man ihn im Augenblick der Katastrophe vermuthete, weil der Sand oder die Asche, welche über die Ebene verbreitet wurde, zu ihrer Befruchtung beitragen wird, was sich auch an mehrern Orten, die einige Tage später von Regen befeuchtet wurden, dadurch bewährte, daß Gras und Kräuter üppig emporwuchsen.

„Der Wind fällt den Bewohnern des Landes sehr beschwerlich und that den Heerden großen Schaden, wegen des Staubes, den er aufregt, und mit dem er die Atmosphäre so sehr anfüllt, daß man kaum eine Legua weit sehen kann.

„Aus den Berichten von den Departementschefs von Chiquimula, Verapaz und des geistlichen Vikars der Stadt Coban erfahren wir, daß die Aschenregen, die vulkanischen Detonationen und die Erdstöße bis zur Stadt Dolores im Bezirk Peten reichten.

„Es sind ferner Briefe von Chiapas von verschiedenen Daten bis zum 25 des vergangenen Monats eingelaufen, welche sämmtlich Berichte von demselben Phänomen enthalten. In der Stadt San Christoval, der Hauptstadt des Staates, traten die Truppen unter Waffen, und die ganze Umgebung befand sich in dem trostlosesten Zustande.

„Aus Briefen von Izabol, welche Angaben aus andern von Belize enthalten, ergibt sich, daß die Erdstöße und der Aschenregen bis auf die Insel Jamaica und bis an die Küste von Merida auf Yucatan reichten.

„Offizielle Berichte aus San Marcos, der Hauptstadt des Departements Guezatemango, und aus Tapachula im Bezirk Soconusco und die zu Nacaome zur Zeit der Eruption niedergeschriebenen Bemerkungen des Herrn Julio Gomez folgen unten. Wir waren bis jetzt noch außer Stand den Raum zu ermitteln, über welchen die Aschenregen sich erstreckten, und bis zu welchem die Detonationen gehört wurden. Den Vulkan Cosiguelna als Mittelpunkt angenommen, hörte man in der Richtung nach Ciudad Real (325 Leguas) und bis nach El Peten (522 Leguas) die Detonationen so stark, daß man annehmen kann, daß sie auch in noch größerer Ferne vernommen wurden; doch läßt sich hierüber vor Ankunft von Nachrichten aus der Republik Mexico nichts Genaueres bestimmen.

„Die alten Schriftsteller sprechen von einer Eruption des Vesuvs, bei welcher die Aschenregen bis nach Afrika sich erstreckten; man hat die Wahrheit dieser Angabe häufig in Zweifel gezogen, doch scheint sie durch den Ausbruch des Cosiguelna bestätigt zu werden.

„J. N. Gonzalez."

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Calcutta über Cawnpur nach Bombay.

2. Reise von Agra nach Bombay.

(Schluß.)

Am 8 gelangten wir nach dem 16 Meilen entfernten und herrlichem Wasser und Mundvorrath versehenen Dorfe Assodi, und fanden uns nun noch 15 Meilen von Baroda; der Weg war herrlich, nur nicht für Fuhrwerk. Am 9 um 10 Uhr Vormittags erreichten wir Baroda, wo wir in dem für Reisende bestimmten Bungalow Quartier nahmen, und wo ich bei den Behörden die beste Aufnahme fand. Ich miethete hier einen Wagen, um mein Gepäck und Dienerschaft nach dem 13 Meilen entfernten Meere schaffen zu lassen, und schickte sie am 10 Abends voraus. Ich selbst verließ Baroda, von einigen Freunden begleitet, am 11; durch gut angebautes Land kamen wir nach einem Wege von 11 Meilen nach Padra, wo ich mein eigenes Pferd fand, das mich bald nach dem 23 Meilen entfernten Ort Groasetl brachte, wo mich meine Leute in einem herrlichen Bungalow erwarteten. Das Lager von Baroda ist ungefähr 2 Meilen von der Stadt entfernt, und es liegen hier vier Infanterieregimenter und etwas Artillerie; die Lage ist schön. Die Stadt Baroda hat herrliche Gebäude und der Palast des Radscha liegt in der Mitte. Ich kam gerade an als die Elephanten ihre Abendübungen machten; es waren meist sehr schöne und größere Thiere als ich bisher von dieser Art noch gesehen hatte. Alle trugen den Kopf ungewöhnlich hoch, wozu sie eigens angerichtet werden, da diese Haltung den Elephanten sonst nicht eigen ist. Dieser ganze Landstrich wird Guzzerat und die Nation, deren Hauptstadt Baroda ist, Gwykas genannt. Die hier liegenden britischen Truppen werden ebenfalls von dem Radscha unterhalten. Dieser Theil von Indien scheint besser angebaut zu seyn als Radschputana, oder doch wenigstens als der Theil dieses Landes, durch den ich auf meiner Reise von Agra nach Nimutsch kam. Auch die Leute schienen wohlhabender und der Reisende sicherer zu seyn; die hier herrschende Sprache ist die mahrattische, weßhalb die wenigen hindustanischen Worte und Redensarten, die ich auswendig gelernt hatte, von keinem Nutzen für mich waren.

Am 12 kam ich nach einem Marsche von 12 Meilen nach Dschumbasar, das noch 10 Meilen von Sancaria-bander, dem Einschiffungsplatze nach dem ungefähr 250 Meilen entfernten Bombay, liegt. Am 13 Morgens um 5 Uhr brach ich aus dem herrlichen Bungalow, wo ich die Nacht zugebracht hatte, auf, und erreichte um 11 Uhr den Einschiffungsplatz. Hier befindet sich ein der Kompagnie gehöriges Zollhaus, dem ein Parse vorsteht, der sehr gut Englisch spricht und überhaupt ein sehr artiger Mann ist. Er miethete sogleich ein schönes großes Boot zur Fahrt nach Bombay für mich, wofür ich 40 Rupien zu bezahlen hatte, und in dem ich mich Abends um 6 Uhr mit Dienerschaft, Pferden und Gepäck einschiffte. Diese Boote sind offen, doch wird schnell eine Art Kajüte von Bambusmatten oder Segeln aufgeschlagen; meinen Vorräthen hatte ich noch einen großen Krug mit Brunnenwasser, Brennmaterial und Gras für mein Pferd beizufügen, das auf dem Boden des Boots gut versorgt war. Das Gebiet von Dschumbasar bis zum Meer gehört der Kompagnie; der Handel dieses kleinen Theils des Golfs von Cambay ist sehr bedeutend, denn man findet beständig eine Menge Boote hier, welche die Baumwolle des Landes ausführen und mehrere andere Artikel, besonders Lebensmittel, zurückbringen. Dieser Handel dauert 8 Monate im Jahre, und ist nur die 4 Monate hindurch, während welcher der Südwestpassatwind weht, unterbrochen; der Werth der Aus- und Einfuhr beläuft sich auf etwa 50,000 Rupien, und steigt häufig auch noch höher.

Am 14 Morgens um 4 Uhr segelten wir aus dem Kribi heraus, gingen über die allen Flüssen bei ihrer Ausmündung eigenthümliche Barre, und richteten, nachdem wir glücklich in dem Golf eingelaufen waren, unsern Lauf südlich nach Bombay. Das ganze Takelwerk dieser Boote von ungefähr 50 Tonnen besteht aus einem großen lateinischen Segel, nebst einem kleinern nach hinten und einem Küver, und sie segeln, wenn der Wind frei ist, außerordentlich schnell. Am 15 Morgens 10 Uhr befanden wir uns einem Kap gegenüber und waren noch halbwegs von Bombay entfernt. Der Wind war den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht schwach, doch wurde er Morgens früh am 16 plötzlich frisch, und brachte uns um 5 Uhr Nachmittags glücklich nach Bombay.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 204. 23 Julius 1835.

Die jonischen Inseln unter Englands Herrschaft.

M. (Nach Alfred Reumont's Reiseschilderungen. *)

Wenn man die gegenwärtigen Verhältnisse der jonischen Republik recht überdenkt, so findet man sich natürlich zu der Frage veranlaßt, was denn eigentlich die britische Verwaltung den Inseln genutzt hat, und ob dieser Nutzen von der Art ist, wie Einige glauben machen möchten? Sehen wir auf den Zustand tiefen Verfalls, in dem die Inseln sich befanden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie in Bezug auf Einrichtungen, auf Ordnung, auf Banten, auf Handel vielfach gewonnen haben — ob sonst aber, möchte problematisch seyn, wenigstens ob in dem Grade, wie man mit Recht erwarten sollte, wenn man betrachtet, daß sie zwanzig Jahre lang in den Händen einer freisinnigen, industriösen und erleuchteten Nation gewesen. Die wiederholten Erfahrungen aller Reisenden haben die wenig günstige Meinung vom griechischen Volkscharakter im Durchschnitte bestätigt: der Jonier unterscheidet sich vom Moraiten und Rumelioten nicht so sehr, als es scheinen dürfte. Die britische Regierung, welcher vorzugsweise daran gelegen war, Corfu, diesen Schlüssel des adriatischen Meeres, immer mehr zur Trutzveste zu machen, wie Gibraltar und Malta, setzte eine Militärverwaltung ein, die sich als solche zeigte. Nutzen hat England von seiner Kolonie nicht: die 3000 Mann Truppen, welche, dem Pariser Vertrage gemäß, die Inseln unterhalten sollen, aber nicht können, kosten im Gegentheil schweres Geld — weßhalb sollte es sich viel darum kümmen, ob der Jonier glücklich war oder nicht? die Regierung ist ächt militärisch eingerichtet, mag es auch dem Namen nach anders seyn: wie auf Corfu der Lord Oberkommissär Alles über alle vermag, so sind die Civilregenten der einzelnen Inseln von einem sogenannten Residenten abhängig, dessen Gewalt ziemlich unbestimmte Gränzen hat und der in den meisten Fällen ein britischer Offizier, immer aber ohne weiteres vom Lord Oberkommissär hingesetzt ist und mit dem Senate nichts zu thun hat. Maitland regierte mit eiserner Ruthe; sein Nachfolger sah mehr nach, gab mehr aus und erreichte weniger. Der größte Vorwurf, den man Sir Fr. Adam machen kann, ist der Mangel an Oekonomie. Nicht nur die von seinem Vorgänger bei seinem 1824 erfolgten Tode zurückgelassenen Ersparnisse wurden verbraucht, sondern die jährliche Ausgabe vermehrte sich um beinahe 70,000 Pfund, so daß die Einkünfte nicht ausreichten, ob sie gleich, namentlich durch das plötzliche Steigen des Preises der Corinthentraube (Uva passera), deren Monopol die jonischen Inseln während der griechischen Revolution besaßen, sich um ein Drittel vermehrten. Die beiden ersten Lord Oberkommissäre waren Militärpersonen: das Whig Ministerium, in dem Lord Goderich als Staatssekretär für die Kolonien auch für die jonischen Inseln zu sorgen hatte, wollte die Lage der Dinge ändern. Sir Fr. Adam wurde zum Gouverneur von Madras ernannt; sein Nachfolger, Lord Nugent, einer der Lords der Schatzkammer und Bruder des Herzogs von Buckingham, machte anfangs großes Aufheben von Liberalismus und Popularität — das jonische Parlament, das unter ihm zusammenberufen ward, schien die Sache unrecht zu verstehen, und jagte bald Seiner Herrlichkeit Schrecken ein. Er schaffte ein paar Zölle ab — und fand, daß er nichts Anderes erreichte, als das Einkommen um 20,000 Pfd. zu schmälern. Die aufgehobenen Zölle waren der auf den inländischen Wein bei seiner Versendung von einer Insel zur andern, und das Getreidemonopol auf Corfu (auf den andern Inseln bestand es nicht). Gewiß wird niemand den Monopolen das Wort reden, allein es ist traurig, daß im gegenwärtigen Falle nicht der mindeste Vortheil für das Volk erzielt wurde, und einige Privatleute das in die Tasche steckten, was früher in die Kasse der Regierung floß. Lord Nugent wollte Reformen in der Verwaltung einführen, von deren Gang er eine oberflächliche Kenntniß hatte — und konnte nur mit Mühe Unruhen in Cephalonia unterdrücken und den Pöbel von Corfu durch das Militär im Zaume halten; er hatte weitumfassende literarische und gelehrte Plane — und das einzige Resultat waren ein paar Hefte einer unbedeutenden Zeitschrift. Was er aber durch charakterloses Hin- und Hertreiben zuwege brachte, war, daß die Regierung unendlich von ihrer Autorität verlor — daß das gemeine Volk, roh und ungebessert, von seiner furchtsamen Unterwürfigkeit zurückkam — daß die Polizei viele Mühe hatte, sich gehorsamen zu machen — daß die Gemüther aufgeregt wurden — daß mehr denn Eine willkürliche Handlung nothdürftig vertuscht werden mußte. Ohne Zweifel kam Lord Nugent mit redlichen Absichten auf die Inseln, allein es fehlte ihm nicht sowohl an

*) Diese werden mit nächstem erscheinen, und machen die fünfte Lieferung der Reisen und Länderbeschreibungen aus.

Digitized by Google

gutem Willen und an Talent, als an praktischer Geschäftskenntniß, Haltung und Festigkeit. So ließ das Melbourne'sche Kabinet bei seinem Sturze die jonischen Inseln, nachdem Hr. Stanley mehr denn Einmal Gelegenheit gehabt, sich von der wahren Lage der Dinge zu überzeugen.

(Schluß folgt.)

Die Schattenseite der Vereinigten Staaten.

Nichtachtung der öffentlichen Beamten.

(Schluß.)

Die erste Frage, die sich beim Lesen solcher Dinge aufdringt, ist natürlich, wie ist denn aber dieß möglich? und hier ist freilich die Antwort noch trauriger als die Sache selbst. In den südlichen Staaten herrschen die rohesten Duellvorurtheile, und der Mord, wenn er nur unter Bedingungen statt findet, die ihn nach den herrschenden Ansichten zum rechtmäßigen stempeln, kann der vollen Straflosigkeit gewiß seyn. Meistens übergibt sich der Mörder, überzeugt, daß die öffentliche Meinung für ihn spricht, selbst dem Gerichte, denn diese Richter, die Sheriffs, sind von derselben Gemeinde, welche den Mörder in Schutz nimmt, gewählt, ihre Wahl, die immer bald sich erneuert, hängt gänzlich von ihren Untergebenen ab, weßhalb sie nichts mehr fürchten, als sich deren Abneigung zuzuziehen. Ueberdieß liegt es nicht in ihrer Macht, ohne erfolgten Spruch der Jury ein Gesetz in Anwendung zu bringen; daß aber diese Jury aus Freunden des Angeklagten, oder doch aus Menschen zusammengesetzt sey, welche nicht nur dessen That billigen, sondern in ähnlichen Fällen dasselbe thun würden, und vielleicht schon gethan haben, dafür wird vorherein gesorgt. Dabei liefern denn die Verhandlungen beinahe jedesmal den entschiedenen Beweis, daß der Gemordete jede Schuld getragen, daß er der Angreifende gewesen, und die Erklärung: „nicht schuldig wegen rechtmäßiger Vertheidigung" (not guilty, because he acted in self defence) ist immer die nothwendige Folge.

Solche Dinge müssen nicht nur jeden Rechtlichgesinnten empören, sondern auch jeden, der weiter in die Zukunft sieht, mit Besorgnissen erfüllen, und ein Blatt in den südwestlichen Staaten äußert sich darüber folgendermaßen. „Wenn sich die Resultate der viel gerühmten Jury noch länger in solcher Weise zeigen, so wird diese Institution, was sie auch für jedes andere Volk wirklich zu leisten oder noch zu werden vermag, für uns der verhängnißvollste Fluch. Der Zweck der Staatsgesellschaft selbst wird gänzlich verfehlt, und jeder Einzelne gezwungen, die Mittel zum Schutze seines Lebens, seiner Freiheit und seines Eigenthums in sich selbst zu suchen, d. h. sich selbst Recht zu verschaffen. Schon jetzt beginnt die Meinung herrschend zu werden, ein Bürger sey berechtigt, den Mörder seiner Verwandten zu tödten, wenn das Gesetz denselben verschonte. Nun ist es aber bei uns eine Seltenheit, daß der Mörder bestraft wird, und wenn auch vor Gericht gestellt, werden die Mörder überall beinahe immer losgesprochen."

Man darf freilich nicht glauben, daß ein solcher Zustand der Dinge allgemein sey, da aber gleiche Ursachen gleiche Wirkungen zur Folge haben müssen, so findet sich ein wenig davon allenthalben, nur ist im Norden und Nordosten das Uebel durch größere Bildung und ruhigeres Temperament sehr gemildert. Im Süden aber und Südwesten herrscht es, einige der größern Städte ausgenommen, in seiner ganzen Stärke, und muß entweder ein System von Blutrache oder eine Spaltung in Parteien zur Folge haben, wobei der Beleidigte sein Recht nicht mehr von dem Gesetze erwartet, sondern von der Macht und dem Einflusse seiner Partei, und Gewaltthat muß sich an Gewaltthat reihen, bis die Parteihäupter allmählich zur Einsicht gelangen, und unter einander ein Uebereinkommen treffen, das den Frieden und die Ruhe der Gemeinden und des Einzelnen schützen kann.

Es ist nicht zu verkennen, daß die schwach bevölkerten südlichen und südwestlichen Staaten sich in einem eigenthümlichen Zustande befinden; zwar haben sie die Kenntnisse civilisirter Staaten übernommen, allein ihr gesellschaftlicher Zustand gleicht nicht dem eines civilisirten Staates, denn die Menschen leben häufig einzeln oder in schwach bevölkerten Dörfern und Städtchen. Ihre vereinzelte Lage erzeugt Unabhängigkeitssinn, aber auch Trotz, Rohheit und Unwissenheit. Das „Vorrecht der Farbe," das kaum in Westindien mit solchem Uebermuth auftritt, unterhält einen Stolz und einen Kastengeist, der jene schlimmen Eigenschaften nur vermehren kann, und so werden die Einrichtungen civilisirter Staaten zur leeren Form.

Diesen Uebelstand kann nur die Zeit, die fortschreitende Bildung und Bevölkerung lindern und vermindern. Die Entwicklung der westlichen Staaten Nordamerika's hat mannichfache Aehnlichkeit mit dem früheren Gang der Dinge in Brasilien: hier wie dort derselbe waghalsige Unternehmungsgeist, das Jagen nach Reichthum, der ungezügelte Geist der Rauferei unter den Einwohnern; aber die Kreolen Brasiliens waren vereint durch die Bande einer gemeinsamen Religion, die eine zauberische Macht über diese sinnlichen und kräftigen Menschen ausübte, und deren Diener, als die Abgesandten eines höhern Herrn, oft Frieden geboten im Namen der Kirche und des Gekreuzigten. Welche Aufnahme würde aber ein von einer zügellosen Gemeinde in einem westlichen Staate gewählter, ärmlich bezahlter und wenig geachteter Geistlicher finden, wenn er in einem solchen Streit, wie die obengeschilderten, dazwischentreten wollte? Das ist eine Frage, deren Beantwortung wir auf die zweite Abtheilung über die Religionsverhältnisse verschieben wollen.

Der Geist der Neuerung, des Widerstrebens gegen jede Autorität, der steten Eifersucht selbst gegen die mit so vorübergehender Macht bekleideten, und noch dazu selbst gewählten Beamten läßt sich nicht wohl daraus erklären, daß die Staaten ursprünglich von heftigen Protestanten gestiftet wurden, die ihre Gesinnung auf ihre Nachkommen vererbten, denn die südlichen und westlichen Staaten wurden nur zum geringsten Theile von diesen bevölkert. Der Grund davon liegt gewiß in dem eigenthümlichen Verhältniß des Landes und seiner Bewohner. Fühlt sich irgend einer in seinen Verhältnissen beengt, so packt er Weib, Kind und Kegel in einen Wagen und fährt weiter, meist nach

Digitized by Google

Westen, kein Mensch hindert ihn. Dort richtet er seine Hütte auf aus Baumstämmen, baut ein Stück Feld an, dessen Ertrag ihn ernährt, während auf der Weide sein Vieh Nahrung findet, gefällt es ihm nicht mehr, so zieht er abermals weiter. Und diesem ersten Anbauer, squatter, geht sogar noch eine andere Klasse, die backwoodsmen, Hinterwaldmänner, voran, denen nicht nur jeder bürgerliche, sondern fast jeder gesellige Verband zuwider ist. Aus solchen Menschen entstand im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte die Bevölkerung, welche nicht ganz an der Ostküste des Landes sitzen blieb; und diese Bevölkerung war nicht stumpf, sondern sie stand dem civilisirten Menschen nahe, weil sie denken gelernt, und die Ideen und Begriffe eines civilisirten Gesellschaftszustandes überkommen hatte. Hiezu kam noch der aus ihrer Vereinzelung hervorgehende wilde Unabhängigkeitssinn, und erzeugte den jetzt in diesen Ländern herrschenden Geist. Was kann solchen Menschen der Staat seyn? was kann er ihnen geben? Etwa Schutz? Aber hat sie der Staat auch geschützt in der gefährlichsten Periode ihres Daseyns, als sie mit den Indianern im blutigen Kampfe lagen? Alles was sie sind und haben, verdanken sie nur sich selbst und Gott, aber vor Gott beugt sich nicht, wie oft bei rohen und kräftigen Menschen, ein frommer kindlicher Sinn, den ihnen der Disputirgeist protestantischer Zeloten nicht geben konnte. So erwuchs ein gegen die Bande des Staats und der Religion wenn nicht immer feindlich, doch gleichgültig gesinntes Geschlecht, das noch manche Phasen zu durchlaufen hat, ehe es durch Sitte und Bildung gleichsam gezähmt, und den östlichen und nordöstlichen Staaten näher gebracht wird.

In der Sklaverei aber besitzen die südwestlichen Staaten ein Hinderniß der Bildung und ein gefahrdrohendes Uebel, dessen schlimmen Folgen sie wohl schwerlich entrinnen werden.

Chronik der Reisen.

Bemerkungen, gesammelt während mehrerer Reisen und eines sechsjährigen Aufenthalts auf den Gesellschaftsinseln und mehrern andern des Archipels von Oceanien.

(Der geographischen Gesellschaft zu Paris mitgetheilt von J. A. Meerenhout.)

Die geographische Gesellschaft hat mich eingeladen, ihr einige Bemerkungen über meine verschiedenen Reisen und meinen Aufenthalt auf Otaheiti und andern oceanischen Inseln mitzutheilen; ich beeile mich daher ihr das allgemeine Resultat meiner Beobachtungen vorzulegen, das ich dem Werk entnehme, welches ich herauszugeben beabsichtige.

Die Forschungen, von denen hier die Rede seyn wird, geschahen ursprünglich in dem fast ausschließlichen Interesse von Handelsunternehmungen, welche ich größtentheils persönlich leitete. Außer den ununterbrochenen Verbindungen, die ich von Pitcairneiland bis zu den Fidschi-Inseln und von Neuseeland bis zu den Gesellschaftsinseln unterhielt, mußte ich auch dreimal die Reise von Chili nach den Gesellschaftsinseln, hin und wieder zurück, unternehmen, wobei ich jedesmal die zwischenliegenden Inseln besuchte; ferner bereiste ich zu fünf verschiedenenmalen die Inseln des gefährlichen Archipels, besuchte die Osterinsel, die Mangiainseln, und alle jene hohen Inseln, die, fast in gerader Linie liegend, gleichsam den Saum der mittägigen Archipele bilden, wie sich dieß auf der Karte hinsichtlich der Lage der Osterinsel, Pitcairneilands, der Inseln Rapa, Raivavai, Tubuai, Rimatara, Rurutu und andern erkennen läßt. Endlich habe ich auch noch einige der Marquisen- und der Seefahrer-Inseln berührt. Hinsichtlich der letztern beiden Archipele war ich, ungeachtet meiner Unbekanntschaft mit der Sprache der Bewohner und trotz des feindlichen Benehmens, dennoch besser als irgend jemand im Stande, mich von dem, was diese Inseln Merkwürdiges besitzen, zu unterrichten, indem ich sie theils selbst in Augenschein nahm, theils mit einigen ihrer Bewohner in Verbindung stand, und endlich auch in Otaheiti mehrere Personen kennen lernte, die sie besucht hatten.

Während meines Aufenthalts in Otaheiti und der sechsjährigen ununterbrochenen Reisen in jenen Meeren zu jeder Jahreszeit, bemerkte ich zuvörderst, so wie Alle, welche diese Reisen machten, daß die Strömungen und Winde unter den Tropen ihre Richtung fast beständig nach Westen nehmen. Genaue auf meinen Reisen von Chili nach den Gesellschaftsinseln selbst angestellte Beobachtungen, so wie sorgfältige auf den vielen Schiffen, welche während meines Aufenthalts auf Otaheiti dort ankamen, eingezogene Erkundigungen haben mich ferner noch überzeugt, daß diese Strömungen im Süden der Linie zwischen 10 und 14°, und in der Nähe der Tropen oder vom 22 bis zum 24° weit stärker sind als in den zwischenliegenden Breiten, und an Stärke, oft auch in der Richtung bis über den 25° hinaus abweichen. Auffallend ist, daß diese Kraft der Strömungen unter der Länge der Osterinsel sehr bemerkbar wird, und sich bis zu den Freundschaftsinseln in gleicher Kraft erhält, wo die Strömung sich zusammenzuziehen scheint, woraus man schließen könnte, daß sie durch die Richtung des Bettes des Oceans veranlaßt wird, wie dieß auch die Lage der Eilande, die sich beständig in diesen Gewässern bilden, und hauptsächlich die der niedern Inseln des gefährlichen Archipels anzudeuten scheint.

Ferner habe ich noch die Bemerkung gemacht, daß diese Strömungen je nach der Jahreszeit an Kraft zu- oder abnehmen, und obschon während der heftigen Windstöße im December und Januar ihr Zug oft ganz unterbrochen zu seyn scheint, so sind sie doch zu dieser Zeit reißender als je, weil dann auch die Fluth viel stärker ist, wie dieß schon der Name Tetau miti rahi*) (Zeit der hohen Fluth) bezeichnet, den die Indianer dieser Jahreszeit beilegen. Diese Aenderungen in der Fluth und den Strömungen machen sich gegen Ende Oktobers bemerkbar, in dem Augenblick, wo die Sonne, sich dem Wendekreis des Steinbocks nähernd, unter diesem Himmelsstriche dem Sommersolstitium nahe ist, und dauern bis April.

Der in den Strichen diesseits der Tropen herrschende Wind ist der Ostsüdost; er weht wenigstens neun Monate im Jahre, unterliegt aber periodischen Veränderungen, welche theils durch den Wechsel der Jahreszeiten, theils durch die Verschiedenheit der geographischen Lagen verursacht werden. So beginnen in denselben Strichen im December und Januar jene starken Westwinde, deren Stärke immer mehr zunimmt, je weiter man in der Richtung, in welcher sie wehen, vordringt. Auf den neuen Hebriden, den Salomo-, Fidschi- und Freundschafts-Inseln arten sie in wahre Orkane aus, und auch auf Otaheiti wehen sie noch heftig genug, und entwurzeln zuweilen Bäume. Jenseits des gefährlichen Archipels sind sie jedoch kaum mehr bemerkbar, und geben sich dort, einige Grade weiter nach Osten, nur durch Windstillen und leichte atmosphärische Bewegungen zu erkennen. Gegen Ende Februars, im März und April kündigen dagegen häufiger Regen und starke Windstöße aus Nord und Nordost die Rückkehr der Südostpassatwinde, oder, wie die Indianer sagen, der Tetau poai**) (trocknen Jahreszeit) an.

Dieß ist ungefähr der gewöhnliche Zug der Winde in diesen Gegenden, doch erleiden sie auch, wegen der Verschiedenheit der Breiten, starke Veränderungen. Die Westwinde z. B. wehen unter 10° S. Br. selten heftig, und streichen nicht leicht weiter als bis unter 24°, wo sie schon schwächer werden und aus Südwest kommen. Von Mai bis Oktober, wenn der Ostwind unter den Tropen von einem Ende Oceaniens bis zum andern anhaltend und stark weht, erheben sich in der Nähe der Linie nicht selten leichte Westwinde, während heftige Winde aus Süden, Westen, meist aber aus Norden, nicht nur bis Kapa, unter 27°, sondern oft auch bis Pitcairneiland und selbst bis nach Raivavai streichen.

Meine Entdeckungen beschränken sich auf fünf oder sechs Eilande oder Riffe des gefährlichen Archipels. Die Lage einer Menge anderer, die auf der Fläche des großen Oceans zerstreut liegen, wurde mir von Kapitänen von Wallfischfängern und andern angegeben, doch konnte ich ihre Genauigkeit nicht prüfen. Ich will jedoch eine dieser Aufnahmen mittheilen, weil sie eines der gefährlichsten Riffe betrifft, das unter 27°

*) Dieses Wort ist gebildet aus Tetau, Jahreszeit, Miti, Meer, und rahi oder rahi, groß.

**) Dieses Wort ist gebildet aus Tetau, Jahreszeit, und aus Poai, Hunger, Mangel. Das letztere Wort wird meist gebraucht, um die trockne Zeit (Junius oder November) zu bezeichnen, die in jenen Gegenden oft Fruchtmangel herbeiführt.

Digitized by Google

S. Br. und 144° bis 145° 20′ W. L. liegt, und dessen Existenz übrigens bereits bekannt zu seyn scheint.

Ich selbst habe ein ungefähr 90 Meilen südöstlich von Pitcairn gelegenes Riff gesehen, von dem mehrere Theile noch unter dem Wasser verborgen sind, und wovon nur eine Fläche von etwa einer halben Meile emporragt, die sich wie eine hohe senkrechte Mauer über den Abgründen des Meeres erhebt, da ringsherum das Senkblei auf keinen Grund stößt. Westlich von Lord Hoods-Insel fand ich drei andere, von denen eine ungefähr sechs Meilen im Umfange hat und unter 21° 45′ S. Br. und 139° 40′ W. L. liegt. Ferner eine andere 40 Meilen südlich von Lord Hoods-Insel, ungefähr von derselben Gestalt und Größe als die zuvor angegebene, und unter 22° S. Br. und 137° 50′ W. L.; dann noch eine bewohnte mit wenig Waldung bedeckte Insel, von Weitem kenntlich an zwei Kokospalmen, die sich auf ihrem nördlichen Theil erheben, und unter 18° 32′ S. Br. und 144° 35′ W. L. gelegen; ferner drei kleine, einen Triangel bildende Inseln, unter 16° 45′ und 16° 52′ S. Br. und 146° 30′ und 146° 40′ W. L. gelegen, und endlich hatte ich auch Gelegenheit mich bei zweimaliger Abfahrt von den Inseln, die zwei Gruppen genannt (unter 17° 45′ bis 16° 15′ S. Br. und 144° 35′ bis 144° 50′ W. L.), von denen aus ich nach Anna oder der Ketteninsel segelte, zu überzeugen, daß jene Inseln, welche auf allen englischen Karten unter dem Namen der Bayers Group angegeben sind, gar nicht existiren. In jenen Gewässern befindet sich nichts als eine große niedere, mit Waldung bedeckte und bewohnte Insel, die jedoch weit mehr nach Süden liegt.

(Schluß folgt.)

Große vulkanische Eruption in Centralamerika.

(Schluß.)

2. An den Sekretär des obersten Gerichtshofes des Staates.

San Marcos, 13 Februar.

„Vom 25 bis zum 29 vorigen Monats war die Atmosphäre dieser Stadt mit Rauch und Asche erfüllt, und am 24 fiel ein so starker Aschenregen, daß die Dächer aller Häuser damit bedeckt waren. Von Nachts am Tage zuvor bis 9 Uhr Morgens hörte man mehrere Explosionen, welche die Bewohner der verschiedenen Städte in großen Schrecken versetzten. Man glaubte diese Explosionen gingen von dem Vulkan von Guezaltenango aus, welche Stadt von vielen der daselbst wohnenden Kaufleuten verlassen worden war, um sich und ihre Familien in Sicherheit zu bringen.

„In Soconusco und Socoltenango hatte man dieselben Erscheinungen, die sich wahrscheinlich bis nach Tonala verbreitet haben, worüber es jedoch noch an genauern Nachrichten fehlt, weil der Gesundheitskordon von Ulapa noch in seiner ganzen Strenge besteht. M. Rodas."

3. Bericht des Herrn Julio Gomez.

Nacaome, 5 Februar.

„Am 20 Januar um 5½ Uhr Morgens kam der Vulkan Cosigueina zum Ausbruch. Der aus dem Krater emporsteigende Dampf gewährte einen herrlichen Anblick. Um 11 Uhr bedeckte er den ganzen Umkreis, und Nachmittags herrschte die tiefste Dunkelheit. Wir hatten nun eine 18stündige Nacht von zitternden Bewegungen der Erde und Ungewittern begleitet, und dann und wann von leuchtenden Blitzen erhellt, die von den brennbaren Stoffen herrührten, mit denen die ganze Atmosphäre angefüllt war. Ein heftiger Sturm, von Schlackenregen begleitet, der sich noch zu diesen Schrecknissen gesellte, machte diese Nacht zu einer Nacht der Trübsal und des Schreckens. Der Morgen des 21 war düster, obschon das Licht durch die Dünste drang, und die Sonne zuweilen ihre bleiche, saffrangelbe Scheibe zeigte. Der 22 ging ganz auf dieselbe Weise vorüber, doch blieb es bis Mitternacht ganz ruhig. Dann aber ließ sich ein heftiges, hohles und dumpfes Getös hören, welches ohne Unterbrechung 13 Minuten lang anhielt, und auf welches furchtbare Detonationen, Salven des größten Geschützes ähnlich, folgten. Ein Viertel nach 12 verkündete eine zitternde Bewegung der Erde eine neue Erschütterung, und eine Wolke stieg auf, die trotz der Dunkelheit bemerkbar war. Um halb 2 Uhr wurde die 56stündige Nacht durch eine Art von Zwielicht unterbrochen; das Getös dauerte fort und war lauter als am 20. Ein rother Lichtschein brach dann und wann durch die Dunkelheit der Atmosphäre, die Explosionen aber folgten sich so rasch, waren so heftig und von so furchtbarem Donner und Blitz begleitet, daß es schien, als solle die ganze Erde zu Grunde gehen. Der 24 begann auf dieselbe Weise als der 21.

„Daß ein Vulkan seine Ausbrüche wiederholt, Lava und Asche auswirft und Schaden anrichtet, ist ein nicht ungewöhnliches Ereigniß. Daß aber der Ausbruch eines Hügels, kaum den achten Theil so hoch als Pacaya, die Hälfte von Centralamerika in Dunkel hüllt, einen Raum von vielleicht 15,000 Quadratlegnas an einigen Stellen bis zu der Höhe eines halben Yards, nirgends aber niedriger als zwei Zoll hoch mit Asche und Schlacken bedeckt, daß Menschen in die Berge und wilde Thiere in die Städte flüchten, wie dieß in Pesperi, Coryns, Isla del Tigre, Conchagua, el Puerto u. s. w. geschehen ist, daß die Fische in den Flüssen umkamen, die Vögel durch Staub, Reptilien und vierfüßige Thiere im Schlamm erstickten, und nur der Mensch allein davon kam, ist gewiß ein höchst außerordentliches Ereigniß. Der Cosigueina fährt, gleich dem Isalco, noch immer fort Dampf auszuwerfen. Die Atmosphäre klärte sich gegen 6 Uhr Abends und 8 Uhr Morgens etwas auf, sobald aber der Wind sich erhob, waren wir in Staubwolken gehüllt. Außer Haut-, Augen- und Halsentzündungen und heftigem Husten haben sich noch keine nachtheiligen Folgen für die Gesundheit gezeigt. Unerklärlich ist es, daß von den Staubwolken, die noch dazu stark mit Schwefel, Eisen und Antimonium geschwängert waren, niemand erstickt wurde. Hornvieh und Schafheerden sind zu Grunde gegangen, und wegen des Mangels an Weide und des verdorbenen Wassers halber läßt sich ein Viehsterben befürchten."

4. Bericht des Kommandanten von Port of the Union, C. Manuel Romero.

26 Januar.

„Am 9 dieses ging eine Kommission von diesem Hafen aus, um den Vulkan Cosigueina zu beobachten. Die Küste war, in Folge der Rauchwolke, welche die Ebenen bedeckte, nicht deutlich zu erkennen. Ein Wald, der so alt zu seyn schien als die Schöpfung, ist verschwunden. Zwei Inseln haben sich im Meer gebildet, die eine 800, die andere 200 Schritte in ihrer größten Ausdehnung haltend. Sie bestehen aus Bimsstein und mineralischer Erde mit goldfarbigen Kieseln gemischt, und verbreiten einen dem Kupfer ähnlichen Geruch. Erhaltenen Nachrichten zufolge haben sich im Meer einige Bänke von 5 bis 600 Schritten Länge gebildet. Auf einer derselben steht ein Baum in verkehrter Stellung, das heißt, den Wipfel unten und die Wurzeln nach oben. Der Fluß Chiquito, der nach Nordwest fließt, wurde in seinem Laufe gänzlich aufgehalten, und ein etwa sechs Schritte breiter Bach strömte in ganz entgegengesetzter Richtung.

„Eine Abtheilung, welche zum Behuf von Untersuchungen von El Viejo ausging, bemerkte, daß die Pachtungen von Sapasmapa und Cosigueina, die in der unmittelbaren Nachbarschaft des Vulkans lagen, verschwunden waren. Von der erstern entkam auch nicht ein einziges Stück Vieh; in der letztern fand man noch 300 Stück, aber in einem so elendem Zustande, daß keines gerettet werden konnte. Ein Fahrzeug mit sieben Mann an Bord, das sich am 20 in der Nähe der Küste befand, ist ohne Zweifel zu Grunde gegangen.

„In der Stadt Leon sind die angerichteten Verwüstungen etwas minder bedeutend, denn dort war die Dunkelheit nicht so groß als bei uns, und dasselbe läßt sich auch von dem Aschenregen sagen. Zu Costa Rica soll man das vulkanische Getös so stark gehört haben, daß man dessen Ursache ziemlich nahe vermuthete.

„Die columbische Galliotte Boladora, welche Acapulco am 20 verließ, um nach Realejo zu segeln, wurde zwanzig Legnas vom Ufer von der Dunkelheit und einem so starken Aschenregen ereilt, daß das Schiffsvolk zu ersticken fürchtete, und länger als 48 Stunden brauchte, um das Fahrzeug wieder zu reinigen. Da man der Dunkelheit wegen nicht nach Realejo konnte, so nahm man seinen Lauf nach Punta Arenas mit der vollen Ueberzeugung, der ganze Staat Nicaragua sey verschwunden.

„Der Vulkan fährt noch immer fort Feuer und Rauch auszustoßen, auch spürt man zuweilen Erderschütterungen."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 205. 24 Julius 1835.

Die Schattenseite der Vereinigten Staaten.

(Briefe über die Vereinigten Staaten, geschrieben in den Jahren 1832 und 1833. A. d. Fr. Berlin bei Ferd. Dümmler.)

Religionsverhältnisse.

Die Art, wie der Verfasser (Thl. 1. S. 71—247) die religiösen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten behandelt, kann man nicht ganz gerecht nennen, und manchmal ist sie ein wenig beschränkt. Er spricht nämlich ganz als Katholik, und betrachtet alle die verschiedenen Sekten als größere oder geringere Abweichungen von der katholischen Wahrheit; wir wollen darüber nicht mit ihm rechten, halten es aber für billiger, die Religionsverhältnisse von dem Standpunkte des Protestantismus aus zu betrachten, dessen Lehre von der freien Willensbestimmung die Grundlage aller der verschiedenen Sekten ausmacht; beschränkt nennen wir seine Ansicht nur darum, weil er über Owens Lehre und die Atheistenstadt in heiligem Eifer entbrennt, und meint, solche Sünden müßten zum Himmel emporstinken. Owens Lehre und seine Atheistenstadt ist aber nichts mehr und nichts weniger als eine unmäßige Abgeschmacktheit, wobei man nur über die Schwäche der menschlichen Vernunft erstaunen kann, die von den Bewohnern dieser lächerlichen Atheistenstadt die größte Aufopferung und Verläugnung menschlicher Neigungen verlangt, indem Gütergemeinschaft gefordert wird, und zugleich durch eine eckelhafte Weibergemeinschaft den zügellosesten Ausschweifungen Thür und Thor öffnet. Abgesehen von diesen kleinen Mängeln gibt er eine ausgezeichnete Uebersicht über Geist und Tendenz der verschiedenen Sekten, wird sich aber damit den Dank der „Heiligen," im englischen Sinne des Worts, nicht erwerben.

Nichts wäre leichter, als auf die sämmtlichen Sekten durch Aufzählung einer Menge wunderlicher Namen einen Schein des Lächerlichen zu werfen, aber wir wollen diese ernste Sache auch mit gebührendem Ernste besprechen. Man kann, ohne sich von diesem Vorsatze zu entfernen, in gesellschaftlicher Beziehung die verschiedenen Sekten in die nachfolgenden Kategorien eintheilen: die der gens comme il faut, der Zeloten, der Heuchler und Fanatiker, und viertens die der Narren. Den Katholicismus könnte man beinahe der Schilderung des Verfassers zufolge die Religion der Armen nennen. Die obige Eintheilung bedarf einer Rechtfertigung, und wir werden sie nicht schuldig bleiben, müssen aber, um Mißdeutung zu vermeiden, eine Bemerkung vorausschicken. Die Religion ist eine Sache des Herzens, und jeder, dem sie wirklich am Herzen liegt, kann bei den von Jugend auf eingesogenen Lehrsätzen und Meinungen Beruhigung und Zufriedenheit finden; die nachfolgende, nicht eben glänzende Schilderung trifft die doch wahrscheinlich größere Zahl nicht, welche gläubigen Herzens dahinwandeln, und sich verhältnißmäßig um den Glauben anderer wenig kümmern.

Zur Klasse der gens comme il faut gehören hauptsächlich die reicheren Bewohner der größern Städte im Osten, Episkopalen, Lutheraner, Reformirte, auch Kongregationalisten u. dgl.; ihre Kirchen sind reich,*) der Ertrag der Kirchenstühle, — denn diese werden verpachtet, — ist bedeutend, die Geistlichen sind ziemlich reichlich bezahlt, kurz Alles geht hier den glatten, ruhigen Weg behaglichen Wohlstandes ohne religiöse Heftigkeit, mit Anstand und zum Theil mit ziemlicher Kälte. In den Kirchen, namentlich der Episkopalen, herrscht einiges liturgische Gepränge, für viele aber ist der äußere Gottesdienst nur eine Form, die sie mitmachen, um nicht gegen die allgemeine Sitte anzustoßen. Kirchliche Gleichgültigkeit oder wenigstens Lauigkeit ist häufig, und in dieser Beziehung kann man Unitarier und Universalisten an sie anreihen, welche die Rationalisten dieser Klasse bilden, und für die Offenbarungsgläubigen ein großer Anstoß sind.

Ganz anderer Art ist die zahlreiche Sekte der eigentlichen Presbyterianer, der ächten Nachkommen jener alten zorneseifrigen Rundköpfe, die den Sabbath so heilig halten, daß kein Wagen fahren darf und alle Geschäfte und aller Verkehr gänzlich stocken: Munterkeit, Tanz und Gesang aber sind arge Verbrechen, die mit schweren Geld- und manchmal auch mit Gefängnißstrafen gebüßt werden. Der Fremde findet den Sonntag schon in England traurig, in den nordöstlichen Staaten der amerikanischen Union aber, in dem eigentlichen Neuengland, ist er trübseliger als je ein Aschermittwoch, denn dort wurden die Maßregeln zur Heilighaltung des Sabbaths, wie sie vor einigen Jahren der

*) Sie besaßen meist schon vor der Revolution Grundstücke in der Nähe der Städte; durch das schnelle Anwachsen derselben stieg der Werth des Bodens bedeutend, und so gelangten viele Kirchen zu nicht unbedeutendem Reichthum.

Digitized by Google

fromme Oberst Perceval im englischen Parlamente vorschlug, *) von jeher mit unerbittlicher Strenge aufrecht erhalten.

Diese Presbyterianer sind hauptsächlich bemüht, dem an einigen Orten einreißenden religiösen Indifferentismus entgegen zu arbeiten, und ihre Geistlichen zeigen in dieser Hinsicht eine Thätigkeit, eine Gewandtheit und eine Kraft, welche mit der Sorglosigkeit und lauen Gleichgültigkeit des größern Theils der lutherischen und bischöflichen Geistlichkeit einen starken Kontrast bildet, und wenn wir unserm Verfasser glauben dürfen, so haben sie den Plan zu einer Propaganda gefaßt, die ganz Amerika, zum mindesten ganz Nordamerika, umfassen soll. Ihre Mittel sind Bibel-, Erziehungs-, Traktaten- und Missionsgesellschaften, wozu aber Geld und zwar viel Geld erforderlich ist. Daher ist es eine ihrer ersten Aufgaben, von ihren Beichtkindern Beiträge zu erhalten. Daß dabei viel Unsinn, viel Schlechtigkeit und jämmerliche Kunstgriffe mit unterlaufen, welche bei religiösen Dingen einen um so widerlichern Eindruck machen, wird niemand Wunder nehmen, eben so wenig, daß ein so brennender Eifer unmöglich immer ächt seyn kann, und sich darum unter den Geistlichen Heuchler in Menge finden. Wie viel oder wie wenig an den auswärtigen Missionen Komödie ist, welche Privatvortheile sich die Direktoren**) bei dem Drucke der Bibeln verschaffen, das Alles wollen wir nicht näher untersuchen, obwohl sie es für nöthig gefunden haben, auf neue Belebungsmittel ***) des Eifers zu sinnen, die so ins Unsinnige gehen, daß Wahnsinn und Selbstmorde schon oft die Folge war. Allerdings haben auch einzelne Vernünftigere, durch solche Dinge empört, sich losgesagt von der Gemeinschaft, dieß kümmert aber die Leiter des Ganzen nicht im geringsten, ihre Plane sind im guten Gedeihen, und sie verhehlen es nicht im geringsten, daß sie auf geistigem Wege eine zureichende Kraft zu organisiren hoffen, um in wenigen Jahren die religiöse Verfassung Amerika's umzustürzen, und Alles der Tyrannei ihrer Doktrinen zu unterwerfen. Das Hauptmittel hiezu sind ihre Sonntagsschulen, die auch gleich von allen andern Sekten nachgeahmt wurden, aber keine, die Methodisten vielleicht ausgenommen, hat mit solchem Erfolge gewirkt: schon jetzt zählt man über 60,000 Lehrer und Schulmeister, die in den größten Städten wie in den kleinsten Dörfern ungefähr 500,000 Kinder in den Sonntagsschulen in der Katechismuslehre unterrichten. Gewiß ist diese Anzahl ungeheuer zu nennen, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Kinder von 6 bis 16 nicht viel über zwei, höchstens dritthalb Millionen betragen kann, und die Presbyterianer, so zahlreich sie auch sind, doch bei weitem nicht den fünften Theil der Gesammtbevölkerung ausmachen.

Zugleich bietet dieselbe auch den praktischen Beweis dar, daß man in Bezug auf die gesellschaftlichen Wirkungen religiöse Genossenschaften nicht nach ihren dogmatischen Lehrsätzen, sondern nach dem Geist ihrer Führer beurtheilen muß. Calvins Lehre von der unbedingten Gnadenwahl, welche von den Presbyterianern völlig angenommen wurde, ist freilich geeignet, die Menschen zum Trübsinn und zur Grübelei zu führen, und in so fern läßt sich der fanatische Geist der Presbyterianer leicht erklären, allein ein ganz anderes Moment ist die Herrschsucht, welche Macht und Ansehen über einen immer größern Kreis zu erringen strebt, und dieser Geist ungezügelter Herrschsucht ist es, der sie den Methodisten näher bringt, deren Lehre, genau betrachtet, mit der calvinistischen Lehre von der unbedingten Gnadenwahl in völligem Widerspruch steht, denn ihr Glaubensbekenntniß lautet, „daß die Orthodoxie in den Glaubensmeinungen kein wesentlicher Theil der Religion, und keine Glaubenslehre unbedingt zur Seligkeit nothwendig sey, daß die Religion in der Heiligkeit der Seele, in der Liebe Gottes und des Nächsten, und im Gebete bestehe; daß für ächte Christen die Rechtfertigung durch den bloßen Glauben, d. h. durch eine innere, vom heiligen Geist gewirkte Ueberzeugung von der Vergebung unserer Sünden durch Gott statt finde." So sehr sich nun auch beide Lehren widersprechen, so erklärte doch vor wenigen Jahren ein presbyterianischer Missionär öffentlich in einer Predigt, „daß die Presbyterianer, Baptisten und Methodisten eine große christliche Korporation zusammen bildeten, deren Glieder sich eines Tages noch inniger mit einander vereinigen könnten." Diese Erklärung, die nicht vereinzelt dasteht, ist um so auffallender, als die Methodisten in ihren meist polemischen Predigten die Presbyterianer beschuldigen, daß sie wenigstens die Hälfte der Geschöpfe verdammten, die doch alle Gottes Werk seyen." Was verbindet also diese beiden in ihren Grundlehren sich widersprechenden Sekten? Die gemeinsame Herrschsucht; die Presbyterianer sind die Aristokraten, die Methodisten die Demokraten des Fanatismus, beide bedürfen einander, um zum Ziele zu gelangen, und die Vereinigung, wenigstens die geheime der Häupter, wird auch nicht lange auf sich warten lassen.

(Schluß folgt.)

*) Dieselben Maßregeln wurden bekanntlich seitdem jedes Jahr im Parlament vorgeschlagen, und mit immer schwächern Majoritäten verworfen. Ein Beweis, daß auch dort der finstere fanatische Geist wieder arge Fortschritte macht.

**) Man soll denselben ganz öffentlich angeboten haben, alle Drucksachen um drei Viertheile wohlfeiler zu liefern, als sie den Rechnungen nach den bisherigen Druckern gezahlt haben wollen.

***) Sie verfielen nämlich zuerst auf die Revivals (Wiederbelebungen zum gottseligen Leben). Man vervielfältigte nämlich die religiösen Zusammenkünfte, und suchte namentlich auf Frauen, Kinder und Greise zu wirken. Aus Furcht, der Uebertreibung beschuldigt zu werden, führt der Verfasser die Darstellung eines solchen Revivals aus einer Erbauungsschrift an. Zur Charakterisirung einer solchen Versammlung heben wir nur nachstehende Stellen aus: „man hält auch Versammlungen der Gewissensangst (anxious meeting), wo sich die Sünder den Qualen ihres Gewissens überlassen, in abgesonderten Sälen vereinigen, und in gewissen Fällen sogar eingeschlossen werden, und Wächter vor den Thüren haben. Jemand, der hinsichtlich der Revivals schon Erfahrungen gesammelt hat, gibt dann manchmal Unterricht im Beten. — Nach einem sehr langen Gebete kam Herr Littlejohn (dieß war ein fremder Geistlicher, der zur Abhaltung des Revivals berufen worden war) mit zerstörten Gesichtszügen aus dem Saal der Gewissensangst. „Meine Brüder, sagte er, Gott ist in dem andern Saale, und ich muß glauben, daß in diesem hier der Teufel ist, denn so lange ich das Evangelium predige, habe ich noch keine solche Gottlosigkeit wahrgenommen. Dreißig Sünder sind hier, die sich in Wahrheit zu bekehren wünschen. Werdet ihr Leute hier gar nicht beten? Werdet ihr nicht in eine heilige Todesangst verfallen? Werdet ihr gar nicht seufzen und stöhnen? u. s. w." Ob besagter Hr. Littlejohn ein Fanatiker oder ein Heuchler ist, darauf kommt es hier gar nicht an; genug, die Mittel, die man in Bewegung setzt, um die Menge zu fanatisiren, sind offenkundig.

Digitized by Google

Die jonischen Inseln unter Englands Herrschaft.

(Schluß.)

Die Moralität des Joniers ist tief gesunken. Die rasche Auffassungsgabe, die lebendige Phantasie, der scharfe Verstand, womit die Natur ihn begabt, bleiben ohne gute, häufig ohne alle Leitung und Richtung. Von dem Erziehungswesen ist nicht viel zu sagen. Die menschenfreundlichen Bestrebungen des edeln Grafen Guilford, gehemmt durch Mangel an Aufmunterung, oder richtiger durch den Widerstand und die Intriguen, die er fand, scheiterten durch seinen frühen Tod. Noch besteht auf Corfu die sogenannte Universität, die er mit so vielen Aufopferungen gestiftet: aber sie verdient kaum mehr den Namen eines mittelmäßigen Kollegiums, und der Jonier, welcher eine höhere wissenschaftliche Bildung erlangen will, muß die italienischen Hochschulen besuchen, unter denen gewöhnlich Pisa, Bologna und Padua gewählt werden. Ein in der Hauptstadt bestehendes Seminar für Geistliche ist eine der wenigen guten Anstalten der letzteren Jahre. Einige Schulen des gegenseitigen Unterrichts, zu deren Gründung Lord Guilford gleichfalls gewirkt (zu Argostoli und Liruri auf Cephalonia, zu Vathy auf Ithaka u. s. w.), halten sich nothdürftig; die Bemühungen von Privatleuten, meist Fremden, müssen sich natürlich auf einen geringen Wirkungskreis beschränken. Das Volk, namentlich auf dem Lande, bleibt ohne Unterricht, denn derjenige, welchen meist unwissende Popen ihm ertheilen können, darf nicht in Anschlag kommen: die verderblichen Folgen dieser Vernachlässigung, bei lebhaftem Temperament und heißem Blut, zeigen sich täglich. Die Presse ist ein Monopol des Gouvernements und steht unter der Censur des Senatssekretärs, welcher immer ein Engländer ist: die Kosten des Drucks sind so bedeutend, daß die Wenigen, welche etwas zu veröffentlichen im Sinne haben, es meist vorziehen, ihre Manuscripte nach Italien, Malta oder Griechenland zu senden.

Die Armuth ist meist drückend. Die Wohnungen, besonders in den Dörfern, sind nackt und elend; das Land wird — größtentheils durch besitzlose Kolonisten, deren es auf Corfu an 20,000 gibt — schlecht bebaut; die kleinen Eigenthümer sind durch das verderbliche System, wobei die Rechte der Pächter, die Kosten der Kultivation, der Gehalt des Popen, Beeinträchtigungen und Diebereien aller Art von Seite der Taglöhner und Landstreicher den größten Theil des Einkommens verschlingen, meist zu Grunde gerichtet. Die Industrie ist nicht der Rede werth: beinahe Alles, selbst das Unentbehrlichste, muß von Außen kommen, während die Ausfuhr unbedeutend ist, und sich auf Oel, Salz, Seife und Früchte beschränkt. Die Corinthentraube, der Hauptartikel des Handels von Cephalonia und Zante, namentlich seitdem während des Aufstandes in Morea ganz Achaia verwüstet wurde, *) kann in Bezug auf Corfu gar nicht in Anschlag gebracht werden. Die Schifffahrt ist hingegen nicht ohne Wichtigkeit, obgleich sie sich meist nur auf die Schwesterinseln, die griechischen Küsten und die Häfen des jonischen und adriatischen Meers erstreckt.

So ist es mit den jonischen Inseln beschaffen. Auf Corfu soll das Uebel, im Vergleich mit den übrigen, nicht eben am geringsten seyn. In der Stadt zusammengedrängt — welche zum Nachtheil des Landes ein Drittel der Bevölkerung absorbirt, während Argostoli, die Hauptstadt von Cephalonia, das an 60,000 Seelen zählt, nur 4000 Einwohner hat — kriecht das Volk vor seinen Herren, welche es dagegen wieder auf alle Weise zu übervortheilen sucht. Eine zahlreiche Garnison trägt nicht gerade dazu bei, moralischen Sinn zu verbreiten. Die arbeitscheue Indolenz des griechischen Volkscharakters hindert jeden Aufschwung, und die Regierung, welche die Inseln so zu sagen nur als militärische Position betrachtet und behandelt, thut wenig, dem Uebel abzuhelfen, die schlummernden Kräfte zu wecken, die vergrabenen Schätze zu nutzen, und ein so schönes Land zu dem Grade von Wohlstand und Selbstständigkeit zu erheben, wozu seine reicheren inneren Hülfsmittel, seine glückliche Lage und die natürlichen Anlagen seiner Bewohner ihm Befähigung und Ansprüche geben.

*) Die große Nachfrage nach Corinthen veranlaßte, daß die Anpflanzungen derselben sich unverhältnißmäßig auf Kosten aller übrigen Landbauzweige mehrten, wovon die unausbleibliche Folge war, daß die Quantität des Ertrags den Absatz übersteigen mußte, und der Preis sank. Statt der 5 Millionen Pfund Gewicht, welche in frühern Jahren im Durchschnitt auf Cephalonia gewonnen wurden, betrug die Lese 1829 das Doppelte. Schon 1828 blieb die Hälfte des Ertrags (über 4 Mill. Pfd.) unverkauft. Daher sah sich im Winter 1829 das Volk auf Cephalonia mit einer Hungersnoth bedroht, da das Geld selten, das Getreide wegen geringer Einfuhr theuer, der Schneefall überdieß so bedeutend war, daß die Thäler unter ihm begraben lagen, und der arme Bauer seine gewöhnliche Winternahrung, die Lackana, ein Gemenge wildwachsender Kräuter, namentlich Dandylion, welches mit Oel und Brod gegessen wird, nicht einsammeln konnte. (Vergl. Napier über die Verwaltung der jonischen Inseln.) Die Abgabe von den Corinthen betrug (nach Lord King's Angabe bei Mac Culloch) 1830: 28,407 Pfd. St. 10. 10. In England belief sich 1829 der Eingangszoll für 1000 Pfund Corinthen, für welche der Eigenthümer 5 Pf. 5 Sch. erhalten, auf 19 Pf. 19 Sch.

Chronik der Reisen.

Bemerkungen, gesammelt während mehrerer Reisen und eines sechsjährigen Aufenthalts auf den Gesellschaftsinseln und mehrern andern des Archipels von Oceanien.

(Schluß.)

Die Koralleninseln dieser Meere sind augenscheinlich nicht alle von gleichem Alter. Der Boden einiger erhebt sich bereits mehrere Fuß hoch über den Meeresspiegel, und ihre Binnenseen haben sich zum Theil, und auch wohl ganz, in fruchtbares Land verwandelt, in welchem Erdäpfel wachsen, Bananen, der Taro und sogar auch der Brodfruchtbaum gedeiht. Andere dagegen stehen noch auf gleicher Höhe mit dem Wasser, oder verbergen sich noch einige Toisen unter demselben, oder steigen auch wohl, an Stellen, wo die Sonde keinen Grund findet, senkrecht aus dem Meere empor. Ich schließe hieraus (von dem täglichen Entstehen neuer Riffe zu Tubual, Laivaval, Rurutu und selbst an einigen Stellen von Otaheiti abgesehen), daß die Polypen, diese thätigen Baumeister der unorganischen Natur, ihr Werk noch nicht vollendet haben, und daß sie, ihre Arbeit an den Marquisen und im Archipel der Seefahrer fortsetzend, wahrscheinlich noch große Baien und schöne Häfen bauen werden, denen ähnlich, die sie an den Gesellschaftsinseln und andern errichteten; daß sie aus Tiefen, die der Mensch weder zu messen noch zu berechnen im Stande ist, neue Dämme, neue bewohnbare Landstriche emporheben werden, und daß sie endlich, indem sie die einzelnen fernen Punkte zusammenrücken

Digitized by Google

und verbinden, vielleicht damit enden, auf den Trümmern des vormaligen Kontinents, von denen die Traditionen Oceaniens sprechen, einen neuen zu bilden.

Die Koralleninseln sind fast durchgehends von länglicher Gestalt, und haben fast immer die gewöhnliche Richtung der Winde und Strömungen, nämlich von Südost nach Nordwest, aus deren mehr oder minder kräftigen Wirkung sich vielleicht die durchgängige Identität der Gestaltung dieser neuen Inseln in allen Gegenden des weiten Meeres erklären ließe. So habe ich auch gefunden, daß mehrere dieser gleichförmig über das Wasser erhobenen Inseln gegen einen Theil des Meeres hin eine unzugängliche Einfassung bilden, an der sich die Wogen brechen, und deren Mittelpunkt tiefe, stets sehr fischreiche Salzwasserseen bilden. Andere dagegen bieten an einigen Stellen dieser natürlichen Ringmauern große Oeffnungen, durch welche oft sogar Schiffe fahren können, die dann hier treffliche Häfen und fast immer auch Nahrung und ziemlich gutes Wasser finden. Von dieser Art sind folgende Inseln des gefährlichen Archipels:

Mathilda's Rock	. . . .	21° 50′	S. Br.	141° 5′	W. L.
Die Insel	Laharpe	18° 26′	—	142° 59′	—
—	Nigeri	16° 42′	—	145° 5′	—
—	Phillips . . .	16° 28′	—	146° 22′	—
—	Wittgenstein . .	16° 5′ / 16° 52′	—	147° 45′ / 148° 5′	—
—	Tiokea	14° 27′	—	147° 11′	—
—	Witson	14° 28′	—	148° 50′	—
—	Waterland . .	14° 56′	—	148° 45′	—

Uebrigens haben alle Inseln, welche mit Sandbänken versehen sind, die anfänglich von den Wogen ihres Binnensees stets gegen Nordwesten gebildet werden, immer auch mehr oder minder süßes Wasser, und um sich dasselbe zu verschaffen genügt es, in geringer Entfernung vom Binnensee ein Loch in den Sand zu graben, wo dann das Wasser des Sees, durch den Sand und die Muscheln filtrirt, zum Vorschein kommt. Es ist nicht nur sehr gut, sondern hält sich auch am Bord des Schiffes.

Da es mir selbst an den erforderlichen naturgeschichtlichen Kenntnissen fehlt, so verdanke ich die in dieser Hinsicht in den Archipelen Oceaniens gesammelten Bemerkungen dem unglücklichen Bertero, der mich nach Otaheiti begleitete, und der sein thätiges Leben in einem Schiffbruch endete. Er lehrte mich die Pflanzenarten Oceaniens kennen und sie mit einander vergleichen, und so habe ich denn unabänderlich unter denselben Breitegraden auch immer dieselben Pflanzen gefunden, nur je nach der Beschaffenheit des Bodens mehr oder minder kräftig, und mehr oder minder abweichend. Zu Gambier gibt es nicht Eine Pflanze, die sich nicht auch in Otaheiti fände, aber in Otaheiti gibt es viele, die man in Gambier nicht findet. In Gambier ist der Brodfruchtbaum bei weitem nicht so groß als auf Otaheiti, und gibt auch das Jahr nur Eine Ernte. Pitcairn, unter 25° S. Br. und 135° 45′ W. L. gelegen, ist die südlichste Insel, wo sich dieser Baum noch findet; aber man hat dort nur eine einzige Art desselben, die sich wild fortpflanzt, weil die Einwohner ihn nicht durch Absenker zu vervielfältigen wissen, wie dieß auf andern Inseln geschieht. Pitcairn ist ebenfalls die südlichste Insel, wo sich folgende Pflanzen finden: Der Ouhui, oder die Yamswurzel (Dioscorea alata); der Pia (Tacca pinnatifida); der Haari, oder die Kokospalme (Cocos nucifera); der Méiha, oder die Banane (Musa); der To, oder das Zuckerrohr (Saccharum officinarum); während Rapa, unter 27° 36′ S. Br. und 146° 52′ W. L. gelegen, die letzte Insel ist, wo sich der Taro (Caladium esculentum) und der Ti (Dracaenae species *) findet, welche, nebst Fischen, vormals die einzige Nahrung der Bewohner ausmachten, die außerdem auch noch den Auté (broussonetia papyrifera) anbauten, eine Pflanze, aus welcher auf sämmtlichen Inseln die schönsten Stoffe verfertigt werden. Diese Pflanze wächst auch in Gambier, Lalavaï und Pitcairn, wird aber unter höhern Breitegraden immer kleiner, und erreicht auf Otaheiti die Größe eines Baumes, auf Pitcairn und Rapa (auf den Karten Opara) aber ist sie nur ein schwacher Stängel von mäßiger Höhe.

*) Einige Personen haben mich versichert, daß diese beiden letztern Pflanzen auch auf Neuseeland gefunden wurden, was wohl eine nähere Untersuchung verdiente.

Dasselbe gilt von den übrigen Vegetabilien. Das erste Produkt, das sich auf den niedrigen Koralleninseln zeigt, sind einige vereinzelte Gräser und dann der Fara (Pandanus odoratissimus), der, zwischen Korallentrümmern und dem dürrsten Sande wurzelnd, zuerst diese Einöden mit seinem schönen Blätterschmucke bedeckt, die Luft mit balsamischem Geruche erfüllt, und nebst der wiewohl in geringer Anzahl und Qualität vorkommenden Kokospalme den Unglücklichen, welche durch Sturm auf diese Eilande verschlagen werden, das nothdürftige Obdach und kärgliche Nahrung bietet.

Wenn die Betrachtung dieser durch Struktur, Formation und ihre Produkte schon so merkwürdigen Inseln mein Interesse in so hohem Grade erregten, so wurde dieses durch das genauere Studium ihrer Bewohner nur noch höher gesteigert. Ich war in den Stand gesetzt, diese Menschen, die noch wenige oder gar keine Fremden gesehen hatten, in ihrer ganzen Sitteneinfalt und dem Naturzustande, in welchem sie leben, zu beobachten. Sie sind noch immer, wenn der Verkehr mit Europäern sie nicht verdorben, wenn europäische Rohheit sie noch nicht zur Rachsucht gereizt hat und man sich mit ihnen verständigen kann, sich ihren Sitten bequemt und sich in Acht nimmt nicht gegen ihre Vorurtheile zu stoßen, ihres mißtrauischen Aeußern ungeachtet, von sanftem Charakter, außerordentlich gastfrei, und nehmen Fremde mit einer Herzlichkeit auf, die man bei den gebildetsten Nationen vergebens suchen dürfte.

Meine Forschungen dehnten sich weiter aus, und waren von besserem Erfolge begleitet, als ich anfänglich gehofft hatte; denn nachdem ich die wenig zahlreichen, gleichsam noch auf der Stufe der Kindheit stehenden Stämme der niedern Inseln beobachtet hatte, sah ich die Bewohner von Gambier und andern Inseln, die noch nach alter Sitte leben und eine bis jetzt nur noch wenig bekannte Religion üben, deren Studium ich mir besonders angelegen seyn ließ. Nicht minder wendete sich meine Aufmerksamkeit jenen Sitten und Gebräuchen zu, die von Wallis, Bougainville und besonders von Cook und Forster in ihren äußern Formen so trefflich beschrieben wurden, ohne daß jedoch diese Männer im Stande gewesen wären, das eigentliche Wesen derselben aufzufassen. Ich habe, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Pracht, jene glänzenden National- und religiösen Feste der Freundschafts-, Sandwich- und Gesellschafts-Inseln gesehen, und konnte, mehr als meine Vorgänger dieß vermochten, durch Analogie auf die Ursache ihrer Entstehung schließen, indem ich in den heiligen Gesängen, den Legenden und Sagen dieser Völker alles das wieder fand, was mir in Otaheiti über die Existenz eines der schönsten Religionssysteme mitgetheilt wurde, das der Geist des Menschen jemals erdacht oder gekannt hat, das aber die Insulaner jetzt nicht mehr verstehen, und von dem sie nur eine dunkle und unvollkommene Erinnerung bewahrt haben.

Genaue Bekanntschaften mit alten Häuptlingen aus den Zeiten Cooks, und mit Greisen, die noch den alten Göttern an ihren eigenen Altären gedient hatten, verschafften mir werthvolle Traditionen und ähnliche Dokumente, aus denen und ihrem Religionssysteme sich zu ergeben scheint, daß diese Insulaner vielleicht nur die entarteten Ueberreste einer vormals mächtigen Nation sind, bei der Künste und Wissenschaften auf einer höhern Stufe standen, als man bis jetzt glaubte. Zu einigem Beweise des Gesagten möge genügen anzuführen, daß ihre Cosmogonie, eben so ausgezeichnet durch die erhabenen Gedanken, welche sie ausspricht, als durch den poetischen Schmuck, in den diese gekleidet sind, außerdem noch ganz vorzügliche Kenntnisse verräth, denn sie gibt Aufschlüsse über den Mond, den Regenbogen, die Wolken und den Regen. Ich will zum Schlusse noch Einiges von ihrem astronomischen System anführen, über das ich werthvolle Nachweisungen gesammelt habe, und aus dem sich schließen läßt, daß sie genaue Kenntniß vom Thierkreise hatten. Gleich andern Völkern fassen sie die Gestirne bald unter den Namen von Königen, bald unter den von Göttern am Horizont umherreisen, die wechselsweise zum Vorschein kommen, und in Barken nach dem oder jenem Theil des Oceans der Himmel schiffen. Sie haben ebenfalls ihren Kastor und Pollux, die sie, wie wir, die Zwillinge nennen, die eigentliche Bedeutung ihres poetischen Wortes hui tarara. Ein gewisses Gestirn, das nach der Stellung, welche sie ihm anweisen, der Schütz zu seyn scheint, wird von ihnen, wie auch zuweilen bei den Aegyptiern, als der Stern mit zwei Gesichtern (mata rua) bezeichnet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 206. 25 Julius 1835.

Paris im Sommer.

Die Provinz in Paris. — Die Konzerte im Freien.

Die schöne Jahrszeit kündigt sich in Paris auf eine ganz eigene Weise an. Der Frühling ist hier nicht der üppige Jüngling, der mit den Händen voll Binmen und der Nachtigall auf dem Arme dahin reitet, und von dessen Hauche die Lüfte melodisch werden; ich wüßte ihn hier gar nicht zu personnifiziren. Blumen hat man das ganze Jahr, während die Seine mit Eis geht, sitzt ein Mädchen auf dem Pont des arts, und bietet Veilchensträuße feil. Um Nachtigallen zu hören, muß man schon tief ins Gehölze von Boulogne dringen. Dagegen pipen die Sperlinge auf den Hagenbuchen des Palais-royal, und der Wald der Tuilerien ertönt unablässig von dem krächzenden Geschwätze der Elstern. Dieser Wald ist weiter nichts als das große Massiv von wilden Kastanienbäumen, welches den mittlern Theil des Gartens einnimmt. Einen dieser Bäume kann man als den wahren Frühlingsboten ansehen; er treibt seine Knospen mit größerer Eile als die übrigen, und prangt acht Tage früher in seinem vollen Blätterschmucke. Für die Bewohner der an den Tuilerien stoßenden Straßen ist besonders die Rückkehr der warmen Saison erfreulich; sobald die Nachmittage etwas hell und milde werden, strömen die bonnes mit den Kindern herbei, junge Damen, junge Herren schlendern hin und her, und die allerliebst angekleideten Mädchen lassen die mit rasselnden Schellen behängten Cerceaux durch die duftenden Alleen rollen. Ganzen Haushaltungen dient oft der Garten vom frühen Morgen bis zur Zeit des Mittagessens zum Aufenthalte. Da wird gestrickt und gestickt, gelesen und geplaudert; von Zeit zu Zeit werden bei einer vorübergehenden Kuchenhändlerin plaisirs gekauft, so heißt man hier die Hippen; es gibt Weiber, die ganz allein von dem Verkaufe dieser Backwerke leben, und närrisch genug klingt es, wenn sie über die Straßen rufen: Voilà le plaisir, Mesdames! Voilà le plaisir, regales-vous, Mesdames. Im höhern Sommer werden die besuchtesten Alleen mit Orangebäumen besetzt; die große Allee längs der Terrasse der Rue rivoli führt vorzugsweise den Namen allée des orangers, die Orangenbäume und die Linden, welche die Terrasse beschatten, blühen fast zu gleicher Zeit, und berauschende Wohlgerüche schweben dann über die beiden Promenaden. Dann findet sich in heißen Tagen die schöne Welt zwischen drei und vier Uhr hier ein, und weilt bis zum Diner. An Werketagen genießt man hier zuweilen eines entzückenden Schauspieles; die schönsten Frauen von Paris sitzen oder wandeln im Schatten: Alles was die Toilettenkunst zu leisten vermag, wird zur Schau geboten; hat man sich Einmal an die Schminke gewöhnt, und an die etwas weit ausgeschnittenen Roben, so kann man nur bewundern, es gibt Gestalten, die wirklich poetisch sind: man glaubt irgend eine Statue aus dem Antikensaal des Louvres zu sehen, in die plötzlich Leben gekommen, und welche über ihre zarten Glieder eine leichte Hülle von Gaze oder Musselin geworfen. Die jungen Männer sind indeß im Durchschnitte zu Paris schöner als das weibliche Geschlecht; es läßt sich dieß daraus erklären, daß alle wohlhabenden Familien in der Provinz ihre Söhne nach Paris schicken, um zu studiren oder ihre Bildung zu vollenden. Der Tuileriengarten ist unstreitig bei seinem ungeheuern Umfang, — er hält 74 arpents — bei den reizenden Aussichten, welche die Terrassen nach dem Place de la Concorde zu darbieten, bei dem Reichthum von Schattengängen, Binmenstauden und Statuen, der angenehmste Aufenthalt von Paris. Störend ist allein das Brausen der Wogen durch die Straße Rivoli, man kann sich von diesem Lärmen keinen Begriff machen: geht man auch in die abgelegensten Theile des Gartens, so hört man wie ein dumpfes Donnern in der Ferne, oder wie den Sturz einer ungeheuern Wassermasse in einen Abgrund. Der Garten bleibt im Sommer bis um 10 Uhr des Abends offen; nur wer anständig gekleidet ist, wird eingelassen: mit einer Mütze auf dem Kopfe darf niemand durch, und selbst die eleganteste Dame würde zurückgewiesen werden, wenn sie ihre Haar-Papillotten nicht aufgewickelt hätte. *)

Die Natur hat hier wenig zu bedeuten; sie ist zur Sklavin des Menschen geworden, hat man aber weniger von ihrer Strenge zu leiden, so hat man auch einen geringern Antheil an ihrer Gunst: diese beschränkt sich im Sommer auf eine mildere Luft, einen klarern Himmel, und fröhliche, gelbe Sonnenstreifen, welche sich wie goldene Teppiche über die schwarzen Straßen ausbreiten. Das beglückt den Decrotteur, der nun ohne Zähneklappern auf Kunden warten kann, und die Obsthöker und die Detaillisten, die

*) Dieß wird nicht mehr so streng gehalten. A. d. R.

Digitized by Google

ihre Buden am Strome aufgeschlagen; überhaupt ist hier weit mehr als an andern Orten der Sommer für die ärmern Klassen eine Zeit des Genusses, der Freude und des Wohlbehagens. Die höhern Stände ennüyiren sich zur Sommerszeit in der Hauptstadt. Wer eine Campagne in der Nähe hat, besucht sie daher in den ersten Maitagen, und bringt wohl einige Zeit daselbst zu; indeß beginnt doch die allgemeine Auswanderung auf die Châteaux erst im Junius; aber während die Aristokratie der Hauptstadt zu einem Thore hinaus eilt, rückt die Aristokratie der Provinzen zum andern herein.

Die Provinzialen füllen mit Anfang des Sommers alle Spaziergänge, alle Galerien und Passagen. Wer eine Zeit lang in Paris gewohnt, erkennt sie auf den ersten Blick. Sie bleiben jeden Augenblick stehen, sie schauen sich befremdet an, sie lachen, sie brechen in Exklamationen aus: auch ist mitunter das Kostüm sehr wunderlich; wenn sich die Damen auch von Kopf bis zu Fuß neu kleiden lassen, so wissen ihnen die Schneiderinnen und Modistinnen doch meistens veraltete Moden aufzuschwatzen, und es wird Alles so bunt durch einander angezogen, daß sie oft mit den schönsten Sachen ausgelacht werden. Im Palais-royal erkennt man den Provinzialen besonders daran, daß er sich nach Chodruc-Duclos umschaut, dessen zerrissene Kleidung und langer grauer Bart hier keinen Menschen mehr interessirt. Auch steht der Provinziale vor den Buden still, und braucht immer ein Paar Stunden, um durch die Galerien zu kommen, so neu und lockend erscheinen ihm die ausgekramten Sachen, die Bijour und Perlen, Juweien und die ungeheuren Goldhaufen vor den Komptoirs der Wechsler. Im Restaurant, im Kaffeehaus, unterhält sich der Provinziale mit dem ersten besten, der neben ihm sitzt; er findet den Wein schlecht, er fängt jeden Satz mit dans mon pays an; er ärgert sich über die Unverschämtheit des Wirths, der sich für ein halbes Huhn à la marengo drei Franks bezahlen läßt: dans mon pays on à la paire pour 25 Sous etc.; besonders lustig ist's, wenn ein Trupp Damen und Herren aus der Provinz in ein vornehmes Kaffeehaus gerathen, sie fahren ganz geblendet zurück, sie winken sich zu, sie sehen sich mit bedeutenden Blicken an, doch bald fassen sie sich; sie sind an einem glänzenden Orte, sie wollen sich sehen lassen, sie bestellen darauf los und sind guter Dinge, bis die Zeche bezahlt wird, die gewöhnlich ihre muthmaßliche Berechnung um das Dreifache übersteigt. Dann werden lange Gesichter gemacht, die Damen sind wüthend, sie finden es revoltant, daß man sich eine halbe Tasse Kaffee mit acht Sous bezahlen lasse, und den petit-verre mit fünf und die Likörs mit 10 bis 20 Sous das Gläschen. Der Garçon zuckt die Achseln und lächelt mitleidig, die Herren ziehen den Geldbeutel, und schießen den Betrag, nicht ohne sich zu zanken, zusammen, und die Gesellschaft zieht mit grimmigen Gesichtern zur Thüre hinaus, selbst die jungen Herren grüßen die schöne Dame nicht, welche am Komptoir sitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schattenseite der Vereinigten Staaten.

Religionsverhältnisse.

(Schluß.)

Daß zwischen den auf einander eifersüchtigen Parteien der Presbyterianer und Methodisten der Vortheil auf Seite der letzteren seyn muß, ergibt sich hauptsächlich aus zwei Gründen. Man ersieht aus dem Obigen, daß die Methodisten eigentlich keine durch eine besondere Glaubenslehre geschiedene Sekte, sondern Mystiker sind, deren Streben sich mit jeder Glaubensform verträgt; sie sind im Grunde dasselbe, was bei uns die Pietisten, nur sind sie nicht die Stillen, sondern gar oft die Lauten im Lande. Die Methodisten haben bei einer Vereinigung mit den Presbyterianern keine ihrer Lehren zu modificiren, wohl aber die Presbyterianer. Der Methodismus kann sich bei den letztern zeigen in ihrem eigenen Hauptquartiere, ohne daß sie auch nur dagegen ankämpfen könnten, ja die Revivals sind eigentlich ganz methodistisch, da sie die Heiligung durch das Gebet im Gegensatz gegen die Gnadenwahl voraussetzen. Die Methodisten sind ferner mehr im Westen zu Hause, wo mehr Rohheit und weniger Bildung sich findet, und die Bevölkerung des Westens geht mit starken Schritten einer Uebermacht gegen die des Nordostens entgegen, wo der Hauptsitz der Presbyterianer ist, welche indeß mit der größern Bildung auch den größern Reichthum für sich haben.

Was aber die Kraft der Methodisten durch Einheit des Wollens und Handelns ungemein verstärkt, das ist ihre Konstitution, die so wenig das Werk des frommen Schwärmers Wesley war, als die politische Einrichtung des Jesuitenordens das Werk des frommen Schwärmers Loyola. Diese Konstitution scheint in der That den Jesuiten abgelernt; wie man behauptet hat, es gäbe kaum 400 eigentliche Jesuiten, sogenannte nostri, so gibt es in Amerika auch nur etliche hundert Leiter und Führer der Methodisten. „Die Konferenz," sagt unser Verfasser, „ist der oberste Rath der methodistischen Kirche und aus hundert Mitgliedern zusammengesetzt, die man, mit den wenigen Ausnahmen, die durch bestimmte Absichten geboten werden, als die einzigen geistig Mündigen dieses Vereins von Dummköpfen und Fanatikern betrachten muß. Sie bildet eine Art Senat, der in dem Maße, als der Tod seine Reihen lichtet, sich selbst erneuert, und nur solche Individuen in seinen Schooß aufnimmt, die durch lange Dienstleistungen geprüft, und deren Geschicklichkeit und Brauchbarkeit anerkannt sind. Alle Mitglieder sind Prediger, allein nur Predigermissionäre, die an keinen Ort gebunden unaufhörlich von Gemeinde zu Gemeinde wandern; in allen Gegenden, wo sie es angemessen finden, neue Gemeinden gründen, die innere Verwaltung regeln, Prediger ernennen; wie sie es zur Wiederbelebung des Eifers für nöthig erachten, außergewöhnliche und feierliche Predigten halten, bei den Camp-Meetings *) den Vorsitz führen, die einzelnen Einnehmer zur Rechnungsablage über die freiwilligen Beiträge der Mitglieder anhalten, und solche Bei-

*) Diese sind schon oft geschildert worden, weßwegen wir sie hier übergehen; sie sind in größerem Maßstabe, nur noch viel krasser, dasselbe wie die Revivals.

Digitized by Google

träge dann selbst an die Kasse der Konferenz abliefern. Nur Einmal im Jahre hält die Konferenz Sitzungen, dann aber versäumen es die auf den verschiedenen Stationen zerstreuten Mitglieder gewiß nicht, an bestimmten Tagen zu erscheinen. Die Berathung findet bei verschlossenen Thüren statt, und niemand darf derselben beiwohnen, außer den Predigern und Agenten, welche in unmittelbarem Verbande mit der Konferenz stehen. Alle andern können nur auf dem Wege des Gesuchs mit ihr verhandeln. So verwaltet sie in gänzlicher Unabhängigkeit von der Gemeinde die Angelegenheiten derselben mit unumschränkter Gewalt, und entscheidet ohne alle Controlle über die Verwendung aller von sämmtlichen Brüdergemeinden erhobenen Beisteuern."

Natürlich erhebt sich gegen einen so schrankenlosen Despotismus mancher Widerspruch, mehrere populäre Prediger, die sich stark genug fühlten, verlangten, daß die Konferenz Rechnung ablege, und einige für bestimmte Orte angestellte Prediger und etliche Mitglieder der Brüdergemeinde in ihren Kreis aufnehme. Auf solche Forderungen erfolgte die Exkommunikation statt aller Erwiederung, mehrere Prediger trennten sich mit ihren Gemeinden von der Sekte, aber solche Beispiele sind nicht zahlreich genug, um den Kredit der Konferenz ernstlich zu erschüttern. Auch ist die Aufsicht und Polizei in der ganzen Sekte zu streng, und die Mehrzahl der Mitglieder zu roh und fanatisch, als daß jetzt noch dieser wohlausgesonnenen Maschine Gefahr drohen könnte, denn alle Brüdergemeinden sind in Klassen abgetheilt, die jede ihren Vorgesetzten und einen Beisitzer, einen Prediger und einen Einnehmer hat; der Vorgesetzte versammelt jede Woche Einmal seine Abtheilung, und er ist durch seinen amtlichen Beruf verpflichtet, jeden über den Zustand seiner Seele zu befragen, von jedem die freiwilligen Beiträge für die Armen und die Gemeindebedürfnisse zu übernehmen, und solche den Einnehmer zuzustellen. Auch beichten sich bei dieser Gelegenheit die Mitglieder von Zeit zu Zeit einander, wobei der Vorgesetzte mit gutem Beispiele vorangeht.

Was vermögen nicht Schlauköpfe aus einer solchen Maschine zu machen, die gewiß nicht von der frommen Einfalt erfunden war! Der Umstand, daß nur wandernde Prediger, die keiner Gemeinde angehören, Mitglieder der Konferenz werden, ist bezeichnend und entscheidend; von dieser völligen Losreißung der Regierungsgewalt von allem Gemeindeverbande haben nur die Jesuiten ein Beispiel gegeben, und auch dieß dadurch, daß sie ihre Mitglieder dem priesterlichen Gesetze der Ehelosigkeit unterwarfen. Die wandernden Prediger der Methodisten leben aber mit Frau und Kindern in behaglichem Wohlleben und reisen mit bedeutendem Aufwand, weßhalb sich auch schon von manchen Seiten Klagen gegen sie erheben. Die Sache ist um so auffallender, als die Ortspredtger meist nur aus reinem Eifer, und ohne Belohnung die Seelsorge übernehmen, so daß die milden Beisteuern fast ungeschmälert der Konferenz zufallen.

Nach allem Gesagten könnte man noch immer glauben, die Mehrzahl auch der Lenker der methodistischen Sekte sey, wenn auch befangener Ansicht, doch von redlichen Absichten geleitet, und nur eine kleine Anzahl der Häupter bestehe aus Heuchlern und geldgierigen Menschen, allein ihr Verfahren hinsichtlich der Sklaven zeugt von einem tiefen Machiavellismus. Auch die Presbyterianer, namentlich jedoch die Wiedertäufer, hatten Missionen unter den Sklaven, sowohl in Westindien als in den südlichen Staaten der Union, aber ihre mit dem ihrer Sekte eigenen Fanatismus vorgetragenen Lehren hatten Aufstände zur Folge, die blutig unterdrückt wurden; sie waren also wohl ehrliche, wenn auch unkluge Schwärmer. Ganz anders verfuhren die Methodisten. Nur die Konferenz wählt die Prediger für die Schwarzen, und zwar gleichfalls Schwarze, freie oder Sklaven, ohne Unterschied; diese dürfen ihren Mitdrüdern Alles sagen, nur kein Wort gegen das Joch der Sklaverei. Die Wiedertäufer wurden von den Pflanzern der südlichen Staaten für immer vertrieben, den Methodisten aber der freie Zugang zu den Sklaven gestattet, und so ist der Methodismus beinahe die allgemeine Religion der farbigen Leute. Oft haben ihre Prediger einen bezeichneten Platz bei den Camp-Meetings, wo sie ihre besondern Gemeinden um sich versammeln. Wer je in Amerika gewesen, kennt das bis zum Aberwitz gehende Vorurtheil gegen die Farbe; wer einen Tropfen Negerblut in seinen Adern hat, wird über die Achsel angesehen, und man tritt vor ihm zurück. Daß die Methodisten auch hinsichtlich der freien Farbigen diesem Vorurtheil huldigen, und doch sich der Schwarzen zu bemächtigen suchen, das ist wohl mehr als frommer Eifer, das ist schlaue Berechnung.

Mögen Episkopale und Lutheraner in behaglichem Reichthum religiöse Gleichgültigkeit zeigen, das ist eine Erscheinung so alt als die Welt; mögen die Quäker, wie unser Verfasser sich witzig ausdrückt, sich mit einer nicht zu störenden Kaltblütigkeit zu der langweiligsten Schwärmerei hinaufschrauben, sie sind harmlos und in vielen Beziehungen achtungswerth; mag hier zügelloser Trotz jede kirchliche Einrichtung, jede Religion verschmähen, dort fanatischer Aberglaube gegen sich selbst wüthen, das sind vorübergehende Erscheinungen; aber der berechnende Fanatismus der Predigersekten, die sich mehr und mehr im Methodismus auflösen, das ist eine eiternde Wunde, die vielleicht bald der Unionsregierung den Mangel jeder gesetzlichen Befugniß zur Einschreitung in geistliche Angelegenheiten schmerzlich fühlbar machen wird. Dieser Methodismus, der auch in England fortwährend an Macht und Einfluß zunimmt, ist die in eine Regierungsform geschmiedete Frömmelei, und darum eigentlich von dem Presbyterianismus, der selbst alle Lebensfreuden zerknickt, *) wesentlich durchaus nicht verschieden. Das Tolle und Abstoßende der äußern Formen hat bis jetzt noch die Mehrzahl derjenigen, welche einige Erziehung genossen haben, und an eine anständigere Lebensweise

*) Die einfachsten Vergnügungen, die unschuldigsten Unterhaltungen werden allenthalben, wo der zelotische Geist dieser Sekte Eingang findet, alsbald nicht nur aus den größern gesellschaftlichen Kreisen, sondern auch aus dem stillen Schooße des Familienlebens verbannt. Im Staate Ohio, wo die Presbyterianer das nämliche Uebergewicht errungen haben, wie im Staate Connecticut und fast allenthalben in Neuengland, gibt es weder Bälle noch Konzerte, selbst Mittagsessen werden mit schiefem Auge angesehen, sobald die Gesellschaft nur etwas zahlreich ist; eine Dame, die sich Morgens in gewähltem Anzuge auf der Straße zeigt, würde allgemeines Aergerniß erregen. Alle Spielkarten sind verboten, und wer solche verkauft, muß 50 Dollars Strafe zahlen.

Digitized by Google

gewöhnt sind, von dem Methodismus entfernt gehalten, und eben darum hat sich der Presbyterianismus in den höhern Ständen behauptet, besonders seit er sich zu einigen Modifikationen seiner Lehren bequemt hat, wodurch er aber nur zu einer minder krassen Form des Methodismus wurde.

In Europa stehen zahlreiche Regierungs- und Verwaltungsformen neben einander, in Nordamerika hat man diese sämmtlich in Eine Form gegossen, und so hat sich das natürliche Widerstreben der Menschen gegen alle Uniformität im Gebiete der Religion Bahn gebrochen, und leicht möchten die religiösen Zerwürfnisse Nordamerika's nicht minder allgemeine Leiden verursachen, als die politischen Zerwürfnisse in Europa, wenn gleich im Augenblick noch nicht zu befürchten steht, daß in dem Kampfe der verschiedenen Elemente so viel Blut vergossen werde.

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst. II.

Eine Reise nach Stockholm.

Während meiner Abwesenheit hatte Gustav Adolph den Thron bestiegen. Mit 16 Jahren war er majorenn geworden. Der Herzog Karl von Südermanland hatte ihm Reich und Scepter übergeben, und er regierte seit einem Jahre. Bis dahin waren keine bedeutenden Aenderungen eingetreten, auch nicht im Militär. Nur die Offiziere waren der Kamaschen entledigt und durften Uniformsstiefeln tragen. Auch der Federnbusch, den ich zwei Jahre früher usurpirt, war nun dienstmäßig, und Epaulets bezeichneten die Grade.

Mit Urlaub war ich wiederum auf dritthalb Jahr auf der Schule abwesend gewesen. Das war indeß kein Hinderniß von dem freundlichen Chef des Regiments neuen Urlaub zu erhalten, nachdem drei Monate und die militärischen Frühlingsübungen vorüber waren. Die lange nicht gesehenen Verwandten des Geburtslandes wünschte ich zu besuchen, und auch die Vormünder waren einer solchen Absicht nicht entgegen. Auch in einem Seebade war ich längere Zeit. Heimgekehrt, wollte man im Herbst auf eine Universität mich senden, und eine Wohnung ward bestellt, doch nahm ich einen nördlichern andern Weg. Unser jugendlicher König hatte eine Verbindung mit der Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin — seiner schon verlobten Braut — wieder abgebrochen, war selbst dann nach Petersburg gereist, um sich mit einer Enkelin der großen Katharina, die damals noch regierte, zu vermählen. Der eigene Gottesdienst nach griechischem Ritus, der verlangt wurde für die künftige Königin, die nach dem schwedischen Staatsgesetze Protestantin seyn soll, war der Vorwand, den der König sehr unerwartet nahm, vor den Tagen, die bestimmt waren zu den glänzendsten Festen der Vermählung, abzureisen. Aus eigener Wahl hatte er der Prinzessin von Baden sich vermählt. Im nächsten Jahre erwartete die Königin ihre erste Niederkunft. Von allen Regimentern des ganzen Reichs, aus Finnland, Deutschland und Schweden bereiteten sich Deputationen, in Stockholm den Feierlichkeiten beizuwohnen, die bei und nach der ersten Taufe stattfinden sollten. Auch der Befehlshaber des Leibregiments der Königin, in dem ich diente, wollte dahin gehen, begleitet von dem Obristlieutenant, einem Hauptmann und zwei Lieutenants. Meinen Vormündern schlug er vor mich mitzunehmen, wenn sie das nöthige Geld bewilligten. Diese machten keine Schwierigkeit, und statt auf der Universität, hatte ich die angenehme Aussicht den Winter in Stockholm zu verleben.

Stralsund, unsere Garnison, war der gewöhnliche Ort der Einschiffung für alle aus Deutschland nach Schweden Reisende. Drei königliche Schiffe waren zu deren Bequemlichkeit eingerichtet und aufgestellt, zwei Postjachten gleicher Größe und das kleinere Packetboot. Sie gingen hin wie her, wenn eine größere Anzahl Reisender zu gehen wünschten, die See noch nicht mit Eis bedeckt und die Winde günstig waren. Ihr Abgehen war mithin stets ungewiß. Der regelmäßige Weg, den die Briefpost von Stralsund nach Schweden nahm, war über Hamburg und Kopenhagen. Auch Reisende aus entfernteren Gegenden zogen diesen Umweg häufig dem wochenlangen Warten auf günstigen Wind vor. Wie wir abzureisen wünschten, waren alle drei Postschiffe an der schwedischen Küste; im November erwartete die Königin ihre Niederkunft, schon war der Oktober da, wir hatten also nicht viel Zeit zu verlieren.

Ein Kauffahrteischiff sehr geringer Größe ward gemiethet. Am 4 Oktober gingen wir am Nachmittage unter Segel bei frischem kaltem Winde. Die fünf ersten Meilen gehen zwischen den Küsten Pommerns und der eine halbe Meile entfernten Insel Rügen hin. Mit der Dämmerung waren wir auf der hohen See, und frischer, stärker wehete es, uns günstig, aber immer kälter ward es auch. In die Kajüte wären wir Alle gern gestohen, allein nur fünf Personen faßte sie. Der Landshöfding, Gouverneur der Provinz Schonen, hatte mit zwei Damen darin Platz genommen, und unser General. Der Obristlieutenant hatte sich mit seinen künftigen Wagengenossen in das kleine Boot gebettet, das auf dem Verdecke stand. So blieben wir drei Andern, wie die Diener und die Schiffsbesatzung obdachlos. Die erste Stunde ging man auf und ab, und sprach, aß und trank, um sich zu erwärmen. Das Schaukeln des Schiffes und die Seeluft erzeugten bald bei Allen, am stärksten aber mir, die Symptome der Seekrankheit. Bloß in meinen Mantel eingehüllt, lagerte ich mich auf die Bretter des Verdecks. Mit jeder Stunde ward das Uebel ärger, und eben so wuchs auch der Sturm; man leidet sonst in solchem Fall auf dem Verdecke nur die arbeitenden Matrosen, allein keinen andern Platz konnte man uns geben, so blieben wir zum größten Nachtheil für ihre raschern Bewegungen liegen. Mit dicken Wolken überzog sich der Himmel, und schwärzer ward die Nacht. Der Regen strömte nieder, der Sturm verstärkte sich. Die Segel wurden eingezogen und die Wellen schlugen übers Schiff und uns, die draußen bivouaquirten, und über mich, der kränker als alle Uebrigen, von Nässe und Kälte überdem erstarrt, kaum die Kraft mehr hatte sich zu bewegen. Eine harte Prüfung war es für die erste Reise auf der See. Der geringste ungünstige Zufall konnte uns den Untergang bereiten. Zehn Stunden waren wir in gleicher Lage, und auch mit dem anbrechenden Morgen ward es nicht besser. Doch konnte man die Küste Schwedens schon erkennen. Vier und zwanzig Meilen hatte in der Nacht und in der Frühe uns der Sturm vorwärts getrieben. Nur ein paar Meilen westlich war die Richtung verloren worden. Der Sturm ward endlich mäßiger, und bald erreichten wir das Ende dieses Ungemachs. Zur Mittagsstunde liefen wir in den Hafen des Landungsplatzes Ystadt auf der südlichsten Spitze Schwedens und der Provinz Schoonen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Moodie erzählt in seinen Schilderungen aus Südafrika, daß die Hottentotten sehr oft den giftigsten Schlangen das Gift entziehen und es verschlucken, sich jedoch dabei in Acht nehmen, die Zähne und das Zahnfleisch nicht zu berühren. Sie thun dieß, weil sie glauben, sie würden dann von den Schlangen nicht gebissen, oder das Gift thäte ihnen, wenn dieß dennoch geschehen sollte, keinen Schaden. Einer dieser „Gifttrinker," wie man sie nennt, lebte unweit Groot Vader Bosch, von dessen Thaten die Holländer und Hottentotten viel zu erzählen wußten. Unter Anderem sagten sie, er habe einst eine der giftigsten Schlangen in die Hand genommen und sie gereizt ihn zu beißen, ohne daß sie ihm jedoch ein Leid gethan habe. Ich hatte, sagt der Reisende, keine Gelegenheit mich von der Wahrheit dieser Angaben zu überzeugen, nur so viel ist gewiß, daß das Gift zu dem erwähnten Zweck getrunken wird. Der Behauptung dieser Leute zufolge müssen sie alle sechs Monate eine frische Dosis nehmen, auch sey es gefährlich von einer giftigern Schlange gebissen zu werden, als jene war, deren Gift sie getrunken hätten. Die Holländer sowohl als die Hottentotten glauben allgemein an die Wirksamkeit dieses Gegengiftes.

*

In den 21 Gestüten der französischen Regierung befinden sich in diesem Jahre 870 Hengste, 91 Stuten und 266 Füllen. Außerdem erhielten Privatleute Beisteuern zum Unterhalt von 249 Hengsten. Die Zahl aller Pferde in Frankreich wird auf 2,117,000, die Zahl der jährlich gebornen Füllen auf 233,000 geschätzt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 207. 26 Julius 1835.

Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China.

Die Europäer haben, seitdem sie in Berührung mit den Chinesen gekommen sind, unzählige Versuche gemacht, diese sich zu assimiliren; es scheint ihrer Eitelkeit unerträglich zu seyn, eine der ihrigen ähnliche Civilisation zu sehen, welche ihrem Einfluß widersteht, und ihre Formen weder bewundert noch nachahmt. Anfangs versuchte man es durch die Religion, und wendete die mathematischen Wissenschaften an, um diesen Eingang zu verschaffen. Der Erfolg war eine Zeit lang glänzend, aber die chinesische Civilisation ist von einer Einheit, welche dieses fremde Element nie rechten Fuß fassen ließ, und die Jesuiten, ihre Wissenschaften und ihre christlichen Kirchen sind wieder aus China verschwunden. Die Protestanten fingen mit der Religion an, druckten mittelmäßige Bibelübersetzungen, Psalmen und Lieder, religiöse Abhandlungen im Missionsstyl, und warfen sie in Schiffsladungen auf die Küsten und in die Häfen von China, wo sie mit derselben Begierde aufgenommen wurden, welche die Population von London oder Hamburg zeigen würde, wenn ein Chinese käme und in seinem Kostüme confuzische Missionsschriften vertheilte. Allein was die Jesuiten mit ihrem Kredit in Peking, mit ihrer offiziellen Stellung, ihrer Wissenschaft und Klugheit nicht zu Stande bringen konnten, war natürlich durch diese unvollkommenen Mittel nicht zu erreichen; die protestantischen Chinesenbekehrer haben sich daher auch zu den Wissenschaften gewendet, um Eingang zu erhalten, jedoch nicht wie die Jesuiten an hohe Mathematik, sondern nach der Mode unserer Zeit, an das andere Extrem der Civilisation, an populäre Kenntnisse. Schon vor einigen Jahren hat Miß Martin in Canton eine Art von chinesischem Abcbuch für die Schulen geschrieben, der deutsche Missionär Güzlaff fing vor zwei Jahren an, ein chinesisches Journal herauszugeben, das jedoch nach zwei Nummern wieder aufhörte, im letztern Jahre beschloß man in New-York eine Gesellschaft zur Civilisirung der Chinesen zu stiften (man sollte meinen, die Leute in New-York könnten ihren Schulmeister selbst brauchen), und endlich im Anfang des laufenden Jahres hat die fieberartige Thätigkeit von Güzlaff die Errichtung einer Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China zu Canton zu Stande gebracht. Sie hat den ersten Januar ihre Plane und ihre Statuten in einer kleinen Broschüre in Canton drucken lassen. Sie bestehen im Wesentlichen darin: der Zweck der Gesellschaft ist, solche Kenntnisse in China zu verbreiten, die zu moralischer und intellektueller Besserung der Chinesen dienen können, das Mittel dazu ist die Herausgabe wohlfeiler und leicht verständlicher Abhandlungen über solche Gegenstände in chinesischer Sprache; die ordentlichen Mitglieder bezahlen eine jährliche Subscription von wenigstens 10 Dollars, Hülfsgesellschaften in fremden Ländern, welche jährlich 50 Dollars beitragen, erhalten zehn Exemplare der Jahresberichte, und ein Exemplar der Schriften der Gesellschaft. Die Gesellschaft hält monatliche Sitzungen, und im Oktober eine jährliche. Dabei wurde beschlossen, die Pamphlete der Gesellschaft nicht zu verschenken, sondern um niedrigen Preis zu verkaufen, und zwei chinesische Buchhändler haben übernommen, sie im Innern des Reichs zu verbreiten. Das erste Werk das begonnen werden soll, ist eine Universalgeschichte, die von Güzlaff zu seyn scheint.

Die Zeit wird lehren was der Erfolg dieser Unternehmung seyn wird. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Werke der Gesellschaft irgend einen Einfluß auf China haben werden, ist jedoch nicht groß. Es ist nicht so leicht auf eine alte Civilisation einen Eindruck zu machen, und einer uralten, und nach ihrer Art gelehrten Nation eine neue Wendung zu geben. Es fehlt den Chinesen an zweierlei Dingen, Kenntniß von dem was außer China vorgeht, und an einer analytischen Methode in der Wissenschaft; das letztere ist das wichtigste, und stünde unter ihnen ein Bacon auf, so könnte er ihrer Bildung einen Anstoß geben, der eben so wundervolle Wirkungen hervorbringen würde, als die neuen Methoden von Europa seit dem Wiedererwachen der Gelehrsamkeit. Aber Civilisationen sind wie Pflanzen, und wachsen nur von Innen heraus; was man von Außen daran anklebt, mag eine Zeit lang hängen bleiben, aber am Ende tödtet es die Pflanze, oder fällt wieder ab. Eine geistige Revolution müßte von Innen kommen, von Chinesen von Gelehrsamkeit und Genie ausgehen um zu wirken, und es ist keineswegs gewiß, daß die ganze Direktion der neuen Gesellschaft wirklich nützliche Kenntnisse besitze, die sie den Chinesen mittheilen könnte. Es ist zu befürchten, daß sie politische Maximen in ihre Bücher mischen, welche dem gegenwärtig sehr strengen Gouvernement mißfallen, und dadurch neue Verfolgungen im Innern hervorrufen, die in den letzten

Digitized by Google

Jahren nur schon allzuhäufig gegen Andersdenkende waren. Der bittere Geist, der unter den Europäern in Canton gegen die Chinesen herrscht, ist schon mehreremale in unbegreifliche Versuche und Drohungen gegen die Regierung ausgebrochen, sie haben laut ihren Entschluß ausgedrückt, durch ihre Pressen dem Gouvernement in Peking den Krieg zu machen, und es in seiner Basis zu erschüttern. Es wäre eine Aufgabe, die einer akademischen Preisfrage wohl würdig wäre, zu untersuchen, wie viel Unheil dieser unruhige europäische Geist durch seine Einmischung in die Angelegenheiten aller Völker in den vier andern Welttheilen hervorgebracht hat, wie viel Anfänge einheimischer Civilisation er zerstört, und ob die Resultate, die er geliefert hat, irgend eine Art von Entschädigung für die Menschheit bilden.

Paris im Sommer.

Die Provinz in Paris. — Die Konzerte im Freien.

(Fortsetzung.)

Wenn übrigens die Damen aus der Provinz durch ihre Toilette sehr gegen die Pariserinnen abstechen, so sind sie auch weit frischer und blühender, und besonders schöne Gesichtchen findet man bei den Damen aus der Normandie, die blondes Haar und sanfte blaue Augen haben: die braunen Provinzialinnen zeichnen sich durch scharfe Züge, feine Lippen und mächtig große schwarze Augen aus.

Unter allen Erholungen die Paris dem Provinzialen darbietet, sind ihm die Konzerte im Freien die angenehmsten: er hört da gute Musik für wenig Geld: die Ouvertüren der neuen Opern, die noch nicht in seine Vaterstadt gedrungen sind, und neue Tänze von Musard, der als Kapellmeister fungirte. Das Konzert in den champs-élysées steht indeß nicht mehr unter seiner Leitung; die ersten Unternehmer sind uneins geworden, und es bestehen dermalen zwei Anstalten der Art; die eine nennt sich Concerts des champs-élysées d'été et d'hiver, die andere Concerts de champs-élysées schlechtweg: erstere gibt ihre Konzerte in den Salons des Hrn. Lafitte; auch im Jardin-ture sind alle Abende Konzerte.

Am Eingange der champs-élysées rechts an der Straße wird ein Raum von einigen hundert Schritten nach allen Richtungen durch ein Geländer abgesondert, aber nur gegen Abend, den Tag über kann jeder durchgehen. In der Mitte ist ein hoher und zierlicher Kiosk mit weiten Bogen und gewölbter Kuppel aufgebaut, unter welcher das Orchester auf einem Gerüste aufgestellt ist; rings herum laufen die Sitze der Zuhörer, die durch ein Dach von Leinwand gegen den Regen geschützt sind. In einem weiteren Kreise sind Karyatiden von carton-pierre aufgestellt, welche die Laternen tragen. Der Eintritt kostet 1 Fr., die Damen zahlen ebensowohl wie die Herren. Man kann die Musik sehr bequem an den kleinen Tischen hören, die vor dem Café des Ambassadeurs aufgestellt sind: auch sind sie an schönen Sommerabenden stets mit Leuten angefüllt, die ihre demi-tasse oder une glace nehmen. Das übrige Auditorium besteht aus Spaziergängern, welche, obgleich in einiger Entfernung vom Orchester, dennoch im Ganzen nicht viel von der Musik verlieren. Am Besten werden die Quadrillen ausgeführt; sie sind meistens nach den anmuthigsten Motiven aus den neuesten Opern bearbeitet, und daher immer sehr ansprechend. Am schlechtesten trägt man den Walzer vor: die Franzosen verstehen diese Musik nicht; sie ist ihnen zu langsam und zu sentimental, daher sie sie im Galopp spielen; man kann sich nichts Unausstehlicheres denken. Auch die Ouvertüren, wenn sie nicht längst bekannt und durchgespielt sind, wie z. B. die des Robin des bois oder von der Dame blanche, gehen oft schlecht. Im Ganzen genommen läßt sich der Abend recht gut bei solchen musikalischen Unterhaltungen herumbringen, besonders nach einem heißen Sommertage, wenn der Mond, der wie Gold schimmert, am blauen Himmel zwischen den Kronen der Ulmen aufsteigt, und frischer Wind die Töne durch die warmen Lüfte weht.

Ist man der Musik satt, so hat man in den champs-élysées genug zu sehen, um sich die Zeit zu vertreiben, da findet man Polichinellekasten: der Hauptspaß besteht darin, daß sich Polichinelle mit sämmtlichen Personen des Stücks herumbalgt; auch sitzt meistens eine Katze vor dem Theater, welcher Polichinelle zu Zeiten gleichfalls Eins auswischt; oft entspinnt sich zwischen beiden ein hartnäckiges Gefecht, zur großen Freude des Auditoriums. Polichinelle hat einen goldbordirten Hut auf, eine ungeheure weinrothe Nase, eine feine rothe Jacke gleichfalls mit Goldborten besetzt: er spricht eigentlich nicht, sondern er knurrt und quiekt, und man hat Mühe ihn zu verstehen. Das Stück endigt damit, daß Polichinelle vom Teufel geholt oder gehängt wird. Mehr Unterhaltung gewähren die Possenreißer, welche Pomade oder Mittel gegen die Hühneraugen verkaufen. Um einen zahlreichen Kreis von Zuschauern um sich zu versammeln, treiben sie allerlei Kurzweil; sie sind auf eine seltsame, groteske Art gekleidet, und tragen in der Regel ungeheure Perrücken, sie erzählen ihre Lebensgeschichte, ihre Abenteuer, sie nennen sich Gelehrte oder Künstler; sie haben eine Anstellung an der école polytechnique, wo sie den Zöglingen die Stiefel wichsen, sie sind Artistes de l'opéra, wo sie die Contremarken abnehmen u. s. w. Gegenwärtig hat in den champs-élysées ein Zahnarzt sein Gerüste aufgeschlagen; für ein paar Sous lassen sich die armen Leute die Zähne im Angesicht des Publikums ausziehen. Hier steht ein sehr eleganter Sessel auf einer großen Wage, wo man sich für einen Sous kann wägen lassen: dort sieht man einen Kinderwagen, der mit ein paar weißen Ziegen bespannt ist; für 5 Sous werden Kinder die ganze Allee hin gefahren. Auch hat man Roulettes, auf denen aber bloß um Macaroni gespielt wird. Fast vor jedem Kaffeehause stehen Harfenmädchen, Guitarrespieler, Drehorgeln, dazwischen schreien die Marchands de Coco ihr unaufhörliches à la fraiche! und klingeln mit dem Becher dazu; auch eine große Elektrisirmaschine hat ein verdorbener Physiker aufgeschlagen, nebst ganzen Batterien von Leidnerflaschen und sonstigem Apparate. Der Mann stiftet Gutes, denn er belehrt das gemeine Volk über die Entstehung des Gewitters, er hält förmliche Vorlesungen über das Wesen der Elektricität, über die Glas- und Harz-Elektricität, über das An- und Abstoßen; die Zuhörer horchen mit staunendem Blicke zu: der Famulus stellt sich auf den

Digitized by Google

Isolirstuhl und Alles lacht, wenn sich ihm die Haare in die Höhe stellen, und bei jeder Berührung Funken aus seinen Kleidern sprühen. Sodann wird das Einschlagen des Blitzes vorgestellt, und wenn nun das Staunen der Zuschauer aufs Höchste gestiegen ist, so schreitet der Physiker zur Hauptsache, nämlich zum Elektrisiren; dafür fordert er bloß einen Sou: er geht mit der Kette in der Hand im Kreise herum, und fordert Messieurs et Mesdames auf, das Experiment zu probiren. Das Zucken und das Gelächter der elektrisirten Personen amüsirt die Gesellschaft; nicht leicht widersteht einer der Anwesenden, der die Sache noch nicht kennt, der Versuchung, die Kette anzufassen.

Der Tumult dauert so bis eilf, höchstens zwölf Uhr fort, dann erscheinen die Polizeisergeanten und die Patrouillen, die Lichter erlöschen, und allmählich herrscht tiefes Schweigen an dem so eben noch so lärmenden Platze.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ovahs. *)

Ovah ist die kleinste Provinz von Madagaskar, und dennoch bilden ihre Bewohner den mächtigsten Volksstamm der Insel. Diese Auszeichnung verdanken sie in gewissem Grade den Talenten ihres verstorbenen Königs Radama **) und dann der ihnen eigenen höhern moralischen und physischen Entwicklung, die sie schon von Natur aus an die Spitze der Malgaschen zu stellen scheint.

Ihr Name soll von Dove (Eva) herrühren, und dieser Ableitung zufolge behaupten sie die Ureinwohner ihres Landes zu seyn. Ihre Provinz wird aber auch Ancove genannt, was so viel bedeutet als entfernt, und diese Benennung wird dadurch erläutert, daß die Provinz ganz im Innern des Landes, 500 Meilen von Tamatave und 160 von der nächsten Küste entfernt liegt. Die Hauptstadt führt den Namen Thanaanarive, oder tausend Dörfer, und soll acht- bis zehntausend Einwohner enthalten. Sie liegt unter 18° 56′ südlicher Breite und 47° östlicher Länge, und ungefähr 4000 Fuß über dem Meeresspiegel.

Die Ovahs sind über Mittelgröße, von stattlicher Person, und wechseln in ihrer Hautfarbe vom Schwarz bis zur Kupferfarbe. Ihr Gang ist leicht, und ihre Gesichter gutmüthig und ausdrucksvoll. Die Kleidung besteht aus zwei Hauptstücken; einem Unterkleid, Seddick genannt, und einem Mantel (Saimbon), den die Männer über die linke Schulter werfen, um den rechten Arm frei zu haben, die Weiber aber über die rechte. In der Hand tragen die erstern gewöhnlich eine Zagaie, oder 6 Fuß lange Lanze, von polirtem, sehr geradem Holze, mit eiserner Spitze und mit Eisen beschlagen. Die Häuptlinge führen auch oft eine Axe oder Streitart, und einige wohl auch einen Schild; seit jedoch Feuergewehre unter ihnen eingeführt wurden, werden diese mehr als Auszeichnung und Kennzeichen der Macht und des Ansehens, denn als Waffen getragen. Von Schmuck sind sie außerordentliche Liebhaber, und behängen sich mit goldenen und silbernen Ringen und Armbändern, theils aus Glasperlen, theils aus Alligatorzähnen gemacht. Verzierte Kopfbedeckungen sieht man ebenfalls bei ihnen.

Die Wohnungen der Ovahs sind klein, nicht über 15 Fuß lang, 12 breit und bis dahin, wo das Dach über die Mauer hervortritt, fünf Fuß hoch. Das Dach ist steil, und wird mit Hayrana, oder Zouzoura dem Papyrus der Alten, gedeckt; die Wände bestehen aus runden Stämmen, deren Zwischenräume mit Zweigen durchflochten sind. Jede Familie berechnet ihr eigenes, hinlänglich mit dem erforderlichen Geräthe versehenes Haus. Diese Häuser stehen in Dörfern von verschiedener Größe, von einigen wenigen bis zu 1600 beisammen; gewöhnlich auf einer Anhöhe, in der Nähe von gutem Wasser, und solche Dörfer sind dann durch zwei oder drei Gräben, und mit einem Zaun von Pallisaden befestigt. Die Ovahs sind reinlich, ordnungsliebend und betriebsam; in ihrem Hauswesen vereinen sie Bequemlichkeit und Anstand. Zum Hausgebrauch halten sie Kühe, Schafe, Geflügel und Ziegen; doch essen sie nur wenig Fleisch, sondern leben hauptsächlich von Pflanzenkost. Von der letztern besitzen sie Ueberfluß und eine große Auswahl, als Maniok, Mais, mehrere Arten Yams, Brodfrucht, Platanen, Pfeilwurzel u. s. w. Reiß wird ebenfalls gebaut und viel verbraucht; ein Lieblingsgericht besteht in einem in Stücke geschnittenen und mit Reiß gesottenen Huhn, eine Art Pilau, der mit Nelkenpfeffer, Kardamomen u. s. w. gewürzt wird, und sich durch seinen Wohlgeschmack eben so wohl, als durch die Reinlichkeit, mit der er bereitet wird, empfiehlt. Als die Ovahs den Engländern zuerst bekannt wurden, bedienten sie sich statt der Teller der Blätter des auf der Insel heimischen Tonse (Urania speciosa), doch gewöhnten sie sich bald an die europäische Weise, und schon Radama speiste während der letzten Zeit von Tellern. Die Urania speciosa ist ein auf der Insel sehr häufiger Baum, der von den Franzosen, wahrscheinlich seiner allgemeinen Nützlichkeit wegen, l'arbre du voyageur genannt wurde. Er erreicht eine bedeutende Höhe, und seine Blätter werden ihrer Größe wegen Ravenala genannt, ein Wort, das in der Sprache der Ovahs diesen Begriff ausdrückt. Fast jeder Theil dieses Baumes ist zu benutzen; wird er angebohrt, so gibt er einen reichlichen zuckerhaltigen Saft; die Zweige und Aeste werden beim Hausbau verwendet, die Blätter, frisch abgepflückt, dienen als Teller und Schüsseln, und getrocknet bedient man sich ihrer, um die Bedachung der Häuser zu verstärken.

Der Anbau der Ovahs ist, wie der aller Bewohner tropischer Klimate, unbedeutend, doch für ihre Bedürfnisse zureichend. Sie bauen, je nach der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens, eilf verschiedene Arten Reiß, von denen einige einen trockenen Boden verlangen, andere aber im sumpfigen gedeihen. Auch Tabak, Zuckerrohr und Mais, nebst andern eßbaren Vegetabilien wird gebaut. Die Ovahs sind zudem noch geschickte Handarbeiter, die das, was sie sehen, recht gut nachzuahmen wissen; das Tuch, das sie bereiten, und ihre Schmuckarbeiten sind vorzüglich.

Die auswärtigen Verbindungen der Ovahs beschränken sich auf Tamatave, wohin der Weg durch ein niederes, sumpfiges und ungesundes Land führt, und auf die Fahrt auf dem schönen Fluß Bestibuka, der in ihrer Provinz entspringt, und sich nach einem Lauf von nahe an 250 Meilen in der schönen Bembatuka-Bai, an der Nordseite der Insel, ins Meer ergießt. Ungefähr 100 Meilen lang ist er für kleine Fahrzeuge schiffbar, für Boote auch noch weiter, und die Bai ist geräumig und hat eine bequeme Einfahrt. Auf diesem Fluß betreiben die Ovahs ihren Haupthandel, der in Sklaven bestand, von Radama aber abgeschafft wurde. Dieser außerordentliche Fürst war von seinen Unterthanen angebetet, die auf sein Begräbniß die Summe von 60,000 Pf. St. verwendeten. Dennoch folgte ihm seine Familie nicht auf dem Throne, dessen sich eine der Frauen des Verstorbenen bemächtigte, und ihn noch immer behauptet.

Die Ovahs scheinen indischer Abstammung zu seyn, denn sie haben langes Haar, das sie sorgfältig in Zöpfe flechten. Ihr religiöser Glaube ist sehr gemischter Art, und die Beschneidung wird unter andern sehr heilig gehalten. Sie wird zu gewissen Zeiten vorgenommen, die man Beschneidungsfeste nennt, und an denen die Operation an allen über zehn Monat alten und noch nicht beschnittenen Knaben vorgenommen wird. Man opfert bei dieser Gelegenheit einen Stier und vertheilt dessen Fleisch unter die Anwesenden, von denen jeder Einzelne wieder etwas zu dem Feste beisteuern muß. Der Abend wird mit Unterhaltungen aller Art, als Tanzen, Geschichten erzählen, Spielen auf der Valleyah u. s. w. hingebracht. Die Valleyah besteht aus einem Stück Bambus, dessen äußere Rinde rings herum in schmalen Streifen abgeschält, und von einem Stäbchen oder einer Art Steg getragen werden. Die auf diese Art gebildeten Saiten stehen ungefähr einen Zoll weit aus einander, und nehmen die ganze Länge zwischen den beiden Knoten des Bambusstabes ein. Die Töne, welche man diesem Instrument entlockt, gleichen

*) Nach den Mittheilungen des Kapitän Locke Lewis, in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London, vom 8 Junius.

**) S. den Artikel: „Madagaskar und seine neuesten Staatsumwälzungen," in Nr. 261 u. ff. des Auslands vom Jahre 1833.

Digitized by Google

dem Klingen von Glöckchen. Eine andere Unterhaltung besteht in gewissen Spielen, die man mit dem Namen Pochero, Katze u. s. w. bezeichnet, und in mehrern gymnastischen Uebungen, denen sich Jung und Alt mit dem Ausdruck der lautesten Freude überläßt. Die Ovahs sind im Ganzen genommen frohsinnig und unbesonnen. Polygamie wird geduldet, ist jedoch nicht allgemein. Familienband wird heilig geachtet, und stirbt irgend Einer in der Fremde, so sorgt man dafür, daß seine Gebeine in die Heimath kommen, um bei den Seinigen begraben zu werden. Dieß wurde so weit getrieben, daß bei einem Kriegszug alle durch einen Eid sich verpflichteten, die Leichname der Gefallenen ihren Angehörigen mitzubringen. Radama aber, dessen Kriegszüge oft in ferne Gegenden gingen, fand dieß natürlich sehr unbequem, und besaß Einfluß genug es abzustellen. Ein Begräbniß auf den Boden der Insel Madagascar selbst wird jetzt bei solchen Gelegenheiten für genügend erachtet.

Die Ovahs waren lange der von allen Malgaschenstämmen am besten bekannte, weil die britischen Offiziere auf St. Mauritius Nachrichten über dieselben einzuziehen im Stande waren, zu denen Kapitän Lewis jetzt die vorstehenden Ergänzungen gefügt hat. Sehr wünschenswerth wäre es, auch über die andern Stämme, von denen einige zu einer ganz verschiedenen und weit untergeordneten Race gehören sollen, ähnliche Auskunft zu erhalten. Man will sogar behaupten, daß es unter diesen Stämmen wahre Pygmäen gebe.

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst. II.

Eine Reise nach Stockholm.

(Fortsetzung.)

Wohl hören die Ausbrüche der Seekrankheit auf, wenn man auf festem Boden ist, allein die verlornen Kräfte wieder zu gewinnen bedarf der Ermattete doch mehrerer Tage. Wir waren aus dem Schiffe gestiegen, ein sehr mittelmäßiges Wirthshaus nahm uns auf, das beste in dem kleinen Orte. Mehrere Tausend Einwohner, eine Husarenschwadron als Besatzung, geben doch nur wenig Leben, der Hafen und die Schifffahrt wenig Wohlhabenheit. Es sind die Straßen menschenleer, das Geräusch der Holzschuhe, mit denen die Landleute und die ärmern Einwohner über das holperige Straßenpflaster klappern, hört man am meisten. Die Stille der Nacht unterbricht nur das Geschrei der Nachtwächter, die nach der Stundenzahl, wie in allen Seestädten Schwedens, verkünden, was für Winde blasen. Zum Trost oft, oft zur Verzweiflung Aller, die auf den günstigen Wind zur Abreise aus diesem unterhaltungslosen Orte schon lange harren. Ihr Ruf tönt: klockan har tio slagen, und etwa: vinden är sydwest (die Glocke hat zehn geschlagen. Der Wind ist Südwest). Die Posten in Schweden sind nicht wie in Deutschland eingerichtet. In Schweden liegt das Fahren allen Bauern ob, die dem Bezirk angehören, in dem sich die Poststation befindet, wie entfernt sie auch wohnen. Es ist bekannt, daß Schweden bei seiner bedeutenden Ausdehnung sehr arm an Bewohnern, an geschlossenen Orten und an größern Städten ist; begreiflich ist daher, daß mancher mehr als 10 Meilen mit seinen Pferden kommen muß, um seine Postpflicht zu erfüllen für etwa 2 Meilen, die gleich 6 Stunden oder 3 deutschen Meilen sind. Ein Reisender, der nicht die landesübliche Vorkehrung trifft, kann, wenn er viel Pferde brauche, häufig 24 Stunden warten müssen, ehe er weiter kommt. Man sendet daher den Tag vor der eigenen Abreise einen sogenannten Vorboten ab, der mit offenem Zettel auf die bestimmten Stunden die nöthige Zahl Pferde bestellt, und ob sie angeschirrt seyn sollen oder nicht, da beim eigenen Wagen der Reisende dieß auch gewöhnlich selbst besorgt, um weniger Gefahren in den Bergen ausgesetzt zu seyn, als mit dem leichter zerreißenden Bauerngeschirre. Keinen Hemmschuh führt man mit, noch Ketten oder Stricke, um die Räder einzusperren, nur die Pferde werden angehalten, bis man die halbe Höhe herabgekommen ist, dann aber läßt man die Zügel nach, bis das Tempo sich immer mehr und mehr verstärkt, und im gestreckten Laufe die Ebenen durchflogen, und auch ein Theil der nächsten Höhe auf den ganz vortrefflichen Chausseen von Kies und kleingeschlagenen Eisenschlacken erstiegen ist, wo man fast nie eine Vertiefung findet, in der sich Wasser sammeln könnte. Eine solche Erhaltung kostet dem Staate nichts. Die Bauern haben diese Pflicht auch zu erfüllen, und jeder seine ihm zugewiesene Strecke. Der Nachlässige wird an Geld gestraft. Die Bauern in Schweden aber befinden sich im Ganzen besser als in irgend einem Staate. Sie haben oft sehr ausgedehnte Besitzungen von mehrern Meilen Umfang. Oft läßt ein Bauer seinen ältesten Sohn oder einen andern studiren, nicht damit er Prediger, Advokat, Finanz- oder Verwaltungsbeamter werden möchte, sondern nur damit er ein kenntnißreicher geachteter Bauer werden möge, treu dem ehrenvollen Stande bleibe, in dem er, wie in jedem andern, in Schweden frei und offen für das Wohl des Landes auf dem Reichstage sprechen darf. Der unterrichtete Bauern höchstes Streben ist durch freie Wahl ihrer Standesgenossen ein sogenannter Reichstagsmann zu werden, vielleicht gar Sprecher, auch sind alle Mitglieder der vier Kammern titelfähig, und waren selbst in den Zeiten strengeren Ceremoniels ohne Ausnahme immer an des Königs Tisch geladen worden, so lange der Reichstag dauert.

Doch ich kehre nach Ystadt zurück. Abgesendet war der Vorbote. In der Frühe des andern Tages waren Pferde da ohne Geschirr. Eines in der Gabel, die beiden andern rechts und links gespannt, ein viertes mit Geschirr noch auf dem rechten Flügel. Zum General setzte ich mich in die zweisitzige Kutsche, ein großer Korb mit Speisen zwischen uns, und verschiedenartiger Schnaps und Wein. Diese Vorsicht ist bei den zum Theil schlechten Wirthshäusern Schwedens unerläßlich. Auf dem Bocke saß der Diener. Der Hauptmann neben ihm ergriff die Zügel und die eigene Peitsche; diese führt der Reisende immer mit, der selbst fahren will, was ihm nicht zu verweigern ist. In England würde der Besitzer solcher Peitschen als Thierquäler wohl einer Buße unterliegen. Am Ende der Schnur ist ein Knopf so dick als eine Haselnuß, von Pechdraht und durchstochen mit kleinen Nägeln, deren Spitzen die kraftvollen kleinen Pferde, wenn sie am Ende doch ermüden, wie Sporen stacheln und antreiben, die letzten Kräfte aufzubieten. So gings nun fort über Stock und Stein, wie man es in Deutschland nie erlebt. Der arme Bauer aber, der Besitzer der nach fremder Willkür geschundenen Pferde oder sein Knecht, sitzt hinten auf, wenn Platz ist, wenn nicht, so läuft er nebenher so lange er kann, dann keucht er querfeldein und kommt um einige Stunden später zur nächsten Poststation. Seine Pferde hat man ausgespannt und läßt sie laufen, sie bezeugen aber niemals Lust hiezu. Mit gesenkten Köpfen bleiben sie muthlos stehen, mit Schaum bedeckt und athemlos, bis der Besitzer sie nach Hause treibt. Dennoch hatte damals sich noch nie auf den Reichstagen Eine Stimme aus den Bauern selbst erhoben, diesem Uebel zu begegnen, wie es geschah in spätern Zeiten.*) Zu allem diesem ist auch das Postgeld noch sehr niedrig und das Trinkgeld beinahe nichts. Man gibt etwa ein Paar große schwere Kupferstüver, den Werth von 2 Schillingen oder 1 guten Groschen, kaum 5 Kreuzer, und allerdemüthigst, allerunterthänigst, dankt der Bauer, dem man es zum Voraus gibt, wenn er nachlaufen muß den ganzen Weg, und den man nicht wiedersieht. Für 15 Reichsthaler fährt man mit Extrapost von Ystadt nach Stockholm in drei Tagen und Nächten, 60 schwedische oder 90 deutsche Meilen. Mit einem zweisitzigen unbedeckten Karren, der zweisitzig ist, 10 Thaler kostet und in den man ein Pferd spannt, reiste unser Vorbote, und viele junge Männer aus höhern Ständen reisen so. Den ersten Tag durchflogen wir etwa 16 Meilen, 18 Stunden, ohne anders als zum Pferdewechseln anzuhalten, und lernten aus dem Speisekorbe des Wagens, der uns mit Brod und Fleisch, Wein und Schnaps erquickte, den Abend nahm uns ein Gastgivaregården, Gastgeberhof wörtlich, auf, das Feuer im Kamin erquickte uns, ich aß die erste schwedische Suppe, Obst, Bierkäse, aus Milch gekocht, und Bier zu einem Drittel, der Schweden Lieblingsspeise, die der König jeden Abend ißt, wie der ärmste Bauer, und Knäkebröd hineingebrockt, ein Brod ähnlich dem Schiffszwieback, von der Dicke eines Viertelzolls, der Größe eines Tellers und sehr hart.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Auch später ist das Postgeld zwar etwas erhöht worden, allein die Einrichtung blieb im Ganzen dieselbe. Siehe Dumonts Reise nach Schweden. Ausland Jahr 1834. Nr. 112.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 208. 27 Julius 1835.

Der neueste Versuch zu einer nordwestlichen Durchfahrt.

(Kapitän John Roß zweite Entdeckungsfahrt nach den Polargegenden. A. d. Engl. Zweite Auflage. Leipzig bei Joh. Jak. Weber.)

Von dieser sehr brauchbaren, auch zweckmäßig abgekürzten Uebersetzung sind bereits vier Lieferungen, die aber noch keine Karten enthalten, an uns gelangt. Eine zweite deutsche Uebersetzung soll gleichfalls angekündigt seyn, und auch eine französische, von dem unermüdlichen, aber sehr ungenauen Defauconpret ist angezeigt, oder bereits erschienen. Die große Verbreitung dieses allerdings interessanten Werks, von dem wir bereits (siehe Nr. 152 bis 158 und 166 bis 169 v. d. J.) namhafte Auszüge mitgetheilt haben, macht es uns zur Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß nicht nur die wissenschaftlichen Resultate von sehr zweifelhaftem Werthe, sondern Kapitän Roß und sein Neffe Kommander Roß über die beiden wichtigsten Punkte, über das Daseyn des angeblichen Isthmus von Boothia und der nordwestlichen Durchfahrt überhaupt gänzlich verschiedener Meinung sind.

Kapitän Beechey las am 22 Junius in der geographischen Gesellschaft zu London eine Analysis dieser Reise vor, und wies nicht nur mehrere Ungenauigkeiten in der Erzählung selbst, sondern auch bedeutende Verschiedenheiten zwischen dem Text und der Karte nach, namentlich in Betreff von Namen, Lagen, Zahl der Inseln an gewissen Punkten und andern wichtigen Gegenständen. Der Versuch des Kapitän Roß, seinen Entdeckungen einen gewissen Schimmer zu verleihen, indem er behauptet, die Spanier De Fuca und De Fonte hätten bereits vor drei Jahrhunderten den Isthmus von Boothia entdeckt, verdient kaum eine Erwähnung, und ein schlimmes Licht muß es auf alle mathematischen Untersuchungen der Expedition werfen, wenn Kapitän Beechey aus den unvereinbaren abweichenden Resultaten der Nivellements auf dem Isthmus den Schluß zieht, daß man sich auf dieselben in keiner Weise verlassen könne.

Das Auffallendste sind aber die verschiedenen Angaben des Kapitän und Kommander Roß auf die von der Kommittee des Unterhauses an sie gestellten Fragen, die wir hier wörtlich mittheilen. Kapitän Roß ward gefragt:

„Haben Sie die verschiedene Höhe beider Meere östlich und westlich von Boothia Felix beobachtet?" — Antw. „Ja."

„Ziehen Sie aus dieser verschiedenen Höhe einen Schluß auf die nordwestliche Durchfahrt? — Ich glaube sie deßhalb als nicht vorhanden ansehen zu müssen."

„Ist dieß bloß eine Vermuthung?" — Antw. „Ja, eine bloße Vermuthung, kein Beweis."

„Wie viel betrug der Unterschied der Höhe?" — Antw. „Dreizehn Fuß."

„In der Voraussetzung, daß das Land nordwärts vom 71° bis zum Pole fortläuft, glauben Sie diese verschiedene Höhe in den Meeren auf irgend eine Art erklären zu können?" — Antw. „Allerdings, und zwar aus der Rotationsbewegung der Erde."

Kommander Roß ward über denselben Gegenstand befragt. „Kennen Sie die Thatsache, daß die Meere rechts und links von dem Isthmus, der Boothia mit dem amerikanischen Kontinent verbindet, eine verschiedene Höhe haben?" — Antw. „Nein, und wir hatten auch nicht die Mittel, eine solche Thatsache mit Genauigkeit zu erheben. Eine solche Operation mit der nöthigen Genauigkeit auszuführen, würde zwei bis drei Monate erfordern."

„Haben Sie aber einen Grund, diese Sache als wahr anzunehmen?" — Antw. „Durchaus nicht, und ich höre jetzt zum Erstenmal davon."

„Hat Kapitän Roß Ihnen nie gesagt, daß er sich von dieser Thatsache überzeugt habe?" — Antw. „Kapitän Roß mag Beobachtungen angestellt haben, die ihn befriedigten, ich zweifle aber, ob er Beobachtungen angestellt haben kann, die andere urtheilsfähige Personen befriedigen konnten."

Wenn man bedenkt, daß Kommander Roß die wissenschaftlichen Untersuchungen hauptsächlich leitete, während Kapitän Roß so ziemlich als der unthätigste Mann an Bord galt, so ist die Antwort bezeichnend genug. In noch entschiedenerem Widerspruch aber stehen beide hinsichtlich der Gefahren einer Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt, und die möglichen Vortheile einer solchen. Kapitän Roß ward befragt:

„Glauben Sie, nach Ihrer Erfahrung über die Schifffahrt in den Polarmeeren, daß weitere Versuche zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt mit großen Gefahren verbunden seyn würden?" — Antw. „Allerdings."

„Und wenn die Durchfahrt entdeckt würde, glauben Sie,

Digitized by Google

daß dieselbe von irgend einem Nutzen seyn würde?" — „Ich hielte sie für völlig nutzlos."

„Sind die Andeutungen über das Vorhandenseyn einer Durchfahrt, auf welche man im Beginne dieser Entdeckungsfahrten fußte, unrichtig?" — „Sie haben sich als völlig nichtig erwiesen."

Als Kommander Roß über denselben Punkt befragt, seine feste Ueberzeugung ausgedrückt hatte, daß eine nordwestliche Durchfahrt vorhanden sey, wurde ihm die Frage gestellt: „im Falle die Durchfahrt bewerkstelligt würde, könnte sie für den Handel von Nutzen seyn?" — Antw. „Es ist sehr ungewiß, welche Vortheile sich daraus ergeben können; in günstigen Jahreszeiten könnte man vielleicht ohne sonderliche Schwierigkeiten hindurchkommen; auf unsrer letzten Reise z. B. segelten wir auf freiem Meere, wo es sonst gewöhnlich mit Eis bedeckt war; die Jahreszeit war jedoch ausnehmend günstig; so günstige Jahreszeiten könnten periodisch eintreten, und dann würde man ohne Schwierigkeit aus der Baffinsbai nach der Behringsstraße gelangen."

„Halten Sie einen solchen Versuch für sehr gefährlich?" — Antw. „Nicht für gefährlicher, als die gewöhnliche Schifffahrt in den nördlichen Meeren."

„Mehr als bei einer gewöhnlichen Fahrt auf den Wallfischfang?" — Antw. „Ein wenig allerdings, weil man sich immer mehr am Lande halten muß, doch nicht in der Art, um von dem Versuche abzuschrecken."

Aus diesen Angaben geht wohl ohne Widerspruch hervor, daß der Hauptpunkt, die gerühmte Entdeckung des Isthmus von Boothia keineswegs gewiß, und somit die Frage über die nordwestliche Durchfahrt noch immer ungelöst ist, wenn gleich man derselben durch Aufnahme einer bedeutenden Küstenstrecke etwas näher gerückt ist.

Paris im Sommer.

(Fortsetzung.)

Vergnügungen der Reichern.

Die vornehmeren oder vielmehr reicheren Klassen wohnen des Sommers nicht ausschließlich auf dem Lande. Höhere Staatsbeamte werden oft durch politische Angelegenheiten in der Hauptstadt zurückgehalten, die Finanz- und die Großhändler binden ihre Spekulationen, andere werden durch andere Gründe und Verhältnisse verhindert, die Freuden des Landlebens zu genießen, für diese nun ist der Sommer eine nicht sehr amüsante Saison, die Salons sind geschlossen, die Literatoren, die wesentlich zur Unterhaltung beitragen, sind den Koterien gefolgt, denen sie angehören. Manche sind so gesucht, daß sie auf den ganzen Sommer im Voraus engagirt werden; sie bleiben vierzehn Tage in diesem Schlosse, vierzehn Tage in jenem, vier Wochen auf einem dritten, und bringen so die Hälfte des Jahres in sehr angenehmer Gesellschaft zu, können dabei arbeiten und geben keinen Sous aus. Das ist für einen geschmeidigen, biegsamen Charakter eine ganz leidliche Existenz; sein Mittagessen mit Späßen oder Novellen bezahlen, gibt zwar in der Welt nicht das, was man eine Position nennt, es ist aber immer besser als gar nicht zu essen, wie dieses wohl zu Zeiten einem pariser Literatoren widerfährt, zumal den jüngeren oder denen, die sich nicht aufs Intriguiren verstehen. Im Ganzen genommen ist jetzt die Literatur zu Paris ein einträgliches Geschäft: ich kenne Journalisten, deren Appartements mit großem Luxus meublirt sind; Hr. Coste, der Direktor der Temps, hat mehrere große, magnifike Säle und hält Livréebedienten. Balzac, der berühmte Novellendichter, sitzt in seinem Kabinette, das im modernsten Geschmacke dekorirt ist, im seidenen Schlafrocke, das Haar in einen türkischen Shawl gehüllt und duftet wie eine pot-pourri, der Mann träumt von nichts als Pracht und Luxus, daher er dann auch mit besonderer Vorliebe das üppige Leben der höheren Stände schildert; alle Papiere, die ihm zugefertigt werden, muß ihm der Bediente auf einem silbernen Präsentirteller reichen.

In den Theatern darf sich die beau monde im Sommer nicht wohl zeigen, das ist mauvais genre, einigen Ersatz findet sie in dem gymnase musical: die Konzerte im Freien werden den Dilettanten vom gemeineren Stande und dem Volke überlassen. Das gymnase musical ist ein kleiner, neu aufgebauter Konzertsaal, gar nett und rosenroth und golden, mit Logen und Galerien, wo sich die ausgezeichneteren Virtuosen der Hauptstadt hören lassen, die Preise sind hier bedeutend höher als in den Konzerts in dem Hotel Lafitte oder in den champs-élysées: hier wird nur 1 Fr. Entrée bezahlt, im gymnase musical kostet eine Loge 4 Fr. und der geringste Platz dreißig Sous. Bei dem guten Fortgang den dergleichen Unternehmen gefunden, werden wohl bald neue Spekulationen zu Tage kommen. So spricht man davon, daß ein vollständiges Orchester, auf einem hohen Gerüste nach den Gesetzen der Akustik aufgestellt, alltäglich über die Boulevards von der Madeleine an bis zum Bastillepiatze fahren, und unterwegs einige dreißigmal stille halten soll; das gäbe einige dreißig Konzerte täglich. Wenn diese Kur nicht hilft, wenn auch dann bei den Franzosen der musikalische Sinn nicht erwacht, so wohnt er nicht in ihnen und man muß sie aufgeben, nur steht zu befürchten, daß es mit diesem Concert-monstre gehen wird, wie mit dem omnibus-restaurant des Vicomte de Botherel, von dem keine Rede mehr ist.

Der Bois de Boulogne wird besonders um die Morgen- und Abendzeit von einer Menge eleganter Equipagen besucht, am häufigsten sieht man Tilbury's und Landau's, die Drotschke ist ganz abgekommen. Im Ganzen sind die Equipagen hier von minder zierlicher Struktur als in Wien oder Frankfurt; da sie meist auf Straßenpflaster fahren, so müssen sie solider gebaut werden. Die schönsten Pferde haben Lord Seymour und der Bankier Hope. Sonst ist das Leben der reicheren Klassen hier mit einem Glanze umgeben, von welchem man sich kaum einen Begriff machen kann. Folgen wir z. B. einer Dame von der reichsten Finanz durch alle ihre verschiedenen Zeitvertreibe und Vergnügungen. Es ist zehn Uhr, wir sind in ihrem Schlafgemache, es hat dieses nichts Unanständiges, indem verheurathete Damen Besuche im Bette annehmen. Die Bettstelle ist von Palissanderholz und mit Draperien von himmelblauem Lampas ver-

Digitized by Google

hängt, ein Spitzenhäubchen verschattet das blasse Gesicht der schlummernden Schönen: wenn sie aufsteht, so setzt sie ihre Füßchen in Pantoffeln von Peking und wirft eine Robe de chambre um, welche mit Gros de Naples gefüttert ist. Sodann läßt sie sich auf eine Causeuse nieder, das Frühstück wird in einem Service von chinesischem Porzellan aufgetragen, die Servietten sind von roher sächsischer Leinwand mit Franzen besetzt. Nun läßt der Gemahl anfragen, ob Madame visible sey, tritt mit einer Verbeugung herein, setzt ein frisches Rosenbouquet mit Orangeblüthen in die Jardinière von Bambus, und drückt einen leichten Kuß auf ihre Stirne. Ist der Gemahl frei von Geschäften, so wird eine partie de plaisir verabredet; hat man eine Einladung auf einen thé dansant zu Bellevue, so wird diese vorzugsweise angenommen. Bellevue ist das schönste Dorf bei Paris, wenn man eine Reihe der reichsten Villa's ein Dorf nennen kann, es liegt zwischen Sèvres und Meudon auf einer Anhöhe. Es schlägt eilf Uhr auf einer Pendule von vergoldetem Bronze nach antiker Form, die zwischen zwei Vasen auf dem Kamin steht. Nun macht Madame ihre Toilette, die Kommoden, die Schränke von Palissander, mit Citronenholz ausgelegt, werden geöffnet. Krystallfläschchen sind außer Mode, alle Vasen von Porzellan vieux sèvres, die theuerste welche es gibt. Die Frisur ist à la féronnière, eine Halbguirlande schlingt sich durch die bandeaux und fällt auf beiden Seiten in Blumendolden nieder, über die Stirne läuft ein schmaler Streif von Gold, in der Mitte ein Schmetterling von Brillanten, die Ohrgehänge bestehen aus kleinen Vögeln von Gold, an welchen eine kleine Traube gleichfalls von Brillanten schwebt. Die Robe ist von englischem Organdy, das Schooß an der Ceinture aus Juwelen, welche einen Blumenzweig bilden.

Sie glauben, jetzt sey der Anzug fertig, und die Schöne die sich unterdessen den Teint mit der Amandine von Labouillée frisch und klar gerieben, könne nur so in den Wagen steigen, allein nur Geduld, Sie werden gleich sehen, was noch Alles fehlt; jetzt werden die bijoux und objets de fantaisie geholt, und Fläschchen und Sachets, welche in dem Sac mitgenommen werden, dann wird ein Kästchen von Cedernholz aufgeschlossen, und ein paar lange weiße Handschuhe ausgesucht; nun kommt noch ein Schnupftuch von Valenciennes dazu, der Blumenstrauß den der galante Ehegemahl gebracht, wird in ein goldenes Füllhorn gesteckt, ein Mäntelchen mit Fischbeinreifen in den Wagen getragen, und jetzt erst kann Madame einsteigen. Diese Mantelets à baleine sind für die Rückfahrt, sie schützen gegen die kühle Abendluft ohne den Anzug zu zerdrücken.

(Schluß folgt.)

Der Held von Tyrol in der Pariser Opéra-comique.

Ja, Andreas Hofer — oder wie er im Libretto der Herren Bayard und Duport heißt, Max Hofer — ist der Held einer französischen Opéra buffa geworden! Folgendermaßen ist das Sujet behandelt: Hofers Schaaren sind eben aufgerieben oder zersprengt; auf seinen eigenen Kopf ist ein Preis gesetzt. Der tapfere Tyroler würde wohl daran thun, auf seine Sicherheit zu denken; aber er liebt seine Frau Alda auf das leidenschaftlichste, und will sie, ehe er sich flüchtet, noch einmal sehen, selbst auf die Gefahr hin, gefangen und ohne weitern Prozeß erschossen zu werden. Er schleicht sich also in Alda's Schloß (sic!), und hält sich da, so gut er kann, verborgen. Beide Gatten leben in beständiger Angst; sie kommen nur verstohlen zusammen, und müssen tausend Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um sich einmal eine Romanze vorzusingen oder ein zärtliches Duett zu intoniren. Dieser sentimentale Verkehr ist aber um so gefährlicher und schwieriger, als das Land von der französisch-bayerischen Armee besetzt ist, und das Schloß die Ehre hat, einen bayerischen General und einen Obristen von Napoleons Garde als unwillkommene Gäste zu beherbergen. Beide machen der schönen Alda den Hof und suchen ihre Liebe zu gewinnen: neue Sorge, neue Pein! Max Hofer kann nichts thun, als durch die Fenster entschlüpfen, sich hinter die Thüren verstecken, sich in die Corridors und Kabinette flüchten, um dem Zusammentreffen mit den galanten Offizieren zu entgehen. Dazu kommt noch, daß der bayerische General die Aussicht hat, Feldmarschall zu werden, wenn er den Rebellen Max Hofer entdeckt. Natürlich läßt er es nicht an Nachforschungen fehlen. Endlich verräth eine unvorsichtig gesungene Romanze den Geächteten. Man verfolgt, man verhaftet ihn; Alda fällt in Ohnmacht; Max Hofer ergibt sich muthig in sein Schicksal. Der bayerische General, weder von den Thränen der Gattin, noch von dem Muthe des Gatten gerührt, befiehlt seinen Gefangenen zu erschießen; denn was thut man nicht, um Feldmarschall zu werden? Aber da strahlt, der „brutalité bavaroise" gegenüber, der französische Edelmuth in seiner ganzen Glorie. Der französische Obrist erkennt in Max Hofer den Braven, der ihm in irgend einer Schlacht das Leben gerettet, und erwirkt jetzt seinem Lebensretter Pardon. Max Hofer bleibt am Leben, und tritt wieder in den ruhigen Besitz seines Schlosses und seiner geliebten Alda. — So berichtet das Feuilleton des National, lobt dabei die in der Oper enthaltenen sentimens d'indulgence et d'humanité, und sagt von den „Dichtern" des Textes, Herren Bayard und Duport, und von dem Komponisten, Herrn Thys, daß sie alle drei recht hoffnungsvolle junge Leute seyen. Wir wollen mit dem Geschmacke der Franzosen nicht rechten, gestehen aber, daß wir den frivolen Sinn eines Volks bemitleiden, dem das Trauerspiel in Tyrol Stoff zu einer komischen Oper wird. Gott schütze Frankreich!

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst. II.

Eine Reise nach Stockholm.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen ging es weiter, und das ebene kornreiche Schoonen war bald hinter uns, das ärmere rauhe berg- und wälderreiche Småland *) wird betreten. Dörfer von einer bedeutenden Anzahl Häuser findet man hier nicht, gewöhnlich einzelne Hütten nur, seltener zwei und drei beisammen, und die höchste Armuth. Selbst die Flächen sind mit Steinen überdeckt von zwei bis vier und mehr Schuh Höhe, nichts wächst darauf als Moos, kein Halm sprießt dazwischen empor. Nur in den Wäldern findet sich die Möglichkeit Korn zu bauen, wiewohl ihr Grund auch Felsen ist; allein man brennt nach den nöthigen Vorkehrungen, daß die Flamme nicht weiter greife, auf eine bestimmte Strecke die Bäume nieder, die Asche des Holzes und des verbrannten Mooses düngt die wenige Erde, die auf den Felsen liegt, für mehrere Jahre. Darauf baut man spärlich gedeihenden Hafer und backt Brod daraus, das die Aermeren noch mit Baumrinde mischen. Die Häuser sind wahre Loghäuser, Baumstämme auf einander gelegt, zusammengefügt am Ende, die Fugen mit Moos verstopft, häufig so schlecht, daß die Winde dadurch streichen. Mit Brettern ist das Dach belegt, Schindeln, Moos und Steine darauf, um dem Winde zu widerstehen; das Innere ist Ein Zimmer, zugleich Küche, Schlafgemach und Vorrathskammer, und ist nicht abgetheilt vom niedern Dache. Querüber liegen einige Bretter mit den geringen etwaigen Vorräthen an Mehl und geräuchertem Fleisch. Auf einem Strick durch ein Loch in der Mitte sind vielleicht 50 bis 40 Knäkebröd gezogen, man bewahrt sie auf bis zur Zeit, wenn der Schnee nicht mehr erlaubt die Wohnung zu verlassen, sie werden aber so alt und hart, daß man sie mit einem Hammer zerschlagen muß. Die Ziege ist für Viele das ein-

*) å Mittellaut zwischen a und o.

Digitized by Google

zige Thier, das ihnen Nahrung gibt. Statt Lichtern brennt man Kien. An andern Seiten der Feuerstelle, die Kamin, Herd und Ofen in der Armuth Häusern ist, sind zwei eiserne Klammern angeschlagen, ein brennender Span steckt in jedem, sobald es dunkel ist. Hat die Hausfrau in einem andern Winkel des Hauses ein Geschäft, vielleicht ein Kind auf einem Arm, in dem andern ein Geschirr, nimmt sie den Feuerspan in den Mund und geht so überall umher im Hause, ohne Furcht das dürre Gebälk der Wände zu entzünden.

Auch die Wohnungen des Landadels in dieser Provinz sind größtentheils von Holz, doch mehrere Stockwerke hoch mit Thürmen und Altanen. Sie gewähren häufig einen angenehmen Anblick aus der Ferne. Aus zwei Reihen Balken sind dieselben aufgeführt, neben einander gelegt, so daß die äußere Lage die Fugen der innern verdeckt, jeden Luftzug hindert und die Häuser wärmer macht.

Von den Landestheilen, die von Stockholm südlich liegen, ist dieß die ärmste Provinz, des wohlhabendern Adels mithin auch nur wenig. Oft sind ihre Diener im allergrößten Tuch gekleidet, und was man in der Ferne für silberne Tressen hält, zeigt sich in der Nähe als Wolle. Die Hauptstadt dieser Provinz erreichten wir am Nachmittage des dritten Reisetages, Eksjo, die erste Stadt, nachdem wir 90 Stunden Wegs gemacht. Auch sie ist arm und todt, und menschenleer, die Häuser alle von Holz, wie hier nicht anders zu erwarten steht. Der höchste Theil dieser Provinz ist der Getrygg, Ziegenrücken. Unser Weg führte über denselben. Höher sind die Berge hier und rauher, die Felsen schroffer, die Wälder dichter, und höher strecken die Tannen und Fichten ihre Wipfel den Wolken zu, und noch ärmer sind die Bewohner. Jedoch kommt man von diesen wilden Höhen bald wieder in ein reicheres Land, und die blühenden kornreichern Gegenden von Ostgothland breiten sich vor dem Auge aus. Lynkbping ist die erste bedeutendere Stadt, dann das noch bedeutendere Norrköping, das Fabriken, bedeutenden Handel, wohl 12,000 Einwohner und viele hübsche Häuser hat, auch wurde unter Gustav III ein Reichstag hier gehalten. Nyköping ist gleichfalls eine bessere Stadt. In diesen blühenden Gegenden machten wir kleinere Tagereisen, da man bessere Nachtlager fand. Wir erreichten am sechsten Tage Södertelje, das vier Meilen nur von Stockholm liegt, die letzte Stadt, die man vor der Residenz berühret, an einem Nebenausflusse des Mälar-Sees. Doppelt theuer muß man das Postgeld zahlen, und weniger unterthänig werden die Bewohner in der Nähe der Hauptstadt. Bald sahen wir den Mälar ganz mit seinen reizenden Umgebungen, in dem auf vielen Inseln Stockholm liegt. Ein Theil auf hohen Felsen, der andere niederer, auf größern und auf kleinern Flächen, die durch Brücken überall verbunden sind, von größern und von kleinern Wasserströmen, Buchten und Landungsplätzen für jede Art von Schiffen unterbrochen. Ueberall, wohin man seine Schritte wendet, nachdem man wenige Straßen durchgangen, stößt man auf einen Wald von Masten, von größern Fahrzeugen oder einer Menge kleinerer, auf denen unwohnende Landleute ihre Erzeugnisse und die Fischer das Ergebniß ihrer Anstrengungen nach der Hauptstadt zum Kauf bringen. Auch ein Theil der Flotte hat auf einer der vielen Inseln ihren Stapelplatz. Ein Theil der größern Flotte, nämlich die man Armeens-Flotte nennt, zum Unterschiede von der Scheeren-Flotte; Scheeren ist bekanntlich die Benennung der vielen Felsenriffe, die die Küsten Schwedens und besonders Finnlands umgeben. Die Kriegsfahrzeuge, welche zwischen diesen Riffen gehen, sind flach gebaut, um leicht und ohne Gefahr sich zwischen die Klippen wagen zu dürfen und über die Untiefen weg zu gleiten; sie haben gewöhnlich kein Verdeck, weßhalb sie auch des Nachts fast nie auf der See bleiben, sondern ans Land gehen, wo der größere Theil der Besatzungsmannschaft dann unter Zelten schläft. Auch führen sie nur wenige Kanonen. An jedem Ende etwa einen 12 oder 24 Pfünder, und einen 3 Pfünder an jeder Seite derselben, 6 Kanonen im Ganzen; doch sind sie den größern Kriegs- und Linienschiffen um so gefährlicher, da sie in der Nähe überschossen werden, während sie lauter Grundschüsse geben. Bei Sweaksund und Friedrichsham siegte der Herzog von Südermannland durch diese Fahrzeuge über die Flotte der Königin Katharina unter dem Prinzen von Nassau.

Auf dem höchsten Punkt von Stockholm liegt das schöne Schloß, ein Gebäude von bedeutender Höhe. An seiner Rückseite lehnt sich der ältere und enggebaute Theil der Stadt. Links der Riddarholm, die Insel mit dem Hause der Ritterschaft und ihrer Kirche, in der alle Wappenschilde sämmtlicher eingeborner schwedischen Familien hängen, so wie alle derer, die aus fremden Ländern aufgenommen wurden unter den Rittern Schwedens, namentlich der ganze finnische Adel, der esth- und liefländische, viele Deutsche, besonders aus Pommern, Polen, Schottländer, Irelánder und Franzosen. Am Fuße des Schlosses stürzt die stärkste Strömung des Mälar-Sees vorbei. Lange brach dieß rasche Wasser den Muth, und vereitelte alle Mühe der Baumeister, hier eine Brücke zu begründen, um das Schloß in gerade Verbindung mit dem neuern Theil der Stadt zu bringen, in späterer Zeit erst ward die Norrbrä (Norrbrücke) gebaut, über die man auf dem Norrermalmsklärget kommt, einem großen regelmäßigen Marktplatz, auf dessen Mitte zu Pferd auf einem hohen Fußgestell das kolossale Standbild von Gustav Adolph II steht. Leider stützt das Pferd den aufgehobenen Fuß auf einen Blumenstock, was Gelegenheit zu Spott und Tadel gab über einen Gegenstand, der das Andenken ehren soll von Schwedens erhabenstem Regenten. Das Gesicht hat er zum Schlosse gewendet, zu seiner Rechten ist das Palais, das früher der berühmte General Torstensohn, sein Kriegsgefährte, der 1645 Wien erzittern machte, bewohnte, jetzt die Aebtissin von Quedlinburg, Albertine, die einzige Schwester Gustavs III, die ihren ältesten Bruder den König 1792 durch Ankarström morden, ihren dritten jüngsten Bruder den Herzog von Ostgothland in der Blüthe des männlichen Alters sterben und ihren Neffen Gustav Adolph 1809 vom Throne gestoßen sah durch ihren zweiten Bruder Karl XIII, den sie trotz ihres hohen Alters überlebte, um dessen Adoptivsohn Bernadotte als Beherrscher des Landes ihres Vaters noch zu sehen. Auch sah sie unter ihren Fenstern auf dem Platz vor ihrer Residenz im Jahre 1810 die schauderhafte Ermordung des Grafen Axel Fersen, des Reichsmarschalls und höchsten Staatsbeamten, am hellen Tage im Gefolge der Leiche des Kronprinzen Karl August, Prinzen von Holstein Augustenburg, ersten Adoptivsohns Karls XIII, der dem Hause nahe verwandt war. Aus dem Wagen ward der 60jährige Graf gerissen, von der Menge martervoll mit Regenschirmen todtgeschlagen zwischen den Spalieren der Garderegimenter, die unbeweglich zusahen; 24 Stunden blieb der entstellte Leichnam liegen, ehe die Behörden und die Verwandten es wagten bei der Erbitterung der Menge den Erschlagenen wegzuschaffen. Graf Fersen, früher Obrist im Dienste Frankreichs und Befehlshaber des Regiments Royal Suedois unter Ludwig XVI, fuhr bei dessen Flucht nach Varennes ihn eine Strecke verkleidet als Kutscher, und entging nur dadurch der Mitverwicklung in das blutige Geschick des Königs, daß ihm derselbe von dem Ort Bourguet aus an seinen Bruder den Grafen Artois sandte; glücklich kam er so nach Luxemburg. Er war ein hochmüthiger, nicht beliebter Mann aus einer der reichsten und ältesten liefländisch-schwedischen Geschlechter. Im höchsten Staatsamte stehend, hatte man ihn im Verdacht, selbst nach der Krone und der Thronfolge zu streben, und allgemein war der Glaube, durch ihn sey der schnelle unerwartete Tod des kaum erwählten Kronprinzen herbeigeführt, der allgemein beliebt war; dieser starb nach einem Sturze mit dem Pferde bei einer Militärrevue, in einer entfernten Provinz im Hause eines Predigers ohne allen Beistand. Graf Fersen fiel als ein Opfer dieses vielleicht nicht unbegründeten Verdachts.

Zur linken Gustav Adolphs steht der im gleichen Style mit der Wohnung der Prinzessin erbaute Pallast des Herzogs Friedrich von Ostgothland, der damals noch lebte. Nicht weit davon das ausgezeichnete Opernhaus, von Gustav III mit ungeheuren Kosten erbaut.

Im Herzen Stockholms hatten wir unsere vorher bestellten Wohnungen in Privathäusern gefunden, dicht neben meinem General wohnte ich auf der Norderbrücke, meine Fenster gingen auf den Mälar-See, die nächste Aussicht hatte ich auf eine der kleinen Holmen, Felseninseln, auf deren Spitze sehr romantisch ein hübsches Gartenhäuschen lag mit Bäumen und Blumen rings umpflanzt, freilich jetzt blätterlos in des rauhen Oktobers Mitte; links fiel das Auge auf die Gebäude des Riddarholms, rechts auf den Quai wo sich das schöne ganz neue Gebäude, die Société, erhob. In einer langen Reihe glänzender Zimmer der Versammlungsplatz zur Unterhaltung, Spiel, Lesen, Tanz und zu den Genüssen des Gaumens für die gebildeten Stände Stockholms.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 209. 28 Julius 1835.

Die Schattenseite der Vereinigten Staaten.

(Briefe über die Vereinigten Staaten, geschrieben in den Jahren 1832 und 1833. A. d. Fr. Berlin bei Ferd. Dümmler.)

3. Sklaverei.

Die Argumentation unseres Verfassers hinsichtlich der Sklaverei in den Vereinigten Staaten ist ziemlich wunderlich, und recht eigentlich ab irato niedergeschrieben, theils im Unwillen über die bisherigen oft schlechten und eigennützigen Versuche der Sklaverei ein Ende zu machen, theils aus Abneigung gegen das in den nördlichen Staaten herrschende zum Theil ziemlich ungeschlachte Treiben: so wird er beinahe zum Lobredner und wenigstens zum Vertheidiger der Sklaverei. Er mag nicht Unrecht haben, daß in St. Domingo das Loos der Neger durch den Aufstand nicht besser, sondern unter der Zuchtruthe der Mulatten zum Theil härter wurde; er vergißt aber ganz, daß das Loos der Feldarbeiter ziemlich hart seyn kann, und daß doch bei dem jetzigen Zustand für den einzelnen immer die Möglichkeit bleibt, sich durch Thätigkeit und Anstrengung ein besseres Loos zu verschaffen; daß die Lage also nicht mehr hoffnungslos, und durch das Daseyn weißer Herrscher für ewig entschieden ist. Auch wollen wir dem Verfasser gern Recht geben, wenn er die Uneigennützigkeit Englands bei seiner Sklavenemancipation sehr in Zweifel stellt, und neuerdings die schon oft wiederholte Behauptung ausspricht, daß die Engländer die Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei nur darum betrieben, um die Kolonialwaarenerzeugung in Amerika nach und nach unmöglich zu machen, und dem ostindischen Zucker und Kaffee das Monopol zu verschaffen, da es eine erwiesene Thatsache ist, daß der freie Neger durch nichts zu der angestrengten Arbeit zu bewegen, welche die Erzeugung einer größern Menge von Zucker und Kaffee erfordert. *) Doch wir haben es hier nicht mit den allgemeinen Verhältnissen des Sklavenwesens, sondern mit der Lage der Dinge in den Vereinigten Staaten zu thun.

Wir wollen hier nicht von den allgemeinen Uebeln der Sklaverei reden, welche in den Vereinigten Staaten eine durch Farbe bevorrechtete, hochmüthige und ausschweifende Klasse erschafft, sondern von den allgemeinen Verhältnissen dieser Bevölkerungsklasse zu den Sklavenstaaten selbst und zu der Union. Fürs erste müssen wir einen auffallenden Irrthum unseres Verfassers in Bezug auf die Anzahl der Farbigen erwähnen, die er um ein Bedeutendes zu gering anschlägt: er zählt nämlich 1,990,195 Sklaven und 165,719 freie Farbige auf, allein im Vergleich mit dem frühern Steigen dieser Bevölkerung ist diese Anzahl zu gering.

Im Jahre 1790 betrug die Anzahl der

		Sklaven	der freien Farbigen
		699,697	59,638
—	1800	893,605	104,554
—	1810	1,191,364	186,446
—	1820	1,531,436	238,039

Bleibt man bei dieser Progression stehen, so ist mit Grund anzunehmen, daß die Zahl der Sklaven jetzt 2,300,000, und die der freien Farbigen wenigstens 300,000 beträgt, zusammen also zum mindesten 2,500,000 Menschen, was, die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten zu 14 Mill. angeschlagen, über den sechsten Theil der Gesammtbevölkerung ausmacht. Auch ist zu bemerken, daß während die Sklavenbevölkerung in Virginien, Maryland und Nordkarolina verhältnißmäßig unbedeutend zunahm, ja gefallen ist, sie in den südlichen und westlichern Staaten in einem ungeheuren Verhältniß stieg. Zum Beweise hievon einige Beispiele.

Virginien hatte im Jahr 1810	392,518	S. im J. 1833*)	460,724
Maryland	111,502	. . . . .	102,878
Nordkarolina	168,824	. . . . .	246,462
Dagegen hatten Südkarolina,	196,365	. . . . .	315,665
Alabama und Mississippi . .	17,088	. . . . .	185,155
Louisiana	34,660	. . . . .	109,631
Tenessee	44,535	. . . . .	142,379
Kentucky	30,561	. . . . .	165,350

Diese Verhältnisse sind keineswegs gleichgültig. Maryland, Virginien, Nordkarolina bauten hauptsächlich Tabak, der frisches und fruchtbares Erdreich erfordert; jetzt tragen diese Tabaksfelder nichts mehr ein, theils weil sie ziemlich erschöpft sind, theils weil der Westen die Waare in Menge liefert; so sind die Pflanzer jetzt mehr auf den Getreidebau angewiesen, den sie auch durch weiße Arbeiter recht gut betreiben können. Daher die Abnahme

*) Man hat bereits Maschinen erfunden, welche bei der Zuckerbereitung einen großen, und zwar gerade den beschwerlichsten Theil der Negerarbeit allmählich überflüssig machen wird.

*) Nach Angabe unseres Verfassers.

Digitized by Google

der Neger in Maryland, und die verhältnißmäßig unbedeutende Zunahme in Virginien und Nordkarolina. In den andern südwestlichen Staaten dagegen wird hauptsächlich Zucker, Baumwolle und Reiß erzeugt, wozu die Neger unentbehrlich sind: hier vermehren sich die Sklaven auf eine fast schreckenerregende Weise, und die weiße Bevölkerung hat deßhalb die entschiedensten Maßregeln ergriffen, um Sklavenaufständen entgegen zu arbeiten: bei hoher Strafe ist verboten, den Sklaven lesen und schreiben zu lehren, kein Sklave darf sich nach Sonnenuntergang auf der Straße blicken lassen, ohne sich durch einen speziellen Auftrag seines Herrn zu legitimiren; die Freilassungen sind auf jede mögliche Weise erschwert, in einzelnen Staaten sogar verboten, und die Freigelassenen müssen in der Regel augenblicklich das Gebiet des Staats räumen, so daß sie allerdings mit ihrer Freilassung oft schlimmer daran sind, als mit der Sklaverei. Mag nun auch der Verfasser immerhin die sonst milde Behandlung der Sklaven loben, so wird er doch nur sehr wenige verführen in den Ruf: es lebe die Sklaverei in dem freien Nordamerika! mit einzustimmen.

Schon die strengen Maßregeln der einzelnen Staaten gegen den Unterricht der Sklaven und gegen Freilassung und Freigelassene beweisen die Furcht und das Drohende einer Gefahr, die oft nur an einem Haare hing, und partielle Aufstände und Ermordungen der Herren sind schon häufig vorgekommen. Und es spreche niemand von der milden Behandlung der Sklaven, ihre schlimme Behandlung liegt in der Natur der Sache. Wir wollen uns nicht mit einzelnen Beispielen aufhalten, die ohnedieß nichts beweisen würden, als daß es überall rohe, harte und unmenschliche Herren gibt. Die schlimme Behandlung ist eine nothwendige Folge der fortschreitenden Entwicklung in Kultur, Industrie und Reichthum. Als die Völker noch roh waren, und Herrn und Diener einfach von dem Ertrag seines Feldes lebten, bestand ein patriarchalisches Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven, die ohnehin eigentlich nichts als Leibeigene waren. Auf einer solchen Stufe der Kultur ist auch das Verhältniß von ackerbauenden Leibeigenen das beste und vortheilhafteste für die unterste Klasse des Volkes. Wie aber mit den Fortschritten des Reichthums und der Bildung der Unterschied zwischen Reich und Arm, zwischen Gebildet und Ungebildet größer wird, eben so geht es im gesellschaftlichen Leben: je freier der gesellschaftliche Zustand eines Landes wird, auf je höhere Stufe die Herren zu stehen kommen, desto tiefer sinkt der unterste Stand, wenn er nicht persönliche Freiheit besitzt. Das ist ein allgemeines Gesetz, das der Einzelne wohl durch besondere Güte für seine Sklaven lindern kann, das aber im Allgemeinen unausbleiblich die Folgen haben muß, die Sklaven noch tiefer zu stellen.

Der Fluß Potomac macht in den Vereinigten Staaten die Gränze zwischen den Sklavenländern und denen die nur eine freie Bevölkerung kennen. Die Rohheit und der Trotz dieser weißen freien Bevölkerung im Gegensatz gegen die Unterwürfigkeit, Ehrerbietung und Dienstbeflissenheit der untern Klassen in den Sklavenstaaten, die Gewinnsucht der Yankee-Amerikaner im Gegensatz gegen die edle Gastfreundschaft der großen Grundbesitzer in den südlichen Staaten macht den Verfasser ganz blind gegen die furchtbaren Uebel des Sklavenwesens. Indeß führt er doch selbst einen Umstand an, der die Kehrseite gewaltig heraushebt. In den neuern südwestlichen Staaten ist die Anzahl der großen Gutsbesitzer sehr gering, und auch in den ältern südlichen Staaten, Virginien, Karolina, nimmt dieselbe immer mehr ab, seitdem Jefferson das Erstgeburtsrecht aufhob und somit die Zerstücklung der großen Güter begann. Bei großen Gütern ist das System erträglich, je kleiner aber die durch Sklaven gebauten Güter werden, desto krasser treten die Uebel hervor. Die kleinern Güterbesitzer haben nicht die Mittel zu einer wahrhaft aristokratischen hohen Bildung zu gelangen, und sind nichts als petty tyrants, Diminutivtyrannen auf ihren kleinen Gütern, sittlich verdorben durch den frühen Umgang mit Sklaven, deren Laster sie annehmen, roh, hochmüthig und zügellos. In den nördlichen Staaten macht das Bedürfniß der Masse der freien Bevölkerung die Arbeit nothwendig, und wer arbeitet, dem fehlt die Zeit zu tausend unnützen Dingen. Der kleine Güterbesitzer in den Sklavenstaaten läßt die Arbeit durch seine Sklaven verrichten, und welche Bildung der Sitten und des Verstands läßt sich erwarten von einem Geschlechte das unter Sklaven aufwächst, und mit einer zügellosen Freiheit zügellose Ausschweifung verbindet, und seine Tage in Nichtsthun hindringt.

(Schluß folgt.)

Paris im Sommer.

Vergnügungen der Reichern.

(Schluß.)

Der Anzug von Monsieur interessirt Sie weniger, ich bemerke daher nur im Vorbeigehen, daß er gefirnißte Schuhe mit kleinen goldenen Schnällchen, Handschuhe beurre frais und einen Spazierstock von Lorbeerholz mit goldenem Knopfe trägt. Der Kutscher oder Postillon sitzt zu Pferde; er hat eine blauseidene Jacke an, Pantalons von Bazin und eine Atlaskappe. Man glaubt in der Ferne eine Gesellschaft spanischer Reiter sey im Anzuge. Und so fliegt sie nun dahin, das zarte Frauenbild, bei glühender Sonnenhitze, am hellen Tage, mit Blumen bekränzt und mit nackten Schultern durch den Staub führend. Man hält zu Bellevue vor einem kleinen Schlosse, hier ist Alles mit Blumen geschmückt, die Fenster mit Vorhängen von Seide oder Perse verhüllt; schreiten wir durch den Hausgang, durch die Antichambre, die mit Marmorplatten gepflastert sind, so finden wir Alles mit Jardinieres voll seltener Gewächse, voll balsamisch duftender Stauden angefüllt; auch der Salon duftet von Blumen. Das Déjeuner froid wird im Garten servirt, in Porzellan aus Japan, das Dessert aber auf sächsischem Porzellan. Nach dem Frühstück wird in zwei Salons getanzt. Man galoppirt wild durch einander bei 20° Réaumur, als wär's im Karneval, in einem dritten Salon wird Musik gemacht, man hört die Romanzen von Madame Duchamoge durch Boulanger vorgetragen, an einem Flügel von Erhard produzirt sich einer der besten Eleven von Herz: das Piano ist über und über vergoldet, auf der Vorderseite sind Medaillons in Oel gemalt. Unter diesen Be-

Digitized by Google

lustigungen kommt sechs Uhr herbei: die Gäste beurlauben sich nach einander; Madame und Monsieur fahren nach Paris zurück, vielleicht ist unterdessen die Rente gewichen und Monsieur ein armer Mann geworden, der Morgen mit einer Tasse Kaffee frühstückt, und zur Mittagszeit nach Brüssel fährt, Madame ihrem Schicksal überlassend.

Eine andere Vergnügung sind die Proverbes. Die musikalischen Abendunterhaltungen sind in der vornehmen Soirée sehr in Abnahme: es ist dieß eine unausbleibliche Reaction gegen die Melomanie, welche seit einigen Jahren hier um sich greift. Auch ist es hinreichend die schöne Welt gegen Musik indifferenter zu machen, daß der Bürger und Krämer immer mehr und mehr Gefallen daran finden. Wir haben vorher vergessen, zu bemerken, daß auch Franconi in den Champs élysées einen hübschen cirque aufgeschlagen hat, wo er Soirées équestres et musicales gibt. Wo man diesen Winter hin kam, hörte man musiziren; jeder, der nur irgend ein Paar Griffe auf einem Instrumente wußte, glaubte sich berechtigt, die Gesellschaft zu zwingen, ihn anzuhören. Von Weihnachten bis Ostern kamen wöchentlich zwei, wenigstens drei neue Romanzen zum Vorschein. Man vertreibt sich also jetzt die Zeit mit Sprüchwörtern, statt Geklimper, die Damen treten zusammen, und treffen die nöthigen Vorkehrungen. Demjenigen Herrn von der Gesellschaft, welcher den schönsten Salon hat, wird angedeutet, daß man sich bei ihm an einem bestimmten Abend versammeln wird: er hat sich mit spanischen Wänden zu versehen, und für Beleuchtung und Erfrischungen zu sorgen; dann muß er bei einem Tapezierer Bänke miethen, dafür hat er das Vergnügen, einer Liebhaberkomödie beizuwohnen. Oft wird die Komödie improvisirt, diese fallen meist sehr langweilig aus: wenn die Franzosen Humor hätten, so könnte er recht ergötzliche Scenen herbeiführen, allein sie sind auch in ihren Späßen zu eitel und zu prüde; sie wollen immer Effekt machen und geben sich nie hin. Humor wird nie in der großen Welt gedeihen. Meist werden Sprüchwörter von Leclerq einstudirt, die aber nachgerade anfangen zu veralten. Größere Lustspiele, welche dauernde Thorheiten darstellen, welche die Lächerlichkeiten des Lebens von einem höhern, allgemeinen Standpunkte betrachten, können wohl noch nach Jahrhunderten interessiren; flüchtige Skizzen, wie die Sprüchwörter, müssen sich mit dem Leben umgestalten. Die Proverbes von Leclerq schildern eine Welt, die schon fern von uns liegt; die Libéraien, die Ultras, die Jesuiten und die Kongregation haben ihre Rolle ausgespielt.

Neulich wurde eine Soirée gegeben, welche ganz Paris beschäftigt hat, und zwar auch den ganzen folgenden Tag: sie soll Alles an Pracht übertroffen haben, was man seit langer Zeit hier gesehen. Kaum war man in das Hotel getreten, so wurde man von den Wohlgerüchen der Orangebäume, Geranien, Rosenbüsche u. s. w. berauscht, die man im Vestibule gruppirt hatte. Außerhalb nach dem Garten zu hatte man eine Galerie gebaut, welche eine Wand von Laub und Blumen darbot, in den Zwischenräumen waren Leuchtkugeln aufgehängt, in deren Widerscheine die schönen Frauen auf und ab wogten. Einige Zimmer waren mit chinesischen Stoffen ausgeschlagen, und die Meubel chinesisch. Als was ganz Neues bemerkte man, daß die Riegel vor den Fenstern von geschliffenem Krystall waren, auch die sogenannten plaques de propreté über den Schlössern an den Thüren waren breite und hohe Scheiben vom schönsten Krystall. Die Erfrischungen wurden in einer eigenen Art von Gläsern servirt, nämlich in Gläsern von Krystall-Mousselin, welche von der größten Feinheit und Weiße sind. Unter den Toiletten machte die Dame von Hause das größte Aufsehen: sie hatte eine weite Robe von Mousselin an, die in dichten, gedrängten Falten zu ihren Füßen herabfiel und eine wellenartige Draperie bildete, welche der hohen Gestalt etwas ganz Aetherisches verlieh. Auch spricht man im Publikum viel von der Pracht, womit sich Hr. Thiers auf seiner Villa Orsini bei Neuilly umgibt.

Schifffahrt auf dem Indus.

Die Schifffahrt auf dem Indus, welche durch die Habsucht der Regierungen an seinen Ufern auf große Schwierigkeiten stieß, ist jetzt durch die Bemühungen der Engländer wieder eröffnet, doch nur von der Mündung des Indus bis zu seiner Vereinigung mit den Pendschabströmen bei Mittenkot, und dann den Setledsch aufwärts bis zum Gebirge. Die Fahrt den Indus aufwärts bis Attok, so wie die Beschiffung der übrigen Pendschabströme ist noch gehindert: dieß hat die Eifersucht Randschit Sings nicht zugelassen. Kaufmannsschiffe zahlen vom Himalaya bis zur Mündung des Indus 570 Rupien, davon werden 550 Rupien zu Harriki an der Vereinigung des Setledsch mit dem Byas, und 240 an der Mündung des Indus unter Aufsicht des englischen Agenten erhoben. Die Engländer haben kluger Weise keinen Unterschied zwischen der Art der Ladung gemacht, um alle Plackereien und Visitationen zu vermeiden. Zudem wird der Zoll nicht unmäßig erscheinen, wenn man weiß, daß die Amirs von Sind von jeder Kamelslast Opium aus Marwar 250 Rupien erhoben. Dieser wird von nun an aus Marwar durch britisches Gebiet an den Setledsch und dann den Indus hinabgehen. Die Schiffe auf dem Indus führen gewöhnlich 60 bis 100 Tonnen, wonach also auf die Tonne nur 4 bis 5 Rupien kommen.

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst. II.

Eine Reise nach Stockholm.

(Fortsetzung.)

Den Tag nach unserer Ankunft waren die ersten Stunden militärischen Besuchen gewidmet, dann den Wachtparaden der beiden Garderegimenter Swea und Götha, der schwedischen und gothischen, und der Leibdragoner im innern Schloßhof. Wenn die Reihen geordnet waren und abgetheilt, kam gewöhnlich zuerst des Königs dienstthuender Generaladjutant; deren hatte der König eine sehr große Zahl im Jahre 1807 z. B. 33, doch ohne besondere Belästigung für die Staatskasse. Es waren Obersten oder Generale, Befehlshaber von Regimentern oder die andern militärischen Dienststellen vorstanden, denen zufolge sie besoldet wurden mit Ausnahme dessen der der Kanzlei vorstand und keine Nebenstelle hatte. Die Adjutantenstelle war bei allen Andern nur eine ehrenvolle Nebenauszeichnung des Vertrauens, nach königlicher Gnade verliehen, die auch allein bestimmte, wer zu diesem Dienst einberufen werden sollte, und wann wieder abgelöst; die Hauptauszeichnung war ein Stock, den er aus des Königs Händen empfing und der in des Königs Zimmer stand, kraft dessen er in des Königs Namen alle Militärbehörden befehligte, so lange er den Stock in seinen Händen hielt, der sehr schwer und ganz von Eisen war, von der Dicke eines Fingers mit goldenem Knopf und goldenen Kronen reich übersäet. So gingen auch hier vom Stock alle höheren Befehle aus. Wollte man sagen, der Oberst oder der General B— hat den Generaladjutanten-Dienst beim König übernommen, so sagt man nur, er hat den Stock bekommen. Er war Generaladjutant des Tages, eines Tages nur, wenn der König wollte, oder 1, 2, 6 Monate, oft war es derselbe über ein Jahr, ehe wieder andere, vielleicht

Digitized by Google

aus der entferntesten Gegend des Königreichs einberufen, sich glücklich fühlten einen traurigen Aufenthalt mit dem in der Residenz wechseln zu dürfen. Bei der täglichen Wachparade nahm der Adjutant mit dem Stock zuerst die Meldungen und Ehrenbezeugungen an, meldete dann dem König und kam zurück an dessen rechter Seite gehend, links der Kapitän-Lieutenant, der Leibtrabant, der Generalmajorsrang hatte. Voraus traten zwei Leibtrabanten, Gemeine mit Offiziersrang und Auszeichnung, um wo es nöthig war, bei dem bedeutenden Zudrängen von Menschen den Weg für den König zu öffnen. Das Gefolge des Königs bildeten einige Flügeladjutanten, die nie einen andern Grad als den des Oberstlieutenants hatten, Oberadjutanten die wenigstens Majors, Stabsadjutanten die Rittmeister oder Kapitäns waren, die Gardeoffiziere die Ordonnanzdienst hatten, und auch an Stöcken erkannt wurden, von schwarzem Ebenholz mit langem Knopf von Elfenbein und gleichem Beschlag. Pagen, gewöhnlich im nämlichen Alter, die so wie sie Pagen wurden, auch zu Offizieren ernannt waren und erst in ihre Regimenter eintraten, wenn sie Hauptleute oder Rittmeister wurden. Gewöhnlich waren es Reiteroffiziere, sie bließen Reitpagen und hatten eine mit Tressen reich besetzte geschmacklose Kleidung, zuletzt kamen wieder zwei Pagen.

Ich sah den König, dem ich diente, jetzt zum Erstenmal. Eine hohe Stirne, große Augen, starke Lippen, schlanker Wuchs, ernst und ruhig wie ich ihn immer gesehen, ging er die Reihen der Garden durch, begrüßte dann die Offiziere, besonders die höhern vor den andern stehenden, sprach mit einigen ohne Unterschied des Grades. Die Parade defilirte bei ihm vorbei, und dann ging er ins Schloß zurück. In dessen untersten Säulenhallen stand er still und verweilte oft sehr lange. Da schenkte er allen seinen Unterthanen aus den niedern Ständen Gehör. Er hörte jeden an mit nie erschöpfter Ruhe und Geduld, und gab so freundlichen Bescheid wie immer möglich. Das jugendlich weiche Gemüth des 21jährigen Monarchen hätte gern Alle glücklich gesehen und zufrieden. Kein früherer König hatte noch also gethan, und alle Tage wiederholte er es. Sein Volk wie sein Militär war dafür ihm damals auch mit unbegränzter Liebe ergeben. Die Militär- und Civilbeamten, so wie die Personen aus höhern Ständen, die sich dem Könige zeigen wollten, waren in dieser Zwischenzeit hinaufgestiegen in des Königs Vorgemächer. Zuweilen ging der König nur freundlich grüßend durch, häufiger hielt er sich auf.

Jetzt waren viele Offiziere von entfernten Regimentern angekommen, und wurden vorgestellt, so wie wir, die des Tages vorher eingetroffen waren. In der schwedischen Hof- und Nationaltracht sah ich hier zum Erstenmal die Kammerherren, und andere Hof- und Staatsbeamte; Gustav III hatte dieselbe eingeführt, etwas theatralisch, was besondern Reiz für ihn hatte, übrigens geschmackvoll und sehr zweckmäßig, jedem Kleiderluxus war der Weg zu Hof in dem armen Lande versperrt, und der Reichste dem Aermsten im Angesicht des Königs gleich gekleidet; der ganze Anzug war schwarz und Seide. Eine Jacke vorn herunter zu, rundum mit kleinen Schößen, auf den Achseln aufgeschlitzte Wulste, die man Schwalbennester nannte, eine breite Schärpe um den Leib, besetzt mit Franzen an beiden Enden, kurze Beinkleider mit Rosen an den Kniebändern, auch auf den Schuhen Rosen, um die Schultern ein kurzer spanischer Mantel, ein runder an der Seite aufgeschlagener Hut mit drei Straußfedern geziert. Die Kammerherren hatten an der linken Seite vorn den Schlüssel halb in der Schärpe steckend. Nur zwölf Schlüssel hatte das Königreich und die königliche Kammer. Wollte der König jemals einen dreizehnten Kammerherrn ernennen, so geschah es mit dem Zusatz: utan nyckel, ohne Schlüssel. Dagegen gab es außerordentlich viele Kammerjunker in drei Abstufungen. Die einfachen waren niedern Ranges. Erste Kammerjunker aber fand man beim Militär vom Hauptmann bis zum Obrist, die obersten Kammerjunker aber mußten wenigstens Obristlieutenant seyn, und viele Generallieutenants waren es, z. B. der Generallieutenant Baron Fabian Wrede, und auf die Stellen der vier dienstthuenden Oberkammerjunker hatten vier andere, die survivance, das zum Voraus gegebene Versprechen, beim Ueberleben eine solche Stelle zu erhalten. Unter diesen war der Generalmajor und Landshauptmann Graf Claes Ekeblad. So lange der König Gustav Adolph regierte, verrichtete beinahe immer derselbe oberste Kammerjunker bei ihm den Dienst, Graf Stenbock, ein schon bejahrter Mann, der Obristlieutenant war; immer thaten die Militärs diese Hofdienste in der ganz schwarzen Nationaltracht, so lange sie bestand, nie in Uniform, eben so die Hofmarschälle, die zu einem großen Theil zugleich im Militärdienste standen, nach wenig Jahren aber schaffte der König diese Tracht ab. Auch die Kleidung des Militärs unterschied sich von allen europäischen durch ihren Schnitt. Alle Uniformen waren kurz, mit Schwalbennestern auf den Achseln, die breiten Schärpen blau und gelb von Taft, eine weiße Binde um den linken Arm, zum Zeichen der Anhänglichkeit an den König; seit Gustav III sich mit Beistand des Militärs gewaltsam der Fesseln der beschwornen Verfassung entledigte, runde Hüte an der Seite aufgeschlagen, mit gelber Kokarde, und blau und gelben Federbüschen; die schwedischen Infanterieregimenter waren blau, zum Theil mit weißen Unterkleidern, die der Swea-Garde und einige andere waren gelb, Leder bei der Reiterei; die der Artillerie und Flotte waren blau, nur die Dalekarlier waren braun gekleidet; die finnischen Infanterieregimenter grau. Grün waren auch die erst einige Jahre später gebildeten Jäger zu Pferde und zu Fuß. Was noch ganz besonders die schwedische Militärbekleidung auszeichnete, war, daß, mit Ausnahme der Husarenuniformen, keine Tressen von Gold oder Silber, oder irgend eine Posamentirarbeit sich an derselben fand, die entfernt worden waren unter der vormundschaftlichen Regierung, um viele unnöthige Ausgaben den Militärs zu sparen. Panzer oder Silberdrahtgeflecht waren die Epaulets, und feine silberne Ketten die Franzen, die die Stabsoffiziere bezeichneten. Sterne auf dem Panzer unterschied den Dienstgrad bis zum Obrist, den Generalmajor eine Krone, den Generallieutenant drei auf jedem Panzer, den General zweimal drei und den Feldmarschall dreimal drei. Die Degen und die Säbelkuppel waren weiß bei der Infanterie, gelb bei der Artillerie, schwarz bei der Flotte und den Ingenieuren, und über der Schulter getragen, bei der Reiterei um den Leib gegürtet. Die Garden in Stockholm trugen eine in der ganzen übrigen Welt schon längst verpönte Waffe, dreischneidige Degenklingen, die auch stets bei den so sehr häufigen Zweikämpfen gebraucht wurden. Wie gefährlich auch die Wunden mit solchen Waffen sind, die sich schnell wieder schließen und im Innern das Blut gerinnen machen, so war doch selten Tod des Zweikampfs Folge. Die Säbel- und die Degenquasten waren von gleichfarbigem lackirtem Leder wie die Kuppeln, mit gedrehter Bouillons, da, wo das Band hervorgeht, mit feingearbeitetem Blech umfaßt, mit den drei Kronen, Schwedens Wappen, geziert, um den runden Hut ging gleichfalls statt der frühern Tressen ein Blech vorn mit drei Kronen bei den Garden und den Haustruppen des Königs, bei den andern Regimentern mit dem Wappen der Provinz, von der sie den Namen trugen, Kanonen bei der Artillerie; nur die zwei deutschen Regimenter, die in Stralsund standen, machten eine Ausnahme von dieser Bekleidungsart; sie hatten dreieckige Tressenhüte, ausgeschnittene lange Uniformen, die Säbelkuppeln um den Leib, Tressenepaulets, goldene Portépées und Cordons, und keine Schärpen. Doch schwedisch waren alle Dienstverhandlungen, alle Befehle, alles Kommando, alle Meldungen und das gerichtliche Verfahren; dagegen sehr auffallend bei dem dritten deutsch geworbenen Regiment, das nicht in Deutschland mehr, sondern in Schoonen stand, in Ystadt, Engelholm u. s. w., das Kommando deutsch geblieben war. Die Offiziere, wenigstens vier Fünftheile eingeborne Schweden, mußten deßhalb, und weil sie sehr viele deutsche Untergebene hatten, der deutschen Sprache, so wie wir bei den deutschen Regimentern des schwedischen vollkommen mächtig seyn. Dieses Husarenregiment, jetzt 1854 Kronprinz, ist für jeden Deutschen von Interesse, der nach Schweden reist und der Landessprache nicht mächtig in Ystadt landet; er bittet den dort kommandirenden Offizier um Urlaub für einen ihm zu empfehlenden Husaren, der ein Deutscher ist, für die Dauer seiner Reise. Eine solche Bitte wurde noch nie versagt, und für geringe Entschädigung erhält so der Unkundige einen Dolmetscher, Wegweiser und Diener, der zugleich als Kutscher zum raschern Fortkommen die Zügel selber führt, und immer zur Zufriedenheit der Reisenden entlassen wird, da man nur ganz zuverlässigen Leuten als Belohnung für gutes Betragen es gestattet. Dieß deutsche Regiment ward im siebenjährige Kriege geworben, von einem General Belling damals kommandirt, unter dem der Fürst Blücher seine militärische Laufbahn eröffnete als Wachtmeister im schwedischen Dienste, gegen Preußen fechtend.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Wibenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 210. 29 Julius 1835.

Tiflis.

(Aus den Missionary Researches in Armenia.)

Tiflis liegt auf dem rechten Ufer des Kur in einem engen, von unregelmäßigen Bergen eingeschlossenen Thale; auf der andern Seite liegt ein Fort mit einer kleinen Vorstadt, die durch eine hölzerne, aus einem Bogen bestehende Brücke mit der eigentlichen Stadt in Verbindung steht: die Trümmer einer alten Citadelle krönen die Spitze und bedecken die Seite eines gegenüberliegenden Berges. Die aus nackten Felsen bestehenden Höhen öffnen sich gegen Norden, wo man den etwa 12 deutsche Meilen entfernten Kasbek erblickt, einen der höchsten Gipfel des Kaukasus. Die alte Stadt ist ächt orientalisch in unregelmäßigen engen Gäßchen gebaut, mit noch unregelmäßigern kleinen Häusern. Hie und da hat europäischer Geschmack, von russischer Gewalt unterstützt, einen Weg für Wagen durchgebrochen, oder ein artiges Haus gebaut, das sich zwischen den schmutzigen kleinen Lehmwänden seiner Nachbarn wunderlich genug ausnimmt. Der Bazar, welcher sich längs dem Flusse erstreckt, und in mehrere Straßen verzweigt, zeigt viel Geschäftsthätigkeit, und ist reinlich und zum Theil geschmackvoll gebaut. Mehrere große alte Kirchen erheben in verschiedenen Theilen der Stadt ihre Kuppeln und Glockenthürme, und vollenden die Hauptzüge des Gemäldes. In dem nördlichen oder russischen Theile der Stadt stehen Beamtenhäuser und Regierungsgebäude in breiten Straßen und offenen Plätzen; ihr Aussehen ist ganz europäisch, und ihre Säulenfronten zeigen die prunkende Architektur, welche namentlich in der russischen Hauptstadt zu Hause ist.

Die Stadt wird vielfach von Europäern, doch namentlich von russischen Offizieren besucht; dennoch finden sich nur zwei europäische Gasthöfe, ein französischer und ein deutscher, der erste äußerst schmutzig, namentlich voll Ungeziefer, aber beide ungemein theuer; indeß wird die Einquartierung von Fremden meist von der Polizei übernommen. Die Stadt ist sehr dicht bevölkert und die Miethe ungemein hoch: ein Haus, das höchstens eine vermögliche Familie aufnehmen kann, wirft oft 15 bis 1800 fl. jährlich ab.

Der Strom, welcher zwischen den beiden Stadttheilen fließt, ist sehr trübe und reißend. Dieser letztere Umstand wird benutzt zur Errichtung von schwimmenden Mühlen. Drei Kähne aus Baumstämmen tragen das Haus und die Mühle, und ein viertes trägt das andere Ende des Wasserrads, welches dazwischen spielt. Aehnliche Räder werden auch zum Bewässern der Gärten gebraucht, und die Schöpfeimer sind so eingerichtet, daß sie zugleich die Schaufeln des Rades sind. Das Wasser des Flusses wird trotz seiner Trübe dennoch benutzt, denn jeder Brunnen und jede Quelle führt, gleich den heißen Quellen um die Stadt, so viel Schwefeltheile mit sich, daß man nur das Wasser des Kur gebrauchen kann, das gleich dem Nilwasser zu Cairo in Schläuchen auf Eseln durch die Straßen zum Verkauf geführt wird.

Von den warmen Bädern soll Tiflis den Namen haben, da tpilis kalaki auf georgisch die warme Stadt bedeutet; dieß kann aber eben so wohl von der Lage her genommen seyn, denn die beinahe ringsum einschließenden nackten Felsen, welche fast allen Wind abhalten, und noch überdieß wahre Refraktoren der Sonnenstrahlen sind, erzeugen eine solche Hitze, daß der Thermometer im Winter nie unter 3° bis 4° R. sinkt, und im Sommer die Luft unerträglich schwül ist: entzündliche Fieber, in der Form, die man gewöhnlich den Sonnenstich nennt, sind deßhalb auch sehr gewöhnlich; daß gallichte Krankheiten ziemlich selten sind, liegt vermuthlich in der großen Trockenheit des Klima's, denn in der ganzen Nachbarschaft ist auch nicht eine Handbreit stehendes Wasser, auch keine üppig wuchernde Vegetation, und es regnet im Durchschnitt nur 30 bis 40 Tage im Jahr. Ende Julius 1831 jedoch fielen öfters sehr starke Regen, einer derselben hielt volle 24 Stunden an, und schwellte den Kur um 7 bis 8 Fuß. Diesem Umstand mag die ungewöhnliche Heftigkeit der Cholera zuzuschreiben seyn, die kurz darauf ausbrach.

Tiflis hat das Ansehen einer sehr bevölkerten geschäftreichen Stadt, Alles scheint in großer Eile seinen Geschäften nachzugehen. Der bemerkenswertheste Zug des Gemäldes, das sie darbietet, ist die Mannichfaltigkeit der Kostüme und Sprachen. Der russische Soldat steht an den Straßenecken Schildwacht, in einem groben Ueberrocke, der seine schlechte, vielleicht zerrissene Uniform bedeckt. Der russische Subalternoffizier schlendert sorgenlos umher in einer kleinen Tuchmütze, schmal eingefaßtem Rocke und engen Beinkleidern. Im vollsten Kontrast mit ihm steht der stattliche Türke, in eigener Person oder durch einen reisenden Armenier repräsentirt, mit dem Turban auf dem Kopfe und sackartigen Hosen. Der georgische Priester erscheint mit einem Stock in

Digitized by Google

der Hand, einem grünen Mantel, langem Haar und breiträndrigem Hute, während schwarze fließende Gewänder und eine cylindrische Mütze von Lammfellen seinen Amtsbruder von der armenischen Kirche bezeichnen. Der dunkelfarbige Lesghier mit dem zweischneidigen Kama, einem kurzen Schwerte, das an der Seite baumelt, scheint als Bluträcher seine Beute auszuspähen. Der in Städten aufgewachsene Armenier bedient seine Kunden zierlich gekleidet in einem gestickten Ueberrock, hellfarbener Calicojacke, rothem seidenem Hemd, und weiten grünen, gleichfalls seidenen Pumphosen. Der schlanke, hagere, georgische Bauer, mit einer aufrecht stehenden konischen Mütze aus Schaffellen, sieht trotz seiner ärmlichen Kleidung in seinem Japandschi (Filzrock) so unabhängig aus, wie Diogenes in seiner Tonne. Seinen ehemaligen Unterdrücker, den Perser, erkennt man an fließenden Gewändern, glatt gekämmtem Bart und zierlich gefälteltem Kopfbedeckung. Mitten unter seinen Schweinen erscheint der halbnackte Mingrelier, mit einer Mütze wie eine Schildkrötenschale, locker um den Kopf gebunden. Unter einem Trupp muthiger Rosse zeigt sich ein abgehärteter Bergbewohner, den seine runde Mütze von Schaffell mit einer buschigen Troddel, die ihm über die Augen herabfällt, und sein zu einer Patrontasche geformtes Brustſtück des Oberrocks als Tscherkessen bezeichnen.

Die Regierung der transkaukasischen Provinzen ist fast ganz militärisch; zwar sind auch manche Civilbeamte und Eingeborene angestellt, doch bei der strengen Beaufsichtigung der höhern Behörden mit sehr geringen Befugnissen: alle bedeutenden Posten, die Vertrauen erfordern, sind von Offizieren eingenommen, an deren Spitze ein Feldmarschall steht, dessen Befehle von einer Armee unterstützt werden, die, wenigstens im Jahre 1831, etwa 60,000 Mann betrug. Eine so unterstützte Regierung kann ihren Unterthanen wohl einige Zeichen von Freiheit gönnen, und so darf denn auch mit Ausnahme einiger Distrikte, welche trotz aller Unwahrscheinlichkeit eines Erfolgs dennoch einen Aufstand begannen, die ganze Bevölkerung Waffen tragen: kaum sieht man einen Mann ohne den furchtbaren Kama an seiner Seite. Die Sprechfreiheit ist verbannt, wie man aus dem Umstand abnehmen kann, daß mit sehr seltenen Ausnahmen jeder sich sorgfältig in Acht nimmt, etwas gegen die Russen zu sagen. So militärisch und strenge aber auch die russische Herrschaft seyn mag, so hat sie doch darin einen großen Vorzug, daß sie alle Religionen gleich behandelt, und bei Besetzung von bürgerlichen oder militärischen Stellen nie nach dem Glauben gefragt wird.

Fragt man was die Russen während ihrer jetzt dreißigjährigen Herrschaft im Lande für die Bildung und Moralität ihrer Unterthanen gethan haben, so ist die allgemeine Antwort, daß außerhalb der Mauern von Tiflis für die Erziehung noch nichts geschah. Ihre Vertheidiger sagen, es hätte ihnen an Zeit gefehlt; wäre ihnen aber die Sache sonderlich am Herzen gelegen, so hätten sie gewiß einige Augenblicke Zeit dazu gefunden, ehe eine ganze Generation von dem Schauplatze verschwand. In Tiflis hat einige Zeit eine Schule für Georgier sowohl als Russen bestanden, die 100 bis 200 Schüler zählte, unter dem Schutze, vielleicht auch mit Unterstützung der Regierung. Diese sollte in ein Gymnasium umgewandelt, und untergeordnete Schulen allmählich in allen Provinzialstädten errichtet werden; in Tiflis wollte man 140, in andern Städten je 60 aufnehmen und alle unentgeldlich in ihrer eigenen Sprache, *) in Geographie, Geschichte u. dergl. unterrichten. Das Ganze sollte aber bloß ein militärisches Institut werden, das nur den Söhnen des Adels und der Vornehmen offen stünde, und zum Eintritt in die militärischen Akademien vorbereitete, so daß jeder, der seine Studien darin absolvirt hätte, den Rang als Kadet erhielte. Von einem Unterricht für das gemeine Volk war keine Rede.

In Bezug auf die Abstellung grober Verbrechen, als Mord und Raub, hat die russische Regierung in der That Vieles geleistet. Wenn man den Gebirgen nicht allzu nahe kommt, so kann man vom kaspischen Meere bis zum schwarzen allenthalben mit fast vollkommener Sicherheit reisen. In Bezug auf Sitten und Gebräuche läßt sich wenig sagen, da hierin wegen des geringen Verkehrs der Russen mit den Eingebornen nur geringe Aenderung eintrat. Was aber gesellschaftliche Laster betrifft, so sind die Georgier, so verrufen sie auch von jeher wegen ihrer Unkenscheit waren, doch seit der russischen Herrschaft noch tiefer gesunken; die Opfer der Wollust haben sich vervielfältigt, und die Zügellosigkeit der Soldaten war so groß, daß im Jahre 1812 in Kachetien selbst die feigen Georgier zum offenen Aufstand getrieben wurden.

Die Zahl der Russen in Tiflis ist schwer zu bestimmen, da sie fast alle zur Armee gehören, und somit ein ewiger Wechsel statt findet. Die eingeborne Bevölkerung betrug im Jahre 1825 gegen 2500 armenische, 1500 georgische und 500 muhammedanische Familien. Seitdem hat sie sich vermehrt, die Armenier angeblich bis auf 4000 Familien: dieß ist aber wahrscheinlich übertrieben, und man kann die Zahl der Einwohner nur auf etwa 30,000 anschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schattenseite der Vereinigten Staaten.

3. Sklaverei.

(Schluß.)

Abgesehen von den mannichfachen Uebeln, die von der Sklaverei unzertrennlich sind, ist namentlich noch das Verhältniß, in welches durch dieselbe die südlichen und südwestlichen Staaten zu den mittleren und nördlichen kommen, ein eigenthümlich schlimmer Umstand. In den letztern Staaten herrschte einst eben sowohl Sklaverei als in den ersten, allein die Zahl der Sklaven war gering, denn sie betrug im Jahre 1810 in den Staaten Connecticut, Rhodeisland, Neu-York, Neu-Jersey, Delaware und Pensylvanien wenig über 30,000, und um diese los zu werden, scheint man hauptsächlich die Negerkolonie Liberia gegründet zu haben; allein in den südlichen Staaten ist es, auch wenn man die Sklavenarbeit missen wollte, gar nicht mehr möglich sich der Sklaven zu entledigen, weil ihre Anzahl in die Millionen geht. Die nördlichen Staaten haben nach und nach durch Beschlüsse ihrer Legis-

*) Die Russen also russisch, die Georgier, Armenier und Moslems aber persisch, als die allen gemeinsame Sprache.

Digitized by Google

laturen die Sklaverei aufgehoben, ein Gleiches ist im Süden nicht möglich, und die weißen Bewohner der südlichen Staaten sind also in dieser Beziehung zwischen Leben und Tod gestellt. Für die nördlichen Staaten war die Aufhebung der Sklaverei kein Opfer: ihr Ackerbau ist dem europäischen sehr ähnlich, ihnen strömen darum auch die größtentheils mittellosen Auswanderer zu, und an Arbeitern hat es ihnen nicht gefehlt. Anders ist es in den südlichen Staaten; ohne den Besitz von Sklaven können sie auf lange Zeit hin den Boden nicht nutzbringend bebauen, und eine Aufhebung der Sklaverei, auch wenn sie ganz ohne Erschütterung vorüber ginge, wäre also das Verderben wenigstens der jetzigen Generation. Daß aber die nördlichen Staaten ihre Emancipationspläne auch auf die südlichen ausdehnen wollten, daß der zelotische Geist der Predigersekten denselben Plan verfolgte, und die heftigen Reden gegen die Sklaverei, die auch im Kongresse ertönten, Aufruhr und Mord zur Folge hatten, *) das haben die südlichen Staaten den nördlichen nicht verziehen, um so weniger als die Beweggründe gewiß nicht die reinsten waren, da eine gleiche Abneigung gegen die Schwarzen und Farbigen in allen Staaten vorherrscht.

Dieser Umstand bringt uns auf das Verhältniß der farbigen Bevölkerung zur Union überhaupt. Es herrscht in den Vereinigten Staaten, ohne Unterschied, ob sie Sklavenstaaten sind oder nicht, das Gefühl vor, daß die beiden Racen mit gleichen Rechten nicht neben einander bestehen können. In Neu-York und andern Städten, wo es keine Sklaven mehr gibt, sind die freien Farbigen wenigstens politisch rechtlos, und keiner darf es wagen die politischen Rechte auszuüben, die ihm von Rechtswegen zustehen. Nehmen wir diesen Glauben der Unverträglichkeit beider Racen ohne weitere Reflexion als Thatsache an, wie er denn auch ohne allen Zweifel besteht, so fragt sich, was wird früher oder später mit diesem Theil der Bevölkerung geschehen, der zwar nicht so schnell wie die weiße Bevölkerung sich vermehrt, doch aber in weniger als 30 Jahren sich verdoppelt, und namentlich im untern Bassin des Mississippi besser auszudauern scheint als die weiße Race. Der Beweis hievon läßt sich leicht führen. **)

	Sklaven.	Weiße.	Verhältniß.
Kentucky im Jahre 1790	12,430	66,547	2 : 11
— 1833	165,350	518,678	3 : 10
Teneſſee im Jahre 1810	44,535	217,192	1 : 5
— 1833	142,379	537,930	1 : 4
Alabama im Jahre 1810	41,859	85,471	1 : 2
— 1833	117,494	190,171	2 : 3
Louiſiana im Jahre 1820	69,064	73,867	7 : 7,4 †)
— 1833	109,631	89,107	11 : 9 ††)
Miſſouri im Jahre 1820	10,222	55,988	2 : 11
— 1833	24,986	111,552	2 : 8,6
Miſſiſippi im Jahre 1820	33,273	42,176	3 : 4
— 1833	65,659	70,618	6½ : 7

Ueberblickt man diese Fortschritte der Sklavenbevölkerung im untern Mississippithale, so ergibt sich die Schlußfolgerung, daß dieselbe im Verlaufe einiger weitern Jahrzehente zur herrschenden werden muß. Wird dann das System unmäßiger Strenge gegen die Sklaven nicht noch weiter getrieben werden, bis endlich der Bogen springt, und werden die nördlichen Staaten den südlichen militärische Hülfe leisten zur Unterdrückung ihrer Sklaven? Was soll aus diesem Zustande der Dinge werden? Die weiße Bevölkerung der südlichen Staaten steht den nördlichen Staaten in bitterem Hasse entgegen, weil diese es einst deutlich darauf angelegt hatte, sie durch Emancipation der Sklaven zu verderben. Die Sklaven stehen nicht nur ihren Herrn, sondern der gesammten weißen Bevölkerung feindlich gegenüber, weil diese sie wie ein fremdes, unvereinbares und unverträgliches Element zurückstößt. Aber dieses zurückgestoßene Element gewinnt mit jedem Tage mehr an Bestand, und wird im untern Mississippithale in wenigen Jahrzehenten die weiße Bevölkerung überflügelt haben, so daß der jetzige gezwungene Zustand immer unhaltbarer wird.

Es ist kein neues Schauspiel in der Weltgeschichte, daß ein Volk oder ein Stamm den andern unterjochte, und wo die Farbe dieselbe ist, wird auch früher oder später eine Amalgamation eintreten, allein solche durch Farbe verschiedene Stämme zu amalgamiren ist bis jetzt nur in Asien, und zum Theil in Afrika gelungen durch die Polygamie; in Amerika könnte sie gelingen durch eine Art von Kasteneinrichtung, aber mit dem Prinzip der absoluten Gleichheit, gegen das man doch mit der Sklaverei selbst am härtesten anstößt, ist eine ruhige Verschmelzung unmöglich. Dieser Kampf der verschiedenen Bevölkerungen ist indeß keineswegs auf Nordamerika beschränkt, sondern er herrscht beinahe in ganz Amerika; man lese hierüber nur Pöppigs Reise. Viele haben, als die verschiedenen Staaten nach Abschüttlung des spanischen Jochs sich eine der nordamerikanischen ähnliche Verfassung gaben, glauben wollen, diese alleinseligmachende politische Religion werde alle Unebenheiten ausgleichen: nun ergibt sich aber nur allzu deutlich, daß nicht nur in den ehemals spanischen Kolonien, sondern auch in Nordamerika selbst eine Wunde eitert, gegen welche sich kein Mittel finden will, und es ist nichts anders zu hoffen, als daß einst die Unmöglichkeit, daß ein Element das andere ausstoße, eine Ausgleichung herbeiführen wird. Um die Einheit der nordamerikanischen Union ist es aber dann geschehen, und der Gedanke, daß vom atlantischen Meere bis zum stillen Ocean und von den kanadischen Seen bis zum merikanischen Golf Eine politische Ordnung und Ein politischer Glaube Ein großes Volk umschlingen werde, ist ein schöner, aber eitler Traum.

*) Wie drohend manchmal die Gefahr war, ergibt sich aus der Verschwörung vom Jahre 1823, wo das Geheimniß von 50,000 Negern zwei Jahre lang behauptet wurde. Siehe Ausland Jahrg. 1833. Nr. 262.

**) Wir wollen hiebei die Zahlen unseres Autors, die eher unter als über der richtigen Zahl sind, annehmen.

†) Außerdem befanden sich noch 10,500 freie Farbige im Lande; die Farbigen zusammengenommen hatten also eigentlich damals schon das Uebergewicht; die freien Farbigen betragen jetzt 16,753.

††) Mit Einschluß der Farbigen wie 12,6 : 9.

Digitized by Google

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst. II.

Eine Reise nach Stockholm.

(Schluß.)

Die Kleidung der Offiziere in Stockholm, wenn sie außer Dienst waren, wich gleichfalls sehr ab von dem, was man in andern Garnisonen zu sehen gewohnt war. Bürgerliche Kleider waren nicht erlaubt zu tragen, aber in halber Uniform zu gehen. Ein Uniformsoberrock oder Frack ohne Epaulets mit einer Reihe Knöpfe, ein runder bürgerlicher Hut, kein Degen, Unterkleider nach Belieben blau, gelb, weiß, grau oder fleischfarbig, schwarz bei Schuh und Strümpfen; dieß letztere war auch Kostüm zur kurzen Uniform mit Degen u. s. w., wenn man in größere gesellschaftliche Vereinigungen und zu Hofbällen ging. In Stiefeln erschien man damals noch nicht in Damengesellschaften, auch trug man über Schuh und Stiefeln stets Kalosschen, selbst bei allen Dienstverrichtungen und in allen Ständen, nur die Bauern nicht. Alle Diener wurden dazu angehalten. Ging man in ein Haus oder zum Besuch, so konnte man im Vorsaal schon an der Zahl der da aufgerichten paar Kalosschen abzählen, wie viel Männer man im Innern treffen würde. Sieben Monate des Jahres, vom 1 Oktober bis letzten April, hatten die Offiziere bei allen Dienstverrichtungen über ihre Uniformen Oberröcke an, die Soldaten Mäntel von einem Schnitt, wie sie 20 Jahre später unter der Benennung Carbonarimäntel neu erschienen; bei Paraden, wo die Waffen gehandhabt wurden, waren diese Mäntel, um nicht zu hindern, mit Haften in der Mitte ihrer Länge auf dem Rücken zusammengeschlossen. In andern weniger kalten Ländern, wo dennoch oft sehr kalte Winter sind, selbst in den schwedisch-deutschen Provinzen, sah man höchstens bei jedem Schilderhaus einen Mantel, den die Schildwachen abwechselnd anzogen. Die Besatzung von Stockholm bestand aus den zwei Garderegimentern Swea und Götha, jedes 1200 Mann in 12 Kompagnien, einem Regiment Leibdragoner, einem Infanterieregiment von der Brigade des Leibregiments, das Regiment Swea-Artillerie, eine bedeutende Abtheilung Marinesoldaten, des Königs Leibtrabanten etwa 60 bis 80 Mann, und die Leibtrabanten des Herzogs von Südermannland etwa 24 Mann; der Herzog hatte das Vorrecht eine solche Garde zu haben, erhalten, nachdem er 1788 die russische Flotte im finnischen Meerbusen geschlagen hatte. Die Swea-Garde war der ganzen Armee ein schmerzlicher Dorn im Auge. Sie hatte einen unverhältnißmäßig hohen Rang. Ein kaum ernannter Fähndrich nahm seinen Dienstrang über dem ältesten Lieutenant in der ganzen Armee, der jüngste Lieutenant vor dem ältesten Kapitän, der jüngste Stabskapitän vor dem ältesten Major u. s. w. Nur schwedische und unter den schwedischen Adel aufgenommene Edle wurden in diesem Regiment angestellt. Häufig wurden junge Männer nach ein paar Jahren leichtsinnigen Lebens und sehr verschuldet auf die Bitte ihrer Verwandten versetzt, verkauften ihre Dienststelle in der Garde und wurden bei einem andern Regiment plazirt, wie man sagte, überzählig und ohne Gehalt, aber mit dem Vortheil ihres Ranges; so erschien ein Lieutenant, der vielleicht vier Dienst- und nur ein Lieutenantsjahr zählte, als ältester Hauptmann, der nächste zum Major, über Offiziere, die in der Regel bei diesem Grade schon 25 bis 30 Jahre gedient hatten. Die Befehlshaber waren bei Erledigungen verpflichtet, diese nebst den ältesten Offizieren des Regiments zur Beförderung vorzuschlagen, und der König verfügte.

Es war dieß ein Uebel, das auch deßhalb doppelt wehe that, weil solche Versetzungen nie aus empfehlenden Beweggründen bei jüngern Offizieren stattfanden. Man suchte daher Mittel dieses Uebel zu vermindern. Ein solcher Offizier kam immer in eine sehr unangenehme Stellung. Ungern wurde er von Allen aufgenommen, angefeindet von denen, die durch ihn gekränkt und in Nachtheil gebracht wurden. Er stand vereinzelt, wenigstens allen ihm nachstehenden Offizieren gegenüber. Bei jeder Gelegenheit mußte er unangenehme Aeußerungen hören, und wenn er nicht viele Jahre lang bei jeder Erledigung selbst entsagte, zum Einreiben mit vorgeschlagen zu werden, so war er vielen zu einer großen Zahl von Zweikämpfen führenden Beleidigungen ausgesetzt. Die Göthas-Garde war unter der Regierung neu errichtet, bestand beinahe zur Hälfte aus deutschen Offizieren und hatte lange seinen erhöhten Rang, bis Gustav Adolph in seinen letzten Regierungsjahren denselben dem Kommandeur Obrist von Engelbrechten, der als preußischer Generallieutenant in Schweden bei einer Sendung starb, jedoch in minderem Grade, zugestand: der jüngste Offizier jedes Grades war der älteste im selben Grade im ganzen übrigen Heere. Im letzten Feldzuge aber in Finnland gegen den Kaiser Alexander nahm der König beiden Garderegimentern ihren Rang, und machte sie, unzufrieden mit ihrem Benehmen, zu den letzten im Heere. Da die Söhne des angesehensten und reichsten Adels dadurch in Nachtheil kamen, und ihre Eltern und Verwandten sich mit beleidigt und gekränkt fühlten, so vermehrte dieß bedeutend die damals fast allgemeine Unzufriedenheit, und führte vielleicht noch früher die Katastrophe herbei, die den König seines Throns und seines Reichs beraubte.

Bei den Leibdragonern war der gleich hohe Rang wie bei der Swea-Garde, doch die Bedingung nicht, daß die dabei Dienenden vom schwedischen Adel seyn mußten; dieses Regiment verstärkte der Herzog-Regent um zwei Schwadronen, die er von dem deutschen Husarenregiment aus Schoonen dazu nach Stockholm versetzte; die mitgekommenen Offiziere gewannen den Vortheil des gleichen Ranges mit den andern. Wie Gustav Adolph zur Regierung kam, sendete er beide Schwadronen dem Regiment zurück, dem sie früher angehörten, und beeinträchtigte die Offiziere desselben dadurch aufs Schmerzlichste. Die vorher jüngern Offiziere standen nun über ihren ältern Kameraden, und befehligten diejenigen, denen sie ein paar Jahre früher gehorchen mußten.

Die Leibtrabanten hielten den Posten vor der Thüre des königlichen Wohnzimmers doppelt besetzt, und schwuren noch besonders jedem Angriff auf des Königs Person mit Bloßstellung und Aufopferung des eigenen Lebens zu begegnen; alle Gemeine hatten Offiziersrang und trugen deren Auszeichnung; sie waren aus gebildeten Ständen, selten vom Adel. Sie genossen den Vorzug, ohne Bezahlung in Rang und Sold zu treten, standen aber bei den Offizieren des Heeres nicht in besonderem Ansehen, und hatten keine gesellschaftlichen Verbindungen mit denselben. Sie waren unberittene Kavallerie. Wenn der König im Inlande reiste, begleiteten sie seinen Wagen auf Post- oder Vorspannpferden (Skjutshästar). Ihre Korporale waren Rittmeister, der Korporal Adlerberg unter Anderem war Kammerherr und außerordentlicher Gesandter in Madrid, der Wachtmeister Major, der Standarten-Junker Obristlieutenant, die Kapitäns-Lieutenants hatten Generalmajorsrang und Auszeichnung, wenn sie auch nur Obristen oder Obristlieutenants waren, oder noch weniger. Sechs Kapitän-Lieutenants hatte der König, deren ältester der Generallieutenant Graf Gustavson Horn, und der fünfte Graf Clas Piper, Major bei den Leibdragonern, war; der Herzog von Südermannland hatte zwei, deren einer, Graf Axel Wörner, Kapitän bei der finnischen Garde war, also Kapitän mit Generalmajorsrang, und dessen Auszeichnung, sobald er den Trabantendienst that. Spanien hat Generalkapitäne, aber Kapitän nur, und zugleich doch auch General seyn, und abwechselnd als beides in Dienstthätigkeit ist wohl noch in keinem andern Heere als dem schwedischen eingeführt gewesen. Die Kapitän-Lieutenants wechselten regelmäßig alle drei Monate den Dienst bei dem Könige und den Befehl über den Trupp. Es war ein Posten des höchsten Vertrauens und nicht bezahlt, weßhalb gewöhnlich eine zweite Stelle damit verbunden war. Immer schlief der Dienstverrichtende in des Königs Vorzimmer hart an seiner Thüre, und sein Eid verpflichtete ihn mit seinem Leben für das des Königs einzustehen. Wie solche Eide schützen, hat die Geschichte gelehrt. Von einem Leibtrabanten ward Karl XII rücklings erschossen, vor Friedrichshall in Norwegen bei der winterlichen Belagerung, wo die Laufgräben in die hartgefrorne Erde zum Theil mit Pulver gesprengt werden mußten, und der schwere Dienst bei der starren Kälte die Truppen zur höchsten Unzufriedenheit gebracht hatte. Die drei vor Karls Zelt Wache Haltenden hatten darum gewürfelt, wer die That vollführen sollte; so erzählt man in Schweden. Der Thäter blieb verschwiegen bis zu seinem Sterbetage in sehr hohem Alter, dann gestand er es dem Geistlichen, und bezeichnete das Gewehr mit dem der Mord geschah. Gustav Adolph soll dasselbe besessen haben, und ich habe einst die Behauptung gelesen, derselbe habe es bei seinem längern Aufenthalt in Albanien nach seiner Thronentsagung dem berüchtigten Ali Pascha von Janina zum Geschenk gemacht, den er häufiger sah, und der sich mit vieler Rücksicht gegen den König benahm; dieser selbst bezeichnet jedoch die Sage von einem solchen Geschenk als ganz irrig.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nro. 7.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 211. 30 Julius 1835.

Zumala-Carregny.

Was Ein Mann kann werth seyn,
Habt ihr schon erfahren.
Schiller.

Kaum zwei Jahre sind es, daß dieser ungewöhnliche Mann die Bühne der Welt betrat, und schon hat ihn das Schicksal wieder abberufen, gleich als hätte es nur einen leisen Wink geben wollen, was Ein Mann zu leisten im Stande sey, der mit selbstständiger Kraft an der Spitze einer Unternehmung steht. Wir wollen nicht aus den Zeitungen rekapituliren, was er gethan hat, nicht ihn mit den einen zum Helden und Vorkämpfer der Legitimität, mit den andern zum gemeinen Bandenanführer stempeln, sondern herausheben was er bei der eigenthümlichen Stellung seines Volksstamms zu Spanien und der jetzigen Civilisation gewesen. Bei der schon so lange andauernden politischen Zerrüttung Spaniens darf man nicht schnell den Stab brechen über einen Mann, der im Kampfe gegen seine Regierung auftritt, und man braucht in Zumala-Carregny nicht gleich den Märtyrer der Legitimität zu sehen, weil er der Generalissimus von Don Carlos war. Allen aus seinem Leben und Wirken bekannt gewordenen Zügen nach zu schließen, war er mehr Baske als Spanier, und als Baske hat er gefochten: an seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit sind nach und nach alle Feldherren der Regierung erlahmt. Ohne entscheidende Schlachten war er stets im Vortheil, und er stand im Begriff, einen Hauptschritt auf seiner Bahn zu thun, und mit dem baskischen Landvolke die feindlich und spanisch gesinnte Städtebevölkerung zu bezwingen, als ihn der Tod hinwegraffte.

So erscheint Zumala-Carregny als der Held und Vorkämpfer der Baskenfreiheit, und wohl möchte diese durch seinen Tod einen so schlimmen Stoß erlitten haben, als einst die Clanfreiheit der gälischen Hochlande und die Sache Jakobs II durch den Tod des ritterlichen Claverhouse. Es ist dieß derselbe Kampf, der Kampf des Städterthums, des beweglichen Reichthums, des Handels gegen die rohe Einfalt eines kraftvollen in alter Sitte, wenn auch nicht gerade immer in alter Freiheit aufgewachsenen Landvolks. Diese Provinzialfreiheiten, Provinzialvorrechte und Abschließung gehen schon seit mehreren Jahrhunderten mehr und mehr zu Grabe. Lange schon behaupteten die Basken ihre Vorrechte nur noch durch Bestechungen, erst seit den bürgerlichen Unruhen Spaniens wieder mit den Waffen in der Hand. Was kann, was muß der Ausgang eines solchen Kampfes seyn? Ein Compromiß und endlich die Erlöschung dieser Provinzialvorrechte. Der materielle Nutzen, der nivellirende Geist unseres Zeitalters bedrohen diese alten, aus unvordenklicher Zeit herübergekommenen Traditionen dieses kleinen Volksstamms mit einem baldigen Ende, und in Kurzem werden sie auch nur noch in den Liedern leben. Den Nimbus, den das Alter darum gezogen, zerstört die prosaische Richtung unserer Zeit, aus der nur dann erst ein neues Leben grünen wird, wenn sie wirklich alle widerstrebenden Elemente zerstört hat.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, welcher freilich nicht der Zumala-Carregny's seyn konnte, war seine Stellung durchaus falsch: was sollte der thätige, unternehmende lebensvolle Mann als das Haupt einer dem Untergang geweihten Sache, die er höchstens noch durch einen rühmlichen Widerstand auf eine Zeit lang aufrecht erhalten konnte. Man hat behaupten wollen, nicht er habe den Krieg geleitet, sondern eine schlaue Junta, und diese stehe noch an der Spitze. Eitles Vorgeben! Ein tapferes, aber rohes Volk, das nur auf den Führer an seiner Spitze sieht, ist nicht mit schlau gedrechselten Befehlen einer geheimen Junta zu gängeln. Es ist unnütz zum Beweise hievon anzuführen, was Zumala-Carregny während seines Oberbefehls ausrichtete, man könnte dieß eben sowohl jener Junta zuschreiben, aber der Stand der baskischen Sache und des Carlismus vor anderthalb Jahren im Vergleich mit der Lage kurz vor Zumala-Carregny's Tode mag als hinreichender Beweis dienen: was etwa noch mangelt am Beweise wird die Zukunft hinzuthun. Er starb vielleicht zu rechter Zeit für seinen Ruhm, zu früh für Spanien; er starb, noch ehe die Soldknechte der englischen Stockbörse den Fuß ans Land setzten, und wenn die englischen Blätter eifersüchtig den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, daß einer ihrer Landsleute die Kugel abschoß, die dem tapfern Krieger die Todeswunde beibrachte, so wollen wir ihnen diesen Ruhm nicht beneiden.

Für Spanien ist der Tod Zumala-Carregny's ein wahres Unglück; ein Mann von so entschiedenem Charakter und so eminentem Talente, offenbar dazu gemacht, der Leiter und Führer einer Partei zu seyn, — denn so lange er lebte, hörte man kaum von Streitigkeiten im carlistischen Hauptquartier, — ein solcher

Digitized by Google

mußte die Sachen auf die Spitze treiben, und auf die eine oder andere Weise eine Entscheidung herbeiführen. Jetzt ist für die spanische Regierung die nahe Gefahr wieder verschwunden, und alsbald hat sich auch die alte Lässigkeit wieder eingestellt, bei der die Gährung in den Provinzen fortdauert, und in einem elenden Mittelzustand zwischen Krieg und Frieden keine wahre Ruhe und keine Sicherheit aufkommen kann. Was wir früher schon bemerkten, *) ist eingetroffen und bestätigt sich täglich mehr; in den einzelnen Provinzen brechen Aufstände aus, welche die Behörden nicht zu unterdrücken im Stande sind, und denen man mühsam einen Mantel umhängt, damit die klägliche Blöße der Centralregierung nicht allzu offenkundig werde. Der Tod Zumala-Carreguy's scheint ihr aber einige Augenblicke Ruhe und Erleichterung gegönnt zu haben, damit sie das Maß der Erniedrigung völlig leere. Die Soldtruppen der englischen Börse eilen herbei, wie lange aber wird es währen, bis sich der Haß der Spanier gegen diese Helfer und gegen diejenigen erhebt, die sie herbeiriefen. Zumala-Carreguy wäre vielleicht der Mann gewesen, diesem Hasse die Richtung zu geben, statt daß er sich jetzt, sobald er zum Ausbruch kommt, in Handlungen des Meuchelmords Luft machen wird. Ein trübes Geschick waltet über Spanien, und der Tod eines solchen Mannes ist ein schwerer Verlust, selbst für diejenigen, welche er bekämpfte.

Tiflis.

(Fortsetzung.)

Die große Anzahl der Armenier in Tiflis macht, daß man die Stadt noch als zu Armenien gehörig betrachten kann. Mit Ausnahme eines Georgiers, zweier oder dreier Griechen, und einer Schweizerfirma, die im Jahre 1831 ihre Geschäfte begann, sind alle Kaufleute Armenier, und dasselbe läßt sich von den Handwerkern sagen; hierin zeigt sich die Geistesrichtung des Volks. Manche wollen dem Schah Abbas die Ehre zuschreiben, daß er den Grund gelegt habe zu dem armenischen Handel, und allerdings ist es kein Zweifel, daß die Handelsvergünstigungen, welche er den auf eine so grausame Weise aus ihrer Heimath gerissenen und in der Vorstadt Dschulfah bei Jsfahan angesiedelten Kolonisten verlieh, den ersten Anstoß hiezu gaben, daß aber dieser erste Anstoß so große, noch bis auf diesen Tag andauernde Folgen hatte, das lag nur in dem eigenthümlichen Handelsgeiste der Nation. Reißt man Einmal den Armenier aus seinem heimischen Boden los, so richtet sich die Magnetnadel nicht mit so großer Bestimmtheit nach dem Nordpole, als sein Sinn und Trachten nach dem Handel steht. Die Tausende, welche der Krieg gewaltsam in die Sklaverei schleppte, wo sie lange Knechtsdienste verrichtet, und die andern Tausende, welche jedes Jahr freiwillig aus ihren heimischen Bergen nach den großen Städten der Türkei wandern, können lange die niedern Geschäfte von Wasser- und Lastträgern treiben, gewiß aber wenden sie oder ihre Kinder sich zu irgend einem Gewerbszweig, wobei sie meist mit dem Handwerke beginnen, allmählich zum Kaufmann aufsteigen, bis endlich die Geschicktesten oder Glücklichsten zur Stellung eines Banquiers, dem letzten Ziel ihres Ehrgeizes, gelangen. Da sie gerne den Kauf und Verkauf ihrer Waaren persönlich beaufsichtigen, so entfernt die Orte auch immer von einander seyn mögen, so machen sie große Reisen, und besuchen fast jede wichtige Messe oder Markt, von Leipzig und London bis Bombay und Calcutta. Wenn irgend ein Zug ihres Charakters besonders hervorstechend, und allen Armeniern von Konstantinopel bis Tauris gemeinsam ist, so ist es die Geldliebe, und wenn man sie darum tadelt, so entschuldigen sie sich mit dem Zustande des Volks und der Regierungen, unter denen sie leben, und nicht ohne Grund. Das Volk, sagen sie, ist so unwissend, daß sie sich nur durch Reichthum Achtung verschaffen, und die Regierungen so habsüchtig, daß sie sich nur durch Bestechungen Gerechtigkeit und Schutz sichern können. Bei einem Gesellschaftszustand wie in der Türkei und Persien, sind Reichthum und rohe Gewalt die einzigen Mittel, Einfluß zu erlangen. Bei einer solchen Alternative wird der Nationalgeschmack nie schwanken, und man weiß von keinem armenischen Rebellen oder Räuber.

Ein armenischer Kaufmann unterscheidet sich wesentlich von einem griechischen; wie in seinem Nationalcharakter mehr Verstand und weniger Witz ist, so auch in seinem Handel mehr Solidität, und weniger spitzbübische Kniffe, nicht daß er gerade ein besonders redlicher Mann wäre, denn es gilt unter ihnen allgemein für unmöglich, ein ganz ehrlicher Mann zu seyn, und dabei seinen Lebensunterhalt zu gewinnen; aber zwischen Betrug und Unredlichkeit muß man einen Unterschied machen: ein Türke wird bei einem Handel so viel wie möglich betrügen, ist der Kauf aber Einmal abgeschlossen, so wird er ihn mit einer Redlichkeit vollziehen, welche sprüchwörtlich geworden ist. Auffallend ist die ungewöhnliche Neigung der Armenier, alles zu monopolisiren; ein reicher Kaufmann wird Alles anwenden, um einen Handelskonkurrenten zu unterdrücken. Es liegt überhaupt im Charakter des Armeniers eine besondere Intoleranz gegen Nebenbuhler, und ein arger Hochmuth gegen denselben, wenn er besiegt ist; die Geschichte ihrer Bürgerkriege, so lange sie noch eine politische Existenz hatten, und die Schändlichkeiten, zu denen ihre kirchliche Eifersucht jetzt häufig führt, *) bestätigen die Bemerkung eines scharfsinnigen Beobachters, daß wenn die schlimmern Leidenschaften eines Armeniers einmal geweckt sind, keine That so niederträchtig und so scheußlich ist, die er nicht begehen könnte. Die Kaufleute zu Tiflis halten in ihrem Handel sehr zusammen, und sind stets bereit, einem Fremden zu schaden, der sich unter ihnen niederlassen will. So wurde vor einiger Zeit ein Europäer zu Grunde gerichtet, und genöthigt den Ort zu verlassen, indem sie zusammen standen, und alle Artikel, mit denen er Handel trieb, unter dem Preise verkauften.

Der Handel der transkaukasischen Provinzen wurde von der russischen Regierung sehr geschützt; durch eine Ukase vom 20 Okt. 1831 gewährte Kaiser Alexander den eingebornen und fremden Kaufleuten besondere Privilegien, und verminderte für 10 Jahre

*) Siehe Ausland Nr. 60 und 61 v. d. J. „das nordöstliche Spanien."

*) Siehe Ausland, Jahrgang 1835. Nr. 263—265.

Digitized by Google

vom 1 Julius 1822 an gerechnet, die Zölle für alle Waaren auf 5 Prozent. Diese Vergünstigung soll auf die Vorstellungen des französischen Konsuls zu Tiflis, Chevalier de Gamba, gewährt worden seyn. Dieser betrachtete die Lage von Tiflis als ungemein günstig für den Handel, und hoffte, daß es unter dem Schutze der Regierung und bei seiner Lage in der Mitte zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere abermals, wie in den Tagen Justinians, der Mittelpunkt des asiatischen Landhandels werden würde. Auf dem schwarzen Meere werden die europäischen Waaren leicht nach dem benachbarten Hafen von Redut-Kale gebracht, und das kaspische Meer kürzt die Entfernung von den Steppen der Tatarei, wo viele medicinische Kräuter wachsen, und selbst den Weg nach dem reichen Industhale ab, während höhere Sicherheit leicht den Handel von seiner bisherigen Straße über Tebriz und Erzerum ablenken würde. Verbindung mit Europa über Odessa, Moskau oder Petersburg ist leicht vermittelst der russischen Post, welche wöchentlich abgeht, und die Entfernung von 2627 Werste (375 deutsche Meilen) in etwa 15 Tagen zurücklegt. Der Konsul gestand indeß, daß der Handel zwar bedeutend gestiegen, seine sanguinischen Erwartungen aber nicht in Erfüllung gegangen seyen. *) Die persischen und türkischen Kriege unterbrachen den Handel, und der militärische Geist der Regierung war Schuld, daß dem Handel nicht alle Berücksichtigung zu Theil wurde, deren er bedurfte.

(Schluß folgt.)

*) Später wohl wahrscheinlich noch weniger, da die auf 10 Jahre ertheilte Vergünstigung, wovon oben Erwähnung geschah, nicht erneuert wurde. A. d. R.

Salt's ägyptische Sammlung.

Kürzlich fand in London der Einzelverkauf dieser Sammlung statt, und brachte nicht weniger als 7168 Pfd. St. ein. Herr Salt hatte während seines vieljährigen Aufenthalts in Aegypten nach und nach drei Sammlungen gebildet. Die erste derselben, welche hauptsächlich aus großen Statuen bestand, wurde von dem britischen Museum angekauft; eine zweite Sammlung verkaufte Herr Salt an die französische Regierung für 10,000 Pfd. Von dem Jahre 1824 an bis wenige Monate vor seinem Tode ließ Hr. Salt durch Giovanni d'Athanasi Ausgrabungen machen und bereicherte fortwährend seine Sammlung, die endlich bis auf mehr als 1200 Stücke sich belief, worunter natürlich die allerverschiedensten Dinge sich vorfanden. Ungewöhnlich reich war die Sammlung an Täfelchen, Papyrusrollen und Mumien; in dieser Beziehung konnte sich vielleicht keine Sammlung in Europa mit ihr messen. Die Votivtafeln sind ausnehmend seltener Art, vortrefflich ausgeführt, und meist sehr gut erhalten, eben so die Papyrus, welche Proben der hieroglyphischen, hieratischen und demotischen Schrift enthalten. Wir heben einige besonders merkwürdige Stücke aus. Nr. 74 der Sammlung war ein Cylinder von Agat; das darauf eingegrabene Bild stellte einen persischen König auf einem Triumphwagen dar, wie er einen Löwen schießt. Dieß Stück wurde in Unterägypten aufgefunden. Nr. 545 war das Modell eines ägyptischen Hauses mit einem Hofraum. Dieses merkwürdige Stück wurde mit dem Modell eines Bootes, wie man es bei Leichenbegängnissen umhertrug, in den Gräbern der Todtenstadt aufgefunden, wo man die Mumien von Freunden niederzulegen pflegte. In dem Boote liegt die Leiche auf einem Gestell unter einem Baldachin: am Kopf und an den Füßen steht eine weibliche Person mit ausgestreckten Armen. Der Steuermann sitzt am Hintertheil und hält die Ruder, welche von zwei Pfeilern gestützt werden, auf denen man den Kopf des Sperbers erblickt. Am andern Ende des Boots steht ein Tisch, darauf zwei Flaschen und darunter als Opfergabe der Schenkel eines Ochsen. Das ganze Boot ist grün bemalt, und am Vordertheil das Auge des Osiris abgebildet. — Eine Statue Jupiter Ammons aus massivem Silber, 8½ Zoll hoch, wurde für das britische Museum angekauft. Das theuerste Stück war die Mumie einer königlichen Person in zwei Särgen: dafür bezahlte das Museum 520 Pfd. 5 Sch. Die Büste einer kolossalen Statue von Rameses dem Großen in hartem Kalkstein ging zu 100 Pfd. ab.

Briefe über Amerika. II. *)

Cincinnati. I.

Memphis (Tennessee) am 1 Januar 1835

Cincinnati hat einige Berühmtheit erlangt durch Madame Trollope, deren aristokratischer Geschmack durch den Handel mit gesalzenem Fleische verletzt wurde, den man hier nach einem großen Maßstabe betreibt. Nach ihrer Beschreibung glaubten viele Leute, alle Einwohner seyen Schweinehändler und die Stadt ein Schlachthaus. Der Wahrheit gemäß ist Cincinnati eine große schöne Stadt, wundervoll gelegen an einer der vielen Krümmungen des Ohio. Die Berge, welche die Ufer dieses herrlichen Flusses einfassen, treten in der Umgegend der Stadt zurück, und bilden ein hochgelegenes Plateau, das gegen die furchtbaren Ueberschwemmungen des Flusses gedeckt ist. **) Nach der Ansicht der Geologen ist dieses Plateau das Resultat der frühern Ueberschwemmungen eines heutzutage sehr unbedeutenden Flusses, des Licking, der von den Gebirgen Kentucky herabkommt und sich Cincinnati gegenüber in den Ohio ergießt.

Der architektonische Anblick von Cincinnati ist so ziemlich derjenige aller neuen Viertel englischer Städte. Die Häuser sind gewöhnlich aus Backsteinen erbaut, haben meist zwei Stockwerke, deren jedes von einer Familie bewohnt wird; die Straßen sind regelmäßig, gut gepflastert und etwa 70 Fuß breit. Hie und da wird diese Einförmigkeit durch größere Gebäude unterbrochen, welche größtentheils den reichern Kaufleuten angehören, oder es sind öffentliche Schulen (common schools), wo Mädchen und Knaben gemeinschaftlich Lesen, Schreiben, Geographie und Rechnen lernen, und zwar unter der Aufsicht eines Lehrers und einer Lehrerin. ***) Die Kirchen sind klein, enge, einfach, ohne Bildhauerarbeiten und Gemälde, aber wohl verschlossen, mit dichten Teppichen und trefflichen Oefen versehen. In Cincinnati gibt es, wie in allen Städten der Vereinigten Staaten, viele Kirchen, und zwar für alle Glaubensbekenntnisse bis zu den Wiedertäufern und Methodisten, welchem Kultus die Taglöhner und Neger zugethan sind. Es gibt auch viele Katholiken in Cincinnati, meist arme Auswanderer aus Irland und Deutschland.

Unter den Gebäuden zeichnet sich ferner das Museum aus, das, wie alle amerikanischen Museen, seine Entstehung einer Privatspekulation verdankt. Man findet darin Mammuthsknochen, deren es viele in Amerika gibt, ägyptische Mumien, indische Waffen und Geräthschaften; ein halbes Duyend Wachsfiguren, welche Washington, den General Jackson und einige indianische Häuptlinge vorstellen; eine Bildsäule Napoleons, ein französischer Küraß, nach der Schlacht von Waterloo aufgelesen; eine Porträtsammlung, die amerikanischen Notabilitäten vorstellend; eine Sammlung ausgestopfter Vögel, Schlangen in Weingeist und eine lebende Boa Constrictor. Ein anderes Museum zeichnet sich hauptsächlich durch merkwürdige indianische Alterthümer aus, die theils aus den Höhlen von Kentucky, theils aus den zahlreichen Grabhügeln an den Ufern des Ohio gezogen wurden. Dieses Museum besitzt ferner ein Wunder, das ich

*) Siehe Nr. 95 und 96 von 1835.

**) Die Anschwellungen des Ohio sind ungeheuer. Im Februar 1832 hob er sich 68 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand, so daß man einige Straßen von Cincinnati mehrere Tage lang mit Dampfschiffen befahren konnte.

***) Diese Schulen werden durch verhältnißmäßige Beisteuern der Einwohner erhalten; der gleichzeitige Unterricht wird darin dem gegenseitigen vorgezogen. Nach einem offiziellen Berichte der Visitation vom 30 Julius 1833 zählte man zu Cincinnati 6000 Schulkinder von 4 bis 16 Jahren, abgesehen von 230 farbigen Kindern, welche eine besondere Schule besuchen. Es bestehen 18 gemeinschaftliche Schulen, mit 12 Lehrern, 6 Unterlehrern, 6 Lehrerinnen und 7 Unterlehrerinnen. Die Lehrer haben einen Gehalt von 400 Dollars, die Unterlehrer 250; die Lehrerinnen 216 und die Unterlehrerinnen 168 Dollars. Im Allgemeinen wird diese Besoldung für unzureichend gehalten.

Digitized by Google

sonst nirgends angetroffen habe, nämlich eine Darstellung der Hölle, welcher die Jugend von Cincinnati zuweilen beiwohnt. Hier sieht und hört man die Qualen der Verdammten; ein brüllender Bär, eine Riesenschlange von Papier, die sich zusammenrollt und wieder ausdehnt, verfehlen ihres Eindrucks nicht; dazu kommt der Wechsel von Licht und Dunkelheit, einige phantasmagorische Erscheinungen und die Erschütterung einer verborgenen Elektrisirmaschine, welche die Nerven der Jugend nicht wenig angreifen. Diese Vorstellung bildet die Haupteinnahme des Museums.

Die Banken haben bis jetzt noch in Cincinnati ein sehr bescheidenes Aussehen; man beschäftigt sich aber gegenwärtig mit dem Bau eines großen imposanten Gebäudes zu diesem Zwecke. Die Gießereien, wo die Dampfmaschinen gefertigt, die Werfte, wo die Dampfschiffe gezimmert werden, und alle lärmenden Werkstätten liegen an den äußersten Enden der Stadt, oder in den Dörfern Covington und New-Port auf dem andern Ufer des Ohio, im Staate Kentucky. Obgleich des Jahres über 150,000 Schweine geschlachtet werden, so ist die Stadt doch nichts desto weniger reinlich und sehr gesund. Das Schlachten geschieht außerhalb der Stadt, am Ufer des Baches Deer Creek, dem man aus dieser Ursache den Zunamen des blutigen gegeben hat.

Cincinnati besitzt weder mit Bäumen bepflanzte Plätze, noch fließende Brunnen, obgleich beide leicht anzulegen wären. Bis jetzt fehlt den Einwohnern der Schönheitsgeschmack, deßhalb hat man nur an das Nützliche gedacht. Ueberdieß erheischt jede Verschönerung eine Steueranlage, welche die Einwohner nur sehr ungern sehen. Aus diesem Grunde wird es auch erklärlich, warum es bis auf den heutigen Tag in Cincinnati noch an einer öffentlichen Straßenbeleuchtung fehlt.

Seit etwa 20 Jahren besitzt die Stadt ein köstliches Wasserwerk. Gegen eine jährliche Einlage, die sich für Familien auf 8 bis 10 Dollars beläuft, erhält jeder so viel Wasser, als er täglich bedarf. Eine am Rande des Flusses angebrachte Dampfmaschine treibt das Wasser 500 Fuß hoch in einen Behälter, der auf einem der umliegenden Hügel sich befindet. Von hier aus wird es in gußeisernen Röhren nach allen Vierteln der Stadt geleitet. Der Hauptbehälter ist so hoch, daß das Wasser in jedem Hause von selbst bis in die höchste Etage steigt. Entlang den Häusern sind in gewissen Entfernungen Brunnen vertheilt, um im Fall einer Feuersbrunst die Spritzen zu nähren. Die meisten neuern Städte der Vereinigten Staaten sind mit hydraulischen Werken versehen. Von den ältern verdient das zu Philadelphia Erwähnung, das in Folge unglaublicher Versuche gegen 15 Millionen gekostet hat. Das Wasserwerk von Cincinnati kostet kaum 800,000 Franken. Es gehört einer Gesellschaft, weßhalb hier auch das Wasser theurer ist als zu Pittsburg und Philadelphia.

Langt man zu Wasser an, so ist der Zugang zu Cincinnati überraschend schön. Noch mehr ist er es, wenn man die Stadt von dem Gipfel eines der umliegenden Hügel überschaut. Weithin sieht man den Ohio mit seinen Krümmungen und den Licking, der sich unter einem rechten Winkel in denselben ergießt, ferner den mit Dampfschiffen angefüllten Hafen, das Becken des Kanals mit den Magazinen an seinen Ufern und die zehn Schleußen, welche ihn mit dem Flusse verbinden; die Baumwollspinnereien von Newport und Covington mit ihren großen Kaminen; das Depot der Bundesarmee, wo die besternte Flagge von der Spitze eines Mastes weht. Ringsum wird die Aussicht begränzt durch eine amphitheatralische Kette von Bergen und Hügeln, die mit der kräftigen Vegetation der Urwälder prangen. Von Strecke zu Strecke wird dieses herrliche Grün durch einige auf Säulen ruhende Landhäuser unterbrochen. Und die ganze Bevölkerung, welche sich innerhalb dieses Panorama's bewegt, lebt in Wohlhabenheit, ist gewerbsam, mäßig, sparsam und eifrig sich zu belehren. Sind ihr auch die verfeinerten Genüsse unserer europäischen Hauptstädte unbekannt, so kennt sie dagegen auch deren Laster, Thorheiten und Verschwendung nicht.

Beim ersten Anblick findet man keinen Unterschied zwischen dem rechten und linken Ufer, und es scheint von Weitem, daß die Wohlfahrt Cincinnati's sich auch auf das entgegengesetzte Ufer erstrecke. Dies ist jedoch eine Täuschung. Auf dem rechten Ufer, d. h. im Staate Ohio, wohnen nur freie Wesen; auf dem gegenüberliegenden Ufer Sklaven. Hundert und aber hundert Meilen kann man den Fluß hinabgehen, und immer wohnt rechts die Freiheit und links die Sklaverei. Betritt man das Gebiet des Mississippi, so herrscht Gleichheit auf beiden Ufern, nämlich auf beiden Sklaverei.

Ich fand hier den ehemaligen General Harrison in einem sehr mäßigen bürgerlichen Amte, das ihm seine Freunde verschafft hatten, um ihn gegen Mangel zu schützen. Aehnliche Beispiele der Verarmung von Männern, deren Laufbahn höchst ehrenvoll war, sind in den Vereinigten Staaten nicht selten. Die Ursache davon ist, daß man ein Pensionssystem in diesem Lande gar nicht kennt. Alle Beamten stehen in einem gänzlichen Mißkredit. In Folge der herrschenden Ideen setzt man sie ohne alle Formalität ab, ja man gibt weder ihnen, noch dem Publikum irgend einen Grund davon an. Aber gerade dadurch hat sich ein furchtbares Werkzeug der Tyrannei gebildet. Unter der wohlwollenden und gemäßigten Verwaltung der frühern Präsidenten wurde dasselbe nicht benutzt; allein seit General Jacksons Regierung hat sich ein förmliches System der Absetzung eingeschlichen. Die öffentlichen Aemter sind heutzutage der Preis des Sieges der Parteien geworden.

In den letzten Tagen des Decembers vorigen Jahres wurden vom Direktor des Museums zu Kertsch (in Taurien), Herrn Aschik, abermals zwei Grabgewölbe entdeckt, in welchen folgende Gegenstände enthalten waren. Im ersten: vier thönerne Gefäße, zwei Opferschalen und ein Opfergefäß von ungewöhnlicher Form. Alle diese Gefäße sind mit einem schwarzen Lack überzogen und mit farbigen Guirlanden verziert. Im zweiten: zwei weibliche kleine Standbilder aus Töpfererde, zwei goldene Ohrgehänge, verziert mit Löwenköpfen; eine kleine goldene Kette, in Gestalt eines Bracelets, gleichfalls mit Löwenköpfen verziert; eine goldene Kopfbinde, auf welcher, wie es scheint, der Raub der Proserpina abgebildet ist. Außer diesen beiden Grabgewölben wurde auch eine steinerne Urne gefunden, die mit weiblichen Knochen angefüllt war. Darin befand sich ein goldener Ring mit einem Stein, auf welchem der Kopf der Psyche geschnitten ist, und zwei Ohrringe mit morgenländischen Granaten.

Die archäologischen Untersuchungen der Erdhügel auf dem Wege der neuen Quarantaine werden nur sehr selten mit Erfolg gekrönt, indem fast alle Grabhügel bereits beraubte Grabgewölbe enthalten. Hr. Aschik hat der Reihe nach elf Grabhügel öffnen lassen, in welchen zerstörte Gräber gefunden wurden, und nur der zwölfte Tumulus belohnte einigermaßen diese Untersuchungen: man fand in ihm ein Grabgewölbe aus großen, ohne Mörtel zusammengefügten behauenen Steinen mit Erde gefüllt. Nachdem der Inhalt ans Tageslicht gefördert und die Erde durchsiebt war, fand man folgende Gegenstände: 1) Eine große zweihenkelige Schale sammt Deckel, überzogen mit einem schwarzen Lack und mit Guirlanden verziert, auf welchen noch Spuren von Vergoldung sichtbar sind. In derselben fanden sich Thierknochen, höchst wahrscheinlich von einem Widder, vor. Man kann dieses Gefäß füglich zu den Kraterен (aquimanarium, Wassergeschirr) rechnen, in welchen das Reinigungswasser aufbewahrt wurde, und man bediente sich desselben vielleicht bei Eriobolien (Widderopfern). Diese Ceremonie stellte eine Reinigung, einen Uebergang zum neuen Seyn dar, vermöge dessen der Dahingeschiedene in die Wohnungen der ewig Seeligen einging. 2) Eine große irdene Vase von schöner Form mit Rinnen (cannelures). Die eben erwähnte Schale stand zu den Füßen des Verstorbenen. Diese Vase hatte einen Ueberzug von schwarzem Lack und war stellenweise mit vergoldeten Guirlanden geziert. 3) Ein goldener Siegelring von vorzüglicher Arbeit mit einem eingelegten geschnittenen Karneol, welcher einen liegenden Löwen darstellte. Auf der Rückseite des Steines waren Schild, Helm und Schwert eingegraben. 4) Ein Strauß, bestehend aus fünf Aehren mit Blättern, aus Elektrum, gefunden auf dem Haupte des Gerippes. 5) Drei goldene Ringe mit orientalischen Granaten. 6) Ein Ohrlöffel und eine Nadel, beide von Gold. 7) Zwei kleine Ohrringe mit Amorbildern. — Obgleich in diesem Grabgewölbe keine alten Münzen entdeckt wurden, nach welchen sich das Alter der Gräber näher bestimmen ließe, so sind doch die Gefäße, so wie auch die Arbeit der Gegenstände von Gold vollkommen denjenigen ähnlich, von welchen im Eingange dieses Artikels Erwähnung geschieht, daher man wohl folgern kann, daß dieselben dem zweiten oder dritten Jahrhundert vor Christo angehören.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 212. 31 Julius 1835.

Tiflis.

(Schluß.)

Der Bischof Nerses.

Die Reisenden hatten gehofft, zu Tiflis ein gutes Unterrichtssystem für die Armenier, unter der Leitung des Erzbischofs Nerses, dieser Zierde der armenischen Kirche, im Gange zu finden, fanden sich aber in ihrer Erwartung getäuscht, denn Nerses befand sich nicht mehr in Tiflis. Früher hatte er als Präsident der Synode zu Etschmiadsin und als Stellvertreter des Katholikos alle kirchlichen Angelegenheiten geleitet, und auch bei seinem spätern Aufenthalt zu Tiflis, als Bischof von Georgien, hatte er jenes Amt behalten, so daß man allgemein glaubte, er werde dem Katholikos als Haupt der armenischen Kirche folgen. Ueberall, wo man Armenier traf, war auch sein Name gekannt, und obgleich mancher ehrgeizige Geistliche ihn um seinen hohen Rang beneidete, so wurde er doch von den verständigsten Laien mit großer Achtung behandelt, und galt für den aufgeklärtesten und am meisten patriotisch gesinnten Geistlichen. Seine Maßregeln zeigten auch, daß ihm die Besserung des bürgerlichen und moralischen Zustandes seiner Nation am Herzen liege, und einige seiner Neuerungen erstreckten sich auf religiöse Dinge. Um vor dem neuen Regulativ für die Geistlichkeit die Zahl der Priester zu vermindern, hat er eine Anzahl Jahre hindurch keine ordinirt, wirkte ganz offen den Wallfahrten entgegen, und verbot das Buch der Legenden ferner in den Kirchen seines Sprengels zu lesen. Von seinen Bemühungen um den Unterricht wird weiter unten die Rede seyn. Ueber die Ursache seiner Entfernung von Tiflis erfuhren die Reisenden nichts Bestimmtes, man sagte nur in allgemeinen Ausdrücken, er habe sich das Mißfallen des Feldmarschalls Paskewitsch zugezogen, und sey nach Bessarabien versetzt, oder vielmehr verbannt worden. Obgleich so der Aussicht auf den Stuhl der Katholikos beraubt, ist er doch immer noch Bischof, und sein Sprengel umfaßt alle Armenier im westlichen Rußland, vom schwarzen Meere bis Petersburg. Auch steht wahrscheinlich die armenische Kolonie zu Kaminiez in Polen, so weit sie nicht katholisch wurde, unter ihm, und vielleicht ist sie der Ursprung seines Bisthums. *)

*) Diese Kolonie floh schon vor mehrern Jahrhunderten vor den in ihr Vaterland einbrechenden Horden. Die Lage ihrer Stadt ist ausnehmend stark, und sie genoß selbst noch bis auf unsere Zeiten herab einer halben Unabhängigkeit, da sie ihre eigenen Beamten hatte, die mit der Macht über Leben und Tod bekleidet waren. Im Jahre 1624 mußte der Katholikos Melkiseti vor den Verfolgungen des Schah Abbas aus Etschmiadsin fliehen, und schlug seinen Sitz zu Lemberg auf, einer zweiten armenischen Kolonie, die durch die gleiche Veranlassung entstand, und etwa 1000 Familien zählte. Ein Jahr später ging er nach Kaminiez, wo er starb. Im J. 1666 wurde der Erzbischof, oder wie man ihn auch nannte, der Patriarch von Kaminiez durch einen Theatinermönch zum Katholizismus bekehrt.

Nerses hinterließ zu Tiflis in der Akademie die er baute, einen interessanten Zeugen seines Wunsches, zur Aufklärung seiner Nation beizutragen. Schon das Gebäude selbst ist ein großer Beweis seines Patriotismus: es ist aus Backsteinen gebaut, zwei Stockwerke hoch, außen weiß beworfen, und auf beiden Seiten mit einer Säulenreihe geziert; der Bau kostete 60 oder 70,000 Rubel, die Nerses mit Ausnahme einiger wenigen Legate aus eigenen Mitteln hergeschossen hatte. Die Russen wirkten auf keine Weise dazu, als daß die allgemeine Sicherheit, die durch ihre Herrschaft eingeführt wurde, den wohlthätigen Sinn der Einzelnen ermunterte, etwas zum allgemeinen Besten beizutragen. Die Lehrzimmer sind auf europäische Weise mit Bänken und Schreibtischen eingerichtet. Der Bau des Hauses, sobald einmal für Geld gesorgt war, war eine leichte Sache, schwierig aber war es, tüchtige Lehrer zu finden. Einen holte man aus Paris, einen zweiten aus Moskau, und einen dritten aus Isfahan: ihre Anzahl stieg endlich auf eilf, von denen drei armenisch, zwei russisch, einer persisch, einer französisch, einer Mathematik und einer Zeichnen lehrte. Nerses beabsichtigte anfangs, daß die Anstalt ein Gymnasium bilden sollte; seit er selbst sie aber nicht mehr leitet, ist sie sehr in Verfall. Keine von den neuern Unterrichtsmethoden wurde je hier in Ausführung gebracht, mit Ausnahme eines unglücklichen Versuchs, das Lankasterische System einzuführen. Obgleich beim Sprachstudium das Neue Testament als Klassenbuch gebraucht wird, so ward dasselbe doch nie benutzt, um einen moralischen oder religiösen Einfluß auf die Nation dadurch auszuüben, *) und wahrscheinlich wurde

*) Diese Bemerkung der HH. Missionäre kann etwas zelotisch erscheinen, wird aber nicht übertrieben seyn, wenn man erwägt, daß die Austheilung des Neuen Testaments von der armenischen Geistlichkeit scheel angesehen, und von der russischen Regierung, die von

Digitized by Google

es nur deßhalb gewählt, weil man es sich am leichtesten verschaffen konnte. Der Wartabed *) aber, der unter Nerses sowohl als später Direktor war, ist ein sehr brauchbarer Mann, und scheint nicht nur die intellektuelle, sondern auch die moralische Bildung seiner Nation zu beherzigen. Er hat Erzbischof Platos Katechismus armenisch herausgegeben. Die jetzige Anzahl Schüler beträgt etwa 200, und die auf 3000 Rubel jährlich sich belaufenden Kosten sollen von dem bischöflichen Sitze getragen werden.

Ob diese Anstalt nach der Absicht von Nerses die Grundlage für ein ausgedehntes System von Schulen werden sollte, ist ungewiß: er hat kein anderes Schulgebäude errichten lassen, und innerhalb der neuern Provinz Georgien findet sich auch nur noch die einzige Schule zu Sandscheh, welche etwa 30 Schüler zählt. In Vergleich mit den Georgiern sind die Armenier sehr unterrichtet, im Ganzen aber können sie doch wenig reelle Kenntnisse besitzen. Mädchenschulen gab es nie, doch werden einige privatim im Lesen unterwiesen. Seltsamerweise lernen sie aber nicht armenisch, sondern georgisch, ein Umstand, welcher beweist, daß der Einfluß der Georgier hier doch größer ist, als man ihrer geringen Anzahl nach vermuthen sollte, und der auch die Behauptung bestätigt, daß die Armenier von Tiflis georgisch besser als ihre eigene Sprache verstehen.

Nerses fand, als er seine Schule begann, einen eben so großen Mangel an Büchern, als an Lehrern, und fühlte bald, daß ohne eine Presse seine Anstalt immer unvollständig bleiben würde. Er kaufte eine solche, zur Zeit aber, wo die Reisenden in Tiflis waren, stand sie aus Mangel an Fonds beinahe still. Nur ein Abcbuch, der schon erwähnte Katechismus, die in Venedig erschienene armenische Grammatik und ein Psalter wurden gedruckt. **)

Kirchlicher Zustand. Armenisches Gymnasium zu Moskau.

Von dem Bischof Serope erfuhren die Reisenden manches über die Lage und Verhältnisse der armenischen Kirche. Das einzige armenische Kloster in Tiflis ist das bei der Hauptkirche, und enthält bloß den Bisthumsverweser Simeon und drei oder vier Wartabeds: ein Nonnenkloster mit acht oder zehn Nonnen war das einzige in Tiflis selbst und in der Diöcese. In der Stadt befinden sich acht Kirchen, außer der am Nonnenkloster und einer nicht benutzten, und vier oder fünf in den Vorstädten; die Priester, welche sie bedienen, und deren 60 seyn sollen, sind sehr unwissend, und mehrere können kaum lesen. Die Diöcese, welche zwei Suffraganbischöfe hat, umfaßt die ganze jetzige Provinz Georgien, und enthält mit Ausnahme der Einwohner von Tiflis 8000 armenische Familien, von denen einige leibeigen sind, wie die georgischen Bauern.

Serope, der ihnen diese Mittheilungen machte, war im Kollegium der Propaganda zu Rom als Katholik erzogen worden, und später wieder zur armenischen Kirche übergetreten, ein nicht seltener Fall. Mehrere Jahre hindurch war er Rektor des armenischen Gymnasiums zu Moskau gewesen, und seit Kurzem zum Bischof von Astrachan ernannt, das unter seinen 40 bis 45,000 Einwohnern 4000 Armenier zählt. Ueber das Gymnasium zu Moskau theilt er den Reisenden Folgendes mit. Das Ganze ist die Stiftung eines Armeniers aus Jsfahan, von der Familie Eleazar, einer der reichsten im russischen Reiche. Das Legat reichte nicht nur zum Bau der nöthigen Gebäude und sonstigen Einrichtungen hin, sondern bei der im Jahre 1816 erfolgten Eröffnung war noch ein Fonds von 200,000 Rubel übrig, aus dem 32 Studenten unentgeiblich unterhalten wurden: die Gesammtzahl der Studenten beträgt 60, und bis zum J. 1829 wurden 69 graduirt. Die Anstalt ist indeß nicht ausschließlich armenisch, sondern die russische Abtheilung ist bei weitem die größte; die meisten armenischen Studenten sind aus den Provinzen nördlich vom Kaukasus, nur wenige aus den südlichen. Sie lernen russisch, französisch, deutsch und armenisch, ferner Geschichte, Mathematik, Philosophie u. dgl., alles aber nur ziemlich oberflächlich; kein Zweig der Wissenschaften wird besonders gelehrt, sondern nur der Grund für alle gelegt, hinsichtlich der Theologie schwerlich in rechter Weise, wie Serope selbst zugestand. Der jetzige Rektor ist ein Wartabed, Namens Michael Salamtian, der in Konstantinopel geboren, und im katholisch-armenischen Kloster Bzummar auf dem Berge Libanon erzogen wurde. Er ist sehr aufgeklärt, auch um die Aufklärung seiner Nation bemüht, dabei ist aber zu fürchten, daß er sich insgeheim zu den Grundsätzen der deutschen Neologie *) hinneigt; sein religiöser Einfluß kann darum nicht gut wirken, und die Folge ist, daß die Graduirten meist irreligiös sind; sie lernen russischen Leichtsinn und das Haschen nach Auszeichnung, und wenn sie endlich herauskommen, so sind sie nicht mehr Armenier, sondern voll Vorurtheile gegen dieselben, als gegen halbbarbarische Asiaten. Statt nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, in der patriotischen Absicht, ihre Nation zu unterrichten, suchen sie Anstellung bei der Regierung, und zerstreuen sich im russischen Reiche; nur wenige fanden ihren Weg in die südlich vom Kaukasus gelegenen Provinzen. Die einzige Hoffnung ist, daß das Institut der Nation mit der Zeit einige gute Schriftsteller geben kann.

Katholische Missionen.

Die katholischen Missionen in Georgien haben geringe Wirkung gehabt: ihre Errichtung datirt sich vom J. 1660, oder nach Gamba sogar von 1625. Die Missionäre kamen zu dem damaligen Gouverneur Schahnawas Khan als Aerzte, eine Benennung, die sie auch später beibehielten. Wegen ihrer nützlichen Kunst nahm er sie willig auf, schenkte ihnen ein Haus zu Tiflis und zu Gori, wo sie bald darauf sich niederließen, und gab ihnen Erlaubniß ihre Religion öffentlich auszuüben. Durch bedeutende Geschenke, die sie ihm und seinem Hofe bei ihrer Ankunft und später alle zwei Jahre brachten, gelang es ihnen, festen Fuß im

jeder aller Proselytenmacherei entgegen war, auf Anstiften der armenischen Geistlichkeit, jedoch auf eine sehr milde Weise, untersagt wurde.

*) Dieß ist der Titel eines zum Priester geweihten Mönchs.

**) In Tiflis erscheint auch eine kleine Regierungszeitung: russisch und georgisch, alle drei Wochen einmal. Dieselbe Presse hat auch versucht, persisch zu drucken, man hat es aber wieder aufgegeben.

*) Diesen Ausdruck muß man dem Glaubenseifer der HH. Missionäre zu gut halten.

Digitized by Google

Lande zu fassen, denn die georgische und armenische Geistlichkeit thaten Alles, um ihre Verbannung zu bewirken, aber die Arzneiwissenschaft schützte sie, und verschaffte ihnen auch zum Theil ihren Unterhalt, denn von der Propaganda erhielten sie nur 18 römische Kronen jährlich. Sie scheinen indeß wenige Proselyten gemacht zu haben, und sahen sich sogar genöthigt die strengen georgischen Fasten zu beobachten und den orientalischen Kalender anzunehmen, um nur als Christen zu gelten, so daß sie im Aeußern den Georgiern ganz gleich wurden.

Die Anstalt besteht jetzt in einem ziemlich bequemen Kloster und einer stattlichen Kirche. Die Mönche treiben immer noch die Arzneiwissenschaft, und unterrichten einige junge Menschen; ihre Gemeinde besteht aus etwa 600 Seelen, meist bekehrten Armeniern. Der Vorstand ist ein geborener Toskaner, der im J. 1831 sich schon sechs Jahre hier befunden, und da dieß die gewöhnliche Missionsdienstzeit überschritt, ungeduldig auf seine Rückberufung wartete. Vier Mitglieder der Mission befinden sich in Tiflis, eines zu Alhaltsikhe, und eines zu Kutais, auch haben sie eine Station zu Gori mit einer Kirche und etwa 200 Pfarrkindern. Die zu Kutais wurde im J. 1670 gegründet, und hat jetzt eine beträchtliche Gemeinde von bekehrten Armeniern. Diese katholischen Missionäre sind Kapuziner. Als Chardin im J. 1672 in Mingrelien war, hatten auch die Theatiner eine Niederlassung zu Sipias: sie kamen im J. 1627 und der Fürst gab ihnen wegen ihrer Nützlichkeit als Aerzte ein Haus und Ländereien, nebst einer Anzahl Leibeigenen. Ihre Fortschritte in geistlicher Hinsicht waren aber noch unbedeutender, und sie erklärten Chardin, sie würden ihre Mission längst aufgegeben haben, wie dieß mit den Missionen in der Krim, Georgien, Cirkassien und Imerethi geschah, wenn nicht die Ehre ihrer Kirche und ihres Ordens, der sonst keine Mission habe, ihr Bleiben nöthig machte. Im Jahre 1700 war nur Ein Theatiner in Mingrelien, und jetzt ist keiner mehr da.

Das St. Lazaruskloster zu Venedig.

Bei Gelegenheit dieser Nachforschungen erkundigten sich die Reisenden auch um die nähern Verhältnisse des katholisch-armenischen Klosters in Venedig: dieß gehört zum Orden des h. Antonius, und wurde im J. 1706 von dem katholischen Wartabed Mekhitar, der im J. 1665 zu Siwas geboren wurde, auf der Insel St. Lazarus zu Venedig gegründet. Er war selbst ein gelehrter Mann und drückte auch seinem Kloster diesen Charakter auf, und dieses hat auch für die Pflege und Bereicherung der armenischen Literatur mehr gethan, als alle andern Armenier zusammen: eine seiner ersten Maßregeln war die Gründung einer Schriftgießerei und einer Presse, und die daraus hervorgegangenen Bücher machen der Typographie und Literatur gleiche Ehre. Während die Masse der Nation unter dem Incubus der türkischen und persischen Unwissenheit schlummerte, und nur hie und da ein schlecht abgefaßtes Buch aus einer kleinen schlechten Presse zu Konstantinopel oder anderswo hervorging, erzog dieß Kloster eine Reihe gelehrter Männer, deren Werke in gelehrter und typographischer Hinsicht keinem Lande zur Schande gereichen würden.

Eine Zeit lang ließen sie sich in heftige Kontroversen zu Gunsten der katholischen Kirche ein, so daß im Jahre 1770 der Katholikos Simon zu Etschmiadsin, und ungefähr um dieselbe Zeit auch der armenische Bischof zu Astrachan ihre Bücher verboten. Später aber wendeten sie der Literatur ihre ganze Aufmerksamkeit zu; durch ihre Bemühungen besitzt man zu Erlernung der armenischen Sprache so viele Hülfsmittel, als für irgend eine europäische Sprache, und in manchen Wissenschaften, namentlich auch in der Geschichte, fehlen bedeutende Werke nicht. Auch gab sie schon im Jahre 1732 eine Bibel in Quart und das Neue Testament öfters heraus. Der Einfluß jedoch, den das Kloster jetzt auf die armenische Nation ausübt, ist in Armenien selbst klein; zwar sind die Verbote gegen ihre Bücher vergessen, und niemand hindert ihre Cirkulation, sie sind allenthalben geachtet, wo sich Armenier finden, selbst in Indien, und man findet sie in den Händen der höchsten Geistlichen, aber in Armenien selbst sind sie selten und schwer zu erhalten. Das Kloster hat keine Agenten in dieser Gegend, und nur ein katholisch-armenischer Diakon zu Tiflis hat sich erboten, die verlangten Bücher aus Venedig kommen zu lassen.

Das chinesische Kollegium zu Neapel.

Eine kürzlich erschienene Reisebeschreibung enthält hierüber folgende Angaben: „Die Zöglinge dieses seltsamen Seminars werden noch als völlige Kinder hieher gebracht, und in verschiedenen Sprachen und andern Gegenständen sorgfältig unterrichtet. Namentlich werden sie streng in den Lehrsätzen des katholischen Glaubens erzogen, da der Zweck ist, sie später als Missionäre in ihre Heimath zu senden. Sehr wenige kehren indeß nach Italien zurück, um Nachricht von ihren Erfolgen und der Zahl ihrer Bekehrten zu geben, weßhalb man vermuthet, daß die Meisten als ein Opfer der Vorurtheile ihres Volks fallen, das sie als Abtrünnige verabscheut, und Ketzereien und Neuerungen äußerst abhold ist. Man wies uns in einen Saal, dessen Wände beinahe bedeckt waren mit Bildnissen ehemaliger Zöglinge, die als Missionäre ausgesendet worden waren, und ihr Leben dabei eingebüßt hatten. Während ihres Aufenthalts in Neapel dürfen die Schüler nicht ausgehen, und außer ihren Lehrern und unter einander mit niemand verkehren. Dadurch sind sie im Stande ihre Muttersprache rein unter sich zu erhalten. Ihr Kostüme hat nichts Ausgezeichnetes, denn es besteht bloß aus einem schwarzen langen Rock und einer Mütze von derselben Farbe, aber ihre Physiognomie und ihre Gesichtsfarbe deuten hinreichend das Land ihrer Geburt an. Die letztere ist ungemein schmutzig oder vielmehr gelb, während die hohen Backenknochen, die kleinen tiefliegenden Augen, die gewölbten Augenbrauen, flachen Nasen und dicke Lippen ihnen Allen eine wunderliche Aehnlichkeit verleihen. Sie zeigten uns eine Menge Gegenstände, die sie selbst verfertigt hatten, unter Anderem eine an der Decke des Zimmers herabhängende Laterne, auf welcher mehrere Figuren abgebildet waren, die sich durch einen gewissen Mechanismus in Bewegung setzten. Sie sprechen mehrere Sprachen fließend, und als ich ihnen sagte, daß ich Jerusalem und andere Orte des heiligen Landes besucht hätte, zeigten sie viele Neugierde, und thaten eine Menge Fragen über die Stadt sowohl als das Land im Allgemeinen. Diese Zöglinge bleiben unter strengen Studien und eben so strenger Disziplin im Kollegium bis man glaubt, daß sie zum Beginne ihrer gefährlichen Laufbahn hinreichende Kenntnisse erworben hätten.

Briefe über Amerika. II.

Cincinnati. II.

Cincinnati hat gegen 40,000 Einwohner, wenn man die auf dem Stadtbann liegenden Dörfer mit hinzu rechnet. Gegründet wurde die Stadt vor etwa 40 Jahren, ihre rasche Vergrößerung datirt sich aber erst von 10 Jahren her. Die Einwohner bestehen aus allen Nationen;

Digitized by Google

Deutsche und Irelander finden sich in größerer Anzahl daselbst; der Hauptstamm der Bevölkerung stammt aus dem Nordosten der Vereinigten Staaten her. Die Fortschritte Cincinnati's sind um so überraschender, wenn man bedenkt, daß diese Stadt Alles sich selbst zu verdanken hat. Andere plötzlich entstandene Städte der Vereinigten Staaten wurden so zu sagen auf Aktien erbaut. So ist z. B. Lowell nichts Anderes als eine Unternehmung der Kaufleute zu Boston, die ihre Kapitalien zusammenschossen, hierauf Handwerksleute kommen ließen und zu diesen sagten: „Baut uns eine Stadt.“ Cincinnati ward ohne äußere Mitwirkung durch die Einwohner selbst allmählich erbaut und verschönert, und diese Einwohner waren größtentheils arme Leute. Statt alles Vermögens brachten sie jenen Geist der Ordnung und der Oekonomie mit, den die meisten von ihnen auf dem Boden Neuenglands schon mit der Muttermilch einsogen, und den die übrigen als ein heiliges Gesetz annahmen.

Ich habe oben bemerkt, daß Cincinnati eine herrliche Lage hat; in topographischer Hinsicht ist dieß wahr; folgt man aber dem Laufe der Gewässer auf der Karte und zieht man die Hülfsquellen des Bodens in Betracht, so findet man, daß auf der unermeßlichen Linie der westlichen Flüsse sich eine Menge Punkte finden, welche in Beziehung auf Gewerbe und Handel eben so günstig, ja selbst noch vortheilhafter gelegen sind. Pittsburg hat z. B. Eisen und Steinkohlen, d. h. das tägliche Brod der Industrie ganz nahe bei der Hand; es liegt am obern Theil des Ohio, wo die Dampfschifffahrt beginnt, beim Zusammenflusse des Monongahela und des Alleghany, von denen der eine aus dem Süden, der andere aus dem Norden herabfließt, unweit der Seen, und erscheint daher als der Mittelpunkt eines weiten Systems von Verbindungen, Straßen, Kanälen und Eisenbahnen. Louisville (Kentucky) liegt am Wasserfalle des Ohio an dem Punkte, wo die große Dampfschifffahrt beginnt, und ist somit eine natürliche Zwischenstation für den Handel des obern Ohio und für den des Mississippi und seiner Zuflüsse. Was Fabriken und Gewerbe anbelangt, so bietet Louisville eben so viele Hülfsquellen dar als Cincinnati; ja, seine bezaubernde Lage abgerechnet, schien letzteres durchaus nicht bestimmt, die Niederlagen und das Debouché des fruchtbaren Erdstrichs zwischen dem großen und kleinen Miami zu werden.

Allein wenn Menschen sich etwas vornehmen und es mit Beharrlichkeit durchsetzen, so wird es ihnen leicht, die Schwierigkeiten der Natur auf die Seite zu räumen. Daher sehen wir auch, daß Cincinnati, trotz aller Vortheile, welche Louisville als Depot von Kolonialwaaren und Lebensmitteln, trotz der Hülfsquellen, welche Pittsburg für seine großartigen Fabriken genießt, dennoch eine Bevölkerung zählt, welche doppelt so groß als die von Louisville und um die Hälfte größer ist als die Pittsburgs, und daß diese Bevölkerung sich in gleichem, wenn nicht in größerem Wohlstande befindet, als diejenigen der beiden andern Städte. Diesen Wohlstand haben Cincinnati's Einwohner durch die instinktartigen Pläne hervorgerufen, welche eine Folge des praktischen und spekulativen Sinnes dieser Söhne Neuenglands sind. Das Sprüchwort sagt, kluge Leute verstehen sich beim Erstenmal. Die Yankees*), klüger als die klügsten, verstehen sich, ohne dieses erste Wort mit einander zu wechseln. In Folge einer stillschweigenden Uebereinkunft vereinigen sie ihre Anstrengungen zu einem und demselben Zwecke. Arbeiten nach Bostons Art heißt in den Vereinigten Staaten irgend Etwas mit vollkommener Uebereinstimmung und ohne alle Phrasen ausführen.

Der Hauptzweck, den die Bewohner Cincinnati's sich gleich vom Anfange an vorgesetzt haben, war kein geringerer, als ihre Stadt zum großen Marktplatz des Westens zu machen. Das indirekte Mittel, dessen sie sich bedienten, bestand darin, daß sie sich allmählich einer Menge scheinbar untergeordneter Fabrikationen bemächtigten, deren Gesammtheit jedoch eine beträchtliche Masse bildet.

Abgesehen daher von der Bereitung des gesalzenen Fleisches, ist es auffallend, daß Cincinnati keine einzigen jener großen Gewerbszweige betreibt, welche den Wohlstand Frankreichs und Englands begründet haben. Die Einwohner von Cincinnati fabriziren eine große Menge von Möbels und Ackergeräthschaften aller Art. Alles was zum Bau der Wagen, zur Einrichtung der Haushaltungen gehört, Uhren, Seife, Lichter, Papier, Federn, Quincailleriewaaren u. s. w., welche unermeßlichen Absatz finden bei der wachsenden Volksmenge und dem zunehmenden Wohlstande der westlichen Staaten, so wie auch bei den neuen Staaten des Südens, die eine Menge Sklaven besitzen. Alle diese Sklaven sind mit Ackerbau und mit der Produktion der Baumwolle beschäftigt, aber eben wegen der Sklaverei können in jenen Staaten Fabriken und Manufakturen nie gedeihen. Die meisten Produkte von Cincinnati sind von ganz gewöhnlicher Art. Die Möbels z. B. würden dem Geschmacke der Pariser wenig zusagen, sie sind jedoch zweckdienlich und wohlfeil, und gerade dessen bedarf es in einem neuerstehenden Lande, wo, mit Ausnahme des südlichen Theiles, Wohlstand, aber keine Ueppigkeit herrscht. Das Gedeihen Cincinnati's ist daher auf die Wohlfahrt der westlichen Provinzen basirt, auf die ersten Bedürfnisse des größern Theils der Einwohner. Allein außer dem Materiellen nimmt man daselbst auch Rücksicht auf das Intellektuelle. So befindet sich zu Cincinnati eine große Schriftgießerei, welche den ganzen Westen und die ungeheure Zahl von Journalen, welche dort gedruckt werden, versieht. Nach der Methode der Engländer und Amerikaner wird die Handarbeit des Menschen so viel als möglich durch Maschinen ersetzt; so sah ich unter Anderem hier zwei Vorrichtungen, von denen eine die Schriftcharaktere formt, während die andere sie, wenn sie gegossen sind, reinigt. Beide sind bis jetzt in Frankreich noch nicht bekannt. Auch mehrere Druckereien findet man zu Cincinnati, aus deren Pressen jedoch nur Schriften zum allgemeinen Gebrauch, als Zeitungen, Gebet- und Schulbücher, hervorgehen. Mit Hülfe dieser vielfachen Industriezweige hat sich Cincinnati in eine Lage versetzt, die man ihm nicht leicht wird entreißen können. Denn in der Industrie ist die Priorität kein geringer Vortheil. Der Kaufmann des innern Landes, der mit den verschiedenartigsten Gegenständen handelt, findet zu Cincinnati so ziemlich Alles, was er braucht. Er macht deßhalb hier vorzugsweise seine Einkäufe; daher ist Cincinnati der Centralmarkt des Westens.

In Cincinnati weiß man nichts von der industriellen Feudalität; es gibt hier keine großen Werkstätten. Die Industrie ist getheilt, etwa wie bei uns der Boden. Jedes Familienhaupt führt sein Geschäft mit Hülfe seiner Söhne und einigen neu Angekommenen, welche gegen Bezahlung Dienste leisten. Cincinnati ist daher in industrieller wie in politischer Beziehung gleich republikanisch konstituirt.

Der moralische Anblick von Cincinnati ist hinreißend für jeden, der die Arbeit über Alles liebt, und dem sie Alles ersetzt. Wer Geschmack an Vergnügungen und Ausgaben findet, dem dürfte diese schöne Stadt mit ihrem heitern Himmel und ihren pittoresken Umgebungen als ein langweiliger Aufenthalt erscheinen. Solche Leute werden mit großer Aufmerksamkeit überwacht, damit sie keine Proselyten zu machen im Stande seyen. Es bestehen Gesellschaften zur Unterdrückung der Trunkenheit und des Spieles, welche mit wahrhaft puritanischem Eifer in ihrer Sphäre wirken. Als Adams Präsident war, ließ er ein Billiard im Präsidialpalaste aufstellen. So weit geht in Amerika die Mißbilligung gegen Alles, was Spiel heißt, daß die politischen Gegner Adams aus diesem Umstande eine Waffe gegen ihn schmiedeten, und jenes Billiard war einer der Hauptgründe, welche man der Wiedererwählung des ehemaligen Präsidenten entgegensetzte.

*) So nennt man in den Vereinigten Staaten die Bewohner von Neuengland.

Literarische Notizen aus Rußland.

Die nordische Biene enthält die Ankündigung eines neuen russischen Werks, das den englischen und deutschen Pfennigmagazinen nachgebildet ist. Als Herausgeber kündigt sich August Semen an, welcher auch schon mit dem Herausgeber des englischen Pennymagazins in Unterhandlung getreten ist, um von ihm nach beliebiger Auswahl alle Holzschnitte und Zeichnungen zu erhalten. Alle 14 Tage sollen zwei Druckbogen mit 10 bis 12 Abbildungen erscheinen.

*

Bantisch-Kamenski, der Verfasser einer Geschichte Kleinrußlands, hat die in sehr verschiedenen Büchern zerstreuten Nachrichten über das Leben Mazeppas zusammengestellt. Das Buch enthält nur 92 Seiten, soll aber ziemlich vollständig seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Julius.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 213. 1 August 1835.

Ursprung und Fortgang des Handels zwischen Rußland und China.

Mit der Entdeckung und Eroberung von Sibirien wurden Rußlands Gränzen bis an die sinesische Tatarei erweitert. Eine Folge dieser Gränznachbarschaft war die Entstehung eines neuen Handels nach Sina (oder China), dessen Anfang in die Zeitperiode von 1600 fällt. Die Russen, von einem milderen Klima angelockt, breiteten sich im wärmern südöstlichen Sibirien früher und schneller aus, als im kältern nördlichen Striche dieses ungeheuer ausgedehnten Landes. Die Gegenden am Baikalsee waren schon zu Anfang des 17ten Jahrhunderts in Besitz genommen, und bald darauf drang auch die russische Herrschaft bis zum Sakalin-Ula oder bis zum Flusse Amur vor. Dieser Fluß schien, selbst bei der wenigen Kenntniß, die man von seinem Laufe hatte, für den Handel, die Schifffahrt und die Anlage von Kolonien oder Niederlassungen wichtiger als jeder andere Fluß des östlichen Sibiriens. Die Russen nahmen daher von ihm Besitz, bauten an demselben Forts, ohne daß die Einwohner sie am Bau gehindert, oder die Chinesen um diese Zeit auf den Amur öffentliche Ansprüche gemacht hätten. Die Russen selbst wußten nicht, wie weit sie sich dadurch dem chinesischen Reiche genähert hätten; denn in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hatte man selbst in Sibirien nur unvollkommene Begriffe von der wahren Lage China's. Dieses beweisen die Gesandtschaften, die damals von Tobolsk aus, obgleich nicht mit glücklichem Erfolge, dahin unternommen wurden. Man wählte nämlich den Weg durch die Länder der Kalmüken und durch die soongarischen Wüsteneien.

Je mehr sich die Herrschaft der Russen in Sibirien ausbreitete, desto mehr kleine Staaten in Asien geriethen mit ihnen in Verbindung. Die meisten davon knüpften diese Verbindung durch Gesandtschaften an, welche sie an die Statthalter und Bojaren in Sibirien schickten. Diese thaten ein Gleiches und suchten besonders dadurch den Zweck zu erreichen, eine Bekanntschaft mit China zu eröffnen. Man hatte zwar in Sibirien schon seit längerer Zeit Kenntniß von chinesischen Waaren und Produkten, erhielt sie aber nicht unmittelbar von daher, sondern nur mittelbar durch die Mongolen, Bucharen und Kalmüken. Bald aber bemühten sich die Russen, China selbst kennen zu lernen, um mit diesem großen Reiche in unmittelbare Handelsverbindung treten zu können.

Nach mehreren von Tobolsk und Tomsk aus nach China abgefertigten, aber unglücklich abgelaufenen Gesandtschaften, war die erste, welche zu diesem Endzwecke mit besserem Erfolge abgeschickt wurde, die vom Jahre 1654. Der Gesandte, welcher diesen merkwürdigen Auftrag erhielt, hieß Baikow und bekleidete eine Kanzleistelle in Tobolsk. Er fuhr den Irtysch hinauf durch das Land der Kalmüken, wo ihn der Fürst der Kalmüken, Ablai, sehr gut aufnahm, ihn mit Pferden und Kamelen zur weiteren Fortsetzung der Reise versorgte, und ihm auch einige Gesandte als Begleiter mit gab, die ihren Weg ebenfalls nach China nehmen sollten, kam dann weiter durch die Sandwüste Gobi bis an die große chinesische Mauer und von da endlich nach Peking, nachdem er von Tobolsk aus ein Jahr und neun Monate auf der Reise gewesen war. Zwar wurde durch diese Gesandtschaft noch keine feste Handelsverbindung zwischen beiden Reichen errichtet, aber man sah doch, daß die Chinesen hiezu nicht abgeneigt waren. Von russischer Seite lernte man dadurch China und seine Produkte näher kennen. Den 30 Julius 1657 kam Baikow wieder in Tobolsk an, nachdem die ganze Reise drei Jahre, einen Monat und vier Tage gedauert hatte. Durch dieselbe erhielt man nicht nur umständlichere und gewissere Nachrichten über China, sondern man lernte auch den Weg genauer kennen, auf welchem man aus Sibirien dahin gelangen konnte.

Kaum waren diese Umstände etwas allgemeiner bekannt geworden, so unternahmen auch schon einige Jahre nachher die Russen in Gemeinschaft mit den Bucharen, die in Sibirien ansässig waren, eine Karawanenreise nach China, und kehrten mit Handelsvortheilen zurück. Vorzüglich glücklich war eine große Karawane, die meistens aus Bucharen bestand und 1670 von Tobolsk nach China abging. Sie nahm den zuerst entdeckten Weg durch das Land der Kalmüken, welches ihr auf der Rückreise, wegen der unter diesem Volke damals herrschenden Unruhen, beinahe den Untergang bereitet hätte. Diese Karawane brachte eine Menge interessanter Nachrichten aus China mit, und durch sie wurde der Handel zwischen diesem Lande und Rußland immer mehr in Aufnahme gebracht.

Die Waaren, welche die Russen damals aus China mitbrach-

Digitized by Google

ten, bestanden nach Kilburger's Anzeige, *) vorzüglich in Seide, seidenen Zeugen und Stoffen, Kattunen, Kitaiken (eben dasselbe baumwollene Zeug, welches die Engländer Nanking nennen), Plüsch, Rubinen, Topasen und anderen Edelsteinen, Porzellan, Moschus, Bibergeil, Chinawurzel, Rhabarber, Thee, Vatian oder Sternanis u. dergl. m. Die chinesische Seide, die ungleich feiner als die persische ist, fand besonders starke Nachfrage. Sie wurde so hoch geschätzt, daß 1673 für 1 Pud in Moskau 120 Rubel damaliger Münze, oder 100 holländische Dukaten bezahlt wurden, weil ein deutscher Kaufmann sie nach Hamburg verschicken wollte. Moschus und Bibergeil waren zwar auch in Sibirien zu Hause, aber aus der Mongolei konnte man diese Produkte in weit größerer Vollkommenheit erhalten. Der Handel mit Rhabarber war ein czarisches Monopol; doch wurde im Winter immer eine beträchtliche Menge derselben heimlich nach Moskau geschafft, wo sie statt der ächten Rhabarber nicht selten nur Rhapontik erhielten.

Ganz anders hingegen verhielt es sich mit dem Thee. Dieser äußerst merkwürdige Handelsartikel und jetzige Lieblingstrank vieler Herren und Damen, von welchem jährlich mehr als 50 Millionen Pfund nach Europa eingeführt werden, scheint zuerst durch den russischen Handel mit China in allgemeineren Gebrauch gekommen zu seyn. Die älteste Nachricht von demselben findet sich in den Reisebeschreibungen der Araber, die seit dem 9ten Jahrhunderte China des Handels wegen mit ihren Schiffen besuchten. Sie beschrieben ihn unter dem Namen Chah oder Sah. Obgleich nachher auch von spätern Reisenden seiner erwähnt wird, so war er doch noch zu Anfang des 17ten Jahrhunderts in Europa ziemlich unbekannt. Olearius **) beschreibt im Jahre 1633 den Thee als ein ganz fremdes und seltenes Getränk. „Die Perser," sagt er, „tranken ein schwarzbraunes Wasser, das sie aus einem Kraut, Cha oder Chia, kochten, und welches die uzbekischen Tatarn aus China bringen. Es hat längliche spitzige Blätter, etwa einen Zoll lang, sieht wenn es gedorrt ist, schwärzlich aus, welkt und krümmt sich als Würmer zusammen." — Mandelsloh in seiner orientalischen Reisebeschreibung ***) braucht schon das Wort Thee, und schreibt diesem Kraute mancherlei heilsame Wirkungen wider allerlei Krankheiten zu; allein es war damals in Holland noch nicht in großen Quantitäten zu bekommen. Kilburger †) hingegen fand es 1674 unter dem Namen Tschai schon häufig in Rußland, und so wird es daselbst noch jetzt genannt. Er kaufte das Pfund in Moskau zu 50 Kopeken damaliger Münze.

Die von Kilburger so genannten Kithajer, die er auch tatarische Kaufleute nennt, welche den vorzüglichsten Handel zwischen Sibirien und China betrieben, sind keine Chinesen, sondern Mongolen und Bucharen. Sie durften nur bis Tobolsk kommen, um daselbst ihre mitgebrachten Waaren zu verkaufen. Von da wurden sie von den Russen nach Moskau und Archangel zur weitern Versendung spedirt. Die Kithajer (oder eigentlicher, die Mongolen und Bucharen) nahmen dagegen für den chinesischen Handel nichts als Pelzwerk, besonders Zobel und Hermelin entgegen. Von jenen wurden nur die gemeinern Sorten nach China verführt, diese aber gingen in solcher Menge dahin, daß diese Waare in Rußland zu einem immer höhern Preise stieg, und fast gar nicht mehr zu haben war.

Dieser gegenseitige Handel würde wahrscheinlich noch höher gestiegen seyn, wenn nicht zu gleicher Zeit, nämlich im J. 1681, zwischen Rußland und China Gränzstreitigkeiten wegen des Flusses Amur entstanden wären, die dem aufkeimenden Verkehr zwischen beiden Völkern beinahe auf immer ein Ende gemacht hätten. Einige angesehene Kosaken hatten sich an den Ufern des Flusses Amur etlichee festen Plätze bemächtigt, unter denen sich auch das Fort Albasin befand. Dieser Schritt that zwar den Chinesen nicht unmittelbar Eintrag, denn das Gebiet, wo sich dieses ereignete, gehörte den Dauren, allein die chinesische Regierung, welcher die Nachbarschaft eines so mächtigen europäischen Volkes nicht angenehm war, nahm es über sich, die Dauren wieder in den Besitz ihrer verlorenen Plätze zu setzen, und beschloß aus Mißtrauen über das immer weitere Vordringen der Russen, sich des Amurs und aller daran wohnenden Nationen zu bemächtigen. Es entstand daher ein kleiner Krieg an der Gränze, in welchem die von den Russen erbauten und befestigten Forts Albasin und Kamenskoi Ostrog von den Chinesen belagert und zerstört wurden. Die Russen aber bauten bald darauf an einer andern Stelle ein neues Albasin, gegen welches die Chinesen abermals eine Belagerung unternahmen, und das aus Mangel an Munition wahrscheinlich ebenfalls würde haben unterliegen müssen, wenn nicht der Kaiser von China, Kam-Hi, endlich den Frieden und die Begünstigung des Handels diesen blutigen Fehden vorgezogen hätte. Die Gränzen wurden in dem bekannten Vertrage zu Nertschinsk den 27sten August 1687 festgesetzt, welcher noch bis jetzt die Grundlage des völkerrechtlichen Verhältnisses zwischen Rußland und China ausmacht.

Es wurden nämlich in diesem Frieden nicht nur die Gränzen zwischen den beiden großen und mächtigen Staaten festgesetzt und die Russen von dem Besitze des Flusses Amur gänzlich ausgeschlossen, sondern auch eine gegenseitige freie Handlung zwischen den Unterthanen beider Nationen zufolge des 5ten Artikels dieses Traktats bestimmt, vermöge dessen sie das Recht haben, mit den nöthigen Beglaubigungsschreiben von ihrer Obrigkeit versehen, aus einem Lande in das andere zu reisen, um daselbst völlig freien Handel zu treiben.

Wenn Peter der Große schon damals alleiniger Beherrscher Rußlands gewesen wäre, so würde er wahrscheinlich niemals darein gewilligt haben, den Amur völlig an China abzutreten, ohne Mitantheil an dessen Ufern zu haben. Man kannte aber dazumal die Wichtigkeit dieses Flusses noch nicht. Kamtschatka war noch nicht in Besitz genommen, und an eine ausgebreitete Fahrt auf dem östlichen Weltmeer war noch nicht zu denken. Erst ein halbes Jahrhundert nachher war der Verlust fühlbar, den Rußland durch die Abtretung dieses Flusses erlitt. Aus seiner Mündung würde die Schifffahrt auf dem Ocean leichter, gesicherter und ausgebreiteter seyn, als aus Kamtschatka und Ochotzk. Die letztern Häfen würden selbst mit solchen Bedürf-

*) Vergl. dessen russischen Handel in Büschings Magazin B. 3. S. 515.
**) Man sehe dessen persianische Reisebeschreibung, S. 525.
***) S. 20.
†) Am angeführten Orte B. 2. S. 271.

Digitized by Google

nissen vom Amur haben versehen werden können, die an diesem Flusse leichter zu haben oder anzubauen sind, als es in Kamtschatka und Ochotzk geschehen kann. Selbst ein Rücktransport könnte auf dem Amur statt finden, wodurch Produkte der östlichen Inseln dem mittleren Sibirien leichter, als es jetzt geschieht, hätten mitgetheilt werden können. Alle diese Vortheile und noch mehrere sind durch die Abtretung dieses Flusses nunmehr für Rußland verloren gegangen.

Bisher fand zwischen Rußland und China nur immer noch ein Privathandel statt. Allein im Jahre 1692 wurde von Peter I eine förmliche Gesandtschaft nach China abgefertiget, an deren Spitze der bekannte Reisebeschreiber, Isbrand Ides stand. Dieser Mann sollte bloß die Aufnahme und bessere Einrichtung des Handels zwischen beiden Reichen bewerkstelligen, und eine Handelsverbindung für Kronkarawanen anknüpfen, um dadurch sowohl fremde Produkte, als auch vorzüglich sibirisches Pelzwerk in China abzusetzen. Dieser Wunsch wurde erfüllt und 1698 ging die erste russische Kronkarawane nach Peking ab. Die Chinesen, als geborne Kaufleute, zeigten zu diesem Handel viele Neigung, und erlaubten für die ankommenden Kaufleute sowohl, als auch für die, welche sich in Peking schon häuslich niedergelassen hatten, eine eigene Kirche, ingleichen einen Gesandtenhof zu bauen, welcher zugleich zur Beherbergung der Karawanen diente.

Dieser Karawanenhandel gewährte Rußland große Vortheile. Sibirisches Pelzwerk wurde in China theurer als in Europa bezahlt; auch brachte man solche Produkte zurück, die man mit großem Gewinne wieder in Rußland absetzen konnte, welches mithin doppelten Vortheil brachte. Aus China holte man Edelsteine, Gold, Silber, Thee, Seide, seidene und baumwollene Zeuge. Der in der russischen großen Krone befindliche große Rubin wurde 1706 von einem Kaufmann aus Jenisseisk, dem Führer einer Karawane, aus China gebracht, wo er wahrscheinlich nicht für seinen wahren Werth, den er besitzt, eingekauft wurde.

Die Karawanen brachten von Tobolsk bis Peking auf der Hin- und Zurückreise, den Aufenthalt in Peking mitgerechnet, gewöhnlich drei Jahre zu, doch ward nicht jedesmal gleich nach der Zurückkunft einer Karawane eine andere abgefertigt. Die Kosten dabei waren groß, aber der Gewinn ersetzte sie, so wie die darauf verwandte Zeit, reichlich. Die Zahl der dabei angestellten Menschen belief sich auf 5—600, ja oft auf 800 und bisweilen auf 1000. Da aber auch natürlich viel gemeines Volk mitgenommen wurde, welches die gewöhnlichen gröberen Arbeiten auf der Reise verrichtete; so entstand einigemal durch diese rohe Menschenklasse in trunkenem Muthe, nicht nur am Hoflager des mongolischen Oberpriesters Kutuchtu, wo auf der Reise auch ein Handelsverkehr statt hatte, sondern selbst in der Hauptstadt Peking Unfug, der die Veranlassung zu Mißtrauen, Klagen und Beschwerden von Seiten der Chinesen ward, und nicht nur das gute Vernehmen störte, sondern auch den Handel wieder ins Stocken zu bringen drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Aethiopien oberhalb des zweiten Nilfalls.

(Von G. A. Hoskins. London 1835.)

1. Die Reise.

Tradition, Geschichte und Ruinen von Kunstwerken vereinigen sich, um zu beweisen, daß am obern Nil ein hochcivilisirtes Volk lebte, das in Städten wohnte, Pyramiden und Tempel baute, geschichtliche Ereignisse in Hieroglyphen aufbewahrte, das eine bestimmte Regierungsform und Gesetze besaß, und dessen Ruf hinsichtlich seiner Fortschritte in den Wissenschaften und den Künsten des geselligen Lebens sich in den frühesten Zeiten schon über einen großen Theil der Erde verbreitet hatte. Die Aethiopier waren gleich berühmt und geheimnißvoll; die Annalen der ägyptischen Priester geben Zeugniß von ihrem Ruhm: Fragmente ihrer Nationallegenden, der Kriege und Eroberungen ihrer Helden finden sich in den Traditionen der Bewohner von Centralasien am Tigris und Euphrat verwebt, und wenn die Griechen Italien und Sicilien kaum dem Namen nach kannten, so sprachen ihre Dichter von den Aethiopiern als von einem bekannten und berühmten Volke.

Das alte Meroë war schon seit länger als zweitausend Jahren berühmt, aber seine Entfernung, die Wüsten, von denen es umgeben ist, und endlich der stumpfsinnige Argwohn der ägyptischen Mameluken machten diesen Bezirk gänzlich unzugänglich. Der Gegenstand blieb demnach in so tiefe Dunkelheit gehüllt, daß viele Schriftsteller den alten Ruhm von Meroë für fabelhaft zu halten begannen, und den ersten Nilfall für die äußerste Gränze aller Kunst und Wissenschaften hielten. Vor wenigen Reisenden nur, hauptsächlich aber von dem beklagenswerthen Burckhardt, wurde der Schleier gehoben, der dieses Land den Augen der Europäer so lange verbergen hielt, und nicht Meroë allein, sondern eine ganze Welt von Alterthümern den Untersuchungen der Gelehrten aufgethan. Eine überraschende Reihenfolge von Denkmälern, mit denen Aegyptens an Schönheit und Großartigkeit wetteifernd, wurde bekannt. Man fand die Ufer des obern Nils bis nach Meroë hinauf mit Tempeln, kolossalen Statuen und Ruinen von Städten bedeckt. Der Weg nach Meroë war jetzt offen, doch zeigten sich nur wenige Reisende bereit den Gefahren und Beschwerden zu trotzen, die hier lauern, und die, obschon, wie Herr Hoskins sich überzeugte, gar sehr übertrieben, immer noch bedeutend genug sind, Abenteurer gewöhnlichen Schlages abzuschrecken.

Der Hauptzweck unseres Reisenden war die genaue Untersuchung der alten Denkmäler; er nahm deßhalb Herrn Bandoni, einen geschickten italienischen Künstler, mit sich, der ihn bei Aufnahme der merkwürdigsten Gebäude, Skulpturen und Hieroglyphen unterstützte. Dabei versäumte er jedoch keineswegs die jetzt lebenden Bewohner der Provinz kennen zu lernen, und seine Bemerkungen über diese einst unabhängigen, jetzt aber unter den eisernen Scepter Mehemed Alis gebeugten Stämme sind besonders hinsichtlich des Aufschlusses interessant, den sie über das türkische System der Provinzialverwaltung ertheilen. Wir wollen unsere Aufmerksamkeit zuerst der Reise selbst widmen, und dann auch den Alterthumsforscher näher kennen lernen.

Unser Reisender, der das Jahr 1833 in Aethiopien zubrachte, eröffnet seinen Bericht mit seiner Ankunft zu Assuan, dem alten Syene, einst so berühmt wegen seines Handels und seines Reichthums. Die ägyptischen Städte, deren nähere Beschreibung er sich auf später vorbehält, berührt er nur oberflächlich, und schildert die nubischen Bauern als in einem eben so elenden Zustande sich befindend, als die ägyptischen Fellahs; nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre Armuth mehr eigener Trägheit als dem Druck ihrer Beherrscher verdanken.

„Die Einwohner, sagt er, sind augenscheinlich arm und elend, und ich fand nur wenige mit irgend Etwas beschäftigt. Ein Weib spann Baumwolle und einige andere verrichteten häusliche Arbeiten; die meisten aber gaben sich dem dolce far niente der Italiener hin. Die meisten Personen beider Geschlechter gingen in Lumpen gekleidet, die Kinder nackt, und schöne Mädchen von 14 bis 16 Jahren, anmuthig und zierlich in allen ihren Bewegungen, hatten eine Bedeckung, die nicht weiter reichte als vom Gürtel bis ein wenig unterhalb des Knies. Dieser Ennry oder Rat ist aus dünnen Riemen von Hippopotamushaut ver-

fertigt, und mit Korallen und kleinen Glöckchen verziert. Die Zahl der Riemen ist so groß, daß dieser Schurz seinem Zweck einer Bedeckung vollkommen entspricht. Die Mädchen tragen denselben bis zu ihrer Verheirathung, die jedoch oft schon vor dem zwölften Jahre eintritt."

Zu Koroffo fand Herr Hoskins den türkischen Statthalter eben so habsüchtig, als dieß alle diese Beamten in den entlegenen Provinzen zu seyn pflegen; Mehemed Ali hat jedoch ihrer Habgier Schranken gesetzt. Vor wenigen Jahren noch hätte die Verweigerung von Geschenken einem Reisenden wo nicht sein Leben, doch sein Eigenthum gekostet, und die Beschimpfung eines Sekretärs wäre mit der Bastonnade geahndet worden; jetzt aber tragen diese würdigen Beamten eine getäuschte Erwartung mit mehr Gelassenheit.

„Der Statthalter, ein Effendi, sagt unser Reisender, besuchte mich in meinem Zelte und begehrte geradezu mehrere Gegenstände, die ihm in die Augen fielen, die ich ihm jedoch ohne Umstände abschlug. Sein Sekretär, ein Kopte, der mir klagte, er leide an Brustschmerzen, wenn kalte Witterung eintrete, belustigte mich nicht wenig. Ich gab ihm ein Stück Flanell nebst etwas Medizin, und sagte ihm, er solle sich hüten Arracki (Branntwein) zu trinken. Diese Vorschrift brachte ihn ganz außer Fassung, besonders da sein Herr herzlich darüber lachte, weil er wußte, wie unwillkommen seinem Sekretär ein solcher Rath war. Abends kam er halb berauscht wieder zu mir, und da ich ihm kein anderes Getränk als Kaffee bot, so zog er mit einem pfiffigen Lächeln und ausdrucksvollem Kopfnicken eine kleine Flasche mit herrlichem Arracki und einen kleinen Becher aus der Tasche. Da ich diesen Menschen, dem ich bis zu meiner Rückkehr einige Kisten in Obhut geben mußte, nicht vor den Kopf stoßen wollte, so ließ ich mir seine Gesellschaft einige Zeit gefallen, bis er endlich, da sein Rausch immer mehr zunahm, so unausstehlich wurde, daß ich ihn durch meinen Diener hinausführen lassen mußte. Dieß brachte ihn jedoch nicht im mindesten aus seiner guten Laune, und er sagte ganz gutmüthig, daß es ihm recht leid sey, daß mir seine Gesellschaft Langweile mache."

Das Ermüdende des Marsches durch die Wüste wurde in Etwas durch den Gesang der Kameltreiber belebt, deren einfache Melodien im Orient eben so berühmt sind, als die der venetianischen Gondoliere in Europa.

„Ohne den Gesang der Araber, sagt der Reisende, mit dem sie ihre Kamele zu ermuntern pflegen, wären wir nicht so schnell durch die Wüste gekommen. Die Wirkung desselben ist überraschend, denn dieses musikalische Reizmittel beschleunigt den Schritt der Thiere um wenigstens ein Viertel. Oft forderte ich die Kameltreiber auf zu singen, und zwar nicht bloß um schneller vorwärts zu kommen, sondern auch um mich an den einfachen Melodien zu ergötzen. Einige ihrer besten Gesänge athmen eine so süße Schwermuth, als die vorzüglichsten europäischen Weisen. Die Worte sind oft schön, meist aber einfach und natürlich, und immer Stegreifdichtungen. Die nachstehende Uebersetzung kann nur einen unvollkommenen Begriff geben. Einer hebt z. B. an: „Ach, wenn werde ich die Meinen wiedersehen? Der Regen ist gefallen und hat einen Strom gebildet, der mich von der Heimath scheidet. Ach, soll ich nimmermehr sie wiedersehen?" — Der Refrain zu diesem und ähnlichen Versen wurde immer von dem ganzen Chor mit folgenden Worten angestimmt: „Oh, welch Vergnügen, welche Wonne, die Meinen wiederzusehen! den Vater und die Mutter, die Brüder und die Schwestern! Mit einer Flagge schmück' ich dann vor lauter Freude den Kopf meines Kamels!" — Ich fragte einen hübschen Burschen, der diesen „Kuhreigen der Wüste" mit allem Ausdruck eines Schweizers sang, ob er mit mir nach England in mein Dorf gehen wolle. Er wollte wissen, wie lange ich schon abwesend sey, und als ich ihm sagte, drei Jahre, so erwiderte er: „Nein, ich kann nicht mit dir gehen, denn müßte ich drei Jahre fern von den Meinen bleiben, so wäre ich sehr unglücklich — ich würde krank werden."

Als unser Reisender nach Süden kam, fand er die Bewohner minder zurückhaltend, und auch dem weiblichen Geschlecht eine Freiheit gestattet, die in einem muhammedanischen Land ungewöhnlich ist. In Gagi nahm sich Herr Hoskins gegen den Häuptling eine Freiheit heraus, die ihn anderswo in Gefahr gebracht haben würde.

„Ich ging, erzählt er, geradezu in seinen Harem, und schwatzte mit seinen Frauen und weiblichen Sclaven. Einige von ihnen waren schön zu nennen, und da sie fast nackt gingen, so ließen sich ihre reinen Formen um so mehr erkennen; ihre Gesichtszüge waren regelmäßig, und ihre großen schwarzen Augen sehr ausdrucksvoll. Die geringe Bedeckung, welche sie tragen, ist sehr geschmackvoll geordnet, und ihr weder zu blödes, noch zu dreistes Betragen höchst einnehmend. Die Sclavinnen waren mit Korbflechten beschäftige, und die Frauen ruhten auf ihren Angaribs. In Aegypten hätte ich es nicht wagen dürfen, so geradezu in den Harem zu dringen, hier aber herrscht größere Freiheit, denn man schien durch mein Wagstück nicht nur nicht beleidigt zu seyn, sondern kam mir sogar auf alle nur mögliche Weise freundlich entgegen. Die Weiber befühlten meine Arme, meine Kleidung und bewunderten meinen Bart, indem sie dabei wiederholt ausriefen: „Adschaib, Wallah! (wundervoll! bei Gott) er ist ein hochgewachsener Mann!" Der Scheik lag schmauchend im Schatten einer Dumapalme; er sah mich in seinen Harem gehen, war aber so höflich nicht nachzukommen."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Aus den Berichten des Dr. Cleveland über die Bevölkerung von Schottland ergibt sich, daß nach dem Census von 1821 das Verhältniß der weiblichen Bevölkerung gegen die männliche zu Inverneß weit überwiegender war, als in irgend einer andern Stadt des Landes, Greenock ausgenommen. Zu jener Zeit befanden sich zu Inverneß 5265 Einwohner männlichen und 7031 weiblichen Geschlechts; nimmt man nun an, daß beide Geschlechter von dem Alter unter 20 Jahren gleich gewesen seyen, was auch, den Grafschaftsberichten zufolge, im Ganzen der Fall war, so ergeben sich 5500 Männer und 5500 Weiber unter 20 Jahren, und es bleiben mithin für das Alter über 20 Jahre noch 5500 Weiber und 1765 Männer übrig. Rechnet man dann ein Drittel der männlichen Bevölkerung über 20 Jahre als unverheirathet, was schon eine hohe Annahme ist, und zwei Drittel als verheirathet (nämlich 588 und 1175), so bleiben 2,525 ledige Frauen, über 20 Jahre gegen 588 ledige Männer von demselben Alter, was ein Verhältniß von fast 4 zu 1 gibt.

*

Der medicinischen Gesellschaft zu Paris wurde unlängst eine Eingabe über ein neues Nahrungsmittel zugestellt, dem man den Namen Indostane beigelegt hatte. Es wird aus dem markigen Theil des Stammes einer besondern Palmenart in Hindustan bereitet, und hat in seinen Bestandtheilen viele Aehnlichkeit mit dem Sago, dem Salep und der Pfeilwurzel, besitzt aber nächst den nährenden Eigenschaften der genannten Substanzen einen Schleim, der ganz besonders wohlthätig auf die thierische Organisation wirkt. Den von den bedeutendsten Aerzten angestellten Versuchen zufolge ist es besonders als Nahrung für Kinder von Nutzen, da es die Entwicklung ihrer Kräfte befördert und der beste Ersatz für die Muttermilch ist. Für schwache Magen und Lungensüchtige hat der Indostane sich ebenfalls heilsam erwiesen.

*

Nach offiziellen Angaben stellten sich die Zahl der Geburten in Frankreich folgendermaßen:

Eheliche Kinder im Jahre 1824	912,978
— — im Jahre 1832	870,509
Uneheliche Kinder im Jahre 1824	71,174
— — im Jahre 1832	67,677
Findelkinder im Jahre 1832	127,507

Diese kosteten 10,240,962 Fr., also 80 Fr. 31 Cent. das Kind. Im Jahre 1824 betrug die Anzahl nur 116,767, welche dem Staat 9,800,212 Franken oder 83 Fr. 93 Cent. das Kind kosteten.

*

Auf Majorka fanden in der Nacht vom 15 auf den 16 Junius mehrere Erdstöße statt. Am 20 erfolgte zum allgemeinen Schrecken ein dritter, und nun glaubten sich die Einwohner verloren, denn ein gewisser St. Vincent hatte vor hundert Jahren prophezeiht, Majorka werde nach dreimaligem Erbeben von den Fluthen verschlungen werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 214. 2 August 1835.

Die Wollenmanufaktur Grosbritanniens.

Wir haben vor einiger Zeit *) eine Uebersicht der Geschichte der Baumwollenmanufaktur in England mitgetheilt, und entnehmen jetzt aus dem Werke eines Hrn. Ure „the philosophy of manufactures" eine kurze Geschichte der Wollenmanufaktur, die lange als Stapelhandel von England galt. Sie erhob sich zu einiger Wichtigkeit zuerst unter Eduard III, der die Flamänder aufforderte, in mehreren Theilen des Landes Fabriken anzulegen. Vorher war rohe Wolle ein Hauptausfuhrartikel, denn im J. 1349 machte das Parlament dem König Vorstellungen wegen einer ungesetzlichen Auflage von 40 Schilling auf jeden Sack ausgeführter Wolle, eine Auflage die 60,000 Pfund eingetragen hatte, wonach die jährliche Wollausfuhr 11 Millionen Pfd. betrug. Der Mittelpreis der Wolle war damals etwa 5 Pfd. St. der Sack und der Werth der jährlichen Ausfuhr betrug 150,000 Pfd. St. Die englischen Kaufleute waren sehr eifersüchtig auf die fremden Fabrikanten im Lande, besonders da Eduard anderes als englisches Tuch zu tragen verbot, und man hat noch viele Petitionen von Wollenwebern, die sich über die Auflagen beschwerten, welche ihnen von den in den Städtekorporationen herrschenden Kaufleuten auferlegt wurden. Indeß faßte dieser Manufakturzweig Wurzel, und blühte, trotz eines unklugen Gesetzes das die Ausfuhr von roher Wolle gestattete, und die von Wollenwaaren verbot.

Ein Jahrhundert später unter Heinrich VI war die Wollenmanufaktur so weit gediehen, daß England mit den Niederlanden konkurrirte, und deren Tücher nur gegen gleiche Einfuhrerlaubniß für die englischen Tücher zuließ. Mit diesen Fortschritten hatte sich aber auch bereits eine Eifersucht zwischen Ackerbau- und Manufakturinteressen eingestellt, und schon Heinrich VI hatte verboten, daß jemand seinen Sohn oder seine Tochter in ein solches Gewerbe bringe, wenn er nicht 20 Schill. besitze. Diese Verordnung würde nach und nach die ganze Wollenmanufaktur zerstört haben, allein der erste König aus dem Hause Tudor gewährte der Stadt und später der Grafschaft Norfolk Befreiung von dieser Akte. Heinrich VII schaffte noch ein größeres Hinderniß ab durch Beschränkung der Korporationen, die allerhand Auflagen eingeführt, und Zölle an Thoren und sogar auf den Flüssen errichtet hatten. Doch theilte auch dieser König die Vorurtheile seiner Zeit, und setzte Preise für die wollenen Tücher, Mützen u. dergl. fest, was natürlich zur Verschlechterung der Waaren führte. Dennoch galt dieß Gesetz bei den Staatsmännern jener Zeit für ein Meisterstück von Handelspolitik.

Die Parlamente unter Heinrich VIII waren allzu emsig mit Ausführung der Launen des Königs und mit inkonsequenten Gesetzen gegen Ketzerei und Verrath beschäftigt, um dem Handel viele Aufmerksamkeit zu widmen. Ein Vorfall verdient jedoch Erwähnung. Die Wollenmanufaktur hatte so zugenommen, daß die Niederlande, nicht länger im Stande mit den englischen Producenten zu konkurriren, einen Fuhrhandel begannen, die englischen Waaren aufkauften, und nach andern Gegenden Europa's verführten. Im Jahre 1528 begannen Feindseligkeiten zwischen England und den Niederlanden: augenblicklich stockte der Handel; die Kaufleute konnten ohne ihre niederländischen Kunden kein Tuch von den Fabrikanten kaufen, diese entließen ihre Arbeiter, und die Arbeiter verlangten tumultuarisch: „Brod oder Blut." *) Wolsey, der Minister, wußte sich nicht zu helfen, er versuchte Gewalt gegen die Arbeiter, aber der Hunger war stärker als das Gesetz: er drohte den Fabrikanten, wenn sie nicht arbeiten ließen, aber aus dem leeren Beutel konnten sie keinen Arbeitslohn zahlen; endlich ließ er die Kaufleute rufen, und befahl ihnen, Tuch wie gewöhnlich zu kaufen, aber auch diese erklärten ihr Unvermögen, und so kam man endlich auf das wahre Mittel, den Handel auch im Kriege fortdauern zu lassen.

Unter Eduard VI wurde jedem verboten, Tuch zu machen, es sey denn er habe 7 Jahre als Lehrling gedient, im ersten Jahre der Königin Maria ward diese Verordnung abgeschafft, „weil sie den Verfall der Wollenmanufaktur veranlaßt, und mehrere Städte ruinirt habe;" Elisabeth stellte sie jedoch wieder her. Die Verfolgung der Protestanten in Frankreich und Flandern trieb viele ausgezeichnete Fabrikanten nach England, wo Elisabeth sie freudig aufnahm, und durch Aufhebung der Akte, welche die Tuchfabrikation auf die Städte mit Korporationen beschränkte, dieß Gewerbe so sehr hob, daß einer Vorstellung der Hansestädte an den Reichstag zufolge jährlich etwa 200,000 Stück Tuch aus England ausgeführt wurden. Jetzt fingen auch

*) S. Nr. 72 v. d. J.

*) Vivre en travaillant ou mourir en combattant!

Digitized by Google

die englischen Kaufleute an, ihre Waaren selbst auszuführen, und ihr Erfolg erbitterte die Hansestädte so sehr, daß diese eine allgemeine Versammlung zu Lübeck hielten, um Maßregeln gegen die Ausbreitung des englischen Handels zu berathen. Doch mehr als die Eifersucht der Fremden schadeten dem englischen Handel die Monopolien, welche Elisabeth in zahlloser Menge schuf.

Unter Jakob I rechnete man, daß die Wollenwaaren neue Zehntheile des Handels ausmachten: die meisten Tücher wurden roh ausgeführt und von den Holländern, welche 700,000 Pfd. St. jährlich damit gewonnen haben sollen, gefärbt und ausgerüstet. Auf Anstiften Cockayne's und anderer londoner Kaufleute verbot der König die Ausfuhr roher Tücher, die Holländer und Deutschen aber verboten die Einfuhr gefärbter englischer Tücher, und die Folge war, daß der Ausfuhrhandel um zwei Drittheile und der Preis der Wolle um 70 bis 80 Prozent sank, und der Befehl zurückgenommen werden mußte. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Kommission niedergesetzt, um zu untersuchen „ob eine größere Freiheit des Handels und die Aufhebung des Zwangs ausschließlicher Kompagnien nicht vortheilhaft wäre;" ein erfreulicher Beweis der Fortschritte in der Handelspolitik, leider aber führte es damals noch zu keinem praktischen Resultate.

Unter der Republik blühte der englische Handel, weil die Freibriefe der ausschließlichen Kompagnien unbeachtet blieben, und der Fortschritt demokratischer Grundsätze auch Landedelleute veranlaßte, ihre Kinder zu Kaufleuten in die Lehre zu geben. Mit der Restauration kam aber die alte Wuth nach Prohibitionen und Protektionen; 2000 Manufakturisten aus Warwickshire und eine große Anzahl aus Herefordshire wanderten nach der Pfalz aus, und im Jahre 1662 machte die Kompagnie der sogenannten Merchant Adventurers in einer öffentlichen Denkschrift bekannt, daß der Handel mit weißen Tüchern von 100,000 Stück auf 11,000 gefallen sey. Im Jahre 1668 wurden einige Wallonen aufgemuntert, die Fabrikation feiner spanischer Tücher, bloß aus spanischer Wolle ohne Beimischung geringerer einzuführen, aber dieser Gewerbszweig machte schwache Fortschritte, hauptsächlich weil die englischen Manufakturgesetze schwer auf dem Fremden lasten.

Doch war das Parlament mit schützenden Maßregeln schnell bei der Hand, die Ausfuhr von Wolle und lebenden Schafen *) wurde unter Elisabeth und nachher unter Karl II bei strenger Strafe verboten; auch ertheilte es Lehren über die Bereitung und Färbung des Tuches, wovon aber die Manufakturen wenig profitirten; ferner ward nicht nur fremdes Tuch verboten, sondern sogar bei Strafe untersagt, die Todten in andere als wollene Todtentücher zu kleiden. Alle diese abgeschmackten Privilegien und Schutzmaßregeln halfen jedoch nichts: die Schafzüchter, des fremden Markts beraubt, verlangten und erhielten Schutz auf dem einheimischen; die Fabrikanten, gegen Konkurrenz gesichert, machten keine Fortschritte in der Bearbeitung ihrer Waaren, das englische Tuch verlor seinen Ruf in Europa, und diese Stapelmanufaktur wäre wahrscheinlich eines natürlichen Todes gestorben, hätte sich ihnen nicht in den emporblühenden Kolonien von Nordamerika und Westindien ein Markt eröffnet. Dann aber kam der amerikanische Krieg, das Monopol des Markts war verloren, und die Wolle fiel so sehr im Preise, daß man die beste das Pfund um weniger als 4 Pence (12 kr.) kaufte. Zwei Glücksfälle retteten die Tuchmanufaktur vom Verderben; fürs erste mischte sich das Parlament nicht ein, und das Beispiel der Kattunfabrikanten veranlaßte die Tuchfabrikanten ihre Zuflucht gleichfalls zu Maschinen zu nehmen. Allmählich wurden nun die hemmenden Gesetze abgeschafft, und statt völlig unterzugehen, wie im Jahre 1782 höchst wahrscheinlich war, beträgt jetzt der Werth der Tuchausfuhr aus England 6 bis 7,000,000 Pfd. St. jährlich, allerdings eine schwache Zunahme im Vergleich mit dem Aufschwung der Baumwollenmanufakturen, der freilich ohne Beispiel in der Weltgeschichte ist.

Nach ziemlich genauen Nachrichten befinden sich jetzt in England 1315 Fabriken, mit 31,360 Arbeitern und 22,526 Arbeiterinnen. Der Betrag des in den verschiedenen Zweigen der Wollenmanufaktur steckenden Kapitals läßt sich auch nicht mit erträglicher Genauigkeit angeben, doch ist dieser Zweig der Industrie wahrscheinlich im Sinken. Zum Schutze des Schafzüchters hat man fremde Wolle besteuert, allein die englische Wolle muß mit fremder je nach der Feinheit des Tuchs gemischt werden, und je weniger fremde Wolle eingeführt wird, desto weniger wird englische gekauft. Dieß ist die Meinung der ausgezeichnetsten Tuchfabrikanten Englands.

*) Das Ausfuhrverbot von lebenden Schafen war um so seltsamer, als damals niemand über 2000 Schafe halten durfte bei einer Strafe von 3 Sch. 4 D. (2 fl.) für jedes weitere Stück.

Ursprung und Fortgang des Handels zwischen Rußland und China.

(Fortsetzung.)

Um indeß diesen Klagen abzuhelfen und die Ausschweifungen zu hemmen, stellte Peter I im Jahre 1715 den bekannten Reisebeschreiber Lorenz Lange als Agenten oder Konsul in Peking an. Allein der mißtrauische Charakter der Chinesen fand auch in dieser vortheilhaften Anordnung einen Eingriff in ihre Rechte und alten Landesgesetze, die sich nie an die europäischen Sitten und Gesetze des Völkerrechts anschließen werden. Lange sah sich daher bald wieder genöthigt, Peking zu verlassen; und da von den Russen abermals Ausschweifungen an dem Hoflager des mongolischen Oberpriesters waren begangen worden, auch wieder einige Gränzstreitigkeiten ausgebrochen waren, so erschien 1722 ein förmliches Verbot von dem chinesischen Kaiser, darin allen Fremden, besonders Russen, untersagt wurde, ferner mit Karawanen nach Peking zu kommen.

Von russischer Seite sah man diesen Handel ungern unterbrochen. Um ihn wieder zu erneuern und das vorige gute Vernehmen herzustellen, wurde im J. 1726 der Geheimerath Graf Sawa Wladislawitsch als Gesandter nach Peking geschickt, mit der Vollmacht, Alles anzuwenden, den vorigen Handel wieder herzustellen. Sein Unternehmen gelang ihm zum Theil. Die Gränzen wurden berichtiget, alle Streitigkeiten und deren Ur-

Digitized by Google

sachen völlig gehoben, und um auch für die Zukunft jede Klage zu verhüten, die durch Privatpersonen in China verursacht werden könnten, wurde 1727 in einem besondern Traktate festgesetzt, daß an den Gränzen zwei Handelsörter erbaut würden, in welchen zwischen Russen und Chinesen ein regelmäßiger Handel getrieben werden sollte. Bloß die Krone behielt sich das Recht vor, alle drei Jahre eine Karawane nach Peking schicken zu dürfen, die aber aus nicht mehr denn 200 Personen bestehen sollte.

Zu Handelsörtern wurde am Flusse Kjächta ein Ort gleiches Namens, 91 Werste von Selenginsk, und Zuruchaitu am Argun ausersehen und erbaut. Eben so wurde dicht am Kjächta auf chinesischer Seite auch ein Handelsort, Namens Maimatschin, in einer Entfernung von etwa 500 Fuß erbaut. Hier fing der Handel bald an, mit erneuerter Lebhaftigkeit zu blühen. Die Kronkarawanen aber, die von diesem Zeitpunkte an nach Peking gingen, sahen sich daselbst in die Nothwendigkeit versetzt, unter dem Vorwande, daß so am besten für ihre Sicherheit gesorgt würde, sich in einen besondern Gesandtenhof einschließen und bewachen zu lassen. Dieser unangenehme Zwang hemmte den bisherigen freien Handel mit den Chinesen aufs neue. Diese verfuhren mit den Russen wie mit Gefangenen, und die letztern, um nicht zu lange eingeschlossen zu bleiben, mußten ihre Waaren unter dem zeitherigen Werthe verkaufen.

Wegen dieser unfreundlichen Behandlung und des sich dadurch sehr vermindernden Gewinnes gingen seit dieser Einrichtung auch nicht mehr als sechs Karawanen nach Peking, nämlich in den Jahren 1728, 1732, 1737, 1741, 1746 und 1755. Im Jahre 1762 wurde endlich dieser Karawanenhandel als Monopol von Seiten der Krone völlig aufgehoben und ganz freigegeben. Jedermann konnte von nun an an demselben Theil nehmen. Da es aber vortheilhafter war, in Kjächta mit den Chinesen selbst zu handeln, als mit weit größern Kosten nach Peking zu reisen, so zog man jenen Handel vor, und unterließ den letztern bald ganz.

Seit der Erbauung von Kjächta schränkte sich der Privathandel mit den Chinesen ganz auf diesen Ort ein, und er ist auch jetzt noch der einzige Stapelplatz, wo ein lebhafter, gegenseitiger Handel getrieben wird. Zuruchaitu liegt schon entfernter, und wird auch nur im Sommer von einigen Kaufleuten besucht. Seit 1762 wurde indessen der Handel in Kjächta mit Maimatschin einigemal durch entstandene Mißverständnisse und Betrügereien von Seiten der Russen in Pelzereien unterbrochen, aber auch bald wieder hergestellt, da zumal die Chinesen sich jetzt ziemlich nachgebend bewiesen.

Für die russische Regierung ist ein daselbst vermehrter Handel eben so wichtig, als für Privatpersonen, denn die Zollgebühren die in Kjächta entrichtet werden müssen, bringen der Krone keine unbedeutenden Einkünfte. Die meisten chinesischen Waaren bezahlen 25 Proz.; russische Pelzwerke, Vieh und Lebensmittel 23 Proz., und einige russische Fabrik- und Manufakturwaaren 18 Proz. Zoll. Außerdem müssen noch 7 Proz. von dem Werthe aller Waaren für Unterhaltung der Zollbeamten, Zollhäuser und der Schiffbarkeit der Selenga entrichtet werden. Folgende Angaben von einigen Jahren geben die beste Uebersicht von der Wichtigkeit des chinesischen Gränzzolles in Kjächta und Zuruchaitu.

Im Jahre 1762 betrug der Zoll		591,495	Rubel.
1770, 71 u. 72		550,000	—
1775	— —	463,380	—
1777	— —	481,000	—
1784	— —	700,000	—
1790	— —	693,412	—
1802	— —	811,000	—

Verschiedene Waaren sind bei der Ein- und Ausfuhr zollfrei. Zu den erstern gehören: chinesische Atlasse, Porzellan, rohe Baumwolle, Glas, Korallen, Spielwerke u. dgl. Zu den russischen werden gezählt: Papier, Zeuge aus russischen Manufakturen von allen Gattungen und Farben, Bauerntuch ausgenommen. Auszuführen sind von russischer Seite verboten: Geschütz, Waffen und Gewehre aller Art, Pulver, Gold und Silber, gemünzt sowohl als in Stangen, Tressen oder Galonen, Pferde, Biberhaare, Pottasche und Harz. — Branntwein, Salz, Eisen, Kupfer und Kupfermünze, Rhabarber und Fische werden unter die verbotenen Einfuhraetikel gezählt.

Der Handel in Zuruchaitu ist von weit geringerem Umfange als der in Kjächta; denn es werden daselbst jährlich im Durchschnitte nicht mehr als 600 bis 800 Rubel Zoll erhoben, woraus sich auf die ganze Handelsmasse schließen läßt. Die ganze Summe der Einfuhr betrug 1790 nicht mehr als 3987 Rubel, und die der Ausfuhr 2117 Rubel, wovon der Zoll 893 Rubel betrug: in Kjächta hingegen war der Werth der Einfuhr in demselben Jahre 1,912,810 Rubel, und der Ausfuhr 1,584,672 Rubel, wovon der Zoll 693,412 betrug. Im Jahre 1802 belief sich der Werth der Einfuhr auf 4,491,307 Rubel, worunter Thee, Kitaika, Baumwolle und baumwollene Zeuge die vorzüglichsten Artikel ausmachten; der Werth der Ausfuhr auf 2,016,320 Rubel, worunter besonders Tuch, Pelzwerk, Leder, Juchten, Korduan und Saffian. Uebrigens ist aller Handel mit den Chinesen bloß ein Tauschhandel, und die beiderseitige Handelssumme mag sich jetzt jährlich im Durchschnitt ungefähr auf 5 Mill. Rubel belaufen.

Der größte Theil der russischen Waaren wird gemeiniglich um ein Beträchtliches höher verhandelt, als sie im Zoll tarirt worden waren; die chinesischen Waaren hingegen haben meistens eine gewisse feste Tare, und werden für eben so viel angegeben und an die Kaufleute abgesetzt. Rechnet man noch den beträchtlichen Schleichhandel dazu, so ist die angegebene Summe von 5 Millionen eher zu gering als zu hoch gesetzt. Einige russische Kaufleute, besonders das Haus Schigarow in Moskau, machen besonders starke Geschäfte nach Kjächta. Letzteres setzt zuweilen allein für ½ Million um.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Aethiopien oberhalb des zweiten Nilfalls.

1. Die Reise.

(Fortsetzung.)

Zu El Makarrif, der Hauptstadt des alten Königreichs, jetzt der türkischen Provinz Berber, wurde unser Reisender von dem Bey gastfreundlich aufgenommen, der nicht, wie andere Provinzstatthalter, mit

Digitized by Google

ner Großmuth Handel trieb, und Geschenke machte, um den vierfachen Werth entgegen zu bekommen. Er lud Herrn Hoskins zu einer türkischen Unterhaltung ein, und äußerte sich ganz freimüthig über den großen Unbestand der Dinge.

„Als die Unterredung sich später auch auf Thiere lenkte, zeigte mir der Bey die Haut eines Lieblingslöwen, den er getödtet hatte, weil er sich gelüsten ließ ein Schaf zu zerreißen. Als er merkte, daß mir das Fell gefiel, machte er es mir sogleich zum Geschenk, und ließ dann noch einen schönen kleinen Affen von der grauen Kapuzinerart bringen, den er mich ebenfalls anzunehmen zwang. Als ich aufstand, um Abschied zu nehmen, schenkte mir der Bey noch das große schöne Pantherfell, auf dem er gesessen hatte, und sagte, er wolle mich in mein Zelt begleiten. Als ich schon bei Empfang des ersten Geschenks äußerte, daß ich bei meiner Abfahrt von Europa noch nicht daran gedacht habe diese Reise zu unternehmen, und daher nichts bei mir hätte, was würdig sey, ihm angeboten zu werden, entgegnete er: „Nicht alle Türken sind gleich; unter jeder Nation gibt es gute und schlechte Menschen. Was ich Euch gegeben sind Kleinigkeiten; gebt mir Gelegenheit Euch einen wesentlichen Dienst zu erzeigen, und Alles, was ich dann von Euch dafür begehre, ist, daß Ihr gut von mir denkt, wenn ihr wieder in Euer Vaterland zurückkommt." — Meinen Dolmetscher fragte er ins Geheim, ob wir Kerzen, Zucker, Kaffee oder vielleicht noch ein Zelt brauchten, was wir, da wir nichts bedurften, dankbar ablehnten. Die Begleitung, unter welcher er in mein Zelt kam und täglich ausging, gibt einen Begriff von dem Hofstaat eines solchen Provinzstatthalters. Voraus gingen seine mit Flinten bewaffneten Garden, dann kamen vier Kawas, die mit ihren mit großen silbernen Knöpfen versehenen Stöcken auf den Boden stampften, was die Stelle der Musik vertrat; hierauf folgte der Bey selbst, zu Fuß oder zu Pferd, und den Schluß machten sechs andere Garden nebst etwa zwanzig Dienern. Ich war in Verlegenheit, da ich weder Uhren noch Gewehre bei mir hatte, um dem Bey ein würdiges Gegengeschenk zu machen, es blieb daher nichts übrig, als ihn zu bitten, einige Kleinigkeiten — ein Patentpulverhorn sammt Gürtel, einen Schrotbeutel, ein gutes Federmesser und ein silbernes Uhrgehäuse — anzunehmen.

„Als ich mich bei dem Bey beklagte, daß die herrschenden Vorurtheile uns hinderten, die Landestracht abzuzeichnen, so erklärte er kaltblütig, er werde jedem, der sich weigere, uns zu sitzen, den Kopf abschlagen lassen. Diese peremtorische Erklärung verschaffte uns die Porträts aller Großwürdenträger seines Hofes.

„An einem der folgenden Tage zeichneten wir in unserem Zelt einen jungen Bischari von ungefähr 18 Jahren, dessen Vater, ein mächtiger Scheikh, einen Aufstand gegen den Pascha versucht hatte, der jedoch unterdrückt wurde. Der Vater war flüchtig geworden, und der Sohn blieb als Geisel, bis der Vater 250 Kamele als Lösegeld gestellt hätte. Der Bey und seine Offiziere erlaubten sich mit dem armen jungen Menschen einen grausamen Scherz, den ich nicht geduldet haben würde, wenn ich früher davon unterrichtet gewesen wäre: Sie sagten ihm nämlich, wir seyen Abgeordnete des Pascha, und gekommen, ihm den Kopf abzuschlagen. Er setzte sich auf den Boden, den Kopf nach der einen Seite gewendet, und blieb fast drei Viertelstunden bewegungslos sitzen. Als wir fertig waren, hießen wir ihn aufstehen, und machten ihm zugleich ein kleines Geschenk, das er ganz bestürzt annahm, und dabei sagte, er habe eine ganz andere Behandlung von uns erwartet, und sey jeden Augenblick des Säbelstreichs gewärtig gewesen.

„Am Abend, als wir uns bei dem Bey befanden, ließ er den armen jungen Menschen abermals kommen, und jagte ihm dadurch einen neuen Schrecken ein, daß er ihm sagte, wir hätten durch die genommene Zeichnung eine magische Gewalt über ihn und wollten ihn jetzt mit in unsere Heimath nehmen. Der Aermste erschrak heftig, und fragte jeden der Anwesenden, ob es wahr sey; er schien ganz vernichtet bei dem Gedanken, seine heimische Wüste nie wieder zu sehen. Scheikh Seyd wurde besonders von ihm mit Fragen bestürmt, weil er diesen, als Häuptling der Ababdes, nicht fähig hielt ihn zu hintergehen. Ich bin indeß sehr geneigt zu glauben, daß viele der anwesenden Mellks und Häuptlinge, ihres herzlichen Lachens ungeachtet, nicht so ganz frei von dem Glauben an die magische Kraft unserer Pinsel und besonders der Camera lucida waren, mit deren Hülfe ich mehrere von ihnen abzeichnete. Herr Bandoni malte den Bey auf sein Verlangen, wahrscheinlich für eine seiner Favoritinnen. Er war mit dem Gemälde sehr zufrieden, wußte aber nicht, was der Schatten zu bedeuten habe, und bat den Künstler, „die schwarzen Dinger auszulöschen." Bevor wir Makarif verließen, zeigte mir der Bey noch die der Regierung gehörigen Indigo- und Ledermanufakturen. Ich schied ungern von dem Manne, denn er war der beste Türke, den ich noch kennen gelernt, und es gewährte uns großes Vergnügen, in den wilden Gegenden des innern Afrika's eine so freundliche Aufnahme zu finden.

„Gegen seine Untergebenen war dieser Bey indeß eben so tyrannisch als seine übrigen Kollegen, und er rühmte sich sogar einst gegen mich einer eben so grausamen als verrätherischen Handlung. Die Regierung findet nämlich bei Erhebung des Tributs immer große Schwierigkeiten; „wir, sagte der Bey, schicken gewöhnlich zwei Soldaten auf einmal ab; werden sie erschlagen, so hat das nicht so viel auf sich. Schickte ich aber 20 oder 50 und diese kämen um, so würde dieß großes Aufsehen machen, und wäre für meine kleine Macht von 500 Reitern ein empfindlicher Verlust. Einst, fuhr er mit triumphirender Miene fort, war ich mit einer starken Begleitung aus, als wir von einer überlegenen Anzahl Bischaris bei Nacht überfallen wurden. Neun von meinen Leuten fielen in die Hände des Feindes und wurden auf der Stelle getödtet. Wir hielten jedoch Stand und entkamen glücklich. Bald nachher rächte ich den Tod meiner braven Bursche auf unsere gewöhnliche Weise. Wir lockten viele von den Bischaris, die an jenem Gefecht Antheil gehabt hatten, unter dem Versprechen eines Pardons in die Stadt, sperrten sie dann in eines unserer befestigten Häuser und brachten sie um."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Grundstein zu der Säule, welche zum Gedächtnisse der Bemühungen der Brüder Richard und John Lander und zur Erinnerung an das unglückliche Ende des erstern errichtet wird, wurde unlängst zu Truro unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten gelegt. Die angesehensten Personen der Stadt und der Umgegend hatten sich dabei eingefunden.

*

Als sich das amerikanische Schiff Essex auf dem südlichen stillen Ocean auf dem Wallfischfange befand, und fast die ganze Mannschaft, bis auf einige Wenige, die im Schiffe zurückblieben, sich in den Booten auf der Jagd befand, kam ein ungeheurer Wallfisch dicht an das Schiff heran, tauchte unter, als ob er ihm ausweichen wollte, schlug aber so gewaltig gegen einen Theil des Kiels, daß sich das Holz ablöste und emporschwamm. Der Wallfisch kam hierauf in kurzer Entfernung vom Schiffe wieder zum Vorschein, und stieß mit solcher Wuth mit seinem Kopfe gegen den Bug des Schiffes, daß er ihn ganz durchrannte. Das Schiff füllte sich natürlich sogleich mit Wasser und legte sich auf die Seite, in welchem Zustande es die arme viele hundert Meilen vom Lande entfernte Mannschaft von ihren Booten aus sah. Die wenigen Zurückgebliebenen hatten sich eilig, ehe das Schiff noch sank, auf ein noch übriges Wallfischboot geflüchtet, und mit großer Mühe verschaffte man sich noch etwas Mundvorrath von dem Wrack, um die lange gefährliche Fahrt nach der Küste von Peru anzutreten. Eines der Boote wurde unfern der Küste von einem Schiffe bemerkt und aufgenommen; die Mannschaft in demselben, drei an der Zahl, waren die einzigen, welche von dem unglücklichen Schiffsvolke des Essex davon kamen; die übrigen waren unter furchtbaren Leiden und Entbehrungen gestorben.

*

In der Moskau'schen Universitätsbuchdruckerei wurden im Laufe der letzten sechs Jahre gedruckt. 1829: 8,186,892 Bogen; 1830: 7,045,850; 1831: 7,045,850; 1832: 6,950,555; 1833: 7,264,759; 1834: 7,746,378 Bogen.

*

Der Studirende der Universität zu Moskau, Tigranian, hat Racine's Trauerspiel: Athalie, ins Armenische übersetzt. Die Uebersetzung ist in Moskau gedruckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 215. 3 August 1835.

Amerikanische Expedition in das Südmeer.

Die Seeräuber in Sumatra.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika schickten in der Mitte 1831 den Potomac, eine Fregatte vom ersten Range, in das Südmeer, um die verschiedenen Handelsstationen zu besuchen, und namentlich die Seeräuber auf der Westküste von Sumatra zur Rechenschaft zu ziehen. Das Schiff blieb 3 Jahre aus, besuchte die Molukken, China, die Südseeinseln und die Küsten von Amerika, und da das Verfahren des Kommodore Downes, der die Expedition kommandirte, zu Klagen im Senat Veranlassung gegeben hatte, so ließ dieser von seinem Privatsekretär Reynolds eine offizielle Erzählung der Begebnisse herausgeben. Das Buch ist vor wenigen Wochen in New-York erschienen, ist durch eine Menge von Auszügen aus andern Werken unverhältnißmäßig angeschwellt, enthält aber doch über die Verfahrungsart der Amerikaner in fremden Ländern, über den Zustand der Gegenden, welche die Expedition berührte, und über die Aussichten und Ansprüche der Freistaaten, manche Data, welche einige Bemerkungen verdienen. Die Art, wie das Buch verfaßt ist, hat nichts Auffallendes, es ist in einem etwas bessern Styl geschrieben, als im Allgemeinen amerikanische Werke, aber durch die gewöhnlichen endlosen Prahlereien und Ruhmredigkeit über Amerika entstellt. Wann werden die Amerikaner endlich begreifen, daß dieses ewige Selbstlob den ganz entgegengesetzten Eindruck macht, und eben den Mangel an Würde verräth, den sie dadurch zu verdecken wünschen!

Dieß Ereigniß, das zu der Ausrüstung der Expedition führte, war Folgendes. Das Schiff Friendship von Salem lag im Februar 1831 auf der Rhede der Stadt Quallah Balu auf der Westküste von Sumatra, um eine Ladung Pfeffer einzunehmen. Die Malayen überfielen, während der Kapitän am Lande war, das Schiff, ermordeten drei von der Mannschaft und plünderten das Schiff. Der Kapitän warf sich in ein Boot mit den Leuten die er am Land hatte, und in dem Augenblick da sie abstießen, sprang einer der Häuptlinge des Landes, Namens Po Adam, auch in das Boot, vertheidigte sie mit seinem Schwert, half ihnen rudern, und landete sie endlich an der Stadt Muckie, wo sie einige andere amerikanische Schiffe antrafen, mit diesen zurückkehrten und ihre Schiffe wieder eroberten. Sobald das Marinedepartement in Washington Nachricht von diesem Akt von Seeräuberei erhielt, gab sie der neuerbauten Fregatte Potomac, welche den amerikanischen Gesandten nach London zu bringen bestimmt war, den Befehl, sich auf die Küste von Sumatra zu begeben, und die amerikanische Flagge für diesen Angriff zu rächen. Die Instruktionen, welche der Kommodore dazu erhielt, sind in einem Geiste von Mäßigkeit, verbunden mit Energie, abgefaßt, der dem Minister alle Ehre macht. „Sie sollen," heißt es darin, „nach ihrer Ankunft in Quallah Balu von den amerikanischen Schiffen auf der Küste die genauesten Nachrichten über den Charakter des Volks und über den Angriff auf das Schiff Friendship einziehen, und sollten diese im Wesentlichen mit der Erklärung des Kapitäns übereinstimmen, so sollen Sie von den Radschahs oder Behörden von Quallah Balu die Erstattung der geplünderten Waaren, Entschädigung für den Verlust, und Auslieferung der Thäter verlangen, damit diese in Amerika als Seeräuber gerichtet werden können. Sollten diese Forderungen verweigert werden, so sollen Sie die Thäter mit bewaffneter Hand ergreifen, die Befestigungen am Ufer rasiren, und die Schiffe im Hafen zerstören, und der Bevölkerung feierlich erklären, daß jede Art von Seeräuberei auf ähnliche Art gestraft werden werde. Sollten Sie jedoch finden, daß ein Theil der Bevölkerung den Akt mißbilligt, oder das amerikanische Schiff Veranlassung zu dem Angriff gegeben hat, oder sollten die Behörden sie an den König von Atschim weisen, so werden Sie sich damit begnügen, Entschädigung für den erlittenen Verlust zu verlangen. Zu gleicher Zeit sollen Sie den Radschahs und der Bevölkerung erklären, daß die Vereinigten Staaten keinen Haß gegen sie hegen u. s. w."

Mit diesen Instruktionen kam der Kommodore Downes den 5 Februar 1832 vor Quallah Balu an, anstatt aber nach ihnen zu handeln und zuerst Untersuchungen über das Faktum anzustellen, und hierauf seine Forderungen an die Radschahs zu machen, so fing er damit an, daß er sein Schiff als einen Kauffahrteifahrer ausrüstete, es anders bemalte, andere Segel aufzog u. s. w. Mehrere Kähne kamen an das Schiff, ohne zu ahnen, daß es ein Kriegsschiff sey, und wurden an Bord behalten, einige der Offiziere wurden als Kaufleute verkleidet, und sollten sich ans Land begeben, unter dem Vorwand, Pfeffer aufzukaufen, während die Mannschaft ihres Boots die Befestigungen ausspioniren sollte. Die Malayen auf dem Land schienen jedoch dem Schiff zu mis-

Digitized by Google

trauen und erlaubten dem Boot nicht zu landen. In der Nacht wurden hierauf 240 Mann mit einer Kanone ausgeschifft, mit dem Befehl, die fünf Forts am Hafen zu umringen und niemand entfliehen zu lassen, aber nicht zuerst zu schießen. Jedes dieser Forts gehört einem eigenen Radschah. Ein Schuß fiel von einem dieser Forts, und der Angriff begann sogleich, in derselben Nacht wurden vier Forts gestürmt, und eines derselben verbrannt: die Besatzungen flüchteten sich in die Wälder, und die Amerikaner schifften sich wieder ein; den nächsten Morgen legte die Fregatte vor dem fünften Fort, Tuca de Lama an, und bombardirte es, bis es in Ruinen lag, und die Besatzung eine weiße Flagge aufsteckte; dann verließ der Kommodore die Rhede und segelte nach Susu, einem Hafen in der Nähe, der mit Quallah Batu in Feindschaft stand. Dorthin folgte ihm ein Boot mit Abgesandten der zerstörten Stadt, die um Frieden baten, und der Kommodore versicherte sie, daß sein Zweck erfüllt, die Schuldigen gestraft seyen, daß er ihnen ihre Stadt zurückgebe, und daß sie von nun an wieder ungestört Handel treiben können, wenn sie keine fernern Seeräubereien begingen.

Auf diese unerhörte Art erfüllte der Kommodore seine Mission, ohne zu wissen, ob die Aussage des geplünderten Kapitäns wahr sey, ohne seine Klage und seine Forderungen anzubringen, ohne zu wissen, ob irgend einer der Radschahs oder alle derselben Theil an der Plünderung genommen hatten, ohne nur Po Adan, den Freund der Amerikaner, der in der Nähe war, um Auskunft gefragt zu haben, ohne Kriegserklärung, ohne Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen, stürmte, verbrannte und rasirte er Alles, was er vor sich sah, und die erste Kommunikation die er mit den Bewohnern hielt, wurde nach der Vernichtung der Stadt gehalten. Man hat keine Ursache zu zweifeln, daß ursprünglich die Malayen eine Art von Seeräuberei begangen hatten, und die Vereinigten Staaten hatten das Recht und die Pflicht, sich darüber Rechenschaft geben zu lassen, und ihren Handel zu beschützen; aber verkleiden europäische Nationen ihre Kriegsschiffe in Kauffahrteifahrer, und ihre Offiziere in Kaufleute, bedienen sie sich der Mittel, welche Buccaniers anwenden um eine Stadt zu überfallen? wozu hat man die so gerühmten Formen von Civilisation erfunden, um sie mit Füßen zu treten, sobald man mit Völkern zu thun hat, die keine Journale haben, um sich zu beklagen? war es nicht Zeit genug die Befestigungen zu bombardiren, wenn man Entschädigung verweigert hat? das Beste an der Sache ist aber die Art, wie der menschenfreundliche Kommodore sein Verfahren rechtfertigt. Er sagt: „wenn die ursprünglichen Bewohner des Bodens von Amerika ähnliche Angriffe begehen, wann einer oder zwei derselben auf unsern westlichen Gränzen einen Raub oder Mord begehen, so verlangt man Auslieferung des Schuldigen, und wenn sie verweigert wird, so wird die Forderung mit dem Schwert unterstützt, und die Häuptlinge werden als Geiseln für die künftige Aufführung ihrer Stämme behalten. Sollte man die blutdürstigen Malayen von Sumatra mit mehr Nachsicht behandeln, als die viel unterdrückten und geplagtern Urbewohner unsers Landes? Gerechtigkeit und Menschlichkeit mögen diese Frage beantworten!" dieser weiche und menschliche Politiker glaubt also, daß die Ungerechtigkeit und Härte, mit der die Indianer behandelt werden, es den Amerikanern zur Pflicht mache, gegen die Malayen nicht besser zu verfahren, oder vielmehr noch schlimmer, denn von den Indianern verlangt man wenigstens vorher die Auslieferung, wie es scheint. Es ist wahr, daß alle weißen Völker die Rechte der Andersfarbigen nur immer mit Füßen getreten haben, aber man muß gestehen, daß in unserer Zeit die Amerikaner sich darin vor allen auszeichnen.

Der Präsident schien jedoch das Verfahren des Kommodore etwas rasch zu finden, und verlangte von ihm eine Erklärung seiner Motive, mit dem Bedauern, daß er nicht zuvor nähere Erkundigung eingezogen, und mit den Malayen unterhandelt habe, und der Kommodore machte auch eine sehr lahme Vertheidigung, worin er sich darauf stützt, daß er keine Schiffe auf der Rhede gefunden habe, um Erklärungen einzuziehen, und befürchtet habe, von den Malayen zurückgeschlagen zu werden, wenn er sie offen angreife.

(Fortsetzung folgt.)

Ursprung und Fortgang des Handels zwischen Rußland und China.

(Schluß.)

Kjächta ist stets hinlänglich mit allen nothwendigen Waaren versehen, welche sich die dortigen Negocianten verschaffen können, und die von den Chinesen besonders begierig gesucht werden. Der Haupthandel auf russischer Seite mit den Chinesen war von jeher der Pelzhandel. Seit 15 bis 20 Jahren aber ist derselbe mehr gefallen als gestiegen, und zwar aus der Ursache, weil die Engländer und andere Nationen in den neuesten Zeiten einen wichtigen Pelzhandel, zumal mit amerikanischem Rauchwerk, nach China treiben. Felle, welche die Chinesen ehedem lediglich aus Sibirien erhielten, führen ihnen jetzt die Engländer, Spanier, vereinigten Amerikaner, und wie es heißt, auch die Dänen, nach Canton in Menge zu. Die Nordwestküste von Amerika liefert seit Cooks letzter Reise die schönsten Seeotterfelle, die von den Chinesen noch höher als Zobel geschätzt werden, welche die Russen noch dazu oft durch Färben sehr täuschend nachahmen und verfälschen. Vorher erhielten die Chinesen die Seeotterfelle allein von den Russen, die über Kamtschatka eingingen, da dann das Stück in Kjächta für 60, 80 bis 100 Rubel verkauft oder vielmehr vertauscht wurde. Jetzt aber ist ihr Werth sehr gefallen. Denn in den Jahren 1786, 87, 88, 90 und 1802 wurden auf englischen, französischen, spanischen und östreichischen Schiffen allein nach Canton 8175 Seeotterfelle eingeführt, wofür die Verkäufer derselben 252,897 spanische Thaler, oder harte Piaster bezahlt erhielten. Im Durchschnitte kam also 1 Seeotterfell noch nicht auf 31 solcher Thaler, da sie doch vorher in Canton zu 80, 100 bis 150 Piaster verkauft worden waren.

Die vornehmsten übrigen Handelsartikel für Rußland aus China sind, wie bereits bemerkt worden ist, Thee, Nanking, baumwollene Zeuge, rohe und gefärbte Seide und Seidenzeuge, vornehmlich allerlei Sorten und Farben von Kitaika und andere chinesische Produkte und Fabrikate. Die Seide geht meistentheils

Digitized by Google

nach Moskwa, wo sie wieder verarbeitet wird, und die Seidenzeuge, so wie die baumwollenen Waaren, gehen nach Petersburg und andern Städten des Reichs, nach Kleinrußland u. s. f. Die Kitaika aber werden nicht bloß innerhalb Rußland abgesetzt, sondern gehen zum Theil auch nach Polen, Preußen, Weißrußland, Esth- und Liefland, zu den donischen Kosaken u. a. m. — Der Thee (sogenannter Karawanenthee) wird theils in Rußland selbst sehr häufig verbraucht, zum Theil aber auch nach Deutschland, Dänemark, Schweden ꝛc. geschickt.

Kaum ist zu vermuthen, daß die Russen von Ochotk oder Kamtschatka aus einen unmittelbaren Handel mit Canton anknüpfen werden, um auch von dieser Seite her Mittheilnehmer dieses wichtigen Handels zu werden. Weit vortheilhafter würde es seyn, ihn in Japan anzuknüpfen, denn die Japaner kaufen die Seeotterfelle und anderes Pelzwerk von den Chinesen wieder für einen höhern Preis. Sie würden sie daher natürlich lieber aus der ersteren wohlfeileren Hand entgegen nehmen, wenn der russische Handelsgeist sich in Japan bis jetzt Zutritt und freien Spielraum erworben hätte. Ueberdieß fanden europäische Kaufleute und andere fremde Nationen in Canton für den Handel solche Fesseln, daß es in der That zu verwundern ist, wie weit sich die Menschen durch einen zu hoffenden Gewinn beinahe sklavisch einschränken lassen. Der einheimische Käufer in Canton und der ausländische Verkäufer haben daselbst nichts mit einander gemein. Alle Handelsgeschäfte gehen durch eilen von Gerichts wegen ernannten Sicherheits- oder Bürgschaftskaufmann, der allein den gegenseitigen Preis der Waaren bestimmt. Fremde Kaufleute sind daher ganz allein der Willkür der Chinesen überlassen.

Ganz anders verhält es sich in Kjächta: hier handelt der Russe mit den Chinesen völlig frei, ohne im mindesten eingeschränkt zu seyn. Beide besehen die gegenseitigen Waaren, untersuchen sie, binden, tragen zu, bis endlich der Handel ohne Dazwischenkunft eines dritten zur Zufriedenheit für beide Theile geschlossen wird, wobei es aber auch freilich nicht allemal ohne Betrug abgeht.

Dieses getheilten Handels ungeachtet werden in Kjächta doch noch viele Pelzereien an die Chinesen abgesetzt, welche sie mit größerem Gewinne wieder an die Japaner, Koreer oder auch im nördlichen China verkaufen. Das was diesen Handel für die Russen noch beschwerlich macht, ist der weite Transport des feinen Pelzwerks, vorzüglich der Seeotterfelle, die größtentheils zu Lande von Kjächta einen Weg von 3860 Werst oder 552 deutschen Meilen gehen müssen, ehe sie daselbst zu Markte kommen.

Wie sehr übrigens die russische Regierung den chinesischen Handel begünstigt und immer mehr in Aufnahme zu bringen sucht, erhellt aus der noch 1794 gegebenen Erlaubniß in Absicht der Entrichtung des Zolles. Derselben zufolge können alle sibirischen nach Kjächta und auch andern Orten handelnden Kaufleute, wenn sie nicht im Stande sind, ihren Zoll sogleich in Kjächta zu erlegen, denselben auch in Irkutzk, Tobolsk, Moskau oder Petersburg, und zwar erst nach Verlauf von 9 Monaten abtragen. Dieß ist besonders für diejenigen Kaufleute von keinem unbedeutenden Vortheil, die ihren Hauptumsatz auf dem großen Jahrmarkte zu Irbit haben. Diese können die nachgelassenen Zollzeider, wenn sie dieselben in Waaren verwandeln, auf eine mehr als doppelte Art verzinst sehen, und hernach, ohne den mindesten Verlust, jene 10 Procent Zinsen der Krone gar wohl entrichten.

Erfurt. Dr. Joh. Christ. Petri, Professor.

Die Heurathen der Kulinas.

Es gibt in Bengalen einen besondern Braminenstamm, dessen Eheordnung von der unter andern Mitgliedern derselben Kaste herrschenden abweicht. Die Geschichte dieses Stammes ist folgende. In frühern Zeiten gab es in Bengalen nur Eine Klasse von Braminen, Satsati genannt, deren Mitglieder alle in gleichem Ansehen standen, weßhalb es auch gar keine Rivalität unter ihnen gab, so daß nach und nach die ganze Kaste in Faulheit und Unwissenheit versank. Endlich aber kam ein Fürst an die Regierung, der, entrüstet über die Trägheit und Unfähigkeit dieser Leute, aus einem benachbarten Staate fünf gelehrte und tugendhafte Braminen kommen ließ, welche fähig waren dem Gottesdienste auf würdige Weise vorzustehen, und von diesen fünf Männern sollen alle jetzt in Bengalen lebenden Braminen abstammen. Den neuen Braminen ging es jedoch fast wie den alten, und eine zweite Reform wurde nothwendig. Ballalsena, damals König von Bengalen, der unter den Braminen eine große Lauigkeit in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten bemerkte, beschloß, sie in drei Klassen einzutheilen, von denen eine als besondere Verdienstklasse bezeichnet war, in welche nur der eintreten konnte, der folgende Verdienste besaß: Er mußte die Obliegenheiten der Kaste genau erfüllen, demüthig und gelehrt und von gutem Rufe seyn, die heiligen Orte besuchen, andächtig seyn, nicht nach Geschenken von sündigen Menschen Verlangen tragen, Vergnügen an einem ascetischen Leben finden, und endlich freigebig und wohlthätig seyn. Diejenigen, welche diese neun Eigenschaften in sich vereinigten, bezeichnete der König mit dem Namen der Kulinas; jene, welche nur einige derselben besaßen, wurden Srotriyas, und jene endlich, bei denen gar keine derselben zu finden war, Wansajas genannt. Diese Klassification, welche noch immer mit großer Strenge gehandhabt wird, hat Anlaß zu den größten Ungerechtigkeiten gegeben. Ein Kulina kann seinen Sohn mit der Tochter eines Srotriya, oder auch sogar eines Wansaja verheurathen, nur sinken dann die Kinder zur Klasse der Wansajas herab. Da indeß die Srotriyas und Wansajas sehr ehrgeizig auf eine Verbindung mit der bevorzugten Klasse sind, so lassen sie sich es große Summen kosten, für ihre Töchter Männer von den Kulinas zu bekommen. Deßhalb werden auch die Knaben dieser Klasse meist in der Wiege schon mit Mädchen aus den untern Stämmen verlobt. Da indeß für die Töchter der Kulinas nicht gleiche Versorge getroffen, sondern diesen durchaus verboten ist, außer ihrer Kaste zu heurathen, so bleiben diese, selbst wenn sie auch sehr reich sind, oft unverehelicht. Der Kulina-Bramin, dem man von allen Seiten entgegenkommt, heurathet gewöhnlich eine Menge von Frauen; einige aus seiner eigenen Klasse, um die Verwandtschaft zufrieden zu stellen, und die übrigen aus den niedern Klassen um des Interesse's willen, nämlich um sich zu bereichern, oder um in den verschiedenen Theilen des Landes auf seinen Pilgerfahrten eine Heimath zu finden, wo er wohnen und essen kann, ohne daß es ihm etwas kostet. Die Frauen aus seiner Kaste läßt er gemeiniglich in den Häusern ihrer Verwandten, von den übrigen aber nimmt er eine in sein Haus, wenn er nämlich eines hat, denn das gesammte irdische Besitzthum eines solchen Braminen besteht oft in nichts als einem Stück Tuch und seiner Braminenschnur, deren magische Wirkung ihm jedoch nicht selten ein Harem von 120 Frauen verschafft, die im ganzen Lande zerstreut wohnen, und von denen jede stolz darauf ist ihn ihren Gatten nennen zu dürfen. Oft sieht der Mann seine Frau, die in der Eltern Hause bleibt, nach der Hochzeit gar nicht, oder höchstens alle drei bis vier Jahre wieder, da er fürchtet Kinder von ihr zu haben, weil diese in Niedrigkeit herabsinken. Gewöhnlich erkennen sie auch jene, welche in den Häusern ihrer Schwiegervater, der Hindus, geboren werden, nicht als die ihrigen an.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reisen in Aethiopien oberhalb des zweiten Nilfalls.

1. Die Reise.

(Fortsetzung.)

Meroë muß, wie unser Reisender sagt, der königliche Begräbnißplatz der Beherrscher des alten Aethiopiens gewesen seyn. Den Eindruck, den der erste Anblick dieser „Stadt der Todten" auf ihn machte, schildert er folgendermaßen:

„Nie noch waren meine Gefühle aufgeregter, als da ich mich nach einer so mühevollen Reise dieser prachtvollen Necropolis näherte. Schon die in der Ferne auftauchenden Pyramiden gaben Zeugniß von ihrer Wichtigkeit, aber meine hochgespannten Erwartungen wurden noch weit übertreffen, als ich mich in ihrer Mitte befand. Die Pyramiden von Gizeh sind schön, und ihrer ungeheuren Größe wegen bewundernswerth, aber hinsichtlich der malerischen Wirkung und der architektonischen Zierlichkeit gebe ich denen von Meroë bei weitem den Vorzug. Ich erwartete nur wenige Ruinen, keineswegs aber so imposante zu finden, als diese Grabmäler, wahrscheinlich äthiopischer Könige und Königinnen, sind. In Staunen versunken stand ich da; allenthalben herrliche Gruppen. Pyramide stieg hinter Pyramide empor, und selbst der verfallene Zustand, in dem viele sich befinden, schmälert, wenn auch ihre Schönheit als Bauwerke, doch keineswegs ihr Interesse als Alterthümer. Meine Einbildungskraft stellte sie mir unverstümmelt dar, und meine Gedanken verloren sich in die grauseste Vorzeit."

Da die Beschreibung dieser Denkmäler dem antiquarischen Theil des Werkes angehört, so übergehen wir sie jetzt, und folgen unserem Reisenden nach Schendy, der Hauptstadt einer einst wichtigen Provinz und der Erbin der Rudera des Handels von Meroë. Burckhardt überschätzte die Bedeutsamkeit derselben, denn der Schilderung des Herrn Hoskins zufolge scheint er nie von besonderer Wichtigkeit gewesen zu seyn.

„Jede der kleinen Städte in Ober- und Unterägypten, sagt er, sieht eher einer Hauptstadt ähnlich als Schendy. Die Häuser sind nicht viel besser als Hütten, Läden und Kaffeehäuser gibt es gar nicht, und das umliegende Land ist kahl und unfruchtbar. Die Stadt mag jetzt etwa 6 bis 700 Häuser und höchstens 5000 bis 5500 Einwohner haben. Die Häuser stehen so dicht beisammen als in den ägyptischen Dörfern, sind geräumig und haben im Innern meist Höfe. Die Straßen sind breit, und man findet mehrere offene Räume oder Plätze, von denen einige als Marktplätze dienen.

„Die bedeutendsten der zum Verkauf ausgestellten Artikel waren Kamele, Dromedare und Sklaven. Der Preis für einen männlichen Neger war 10 bis 20 Thaler, und man sah beim Ankauf hauptsächlich auf Jugend, weil diese gelehrig und nicht so träg ist als das reifere Alter. Der Preis der alten Sklavinnen regelte sich nach ihren Geschicklichkeiten, der der jungen, für den Harem, bestimmte sich nach ihren persönlichen Reizen, und stieg von 50 bis zu 100 Thalern. Die jungen und meist schönen Abyssinierinnen wurden mit 60 bis 100 Thalern bezahlt. Der Preis der Kamele belief sich von 9 bis zu 10 und der der bessern von 12 bis zu 14 Thalern. Dromedare wurden mit 12 bis 20 und die der edeln bischarischen Zucht bis zu 50 Thalern bezahlt. Ferner waren noch Ochsen mit Buckeln oder Höckern zum Verkauf ausgestellt, den alten ägyptischen ähnlich, wie man sie noch oft auf Mauern abgebildet sieht. Schafe und Ziegen fanden sich ebenfalls auf den Bazars: Schafe zu 6 bis 9 Piastern sammt dem Fell und meckernde Ziegen zu 10 Piastern (1 fl. 50 kr.). Die Bauern verkauften hauptsächlich eine geringe Gattung Ziegenkäse, der starken Absatz fand. Die Kaufleute von Kairo bringen verschiedene Artikel auf den Markt, als Kleider von weißem Baumwollenzeug, sehr ordinäre Messerschmiedwaaren, als Taschenmesser und Rasirmesser, die sie zu 15 Kreuzer das Stück verkaufen; ferner Seife, sehr guten abyssinischen Kaffee, Glasperlen, Muscheln, kleine gläserne Spiegel, Antimonium zum Färben der Augenlider, und Hennah, womit die schwarzen Schönheiten ihre Hände färben, nebst mehrern Arten von Gewürz und Essenzen.

„Ihre Art zu handeln ist ganz eigen. Als ich z. B. nach dem Preise eines Kamels fragte, deren ich einige zur Heimreise zu kaufen Willens war, wollten sie dieses nicht sagen, sondern fragten, wie viel ich zu geben gedächte. Ich legte also ein Gebot auf ein Dromedar, das der Eigenthümer ablehnte, aber doch noch immer sich weigerte zu sagen, was er begehre, weßhalb ich endlich einen so langweiligen Handel aufgab. Ich hatte Gelegenheit einige der Schönheiten von Schendy auf dem Markt zu sehen; sie trugen ihr geflochtenes Haar zu beiden Seiten des Gesichts herabhängend, die Kleidung war von ordinären Zeugen, aber zierlich und geschmackvoll."

Südlich von Schendy hatte Herr Hoskins nebst seiner kleinen Karawane auf der Reise manche Gefahr wegen der hier sehr häufigen Löwen zu bestehen. Unter Anderem war dieß der Fall unweit der Ruinen von Wady el Owataib.

„Ich war, sagt unser Reisender, noch nicht lange eingeschlafen, während meine Begleiter und Herr Bandoni wachten, als ich plötzlich aufgeweckt wurde. Der Türke hatte, ungefähr 100 Schritte von meinem Zelt, zwei Löwen in den Ruinen gesehen, und sein Gewehr abgefeuert, um sie zu verjagen. Ich ließ sogleich mehrere Feuer anzünden, und nun kam auch der Bauer, der uns widerrathen hatte unser Lager hier aufzuschlagen, herbei. Er hatte beim Mondenschein zwei Löwen herankommen sehen, die, wie er versicherte, sich hinter ihm in der Ebene befänden. Ich ging, von dem Türken begleitet, aus, um zu rekognoszíren, und hörte sie in geringer Entfernung brüllen. Da sie indeß nicht näher kamen, so kehrte ich in mein Zelt zurück, wo ich bald darauf das Brüllen deutlich hörte, was mich jedoch nicht hinderte einzuschlafen, da ich von dem langen Wachen und der Hitze des vergangenen Tages außerordentlich ermüdet war. Diese war in der That für die Jahreszeit ungewöhnlich gewesen, denn das Thermometer hatte im Schatten des Tempels 110° F. (34⅓° R.) gezeigt, und wir hatten bisher immer nur zwischen 98 und 100° F. (29⅓° und 30⅔° R.) gehabt. Ich schlief den noch übrigen Theil der Nacht ruhig, und am Morgen fanden wir in den Ruinen die Fährten von vier Löwen, die ohne Zweifel nur durch die angezündeten Feuer von einem Angriff abgeschreckt worden waren. Aus den Fußstapfen erkannte ich zwei Männchen und zwei Weibchen, von denen eines der erstern sehr groß gewesen seyn mußte."

Dieser Vorfall veranlaßte die arabischen Führer unseres Reisenden mehrere Anekdoten zu erzählen, welche sämmtlich jene chevalereske Färbung trugen, die man dem arabischen Aberglauben stets beigemischt findet.

„Die Araber tragen sich mit seltsamen abergläubischen Erzählungen von der Großmuth des Löwen, von denen wir unter Anderem die nachstehende mitgetheilt wurde, die jedoch, wie dieß bei ihnen gewöhnlich der Fall ist, größtentheils dem Reiche der Fabel angehört. Sie behaupten nämlich, daß wenn ein Löwe einem Bauer eine Kuh raubt, dieser ihm immer einen Theil der Beute überläßt, wenn er ihn im Namen seiner Mutter, seines Weibes oder seiner Familie darum bittet, und seinen Antheil nimmt, ohne Furcht blicken zu lassen."

Professor Heeren bestreitet, daß die Ruinen von El Owatáid das alte Ammonium seyen; Herr Hoskins dagegen führt starke Gründe für die entgegengesetzte Behauptung an, von denen später die Rede seyn wird. Zu bedauern ist es, daß unser Reisender nicht bis zu den Ruinen von El Macaurat vordrang, die bis jetzt nur sehr unvollkommen beschrieben worden sind; aus Mangel an Wasser war er jedoch genöthigt nach Schendy zurückzukehren. Hier unterhielt ihn der Kaschef mit einer Schaustellung des alten mamelukischen Exercitiums, das noch weit belebter zu seyn scheint, als das berühmte Dschered der Türken.

(Fortsetzung folgt.)

In Lille wurde eine mineralogische Merkwürdigkeit entdeckt, die freilich nicht einzig in ihrer Art, doch gewiß höchst selten ist. Als man einen weißen Stein aus den Steinbrüchen von Hordain durch den Steinmetzen bearbeiten ließ, spaltete er sich mit einem Mal, und ließ auf beiden Wänden, auf der einen hohl, auf der andern en relief, einen vollständigen Fisch sehen, dessen Hauptgräte auf dem flachen Theil mit einer leichten Krümmung zu sehen ist. Die Gattung dieses antediluvianischen Thieres ist nicht leicht zu bestimmen, immer aber verdient er die Aufmerksamkeit der Naturkundigen in einem hohen Grade.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 216. 4 August 1835.

Ein Besuch der Höhle zu Antiparos.

Herr Auidjo hat eine Reise nach Konstantinopel bekannt gemacht, eine Sache die mit nächstem so gewöhnlich werden wird, als vor 20 Jahren eine Fahrt nach Paris; auf einem englischen Kriegsschiffe ging er nach Konstantinopel ab, und kehrte mit dem gewöhnlichen Dampfboot zurück, auf dem sich eine sehr gemischte Gesellschaft eingefunden hatte. Wir entheben seiner Erzählung den Besuch der wenig bekannten Höhle von Antiparos.

Die Expedition nach Antiparos schien allgemein zu gefallen, und zur festgesetzten Stunde war jeder in Bereitschaft. Um 4 Uhr begaben wir uns an Bord zweier großen griechischen Boote, fuhren durch die Meerenge und landeten in einer kleinen Bai, wo schon eine Anzahl Führer mit Eseln unserer Ankunft haerten. Die Entfernung sollte nur zwei Stunden betragen, und fort gings, als alle beritten waren, so rasch, daß bald sich mehrere über Müdigkeit beklagten. Auf der ersten halben Stunde war das Land fast baumlos, bald aber eröffnete sich, als wir einen Hügel hinangeritten waren, ein reich angebautes und schön bewaldetes Tiefthal vor unsern Augen. Da die schroffen Abhänge dieser Höhen auf drei Seiten unserem Weiterreiten eine unübersteigliche Schranke zu seyn schienen, so glaubten wir, die Höhle müsse hier seyn, aber nein, wir mußten durch das Thal hindurch und im Süden die am mindesten schroffe Seite dieser Punsch-bowle hinanklettern. Bisher war der Fels Urkalk auf Gneiß aufgelagert gewesen, jetzt aber kamen wir auf eine dicke Lage von reinem Kalkstein.

Als wir die Spitze eines mäßig hohen Berges erreicht hatten, sahen wir, daß er sich gegen Süden in eine Ebene verflachte, die in sanftem Abhang gegen die See auslief. Der Boden war mit Myeten und Erdbeerbäumen bedeckt, und bot einen wilden aber schönen Anblick dar. Wir waren nun beinahe zum andern Ende der Insel gelangt, wo ein schmales Vorgebirge sich weit hinausstreckt in die blaue See, und in der Ferne erschienen die Inseln Sikyno und Raclia gleich mächtigen Vögeln über dem Wasser schwebend. Hart unter dem westlichen Ufer, wo die Insel Paros sich in schroffen Klippen zum Meere absenkt, lag die kleine Insel Spotico, während allenthalben, so weit das Auge reichte, die See von Felsen starrte. An einem steilen Pfade zeigten uns nun die Führer eine mächtige Spalte im Felsen, an deren Ende ein ungeheurer Stalaktit, welcher von der Decke bis an den Boden reichte, wie eine Schildwache hingestellt schien vor dem acherontischen Schlund, der in mehr als ägyptischer Finsterniß uns angähnte. Um diese Stelle war eine Schaar bewaffneter Griechen versammelt, die mit Stricken, Leitern und Fackeln versehen waren. Unsere Erscheinung war das Signal zu einem allgemeinen Aufruhe; jeder schwatzte, schrie, wollte die Damen führen, und jeder radebrechte hie und da zur weitern Empfehlung ein französisches oder englisches Wort. Viele Zeit ging verloren im Streit um die Fackeln, deren Anzahl zu gering war, aber „wer zuerst kam, mahlte zuerst:" und die Zurückgebliebenen beklagten sich dann bitter.

Rasch gingen wir nun vorwärts, hemmten jedoch bald unsere Eile, denn kaum hatten wir 15 bis 20 Schritte gethan, als das Tageslicht völlig erlosch, und die Fackeln unserer Führer, von der feuchten Atmosphäre halb erstickt, so düster flammten, daß die Ausdehnung der Höhle verdeckt, und die „sichtbare Dunkelheit" jede Gefahr nur vergrößerte. Der Weg wurde immer steiler und der Boden, welcher aus kohlensaurem Kalk bestand, durch die Feuchtigkeit so schlüpfrig wie Eis. Ein ziemlich zerrissenes Tau war das einzige, an was wir uns halten konnten, und dieß rieb sich durch den heftigen Ruck von 40 Menschen gewaltig an den scharf vorspringenden Felsenecken. Aber dieser unterirdische Corridor schimmerte im Fackelnlicht mit einem Glanze, den keine Sprache schildern kann, denn die zahllosen überall zerstreuten Krystalle glühten bald in tiefem Blutroth, bald in den glänzendsten Regenbogenfaben.

Kaum läßt sich ein außerordentlicheres Schauspiel denken, als wir jetzt daboten: voran die griechischen Führer, die uns vorwärts winkten, indem sie die Fackeln hoch über ihren Köpfen schwangen, und wenn das Licht auf ihre wilden Gesichter, ihre flatternden Locken und malerischen Kleider fiel, so wie auf die bleiche stolpernde Menge hinter ihnen, so brauchte es keine fieberische Einbildungskraft, um in den Griechen die Dämonen eines mächtigen, die Felsenhöhle bewohnenden Zauberers zu sehen, die uns vorwärts ins Verderben lockten. Das Gelächter, Geschrei und Hallohen bei unsern Bemühungen uns an dem einzigen Rettungsanker, das Tau zu halten, verbunden mit dem Rauch und Gestank der Fackeln machte das Ganze zu einer wahren Darstellung des Pandämoniums. Aus dem Munde der Griechen ertönten

Digitized by Google

in ihrer eigenen Sprache Flüche, Bitten, Ermahnungen, Anweisungen, dazwischen erklang in unbeschreiblicher Verwirrung das englische „damn," das französische „sacre," das deutsche: mein Gott! das italienische „corpo di Bacco!" und die zartern Ausrufungen einiger Damen, die den Muth gehabt hatten, uns auf dieser waglichen Expedition zu begleiten.

Als wir den Rand des furchtbarsten Abgrundes erreichten, hieß man uns einige rohe in den steilen Felsen eingehauene Stufen hinabklettern; der Anblick der schrecklich uns angähnenden Höhle wirkte als ein starkes niederschlagendes Mittel auf unsern Enthusiasmus, und mancher wäre zurückgeblieben, wenn er sich nicht geschämt hätte. Unser Weitergehen wurde auch in der That mit jedem Schritt schwieriger und gefahrvoller, denn die rohe Treppe war nicht nur schlüpfrig wie Eis, sondern auch mit lockern Steinen bedeckt, die rasselnd einem Vorangehenden auf den Kopf fielen, wenn ein Hintermann einen falschen Schritt that. Endlich aber betraten wir wieder terra ferma und hier vor einem Stalagmiten ließ ich einige Feuerwerke los: ein blaues Licht erleuchtete die unterhalb liegende Grotte, deren Bogen von ungeheurer Höhe war, und einen mächtigen Dom bildeten, von dem zahllose zugespitzte Steinmassen herabhingen. Massen von krystallisirtem Kalkstein wuchsen vom Boden empor, in allen möglichen Gestalten: Bäume, Zähne, Blumen, Häuser, Menschen u. dergl. Das Vorherrschen der Baum-, Blumen- und Pflanzengestalten unter diesen phantastischen Schöpfungen gibt der ganzen Grotte das Ansehen eines versteinerten Gartens. Leider aber waren diese Gegenstände mit Schlamm bedeckt, der die glänzenden ewig wechselnden Myriaden von Krystallen verdunkelte, die von frühern Reisenden so bewundert worden waren. Erst als die blaue Flamme ihr schönes Licht auf die Scene warf, fand ich das Bild meiner Einbildungskraft von diesem „schönsten Palaste der Genien des Feenlandes," wie man ihn oft genannt hat, bestätigt.

(Schluß folgt.)

Amerikanische Expedition in das Südmeer.

(Fortsetzung.)

Amerikanische Dankbarkeit.

Wir haben gesehen, auf welche Art der Kommodore den Seeräubern genauere Begriffe über Civilisation beigebracht hat, es bleibt nur noch übrig zu sehen, wie seine Regierung ihre Freunde großmüthig zu belohnen weiß. Der Radschah Po Adam besitzt ein kleines Fort in Pulo Kio, einige Meilen von Quallah Balu, das hinlänglich befestigt ist, und ihm erlaubt, in der Mitte seiner Vasallen und einiger Miethssoldaten seinen Feinden zu trotzen. Dorthin zog er sich zurück, nachdem er die Mannschaft des Schiffes Friendship zu retten geholfen hatte, was ihn bei seinen Nachbarn keineswegs beliebt machte, und ihm bald ein großes Unglück zuzog. Er ist, wie fast alle kleinen Fürsten an der Westküste von Sumatra, dem Namen nach dem König von Atschin tributbar, dessen Oberherrschaft jedoch nur sehr unvollständig anerkannt wird. Jedermann widersetzt sich der Erhebung des Tributs, sobald man sich stark genug fühlt, und der König ist genöthigt alle Jahre seine kleinen Kriegsschiffe an die Küste hin zu schicken, um die ihm gehörigen Prozente des Ertrags des Pfefferhandels einzuziehen. Im August 1831 besuchte nun der Bruder des Königs unter andern Häfen der Küste, den von Quallah Balu, wo sich die Radschahs über Po Adam beklagten, und dem Vicekönig versicherten, daß dieser Schuld daran sey, daß sie ihre Absicht, den König mit einem guten amerikanischen Schiff zu beschenken, nicht ausführen könnten. Der Vicekönig segelte sogleich mit seiner Kriegsbrick von 100 Tonnen und 12 Kanonen nach Pulo Kio, um Adam zur Rechenschaft zu ziehen, und benutzte den Augenblick, da dieser mit einem französischen Schiff, dessen Agent er war, abwesend war. Er legte vor dem Fort an und fragte die kleine Besatzung von 12 Mann, ob sie sich ihm widersetzen würden; sie waren nicht im Stande es zu thun, er landete daher, plünderte Alles, und nahm an Habe zu einem Werth von 4000 Dollars weg.

Po Adam kehrte nach einigen Tagen zurück, setzte sein Fort in den besten Zustand von Vertheidigung, den ihm seine Mittel erlaubten, und wartete die Rückkehr des Vicekönigs ab, den er ruhig vor dem Fort Anker werfen ließ. Man hatte ihm vier eiserne Sechspfünder gelassen, und mit diesen eröffnete er ein gutes Feuer auf das Schiff, zum großen Schrecken des Vicekönigs, der sich sogleich in ein Boot warf und entfloh. Adam fuhr fort zu feuern, bis die ganze Mannschaft das Schiff verlassen hatte, ging dann an Bord, nahm heraus was ihm gefiel, schnitt den Anker ab, und ließ das Schiff auf einem Korallenriff scheitern. Er hatte sich auf diese Art mit dem König und mit seinen Nachbarn, der Amerikaner wegen, compromittirt, und als ihn einer der Offiziere des Potomac fragte, ob es nicht wahrscheinlich sey, daß sie sich gegen ihn verbinden und ihn vernichten würden, so antwortete er in gebrochenem Englisch: „wenn sie kommen, so werde ich mich schlagen, wenn sie mich heute tödten, so können sie es morgen nicht mehr thun."

Sobald der Potomac auf der Küste angekommen war und Quallah Balu zerstört hatte, ergriff ein großer Schrecken die ganze Küste, aber Po Adam beruhigte die Bewohner, begab sich selbst auf die Fregatte, diente ihr als Dolmetscher, verschaffte ihr Gelegenheit, Lebensmittel einzunehmen, und betrug sich in Allem wie ein alter Freund. „Im Ganzen, und wenn man Alles in Berechnung nimmt," sagt das offizielle Buch, „scheint der Charakter von Po Adam vieles Interesse zu verdienen, und wenn man bedenkt, daß er außer seinem spätern Verlust, durch die Plünderung seines Forts, schon in dem Schiff Friendship für 2000 Dollars Waaren die er an Bord hatte, verlor, so möchte man denken, daß das amerikanische Gouvernement ihm vielleicht hätte ein Geschenk machen sollen, und wäre es nur ein vergoldetes Spielzeug, als Zeugniß der Billigung seines Betragens. Man sah auch, daß er dieses fühlte, obgleich er kein Mißvergnügen zeigte, und mit seiner Aufnahme auf dem Potomac zufrieden schien. Der Kommodore und die Offiziere machten ihm einige Geschenke, und man kann nicht zweifeln, daß seine freundlichen Gesinnungen für die Amerikaner gestärkt worden sind, und er fortfahren wird, unserm Handel auf dieser Küste nützlich zu seyn. Zu jener Zeit kam das Schiff Olive von Boston auf der Küste an, was für Po Adam

Digitized by Google

eine glückliche Nachricht war, da es Kanonen, Pulver und lange Messer zum Verkauf brachte, und er wohl wußte, daß nach der Abfahrt der Fregatte feindliche Angriffe gegen ihn gemacht werden würden, und er sich daher in Vertheidigungsstand setzen müsse."

Hier ist also ein Mann, der mit Gefahr seines Lebens und Verlust einer beträchtlichen Summe die Mannschaft eines amerikanischen Schiffs und später das Schiff selbst rettet, dafür dem Haß seiner Nachbarn, und den Angriffen seines Lehnsherrn ausgesetzt ist, aufs neue von diesem geplündert wird, und neue Angriffe zu erwarten hat; welche andere Nation in der Welt als die Amerikaner hätte ihn nicht für seinen Verlust entschädigt, ihm einige Kanonen zu seiner Vertheidigung geschenkt, ihn nicht auf eine ehrenvolle Art belohnt, wäre es auch nur um den Sumatresen zu zeigen, daß ihr gutes Betragen gegen die Amerikaner seine Anerkennung finden würde. Anstatt dessen erlaubt man ihm den Rest seines Vermögens für den Ankauf von Waffen auszugeben, deren er bedarf, um sich gegen die Feinde, die ihm seine Freundschaft für die Amerikaner zugezogen hat, und die, durch die Zerstörung von Quallah Balu doppelt erbittert, sich an ihm rächen wollen, zu vertheidigen.

Der amerikanische Schriftsteller fährt nun fort die glücklichen Folgen der sumatraischen Justiz, mit der Quallah Balu gestraft worden war, für den amerikanischen Pfefferhandel aus einander zu setzen, und es ist leicht zu glauben, daß sie großen Schrecken auf der Küste hervorgebracht habe. Er erzählt einige Anekdoten die sich darauf beziehen, von denen wir einige ausheben. Der Hafen von Muckie ist ein bedeutender Handelsplatz, 25 Meilen im Süden von Quallah Balu. Hier wohnt ein Pilote und Pfefferhändler, Namens Muhammed Bundah, ein junger Mann von Intelligenz und Energie, der nach dem Radschah der Stadt der Erste des Orts, und allgemein an der Küste hin bekannt ist, namentlich in Labuan Hadschi, einem etwas nördlichern Hafen. Vor der Plünderung des Schiffes Friendship hatte sich eine Anzahl verwegener junger Leute in Labuan verschworen, ein im Hafen liegendes Schiff wegzunehmen, und sie ließen Bundah zu sich rufen, um ihn an ihre Spitze zu stellen. Er wußte nicht von was die Rede war, ging nach Labuan und wurde dort in den Plan eingeweiht, mit dem Versprechen, daß er die Hälfte des Raubes erhalten würde, wenn er sich zu der Unternehmung bergeben wollte. Er wollte jedoch nichts damit zu thun haben, weil er berechnete, daß ihm der Handel mehr eintrage als die Plünderung des Schiffes, auch wenn sie gelingen sollte, und die Sache wurde aufgegeben.

Nach der Plünderung des Friendship sagte ihr Kapitän zu Bundah, daß nach Verlauf eines Jahres ein amerikanisches Kriegsschiff kommen werde ihn zu rächen, und da Bundah große Unruhe darüber ausdrückte, so gab er diesem einen Brief an den Befehlshaber der künftigen Expedition, um die Unschuld von Bundah und seinen Freunden zu bezeugen. Diese Prophezeihung erregte ein großes Aufsehen an der ganzen Küste, Viele zitterten, die Meisten lachten darüber, aber zwei Tage vor dem angekündigten Termine erfuhr man in Muckie, daß Quallah Balu zerstört und seine Forts rasirt seyen. Bundah beschloß sogleich von seinem Empfehlungsbrief Gebrauch zu machen, das Schiff zu besuchen und den Kapitän um seinen Schutz zu bitten. Die Fregatte lag auf der Rhede von Susu, und Bundah hatte schon sein Boot mit Geflügel und ausgesuchten Früchten als Geschenk beladen, als seine Mutter von dem gefährlichen Unternehmen hörte, und ihn mit Thränen bat, davon abzustehen; die hauptsächlichsten Einwohner der Stadt verbanden ihre Bitten mit den ihrigen, da sie überzeugt waren, daß sein Tod bestimmt wäre, und endlich verbot ihm der Radschah positiv den beabsichtigten Besuch. Bundah schwieg, lud sein Boot aus und versprach ihm zu gehorchen, sobald aber die Nacht einbrach, so lud er seine Geschenke wieder ein, nahm einen seiner Diener mit sich und ruderte gegen Susu. Sie hatten unterwegs hinlängliche Zeit zum Nachdenken, und der junge Abenteurer fing an sehr bedenklich über seinen Schritt zu werden, allein er war zu weit gegangen um zurückzutreten, und beschloß es durchzuführen, doch mit gehörige Vorsicht. Er landete daher in Susu, und den nächsten Morgen, nachdem er Nachrichten eingezogen hatte, näherte er sich dem Schiff, dessen Größe ihn mit Schrecken und Verwunderung erfüllte. Er wurde vom Verdeck aus von einem Offizier, den er früher gekannt hatte, erkannt, und kletterte, entzückt über die Sicherheit die er ihm versprach, auf das Verdeck, wo er sich dem Kommodore demüthig vorstellte und seinen Empfehlungsbrief gab. Er wurde freundlich empfangen, seine Geschenke angenommen und mit 20 Doll. erwiedert, Bundah wurde halb wahnsinnig vor Freude über das unerwartete Gelingen dieses entsetzlichen Unternehmens. Nachdem man ihm das Schiff in allen Theilen gezeigt hatte, kehrte er nach Muckie zurück, wo ihn seine Mutter und Freunde längst für verloren aufgegeben hatten. Von diesem Tag an galt er in der ganzen Stadt als der größte Mann des Landes. Diese und ähnliche Anekdoten zeigen, daß die Malayen kein großes Vertrauen in die Billigkeit der Amerikaner, zwischen Schuldigen und Unschuldigen zu unterscheiden, setzten, und nach der Art, wie dabei verfahren wurde, ist es natürlich genug.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliotheken und Bücher in Rußland.

Das offizielle Journal des Ministeriums der Volksaufklärung enthält hierüber Folgendes: Die kaiserliche öffentliche Bibliothek enthält jetzt 595,199 Bände gedruckter Bücher und 16,941 Handschriften. Die Bibliothek des Rumanzow'schen Museums besteht aus 50,851 Bänden, 752 Handschriften, 636 Landkarten, Rissen, Planen und Ansichten; im mineralogischen Kabinet befinden sich 12,974 Stufen; im Münzkabinet 1594 Medaillen und Münzen. Die Idee, in jedem Gouvernement eine öffentliche Bibliothek zu stiften, gehört dem Admiral Grafen Mordwinoff. Alle bestehenden Bibliotheken werden durch Privatmittel aus freiwilligen Beiträgen unterhalten; außerdem liefern die ökonomische Gesellschaft, die Ministerien des Innern und der Finanzen, die Petersburgische mineralogische Gesellschaft, die Akademie der Wissenschaften, die russische Akademie und das Departement der Volksaufklärung, so wie einzelne Privatpersonen zusammen 580 Bände zu einem Gesammtpreise von 62,516 Rubel an jede Bibliothek.

Im Laufe des Jahres 1834 wurden gegen 500,000 Bände fremder Werke in Rußland eingeführt, beinahe 20,000 mehr als im J. 1833; überhaupt bemerkt man, daß mit jedem Jahre die Einfuhr fremder Bücher zunimmt. Die Zahl der in Rußland gedruckten Originalwerke betrug 728 oder 8309 Druckbogen; die Uebersetzungen 116 Bände oder 2053 Druckbogen; im Ganzen 844 Bücher oder 16,242 Bogen. Periodische Schriften erschienen 43, die zusammen 4295 Bogen ausmachen. In Vergleich mit dem Jahre 1833 hat sich die Zahl der Bücher vermehrt, ihr Umfang aber vermindert; diese Verminderung betrifft jedoch die Uebersetzungen, welche etwa den achten Theil aller erscheinenden Werke ausmachen, während sie im Jahre 1833 den sechsten, im Jahre 1832 den siebenten und im Jahre 1831 den fünften Theil bildeten. Diese Ver-

Digitized by Google

mehrung der Originalschriften, nach Zahl und Umfang, beweisen die allmählich fortschreitende Selbstständigkeit der russischen Literatur.

Chronik der Reisen.

Reisen in Aethiopien oberhalb des zweiten Nilfalls.

1. Die Reise.

(Fortsetzung.)

Nachdem Herr Hoskins durch die Wüste Bahiouda gekommen war, besuchte er die großen Ruinen zu Gibel el Berkel, ein wenig unterhalb des vierten Nilfalls. Diese prachtvollen Ruinen regen für die Geschichte der Civilisation und der Künste höchst wichtige Fragen an, auf die wir später zurückkommen werden, und uns jetzt nur auf den Zustand des Landes und seiner Bewohner beschränken.

„Um, sagt unser Reisender, dem Leser einen Begriff von dem gegenwärtigen Stande der Fruchtbarkeit des Landes zu geben, von dem jetzt ein großer Theil zur Wüste geworden ist, mögen die nachstehenden Angaben hier ihre Stelle finden: Das Gebiet des Kaschef von Meroueh erstreckt sich bis Wauly, den Fluß abwärts, ungefähr 50 Meilen, eine Tagereise zu Land, und flußaufwärts bis Berber, zwei Tagereisen zu Land. Innerhalb dieses kleinen Bezirks, von dem nur die Ufer des Nils bebaut sind, befinden sich 1368 Bewässerungsräder, von denen der Regierung 20 Thaler von jedem, mithin 27,360 Thaler entrichtet werden. Diese zieht außerdem noch dadurch einen bedeutenden Gewinn, daß sie die Bauern zwingt, Indigo zu bauen; die Pflanze wird ihnen mit 12 Piastern für den Cantar bezahlt, und aus dem Cantar werden 190 Drachmen Indigo bereitet. Im Regierungsbezirk Dongolah befinden sich fünf Indigomanufakturen: Meroueh, Handek, Haffir, Dongolah Agos und El Ourd, in denen jährlich 1846 Okes*) erzeugt werden, und deren Fabrikation immer mehr zunimmt. Die Bauern bauen diese Pflanze nur sehr ungern, weil sie viele Arbeit macht und sie den dafür bezahlten Preis nicht als hinlängliche Vergütung für dieselbe betrachtin.

„Die Schagia, welche diesen Distrikt anbauen, sind minder bedrückt als ihre Nachbarn, und gelten, wie schon Burckhardt und Waddington bemerkten, als die Tapfersten unter den arabischen Stämmen. Nur sie allein beugten ihre Kniee niemals vor dem großen Sultan von Sennaar. Man kann sich keinen Begriff von dem Ansehen machen, in dem diese kühnen Krieger einst standen. Der Name Schagia selbst galt schon für eine feindliche Schaar, und man hat mich wiederholt versichert, daß oft ein einzelner Reiter dieses Stammes vor dem Hause eines Bauern vom Pferde stieg, dieses von dem Eigenthümer halten ließ, sich dann in dessen Harem begab und dort mit den Weibern des Hausherrn aß, und oft auch wohl noch weiter ging. Tod oder Sklaverei war das unvermeidliche Schicksal der Meleks der benachbarten Stämme, wenn sie es wagten einen Schagia zu beleidigen. Auf ihren Dromedaren oder Pferden, mit Lanze, Schwert und Schild bewaffnet, streiften sie im Lande umher, trieben die Heerden weg, ermordeten jeden, der es wagte, sich zu widersetzen, und schleppten Männer, Weiber und Kinder in die Sklaverei. Krieg war ihr höchstes Vergnügen, und der Ruf zu den Waffen der ihnen erfreulichste Laut. Ihre Thaten gaben Stoff zu manchem Liede, und die übrigen Stämme scheinen vor lauter Bewunderung ihrer Heldenthaten das ihnen zugefügte Unrecht vergessen zu haben. Tapfer widerstanden sie dem Pascha mit ihren Lanzen und Säbeln, mußten aber endlich der Artillerie und den regulären mit Feuergewehren bewaffneten Truppen desselben das Feld räumen. Als sie hörten, der Pascha wolle gegen Melek Nimr und die Schendyer zu Felde ziehen, die auch ihre Feinde waren, schlossen sie sich seinen Truppen an, und kamen endlich nach und nach völlig unter seine Botmäßigkeit. Die Regierung behandelt sie indeß immer noch mit einiger Achtung. Ein Regiment der Schagias ist noch in des Pascha's Diensten und führt den Krieg gegen die Neger an der südlichen Gränze des Königreichs."

Gegen Norden reisend, erreichte Herr Hoskins Dongolah, und seiner frühern Berichte über den elenden Zustand des Landes ungeachtet, sollte man doch kaum erwarten, daß die Hauptstadt eines in der Geschichte so oft erwähnten Bezirks einen so gar schlechten Anblick bieten könnte, als er wirklich fand.

„Ein Theil der Stadt liegt in Ruinen; die Wüste hat sich bis in ihre Straßen ausgedehnt. Viele Häuser sind ganz mit Sand bedeckt und kaum ein Einwohner sichtbar. Man wird versucht zu glauben, irgend ein Erdbeben oder die Pest habe die ganze Bevölkerung vernichtet. Zwar steht noch ein Theil der Stadt, aber ich bekam nicht eher Menschen zu sehen, als bis ich in die Häuser trat. Mehrere schöne Häuser mit Höfen und Galerien, die reichen Leuten gehört haben mußten, fielen mir auf, aber fast alle standen verlassen. In einigen fanden wir gut aussehende Weiber, die Männer saßen müßig da, und rauchten oder schliefen."

Der Sklavenhandel blüht in Aegypten, und die Grausamkeit derer, die diesen schändlichen Verkehr treiben, ist zu Lande eben so groß als zur See.

„Ich sah eines Abends eine Anzahl Sklaven nach Kairo wandern. Die Art, wie man sie gefesselt hatte, um sie am Entlaufen zu hindern, war empörend. Jeder Sklave trug einen vier Fuß langen hölzernen Kloz mit einem dreieckigen Halsbande, groß genug, um den Kopf durchzustecken. Dieses Halsband ruht auf den Schultern, und ist mit Riemen so befestigt, daß es durchaus nicht abgeworfen werden kann. Wenn die Sklaven gehen, so sind sie genöthigt es vorn zu halten, und bei Nacht werden ihnen die Hände oben und die Füße unten an den Kloz angebunden. Die Eigenthümer der armen Geschöpfe zeigten mir mit höllischem Grinsen die Male, welche die Stricke und das Gewicht der Maschine den armen Schlachtopfern eingedrückt hatten, und gestanden, daß sie oft gezwungen wären, ihnen die Bürde abzunehmen, um ihr Leben zu erhalten."

Neu-Dongolah wird als vorzüglicher als die meisten der Städte am obern Nil geschildert. Die Abadde-Araber, in deren Bezirk es liegt, scheinen civilisirter als die übrigen Stämme zu seyn. Bei ihnen herrscht noch immer die Liebe zu Mährchen, und unser Reisender theile die Uebersetzung eines ihm von einem 15jährigen Mädchen erzählten mit, das Schabriar wohl gern aus dem Munde der Scheherazade vernommen haben würde.

Nachdem Herr Hoskins die kolossalen Alterthümer auf der Insel Argo besucht hatte und sich eben zur Heimreise anschickte, wurde er durch die Nachricht von einer gefährlichen Empörung in der Provinz Mahas beunruhigt. Die Geschichte dieser kurzen Revolution ist ganz geeignet von der Provinzialverwaltung in diesen Ländern einen Begriff zu geben: Die Unruhen wurden durch Bedrückung hervorgerufen und durch schändliche Verrätherei unterdrückt. Die regulären Truppen waren den Insurgenten an Zahl gleich, und obschon erstere gut mit Waffen und Munition versehen anrückten, entgingen sie doch kaum einer Niederlage den Bauern gegenüber, deren Ausrüstung der Reisende folgendermaßen beschreibt:

„Ungefähr 150 von den Mahas waren mit schlechten Flinten, meist Luntengewehren, versehen; andere hatten Schilde, Lanzen, deutsche Schwerter, und einige sogar Säbel aus Akazienholz etwa vier Fuß lang und an beiden Seiten zugeschärft; eine gewichtige und in den Händen eines athletischen Arabers furchtbare Waffe. Viele waren nur mit Prügeln bewaffnet, auf denen und auf den hölzernen Schwertern Sprüche aus dem Koran standen, von den Fakirs darauf geschrieben. Folgende kamen am häufigsten vor: „Gott möge mir Kraft geben meine Feinde zu zerstreuen." — „Mögen meine Feinde vor mir zittern."

(Schluß folgt.)

Die Société d'Emulation zu Abbeville hat den Tumulus zu Noyell sur Mer, unweit der Mündung der Somme, der Hügel von St. Ouen genannt, aufgraben lassen. Man fand ungefähr 600 kegelförmig auf einander gethürmte Hirnschädel, an denen sich bei allen die untern Kinnladen noch vorfanden. Da keine andern Gebeine gefunden wurden, so läßt sich vermuthen, daß man die Köpfe, so wie sie vom Rumpfe abgeschlagen wurden, hier beerdigte. Dieses Grab ist wahrscheinlich ein celtisches, und die Köpfe sind entweder von Gefangenen oder Sklaven, die den Manen irgend eines Häuptlings geopfert wurden. Man setzt die Nachgrabungen fort, in der Hoffnung, die Ueberreste des letztern oder die Gebeine der Sklaven aufzufinden.

*) Der Okes hält 2¾ Rotles oder Pfund zu 12 Unzen, und 150 Rotles oder Pfund machen einen Cantar.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 217. 5 August 1835.

Amerikanische Expedition in das Südmeer.

Sandwichinseln.

Der Potomac besuchte noch einige Theile von Sumatra, Java, die Sundainseln und Canton, ohne daß jedoch die sehr weitläufige Beschreibung dieses Theils der Reise etwas Neues enthielte. Etwas mehr Aufmerksamkeit verdient der Besuch der Fregatte auf den Sandwichinseln, nicht weil er besondere Umstände darbietet, sondern weil jedes Zeugniß über den Zustand dieser Inseln von Interesse ist. Sie befinden sich in dem kritischen Moment des Uebergangs zur Civilisation, einer Epoche, welche den meisten barbarischen Völkern verderblich ist. Zugleich bilden sie mit einigen andern Inseln der Südsee den Schauplatz, wo die Bemühungen der Missionen das größte und prächtigste Feld gefunden haben, und wo sie fast ohne Widerstand ihre Bekehrungs- und Civilisationsversuche ausführen können. Sie sind so gut als die Herrn der Inseln, ihr Wille ist Gesetz, und der König ist unter ihrer Vormundschaft. Es hat sich seit einigen Jahren eine lebhafte Polemik zwischen ihnen und fast allen andern Reisenden über die Folgen dieser geistlichen Herrschaft entsponnen, welche noch bei weitem nicht zu Ende ist, aber im Allgemeinen nicht zu ihrem Ruhme ausgeschlagen hat. Es ist daher interessant genug, in dem Reisebeschreiber des Potomac einen neuen, ziemlich unparteiischen Zeugen zu hören.

Der Potomac warf Anker auf der Rhede von Honororu, der Hauptstadt der Inseln, von wo sogleich ein Bote an den König Tamahameha III abgeschickt wurde, der seit einigen Tagen sich auf der Insel Mowi befand, wo er eine Missionsschule besuchte. Inzwischen wurde der Generalstab der Fregatte der Königin Regentin, dem Regenten und der übrigen königlichen Familie vorgestellt. Sie wurden in großer Ceremonie in dem Palast der Regentin Kiau empfangen, und die Polizei hatte alle Mühe, die zudringliche Volksmasse von der Procession abzuhalten. Die Regentin ist die Tochter von Tamahameha I, der zuerst alle Sandwichinseln unter sich vereinigte, und Schwester von Kiho Kiho, dem Nachfolger des erstern, der in England starb. Sie hat einen Obersten geheurathet, der nicht von hoher Geburt ist, und daher keine Stimme im Rath hat, da er aber ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz ist, so übt er privatim einen großen Einfluß aus.

Honororu ist keine regelmäßig gebaute Stadt, obgleich manche Straßen sich in rechten Winkeln durchschneiden; die Häuser sehen von ferne wie ungeheure Heuschober aus, da die Dächer dicht bis auf den Boden herabgehen, und mit einer besondern Art von Schindeln gedeckt sind. Sie unterscheiden sich äußerlich nur durch ihre Größe von einander, und mancher derselben sind von sehr bedeutendem Umfang, namentlich die königlichen Paläste und die Kirchen. Die Häuser der Europäer sind aus Stein oder Holz gebaut, das Missionshaus am Ende der Stadt ist darunter das größte, bestgebaute und bequemste. Das Innere der Häuser ist natürlich, je nach dem Grade der Wohlhabenheit der Bewohner, sehr verschieden; die der ärmern Klassen sind ärmlich und schmutzig, die der reichern überaus reinlich und wohnlich. Der Boden ist mit mehrern Lagen von Matten bedeckt, und eine Erhöhung in einer Ecke des Zimmers, 5—10 Zoll hoch, ist mit acht oder zehn Lagen derselben bedeckt und bildet das Bett. Quer über das Zimmer erstreckt sich gewöhnlich eine Art von Schirm, hinter welchem ein europäisches Bett steht. Man sieht nur wenige Geräthe und keine Tische noch Stühle, da die Einwohner auf türkische Art auf den Matten sitzen. In ihrem Essen sind sie sehr mäßig, und es besteht gewöhnlich in klein geschnittenen Fischen, das sie mit Taro (arum esculentum) essen. Dieses wächst in Sümpfen und bildet ihre Hauptnahrung, die Wurzeln werden zweimal gekocht und dann eine Zeit lang aufbewahrt, sie bilden nach dieser Bereitung eine Art von Stärke, die einen vortrefflichen Geschmack hat, und mit dem Daumen und dem Zeigfinger in den Mund gebracht wird. Fleisch wird sehr wenig gegessen. Viele tragen seidene Kleider, andere baumwollene, die meisten ihre selbstverfertigten Matten. Wer es vermag, trägt sich nach europäischer Sitte und Mode.

Der König kam etwa nach einer Woche auf einer Brick die ihm gehört, nach Honororu zurück: er ist etwa 20 Jahre alt, von mittlerer Statur und wohlgebaut, seine Farbe ist dunkel, aber nicht schwarz, sein Haar dicht, seine Gesichtszüge grob, aber nicht häßlich, und der Ausdruck derselben nicht unangenehm. Er trägt bei feierlichen Gelegenheiten eine englische Generalsuniform mit Goldepauletten und einem Stern, gewöhnlich aber einen europäischen Frack; er brachte fast seine ganze Zeit auf dem Schiffe zu, bald in Gesprächen mit dem Kommodore über die Angelegenheiten der Insel, bald in andern Theilen des Schiffs rauchend und mit

Digitized by Google

den Offizieren plaudernd, interessirte sich für Alles, und machte zahllose Fragen. Er gab den Offizieren ein Fest in dem Thale von Pari, in der Nähe des Abhangs von Kolau, wo sein Großvater die entscheidende Schlacht gewann, welche ihm alle Inseln unterwarf, die Schlacht wurde im Thale geliefert, der König von Oahu fiel an der Spitze seiner Truppen, die auf die Höhe getrieben und über den Abgrund, 1000 Fuß tief, in die See gesprengt wurden. Diese Stelle liegt neun englische Meilen von Honororu, die Gesellschaft ritt auf den Pferden des Königs dahin und fand eine Anzahl Hütten zu ihrem Empfange errichtet, in deren einer die Tafel schon gedeckt war; die andern waren von den Damen der königlichen Familie in Besitz genommen, denen jeder sein Kompliment machte, und von ihnen mit Blumen und Kränzen beschenkt wurde. Rings um lagen und saßen in Gruppen auf dem Grasplatze der König und seine Offiziere, sich von ihrem Ritt zu erholen. Ein Fest dieser Art heißt Luau, und die Sitte ist, daß alle Lebensmittel dazu an Ort und Stelle auf die Art der Eingebornen bereitet werden. Sie wenden dazu den wohlbekannten otaheitischen Ofen mit heißen Steinen an, in welchem Schweine, Schafe, Geflügel und Gemüse zusammen gedämpft werden. Auf Einem Ende der Tafel stand ein gebackener Hund, den man jedoch durch einen angenähten Schweinskopf und Füße verkleidet hatte. Diese Hunde sind von einer besondern Race, und werden nur mit Vegetabilien gefüttert, sie schmecken fast wie Schweinsfleisch, sind selten, aber bei großen Gelegenheiten dürfen sie nicht auf der Tafel fehlen. Das Essen wurde auf europäische Art auf einer Service aufgetragen.

Nach einigen Tagen wurden die Offiziere zum Abendessen des Königs eingeladen, sie fanden die Frauen und Töchter der Missionen im Palast unter den Damen der Familie sitzend. Der Palast ist ein Gebäude von großer Ausdehnung, und obgleich mit weniger Pracht geschmückt als die Beschreibung von Stewart glauben machen sollte, so ist er doch nicht ohne Eleganz. Der Boden ist mit den feinsten Matten, mit schönen eingewobenen Figuren bedeckt, die als Tribut von einer der Inseln geliefert werden, eben so war die Tafel, welche durch das ganze Zimmer ging, mit ähnlichen Matten belegt; ein Vorhang lief durch die Mitte des Zimmers, und bildete so das Schlaf- und Empfangszimmer. Die Wände waren mit Gemälden europäischer Truppen, und mit Porträts von dem letzten König u. s. w. behangen.

Das Essen bestand aus allen Arten kalten Fleisches, aber ohne Wein, wofür sich der König unter der Hand damit entschuldigte, daß die Missionäre ihn nicht liebten. Die Missionäre gingen bald weg, und von diesem Augenblick an bewegte sich der König mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Alters, und sichtbar erleichtert durch die Abwesenheit seiner geistlichen Vormünder.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch der Höhle zu Antiparos.

(Schluß.)

Auf einer an den Stalagmiten befestigten Leiter stiegen wir in eine andere furchtbare Höhle herab, wo auf der einen Seite mehrere schreckhafte tiefe Löcher, gleich Eingängen in Kohlenminen, und schwarze Pfühle von schmutzigen Wasser uns mit doppelt gestaltigem Tode bedrohten, bis wir endlich den unebenen Boden der Grotte erreichten. Hier befanden sich mehrere Kammern, die von dem großen Schiff dieses mächtigen Tempels durch die seit Jahrhunderten anwachsenden krystallisirenden Massen getrennt wurden. Ich will hier die Erzählung eines unserer Marineoffiziere anführen, der die Grotte unter günstigern Umständen sah, als ich, obgleich er selbst gesteht, daß er nicht ohne tödtlichen Schrecken durchkam. Ueber die tiefste und düsterste Höhle in die wir eingedrungen waren, sagte er: „erschreckt über diesen furchtbaren Anblick wollte ich nicht weiter gehen, und nur weil die andern entschlossen waren, ging ich endlich mit. Wir stiegen eine wurmstichige Leiter hinab, und befanden uns an einem andern Durchgang, der schrecklich genug aussah; einer unserer Führer setzte sich nieder, rutschte hinab und forderte uns auf seinem Beispiele zu folgen. Das Licht seiner Fackel zeigte uns die Schönheit des Durchgangs, der neun Fuß hoch, 7′ breit, und dessen Boden aus einem grünen glänzend glatten Marmor bestand. Die Wände und Bogen waren an vielen Stellen wie polirt, und bestanden aus glänzendem roth und weißem Granit hie und da von blutrothen glatten Porphyrsäulen gestützt, die beim Widerschein des Lichts einen unbegreiflichen Effekt machten.

„Als wir etwa 200 Schritte weiter gegangen waren, standen wir am Rande eines andern furchtbaren Abhangs; dieß sey der letzte, versicherte unser Führer, und da hier eine gute Leiter war, so stiegen wir rasch hinab. Nach einem Gang von vierzig Schritten banden wir uns, aufgefordert von unsern Führern, Stricke um die Lenden, nicht um irgendwo hinabgelassen zu werden, sondern damit wir nicht in einen der links liegenden tiefen Brunnen oder Seen fallen möchten. Mit dieser Vorsicht betraten wir den letzten Gang, und dieser war ein arges Stück Arbeit: die Seitenwände und das Dach waren von schwarzem Stein, und der Felsboden an einigen Stellen so steil, daß wir uns auf den Rücken legen und hinabgleiten mußten, wobei uns von den vorragenden Spitzen die Kleider zerrissen und die Glieder zerquetscht wurden. Ueber uns hingen rauhe schwarze Felsen, die jeden Augenblick den Einsturz drohten, und links erblickten wir beim Schimmer unserer Fackeln eine Reihe schmutziger Wasserseen.

„Hatte ich vorher meine Expedition bereut, so hielt ich mich jetzt für verloren, und verwünschte alle Reisenden, die den Ort so glänzend geschildert, und die Schrecken des Wegs verschwiegen hatten. Mitten unter diesen Betrachtungen und im schlimmsten Theil der Höhle verloren wir auf einmal vier von unsern Führern. Der Ort war bei dem Abgang ihrer Fackeln noch tausendmal dunkler und schrecklicher, und ich erwartete jeden Augenblick in einen der Seen zu fallen, worein sie, wie ich nicht zweifelte, gestürzt waren. Zwar thaten unsere Führer Alles, um uns zu ermuntern, während ich aber noch an die uns umgebenden Gefahren dachte, hörte ich plötzlich ein Zischen, und fand mich in unbeschreibliche Dunkelheit eingehüllt. Unsere Führer jedoch riefen uns munter zu, sagten, sie hätten ihre Fackeln zufälliger Weise ins Wasser fallen lassen, würden aber bald ihre Kameraden wieder finden, um sie abermals anzuzünden; wir hätten nichts zu thun als vorwärts zu kriechen. Ich war ganz

Digitized by Google

erstaunt über den Muth dieser Leute, die meiner Meinung nach eben vier ihrer Gefährten verloren hatten, glaubte, es sey an kein Entkommen zu denken, und war entschlossen, mich hier niederzulegen und zu sterben.

„Als einer der Führer sah, daß ich nicht vorwärts ging, kam er zu mir, hielt mir die Hand vor die Augen und schleppte mich einige Schritte vorwärts. Eine Zeit lang wußte ich nicht, was ich von diesem sonderbaren Vorfall denken sollte, plötzlich aber hob er mich über einen großen Stein, stellte mich auf die Füße, und zog die Hand von meinen Augen weg. Mein Erstaunen und Entzücken in diesem Augenblick läßt sich nicht mit Worten schildern — statt der Dunkelheit umgab mich glänzende Pracht; der Platz war von fünfzig Fackeln erhellt, und unsere Führer hießen uns mit lautem Zuruf in der Grotte von Antiparos willkommen. Die vier Vermißten waren in der Stille vorausgegangen, um die Fackeln vor unserer Ankunft anzuzünden, und die zwei andern hatten die übrigen ausgelöscht, um uns aus tiefer Dunkelheit in einen schimmernden Feenpalast zu führen.

„Diese Grotte ist etwa 120 Yards breit, 115 lang und scheint fast allenthalben 60 Yards hoch. Man denke sich eine so unermeßliche Wölbung fast ganz mit glänzendem weißem Marmor überzogen, und man erhält einen schwachen Begriff von dem Orte, in welchem ich drei Stunden zubrachte. Von der schön gewölbten Decke hingen eiszapfenförmige Massen von schönem weißem Marmor herab, einige zehn Fuß lang und oben so dick wie ein Mann um den Leib: dazwischen schlangen sich Tausende von Festons aus Blumen und Blättern von demselben Material, aber so glänzend, daß man den Anblick nicht ertragen konnte. Alle Wände sind mit Abbildungen von Bäumen aus demselben weißen Krystall bedeckt, und erheben sich in Reihen über einander: von diesen Bäumen hingen gleichfalls Festons herab, als wären sie in ungeheurer Menge von einem an den andern herübergezogen: dazwischen erblickt man Ströme von Marmor in tausend mäandrischen Krümmungen. Alles dieß bildete sich im Lauf der Jahrhunderte durch das Herabtropfen des Wassers, sieht aber in der That aus wie versteinerte Bäume und Bäche. Rund um den untern Theil der Seitenwände der Wölbung sind weiße Massen von Krystall in der Form von Eichen, die an einigen Stellen groß genug für ein Schlafgemach wäre: eines dieser Gemächer hat einen schönen weißen Vorhang, weißer als Atlas, von demselben Marmor, der sich ganz darüber ausbreitet."

Ich will nicht bei unserer Rückkehr verweilen, obwohl sie wo möglich noch schwieriger war als das Hinabsteigen, doch wir kamen, Dank den Schutzgeistern der Höhle, alle glücklich heraus, und wie jeder, mit Schmutz bedeckt und schwarz wie ein Schornsteinfeger, eingehüllt in Rauch, der jetzt in mächtigen Wolken aus der Höhle drang, ans Tageslicht hervortrat, ward er von der Gesellschaft mit schallendem Gelächter empfangen: man konnte uns in der That mit nichts vergleichen als mit den Teufeln im Don Juan. Wir wandten unsere Schritte nun wieder nach dem Dorfe von Antiparos, und unter dem mächtigen Antrieb von Hunger und Durst gings schneller vorwärts, als man bei unserer Ermüdung hätte erwarten sollen. Die Zeit verfloß rasch unter mannichfachen Neckereien über unser wirklich lächerliches Aussehen, denn unsere Kleider waren fast zu Fetzen zerrissen, und die Gesichter mit Oel und Ruß beschmiert, und jeder hatte von seinen Fährlichkeiten bei der Expedition zu erzählen. Es war 11 Uhr bis wir wieder an Bord kamen, wo wir dem uns erwartenden Frühstück alle mögliche Ehre anthaten.

Der Tuileriengarten.

Das Eigenthümlichste von Paris bleibt immerhin der Tuileriengarten. Das Palais royal verlor seinen Zulauf; die Mode tyrannisirt unsere Vergnügungen, unsere Leidenschaften, unsere Schauspiele und unsere Monumente und Spaziergänge; der Tuileriengarten ist jedoch erhaben über ihre Launen. Ich rede hier nicht von dem Schlosse; vom Garten her nimmt es sich schlecht aus und verdirbt diesen; es ist ein Gebäude ohne alle Verhältnisse, übertrieben lang, lächerlich ungleich, traurig grau.

Der Tuileriengarten ist eine Art von Nationaleigenthum, das allen denen gehört, die keinen eigenen Garten besitzen. Ehemals, ja selbst noch zur Zeit Ludwigs XVIII, war das Palais royal ein Miniaturbild von Paris. Wer heutzutage von dieser Hauptstadt sich einen vollständigen Begriff machen, wer es in dem kurzen Zeitraum einiger Stunden an sich vorüberziehen lassen will, der bringe einen Tag im Tuileriengarten zu.

Mit jeder Tagesstunde stellt er einen andern Anblick dar, erneuert sich das Publikum, unterscheiden sich die neuen Spaziergänger dem Gang, dem Zweck und der Physiognomie nach von den vorhergehenden.

Wenn die Bäume belaubt sind, ist ein schöner Morgen etwas Köstliches im Tuileriengarten. Diese düstern und dennoch heitern Alleen, diese mit Blumen gestickten Beete, dieser Reichthum, diese Einsamkeit reißen die Einbildungskraft hin und ermuthigen sie. Jener junge Mann, mit den Händen auf dem Rücken, mit dem stieren Blicke und dem abgemessenen Schritte ist ein Dichter, jene Dame mit dem großen Shawl und dem verblichenen Hute, der der Mode Hohn spricht, ist eine Gelehrte. Der Dichter und die Schriftstellerin gehen unter den Bäumen spazieren. — Auf der entgegengesetzten Seite findet sich die dramatische Literatur ein; hier bewegen sich die Verfertiger der Vaudevilles und des arbeiten gemeinsam im Spazierengehen ihre Stücke. — Der höchstgelegene Theil des Gartens, die Terrasse, welche nach den elysäischen Feldern sieht, ist von den Theaterkünstlern in Anspruch genommen; hier studirte Talma seine Rollen ein; unsere dramatischen Veteranen gehen noch heutzutage hier auf und ab.

Die Orangenallee ist Morgens nicht besucht; die Terrasse, welche sich entlang dem kleinen königlichen Garten hinzieht, bildet eine Straße, die von Vorübergehenden gefüllt wird. Hier herrschen weder literarische Beschäftigungen, noch Schriftstellerinnen, um so häufiger aber sieht man junge hübsche Frauen im leichten Morgenanzuge. Unter der Restauration war den Frauenzimmern mit aufgewickelten Haaren der Eintritt in den Garten untersagt, und in dieser Beziehung war der an der Pforte Schildwache stehende Schweizer unerbittlich. Heutzutage ist der furchtbare Schweizer auf die minder schrecklichen Verhältnisse des Liniensoldaten eingeschrumpft, dessen Diensteifer durch einen Nationalgardisten gedämpft wird, der gleichsam der bürgerliche Mitarbeiter der militärischen Schildwache ist. Der Nationalgardist, der eine Frau, eine Schwester, eine Tochter hat, und durch eine Menge Bande mit dem schönen Geschlechte zusammenhängt, läßt alle aufgewickelten Haare passiren. Der alte Befehl ward aufgehoben in Folge des Gesuchs des Badinhabers Vigier, nach dessen Etablissement auf der Seine die Damen in Papilloten sich gemächlich durch den Tuileriengarten verfügen.

Nach Maßgabe als der Morgen vorrückt, weichen die Künste und die Literatur aus dem Tuileriengarten vor den Politikern, welche hier im kühlen Schatten die europäischen Horizonte studiren. Um die Mittagszeit sieht man viele Abgeordnete, die sich gegen das Thor wenden, das nach der Statuenbrücke führt; Einige, sorgenlos und gesättigt, begeben sich, den Zahnstocher im Munde, nach den gesetzgebenden Bänken, um dort zu verdauen; Andere, welche das Wort ergreifen wollen, gehen langsam, indem sie ihre Logik abwägen und ihre Reden überlesen. Um dieselbe Zeit treffen die Kinder mit ihren Aufseherinnen ein. Der lachende Schwarm derselben verbreitet sich durch den ganzen Garten, der sofort durch Kreisel, Bälle und das ganze Arsenal der Kindheit überschwemmt wird. Gelächter und fröhliches Getöse ertönt, und jetzt ist es reizend, ja hinreißend in dem Garten.

Digitized by Google

Von 3 bis 4 Uhr gewinnen die Tuilerien einen andern Anblick: um diese Zeit erscheint die schöne Welt. Am Gitterthore der Straße Rivoli halten zahlreiche Equipagen, und nun drängt sich eine Menge eleganter Spaziergänger. Winters über die Terrasse der Feuillants, Sommers in den untern Alleen hin und her. Von den Damen werden die neuesten Moden zur Schau getragen; neben diesen treiben sich diejenigen Herren umher, denen ihre Mittel nicht erlauben, bis in den Wald von Boulogne einzudringen; die Incroyables zu Fuße, die weder Tilbury noch Reitpferd besitzen. Man erkennt sie schnell; solche, die zweimal des Jahres den Feierlichkeiten von Longchamps und des Marsfeldes auf gemietheten Pferden beiwohnen, erkennt man an ihren langen Sporen und an der mit unendlichem Anstande gehandhabten Reitpeitsche von Verdier.

Die Aufstehung der Kammersitzung schlendert gegen 5 Uhr mitten unter diese müßige Welt einige ernste Deputirtengesichter. Gruppenweise gehen sie spazieren, indem sie die abgebrochene Diskussion fortsetzen. Die Berühmtesten werden den Neugierigen durch dienstwillige Cicerones gezeigt.

Zur Zeit des Mittagessens entleert sich der Tuileriengarten; aber gegen 7 Uhr in der schönen Jahreszeit kehren die Spaziergänger zurück, und zwar abermals ein ganz neues Publikum: lauter Leute, die den Tag über beschäftigt sind, und die den Abend in einer reinen Luft zubringen wollen. Nach der Poesie, den Journalen, den Spielen, der Mode herrscht jetzt die Musik. Jeden Abend spielt eine Militärmusik vor dem Schlosse, und zieht eine Menge Zuhörer herbei. Diese Serenade nennt man in neuerer Zeit das Konzert des Spartacus, wegen der Nähe dieser Bildsäule des Herrn Foyatier.

Außer diesen Kategorien von Spaziergängern wird der Tuileriengarten zu allen Stunden von einzelnen neugierigen Spaziergängern besucht. Gartenfreunde lehnen sich auf die Gitter, welche die Blumenbeete umschließen, und bewundern die Balsaminen und Levkoyen. Reutiers beschäftigen sich damit, daß sie die Goldfische in den Bassins mit Brod füttern. Die zahlreichen Statuen ziehen eine Menge Menschen an. Vor den alten Meisterstücken halten die Künstler still, die Weltleute beobachten nur die neuern Werke. Junge Fräulein betrachten den Apollo und Meleager mit verstohlnen Blicken und baldaufgeschlagenen Augen. Aeltere Frauen wagen es schon herzhafter, die gewaltigen Formen des farnesischen Herkules zu lorgniren.

Wer den Tuileriengarten in seiner ganzen Poesie beobachten will, hüte sich ja ihn am Sonntag zu besuchen. An diesem Tage läuft Alles bunt durch einander. Die Literatur und die Politik wagen sich nicht hinein, die Deputirtenkammer hat nichts darin zu thun. Die Kinder bleiben weg aus Furcht, sich zu verlieren, und die Mode aus Besorgniß, zerknittert zu werden. Dagegen installirt sich hier die ganze Straße St. Denis und das Komptoir zeigt sich in seinem Sonntagsglanze. Das Beste jedoch, was man an diesem Tage sehen kann, ist der Bürger von Paris mit seinem zufriedenen Antlitze, mit braunem Frack und perlgrauem Beinkleide; seine Frau in reichem Schmucke, mit einem Gesichte von 45 Jahren, eingerahmt in einer Rosengirlande, den jungen Sohn in der Uniform eines Artilleristen, die Tochter, Alle gleich gekleidet, den Hals vorgestreckt, die Augen gesenkt, hinreißend in ihrem linkischen Benehmen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Aethiopien oberhalb des zweiten Nilfalls.

1. Die Reise.

(Schluß.)

Es scheint seltsam, daß so schlecht ausgerüstete Bauern es wagen konnten, sich gegen die Truppen der Regierung zu setzen, allein sie waren, wie Herr Hoskins sagt, so grausam gedrückt worden, daß ihnen der Tod willkommen schien.

„Wenn die Bauern nicht von ihrem eigenen Felde stehlen, so können sie kaum das Leben durchbringen. Obschon sie ihr Getreide eingraben und ihre Bedrücker noch auf andere Weise hintergehen, so sterben doch viele aus Mangel an Nahrung und Kleidung. In dem fruchtbarsten Lande und unter dem günstigsten Klima lebt der größte Theil der Landleute von einer Nahrung, die eher für Vieh als für Menschen bestimmt scheint, und selbst von diesen elenden Lebensmitteln haben sie nicht einmal genug.

„Der Pascha hat die Macht sie in Unterwürfigkeit zu halten und mit ihrem Schweiße seine Kassen zu füllen. Er legt ihnen nicht nur ungeheure Abgaben auf, sondern zwingt sie auch das zu bauen, was er ihnen vorschreibt, und den Preis anzunehmen, den er ihnen dafür bietet. Er allein verkauft Getreide, Baumwolle, Indigo, Gummi von Kordofan, Straußfedern u. s. w. Sogar die wilden Thiere der Wüste, wie z. B. die Giraffe, sind ein Monopol der Regierung.

„Mehemed Ali ist indeß nicht die einzige Geisel dieses beklagenswerthen Volks. Jeder Soldat ist ein kleiner Tyrann, und begeht Dinge, die einem Europäer unglaublich vorkommen. Von den vielen Exzessen solcher Art, von denen ich Zeuge war, will ich nur folgende anführen: Wenn der Soldat ein Schaf, Geflügel, Eier u. dgl. braucht, so zwingt er den Bauer es ihm um den halben Marktpreis abzulassen; oft gibt er ihm auch gar nichts dafür. Wenn er einem Bauermädchen mit Milch oder Butter begegnet, so theilt er mit ihr ohne etwas dafür zu bezahlen, und wehe dem Bauer, der sich weigert, gutwillig das Beste herauszugeben, was er im Hause hat, oder der nicht die größte Sorge für das Pferd oder Kamel des Soldaten trägt, der sein Nachtquartier bei ihm genommen hat. Fehlt es an Kamelen oder Eseln, so muß der Bauer sie stellen, und glücklich darf er sich schätzen, wenn er eine Kleinigkeit dafür bekommt. Die Art, wie die armen Bauern gewöhnlich angeredet werden, ist: „Kelb, Marhas!“ — „Hund! Schurke! Thu dieß, thu jenes! Schnell, schnell! Verflucht sey dein Geschlecht!“ Dabei regnet es Schläge, und zuweilen sogar mit der Sohle des Schuhes, was für den Moslem die größte Erniedrigung ist, die ihm widerfahren kann.

„Männer, deren Vorfahren Häuptlinge des Landes waren, müssen sich jetzt von einer zügellosen Soldateska so schändlich behandeln lassen. Aus Nachlässigkeit versäumt diese sehr oft die Abgabe für die Wasserräder zur bestimmten Zeit einzufordern, und dann erscheint sie plötzlich und ruft: „Zahle morgen oder du bekommst die Bastonnade!“ Der Bauer, dem keine Zeit gelassen wird Geld aufzutreiben, muß dann oft diese Strafe dulden, oder sich wohl gar das Ohr an ein Brett nageln lassen. Da er oft weit von einem Markt entfernt lebt, wo er seine Erzeugnisse anbringen könnte, so ist er genöthigt, den doppelten oder dreifachen Werth der Abgabe in Produkten zu erlegen, und hat selbst dann noch eine harte Strafe zu erdulden, weil er kein baares Geld aufbringen kann.

„Die Mahas hatten die Regierung eine Zeit lang nicht bezahlt. Der Mamur schickte einen nichtswürdigen Türken mit Marterwerkzeugen in die Provinz, der sogleich anfing die Bastonnade auszutheilen, Ohren anzunageln und mit Kopfabhauen zu drohen. So kam er auch zu Melek Backit, der eine bedeutende Summe schuldete, und eröffnete ihm, wofern er seinen Rückstand nicht binnen wenigen Tagen bezahle, so würde er auf jede nur denkbare Weise gemartert werden. Die Mahas verfertigen eine starke Leinwand, die im ganzen Nilthal sehr gesucht ist, da sie aber von der Hauptstadt entfernt leben und den Verkauf nicht so schleunig betreiben können, so boten sie für einen Theil der Abgaben Waaren, was von der Regierung verweigert wurde, obschon die Mahas einen weit niedrigern Preis zugestehen wollten als der ist, zu dem ihre Leinwand auf dem Bazar von Dongolah bezahlt wird. Melek Backit wiegelte daher die Provinz auf, weil er den Tod der entehrenden Strafe vorzog, die seiner harrte.“

Der Verfasser schließt seinen Bericht mit einigen Andeutungen für künftige Reisende, die Beachtung verdienen.

„Der Reisende muß sich, sagt er, wohl mit Reis, gutem Zwieback und Fleisch versehen, um in der Wüste auszulangen. Seit ich Theben verließ, habe ich zwei Wüsten, jede von acht Tagereisen, und außerdem noch mehrere kleine durchzogen, und dennoch befand ich mich nur einen einzigen Tag ohne Fleisch, und dieß nur durch Zufall. Wein und Branntwein sind unter diesem Klima schädlich; während der ganzen Reise war Wasser mein einziges Getränk, und ich habe mich, trotz der großen Hitze und den mancherlei Verdgerungen, die unter diesem Klima noch widerwärtiger sind als der ermüdende Schritt des Kamels, immer so ziemlich wohl befunden. Das Leben in der Wüste ist auch nicht ohne allen Reiz, und besonders erfreulich ist die Anhänglichkeit des Arabers, wenn er gut behandelt wird. Haben sie auch zuweilen einen Zwist unter sich, so ist es durch Ein Wort des Reisenden sogleich geschlichtet.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 218. 6 August 1835.

Ruinen in Centralamerika.

Der Oberst Don Juan Galindo, auch als korrespondirendes Mitglied der londoner geographischen Gesellschaft bekannt, hat in die Litterary Gazette nachstehendes Schreiben aus Copan vom 19ten Junius 1834 eingesandt, das wir, ohne eine Bemerkung über die Ansichten in Betreff der Urvölker Amerika's, wörtlich mittheilen.

„Ich habe neulich mit großem Vergnügen den Bericht über die Ruinen von Palenque gelesen, den mein einziger Vorgänger in den Untersuchungen über diesen Ort, Kapitän Antonio del Rio, entworfen hat. Da ich mir in solchen Untersuchungen einige Erfahrungen zutrauen darf, so kam ich voll Begierde, die Ruinen in Centralamerika zu vergleichen, im verflossenen April hier an, und habe über Alles, was mit der Geschichte und den noch vorhandenen Ueberresten dieser Stadt zusammenhängt, die genauesten Nachforschungen angestellt. Der europäische Leser wird über unsere Begriffe von dem Wort „Alterthümer" lächeln, wenn er hört, daß dieser Ort erst seit der spanischen Eroberung im Jahre 1530 in Trümmer fiel, aber die Sieger waren so sehr nur auf Gewinn erpicht, und zerstreuten und unterdrückten die unglücklichen Eingebornen so arg, daß selbst das Andenken an diesen Ort verschwand, obgleich die kolossalen Aufwürfe theils aus rohen, theils aus behauenen Steinen, Obelisken, theils noch stehend, theils gefallen, ausgehauene Steinplatten und Blöcke, Büsten und verschiedene Skulpturfragmente und irdene Geschirre ihre Ausdehnung sowohl als ihre frühere Kultur bezeugen.

„Jetzt da die Beherrscher dieser Gegenden ein direktes Interesse an deren ehemaligem Ruhme haben, widmen wir uns dem Studium derselben, und suchen, was noch an Nachrichten und Denkmälern übrig ist, dem Zahne der Zeit zu entreißen. Dießmal beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen.

„Ich bin überzeugt, daß die indianische Race von Amerika die älteste auf der Erde ist, wenn auch die weiße Race in kecker Eitelkeit sich als den Stammvater des Menschengeschlechts hinstellt. Wahrscheinlich ist sie verhältnißmäßig erst seit neuerer Zeit aus den Gegenden des Kaukasus hervorgebrochen, hat Europa überschwemmt, sich über Amerika ausgebreitet, und greift jetzt mit der Kraft der Jugend und des Talentes Asien und Afrika an. Die indianische Race dagegen ist, nachdem sie die Perioden der Jugend, Mannheit und selbst des Verfalls durchlaufen, endlich zu einem entnervten Alter gelangt. Die Nordamerikaner lösen dieß Problem durch die Ermordung der unglücklichen Ueberreste der Ureinwohner, oder durch Verjagung nach Westen, wo sie unvermeidlich untergehen müssen. Die neuen Regierungen des ehemaligen spanischen Amerika nahmen die Indianer in ihre politische Gemeinschaft auf, und suchen sie an den Wohlthaten der Civilisation Theil nehmen zu lassen, aber diese Politik, obwohl ehrenvoll für ihre Urheber, ist nutzlos: die indianische Race ist in den letzten Jahrhunderten ihres Daseyns, und muß bald von der Erde verschwinden. Macht und Civilisation ziehen westwärts: China, das älteste und östlichste Volk der Hemisphäre jenseits des stillen Meeres, steht dem Tode nah, und geräth vielleicht bald in Abhängigkeit von einer entfernten westlichen Insel. Die indianische Race, die Vorläuferin der chinesischen Civilisation, ist noch mehr als die Chinesen in einem hohen, der Regeneration unfähigen Alter; nirgends ist dieß auffallender als in Centralamerika: die Moskitoküste, obwohl von freien Indianern bewohnt, und von civilisirten Republiken und Kolonien umgeben, wo die englischen Behörden stets für die Erziehung der Vornehmern sorgten, ist noch immer in einem erniedrigenden Zustand von Barbarei.

„Der ursprünglichen Civilisation Amerika's müssen wir ein unbestimmt hohes Alterthum zuschreiben, und aus dieser Epoche ist freilich kein Denkmal mehr übrig; die Zernichtung derselben kann man einer Erderschütterung, der Pest, dem Hunger, dem Einbruch von Barbaren, vielleicht auch einem Sklavenaufstand zuschreiben; Kolonien, oder die Ueberreste dieses ehemals aufgeklärten Volks gingen nach den östlichen Küsten von Asien hinüber, und begannen die Civilisation von Japan und China. Rohe Finsterniß breitete sich über Amerika aus, bis etwa ein Jahrhundert nach der Zerstörung des Römerreichs durch die nördlichen Barbaren die Tolteken im Norden unsers Landes erschienen, und eine gewisse Civilisation mit sich brachten, wahrscheinlich aus den von den ursprünglichen Amerikanern auf ihrer Auswanderung gegen Nordwesten zurückgelassenen Spuren abgeleitet. Die Tolteken gründeten in Mexiko ein Reich, und schickten Kolonien bis in die Nähe von Centralamerika, während die Inkas in Peru gleichfalls versuchten, die alte Civilisation dieser Hemisphäre wieder ins Leben zu rufen.

Digitized by Google

„Copan war eine Kolonie der Tolteken: die Herrschaft seiner Könige erstreckte sich östlich von dem Lande der Mayas oder Yucatan, von der Hondurasbai fast bis zum stillen Ocean, etwa über 10,000 □ Meilen,*) das Land umfaßte die jetzigen Staaten Honduras, Guatimala und Salvador, und enthielt mehrere volkreiche Städte und Dörfer. Die Ureinwohner sprechen noch die Chortisprache, ein Gemisch des Toltekischen mit einem noch ältern Dialekt. Copan lag auf dem rechten **) oder nördlichen Ufer des gleichnamigen Flusses, der in den großen und schiffbaren Motagna und mit diesem in die Hondurasbai fällt. Von der See bis zur Einmündung des Copan ist es 65 Legnas, von da bis zur Stadt noch zwanzig. Unterhalb der Stadt ist der Copan zum Theil während des Winters oder der Regenzeit schiffbar, obschon vor seiner Einmündung in den Motagna Fälle seinen Lauf stören. Die Stadt Copan dehnte sich, wie die Trümmer zeigen, zwei Meilen längs dem Flusse aus: das Hauptgebäude war der Tempel am Ostende der Stadt, der sich senkrecht vom Ufer aus zu einer noch jetzt vorhandenen Höhe von mehr als 40 V. (120 Fuß) erhob; seine Länge von Norden nach Süden betrug 250 V. (750'), seine Breite 200 V. (600'). Steinerne Stufen führen von der Landseite zu der oben angegebenen Höhe, und dann wieder hinab in einen viereckigen Raum im Innern des Gebäudes 20 V. (60') über dem Flusse. Durch eine kaum vier Fuß hohe und 2½' breite Galerie kann man nach einem höhern Theil des Tempels kriechen, der über den Fluß hereinhängt und eine interessante Aussicht gewährt.

„Unter manchen Ausgrabungen habe ich eine an der Stelle machen lassen, wo diese Galerie in den innern viereckigen Raum sich mündet. Ich öffnete zuerst den Eingang in die Galerie selbst, und als ich tiefer grub, kam ich in ein Grabgewölbe, dessen Boden 12' unter dem viereckigen Raume liegt. Es ist über 6' hoch, 10' lang und 3½' breit, und liegt gerade von Norden nach Süden, hat zwei Nischen auf jeder Seite, und diese sowohl als der Boden waren voll Platten und Töpfe von rothem Thon. Ich fand mehr als 50, viele davon voll menschlicher Gebeine mit Kalk zusammengepackt, auch mehrere scharfe, spitzige Messer von Chaga (einem zerbrechlichen Stein, den die Mexikaner Itzli nennen), und einen kleinen Kopf, augenscheinlich den Tod vorstellend, denn die Augen waren beinahe geschlossen und die untern Züge entstellt. Der Rücken des Kopfes ist symmetrisch von Löchern durchbohrt, das Ganze ausgezeichnet schön gearbeitet, und eben so wie zwei Kügelchen, die ich im Gewölbe fand, aus einem schönen grünen Steine geschnitten oder gegossen; auch fanden sich Austern und Kammmuscheln, wahrscheinlich aus Legend einer abergläubischen Meinung vom Meeresufer hieher gebracht, eben so wie einige Stalaktiten aus irgend einer Höhle. Der ganze Boden war mit Knochentrümmern übersäet, und unter diesen befand sich ein Ueberzug von Kalk auf einem soliden Steinpflaster.

„Am Tempel und seiner Nachbarschaft stehen noch sieben Obelisken, eine Menge andere, gefallen und zerstört, sind unter den Ruinen der Stadt zerstreut. Diese Steinsäulen sind 10' oder 11' hoch, ungefähr 5' breit und etwas minder dick. Auf der einen Seite sind in Basrelief stehende menschliche Figuren ausgehauen, gerade vorwärts gerichtet und die Hände auf der Brust ruhend: sie tragen Mützen auf dem Kopfe, Sandalen an den Füßen, und sind in reich geschmückte Gewänder, die meist bis um die Mitte der Schenkel gehen, manchmal auch in weite Beinkleider gekleidet. Den Figuren gegenüber in einer Entfernung von drei oder vier Schritten steht ein Steintisch oder Altar; die Seiten und der Rücken enthielten meist in Vierecken phonetische Hieroglyphen. Harte und schöne Steine waren in viele Obelisken eingesetzt, da sie wie die meisten Bildnereien in den Ruinen aus einem weichen Steine bestehen, der sich in einem benachbarten sehr großen Steinbruch findet. Ein Steintisch im Tempel, 2' 4" hoch und 4' 10" breit, ist sehr bemerkenswerth; der obere Theil enthält 49 viereckige Täfelchen mit Hieroglyphen, und auf den vier Seiten erblickt man 16 menschliche Figuren in Basrelief, welche mit gekreuzten Beinen auf Kissen sitzen, und etwas wie einen Fächer oder eine Klatsche in den Händen halten. Auch monströse Figuren finden sich in den Ruinen: eine Schilderei stellt einen kolossalen Alligatorkopf dar, der in seinem Rachen eine Figur mit einem Menschengesichte, aber mit Thierpfoten hat; ein anderes Ungeheuer gleicht einer riesenhaften Kröte in aufrechter Stellung mit menschlichen Armen und Tigerklauen. Auf den benachbarten Bergen stehen, der eine östlich, der andere westlich von der Stadt, zwei Obelisken, bloß mit Hieroglyphen in viereckigen Täfelchen. Diese Obelisken sind, wie auch die meisten in der Stadt, roth bemalt, und oben dicker sowohl als breiter wie unten. Steinaufwürfe, aus zerfallenen Gebäuden aufgerichtet, finden sich allenthalben in dem benachbarten Land.

„Bei der Vergleichung dieser Ruinen mit denen von Palenque fiel mir die große Aehnlichkeit auf, die auf einen gemeinsamen toltekischen Ursprung hindeutet; dennoch unterscheiden sie sich in einigen wesentlichen Punkten. Palenque war verlassen und sein Andenken fast verwischt vor der Eroberung, während die Spanier Copan bewohnt und auf dem Gipfel seiner Civilisation fanden; dennoch sind die Gebäude und Denkmäler von Palenque wegen ihres vorzüglichern Baues besser erhalten. In Copan steht kein Haus mehr, in Palenque noch viele; hier sind die Steine nicht über zwei Zoll dick, dort in Blöcke gehauen; hier bestehen die Dächer aus Steinen in geneigter Fläche, dort sind sie stets horizontal gelegt. In Palenque sind die menschlichen Figuren vollkommener und stehen meist im Profil, hier stets im Vollgesicht. Ich sah keine Obelisken oder mit Skulpturen bedeckte Tafeln in Palenque. Runde Steine finden sich in beiden Orten von verschiedener Größe, einige wie Mahlsteine mit einem Loch in der Mitte, andere ohne ein Loch, ohne Inschrift oder Zeichen, aus denen man ihre Verwendung erkennen könnte. Die Schrift oder Hieroglyphen, welche phonetisch sind, gleichen sich in beiden Städten sehr, sind stets auf viereckige oder beinahe viereckige Tafeln geschrieben, und enthalten Gesichter, Hände und andere ähnliche Zeichen.

„Eine kleine Anzahl spanischer Truppen mit einem indiani-

*) Vermuthlich englische.

**) Ist ein Irrthum; das nördliche Ufer ist das linke.

Digitized by Google

schen Hülfsheere marschirte von Guatimala aus, und nahm diesen Ort ein, erfuhr jedoch auf dem Marsche einen Widerstand, der eines bessern Erfolgs würdig gewesen wäre. Dieser Ort blieb lange berühmt wegen seines vorzüglichen Tabaks, aber der Anbau dieser Pflanze wurde, weil er königliches Monopol war, ostwärts gegen die Llanos de Santa Rosa verlegt, und so zerfiel Copan schnell; jetzt ist es ein kleines Dorf, da wo der Bach Sesesmil in den Copanfluß fällt, in der ehemaligen westlichen Vorstadt. Dieser Ort gehört zum neuen Staate Honduras und liegt vier Leguas ostwärts an der Gränze von Guatimala unter 14° 45′ N. B. und 90° 52′ W. L. v. Gr. (73° 11′ von Ferro); das Wasser ist gut und das Klima gemäßigt und angenehm.

„Die Höhle von Cutilca, in einer Entfernung von beinahe 2 Leguas, hat nichts Bemerkenswerthes außer der Nähe bei Copan und dem fabelhaften Bericht, den der Pater Domingo Juarros in seiner Geschichte von Guatimala von ihr unter dem Namen Tibulca gegeben hat. Die Höhle ist ganz das Werk der Natur und erstreckt sich etwa 80 Schritte in den Berg Cutilca hinein."

Amerikanische Expedition in das Südmeer.

Sandwichinseln. (Schluß.)

Die kommerciellen Reichthümer der Inseln bestanden früher in Sandelholz, das nach China geschickt wurde, und die Kosten der europäischen und chinesischen Waaren, die der neue Luxus der Insulaner erforderte, bezahlte. Die Steuern wurden damals in diesem Holz bezahlt, etwa auf dieselbe Art wie die Holländer sich in Ceylon durch Zimmt bezahlen ließen, und die Ausfuhr war in den Händen des Königs. Aber die Leichtigkeit dieses Erwerbs verführte die in politischer Oekonomie noch wenig erfahrenen Insulaner, und sie erschöpften in wenigen Jahren ihre Wälder. Seitdem sind die Inseln sichtbar verarmt, und ein großer Theil des Luxus, den die Missionäre noch vor einigen Jahren dort beschrieben, findet sich schon nicht mehr. Es ist jedoch wahrscheinlich ein Glück für die Inseln jetzt auf die einzige solide Basis von Wohlstand, auf ihren Landbau, angewiesen zu seyn, und die Masse von Produkten, welche sie schon jetzt bei höchst unvollständiger Bearbeitung liefern, beweist, daß sie leicht die Vorrathskammern für die Schifffahrt in der Südsee werden könnten. Die einzige Art von Manufaktur besteht bis jetzt in den Zeugen, genannt Tappa, welche vor der Einführung der europäischen und chinesischen Waaren die ganze Bekleidung der Einwohner bildeten, und in Matten.

Das Gouvernement ist in den Händen der Regentin, da Tamehameha III noch zu jung ist, es selbst zu führen. Doch fängt er an sich mit Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, unterschreibt offizielle Dokumente, und alle Proklamationen werden in seinem Namen gemacht. Aber er richtet sich in Allem nach dem Willen der Regentin, und so wird es noch lange bleiben; übrigens hofft man, daß er in manchen Dingen bessere Maßregeln nehmen wird, wenn er einmal die Macht förmlich in Händen haben wird. Die Regierungsform ist höchst einfach, die Steuern werden in Matten, Lebensmitteln und Sandelholz bezahlt. Die erstern gehen nach Chili und Peru, die Lebensmittel werden an die Wallfischfänger verkauft, und das Holz nach Canton geschickt. Die einzigen direkten Einnahmen in Geld bestehen in den Hafengebühren fremder Schiffe, welche sehr bedeutend sind, da oft 60—70 derselben zugleich im Hafen liegen. Allein die Regierung ist fremden Kaufleuten, besonders Amerikanern, viel Geld schuldig, und unternahm vor einiger Zeit, um sich die Mittel der Bezahlung zu verschaffen, eine Expedition gegen andere Südsee-Inseln, welche dem Gerücht nach reich an Sandelholz seyn sollten. Der Souverneur Boki mit vielen Offizieren und 80 Mann schiffte sich auf einer Brick, welche man dazu gekauft hatte, ein, aber man hat nie wieder von ihr gehört; sie wurde wahrscheinlich durch Nachlässigkeit in die Luft gesprengt, da sie eine große Quantität Pulver führte. So verlor der Staat das Schiff, das noch nicht bezahlt ist, und zu gleicher Zeit die Mittel es zu bezahlen.

Der König besitzt einige Schiffe, aber keine Kriegsschiffe, und nur einer oder zwei der Kaufleute auf der Insel sind Schiffbesitzer, aber die Inseln enthalten eine große Menge von Matrosen, welche sich auf den Wallfischfängern bilden, und an sie vermiethen. Dieser Umstand und die Lage der Inseln in der Nähe der Wallfischfängereien werden sie immer zu einer Lokalität von großer Wichtigkeit machen. Die Schiffe können sich hier mit Lebensmitteln versehen, ihre Mannschaft ergänzen und den erlittenen Schaden ausbessern. Eben so liegen die Inseln auf der direkten Linie der Schifffahrt von Südamerika nach China und Indien, und nur die Durchbrechung des Isthmus von Panama könnte ihnen Eintrag thun.

Man hat die Fortschritte der Einwohner in Civilisation größer dargestellt als sie wirklich sind, und die Werke der Missionäre geben keinen wahren Begriff von der wirklichen Lage der Inseln. Die alte Religion ist zwar abgeschafft, und man führt eine gewisse Anzahl wirklich bekehrter Christen an, allein das Christenthum ist doch bis jetzt wenig mehr als eine offizielle Religion. Einige Zeit vor der Ankunft des Potomac kamen einige spanische katholische Missionäre von der Küste von Californien auf der Insel Oahu an, in der Absicht Kirchen und Schulen zu stiften. Sie waren Männer von Gelehrsamkeit und angenehmem Umgang, und schienen in Allem von einem Geiste wahrer Frömmigkeit belebt zu seyn. Sie brachten hinlängliche Mittel mit sich um Häuser bauen zu können, und lernten bald die Sprache der Eingebornen. Ihre Sitten und ihr Unterricht fanden großen Beifall, und bald sammelten sich die Eingebornen in großer Menge um sie, so daß ihre Schulen und ihre Kirche immer gefüllt waren. Sie folgten fast in Allem der Methode der amerikanischen Missionen, und versuchten nie die Menge anders als durch ihr liebreiches und würdevolles Betragen an sich zu ziehen. Dieser große Erfolg erregte den Neid der Protestanten, und man verbot ihren Gottesdienst, sie weigerten sich anfangs und erklärten der Regierung, daß ihre Religion dieselbe sey, wie die der amerikanischen Missionen, obgleich die Form verschieden sey. Es war aber umsonst, die Regierung schickte Truppen, und trieb die Eingebornen aus der Kapelle und den Schulen hinweg. Diese wollten jedoch immer zurückkehren, und man befahl den Missio-

Digitized by Google

nären die Insel zu verlassen. Sie wurden mit Gewalt in ein altes Schiff, das einem der Häuptlinge gehörte, geworfen, an die Küste von Californien gebracht, und dort auf einer wüsten Stelle unmenschlicherweise ausgesetzt. Dieß ist jedoch nicht Alles. Zur Zeit des Aufenthalts des Potomac an der Insel waren vierzig der Eingebornen, Männer und Weiber zu harter Arbeit verurtheilt, und wurden genöthigt an einer großen Korallenmauer, die man gerade errichtete, zu arbeiten. Man hatte ihnen verboten, die Stadt zu betreten, und man sah Weiber, mit ihren Kindern auf dem Rücken, schwere Steine in ihren Armen zu dieser Mauer tragen. Dieß war die Strafe dafür, daß sie sich zum Katholicismus bekehrt hatten, und ihre Religion nicht für die herrschende aufgeben wollten.

Bei einer offiziellen Konferenz zwischen dem Kommodore und den Behörden der Insel war von diesem Ereigniß die Rede, der Kommodore erklärte in milden, aber festen Ausdrücken, daß in England, Nordamerika und allen civilisirten Staaten niemand wegen seiner Religion verfolgt werde, daß katholische Länder diese Intoleranz gegen ihren Glauben nicht mit Gleichgültigkeit ansehen würden, und der Geist des Christenthums solche Handlungen nicht billige. Niemand der bei dieser Konferenz zugegen war, wird so bald vergessen, mit welchem sichtbaren Widerwillen der Missionär Bingham, der Chef der Mission, diese Worte verdolmetschte, und daß er zur Vertheidigung der Regierung die Intoleranz von Spanien anführte. Aber die Bemerkungen des Kommodore wirkten so auf die Behörden, daß die unglücklichen Verurtheilten unmittelbar begnadigt wurden.

Die Missionäre sagen, daß sie nichts mit dieser Sache zu thun gehabt haben. Möge es so seyn! Aber von wem haben die Eingebornen gelernt, daß die Verfolgung Andersglaubender einen Theil ihrer Religion bilde? Sie sind sonst weit von aller Grausamkeit entfernt, wer hat ihnen denn das Christenthum, dessen Geist Liebe und Toleranz ist, so gelehrt, daß sie ihren Glauben auf diese Art äußern? Die Missionen haben keinen Theil daran gehabt, sagen sie, dann aber ist es ein großes Unglück für sie, daß ihre sonst so große Macht nicht hingereicht hat, diese Verfolgungen zu hindern. Aber wer hat die Hymne verfaßt, welche in den Kirchen der Sandwichinseln gesungen wird, und wo der zweite Vers so lautet. „Wehe den Völkern — fremder Götter — die Götzen anbeten — dem Verderbniß der Nationen — den Afrikanern in ihrer Blindheit — den Asiaten in ihrer Unwissenheit — den Muhammedanern und den Katholiken, die zu ihrer Verkehrtheit zurückkehren."

Es läßt sich nicht läugnen, daß in Oahu die unglücklichste Stimmung zwischen den Missionen und den übrigen europäischen Bewohnern herrscht, und daß sie sich ohne Aufhören anfeinden. Die Missionäre klagen, daß man ihren Planen alle Art von Hindernisse entgegenwerfe, und ihre Versuche zur Bekehrung der Eingebornen zu hindern suche, und Allem nach sind ihre Klagen nur allzu gegründet, jede ihrer Handlungen wird ungünstig angesehen, und ihre Fortschritte wären ohne allen Zweifel weit rascher gewesen, wenn der Einfluß der Kaufleute und der zügellosen Matrosen der Schiffe im Hafen die Eingebornen nicht verdorben hätte. Die fremden Ansiedler bestehen aus Engländern und Amerikanern, ein Theil derselben sind ehrenwerthe Familien, allein die Mehrzahl besteht aus Menschen der allerschlechtesten Art, welche alle Fesseln, welche eine civilisirte Gesellschaft ihren Mitgliedern auferlegt, gebrochen haben, um sich ihren Leidenschaften zu überlassen. Die Missionäre können allerdings ihr Thun nicht billigen, allein sie könnten milder seyn, sie könnten sich alles Einflusses in die innern Angelegenheiten der Inseln enthalten, und dadurch den Haß und die Bitterkeit die daraus folgen, ersparen; sie sollten auch den leisesten Verdacht, daß sie weltlicher und Handelsinteressen wegen diesen Einfluß suchen, vermeiden, sie könnten sich darauf beschränken die Eingebornen zu lehren, ihren Ackerbau verbessern, sie zum Fleiß mahnen, und sich enthalten unschuldige Vergnügungen zu verbieten.

(Schluß folgt.)

Ueber die in der russischen Armee herrschende Augenkrankheit.

Unter diesem Titel gab der russische Arzt Tschertäkin in Warschau eine kleine Schrift heraus, welche ein furchtbares Gemälde von den Verheerungen dieser Krankheit entwirft. „Die epidemische Augenentzündung unter den Truppen der verschiedenen Nationen, sagt er, ist seit dem Jahre 1800 bekannt, und man glaubte damals die französischen Truppen hätten diese Krankheit mit aus Aegypten gebracht. aber sie kann sich allenthalben von selbst erzeugen, und erst später ansteckend werden. So wüthete sie einige Jahre nach einander in Belgien, wo nach dem Zeugnisse des Dr. Jungken in den letzten Jahren 4000 Soldaten ganz blind und 10,000 einäugig wurden. Die russischen Truppen in Warschau wurden zum Erstenmal im Jahre 1818 von der epidemischen Augenentzündung befallen, so daß vom 1 Julius des genannten Jahres bis zum 21 Oktober 1821 1196 erkrankten; im Jahre 1855 zeigte sich die Krankheit aufs Neue, war jedoch nicht so bösartig: vom April bis zum 15 August erkrankten 954, und nur 10 erblindeten. Im Jahre 1854 waren in der aktiven Armee 8000 Augenkranke, von denen 55 erblindeten und eine kleine Anzahl einäugig wurde. Ohne ganz aufzuhören hielt sie sich ziemlich ruhig, bis sie in der Mitte Februars d. J. von Neuem ausbrach. Im Jahre 1854 äußerte sich die epidemische Augenentzündung als Thränenfluß, manchmal auch als Eiterfluß (blennorrhoea, ophth. purulenta) hie und da so heftig, daß in 24, ja in 12 Stunden und noch früher die Augen zerstört waren."

Vermischte Nachrichten.

In den Kohlenminen von Canada und Baffinsbai finden sich vegetabilische Ueberreste, die mit tropischen Pflanzen identisch sind, und man hat daraus den Schluß gezogen, da diese Pflanzen eine große Lichtmasse und eine erhöhte Temperatur erfordern, so müsse wohl die Neigung der Ekliptik eine bedeutende Veränderung erfahren haben. Diese von Decandolle aufgestellte Frage hat Marcel de Serres zu beantworten gesucht; hat aber eine große Veränderung in der Neigung der Ekliptik geläugnet, namentlich weil die Erde früher, ehe die äußere Kruste sich gebildet, eine weit höhere Temperatur gehabt habe, und das lange Verbleiben der Sonne in den nördlichen Gegenden während des Sommers auch die hinreichende Masse Licht liefere. „Eine solche Veränderung, sagt er, die noch so viele andere nach sich gezogen haben müßte, dürfen wir nur mit der größten Vorsicht und nur wenn die Thatsachen uns dazu zwingen, annehmen. Da eine solche Nothwendigkeit nicht existirt, so sollte es uns genügen, wenn wir durch Induktion und Analogie einen Begriff erhielten, wie es mit diesen Erscheinungen wohl sich verhalten mag."

*

Arago kommt in einem Aufsatze über die Zahl der Kometen auf den Schluß, daß sich innerhalb unseres Sonnensystems 60 bis 80,000 Kometen finden müssen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 219. 7 August 1835.

Scenen aus dem portugiesischen Kriege.

(Aus dem Tagbuch eines englischen Freiwilligen.)

1. Von der Landung zu Oporto bis zum Anfang d. J. 1833.

Ich gehe hinweg über unsere Abfahrt aus England, über unsere Landung auf den Azoren und die sogenannte Organisation, die dort unser Korps erhielt, um mit dem Zeitpunkte zu beginnen, wo wir ohne Bewillkommnung wie ohne Widerstand das Ufer Portugals betraten. Am 7 Julius 1832 kamen wir vor der Stadt Villa do Conde ganz in der Nähe von Oporto an. Man beschloß eine Kommunikation mit dem Ufer zu eröffnen, und ein höherer Offizier ward zu dem Ende und zugleich auch in der Hoffnung abgesendet, die Garnison der Stadt zur Unterwerfung zu bewegen, aber der Pedriste ward beinahe ein Opfer dieses gefahevollen Unternehmens, da er mit dem betäubenden Geschrei: Viva el Rey! Viva nosso bom Rey Dom Miguel! empfangen wuede, und nur mit Mühe verschaffte ihm der Kommandant des Platzes einen sichern Rückzug an Bord. Dieß wurde den Landungstruppen streng verheimlicht, und das Gegentheil mit lecker Lüge ausgebreitet. Der Befehl zur Landung erging, und am 8ten Julius früh Morgens fand diese statt bei dem Städtchen Leça, eine kleine Stunde von Villa do Conde. Die Brandung, stets heftig an dieser Küste, war es an diesem Tage besonders, und hätten sich einige hundert entschlossene Leute mit einem einzigen Feldgeschütz der Landung widersetzt, so wäre sie unmöglich gewesen. Die Miguelisten aber benützten ihre günstige Stellung nicht, und wohl erinnere ich mich, daß wir ihre Nachlässigkeit als ein günstiges Omen mit Jubel begrüßten.

Der Exkaiser hatte gewünscht, daß ein portugiesisches Regiment zuerst das Land betreten möchte, aber unsere unruhige kleine Schaar vereiteite dieß, und ein Boot, das den Kommandanten des englischen Bataillons, Oberst Hodges, trug, kam zuerst ans Land. Ein junger Subaltern, Lieutenant Mitchell, war jedoch zu des Obersts sichtlichem Aerger der erste, der das unbestrittene Ufer betrat, freilich auf Kosten eines unfreiwilligen Bades, denn in seiner Eilfertigkeit wuede er köpflings in die See geworfen. Ich erlaube mir jedoch hier zu bemerken, daß Herr Mitchell sich später sehr auszeichnete, und den Majorsrang erhielt: er war eine ehrenvolle Ausnahme unter den zahlreichen Abenteurern, und zeigte sich stets als Mann von Ehre, wie als tapferer und einsichtsvoller Offizier.

Man hatte uns oft und zuversichtlich behauptet, das Volk würde im Augenblick unserer Ankunft sich in Masse für uns erklären, die Armee, der tyrannischen Herrschaft des Usurpators müde, würde das Joch abwerfen, und nur eine verächtliche Faktion sich uns schwach widersetzen, bei dem ersten Manifest des Kaisers aber wahrscheinlich sogleich zerstäuben. Aber es geschah keine Demonstration zu unsern Gunsten; alle angesehenen und einflußreichen Personen flohen bei unserer Annäherung, und bei unserem Einzug in Oporto ließ sich kaum ein Viva hören, als aus dem Gefängniß, dessen Inwohner befreit und aufgefordert wurden sich uns anzuschließen. Alle reichen und angesehenen Einwohner hatten die Stadt eilfertig verlassen, und wir sahen nun klar, daß man uns absichtlich getäuscht hatte.

Indeß waren wir Meister der zweiten Stadt des Königreichs, die als das Bollwerk der Konstitution galt, dennoch aber gingen unsere Sachen sehr langsam vorwärts. Unsicherheit und Mangel an Energie bezeichneten jeden Schritt der Regierung zu Oporto. Statt vorwärts zu marschiren und in den größern Städten eine Bewegung zu unsern Gunsten hervorzurufen, wurde die beste Zeit verschleudert in abgeschmacktem Hofceremoniell, kleinlichen Eifersüchteleien und verächtlichen Intrignen, häufig nur um eine imaginäre Staatsanstellung oder ein farbiges Band. Endlich aber kam die Nachricht an, daß die Miguelisten unter Visconde de Santa Martha gegen uns anrückten, wir zogen aus auf der Straße von Valongo, und trafen den Feind am 17ten Julius zu Peñafiel. Ein unbedeutendes Scharmützel erfolgte, der Feind zog sich zurück, und auch wir erhielten Befehl nach Valongo umzukehren, wo am 22sten ein mehrstündiges, aber gleichfalls unentscheidendes Gefecht statt fand: dieses erneuerte sich am folgenden Morgen und nun mußten wir uns nach Oporto zurückziehen. Unser Verlust an diesen beiden Tagen betrug 4 bis 500 Mann, den der Miguelisten konnten wir nur muthmaßen, doch war er sicherlich bedeutender.

Der Kaiser goß wie gewöhnlich alles Lob über die portugiesischen Truppen aus, ohne die fremden Hülfsvölker auch nur zu beachten, namentlich stand bei ihm das fünfte Jägerregiment in Gunst, und wurde bei jeder Gelegenheit auf eine wahrhaft lächerliche Weise belobt, so daß es sich den Haß der andern Truppen

Digitized by Google

zuzog. In der Affaire bei Valongo riß es vor den Miguelisten aus, die Offiziere suchten so gut wie die Mannschaft Schutz bei einem englischen Regiment, schrien aber fortwährend: Halt, Caçadores Cinco! halt, Caçadores Cinco, setzten jedoch ihre Flucht in größter Eile fort, und am nächsten Tage nannte der Kaiser diese Helden seine valorosos.

Oporto, wenn mit einer hinreichenden Garnison versehen, gilt als eine der festesten Städte der Halbinsel, und ist fast uneinnehmbar, jetzt sollte diese Stärke sich erproben, und zu unserem Glücke hielt sie die Probe aus. Während des portugiesischen Kampfs habe ich oft ernstlich mich um die Entscheidung der Frage bemüht, welche von den beiden kriegführenden Parteien schlechter angeführet war, und ich bin immer noch ungewiß darüber. Man kann sich nichts Jämmerlicheres denken als Don Miguels Generale, die unsrigen gaben ihnen aber nichts nach, denn beide waren gänzlich unfähig, die einleuchtendsten Vortheile zu benutzen oder bei vorkommender Gelegenheit mit der nöthigen Energie zu verfahren. Hätte der Einmarsch der spanischen Truppen in Portugal und die Einmischung Englands und Frankreichs nicht dem Kampfe ein Ende gemacht, so hätte er wahrscheinlich noch Jahre lang gedauert.

Um diese Zeit fielen unbedeutende Vorpostengefechte vor, unsere Bemühungen beschränkten sich jetzt aber darauf, die Linien zu verstärken, Gräben zu ziehen, Batterien zu errichten, und möglichst fest zu machen. Man hörte keine Prahlerei mehr von Vernichtung der Rebellen, wir waren hinreichend enttäuscht, und trübe Ahnungen wurden herrschend über den endlichen Ausgang des Kampfs. Im Anfang des August ward mit einem Theil unserer Truppen eine zweite Rekognoscirung unter dem tapfern Grafen Villaflor unternommen, und bei Santo Redondo maßen wir uns abermals mit dem Feinde. Anfangs ging Alles gut, aber der feindliche General Povoas brachte durch einen kraftvollen Angriff die ganze Division in Unordnung, und es erfolgte eine schmähliche Flucht; wir überließen den Miguelisten unsere Artillerie und Munition, und viele warfen die Waffen weg, um nur bald möglichst wieder innerhalb der Verschanzungen anzulangen. Es war das tapfere 5te Jägerregiment, das zuerst floh, und den unglücklichen Ausgang des Gefechts verschuldete. Alle Versuche die erschreckten Truppen wieder zu sammeln, waren fruchtlos, obgleich Villaflor sich dabei persönlich der größten Gefahr aussetzte. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Versuch des Feindes, Oporto zu stürmen, kam mit Ausnahme des heftigen Angriffs auf das Serrakloster wenig von Wichtigkeit vor. Fortwährend kamen Rekrutenabtheilungen aus England an, um die gelichteten Reihen des englischen Korps wieder zu füllen, was unser Vertrauen einigermaßen wieder herstellte.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Expedition in das Südmeer.

(Schluß.)

Kolonie auf den Galapagosinseln.

Der Potomac begab sich von den Sandwichinseln auf die Westküste von Südamerika, wo er den Handel der Vereinigten Staaten zu beschützen hatte, er blieb achtzehn Monate auf dieser Station, aber die Bemerkungen des offiziellen Reisebeschreibers über den Zustand der südamerikanischen Republiken bieten nichts Neues dar. Wir übergehen daher diesen ganzen Theil der Reise, um Raum für die Beschreibung der ganz neu gegründeten Kolonie auf den Galapagosinseln zu gewinnen, welche die Fregatte gegen Ende des Jahres 1833 besuchte.

Diese Inselgruppe besteht aus einer beträchtlichen Anzahl von verschiedener Größe, welche unter und auf beiden Seiten des Aequators in einer Entfernung von 240 geographischen Meilen westlich von der Küste von Südamerika liegen. Die größte derselben ist Albemarle-Insel, die etwa 70 englische Meilen lang ist, und deren Nordspitze direkt unter der Linie liegt. Der Name der Inseln kommt von dem spanischen Wort Galapago, das eine Schildkröte bedeutet, die in süßem Wasser lebt, und die man in zahlloser Menge auf diesen Inseln findet. Ihr Fleisch ist vortrefflich, und ihr Gewicht oft zwischen 3—4 Centner; sie erhalten sich im Schiffsraum lange ohne alles Futter am Leben und sind den Wallfischfängern von großem Nutzen. Die Hügel der Inseln sind mit einem stacheligen Birnbaum bewachsen, von dessen Blätteen sich die Schildkröte nährt. Die Wallfischfänger pflegen ihrer 600—900 der kleinern Art an Bord zu nehmen, was ihre Mannschaft auf 8 Monate gegen alle Gefahr des Scorbuts sichert.

Der Potomac legte an der Insel Floriana an, südöstlich von Albemarle-Insel; sie ist etwa 20 englische Meilen lang und 15 breit, mit einer Oberfläche von etwa 300 englischen Quadratmeilen; sie war wie die ganze Gruppe unbewohnt bis zum Jahre 1832, als ein Nordamerikaner aus Louisiana, Namens Vilamil, einen lange vorbereiteten Plan zu ihrer Kolonisirung ausführte. Er hatte schon im Jahre 1811 daran gedacht, von dem spanischen Gouvernement die Erlaubniß dazu zu erbitten, allein die neuspanischen Gouverneure versicherten ihn, daß der Hof es nie zugeben werde. Als sich aber Columbien von Spanien trennte und für unabhängig erklärte, so richtete er seine Aufmerksamkeit wieder aufs Neue darauf, aber seine Freunde thaten Alles, ihn zu überzeugen, daß sein Plan eine Chimäre sey. In der Mitte dieser Ungewißheiten erfuhr er große Unglücksfälle, seine Frau und seine Kinder starben in demselben Monat, und sein alter Plan, die Kolonie zu stiften, erwachte bei ihm aufs Neue. Allein er konnte erst im Jahre 1831, nach der Trennung der Republik des Aequators von Columbien, die Erlaubniß von dem erstern dieser Staaten erhalten, wodurch ihm ein Freibrief ertheilt, der Besitz der Inseln zugesprochen, und die Bevollmächtigung zu Errichtung einer Kolonie gegeben wurde.

Vilamil schickte im Januar 1832 den Obersten Hernandez mit 12 Kolonisten auf die Insel Floriana (früher Charlesisland), um Besitz von ihr zu nehmen, im Junius folgten neue Ansiedler beiderlei Geschlechts, und er selbst kam im Oktober mit 80 Kolonisten an, und übernahm das Gouvernement. Vor seiner Ankunft war wenig von den Kolonisten gethan worden, aber durch sein Beispiel ermuthigt, fingen sie an sich die Urbarmachung der Insel angelegen seyn zu lassen, und ihre Arbeit trug bald Früchte; schon im ersten Jahre war die Kolonie, die aus mehrern hundert Personen besteht, im Stande, sich selbst zu erhalten, und

Digitized by Google

im kommenden Jahre kann eine große Anzahl von Wallfischfängern mit Lebensmitteln versehen werden.

Die Insel ist in der Nähe des Ufers nicht sehr fruchtbar, und trägt bis auf etwa drei englische Meilen vom Meere nur Eine Ernte in der feuchten Jahreszeit, allein das ganze Jahr hindurch nährt dieser Raum eine Menge von Schweinen, Ziegen u. s. w., da er mit dem Karibbaum überwachsen ist, dessen Frucht so wie die Blätter des stacheligen Birnbaums eine vortreffliche Nahrung für sie geben. Tiefer im Innern findet sich ein prachtvolles Thal, das ein Parallelogramm 5 Meilen lang und 3 M. breit bildet; von seiner Mitte aus öffnet sich ein zweites, das sich gegen Süden neigt und etwa denselben Umfang hat. In beiden ist der Boden von großem Reichthum, und bedeckt mit dichtem Gras, Gestrauch und Bäumen. Die Formation der Insel ist durchaus vulkanisch, alle Felsen tragen die Spuren von Feuer, und die Erde besteht aus zerfallener Lava und vegetabilischen Resten. Nicht nur diese Thäler, sondern auch die Abhänge der Gebirge können das ganze Jahr hindurch bebaut werden, und Eine Ernte folgt der andern ohne Aufhören, im Sommer fallen starke Thaue, und im Winter reichlicher Regen, so daß der Boden immer hinlänglich befeuchtet bleibt. Ungeheuere Massen von Lava bilden den Hafen, von dem an ein langsam aufsteigender Weg zu der Hauptkolonie in zwei Stunden führt; unterwegs kommt man an einer reichlichen Quelle vorbei, welche Vlamil an den Hafen führen will, wo sie täglich 1000 Gallonen Wasser liefern wird.

Der östliche Abhang des Gebirgs ist mit Paja, einem langen starken Gras bewachsen, das zum Decken der Häuser dient; man hat von hier aus eine schöne Uebersicht des ersten Thals, in dem sich etwa 50 einzeln stehende Häuser erheben, welche von reichen Feldern umgeben sind. An dem südöstlichen Ende des Thals erhebt sich ein prachtvoller vulkanischer Berg, dessen Gipfel beständig mit Wolken bedeckt ist, welche den höher liegenden Theilen der Insel einen Grad von Feuchtigkeit geben, den man unter der Linie nicht erwartet hätte. Besonders strömt das Wasser auf Einer Seite des Berges in Krystallhelle herunter, und der Theil des Felsens, der am meisten davon gibt, erscheint auf der Oberfläche ganz trocken, ist aber mit aromatischen Kräutern bedeckt, zwischen denen in zahllosen tiefen Spalten das klare Wasser in kleinen Bächen rieselt.

Der Gouverneur und Richter der Kolonie hat mit vieler Weisheit die Einführung von geistigen Getränken durchaus verboten, und in dieser Maßregel liegt ohne Zweifel der Grund des schnellen Gedeihens derselben. Er gab den Offizieren ein Essen, wobei nur Wasser auf der Tafel stand, und entschuldigte sich damit, daß er sich nichts erlaube, das er seinen Untergebenen verbiete: das Essen war reichlich und vortrefflich bereitet. — In den Thälern finden sich neun Seen mit süßem Wasser, welche nie austrocknen, und mehrere andere, welche vom August bis Oktober kein Wasser enthalten, aber im Anfang Novembers sich wieder füllen. Man findet auf ihnen große Quantitäten Wasserhühner, Enten, und Flamingos besuchen die größern Salzwasserseen in der Nähe des Ufers. Die Menge von Tauben auf der ganzen Insel ist fast unglaublich, und sie sind so zahm, daß man sie ohne Mühe mit Stöcken tödtet. Die Mannschaft eines Boots brachte mehr als 200 Stück von einem Spaziergang zurück, und wir hörten oft den Gouverneur, wenn er einen Diener ausschickte, einige Dutzend für das Essen zu holen, ihm anempfehlen nur die fettesten zu nehmen, was auch ohne Schwierigkeit geschah.

Die Temperatur der Insel ist vom Mai bis December 8—18° Réaumur, vom Januar bis Ende April 19—23°. Das Klima ist gesund, und in 19 Monaten seit der Gründung der Kolonie waren nur vier Menschen gestorben.

Der Gouverneur hat das Recht über Leben und Tod, und hat es bis jetzt Einmal ausgeübt, und einen Kolonisten, der einen amerikanischen Schiffskapitän zu ermorden versucht hatte, erschießen lassen. Diese Strenge ist um so nothwendiger, da die ganze Aussicht der Kolonie auf dem Besuche fremder Schiffe beruht. In 11 Monaten waren 31 Wallfischfänger auf der Rhede gewesen, worunter 29 amerikanische, was beweist, wie gelegen und wichtig diese Station für die Schifffahrt werden kann. Die Inseln liegen in der Mitte eines ausgedehnten Wallfischgrundes, und die vollkommene Freiheit des Hafens von Douanen und Gebühren aller Art, so wie die Gewißheit, daß die Matrosen am Ufer keine Weinhäuser treffen, in denen sie demoralisirt werden, sind überwiegende Gründe für die Schiffskapitäne, hier vorzugsweise anzulegen.

Italien.

(Von Mercy.)

3. Pisa. — Ein Ball bei Madame Smith.

Pisa scheint mir ehemals eine Vorstadt von Livorno gewesen zu seyn: eine elegante, mäßige, künstlerische Vorstadt, die, ermüdet von dem Geräusche der Werfte und des Hafens, und von all dem prosaischen Lärm der Industrie und der Wechselgeschäfte, sich in die Einsamkeit zurückzog, und ihren Dom, ihre Glocken und ihren heiligen Kirchhof mit sich nahm. Pisa ist gleich einer lebensatten Stadt, die sich auf das Land geflüchtet hat. Pisa ist die Stadt der Einsiedler; sie hat in der Geschichte viel Aufsehen gemacht, mit allen Nationen Handel getrieben; gleich Olympia hatte sie ihre Spiele im Hippodrom; mit dem Kreuz auf der Stirne hat sie sich für Christus und sein Grab geschlagen. Städte, die auf solche Weise gelebt haben, zeigen allenthalben ihre weiten Narben. Pisa ist noch jung und kräftig; es hat seine gestorbenen Kinder und seine Ruinen begraben. Alles, was von Pisa in der Sonne ergänzt, ist zwar melancholisch, aber stark und fest begründet. Seine Monumente scheinen von Erz, wie die Thore seiner Tempel; nirgends tritt die Hinfälligkeit heraus, nur die Daten haben gealtert.

Poetische und künstlerische Städte werden durch die Einwohner verdorben: ich liebe das verlassene Pisa; man versetze die Einwohner von Livorno nach Pisa, und es verliert seine ganze Saubrheit. Um die Mittagszeit ist Pisa sehenswerth, wenn kein lebendes Wesen sich an den Ufern, auf den Quais und der Brücke des Arno zeigt; es ist dieß einer der sonderbarsten Anblicke; man glaubt alsdann, der einzige Miethsmann einer großen Stadt zu seyn. Alle diese Paläste rechts und links an den Ufern des Flusses, wenn man über die Marmorbrücke geht, alle diese zahlreichen Monumente geben auch nicht das mindeste Lebenszeichen von sich. Jenseits der Brücke gelangt man in eine Straße, die etwas mehr Bewegung darbietet. Einige offene Kaufläden warten auf Käufer; man begegnet einigen Schilden mit kleinen Buchstaben, welche anzeigen, daß hier Lebensmittel zu haben sind. Dringt man tiefer in die Stadt ein, so herrscht aufs Neue Stille und Einsamkeit. Mehrere Viertel gleichen denen von Aix in der Provence, besonders die Piazza dei Lavatieri mit ihrer Bildsäule, ihrem Palaste und ihrem hohen Grase auf dem Pflaster. Andere stille und einsame Straßen bereiten den Reisenden auf eine ge-

Digitized by Google

heimnißvolle Offenbarung, auf irgend eine ergreifende Ueberraschung vor. In den entlegensten Winkel ihres Umfangs hat Pisa ihre vier kostbarsten Schätze verwiesen: seinen Glockenthurm, seine Taufkapelle, seinen Dom und das Campo Santo. Diese unvergleichlichen Monumente stehen gänzlich isolirt; auf einem frischen grünen Grasplatze erheben sie sich mitten unter Wiesenblumen. Es gibt nichts Rührenderes als diese nahe an einander gränzenden katholischen Gebäude. Das ganze Leben des Christen ist hier vereinigt: der Thurm scheint sich über die Stadt zu neigen, um den Neugebornen herbeizurufen; die Kapelle empfängt ihn, um ihn zum Christen zu weihen; der Dom öffnet sich, um ihn zu erbauen; das Campo Santo, um ihm die ewige Ruhe zu verleihen. Welche Gedankenwelt erhebt sich aus diesen Steinen!

Der Thurm von Pisa ist vielleicht das bekannteste Gebäude in Europa; er ward so oft und gut in Kupfer gestochen und modellirt, daß man, wenn man nach Pisa kommt und ihn zum Erstenmal sieht, einen alten Bekannten vor sich zu haben wähnt. Der Dom ist eine jener wundervollen Kirchen, wie nur Italien sie aufzuzeigen vermag; er strotzt von Reichthümern, und erscheint als eine prachtvolle Gemäldegalerie mit Rahmen von Marmor, Gold, Erz, Mosaik und Porphyr. Die Kapelle bildet einen direkten Gegensatz mit dem Dome; es herrscht Ein Gedanke in dieser majestätischen Nacktheit ihrer Mauern; es ist dieß das Haus des Neugebornen, daher darf hier weder Schmuck noch Glanz herrschen. Die Kuppel ist prachtvoll; sie ruht auf sieben symbolischen Säulen, welchen die Thiere der Apokalypse zu Grundpfeilern dienen. Auf einem der Pfeiler liest man den Namen des Baumeisters, Deoti Salvi; er ist es, der diesem staunenswerthen Gebäude Seele, Farbe und Charakter verliehen hat. Von Außen hält man es für die Kuppel einer ungeheuren Kathedrale; diese scheint in die Erde gesunken, und nur die Kuppel auf dem Rasen zurückgeblieben zu seyn.

Sofort betritt man Campo Santo; auf der ganzen Erde gibt es keinen rührendern Ort. Die ganze Poesie des Todes, des Nichts, der Unsterblichkeit haucht uns hier entgegen. Hier ist der wahrhafte Friedhof des Christen; das Herz fühlt sich nicht beengt durch jene Trostlosigkeit, welche die Gräber der Menschen umgibt; eine sanfte religiöse Melancholie begleitet uns durch jene vier Leichengänge, so daß man ohne Schrecken an den Tod denkt. Hier wirft die Erde keine Gebeine aus, hier verrichtet der Wurm sein ekelhaftes Geschäft nicht; die wunderbare Erde schützt den Leichnam gegen die Verwesung; sie hüllt denselben in ein prächtiges Leichentuch von Rasen und Blumen, und rahmt ihn in ein zierliches Gewölbe von weißem Marmor ein.

Cimabuë, der florentinische Künstler, kam aus Konstantinopel zurück, und malte das erste Freskobild zu Campo Santo, und schrieb somit den Titel dieses unermeßlichen Buches, in welchem jedes Blatt ein Abglanz der Bibel ist. Hierauf kam ein Hirte, ein Kind des Arno, der Messias der italienischen Kunst, Giotto, dessen Hand eben so geschickt war, als sein Antlitz schön,*) und warf die Begeisterung seiner ersten Eingebungen auf die Riesenmauern des heiligen Klosters; er erbte den Pinsel seines Meisters Cimabuë, und vermachte ihn, gleich dem Scepter einer ruhmvollen Dynastie, den Brüdern Gaddi, dem Orgagna, Simone Memmi, Spinello d'Arezzo, Benozzo Gozzoli, Buffamalco, welche nach einander mit dem Evangelium in der Hand kamen, und die göttlichen Geheimnisse und Gleichnisse der Bibel veranschaulichten. Pisa's sanfter Himmel übernahm es, dem Kloster das rechte Licht und Schatten zu spenden, damit die Werke der großen Künstler würdig herausträten. So entstand Campo Santo. Ein solches Grab erhielten die Wittwen und Söhne der Krieger, welche für das heilige Grab zu Jerusalem gekämpft hatten.

Pisa ist eine Stadt, die man nur einmal sehen sollte. Ich wenigstens werde sie nie wieder besuchen, weil ich meine ersten Eindrücke zu schwächen befürchte. Der Künstler muß Campo Santo rasch durchschreiten und dann weit davon sich niederlassen, wenn es ihm nicht vergönnt ist, dort sein Leben zu beschließen. Jene flüchtige Erscheinung bleibt alsdann wie ein hinreißender Traum in seinem Gedächtnisse. Auf dieser leuchtenden Stelle, wo vier religiöse Gebäude sich gleichsam zu einem gemeinsamen Gedanken verschwistern, lassen sich in dem leichtfertigen Interesse weltlicher Wissenschaft keine Studien machen; man muß sehen, empfinden und vorübergehen. Ruinen halten den Reisenden lange Zeit fest, und rufen ihn wieder zurück; in den Ruinen ist immer etwas zu lesen. Hier aber vor dem Dom zu Pisa zeigen sich weder Ruinen noch Hinfälligkeit; Alles ist fest und kräftig; der Seewind hat sich an den Marmorecken abgenutzt, und an den erznen Thoren voll biblischer Geschichten, symbolischer Thiere, voll Blätter und Vögel. Dieses große Ganze wird mit Einem Blicke aufgefaßt; die vier Gebäude enthüllen sich auf einmal in ihrer majestätischen unerschütterlichen Größe. Ich nahm Abschied von denselben mit Thränen in den Augen, und dem Entschlusse, sie nie wieder zu sehen, und seit dieser Zeit sehe ich sie jeden Tag mit der jungfräulichen Bewegung meines ersten Besuchs. Wenn in der großen Weltstadt, dem feuchten Grabe der Lebenden, der Himmel düster und regnerisch ist, kehre ich in Gedanken nach Campo Santo zurück. Ringsum herrscht Schweigen, alles Geräusch der Menschen verstummt. Das Volk ist aus Ehrfurcht bei Seite gegangen; das italienische Volk ist gegenüber so ernsten Gebäuden viel zu leicht. Die katholischen Riesen steigen in die Wolken, und demüthigen die Menschen und ihre niedern Wohnungen. So werden sie mir immer erscheinen, wie ich sie zum letzten Mal sah. Eine durchsichtige Atmosphäre hüllte sie in einen Schleier von Azur und Gold. Der wellenförmige Rasen gleicht den sanften Wogen des italienischen Meerbusen. Auf dem Boden von Campo Santo saß ein kleines blondes Mädchen und fütterte zwei Ziegen; mit melancholischer Stimme sang sie ein toskanisches Lied, und ein Greis, auf seinen Stab gestützt, hörte ihr zu.

In Italien ist das Leben voll Lust. Jede Stunde des Tages kann man gegen irgend etwas austauschen, das eine Stunde des Lebens werth ist. Dadurch erhält dieses schöne Land einen Reiz, den der Künstler vergebens irgend wo anders suchen würde. Die Reiseeindrücke haben hier einen so vielfältigen Charakter, daß das Vergnügen einem einförmig wird.

Morgens war ich zu Campo Santo, Abends auf dem Balle.

Ich eilte nach Florenz zurück, das ich am Morgen verlassen hatte; im Geiste ließ ich noch einmal die Galerie von Campo Santo an mir vorübergehen. Ich dachte an das Leben des heiligen Reynier, des Schutzpatrons von Pisa, das in den Fresken des Simone Memmi so schön dargestellt ist; an die Heiligen Ephesus und Polytus von Spinello aus Arezzo; an Hiobs Leiden, das Meisterstück des großen Giotto, an die Schöpfung der Welt von Buffamalco, an die Porträts der Medicis, welche Benozzo Gozzoli sonderbarer Weise an die einzelnen Stockwerke des Thurms zu Nakel aufgehängt hat, an den Sieg des Todes und Abrahams Opfer von Andreas Orgagna. Geblendet von so vielen erhabenen und naiven Bildern, langte ich bei Madame Smith, einer reichen Engländerin, an, welche der ganzen schönen Welt von Florenz einen Ball gab.

Auf dem Klavier wurden französische Kontretänze gespielt. Europa lieferte das Personal zu den Quadrillen: Rußland, Deutschland, England und Polen tanzten in Einem Saale nach den Melodien französischer Opern. Die Engländer bildeten die Mehrzahl auf dem Balle; so ist es immer in Italien. Unsere benachbarten Insulaner stehen in dem Rufe, gern zu Hause zu seyn und das väterliche Dach zu leiten; sie haben sogar für diese Neigung zum eigenen Herd ein besonderes Wort erfunden; gleichwohl findet man sie in der ganzen Welt, nur nicht zu Hause. — Ich hielt mich nur kurze Zeit in dem glänzenden Saale auf. In Florenz ist es Sitte, den Abend in 20 Gesellschaften zuzubringen, man zeigt sich nur. An diesem Abend war Konzert bei dem Prinzen von Montfort; ich eilte daher nach dem Palaste Orlandini.

*) Cui quam recta manus, tam fuit et facies. (Grabschrift des Giotto.)

Vermischte Nachrichten.

Der National macht in einem seiner Blätter den Vorschlag in Algier eine „afrikanische Gesellschaft" zu stiften, wie die Engländer asiatische Gesellschaften in Indien stifteten, und die Geschichte, Literatur und Geographie des Landes möglichst zur allgemeinen Kunde zu bringen.

Kürzlich wurde in einer Glashütte zu St. Gobin im Aisne-Departement eine Spiegelplatte gegossen, die 175 Zoll hoch und 125 Zoll breit war, die größte, die je gegossen wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 220. 8 August 1835.

Die Goldregion der Vereinigten Staaten.

Einem zu London erschienenen Bericht von Herrn James Dickson zufolge erstreckt sich die Goldregion der Vereinigten Staaten vom Rappahannock in Virginien bis zum Cusa in Alabama, während man gegen Süden bis zum Golf von Mexiko Gold gefunden hat, und dessen wahrscheinlich auch gegen Norden bis nach Vermont und Canada, und selbst in den arktischen Regionen finden dürfte. Herr Taylor hält die Goldregion der Vereinigten Staaten für reicher als die gleichen Gebiete von Brasilien, Mexiko und Rußland, wozu noch der große Vortheil kömmt, daß man in den Vereinigten Staaten Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Ueberfluß an Nahrungsmitteln, mildes Klima und günstige Beschaffenheit des Bodens findet, lauter Vorzüge, welche weder Südamerika noch Rußland in solcher Vereinigung bieten.

In Georgien finden sich die reinsten Mineralgebiete in Talkschiefer und in Granitformationen, die mit Hornblendeschiefer, Gneiß und Chloritschiefer abwechseln. Aehnliche Erzgänge gibt es auch unweit Augusta, die sich jedoch verlieren, sobald die Urformation aufhört. Die reichste Ausbeute wird jedoch in den Flußminen, d. h. in den Betten der Flüsse, Bäche und Gebirgswasser gewonnen. Bei diesen ist nur geringe Auslage und keine andere Maschinerie als eine Wäsche erforderlich, und dabei ein beinahe unmittelbarer und täglicher Gewinn gewiß. Ein einziger Mann wäscht gewöhnlich 5 bis 10 Pennygewichte täglich aus, man hat aber auch Beispiele, daß deren 120 gewonnen wurden. In den lockern Lagern wird das Gold in einer von 9 Zoll bis zu 3 Fuß dicken Schicht von Grand in einer Tiefe von 3 bis 6 Fuß unter der Bodenfläche gefunden. Sie ruht auf Schiefer, gewöhnlich Talkschiefer, und ist gewöhnlich das Ergebniß der Zerstörung von einer oder mehreren Adern, welche entweder durch ein Bergwasser, oder mit demselben in gleicher Richtung laufen. Hr. Taylor sagt, daß das Goldwaschen in den Vereinigten Staaten auf vollkommenere Weise betrieben werde als in irgend einem andern Lande; in Nordkarolina wäscht man z. B. 700 bis 1000 Bushels Grand in Einem Tag, und die vollständige Maschine dazu kostet nur 25 Dollars. Wenn man in den Gräben und Löchern einer solchen Flußmine arbeitet, kann man in der weichen Talkschieferschicht mehrere größtentheils zersetzte Adern erkennen, von denen die aufliegende Schicht weggeschwemmt wurde. Die Grandschichten bestehen gänzlich aus Bruchstücken der Quarzadern, die man auch am Rande der Betten findet. Das zuweilen unzersetzte Erz findet sich im Bett, und alle in der Ader vorhandenen Anzeichen von Metall werden auch in dem Grand der Flußmine gefunden. Das Gold ist hier gleichartig, denn es herrscht bei diesem Metall sonst eine große Verschiedenheit. So war z. B. in Georgien nicht Eine Grube, deren Gold sich nicht von dem der übrigen hätte unterscheiden lassen. Die Flußminen haben oft zu Entdeckung sehr ergiebiger Adern geführt, weil man, wenn das Gold auszubleiben anfing, in die Seitenwände oder Ufer der Schlucht einzuschlagen anfing, und dann oft auf bedeutende Erzgänge stieß. Viele Beispiele dieser Art sind in Nordkarolina und Virginien vorgekommen. Die Flußminen der Vereinigten Staaten sollen 6 Millionen Dollars eingetragen haben; das meiste des gewonnenen Goldes wurde zu Schmuckarbeiten verwendet. Drei Ablagerungsminen in Georgien haben 500,000 Dollars eingebracht, und Hr. Taylor behauptet, daß die Goldminen der Vereinigten Staaten weit mehr Ausbeute liefern als die in Brasilien, Columbien und am Ural zusammengenommen.

Man ist bei dem Suchen nach Gold in den Vereinigten Staaten noch nicht in große Tiefe gekommen; die größte beträgt nicht über 150 Fuß; nur wenige Schachte sind über 100 Fuß, und die meisten nicht mehr als 20 bis 30 Fuß tief. Diese Arbeiten sind nicht hinlänglich, um sich über das Vorhandenseyn des Goldes genügende Auskunft zu verschaffen, denn man stellt das Graben bei dem geringsten ungünstigen Anschein, wenn z. B. die Ader schmäler wird, oder eine andere Richtung nimmt, wieder ein. Die Masse der Erzstufen in Columbia, Brasilien und den Vereinigten Staaten besteht aus Kies; in einer Tiefe von über 1000 Fuß kommen sie in dem letztern Lande zum Theil zersetzt vor; das gelbe Erz verwandelt sich in braunen, rothen und purpurfarbenen Eisenoxydhydrat und ein Theil des auf diese Weise bloßgelegten Goldes ist der Amalgamation zugänglich, während der größere nur durch Feuer ausgeschieden werden kann. Das meiste Gold wird durch Amalgamation ausgezogen, nachdem man das Erz unter Wasser zerstampft hat, wo dann der Bodensatz noch goldhaltig ist.

Eine Kommission der geologischen Gesellschaft von Pennsyl-

Digitized by Google

vanien hat die Goldminen des Rappahannock, ungefähr 10 Meilen von Fredericksburgh gelegen, untersucht. Der ganze Raum ist ungefähr 230 Schritte breit, und im Durchschnitt über 900 Schritte lang. Die metallhaltigen Adern bestehen aus haetem Quarzgestein zwischen Wänden von Talkschiefer. Zwei Hände voll lockerer, rother Erde, welche man auswusch, gaben eine bedeutende Menge kleinkörnigen Goldes, und gleiche Versuche an mehreren Stellen vorgenommen, gaben ähnliche Resultate. Eine besonders goldhaltige Quarzader ist von 2′ 6″ bis zu 3′ 6″ breit; sie läuft senkrecht zwischen Wänden von Talkschiefer, und es findet sich zu beiden Seiten eine von 2′ bis zu 3′ breite goldhaltige, ebenfalls von Talkschiefer begränzte Erdschicht. Die goldhaltige Quarzader ist auf eine Länge von 627 Fuß bei 30 Zoll Breite bloßgelegt worden, und wie es scheint ist dieß nur der Anfang. Durch eine oberflächliche Wäsche, Amalgamation und Verdunstung des Quecksilbers erhielt man aus 4 Pfund Erz $3^1/_2$ Gran Gold, man mochte nun das Erz nehmen aus welchem Theil der Ader man wollte, und bei einem andern Versuch wurden aus 4 Pfund reinem, milchweißem Quarz, der keine Spur von Metallgehalt zeigte, fünf Gran Gold gezogen. Die Kommission glaubte, daß jedes Pfund Erz einen Gran Gold, mithin 100 Pfund fünf Pennygewichte halte; dieß würde die Auslagen, welche sich bei 100 Pfd. rohem Erz nicht über einen Dollar belaufen, reichlich decken. Wenn man den Quarz roth glühte, und ihn dann in kaltes Wasser warf, so erhielt man aus fünf Pfund acht Gran Gold. Die Minen des Rappahannock sind, wie Hr. Dickson sagt, allen übrigen in Virginien vollkommen gleich. Die Goldregion der Vereinigten Staaten ist sehr umfangreich, ergiebig, und berechtigt zu großen Hoffnungen, wozu noch die bereits erwähnten Vortheile des Brennmaterials, hinreichender Lebensmittel, des Klima's, leichter Arbeit und der Sicherheit der Person und des Eigenthums kommen.

Scenen aus dem portugiesischen Kriege.

1. Von der Landung zu Oporto bis zum Anfang d. J. 1833.

(Fortsetzung.)

Am 29 September Morgens früh zogen die Miguelisten zum Angriff heran, und gewiß bietet die Geschichte keines Feldzugs mehr Beispiele von Heldenmuth der Einzelnen dar, als die Gefechte dieses Tages. Die Miguelisten rückten mit der größten Entschlossenheit an, sie zeigten von Anfang bis zu Ende die ausgezeichnetste Tapferkeit, und ich halte es für den größten Ruhm des kleinern englischen Bataillons, welches zugleich mit den Franzosen den heftigsten Angriff auszustehen hatte, daß es trotz des Vortheils einer verschanzten Stellung bei so großer Ungleichheit der Anzahl mit einem so tapfern Feinde einen glücklichen Kampf bestand. Viel trugen dazu die verständigen Anordnungen des Obersten Hodges, so wie seine Kaltblütigkeit und Thätigkeit bei, die er den ganzen Tag über zeigte. Jedenfalls dankte die Stadt ihre Rettung den fremden Bataillonen. Der Verlust auf Seite der Miguelisten muß furchtbar gewesen seyn, da unsere Artillerie eine gräuliche Verheerung in ihren Reihen anrichtete. Gelegentlich muß ich hier bemerken, daß die Portugiesen vortreffliche Artilleristen sind, auch sich im Bau von Verschanzungen und Batterien auszeichnen.

Aber auch nicht ohne großen Verlust auf unserer Seite ging der Tag vorüber, denn wir hatten über 600 Mann kampfunfähig; namentlich verloren die Engländer und Franzosen viele Offiziere, von denen beinahe 30 todt oder verwundet vom Schlachtfeld weggetragen wurden: von den englischen waren am Abend dieses heißen Tages nur noch zwei unverletzt. Dennoch war Don Pedro undankbar und unedelmüthig genug, die Engländer, denen er die Aufrechthaltung seiner Sache und vielleicht die Rettung seines Lebens dankte, zu verunglimpfen, und ihnen vorzuwerfen, sie hätten ihre Pflicht nicht gethan. Ich will mich nicht zum Lobredner meiner Landsleute in diesem Kriege aufwerfen: die Mannschaft bestand allerdings aus Gesindel, aber auf dem Schlachtfelde thaten sie ihre Pflicht, und die Stunde der Gefahr fand sie jederzeit auf ihrem Posten: ihr wiederholter Ungehorsam entsprang aus Mangel, da man sie trotz aller Versprechungen die größte Noth leiden ließ. Die portugiesischen Regimenter erhielten regelmäßig alle 14 Tage ihren Sold, waren gut gekleidet, und man sorgte eifrigst für ihre Bedürfnisse; die Engländer dagegen, die man durch das Versprechen englischen Soldes angelockt hatte, mußten um 4 Pence täglich dienen, auch dieser ärmliche Sold war stets Monate lang im Rückstand, und wurde nie ausbezahlt, als bis die Mannschaft deßhalb in offenen Aufstand ausbrach: die armen Burschе waren beinahe nackt, ohne Betten, ihre Rationen reichten gerade zu, ihr Leben zu fristen, und ich erinnere mich, daß an einem Inspektionstage von einem Bataillon 80 Mann in der Kaserne blieben, weil sie durchaus keine Schuhe hatten. Und dennoch mußten diese halb verhungerten, halb nackten und barfüßigen und unbezahlten Leute bei dem schlimmsten Wetter auf weite Vorposten hinaus, und thaten stets willig ihre Dienste. Man behandelte sie, so lange sie lebten, als Hunde, und wenn sie starben, scharrete man sie auch wie Hunde ein.

Das schlimme Benehmen dieser Leute entsprang ferner großentheils aus der gänzlichen Unfähigkeit der Mehrzahl der Offiziere: die Subalternoffiziere waren meist halbe Knaben, die zwar lernen wollten, aber niemand war da, sie zu lehren; die höhern waren größtentheils Leute von befleckтem Rufe, ausschweifend und zum Kommando völlig unfähig, denn ihre eigenen Streitigkeiten unter einander raubten ihnen auch noch den wenigen Einfluß, den ihnen außerdem ihre amtliche Stellung noch gelassen hätte. Zudem waren wenig im englischen Dienste mehr als Subalternoffiziere gewesen, noch wenigere mehr als Hauptmann. Ausnahmen gab es freilich, aber wie viele? ich muß indeß dem Oberst Hodges die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß das englische Bataillon während seines Oberbefehls in besserer Achtung stand, als später: damals herrschte nicht die gemeine Vertraulichkeit und die Vermischung der Dienstgrade, die so zerstörend auf die Disciplin wirkt, während dieß ein auffallender Zug des englischen Korps war, als dieses sich nachher durch neue Ankömmlinge zu mehrern Regimentern vermehrte. Als Oberst Hodges das Kommando niederlegte, wurden die niedrigsten Intriguen gegen ihn angesponnen und die gehässigsten Beschuldigungen vor-

Digitized by Google

gebracht, wobei man seine Unpopularität bei der Mannschaft benutzte. Diese liebte ihn allerdings nicht, denn Oberst Hodges war ein sehr strenger Offizier, und ließ die Leute schonungslos peitschen, man muß jedoch bemerken, daß bloßer Tadel ohne strenge Strafen auch nichts half.

Das Gefecht vom 29 Sept. ruft mir manches schreckenvolle Bild zurück, namentlich den Zustand der Hospitäler, und den schrecklichen Mangel an Aerzten. Eine Wunde zu Oporto war ein Todesurtheil; ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß unter vier Amputationen drei unnöthig waren, und unter zehn Operationen neun unglücklich ausfielen. Die Aerzte waren meist bloße Apothekerjungen, die, wenn eine Operation glücklich ausfiel, selbst am meisten darüber verwundert waren. Die Unglücklichen, welche durch Wunden oder Krankheit in diese Höhlen des Jammers und des Schmutzes verurtheilt wurden, vertauschten sie meist nur mit dem Grabe. Ihre Leichen wurden in Löcher geworfen, kaum tief genug sie zu bedecken, und mehr als Einmal sah man am Morgen nach dieser kläglichen Beerdigung die verstümmelten Ueberreste bloß liegen, halb zerrissen durch die hungrigen Hunde, von denen es in der Stadt wimmelte. Oft, wenn ich in den Hospitälern auf der Wache war, oder durch die Zimmer ging, um einen verwundeten Kameraden zu besuchen, sah ich Scenen, wovor die Menschheit schaudert, und bei deren bloßer Erinnerung mir noch das Blut in den Adern gerinnt. Wollte ich hier ins Detail gehen, man würde meine Angaben als den Traum eines verbrannten Gehirns verlachen.

Der Feind war jetzt emsig beschäftigt, Linien wurden ausgesteckt, und mit großer Anstrengung gearbeitet: Batterien erhoben sich auf der Südseite des Douro; der wachsende Mangel an Lebensmitteln erweckte gegründete Besorgnisse, und die Blokade wurde etwas mehr als bloß nominell. Unter den mannichfachen Zerstörungen, die immer in solchen Fällen unvermeidlich sind, ist namentlich der Verlust der zahlreichen Klosterbibliotheken zu beklagen. Als die Feuerungsmittel zu Oporto selten wurden, sah ich eine Menge werthvoller Bücher ins Feuer wegen, an denen die Mannschaft ihre Rationen kochte. Die Feuer, an denen sich die Wachen in den kalten Nächten wärmten, kosteten viele Tausend Bände, die unter den rohen Scherzen der Soldaten und dem beifälligen Gelächter ihrer unwissenden Offiziere in Rauch aufgingen. Die kirchlichen Gebäude wurden vollständig ausgeräumt, die Leute schienen eine unsinnige Freude an der Zerstörung zu haben, und mit einander zu wetteifern, die Religion des Landes zu verspotten. Nicht allein den Verlust gedruckter Bücher hatte man zu bedauern, sondern auch eine Menge kostbarer und unersetzlicher Manuscripte gingen bei dieser Zerstörungswuth verloren. Es ist allgemein angenommen, daß die Klosterbibliotheken in Portugal und Spanien die ältesten und kostbarsten Manuscripte besaßen, und vielleicht waren die Klöster der Stadt, in der wir unglücklicherweise als Herren hausten, an solchen Schätzen am reichsten, und diese fielen, wie einst die von Alexandria, den Barbaren zur Beute.

Die fremden Offiziere hatten jetzt wenig zu thun, und so plagte sie der Dämon der langen Weile. Die Engländer intriguirten und zankten unter einander. Duelle fielen täglich vor, und manchmal entfernte man sich auch vom Paradeplatz, um die Sache mit den Fäusten abzumachen. Die Streitlust war auf ihrem Gipfel, doch trugen diese Dinge dazu bei, die Langweile zu vertreiben. Wunderlich waren freilich manchmal die Streitigkeiten: so hörte ich, wie ein Hauptmann mit seinem Fahnenjunker sich zankte, und ihn mit den Worten: schweigen Sie, elender Junge, zur Ruhe verweisen wollte, worauf der Fahnenjunker erwiderte: oh, Sie brauchen nicht in so hohem Tone zu sprechen, Kapitän; man weiß wohl, daß Sie in England mit wilden Thieren im Lande herumgezogen sind."

Gewiß fand sich hier ein seltsames Amalgam von Menschen, namentlich später, als durch die Bemühungen der Freunde Don Pedro's eine thätige Rekrutirung statt fand, die unsere Reihen bedeutend verstärkte. Man schloß einen Kontrakt mit Major Bacon, der als ein guter Organisationsoffizier bekannt war, und die in ihn gesetzten Hoffnungen auch vollständig verwirklichte. Er hatte ein Kavalleriekommando angenommen, und gegen Ende Oktobers langte ein Detaschement auserlesener Leute für das Regiment an, das er als Oberst kommandiren sollte. Bald darauf kam er selbst mit noch mehr Soldaten und Pferden, und brachte es in sehr kurzer Zeit durch unermüdliche Anstrengung dahin, seine rohen Rekruten in ein ziemlich gut aussehendes Kavallerieregiment umzuschaffen. In der Anstellung seiner Offiziere war er indeß zum Theil unklug: er hatte den Sohn eines reichen englischen Krämers mitgebracht, und vertraute ihm die erste Schwadron an, obgleich er nie vorher im Militär gedient hatte, was nebst manchen Unannehmlichkeiten auch die Folge hatte, daß ein Lieutenant, der in der britischen Armee zwanzig Dienstjahre zählte, nach England zurückging, weil er nicht unter dem neugebackenen Schwadronschef dienen wollte. Solche Fälle kamen mehr vor; der Kaiser hatte, erfreut über die Schnelligkeit mit der das Regiment gebildet wurde, ihm den Namen Os Lanceiros da Rainha gegeben, das Regiment wurde vorgezogen, und somit fehlten die Kandidaten, die dabei eintreten wollten, nicht. Eines Tages sprach ich mit einem Bekannten, und dieser fragte mich: „wissen Sie etwas Neues? Harriet Wilson *) ist hier." Ich lachte laut auf, und er zeigte mir einen äußerst sorgfältig gekleideten Mann in bürgerlicher Kleidung, der mit einem Lancieroffizier sprach. Der Fremde hatte ein sehr forsches **) Wesen, war äußerst sinnlermäßig gekleidet, mit zierlich gekräuselten Locken und einem glänzenden Schnurrbart: mit seinen zahlreichen Halsketten und andern Schmucksachen sah er wie ein Goldschmiedsladen aus. Dieß war Herr Rochford, in der lockern Welt wohl bekannt, namentlich durch seine Verbindung mit jener unvergleichlichen H . . .; er wurde bald darauf in dem Lancierregiment als Rittmeister mit dem Rang als Oberstlieutenant angestellt, und nicht lange darnach auch mit dem Kommando einer diesem Regiment zugegebenen Batterie beehrt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist der Name jener berühmten Courtisane, die ihre Memoiren bekannt machte.

**) Dieser Studentenausdruck entspricht wohl dem dashing-looking am besten.

Digitized by Google

Der Graf von Saint-Germain und Cagliostro. *)

Es lebten zu meiner Zeit, erzählt der König, zwei Männer von ungewöhnlichem und selbst geheimnißvollem Aeußern, die viel von sich reden machten. Ich habe den einen gesehen und bin mit dem andern zu zwei verschiedenen Malen zusammengetroffen: der eine war der Graf von St. Germain, den man mit seinem Namensvetter, dem Kriegsminister unter Ludwig XVI, nicht verwechseln darf, und der andere der Graf Cagliostro.

An St. Germain habe ich eine peinliche, ich möchte fast sagen abergläubische Erinnerung bewahrt. Dieser Mann, der ganz sicher ein Charlatan war, übte seinen Charlatanismus mit solch einem unerschütterlichen Ernst und einer Feierlichkeit, daß man, so wenig man auch geneigt dazu war, ihn dennoch achten mußte. Nichts an ihm bezeichnete den Charlatan: einfach, zurückhaltend, sich auf sich selbst beschränkend, alles Aufsehen vermeidend, zog er sich in eine Einsamkeit zurück, die es durchaus nicht zuließ, daß man ihn des Ehrgeizes hätte beschuldigen können. Niemals ließ er sich so weit heraus, als die Neugier es wünschte, wählte sich stets die beste Gesellschaft, und ließ es überhaupt nie an dem gehörigen Takt fehlen. Vorsichtig, karg mit Worten und noch mehr in Speise und Trank, setzte er die Welt durch seine geheimnißvolle Lebensweise in Erstaunen. Niemals sah man ihn öffentlich essen oder trinken, und wenn er sich recht behaglich fühlte, wenn er es darauf anlegte zu gefallen oder zu unterhalten, so flossen ihm sinnreiche Bemerkungen, belehrende Erzählungen, scherzhafte Anekdoten u. s. w. von den Lippen. Er war im Besitz eines unerschöpflichen Repertoirs, aus dem er jedesmal, je nach Zeit, Personen und Umständen, eine höchst berechnete Wahl zu treffen wußte; mit Einem Worte, es war ein wahres Vergnügen ihm zuzuhören.

Mit der hohen Politik war er eben so vertraut, als mit den Interessen einer jeden Krone insbesondere, und er schien allerdings fähig zu seyn, den Beherrschern selbst guten Rath zu ertheilen. Er hatte angenehme Züge, eine leicht gebräunte Gesichtsfarbe, lebhafte, schön gespaltene Augen, eine gerade, feingebildete Nase, schmale rothe Lippen, und ein Lächeln von ganz eigener Anmuth. Seine Hände waren klein, fleischig und zart, der Körper etwas dick, und dabei hatte er einen wiegenden Gang.

Wie alt er war? Ja, wer das wüßte. Dem Ansehen nach hätte man ihm 50 bis 60 Jahre gegeben; war er aber gerade im Zuge, so überraschte er durch Behauptungen, nach denen man ihn für wahnsinnig hätte halten mögen. Hätte man seinen vertraulichen Mittheilungen glauben wollen, so war er schon bei der Expedition Alexanders, oder doch wenigstens bei der Hochzeit von Kanaan gegenwärtig. Besonders rühmte er sich unsern Herrn Jesus Christus gewarnt zu haben, daß er einen Weg gehe der ihn zum Kreuz führe. Die Behauptung, daß er tausend oder mehrere tausend Jahre alt sey, bildete überhaupt die Basis von dem Mysticismus des Grafen St. Germain; sprach er von einer Person aus dem Alterthum oder dem Mittelalter, erzählte er ein Ereigniß aus jenen Zeiten, so beschrieb er Ort und Kleidung der Personen, und verwebte sich selbst so mit in den Auftritt, als ob er Augenzeuge gewesen wäre. Machte man ihn hierauf aufmerksam, so nahm er das Gesagte wohl lachend zurück, als ob das Feuer der Rede ihn zu weit geführt habe, fiel aber gleich darauf wieder in dieselbe Rolle.

In seiner Kleidung trug er viele Pracht zur Schau; besonders schmückte er sich gern mit ausgezeichnet schönen und großen Steinen, und seine Diamanten galten am französischen Hofe für die schönsten. Zu Versailles lebte er in einer möblirten Miethwohnung und in Paris in der Straße des Fossés St. Victor. Seine Zimmer waren, wie es hieß, sehr anständig, aber ohne großen Luxus möblirt; die Dienerschaft bestand aus zwei Lakaien, einem Kutscher und einem Kammerdiener; sonst hatte er weder ein Frauenzimmer noch einen Koch in seinen Diensten, *denn er speiste niemals*. Seine Leute aßen im Wirthshause, folglich sah er auch nie Gäste bei sich; sein Wagen war einfach, seine Pferde nicht kostbar und seine Leute trugen keine Livree, sondern eine gute graue Kleidung und Hüte ohne Tressen; kurz in seiner ganzen Umgebung herrschte große Einfachheit.

Zu gewissen Zeiten im Jahre pflegte er mit seinem Kammerdiener unsichtbar zu werden, welcher letztere ein großer Schelm und treuer Gehülfe seines Herrn war, denn eines Tages gab er diesem auf eine Frage, die er beim Marschall von Luxemburg bei Tafel an ihn richtete, zur Antwort: „Davon weiß ich nichts zu sagen, denn der gnädige Herr wird sich erinnern, daß ich erst seit *fünfhundert Jahren* bei ihm in Diensten stehe."

Wohin sich der Graf begab, wenn er unsichtbar wurde, hat man vergeblich zu erforschen gesucht; sogar die Polizei, die ihm auf Befehl des Königs nachspürte, konnte es nicht herausbringen. Genug, er verschwand, ohne daß man weder von dem Augenblick seiner Abreise, noch von dem Wege, den er einschlug, Rechenschaft hätte geben können, und kam dann urplötzlich an einem schönen Morgen frisch und gesund, lachend und in der besten Laune wieder zum Vorschein. Fragte man ihn dann über sein seltsames Verschwinden, so erwiderte er kalt: „Das ist mein Geheimniß."

Niemals ließ er auch nur das Geringste fallen, woraus man auf seine Familie oder seine Herkunft hätte schließen können. Man hielt ihn für einen in Portugal reich gewordenen Juden, allein dieß war nichts als eine grundlose Vermuthung. Ein mysteriöses Interesse fesselte mich an diesen Mann; immer war mir die Weissagung gegenwärtig, die er meinem Großvater in Bezug auf mich und meine beiden Brüder machte, und deren beiden ersten Hälften in Erfüllung gegangen sind; Gott schütze meinen Bruder Artois vor Erfüllung der letzten.

Ludwig XV stellte den Grafen St. Germain der Marquise Pompadour vor. Wie ihn der selige König kennen lernte, blieb mir ein Räthsel; er schenkte ihm großes Vertrauen und beehrte ihn mit mehrern diplomatischen Sendungen, deren er sich mit Glück und einer seltenen Geschäftskenntniß entledigte. Die Marquise stand unter dem Einflusse des Grafen, dessen Eigenschaften sie zu schätzen wußte, und dem sie ihr ganzes Vertrauen schenkte. Warum er Frankreich nach dem Tode dieser Dame, oder wie Einige meinen, kurz vorher verließ, warum er auf den Schutz des Königs verzichtete, warum endlich der König, nachdem der Graf abgereist war, seinen Namen niemals mehr nannte? das Alles sind Fragen, welche noch der Lösung bedürfen.

Ich habe den Prinzen Soubise und den Herzog von Richelieu über diese Umstände befragt, und auch von diesen die Antwort erhalten, daß sie ihnen ein Geheimniß geblieben seyen. „Ich bin nicht leichtgläubig, fügte der Letztere hinzu, und lasse mich nicht leicht auch von dem gewandtesten Charlatan täuschen, allein während der Jahre, die ich mit dem Grafen umging, habe ich ihn auch nicht ein einziges Mal eine Blöße geben sehen."

„Und was schließen Sie daraus, Herr Marschall?" — „Daß in Frankreich noch niemals ein gewandterer Gaukler aufgestanden ist." — Kurz die vorurtheilsfreiesten Leute, die Gelegenheit hatten den Grafen St. Germain kennen zu lernen, hielten ihr Urtheil über ihn zurück.

(Schluß folgt.)

*) Aus den kürzlich zu Paris erschienenen „Soirées de S. M. Louis XVIII. Recueillies et mises en ordre, par M. Le Duc de **."

Miscellen aus indischen Journalen.

Nachrichten bis zum Anfange dieses Jahres zufolge dauerte die Zerstörung der Schilfer im Lande der Schekawatties fort, und die englische Regierung wollte den Distrikt von Cambur mit dem Salyste behalten, bis ihre Geldforderungen beeichtigt und sie Sicherheit erhalten habe, daß die geheimen Verbindungen mit den Thugbanden nicht fortgesetzt würden. Major Alvred, der die englischen Truppen kommandirte, machte Anstalt zu einem Standlager in der Nähe von Jundschnu. Jota Ram, Radschah von Dscheipur, hob 1000 Mann als eine Leibwache aus, und man glaubt, es werde noch nöthig werden ihm ganz abzusetzen.

*

Die Delhi Gazette macht es wahrscheinlich, daß endlich die lang erwartete Pensionirung des Königs von Oude vor sich gehen werde.

*

Der Streit zwischen Randschit Sing und Dost Muhammed ist noch nicht beigelegt. Schah Schudscha soll zu Furrah zwischen Candahar und Laschi mit 15,000 Reitern stehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 221. 9 August 1835.

Die griechische Schule in Odessa.

Gleichwie im Alterthume griechische Kolonien an der Nordküste des Pontus sich niederließen, Gewinn suchend, und durch den Verkehr mit den rohen Eingeborenen, mit griechischer Sitte und Bildung bekannt machend, so haben auch in unsern Tagen [illegible] an derselben Küste gelegenen Städten eine Menge griechischer Auswanderer eine gastliche Aufnahme gefunden, so daß auch jetzt noch dieses Meer eher mit seinem im Alterthume bekannten Namen εὔξεινος πόντος, als mit dem jetzt gewöhnlichen μαύρη θάλασσα (von welcher Benennung niemand einen genügenden Grund anzugeben weiß) von den Griechen benannt zu werden verdiente. Theils das Handelsinteresse, theils die Bedrückungen der türkischen Zwangsherrschaft, bewogen sie zu diesen Ansiedlungen, und so hat auch Odessa eine nicht unbedeutende griechische Bevölkerung aufzuweisen, die man auf 3000 bis 4000 Köpfe aus allen Ständen anschlägt. Natürlich mußte auch hier, wie im Vaterlande, das Bedürfniß des Jugendunterrichtes bald fühlbar werden, und so entstand im Jahre 1816 die hiesige griechische Schule (τὸ Ἑλληνεμποριχὸν σχολειον) durch Beiträge der griechischen Kaufmannschaft, welcher diese Anstalt noch fortwährend ihren Bestand verdankt. Deßhalb hat aber auch der Zustand des Handels einen merklichen Einfluß auf den der Schule. Als daher in den Jahren 1817 bis 1819, dem goldenen Zeitalter der odessaer Handelswelt, die Geldmittel reichlicher zuflossen, und die griechische Bevölkerung bedeutend zunahm, zählte auch die Schule die meisten Lehrer, nämlich 10, und die meisten Schüler, ungefähr 450 aus verschiedenen Nationen; denn selbst Juden, die damals noch keine eigene Schule hier hatten, wurden unentgeldlich aufgenommen. Seitdem aber der griechische Freiheitskampf ausbrach, welcher auf den hiesigen Handel sehr nachtheilig wirkte, nöthigten die spärlicher fließenden Erwerbsquellen, die Zahl der Lehrer zu beschränken, die gegenwärtig nicht mehr als 7 beträgt, nämlich 2 (Mich. Paläologos und Themeliadis) für das Altgriechische, 1 (Dem. Paläologos) für das Neugriechische, 1 (Kasotis) für den gegenseitigen Unterricht, 1 (Sumarokow) für das Französische, 2 (Xenis und Galinewski) für das Russische. Früher hatte die Anstalt überdieß Lehrer für die Mathematik, für das Italiänische, für das Zeichnen. Von frühern Lehrern hat sich um die Anstalt besonders verdient gemacht Konstantinos Bardalachos, aus Alexandrien gebürtig. Er soll ein sehr vielseitig gebildeter Mann gewesen seyn, und hat sich durch zahlreiche Schriften über Rhetorik, Physik, Grammatik, Philosophie u. s. w., von denen einige in Odessa erschienen sind, einen bedeutenden Namen unter seinen Landsleuten erworben.*) Der Hauptgegenstand des Unterrichtes ist das Altgriechische, worin die Schüler der obersten Klassen, unter der Anleitung des sehr geschickten Lehrers, Herrn Paläologos, es so weit bringen, daß sie, wie Sachkundige bei wiederholten Besuchen der Anstalt sich selbst überzeugt haben, den Sophokles und Thukydides ohne Schwierigkeit lesen. Die übrigen Unterrichtsgegenstände, welche alle in neugriechischer Sprache von den schon genannten Lehrern vorgetragen werden, sind Religion, Arithmetik, Geographie, Geschichte, Französisch und Russisch, und in diesen Fächern werden die Schüler so weit gebracht, als in unsern Kreisschulen, oder den untern Klassen der Gymnasien. Die Schülerzahl erhielt sich auf ihrer Höhe bis zum Jahre 1829; denn obgleich eine große Anzahl der Zöglinge dieser Schule in der Wallachei und in Griechenland an dem Kampfe gegen die Türken Theil nahmen, und den Tod fürs Vaterland starben, so ersetzten auf der andern Seite die zahlreichen aus Griechenland auswandernden und in Odessa sich niederlassenden Familien diese Lücke; und erst nach der Herstellung des Friedens in Griechenland, vom Jahre 1830 an, als die ausgewanderten Griechen schaarenweise in ihre Heimath zurückkehrten, verminderte sich die Schülerzahl immer mehr, so daß sie gegenwärtig in vier Klassen nur etwas über 200 beträgt. Die Vorsteher der Anstalt, welche, drei an der Zahl, den Namen Ephoren führen (gegenwärtig die Herrn Dumas, Stamerow, Theodoridis), werden auf drei Jahre aus den angesehensten der hier wohnhaften Griechen gewählt, und verwalten ihr Geschäft unentgeltlich. Einmal jährlich, im Junius, ist öffentliches Examen; darauf beginnen die Ferien, die bis zum 6 August dauern, an welchem Tage, als am Stiftungstage der Anstalt, nach einer religiösen Feierlichkeit, Reden in griechischer Sprache von Lehrern und Schülern gehalten werden. Zum Schlusse werden die ausgezeichnetern Schüler mit Belobungszeugnissen oder Büchern beschenkt.

Im Jahre 1819 erhielt die Schule von der Regierung die

*) Er kam auf einer Reise in sein Vaterland im Jahre 1850 durch Schiffbruch um.

Digitized by Google

Erlaubniß, eine Druckerei anzulegen, wovon jedoch erst im J. 1826 Gebrauch gemacht wurde. Sie enthält griechische, lateinische und russische Lettern, welche letztern aber bisher nur zur Denckbewilligung auf der Rückseite der Bücheetitel angewendet worden sind.

Scenen aus dem portugiesischen Kriege.

1. Von der Landung zu Oporto bis zum Anfang d. J. 1833.

(Fortsetzung.)

Gegen Ende Oktobers kam der eccentrische, aber tapfere Offizier, Sir John Milley Doyle zu Oporto an, begleitet von etwa 20, meist sehr jungen Leuten, die Offiziere in einem Regimente weeden sollten, das er unter dem Namen „Doyle's ieisches Regiment" errichten zu können glaubte. Die Unterhandlungen über die Anwerbung desselben wurden jedoch abgebrochen, und so befand sich Sir John hinsichtlich seiner Gefährten, die von seinem Einfluß Offiziersstellen erwartet hatten, in einer sehr unangenehmen Lage. Diese jungen Leute vertheilten sich nun auf mannichfache Weise: einige kamen in die britischen Bataillone, die meisten traten, um für den Augenblick Beschäftigung zu haben, als Freiwillige unter Obeest Bacons Lanciers, wo sie indeß nur kurze Zeit blieben; später bildeten sie mit 25 andern Jünglingen, die mit gleichen Hoffnungen hergekommen und auf gleiche Weise getäuscht worden waren, ein freiwilliges Jägeekorps unter dem Befehl von Hrn. Bentinck Doyle, dem Neffen des Generals. Nur einige, die immer noch hofften, daß sich das irische Regiment endlich bilden werde, blieben lieber eine Zeit lang unthätig bei Sir John, die Regierung gab ihnen Rationen, und er sorgte für ihr Quartier.

Quartierbillete zu bekommen, wae eine sehr schwierige Sache, und ein ganzes Haus zu erhalten, fast unmöglich. Sir John war aber so allgemein beliebt, daß er trotz aller Hindernisse sich in einem niedlichen kleinen Häuschen in der Rua Cedofeita installirte, nur wenige Schritte von dee Wohnung des Kaisers. Da ich von ihm wiederholt zu Tische geladen wurde, so nahm ich endlich eine Einladung an, und begab mich Abends in die Rua Cedofeita. Als ich das Haus betreten hatte, wies man mich eine äußerst halsbrechende Treppe hinauf, und von da in die Küche, welche zum Empfangszimmer diente, und wo mein gastfreier Wirth, umgeben von einem zahlreichen Stab die Zubereitung zum Gastmahle in eigener Person beaufsichtigte. Der Raum war aber mit Rauch angefüllt, weil das Holz grün und die Fenster fest verschlossen waren.

Das Mahl erschien endlich, wir setzten uns nieder, und thaten ihm alle Ehre an. Der Tisch war gedeckt mit etwas, das möglicherweise einmal ein Tischtuch gewesen seyn konnte, sein jetziges Aussehen aber ließ seine ehemalige Bestimmung nur errathen. Die Vorbereitungen zu dem Feste waeen höchst einfacher Art, ein großer eiserner Topf, in welchem die Rationen sämmtlicher Hausbewohner gekocht woeden waren, ward noch fast roth glühend auf die Tafel gestellt; Sir John machte die Honneurs. Eine Theetasse mit einem langen hölzernen Stiel, das Kunstwerk eines mechanischen Genie's von der Gesellschaft, diente als Vorlegelöffel, und ein ehöchst wunderliche Sammlung von invaliden Tellern jeder Größe und Farbe zierte die Tafel. Weingläser gab es nicht, das verschlug abee wenig, da drei oder vier Tassen und Schalen rasch herumgingen, und immer wieder aus dem Kübel gefüllt wurden, in welchem sich der Wein befand. Sir John ist wohl bekannt als ein guter Gesellschafter; er wae vorteefflich gelaunt, erzählte Geschichten aus frühern Feldzügen, und sang seine Lieblingslieder: eine lustigeee Gesellschaft ließ sich nicht leicht finden, und wir schieden erst mit Tagesandruch, als der Dienst die meisten abrief.

Kuez voe Bacons Ankunft in Oporto erschien dort ein junggee Mann in der Uniform eines Gemeinen von der englischen Leibwache und wuede augenblicklich der Reiteeei zugetheilt; man sagte, ee sey Unteroffizier in seinem Regiment gewesen, habe seine Entlassung erkauft, und solle Adjutant des neuen Kavalleriekoeps werden. Es wae ein ausgezeichnet schöner Mann, aufgeweckt, bescheiden und benahm sich während seines ganzen Aufenthalts höchst anständig und oedentlich: namentlich betrieb er die Einübung dee Rekruten mit großem Eifee. Als Oberst Bacon ankam, erkläete er den jungen Mann für einen Deserteur, und die neu angelangten Offiziere zeigten sich hinsichtlich der Ehre des Diensts so empfindlich, daß ihm angekündigt wurde, er könne nicht Offizier bleiben. Die Wahrheit kam nun an den Tag. Dee arme Bursche hatte durch seine Beauchbaekeit die Augen eines angesehenen Offiziees in England, der die Expedition unteestützte, auf sich gezogen, das Verspeechen einer Offiziersstelle und freie Ueberfahet verführte ihn, sein Regiment zu verlassen, und nun sah er sich durch die bentale Behandlung in allen seinen Hoffnungen getäuscht; das Anerbieten als Unteroffiziee zu bleiben, schlug er aus und kehete augenblicklich nach England zurück.

Das Mißveegnügen der Hülfstruppen über gebrochene Versprechungen und die Entbehrungen, die sie erdulden mußten, wuchs mit jeder Stunde, und Desertionen zum Feinde fielen soelwäheend vor. Oberst Hodges hatte für seine Bemühungen die gewöhnliche Belohnung Pedro's, Undank, erhalten, legte voll Zorn über die erfaheene Mißhandlung seine Stelle nieder, gab dem Kaiser den Thurm- und Schweetoeden zurück, und verließ seine Sache für immer. Sir John Doyle folgte ihm im Kommando, behielt es jedoch nur 48 Stunden lang, da ein Zwiespalt mit den höhern Offizieeen ihm den Obeefehl unangenehm machte.

Am 17 Nov. fand ein übelangelegter Ausfall unter der Oberleitung des Kaisers statt, der, wie leicht zu erachten, zu keinem andern Resultat, als zu einem nutzlosen Blutvergießen führete. Die Desertion unter den feemden und einheimischen Teuppen war jetzt so hoch gestiegen, daß rasche und steenge Maßeegeln nöthig wurden. Ein Soldat von den Caçadoees wurde ergriffen, wie er zu den Miguelisten übergehen wollte, alsbald zum Tode vernetheilt und der Unglückliche am 28 Nov. erschossen. Zwei Geistliche begleiteten ihn zum Hinrichtungsplahe, und gaben dem Teost, der noch vor wenigen Tagen sie und ihre Kieche auf jede Aet verspottet hatte. Sein ganzer Köeper schütteete voe heftiger Seelenangst, sein Gesicht war marmorbleich, und ee veewandte kein Auge von dem krampfhaft gefaßten Kruzifix. In meinem

Digitized by Google

Leben hat nichts einen so unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, als diese Hinrichtungsscene. Später kamen solche Scenen öfters vor, ich wohnte indeß keiner mehr bei. Einmal wurden drei Soldaten, zwei Portugiesen und ein Franzose erschossen: der letztere ließ sich die Augen nicht verbinden, und redete seine Kameraden an. Man hegte damals große Furcht, welchen Eindruck dieß, namentlich auf die Engländer, machen würde, die nie begreifen wollten, daß Desertion unter solchen Umständen ein todeswürdiges Verbrechen sey. Stets führten sie an, daß sie nur unter gewissen Bedingungen in Dienste getreten seyen, die Nichterfüllung und die üble Behandlung die sie erduldeten, ließen ihnen volle Freiheit, nach eigenem Ermessen zu handeln, und entweder zu bleiben, oder sich der entgegengesetzten Seite anzuschließen: in ihrer Argumentation lag so viel Wahres, daß man sich nicht gern mit ihnen darüber in ein Gespräch einließ. Die zur Hinrichtung gewählten Leute waren durch das allgemeine Murren so gelähmt, daß als endlich Feuer! kommandirt wurde, die Verurtheilten nicht getroffen zu seyn schienen, denn der Franzose sprang auf, rief laut: vive la belle France! stürzte aber dann sogleich nieder, und eine augenblicklich erfolgte zweite Salve endigte die Leiden von Allen.

Nie wurde ein englischer Soldat zum Tode verurtheilt. Bei allem Hasse, den Don Pedro gegen die Nation hegte, die seine Sache aufrecht hielt, wagte er doch niemals diesen Versuch. Hätte er ihn gewagt, so würde in Zeit von einer Stunde Don Miguels Fahne auf der kaiserlichen Residenz geweht haben, und Don Pedro wäre auf der Flucht, in der Gefangenschaft oder todt gewesen.

Seit einiger Zeit waren in Schottland die Anwerbungen thätig betrieben, und beinahe 700 Mann zusammengebracht worden. Ueber 400 derselben wurden auf einem elenden Fahrzeug eingeschifft, das an der irischen Küste scheiterte, und Alle kamen um. Der Ueberrest wurde zu Oporto ans Land gesetzt, unter die Befehle des Major Shaw gestellt, und die schottischen Füseliere genannt; sonderbarerweise bestand aber die Mehrzahl, wenn gleich in Schottland angeworben, aus Irländern. Major Shaw that sich auf das ordentliche Benehmen seines Regiments viel zu Gute, allein nichts glich ihrer Völlerei und Insubordination in den ersten Tagen ihrer Einrangirung. Ein Major Cameron war unter Major Shaw in diesem Regiment angestellt, und ein Vorfall, der ihm zustieß, zeigt, wie stark dort immer noch die Gewohnheiten der Clanschaft sind. Die Leute hatten etwas Geld erhalten, und waren mehr als gewöhnlich betrunken und ausgelassen, einer derselben namentlich wollte den Major Cameron schlagen, dieser aber faßte ihn am Kragen, und der Bursche rief in seinem schottischen Dialekt: „wer zum Teufel seyd Ihr denn?" (wha the deil are ye, mon?) „Ich bin ein Cameron von Lochiel," sagte der Major; augenblicklich hörte das Ungestüm des Menschen auf, und obgleich viehisch besoffen, wurde er doch ganz ordentlich, erklärte, er wolle gehorchen, und dem Major, wann er es befehle, durch die ganze Welt nachfolgen. Er hieß Cameron, und der Major war, wenn ich nicht irre, ein nachgeborener Sohn dieses alten und geachteten Hauses: er blieb nicht lange in Don Pedro's Dienst, doch lange genug, um sich ehrenvoll auszuzeichnen.

(Schluß folgt.)

Die Insel Ascension. *)

Die Insel Ascension ist hauptsächlich deßhalb von Interesse, weil sie ein Beispiel bietet, welche Veränderungen im Klima der Anbau, selbst nach kurzer Zeit schon, zu bewirken vermag. Vor wenig Jahren noch stieg sie ein kahler Aschenhaufen aus dem Meer empor, und bot dem Reisenden nichts als Schildkröten und etwas Wasser, das mit Mühe aus zwei tropfenden Quellen gesammelt werden mußte; kein lachendes Grün ergötzte das Auge, der Boden war dürr, hart und aschfarben. Als jedoch Napoleon auf St. Helena gefangen gehalten wurde, erforderte die Vorsicht, sie von einer Marineabtheilung besetzen zu lassen, und dadurch hat sie so gewonnen, und ist als so gesund und bequem befunden worden, daß sie fortwährend besetzt geblieben ist, und von den nach Indien segelnden, oder zur afrikanischen Station gehörigen Schiffen als Ruhepunkt benutzt wird. Nicht minder interessant erscheint sie zugleich für das Studium der physikalischen Geographie.

„Als wir uns der Insel näherten," sagt die Dame, deren Schilderung wir hier im Auszug geben, „schienen mir die dunkeln, schwarzen Klippen nicht so gar unfruchtbar zu seyn. Sie waren kühn und senkrecht geformt, und mit ein wenig Phantasie hätte man sie sich gar wohl mit Grün bedeckt vorstellen können. So wie wir uns jedoch dem Ankerplatz näherten, trat uns die Wirklichkeit entgegen, und diese ist, daß ungeachtet der durch Arbeit und Anbau bewirkten Kultur, die Wirkungen desselben immer nur noch theilweise sichtbar sind. Düster niedre Klippen fassen das Ufer ein, und erstrecken sich an manchen Stellen über eine Meile weit ins Land hinein. Es sind dieß Ueberbleibsel der während der Thätigkeit der vulkanischen Feuer verkalkten Felsen; allenthalben auf der ganzen Insel finden sich die Spuren dieser Thätigkeit: untersuche man diese Klippen genauer, so findet man, daß sie von der Konsistenz der Asche oder schlecht gebrannter Kohlen sind. Zwischen diesen Klippen befinden sich Sandstrecken, auf welchen die Schildkröten ihre Eier legen, und weiter nach dem Innern der Insel zu erheben sich in allen Richtungen seltsame Massen kegelförmiger Hügel, die aussehen, als ob sie aus dem röthlichen Staub von Backsteinen gebildet worden. Den Hintergrund dieser Scenerie bildet der schön gestaltete „Grüne Berg," der jetzt mit Gras bedeckt ist, und gegen den unfruchtbaren, kahlen Vordergrund auf ganz eigene Weise absticht. Der rothe sandige Staub, mit welchem dieser letztere bedeckt ist, macht das Spazierengehen unangenehm, doch hat dieser Mangel an Vegetation auch seinen Vortheil, denn eben dadurch ist die Luft so trocken und elastisch, und es weht hier beständig ein leichter Wind, der das Klima höchst angenehm macht. Ein entzückendes Gefühl, wie ich mich keines ähnlichen erinnere, brachte das Einathmen der erquickenden, stärkenden Moorgenluft auf mich hervor; es scheint fast unmöglich, daß man unter ihrem Einfluß krank werden könne, und in der That sind Krankheiten unter den Eingebornen auch so selten, daß auf dem vor vier Jahren abgesteckten Kirchhof kaum zwei oder drei Menschen begraben liegen. Ueberraschend ist es, mit welcher Schnelligkeit die von der afrikanischen Station hieher gebrachten Kranken genesen; sie kommen oft so vom Fieber entkräftet an, daß sie in das am Gestade liegende Spital getragen werden müssen, und meist nach 14 Tagen schon gehen sie so gesund umher, als alle übrigen Bewohner der Insel.

„Seit Kapitän Sabine hier war, sind bedeutende Verbesserungen vorgenommen worden. Wasser war vorher selten, und jetzt hat man dessen im Ueberfluß. Früher konnte man es nur Tropfen für Tropfen aus den Quellen am Abhang des Grünen Berges auffangen, von wo es dann auf dem Rücken von Eseln, die, um ihr Tagewerk zu vollbringen, sehr steile und gefährliche Pfade auf- und absteigen mußten, in Eimern nach der Stadt geschafft wurde. Der auf diese Weise zugeführte Vorrath reichte daher oft nicht aus, und nicht selten war man genöthigt die Garnison auf sehr geringe Rationen herabzusetzen. Vor vier Jahren ungefähr, kam jedoch Kapitän Bate, der Kommandant, auf den Gedanken, daß man vielleicht Wasser finden könne, wenn man in einer Schlucht, auf der Nordseite der Insel, nachgrabe, und kaum war man 40 Fuß tief gekommen, so fand man eine herrliche Quelle, welche täg-

*) Von der Gattin des britischen Obristen Power, und vorgelesen in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London, vom 25 Mai.

Digitized by Google

lich 30 Tonnen Wasser gibt. Es blieb nun noch übrig, das Wasser nach dem Ankerplatze zu leiten, und auch diese Aufgabe ist glücklich gelöst worden, durch eine Reihenfolge von Wasserbehältern und eisernen Röhren, die an einer Stelle durch einen in den Felsen gehauenen Tunnel von 1000 Fuß Länge geführt sind. Auf diese Weise kann jede beliebige Menge Wassers nach den Ufern geschafft werden, das fremde Schiffe, wenn es ihnen in Booten der Regierung zugeführt wird, mit 5 Schillingen, und wenn sie es in eigenen Booten abholen, mit 3 Schilling die Tonne bezahlen. In dem großen Wasserbehälter am Ufer befinden sich nie weniger als 1500 Tonnen, und wenn es geregnet hat, oft noch mehr.

„Daß es jetzt auf der Insel häufiger regnet als früher, ist ebenfalls eine der vorgegangenen merkwürdigen Veränderungen, und auf indirekte Weise ebenfalls das Ergebniß menschlicher Arbeit. Früher vergingen oft Monate, ohne daß eine Wolke über die Insel gezogen, und auch nur ein Tropfen Regen gefallen wäre; seit aber der grüne Berg angebaut wurde, gehen nur wenige Tage ohne einen Strichregen oder einen Nebelschleier vorüber, der sich um seinen Gipfel sammelt, und die Fruchtbarkeit des angebauten Bodens erhöht. Die ganze Oberfläche wird zweifelsohne bald angebaut werden, und Ascension dann den Azoren, Madeira und andern atlantischen Inseln gleichen, die ebenfalls vulkanischen Ursprungs sind.

(Schluß folgt.)

Der Graf von Saint-Germain und Cagliostro.

(Schluß.)

Nicht derselbe Fall ist es mit Cagliostro. Dieser, ein wahrer Taschenspieler und ein unverschämter Betrüger, der den Galgen hundertfältig verdient hatte, war, wenn man ihn hörte, ein Sohn des Großmeisters von Malta, Pinto, und der Tochter des Scherifs von Mekka. In Medina von dem weisen Althotas, einem heimlichen Malteser, erzogen, vollendete er seine Bildung in den unterirdischen Gemächern der größten Pyramide. Millionen reich, Oberpriester der ägyptischen Freimaurerei, war er, wie er vorgab, zur Wiedergeburt der Welt berufen; durch Beschwörungen rief er die Todten aus ihren Gräbern, in der Zukunft las er noch deutlicher als in der alten Geschichte, er heilte alle Krankheiten, und besaß endlich nebst dem Stein der Weisen auch noch einen Trank, der das menschliche Leben verlängerte.

Alle diese Behauptungen wurden mit seltener Geläufigkeit und unerhörter Unverschämtheit vorgetragen, und die Leichtgläubigen strömten haufenweise herbei. Cagliostro trug einen großen Luxus zur Schau, ließ sich von einer Schaar reich gekleideter Diener begleiten, und hatte die Signora Feliciani, seine Frau oder Maitresse bei sich, eine römische Dame oder Kammermädchen, deren Reize die magischen Geschäfte ihres Gemahls unterstützen; sonst konnte sie weder lesen noch schreiben.

Cagliostro blieb nicht lange an Einem Orte; er reiste viel, und ließ sich in allen Städten, wo er sich kurze Zeit aufzuhalten gedachte, mit viel Aufhebens ankündigen. Hier errichtete er nun Wunderkuren, errichtete Freimaurerlogen, lockte Leichtgläubige an, und zog dann weiter, um anderwärts das Spiel von neuem zu beginnen. Er kam mehrere Mal nach Paris, wo er anfänglich kein Aufsehen erregte, später aber eine glänzende Rolle spielte, die er, in Folge der Halsbandgeschichte, bei der er verwickelt war, in der Bastille endigte. Man konnte zwar nichts gegen ihn beweisen, aber doch weiß ich aus guter Quelle, daß er Kenntniß von den Intriguen zwischen der Gräfin la Motte-Valois und dem Kardinal Louis Rohan hatte. Dieser, der dem Cagliostro übernatürliche Kenntnisse zutraute, fragte ihn, was wohl die Unternehmung für einen Ausgang haben werde. Cagliostro weissagte den glücklichsten und glänzendsten Erfolg, und war, wie ich glaube, mit der gewandten Diebin einverstanden. Kaum war jedoch der Diebstahl begangen und der Skandal offenbar, so läugnete Cagliostro alle Schuld, und die intrigante Dame, die nicht gestehen wollte, machte ihrer Rache durch Schimpfworte Luft.

Cagliostro, aus Frankreich verwiesen, ging nach England und später nach Rom, wo ihn sein Glücksstern verließ. In der Engelsburg eingesperrt, starb er, wenn man dem Gerüchte trauen darf, eines gewaltsamen Todes.

Er war zu Palermo in Sicilien geboren, und der Sohn eines Knitschers, Namens Pallamo. Geistreich und gewandt, wie er war, widmete er sich der Chemie, der Physik und Taschenspielerkünsten, und durchzog zuerst die nordischen Königreiche, wo er dem Orden der Illuminaten beitrat, der damals in Preußen in vollem Glanze blühte, weil der König Friedrich Wilhelm II sich zu seinem Oberhaupt erklärt hatte. Hier erwarb sich Cagliostro ich weiß nicht welche geheime Wissenschaft, die er später bei seinen Charlatanerien benutzte.

Hierauf ging er nach Frankreich, wo ihn der Herzog von Orleans, damals Herzog von Chartres, der schon im Sinne hatte die Revolution hervorzurufen, an sich zog, ihm eine starke Pension gab, und ihn mit seiner Absicht, die Ehre der königlichen Familie zu brandmarken, um dann leichteres Spiel zu haben, vertraut machte. Zu diesem Ende leitete Cagliostro die berüchtigte Halsbandgeschichte, die ihren Zweck nur zu gut erfüllte. Hieraus erklärt sich die Pracht, mit welcher Cagliostro damals auftrat, denn auch der Prinz Rohan trug das Seinige dazu bei, den Stab des falschen Zauberers zu vergolden.

Wee der traurigen Halsbandgeschichte hatten die Königin, ich und der Graf Artois Lust den seltsamen Menschen zu sehen; wir ließen ihn daher zu dem Grafen de la Chatre kommen, der uns ihn unter dem Namen einer englischen Familie vorstellte. Der schlaue Fuchs erkannte uns auf den ersten Blick, und benahm sich äußerst fein. Wir bekamen jeder unsere Prophezeihung, und ich muß bekennen, daß er die Wahrheit ziemlich genau traf, was indeß nicht so übernatürlich erscheint, wenn man bedenkt, daß er damals mit an dem Umsturze Frankreichs arbeitete, und uns mithin leicht das Urtheil voraussagen konnte, das sein Anstifter uns wünschte. Ich erinnere mich, daß er mir sagte, ich würde viel reisen, worüber ich spottete, weil ich keine Lust zu abenteuerlichen Zügen in mir spürte. Es thut mir leid, daß Cagliostro todt ist, denn hätte er die Revolution überlebt, so würde man von ihm unschätzbare Bekenntnisse hinsichtlich der Verschwörung des Herzogs von Orleans erhalten haben.

Was den Grafen St. Germain betrifft, so habe ich vergessen zu sagen, daß er, nachdem er Frankreich verlassen hatte, sich zuerst nach Hamburg und dann zu dem Landgrafen von Hessencassel begab, der ihn mit vieler Achtung aufnahm. Er blieb bei diesem Fürsten bis zu dem Augenblick, wo ihn, seiner vorgeblichen Unsterblichkeit ungeachtet, zu Schleswig (?) der Tod im Jahre 1784 überraschte.

Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit sich der große Haufe und zuweilen auch die gute Gesellschaft von solchen Abenteurern täuschen läßt. Es liegt eine unersättliche Begierde nach Wunderbarem in uns; die Philosophie hat gut predigen, unser Instinkt leitet uns unaufhörlich zum Irrthum, und es bleibt ewig wahr, was der Dichter sagt:

Für Wahrheit ist der Mensch von Eis;
Doch Feuer ist er für die Lüge.

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Giroud ließ eine Stunde von Genf auf seinem Landsitze zu Pregny 297′ über dem See einen artesischen Brunnen bohren; als man 547′ tief gekommen war, ohne Wasser zu finden, forderte er einige Gelehrte auf, die Bohrung zum Behufe eines wissenschaftlichen Zwecks fortsetzen zu lassen: diese bohrten noch bis auf 682′, und untersuchten nun die Temperatur durch einen großen die Veränderung selbst bezeichnenden Thermometer. Hieraus ergab sich

in einer	Tiefe	von	50′	eine	Temperatur	von	8,4 R.
—	—	—	100′	—	—	—	8,8 —
—	—	—	200′	—	—	—	9,5 —
—	—	—	400′	—	—	—	11,57 —
—	—	—	600′	—	—	—	15,05 —
—	—	—	680′	—	—	—	15,80 —

Es ergibt sich daraus, daß, bei mehr als 100′ unter dem Boden bis 680, die Temperatur bei 100′ genau um 0°,875 R. oder beinahe 2° F. steigt.

•

Nachrichten aus Portugal zufolge hat man aus den aufgehobenen Klöstern eine Bibliothek von 500.000 Bänden zusammengebracht und im Kloster San Francisco aufgestellt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Wibenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 222.

10 August 1835.

Ueber die Hieroglyphenschrift.

(Aus einer Rede Arago's. *)

Das Wort Hieroglyphen versetzt uns auf ein Gebiet, das schon oft der Schauplatz lebhafter Diskussionen gewesen ist. Ich nehme die Frage über die ägyptische Schrift auf ohne alle vorgefaßte Meinung und mit dem aufrichtigen Wunsche, die rivalisirenden Ansprüche zweier ausgezeichneter Männer zu versöhnen, deren frühzeitiger Tod so aufrichtiges Bedauern erregte.

Die Menschen haben zwei ganz verschiedene Schriftsysteme erfunden: das eine ist bei den Chinesen im Gebrauch, und heißt das hieroglyphische (Bilderschrift), das andere jetzt bei allen übrigen Völkern gebräuchliche heißt das alphabetische oder phonetische (Lautschrift). Die Chinesen haben keine Buchstaben, ihre Schriftzeichen repräsentiren keine Töne oder Elementarlaute, sondern Begriffe. So wird ein Haus ausgedrückt durch ein besonderes und spezielles Zeichen, das nie wechselt, wenn gleich die Chinesen in der gesprochenen Sprache das Haus früher mit einem ganz andern Worte bezeichnet haben mögen, als jetzt. Ich will hier bemerken, daß unsere gewöhnlichen Zahlzeichen gleichfalls hieroglyphisch sind, denn z. B. der Begriff der Einheit achtmal genommen wird in ganz Europa durch zwei kleine vertikal aufeinanderstehende Kreise, die sich nur in Einem Punkte berühren, ausgedrückt, wenn gleich jede Nation das Zeichen anders benennt. Wären die chinesischen ideographischen Symbole so allgemein angenommen, wie die arabischen Ziffern, so könnte jeder alle Werke in seiner eigenen Sprache lesen, ohne auch nur ein Wort von der gesprochenen Sprache des Schreibers zu verstehen.

Ganz anders ist es mit der alphabetischen Schrift. Sobald einmal die große Beobachtung gemacht war, daß alle Worte auch der reichsten gesprochenen Sprache aus einer sehr beschränkten Anzahl von Tönen oder Elementarlauten zusammengesetzt sind, so lag auch die Erfindung von Zeichen, um diese Elementarlaute auszudrücken, nicht fern, und mit Hülfe dieser auf verschiedene Weise kombinirten Zeichen konnte man jede gesprochene Sprache niederschreiben, selbst wenn man von der Bedeutung der Laute nichts verstand.

Die chinesische oder hieroglyphische Schrift scheint die Kindheit der Kunst. Es ist nicht wahr, was man oft behauptete, daß ein fleißiger Mandarin sein Leben lang damit zubringe um lesen zu lernen, Remusat zeigte durch seine eigene Erfahrung und durch die jährlich von ihm gebildeten Schüler, daß man das Chinesische lernen kann, wie jede andere Sprache. Auch lassen sich nicht bloß, wie man auf den ersten Anblick glauben möchte, sehr einfache Ideen durch hieroglyphische Zeichen ausdrücken; wenn man nur wenige Seiten des Romans Yu-kiao-li, oder die beiden Vettern liest, so findet man alsbald, daß sich die subtilsten Abstraktionen in chinesischer Schrift ausdrücken lassen. Der Hauptfehler dieser Schriftart scheint die Unfähigkeit neue Benennungen oder fremde Namen auszudrücken. In diesem Falle geben die Chinesen von ihrer Hieroglyphenschrift ab, entkleiden die Zeichen von ihrer hieroglyphischen Bedeutung, und drücken Töne und Artikulationen damit aus, kurz, sie machen dieselben zu wahren Buchstaben. *)

Diese vorläufigen Bemerkungen sind keineswegs unwichtig. Die Frage über die Priorität der verschiedenen Schreibweisen, welche bei Gelegenheit der ägyptischen Hieroglyphen zur Sprache kam, läßt sich daraus leicht beantworten. Wir finden in den Hieroglyphen der alten Aegyptier alle Schreibweisen, welche die Chinesen noch jetzt anwenden.

Vier Stellen aus Herodot, Diodorus Siculus und Clemens von Alexandrien beweisen, daß die Aegyptier zwei oder drei verschiedene Schriftarten hatten, und daß wenigstens in einer derselben Begriffe durch symbolische Zeichen ausgedrückt wurden. Horapollo bewahrte uns die Bedeutung mehrerer solcher Zeichen auf: der Habicht bedeutet die Seele, der Ibis das Herz, die Taube seltsam genug einen leidenschaftlichen Mann,

*) Was hier mitgetheilt wird, ist ein Auszug aus der Lobrede, welche Arago auf Dr. Thomas Young in der Academie der Wissenschaften zu Paris im Jahre 1832 hielt. Dieser Auszug wurde zum Erstenmal gedruckt, als die französische Deputirtenkammer vor einiger Zeit entscheiden sollte, ob der Staat die Manuscripte Champollions ankaufen solle, was bekanntlich geschehen ist. Die wichtige Entdeckung des phonetischen Alphabets wird darin hauptsächlich dem Hrn. Champollion vindicirt.

*) Ist dieß vielleicht eine neuere, nothgedrungene Erfindung der Chinesen? Ihre historischen Schriften, namentlich über Innerasien (s. Ausland J. 1834. Nr. 72 über Hyazinth Bitschurins Geschichte von Tübet und Chuchunor) sind ein Galimathias von Orts- und Personennamen, aus denen ein Mensch sich herausfinden kann, und es ist meist gerade so viel als ob statt aller Namen nur immer MM. stünde. A. d. R.

Digitized by Google

die Flöte einen Rasenden, die Zahl sechszehn einen Wollüstling, ein Frosch einen Unverständigen, die Ameise die Weisheit, ein laufender Knoten die Liebe u. s. w. Die von Horapollo aufbewahrten Symbole machen nur einen sehr kleinen Theil der 8 oder 900 Zeichen aus, die man in Inschriften auf den Denkmälern beobachtete; die Neuern, namentlich Kircher, haben sich bemüht, die Zahl dieser symbolischen Zeichen zu vermehren, ihre Bemühungen waren aber unnütz, und sie haben uns den Beweis geliefert, wie weit auch sehr unterrichtete Männer sich verirren können, wenn sie statt nach Thatsachen zu forschen, sich ohne weiters dem Fing ihrer Phantasie überlassen. Aus Mangel an genügenden Daten hielt man die Erklärung der ägyptischen Schrift lange für ein unauflöslich gewordenes Räthsel, als mit Einemmal im Jahre 1799 ein französischer Offizier, Namens Boussard, in den Tranchéen, die er um Rosette ausräumen ließ, einen großen Stein mit drei gänzlich verschiedenen Schriftarten entdeckte; die eine war griechisch und besagte, daß die Urheber des Denkmals dieselbe Inschrift in drei verschiedenen Schriftarten hätten auf Stein graben lassen, nämlich in der Heiligen- oder Hieroglyphenschrift, in der gewöhnlichen Lokalschrift und endlich in griechischer Sprache. So befanden sich durch einen glücklichen Zufall die Philologen im Besitz eines griechischen Textes und dessen Uebersetzung in ägyptischer Sprache. Dieser seitdem so berühmt gewordene Stein wurde von Hrn. Boussard an das Institut von Cairo geschickt, und kam, nachdem die Franzosen Aegypten geräumt hatten, ins britische Museum. Damit jedoch die kostbare Inschrift nicht auf irgend eine Weise verloren gehe oder zerstört werde, hatten die französischen Gelehrten gleich Anfangs durch Gypsabdrücke und genaue Abzeichungen für die Vervielfältigung Sorge getragen.

Sylvestre de Sacy, der bekannte Orientalist, trat zuerst im Jahre 1802 mit einigen Bemerkungen über diese Inschrift auf, beschränkte sich aber auf den ägyptischen Text in den gewöhnlichen Charakteren. Er entdeckte, daß darin gewisse Gruppen verschiedene Eigennamen ausdrückten, so wie daß sie phonetisch seyen. So wurde zum mindesten in einer der beiden Inschriften gezeigt, daß die Aegyptier Zeichen für Laute, oder eigentliche Buchstaben hatten. Dieses wichtige Resultat wurde außer allen Zweifel gestellt, als der berühmte Schwede Akerblad mit einer an Gewißheit gränzenden Wahrscheinlichkeit den phonetischen Werth, d. h. den Laut mehrerer Zeichen in der Umschrift der durch die griechische Inschrift bekannten Eigennamen angab.

(Schluß folgt.)

Scenen aus dem portugiesischen Kriege.

1. Von der Landung zu Oporto bis zum Anfang d. J. 1833.

(Schluß.)

Die Lanciers hatten im Anfang Decembers so rasche Fortschritte in ihrem Exercitium gemacht, daß sie die Augen des Kaisers auf sich zogen, welcher die Absicht ankündigte, das Regiment am 17ten die Revue passiren zu lassen. Diese Inspektion fand auf dem Platze des Seminario statt, und fiel sehr zum Vortheil der Lanciers aus. Der Kaiser lobte die Bemühungen des Oberst Bacon und die Aufmerksamkeit seiner Offiziere, und bekomplimentirte die Mannschaft über ihr Aussehen: zugleich ward bekannt gemacht, daß der Kaiser am folgenden Tage die Tafel des Regiments mit seiner Gegenwart beehren werde. Ein besonderer Umstand erhöhte noch die Gunst, in welcher die Offiziere des Lancierregiments bei dem Kaiser standen. Sir John M. Doyle, Adjutant des Kaisers, hatte bald nach seiner Ankunft für seine Dienste vorerst nur denselben Sold angenommen, wie ihn die portugiesischen Offiziere erhielten, der $2^1/_2$ Pfund Sterling (30 fl.) monatlich für alle Grade betrug; der Mehrbetrag sollte erst nach Beendigung des Kriegs ausbezahlt werden. Diesem Beispiele waren die Lancieroffiziere gefolgt, und dieß war vermuthlich der Grund des besondern Vorzugs, den dieses Regiment genoß. Große Vorbereitungen wurden gemacht, den erlauchten Gast und sein hungriges Gefolge zu empfangen. Ehrenwachen, bestehend aus einer Abtheilung unberittener Lanciers, und einer Kompagnie Infanterie von Major Brownsons Bataillon sollten Se. k. Maj. nach dem Festsaale begleiten, und die Reitermusik, bestehend aus zwei Trompetern, wurde am Fuße der Treppe zum Speisezimmer aufgestellt, um die Annäherung des großen Zugs zu verkünden. Der Abend ging ungewöhnlich gut vorüber, der Kaiser war äußerst gesprächig und scherzhaft, sprach aber während des ganzen Gastmahls französisch, eine Sprache, die nur von wenigen Anwesenden verstanden wurde, und diejenigen, die es nicht verstanden, beklatschten seine Scherze gerade am meisten. Diese Aufmerksamkeit des Kaisers für das Lancierregiment piquirte die andern und schmeichelte den Lanciers ungemein.

Um Don Pedro's Finanzen stand es nicht zum blühendsten, und er hatte eine äußerst glückliche Methode erfunden, sie geiegentlich aufzubessern, indem er von den wenigen portugiesischen Kaufleuten entlieh, die Narren genug gewesen waren, in der Stadt zu bleiben. Diese Anlehen waren nach einem höchst einfachen Plane entworfen: eine Liste aller Einwohner, die man für vermöglich hielt, ward abgefaßt, und neben ihre Namen die Summe gesetzt, welche Don Pedro sie ihm zu leihen bat. Man kann sich denken, daß die Forderungen fast durchaus bewilligt wurden, da eine Weigerung Gefängniß, Ketten, Brod und Wasser, und ein Konfiskationsdekret nach sich zog. Einige Fälle besonderer Hartnäckigkeit kamen vor, wo diese Strafen in aller Strenge angewandt wurden, und mehrere Personen starben im Gefängniß. Wenn dann die unglücklichen und unschuldigen Familien solcher Widerspänstigen von den Soldaten brutal mißhandelt wurden, was schadete dieß? es waren ja Miguelisten! ich kann mir unmöglich denken, daß Se. kais. Maj., der Retter der Freiheit, der Verfechter der konstitutionellen Regierung seine Zuflucht zur Tortur nahm, und doch wurde dieß zu Oporto allgemein behauptet und geglaubt. Man kann danach beurtheilen, welcher Art die von den englischen Journalen gepriesenen freiwilligen Beisteuern der Einwohner von Oporto waren.

Kurz vor Ende des Jahres kam ein neues Bataillon unter Oberst Cochrane an, der dasselbe nach sich benennen wollte. Herr Cochrane hatte, wie es scheint, diese Leute auf eigene Kosten an-

Digitized by Google

geworben, im Vertrauen auf ein halbes Versprechen der portugiesischen Agenten in England, daß er nicht nur als Oberst das ausgehobene Bataillon befehligen, sondern auch alle Offiziere allein solle anstellen dürfen. Don Pedro's Regierung hielt dieß Versprechen so wenig, wie die andern. Als die Truppen gelandet waren, erkannte Don Pedro weder ihn selbst, noch die von ihm ernannten Offiziere an, und lockte die Mannschaft durch Versprechungen in seinen Dienst, die er nie erfüllte, und auch zu erfüllen nie gesonnen war. In Oporto herrschte ein Vorurtheil gegen Hrn. Cochrane, warum? habe ich nie erfahren, aber Verleumdungen der Wortführer zu Oporto konnte H. Cochrane nur als ein Kompliment ansehen. Einige Offiziere die er mitgebracht hatte, wurden später in Dienst aufgenommen, und rechtfertigten durch ihr Benehmen Cochrane's verständige Auswahl. Wir wurden auch durch ein irisches Regiment unter dem unglücklichen Oberst Cotter verstärkt, der am Tage von Bourmonts Angriff durch eine Kanonenkugel fiel. Oberst Cotter hatte in Brasilien unter Don Pedro gedient, und durch Erfahrung belehrt, den Sold für seine Offiziere, den man ihnen vorauszuzahlen versprochen hatte, gleich bei der Landung zu erhalten gewußt. Mit ihm kam ein irischer Doktor, ein excentrischer Mensch von äußerst streitsüchtigem Wesen, der den Ruf hatte, ein tüchtiger Pistolenschütze zu seyn. Er besaß ein Paar herrliche Duellpistolen, auf die er sich viel zu Gute that, und welche die allgemeinen Friedensstifter in den britischen Bataillonen wurden. Einmal gebrauchte sie der Doktor selbst gegen den Adjutanten seines Regiments, den er ins Bein schoß, und als sein unglücklicher Gegner fiel, schritt er ganz kaltblütig auf ihn zu, holte seine chirurgischen Instrumente aus der Tasche, und zog ihm auf der Stelle die Kugel aus.

Man sollte nicht glauben, daß Oporto ein Ort für Schwindler gewesen seyn sollte, und doch war es so. Ein ehemaliger transportirter Verbrecher war im Stab eines Regiments angestellt, mehrere andere hatten längere oder kürzere Zeit auf der Tretmühle zugebracht, und gerade diese pochten am meisten auf ihren Rang. Den größten Rumor machte aber ein junger Mensch, der als Freiwilliger in Major Sadlers Bataillon trat. Er gab an, er habe zwei Brüder und zwei Schwestern, von denen jedes 70,000 Pf. St. besäßen, die sie von einem reichen Oheim in Ostindien geerbt hätten, sein älterer Bruder sey ein M. P. (Mitglied des Parlaments), er selbst wünsche den Kampf in Portugal mit eigenen Augen zu sehen, und sey bloß deßhalb hergekommen. Kaum war er einige Tage in Oporto, so erklärte er dem Major Sadler, es sey jemand in sein Zimmer gekommen, und habe ihm einen Sack mit 600 Souveräns d'or entwendet. Die Geschichte fand allgemeinen Glauben, und der junge Mann wurde sehr bemitleidet; sein Benehmen war ausnehmend bescheiden, und er dupirte Alles so vollständig, daß wenige ungerupft blieben. Auch mehrere Leute seines Gelichters wurden von ihm hinters Licht geführt, da sie ihn für einen Einfaltspinsel nahmen, und ihm Epauletten, Uhren, Säbel u. dgl. zum Kauf aufnöthigten, oft um den doppelten Preis. Alles war Fisch, was in sein Netz kam, und er bezahlte freigebig mit Anweisungen auf seinen Bankier in London.

Selbst die Regierung ließ sich von ihm hinters Licht führen. Er hatte die Keckheit ihr vorzuschlagen, 1000 Mann auf seine Kosten auszuheben. Diese Lockspeise that ihre Wirkung, und der neue Werboffizier war äußerst freigebig mit Versprechungen. Der arme Major Sadler hoffte Oberst des Korps zu werden, der Spitzbube selbst behielt sich nur eine Majorsstelle vor, und die Embryokapitäne waren nicht zu zählen. Es gelang ihm in der That seine Wechsel durch die englischen Kaufleute ausbezahlt zu erhalten, und als seine Plane reif waren, nahm er auf gar anmuthige Weise von seinen Dupes Abschied, „da Briefe aus England ihm die tödtliche Krankheit seines ältern Bruders ankündigten, und ihn seine „Familieninteressen" zur alsbaldigen Abreise nöthigten." Es ist unnöthig beizufügen, daß alle seine Wechsel mit den Worten „Trassant unbekannt," protestirt zurückkamen. Die Zahl der Personen, die er um verschiedene Summen betrogen hatte, belief sich auf mehr als dreißig.

Eine ehrenvolle Ausnahme von dem gewöhnlichen Schlag englischer Obersten und Majore, die Ihrer A. G. Maj. dienten, machte Oberst Williams, ein Mann von untadelhaftem Charakter, und einer der besten und gebildetsten Offiziere der Armee. Bei jeder Gelegenheit vertheidigte er die Ansprüche der armen Leute, die er kommandirte, zum offenbaren Nachtheil seiner eigenen Interessen, und ganz im Gegensatz mit dem gewöhnlichen Verfahren der übrigen Befehlshaber. Nach beendigtem Kampfe übergaben die Offiziere, die unter ihm gedient hatten, ihm einen Degen als Zeichen ihrer Achtung und der Anerkennung für die Art und Weise, wie er das Kommando geführt hatte.

Im Anfang des Jahres 1833 kam General Saldanha mit General Stubbs an, und beide erhielten sogleich Kommando's; im darauf folgenden Monat kam Marschall Solignac, und wurde alsbald an die Spitze der Befreiungsarmee gestellt. Von seinen Diensten in einem spätern Abschnitt.

König Georgs-Sund.

Die jüngsten Nachrichten von dieser Kolonie brachte Herr Bateman, Kapitän der englischen Brick Tamar. Er beschreibt den Sund als leicht zugänglich, mit guten Ankerplätzen versehen, und das Land als ausgezeichnet. Der Hafen ist ein vollkommenes Bassin, mit schmaler ungefähr vier Faden breiter Einfahrt; die Fluth steigt hier etwa vier Fuß hoch, und zwar Einmal alle 24 Stunden. Fische gibt es im Ueberfluß, doch sind sie im Hafen nur klein, im Sund aber größer und von herrlichem Geschmack. Das Land um den Hafen ist sehr sandig, und bietet eben keinen einladenden Anblick, dennoch aber gibt es drei Kartoffelernten im Jahre. Die Stadt Albany hat eine gute Lage am Wasser und kann mit der Zeit schön werden; die Straßen sind regelmäßig und in Winkeln abgesteckt, und die Hauptstraße im Mittelpunkt der Stadt bildet einen Halbmond. Die Einwohnerzahl betrug vor dem letzten Zuwachs siebenzig. Die Bauplätze in der Stadt, welche jeder Ankommende zugetheilt bekommt, halten einen halben Akre, und sind jeder mit einer Façade versehen, die dem Eigenthümer seinen Bauplan vorschreibt. Die besten Plätze sind bereits abgegeben. Wenn man im Innern reist, bemerkt man große Strecken flachen Landes, welche ziemlich sumpfig zu seyn scheinen. Mehrere Stämme der Eingebornen kamen ganz harmlos herbei, und viele sind freiwillig bei den Ansiedlern in Dienste getreten. Eine Anzahl von diesen Wilden hat man dazu verwendet, den schwarzen Moorboden umzubrechen, und diesen gab man für ihre Mühe ein Pfund Mehl für je fünfzig Köpfe, womit sie sehr zufrieden waren. Die Admiralität hat

Digitized by Google

10,000 Schuh Bauholz bestellt, um einen Versuch damit zu machen. Das Land ist ganz gewiß großer Verbesserung fähig.

Die Petition der Ansiedler von Königs Georgs-Sund an die britische Regierung, um Anlage einer Strafkolonie, gibt an: Daß, obschon die Kolonie auf das Prinzip der freien Arbeit gegründet worden, und die Meinung der Ansiedler sich früher gegen die Anwesenheit von Verbrechern ausgesprochen habe, so fänden sie jetzt doch, daß die Schwierigkeiten der Ansiedlung im Innern des Landes durch Privatindustrie allein nicht überwunden werden könnten, da sie zu entfernt von einander lebten und aller Kommunikationsmittel entbehrten. Das unangenehme Gefühl, Sträflinge in ihrer Mitte zu haben, müsse daher dem wichtigen Zweck, sich und der Kolonie aufzuhelfen, weichen.

Die Insel Ascension.

(Schluß.)

„Der grüne Berg liegt fast im Mittelpunkt der Insel, und Kapitän Bate hatte Pferde für uns besorgen lassen, die uns auf seinen Gipfel brachten. Die Aussicht von hier aus war überraschend; nach allen Seiten hin waren Spuren erloschener Vulkane sichtbar, Berge als ob die Hand des Menschen sie aufgethürmt hätte, oder ohne Zusammenhang hie und da auf dem Boden zerstreut. Der Weg ist sehr steil und ermüdend, könnte aber, wenn man ihn Zickzack führen wollte, bequemer gemacht werden. Die am häufigsten vorkommenden Pflanzen sind das Bahamagras, das sich sehr schnell vermehrt und eine grüne Decke bildet, der Goldapfel, Lianen, Ipecacuanha, Stachelbeeren vom Kap, zwei oder drei Arten Farrnkraut, Dandelion, Hühnerdarm, Vergißmeinnicht und andere wilde Blumen und Moose. In den Gärten wird gebaut: Lattich, gelbe Rüben, Steckrüben, Erdäpfel, alle Arten Küchengewächse und französische Bohnen, welche das ganze Jahr hindurch tragen. Die Erdäpfel kommen ebenfalls sehr gut fort, so wie auch Kürbisse und Melonen, welche letztere beide jedoch von den Ratten häufig zerstört werden, die hier eine eben so große Landplage sind als die Katzen, die man um die ersten auszurotten hierher brachte, und die sich dann so ungeheuer vermehrten, daß sie jetzt wild auf der ganzen Insel umherlaufen. Man macht jetzt förmlich Jagd auf sie, weil sie sonst alles Geflügel aufzehren würden. Erdbeeren hat man ebenfalls auf die Insel verpflanzt, und der Abhang der Schlucht wo man das Wasser gefunden hat, ist mit einheimischem Nasturtium bedeckt. Auch mit Bananen hat man Versuche angestellt, doch kommen diese nicht so gut fort. Vom Gipfel des 5000 Fuß hohen Berges aus kann man 50 erloschene Vulkane zählen, von denen einige noch ihre Krater haben. Gegen Süden reicht die Vegetation bis auf zwei Meilen vom Meer und eine Ebene von ungefähr 20 Acres bietet einen schönen Weideplatz, auf welchem Schafe und Hornvieh, die vom Kap hieher gebracht wurden, ihre Nahrung finden; die erstern gibt es jedoch nur noch wenige, das letztere aber ist sehr schön. Federvieh kommt gut fort, und nur zu einer gewissen Zeit im Jahre hält es schwer die Küchelchen aufzuziehen. Perlhühner leben wild und so häufig auf der Insel, daß man sie wegschießen muß, um sie nicht zu sehr überhand nehmen zu lassen. Diese Thiere sind außerordentlich fruchtbar, so daß man oft bei einer einzigen Henne 30 bis 40 Eier im Nest findet. Es werden jährlich ungefähr 1500 Stück während der Jagdzeit geschossen und von Hunden aufgesucht.

„Die Insel Ascension ist als ein Zufluchtsort der Schildkröten bekannt. Sie kommen vom December bis Mai oder Junius ans Land, und man legt ihrer dann oft in einer Nacht 40 bis 50 auf den Rücken, die am andern Morgen auf Wägen in die Teiche gebracht werden, wo man sie für den Bedarf aufbewahrt. Diese Thiere kommen ans Ufer um da ihre Eier zu legen, weßhalb man auch niemals Männchen, sondern immer nur Weibchen fängt. Die Jungen werden im Sande ausgebrütet, und sind, wenn sie aus dem Ei kriechen, ungefähr von der Größe einer Mannshand. Sie gehen sogleich ins Wasser, und kommen nicht eher wieder ans Land als bis sie etwa 400 Pfund schwer sind. Das gewöhnliche Gewicht derer, welche gefangen werden, ist von 400 bis 800 Pfd. Man fängt ihrer ungefähr 500 im Jahr, und ihr Fleisch wird zu zwei Pence das Pfd. verkauft. Unter andern Eßwaaren verdienen auch die Eier eines Vogels, der Widewawe genannt, Erwähnung; sie gleichen den Kibitzeiern, und sind, obschon der Vogel sehr klein ist, von der Größe eines gewöhnlichen Hühnereies. Zur Legezeit, welche unregelmäßig ist und etwa dreimal in zwei Jahren eintritt, sammelt man in jeder Woche bei zehntausend Stück. Der See-Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln von einer Spitze zur andern sieben Fuß mißt, einige Arten Fett- und Rothgänse und der Seestorch müssen ebenfalls noch erwähnt werden. Der See-Adler lebt von Fischen, kann sich aber sein Futter nicht selbst holen, sondern wartet bis der Seestorch mit Beute aus dem Meere kommt, auf den er dann losstürzt, und ihm seinen Raub abjagt. Nächst den Schildkröten werden noch mehrere Arten eßbarer Fische, unter denen der Goldroche durch seine Schönheit sich auszeichnet, Austern u. s. w. gefangen. Das Fleisch der Schildkröte wird auf die mannichfaltigste Weise zugerichtet, und ist in jeder Gestalt sehr schmackhaft."

Vermischte Nachrichten.

Am 21 Januar wurde zu Kandy auf Ceylon der Prozeß der des Hochverraths angeschuldigten Eingebornen entschieden, nachdem das Zeugenverhör vom 12 bis zum 20 Januar gedauert hatte. Die größtentheils den höhern Klassen angehörenden Gefangenen waren eines Anschlags zum Umsturze der bestehenden Regierung und des Vorhabens angeklagt, eine Deputation nach Siam und Isle de France senden zu wollen, um den Beistand jenes Königreichs und der französischen Nation nachzusuchen. Das Verbrechen der Gefangenen scheint indeß mehr in Worten als Handlungen bestanden, und deßhalb auch eines vollen rechtskräftigen Beweises ermangelt zu haben. Der Richter fing seinen Vortrag über den Bestand des Prozesses um halb eilf Uhr Vormittags am genannten Tage an und schloß ihn um 5 Uhr Nachmittags, worauf dann die Geschwornen sich zurückzogen, und nach länger als einstündiger Berathung ihr Nichtschuldig aussprachen. Der Richter redete nachher die Gefangenen folgendermaßen an: „Gefangene! Ihr seyd durch eine Jury eurer Landsleute von der gegen euch erhobenen schweren Beschuldigung freigesprochen worden, wozu ich euch aufrichtig und von Herzen Glück wünsche. Es steht mir nicht zu die Begründung oder Nichtbegründung des Verdikts zu untersuchen; genug, die Jury hat euch als nichtschuldig erklärt, und ich darf mir daher keinen Zweifel an eurer Unschuld erlauben. Zu Rechtfertigung der Regierung muß ich jedoch sagen, daß die Untersuchung durchaus nöthig, und der gegen euch erhobene Verdacht hinreichend war, die lange Haft, die ihr erdulden mußtet, zu rechtfertigen. Die Unruhe, welche ihr während eurer Gefangenschaft ausstandet, und diese peinliche und langwierige Untersuchung werden, wie ich hoffe, einen unauslöschlichen Eindruck auf euch machen, und euch eine Aufforderung seyn, euch für euer ganzes künftiges Leben vorsichtig und den Gesetzen gemäß zu benehmen, und der gnädigen Regierung, unter der ihr lebt, getreu und anhänglich zu seyn. Ihr seyd entlassen."

*

Sillimans American Journal of Science erwähnt eines Stücks gediegenen Kupfers von beinahe 157 Pfund, welches im Besitz des Yale-Kollegiums ist, und in der Nähe des Flusses Ontanawagaw, der in den obern See fällt, gefunden wurde; eben daselbst soll ein noch weit größeres Stück sich finden, das gegen eine Tonne wiegen und eben so rein seyn soll.

*

Im Augustheft des Journals der asiatischen Gesellschaft zu Bengalen vom Jahre 1834 zeigt Herr Prinsep an, daß man im Thale des Nerbudda den rechten und linken Schenkelknochen eines Mammuth gefunden habe, der 15 Fuß hoch gewesen seyn müsse. Auch sollen an den Ufern desselben Flusses die fossilen Ueberreste eines Büffels gefunden worden seyn. Dieß sind die ersten Funde dieser Art in Indien.

*

Der Zustand von Neusüdwales und Vandiemensland muß nicht der günstigste seyn, denn im Laufe des vorigen Jahres wurden im erstern bei einer Bevölkerung von 80,000 Seelen 1000 Verhaftsbefehle, im letztern bei einer Bevölkerung von 50,000 gar 2000 erlassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 223. 11 August 1835.

Scenen aus dem portugiesischen Kriege.

2. Marschall Solignac's Kommando.

Marschall Solignac wurde alsbald nach seiner Ankunft zum Oberbefehlshaber der Befreiungsarmee ernannt, und bald zeigte sich eine große Veränderung zum Bessern. Solignac war unermüdlich, und fand auch allerdings genug zu thun; eine neue Vertheidigung der Truppen und eine bessere Organisation der ganzen Armee war das erste und sehr frühe Ergebniß seiner Bemühungen, so daß sie sich zu freudigen Hoffnungen einer Wiederbelebung der konstitutionellen Sache angeregt fühlte, die beinahe zu Grunde gerichtet war durch die schwachköpfigen Maßregeln, die Solignac's Ankunft vorangingen, und meist in der groben Unwissenheit und dem Eigensinn Don Pedro's ihren Grund hatten.

Von dem Augenblick an, wo Marschall Solignac ankam, waren wir durch Gerüchte von beabsichtigten Angriffen des Feindes und Aufständen unserer eigenen Truppen in Athem erhalten worden, als am Morgen des 24 Januars, nachdem wir einen Theil der Nacht unter den Waffen zugebracht hatten, der Befehl erging, sich zum Sturme auf Monte de Castro bereit zu halten, wo einer der muthigsten Generale, der bekannte Telles Jordao kommandirte, dessen Name in die Volksgesänge verwoben ist, und der einen zauberhaften Einfluß auf seine Untergebenen ausübte. Die Batterien eröffneten ihr Feuer, und der Angriff begann in demselben Augenblick um Mittag auf dem ganzen linken Flügel unserer Linie; der Kampfplatz war der ganze Strich zwischen Lordello und Foz, während auf der ganzen übrigen Linie nur leichte Scharmützel zwischen den Vorposten vorfielen. Der Feind wurde auf allen Punkten überrascht, er verlor, ehe er nur sich sammeln und in Ordnung stellen konnte, eine Menge Leute, und viele Gefangene fielen in unsere Hände. Der Plan des Marschalls war vortrefflich angelegt, er wurde von den untergeordneten Befehlshabern mit Eifer und Geschick unterstützt, und würde gewiß große Vortheile errungen haben, wenn nicht drei unangenehme Zwischenfälle unsern Erfolg vereitelt hätten, Zwischenfälle, die der Marschall unmöglich voraussehen, und die nur in unserer Befreiungsarmee vorkommen konnten.

Der wichtigste Punkt unseres Angriffs lag links von dem Monte de Castro, und Solignac übertrug diesen dem Major Brownson, der das zweite englische Bataillon kommandirte: die miguelistischen Vorposten wurden zurückgetrieben, ein Hügel vor ihrer Fronte nach kurzem Widerstande genommen, und die Engländer, einmal im Zuge, warfen Alles vor sich nieder, bis sie durch die Mauern einer kleinen Feste, ich glaube Schloß Quejo genannt, aufgehalten wurden. Auf dieses Schloß war hauptsächlich der Angriff gerichtet, weil seine Einnahme uns in den Stand gesetzt hätte, unsere Linie längs dem Meeresufer auszudehnen, und einen sichern Landungsplatz für Mannschaft und Vorräthe zu gewinnen, der für uns von der höchsten Wichtigkeit war. Major Brownson sollte diesen Platz mit Sturm nehmen, und zu dem Ende von dem Gouverneur des Schlosses Foz, der mit seinen Truppen hinter den Engländern stand, mit Leitern versehen werden. Als man diese verlangte, war dieses nothwendige Erforderniß zum Sturme vergessen; der Angriff mußte also aufgeschoben werden. Die Flotte sollte hier mit den Landtruppen gemeinsam wirken, und das Schloß beschießen, unglücklicherweise war aber an Bord ein Aufstand ausgebrochen, was so ziemlich alle Wochen einmal vorkam. Der Admiral hatte genug zu thun, seine widerspenstigen Theerjacken zu besänftigen, und so erschien die Flotte erst drei Stunden später, um eine unnütz gewordene Beschießung anzufangen.

Um diese Zeit wandte sich Major Brownson rechts gegen ein kleines Dorf, aus dem er den Feind nach einem scharfen Gefechte verjagte, und sich bis zum Einbruch der Nacht behauptete, wo er es, da keine Befehle eintrafen, und vor und neben uns die miguelistischen Hörner ertönten, wieder verlassen mußte. Der Grund, weßhalb keine Befehle eintrafen, klärte sich bald auf. In der Nähe von Lordello auf dem rechten Flügel hatte sich ein heftiger Kampf entsponnen, und spät am Tage mußten die Miguelisten nach entschlossenem Widerstande weichen. Nun befahl der Marschall der Reserve unter General Brito vorzurücken, um dem Feind in die Flanke zu fallen, während er selbst mit erneuerter Heftigkeit dem Zurückziehenden zusetzte. Diese Bewegung hätte die Niederlage der Miguelisten vollendet, allein mit Einemmal erhielt General Brito von Don Pedro Gegenbefehl, und so war Solignac mit einem Drittheil unserer Truppen der Hauptmacht des Feindes bloßgestellt, seine Leute flohen unter großem Verlust eilig in die Linien zurück, und nicht Ein Zweck, weßhalb der Ausfall unternommen wurde, ward erreicht. Unser

Digitized by Google

Verlust an diesem Tage betrug über 500 Mann, die wir damals nicht leicht missen konnten.

Als der Marschall die Ursache von General Brito's Ungehorsam gegen seine Befehle erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn, und es erforderte große Ueberredung, sonst hätte er das Kommando augenblicklich wieder niedergelegt, indeß erklärte er sich öffentlich in den heftigsten Ausdrücken gegen den Kaiser, der den allgemeinen Haß über diese seltsame Einmischung in Anordnungen des Oberbefehlshabers stillschweigend hinnehmen mußte. Dieß ist nur eines von den vielen Beispielen, die man hier anführen könnte, wie sehr die unerträgliche Eitelkeit und der Egoismus des erlauchten Liberators seiner Sache schadete. Seinen Haß gegen die Engländer zeigte er abermals in dem Bericht von der Schlacht, wo der englischen Hülfstruppen kaum gedacht, die Dienste der Portugiesen aber in einem halben Dutzend Kolumnen der Zeitung pomphaft gepriesen wurden. *)

Kurz nach diesem Gefechte erschien ein Tagsbefehl, der die Armee auf folgende Art eintheilte.

Die erste Division unter Graf Villaflor, dem neuernannten Herzog von Terceira, umfaßte die Brigade Schwalbach (das 6te Linienins. und das 2te und 12te Jägerreg.), die Brigade des Oberst Xavier (3te Linien- und 5te Jägerreg.) und die des Brigadier Brito (9te Linienreg., das Regiment der Freiwilligen Donna Maria II und die Lanciers), endlich an Artillerie drei Parageschütze, zwei Dreipfünder, zwei Sechspfünder und zwei 5½zöllige Haubitzen.

Die zweite Division unter Saldanha umfaßte die Brigade des Oberst Pacheco (10te Linien- und 3te Jägerreg.), die des Oberst d'Eça (3te und 18te Linienreg.) und die des Oberst Fonseca (1ste, 2te und 3te Freiwilligenregiment, die Freiwilligen von Minho und das 1ste Kavalleriereg.); die Artillerie war dieselbe wie bei der ersten Division.

Die dritte Division unter General Sir Thomas Stubbs begriff hauptsächlich die fremden Truppen in sich, die Engländer unter Brigadier Sogallo, unter General Froment die fremden nicht englischen Hülfstruppen, das 11te Kavalleriereg., 2 Sechspfünder, 4 Neunpfünder, zwei 5½zöllige Haubitzen und die gesammte Reserve-Artillerie. Der Brigadier Cabreira war Inspektor der Artillerie, Batterien u. dergl.

So waren wir endlich durch Solignac's Bemühungen zu einiger Ordnung gekommen, und erhielten uns von der traurigen Verwirrung, in welche die bisher keinem Zaume unterworfenen Launen von Don Pedro's militärischem Genie Alles gestürzt hatten. Ich glaube in der That, daß vor der Uebernahme des Kommando's durch Solignac keiner der Befehle ertheilenden Herrn im Palaste die Zahl der Regimenter oder überhaupt auf etliche tausend Mann unsere Truppenzahl angeben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Damit trat der Verfasser wohl Don Pedro sehr Unrecht; was auch seine Gesinnungen gegen die Engländer — die er allerdings nicht liebte, — seyn mochten, so wäre es höchst unklug gewesen, wenn er im offiziellen Bericht den Ruhm einer Schlacht den fremden statt den Nationaltruppen hätte zuschreiben wollen. Ihn selbst liebte und achtete man überhaupt in Portugal sehr, denn man hatte in ihm den Vertrauten, den Portugal das reiche Brasilien durch seine Unabhängigkeitserklärung zu verdanken hatte.

Ueber die Hieroglyphenschrift.

(Schluß.)

Bisher war die rein hieroglyphische oder dafür gehaltene Inschrift unberührt geblieben, denn niemand hatte ihre Entzifferung gewagt. Hier nun erklärte Dr. Young, wie durch Inspiration, daß unter der Menge von Symbolen, die theils aus phantastischen Bildern theils aus Werkzeugen oder Kunstprodukten, theils aus geometrischen Figuren bestanden, die in elliptische Rahmen eingeschlossenen den Eigennamen der griechischen Inschrift entsprachen, und wies besonders den Namen Ptolemäus nach, den einzigen, der in der hieroglyphischen Inschrift unverletzt geblieben war. Bald darauf behauptete Herr Young, daß alle in die Rahmen eingeschlossenen Zeichen keine Begriffe, sondern Laute repräsentirten, und endlich bemühte er sich in einer sehr scharfsinnigen Analysis, jedem besondern hieroglyphischen Symbole einen der Laute beizulegen, welche das Ohr vernimmt in dem Namen Ptolemäus auf dem Stein von Rosette, so wie in dem Namen Berenice auf einer andern Inschrift.

Dieß waren die drei Hauptpunkte, welche Young in dem ägyptischen Schriftsystem entdeckte. Indeß hat de Guignes in einem gedruckten Memoire, schon im J. 1766, darauf hingewiesen, daß die Rahmen auf den ägyptischen Inschriften lauter Eigennamen einschließen; auch findet man dort die Beweise dieses gelehrten Orientalisten, um die Meinung zu begründen, daß die ägyptischen Hieroglyphen durchaus einen phonetischen Charakter hätten. Dr. Young hat die Priorität also nur in dem einzigen Punkte, daß er zuerst die eingeschlossene Gruppe in Buchstaben aufzulösen versuchte. Hiebei gab er manche Proben seines außerordentlichen Scharfsinne, durch ein falsches System mißleitet waren aber seine Bemühungen nicht mit vollem Erfolge gekrönt. Manchmal legte er einem hieroglyphischen Zeichen den Werth eines Buchstabens, manchmal den einer Sylbe und sogar zweier Sylben bei, so daß sein Alphabet neben manchem Richtigen doch auch so viel Falsches enthält, daß man vermittelst desselben durchaus nichts anders als die beiden Eigennamen lesen kann, aus denen es geschöpft ist. So las Dr. Young in einem der Rahmen eines Monuments den Namen Berenice, wo sein berühmter Nebenbuhler später das Wort Autokrator mit unbezweifelbarer Klarheit entwickelte; eben so las er Evergetes in einer Gruppe, welche den Namen Cäsar enthielte.

Die Entdeckung Champollions hinsichtlich des phonetischen Werthes der Hieroglyphen ist einfach, widerspricht sich nirgends und läßt keiner Ungewißheit Raum. Jedes Symbol bedeutet einen einfachen Vokal oder Konsonanten, und diese Bedeutung ist nicht willkührlich, denn jedes phonetische Hieroglyphe ist das Bild eines physischen Gegenstandes, dessen Name in der ägyptischen Sprache mit einem solchen Vokal oder Konsonanten anfängt.

Digitized by Google

Das Alphabet Champollions nach dem Stein von Rosette und einigen andern Monumenten entworfen, dient zur Entzifferung ganz verschiedener Inschriften, z. B. des Namens Cleopatra auf dem Obelisken von Philä, der schon lange nach England gebracht wurde: Dr. Young wußte mit seinem eigenen Alphabet aus diesem Namen durchaus nichts zu machen. Auf den Tempeln von Karnac las Champollion zweimal den Namen Alexander, auf dem Zodiacus von Denderah den römisch kaiserlichen Titel, auf dem großen Gebäude, über welchem der Zodiacus angebracht war, die Namen und Zunamen der Kaiser Augustus, Tiberius, Claudius, Nero, Domitian u. s. w. Und so ist, im Vorbeigehen bemerkt, der endlose Streit über das Alterthum dieser Denkmäler entschieden, und mit Bestimmtheit ausgemacht, daß noch unter der Herrschaft der Römer die Hieroglyphen in Aegypten im allgemeinen Gebrauch waren.

Das Alphabet, das schon so manche unerwartete Resultate gegeben, theils bei dem Obelisken von Karnac, theils bei andern zu den Pharaonen hinaufreichenden Denkmälern, wird uns nicht nur die Namen vieler alten Könige mit ihren Gottheiten, sondern auch manche Haupt-, Neben- und Zeitworte der koptischen Sprache geben. Dr. Young täuschte sich also, wenn er die phonetischen Hieroglyphen für eine neue Erfindung hielt, und wenn er behauptet, sie seyen blos zum Schreiben von Eigennamen und zwar fremder Eigennamen gebraucht worden. De Guignes und namentlich Etienne Quatremère haben dagegen eine Thatsache von der größten Wichtigkeit aufgestellt, die seitdem durch das Lesen pharaonischer Inschriften unwiderleglich bewiesen wurde, daß nämlich die jetzige koptische Sprache dieselbe, wie die altägyptische zu den Zeiten des Sesostris ist.

Aus den angeführten Thatsachen über den Gang der Entdeckung muß man wohl den Schluß ziehen, daß Champollion der eigentliche Entdecker des phonetischen Systems ist. Discussionen über die Priorität einer Entdeckung würden nie bitter werden, selbst unter dem Einfluß von Nationalvorurtheilen, wenn man nach bestimmten Regeln über diese Priorität entscheiden könnte, allein in dem einen Falle ist die erste Idee Alles, in dem andern liegt die Hauptschwierigkeit in den Details, und manchmal besteht das Verdienst weniger in der Theorie, als in ihrer Auseinandersetzung. Dr. Young hat, de Guignes' Memoire ganz bei Seite gelassen, allerdings vor Champollion vermuthet, daß die ägyptischen Hieroglyphen manchmal phonetisch seyen, aber der Beweis für den phonetischen Werth, welchen Young den verschiedenen Hieroglyphen beilegte, beruhte auf ganz falschen Lesungen, denn er täuschte sich ganz, hinsichtlich des Umstandes, daß Ein Zeichen ein oder zwei Sylben bedeuten könne. Indeß bleibt ihm in der Geschichte der Entdeckung der Hieroglyphen immer derselbe Ruhm, wie Kepler und Borelli in der Geschichte der Gravitationstheorie.

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst.

3. Einrichtung des schwedischen Heeres. — Fernerer Aufenthalt. — Rückreise.

Ich will nun noch eine Erläuterung geben über die Art, wie das schwedische Heer zum Theil so ganz abweichend von andern zusammengesetzt ist.

Das Heer hatte zwei verschiedene Bestandtheile in Hinsicht der Formirung und Ergänzung. Ein Theil der Truppen war geworben und auf 6 Jahre verpflichtet, der andere eingetheilt; das erstere bedarf wohl keiner Erläuterung. Eingetheilte Truppen aber sind jene, welche seit Karls XI Zeiten von den Grundeigenthümern direkt gestellt und erhalten werden, statt daß im übrigen Europa jene Geldbeiträge liefern, wodurch die Regierung in den Stand gesetzt wird, die auf irgend eine Art sonst erhaltene Mannschaft zu kleiden und zu unterhalten. Jeder Eigenthümer von einer gewissen Fläche Landes oder zwei mit einander haben entweder einen Infanteristen oder Reiter mit dem Pferde zu stellen, demselben eine eigene Wohnung und so viel Feldbau zu geben, daß er davon leben kann. Sie müssen demselben die vorschriftsmäßige Kleidung geben, Waffen aber bekommt er vom Staate.

Der Bauernhof, der einen Reiter stellt, heißt in dieser Beziehung Rusthåll, der Bauer Rustbållare. Der einen Infanteristen stellt Rotbållare.

Die Gemeinen werden so lauter ansässige Eigenthümer. Wer konfirmirt ist, darf heirathen. Alle Mitglieder eines Regiments wohnen in dem Bezirk, von dem das Regiment den Namen trägt; jedes Bataillon, jede Kompagnie hat wieder ihren Unterbezirk, in dem auch alle Unteroffiziere angesessen sind, und die Offiziere, deren jeder gleichfalls eine eigene Besitzung hat und keine Geldzahlung erhält, außer im Kriege die für den Feldetat bestimmte Solderhöhung; die Offiziere können ihre Besitzung verpachten, und in einer Stadt oder anderem Ort ihres Bezirks leben. Die Ländereien der Offiziere wurden unter Karl XI nach Verhältniß ihrer Dienstgrade und dem muthmaßlichen Ertrage vertheilt; seitdem aber hat manches Besitzthum gute Landwirthe gehabt, ein anderes ist fortwährend vernachlässigt worden, so kann es denn jetzt kommen, daß ein Lieutenant in einem Regiment ein besseres Diensteinkommen hat als sein Major, es kann kommen, wenn er Hauptmann wird, wo er ein anderes Eigenthum beziehen muß, er einen Rückschritt im Einkommen macht, jedoch sind solche Fälle selten. Beim Verkauf der Dienststelle richtet sich der Preis natürlich nach dem Geldertrage der Besitzung, nicht nach dem Dienstgrade allein, wie bei den geworbenen Regimentern.

Alle Sonntage versammeln sich die Abtheilungen zur Kirchenparade, dann werden sie von ihren Offizieren gemustert. Einmal jährlich sind Uebungen erst kompagnie- und eskadronsweise, dann im Regiment, gewöhnlich vier Wochen im Ganzen. Während dieser Zeit müssen die für die Erhaltung sorgen, die die Leute stellen, auch bei größern Entfernungen sie auf Wagen zum Versammlungsorte führen.

Im Kriege erhalten die Truppen die Zahlung vom Staate, die Besitzung bleibt der Familie zum Genusse, bis der Mann stirbt, oder nicht mehr dienstfähig ist; häufig ist dann sein Schicksal traurig; Versorgungshäuser für alte und invalide Soldaten hat Schweden nicht. Nur Pommern hatte ein Invalidenkorps für die zwei deutschen Infanterieregimenter. Wadstenahus, eine Versorgungsanstalt, wurde von Gustav III aufgehoben, und er bestimmte Geldpensionen, die mindeste zu 2½ Reichsthaler jährlich, die höchste zu 15 Reichsthaler.

Wollte man der Ansicht Raum geben, daß bei der dargestellten Einrichtung keine guten Soldaten gebildet werden könnten, so hat des Stifters Nachfolger sehr bald nach der Entstehung den Russen bei Narwa einen blutigen Gegenbeweis geführt, und überall haben die Schweden den Ruhm eines kriegerischen und tapfern Volkes bewährt. Den eingetheilten Infanterieregimentern ist in jeder Beziehung der Vorrang über den geworbenen zuzugestehen, so viel ich erkennen konnte während einer langen Dienstzeit in einem Regiment letzterer Art. Ob aber eine solche Art, das Heer zu erhalten, das Land weniger drückt, darüber ist man zwar auch in Schweden nicht einig, doch erscheint in einem wenig bevölkerten Lande der Ackerbau so am leichtesten vermehrt zu werden, wie die Bevölkerung, da jeder Soldat heirathen kann und darf. Der Fleißige kann sich etwas erwerben und zurücklegen, und während man in andern Ländern als ein Mißgeschick betrachtet, zum Soldaten ausgehoben zu werden, und sich mit mehrern Hunderten gern davon loskauft, so ist in Schweden gerade der umgekehrte Fall, darum bilden diese Truppen auch den Kern des schwedischen Heeres.

Im Ganzen hatte Schweden, außer den Marinesoldaten, dem Trabantentrupp, einem Trupp Adelsfahne, Feldmesser und deutsche Invaliden, 49 Regimenter und 1 Bataillon, davon 45 gewordene, nämlich

Digitized by Google

4 Artillerie-, 2 Kavallerie-, 8 Infanterie- und 1 Fortifikationsregiment. Eingetheilte 54 und 1 Bataillon, davon 25 Regimenter und 1 Bataillon Infanterie, 9 Kavallerie. Im Ganzen Infanterie 55, Kavallerie 11 Regimenter. Etwa 12,000 Mann geworbene, 50,000 eingetheilte Soldaten. Man rechnete im Kriege diese Anzahl verdoppeln zu können. Brigadeintheilungen fanden sich nur zwei, jede aus drei Regimentern von verschiedenen Waffen bestehend, die Leibregimentsbrigade, deren Chef und Kommandeur der Herzog von Südermannland war, und die Nylandsbrigade, deren Chef der Graf Moritz Klingspor, Generalinspektor aller Truppen in Finnland. Alle andern Regimenter waren jedes für sich selbstständig, und berichteten an den Generalgouverneur der Provinz oder nach Stockholm ans Kriegskollegium. Die Generalität der Armee bestand aus 1 Feldmarschall, dem Fürsten von Hessenstein, früher Generalgouverneur von Pommern, natürlichen Sohn des Königs Friedrich aus dem Hause Hessen-Cassel, der mit Ulrika Eleonore, der Schwester Karls XII, verheirathet war, 5 Generalen, 14 Generallieutenants, 12 Generalmajoren. Generalsbezahlungen gab es im Frieden keine, sie mußten daher eine zweite Brodstelle haben. So war der älteste der drei Generale, die den Rang über den Generallieutenant haben, Swen af Winklerfeldt, Obrist bei der Fortifikation, während der Generallieutenant Mannerskants, der als General einen Grad unter ihm stand, Direktor und Generalquartiermeisterlieutenant der Fortifikation war, und ihm in dieser Eigenschaft befehligte. Der zweite General, Klingspor, kommandirte eine Brigade, der dritte, Toll, nur 1 Regiment. Sechs Generallieutenants waren bloß Befehlshaber von Regimentern. Von den Generalmajoren war sogar einer, Baron Köhler, nur Obristlieutenant beim Regiment Calmar, dessen Befehlshaber Obrist von Tavast war. Der General stand daher im Regiment unter dem Obrist, der ihm in militärischen Verhältnissen außer dem Regiment hätte gehorchen müssen. Ein seltsames Verhältniß, das aber vielfach stattfand. Man mußte Dienst leisten in dem Grade, in dem man bezahlt war in einem Regiment, unbeschadet des höhern Titels in der Armee, wie man es nannte, womit der König nach Wohlgefallen begnadigen konnte, und besonders die begnadigte, die den Titel seiner Adjutanten hatten. Ein General konnte daher ernste und strenge Verweise erhalten von einem Obrist, ein Major in der Armee von einem Hauptmann oder ältern Lieutenant im Regiment, und Arreststrafen, während außer dem Regiment das Verhältniß sich umkehrte. Das war eine Eigenthümlichkeit, die viel Unzweckmäßiges hatte, aber man war daran gewöhnt, und der König hatte eigentlich keine andern Mittel zu begünstigen. Pensionen gab es so zu sagen nicht, da sie nach dem Maßstabe stattfanden, wie die der Gemeinen, die 2½ Reichsthaler jährlich, höchstens 15 Reichsthaler bekommen konnten im Fall einer Verkrüppelung, und da die Stellen, die Gehalt trugen, alle mit dem Opfer einer Kaufsumme erlangt waren, so konnte wohl ein Vergehen, doch nie des Königs Willkür entfernen: selbst im ersten Fall fand immer wenigstens einiger Ersatz der Kaufsumme statt durch den Nachfolger, der in dem nächstfolgenden Grade stehen mußte. Nur wenn der König die Summe hätte zahlen wollen, die man Afterdsumme nannte, konnte er eine vortheilhafte Gunst gewähren, da man aber eine Kompagnie gewöhnlich mit 8000 Reichsthalern bezahlte, ein Regiment mit 12,000, so haben Schwedens Könige nie jemand also begnadigt. Gustav III scheint es einmal beabsichtigt zu haben.

Die Flotten Schwedens hatten 1 Großadmiral, den Herzog von Südermannland, 1 Admiral, Lagerbielke, 6 Viceadmirale, 11 Kontreadmirale, 2 Generaladjutanten. Kein Staatsdienst gab den Titel Exzellenz, nur wer Reichsherr war, deren es damals 23 gab, davon fünf im aktiven Militär, erhielten diese Ehrenbenennung. Auch der Adel war nie Folge einer hohen Militär- oder Civildienststelle, oder eines Ordensbesitzes; der siebente Generallieutenant z. B., Mis Mannerskants, Großkreuz des Schwertordens, hatte nicht das Adelsprädikat, auch die Generalmajore und Schwertordensritter Lagerhjelm, Landberg und Ehrenroth, Großkreuz desselben Ordens, waren weder adelig von Geburt, noch geadelt durch ihre Stellen, Orden oder Gnade des Königs.

Die Artillerie hatte drei verschiedene Formationen, reitende, fahrende und fußgehende. Herzog Karl von Südermannland ließ als Regent zuerst eine reitende Batterie errichten durch den vor einigen Jahren in Stockholm als General gestorbenen von Carbell. Sehr bald hatte diese reitende Batterie bei Manövern mit andern Truppen in der Umgegend von Stockholm auf dem allerbergigsten Terrain sich durch ihre Beweglichkeit und die Raschheit ausgezeichnet, mit der sie überall der leichten Reiterei folgte. Als Gustav Adolph IV zur Regierung kam, ließ er diese damals in Stralsund stehende reitende Artillerie auflösen, um nach ein paar Jahren dieselbe Batterie von demselben Chef mit neuen Kosten wieder beritten machen zu lassen. Später wurde ein Theil der Fußartillerie in fahrende umgeschaffen, was wohl verdiente mehr und allgemeiner nachgebildet zu werden. Zum Felddienst ist die fahrende Artillerie zweckmäßiger als die fußgehende, und bei fast gleicher Schnelligkeit viel weniger kostspielig als die reitende. Bei der reitenden Batterie ritten drei Mann zur Bedienung auf den Handpferden und sechs folgten zu Pferde. Trainknechte hatte man keine, Alle waren geübte Artilleristen. Bei der fahrenden Artillerie ritten drei Mann zur Bedienung auf den Handpferden, drei Mann saßen auf der Protzkiste, zwei auf der Lafette. Die fahrende Artillerie braucht und kostet mithin nur sechs Pferde, wo die reitende zwölf kostet. Schneller springen fünf Mann von den Kanonen als von den Reitpferden, die überdem nach dem Absitzen noch gekuppelt werden müssen. Noch rascher bewerkstelligt sich das Aufsitzen auf die Kanone. Wo nun gar die Kanonen noch von Trainknechten geführt werden, die nichts von dem Dienst der Kanoniere verstehen, muß natürlich noch öfter eine Kanone aus Mangel an Bedienung aufhören zu feuern. Der König Karl XIV, ein kenntnißreicher und ausgezeichneter Militär, verkannte auch diese Vortheile nicht, und außer einer Batterie reitender Artillerie und der in den Festungen ließ er alle Batterien in fahrende umschaffen während er noch Kronprinz war. Unter seinem Befehl 1845 in Deutschland und unter dem General von Carbell, namentlich in der Schlacht von Dennewitz, hat sich die schwedische Artillerie, das einzige von den Truppen jenes Staats anwesende Korps, besonders ausgezeichnet durch seine Schnelligkeit und vortreffliche Bedienung, und außer der englischen hat sie wohl die zweckmäßigsten Einrichtungen. Die ganze Feldartillerie, außer der reitenden, besteht aus eisernen gegossenen Geschützen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die französische Handelsmarine besaß nach offiziellen Dokumenten im Jahre 1835 1 Schiff von 1000 Tonnen;*) 2 von 800; 2 von 7 bis 800; 1 von 6 bis 700; 11 von 5 bis 600; 44 von 4 bis 500; 187 von 3 bis 400; 539 von 2 bis 500; 1200 von 1 bis 200; 1485 von 60 bis 100; 1057 von 50 bis 60; 10,518 von 50 Tonnen und darunter; im Ganzen 15,025 Schiffe mit 647,107 Tonnen.

*

Die französische Regierung zahlt nachstehende Summen an die verschiedenen Theater in Paris als Unterstützung: Die große französische Oper oder Akademie erhält in Allem 690,500 Franken. Die italienische Oper 71,200 Fr. Die komische Oper 186,000 Fr. Das Theatre français 206,000 Fr.: hier belaufen sich noch überdieß die Pensionen auf 59,000 Fr.

*

Das Geschlecht der großen Blumenliebhaber ist in den Niederlanden noch nicht ausgestorben; kürzlich kaufte ein Hortikulturist zu Amsterdam, Herr Vanderminck, früher Kapitän in der holländischen Marine, eine von dem Gärtner Patrir in Gent gezogene neue Tulpe um 16,000 Fr.

*

In London kommt jetzt eine Gemäldesammlung, die einem Herrn Aders gehört, zum Verkauf: sie soll namentlich viel niederländische Stücke von Jan Hemlinck, Hubert und Jan van Eyck, Lucas von Leyden, außerdem Manches von Lucas Cranach und Albrecht Dürer enthalten; alle vortrefflich erhalten.

*

Die Gesammtzahl der periodischen Schriften in Schweden beträgt 105, wovon 16 im verflossenen und 6 in diesem Jahre begannen; 27 davon erschienen in Stockholm, 7 in Gothenburg und 5 zu Upsala.

*) Dieß ist vielleicht ein Fehler: im Text heißt es 1 von 800 und dann wieder 2 von 800, was gewiß falsch ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 224. 12 August 1835.

Ueber die Straßen der alten Peruaner.

Ein Herr Gillies, der sich im Jahre 1825 in dem Thale zu Uspallata befand, sah dort die Reste des schon seit langer Zeit Camino del Inga genannten Weges. Dieser war noch so gut erhalten, daß man die Richtung desselben in seiner ganzen Breite auf eine gute Strecke verfolgen konnte, obgleich sehr zu vermuthen ist, daß er seit der Eroberung des Landes durch die Spanier nur von wenigen Reisenden betreten wurde. Er fand ihn allenthalben 15 Fuß breit, und die Oberfläche bestand aus Kies und kleinen Steinen, die den Weg für alle Zwecke der Verbindung hinreichend fest machten in einem Lande, wo er so wenig von den Elementen zu leiden hat, wo das Volk alle seine Reisen zu Fuße macht, und keine andern Lastthiere besitzt, als Lamas und Alpacas, von denen wahrscheinlich nie eines die Reisenden so weit aus ihrem Heimathlande begleitete. Höchst auffallend war, daß sich keine Gesträuche hier fanden, außer wo ein Bergwasser nahe gelegene Sträucher mit sich führte, die dann hier Wurzel faßten: außer diesen und einigen Grasbüscheln zeigte die Oberfläche keine Vegetation, was nicht so außerordentlich ist, als es scheint, da es in dem Thale von Uspallata selten regnet und fast kein Thau fällt, so daß überhaupt hier nur eine ärmliche Vegetation herrscht. Dennoch aber tritt die Straßenlinie auffallend vor dem umliegenden Lande vor, namentlich wenn man sie von der Höhe Punta del Cerro Negro aus betrachtet; man kann sie hier, so weit das Auge reicht, in der Richtung von Nordwest verfolgen, da allenthalben, wo nicht fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstanden, die gerade Richtung eingehalten ist, selbst wo man Unebenheiten des Bodens mit einem unbedeutenden Umweg hätte vermeiden können.

Man kann die Straße durch das ganze Thal von Uspallata, das sich am Rio de San Juan endigen soll, über 20 geogr. M. gegen Norden, und südwärts bis zum Thale Tenuyan unter 34° S. B. verfolgen. Hr. Gillies sah sie zwar weiter hin nicht selbst, ist aber aus manchen Umständen überzeugt, daß sie noch viel weiter südlich sich erstreckt.

Die ältern spanischen Schriftsteller geben an, daß von Cusco aus eine doppelte Straßenlinie über 500 Leguas weit nach Quito lief, die eine in der Ebene, wo der sandige, lockere Boden große Schwierigkeiten dargeboten haben soll, die andere über die Gebirge, wo Berge geebnet und Thäler ausgefüllt wurden; die letztere zog man im Sommer vor. Diese Straßen waren 25' breit, und hatten in regelmäßigen Entfernungen Paläste, Vorrathshäuser und andere Wohnungen für die königlichen Hausbeamten und die Erheber der Abgaben. Von Cusco führten diese Wege südlich, theilten sich in mehrere Arme, von denen einer nach Potosi und von da als der sogenannte Camino del Despoblado längs der Cordilleren von Salta über La Rioja, San Juan und Mendoza ging. Dieß ist derselbe, dessen Reste man im Thale von Uspallata sieht. Diese Straße muß zur Verbindung mit den Araucanern und den Stämmen auf der Ostseite der Cordilleren gegen das Südende Amerika's zu gedient haben, obwohl diese von ganz verschiedener Race sind, und auch eine von der Quichoasprache, d. h. von der peruanischen ganz abweichende Sprache reden. Der Grund, weßhalb man diese Straße auf dem Gebirge jeder andern vorzog, mag wohl in dem größern Reichthum an Wasser und andern Reisebedürfnissen liegen, die auf der Ostseite an manchen Orten sehr selten sind, und auf der Westseite auf der ganzen Strecke der Wüste von Atacama völlig fehlen. Zudem mochte der Weg auf den Gebirgen theils sicherer, theils für die Verbindung mit den Nationen auf beiden Seiten der Anden bequemer seyn. Die Größe dieser Straße, so wie die Sorgfalt, die man auf ihren Bau verwandte, beweisen, daß der Verkehr mit diesen Nationen bedeutend gewesen seyn muß, und geben einen hohen Begriff von der Civilisation der Peruaner vor der Eroberung durch die Spanier.

Auch jetzt noch hängen die Indianer von Peru so hartnäckig an den Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren, daß sie das Reisen zu Fuße jeder andern Art zu reisen vorziehen, und durch fortdauernde Uebung sehr weite Reisen in kurzer Zeit, ohne Erschöpfung und mit sehr wenig Nahrung, zurückzulegen im Stande sind. Diesem Umstand kann man es hauptsächlich zuschreiben, daß die spanischen Befehlshaber während des Unabhängigkeitskriegs diesen Theil Südamerika's so lange behaupteten; fast ihr ganzes Fußvolk bestand aus Indianern, mit denen sie so lange und schnelle Märsche machen konnten, daß sie dadurch in diesem Berglande die Absichten ihrer Feinde ohne Mühe vereitelten. Einige dieser Indianer, die man im Süden Cholos nennt, reisen jetzt noch manchmal auf dieser Bergstraße von Peru nach Chile, Mendoza und andern Orten, wo sie einen kleinen Handel mit

Digitized by Google

Gummi, vegetabilischen Produkten ihres Landes und einigen Manufakturartikeln treiben.

Diese Straße wird auch noch in einem großen Theile ihrer Ausdehnung von den Einwohnern von Mendoza und San Juan betreten, welche Maulthiere, Branntwein u. dgl. zum Verkauf nach Oberperu oder Bolivia bringen, wie es jetzt heißt. Sie halten diesen Weg für den geradesten und besten, weil sie Wasser, Holz und Weide für ihre Maulthiere in Menge finden, und daenm wird sie in späterer Zeit auch wieder stark besucht werden. Diese Straße wird an mehrern Punkten von den Pässen durchschnitten, die über die Anden führen, unter denen, nördlich von dem Thale Uspallata, namentlich der Paß Los Patos anzuführen ist, auf welchem San Martin vor der Schlacht von Chacabuco mit seiner Armee von Mendoza nach Chile zog. Weiter nordwärts sind die Pässe von San Juan nach Coquimbo, von La Rioja nach Copiapo, welcher letztere Ort an der Südgränze der Wüste von Atacama liegt; in dem El Despoblado genannten Theile wird er von dem Weg durchschnitten, der von Salta nach Cobija an der Nordgränze der Wüste von Atacama führt. Dieser letztere Ort ist unter dem Namen El Puerto Lamar zu einiger Wichtigkeit gelangt, weil ihn die bolivische Regierung zu einem Freihafen machte, um nicht die schweren Durchgangsgebühren zahlen zu müssen, wenn die Waaren über Arica und andere zwischenliegende Häfen eingeführt werden, die alle der Republik Peru gehören. Cobija ist der einzige Ort, durch den Bolivia mit dem stillen Ocean in Verbindung steht, trotz der fast gänzlichen Zollfreiheit aber will er nicht gedeihen, und er wird wohl nie ein Ort von Bedeutung werden, da es an Wasser für Menschen und Vieh fehlt.

Scenen aus dem portugiesischen Kriege.

8. Marschall Solignac's Kommando.

(Fortsetzung.)

Zwei englische Offiziere, die in den Gefechten am 24 Jan. verwundet worden waren, starben um diese Zeit, und wurden unter einem großen Zulauf von Menschen auf dem Kirchhofe der englischen Kapelle beerdigt. Ich kann hier nicht umhin, einen auffallenden Charakterzug der Portugiesen aller Klassen zu erwähnen, nämlich die Achtung, welche sie den gottesdienstlichen Gebräuchen und Meinungen der unter ihnen wohnenden Fremden zollen. Es ist freilich Mode, sie intolerant und fanatisch zu heißen, dieß ist aber eine grobe Verleumdung. Ich bin mit allen Klassen des Volks bekannt worden, bin bei dem Feste des Reichen und Adeligen gesessen, wie bei dem geringen Mahl unter dem Dache des Bauern, und bei meinen mannichfachen Einquartirungen in Oporto, Lissabon und andern großen Städtrn, so wie bei Ausflügen ins Innere, fand ich immer, daß man bei gewöhnlicher Artigkeit und bei gebührender Achtung ihrer Sitten und Gebräuche stets einer in andern Ländern unbekannten Aufmerksamkeit und Gastfreiheit sicher seyn konnte. Die Treue eines portugiesischen Dieners gegen seinen Herrn ist sprüchwörtlich, und er ist einer Anhänglichkeit fähig, die alle Unfälle überdauert, und ihn oft den Jammer der Verbannung erdulden läßt.

Durch das Mißlingen der Absicht, sich einen sichern Landungsplatz zu verschaffen, nahm der Mangel in sehr hohem Grade zu, und die Kavalleriepferde wurden bald zu wahren Skeletten. Abtheilungen wurden innerhalb unserer Linien nach allen Richtungen ausgesendet, um selbst das umherwachsende Gestrüpp abzuschneiden, das gerieben und den Pferden als Futter vorgeworfen wurde: so sehr fehlte es an Heu und Korn. In Portugal wird wenig Hafer gebaut, und das gewöhnliche Pferdefutter in den nördlichen Provinzen ist Mais und Maisstroh. Das erstere macht auch die Hauptnahrung des Volkes aus, und das Brod ist, so lange es noch neugebacken, eine sehr angenehme und nahehafte Speise. Der Mangel an Pferdefutter war damals für die ärmern Einwohner der Stadt und der Umgegend vielleicht eine härtere Geisel, als Alles andere Unglück dieser langwierigen Belagerung. Reitertrupps zogen bald mit, bald ohne Vollmacht, nach allen Richtungen aus, um nach Mais zu suchen, den die Bauern verbargen, denn er war ihr einziger Lebensunterhalt, dennoch wurde er ihnen, wo man solchen immer fand, mitleidslos entrissen. Bei der sichern Aussicht mit seiner Familie zu verhungern, leistete auch wohl der Eigenthümer den Plünderern Widerstand, was aber die Sache nur schlimmer machte, denn nun war ein Vorwand gegeben, dem Unglücklichen Alles zu nehmen, und noch dazu ihn und seine Familie brutal zu mißhandeln. Oft noch wurde durch diese Thiere in Menschengestalt, wenn sie betrunken waren, der Bauer baebarisch ermordet. Oft war ich Zeuge, wie man einer verhungernden Familie ihr letztes Mahl nahm, und konnte nicht helfen, denn Menschlichkeit war eine Schwäche, die in dieser Befreiungsarmee nicht geduldet wurde.

Die Unzufriedenheit der Engländer wuchs mit den Entbehrungen, der Strenge der Witterung und dem Mangel an angemessener Kleidung namentlich an Schuhen: da auch vollends ihr kleiner Sold Monate lang im Rückstand war, so kamen so zahlreiche und so ernste Insubordinationsfälle vor, daß die Sicherheit Oporto's dadurch mehr als Einmal gefährdet wurde. Einmal namentlich weigerte sich eines der vier britischen Regimenter, das unter Major Popham Hill in dem Schlosse von Foz stand, die Außenposten abzulösen oder überhaupt irgend einen Dienst zu thun, bis ihre Beschwerden gehoben seyen. Die Regierung schickte sogleich den Major Brownson mit seinem Regimente nach der Scene des Tumults ab, und dieser fand bei seiner Ankunft Alles in Verwirrung, da die Offiziere von Major Hills Korps vergebens die Aufrührer zu beschwichtigen gesucht hatten, und diese im höchsten Grade erbittert und zum Theil betrunken, jedem Rache drohten, der sich einmischen würde. Major Brownson, welcher die Nothwendigkeit entschiedener Maßregeln sah, wenn nicht das ansteckende Beispiel sich weiter ausdehnen solle, betrat mit zwei oder drei Offizieren, die ihn nicht allein gehen lassen wollten, ihr Quartier, und versprach ihre Beschwerden zu hören, und sein Aeußerstes anzuwenden, sie abzustellen, wenn sie augenblicklich zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten. Kaum hatte er das erste Wort gesprochen, als mehrere der Rä-

Digitized by Google

delsführer die Gewehre auf ihn anschlugen: einer derselben drückte ab, allein das Gewehr versagte, und ehe er noch sein Bajonnett gebrauchen konnte, versetzte ihm Major Brownson einen Hieb über den Kopf, der ihn zu Boden streckte. Diese rasche Entschlossenheit verfehlte ihre Wirkung nicht, und die Gewohnheit des Gehorsams gewann die Oberhand, der Befehl sich in Ordnung zu stellen wurde rasch vollzogen, und die Leute marschirten ohne weiteres Murren nach den Kasernen von Santo Ovidio, dem früheren Quartier des Majors, unter dem Befehl ihrer eigenen Offiziere ab. Auch dieser wichtige Dienst Major Brownsons ging unbeachtet vorüber, und er erhielt nicht Einmal einen Dank für sein muthiges Benehmen.

Die fortgesetzte üble Behandlung dieser getäuschten Menschen nöthigte endlich den Oberst Williams, dem französischen Maeschall aufzuwarten, ihm die Sache vorzustellen und um Abhülfe zu bitten. Marschall Solignac entsprach hier nicht der in ihn gesetzten Erwartung; er behandelte Oberst William unhöflich, und sagte ihm, er habe 10,000 Bajonnette, um die Engländer zur Ordnung zu bringen, wenn sie noch einmal rebellirten. Diese Drohung des Marschalls wäre nicht leicht auszuführen gewesen, denn die französischen und englischen Hülfstruppen waren in ihren Klagen so einstimmig, und es bestand zwischen ihnen ein so gutes Einverständniß, daß im ersten Augenblick, wo man gegen die einen hätte Gewalt brauchen wollen, die andern sich angeschlossen hätten, um Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Das stark befestigte Schloß Foz beherrscht die Barre von Oporto, auf dem entgegengesetzten Ufer aber erstreckte sich eine Sandbank, die Cabodello-Spitze genannt, weit in den Fluß hinein, und nahe am Wasser hatten die Migueliſten eine kleine Redoute aufgeworfen und mit einigen Feldstücken besetzt, die unterstützt von einer Anzahl Schützen jede Einfahrt hinderte. Von dieser Redoute aus so wie von zwei andern stärkern Batterien auf den umliegenden Höhen, wurde das Schloß und die Stadt fortwährend beschossen, und die letztere war bald auf dieser Seite in einen Trümmerhaufen verwandelt. Durch die großen Belohnungen angelockt wagten sich viele in dunkeln Nächten über die Barre hinaus, und holten Mundvorräthe aus den auswärts liegenden Schiffen; sie waren zwar stets durch ein heftiges Feuer des Schlosses und einer Abtheilung Infanterie am Ufer gedeckt, doch kamen manche dabei ums Leben. Das Schloß Foz wurde auch der Hauptpunkt der Ausreißer und viele Engländer desertirten, weil man von hier aus leicht zum Feinde hinüber kommen konnte. Die migueliſtischen Soldaten forderten häufig aus sicherer Entfernung unsere Leute dazu auf, und hielten ihnen mächtige Stücke Fleisch entgegen, eine große Lockspeise für hungernde Leute, die durch kein besonderes Band an ihren jetzigen Dienst geknüpft waren. Der Obergeneral der Migueliſten war damals Visconde de Santa Martha, der ein tapferer Mann und ein erfahrener Soldat seyn soll, noch vor Ende März aber mußte er dem Conde Sao Lourenço weichen, der ein persönlicher Freund Don Miguels und von dem gesammten portugiesischen Adel unterstützt war.

(Fortsetzung folgt.)

Die pneumatische Eisenbahn.

Man sammelt jetzt in England Actienunterschriften zu einer sogenannten pneumatischen Eisenbahn, deren Unternehmer einen großen Lärmen von den mächtigen Vortheilen derselben vor den gewöhnlichen Eisenbahnen machen. Diese Vortheile würden auch wirklich sich ergeben, und eine bedeutende Ersparniß im Bau der Eisenbahnen eintreten, wenn nur nicht der ganze Grundsatz, auf dem die neue Erfindung beruht, sich als falsch bewiese. Man hat bisher zur Fortschaffung der Wagen hauptsächlich zweierlei Dampfmaschinen angewendet, stehende und bewegliche. Die letztern sind die gewöhnlichen, und bilden den ersten Wagen des Zugs, haben aber das Nachtheilige, daß nicht nur die heftige Reibung bei dem schnellen Fahren, sondern auch das bedeutende Gewicht der Maschine selbst theils größere Kosten, theils verminderte Einnahme zur Folge haben. Die feststehenden Dampfmaschinen, ein System, nach welchem man auch die Liverpooler Eisenbahn zu bauen vorsieng, werden in bestimmten Entfernungen von einander aufgestellt, die Triebkraft derselben treibt ein Rad, um welches sich ein mit den Wagen in Verbindung stehendes Tau aufwindet, wodurch denn das Fortziehen der Wagen bewerkstelligt wird. Die Nachtheile dieser Methode, die wir nicht näher aufzählen können, sollen nun durch folgende von einem Herrn Pinkus gemachte Erfindung, die aber, wie das Mechanics Magazine behauptet, keineswegs neu und schon einmal fehlgeschlagen ist, vermieden werden. Herr Pinkus will eine mehrere Meilen lange ganz luftdichte Röhre bauen, an deren einem Ende eine durch eine Dampfmaschine getriebene Luftpumpe angebracht werde; durch das Auspumpen der Luft soll der am andern Ende befindliche Kolben oder Stöpsel, der nur eben genug Spielraum hat, um sich in der Röhre fortbewegen zu können, vermöge des Drucks der atmosphärischen Luft in dem luftleer gewordenen Raum der Röhre fortgeschoben werden, und ein am Ende des Kolbens angebrachtes durch die Röhre fortlaufendes Seil soll an die Wagenreihe befestigt werden und die Fortschaffung derselben bewirken. Herr Pinkus verspricht Wunder von der Maschine, die unnöthig machen würde, Eisenbahnen möglichst in der Ebene zu führen, Tunnels deßhalb zu graben u. dgl., da dieselbe eben sowohl die Wagen bergan als auf der Ebene fortziehen könne.

Abgesehen von der großen Schwierigkeit, ja der halben Unmöglichkeit, eine mehrere Meilen lange metallene, so gleichförmige Röhre zu bauen, daß keine atmosphärische Luft neben dem Kolben eindringen könnte, hat man nachgewiesen, daß die Luftpumpe in einer so bedeutenden Entfernung gar nicht oder doch so schwach wirke, daß an ein Fortschaffen großer Lasten gar nicht zu denken ist.

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst.

3. Einrichtung des schwedischen Heeres. — Fernerer Aufenthalt. — Rückreise.

(Fortsetzung.)

Unter dem jetzigen König Karl Johann hat das schwedische Heer, außer daß keine deutschen und finnischen Regimenter mehr zu demselben zählen, wesentliche Veränderungen erfahren, und Verbesserungen, die sehr zweckmäßig erscheinen. Es sind die Regimenter mehr auf gleiche Stärke gesetzt, und es ist noch ein dritter Bestandtheil eingeführt durch Aushebung nach französischer Art. Es hat dieß freilich im Anfange sehr große Unzufriedenheit erregt, in manchen Gegenden selbst nicht unbedeutende Unruhen, die dem Könige unangenehme Besorgnisse erregten, doch jetzt hat sich bereits die Nation darein gefunden und ergeben.

Die Zusammenstellung des Heerbestandes unter Karl Johann möchte vielleicht von einigem Interesse seyn, weßhalb ich eine Uebersicht des letztern hiebei folgen lasse.

Die schwedische Infanterie besteht jetzt aus folgenden Regimentern und Bataillonen:

1) 1stes Regiment Leibgarde zu Fuß	1200	Mann in	2	Bat.
2) 2tes — — — .	1200	—	2	—
3) 3tes — Leibgrenadier . .	500	—	1	—
4) 1stes Leibgrenadier-Regiment .	1800	—	3	—
5) 2tes — — . .	1800	—	3	—
6) Regiment Upland	1800	—	3	—

Digitized by Google

	Transport	8500	Mann	24	Bat.
7)	Regiment Südermannland . . .	1800	Mann in	5	Bat.
8)	— Westmannland . . .	1800	—	5	—
9)	— Dal	1800	—	5	—
10)	— Helsingen	1800	—	5	—
11)	— Nerike	1800	—	5	—
12)	— Wermeland	1800	—	5	—
13)	— Westerbotten . . .	1800	—	5	—
14)	— Westgöthа ock Dal . .	1800	—	5	—
15)	— Bohuslehn	1800	—	5	—
16)	— Jönköping	1800	—	5	—
17)	— Kalmar	1800	—	5	—
18)	— Kronoberg	1800	—	5	—
19)	— Elfsborg	1800	—	5	—
20)	— Skaraborg	1800	—	5	—
21)	Norderschonsches Reg. (Norra skanska)	1800	—	5	—
22)	Söderschonsches Reg. (Södra skanska)	1800	—	5	—
23)	Regiment des Königs	1200	—	3	—
24)	Smålands Infanterie-Bataillon .	500	—	1	—
25)	Hallands — — . .	500	—	1	—
26)	Stockholms Bewehrung . . .	1800	—	5	—
27)	Regiment Wermland } Jäger	1800	—	5	—
28)	— Jemtland }	1800	—	5	—
	Im Ganzen	44,800	Mann	75	Bat.

Von diesen Regimentern sind nur die beiden Leibgarden und des Königs Regiment geworben. Die Bewehrung Stockholms ist konstribirt.

Von allen eingetheilten Regimentern sind die ersten 2 Bataillone eingetheilt, das 3te ist durch Konskription ausgehoben und wird nur im Kriege mit herbeigezogen.

Die Infanterie hat mithin 28,000 Mann eingetheilte
5,600 Mann geworbene
und 13,200 Mann konstribirte Soldaten.

Jedes Bataillon besteht aus 6 Kompagnien, wovon eine Jäger, die Büchsen haben, und ein Seitengewehr, das als Bajonnett zu brauchen ist. Die andern Kompagnien haben die gewöhnliche Muskete, keinen Säbel wie unter den frühern Regierungen. Die beiden Jägerregimenter, Wermland und Jemtland, sind ganz mit Büchsen bewaffnet; die Bekleidung ist: Halbstiefel, einfache Pantalons, Frack mit einer Reihe Knöpfe, Tschako.

Die Reiterei besteht in 7 Regimentern und 1 Eskadron.

Garde zu Pferd	575 Mann	5	Eskadrons
1stes Leibregiment, Husaren . . .	500 —	4	—
2tes — —	500 —	6	—
Jemtlands Husaren	500 —	6	—
Schonsche Husaren	1000 —	8	—
Schonsche Karabiniere	1000 —	8	—
Kronprinz Husaren	800 —	8	—
Jemtlands Jäger zu Pferd . . .	100 —	1	—
	4776 Mann	44	Eskadrons

Die Garde zu Pferd und die Husaren des Kronprinzen sind geworben, 1175 Mann, und 5600 Mann sind eingetheilt. Die Reiterei ist alle leicht, selbst die Garde zu Pferd, und die Karabiniers, die größere Pferde haben, sind eben so exerzirt wie die mit kleinern Pferden; die Bewaffnung ist: krumme Säbel und zwei Pistolen, eine davon ist gezogen, die andere mit glattem Lauf, beide können an einen Kolben geschraubt werden, den der Reiter an einem Riemen trägt, und werden dann als Karabiner gebraucht. Auch die Karabiniers und die Jemtländischen Jäger haben weder Karabiner noch Stutzen, sondern nur Pistolen. Sie schießen aus denselben, wie die Infanterie aus ihren Gewehren, auch eine Art Kartätschenpatronen, die aus Schrot zusammengesetzt sind.

Die Artillerie besteht aus 5 Regimentern.

1)	Swea Artillerieregiment.	2 Bat. fahrende	1 Bat. zu Fuß	710	M.
2)	Göthа —	2 — —	2 — —	960	—
3)	Wender —	1 — —	1 Batterie reit.	720	—
	Summe:	1 Batterie reitende	5 Bat. fahrende	4 Bat. zu Fuß	2400	M.

Sämmtliche Artillerie ist geworben. Jedes Bataillon besteht aus 2 Batterien oder 4 Kompagnien. Eine Batterie hat 8 Geschütze, die ganze Artillerie 96, sollte aber auf 152 Stück Feldgeschütz vermehrt werden.

Außer den aufgezählten Truppen besteht auf der Insel Gothland eine Bewaffnung von Infanterie, Kavallerie und Artillerie; im Ganzen 2000 Mann. Das ganze Heer besteht also:

	Eingetheilt.	Geworben.	Konskribirt und sonstige Bewaffnung.	Summe.
Infanterie	28,000	5,600	13,200	46,800
Reiterei	5,600	1,175	—	4,775
Artillerie	—	2,400	—	2,400
	31,600	7,175	13,200	53,975

Oberste leitende Stelle für die Landtruppen ist das Kriegskollegium der Armee in Stockholm. Das Ingenieurkorps besteht aus der Fortifikation und der topographischen Abtheilung (Fältmättungskorps). In der Kriegsakademie zu Carlberg bei Stockholm werden 100 Zöglinge zum Land- und eben so viel zum Seedienste gebildet.

Für die Marine bestehen zwei Regimenter Seeartillerie zu 2000 Mann für die Kriegsflotte. Die drei Regimenter für die Scheerenflotte, welche geworben sind, betragen 2400 Mann, und 20,000 Mann sollen an den Küsten eingetheilt seyn.

Die Flotte besteht aus 10 Linienschiffen und 240 kleinern Fahrzeugen mit 4 bis 5000 Kanonen. Rechnet man zu obigen 53,975 die 24,000 Mann für die Flotte, so ist in Schweden bei einer Bevölkerung von 2,700,000 Menschen und 78,575 Soldaten ungefähr der 35ste Mann im Kriegsdienste.

Ein Uebelstand scheint es zu seyn, daß die Garden, denen die nächste Bewachung des Regenten anvertraut ist, aus lauter geworbenen Leuten bestehen, die den eingetheilten Soldaten in so vieler Hinsicht nachstehen. Gustav Adolph IV erkannte dieß bei seinem Regierungsantritt vollkommen. Er dachte darauf diesem abzuhelfen durch Bildung einer ausgezeichneten Truppe. Es wurde befohlen, daß jedes eingetheilte Regiment von jedem Bataillon 4 Mann abzugeben habe, die sich durch vorzügliche Aufführung und Straflosigkeit auszeichneten, so wie durch Leibeslänge, damals für eine Hauptsache mitgeachtet. Aus diesen Leuten wurde zu Drottningholm (Königseiland), ein Lustschloß unfern Stockholm, das Drottningholms-Bataillon gebildet, in geschmackvoller Uniform. Alle Gemeine und Unteroffiziere hatten doppelten Sold, eben so die Offiziere, die aus der ganzen Armee ausgewählt, jedoch ohne Rücksicht auf Größe, so viel möglich die vermögenlosesten, waren, die sich durch Talente und gutes Betragen auszeichneten.

Das Bataillon entsprach vollkommen dem, was man beabsichtigte. So lange es bestand, war nur Ein Mann bei demselben gestraft worden, endlich aber wurde es wegen seiner Kostspieligkeit abgeschafft. Bei einer großen Parade drückte der König seinen Dank aus, und sein Bedauern, daß die Auflösung sobald der Errichtung wieder folgen müsse. Jeder Mann erhielt eine viereckige silberne Ehrenmedaille am rothen Bande, mit Ausnahme des Einzigen, der eine Strafe erhalten hatte. Die Soldaten und Offiziere kehrten zu ihren frühern Regimentern zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Biblioteca italiana gibt eine detaillirte Schilderung von der Anwendung der Windmühlen auf die Bewegung der Seeschiffe, eine Erfindung des Ingenieurs Giuf. Bruscetti. Das Schiff hat zwei Schaufelräder, wie ein Dampfboot, und der Mechanismus der Windmühle ist so eingerichtet, daß der Wind, er mag herkommen, wo er will, das Schiff in der beabsichtigten Richtung vorwärts treibt.

*

Ein Erdfall fand kürzlich einige Meilen von St. Jean Pied de Port in dem Kirchspiele St. Jean le Vieux zwischen der Straße und dem Flusse Lansbihar statt: die eingesunkene Grube hat 200' im Umfange und ist 25 bis 30' tief. Dieß Ereigniß fand unter großem Geräusche statt, einer fernen Kanonade glich, und sich mehrmals wiederholte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Wibenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 225. 13 August 1835.

Amerikanische Skizzen.

(Von Adrian.)

1. Reisewonnen.

Wer mit Behaglichkeit und all dem Comfort zu reisen wünscht, an welchen wir auf den besuchten Straßen von Deutschland u. s. w. gewöhnt sind, wird in Amerika noch viel zu wünschen finden, und thut wohl, sofern er seine gute Laune nicht verlieren will, sich bei der Wahl der Orte und Gegenden, die er besuchen will, an einen wegkundigen Freund zu wenden. Wer aber nicht verwöhnt ist, reise nur aufs Gerathewohl weiter, und wenn es ihm ergeht, wie dem Freunde, dessen „Reisewonnen" wir eben erzählen wollen, so nehme er, wie dieser, die Sache von der möglichst heitern Seite.

In Cheshire, erzählte uns derselbe, war ich in ein überfülltes Gasthaus gekommen, und hatte es durch die Umsicht und Thätigkeit eines verschmitzten Aufwärters dahin gebracht, daß ich nicht nur ein sehr erträgliches Nachtessen, sondern auch ein Bett für mich allein erhielt. Letzteres würde mir die Rücksicht des Wirthes auf manche seiner Gäste, welche nicht nur kein Bett für sich allein, sondern überhaupt kein Bett erhalten konnten, schwerlich zugestanden haben, wenn es nicht so außerordentlich schmal gewesen wäre, daß die Unmöglichkeit, jemand daran Theil nehmen zu lassen, dem Habsüchtigsten und Ermüdetsten in die Augen springen mußte.

Ich warf mich denn auch in aller möglichen Hast und Eile in den schmalen Kasten, denn es war kein Augenblick zu verlieren. Einige müde Reisegefährten betrachteten meine theuer errungene Ruhestätte mit wahren Banditenaugen. Gesichert in meiner seligen Einsamkeit konnte ich mich an den Komplimenten unterhalten, mit welchen sich meine amerikanischen Reisegefährten um mich her in Betreff ihrer nächtlichen Einrichtung überhäuften.

Die Zahl meiner Reisegenossen erreichte gerade die Zahl der Musen — sonst hatten sie mit diesen durchaus nichts gemein — und theilten sich in die drei Betten, welche das Gemach außer meiner Schlafstätte enthielt. Am meisten setzte mich, den Neuling, der Umstand in Verwunderung, daß diese Leute mit ihrem Entkleiden nicht fertig werden konnten, und daß sie eine Sorgfalt, eine Zierlichkeit für ihre Leinwand an den Tag legten, die man in Europa nur selten sieht. Ich erfuhr den andern Tag, daß sie, lediglich um Raum zu gewinnen, sich in einer Art entkleideten, die bei uns zu Lande nicht gewöhnlich ist. Man konnte übrigens nicht friedfertiger zu Werke, oder vielmehr zu Bette gehen, als diese Drillingsbettgenossen, welche die größte Gleichgültigkeit bei der gewiß nicht unwichtigen Frage bezeugten, ob sie die Seitentheile des Bettes, oder die wärmere Mitte vorzögen. Doch trat eine Ausnahme ein — denn einer der Herrn erklärte geradezu, er werde sich nicht an die Wandseite des Bettes legen, da er die Gewohnheit habe, während des Schlafes Tabak zu kauen.

Um vier Uhr des Morgens brachen wir wieder auf, und da es in der Nacht stark geregnet hatte, waren die ohnehin nicht in dem besten Zustande befindlichen Straßen fürchterlich anzuschauen und zu befahren. Die Wagengesellschaft bestand jetzt aus neun Personen, welche die innern Räume einnahmen; einer zehnten, die oben auf der Decke (ein nicht sehr anziehender Platz, wegen der rundlichen Form des Wagens, und des in der ersten Stunde noch heftigen Regens) und drei andere, die auf dem Bock Platz gefunden hatten, den Kutscher nicht eingerechnet, der auf den Knien des Unglücklichen saß, welcher den mittlern Platz auf dem Bocke eingenommen hatte, eine an diesem Tage doppelt und dreifach lästige Bürde, da die brennende Sonnenhitze bald unerträglich wurde.

Dem amerikanischen Kutscher ist es ganz und gar gleichgültig, wo er sitzt, wie er sich denn überhaupt von dem europäischen Kutscher bedeutend unterscheidet. Man denke sich einen rechten Schlump, mit niedergetretenen Schuhen, in ein gestreiftes kattunenes Wamms gekleidet, und einen alten Strohhut auf dem Kopf, der abwechselnd das zerbrechliche Geschirr seiner Pferde in Ordnung bringt und etwas an dem Wagen zurecht klopft und wieder mit überraschender Behendigkeit auf seinen Sitz springt; dem an den gesunden Gliedern und heilen Knochen seiner Passagiere auch nicht das geringste gelegen ist, und der den höchsten Begriff von seiner Geschicklichkeit hat, auch niemals in Verlegenheit kommt, welche Hindernisse und Widerwärtigkeiten sich ihm auch entgegenstellen mögen; er nimmt durchaus keinen Anstand, über die gräßlichsten Knüttelдämme im Galopp dahin zu jagen, in Blitzesschnelle um eine Ecke zu fahren und durch Gräben zu setzen, denen der keckste, wildeste europäische Kutscher, und wenn er noch so viel Branntwein getrunken hätte, seine Achtung da-

Digitized by Google

durch beweisen würde, daß er eine Stunde Umweg nicht scheute, um ihnen auszuweichen.

Gegen Mittag fuhren oder vielmehr jagten wir über einen der schönsten und holprichsten Knüttelbämme, wie er nur in Amerika zu finden war, als die Riemen, in welchen der Wagen statt der Federn hing, bei einem raschen Anprall brachen. Der uneeschrockene Kutscher war wie der Wind von seinem Sitz, riß einen Pfosten aus einer Einfriedigung an der Steaße, legte ihn quer unter den Wagenkasten und jagte wieder davon, ehe wir andern, die durch den mörderischen Stoß des Wagens und das Gegeneiuanderfahren der Köpfe ganz betäubt waren, einigermaßen wieder bei Besinnung waren, und wußten, was sich eigentlich ereignet hatte.

Verlor der gute Mann mit seinem gestreiften Kattunwamms die Peitsche, oder war er zu träge, um sie zu brauchen, so gab er ohne Scheu den Pferden einen Tritt mit dem Fuße, da die Eigenthümlichkeit seines Sitzes dieses Auskunftsmittel ungemein erleichterte.

Durch die heftige Bewegung auf dem Knütteldamme und die furchtbare Hitze erschöpft, wünschten wir in einer Schenke an der Straße unsern Durst zu stillen. Die Wirthin, ein riesiges Mannweib mit einer Stimme wie Donnergeroll, empfing mich jedoch mit meiner Bitte um ein Glas Rum schlecht. Sie war eine unmäßige Anhängerin der Mäßigkeitsveeeine, und betheuerte, kein Tropfen geistiger Getränke sey in iheem Hause zu haben. Ich erquickte mich an einem Glase Wasser, und der Kutscher raste mit seinen Kleppern weiter.

Scenen aus dem portugiesischen Kriege.

2. Marschall Solignac's Kommando.

(Fortsetzung.)

Das empörendste Schauspiel in diesem unnatürlichen Bruderkampfe war die Behandlung der Gefangenen, die mit schweren eisernen Halsbanden und Ketten an einander gefesselt wurden, und, in rothen Serge gekleidet, damit die Miguelisten sie für englische Soldaten halten sollten, Tag und Nacht in den Transcheen unter dem heftigsten Feuer des Feindes arbeiten mußten. Hundeete fielen so durch ihre eigenen Leute. Oft sah man Gruppen dieser Unglücklichen, welche von ihrer Arbeit zurückkehrten, und, so gut sie konnten, drei oder vier ihrer Kameraden trugen, die schrecklich verwundet waren oder mit dem Tode rangen, immer aber noch angefesselt waren. Die Erfindung dieser rothen Kleidung gebührt Don Pedro seldst, und ist ein Beweis seiner rohen Gesinnung. Ein junger Mann wurde einst hart getadelt, als er sich über diese unmenschliche List einige Bemerkungen erlaubte, und lange mit veedächtigen Blicken angesehen, weil er einem dieser abgemagerten Unglücklichen ein Geldstück in die Hand steckte. Don Pedro wor ein hübscher, wohlgewachsener Mann, dessen Aeußeres große Stärke verrieth; er war 5 Fuß 9 Zoll groß, schön, obgleich ein wenig von den Pocken zerrissen, allein ein Ausdruck von Schlauheit in seinem Gesicht und ein zur Gewohnheit gewordenes höhnisches Lächeln machten einen ungünstigen Eindruck, der nicht gemildert wurde, wenn man ihn sprechen hörte, denn er hatte eine äußerst harte und unangenehme Stimme. Persönlicher Muth war ihm nicht abzusprechen, und während der Belagerung setzte er sich häufig der geößten Gefahr aus; gewöhnlich war er in der dem Kampfe zunächst gelegenen Batterie, und da er ein geschickter Artillerist war, richtete er häufig selbst die Kanonen; mehreremale wurden Leute neben ihm getödtet. Gern gab er Proben seiner Stärke; so war es ein Lieblingszeitvertreib, beim Nachtisch Nüsse zwischen alle seine Finger zu nehmen, und sie in freier Hand zu zerbrechen. Sein Liebling war der seitdem zum Bischof von Lacedämonia ernannte Padre Mackos, ein ausschweifender Mann von schlechtem Charakter, der aber einen großen Einfluß besessen haben soll. Der Kaiser hörte jeden Sonntag öffentlich mit seinem ganzen Gefolge Messe in der Kirche von Lapa, einem prächtigen Gebäude hinter Santo Ovidio, wo auch seitdem das Herz des Liberators begraben wurde: der ganze Zug stieg immer in einiger Entfernung von der Kirche ab, und im Augenblick wo er erschien, begannen die verschiedenen Musikbanden die konstitutionelle Hymne zu spielen. Das Militär, meist Portugiesen, doch manchmal auch die fremden Bataillone, bildete Spaliere bis hinein in den Chorgang. Manchmal wohnten auch die portugiesischen Lanciers der Feier bei, und der Effekt des Schauspiels erhöhte sich durch die wehenden Lanzenfähnchen und den Kontrast ihrer Scharlachuniform mit dem dunklern Anzug der übrigen Umgebung. Der Kaiser und sein Gefolge waeen stets in vollem Kostüm, was immer einen großen Zusammenlauf von Volk verursachte, der jedoch hie und da durch eine einfallende Kugel oder Bombe von Villanova her begrüßt wurde.

Am 5 März machte der Feind einen Angriff auf das Sereakloster, dieß war aber nur eine Finte, da sein wahrer Zweck die Straße nach Lordello war, die für den schwachen Punkt unserer Linie galt, und wo die Schotten aufgestellt waren. Das Gefecht beim Serrakloster dauerte auch nicht lange, da es bloß den wahren Operationspunkt markiren sollte. Am folgenden Tage griff der Feind uns bei Loedello, Mattazett und auf dem ganzen linken Flügel an, und zwar mit bedeutender Macht, weßhalb er auch eine Zeit lang in der Nähe von Pastelleira Vortheile errang. Man hat sich sehr falsche Vorstellungen über die miguelistischen Soldaten und Offiziere gemacht, und sie fortdauernd als verächtliche Feinde geschildert, die stets von einer Handvoll Menschen in ihren Angriffen zurückgewiesen wurden; nichts ist unrichtiger. Fürs erste war Don Pedro's Macht nie so unbedeutend, als man sie oft darstellte, denn vom Ende des Jahres 1832 an betrug sie innerhalb der sehr starken Linien von Oporto nie unter 10 bis 11,000 Mann. Es ist nicht nöthig, die natürliche Festigkeit Oporto's zu erwähnen, denn es ist als eine der festesten Städte Portugals bekannt, und beherrscht von den sie umgebenden Höhen beead eine weite Strecke offenen flachen Bodens, auf welchem der Feind zum Angriff heeanrücken mußte. Die Portugiesen sind vortreffliche Artilleristen, unsere Batterien waren zahlreich und jeder Weg nach der Stadt mit Kanonen vom größten Kaliber vertheidigt. Die Miguelisten fochten bei jeder Gelegenheit tapfer, aber sie waren, namentlich was die höheren Offiziere betraf, erbärmlich angeführt. Oft hatte ich Gelegenheit ihre un-

Digitized by Google

gestüme Tapferkeit beim Angriff zu beobachten; ihre Offiziere waren stets die ersten in den Transcheen, und die letzten, die sie verließen. Es ist nämlich zu bemerken, daß Don Miguels Hauptmacht in den zahlreichen Freiwilligenkorps bestand, die meist von dem Landadel auf seinen Gütern ausgehoben, bekleidet und bezahlt, leider aber auch kommandirt wurden; hier nützte ihr aufopfernder Muth und ihre Tapferkeit bei dem gänzlichen Mangel an Disciplin nur wenig. Die tapfersten Männer Portugals fielen vor Oporto und füllten seine Gräben. Es ist eine völlig beglaubigte Thatsache, daß bei einem der Angriffe auf Oporto alle zum Angriff kommandirten Regimentsbefehlhaber todt oder schwer verwundet vom Schlachtfeld weggetragen wurden, denn da sie in voller Uniform zu Pferde und mehrere Schritte vor ihren Korps voraus sich zeigten, so dienten sie hauptsächlich unsern Schützen als Zielscheibe.

Das schottische Regiment, geführt von Major Cameron, hielt am 4 März den heißesten Angriff aus. In Vertheidigung der Casa-amarella, einer kleinen Redoute, gegen welche die Miguelisten wiederholt anstürmten, fiel ein junger Offizier, Namens De Burgh, von einer Kugel in den Kopf getroffen, und fand ein Soldatengrab an der Stelle, wo er gefallen: ein kleiner Stein, den seine Waffengefährten ihm gesetzt, bezeichnet die Stelle seines Grabes. In dem offiziellen Berichte über dieß Gefecht wurden die fremden Hülfstruppen wiederum fast gänzlich übergangen, eine Beleidigung welche die Mannschaft tief fühlte, und die zu ihren spätern Meutereien nicht wenig beitrug.

Am 22 März wurden wir durch die Ankunft Oberst Cotters mit einem irischen Regimente erfreut, das sehr stark an Zahl, völlig ausgerüstet und mit Offizieren wohl versehen war; sobald die Mannschaft die Vorausbezahlung erhalten hatte, wurde Oberst Cotter, der zum Brigadier ernannt wurde, nach dem Schlosse Foz gesendet. In der Nacht des 13ten oder vielmehr am Morgen des 14 März überfiel der Feind plötzlich unsere Pikete zu Lordello, drang in die Mühlen, führte einige Maulthiere, Korn und Mehl weg, und steckte die Mühlen in Brand; dann zog er sich aber, zum Glück für uns, ohne etwas weiteres zu versuchen, wieder zurück. Wir verloren einige Mann, und dieser kleine Vorfall hatte die günstige Folge, daß unsere Vorposten für die Zukunft wachsamer wurden. Der Morgen des 17ten, St. Patrickstag, wurde zu Ehren des Schutzheiligen Irlands von allen Engländern zu Oporto lebhaft gefeiert. Gerade heraus gesagt, von dem ganzen Korps, Schotten, Engländer und Iren, war bis Mittag kaum einer mehr nüchtern, jeder erachtete sich als zur grünen Insel gehörig oder auf irgend eine Weise damit verbunden, jeder Soldat trug ein dreiblättriges Kleeblatt, eine Pflanze, die um Oporto in Menge wächst, und nahm für diesen Tag Straflosigkeit für alle Dienstvergehen in Anspruch. Auch viele Offiziere waren Iren, oder gaben sich dafür aus, und speisten Abends zusammen; als sie aufbrachen, hätte freilich jeder, wie Baron Bradwardine, geläugnet, daß er die Gränzen „anständiger Fröhlichkeit" überschritten habe, ein unbetheiligter Zuschauer hätte aber ohne Umschweife erklärt, sie seyen nicht bloß angestochen, sondern völlig — besoffen.

(Schluß folgt.)

Erdbeben in Chili.

(Auszug aus einem Privatschreiben, datirt Valparaiso 26 März 1835.)

Wir verspürten hier am 28 Februar einen sehr langen, jedoch nicht sehr heftigen Erdstoß, der aber im südlichen Chili furchtbare Verheerungen anrichtete. Die Stadt Conception ist bis auf den Grund erschüttert, und kaum ein Haus steht noch; ihr Hafen Talcahuana ist völlig zerstört, denn was der Stoß nicht vernichtete, hat die einbrechende See mit fortgerissen. Durch ein wahres Wunder sind bei der allgemeinen Zerstörung der Häuser wenig Menschenleben zu Grunde gegangen, aber andere Städte haben in dieser Beziehung furchtbar gelitten, *) und das Volk ist weit und breit in das größte Elend versunken, das noch durch die schweren Regen des nahenden Winters gesteigert werden wird. — Bei diesem Erdbeben haben sich in mehrern Theilen von Chili, so wie auf dem nahen Meere, seltsame Erscheinungen gezeigt. An einigen Stellen bewegte sich die Erde wellenartig, an andern stiegen ungeheure Rauchsäulen auf, begleitet von furchtbaren Explosionen und Wassersäulen, denen weit sich ausbreitende Flammen folgten. Dieß war namentlich der Fall auf der Insel Juan Fernandez, wo das Erdbeben vom Mittag des 26 Februar bis 2 Uhr des folgenden Nachmittags dauerte, während welcher ganzen Zeit die Insel vollständig beleuchtet war. An vielen Stellen trat das Meer über eine Legua weit zurück, so daß der gewöhnliche Ankerplatz vollkommen trocken blieb, und im Hafen von Talcahuana hatte ein Schiff, das vor dem Stoße in 9 Faden Wasser vor Anker lag, unmittelbar nach demselben nur zwei Faden unter sich. Ein englischer Kauffahrer, der 56 Leguas vom Lande entfernt war und 7 Knoten in der Stunde segelte, schien plötzlich festgehalten, und der Kiel streifte wie auf hartem Sande. So vollständig war die Täuschung, daß der Kapitän eben die Boote aussetzen wollte, um die Mannschaft zu retten, weil er glaubte, das Schiff sey unrettbar auf einer Sandbank aufgerannt; als man jedoch das Senkblei auswarf, fand sich bei 90 Faden Tiefe kein Grund. Mit Einem Worte, die Berichte, die von einem Raume von mehr als 200 □ Leguas einlaufen, sind so mannichfach, und der Eindruck noch immer so lebendig, daß wir nicht ruhig schlafen können, aus Furcht, das schreckliche Unheil möchte uns noch einmal treffen. Ich versichere Sie, daß wir hier in Südamerika nicht auf Rosen gebettet sind, und zwischen physische und politische Erschütterungen mitten inne gestellt, fast immer von der einen oder andern zu leiden haben.

*) Einer neuern Nachricht zufolge wurden die Städte Talcahuana, Concepcion, Penco, Tome, Arauco, Colcuro, Gernuco, Jumbil, Vere los Angeles u. s. w. zerstört. Dreimal überschwemmte das Meer die Städte Talcahuana, Penco und Tome, und in Arauco und Colcuro erhob es sich bis an die Mauern. In der erstern Stadt stieg es 33 Fuß über seine gewöhnliche Höhe.

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst.

3. Einrichtung des schwedischen Heeres. — Fernerer Aufenthalt. — Rückreise.

(Fortsetzung.)

Das Verhältniß der Offiziere der Besatzung Stockholms zu dem städtischen Schuldengericht war ganz verschieden mit den Gebräuchen aller andern Garnisonen Schwedens. Ein verschuldeter Offizier, der nicht zahlen konnte, oder ein schwieriger Zahler war, konnte auf der Straße von den Dienern der Polizei angehalten und ins Schuldengefängniß (Gäldstuga) geführt werden. Wurde er durch Zahlung oder Uebereinkunft wieder frei vor Ablauf eines Jahres, so brachte es keinen Schaden in der Dienststellung, dauerte die Haft länger, so mußte der Betroffene den Dienst verlassen.

Die Offiziere, die solche Verhaftung zu fürchten hatten, suchten derselben so lange wie möglich zu entgehen. Es gab zwei Auswege. Im Dienste durfte keine bürgerliche Obrigkeit gegen einen Militär einschreiten, eben so wenig im Umkreise des königlichen Schlosses, im Burgfrieden. Ein Gardeoffizier, der 24 Stunden auf der Schloßwache desfehligt hatte, hatte die nächsten 24 Stunden Ordonnanz beim Könige, dann bei der Königin. Diese drei Tage konnte er nicht verhaftet werden. Den ersten war er unausgesetzt im Bezirke des Schlosses, die beiden

andern bezeichneten ihn, wie schon angeführt, ein schwarzer Stab von Ebenholz mit langem eisenbeinernem Knopf, der Inhaber war auch außerhalb des Burgfriedens überall unantastbar. Nach Verlauf solcher drei Tage konnte man durch Tausch oder Uebereinkunft mit einem Kameraden aufs Neue drei Tage im Dienste seyn, oder man blieb, ohne bei Tage den Schloßbezirk zu verlassen, die Nächte als Gast in der Wachstube, bis wieder die eigene Dienstreihe ihn traf. Dieß wurde von Einzelnen oft so lange fortgesetzt, bis sie die Gelegenheit fanden ihre Schulden zu zahlen, oder zu einem andern Regiment versetzt Stockholm heimlich verließen, oder bis sie außerhalb des Schloßbezirks von den lauernden Dienern der Gerechtigkeit ergriffen wurden. Dieses Verhältniß veranlaßte den so sehr häufigen Abgang unter den Gardeoffizieren, und daß dieselben auffallend schneller vorrückten als alle andern.

Den 9 November 1799 nach der Mitternachtsstunde wurden Stockholms Bewohner plötzlich durch rasch auf einander folgende Kanonenschüsse aus dem Schlafe geschreckt. Die Königin war entbunden worden. Man zählte die Schüsse, während man sich bereitete ins Schloß zu gehen. Einhundert Schüsse bezeichneten die Geburt einer Prinzessin, 101 den gehofften Thronerben. Hundert Schüsse waren vorüber, man war aufs Höchste gespannt; da erfolgte noch der letzte, der den Kronprinzen bezeichnete. Alles eilte ins Schloß durch die kalte finstere Nacht. Die Vorgemächer wimmelten von Menschen aller Stände, alle Offiziere, alle Civil-, Staats- und Hofbeamten, die Geistlichkeit, die Behörden der Residenzstadt. Nach einiger Zeit sah man den König sehr heiter aus den Gemächern der Königin kommen, sie war wohl wie der Neugeborne. Der König nahm die ersten herzlichen Glückwünsche ohne besonderes Hofceremoniell freundlich auf. Der Sohn kam in demselben Monat zur Welt, an dessen erstem Tage der Vater 1778 geboren war, an dessen letztem Karl XII 1718 vor Friedrichshall endete, an dessen sechstem Tage Gustav Adolph II 1632 gegen Wallerstein bei Lützen fiel. Zwei tapfere Könige hatte dieser Monat vor dem Feinde fallen sehen, und meuchlings wahrscheinlich beide. Die beiden letzten dieses Hauses wurden nur zu trübem Mißgeschick im gleichem Monat geboren.

Um die eilfte Stunde des Geburtstages des Kronprinzen durchritten Herolde in Wappenröcken alten Kostüms die Hauptstadt nach allen Richtungen, begleitet von einer Abtheilung Garde zu Pferde. Sie verkündeten den Bewohnern die Geburt eines Kronprinzen und den Tag seiner Taufe. Zur Mittagsstunde war feierliche Aufwartung und Glückwunsch bei dem Könige. Die Hoftracht der Männer habe ich bereits beschrieben, jetzt erschienen auch die Damen, Alle gleich und in der Nationaltracht gekleidet: schwarze Seide und weißaufgeschlitzte Aermel, geschmackvoll, einfach, keinen besondern Luxus zulassend.

Die Sitte des Handkusses war am schwedischen Hofe noch üblich. Alle Glückwünschenden küßten die Hand des Königs bis zum Grade des Kapitäns, die Gardeoffiziere sämmtlich. Der Königin Hand wurde nur von den Lippen berührt, deren Besitzer wenigstens den Rang der Obristlieutenants hatten. Bei gewöhnlichen Hoftagen sah man öfter, wenn der König freundlich mit jemand gesprochen hatte, sich von demselben ab und zu seinem in der Nähe stehenden Oberkammerjunker wenden, der dann vortrat und dem Betreffenden verkündete, der König bewillige ihm seine Hand zu küssen, was als hohe Gnade und Auszeichnung angesehen ward.

Die gesellschaftlichen Sitten Schwedens haben manches Eigenthümliche. Wird man zu Mittag geladen, so ist man es auch zum Abendessen, mithin für den ganzen Tag. Gegen 2 Uhr kommt man zusammen. Sind die Geladenen vereint, so treten Diener ein, mit Gläsern, Flaschen mit Branntweinen und Liqueurs, kleinen Schnitten Butterbrod mit Käse. Ein jeder Herr nimmt einen tüchtigen kräftigen Schluck (en sup) Kornbranntwein, der veredelt ist durch Pomeranzen, Kirschen u. dgl., und einen Zubiß. Ein Theil der ältern Damen thut das Gleiche im Liqueur. Die Landessitte erlaubt nur einen Schluck zu nehmen. Den sechsten oder achten Theil einer Flasche weiß jeder Schwede ohne abzusetzen in die Kehle hinabzugießen. Wer nur die Hälfte nähme und zwei- oder dreimal daran schluckte, den würde man für einen Säufer halten, weil er den Branntwein trinkt; aber nur einen Sup, d. h. Sauf, nehmen, wenn auch doppelten Betrags, und viele Mal des Tages ist bloß Befriedigung des üblichen Gebrauchs.

Hat man sich zum Mittagessen hingesetzt, so werden zuerst viele Sorten Imbiß, den Appetit zu reizen, herumgegeben. Gesalzene, geräucherte, kalte und warme wohlschmeckende Kleinigkeiten, dann erst folgt die Suppe, Fleisch, Gemüse, unzählige Sorten der wohlschmeckendsten Seefische, Auerhähne, Birkhähner, die in Unzahl im ganzen Lande sind, Weine aus allen Ländern, nach dem Champagner und dem Kapwein gewöhnlich Erzbischof. Um 6 Uhr geht die Gesellschaft aus einander, um 7 Uhr zum Thee stellt man sich wieder ein, um 8 Uhr setzt man sich zum Spiel, meist Boston. Um 10 Uhr war das Abendessen. Das allbeliebte Oelost zuerst, oder Grütze, oder sonst etwas in Milch u. s. w.; ohne sich zu verabschieden ging man im Stillen weg. Zwischen 4 und 5 Uhr am Nachmittage des andern Tages kommt Alles wieder zum Besuche; wer nicht krank, nicht dringend abgehalten war, mußte kommen seinen Dank auszudrücken für den vorigen Tag, da man schweigend weggegangen war. Die dritte Phrase nach den beiden ersten der Begrüßung war stets tack för i går (ich danke für gestern). Diese Rede war auch gebräuchlich, wenn man sich mit den Personen begegnete, mit denen man in andere Häuser geladen und zusammen war, wenn selbst Wochen, Monate oder Jahre darüber hingegangen waren, so sagte man beim nächsten Zusammentreffen tack för sista gången oder tack för sist (ich danke für das letztemal freundlichen Beisammenseyns). Die Sitte, auf du und du sogenannte Brüderschaft zu machen und zu trinken (dricka brorskål), ist in Schweden noch allgemeiner Sitte als in Deutschland, scheint aber dort ein herzlicheres und freundschaftlicheres Verhältniß zur Folge zu haben. Gegenseitig nennt man sich dann auch nur lieber Bruder (kära bror), auch wohl min söta bror (mein süßer Bruder). Zwei solcher Brüder, die sich in einer neblichen Frühe begegnen, begrüßen sich god morgon min kära bror (guten Morgen mein lieber Bruder). Skal vi taga ossek sup min söta bror (wollen wir einen Sauf nehmen, mein süßer Bruder?) Man tritt in das nächste dem beabsichtigten Zweck entsprechende Haus. Nach dem Schluck folgt der interessante Zubiß; der eine der Freunde, ist es ein Reiteroffizier, öffnet seine Patrontasche, sogenannte Cartouche, nimmt daraus eine dünngesponnene braune Rolle, Bindfaden würde der Unkundige auf den ersten Anblick glauben, aber es ist feiner Kautabak, jeder beißt ein Stück ab, und wandelt seines Weges kauend weiter. Bei den Seeleuten aller Nationen ist diese Sitte sehr gewöhnlich, gut für die Zähne, schützt für Skorbut und Einwirkungen neblicher und feuchter Lüfte. In Schweden aber war es bei jungen Militärs damals fast durchgängig als Modesache gebräuchlich. Ungeachtet vieler Verbote und Bestrafungen sah man doch die jungen Gardeoffiziere auf der Parade fast alle mit schiefen Gesichtern. Der eine Backen war zu bedeutenderer Dicke erhöht durch den in demselben steckenden Buß (angemessene Portion Kautabak).

Auch gegen den Branntwein hatte der König Gustav Adolph IV bald nach seinem Regierungsantritt mehrere wenig bewirkende Verordnungen erlassen, die Einfuhr des Kaffees und dessen Genuß aber ganz verboten. Wo man in einem Wirthshause Kaffee begehrte, erhielt man daher keinen, verlangte man aber braunen Thee, erhielt man Kaffee in einem Theegeschirr. Auch in Privathäusern trank man denselben nur aus Theetöpfen, des Königs Befehle hatten nur die Verbannung der Benennung bewirkt, und auch das nur auf kurze Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die geographische Gesellschaft zu Paris hat eine goldene Medaille von 2400 Fr. an Werth als Preis ausgesetzt für denjenigen, der von den Ruinen von Palenque eine genauere und vollständigere Beschreibung liefert, als man jetzt durch den Kapitän Antonio del Rio besitzt. Es wird jedoch dabei verlangt, daß nicht nur Abbildungen der Ruinen, sondern auch topographische Karten der Umgegend entworfen werden sollen; auch soll eine Vergleichung mit den verschiedenen Ueberresten des Alterthums gegen Yukatan hin angestellt werden. Ueberhaupt wird, nach den Forderungen zu schließen, ein Werk erwartet, das sämmtliche mexikanische Alterthümer und die Geschichte dieses Volks umfaßt; dazu aber ist es wohl noch zu früh, denn die Materialien sind noch lange nicht alle gesammelt, und noch weniger verarbeitet, namentlich was den schwierigen Punkt der Sprachen anbelangt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 226. 14 August 1835.

Bessarabien.

Diese Provinz des russischen Reichs war lange ein sehr verwahrlostes Land: im Süden *) hausten Tataren, und machten häufig Raubzüge gegen die christlichen Dörfer der Moldauer; zudem waren vier türkische Festungen im Lande: Chotyn, Bender, Akjerman und Ismail, deren türkische Besatzungen sich jede Bedrückung des Landmanns erlaubten, und hier viel ärger hausten, als in der eigentlichen Moldau. Darum hatten auch die Güter nur geringen Werth, und mancher Bojare, der in Jassy saß, bekam seine ausgedehnten Besitzungen daselbst niemals zu Gesichte. Als die Provinz 1812 an Rußland kam, machte dieß im Friedensvertrage die Klausel, daß alle Bojaren, welche in Bessarabien sowohl als in der Moldau Güter hatten, ihren Aufenthalt wählen, und entweder die einen oder die andern binnen 18 Monaten verkaufen müßten. Alle Verbindungen der reichen Bojaren concentrirten sich in Jassy, die Güter in Bessarabien trugen ohnehin wenig, und so gaben die Meisten diese Güter um geringe Preise an unbemittelte Bojaren, Pächter, Kaufleute u. dgl. Diese letztern gewannen natürlich bedeutend, da mit der russischen Herrschaft alsbald Ruhe und Ordnung im Lande eintrat.

Die Tataren, die im Süden der Provinz gegen die Donau hin gewohnt hatten, entfernten sich, und an ihre Stelle traten fremde Kolonisten, namentlich Deutsche, Bulgaren und Russen; so bietet jetzt diese Provinz ein seltsames Gemisch dar: in der Mitte wohnen die Moldauer, ein Name, der bei den gemeinen Russen, und sonderbarerweise auch bei dem Moldauer selbst fast zum Schimpfwort geworden ist. Im Norden wohnen um Chotyn die Rußniaken, die neben dem moldauischen einen russischen Dialekt reden. Auch die Kolonisten im Süden haben ihre Sitten und Sprache sämmtlich behalten. Die moldauische Sprache, welche von der walachischen nur wenig verschieden ist, bietet ein entsetzliches Gemisch dar, mehr als die Hälfte ist lateinischen Ursprungs, außerdem finden sich türkische, griechische und russische Worte in mehr oder minder bedeutender Anzahl, der Stamm aber ist aus der Sprache der Landseingebornen, die schon vor den Eroberungen der Römer hier saßen. Merkwürdig ist, daß die römischen Worte mehr nach jetziger italienischer Aussprache gesprochen werden, als nach der altrömischen, ganz im Gegensatz mit den römischen Worten, welche in dem Albanesischen eingebürgert sind; so sagt man im Moldauischen ardschint, das Silber, während das Albanesische noch das alte ergent hat; eben so sagt man im Moldauischen utschis, für occisus, tschudad für civitas u. dgl. Eine vornehme und gemeine Sprache gibt es hier nicht, ja man kann eher sagen, der Bauer drücke sich besser aus als der Bojar, da er keine so fremdartigen Worte einmischt.

Es ist eine schlimme Sache über den Charakter eines Volks abzusprechen, um so schlimmer, je länger dieses Volk unter bitterer Knechtschaft und roher Gewaltthat seufzte. Wenn ihm Reisende Bosheit, Lügenhaftigkeit, Faulheit und Starrsinn zugeschrieben haben, so sind dieß Laster, welche durch die doppelte Knechtschaft unter den stolzen Bojaren und den rohen Türken sich leicht erklären. Der Walache, denn zu diesem Stamm gehört der bessarabische Moldauer, ist in Siebenbürgen unter östreichischer Herrschaft fast so fleißig, wie der dortige Sachse, und auch unter russischer Herrschaft bereits etwas fleißiger geworden, als in den beiden Fürstenthümern. Zudem ist in einem Lande, wie die Moldau und Bessarabien, der Hang zur Faulheit sehr erklärlich: in dem schon ganz südlichen Lande sind die Bedürfnisse der Menschen gering, sein Haus aus Weiden und Lehm baut er selbst ohne Hülfe eines Handwerkers, die wollenen Decken zum Schlafen verfertigt seine Frau, und für seine Nahrung ist leicht gesorgt; diese besteht meist aus einer Polenta aus Maismehl mit etwas Käse, und ist sein großer Korb vor dem Hause, der ihm als Speicher dient, mit Mais gefüllt, so ist er für das ganze Jahr ziemlich sorgenlos, und überläßt sich gerne dem Dolce far niente.

Ueberhaupt scheint sich sein Naturell zum genußreichen Leben und zur Weichlichkeit hinzuneigen, und ihm Energie fast völlig zu mangeln. Daß er den Gebrauch der Waffen allmählich verlernte, möchte ihm nicht sonderlich zum Vorwurf gemacht werden, denn, seit Jahrhunderten unter fremder Herrschaft, durfte er die Waffen nicht führen, aber er sucht mehr durch List als durch Kraft zu wirken, und es ist gewiß ein beachtenswerther Umstand, daß die zahlreichen Räuberbanden, die oft die Moldau, Walachei und Bessarabien unsicher machen, meist aus Albanesen, Serben, Russen, Griechen und Bulgaren bestehen, aber nur selten sich Moldauer und Walachen darunter finden. Sie scheinen in militärischer Hinsicht gleiche Eigenschaften mit den südeuropäischen

*) Die Steppe Budschak genannt.

Digitized by Google

Völkern zu haben, die nur nach mehrjähriger Dienstzeit, wenn militärische Ordnung ihnen zur andern Natur geworden ist, zu brauchbaren und ausdauernden Soldaten werden.

(Schluß folgt.)

Scenen aus dem portugiesischen Kriege.

9. Marschall Solignac's Kommando.

(Schluß.)

Auf unserem rechten Flügel hatten wir außerhalb unseren Verschanzungen auf dem Hügel von Antas eine Redoute errichtet, die uns in den Stand setzte, unsere Pikete auf eine Strecke auszudehnen, welche bisher neutral gewesen war. Der Feind beschloß uns daraus zu vertreiben, und rückte am Morgen des 24 März rasch heran, drückte die Vorposten zurück, erstürmte die Redoute, noch ehe Verstärkung anlangen konnte, und zerstörte sie. Ein allgemeines Gefecht außerhalb unseren Linien erfolgte, bei welchem fast alle fremden Truppen ins Feuer kamen: dießmal waren die Migueliſten uns nur wenig an Mannschaft überlegen, und auch dieser Vortheil wurde bei weitem aufgewogen durch unsere mörderischen Batterien. Major Sadler rückte mit dem ersten englischen Bataillon auf ein feindliches Jägerregiment an, fiel aber tödtlich verwundet und seine Leute geriethen in Unordnung. Oberst Williams suchte sie wieder zu sammeln, aber umsonst, und die Verwirrung wurde so groß, daß von einer unserer Batterien auf unsere Leute gefeuert wurde, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten. Das rasche Vorrücken Major Brownsons mit dem zweiten Regiment stellte die Ordnung wieder her, die zerstreuten Truppen sammelten sich, und zwangen nun mit gefälltem Bajonnette den Feind zum Rückzug. Hier fiel Kapitän Wright vom zweiten Regiment tödtlich verwundet, und ich führe das Beispiel dieses Mannes an als eine unbestreitbare Widerlegung der Lobpreisungen, welche die besoldete Presse der Redlichkeit der pedristischen Partei ertheilte. Kapitän Wright hinterließ eine Wittwe und eine zahlreiche Familie, denen man bis auf diese Stunde noch nicht einmal seinen rückständigen Sold ausbezahlt hat, und ich glaube, die Verwandten aller anderen Offiziere, welche im Dienste Don Pedro's fielen, befinden sich in demselben Falle, mit Ausnahme des Lieutenant Crotty, der von einem Soldaten des jämmerlichen Lissabonner Korps von Gevatter Schneidern und Handschuhmachern, das Handelskorps genannt, feiger Weise ermordet wurde.

Dieses Gefecht war sehr hitzig, und endete mit dem Rückzuge der Migueliſten, welche mit der Zerstörung der Redoute ihren Zweck erreicht hatten; sie beabsichtigten nicht, solche zu behalten, da unsere Batterien jede in solcher Nähe aufgeworfene Befestigung binnen 5 Minuten in Staub verwandelt haben würden. Eine von dem Feinde nicht bemerkte Bewegung links von der Straße nach Valongo nahm sie in der Flanke; unsere Regimenter griffen zu gleicher Zeit von vorn an, und so wurden die Migueliſten zum eiligen Rückzug genöthigt. Hier zum Erstenmal wurde der Verdienste des englischen Korps mit großem Lobe gedacht, aber dieses Lob war auch schwer verdient, denn das Schlachtfeld war mit Leichen bedeckt; zwar gab der offizielle Bericht unseren Verlust auf 132 Kampfunfähige an, mit Einschluß eines höhern und 11 Subalternoffizieren, aber wir hatten etwa 600 Mann Todte und Verwundete. Auch der Feind muß bedeutend gelitten haben, denn an diesem Tage wurden congrevische Raketen gebraucht, welche große Verheerung anrichteten.

Ich habe früher schon des schrecklichen Zustandes der Hospitäler gedacht, wovon jedoch ein kleines für die Lanciers besonders hergerichtetes Hospital eine Ausnahme machte. Die Reiterei war regelmäßiger bezahlt, und weniger Beschwerden unterworfen; so kam es, daß dieses Hospital nie sehr angefüllt war. Wie übrigens für die Kranken gesorgt wurde, mag man aus Nachfolgendem absehen. Ueber dem Bette jedes Patienten hing ein Zettel mit Angabe der Krankheit, der Behandlung und der für sie nöthigen Kost. Damals waren wegen des großen Mangels die Rationen ungemein verkürzt, denn sie betrugen für einen Mann im Dienste täglich nur 2 Unzen gesalzene Fische, 4 Unzen Reiß und noch nicht ein ganzes Zwieback. Dennoch wurden die Kranken fortdauernd wie gewöhnlich bezeichnet, denn über dem Einen war angeschrieben „ganze Kost," über dem Andern „halbe Kost," und nicht wenige lasen, wenn sie die Augen aufwärts richteten, mit Schaudern die Worte „Viertelskost."

Seit dem Gefechte vom 24 März sah man die Migueliſten gedeckt arbeiten, und mit großem Eifer eine Erhöhung, Monte do Covello genannt, befestigen. Diese Position lag vorwärts ihrer Fronte, und konnte wegen der Nähe an unseren Linien uns äußerst nachtheilig werden. Der Monte do Covello war nur etwa 500 Schritte entfernt, und stieß an das Dorf Paranhos, dessen Zugang es beherrschte. Seltsam war es freilich, daß die Migueliſten nicht schon früher versucht hatten, diese Stelle zu befestigen, das Gefecht vom 24 März jedoch scheint ihnen die Wichtigkeit einer Redoute an diesem Punkte gezeigt zu haben; sie arbeiteten jetzt eifrig daran, aber nur bei Nacht, um nicht bemerkt zu werden, und so erhob sich allmählich eine starke Verpallisadirung, die jedoch theils durch die Unebenheit des Bodens, theils durch das nahe Dorf maskirt war. Marschall Solignac beschloß endlich diesen Punkt anzugreifen, und wenn er auch nicht behauptet werden könnte, wenigstens die Werke zu zerstören; als er bei einer Recognoscirung diesen neuen Stützpunkt unserer unermüdlichen Feinde näher in Augenschein genommen, erwiderte er auf einige Zweifel über die Ausführbarkeit der Sache: „Der Punkt muß unser werden, mag es kosten was es wolle." Am 9 April Abends rückte eine erlesene Mannschaft aus unserer Linie vor, erstieg unter dem Schutze eines heftigen Feuers unserer Batterien den Berg, erlitt aber von dem wohlgezielten Feuer des hinter seinen Verschanzungen aufgestellten Feindes einen schweren Verlust, ehe es zum Handgemenge kam.

Der Angriff war gut angeordnet gewesen, unsere Truppen nahmen trotz des entschlossenen Widerstandes die Redoute, wandten die Kanonen des Feindes gegen diesen selbst, und wir blieben im Besitze. Während der Nacht trafen bedeutende Verstärkungen ein, so daß die Migueliſten, welche am andern Morgen den Punkt wieder zu nehmen suchten, nach einem scharfen Gefechte zurückgeschlagen wurden. In diesen beiden Tagen hatten wir

Digitized by Google

ungefähr 350 Mann Todte und Verwundete, und am zweiten Tage muß auch der Feind nicht unbedeutend verloren haben. Außerdem wurden einige Gefangene gemacht, und einige Ueberläufer vom Feinde waren gleichfalls eine Folge der errungenen Vortheile.

Von jetzt an blieben die Angelegenheiten ziemlich stagnirend, und wenig ereignete sich, das der Erwähnung werth wäre, außer dem fortdauernden Mißverständniß zwischen dem Admiral Sartorius und der Regierung; ein Friede wurde jedoch endlich abgeschlossen, und der Admiral wieder in sein Kommando eingesetzt, das man ihm dem Namen nach genommen hatte. Unter den englischen Offizieren währten die Zänkereien, Intriguen und Eifersüchteieien auf eine klägliche Weise fort, was um so mehr zu bedauern war, da die fortdauernde üble Behandlung der Hülfstruppen mehr als je Einigkeit unter ihnen selbst nothwendig gemacht hätte, aber der Apfel der Zwietracht war unter sie gefallen, und die Regierung säumte nicht diese Uneinigkeit zu benützen. Unglückliche Mißverständnisse veranlaßten damals den Rücktritt des Majors Brownson, mit welchem zugleich 15 unter ihm dienende Offiziere ihre Entlassung einreichten; diese ward augenblicklich angenommen, zum bitteren Verdruß von mehreren, die sich nicht hatten träumen lassen, daß die Regierung in die Entfernung so vieler Offiziere willigen werde; auch war diese klug genug, keinem späteren Gesuche um Wiederanstellung Gehör zu geben. Major Brownson wurde lebhaft von seinen Soldaten bedauert, welche von seinen Vorstellungen bei der Regierung Abstellung ihrer Beschwerden gehofft, und ihm nur wenige Tage vorher eine Darstellung ihrer Klagen übergeben hatten. *)

Durch unsere Verluste im Feld, durch Desertion, Krankheit und Hospitäler waren die Reihen der Engländer bedeutend gelichtet, und freudig begrüßten wir darum die Ankunft des Oberst Dodgin, der am 2 Junius ein vollständig ausgerüstetes und mit Offizieren versehenes Regiment mit sich führte. Bei dem hohen Rang und der ausgezeichneten Laufbahn dieses Offiziers in der englischen Armee glaubte man, daß ihm alsbald ein wichtiges Kommando werde übertragen werden, aber diese Erwartung wurde nicht erfüllt, und der Wunsch des Marschalls Soignac mußte auch dießmal dem persönlichen Hasse Dan Pedro's gegen die Engländer weichen. Bei der hohen Stelle die Oberst Dodgin im englischen Dienst bekleidete, erstaunten viele, daß er ein Kommando in dieser zusammengelaufenen Armee angenommen habe, aber auch bei ihm sollen zerrüttete Vermögensumstände Schuld gewesen seyn. Er wurde mit seinem Regiment nach Lordella gesendet, und brachte es durch seine unermüdlichen Anstrengungen in unglaublich kurzer Zeit dahin, daß dasselbe sich vorzüglich gut ausnahm, und bald eines der geachtetsten im ganzen Dienste wurde.

An demselben Tage mit Oberst Dodgin landete auch Kapitän Napier; der mißhandelte Admiral Sartorius trat sogleich ab, und seine Stelle nahm Napier ein. Die bald darauf folgende Schlacht beim Kap St. Vincent hob wieder den sinkenden Muth der Vertheidiger Oporto's. Marschall Soignac reichte aber voll Unwillen über seine Stellung, über die steten Eingriffe Don Pedro's in sein Kommando und die Nichtbeachtung seiner dringendsten Vorstellungen seine Entlassung ein, und schon am 13 Junius folgte ihm General Saldanha im Oberkommando.

*) Dieses Aktenstück ist nicht uninteressant und zum Theil sehr naiv. Außer den gewöhnlichen Klagen über den bitteren Mangel, den sie erduldeten, schließen sie mit den offenherzigen Worten: „Wir hoffen, Sie werden erwägen, was wir Ihnen geschrieben haben, denn wir sind in großer Noth, unsere Rationen reichen nicht zu, und wenn hiefür nicht gesorgt wird, so müssen wir andere Mittel suchen; behandelt uns wie Männer, und wir wollen auch thun wie Männer, wir wollen nicht desertiren, wir sind hieher gekommen, um für Donna Maria zu fechten, und wollen an der Sache halten, aber es liegt nichts daran, für wen wir fechten, denn wir sind hieher gekommen, unsern Zustand zu verbessern, und sind jetzt viel schlechter daran."

Eisenerz in Taman.

In den Riffen der tamanschen Halbinsel, am Ufer des schwarzen Meeres, wurde im J. 1830 ein Eisenerz entdeckt, das seiner Ergiebigkeit und der vortheilhaften Lage wegen besondere Berücksichtigung verdient. — Dieses Eisenerz ist schwarzbrauner Eisenstein, dessen allgemeine Bestandtheile nach angestellten Proben im Münzhofe zu Tiflis 30 bis 35 Proz. erwiesen. Der Oberbefehlshaber in Grusien, Baron Rosen, richtete sogleich sein besonderes Augenmerk auf diesen Fundort, und befahl sogar dem Berghauptmann, Herrn Ossipow, in Grusien, ein Projekt zu einer an diesem Orte anzulegenden Gußeisenfabrik zu entwerfen.

Das Einsammeln des tamanschen Erzes wird durch die Natur wesentlich erleichtert. Während der Stürme nämlich, wo die heftig schlagenden Meereswogen ununterbrochen auf die abgerissenen Stellen, zwischen welchen das Erz lagert, einwirken, reißen sie vom letztern große Klumpen ab, und besäen damit die unermeßliche Meeresküste. Diese ungemein große und überall zerstreute Erzmasse kann vermittelst kleiner Böte oder türkischer Tschektirmaten leicht eingesammelt, und von da zum Schmelzorte ohne weitere Mühe gebracht werden, — was der anfänglichen Wirksamkeit einer zu errichtenden Fabrik sehr zu Statten käme.

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst.

3. Einrichtung des schwedischen Heeres. — Fernerer Aufenthalt. — Rückreise.

(Fortsetzung.)

Die Zeit des Weihnachtsfestes war herangekommen. Die Feier des heiligen Abends hat in Schweden viel Eigenthümliches und Ansprechendes.

In freundlich heimlichen Kreisen sammeln sich die Familien, so daß Gesellschaften von 12 bis 20, oft mehr Personen sich bilden. Man kann in Schweden zu einer Familie gehören und gezählt werden, ohne ihr verwandt zu seyn, eine sehr ansprechende gastfreundliche Sitte. Ist man in einem Hause lange bekannt und gern gesehen, so macht und trinkt man bei irgend einer fröhlichen Veranlassung Vetterschaft mit Allen, auch den ältern und jüngern weiblichen Mitgliedern der Familie; dann wird man nicht anders mehr als Vetter genannt, so angesehen und behandelt, und fremden Personen so vorgestellt. Die Frage ist daher sehr gewöhnlich und gebräuchlich: Vetter aus Verwandtschaft oder aus Freundschaft? Solche Vettern aus Freundschaft werden wie andere Verwandte auch zu allen Familienfesten, und am Christabend zur julgröt (Weihnachtsgrütze) eingeladen. Man kommt zum Thee, man spielt das sehr beliebte Boston und geht zum Abendessen: Grütze, die etwas gebraten oder gebrannt ist, ist das Gericht, was jeder an diesem Tage in Schweden ißt. Am Ende der Mahlzeit kommen die angenehmen Augenblicke wechselseitiger Geschenke, wobei jeder mögliche Witz entfaltet wird; z. B. ein Vermummter tritt ein, der die Weiber und die Kinder zwischen Furcht und angenehmem Hoffen bringt, oder ein verkleideter Heiduck, Kosak, Reit- oder Hausknecht, Nachtwächter u. dgl. Er bringt eine schwere Kiste oder großen

Digitized by Google

Tragkorb mit, den er kaum tragen kann, und entfernt sich. Der Hausfrau ist die Aufschrift, die Kiste wird mit Eisen und mit Hammer aufgebrochen, die Frau freut sich bereits des wahrscheinlich bedeutenden Geschenks. Aber unter dem Brette liegt eine andere Adresse an einen Herrn. Die Hoffnung geht nun über in dessen Hände, er entwickelt ein Papier, ein zweites, drittes, zehntes, zwanzigstes, am Ende eine festvernähete Leinwand, und zum Mißgeschick eine Adresse darauf für jemand in einem Nachbarhause, da wird es hingesandt, nach einiger Zeit kommt es zurück, es hat sich tiefer wieder eine Adresse gefunden, die es der Hausfrau aufs Neue gibt, nun öffnet man und findet am Ende in dem schweren Pack von einem halben Centner eine freundliche Gabe, eine geschmackvolle Kleinigkeit, die wenige Loth nur wiegt. Wo nun 20 Personen versammelt sind, und jeder auch nur vier Andern kleine Gaben gibt, dauert diese Unterhaltung natürlich längere Zeit, und unter Freude, Scherz und Lachen, und um eine Schale dampfenden Punsches ist fast immer der Morgen nahe, ehe man sich an solchen Tagen trennt. Oft werden die wohlgepackten Geschenke auch nur mit dem schnellen Oeffnen der Hausthüre und dem lauten Geschrei Julklapp (Weihnachtsgeschenk) in die Hausthüren hineingeworfen, die nicht mißtrauisch verschlossen sind wie im Süden, sondern sich durch die alleinige Hand jedes Kommenden öffnen, indem bloß eine dadurch sich bewegende Glocke ein Zeichen gibt, daß jemand eingetreten ist.

Am Neujahrstage war Glückwünschungsaufwartung bei Hof; auch die liebenswürdige wieder genesene Königin erschien, mithin Alles, was hoffähig war. Bald darauf deckte der Himmel ein weiches Flockentuch über die schon viele Wochen hart gefrorne Erde, das gab neues Leben. Mit Schlitten füllten sich die Straßen, und herrliches Geläute ertönte überall, wie man es in unserem Deutschland niemals hört. Nicht Schellen oder Rollen werden gebraucht, sondern harmonisch gestimmte Glocken. Ihre Form ist etwas platt gedrückten Kugeln ähnlich, durch einen halbfingerbreiten Durchschnitt in zwei gleiche Hälften getheilt, die durch vier bis sechs darin befestigte Schlegel tönen; drei solche Glocken durch ein eisernes Stäbchen über einander befestigt, die untere etwa 5, die zweite 2, die dritte ¼ Zoll im Durchmesser haltend, eine solche auf dem Kammdeckel des Pferdegeschirrs befestigt, eine kleinere zweifache, auf dem Kopfgestell gibt ein äußerst angenehmes Geläute, noch wohltönender und vollständiger, wenn man mit zwei oder mit vier Pferden fährt. Kommt man aus Schweden und sieht und hört in Deutschland Schlitten fahren, so erstaunt man über die geschmacklosen Schlitten, oft aus ganz veralteter Zeit, und über das von allem Wohlklange entfernte Getön, mit dem selbst Fürsten fahren, und mit dem man zum Stadtgespött in jedem Städtchen Schwedens werden würde. Die dort sehr geschmackvollen Schlitten sind übrigens sehr niedrig und gewöhnlich einsitzig, für den Pferdelenker ein Sitz hinten, wodurch freilich weder für die Wärme noch Bequemlichkeit des Fahrenden gesorgt ist. Eine Einladung zum Schlittenfahren schlägt in der Regel keine junge Dame einem Herrn ab. Es beschränkt sich diese Unterhaltung aber auf eine halbe, höchstens ganze Stunde für das Innere der Stadt.

Ueber die Stellung der Bauern als Reichsstand habe ich schon Einiges geäußert, vielleicht sind einige Worte über die Verhältnisse aller vier Stände nicht ohne Interesse. Schweden theilt seine Vertreter in vier Kammern, deren jede eine Stimme hat. Drei Stimmen entscheiden. Waren zwei Stimmen für, zwei gegen eine Sache, so wurde nach Gustav Adolphs II Reichstagsordnung dieselbe in Gegenwart des Königs untersucht. Ihm steht es alsdann frei diejenige anzunehmen, die er für die beste hält. Von 2,740,000 Einwohnern, die Schweden damals zählte, rechnete man, daß ungefähr 50,000 im Civil- und Militärdienst standen. Der Adel betrug ungefähr 10,000 Köpfe. Aus ihnen war die erste Kammer gebildet, die sich in drei Klassen oder Bänke theilte. Auf der ersten oder Herrenbank saßen die Reichsräthe, später mit verminderten Vorrechten Reichsherren genannt, die Grafen und Barone. Fürsten hatte Schweden keine, außer die zum königlichen Hause gehörten. Der früher genannte Feldmarschall Fürst Hessenstein war zwar deutscher Fürst, aber nur schwedischer Graf. Gustav IV war der erste und einzige von allen schwedischen Regenten, der einen Vasallen in den Fürstenstand erhob, 1806 den Grafen Malte zu Putbus. Die Grafen und Barone waren alle aus den neuern Zeiten, außer denen, die aus fremden Ländern eingewandert waren. Erich XIV, Gustav Wasa's Sohn, war der erste, der 1561 solche Ernennungen vornahm bei Leuten, die vor wenig Generationen noch dem Bauernstande angehörten. Auf der zweiten Bank saß die Ritterklasse, deren Vorfahren Sitz und Stimme im Reichsrathe gehabt haben mußten, oder hohe Stellen im Staats- oder Militärdienste, oder die Kommandeure königlicher Orden waren. Diese Klasse war früher sehr wenig zahlreich, um sie aber den beiden andern mehr gleich zu machen, wurden 600 von der dritten untersten oder sogenannten Knappenklasse, die den ganzen übrigen Adel in sich faßt, in dieselbe versetzt. Nur die Familienhäupter waren stimmberechtigt, nämlich der älteste an Jahren des ältesten Zweiges der Familien, die gleichen Namen und gleiches Wappen führte. Der war oft an Jahren jung, arm an Geist und ganz vermögenslos, während Bejahrtere von einem jüngern Zweige der Familie ausgezeichnete Männer waren und vielleicht großen Grundbesitz hatten. Wohl fand kein unterer Adel statt, nur Erbrecht und solche arme reichstagsfähige Familienhäupter waren der Regierung immer recht. Die zweite Kammer bildete die Geistlichkeit, sie zählte 14,000 Mitglieder, und ward durch Wahl besetzt. Mehrentheils wurden die Bischöfe allein gewählt, die in diesem armen Lande doch sehr fette Pfründen, wie auch die Pröbste, hatten. Tagegelder nach deutschem Styl zahlte man ihnen nicht, aber an den Landeslasten, die sie mit bewilligten, mußten sie ihren Theil auch tragen. Außer dem Erzbischof von Upsala hatte Schweden 13 Bischöfe: zu Lynköping, Skara, Strängnäs, Werid, Westerås, Abo, Lund, Borgå, Göthenborg, Calmar, Carlstadt, Hörnesand und Gothland. Auch auf den Königsthron sah Schweden einst einen Bischof steigen, Adolph Friedrich von Gottorp, Gustavs III Vater, der Bischof von Lübeck war. Der Bürgerstand bildete die dritte Kammer. 85 Städte sandten Abgeordnete, und 66,000 war die Zahl der Bürger. Eine auffallend geringe Zahl. Allein der Verkehr ist schwach im Innern, und wegen seiner freiern Verhältnisse denkt fast nie ein Bauer daran, in denselben überzutreten. Bauern zählt Schweden dagegen 2,600,000. Durch ihre Abgeordneten wird die vierte Kammer gebildet. Einen sendet jeder Härad-Distrikt oder Landvogtei. Die Sprecher jedes Standes ernennt der König.

Außer dem Einflusse, den die Regierung auf die Stände zu erlangen suchte durch alle ihr zu Gebot stehenden Mittel, suchten fremde Mächte auch oft das Gleiche durch Bestechungen. Fast immer bestand eine russische und eine französische Partei. Unter der Regierung des schwachen Adolph Frederik 1751 hatten sie die Benennung Hüte und Mützen.

Der damalige französische Gesandte von Havricourt regierte zu jener Zeit eigentlich Schweden durch die ungeheuren Summen, die er zu Bestechungen aufwandte, die dadurch sehr erleichtert wurden, daß die Reichsräthe sehr unbeträchtliche Besoldungen halten, zu einem Theil, wenn auch aus alten und berühmten Familien, doch sehr unbemittelt waren, der andere größere Theil aber aus vermögenslosen Emporkömmlingen bestand. Manches adelige Familienhaupt war zu arm, um den Reichstag besuchen zu können, und stimmte gern nach dem Willen dessen, der ihm die Mittel gab dort zu erscheinen und leben zu können. Eben so wurden die Sprecher und Reichstagsmänner des Bürger- und Bauernstandes, und die von ausgezeichneten Fähigkeiten gewonnen, der große Hause aber, indem man seinen Vorurtheilen schmeichelte, oder durch einen Schmaus, zu dem der die Kosten trug, der etwas durchsetzen wollte. Mancher vermögenslose Sprecher oder Reichstagsmann hinterließ, wenn er einigen Reichstagen beigewohnt hatte, auf Kosten der Rechtlichkeit und des Vortheils seines Vaterlandes ein bedeutendes Vermögen. Manches hat sich in den spätern Zeiten zum Bessern geändert, nach der englischen Nation ist unstreitig jetzt die schwedische durch ihre Verfassung die freieste in Europa.

(Schluß folgt.)

Die zum Voraus angekündigten Vorerkämpfe, die meist nur veranstaltet wurden, um Dieben und Betrügern ein reiches Feld zu eröffnen, haben allmählich theils in Folge der offenkundigsten Spitzbubenstreiche, theils weil die Jures die dabei vorkommenden Todesfälle jetzt ohne Umstände als „Todtschlag" bezeichnen, sich sehr vermindert, und es gilt jetzt als Rohheit sich bei dergleichen Schauspielen auch nur einzufinden. Auch die Wettrennen, welche Gelegenheit zu zahlreichen Wetten boten, die oft kaum besser als Taschendiebstahl waren, sollen immer seltener besucht werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 227. 15 August 1835.

Scenen aus dem portugiesischen Kriege.

3. Fortgang der Belagerung bis zu Bourmonts unglücklichem Sturme.

General Saldanha hatte sich durch die Artigkeit seines Benehmens bei allen Klassen sehr beliebt gemacht, und die Engländer waren ihm besonders zugethan, da er durch seinen langen Aufenthalt in England und seine Heirath mit einer irischen Dame fast zum Engländer geworden war. Sir Thomas Stubbs dagegen, der zweite im Kommando, war durch langen Dienst in Portugal beinahe zum Portugiesen geworden; doch schien er wenig Talente und eben so wenig Energie zu besitzen, und die Engländer wandten sich in allen Fällen mit ihren Beschwerden lieber an General Saldanha, als an ihren eigenen Landsmann.

Unsere Lanciers hatten inzwischen ein mehr reitermäßiges Ansehen bekommen, und waren in der That trotz der heterogenen Zusammensetzung ihrer Offiziere ein sehr brauchbares Korps geworden. Dieß machte dem Oberst Baconals Organisationsoffizier große Ehre, um so mehr, da man ihre Fortschritte im Manövriren nur ihm allein zuschreiben konnte, indem er zu seinem Beistand nur einen einzigen Offizier hatte, der vorher in englischen Diensten gestanden war, und dieser Eine war ein subalterner Infanterieoffizier, von dessen Verdiensten man sich einen anschaulichen Begriff machen kann, wenn man weiß, daß ihn die Soldaten „die alte Betty" und seinen Zug den Rumpelkram (Lumber Troop) nannten; und dieser Infanterie-Kavallerie-Offizier sah auch auf dem Pferde einem Mehlsack in Uniform ähnlicher, als irgend etwas anderm. Die Mehrzahl der Subalternoffiziere waren junge Leute aus guten Familien, die gern Uniform tragen wollten, gleichviel in was für einem Dienste; statt aber die Mannschaft zu lehren, waren sie selbst des Lernens sehr bedürftig. Der älteste Schwadronschef war Herr William Wakefield, der früher erwähnte Krämerssohn; die Anstellung dieses Herrn, welcher der getreue Achates von Oberst Bacon war, schadete der Kavallerie ungemein, da kein Offizier, der früher in englischen Diensten gestanden war, sich so erniedrigen wollte, unter oder mit Herrn Wakefield zu dienen. Die meisten Offiziersstellen waren deßhalb mit Portugiesen besetzt.

Ich glaube, es ist Froissart, der in seinen ritterlichen Schriften gesagt hat, daß die Gedanken an eine tugendhafte Schönheit, und mehr noch die Anwesenheit von solchen, ein stets neuer Sporn zur Tapferkeit seyen; wahrscheinlich aus diesem Grunde ließen mehrere tapfere Ritter der Befreiungsarmee Damen aus England kommen, die man natürlich bei allen Gelagen und Festlichkeiten hoch leben ließ. Der Muth, mit welchem diese Heldinnen das Unglück einer belagerten und ausgehungerten Stadt ertrugen, entflammte ohne Zweifel die Vertheidiger zu noch heroischerer Ausdauer und zu erneuerten Anstrengungen. Eine dieser Amazonen erhielt indeß einst bei ihren Bemühungen den Vertheidigern der heroica cidade d'Oporto neuen Muth einzuflößen, eine tüchtige Zurechtweisung von dem erlauchten Liberator selbst. Es war die Sitte dieser Dame, bei jedem Scharmützel ihren Zelter zu besteigen, und in die Nähe des Kampfplatzes zu galoppiren; seltsamer Weise gerieth sie jedesmal, durch reinen Zufall, genau in dieselbe Batterie oder Redoute, von wo aus der Kaiser dem Gefechte zusah. Einmal aber drückte Don Pedro gegen einen Adjutanten an seiner Seite in ziemlich hörbarer Weise auf französisch seinen Abscheu vor Frauen aus, die ihr zartes Geschlecht vergessend, solche Schlachtscenen betrachten könnten, er seines Theils halte eine solche Frau für äußerst undelikat, und offenbar zudringlich. Gerade heraus: der Kaiser ließ sich nicht fangen, und die Reise der Dame nach Portugal war, wenigstens was Don Pedro selbst betraf, ein gänzlicher Fehlschuß.

In dem Maße, als die numerische Stärke der Befreiungsarmee zunahm, wuchsen auch die Schwierigkeiten, sich ein ordentliches Quartier zu verschaffen, und oft lagen 4, 5 und selbst 6 junge Leute in einem einzigen kleinen Zimmer übereinander. Ich hatte beinahe im Augenblick meiner Ankunft das Glück gehabt, ein Unterkommen in dem Hause eines achtungswerthen portugiesischen Kaufmanns zu finden, wo ich sehr bald völlig einheimisch, und von der ganzen Familie mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit behandelt wurde. Mein Wirth war in England gewesen, hatte sonst viel gereist, und war überhaupt ein sehr verständiger Mann. In so gefährlichen Zeiten war es natürlich, daß jeder mit seinen politischen Meinungen möglichst vorsichtig war, doch hatte ich mannichfache Gelegenheit zu bemerken, daß mein Wirth trotz seines anscheinenden Eifers für Don Pedro's Sache nicht so loyal war, und der entgegengesetzten Partei nicht so viel Böses wünschte, als er mich in seinen Unterredungen

Digitized by Google

glauben machen wollte. So oft ich dienstfrei war, kehrte ich in mein Quartier zurück, und verbrachte viele angenehme Stunden mit der zahlreichen und liebenswürdigen Familie meines Wieths. Von dem Augenblick meiner Landung an hegte ich die Absicht mit der Sprache und den Sitten der Portugiesen möglichst genau bekannt zu werden, und beides gelang mir schnell, denn sobald man meinen Wunsch erkannte, halfen mir alle Mitglieder der verschiedenen Familien, mit denen ich nach und nach bekannt wurde. Selten verging ein Augenblick, wo nicht einige von den Kindern meines Wirths in meinem Zimmer waren, meine Koffer und Felleisen durchsuchten, die Uniformen bewunderten, die militärischen Gebräuche nachäfften, und tausend Fragen an mich thaten. Noch jetzt denke ich mit Vergnügen daran zurück, auf welche zuvorkommende Weise ich, ein einquartierter Soldat, in diesem Hause behandelt wurde. Bei dem geringsten Lärmen den ich machte, kam einer der lachenden Jungen hergerannt, mit der gewöhnlichen Frage: „Quere alma cousa, Senhor?“ (Wollen Sie etwas, mein Herr). Der eine brachte mir einen Korb voll Orangen mit dem Zusatze, er habe sie selbst gesammelt, ein zweiter kam herein, und fragte, ob ich Kaffee wolle, ein dritter klopfte an die Thüre, und brachte einige Maiskuchen, noch heiß aus dem Ofen, und ein vierter entschuldigte sein Hereinkommen mit der Frage, wie sie mir schmeckten.

An den Abenden der warmen Jahrszeit saß oft mein Wirth mit seiner Familie unter dem Weingeländer seines Gartens, und sprach von alten Zeiten, erzählte seinen Kindern von Vasco de Gama, von Camoens, von der allzuvertrauensvollen Inez, — entrollte vor ihren Augen die Thaten Alphonso's auf den blutigen Feldern von Ourique, — sagte ihnen, was Portugal gewesen, verweilte trauernd bei seiner jetzigen Lage, und schien zurückzuschrecken vor den Möglichkeiten der Zukunft.

Wenn ein Fremder in die Kirchen von Portugal tritt, so wird seine Aufmerksamkeit sogleich durch eine Menge Wachsfiguren angezogen, die in allen Richtungen aufgereiht sind, und im Kleinen Köpfe, Arme, Finger, Ohren, Nasen und Augen darstellen; sie sind um die Bilder der Heiligen her, welche das Innere der Kirchen zieren, aufgehängt, und man weiß vorerst nicht, was man aus diesem wunderlichen Anblick machen soll. Es sind dieß die Dankopfer, welche entweder durch die ehemaligen Kranken selbst oder meistens durch ihre Freunde dargebracht wurden, denn es ist in schweren Krankheiten Sitte, irgend einem Schutzpatron, der für Heilungen dieses oder jenen Uebels berühmt ist, für den Fall der Genesung ein wächsernes Bild des leidenden Theils zu geloben.

Beim Begräbniß der Todten herrscht eine Sitte, welche hart gegen unsere Vorurtheile anstößt. Alsbald nach dem Athemzuge werden die bleichen eingesunkenen Wangen bemalt, das Haar sorgfältig frisirt, und die Leiche mit den buntesten Kleidern des Verstorbenen bekleidet, Handschuhe angezogen, und die Hände so gelegt, als lebte der Todte noch; zuletzt werden Juwelen mit verschwenderischer Hand angebracht, und das kalte Bild des Todes erscheint festlich geschmückt wie zu einem Balle. Der Sarg ist eine Art Lade, deren Deckel sich in Angeln dreht, das Aeußere sorgfältig geziert mit bunten Farben, und auch das Innere mit Tafft von der buntesten und glänzenden Art ausgeschlagen. Der Pomp, das Ceremoniell wechseln natürlich je nach dem Vermögen oder der Stellung der Verwandten. Wenn das feierliche Amt für den Todten beendigt ist, wird die Leiche weggetragen, ihres Schmucks entkleidet, und endlich ihrer letzten Wohnung übergeben.

Es ist nicht ungewöhnlich, Mütter zu sehen, welche junge Kinder verloren haben, und dieselben auf ihrem Kopfe in einem dieser offenen Särge, nur mit einem Ueberwurfe von durchsichtiger Gaze bedeckt, nach dem Beerdigungsplatze tragen; die unteren Klassen sind so leidenschaftlich für diese Ceremonien eingenommen, daß sie die Zierrathen, um den Glanz dieser letzten Schaustellung zu erhöhen, überall her zusammenbetteln. So unpassend alles dieß einem Fremden scheinen mag, so ist es doch nur eine von den vielen Arten, auf welche man zu allen Zeiten und in allen Ländern seine Zuneigung zu den Todten zu zeigen suchte, und wie seltsam es uns auch vorkommen mag, sollte man doch nie herzlos darüber spotten.

(Schluß folgt.)

Bessarabien.

(Schluß.)

Bojaren, welche nur in Bessarabien Güter hatten, und mit den reichern und vornehmern ihrer Standsgenossen nicht leicht um die zahlreichen und einträglichen Aemter konkurriren konnten, hielten sich meist nicht in Jassy, sondern auf ihren Gütern auf, und seit die Zahl und der Einfluß der russischen Beamten sich mehrte, zogen sich immer mehr Bojaren, namentlich die ältern, dahin zurück. Da indeß die meisten Güter mehrere zerstreut liegende Dörfer umfassen, so ist dennoch das meiste Land verpachtet, freilich aber auf eine dem Ackerbau nicht sehr förderliche Weise, denn die Verpachtung geschieht wegen der fortwährend steigenden Pachtpreise meist nur auf drei Jahre, wo dann der Bauer, um den möglichst großen Vortheil daraus zu ziehen, den Boden aussaugt. Der Grund des Steigens der Pachtpreise liegt in der unglaublich schnell gestiegenen Bevölkerung. Es ist oben angeführt, weßhalb das Land wenig bebaut war unter der türkischen Herrschaft, der Bauer floh um den Plackereien der Türken und den Raubzügen der Tataren zu entgehen, und so war, als Rußland das Land übernahm, dasselbe fast eine menschenleere Steppe, um so mehr als mit der Uebergabe an Rußland auch die Tataren das Land verließen.

Seit dem Jahre 1812 nun hat nicht nur die eingeborne Bevölkerung sich vermehrt, sondern auch viele deutsche und bulgarische Kolonisten, und namentlich eine Unzahl polnischer Juden haben sich im Lande niedergelassen. Hiedurch trat allmählich eine bedeutende Veränderung in den Verhältnissen des Landmanns und des Ackerbaus ein. Vorher hatte der Boden so gut als gar keinen Werth, der Bauer machte Heu, ackerte und weidete sein Vieh, wo ihm beliebte, denn wie immer in menschenleeren Gegenden gab nicht der Besitz des Bodens, sondern die Zahl der Leibeigenen einen gewissen Reichthum. Jetzt muß der Gutsherr dem Bauern die Stelle anweisen, wo er Heu machen und ackern darf, und mit der wachsenden Bevölkerung begränzen sich diese

Digitized by Google

Stellen mehr und mehr. Das Land, das der Bauer mehrmals gebaut hat, betrachtet er allmählich als sein Eigenthum, und sieht es als Härte an, wenn ihm der Gutsherr es wieder nimmt; so wird der Bauer nach und nach aus dem Zustande des Leibeigenen in die Hörigkeit übergehn, und endlich gegen eine bestimmte Gebühr der Erbpächter eines kleinen Guts werden, das er dann auch vererben und veräußern kann.

Mit Ausnahme der Resetschen, von denen weiter unten die Rede seyn wird, ist der Bauer unfrei, und wohnt entweder auf Kron- oder auf Bojarengütern; auf den Krongütern hat er seinen bestimmten Landesantheil, auf den Bojarengütern aber kann er kein Landeigenthum besitzen, sondern die Herrschaft weist ihm ziemlich willkürlich das Nöthige an. Dafür muß er der Herrschaft jährlich zwei Frohnfuhren thun, und zwölf Tage arbeiten, die indeß eigentlich auf 18 bis 20 Arbeitstage anzuschlagen sind, da für jeden Tag ein bestimmtes Arbeitsquantum festgesetzt ist, das sich nicht wohl an Einem Tage abmachen läßt. Indeß scheint der Bauer diese Arbeit sehr willig zu thun, und wenn die Gutsherrschaft weiterer Dienstleistungen benöthigt ist, so gibt er sich leicht dazu her, da sie ihn mit Essen und Branntwein für den Tag versorgt, und ihm Abends Tanzmusik machen läßt. Von dem ihm zugetheilten Felde muß der Bauer der Gutsherrschaft den Zehnten geben, und wenn er diese Leistungen erfüllt, so hat sie nicht mehr das Recht, ohne höhere Einwilligung ihn aus seinem Stück Feld zu vertreiben, so wie aber auch der Bauer ohne triftige Gründe es nicht mehr verlassen darf. Die Ausdehnung eines solchen Feldes beträgt gewöhnlich an Acker, Wiese und Weide 8, 12 bis 16 Falschen Land: die Falsche hat 2880 □ Saschenen oder 141,120 engl. □ Fuß.

Die Bezahlungen der Bauern an den Grundherrn sind jetzt ziemlich billig, und wenn man erwägt, daß der Bauer ihm eigentlich angehört, durchaus zum Vortheil des erstern. Diejenigen Güter ausgenommen, welche ohne die darauf wohnenden Bauern gar keinen Werth hätten — und diese bilden freilich immer noch die Mehrzahl, — hat der Gutsherr sogar selten etwas gegen die Auswanderung des Bauern, nicht leicht aber läßt er sich auf eine Geldentschädigung für die 12 Tage Arbeit ein. Doch kommt auch diese vor, und beträgt von 1½ bis 2 Dukaten, bei den wohlhabendern Bauern, die mit vollem Gespann arbeiten müssen, auch etwas mehr.

Eine eigenthümliche Klasse der Bevölkerung bilden die oben erwähnten Resetschen, aus denen einst ein zahlreicher freier Bauernstand sich entwickeln kann. Sie sind die Abkömmlinge moldauischer Bojaren, die nicht reich genug waren, um den Aufwand eines Bojaren bestreiten zu können. Sie ererbten Güter von ihren Ahnherrn, die sie fortdauernd gemeinschaftlich besitzen, und nur selten eine Theilung vornehmen, obwohl die Ansprüche der verschiedenen Theilhaber, wegen der ungleichen Kinderzahl der Zwischengenerationen gewöhnlich sehr groß ist. Oft entstanden aus den Nachkommen eines Bojaren ganze Dorfschaften, und um den Antheil eines jeden an dem allgemeinen Gute genau zu kennen, führen sie vollständige Geschlechtsregister. Die wirklichen Theilungen sind selten, theils weil derjenige, der die Theilung verlangt, die nicht unbeträchtlichen Kosten bezahlen muß, und zweitens wegen der Art, wie die Theilungen vorgenommen werden. Die Landgüter werden nicht dem Flächeninhalt nach, sondern nach der Ausdehnung in die Länge vermessen und verkauft. Wie breit ein Landgut ist, erfährt der Käufer nie, und selbst der Eigenthümer weiß es selten; selten beträgt indeß die Breite unter 1000, oft 2 bis 3000 Klafter. Verlangt nun ein Resetsche Theilung und Abmarkung seines Antheils, so wird berechnet, wie viel ihm von der Länge des Ganzen zukömmt; ist dieß z. B. 5 Klafter, so hat er ein Landstück, das 5 Klafter breit, aber 1000, 2000, ja 3000 Klafter lang seyn kann: eine eigene Wirthschaft darauf zu treiben, ist unmöglich.

So seltsam diese Theilungsart ist, die auch in östreichisch Polen vorkommen soll, so hat sie doch den unbestreitbaren Vortheil, daß ein Resetsche, der vielleicht nur ein Paar Spannen Landes besitzt, doch auch seinen genügenden Theil an der Heuernte und an Ackerland erhält, wenn gleich der Reichere sich natürlich die bessern Stücke ausliest. Daher kommt es denn, daß diese Resetschen, wenn sie gleich sich im Aeußern kaum von dem Bauer unterscheiden, doch meist wohlhabender sind, namentlich da sie zwar die Kronabgaben zu zahlen und die Kronfrohnen zu leisten haben, übrigens ihr Land so frei besitzen, wie der Bojar das seinige, keinen Zehnten geben, keiner Grundherrschaft Frohndienst leisten, und, wie die Edelleute, das Recht des Wein- und Branntweinschanks besitzen. Wahrscheinlich ist hier ihre größere Anzahl Schuld, daß sie nicht, wie in ganz Rußland, der Moldau und Walachei, als Edelleute von allen Abgaben frei sind, obwohl sie nicht selten von den besten Familien abstammen.

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst.

3. Einrichtung des schwedischen Heeres. — Fernerer Aufenthalt. — Rückreise.

(Schluß.)

Das Geld in Schweden bestand aus vier verschiedenen Stoffen: Kupfer, Silber, Gold und Papier. Die Münzsorten waren Stüver, Schillinge, Plät, Thaler Kupfermünz, Thaler Silbermünz, Reichsthaler, Spezietthaler, Dukaten; 4 Stüfer 1 Schilling, 16 Schilling ein Plät, 5 Schilling 1 Thaler Kupfermünz, 8 Schilling 1 Thaler Silbermünz, 48 Schilling ein Reichsthaler, ein Spezietthaler 1 Thaler 16 Schilling, zwei Reichsthaler 1 Dukaten. 15,000 Reichsthaler eine Tonne Goldes.

Das Kupfergeld war [illegible] gehaltig und gehaltreich, eben so das wenige Silbergeld, weßhalb es häufig eingeschmolzen wurde, oder außer Landes ging; Dukaten gab es gleichfalls wenige; die Hauptsache war Papiergeld; 1) Banknoten, deren Betrag sich in Metall in der Staatsbank vorfand und die immer gut standen; 2) Reichsschuldenzettel, die mehr und beinahe allein im Cours waren. Sie waren eine Erfindung Gustavs III, wofür die Nation gut stand, zu deren Verwerthung aber gar keine Fonds vorhanden waren. Sie wurden von einer eigens dazu niedergesetzten geheimen Kommission ausgegeben. Wer einen nachmachte wurde gehängt, wie auf jedem dieser Geldzettel zu lesen stand. Unter dem Vorwande dringender Bedürfnisse wuchsen sie bald bis zu 15 Millionen, und verdrängten alles übrige Geld, selbst die Banknoten aus dem gewöhnlichen Umlaufe. Es wurden mit denselben die größten und wichtigsten Unternehmungen im Lande bestritten. Bei späterer projektirter Realisirung wurden sie aber so tief herabgesetzt, daß dadurch bedeutende Verluste entstanden. Sonderbarer Weise war das ältere schwedische Silbergeld von Christina und Adolph Friederich gar nicht mehr in Schweden bekannt, sondern nur in Schwedisch-Pommern die allein gangbare Münze unter dem Werthe eines Guldens. Eben so war es in Mecklenburg neben dem inländischen und dem preußischen Gelde nach

Digitized by Google

vollem Werthe im Umlaufe. Man nannte dort die 4 Schillingstücke nur kurzweg einen Schweden, ein 8 Schillingstück einen doppelten Schweden, einen Groschen zu 2 Schilling einen halben Schweden. Man kaufte z. B. eine Waldschnepfe um 5 Schweden.

Das Volk im ganzen Lande ist sehr religiös, sowohl in den Städten als auf dem Lande. Der Gottesdienst, der sehr zahlreich besucht wird, fängt gewöhnlich um 9 Uhr in den Städten an, dann fuhr niemand ohne Noth durch die Straßen, und die Thore wurden gesperrt, und man wurde ohne Zahlung eines Sperrgeldes nicht hinausgelassen; von 10 bis 11 Uhr während der Predigt aber waren die Thore geschlossen, und die feierlichste Stille herrschte durch den ganzen Ort. Auch konnte nur ein sehr dringendes, nicht aufzuschiebendes Geschäft jemand veranlassen am Sonntage eine Reise anzutreten. Derselbe religiöse Geist waltete auch beim Militär. Noch war wie zu Gustav Adolph, wie Schiller sagt, das Lager ein Bethaus, aber nur bei den eingetheilten Nationalregimentern, bei den geworbenen war es anders. Wenn die Kompagnie eines eingetheilten Regiments in einem Orte beisammen war, sammelte sich die Mannschaft in der dämmernden Frühe jedes Morgens vor dem Hause ihres Hauptmanns. Sie reihten sich in drei Glieder, wurden verlesen und der Hauptmann trat heraus. Er begrüßte seine Waffengenossen, god morgon gossar (guten Morgen, Bursche), ein rasches Gemurmel lief durch die Reihen, god morgon Herr Capitain; der Flügelmann, der auch der Vorbeter ist, tritt drei Schritte vorwärts, macht linksum, zieht seine Kappe vom Haupt, faltet sie zwischen die Hände und betet laut, die Andern leise. Dann entläßt der Hauptmann seine Kompagnie mit den Worten: Gud bevara er gossar (Gott behüte euch, Bursche), Gud väl signa nådiga Capitainen (der Herr segne den gnädigen Hauptmann) tönt es wohllautend durch die Reihen. Um 6 Uhr Abends das ähnliche Gebet vor des Hauptmanns Thüre, und ähnliche Begrüßung, die etwas das Gemüth freundlich Ansprechendes hat. Auch bei allem Zusammentreten unter den Waffen fand sie statt. Jeder Obrist begrüßte zuerst sein versammeltes Regiment, und laut erwiderten Alle auf einmal den Gruß. War eine Uebungszeit vorüber, entließ man die Untergebenen mit tak för i dag (ich danke für heute), und die Erwiderung war Hurra, eben so nach abgelöster Wache, wenn die Mannschaft nach den Worten aus einander ging: tak för god vakt (ich danke für gute Wache). Bei jedem Regiment war ein Regiments- und ein Bataillonsprediger; auch bei allen Gesandtschaften waren Geistliche. Ungeachtet aller Religiosität in Schweden fehlt es doch nicht an Flüchen in der Landessprache, sie sind sehr zahlreich und werden viel gebraucht; zwar habe ich keine so alles Gefühl verletzende gehört als aus dem Munde der Russen und Ungarn, doch so kräftige und umfangreiche, daß sie ihres Gleichen suchen. Den auffallendsten führe ich an: Tag mig hundra tousan sjutton millionan Thunder Djüvels (hol mich hunderttausend siebzehn Millionen Tonnen Teufel), oder als Verwünschung für den Gegner: Hundra tousan sjutton millionen Thunder Djüvels i dih sündiga kropp ok själ (hunderttausend siebzehn Millionen Tonnen Teufel in deinen sündigen Leib und Seele).

Ehe ich Stockholm verlasse, will ich noch einer Erscheinung erwähnen, die in Schweden jedem bekannt ist, allgemein erzählt wird, und worüber ein Protokoll aufgenommen worden seyn soll. Karl XI, der von 1660 bis 1697 regierte, hatte dieselbe im Schlosse zu Stockholm. Er war ein Sohn Karls X, Vater Karls XII, aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken, Enkel der Schwester des großen Gustav Adolph. Er war, wenn auch nicht in dem Grade heroisch wie sein Vater und sein Sohn, doch ein Mann von kräftigem Geist, ausdauernd, aufgeklärt, kalt und besonnen, fromm, wenn auch despotisch. Er trug allein seine Regierungssorgen und wälzte sie nicht auf fremde Schultern. Eine durchdachte Verbesserung aller Theile der Staatsverfassung, innerer allgemeiner Wohlstand, und selbstbegründetes Ansehen bei andern Mächten war das Resultat seiner langen und emsigen Regierung. Seine Gemahlin war ihm durch den Tod geraubt, und er schien sie schmerzlich zu betrauern. An einem trüben Abende saß er verstimmt am Kaminfeuer entkleidet in seinem Kabinet, die Mitternachtsstunde war nahe, bei ihm waren sein Günstling, Graf Brahe, und der Leibarzt. Das Residenzschloß, das die Könige damals bewohnten, stand auf dem Ridderholm und brannte 1697 bei seinem Tode ab; das jetzige 1751 vollendete Schloß war von ihm begründet. Aus seinem Kabinet konnte der König auf die Fenster des gegenüberliegenden Versammlungssaales der Reichsstände sehen. Zufällig fällt sein Blick dahin, derselbe erscheint ihm hell und beleuchtet, auch seinen beiden Gesellschaftern erscheint er so. Der König beschloß selbst zu sehen, was hiezu Veranlassung gegeben haben möchte. Ungern begleiten ihn der Graf und der Arzt, die jeder ein brennendes Licht mitnahmen. Der Kastellan wird geweckt und ihm befohlen aufzuschließen. Schon das Vorzimmer erscheint ganz schwarz und im Saale ein dumpfes Geräusch zu seyn. Der König tritt ein mit seinen drei Begleitern; eine blendende Helle ist durch den ganzen Saal verbreitet und alle Wände sind schwarz, die Mitglieder aller vier Stände des Reichs scheinen versammelt. Auf dem Throne des Königs sitzt ein blutender Leichnam im Königsschmucke, rechts steht ein Kind mit Krone und Scepter, und links ein Greis mit den Insignien der Königswürde. Dem Throne gegenüber um einen Tisch, schwarz gekleidet, scheinen Richter zu sitzen. Der Vorsitzer erhebt sich, winkt und eine gegenüberstehende Thüre wird geöffnet. Ein junger Mann tritt ein mit gebundenen Händen auf dem Rücken, mehrere Andere folgen ihm. Der Vorangehende legt sein Haupt auf einen Block, dasselbe wird abgeschlagen und rollt bis zu Karls Füßen, die es mit Blut besprützt. Eine hohle Stimme ruft: „Fünf Regierungen nach dir Karl! Unglück! Unglück über das Haus Wasa!" und das ganze Luftgebilde verschwindet. Nur das Blut auf des Königs Füßen soll geblieben seyn.

Der König ließ sogleich in seinem Kabinet über den ganzen Hergang ein Protokoll aufnehmen, das von den drei Zeugen, die mit ihm waren, unterschrieben wurde und von ihm selbst. Es wurde im Reichsarchive niedergelegt, und niemand soll die Einsicht desselben verweigert werden, der darum nachsucht.

Im Jahre 1809 gab man dieser Erscheinung ihre Auslegung; der blutende König auf dem Throne war Gustav III, das Kind Gustav IV sein Sohn, der Greis im Königsschmucke Karl XIII, der seinem entsetzten Brudessohne auf dem Throne folgte, der Enthauptete war Ankarström, Gustavs Mörder; die fünf Karl XI folgenden Regenten waren Karl XII, Friederich von Hessen-Cassel, der Gemahl von Karls XII Schwester Ulrike Eleonore, Adolph Friederich, Herzog von Gottorp, Gustav III, Gustav IV.

Im Februar verließen wir Stockholm, die Kälte war gemäßigt, der Himmel rein, der Schnee bereits festgefahren auf den herrlichen Straßen, so daß es keine Unbequemlichkeit hatte, im Wagen zu reisen. Wir fuhren über Södertelje, Nyköping bis Norköping, denselben Weg, den wir gekommen waren; dann wandten wir uns etwas westlich zur Stadt Södertköping und dem Landsitze Husby. Der General Graf S** wohnte hier, ein verstand- und kenntnißreicher Deutscher. In einem schönen, vor wenig Jahren ganz von Stein erbauten Schlosse brachten wir zwei Tage sehr gastfrei, und als Landsleute freudig aufgenommen, höchst angenehm zu, dann reisten wir wieder nach Eskö und durch Småland, wo die Tannen und die hohen Fichten nun mit Schnee behangen waren, wie in Schooonen die kahlen Eichen, die einzige Provinz, die diesen Baum erzeugt. Wir kamen an in Ystadt. Eine Postjacht lag bereit, uns so wie den Generalgouverneur von Schwedisch-Pommern aufzunehmen, der auch von Stockholm mit seiner Familie kam. Der Wind war günstig. Mit des andern Tages Frühe bestiegen wir das Schiff und gingen unter Segel. Hatte ich bei der ersten Fahrt einen Sturm erlebt, so trat jetzt das Gegentheil völliger Windstille gegen Mittag ein, und wir suchten die Langweile so gut wie möglich los zu werden. Gegen Abend blies der Wind ein wenig mehr, und frisch die Nacht hindurch; es fiel ein dichter Nebel. Wir schliefen Alle sehr ruhig in den gemächlichen Schlafstellen neben der Kajüte, in der Frühe aber wurden wir durch einen leisen Stoß geweckt; wir eilten aufs Verdeck. Nicht zehn Schritte ließ der Nebel sehen, der Ursache war, daß wir auf eine Untiefe gerathen waren und fest saßen. Man mußte in Geduld harren, bis es heller wurde, dann erkannte man, daß wir um eine halbe Stunde Stralsund schon vorbeigesegelt waren, und fest saßen in der Nähe der Insel Dänholm. Sehr groß war das Uebel nicht und leicht geholfen: die Passagiere stiegen aus und fuhren in einem Boote zur Stadt. Ein Theil der Ladung wurde gleichfalls ausgehoben. Das Fahrzeug ward wieder flott, und um 11 Uhr fuhr es in den Hafen ein, wo schon längst wir unter heimathlichem Obdach waren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 228. 16 August 1835.

Die Georgier.

Die Griechen kannten die Georgier unter dem Namen Iberer, und theilten sie in kolchische und albanische, welche den ganzen Landstrich zwischen Armenien und dem Kaukasus vom schwarzen zum kaspischen Meere bewohnten, d. h. die Thäler des Cyrus (Kur) und Phasis (Rion). Der Name Wirk, den ihnen die armenischen Schriftsteller geben, scheint derselbe, wie der griechische Name; bei Türken und Persern heißen sie Gürtschi und ihr Land Gürtschistan, wahrscheinlich vom Kür oder Kur, und auch der in Europa gewöhnliche Name scheint denselben Ursprung zu haben. Sich selbst nennen die Georgier Kartli, welchen Namen sie von Kartlos, dem zweiten Sohne Togarmahs ableiten, wie die Armenier von Hait, dessen ältestem Sohne. Hienach sollte man auf eine nahe Verwandtschaft der beiden Sprachen schließen, diese findet jedoch nicht statt. *)

Das ursprüngliche Erbe von Kartlos war im Norden durch die niedern Bergreihen des Kaukasus, im Westen durch die Berge, welche Georgien von Colchis trennen, im Süden durch die Berge von Kukark und im Osten durch dieselbe armenische Provinz bis zur Einmündung des Khram in den Kur begränzt. Der nordöstliche Theil erhielt von Kalhos, einem Sohne von Kartlos, den Namen Kakheti, welcher jetzt den ganzen Strich zwischen dem Kur und Alazan umfaßt. Der Ueberrest hieß nach seinem ursprünglichen Besitzer Kartli, und bezeichnet jetzt eine der neuern Provinzen, die von Fremden gewöhnlich Kartalini genannt wird. Somkheti, die dritte Provinz Georgiens, war ursprünglich eine Unterabtheilung von Kartli, und hieß wegen der Nähe von Armenien Kartel-Somkheti, oder armenisch Georgien. **) Die ursprüngliche Hauptstadt von Georgien war Mtskheta, eine noch vorhandene Stadt an der Vereinigung des Aragwi mit dem Kur, die etwa 200 Familien hat. Sie betrachtet Kartlos selbst als ihren Gründer, und war der Sitz der georgischen Herrscher bis zum J. 469 unserer Zeitrechnung.

Die georgische Tradition erkennt an, daß Hait der tapferste unter den Söhnen Togarmahs war, und daß die Nachkömmlinge seiner Brüder längere Zeit den Königen von Armenien gehorchten. Aber selbst in jenen Tagen strömte der fruchtbare Norden seine Völkerfluthen aus, und ein Strom von Chasaren brach aus den Ebenen von Kiptschak über den Kaukasus herein, und unterjochte dessen Bewohner, wie ihre Brüder im Süden. Von diesen Unterdrückern wurden sie nur erlöst durch einen ähnlichen Einbruch aus Persien im J. 750 v. Ch. unter der Regierung des berühmten Feridun. Bald darauf kamen die Griechen (vielleicht die Kolonien von Colchis), um auch von dem zerrissenen Lande einen Theil zu bekommen, mußten sich aber mit dem Lande Egrisi begnügen. Während die Georgier unter der Herrschaft Keikhosrew's von Persien seufzten, sahen sie mit Erstaunen eine Schaar Chinesen unter Anführung eines Mitglieds der Herrscherfamilie durch das Thor von Dariel hereinbrechen und ihnen zu Hülfe kommen; ihre Waffen waren siegreich, und der Fürst erhielt die Feste Orpet am Khram zum Geschenk, nach welcher seine Familie sich benannte. Seine Nachkommen, die Orpelianen, zeichneten sich später in der georgischen und armenischen Geschichte aus, und noch jetzt nehmen sie zu Tiflis sowohl als an andern Orten einen hohen Rang unter dem georgischen Adel ein.

Auch Georgien unterwarf sich, wie Armenien, den Waffen Alexanders, aber schon in der nächsten Generation wurde der Stellvertreter seiner Nachfolger verjagt von Pharnawaz, einem eingebornen Fürsten, der eine größere Macht errang, als je einer vor ihm, und darum der erste König Georgiens genannt wurde. Ihm schreiben die Georgier die Erfindung des Alphabets zu, die Armenier dagegen behaupten, sie hätten es im Anfang des fünften Jahrhunderts durch Mesrob, den Erfinder des ihrigen, erhalten. Da es zwei ganz verschiedene georgische Alphabete gibt, ein kirchliches und eines für das gemeine Leben, so könnten vielleicht beide Behauptungen richtig seyn, um so mehr, als das kirchliche Alphabet dem armenischen sehr ähnlich ist. Während des langen und hartnäckigen Kampfs zwischen den Römern und

*) Nach den georgischen und armenischen Traditionen hatte Togarmah acht Söhne: Hait, der Vater der Armenier; Kartlos, der Vater der Georgier; Bardos, welcher das Thal südlich vom Kur, zwischen den Mündungen des Khram und Araxes, bevölkerte und die Stadt Berdaah baute; Movakan, dessen Erbe die neuern Provinzen Schety, Schirwan und Moghan waren; Heros, welcher die Provinz Hereti besaß, die jetzt den östlichen Theil von Kakheti ausmacht; Lekos, den Ahnherrn der Lesghier, die den östlichen Theil des Kaukasus vom Terek bis ans kaspische Meer erhielten. Kavkas erhielt den westlichen Theil vom Terek bis ans schwarze Meer, und Egros erhielt Colchis, das die Armenier Jeter, die Georgier manchmal Egrisi und Egrusi nennen.

**) Die Georgier nennen die Armenier Somekhi.

Digitized by Google

Parthern nach dem Tode Mithridats theilten beide Länder das gleiche Schicksal, d. h. sie gehorchten dem Stärkern, und Einmal wurde sogar ein georgischer Prinz durch römische Hülfe auf den Thron von Armenien gesetzt. Unter Konstantin dem Großen sollen die Georgier durch die Heiligkeit und die Wunder einer gefangenen Sklavin zum Christenthum bekehrt worden seyn. Die Königin, durch sie von einer schmerzhaften Krankheit geheilt, habe ihre Religion angenommen, die Nation beredet, dem wahren Gott Kirchen zu errichten, und den griechischen Kaiser um christliche Lehrer gebeten. Später wurden sie deßhalb, wie die Armenier, von den Sassaniden heftig verfolgt, und leisteten den erstern eine Zeit lang entschlossene Hülfe. Die georgische Kirche wurde von ihrem Katholicos und einer Anzahl Bischöfe auf der armenischen Synode von Wagarschabad repräsentirt, welche das Concilium von Chalcedon im Jahre 491 verwarf, und somit die Lehrsätze der Monophysiten annahm. Aber ein Jahrhundert später (im J. 580) wurden trotz der Vorstellungen des Haupts der armenischen Kirche die verworfenen Dekrete angenommen, und somit bildeten die Georgier seither fortwährend einen Theil der orthodoxen griechischen Kirche.

Der Einfall der Araber hatte in Georgien beinahe dieselben Folgen wie in Armenien, und während Muhammedaner und Griechen abwechselnd ihre Ansprüche durch Einfälle in das Land geltend zu machen suchten, nahm ein Nebenzweig der Pakradier wirklich Besitz davon, sogar noch ehe das verwandte Geschlecht den Thron von Armenien bestieg. Sie erkannten bald den Kalifen, bald den griechischen Kaiser, öfter aber noch den König von Armenien als Oberherrn an. Unter sehr verschiedenen Titeln behauptete sich jedoch die pakradische Familie als die größte Autorität im Lande, bis sie endlich ihre Rechte in die Hände des Kaisers Alexander niederlegte; indeß erhält selbst jetzt noch ein pakradischer Prinz eine Pension von der persischen Regierung als Prätendent auf den georgischen Thron. Der Einfall der Seldschuken ereignete sich zu einer Zeit, wo die Macht dieser georgischen Fürsten sehr geschwächt war durch den Einfall der griechischen Armee, welche einen Aufstand gegen den Kaiser Basilius strafen sollte, der die Krone von Armenien angenommen hatte, und dadurch die Seldschuken auch hieher zog. Ihre Schwäche wurde vollständig durch den Mord eines tapfern Orpelianen, dessen Erfolge als Befehlshaber der georgischen Armeen die Eifersucht der andern Häuptlinge erweckt hatten. Wenige Jahre darauf brachen türkische Schaaren unter seldschukischer Fahne fast über ganz Georgien herein, aber diese Dynastie alterte bald, und als sie die Zügel der Herrschaft nur noch mit schwacher Hand führte, brachen die georgischen Könige aus ihren Bergfesten hervor, verjagten die eingedrungenen Schaaren aus ihrem Lande und drangen bis an das schwarze Meer; auf der anderen Seite vertrieben sie den seldschukischen Gouverneur aus der armenischen Hauptstadt Anni, setzten einen georgischen Statthalter ein, zwangen den König von Khelat zur Flucht, und wagten sich sogar in den Kampf mit den Atabegen von Adserbeidschan. Tiflis, das im Jahr 469 gegründet und die Hauptstadt von Georgien geworden war, gerieth im Jahre 853 in den Besitz der Araber, dann in den der Türken, und kam nun im Jahre 1121 in die Hände seiner eigentlichen Herren zurück. Die siegreichen Tage der georgischen Könige endigten jedoch bald nach dem Tode der Königin Tamar *) im Jahre 1206, der glücklichsten und mächtigsten von Allen, denn unter der Herrschaft ihres Nachfolgers geschah im Jahre 1220 der erste Einbruch der Mongolen. Diese seltsamen Barbaren fanden bei ihrem zweiten Einfall im Jahre 1238 nur wenig Widerstand bei der Eroberung Georgiens, und scheinen hier die beste Probe ihrer Duldung abgelegt zu haben. Namentlich wurden die Orpelianen, welche unter dem Vorläufer der Königin Tamar aus Georgien vertrieben, während ihrer Regierung aber durch den Atabegen von Adserbeidschan in den Besitz von bedeutenden Ländereien gesetzt worden waren, von diesen Nachbarn ihrer Ahnherren fast brüderlich behandelt, und schlossen sich eifrig ihrer Sache an.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem portugiesischen Kriege.

3. Fortgang der Belagerung bis zu Bourmonts unglücklichem Sturme.

(Schluß.)

Kurz nach der Abreise Solignac's ging eine Expedition unter dem Herzog von Terceira nach Algarbien unter Segel, und landete zu Ende Junius glücklich in der Nähe von Villareal. Die Expedition bestand aus etwa 4000 Mann, fand beinahe gar keinen Widerstand, und marschirte nach der Einnahme einiger Orte an der Seeküste gegen Lissabon. Nur die gänzliche Unfähigkeit der miguelistischen Anführer konnte das Vorrücken zulassen, und der Herzog von Cadaval, der in der Hauptstadt kommandirte, und sich bei diesem neuen Ereigniß nicht zu helfen wußte, räumte die Stadt, und krönte so die gewagte Unternehmung mit unerwartetem Erfolge. Diese Einnahme Lissabons durch den Herzog von Terceira war ein schwerer, doch nicht unersetzlicher Schlag für die Sache Don Miguel's. Die Nachricht davon wurde von den Belagerten in Oporto mit Enthusiasmus aufgenommen, aber Bourmont hatte inzwischen das Kommando von Don Miguel's Armee angetreten, und so hegte man aufs neue Furcht für den Ausgang des Kampfes. Bourmont hatte geschickte Offiziere mitgebracht, Clouet, d'Almer, Brasaget, Puyfeur, seine eigenen Söhne, und vor allen Andern den ritterlichen Vendeeanführer, Laroche-Jacquelin. Während des Monats Julius fielen eine Menge kleiner Gefechte vor, aber man achtete ihrer wenig, denn man wußte, Bourmont bereite einen letzten verzweifelten Angriff auf Oporto; Alles war gespannt, alle Hülfsmittel Don Miguel's wurden aufgeboten, und auch auf unserer Seite nicht vernachlässigt, um dem beabsichtigten Angriff zu begegnen.

Am Morgen des 25 Julius, noch vor Tagesanbruch, zogen dichte Massen des Feindes heran, und stürmten plötzlich und zu gleicher Zeit gegen mehrere Punkte unserer Linie. Unsere Vorposten wurden meistens abgeschnitten, und dieses rasche, entschlossene Anrücken zeigte deutlich, daß, auf welche Seite sich auch

*) Diese stand schon mit den Russen in Verbindung; ihr erster Gemahl war ein Russe.

Digitized by Google

der Sieg neigen möge, jetzt der Entscheidungskampf bevorstehe, welcher wahrscheinlich über das künftige Schicksal Portugals und den Besitz seiner Krone entscheiden werde. Zahllose Raketen stiegen in allen Theilen des feindlichen Lagers auf, und verkündeten den Miguelisten auf der andern Seite des Douro, daß die Stunde des Angriffs gekommen sey. Alle ihre Batterien auf den gegenüberliegenden Höhen eröffneten in demselben Augenblick ein furchtbares Feuer: die Schatten der Nacht waren noch nicht völlig gewichen, und das Aufflammen der Kanonen und der feurige Streif der zahllosen Raketen und Bomben in ihrem Zuge über das Wasser boten ein wahrhaft erhabenes Schauspiel dar. Unsere Kanonen waren nicht müßig, eine Batterie antwortete der andern, und das betäubende Krachen des Geschützes erzeugte einen panischen Schrecken unter den unglücklichen Bewohnern der Stadt.

Die drei Hauptpunkte, gegen welche der Feind seine Anstrengungen richtete, waren die Rothe-Haus-Batterie und die Straße nach Valongo, Lordello und der offene Raum vor der Saldanha-Batterie, nebst den sie verbindenden Fleschen und Redouten. Die Miguelisten rückten mit einer Entschlossenheit heran, welche den ältesten Truppen Europa's Ehre gemacht haben würde, wurden aber von dem todtverbreitenden Kartätschenhagel in Massen niedergeschmettert. Auf den drei genannten Punkten waren nicht weniger als 40 schwere Geschütze in der Arbeit; nimmt man hiezu die kongreviſchen Raketen und das wohlgezielte Feuern von 7000 oder 8000 Musketen hinter den Wällen hervor, so kann man sich das Blutbad in den Reihen der Angreifer denken. Wo das Gefecht am hartnäckigsten war, oder wo die Gefahr am drohendsten schien, war der tapfere Saldanha allenthalben zugegen. Im Laufe des Tages wurden die französischen Hülfstruppen, in Verbindung mit einem portugiesischen Jägerregiment beordert, eine vorrückende Division Miguelisten anzugreifen; diese rannten unter wüthendem Geschrei vorwärts, die Franzosen stutzten und wankten, die portugiesischen Jäger hielten gleichfalls, und so wuchs die Siegeszuversicht der Miguelisten: sie warfen sich mitten unter unsere Truppen, die sogleich flohen und zu Hunderten unter den Bajonnetten fielen.

Glücklicherweise bemerkte dieß Saldanha von einer Anhöhe herab, und eilte der Unordnung Einhalt zu thun: zehn Minuten später wäre Oporto verloren gewesen. Er sammelte eilig einige portugiesische Reiterei, und mit dieser und seinem eigenen Stabe griff er die miguellistische Infanterie an, die durch die hitzige Verfolgung selbst in Unordnung gerathen war, und nicht zu widerstehen vermochte; Verstärkung traf in diesem Augenblicke ein, und so wurde der Feind endlich nach mörderischem Gefechte zurückgetrieben. Hier fiel Saldanha's Neffe an seiner Seite, und mehrere Personen seiner Umgebung wurden verwundet. Der Tag war schon weit vorgerückt, noch immer dauerte der Angriff mit gleicher Heftigkeit fort, und man fing an über den Ausgang so ernstliche Besorgnisse zu hegen, daß viele zu Oporto wohnende Fremde sich anschickten, an Bord der im Flusse liegenden Schiffe zu gehen. Bei Lordello standen die Schotten, und vertheidigten Schritt für Schritt den ihnen anvertrauten Boden. Große Anstrengungen wurden von dem Feinde gemacht, diesen Theil der Linie zu überwältigen, und der Kampf war hier vielleicht heftiger als an irgend einem andern Punkt. Die Miguelisten rückten bis an die äußere Linie heran, wo nur noch eine niedere Mauer, an manchen Stellen nicht über vier Fuß hoch, die Schotten von dem Feinde trennte; zahlreich waren hier auf beiden Seiten die Beispiele von ausgezeichnetem Muthe, hie und da wich ein Theil der Mauer und man sah einzelne Kämpfer übereinander hinrollen, bis physische Stärke, das Messer oder das Bajonnett endlich den Kampf entschieden.

Weiter links hatten die Miguelisten einen Erfolg erfochten: trotz des verheerenden Feuers waren sie bis an die Verschanzungen heran gedrungen, hatten Faschinen in die Gräben geworfen und eine kleine Redoute mit einigen Kanonen erstürmt. Schon hörte man ihr Triumphgeschrei, und das Feuer unserer Batterien in dieser Richtung begann matter zu werden; die gewonnene Redoute stand auf beiden Seiten mit andern Batterien durch gedeckte Approschen in Verbindung, und in diesen begann nun ein Kampf, von dessen Heftigkeit später die darin aufgehäuften Leichen Zeugniß gaben. In diesem Augenblick zeigte die miguelistische Reiterei eine bewunderungswerthe Tapferkeit; das Regiment Fundao rückte im Augenblick, wo die Redoute genommen wurde, in Linie vor, warf Alles vor sich nieder, und ein Theil kesselben sprengte über Pallisaden und Transcheen hinweg, und wurde im Rücken unserer eigenen Batterien getödtet. Doch es war umsonst; ein aufgestelltes Reservekorps kam heran, und nahm in Verbindung mit einer Abtheilung Engländer unter Kapitän Richardson die Redoute wieder, deren Transcheen ganz wörtlich mit Todten und Sterbenden angefüllt waren.

An mehreren Orten des Schlachtfeldes sah man die miguelistischen Anführer mit unglaublichem Muthe ihre Truppen anfeuern. Laroche-Jacquelin war allenthalben, bis er endlich schwer verwundet vom Pferde stürzte; Graf Louis Bourmont hatte in den Transcheen selbst gefochten, und noch ein anderer fremder Offizier, wie sich später ergab, Kapitän Onslow im Dienste Don Miguel's, sich durch glänzende Tapferkeit ausgezeichnet. Spät am Tage zog sich Bourmont zurück: es ist aber kaum zu zweifeln, daß wenn er den Angriff noch eine Zeit lang mit demselben Ungestüm, wie er begonnen, fortgesetzt hätte, Oporto in seine Hände gefallen wäre; das Schicksal hatte es jedoch anders bestimmt.

Es ist beinahe unmöglich, den beiderseitigen Verlust auch nur mit annähernder Genauigkeit anzugeben, man glaubte jedoch allgemein, die Miguellsten könnten nicht weniger als 4000 Mann verloren haben, während unser eigener Verlust etwas über den vierten Theil dieser Zahl betrage; alles dieß ist aber sehr ungewiß.

Ich habe nur noch wenige Worte hinzuzufügen, denn die spätern Ereignisse gehören der allgemeinen Geschichte an. Die Einmischung dreier fremden Mächte und ihr vereinter, in dem bekannten Quadrupelvertrage ausgedrückter Entschluß machten dem Kampf ein Ende; einer dieser drei Staaten ließ Truppen einmarschiren, und bestimmte dadurch das Geschick Portugals auf die ihm beliebige Weise. Seitdem hat man die gefallene Partei ihres Vermögens beraubt, um ihre Feinde zu belohnen; im Namen der Freiheit und der Gerechtigkeit wurde der maßloseste Egoismus ausgeübt, die Gefängnisse mit politischen Opfern

Digitized by Google

angefüllt, gegen welche nicht die mindeste Beschuldigung vorlag. So furchtbar hat man der Rache und der Wiedervergeltung den Ziegel schießen lassen, daß binnen weniger als 18 Monaten die Hälfte alles Eigenthums in andere Hände überging. *)

*) Dieser Aufsatz ist aus dem United Service Journal entnommen, und dort bloß „Liberator" unterzeichnet. Wir haben oben möglichst die politischen Beziehungen zwischen beiden Parteien weggelassen, da sie nicht durch nähere Angaben von Thatsachen begründet sind. Der Verfasser verspricht aber am Schlusse, in einem besondern Werke über die neueste Revolution in Portugal sich umständlich über den Standpunkt der beiden Parteien auszulassen, und dann auch seinen Namen zu unterzeichnen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Aethiopien oberhalb des zweiten Nilfalls.

(Von G. A. Hoskins. London 1835.)

2. Alterthümer.

Der Erforschung der Alterthümer und der Geschichte eines alten Königreichs muß eine Untersuchung seiner geographischen Gränzen nothwendig vorausgehen, denn die größten Hindernisse, welche dem Forscher in den Weg treten, entspringen aus der ungenauen und nachlässigen Art, mit der die alten Schriftsteller die Namen der Länder angeben. Alle innerhalb der heißen Zone gelegenen werden gewöhnlich Aethiopien und Indien genannt; mehrere Schriftsteller von Autorität nennen Chaldäa, Assyrien und Persien zusammen. Aethiopien und die zu beiden Seiten des rothen Meeres gelegenen Länder werden ohne Unterschied mit den Namen Aethiopien und Indien bezeichnet. Diese Verwirrung herrscht unter den orientalischen Nationen noch bis auf den heutigen Tag, denn die Perser nennen einen Eingebornen des obern Mithals Siah Hindu oder Hindi, ein Name, der eigentlich nur den Eingebornen Hindustans zukommt. Merkwürdig ist es, daß bei den hebräischen Schriftstellern dieselbe Unbestimmtheit herrscht, denn in der heiligen Schrift wird bald das eigentliche Aethiopien, bald die Halbinsel Arabien Kusch genannt, ein Name, der, seltsam genug, mehr als einmal einem an das kaspische Meer gränzenden Lande beigelegt wird. Das Kusch der Hebräer ist das Kuth der Chaldäer, und da die Kuthim, welche nach Samarien kamen, um sich da niederzulassen, eine Kolonie von Medien waren, so folgt daraus, daß es sowohl nördlich von Persien als auch im Süden von Aegypten ein Kusch gab. Bochart und einige andere sind geneigt, den Namen Kusch auf Arabien zu beschränken, weil die Aethiopier in der heiligen Schrift zuweilen Ludim genannt werden, und zwar nach einem Theil dieses weit verbreiteten Stammes, der sich in ihrem Lande niedergelassen hatte; allein diese Angabe ist unhaltbar. Um nur eine Stelle unter vielen als Beweis anzuführen, lese man jene im Hesekiel, wo der Herr Aegypten mit Verwüstungen bedroht und sagt: „Ich will es verwüsten von Migdol bis nach Syene, und bis zu den Gränzen von Kusch." — Migdol ist der wohlbekannte Name einer Stadt, ungefähr 12 Meilen von Pelusium, am Nil, unweit der Küste des mittelländischen Meeres; Syene, das jetzige Assuan, ist die Gränzstadt am jenseitigen äußern Ende von Aegypten, und folglich dicht an der Gränze von Aethiopien gelegen.

Von dem Aethiopien oder Kusch, von dessen Alterthümern hier die Rede ist, können folgende Gränzen angegeben werden: Gegen Norden der kleinere Nilfall, gegen Osten das rothe Meer, und gegen Süden und Westen mehrere auf verschiedener Stufe der Civilisation stehende afrikanische Nationen. Der Hauptdistrikt dieses Landes war die Insel oder Halbinsel Meroë; die Hauptstadt gleiches Namens wird als älter und mächtiger angegeben als das ägyptische Theben, und jene Geographen, welche den Uebertreibungen der Tradition huldigen, behaupten, daß sie 400.000 Handwerker und Künstler gezählt, und ein Heer von 250,000 Mann ins Feld gestellt habe.

Der Nil fließt oberhalb Aegypten, ehe er sich noch mit dem Mugrum (Mogran) oder Astaboras vereinigt, durch ein zu beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossenes Thal, welche bald bis an das Ufer des Flusses reichen, bald eine bedeutende Strecke zurücktreten; dieß verhindert, daß der Fluß seinen Lauf merkbar verändern könne. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß dieses Thal nicht einst eben so fruchtbar gewesen sey, als das von Unterägypten, denn es ist dieß da, wo es gegen die zerstörenden Wirkungen, von denen sogleich die Rede seyn wird, geschützt ist, noch jetzt; folglich mag dieser Distrikt einst wohl ein reich angebautes, von einer zahlreichen Bevölkerung besetztes und mit blühenden Städten bedecktes Land gewesen seyn. Die erwähnten Gebirgsketten werden jedoch stromabwärts immer niederer, bis sie sich endlich zu beiden Seiten des Flusses in weite Wüsten verflachen. Die Ueberschwemmungen des Flusses, die durch die engen Stellen seines Bettes eine erhöhte Gewalt bekommen, haben seit undenklichen Zeiten die fruchtbare Erde, da wo sie nicht durch einen natürlichen Damm geschützt war, in das untere Thal hinabgeschwemmt, und da zudem die niedrigern Gebirge nur eine geringe Abwehr bilden, so hat sich hier der Flugsand der Wüste weit verderblicher erwiesen als in Aegypten. Dieser unwiderstehliche Feind der Civilisation ist nicht nur bis in das Thal gedrungen, sondern hat auch manches kolossale Denkmal alterthümlicher Größe bedeckt. Allenthalben sind Spuren von Armen des Flusses, die jetzt in Ein Bett gezwängt sind, von Inseln, die jetzt mit dem Festlande zusammenhängen, und von Kanälen sichtbar, welche zu Regulirung und Verbreitung der periodischen Ueberschwemmungen des Nils angelegt waren. Diese natürlichen Ursachen würden die Barbarei und Entartung, die jetzt ihr Lager auf dem alten Sitz der Civilisation und Macht aufgeschlagen haben, hinlänglich erklären, wenn auch Geschichte und Tradition hierüber schwiegen.

Die Aehnlichkeit des Styls zwischen den äthiopischen und ägyptischen Bauwerken beweist, daß die Architektur beider Länder einen gemeinsamen Ursprung hatte. Welche von beiden die ältere ist, läßt sich nicht leicht bestimmen, allein nach gewissen Eigenheiten des Styls, welche der mit den ägyptischen Monumenten Vertraute gar leicht erkennt, läßt sich, selbst wenn kein anderes Kennzeichen vorhanden wäre, die Epoche eines Gebäudes mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen. Nach jenen Eigenheiten erkennen nun Herr Hoskins und mehrere gelehrte Reisende, welche die Baudenkmale am obern und untern Nil untersucht haben, die Palme des höhern Alterthums der äthiopischen Architektur zu. Den allgemeinen Charakter der äthiopischen Skulptur schildert unser Reisender folgendermaßen:

„Man findet durchaus nur Basreliefs, mit Ausnahme der Hieroglyphen, welche eingegraben sind. Der Styl kommt dem der besten Thebischen keineswegs gleich. Er ist dem aus dem Zeitalter des Osirteten, des Thothmes, Rameses II (dem augustischen Zeitalter) und dem blühenden Styl während der Regierung des Psammeticus eben so unähnlich, als den plumpen, unzierlichen Werken der persischen (ich meine hier die Skulptur am Tempel des Darius in der Oasis Magna), ptolemäischen oder römischen Dynastien. Mit allen diesen Stylen ist durchaus keine Aehnlichkeit oder irgend ein Anschein vorhanden, daß jener etwa eine schlechte Nachahmung dieser wäre. Die auf den Trümmern noch sichtbaren Verzierungen sind augenscheinlich dem Lande eigen. Viele enthalten Darstellungen von dem Ritus einer weit einfachern und reinern Religion, als die korrupte ägyptische Mythologie war. Sie tragen den Stempel der Originalität, und deßhalb bin ich der Meinung, daß der äthiopische Styl älter als die übrigen, daß er der älteste, obschon nicht der beste ist.

„Die Pyramiden von Meroë sind von Sandstein, und die Werkstücke, aus denen sie bestehen, wurden in der Gebirgskette gegen Osten gebrochen. Dieser Stein ist weicher als der ägyptische, welcher Umstand, nächst dem hohen Alterthum, den verfallenen Zustand erklärt, in dem sich die meisten dieser Ruinen, so wie auch die Skulpturen und Hieroglyphen befinden, welche letztere oft ganz undeutlich sind. Die Zeit und die sengenden Strahlen einer tropischen Sonne haben diese Ruinen braunroth und an einigen Stellen sogar schwarz gefärbt. Da viele Jahrhunderte dazu gehören einen lichten Sandstein so zu verwandeln, so ist dieß ein abermaliger Beweis für das hohe Alterthum dieser Ueberbleibsel. Die Steine sind verhältnißmäßig klein und leicht zu transportiren, es ist daher ein Glück, daß die Hauptgruppe der Pyramiden so fern vom Nil steht, denn sonst hätte man wohl schon einen großen Theil der Ruinen als Baumaterial weggeführt." (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 229. 17 August 1835.

Amerikanische Skizzen.

(Von Adrian.)

2. Der Niagara-Fall.

Die Fälle des Niagara werden allgemein für das erste Wunder der Welt angesehen. Männer, welche Asien und Europa durchwandert und das Schönste und Erhabenste gesehen hatten, was Reisende in diesen Welttheilen mit Staunen und Bewunderung erfüllt und hinreißt; Männer, welche den Zauber der tropischen Welt, die Pracht der Andes u. s. w. zu würdigen wußten, stellten nicht in Abrede, daß die Niagara-Fälle all das weit hinter sich ließen. Hören wir daher, was der geistreiche de Roos in seinem amerikanischen Reisewerk von diesem Weltwunder erzählt.

Mein erstes Gefühl, sagt er, als ich dieses erhabene Schauspiel sah, war das eines ungemeinen Entzückens, einen so lange gehegten Wunsch befriedigt zu sehen. So seltsam es klingen mag — diesem Gefühle folgt sogleich eine unwiderstehliche Schwermuth. Wäre dieß nur vorübergehend gewesen, so hätte ich sie vielleicht der Sättigung zugeschrieben, welche wohl der Erfüllung einer lange gehegten Hoffnung folgen kann; sie minderte sich aber nicht nur nicht, sondern wurde tiefer und peinigender, je länger ich mein Auge auf das neue Schauspiel heftete. Eine Art heranschenden Zauders gesellte sich zu diesem wehmüthigen Gefühle. Mir wenigstens, der ich die schönsten Wasserfälle der alten Welt gesehen hatte, schien es ein eigenthümlicher Eindruck, den ich nie gekannt hatte — der energische Einfluß dieses ungeheuern Schauspiels ergriff mich wunderbar und drückte meinen Geist nieder.

Ungefähr fünf Meilen über dem Falle dehnen sich die Ufer des Niagara seeartig aus und treten dann allmählich näher zusammen. Der Sturz beginnt an dem obern Ende der Ziegen-Insel, die gegen 600 Schritte lang ist, und den Fluß da, wo die Fälle beginnen, in zwei Theile theilt. Der größte wird wegen seiner halbrunden Form das Hufeisen oder der Halbmond, und wegen des anstoßenden kanadischen Ufers, der britische Fall genannt. Der andere, kleinere, heißt der amerikanische Fall. Einen Theil dieses Falles scheidet ein Felsen von der Ziegen-Insel, und obgleich dieser hier nur unbedeutend erscheint, würde er unter den europäischen Wasserfällen doch den ersten Platz einnehmen.— Einer meiner Freunde hat berechnet, daß die täglich niederstürzende Wassermasse über 84 tausend Millionen Centner beträgt.

Mit Entzücken sah ich am nächsten Morgen aus meinem Fenster, ich darf sagen aus meinem Bette, das ungeheure Schauspiel. Die Strahlen der aufgehenden Sonne gossen den buntesten Farbenglanz darüber. Eine Wolke von Dunst und Gischt stieg von dem Halbmond empor; als ich ihn von oben sah, glich er dem aus dem Kessel einer ungeheuren Dampfmaschine aufquellenden Dampfe.

Desselben Abends ging ich mit einem meiner Reisegesellschafter hinab, um den Wasserfall in der Beleuchtung des Mondes zu sehen. Ein vorspringender Fels, nahe dem Rande des Falles, nahm mich auf und hier verlor ich mich ganz in der Betrachtung der herrlichen Scene vor mir. Obgleich die Schatten der Nacht die Erhabenheit des Anblicks erhöhten und das Getöse der niedersteigenden Fluthen verstärkten, so goß doch der Mond in seiner friedlich stillen Pracht sanfte Ruhe in die Brust und milderte die Schauer der Scene. Der Donner, der aus der Tiefe heraufbrüllte und die Schönheit des niederfallenden Wassers, das in dem Mondlichte wie geschmolzenes Silber glänzte, schien die seltene Verbindung des Schönen und Erhabenen im höchsten Grade zu verwirklichen. Während ich über die Unzulänglichkeit der Sprache nachdachte, die Gefühle auszudrücken, welche dieser Anblick in mir erregt hatte, oder die Wunder zu beschreiben, von denen ich umgeben war, klopfte mir ein Amerikaner vertraulich auf die Schulter und meinte, „das alles sey sehr drollig.“ Ich konnte mich kaum enthalten, ihm in das Gesicht zu lachen — und doch freute ich mich über die Unterbrechung, welche die Frage, über der ich brütete, so kurzweg löste und mich im Nu aus meiner poetischen Welt in die wirkliche zurück versetzte.

Ich hatte beschlossen, den ersten schönen Morgen einem Besuch der Grotte unter dem Fall zu weihen und schickte mich an, obgleich man mir ein solches Unternehmen sehr ernstlich abgerathen, meinen Entschluß auszuführen. Der Führer empfahl mir und meinem Gefährten, um sechs Uhr in der Frühe aufzubrechen, damit wir die Sonne über dem Wasser aufsteigen sähen. Wir kamen zu der bestimmten Stunde in die Wohnung des Führers, wo wir uns derjenigen Kleidungsstücke entledigten, welche wir nicht durchnäßt haben wollten; wir stiegen auf einer Leiter an den Felsen hinab, verfolgten dann einen schmalen, an einem jähen Abhange hinführenden Pfad, der gegen hundert Schritte lang seyn mochte und befanden uns endlich, freilich bis

Digitized by Google

auf die Haut durchnäßt, in der unmittelbaren Nähe des Wasserfalls. Obschon wir in eine Wolke von Staubregen eingehüllt waren, konnten wir doch die Richtung unseres Weges und die Natur der Höhle, in welche wir im Begriffe waren einzutreten, leicht unterscheiden. Unser Führer hatte uns auf die Schwierigkeit des Athemholens aufmerksam gemacht, welche wir wegen des Staubregens empfinden würden und uns anempfohlen, unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Sicherheit eines jeden unserer Schritte zu wenden. So gewarnt und gemahnt eilten wir vorwärts, von dem Winde umstürmt und mißhandelt, von dem Lärmen und Donner betäubt und von dem Staubregen geblendet und durchnäßt. Jeder Windstoß, jeder neue Wasserguß vermehrte die bittere Kälte, welche uns schüttelte und erstarrte. Entschlossen, das Abenteuer zu bestehen, arbeiteten und kämpften wir uns weiter und nachdem wir den Schritten des Führers, so weit als möglich und sicher, gefolgt waren, setzten wir uns nieder und als wir allmählich uns wieder erholt und gesammelt hatten, traten die Wunder der Höhle uns langsam entgegen.

Es ist unmöglich, das wundersame, unnatürliche Licht, welches die Krystallwand dieser Grotte widerstrahlt, so wie das Brüllen des Wassers und die Stöße des stürmischen Windes, welcher unaufhörlich in diesen Klüften wüthet, zu beschreiben. Wir hielten das Ungestüm desselben lange genug aus, um über die Gestalt und Größe dieses schrecklichen Ortes nicht in Ungewißheit zu seyn.

Die Grotte war hinreichend erhellt, obschon die Sonne unglücklicherweise in Wolken verhüllt blieb; ihre Scheibe war unsichtbar, aber wir konnten ihrer Bahn durch den dunstigen Schleier genau folgen. Der Fall des Kataraktes ist fast senkrecht. Die Höhle ist hundert und zwanzig Fuß hoch, fünfzig breit und dreihundert lang. Der Eingang war durchaus nicht zu sehen. Indem der Führer uns mit aller Gewalt in die Ohren schrie, suchte er uns begreiflich zu machen, daß es noch einen andern Punkt gebe, welchen er gern mit uns erreicht hätte, wenn der Wind aus irgend einer andern Richtung wehte. Unglücklicherweise traf er gerade den Strom des niederfallenden Wassers und drückte denselben so heftig zurück, daß die Fluth sich über den Fels ergoß, welchen wir hätten überschreiten müssen. Einige Schritte jenseits dieses Felsens wird der Abhang ganz senkrecht und bildet, sich mit dem Wasser vermischend, das äußerste Ende der Höhle. Nachdem wir gegen zehn Minuten in dieser furchtbaren Vorhölle ausgehalten hatten, überließen wir sie wieder ihren schaurigen Bewohnern, dem Aal und der Wasserschlange, welche in dem Gekläfte in beträchtlicher Anzahl herumkriechen, und kehrten in unser Gasthaus zurück.

Die Georgier.

(Fortsetzung.)

Ismael Sofi, Schah von Persien, fand im Jahre 1519 Georgien in zwei Königreiche, Kartli und Kakheti getheilt, und leicht gelang es ihm, beiden Tribut aufzulegen. Unter seinen unmittelbaren Nachfolgern wurden beide Könige durch Intriguen dahin gebracht, sich zum Islam zu bekennen. Aber der hartherzige Despot, Abbas der Große, der eine Zeit lang sich stellte, als werde er um die Schwester eines dieser Könige, bis er ihren Bruder verrathen und ermordet und 80,000 georgische Familien in Gefangenschaft geführt hatte, unterwarf das Land im J. 1618 völlig der persischen Herrschaft gegen nachfolgende Bedingungen: Das Land soll nicht mit Abgaben beschwert, die Religion nicht geändert, keine Kirchen zerstört oder Moscheen gebaut werden; der Vicekönig soll stets ein Georgier von königlichem Geschlecht, aber ein Muhammedaner seyn, und derjenige seiner Söhne, welcher dem Christenthum gleichfalls entsagen würde, solle Gouverneur von Jsfahan werden, bis er seinem Vater in der Regierung folge. Das Land wurde hierauf unter einem tributpflichtigen Vicekönig, der den Titel Wali führte, vereint, und der König von Kakheti ward vom Throne verjagt. Der Einfluß einer Regierung, deren Haupt gesetzlich ein Apostat seyn mußte, war in hohem Grade nachtheilig. Der Vicekönig selbst besuchte die Moschee, um dem König zu gefallen, und sein Amt zu behalten, heimlich aber auch die Kirche, um sein Gewissen zu beschwichtigen, und seine christlichen Verwandten nicht zu beleidigen; so kam Doppelsinnigkeit in alle Maßregeln seiner Regierung und seine meisten Adeligen folgten diesem Beispiel von Heuchelei, um Anstellungen für sich oder einen Platz im Harem des Schah für ihre Töchter zu erhalten. Selbst die Kirche fühlte diesen verderblichen Einfluß, denn die bischöflichen Sitze wurden nach dem Willen des Fürsten besetzt und der Katholicos oder das Haupt der Kirche war von seiner Familie. Im Jahre 1720 ereignete sich folgender bemerkenswerther Vorfall. Der Wali war bei Candahar erschlagen worden, der zweite Erbe wollte seinem Glauben nicht entsagen, und so bot sich dann der Katholicos selbst, der dritte Bruder, an, seine Religion und seine geistliche Würde gegen den Islam und die Stelle eines Wali zu vertauschen. Der Vater, obgleich selbst ein Moslem, gerieth darüber so in Wuth, daß er dem Sohne die Bastonnade geben ließ, und seine Absicht vereitelte.

Schon zur Zeit als Abbas der Große Georgien unterjochte, war der Großfürst von Moskau durch Eroberung der Königreiche Kasan und Astrachan den kaspischen Ländern nahe gekommen, und zeigte große Lust sich in die kaukasischen Angelegenheiten zu mischen, indem er durch einen Gesandten am persischen Hofe die Sache des unglücklichen Königs vertheidigte, dessen Schwester der Gegenstand der angeblichen Zuneigung des Schah gewesen war. Im Jahre 1674 wurde ebenfalls ein Versuch gemacht, durch Unterhandlungen die Rechte des Enkels des verjagten Königs von Kakheti zu behaupten, der am Hofe von Rußland eine Zuflucht gefunden hatte. Gleiche Neigung zeigte Peter der Große auf eine noch entschiedenere Weise, indem er Derbend eroberte und Schamakhy zerstörte. Die Georgier sahen ohne Zweifel diese Bemühungen der Russen nicht ungern, und die Schwäche der letzten Sofi's, der Einbruch der Afghanen und die Unfähigkeit der Nachfolger Nadir Schahs ermuthigten sie mehr und mehr, ihrer Neigung zu folgen; endlich kündigte der Wali Heraclius den Persern völlig den Gehorsam auf, und stellte sich durch einen förmlichen Vertrag vom 24 Julius 1783 unter den Schutz der

Digitized by Google

Kaiserin Katharina. Doch konnte ihn Rußland nicht gegen den Zorn Aga Muhammeds schützen, der im Jahre 1795 Tiflis mit der roheſten Grauſamkeit plünderte, und 25,000 Gefangene nach Perſien führte. Als aber Georg, der Nachfolger des Heraclius, im Jahre 1801 den Kaiſer Alexander zum Erben einſetzte, kam Georgien gänzlich unter den ſtarken Arm Rußlands, und die pakradiſche Familie hörte auf zu regieren. Einer ihrer direkten Nachkommen erhielt den Fürſtentitel und eine Penſion zu Petersburg, ein zweiter fand eine gleiche Aufnahme in Perſien.

Die Zahl der Georgier mit Einſchluß der Imiretier, Mingrelier und der Bewohner von Guriel, die von demſelben Stamme ſind, ſoll nach einigen Angaben 600,000 Seelen betragen, doch ſind dieſe Angaben ſicherlich zu hoch, wahrſcheinlich beträgt die ganze Bevölkerung des Kionthales nur etwa 150,000, und das eigentliche Georgien mit Einſchluß der darin wohnenden Armenier etwa 360,000. Die bedeutendſten Städte ſind Tiflis in Somkheti, in Kartalini das ſchon erwähnte Mtskheta, Gori mit 600 Häuſern und 8 Kirchen, Suram und Ananur, und in Kakheti, welches den fruchtbarſten Boden und die tapferſten Einwohner hat, die Provinzial-Hauptſtadt Signag mit 400 Häuſern und Telav.

Die Georgier theilen ſich in drei Klaſſen, gemeine Freie, Edle und Leibeigene. Die erſten, deren Anzahl gering iſt, wohnen hauptſächlich in Städten; die letzten bilden die Maſſe des Volks. Früher ſtand ihr Leben, Perſon und Eigenthum völlig unter der Willkür des Adels, dem ſie Monate lang ohne Belohnung und ohne Verköſtigung arbeiten mußten, und der ihre Söhne und Töchter nach Gefallen in die Sklaverei verkaufte oder die letztern zu Konkubinen nahm. Der Sklavenhandel wurde bekanntlich in ſehr ausgedehntem Maße betrieben, doch nicht dadurch allein wurden die perſiſchen Harems mit georgiſchen Schönheiten angefüllt, auch die Töchter der Adeligen wanderten oft in das Harem des Königs, ſey es, daß der Wille eines ehrgeizigen Vaters oder der Befehl des Schahs ſelbſt ſie dahin führte. Dagegen ſchützte nur frühe Heirath, und dieſe war auch ſo gewöhnlich, daß zehn Jahre das gewöhnliche Heirathsalter der Mädchen wurde. Die Lage der Bauern wurde durch die Ruſſen etwas verbeſſert, obgleich nicht zu erwarten war, daß ſie die volle Freiheit durch einen Staat erhalten würden, der ſelbſt Leibeigene zu Hauſe hat. Die Vaſallen eines der reichſten Adeligen ſtehen der Freiheit ſo nahe, daß ſie nur einen Tag in der Woche für ihn arbeiten, und die übrigen fünf Tage die Ländereien anbauen, die ihnen gegen Abgabe eines Siebentels vom Ertrage angewieſen wurden. Das Recht über Leben und Tod iſt den Adeligen genommen, und der Sklavenhandel hat natürlicherweiſe aufgehört. Dem Uebel der frühen Heirathen kann das Civilgeſetz nicht abhelfen, Erzbiſchof Nerſes hat aber kraft ſeines Amtes den Befehl erlaſſen, daß bei den Armeniern ſich niemand vor dem zwölften Jahre verehelichen ſolle, und dieß hat auch ſchon auf die Georgier Wirkung geäußert.

Mit dem Unterricht in Georgien iſt es ſchlecht beſtellt; außer einer Regierungsſchule in Tiflis gibt es nur noch ſehr wenige Schulen im Lande, in denen kaum irgend etwas gelehrt wird. Kein Leibeigener wird im Leſen unterrichtet, der Adel aber iſt mehr oder weniger mit Leſen und Schreiben bekannt; die Frauen dieſer Klaſſe haben zwar keine Schulen, lehren ſich aber unter einander, und ſind meiſt beſſer unterrichtet, als die Männer. An Anlagen fehlt es dem Volke keineswegs, allein es iſt zu unwiſſend, um das Bedürfniß von Kenntniſſen zu fühlen, die Regierung ſchaut gleichgültig zu, und die Prieſter ſind größtentheils ſelbſt höchſt unwiſſend.

Die Georgier gehören, wie oben ſchon bemerkt, zur orthodoxen griechiſchen Kirche, und ſie hatten früher ein Kirchenhaupt, das den Titel Katholicos führte, wie in Armenien. Da der Unterſchied der georgiſchen und ruſſiſchen Kirche nur in einigen Kleinigkeiten beſtand, ſo ließ man die Würde des Katholicos mit der des Wali zugleich aufhören, und die Nation kam mit Einemmal unter die Herrſchaft Alexanders und unter die Jurisdiktion des Synodus in Petersburg. Die Schätze des Katholicos, die in 800,000 Silberrubeln beſtanden, wanderten mit ſeiner geiſtlichen Gewalt nach Petersburg, ein ruſſiſcher Erzbiſchof nahm den Sitz von Georgien ein, und leitet jetzt die geiſtlichen Angelegenheiten aller Bekenner des griechiſchen Glaubens ſüdlich vom Kaukaſus. Der Sitz des Erzbisthums, der früher zu Mtskheta, der alten Hauptſtadt, geweſen war, wurde nach Tiflis verlegt. Der jetzige Erzbiſchof, der zwei Suffraganbiſchöfe in Kakheti und Imereti hat, iſt ein wackerer Mann, der oft predigt, die Vertheilung der heiligen Schrift begünſtigt, und ſeine Geiſtlichen zum Studium anhält. Angehende Geiſtliche müſſen ein Examen in Philoſophie, Theologie und der ruſſiſchen Sprache beſtehen, ehe ſie angeſtellt werden.

Die Zahl der georgiſchen Kirchen in Tiflis beträgt acht oder zehn. Die Kathedrale iſt, wie auch die armeniſchen Kirchen, in Kreuzform gebaut, und über dem Schiff ſteht ein Dom, der dieſen Gegenden eigenthümlich und ſehr alt ſcheint, denn er iſt bei allen Kirchen und Grabdenkmälern gebräuchlich, und beſteht aus einer aufrechten cylindriſchen Grundlage, die mit einem ſpitzen Kegel gedeckt iſt. Sonderbarer Weiſe ſteht der Glockenthurm abgeſondert auf der entgegengeſetzten Seite der Straße. Das Innere der Kirche gleicht den andern griechiſchen Kirchen, nur ſind Zierrathen und Gemälde von etwas beſſerem Geſchmack, wie auch der Gottesdienſt nicht in dem unerträglich näſelnden Tone abgehalten wird. Die georgiſchen Kirchen ſind reich an Ländereien und Leibeigenen, und etwa der vierte Theil des Bodens ſoll ihnen gehören, vermuthlich aber werden dieſe Reichthümer mit der Zeit den Schätzen des Katholicos nachfolgen. Die Prieſter waren früher ungemein zahlreich, die Regierung hat aber Mittel ergriffen die allzu große Anzahl einzuſchränken: ſie ſind noch immer unwiſſend; manche können kaum die Liturgie leſen, und ſehr viele nicht ſchreiben. Es gibt mehrere Manns- und viele Nonnenklöſter, deren Inwohnerinnen alle betteln.

(Schluß folgt.)

Die Wachspalme.

Boussingault hat dieſe Palme zuerſt in der Cordillere von Quindin geſehen, am Ufer des Waldſtroms Tochecito, wo er ſie in ſtarken Gruppen fand. Die Gegend liegt 7800′ über dem Meere, was ungefähr die untere Gränze dieſes Baumes iſt, die obere kann man zu 9000′ annehmen. Er erreicht eine Höhe von ungefähr 150′, und iſt ſomit eine der majeſtätiſchſten Palmen der Tropenländer. Sein Stamm, der unten etwa einen

Digitized by Google

Durchmesser von 2 Fuß erreicht, ist auf seiner ganzen Länge mit Wachs überzogen, das man abschaben kann. Das Abgeschabte kocht man im Wasser, das Wachs schwimmt oben auf ohne zu schmelzen, es wird nur weicher und die Unreinigkeiten schlagen sich nieder. Aus dieser Masse, der man häufig, um sie minder zerbrechlich zu machen, etwas Seife beimischt, macht man die Wachskuchen und die Kerzen, die sich im Handel finden.

Das auf diese Weise gewonnene Wachs ist gelb, leicht durchsichtig, und zerbrechlich, fast wie Harz; es schmilzt in einer Temperatur, die etwas stärker ist als die des siedenden Wassers. Wenn man es reibt, wird es sehr elektrisch, und verbreitet beim Brennen einen starken Rauch. Der botanische Name dieses Baumes ist ceroxylon andicola, und Bonssingault glaubt, daß man ihn leicht im südlichen Frankreich oder in Nordafrika einheimisch machen könnte.

Chronik der Reisen.

Reisen in Aethiopien oberhalb des zweiten Nilfalls.

2. Alterthümer.

(Schluß.)

Es befinden sich drei Platten mit Skulpturen in Meroë, die sich nach den Zeichnungen unseres Reisenden mit Rosellini's Sammlung ägyptischer Monumente vergleichen lassen. Die Figuren der äthiopischen Skulpturen haben mehr Rundheit als die ägyptischen; die Königin auf der ersten Platte ist sogar korpulent zu nennen, und es ist auch ein kleiner Unterschied im Kostüm bemerkbar. Von Caillaud und Rüppel erfahren wir ferner, daß Königinnen auf den äthiopischen Denkmälern im Charakter von Heldinnen erscheinen, was auf ägyptischen Monumenten nicht vorkommt, und hienach ließe sich schließen, daß diese Skulpturen äthiopischen Ursprungs sind, weil wir aus der Geschichte wissen, daß Aethiopien häufig von Frauen beherrscht wurde, und daß die Weiber jenes Landes die Gefahren des Krieges mit ihren Männern theilten. Die Plumpheit der äthiopischen Figuren scheint zudem klar zu beweisen, daß sie dem frühesten Zeitalter der Skulptur angehören; die Umrisse sind kühn, und bestehen aus wenigen leicht hingeworfenen Strichen, die Ausführung aber ist unvollkommen, weil der Künstler augenscheinlich nur eine historische Erinnerung, keineswegs aber eine Verzierung herstellen wollte. Je weiter wir den Nil abwärts kommen, um so deutlicher und bestimmter wird die Ausführung der Arbeit auf den Monumenten, bis wir endlich in Theben zuerst auf Kunstwerke stoßen, in denen die Begriffe von idealer Schönheit unverkennbar sind.

Dieser allmähliche Uebergang zur Vollkommenheit tritt bei den Pyramiden noch stärker hervor. In Größe, Gestalt, Material und Regelmäßigkeit stehen die von Aethiopien denen von Aegypten nach; allein die äthiopische Architektur ist von einem wahrhaft außerordentlichen Umstande begleitet, den Herr Hoskins zuerst entdeckte, von dem nämlich, daß wir den Aethiopiern die Erfindung des Gewölbes verdanken.

„Eine der Portiken der Pyramiden von Meroë, sagt der Reisende, ist deßhalb besonders merkwürdig, weil die Decke ganz nach den Regeln der Maurerei gewölbt und mit dem gehörigen Schlußstein versehen ist. Die Wölbung besteht abwechselnd aus 4 und 5 Steinen, doch ist dieser Unregelmäßigkeit ungeachtet das Prinzip immer dasselbe, weil die Steine nur durch lateralen Druck zusammenhalten."

Noch merkwürdiger sind die Wölbungen der äthiopischen Bauwerke zu Gidel el Berkel:

„Die Wölbungen der Pyramiden von Meroë bildeten das Segment eines Zirkels, hier aber fand ich nicht nur solche, sondern auch Wölbungen mit Spitzbögen. Die letztern bestehen aus sechs nach der Gestalt der Wölbung leicht ausgehöhlten Steinen, von denen keiner über den andern herausragt, wie dieß an dem Bogen in der Nähe des in den Felsen ausgehauenen Tempels zu Theben der Fall ist, sondern alle halten einzig durch den Seitendruck zusammen. Die Steine dieser Wölbung sind nicht durch Mörtel verbunden, sondern es befindet sich oberhalb des Gewölbes eine Lage kleiner durch eine Art Kitt zusammengefügter Steine. So fand ich auch ein halbzirkelförmiges nicht minder regelmäßiges Gewölbe; der Schlußstein desselben hielt 1 Fuß 9 Zoll in der Länge, die ihn zunächst umgebenden beiden Steine 2' 1", und die hierauf folgenden zu beiden Seiten bis zum Anfange der Wölbung 2' 4" jeder."

Die wenigen Stellen zu Erläuterung der Geschichte von Meroë in den alten Schriftstellern sind von unserem Reisenden ebenfalls zusammengetragen worden. Als Beweis der frühern Civilisation Aethiopiens ist dem Werk die nach dem Original kolorirte Zeichnung einer großen Prozession beigegeben, wovon sich das Original auf einem Grabe in Theben befindet. Ueberwundene Nationen bringen Thothmes III, der ungefähr 1500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung regierte, ihren Tribut. Wir übergehen die Figuren anderer Nationen, und wenden unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die durch hieroglyphische Inschriften als Aethiopier bezeichneten. Eine Reihe derselben trägt goldene und silberne Gefäße von ausgezeichneter Form und mit schönen Verzierungen versehen. Eine dieser Figuren ist mit einem Halsbande, wahrscheinlich von Lapis Lazuli und Gold geschmückt; wir haben also hier Proben großer Fortschritte in der Kunst, noch vor der Zeit, zu welcher Moses als Geschichtschreiber auftrat.

In einer andern Reihe sehen wir zwei Aethiopier eine herrlich gezeichnete Giraffe führen, auf deren Hals ein muthwilliger Affe sitzt. Die Giraffe wird an Stricken geführt, die an ihren Füßen befestigt sind. Hieraus erfahren wir, daß die Aethiopier, oder doch wenigstens ein Stamm derselben, Jäger waren, denn ihr Tribut besteht aus wilden Thieren, Fellen, Straußeneiern und anderer Jagdbeute; auch befindet sich eine Koppel Windhunde mit im Zug. Unter den Geschenken verdienen folgende Gegenstände bemerkt zu werden: Zwei Obelisken, wahrscheinlich von Granit; mehrere schöne Gefäße mit Gold und Silber gefüllt, wie die Hieroglyphen sagen; ein zierliches Kästchen mit Ringen, und eine Flasche von blauem, gelbgestreiftem Glase. Elephantenzähne und Blöcke Ebenholz sind in Menge vorhanden, Beweis von Handelsverkehr mit dem Innern von Afrika.

Von den Ruinen von Abu Naga sagt der Verfasser: „Die beiden viereckigen Pfeiler, welche von diesem Tempel noch übrig sind, sind sehr merkwürdig. Auf jedem befindet sich eine Abbildung von der Figur, welche gewöhnlich Typhon genannt wird, und über derselben der Kopf der Isis oder des Athor. Die Figuren sind sehr verstümmelt. „Das Volk oberhalb Meroë, sagt Diodorus, betet die Isis und den Pan, und auch Herkules und Zeus an. Diese typhonische Figur wird auch von Vielen Phtah genannt, und als unmittelbar von Jupiter ausgegangen betrachtet." Der Styl der Arbeit trägt offenbar den Stempel der Originalität, und ich halte daher diese Ruinen für die Ueberbleibsel eines der ältesten Tempel, welche zu Ehren der beiden großen Gottheiten Isis und Typhon, oder des guten und bösen Prinzips in der Welt, errichtet wurden; denn Isis, die Ceres der Griechen, ist das Urbild der Vorsorge der Gottheit, welche den Menschen die Früchte der Erde verleiht, und sie wird in der Gestalt eines Weibes, als Sinnbild der mütterlichen Güte der großen Gottheit, verehrt. In dieser Hinsicht wird sie auch zuweilen mit ihrem Sohne, dem Kinde Horus, auf ihren Knieen als Ursprung der Zunahme des Menschengeschlechts vorgestellt. Die Figur, welche ich, der allgemeinen Meinung entgegen, Typhon genannt habe, wird von Vielen für den Phtah gehalten, weil man mehrere ähnliche Abbildungen, durch Hieroglyphen mit dem Namen dieser Gottheit bezeichnet, gefunden hat; da sich jedoch bei der in Rede stehenden keine erklärende Inschrift vorfindet, so bin ich der Meinung, daß sie vielleicht der Herkules der Aethiopier seyn könnte."

Zu Boston hat sich eine Kompagnie gebildet, welche Expeditionen nach Südafrika schickt, um dort wilde Thiere zu jagen und die Menagerien der Vereinigten Staaten zu versorgen. Nachrichten vom Kap zufolge ist eine große Abtheilung ins Innere gereist, um ein Kameleopard zu suchen; man hatte aber seit zwei Monaten nichts mehr von ihnen gehört; nach den letzten Nachrichten waren sie 2000 englische Meilen vom Kap entfernt. Vierzig Jäger hatten sich nach dem Rhinocerос-Distrikt begeben, aber viel von der Dürre gelitten. Eine dritte Abtheilung hatte bereits vier Leopaeden, zwei Quaggos und ein Gnu gefangen. Die vierte hatte den bekannten Dr. Smith begleitet, und den Kompaßberg, den höchsten in diesem Theil des Landes, erstiegen, dessen Höhe nach Dr. Smiths Berechnung 7.400' über dem Meere betragen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 230. 18 August 1835.

Eine Sitzung des ungarischen Reichstages.

Auf einer Reise, welche ich im Jahre 1833 durch Ungarn machte, war es einer meiner Lieblingswünsche, einer Sitzung des ungarischen Reichstages beiwohnen zu können. Ich war auf selbige um so mehr gespannt, als ich, durch Vermittelung eines Freundes bei einer Komitatsversammlung hatte seyn, und da die Originalität der ungarischen Komitien hätte beobachten können. Die kräftigen Gestalten und die sprechenden Gesichter der Magyaren, verbunden mit einer innern Zuversicht, wie man sie nicht bei allen Nationen findet, geben einer solchen Versammlung etwas sehr Charakteristisches. Allesammt mit ihrem Pallasch bewaffnet, in ihrer prunkvollen Nationaltracht, und ihr Gesicht mit einem schönen schwarzen Barte geschmückt, imponirt sie den Fremden im höchsten Grade. Wenn dann die Rede wie ein rauschender Strom von dem beredten Munde fließt, und endlich in Leidenschaftlichkeit übergeht; wenn sich hieraus zuletzt ernstliche Debatten entspinnen, und die Hände rasch nach dem Säbelgefäß fahren, so bekommt man eine Anwandlung eines unheimlichen Gefühls, und fürchtet Gefahr für die Streitenden, wie am Ende für sich selbst. Doch das Feuer verlodert und die Vermittler stellen die Ruhe wieder her, was freilich nicht jedesmal gelingt. Denn oftmals entflammt der Kampf und die Versammlung bildet sich in Parteien, und es geht hitzig genug dabei her. Auch Privatfehden entspinnen sich nicht selten aus diesen öffentlichen Debatten. Doch liegt denselben fast allemal das Nationalgefühl zum Grunde; denn es verträgt der ungarische Große keinen Zwang, von welcher Art er auch immer seyn mag. — Es gelang mir endlich, nachdem ich zwei Tage in Preßburg verweilt hatte, meinen Wunsch erfüllt zu sehen. Ohne alle Schwierigkeit ward mir an der Hand eines Bekannten Einlaß auf die Tribüne des Sitzungssaales. Ich halte mich nicht bei der Beschreibung des Lokales auf, da sich ein jeder ein solches selbst denken kann, und bemerke nur, daß der gedachte Saal ganz der Prachtliebe der Ungarn entspricht, und der Versammlung von Männern würdig ist, welche zum Theil äußern fürstlichen Rang einnehmen, und wovon auch die meisten übrigen durch die Behauptung ihrer Würde ein fürstliches Ansehen haben.

Man stelle sich nun die Magnatentafel, an welcher fast lauter Souveräns sitzen, vor (denn es ist jeder ungarische Magnat fast eben so frei und unabhängig, wie ein souveräner Fürst); man denke sich neben dieser die Geistlichkeit, welche in Ungarn ebenfalls ein großes Gewicht und vielen Einfluß hat, und endlich füge man hiezu die Vertreter des dritten Standes, unter denen gewöhnlich sehr erleuchtete Köpfe glänzen, welche in ihren Vorträgen eine wahrhaft ciceronische Beredsamkeit entwickeln; zu alle diesem die ungarische Nationaltracht, welche die meistentheils schönen und kräftigen Männer in ein besonders günstiges Licht stellt, und die hier mit einem großen Aufwande von Pracht und Reichthum dargelegt ist: wer sich dieß Alles zusammen genommen auch noch so lebhaft denkt, der hat doch nur eine sehr schwache Vorstellung von der Wirklichkeit. Bei alle dem aber herrscht eine große Zwanglosigkeit, und es findet, bevor die Verhandlungen angehen, im Saale und auf der Tribüne ein Geräusch statt, welches man mit vollem Rechte ein Toben nennen kann.

Endlich begann die Sitzung. Manche der früher verhandelten Gegenstände wurden rekapitulirt; sodann ging es an den Vortrag von neuen. Das Thema über die Emancipation, oder um den passenderen Ausdruck zu wählen, über einige Erleichterungen, welche man den Bauern angedeihen lassen wollte, war an der Tagesordnung. Die Debatten wurden meist in lateinischer, mitunter in deutscher, aber auch in ungarischer Sprache geführt. Ich fand es ganz besonders auffallend, daß eine Menge von Stimmen sich zu Gunsten der Bauern erklärten, und daß diese zum größern Theile von der Magnatentafel kamen. Von den Vertretern des dritten Standes wurden einige überaus kräftige und durchdachte Reden zu Gunsten der Bauern gehalten. Am wenigsten wurde von Seiten der Geistlichkeit für sie gesprochen, ja es ließen sich mehrere Stimmen gegen die vorgeschlagenen Erleichterungen hören. Die Debatte zog sich in die Länge und erhielt endlich eine andere Richtung. Denn es nahm ein Glied von der hohen katholischen Geistlichkeit Veranlassung, mit seinen ziemlich intoleranten Ansichten in Beziehung auf Religion hervorzutreten. Auf einmal ward die ganze Aufmerksamkeit diesen zugewandt. Auf mehreren Gesichtern trat eine tiefe Indignation hervor, und es nahm plötzlich ein Deputirter das Wort und richtete seine donnernde Beredsamkeit gegen den Obscuranten. Er fand von Seiten der Magnaten volle Zustimmung und es entstand, da jener Geistliche anfing, in Eifer zu gerathen und seine bigotte Aeußerung mit Heftigkeit zu vertheidigen, ein all-

Digitized by Google

gemeiner Aufruhr. Nun bildeten sich Parteien und einige Mitglieder des Reichstages, die sich auf die Seite des Geistlichen stellten, wurden so erzürnt, daß sie ihre Säbel zogen. Im Augenblick blinkten eine Menge entblößter Schwerter der Gegenpartei, und hätte nicht die Stimme des Erzherzogs Palatin zur Ruhe ermahnt, so wäre wahrscheinlich im Saale Blut geflossen. Indeß war hiermit nur das erste Aufbrausen beschwichtigt und der Kampf der Rede währte fort. Der Mehrtheil der Versammlung trat auf die Seite des Deputirten, und es ward dem geistlichen Herren so hart zugesetzt, daß sich endlich der Palatin, so wie der Erzbischof-Primas veranlaßt sahen, dem Geistlichen zu rathen, den Saal zu verlassen. Nach seinem Austritt ward über ihn debattirt, und der Mehrtheil der Versammlung trug auf eine völlige Ausschließung desselben vom Reichstage an. Sie ward, wie sich später ergeben, dahin gemildert, daß man ihm den Rath gab, seine freiwillige Ausscheidung einzureichen, die dann, wie sich von selbst ergab, ohne weiteres angenommen ward.

Was mich außer diesen stürmischen Debatten als Fremden am meisten in dieser Sitzung interessirte, das war die allgemein sich aussprechende humane Ansicht aller in Ungarn bestehenden Landesverhältnisse. Denn es leuchtete in den Verhandlungen über die Lage der Bauern überall der gute Wille durch, dieselbe zu verbessern und man sprach sich darüber meistentheils so uneigennützig aus, daß jedem Menschenfreunde die Großherzigkeit der ungarischen Nation wohl thun mußte.

(Schluß folgt.)

Die Georgier.

(Schluß.)

Als der russische Kaiser von Georgien Besitz nahm, wurde er auch Lehensherr der zahlreichen erblichen Khane oder Fürsten, deren Gebiet im Kurthale gegen das kaspische Meer zu und am westlichen Ufer des letztern liegen, ließ ihnen anfangs ihre Vorrechte, und übte keine andere Kontrolle über sie aus, als früher der persische Schah. Aber der Khan von Gandscheh wollte von vorn herein nichts von Unterwerfung wissen, sein Widerstand wurde deßhalb mit Gewalt gebrochen, und sein Gebiet mit der Krone vereinigt. Der Khan von Karabagh ließ sich vor etwa zwölf Jahren in eine Verschwörung ein, diese ward aber entdeckt und er floh nach Persien. Sein Sohn erhielt vom Kaiser einen Titel und eine Pension, sein Besitzthum theilte aber das Schicksal von Gandscheh. Einige Jahre später fand ein Gleiches mit der Provinz Schely statt, als der alte Khan starb. Schirwan, Baku, Kuba fielen auf gleiche oder ähnliche Weise an Rußland, so daß im Thale des Kur und an der Küste in der Nähe der Mündung Alles unter direkter russischer Herrschaft steht.

Das Rionthal ist im Norden durch den Kaukasus, im Osten durch die Berge von Kartalinien, im Süden durch die von Akhaltsikhe, und im Westen durch das Meer beschränkt. Seine mittlere Länge von Westen gegen Osten ist etwa 45 Lieues, seine mittlere Breite von Norden nach Süden 35 bis 40. Sein Boden ist ungemein fruchtbar, wenig angebaut, und fast ganz mit dichten Wäldern bedeckt. Man glaubt, die große Feuchtigkeit des Klima's, — denn es regnet 120 bis 150 Tage im Jahr, — sey hauptsächlich diesem Umstand zuzuschreiben. Die Einwohner sind von georgischem Stamm, und sprechen verschiedene Dialekte der georgischen Sprache. Nachdem sie lange Zeit vereint waren unter dem König von Imireti, dessen Familie ein Zweig der Pakradier war, zerfielen sie endlich im 15ten Jahrhundert in drei Theile Imireti, Mingreli und Guriel. In den Kriegen, welche diese Trennung erzeugte, wurden die benachbarten türkischen Paschas zur Hülfe gerufen, bis das ganze Land der Türkei tributbar wurde. Die Macht Rußlands, sobald sie Einmal sich über den Kaukasus ausgedehnt hatte, machte sich auch im Rionthale fühlbar, so gut wie im Kurthale, und trat dort an die Stelle der türkischen Macht, wie hier an die der persischen. Der König von Imireti rebellirte gegen seinen neuen Oberherrn, wurde verjagt und sein Gebiet mit der Krone vereinigt. Die Fürsten von Mingreli und Guriel blieben Rußland treu, aber ihr Land ist angefüllt mit Kosakenposten, welche die Polizei handhaben, und da die Fürstin von Guriel kürzlich in die Türkei floh, so bezweifelt man sehr, ob der Kaiser ihre Erben Besitz vom Lande werde ergreifen lassen.

Guriel enthält etwa 30,000, und Mingrelien 40,000 Seelen. Imireti hat etwa 72 Lieues Länge und 25 in der Breite, ist in vier Distrikte: Kutais, Vacca, Scharapan und Radscha getheilt, und enthielt im Jahre 1821 406 Städte und Dörfer, 12,994 Häuser und 80,793 Einwohner, nämlich 44,738 männliche und 36,055 weibliche. Unter diesen sowohl als unter den Bewohnern der beiden andern Fürstenthümer finden sich viele Armenier. Die Hauptstadt von Imireti und überhaupt des ganzen Rionthals ist Kutais oder Kutatis, wie man es auch nennt; es hat etwa 1600 Einwohner, wovon die Hälfte Juden sind, die eine Synagoge haben. Seine Lage ist ungesund, und das ganze Rionthal überhaupt gallichten Krankheiten sehr ausgesetzt. Die Juden in Kutais, nebst einigen durch Imireti zerstreuten, etwa 50 Familien in der Nähe von Gori und einigen andern zu Suram, sind die einzigen in Georgien, und sie wohnen wie die zu Akhaltsikhe schon seit mehrern Generationen im Lande. Weitern Ansiedlungen derselben widersetzt sich die Regierung. In Tiflis gibt es keine, und als vor mehrern Jahren sich einige fremde jüdische Kaufleute daselbst niederließen, erschien plötzlich ein Befehl der Regierung, daß sie binnen zwei Tagen die Stadt verlassen sollten. Nur mit Mühe erhielten sie die Erlaubniß noch einige Tage zu bleiben, um ihre Schulden einzukassiren, während welcher Zeit sie auf den öffentlichen Plätzen kampirten.

Auch in Imireti haben sich die wohlthätigen Folgen der russischen Herrschaft gezeigt: die Unsicherheit der Personen und des Eigenthums unter der frühern halbbarbarischen Regierung ist verschwunden, und seit der Besitzergreifung durch die Russen sind kaum zwei oder drei Mordthaten vorgefallen. Auch wurden sehr entschiedene Maßregeln gegen den seit langer Zeit schon herrschenden Gebrauch, Kinder und Leibeigene in Sklaverei zu verkaufen, ergriffen. Noch im Jahre 1821 wurden Reisende, die den Rion hinaufgingen, fast genöthigt, schöne Mädchen um 100 bis 200 Silberrubel zu kaufen; die Fürstin von Guriel bot bei ihrem

Digitized by Google

letzten Besuch zu Trapezunt einige ihre Begleiterinnen zum Verkauf an, und ähnliche Beispiele sollen nicht selten seyn. Poti und Akhaltsikhe waren früher sehr bequeme Punkte zum Sklavenhandel für die Türken, da sie aber jetzt in die Hände Rußlands gekommen sind, so ist dieß nun besser im Stande, die Unterdrückung dieses unmenschlichen Handels zu hindern.

Die Lage des Landmanns ist auch hier verbessert worden. Mit Ausnahme weniger Kaufleute ist die Bevölkerung noch immer bloß in zwei Klassen getheilt: Adel und Sklaven. Da aber der Adel die letztern nicht mehr am Leben strafen, noch verkaufen darf, so hat die Sklaverei eine mildere Form angenommen, und Herr und Sklave leben auf ziemlich gleichem Fuße mit einander. Die Fürsten dürfen nicht mehr herumziehen, sich mit ihrem zahlreichen Gefolge bei ihren Vasallen einquartiren, und oft in einer Woche die Vorräthe eines ganzen Jahres verzehren. Gastfreundschaft ist jedoch immer noch hier zu Hause. Angesehene Fremde werden oft von Adeligen und ihrem zahlreichen Gefolge auf große Entfernungen begleitet, und allenthalben wo sie Halt machen, so reichlich bewirthet, daß nicht nur die zahlreiche Begleitung, sondern das ganze Dorf, das die Vorräthe liefert, an dem Mahle Theil nehmen kann.

Um Volksunterricht und Moralität steht es indeß sehr schlecht. Die Einwohner sind dem Trunke auf eine unglaubliche Weise ergeben, und die Ausschweifungen in der physischen Liebe gehen ins Empörende und Unnatürliche. In gleich schlechtem Kredit steht ihre Wahrheitsliebe. Die Unwissenheit geht Hand in Hand mit der Ausschweifung: im ganzen Lande soll nicht Eine Schule seyn. Einige Adelige können etwas russisch, aber nicht ihre eigene Sprache lesen. An die Stelle des ehemaligen Katholicos ist, wie schon erwähnt, ein russischer Bischof getreten, aber die kirchlichen Schriften sind alle in georgischer Sprache abgefaßt.

Man kann bei Vergleichung des Kur- und Rionthales die Bemerkung nicht außer Acht lassen, daß nur in dem letztern die Georgier sich fast unvermischt erhielten, in dem erstern aber Armenier und Tataren so mit den Georgiern gemischt sind, daß sie nur durch die kastenartige Scheidung der Völker, die im Orient einheimisch scheint, ihren eigenthümlichen Charakter bewahrten. Der Grund der größern Vermengung mit fremden Eindringlingen liegt wohl in dem Umstand, daß zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meere eine bedeutende Lücke ist, durch welche von jeher die nördlichen Völker in Asien eindrangen, denn hier finden sich auch die Trümmer der kaukasischen Mauer von Derbend bis ins Gebirge. Indeß scheint doch schon in alten Zeiten hier ein besonderer Stamm gewohnt zu haben, von dem es noch ungewiß ist, ob er zu den Georgiern gehörte oder nicht, nämlich die Aghovans.

Dieses Volk soll dasselbe seyn, was Griechen und Römer Albaner nannten, indem die Armenier das l in fremden Namen mit gh schreiben; sie sollen ursprünglich das ganze Thal des Kur von Kartli bis an das kaspische Meer inne gehabt haben, was ungefähr der heutigen Provinz Schirwan entspräche. Nach der armenischen Tradition hießen sie Aghovank nach einem Fürsten aus Haiks Stamm, der es eroberte und seinen Einwohnern diesen Namen gab. Mit den Armeniern waren sie längere Zeit sehr eng verbunden, obgleich diese gestehen, daß die Aghovans eine andere Sprache redeten, auch Griechen und Römer sie als ein besonders eigentlich zu den Georgiern gehörendes Volk betrachteten. Von dem ersten armenischen Arsaciden erhielten sie einen Gouverneur, Namens Aran, aber im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung warfen sie das armenische Joch ab; in den spätern Kriegen der Armenier mit den Persern standen sie auf Seite der letztern, und waren nur kurze Zeit mit den Armeniern vereint, als die Sassaniden eine Christenverfolgung gegen beide begannen. Als die armenischen Arsaciden gefallen waren, griffen die Aghovanen in den nördlichen Provinzen des Reichs um sich, und verlegten sogar ihre Hauptstadt südwärts vom Kur. Hier gewährten sie den Armeniern eine Zuflucht, nachdem die Araber deren Land erobert hatten, und auch später hielten sie sich so tapfer, daß der Seldschuke Malek-Schah nur dadurch in den Besitz ihres Landes kam, daß er ihre Königin heirathete.

Seit dem Einbruch Timurs hört man wenig oder nichts mehr von den Aghovanen, und die Sage behauptet, Timur habe sie in großer Anzahl nach Candahar verpflanzt, wo ihre Nachkommen jetzt Afghanen hießen. Die nomadischen Stämme in Karabagh sollen auch jetzt noch die Tradition unter sich haben, daß sie mit den Afghanen das Land getauscht hätten. So unglaublich indeß eine solche Verpflanzung einer ganzen Nation ist, *) so unerklärlich ist auf der andern Seite doch auch ihr gänzliches Verschwinden. Einst hatten sie ihre geschriebene Sprache, da sie von dem Erfinder des armenischen Alphabets gleichfalls die Schrift empfangen haben sollen, jetzt aber ist keine Spur ihrer Sprache in Büchern übrig, und eben so wenig in den gesprochenen Sprachen der Landesbewohner, wenn nicht noch in späterer Zeit in dem Patois des Landvolks um Baku etwas der Art gefunden wird. Merkwürdig bleibt immer, daß ihr Name sich bis auf die neueste Zeit erhielt, indem der Bischof von Kantsasar **) der Katholicos der Aghovanen genannt wurde, den erst die Russen in einen armenischen Erzbischof umwandelten. Die Wahrscheinlichkeit bleibt immer dafür, daß sie ein schon in früher Zeit abgesonderter georgischer Stamm waren.

*) Langlès hat zum Ueberfluß nachgewiesen, daß der Name Afghanen in Candahar schon mehrere Jahrhunderte vor Timur vorkommt.

**) Der Name eines Klosters, eine Tagreise westlich von der Festung Schuscha.

Der Graf von Modena. *)

Unter den Edelleuten meiner Umgebung, sagte der König, befand sich auch der Graf von Modena, ein Mann von Geist, Verstand und jeder Unwahrheit unfähig, dem ich, ohne ihn eben merkbar auszuzeichnen, dennoch von Herzen zugethan war. Seit mehrern Monaten schon (im Jahre 1788) sah ich den Grafen düster und schwermüthig, ein Zustand, der endlich so sehr über Hand nahm, daß er seine sonstige jugendliche Munterkeit gänzlich abgelegt zu haben schien. Seine Zurückhaltung gegen mich war mir bei meiner Zuneigung zu ihm verdrießlich, und ich kann sagen, daß ich den Augenblick, wo er mir sein Herz öffnen würde, mit Ungeduld erwartete. Dieser wollte jedoch nicht erscheinen, und nichts schien im Stande, den Grafen seiner Schwermuth zu entreißen.

*) Aus den kürzlich zu Paris erschienenen „Soirées de S. M. Louis XVIII. Recueillies et mises en ordre, par M. Le Duc de ***."

Digitized by Google

Ich ging inzwischen nach Brunoy; es war im hohen Sommer, und da Einer nach dem Andern von meiner Umgebung mich verließ, so befand ich mich endlich mit Modena fast ganz allein. Ich konnte meine Neugier nicht länger bemeistern, und als wir eines Tages in einem entlegenen Theil des Gartens mit einander spazieren gingen, fragte ich ihn geradezu um die Ursache seines Kummers.

„Wie, gnädiger Herr, erwiderte er, Sie haben es bemerkt?" — „Ja wohl, mein lieber Modena, und ich beklage mich bitter über ihr Stillschweigen. Kann ich denn gar nichts thun, um den Kummer zu mildern, der sie drückt?"

Der Graf sah mich bei diesen Worten starr an, und sagte endlich mit dumpfer Stimme: „Ich bin ein Narr."

„Sie ein Narr! rief ich aus, wer wäre dann gescheidt!" — „Doch gnädiger Herr," entgegnete er mit dem Tone schmerzlicher Ueberzeugung, oder ist man etwa kein Narr, wenn man sich wegen eines Hirngespinnstes tief betrübt?"

„Was ist es denn aber eigentlich?" — „Ein ewiger Alp, ein periodisch wiederkehrender Traum, der mich jede Nacht so furchtbar peinigt, daß ich während des Tages kaum die nöthige Fassung erringen kann."

Ich hörte nicht auf in den Grafen zu dringen, daß er mir sein Herz öffnen möge, so daß er endlich nachgab und sagte: „Wohlan, wenn Sie, gnädiger Herr, sich durchaus das Vergnügen verschaffen wollen, mich auszulachen, so sollen Sie Alles wissen. Jede Nacht, so wie ich einschlafe, wirft es mich im Bette umher, ohne daß ich eine Ursache anzugeben wüßte, woher dieß kommt, und ich werde von peinlichen, ja selbst abscheulichen Traumbildern gequält, die ich durchaus nicht zu verscheuchen vermag. Es sind böse Träume: ich schwimme im Blute, und um dem Todesstreiche zu entgehen, flüchte ich zu dem Eis des Nordpols, und finde mich oft in St. Petersburg auf einem Rosendette liegen, ohne daß deßhalb meine Einbildungskraft minder gequält wäre. Wenn, fuhr der Graf mit gedämpfter Stimme fort, diese furchtbaren Gesichte nur mich beträfen, so möchte es hingehen, allein sie umfassen das Heiligste, was es für mich auf der Welt gibt."

„Wen denn?" — „Den König, die Königin, Ihre erlauchte Familie." — „Und mich?"

„Sie, gnädiger Herr, erscheinen mir auch, aber immer mit einem glänzenden Schein umgeben. Sie schwimmen so wie ich auf dem Blutstrom, aber wir sind von einander getrennt, und landen jeder an einem andern, weit von einander entfernten Gestade."

Der Graf schwieg bei diesen Worten, und ich konnte in seiner Miene lesen, was dieses Geständniß ihn gekostet hatte. „Und jede Nacht, fuhr ich fort, kehren diese Träume wieder?" — „Jede Nacht, und ich muß meine Schwachheit gestehen, sie erschrecken mich um so mehr, als alles dieß auf einen Umstand meiner Jugend Bezug hat."

„Den Sie mir nicht verhehlen werden, fiel ich lebhaft ein, denn Sie sind mir ein vollkommenes Bekenntniß schuldig, damit ich weiß, ob ich Sie verdammen oder lossprechen kann."

„Meine Mutter, fuhr der Graf fort, war mildthätig; sie versah die Armen ihrer Gegend, die dieß recht gut wußten, persönlich mit ihren Bedürfnissen, und so konnte es nicht fehlen, daß ihr Name von allen Dürftigen der ganzen Provinz gesegnet wurde. Unter ihren Kostgängern, so pflegte sie die Armen, denen sie Gutes that, zu nennen, befand sich auch ein armer Italiener, ein finsterer, wortkarger Mann, der sich immer in der Ferne hielt, sich bei keinem ländlichen Fest und noch weniger bei Prozessionen oder in der Kirche sehen ließ, und der von den Landleuten beiderlei Geschlechts beharrlich gemieden wurde. Der Anblick seiner ärmlichen Hütte flößte Ekel und Abscheu ein, und dennoch wollte man behaupten, Jacobi lebe nicht so einsam, sondern böse Geister und Zauberer hatten ihm zuweilen ihren Besuch ab. Alle seine Nachbarn waren des festen Glaubens, daß er jeden Sonnabend um Mitternacht regelmäßig auf den Hexensabbath reise, und jedes Ungewitter, jeder Hagel, der das Land verwüstete, wurde ihm Schuld gegeben. Jede, auch die geringste Dienstleistung, um die er ansprach, ward ihm verweigert, jedermann ging ihm aus dem Wege, und man konnte nicht begreifen, wie das Mitleid meiner Mutter sich diesem Elenden hatte zuwenden können.

„Meiner Mutter war das, was man ihr in dieser Hinsicht hinterbrachte, ein Gräuel, da aber die Gebrechlichkeit und das Elend Jacobi's zu ihrem Herzen sprachen, so fuhr sie fort ihm wohlzuthun. Als er endlich durch heftige rheumatische Schmerzen eine Zeit lang an sein elendes Lager gefesselt wurde, konnte meine Mutter es nur durch die strengsten Befehle an ihre Dienerschaft dahin bringen, daß sie dem Armen einige Nahrungsmittel brachten, um sein trauriges Leben zu fristen, und sobald es Abend geworden war, begab sie sich selbst zu ihm, um sich von seinem Befinden zu überzeugen.

„Eines Tages wurde meine gute Mutter durch ein heftiges Ungewitter an Ausübung ihres guten Werkes verhindert, sie mußte daher den folgenden Tag abwarten, um dann die niedere Hütte zu besuchen. Gegen 10 Uhr Abends verließ sie, wie sie selbst sagte, durch ein unwiderstehliches Etwas getrieben, den Salon und begab sich früher als gewöhnlich auf ihr Zimmer. Hier überfiel sie neue Unruhe, sie fühlte sich beängstigt, und glaubte, daß ein Gebet sie aufheitern würde. Sie beugte daher ihre Kniee vor dem kleinen Altar, und wendete sich inbrünstig zu Gott.

„In diesem Augenblick geschahen zwei Schläge an die äußere Thüre ihres Zimmers, die sie von ihrem Betpult aus im Auge hatte; sie erkannte aus dieser Art zu klopfen niemand aus ihrer Umgebung, eine Art Furcht bemächtigte sich ihrer, und doch rief sie fast unwillkürlich: „Herein!" und die Thüre ging auf.

„Der Platz, wo meine Mutter betete, war vollkommen finster, zwei auf einem Armleuchter brennende Kerzen erhellten aber das Vorzimmer hinlänglich, so daß man also den Eintretenden sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

„Die große Flügelthüre öffnete sich, und herein trat der Italiener Jacobi, mit ganz veränderten, wilden und fürchterlichen Zügen. Er ging langsamen, festen Schrittes durch das Zimmer, und blieb auf der Schwelle des Oratoriums stehen, als hätte er, der Finsterniß ungeachtet, meine Mutter gesehen.

„Madame, hub er an, meine Stunde ist gekommen; Sie werden mich nicht wiedersehen. Ihre Güte hat Ihnen ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben, so daß ich, ehe ich dahin gehe, wo ich für immer wohnen muß, gekommen bin, um Ihnen für ihre Wohlthaten zu danken. Ich bin zwar ein armer Mann, aber es steht mir dennoch ein Mittel zu Gebote, mich für das, was Sie an mir gethan haben, erkenntlich zu bezeigen. Ihr Sohn (er nannte hier meinen Vornamen) wird bei Zeiten von dem Unglück benachrichtigt werden, das über Frankreich kommt, und wenn er klug ist, kann er sich retten, noch ehe es ausbricht. Leben Sie wohl, Madame, der, der mich hieher geführt hat und an der Treppe auf mich wartet, hat Eile, und somit bin ich Ihr Diener."

„Jacobi verschwand, wie meine Mutter sagte, ein fürchterlicher Blitz und Donnerschlag brach in diesem Augenblick los, und meine Mutter fiel in eine Ohnmacht, aus der sie mit der Nachricht geweckt wurde, daß Jacobi's Hütte vom Blitz angezündet worden sey, und daß man den Leichnam des italienischen Hexenmeisters nicht mehr gefunden habe."

Modena erzählte diese Geschichte mit einem Ernst, der mir peinlich wurde; da ich jedoch nicht leiden kann, wenn man allzu leichtgläubig ist und Wichtigkeit auf eine Thorheit legt, als welche Modena seine Erzählung doch gleich von Anfang bezeichnet hatte, so sagte ich in etwas herbem Ton: „Um einen tollen Traum zu erklären, stützen Sie sich also auf einen schreckhaften Augenblick Ihrer Frau Mutter, und auf eine Vision, die sicher nur eine Frucht der Gewitterfurcht war."

„Sie haben mir befohlen, gnädiger Herr, entgegnete der Graf, Ihnen zu sagen, was mich beunruhige; ich habe gehorcht, indem ich voraussagte, daß Sie sich über mich lustig machen würden, doch glaubte ich nicht, daß Sie weiter gehen könnten."

Ich fühlte mein Unrecht und lenkte ein: „Zürnen Sie nicht, bester Graf, sagte ich, Sie haben mich unterhalten, obschon Ihre Geschichte etwas tragisch war. Ich hoffe indeß, daß Ihre Hypochondrie bald vorübergehen wird, und daß, wenn Sie ja jemals nach Rußland kommen sollten, dieß nicht als ein flüchtiger Verbannter, sondern als Gesandter Sr. Maj. des regierenden Königs von Frankreich und Navarra seyn wird."

So kam es wirklich, jedoch nicht wie ich es verstand: Modena fand während der Revolution ein Asyl in St. Petersburg, wo er die diplomatischen Aufträge vollzog, die ich ihm ertheilte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 231. 19 August 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 7.

Ein Leichenzug.

Ich habe in Paris drei große Leichenzüge gesehen. Ich habe gesehen den Leichenzug von Dulong, welchen der General Bugeaud im Duell erschossen hat; ich habe gesehen den Leichenzug von Lafayette und nun den Zug der am 28 Julius auf dem Boulevard du Temple Gefallenen. Es ist wahrscheinlich, daß ich zu keinem Vierten mehr gehen werde.

Alles was hier den Charakter einer großen, öffentlichen Feierlichkeit annimmt, gleicht sich, mit wenigen abweichenden Besonderheiten, und hat das Merkwürdige, daß es dem, was es vorstellen soll, am wenigsten ähnlich sieht.

Ein Leichenzug, im gewöhnlichen Leben und nach Alltagsbegriffen, ist eine stille, ernste, fromme Feierlichkeit, in welcher die Verwandten, Freunde und Mitbürger einen Todten zur Ruhestätte begleiten.

Ein Leichenzug in Paris, ich rede von einem öffentlichen, feierlichen Leichenzug, ist vor Allem und wesentlich ein Schauspiel, um welches sich so viel Neugierige sammeln als irgend möglich ist und der Raum gestattet.

Dieses Schauspiel ist nicht nothwendig ein trauriges, ernstes, es kann den entgegengesetztesten Charakter annehmen, je nachdem gerade Zufall oder irgend eine unerwartete Veranlassung als Neuestes das bisher Neue verdrängen.

In der That, werfen Sie einen Blick auf das Panorama, welches sich an dem Tage der Trauer (5 August) von dem Bastilleplatz herab bis an den Dom der Invaliden entfaltet und vergessen Sie einen Augenblick die Veranlassung dieser Volksanhäufung: was bemerken Sie?

Eine doppelte Reihe von Soldaten in großer Uniform, welche die ganze Länge der Boulevards besetzt halten und sich in unabsehbaren rothen und weißen Streifen hinziehen. Das kann eine große Revue bedeuten. Der Durchgang ist dem Publikum untersagt, und wenn Sie auch an der Porte St. Denis stehend, dem Linieninfanteristen oder dem Nationalgardisten oder dem Polizeidiener bedeuten und versichern, daß sie jenseits des Boulevard's in der Straße St. Denis wohnen und nach Hause gehen und zu dem Ende passiren wollen: man passirt nicht! der Linienſoldat ist Holz, der Polizeimann ist grob und der Bürgersoldat wichtig: man passirt nicht. Das Alles bestätigt nur, daß es eine Revue seyn kann, Alles ist ächt militärisch.

Auf den Nebengängen des Boulevard's drängt sich das Volk aus allen Ständen, Alt und Jung, Männer und Weiber, um zu sehen, um zu hören; der Lärm ist groß, das Schreien und Zanken um die Plätze ist wie hergebracht, die Platzhändler bieten ihre Bänke, ihre Stühle an, die hie und da unter der Last der Neugierigen zusammenstürzen. Großer Tumult, unbändiges Lachen, es gibt nichts Unterhaltenderes als das Fest, welches uns die Regierung heute gibt; was ist es doch schon?

So wie ich Ihnen diese Masse beschreibe, habe ich sie immer gesehen; nach ihrem oberflächlichen Aussehen zu urtheilen, mag sie versammelt seyn, um irgend Etwas vorbeiziehen zu sehen, vielleicht einen Maskenzug? ich erinnere mich deutlich, daß es am Faschingdienstag gerade so war.

Wenn Sie in der Mitte der Boulevards stehen und ihren Blick über die kirchhohen Häuser mit unzähligen Fenstern hinstreifen lassen, so bietet sich Ihnen ein anderes, nicht weniger belebtes Schauspiel dar.

Vom ersten bis zum fünften, sechsten und siebenten Stockwerke sind alle Fenster nicht nur besetzt, sondern drei- und vierfach besetzt, Kopf an Kopf, Hut an Hut, Schleife an Schleife; nicht bloß an den Fenstern, sondern auf den Dächern und bis auf die obersten Spitzen der Schornsteine wimmelt das schaulustige Volk. Wenn Sie jemals von den Thürmen der Notre-Dame Kirche auf Paris herabgesehen haben, so werden Sie sich entsinnen, daß die sonderbaren in etwas zugespitzter Cylinderform in die Luft starrenden Schornsteinröhren, die sich ohne Zahl auf den hohen Dächern thürmen, der Stadt ohnehin einen ganz eigenthümlichen, nackten Anblick geben; fügen Sie nun zu einem jeden dieser Schlote eine Menschengruppe mit raschen und lebhaften Bewegungen, rufend, winkend, gebärdend, lachend, schreiend, buntfarbig und die Halstücher und Schleifen — denn die Weiber bilden überall die Mehrzahl — im Winde flatternd; welch ein Sabbath! Ich kam von Montmartre her, und wollte und sollte die Boulevards passiren, ich wählte die Gegend der Porte St. Denis, als einen der belebtesten Durchgänge; hier, dachte ich mir, wird man am wenigsten gesperrt haben. Die Verweigerung des Durchganges machte mich gegen meinen Willen zum Zuschauer der Sache während drei Stunden, und ich hatte,

Digitized by Google

von der Porte St. Denis bis hinunter nach der Rue du Mont-Blanc, Muße vollauf, mich zu ergötzen und den Charakter des Auftrittes zu studiren. In der Nähe des Theaters Gymnase dramatique, wo mich die gleichzeitige Ebbe und Fluth der Menge von oben und von unten festhielt, erblickte ich eines jener Häuser, die bis in den Himmel reichen, und durch ihre Fensterzahl mehr einer Kaserne gleichen als einer Bürgerwohnung. Kein Fleckchen war unbenutzt, die Vorsprünge, die Wasserkanäle, Alles war besetzt, die Zahl der Personen war Legion. „Wenn in diesem Augenblicke dieses Haus sich etwas vorneigte und auf die Boulevards stürzte, so war es, Alles wohl gezählt, in dem Hause, auf dem Hause und vor und neben demselben auf dem Boulevard nicht unmöglich, daß eine Zahl von fünf- bis sechstausend Personen auf Einen Schlag den Tod fänden. Wer würde ihre Hingebung feiern?" denn bemerken Sie wohl, daß nach den Blättern des Ministeriums all dieses Volk nur versammelt ist, in der bürgerlich-patriotischen und frommen Absicht, ihre Anhänglichkeit an Louis Philipp zu bethätigen, und seinen Abscheu gegen dessen Feinde an den Tag zu legen. Alle Getödteten würden also eben so gut für Louis Philipp gestorben seyn, als der Marschall Mortier und die übrigen Unglücklichen durch ihren Tod gewissermaßen die Schläge von der königlichen Familie abgewendet haben, welche letztere freilich außer der Schußlinie der abgefeuerten Gewehre war.

Auch in der Haltung dieser amphitheatralisch geordneten Zuschauer wäre es schwer, im Voraus die Bedeutung des Momentes zu erkennen. Ihre Kleidung ist bunt, wie es die Jahreszeit mit sich bringt, das weiße, blaue, rothe, hellgrüne, gelbe herrscht vor, überall lachende, freundliche, schäckernde Gesichter, viel Neugierde, wenig Schmerz, man redet von allen möglichen Dingen, an Trauer, an Betrübniß denken die wenigsten — es ist so langweilig, traurig zu seyn, und gar nicht unterhaltend.

Endlich kommt der Leichenzug.

Die Vorderreihe bildet der Leichenwagen eines jungen Mädchens von 14 Jahren, welches das Unglück hatte, getödtet zu werden: der Wagen ist mit weißen Tüchern behängt, und mit weißen Pferden bespannt, deren Decken gleiche Farbe haben. Hinter dem Wagen folgen eine Reihe weiß gekleideter Mädchen in Schleier, vier von ihnen halten die Ecken des Sargtuches. In diesem Aufzuge ist etwas Rührendes, weil er der einfachste ist, und das Bild einer Jungfrau, die in der Fülle der Gesundheit hingerafft wird, ehe sie noch das Leben genießen konnte, und in dem Augenblick, wo sie die Bedeutung des Daseyns schauen sollte, einen Charakter von tiefer und poetischer Trauer hat.

Hinter diesem Wagen kamen jene der getödteten Nationalgardisten, die geringeren Grade zuerst, die höhern dahinter, sodann die Offiziere und Generale der Linie und der Gendarmerie, in vierspännigen schwarzbehängten Wagen, und zuletzt der Marschall Mortier in einem Leichenwagen, welcher von sechs Pferden gezogen wurde, und der einen ungeheuern Luxus von Trauerinsignien zeigte. Auf dem Obertheile des Wagens sah man einen Aufsatz, welcher seine Kriegstrophäen darstellte, in Silber, und von vier Helmen aus Silber an den vier Ecken des Wagens wallten mächtige schwarze Federn herab. Auf dem Sarge selbst lagen mehrere seiner Rangzeichen, andere wurden ihm von seiner Dienerschaft auf Sammtkissen nachgetragen. Auch sein Schlachtroß, so wie die Pferde der übrigen Oberoffiziere wurden den Wagen nachgeführt. Vier Marschälle, Gerard, Grouchy, Molitor, und Admiral Duperré hielten die Zipfel des Sargtuches. Hinter den Wagen kamen die Minister, die verschiedenen Gerichtshöfe, die verschiedenen Verwaltungscorps, einige Schulen und eine neue Abtheilung Nationalgarde und Linientruppen.

Von diesem Augenblick an überließ ich die große Feier ihrem ferneren Schicksal; sie endigte im Dom der Invaliden mit einer Todtenmesse, die der Erzbischof selbst feierte, — die erste bedeutungsvolle Annäherung zu der neuen Dynastie — mit einigen Reden, mit Kanonendonner und einer Musterung der Nationalgarde. Ich aber eilte nach Neuilly, um in dem Schatten dunkler Gänge Schutz gegen Staub und Hitze, und all das Gedröhne und Getöse dieses Spektakels zu finden. Als ich gegen Abend nach Paris zurückkehrte, begegnete ich den heimziehenden Truppen und der Nationalgarde von Neuilly und Courbevoie, sie waren von Schmutz und Staub unkenntlich und schienen sehr ermattet. Louis Philipp hatte zwar während des Tages den Garten der Tuilerien zur alleinigen Benutzung der Nationalgarde gestellt, und wer Geld hatte, konnte dort auch zu trinken und zu essen erhalten. Weiter aber ging die königliche Großmuth nicht, und da die Liniensoldaten nicht gleicher Freiheit genossen, und außerdem mit Geld nicht absonderlich vorgesehen sind, so war auf ihrem Gesichte deutlich zu lesen, daß sie dießmal mit Vergnügen das dannale Endwort aller pariser Belustigungen: C'est fini aussprachen.

(Schluß folgt.)

Eine Sitzung des ungarischen Reichstages.

(Schluß.)

Es kann nicht ohne Interesse seyn, einen solchen Reichstag mit einer Sitzung der französischen Deputirtenkammer, und zugleich auch mit einer deutschen Abgeordneten-Versammlung zu vergleichen. Sehen wir zuerst auf die Elemente, aus denen sie bestehen, so finden wir eine große Verschiedenheit. In Ungarn sitzt gleichsam der Kopf der Nation zu Gericht. Was hier beschlossen wird, hat Gesetzeskraft und unterliegt bloß der Förmlichkeit einer Bestätigung des Monarchen; in Frankreich haben Umtriebe schon bei den Wahlen der Volksvertreter statt gefunden, bevor sie in ihre Funktionen traten, und ihre Stimmen erhoben sie oft genug für Privatinteressen stärker, wie für das Allgemeine; auch unterliegen ihre Beschlüsse bei weitem mehr Modifikationen und Abänderungen, als wie die des ungarischen Reichstages. In den deutschen Ständeversammlungen leuchtet noch überall das Jugendliche, Unerfahrne und Unbeholfene durch: auch müssen ihre Beschlüsse noch manche Scheere passiren, ehe sie ganz fertig zum Besten des Landes in Anwendung kommen. Stellt man sich aber ferner im Geiste diese drei Versammlungen neben einander, so stechen sie wiederum gewaltig von einander ab. Denn ein, in seine prachtvolle Nationaltracht gekleideter ungarischer Magnat, der sich von seiner Waffe nicht trennt,

Digitized by Google

imponirt gewaltig gegen einen französischen Deputirten und gegen einen deutschen Abgeordneten in ihrer Amtstracht. Und diese trägt man nicht Einmal überall in den deutschen Ständeversammlungen, wie z. B. in Bayern, wo ein jeder in seiner Civilkleidung erscheint, was denn eine eben so bunte als sehr gewöhnlich aussehende Gesellschaft bildet. Und endlich betrachten wir die Verhandlungen und Verträge, welche in den Kammern von Frankreich und Deutschland und auf dem ungarischen Reichstage gehalten und gepflogen werden. Dort sind es die Rechte des Volkes, welche man gegen die wahren oder vermeinten Anmaßungen der Monarchie zu schützen und zu vertheidigen strebt; hier ist es die Nation selbst, welche als Souverän zu Rathe sitzt, und über das, was sie zu thun und zu lassen habe, sich verständigt. Man könnte freilich einwenden, daß in einer Aristokratie, wie die in Ungarn, von einer Nation im strikteſten Sinne keine Rede seyn könne, und daß diese nur in den Großen als bestehend gedacht werden muß. Aber es bilden sie auch diese in der That, und man muß, nach den bestehenden Verhältnissen, das ganze Volk als eine Anzahl großer Familien betrachten, zu deren Haushalt alle die, welche den Großen untergeben sind, gehören. Man muß überhaupt bedenken, daß die Begriffe von Nationalität und Volksfreiheit in ihrer Anwendung sich sehr modifiziren. Wenn der ungarische Bauer von seinem Grundherrn abhangt, so ist auch wiederum meistentheils seine Existenz an diesen geknüpft, und es wäre wohl oftmals die Frage, ob der französische, welchee sich frei dünkt, besser daran ist, besonders wenn wir noch auf die Voestellung eingehen, welche beide von Wohlbefinden und Glück haben. Man urtheilt nur allzufalsch, wenn man diese Begriffe parallel und absolut aufstellt. Würde man plötzlich einen ungarischen Bauern in die Lage eines französischen, und diesen in die Lage von Jenem beingen, so dürfte sich wohl ziemlich Einer so unbehaglich fühlen wie der Andere.

Sollte ich noch einen Hauptpunkt der Vergleichung, nämlich den der öffentlichen Beredsamkeit, aufstellen; so möchte ich fast entscheiden: daß diese sich in drei genannten Versammlungen zwar verschiedenartig entwickelt, aber in der Einen so gut, wie in der Andern sehr glänzende Punkte zeigt, und hierin einander ziemlich gleich zu stellen sey, so sehr auch der Geist und die Tendenz derselben verschieden sind. In Frankreich hat die Schmiegsamkeit und Gewandtheit der nationalen Persönlichkeit, unterstützt von einer denselben völlig entsprechenden Sprache, eine gewisse Glattzüngigkeit der Rede erzeugt, welche mit ihrer Schminke den Gegenständen einen einnehmenden Anblick gewährt und Meinungen und Ansichten ein Uebergewicht verschafft, zu welchen viele, deren innere Ueberzeugung dadurch niedergehalten wird, fast wider ihren Willen beitragen. In Deutschland kommt den Rednern in den Kammern die Tiefe der Ideen und die Klarheit der Darstellung zu Statten; dieß aber gibt dem Volke eine Garantie dafür, daß Sophismen und darauf gegründete eigensüchtige Absichten sich nicht halten können, sondern bald zu Boden geworfen werden. In Ungarn tritt Kern und Kraft in der Sprache selbst hervor, denn in welcher von beiden, ob in der lateinischen oder ungarischen, auch eine Rede gehalten werden mag, in jeder zeigt sich ein Nachdruck und eine Kraft, welche man, wenn sie von den Lippen eines beredten Redners fließt, mit dem Alles übertönenden Rauschen einer starken Meeresbrandung vergleichen kann. Nirgends besser, als auf einem ungarischen Reichstage kann man sich eine Vorstellung von dem Eindrucke machen, welchen Cicero's Reden auf seine Zuhörer hervorbringen mußten. So wenig nun auch die Redner auf den ungarischen Reichstagen es darauf anlegen durch gesuchten Redeschmuck zu glänzen, so sehr dringt doch ihr Vortrag zum Gemüth der Zuhörer, und verschafft ihm Eingang und Realisirung.

Chronik der Reisen.

Camille Calliers Reise in Kleinasien, Syrien, Palästina und im peträischen Arabien.

(Aus einem Berichte)

Seit einiger Zeit wird der Orient in jeder Richtung durchwandert, und ist von sehr ausgezeichneten französischen Reisenden, Michaud, Lamartine und Texier, in mannichfachen Beziehungen erforscht worden.

Calliers Mission in die nämlichen Gegenden war insbesondere geographisch. Wenn sich die Arbeiten dieser Wissenschaft nicht von ihrem Zweck entfernen, so bieten sie nothwendigerweise in ihren Resultaten und Operationen einen Charakter der Einförmigkeit, der es schwierig macht, sie so darzustellen, daß sie dem Publikum Interesse einflößen.

Herr Callier, Kapitän vom Generalstab, fügte den von Texier durchwanderten Ländern noch Syrien, Palästina und das peträische Arabien bei. Er übergab der geographischen Gesellschaft einen kurzen Bericht über diese Reise, von einem Schreiben begleitet, das in der Sitzung am 25 Januar d. J. verlesen ward. Das was für die zahlreichen Forschungen des Herrn Texier nur eine Nebensache war, bildete für Herrn Callier den Hauptgegenstand. „Vor Allem Geograph, sagt er selbst, verlegte ich mich gleich anfangs auf das Studium der Topographie derjenigen Länder, die ich zu durchwandern hatte.“ Es darf daher keine Verwunderung erregen, daß die höchst wichtige Reise Calliers uns weniger Beobachtungen liefert, als die des Herrn Texier, dessen archäologische und historische Forschungen sich überdieß mehr unsern eigentlichen Studien näherten. Dennoch vernachlässigte Herr Callier diese so interessanten Beobachtungen in den Ländern nicht, die er durchreiste, und er kündigt der geographischen Gesellschaft an, daß Zeichnungen, Pläne, Kopien von Inschriften diesen Theil seiner Reise begleiten, über den wir übrigens wenige Nachweisungen besitzen.

Indessen schildert ein Schreiben, das dieser Reisende der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften mittheilte, ein sehr seltsames Denkmal, drei Stunden von Beyrut, dem alten Berytus *) in Phönizien, auf einem kleinen Vorgebirge, an dessen Fuß der Lycus **) der Alten fließt, dem die Araber später den Namen Nahr-el-Kelb (Hundsfluß) gaben. Die Idee, welche Herrn Callier die Zusammenstellung dieser beiden Namen eingibt; ist scharfsinnig: er ist der Meinung, er rühre von irgend einer kolossalen Bildsäule her, welche von den alten Griechen errichtet ward und die einen Wolf (λύκος) darstelle, den die Araber für einen Hund gehalten hätten.

„Auf der Vorderseite der Felsen, die anfangs zur Herstellung der alten Straße ausgehauen wurden,“ sagt Callier, „bemerkt man noch heutzutage verschiedene in den Stein gehauene Tableaux, welche das Andenken an die Eroberung dieses Landes durch Sesostris und durch die persischen Könige bewahren. Mit Sorgfalt glatt gemachte Stellen tragen noch das Gepräge dieser geschichtlichen Zeugnisse, allein die Zeit hat deren Züge auffallend geschwächt. Schon die Ansicht der Tableaux weist auf ein höheres Alterthum als das der ägyptischen Eroberer. Diese Denkmäler geben paarweise, und man bemerkt, daß diejenigen, welche auf die ägyptische Eroberung Bezug haben, immer die ausgesuchtere Stelle einnehmen, während die auf die Invasion der Perser bezüglichen Rahmen

*) Es führt auch den Namen Barute, Beryte, griechisch Βηρυτός.

**) Man findet ihn auch unter dem Namen Lico; er bedeutet Wolf, Lech.

Digitized by Google

öfters unvollständig sind, weil der Stein schadhaft war. Uebrigens ist es sehr klar, daß sich die Wirkung der Zeit an den erstern stärker zeigte als an den zweiten.

„Es sind drei Paar Tableaux, in gewisser Entfernung von einander, vorhanden, und mehrere andere sind isolirt. Bei denen der Perser ist eine und dieselbe Person in der gleichen Tracht und Stellung dargestellt. Diese Person, zweifelsohne ein persischer König, vielleicht Kambyses, ist aufrechtstehend und im Profil abgebildet. Die linke auf den Körper fallende Hand scheint eine Gerte zu halten; die rechte ist aufgehoben und scheint einen Vogel zu tragen, über welchem sich verschiedene Gegenstände befinden. Unter diesen glaubt man eine geflügelte Sonne, das religiöse Attribut der alten Perser, zu erkennen. Eine Inschrift in Keilschrift bedeckt die Oberfläche des Rahmens; sie geht von dem Gürtel der Person aus, und läuft ununterbrochen über die erhobene Arbeit hinweg. Unglücklicherweise sind diese Charaktere, besonders die auf der rechten Seite, theilweise verwischt. Die ägyptischen Tableaux stellen verschiedene, wohl ausgehauene Gegenstände dar. Auf dem einen züchtigt der König Schuldige; auf einem andern opfert er dem Gott Ammon Gefangene. Die andern Bildnereien sind fast gänzlich verwischt. Ich muß bemerken, daß man in den Winkeln der Rahmen die Spur von Thürangeln findet, in welchen ohne Zweifel Thüren hingen, die zum Schutze dieser Skulpturen gegen die zerstörende Wirkung des Klima's bestimmt waren, das nicht die erhaltende Kraft wie das ägyptische hat. Man erkennt an dieser Sorgfalt den immer für die Zukunft arbeitenden Charakter der Aegyptier. Die schwachen Reste hieroglyphischer Schriftzüge auf diesen Zeichnungen sind heutzutage beinahe unsichtbar. Indessen hat Herr Bonomi, ein englischer Reisender, der in Aegypten eine große Anzahl dieser Schriftzüge für den berühmten Champollion kopirte, darin der Namenszug des großen Rhamses (Sesostris) erkannt."

Zugleich mit dem verstorbenen Herrn Stamaty beauftragt, den genannten Theil Asiens zu erforschen, durchreiste Callier anfangs mit seinem Gefährten einige der Länder, wohin wir Herrn Texier folgten, jedoch auf einer andern Marschroute, die sie im Allgemeinen auch auf andere Punkte führte, so zwar, daß diese beiden Reisen, so weit die Franzosen an der Erforschung Kleinasiens Theil haben, einander ergänzen.

(Schluß folgt.)

Die Lesghier von Tschars und Belokan.

Jenseits der russischen Besitzungen, im Süden des Kaukasus, auf dem linken Ufer des Alazan, zwischen Kacherien und Dagestan, bewohnen die Lesghier von Tschars und Belokan Landstriche, die in diesen Gegenden hinsichtlich des Klima's und der Fruchtbarkeit vielleicht am besten von der Natur bedacht sind. Nachdem sie in früherer Zeit Unterthanen des Königs von Georgien gewesen, dann deren Verbündete geworden waren, wurden sie endlich die Feinde dieser Fürsten und verheerten deren Staaten; ihre Einfälle in Georgien fanden von zwei Punkten aus Statt: vom Alazan und von Akhalzikhe; im erstern Fall setzten sie bei Signag über diesen Fluß, drangen durch den Engpaß von Schory nach Cartalinien und verbreiteten Schrecken auf der Straße von Duschcta nach Mtskerda; im zweiten Fall gingen sie über das Gebiet der Khans von Hanscha und Eriwan, um nach Akhalzikhe zu gelangen, von wo aus sie ihre Einfälle auf Somkhetien und Cartalinien richteten.

Die tapfern und kriegerischen Bewohner des Paschalics von Akhalzikhe machten sich stets durch ihren unruhigen Geist bemerklich. Um sie im Gehorsam zu erhalten, mußten die Paschas immer lesghische Truppen in ihrem Solde haben: in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts verweigerten die Bewohner von Akhalzikhe dem vom Sultan abgesandten Redschid Pascha den Eintritt in ihre Mauern, ehe er die Bedingungen unterzeichnet hätte, die sie ihm auflegten.

Im Jahre 1803 wurden die Lesghier von Tschars und Belokan von dem Fürsten Tsitsianoff geschlagen und leisteten Rußland den Eid der Treue; zu dieser Zeit zählten die neun und zwanzig Dörfer mehr als achttausend Häuser; die sechs vornehmsten dieser Dörfer, von denen die übrigen abhängen, stellten Geiseln, und machten sich verbindlich einen jährlichen Tribut von 220 Pud Seide, welche den Hauptzweig ihrer Industrie bildet, zu bezahlen. Zu gleicher Zeit verpflichtete sich, auf das ausdrückliche Begehren des Fürsten Tsitsianoff, der Pascha von Akhalzikhe 600 Lesghier abzudanken; sie erhielten freien Durchmarsch durch Georgien, um sich nach Dagestan zu begeben; allein die Ruhe ward in Georgien bald wieder von Neuem gestört: die Lesghier fingen ihre Raubzüge nach Kacherien und Cartalinien wieder an; wie früher drangen sie in beträchtlichen Haufen und auf verschiedenen Wegen bis nach Akhalzikhe vor, und verletzten im Einverständnisse mit den unruhigen Bewohnern dieses Paschalits die russischen Gränzen.

Im Jahre 1826 erhoben sie sich offen gegen Rußland, und ihre Rebellion war der Vorläufer des in seinem Anfange so nachtheiligen persischen Krieges. Diese Rebellion war durch fremden Einfluß angefacht worden. Obschon sie bald unterdrückt ward und der Friede mit Persien den Lesghiern keine Hoffnung ließ, so sahen sie doch noch in Akhalzikhe einen Stützpunkt für ihren Unternehmungsgeist, und ihre Unterwerfung unter Rußland war sehr zweideutig; sie widersetzten sich unverhohlen der russischen Gewalt, fuhren fort Gefangene zu machen, wichen der Zahlung eines Tributs aus, versprachen viel und hielten nichts; allein plötzlich gewannen die Angelegenheiten eine ganz veränderte Gestalt.

Akhalzikhe fiel; mit der Einnahme dieser Festung verschwanden alle Hoffnungen der Lesghier; die Nachsicht, welche die russische Regierung vorschrieb, und der Oberst Rajewsky, Kommandant der in Kacherien stehenden Truppen, mit Klugheit vollzog, hatten vollen Erfolg; die Lesghier von Tschars und Belokan erklärten sich bereit, ohne Widerstand den Forderungen der Russen Genüge zu leisten. Sie verpflichteten sich, allen aus den Provinzen Kacherien und Schekhy weggeschleppten Gefangenen die Freiheit zu geben, alle Verluste, die sie durch ihre Raubzüge veranlaßt, zu ersetzen, und deponirten als Garantie eine starke Geldsumme. Die russische Regierung brauchte sie nicht zu diesen Schritten zu zwingen; sie wurden von ihrem eigenen Tribunal, das aus Aeltesten zusammengesetzt ist und den Namen Dschamat führt, vorgeschrieben.

Hiebei blieben sie nicht stehen: zwischen ihnen und Dagestan wohnten zwei freie lesghische Stämme, die von Upadal und Ansliosin, welche die Oberherrlichkeit Rußlands noch nicht anerkannten und die Hauptbegünstiger der in Georgien unter den Befehlen Pirydas-Mahmets, eines berühmten Bellads (Straßenräubers), verübten Räubereien waren; denn beinahe alle Räuberbanden nahmen den Weg nach Dagestan durch ihre Ländereien; sie genossen den Schutz und häufig die Unterstützung dieses Bellads. Die Lesghier von Tschars und Belokan überredeten diesen Häuptling, sich Rußland zu unterwerfen; er leistete den Eid der Treue, und gelobte feierlich Frieden zu halten, keine fernern Einfälle in die russischen Provinzen zu machen, und keinem Räuber den Weg durch sein Gebiet zu gestatten. Bereits entdeckte das Dschamat der Lesghier von Tschars und Belokan, als es zur Untersuchung der gegenseitigen Forderungen schritt, mehrere des Diebstahls, der Räuberei und des Mordes schuldige Personen, und bestrafte sie nach den Gebräuchen des Landes mit Strenge; für die größern Verbrechen besteht die Strafe in der Verbrennung des Hauses des Schuldigen, der Verwüstung seiner Gärten und der Verbannung aus dem Stamme.

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Journal berechnet, daß trotz der Verträge und der englischen Kreuzer der Sklavenhandel nach Brasilien immer noch lebhaft betrieben wird, und jährlich angefähr 40,000 Neger eingeführt werden. Die Zahl der dazu verwandten Schiffe betrage 200, die jährlich zwei Reisen machen. Im Innern Afrika's koste ein Neger ungefähr 16 Sch. (9 fl. 56 kr.), an der Küste Ein Pfund (12 fl.). Der Sklavenhändler zahle dafür 5 Pfund (60 fl.) und erhalte in Brasilien dafür 12 bis 14 Pfund (144 bis 168 fl.), der Pflanzer im Innern bezahle ihn mit 25 bis 30 Pfund (300 bis 360 fl.), was noch wohlfeiler sey, als zur Zeit, wo der Handel frei war.

Man hat berechnet, daß jährlich nicht weniger als 14,000,000,000 Seidenwürmer sterben, um nur die in England während eines Jahres verbrauchte Seide zu erzeugen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 232. 20 August 1835.

Die Armee in Indien.

1. Allgemeiner Zustand.

Die steigende Wichtigkeit der englischen Besitzungen in Indien, der Einfluß den die englische Macht daselbst nothwendig auf alle umliegenden Länder ausübt, hat uns veranlaßt, der Grundlage dieser Macht, der indischen Armee, eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und wir haben deßhalb aus zerstreuten Angaben und den Briefen einiger Offiziere in englischen Journalen nicht ohne Mühe einige Punkte herauszuheben gesucht, *) welche die Stellung derselben zur Kompagnie und die Gründe ihrer Unzufriedenheit klar machen sollten. Dieser Mühe überhebt uns ein Artikel im United Service Journal von einem alten indischen Offizier, der die Stellung dieses Heeres, wo asiatische und europäische Ansichten und Meinungen auf eine so seltsame Art vereint sind, aus alter Erfahrung schildert. Wir wollen, um der Darstellung ihre Lebhaftigkeit zu lassen, den Verfasser selbst sprechen lassen.

Die indische Armee ist das große Werkzeug, das den Bestand unserer Herrschaft in Indien sichert, und so lange ihre Anhänglichkeit dauert, kann keine Verbindung der einheimischen Mächte sie uns entreißen. Die Lage dieser Armee, die Mittel, ihre Dienste zu sichern, sind Gegenstände von höchster Wichtigkeit, und hier kommt vor Allem die Stellung der europäischen Offiziere der Kompagnie in Betracht, da von ihnen nicht nur die Disciplin, sondern auch die Treue der Sipahis abhängt. Wer auch nur oberflächlich mit den indischen Angelegenheiten bekannt ist, weiß, daß Mißvergnügen unter diesen europäischen Offizieren zu wiederholten Zeiten geherrscht hat. Dieses Mißvergnügen hatte seinen Grund theils in dem langsamen Avancement, und der Bevorzugung der königlichen Offiziere in der Besetzung höherer Stellen, theils in den unzulänglichen Feldzulagen der höhern Kompagnie-Offiziere, und dem Umstande, daß fast jede Hoffnung abgeschnitten ward, je mit einem zureichenden Auskommen in ihr Vaterland zurückzukehren. Als die Macht der Kompagnie sich in Indien auszubreiten begann, war das Bedürfniß einer Armee viel früher da, als die regelmäßige Einrichtung desselben, so daß viele Offiziere, welche nur schnellen Gelderwerb im Auge hatten, und bei den wunderbaren Umwälzungen, an denen sie Theil nahmen, mehr als je eine Armee im Stande waren, diese Leidenschaft zu befriedigen, jeder Beschränkung ihrer bedeutenden Einkünfte sich widersetzten. Diesem Umstande, unterstützt von einem gleichen Geiste unter den Civilbeamten der Kompagnie, ist der Aufstand der bengalischen Offiziere im Jahre 1766 gegen Lord Clive, den damaligen Gouverneur, zuzuschreiben.

In der Präsidentschaft Madras war der Anwachs unseres Gebiets weit langsamer, selten nur bot sich Gelegenheit, schnell zu großem Vermögen zu gelangen, und somit beklagte man sich in jener Armee nie über die Feldzulagen, bis zum Einfalle Heider Ali's in das Carnatic im Jahre 1780, wo bengalische Offiziere, welche höhere Feldzulagen hatten, als die der Madrasarmee und der königlichen, neben diesen in einem Lager dienten. So sehr nun auch die Madrasoffiziere wünschten, den bengalischen gleichgestellt zu werden, so geschahen doch keine entschiedenen Schritte zu diesem Zweck, weil sie im Allgemeinen fühlten, daß sie keine so gegründeten Ansprüche hätten, und weil ihre Aufmerksamkeit auf die allgemeine Beschwerde, nämlich die durchgängige Bevorzugung der königlichen Offiziere gerichtet war.

Damals hatte die Armee der Kompagnie nur sehr wenig Offizlere über Kapitänsrang, und man konnte sie eine Armee von Subalternen nennen, denn in der ganzen Sipahi-Infanterie hatte jedes Bataillon nur einen Kapitän als Kommandanten. So lange keine königlichen Truppen in Indien sich befanden, war es den Kompagnieoffizieren gleichgültig, ob man sie Kapitäne oder Obersten nannte. Als aber in Folge von Heider Ali's Einfall königliche Truppen nach Indien kamen, und einen Theil der indischen Armee ausmachten, da war der niedere Rang ein großes Uebel, denn alle Bataillonskommandanten der Sipahis, worunter die ältesten und besten Kompagnieoffiziere waren, standen unter dem Befehle der jüngsten Kapitäne der königlichen Truppen. *) Das hiedurch erzeugte Mißvergnügen wurde theils durch die thätigen Kriegsoperationen, theils durch die Hoffnung beschwichtigt, daß mit Ende des Kriegs die königlichen Truppen wieder nach Hause geschickt werden würden.

Diese Hoffnung wurde auch nach Beendigung der Feindseligkeiten im J. 1784 zum Theil verwirklicht, indem mehrere Regi-

*) Siehe Nro. 94, 97, 162 und 163, 205 v. d. J.

*) Bei gleichem Dienstgrad ging nämlich der königliche Offizier vor.

Digitized by Google

menter nach Europa zurückgesendet wurden, und in den nächsten Jahren nahm auch das Mißvergnügen bedeutend ab; aber es erneute sich allenthalben, als im Jahre 1788 vier neue Regimenter nach Indien geschickt, und in den drei Präsidentschaften vertheilt wurden. Der Krieg mit Tippu Sahed führte die Armeen von Bengalen, Madras und Bombai zusammen in dasselbe Lager unter Lord Cornwallis, wo sie nun volle Zeit halten, zu sehen, wie ihr untergeordneter Rang sie unvermeidlich von allen höhern Kommando's ausschloß, die sie sonst bekleidet hatten. Auch der Frieden brachte hierin keine Abänderung, denn von nun an ward die Zahl der permanent in den drei Präsidentschaften stationirten Truppen bedeutend vermehrt.

Die Kompagnieoffiziere erkannten allgemein an, daß das Uebel hauptsächlich aus der verschiedenen Organisation der königlichen und Kompagniearmee entsprang, und daß, auch ohne dem Oberbefehlshaber, der jedoch nie aus ihrer Mitte genommen wurde, ungünstige Gesinnungen gegen sie beizumessen, schon die Einrichtung ihrer Armee, der es an höhern Offizieren fast gänzlich fehlte, *) sie unvermeidlich in den meisten Fällen unter die Befehle der königlichen Offiziere stellen mußte. Das Hülfsmittel lag also nur in einer Umformung der Armee auf mehr europäischen Fuß, und um diese Reform durchzusetzen, wurden korrespondirende Kommittees in den Hauptgarnisonen gebildet, ein Schritt, der jedoch nothwendig die Subordination erschüttern mußte.

Agenten wurden nach England gesendet, und ihre Unterredungen mit den dortigen Behörden endeten mit den Anordnungen des Jahres 1796.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 7.

Ein Leichenzug. (Schluß.)

Der Mörder Fieschi.

(Mit einer Beilage.)

Auf dem Heimwege erstand ich käuflich eine: histoire authentique et complète du Corse Fieschi, dit Gérard, auteur de l'assassinat commis le 28 Juillet 1835 sur les Personnes composant le cortège royal; avec un portrait de l'assassin et une figure représentant l'instrument du crime, le tout exécuté, pour la prémière fois d'après nature — Alles zusammen für sechs Sous.

Das ist nicht theuer, der Titel allein wäre so viel werth.

Nach dieser authentischen u. s. w. Geschichte ist Fieschi, genannt Gérard, ein sehr merkwürdiger Mensch, der schon in frühern Jahren eine politische Rolle gespielt hat. Erst war er Soldat in der Armee Murats, und zeichnete sich durch Tapferkeit und Klugheit aus; späterhin wurde er Spion im Dienste Oestreichs und im Dienste Frankreichs. Seiner Hülfleistung und seinen Mittheilungen war es zu verdanken, daß Murat von den Generalen Neipperg und Bianchi geschlagen wurde. Er war es ferner, welcher, im Solde der Bourbonen stehend, den unglücklichen Murat zu seiner Schilderhebung im Jahre 1815 überredete, und er selbst leitete ihn in den Fallstrick, in welchem er gefangen wurde, und der ihn zum Tode führte. Im Jahre 1816 kam er nach Paris, und verlangte in der Polizei angestellt zu werden, aber ohne Erfolg. Darauf verband er sich mit einigen Gaunern in Lyon, verübte Diebstähle, ward ertappt, zu 10jähriger Einsperrung verurtheilt und zeitlebens unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Nach erstandener Gefängnißzeit, während deren er mehrere Gewerbe erlernt hatte, arbeitete er mit Fleiß und Lob in einer Tuchfabrik in Lyon, verließ aber, da sein wahrer Stand als Sträfling bekannt geworden, diese Stadt, welche ihm zum Aufenthalt bestimmt war, und verfügte sich nach Lodève, wo er längere Zeit unter dem Namen Gérard arbeitete.

Nach der Julusrevolution kam Fieschi nach Paris, und wußte es mittelst falscher Urkunden und Zeugnisse dahin zu bringen, daß ihm als Verurtheilten wegen politischer Vergehen aus der Restaurationszeit, von der hiezu bestellten Kommission eine monatliche Unterstützung von 45 Fr. bewilligt wurde. Späterhin, im Jahre 1833, wurden seine Urkunden als falsch erkannt, und die Pension ward ihm entzogen, zugleich ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen, der aber keine Vollziehung erhielt, wiewohl Fieschi sich seit jener Epoche fortwährend in Paris aufgehalten haben soll. Im Jahre 1831 hatte er eine Audienz bei dem Polizeipräfekten, dem er seine Dienste anbot, und dem er drohte, Dienst *gegen* die Regierung zu nehmen, wenn man ihm keinen geben wollte *für* dieselbe. In der letzten Zeit will man Fieschi mehrmals gesehen haben in Gesellschaft eines reich gekleideten Mannes, der gepudertes Haar trug, und den er ironisch seinen Oheim nannte. Mit diesem nämlichen Manne kam er, als er sein Zimmer miethete, und der fremde Herr zahlte die Miethe voraus mit zehn Goldstücken. Außerdem hatte Fieschi Verbindung mit zwei Weibspersonen, Mutter und Tochter, Namens Petit, die beide verhaftet sind, und bei deren Einer man einen Koffer mit weiteren fünfundzwanzig Gewehren in Beschlag genommen hat.

Fieschi — sagt meine authentische Geschichte — hat fünf Fuß, mageres Aussehen, hohe Stirn, kleine Augen, durchdringenden Blick, schmale Lippen, und ein sardonisches Lächeln. Er besitzt große Stärke und Gewandtheit, ist rasch in der Rede und sehr verschlagen u. s. w., und Alles fähig, um zu Vermögen zu gelangen.

Gewandt, verschlagen und energisch entschlossen scheint der Verhaftete wirklich zu seyn, das beweist nicht nur seine That, sondern auch sein Benehmen, seit er gefangen sitzt. Seine sehr gefährliche Wunde hat ihm die Geistesgegenwart nicht geraubt, und nichts war bisher im Stande, ihm ein Geständniß über etwaige Mitschuldige zu entlocken. Darauf beschränkt sich bis heute thatsächlich Alles, was man authentisch weiß.

Als man ihm von Beichte sprach, erwiderte er, seine eigne Beichte sey gemacht, die der Andern gehe ihn nichts an.

*) Der Grund hievon lag einfach darin, daß die Kompagnie viele einzelne zerstreut aufgestellte Truppenposten nöthig hatte, die meist von Kapitänen kommandirt, und von einer kleinen Anzahl höherer Offiziere leicht inspicirt wurden. A. d. R.

Digitized by Google

Einem Arzte, der ihn besorgte und ihm äußerte, er, Fieschi, könne diese That nicht wohl ohne Mitschuldige verübt haben, gab er zur Antwort: „Sie sind hier, um mich zu verbinden, thun Sie das, und überlassen Sie das Uebrige dem Untersuchungsrichter.“

Selbst die langen Verhöre und Fragen der Minister Broglie und Thiers scheinen ihm lästig zu werden. Man sagt, er habe beiden bemerkt: „Wären Sie nicht so große Herren, so würde ich Ihnen den Rücken zeigen, denn Sie fangen an, mich schrecklich zu langweilen.“

Warum, wozu, mit welchen Mitteln und in wessen Dienst Fieschi die That verübt habe, weiß man heute so wenig als den ersten Tag, und es ist eine große Frage, ob man jemals mehr darüber erfahren wird.

So viel nur scheint jetzt außer Zweifel zu stehen:

1) Daß Fieschi nicht aus persönlicher Ueberzeugung, aus Parteihaß oder Bestreben, sondern von fremdem Einflusse geleitet und um des Gewinnstes willen gehandelt hat;

2) daß Fieschi während längerer Zeit im geheimen Dienste der pariser Polizei gestanden hat, und als ein solcher Agent, bei Gelegenheit verschiedener politischen Versammlungen erkannt, und aus den denselben weggejagt worden ist.

Tod eines indianischen Stammhäuptlings.

(Aus einer Reise.)

Ich hatte die Faktorei verlassen und meine Reise bis an den Winnipec-See fortgesetzt, als ich auf das angenehmste überrascht wurde, an diesen Orten, wo man einige Jahre zuvor noch keine Spuren eines Europäers getroffen hatte, ein gut bevölkertes Dorf und ein Wirthshaus zu bemerken, in welchem der Reisende von seinen Strapazen ausruhen konnte. „Welche Veränderung! Wie konnte all dieß in so kurzer Zeit geschehen!“ rief ich aus, als ich auf das Wirthshaus zuging.

„Sehen Sie, wie unsere Kolonie gedeiht,“ sagte mir ein Mann; in dem ich seinen Manieren nach unschwer den Wirth erkennen konnte. Bei meinem Eintritt in das Dorf hatte ich mehrere in der Sonne ausgestreckte Indianer bemerkt, und noch einige andere sah ich auf der Bank vor der Thüre des Wirthshauses liegen.

„Mit Entzücken, sagte ich zum Wirthe, seh' ich, daß Civilisation die Rothhäute nicht von Ihrem Flecken entfernt hält.“ — „Oh! verzeihen Sie, erwiderte er mir, die Rothhäute besuchen uns jetzt nur noch, um ihr Pelzwerk und das Oel zu verkaufen, das sie aus dem Fette der Thiere gewinnen, und heute kamen die Indianer, die Sie im Dorfe trafen, bloß in der Absicht, einem ihrer Häuptlinge, der zum Henkertode verurtheilt ward, die letzten Huldigungen darzubringen. Dieser Mann sitzt gegenwärtig im Gefängnisse und soll morgen hingerichtet werden. Unser Tribunal verurtheilte ihn zur Todesstrafe, weil er einen Indianer eines benachbarten Stammes ermordete.“

Einige Worte des Wirths in Betreff des Indianers, der zum Tode verurtheilt war, über seinen Charakter, über den Einfluß, den er auf seinen Stamm ausübte, erregten in mir den Wunsch, Wanditiké (so hieß der indianische Häuptling) in seinem Gefängnisse zu besuchen. Der Wirth versprach, mir die Erlaubniß dazu zu verschaffen, und einige Stunden darauf betrat ich den Kerker Wanditiké's. Der Gefangene saß in diesem Augenblick auf einem Balken, und schien dem, was um ihn her vorging, keine Aufmerksamkeit zu schenken; er trug die seltsame Kleidung eines Eingebornen der Wälder; auf seinem beinahe ganz glatt geschornen Kopfe bestanden alle seine Haare nur in einem Büschel, welchen die Indianer gewöhnlich auf der Spitze des Scheitels, gleichsam zum Hohne des Feindes, tragen, der sie etwa skalpiren möchte. Seine breite Brust, die knochigen Glieder und seine ernste Miene zeigten mir deutlich genug, daß ich einen Krieger vor Augen habe, der die Fünfzig erreicht haben konnte; es schien jedoch, als habe das Alter, das sich zu zeigen anfing, ihm nichts von seiner Lebenskraft genommen.

Da Wanditiké das allen Völkerschaften, die zwischen der James-Bai und dem Winnipec-See wohnen, gemeinsame Idiom sprach, und ein langer Aufenthalt in jener Gegend mich mit dieser Sprache vertraut gemacht hatte, so ging ich auf den indianischen Häuptling, der unbeweglich blieb, zu, und vermochte es, nachdem wir einige Worte gewechselt, jedoch nicht ohne Mühe, über ihn, daß er mir die auf seine Verhaftung bezüglichen nähern Umstände erzählte. „Die Völkerschaft, zu der ich gehöre, sagte er mir, ist die älteste von Amerika; das Blut, das in meinen Adern fließt, ist rein von aller Mischung. Meine Väter sagten mir, all das Land, das sich von den Ufern des großen Flusses (dem St. Lorenzstrom) an bis zum großen See salzigen Wassers befinde, habe ihnen gehört. Sie bewahrten als Männer ihre Besitzungen; sie hatten Frauen, die ihnen Kinder gaben; der salzige See lieferte ihnen Fische im Ueberfluß; die Wälder waren mit Dammwild bevölkert; der hohe Geist war unsere Gottheit, und unsere Feinde wurden zurückgeworfen tief in die Wälder mit den wilden Thieren; sie durften in dem großen See nicht fischen, und mußten sich begnügen mit den Gräten unserer Fische. Aber wir, ihre Kinder, durften kein solches Geschick genießen. Die blassen Gesichter (die Europäer) schifften sich mitten unter uns aus; sie schwuren uns Freundschaft und schenkten uns das Wasser des Feuers (Branntwein). Wir tranken übermäßig davon, und seit diesem Tage verloren wir unser Uebergewicht; unsere Besitzungen wurden uns bald geraubt; wir wurden Schritt für Schritt vom Gestade vertrieben, und ich selbst, der ich ein Häuptling bin, darf die Sonne nur durch die Aeste der Bäume glänzen sehen und kann das Grab meiner Väter nicht heimsuchen.“

Die zu tiefem Gutturalton gefallene Stimme des Indianers verrieth die lebhafte Gemüthsbewegung, die in diesem Augenblick in ihm vorging.

„Wir hatten Widerstand zu leisten versucht, fuhr er fort; der Tomahawk, so lange Zeit vergraben geblieben, wurde aus der Erde hervorgezogen; aber waren die Waffen gleich? Was vermochten die federbewaffneten Pfeile der rothen Männer gegen die Bleikugeln der blassen Menschen?

„Unnützerweise vertheidigten wir daher die Landstriche, die unsere Voreltern im Besitze hatten. Die Weißen sagten uns, sie bemächtigten sich unserer Besitzungen zur Verbesserung unseres Looses, und was mich betrifft, so betrachte ich die Fortschritte der Civilisation mit dem nämlichen Auge, womit der Schiffbrüchige die Woge kommen sieht, die ihn verschlingen soll. Das Licht meines Lebens dauerte zu lange, da die Weißen Herrn der Erde sind. Als ich unsern Volksstamm von den Ufern des salzigen Sees vertrieben sah, fühlte ich, daß ich mich bald mit den Schatten meiner Vorfahren vereinigen würde. Nur Ein Gegenstand hielt mich aufrecht in meiner Traurigkeit und knüpfte mich noch an das Leben: es war mein Sohn Takué. Obschon noch jung, übertraf er alle seine Genossen eben so sehr durch Wuchs und Adel seiner Züge, wie durch Unerschrockenheit in den Kämpfen; jeden Tag sah ich seinen Einfluß im Stamme wachsen. Takué hatte Liebe zu der Tochter des Häuptlings eines benachbarten Stammes gefaßt und besuchte diesen in seiner Hütte; er zündete am Herd einen kleinen Holzzweig an und bot ihn der jungen Indianerin. Diese blies zum Zeichen der Einwilligung sogleich auf den brennenden Zweig, und mein Sohn unterhielt sich eine Zeit lang leise mit ihr und zog sich zurück. Tags darauf kam er wieder in die Hütte der Indianerin, rauchte der Gewohnheit nach mit ihrem Vater, verlangte dessen Tochter zur Ehe und erhielt sie. Ein Häuptling eines andern Stammes, der ausgeschlagen worden, ward aufgebracht, daß ein Anderer über ihn gesiegt hatte, und meuchelte niederträchtiger Weise meinen Sohn zwei Monate nach seiner Verheirathung.

„Da der Stamm des Mörders meines Sohnes sich weigerte mir diesen Elenden auszuliefern und die Religion meiner Ahnen mir Rache gebot, so gelobte ich, mir selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Einige Monate verflossen, ohne daß es mir möglich war dem Mörder meines Sohnes zu begegnen. Neulich jedoch, da ich meine Genossen begleitete, die zum Verkauf ihres Pelzwerks in diesen Flecken gekommen waren, bemerkte ich den Elenden, der, sobald er meiner ansichtig wurde, die

Digitized by Google

Flucht ergriff. Ich verfolgte ihn, holte ihn ein, und mit Einem Hiebe meines Tomahawks lag er todt zu meinen Füßen. Die Behörden dieses Dorfes gaben vor, ihr Gebiet sey verletzt, warfen mich ins Gefängniß, und ich wurde zum Tode verurtheilt. Man sagt mir, mein Loos entscheide sich morgen."

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Camille Calliers Reise in Kleinasien, Syrien, Palästina und im peträischen Arabien.

(Schluß.)

Callier und Stamaty gingen zuerst von Smyrna aus zu Lande nach Konstantinopel durch Mysien und den westlichen Theil von Bithynien. Hieranf von Konstantinopel wieder nach Smyrna zurückkehrend, reisten sie durch den östlichen Theil von Bithynien und Phrygia Epiktetos. Sonach hatten sich, bei ihrer Rückkehr nach Smyrna, ihre Forschungen in diejenigen Länder ausgedehnt, die zwischen den Gestaden der Propontis, *) des ägeischen Meeres, des Thymbris und Hermus **) liegen.

Unaufhörlicher Regen hielt sie lange Zeit in Smyrna zurück, wo sie genöthigt waren so lange zu verweilen, bis die Straßen und die Passage über die Flüsse wieder gangbar geworden waren. Sie reisten endlich ab, um ihre Wanderung durch Lydien, das verbrannte (*καταϰεϰαυμένη*) Phrygien und Galatien anzutreten. Hier trifft ihre Reiseroute öfters mit derjenigen Texiers zusammen. Weniger glücklich als dieser Reisende, der, allein mit seinem Tataren, sich glücklich pries, während seiner ganzen Reise im verflossenen Jahre nicht eine einzige schlimme Bekanntschafe gemacht zu haben, waren die Herren Callier und Stamaty, obschon in ziemlich starker Gesellschaft, als sie sich von der armenischen Seite her den Gränzen Kleinasiens näherten, vielen Gefahren ausgesetzt. „Es ist unmöglich, sagt Herr Callier, eine genaue Idee von den Hindernissen und Gefahren zu geben, auf die wir in dem Augenblicke stießen, da wir uns mitten unter jenen kurdischen und turkomanischen Nomadenstämmen befanden, die in Ländern umherschweifen, welche ihrem Straßenraube gänzlich zur Beute sind. Unter allen Umständen dieser Art gaben wir nur dem Wunsche Gehör, eine so schwierige Aufgabe mit Auszeichnung zu erfüllen. Einer unserer Diener, der in die Hände der Kurden fiel, war das Opfer dieser gefahrvollen Expedition."

Hoffen wir, daß Herr Texier, wenn er dieses Jahr den nämlichen Weg einschlägt, nicht ein Opfer seiner Hingebung für die Wissenschaft werde. Mit Vergnügen vernahmen wir, daß der Marineminister auf die Empfehlung der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften an Herrn Laland, den Kommandanten der französischen Station an den Küsten der Levante, schrieb, Herrn Texier alle Transportmittel zu erleichtern, die ihn bequemer von einem Punkte zum andern bringen könnten.

Zu den Gefahren, auf die Herr Callier an diesen Gränzen Kleinasiens stieß, kam noch die Pest. Von Cäsarea an wurde er von einer Krankheit ergriffen, die alle Merkmale derselben an sich trug. Sobald er zu Pferde steigen konnte, schlugen sie ihren Weg nach dem Euphrat ein. „Nur durch die größte Anstrengung, sagt er, gelang es uns, nachdem wir von unserer Eskorte verlassen worden waren, nichts desto weniger, den Punkt zu erreichen, wo die beiden großen Arme des Flusses sich vereinigen. Wir befanden uns damals in größern Verlegenheiten als je; die Kurden, welche mit dem Pascha von Keban-Maden im Kriege begriffen waren, verwüsteten das ganze Land, und die Pest wüthete aufs gräßlichste in allen Dörfern bis nach Diarbekir hin. Wir waren wie Gefangene in Keban. Trotz so vieler Hindernisse willigte ein Kurde von der Partei des Pascha's ein, uns zum Führer zu dienen, und ohne eine andere Garantie als sein Wort, wagten wir uns mitten in ein vom Kriege und einer schrecklichen Seuche verheertes Land. Diese Expedition war so gefahrvoll, daß keiner unserer Leute uns mehr folgen wollte."

Indessen gelang es unsern Reisenden, inmitten all dieser Gefahren, in der Tauruskette einen sehr wichtigen Punkt zu bestimmen, denjenigen nämlich, wo sich der alte Arsanias, dessen die neueren Geographen nicht mehr erwähnen, in den Euphrat ergießt. Die an diesem Orte auf der Karte des Herrn Obrist Lapie vorzunehmenden Veränderungen rühren, wie Herr Callier meinte, nicht von den unübersteiglichen Hindernissen her, welche dieser Geograph in diesem Lande zu überwinden hatte, sondern davon, daß er sich nicht an Ort und Stelle begab, und daß er sonach genöthigt war, sich hinsichtlich dieses Punktes an die sehr unzureichenden Angaben seiner Vorgänger zu halten.

In Aleppo stund Herrn Callier ein sehr großes Unglück bevor. „Hier, sagt er, ließ die Vorsehung, welcher wir das Glück zuschreiben mußten, womit wir so manchem schrecklichen Unglück entrannen, die traurigen Voraussagungen an uns in Erfüllung gehen, die wir so oft hatten hören müssen; hier sollte mein unglücklicher Reisegefährte als ein Opfer seines Eifers und seiner Hingebung fallen. Schon hatten wir den Tod von vier Personen unseres Gefolges zu beklagen gehabt. Der fürchterliche Verlust, den ich erlitt, raubte mir meinen besten Freund, und wälzte die ganze Last einer Mission, die noch die Quelle neuer Verdrießlichkeiten seyn sollte, auf meine Schultern. Ich nahm diese Aufgabe an, und setzte mir anfangs vor eine wichtige Lücke auszufüllen. Ich verließ Aleppo, um die unbekannten Theile von Ober-Syrien, das Flachland von Cilicien *) und Cappadocien zu besuchen. Ich verband mit dem Studium der Geographie dieser Gegenden geschichtliche Forschungen, deren Lösung ohne Zweifel von einigem Interesse seyn wird. Es gelang mir die Stelle der syrischen und cilicischen Thore **) und den bis auf den heutigen Tag fruchtlos gesuchten Ort der berühmten Schlacht von Issus zu bestimmen. Ein ferneres Resultat dieser verschiedenen Studien war die Wiederauffindung des Carsus und Pinarus."

Hierauf durchreiste Callier den obern Theil des Bassins des cilicischen Meeres, dessen Küste die Reisenden noch nicht betreten hatten, und berichtigte hier, wie im Taurus und Antitaurus, mehrere Punkte. Sein Ausflug nach Syrien ward jedoch durch die Expedition verzögert, welche der Pascha von Aegypten dahin schickte. Er erwartete ihren Ausgang auf der Insel Cypern, wo abermals neue Unglücksfälle seiner harrten. „Mein Dolmetscher, ein ergebener und unerschrockener Mann, der nach dem Verluste meines unglücklichen Freundes dessen Stelle vertrat, ward mir durch die Pest entrissen, und dieser Verlust vermehrte noch die Beschwerlichkeiten der Aufgabe, die ich zu erfüllen hatte."

Als die Expedition Mehemed Ali's zu Ende war, kehrte Herr Callier nach Syrien zurück, und nahm auf dem westlichen Abhange der Gebirge des Libanon und Antilibanon mehrere wichtige Rektifikationen vor.

In Hebron bildete Herr Callier seine Karawane zur Untersuchung des peträischen Arabiens, ***) und nachdem er in diesem Lande die Gestalt des elanitischen Meerbusens verifizirt hatte, begab er sich über die Landenge von Suez nach Kairo, und kehrte dann nach Palästina zurück, wo er das Thal des Jordans, dessen Gebirgskette er bis nach Damaskus folgte, in nähern Augenschein nahm. In dieser Stadt unterbrach eine neue Krankheit seine Arbeiten abermals, die er zur nähern Bestimmung des Uebergangs über den Leylani im Libanon und wahren Quellen des Jordans wieder aufnahm. Noch einmal befiel ihn die Krankheit, und gab dem Reisenden einen letzten Wink, dem er durch seine Rückkehr nach Frankreich Folge leisten zu müssen glaubte.

In der Sitzung der französischen Akademie wurde das Schreiben eines Herrn Fleuriau de Bellevue über die seit zehn Jahren beobachtete Abnahme der Quellen in Poitou vorgelesen, und diese Abnahme der Verminderung des Regens zugeschrieben. Einige Mitglieder zogen diesen Umstand in Zweifel, aber Arago versicherte, daß die mittlere Quantität Regen nicht bloß in Poitou, sondern auch in mehrern andern Theilen Frankreichs, wo man die nöthigen Beobachtungen anstellte, abgenommen habe.

---

*) Das heutige Marmora oder weiße Meer.

**) Zwei Flüsse, ersterer bei der ehemaligen Stadt Thymbea, letzterer führt jetzt den Namen Sarabat.

*) Cilicia Campestris; es ist der westliche Theil des heutigen Caramaniens.

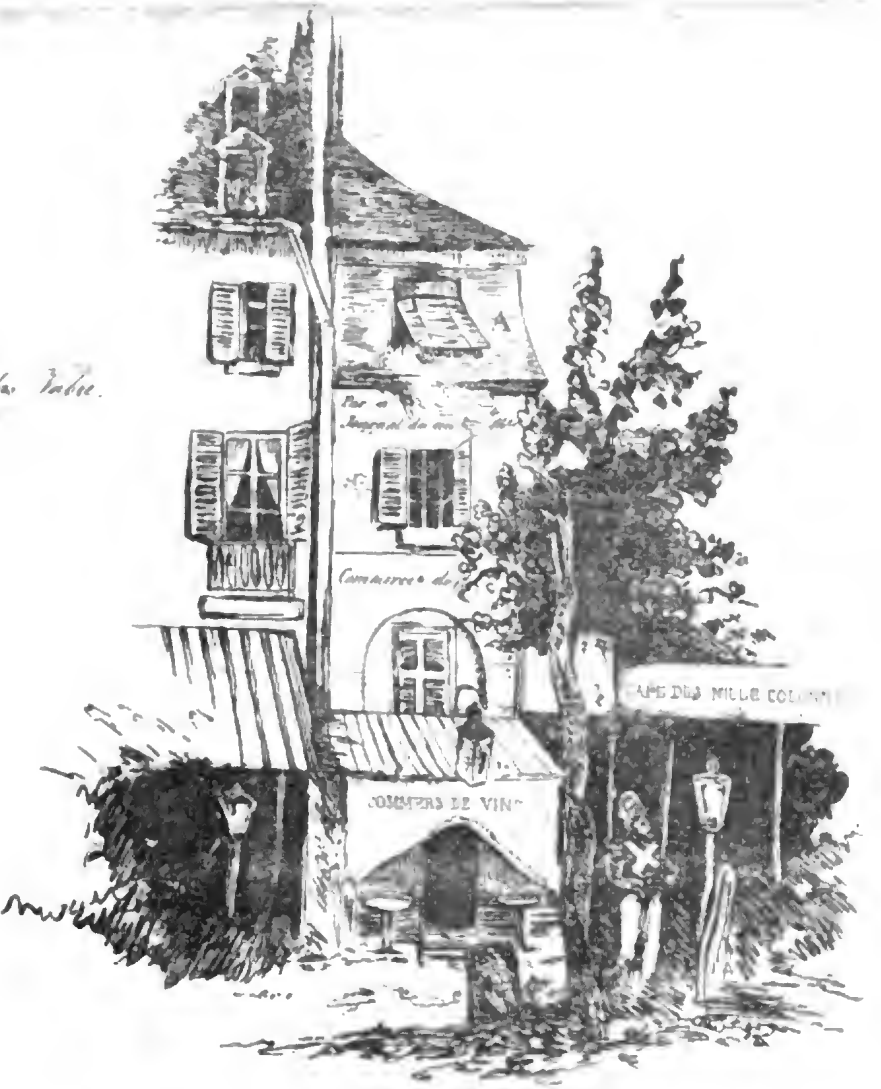
**) Pylae syriae und Pylae ciliciennes, wie sie die Römer und Griechen nannten, sind solche zu vertheidigende Engpässe, wie etwa die Thermopylen in Griechenland; sie waren somit ein wichtiger militärischer Punkt.

***) Siehe hierüber Nr. 137 ff. v. J. 1834.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Das Bildniß Fieschi's.)

Digitized by Google

A Das Fenster an welchem das Verbrechen verübt worden



Das Haus in welchem das Verbrechen verübt wurde
Boulevard du Temple N° 50

Portrait Jacob Gerards (Fieschi) 42 Jahre alt

. lter.

t 1835.

es männ=

Wir kamen
r Bethaus
men sie im
et gingen,
ößtentheils
n Hauben,
en Absätzen
ern, welche
ngt hatten,
gingen die
Thüre, und
stehenden
en, welcher
haus war
was man
die größte
wiß weißer
ushaltung.
durch eine
e Haltung
das einen
hatte. Be=
eschrittenen
er Gesichts=
wie Wesen
aus, welche
blichen Ge=
die Scene
st zu Muth,
diese seyen
ern erwacht
n Urtheils

ch einer der
halten; die
rag schärfte
länger als
e Versamm=

Digitized by Google

Flucht ergr
meines To
Dorfes ga
und ich w
scheide sich

Camille

Callie
nach Kons
nien. Hi
reisten sie
tetos. Sc
schungen
Propontis
liegen.

Una
sie genöthi
Passage ü
endlich ab
κεκαυμένη
route öfter
dieser Reis
während
schlimme
Stamaty
armenische
ausgesetzt
von den H
blicke stieß
nischen No
ihrem Str
dieser Art
gabe mit
Hände der

Hoffe
Weg einsch
werde. A
die Empfe
an Herrn
Küsten der
leichtern,

Zu d
asiens stie
Krankheit
er zu Pfer
ein. „Ni
nachdem w
weniger, d
sich vereini
als je; di
Kriege be
wüthete au
waren wie
ein Kurde
und ohne e
in ein vor
Expedition
wollte."

*) Das h
**) Zwei
jetzt der

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 233. 21 August 1835.

Amerikanische Skizzen.

(Von Adrian.)

2. Die Shakers.

Die Shakers oder Zitterer sind eine in mancherlei Hinsicht auffallende Erscheinung. Die Zahl der Anhänger dieser wunderlichen Sekte hält die Mitte zwischen der der Herrenhuter und der der Emancipators (Baptisten) *) und der Anhänger der New Jerusalem Church; erstere werden auf 7000, letztere auf 5000 Köpfe geschätzt: nach den neuesten Berichten zählt man in Nordamerika 6000 Shakers; sie haben fünfzehn Bethäuser und fünfundvierzig Geistliche.

Dieses seltsame Völkchen lebt der festen Ueberzeugung, der Erlöser sey in der Person der Ann Lee zum Zweitenmale auf dieser Erde erschienen, und diese seine große geistliche Mutter sey „die Braut, des Lammes Weib," und dieser biblische Ausdruck dürfe durchaus nicht figürlich genommen und durch die Kirche Christi erklärt werden, wie die Mehrzahl der Christen angenommen habe. Die Shakers behaupten: „diese Ann Lee sey das ausgezeichnete weibliche Wesen, welches zu diesem Zwecke auserkoren worden — sie sey das auserwählte Gefäß, welches als Werkzeug von dem Geiste Christi, des Herrn des Himmels, eingenommen worden, um sich zum Zweitenmale in der Welt zu zeigen — sie sey der Welt entzogen worden, um den Geist Christi in der weiblichen Linie zu offenbaren — das Bild der ewigen Mutter sey in ihr, als der erstgebornen Tochter, so wahrhaft ausgeprägt, wie das Bild des ewigen Vaters in dem Herrn Jesu, dem erstgebornen Sohne ausgeprägt worden — sie sey in dem Vergleichungsvertrage als zweiter Erbe eingesetzt und in eine entsprechende Verbindung gebracht mit Jesus Christus, als der zweite Pfeiler der Kirche Gottes in der neuen Schöpfung." Kurz, sie glauben, Christus sey nicht nur in der Gestalt der Ann Lee zum Zweitenmale hienieden erschienen, sondern es sey zur Erlösung des weiblichen Geschlechtes unerläßlich und wesentlich nothwendig gewesen, daß eine solche Erscheinung in einer Person ihres Geschlechts statt gefunden habe, indem die erste Ankunft Christi in der Gestalt des Mannes nur die Erlösung des männlichen Geschlechtes habe bewirken sollen.

Sie haben zu New Lebanon ihren Hauptsitz. Wir kamen hier gerade an, als sie sich in feierlichem Zuge in ihr Bethaus begaben. Die Männer, nach Art der Quäker, mit denen sie im Aeußern viele Aehnlichkeit haben, in Wollentuch gekleidet gingen, zwei und zwei, voran; das weibliche Geschlecht, größtentheils weiß, die übrigen grau gekleidet, mit knappen weißen Hauben, Kleidern vom einfachsten Schnitt, ohne Gürtel, hohen Absätzen an den Schuhen, Brusttüchern und weißen Taschentüchern, welche alle in gleicher Weise über den einen ihrer Arme gehängt hatten, folgte ihnen nach. Bei dem Bethaus angekommen, gingen die Männer durch die eine, die Frauen durch die andere Thüre, und setzten sich sofort auf die rechts und links parallel stehenden Bänke, der Raum zwischen den zwei vordersten Bänken, welcher beide Geschlechter trennte, war bedeutend. Das Bethaus war geräumig, einfach, schmucklos, mit Ausnahme dessen, was man mit Recht seinen besten Schmuck nennen kann — die größte Nettigkeit und Reinlichkeit — denn der Boden war gewiß weißer und sauberer, als der blankste Tisch in der besten Haushaltung. Die Feierlichkeit und Würde der Versammlung wurde durch eine vollkommene Stille und eine gänzlich bewegungslose Haltung des Körpers noch erhöht, und erzeugte ein Gefühl, das einen Anstrich von Geheimnißvollem und Uebernatürlichem hatte. Besonders die Frauen, der Mehrzahl nach bereits in vorgeschrittenen Jahren, sehr mager, von kränklicher und leichenhafter Gesichtsfarbe und in das gespenstische Weiß gekleidet, sahen wie Wesen aus einer andern Welt, wie nicht-irdische Gestalten aus, welche gleichsam zum Hohne einen rohen Umriß der menschlichen Gestalt ohne deren Leben angenommen. Man konnte die Scene nicht ohne die tiefste Bewegung ansehen. Mir war fast zu Muth, als sollte ich eben dem letzten Gerichte beiwohnen, und diese seyen abgeschiedene Geister, welche eben aus ihren Gräbern erwacht wären und in ihre Grabeskleider gehüllt des letzten Urtheils harrten.

Nach einer langen, todähnlichen Pause erhob sich einer der Aeltern langsam von seinem Sitze, um eine Rede zu halten; die ganze Gesellschaft stand augenblicklich auf. Sein Vortrag schärfte einige Lehren der Sittlichkeit ein, und dürfte kaum länger als fünf Minuten gedauert haben. Am Schlusse sang die Versamm-

*) Zur Unterscheidung von den calvinischen Baptisten, den Freewill Baptists, den Mennoniten, den Free Communion Baptists, den Seventhsday Baptists, den Six-Principle Baptists u. s. w. genannt.

Digitized by Google

lung etwas, das eine Hymne seyn sollte, mit der herkömmlichen Weise derselben aber nur eine entfernte Aehnlichkeit hatte. Während dieses Gesanges bewegten sie ihre Füße unausgesetzt; abwechselnd hoben sie den rechten und linken Fuß in einer Art tanzender Bewegung auf, ohne jedoch ihren Platz zu verändern. Dazu kam ein possenhaftes Beugen und Neigen des Körpers von einer Seite zur andern, welches durch den Umstand, daß diese Leute den unerschütterlichsten und entschlossensten Ernst dabei beobachteten, so ächt komisch aussah, daß selbst die, welche eher zum Weinen als zum Lachen geneigt waren, nur mit der größten Anstrengung ihre Lachmuskeln im Zaume hielten. Eine zweite kurze und sehr gleichgültig vorgetragene Ermahnung folgte, worauf ein zweites eintöniges Lied gesungen wurde, welches man mit demselben Tanzschritt und demselben wandelnden Wogen des Körpers begleitete. Nach Beendigung des zweiten Liedes setzten sich alle nieder, und nach einer Pause von zwei bis drei Minuten rief einer der Aeltern aus: „laßt uns arbeiten!" jetzt standen alle plötzlich auf, und begannen eine Scene darzustellen, hinter der jede Beschreibung zurückbleibt. Die Männer wie die Frauen trugen die Bänke, auf welchen sie gesessen hatten, auf die Seite des Saales, wo sie dieselben so dicht übereinander stellten, daß sie ihren frommen Uebungen, die jetzt anheben sollten, den möglichsten Spielraum ließen.

Als dieß geschehen, gingen die Männer zu einer Reihe von Zapfen, welche auf ihrer Seite der Mauer des Saals entlang lief, und zogen sämmtlich zu meinem größten Staunen mit der größten Kaltblütigkeit, die man sich nur denken kann, ihre Röcke aus und erschienen in ihren Hemdärmeln. Dieser ganz unerwartete Umstand verblüffte mich einen Augenblick dergestalt, daß ich mir die Augen rieb, um mich zu überzeugen, daß ich wachte. Ich wandte mein Auge sogleich zu dem weiblichen Theile der Versammlung, und erwartete nichts weniger, als daß auch sie sich eines Theils ihrer Bekleidung entledigen, und mindestens ihre faltigen Biberkleider ablegen würden. Dieß geschah jedoch nicht, und die Männer wollten sich bloß bei der großen Hitze zum bevorstehenden Tanze etwas erleichtern.

Als die weißbeärmelte Schaar zu den Plätzen, welche sie vorher eingenommen, zurückgekehrt war, stellte sie sich reihenweise, wie in militärische Kolonnen auf; die Frauen thaten ein Gleiches, und das Gesicht der Wand und den Rücken den Zuschauern zugewendet, begannen sie eine Art von Schlottern und Wackeln mit den Füßen und ein Rühren der Hände vor der Brust, das den Bewegungen eines Hundes beim Schwimmen nicht unähnlich war. In dieser wunderlichen Art schritten sie abwechselnd der Wand zu und entfernten sich von ihr; dann drehten sie sich herum und bewegten sich wieder in der entgegengesetzten Richtung vorwärts und rückwärts, tänzelnd und gestikulirend, als seyen sie alle etwas weniges toll geworden; allem dem gesellte sich ein unmusikalischer näselnder Ton bei, welcher, wie mir einer der Shakers kund that, dazu dienen sollte, den Takt und die Gleichförmigkeit der Schritte zu wahren.

Als diese Bewegung eine Zeit lang gedauert hatte, änderte sich plötzlich die Scene, eine größere Lebhaftigkeit trat ein, die frommen Leute hüpften plötzlich in einem doppelten Kreis um den Saal, die Frauen wirbelten rund um in dem innern Ringe, die Männer in dem äußern; darauf wechselten sie die Rollen, und die Männer schwangen sich im innern Kreise, die Frauen im äußern umher. Dann wandelten sie die zwei Ringe in einen, und durch ein geschicktes Manöuver, welches ich nur bei militärischen Uebungen ausführen sah, kehrten die Männer plötzlich rechts um, und trafen am entgegengesetzten Ende des Saales auf die Frauen, und wirbelten umher und begegneten sich und wandten sich ab, und wogten mit den Händen, den Köpfen, den Körpern und Beinen, und summten und brummten, lauter und lauter, wie der Tanz sie mehr und mehr anfregte. In gewissen Zwischenräumen blieben sie plötzlich stehen und begrüßten sich wechselsweise, sangen einige Strophen und begannen dann die beklagenswerthen Ceremonien wieder.

Die Bänke wurden jetzt wieder an ihre Plätze gebracht, und alle setzten sich nieder wie vorher, als einige der Zuschauer in ein lautes Gelächter ausbrachen — und es war in der That unmöglich, das Lachen zu verhalten, wie ernst man auch zu bleiben wünschte, — worauf einer der Aeltern gegen den Sünder vorschritt und ihm einen strengen Verweis gab. Er mahnte sie an das Unanständige, ungebeten wie sie waren, an diesen Ort zu kommen, um sie durch Plaudern und Lachen zu beleidigen; er deutete auf eine unzusammenhängende Weise auf die eigenthümlichen Grundsätze seiner Sekte hin, sprach von Christus, als dem Haupte seiner Kirche, behauptete, seine Religion sey die einzig ächte und jede andere falsch und nichtig, unsere christlichen Geistlichen übten nicht was sie lehrten, während sie dieß wahrhaft und gewissenhaft thäten, man habe sie auf eine rohe Weise verleumdet und verhöhnt u. s. w.

Sie sangen jetzt wieder und tanzten reihenweise auf ihren Plätzen. Der seltsame Gottesdienst schloß endlich mit den förmlichsten Verbeugungen und Begrüßungen von Seiten der beiden Geschlechter, worauf die Männer zu den Zapfen gingen, an welchen ihre Röcke hingen, diese anzogen und durch die eine Thüre aus dem Hause schritten, während die Frauen es durch die andere verließen. Paar und Paar kehrten sie im Zuge wie sie gekommen waren, in ihre Wohnungen zurück.

Die Armee in Indien.

1. Allgemeiner Zustand.

(Fortsetzung.)

Diese Maßregel wurde mit allgemeiner Freude aufgenommen, denn sie gab der indischen Armee fast dasselbe Verhältniß der Kapitäne und Stabsoffiziere wie in der englischen Armee, machte die Kapitäne mit Einemmal zu Stabsoffizieren, die ältern Lieutenants zu Kapitänen, und hob die Kompagnieoffiziere überhaupt der Form nach auf gleichen Rang mit den königlichen Offizieren. Die Erfahrung weniger Jahre zeigte indeß, daß die sanguinischen Hoffnungen auf eine schnelle Verbesserung ihrer Lage durchaus illusorisch waren: sie hatten höhern Rang erhalten, hinsichtlich des Kommando's aber nichts gewonnen, denn die Zahl der königlichen Truppen mehrte sich, ihr Avancement

Digitized by Google

ward nicht rascher, die höhere Verbindung und oft die größere Tauglichkeit der königlichen Offiziere, welche zu hohem Rang gelangten, noch ehe Alter und anstrengender Dienst ihre Körperkräfte gebrochen, waren Ursache, daß sie das Ziel ihres Ehrgeizes so selten als je erreichten. Zugleich zeigte es sich, daß sie in pekuniärer Hinsicht sich schlechter standen, als vorher, da die großen Ausgaben, welche durch die Vermehrung der europäischen Truppen nothwendig wurde, die Regierung veranlaßte, fast alle Emolumente, in deren Besitz sich sonst höhere Offiziere befunden hatten, bedeutend zu beschneiden. Früher hatte der Befehlshaber eines Bataillons Sipahi's, wenn er gleich nicht mehr als Hauptmann dem Rang nach war, doch so reichliche Einkünfte, daß er nach nicht sehr langer Zeit sich mit genügendem Auskommen nach England zurückziehen konnte. Erstens hat nicht nur dieß aufgehört, sondern auch das Vorrücken ist durch die vermehrte Anzahl von Offizieren bedeutend langsamer geworden, so daß z. B. in der Madras-Armee, wo das Avancement noch verhältnißmäßig schnell geht, der jüngste Oberst der ein Regiment kommandirt, fünfunddreißig Dienstjahre *) zählt. Wenn man erwägt, daß früher die Zahl der Offiziere gering war, daß wir lange und zahlreiche Kriege führten, daß unsere Armee beinahe verdoppelt wurde, und ein Offizier dennoch so lange brauchte bis er zu einem Regimentskommando gelangte, so kann man rechnen, daß ein jetzt in Dienst tretender Offizier höchstens nach 30 Jahren Oberstlieutenant, und nach 45 Jahren Oberst und Regimentskommandant wird. Wer als Oberstlieutenant pensionirt wird, hat bloß die Aussicht mit einem siechen Körper und dem vollen Sold von 365 Pfd. sich in den Ruhestand zu begeben; nur ein Regimentskommandant kann mit reichlichem Auskommen zurücktreten, aber das Aufsteigen zu diesem Range geht so langsam, daß er ihn kaum als einen Ersatz für lange Dienste in den untern Stellen betrachten kann. Die Ueberzeugung, daß kein Talent, keine Anstrengung von seiner Seite das langsame Avancement auch nur um einen Tag beschleunigt, verdüstert seine Aussicht, und die ältern Offiziere, die noch keine Regimenter haben, müssen aus Noth in Indien bleiben, und die Kränkung verschlucken, daß die wichtigsten Kommando's den königlichen Offizieren von gleichem Range anvertraut werden, nicht aus Parteilichkeit, sondern weil sie jüngere und diensttauglichere Leute sind.

Die jetzigen Bataillons- und Regimentskommandanten haben durch die Verminderung ihres Einkommens und ihre seltenere Verwendung zu wichtigen Kommando's in den Augen der jüngern europäischen Offiziere und der einheimischen Truppen viel von der Achtung verloren, die sie einst genossen. Der jüngere Theil der europäischen Offiziere, welcher sieht, wie seine Obern fast allenthalben, wo Ehre zu erwerben ist, den königlichen Offizieren weichen müssen, und recht gut weiß, daß ihr eigenes Loos nach dem längsten Dienste nicht besser seyn wird, hat selbst die Hoffnung auf Auszeichnung, und mit ihr den mächtigsten Antrieb zu ehrenvoller Anstrengung verloren. Aus diesen Gründen fehlt es den Kompagnieoffizieren im Ganzen betrachtet an dem wesentlichsten Theile der Kriegszucht, an der gehörigen Achtung der höhern Offiziere, und der strengen Unterordnung der Subalternoffiziere; sie sind eine mißvergnügte und murrende Körperschaft, in welcher aller Ehrgeiz und damit aller militärische Geist zu erlöschen droht.

Um diesem stets wachsenden Uebel vorzubeugen, muß man zum alten Systeme möglichst zurückkehren; man muß das Avancement beschleunigen, indem man die Zahl der höhern Offiziere vermehrt, und die der niedern vermindert. Man muß die Regimentskommandanten höher stellen durch größere Feldzulagen und durch ausgedehntere Gewalt, man muß so viel wie möglich allen Unterschied zwischen königlichen und Kompagnieoffizieren aufheben, und den Dienst der Kompagnie höher stellen, indem man ihre höhern Offiziere zu allen Stellen fähig erklärt, welche die königlichen Offiziere in Indien bekleiden können; auch sollen sie, von einem gewissen Range an, in Europa sowohl als in andern Welttheilen verwendet werden können.

Bei der jetzigen Organisation der Kompagnietruppen sind die wesentlichsten dieser Verbesserungen unausführbar. Ginge man bei der Formation der Armeen nur von militärischen Rücksichten aus, so wäre es nicht schwer zu sagen, welche Art von Armee am besten für den indischen Dienst passe. In dieser Beziehung wäre die beste Armee diejenige, welche so wie ehemals eingerichtet wäre, nämlich europäische Truppen und Sipahi's nur eine Armee, die unter der Kompagnie *) stünde, und im Kriegszeiten vom König unterstützt würde. Die Formation der Armee, wie Lord Clive sie einführte, machte durch die innige Verbindung der europäischen und einheimischen Truppen und den gestatteten Uebertritt aus europäischen in indische Korps und umgekehrt, das Ganze zu einer europäischen Armee. Dieß System führte zum Theil der Zufall ein, aber die Erfahrung bewährte seine Vorzüglichkeit, in manchem Detail hätte es noch verbessert werden können, aber jede Abweichung von dem ursprünglichen Grundsitz war schädlich. Die zweit beste Armee wäre so wie sie vor 1796 bestand, eine Sipahi-Armee mit einer gewissen Anzahl Europäer, ungefähr in dem Verhältniß von 1000 Europäern zu 10,000 einheimischen Soldaten, und daneben eine Hülfsmacht von königlichen in Indien garnisonirenden Truppen.

Die schlechteste Armee ist die jetzige: eine Sipahi-Armee ohne Europäer, oder was gleich viel ist, mit so wenig Europäern, daß diese keinen Einfluß darauf ausüben können, und eine abgesonderte europäische Armee aus königlichen Truppen. Eine solche Sipahi-Armee muß der Lage der Dinge nach stets mißvergnügt seyn, und wegen der innern Unruhen, die leicht in ihr ausbrechen, den Staat zahlreichen Gefahren aussetzen. Die Reduktion so vieler europäischen Kompagnieregimenter seit der Anordnung im Jahre 1796 hat eine Vermehrung der königlichen Truppen nöthig gemacht, und das ohnehem schon hoch gesteigerte Mißvergnügen noch vermehrt, indem eine noch größere Anzahl Offiziere mit denen der Kompagnie in Konkurrenz trat. Das einleuchtendste und wirksamste Gegenmittel wäre die Zurückberufung

*) Was in Indien sehr viel heißen will. A. d. R.

*) Eigentlich ist der Verfasser dieses Aufsatzes gleichfalls für Aufhebung des Unterschieds zwischen Kompagnie- und königlichen Dienst, wie man weiter unten sehen wird; man könnte eben so wohl sagen: unter der indischen Regierung. A. d. R.

Digitized by Google

eines Theils der königlichen Truppen und die Vermehrung der europäischen Kompagnieregimenter nach dem alten Verhältniß im Jahre 1796, nämlich 1000 zu 10,000 Sipahi's, wodurch die europäische Infanterie der Präsidentschaften Bengalen, Madras und Bombay auf 10 Bataillone stiege. Wenn man bedenkt, daß die königlichen Regimenter mehr kosten und weniger taugen, als die durch langen Aufenthalt an das Klima gewöhnten Truppen, so kann man sich nur Einen Grund für die Beibehaltung einer so großen Masse königlicher Truppen in Indien denken, nämlich die angebliche Nothwendigkeit, die Armee der Kompagnie in Furcht zu erhalten. Dieß ist aber eine eben so nutzlose als gefährliche Maßregel, denn da sich diese Absicht nicht verbergen läßt, so muß sie Eifersucht und Erbitterung erregen und den Uebelstand, den sie heben sollte, vermehren. Keine europäische Truppe könnte die einheimische Armee beim Gehorsam erhalten, wenn sie entschlossen wäre, diesen Gehorsam aufzukündigen; zum Glück ist aber keine solche Kontrolle nothwendig, am wenigsten, wenn man Gerechtigkeit übt, und den Offizieren der indischen Armee einen billigen Antheil an allen Ehren und Vortheilen militärischer Befehlshaberstellen gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Tod eines indianischen Stammhäuptlings.

(Schluß.)

Der unglückliche Wanditiké sprach diese letzten Worte mit der größten Kaltblütigkeit. Unterdessen hatte mich eine lebhafte Rührung überwältigt; ich versuchte einige Trostesworte zu stammeln, als die Kerkerthüre sich auftha und der Gefängnißwärter mir sagte, es sey Zeit zu gehen, da die Frauen Wanditiké's einzutreten begehrten. Der alte Häuptling drückte mir die Hand und ich ging. Andern Tages ging ich frühe Morgens mit meinem Wirth in den Kerker Wanditiké's, den wir ganz in Betrachtungen vertieft fanden. Bald darauf ließ sich ein Trauergetön in einer Art Gesang hören — ein Chor, der, bald tief, dumpf und melancholisch, bald durchdringend, kläglich und voll leidenschaftlichen Aufschwungs, auf meine Sinne einen Eindruck machte, dessen Schilderung mir unmöglich ist. Von Zeit zu Zeit hörte man Ausbrüche von Seufzen und Schluchzen, die in das Innerste der Seele drangen.

Mein Wirth, den ich um den Grund davon fragte, sagte mir, die Frauen des Gefangenen, unter welche sich einige Indianer gemengt hatten, besängen in diesem Todesgesange die merkwürdigsten Thaten seines Lebens.

Manchmal waren sämmtliche Stimmen, mit Ausnahme einer einzigen, gänzlich stille, und von dieser vernahm man dann Alles, was Rührung und Gefühl eingaben, denn man hatte die Worte des Trauergesangs nicht zum Voraus eingelernt; sobald eine Stimme schwieg, vereinigten sich alle andern zu einem Chor, worauf eine andere begann, und die Eigenschaften des zum Tode gehenden Kriegers besang.

Während diese Gesänge dauerten, horchte Wanditiké, dessen Gesicht einen milden und freundlichen Ausdruck angenommen hatte, ihrer mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit, und begleitete sie selbst in unvernehmlichen Worten mit tiefer Stimme. Er blieb in aufrechter Stellung, und seine Augen waren, um sich besser zu sammeln und die Gesänge deutlicher zu hören, geschlossen. So blieb er eine halbe Stunde lang: seine Gemüthsbewegung vermehrte sich stufenweise. Plötzlich schien er vom heftigsten Schmerz überwältigt, und man konnte leicht bemerken, wie er Alles aufbot, um die Fortschritte eines Uebels zu hemmen, an welchem seine Kräfte zu scheitern drohten. Nichts desto weniger fuhr er fort unverständliche Worte zu murmeln; bald sank er, seine Beine wankten unter ihm, er fiel auf den Boden und stieß ein lautes Kriegsgeschrei aus. Der Chor hörte es und antwortete darauf mit wildem Geschrei und Geheul. Wir liefen auf Wanditiké zu, um ihm beizustehen, er machte aber, als wäre jede Hülfe von nun an für ihn unnütz, mit der Hand ein Zeichen, uns nicht zu nähern. Ich fragte ihn um die Ursache eines so plötzlichen und heftigen Uebels: „Die blassen Gesichter, erwiderte er, bewahrten Wanditiké einen schmachvollen Tod, aber Wanditiké mußte sterben, wie ein Mann.“

Unterdessen lag der indianische Häuptling in heftigen Zuckungen am Boden und war sichtlich die Beute eines fürchterlichen Todeskampfes. Plötzlich, wie durch eine gewaltsame und letzte Anstrengung, erhob er sich, drehte sich auf den Rücken und streckte seine Glieder der ganzen Länge nach aus. Seine Brust hob sich rasch, wie durch konvulsivische Schmerzen; seine Muskeln zogen sich zusammen; seine Finger bewegten sich mit Schnelligkeit; seine Augen wurden unruhig und wälzten sich umher. Allmählich verloren die zuckenden Bewegungen an Raschheit, der Schauer, der durch den ganzen Körper ging, legte sich; der Todeskampf des Gefangenen war zu Ende: Wanditiké war nicht mehr.

Unterdessen machte sich das wilde Geschrei, das Geheul fortdauernd vernehmlich. Plötzlich klopfte man an die äußere Thüre des Gefängnisses; der Gefängnißwärter öffnete, und einige Augenblicke später sahen wir die Frauen des Gefangenen mit zerzausten Haaren und die Augen voll Thränen in den Kerker treten. Sie knieten schweigend bei ihm nieder und verhüllten sich das Gesicht; in dieser Stellung blieben sie mehr als eine Viertelstunde, worauf sie sich erhoben, und in tiefster Andacht und Schweigen hinaus gingen. Sobald sie die Schwelle des Gefängnisses überschritten, hörten die Gesänge auf.

Auch wir begaben uns weg. Ich fragte meinen Wirth, was wohl an dem Tode Wanditiké's schuld sey; er erwiderte mir: „Ohne Zweifel brachten ihm seine Frauen, da sie wußten, daß ihr Gatte zu einem schmachvollen Tode verurtheilt sey, diese Nacht ein heftig wirkendes Gift.

Zwei Stunden darauf nahmen die Rothhäute, mit dem Leichnam Wanditiké's belastet, ihren Weg nach den westlichen Bergen, damit seine irdischen Ueberreste außerhalb der Gerichtsbarkeit der bleichen Gesichter im Frieden ruhen möchten. Der Leichnam ward in Kleider von Häuten eingehüllt. Eine große Anzahl Indianer von Wanditiké's Stamm folgte, mit tiefer Stimme das Lob ihres Häuptlings singend, traurig dem Zuge, und viele Frauen, deren lange Zöpfe um ihre Schultern wogten, überließen sich den lebhaftesten Schmerzensäußerungen. Nie sah ich ein erhabeneres Schauspiel. Der ganze Stamm zog in der ruhigsten Stille — ein Sinnbild des Todes, den er beweinte — dahin, und kein Laut, außer einigem mühsam erstickten Schluchzen, ließ sich vernehmen. Einige Bewohner des Fleckens folgten dem Zuge.

Man gelangte an den Fuß eines Berges, wo man sah, daß die Erde frisch aufgeschüttet war. Einige alte und kräftige Pinien im Kreise herum bildeten einen traurig düstern und für ein Grab völlig passenden Schatten. Der Zug schloß nun einen großen Kreis, und die Indianer, denen die letzten Leichenfeierlichkeiten oblagen, gruppirten sich um das Grab. Diejenigen, welche den Leichnam Wanditiké's trugen, legten ihn in eine Art Sarg, der nicht ohne Eleganz aus Buchenrinde verfertigt war. Nun wurde die Bewegung der Menge allgemein; um den Sarg herum standen die Männer in düsterer Niedergeschlagenheit, und ersticktes Schluchzen kündigte die Gegenwart der Frauen an. Der Leichnam ward in die Stellung der Ruhe gelegt, das Gesicht gegen Sonnenaufgang; man trug Sorge seine Waffen neben ihn zu legen, zum Schutze für die große Reise. Ich bemerkte, daß man eine Oeffnung im Sarge angebracht hatte, damit der Geist, wann die Zeit käme, mit der irdischen Hülle außer Verbindung treten könnte. Auch hatte man sorgfältig Vorsichtsmaßregeln genommen, ihn gegen die Angriffe der wilden Thiere und Raubvögel zu schützen.

Nach Beendigung aller dieser Anordnungen trat ein Krieger, der sich in Kämpfen einen großen Ruf erworben, langsam mitten aus der Menge hervor auf den Sarg zu, und redete den Verschiedenen an, als vermöchten dessen unbeseelte Ueberreste noch zu hören. Mehrere andere Krieger folgten diesem, und als sie dem Andenken ihres Waffenbruders ihren unaufhörlich von dem Klaggeschrei und dem Schluchzen der Frauen unterbrochenen Tribut der Lobeserhebungen gezollt hatten, legte man mit Stille und Verehrung Blätter und Zweige auf das Grab. Hierauf hielten die Rothhäute einen feierlichen Umgang um ihren Häuptling, und nach Beendigung der Leichenceremonien erhob sich inmitten des Schweigens eine Stimme, und befahl der Menge aus einander zu gehen. In düstere Niedergeschlagenheit versunken, gehorchten die Indianer diesem Befehle mit Achtung, und entfernten sich andächtig von diesem Schmerzensorte. Einige kehrten mit mir ins Dorf zurück, andere nahmen den Weg in die Gegenden, wo der Missouri fließt, und verschwanden bald in den Tiefen der Wälder.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Wibenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 234. 22 August 1835.

Der Häringsfang in Rußland.

Aus dem Aprilheft des russischen Journals des Ministeriums des Innern.

Der Fischfang bildet eine der bedeutendsten Beschäftigungen des russischen Volks, und verschafft ihm neben einem großen Erwerb auch seine Lieblingsnahrung. Indeß wird der Fischfang noch meist auf eine Art betrieben, daß er nicht alle Vortheile abwirft, die er abwerfen könnte. Selbst der Ueberfluß an Fischen, worin sich kaum ein Land mit Rußland messen kann, ist eine Ursache, weßhalb der Fischfang mit so großer Nachlässigkeit betrieben wird; daher kommt es denn, daß dieser wichtige Gewerbszweig sich nicht hebt, daß die Fische an einigen Orten sogar selten werden, und der Fang merklich abnimmt. Es fehlt in Rußland theils an Kapital, theils an Kenntnissen, um den Fischfang auf die Stufe zu heben, die er erreichen könnte. Abgesehen von dem kaspischen Meere, diesem von der Natur im größten Maßstabe angelegten Fischteich, wimmeln die nördlichen Gewässer von Fischen verschiedener Art, namentlich Stockfischen und Häringen, und wenn man sie auf gehörige Weise zu bereiten verstünde, so würde Rußland nicht nur den Fremden nicht mehr große Summen für Fische bezahlen, sondern selbst ausführen können. Der Verbrauch von Stockfischen ist sehr beschränkt, denn nur die ärmsten Leute essen solche, und er wird im Allgemeinen nur allzu roh gesalzen, gesäuert oder gepfeffert (gortschawa), wodurch er für die Meisten einen widerlichen Geschmack erhält. Bei einer bessern Zubereitung könnte Rußland vom Stockfischfang nicht geringere Vortheile ernten, als England, Holland und Frankreich, wo derselbe als eine Schule für Matrosen betrachtet wird. Eben so ist der Häringsfang auf dem weißen Meere, weil man die Häringe nicht zuzubereiten und aufzubewahren versteht, sehr unbedeutend, obgleich dieser Fisch sich dort in solcher Menge findet, daß die Fischer behaupten, wenn sie zu gewissen Zeiten die Stange ins Wasser stießen, so könnten sie sich auf die Fische anstemmen, wie auf den Meeresboden; oft fällt ihnen eine solche Menge Häringe ins Netz, daß der Fischer, nachdem er sein Boot angefüllt hat, den Ueberrest seinen Kameraden umsonst überläßt, so daß diese nicht mehr nöthig haben ihre Netze auszuwerfen.

An mehreren Orten des schwarzen und asowischen Meeres, namentlich in den Donaumündungen und an den Ufern der Krimm wird seit langer Zeit ein bedeutender Häringsfang getrieben, aber die Fischer ziehen trotz des reichen Ertrags aus dem Verkaufe nur geringen Vortheil. Obschon die Häringe in der Donau und an den Ufern der Krimm vorzüglich gut und groß sind, so sind sie doch ausnehmend wohlfeil, und ihr Verschluß beschränkt sich auf die innern Gegenden des russischen Reichs. Der Hauptgrund dieses schlechten Ertrags liegt in der von der holländischen ganz verschiedenen Zubereitung, die jenem Lande einen so weit verbreiteten Absatz und so großen Gewinn verschafft. Holland hat immer noch ein wahres Monopol im Häringsverkauf, während sachkundige Männer der Meinung sind, die Häringe im schwarzen Meere stünden den holländischen nicht nach. Dieß veranlaßte die Regierung von Neurußland, diesem Industriezweige, der für das ganze Reich so wichtig werden kann, eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Man ließ aus Holland einen Meister im Einsalzen der Häringe, Namens Niklaus Wey, kommen, und beauftragte ihn, die Arten der im schwarzen Meere gefangenen Häringe zu untersuchen, und eine bessere Zubereitung derselben nach holländischer Weise einzuführen. Wey besuchte gegen Ende des Jahres 1833 die Donaumündungen, fand dort eine gute Art von Häringen, die beste aber seiner Meinung nach bei Theodosia und Kompsch-Burun, welches 12 Werste von Kertsch liegt; die letztern sollen den besten holländischen, welche wegen ihrer Seltenheit fast nur in Holland selbst verkauft werden, wenig nachgeben. Die bei Kompsch-Burun gefangenen sind so dick und fett, daß sie nicht selten 1½ Pfund wiegen. Die weite Bucht von Kompsch-Burun ist wegen ihres Sandbodens, wo die Häringe sich am liebsten aufhalten, zum Fange sehr bequem; sie hat zwei Werste im Umfang, während ihre Tiefe nicht über 10 Fuß beträgt. Der Fang beginnt dort, wie auch zu Theodosia und an verschiedenen Punkten des südlichen Ufers der Krimm, in der Mitte Oktobers, und dauert bis zur Mitte Mäez; in der übrigen Zeit des Jahres werden nur wenige gefangen. Die Zahl der nur zu Kompsch-Burun gefangenen beträgt in einem Jahre gegen zwei Millionen Stücke. Bei Theodosia finden sie sich manchmal in solcher Menge, daß die Weiber sie mit den Händen am Ufer auffammeln, und so viel sie nur immer tragen können, mit nach Hause nehmen. Nach dem Zeugniß alter Leute war der Häringsfang in Kompsch-Burun fast immer so reichlich, daß man 1000 Stücke mit acht und selbst mit sechs Rubel (6—8 Fr.) bezahlte. Gewöhnlich jedoch

Digitized by Google

werden frische Häringe mit 8 bis 30 R. und gesalzene mit 12 bis 40 R. das Tausend bezahlt, je nach der Größe und dem mehr oder minder reichlichen Fang. Während Wey sich in Kompsch-Burun zu Anfang des Decembers vorigen Jahres befand, wurden in einer Nacht 80,000 vorzügliche Häringe gefangen, und zu 30 Rubeln das Tausend verkauft, weil es in diesem Jahre die ersten waren. Die Einwohner hielten diesen Preis für ungemein hoch, aber die Fischer mußten Arbeiter am Ufer unterhalten, was bei der damaligen Theurung große Kosten verursachte.

Die Erfahrung bestätigte den Ausspruch Wey's über die Häringe des schwarzen Meers, denn 10,000 Stücke, die ein dortiger Einwohner im vergangenen Jahre daselbst einsalzte, zeigten sich von so vorzüglicher Güte, daß selbst Kenner sie nicht von den besten holländischen unterscheiden konnten. Bisher war man mit dem Einsalzen und Verkauf der Häringe in nachfolgender Weise verfahren. Die Fischer verkauften die gefangenen Häringe auf der Stelle um 6 bis 20 Rubel das Tausend. Die Käufer, einheimische sowohl als fremde, salzten sie auf die allereinfachste Weise und ohne alle vorgängige Zubereitung ein, d. h. ohne sie auszuweiden und die Kiemen auszureißen, und verführten sie dann in kleinern Partien zum Verkaufe an verschiedene Orte Rußlands. So unvollkommen diese Methode war, so warf sie doch 50 bis 80, ja 100 Proz. reinen Gewinn ab; doch mit der Einschränkung, daß diesen bedeutenden Vortheil im Grunde nur diejenigen haben, welche selbst mit kleinen Partien herumreisen, die sie auf dem nächsten Jahrmarkt verkaufen können, denn bei dem niedern Preis der Waare verschlingt die Auslage für einen Handlungsdiener den größten Theil des Gewinnes. Fremde, die um dieses Handels willen nach Kompsch-Burun kommen, sind oft noch schlimmer daran, da es manchmal sich ereignet, daß der Fang erst spät beginnt, und somit die Kosten des Unterhalts für die Personen und ihre Pferde den größten Theil des zukünftigen Gewinnes zum Voraus in Anspruch nehmen. Da indeß die kleinern an Ort und Stelle wohnenden Handelsleute immer noch 100 Proz. gewinnen, und bei kleiner Kapitalauslage meist das Doppelte derselben wieder hereinbekommen, so kostete es den Behörden große Mühe, der holländischen Einsalzungsmethode Eingang zu verschaffen. Indeß hatte ein Kaufmann, Namens Kesareff, welcher im J. 1833 10,000 Stück nach holländischer Weise eingesalzen hatte, 120 bis 150 Rubel für das Tausend gelöst, und so entschlossen sich noch mehrere andere, die größere Mühe der Ausweidung, und die größern Kosten nicht zu scheuen, und salzten im J. 1834 150,000 Stück nach holländischer Weise ein.

Wenn diese Behandlungsart immer allgemeiner wird, kann der Häringshandel im schwarzen Meere von Bedeutung werden.

Die Armee in Indien.

1. Allgemeiner Zustand.

(Fortsetzung.)

Von allen Planen, die seit dem Anfang dieses Jahrhunderts vorgeschlagen wurden, um die indische Armee in bessern Stand zu setzen, verdient der von Oberst Bannerman den Vorzug, weil seine aus Einem Bataillon bestehenden Regimenter, ohne unbehülflich zu seyn, von einfacherer Organisation sind, als die Regimenter mit zwei Bataillonen, und weil er die Stabsoffiziere vermehrt, wodurch der große Zweck erreicht wird, die indische Armee aus ihrer Erniedrigung emporzuheben. Aber auch er verlangt noch zu viele europäische Offiziere, es brauchen deren nach Abzug von Kranken und der beim Stabe verwendeten nicht mehr als Einer bei der Kompagnie zu seyn. Die Sipahi's brauchen wegen ihrer regelmäßigen Lebensweise nicht so viel Offiziere als Europäer. Dennoch haben sie deren ein volles Maß, das halb aus Europäern und halb aus Eingebornen besteht; da aber der innere Dienst fast durchaus von den Eingebornen versehen wird, so sind so viele europäische Offiziere nicht nöthig, sie haben meist keine genügende Beschäftigung, werden dadurch unnütz, und die Sipahi's verlieren die Achtung vor ihnen, außerdem, daß die eingebornen Offiziere unzufrieden werden, wenn ihnen nie das Kommando einer Kompagnie oder einer anderen Abtheilung zu Theil wird, was unter dem frühern System, wo nur Ein europäischer Offizier bei der Kompagnie war, oft geschah. Die einheimischen Truppen waren vielleicht nie diensttüchtiger als vor 1796, wo die Vermehrung der Offiziere stattfand, und vielleicht hinsichtlich der Subordination damals besser als je seitdem. Wir haben also die Erfahrung dafür, daß ein zahlreiches europäisches Offizierkorps nicht nöthig ist.

Hat man den Offizieren der indischen Armee das Avancement erleichtert, was namentlich auch durch baldige Quiescenz und Pensionirung der untauglich gewordenen zu erreichen ist, dann besteht der zweitwichtigste Schritt darin, den königlichen und den Kompagniedienst so zu assimiliren, daß beide einander nur als verschiedene Zweige derselben Armee betrachten. Der leichteste Weg zu diesem wünschenswerthen Ziele bestände in der Erklärung, daß alle indischen Offiziere, welche den Rang von Generalmajors oder Regimentsobersten erreicht haben, allenthalben auch außer Indien verwendet werden können. Hiedurch würde wenigstens der Unterschied unter den höhern Offizieren in beiden Diensten aufgehoben, und dieß würde seinen wohlthätigen Einfluß bald auch auf die untern Grade ausüben.

Man hat vorgeschlagen, diese Vereinigung noch inniger dadurch zu machen, daß man auch Offizieren unter Oberstenrang unter gewissen Beschränkungen den Austausch zwischen beiden Diensten gestattet; der Vorschlag ist gut, und nur in so fern fehlerhaft, als dieser Wechsel nur zwischen den europäischen Kompagnieregimentern und den königlichen stattfinden soll, wodurch die Trennung der Sipahiregimenter von den erstern noch verstärkt wird, wozu ohnehin schon die Tendenz nur allzu stark vorherrscht. Nach den Verfügungen im J. 1796 findet das Avancement bis zum Major nur in den Regimentern statt, was dem Dienste mehr Schaden als Vortheil brachte. Man führt zwar dafür an, daß die Anhänglichkeit zwischen Offizieren und Soldaten durch das längere Beisammenbleiben verstärkt werde, und daß manchmal Offiziere noch in der Kraft ihrer Jahre zu höhern Stellen gelangen, allein diese Vortheile werden durch einige ernste Nachtheile aufgehoben. Die Sipahiregimenter bleiben dadurch allzu indisch, und werden zu wenig europäisch, wenn die Offiziere

Digitized by Google

von ihrem ersten Eintritt in den Dienst bei solchen Regimentern bleiben, bis sie Majors werden. Auch verhindert es die freie Versetzung von Offizieren zu Korps im Felde, woraus von zwei Uebeln eines entspringt; entweder muß man mit großen Kosten ein unnöthig zahlreiches Offizierkorps unterhalten, oder es wird manchen Regimentern, wenn sie im Dienste sind, an der nöthigen Anzahl Offiziere fehlen. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, sollte das Avancement in der Linie mit dem Kapitän beginnen, statt mit den Majors, und alle Offiziere sollten vor ihrem Eintritt in ein Sipahiregiment ein oder zwei Jahre in einem europäischen dienen. Die frühe Gewöhnung an europäische Soldatensitte würde verhindern, daß sie nicht allzu ausschließlich Sipahioffiziere werden, sie würden Zeit gewinnen, die Eingebornen vorher einigermaßen kennen, und ihre Sitten und Vorurtheile besser achten zu lernen, als von jungen Leuten zu erwarten ist, die gerade aus England ankommen. *)

Ein gutes Einverständniß zwischen königlichen und Kompagnieoffizieren läßt sich nie herstellen, so lange man eine große Quelle von Uneinigkeit, nämlich die unzulängliche und schwankende Macht des Oberbefehlshabers bestehen läßt. Kein positives Gesetz spricht ihm die Besetzung der Offiziersstellen zu, und den Antheil, den er daran hat, dankt er lediglich der Nachsicht der indischen Regierung; selbst vor Einmischung in Disciplinarsachen ist er nicht immer sicher. Aus den königlichen Offizieren ausgewählt, kann er trotz alles Bestrebens, unparteiisch zu seyn, doch den Kompagniedienst nicht mit günstigen Augen betrachten, wo er hinsichtlich der Gewalt, welche unzertrennlich mit seiner Stellung verbunden seyn sollte, so sehr beschränkt ist; er läßt sich in Streitigkeiten mit der Regierung ein, und ein Theil des Aergers, den er selbst fühlt, theilt sich immer auch der Armee mit. **) Dieser große Uebelstand kann nur dadurch vermieden werden, daß man die Disciplin der Armee und die Beförderung der Offiziere unbeschränkt in seine Hände legt. Nur wenn einem militärischen Befehlshaber auch politische Gewalt übertragen werden soll, mag die Regierung die Offiziere auswählen, aber auch dann nicht ohne seine Zuziehung. Auch sollte der Obergeneral einen Sitz im Rathe haben, um all das Gewicht und das Ansehen zu besitzen, die einer so hohen Stelle gebühren, und um stets eingedenk zu seyn, daß er bei jeder Ausübung seiner Gewalt, nicht nur als Kriegsbefehlshaber, sondern auch als Mitglied der Regierung handelt. Dadurch würde nicht nur die Achtung vor dem Oberbefehlshaber, sondern auch vor der Regierung selbst vermehrt und befestigt. Allerdings muß in Indien, wo die ganze Herrschaft auf der Armee beruht, welche größtentheils aus Eingebornen besteht, und wo selbst die europäischen Soldaten nur selten ein Verlangen tragen, das Land zu verlassen, die Gewalt der Regierung über die Armee durch alle Mittel erhalten werden, welche mit der dem Oberbefehlshaber gebührenden Achtung verträglich sind, aber jedenfalls sollte eine genaue Bezeichnung der Gewalt des letztern jede Einmischung in Armeeangelegenheiten in gewöhnlichen Fällen verhindern; denn so lange diese beiden hohen Gewalten so leicht sich entzweien, ist Eintracht unter den königlichen und Kompagnieoffizieren nicht zu erwarten.

Nach dem Oberbefehlshaber ist der Regimentskommandant derjenige Offizier der indischen Armee, dessen Gewalt am eifrigsten aufrecht erhalten werden sollte, denn von der Achtung, die man ihm zollt, hängt die Behauptung der Subordination der indischen Armee, und damit unserer Herrschaft ab. So lange man nur Kapitäne *) hatte, und nur neun europäische Offiziere als Subalterne unter ihm standen, war sein Einfluß weit größer als jetzt, weil der Abstand zwischen ihm und seinen Offizieren, so wie seine Einkünfte größer, seine Gewalt ungetheilter und sein Kommando von längerer Daner war. Seine Gewalt ist, um Mißbräuche zu vermeiden, so getheilt worden, daß nicht genug übrig blieb, um ihm die nöthige Achtung zu verschaffen, und dieß hat nebst den häufigen Versetzungen von einem Regimente zum andern, die Verehrung, mit der sonst der Sipahi seinen europäischen Befehlshaber betrachtete, fast gänzlich zerstört. Die Sinnesart der Eingebornen ist so verschieden von der unsrigen, daß man dem Kommandanten eines Sipahiregiments kaum zu viel Gewalt geben kann, wenn er das Uebergewicht über sie behaupten soll, das nothwendig ist, um ihre Achtung und Anhänglichkeit zu sichern. Gelegentlicher Mißbrauch der Gewalt stiftet weit weniger Unheil, als zu lockere Disciplin und Mißachtung der Gewalt. Er sollte Regiments-Kriegsgerichte abhalten lassen, und ihre Aussprüche ohne Appellation bestätigen dürfen. Er sollte nach allgemeinen Vorschriften der Mannschaft sowohl als den Offizieren, Eingebornen wie Europäern, ohne Anfrage im Hauptquartier Urlaub ertheilen können, gleicherweise sollte er alle Unteroffiziere auf den Vorschlag des Kompagniekommandanten oder nach eigenem Gutbefinden zu ernennen haben, auch alle erledigten Offiziersstellen der Eingebornen nur auf seine Empfehlung ersetzt werden. Er sollte Zulagen erhalten, um einen seinem Range angemessenen Aufwand machen zu können. Der Sold der Subalternoffiziere ist hoch genug, und man hat nur allzu oft den Sold der Sipahi's und Subalternen vermehrt, wo jede Kleinigkeit wegen der großen Anzahl für die Regierung zur schweren Last wird, und sie hindert, den höhern Stellen hinreichende Zulagen zu geben. **) Diese sollten so eingerichtet werden, daß jedes Avancement bedeutende Vortheile und die Mittel gewährte, sich nach einem langen Dienste mit genügendem Aus-

*) Wer nämlich in der militärischen Schule der Kompagnie zu Addiscombe sein Examen bestanden hat, wird sogleich zum Fähnrich oder Enfign ernannt, und geht alsbald nach Indien zu seinem Regimente ab. A. d. R.

**) Diese Stelle bedarf einiger Erläuterung. Der Verfasser berührt hier den wunden Punkt des Kompagniedienstes, nämlich die Einmischung der Directoren, theils aus Gunst, theils aus andern Gründen in Dienstsachen und Besetzung der Stellen. Dieß ist man im englischen Dienste nicht gewohnt, wo das Ministerium, auch der Kriegsminister, über Besetzung der Offiziersstellen nichts, gar nichts zu sagen hat. Diese hängt, nächst dem König, von dem Befehlshaber der Armee ab, und der Kriegsminister wird sehr eifersüchtig in den Schranken seiner Befugnisse, d. h. der Kriegsverwaltung im weitesten Sinne gehalten. A. d. R.

*) Aber als Bataillonskommandanten.

**) Es ist hier nicht zu vergessen, daß der Verfasser vom asiatischen, nicht europäischen Standpunkte spricht, und das Folgende wird zeigen, daß er nicht der Mann ist, der den untern Graden abzwacken will, um den obern zuzulegen. A. d. R.

Digitized by Google

kommen zurückzuziehen, aber unter keiner Regierung werden die Einkünfte dazu hinreichen, wenn die Zulagen der untern Grade so hoch sind.

Werden diese und ähnliche Verbesserungen angenommen, dann werden Spaltungen und Eifersucht verschwinden, und die Armee der Kompagnie, mit neuer Hoffnung beseelt, sich dem Dienste ihres Landes widmen; werden sie aber verworfen, dann muß man sich auf die unvermeidlichen Folgen eines so fehlerhaften Systems wie das jetzige gefaßt machen, und sehen, was aus einer Armee werden wird, welche durch ihre eigene Anstrengung nichts zu erringen hoffen kann, ohne Vertrauen auf ihre Herrscher, mißvergnügt und unruhig ist in einem fremden Lande, weil ihr alle Aussichten abgeschnitten sind, je in ihr Heimathland zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Handel in Syrien.

(Aus Berggreus Reiser i Europa og Osterlandene.)

Längs der ganzen Küste findet man nicht einen einzigen für große Handelsschiffe zugänglichen Hafen, im Innern des Landes keine Landstraße und zwischen den Städten keine Postverbindung. Die einzige Kommunikationsweise besteht in Karawanen; da diese aber sich nur in Bewegung setzen, wenn eine große Anzahl Personen sich eingefunden hat, um sich gegen die Angriffe der Beduinen vertheidigen zu können, sie auch selten mehr als fünf, höchstens sechs Meilen im Tage zurücklegen, so ist die Binnenkommunikation mit entlegenen Städten sehr ungewiß, und sehr von politischen Umständen, von der Jahreszeit und dem Wetter abhängig. Aleppo und Damaskus sind die Brennpunkte des syrischen Handels. Jenes ist der Stapelplatz für die Produkte von Armenien und Diarbekir, und steht durch die Karawanen von Bagdad und Bassora mit Persien und Indien, so wie über Scham mit Hedschas und Aegypten in Verbindung. Die vorzüglichsten Handelsartikel sind Baumwolle, Baumwollengarn, grobe Leinwand, Seidenwaaren, Ziegenhaare, Kupfer und Aleppos Monopolfrucht, die Pistazien. Durch die Karawanen von Bagdad, welche zweimal im Jahre ankommen und abgehen, erhält man Galläpfel aus Kurdistan, indische Shawls und Musseline, Seidenwaaren, feine Wolle, Rhabarber, Medizinalwaaren und Perlen. Damaskus hat einen bedeutendern Handel, da diese Stadt jedes Jahr nicht nur nach Bagdad, sondern auch nach Mekka Karawanen absendet. Eine der ersten, die ich in Damaskus (1821) traf, bestand aus 5000 Kamelen, und brachte 600 Lasten Thumbaq oder persischen Rauchtabak, 600 Lasten Beduinenmäntel, 200 Lasten Zimmt, Pfeffer, Gewürzwellen und andere Spezereien, 200 Lasten Shawls, 400 Lasten Mokkakaffee, 200 Lasten Indigo, so wie eine bedeutende Menge Perlen und Edelsteine. Karawanen von und nach Mekka, welche 40 Tage zur Reise brauchen, haben das Grab des Propheten zum Hauptziel, und bestehen deßhalb, wenigstens dem Namen nach, hauptsächlich aus Pilgern oder Hadschis, deren Anzahl, die militärische Bedeckung mit eingerechnet, manchmal sich auf 50.000 Menschen beläuft. Diese große Menschenmenge macht Damaskus weit und breit zum größten Handelsplatz im Orient, denn die Kaufleute strömen aus den fernsten Gegenden herbei. Da man durch ungeheure Strecken von Beduinen bewohnten Landes reisen muß, so nimmt man Alles mit, was diese Horden brauchen können, um es unterwegs zu verkaufen. Was übrig bleibt, vertauscht man in Mekka gegen bengalische und malabarische Zitze, Kaschmirshawls, Aloe aus Tonkin, Perlen aus Mesopotamien, Diamanten aus Golconda und arabischen Kaffee. Auf diese Weise steht Damaskus beinahe mit dem ganzen Orient in Verbindung, nämlich durch Aleppo mit Armenien, Anadoli, Diarbekir und Persien; durch Mekka mit Hedschas, Yemen und Indien; durch Kairo mit Aegypten und den Barbareesken, und über Saida und Beirut mit Konstantinopel und Europa. Aber der eigentliche Vortheil aus all diesem Handel fällt, wie früher den Juden, jetzt hauptsächlich den Franken, Griechen und Armeniern zu. Die Moslems und Araber ernten kaum mehr als den Lohn für den Transport. Statt ihren eigenen Unterthanen den Vorzug hinsichtlich der Privilegien und Monopole zu geben, hat die Regierung die Zölle und den Industriebetrieb an Fremde verpachtet. So kommt es denn, daß gewisse christliche Mächte nur einen Zoll von 3 Prozent für Handelswaaren zahlen, wo Türken selbst bis 10 Prozent zahlen müssen, und oft verschiedene Male in verschiedenen Häfen, während die Franken nur in einem einzigen für alle andern bezahlen. *)

Die Waaren, die nach Europa gehen, bestehen meist aus rohen und unverarbeiteten Waaren, als Baumwolle, Baumwollengarn, Wachs u. s. w., wie sie oben schon bei der Ausfuhr von Aleppo genannt sind. Dagegen erhält Syrien Tücher, Baumwollenzeuge, rothe Mützen, Shawls, Seidenzeuge, Sammt, Tressen, alle Arten Brokate, Cochenille, Indigo, Zucker, amerikanischen Kaffee, Manufakturwaaren in Kupfer, Zinn, Blei, Messing, Eisen und Stahl, Papier, Glas und Porzellan, mit Einem Worte Alles, was nur einigermaßen Gegenstand orientalischer Bedürfnisse seyn konnte, und zwar zu einem solchen Preise, daß die inländische Industrie durchaus vernichtet ward. Frankreich allein schickte jährlich für fünf Millionen Franken. Trotz dieses Drucks, der auf den Einheimischen lastete, und wodurch deren Nahrungsquellen verstopft und ihre Industrie gehemmt wurde, findet man doch nicht bloß in den Städten, sondern auch in den meisten großen Dörfern Leute mit allen Arten von Hanthierungen und Arbeiten beschäftigt. Geht man durch die Bazars der Städte, so sieht man rechts und links Sattler, Büchsenschmiede, Schlosser, Zinngießer, Zuckersieder u. dgl. in Menge. In den Dörfern findet man fast überall Garn- und Saffianfärbereien, Webereien und Spinnereien. Damaskus und Aleppo verfertigen schöne Seiden- und Baumwollenzeuge, auch Beduinenmäntel aus Kamelgarn. Ueberhaupt bedürfte es nur geringer Aufmunterung von Seite der Regierung, um die Industrie in großen Aufschwung zu bringen.

*) Dieß mag nun seit Mehemed Alis Herrschaft freilich aufgehört haben.

Vermischte Nachrichten.

Mehrere Gegenden Frankreichs sind seit Kurzem von den furchtbarsten Hagelwettern heimgesucht, so daß die Zeitungen oft drei, vier bis fünf Hagelschläge neben einander aufzählen. Namentlich heftig sind sie im Westen, und nicht selten werden nicht nur die Scheiben, sondern auch die Ziegel der Dächer zerschlagen. Der Schaden auf den Feldern, an Obstbäumen und in den Weinbergen läßt sich denken. Am 29 Julius war im Departement Correze bei Maure ein von schwachem Hagel begleiteter Wolkenbruch, der das Flüßchen Veyre um 27 bis 30 Fuß anschwellte. An demselben Tage fiel im Departement des Landes bei Mont de Marsan ein Hagel, dessen Körner ein, zwei, drei und vier Pfund wogen. Solche Beispiele lassen sich in Menge anführen.

*

Eine bedeutende Masse schönen Marmors wurde kürzlich in der Dauphiné entdeckt von dem Ingenieur Kapitän Breton. Schon seit langer Zeit hatten Gemsenjäger ausgesagt, in dem Waldstrom, der durch das Thal Senetre fließe, liege ein schöner Block, auf dem die Worte stünden: Si à Grenoble vous me portez, cent écus vous l'aurez. Nach mehrern Versuchen fand endlich Herr Breton diesen Block, so wie die Stelle, von der er sich losgerissen hatte. Der Departementalrath hat eine Summe votirt, um den Marmorbruch zu bearbeiten.

*

Ein englisches Blatt erzählt, die bekannte Romanschreiberin, Anna Radcliffe, habe häufig Abends unverdauliche Speisen gegessen, um furchtbare Träume zu haben. Es kann einem freilich auch in der That nichts Tolleres träumen als die Romane der Miß Anna Radcliffe.

*

Zum Vorstande der neuerrichteten chinesischen Schule zu Kiachta ist der Pater Hyacinth Bitschurin ernannt worden.

*

Nach offiziellen Berichten sind im Jahre 1834 siebzehn mit Auswanderern nach Canada besetzte Schiffe auf der Reise untergegangen, und siebenhundert ein und dreißig Personen haben das Leben verloren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 235. 23 August 1835.

Ein Besuch der deutschen Niederlassungen in Illinois und Missouri im Herbst 1834.

Schon lange war es meine Absicht gewesen, einige der schönen Herbstwochen zu einer Reise im Innern der beiden westlichen Nachbarstaaten zu benutzen, und Belehrung über die Natur des Landes und besonders über die Ansiedlungen der Deutschen, so wie Erholung von den Anstrengungen einer weitläufigen ärztlichen Praxis zu suchen. Der Herbst ist hier die Zeit der Bewegung; das Wetter ist in der Regel schön, die Wege sind gut, die Flüsse klein, die Bäche trocken, und die Vorrathskammern sind angefüllt. Ich selbst aber ward gefesselt durch mannichfaltige Besuche neuangekommener Freunde, und von Woche zu Woche verschob sich die Abreise, bis Freund N. Anfang Novembers eintraf. Er hatte vor, seinen bleibenden Wohnort im Westen Amerika's zu suchen, und wünschte dazu Illinois und Missouri, so weit wenigstens als sich eine gebildete deutsche Nachbarschaft finden ließe, zu durchreisen. Mit unserer Gegend machte er den Anfang, und gegen die Mitte Novembers hin brachen wir zusammen auf nach dem Innern des Staates.

Seit der Mitte des Jahres 1833 hat sich hier, im Illinois-Staate, in St. Clair County, 20 engl. Meilen südöstlich von St. Louis und fünf Meilen östlich von dem Hauptorte Belleville, eine Niederlassung von Deutschen, besonders aus den mittleren Rheingegenden, gebildet. Sie gehören im Durchschnitte zu den gebildetern Ständen, und betragen bis jetzt (Febr. 1835) etwa 90 Personen in 12 bis 15 Familien vereint, welche auf einem Raume von ungefähr 1½ Quadratstunden vertheilt wohnen. Die Gegend, gewöhnlich Rheinniederlassung, Rhine-settlement, genannt, kann ich am besten eine Prairie nennen, die sich von West nach Ost 6 bis 7 engl. Meilen weit erstreckt, und an verschiedenen Stellen 3 bis 5 Meilen breit ist. Die Prairie ist uneben und hat einige leichte Erhebungen; nach Nord und Süd ist sie von waldigen Anhöhen, nach Osten von einem bedeutenden Bache, dem Silvercreek und dem ihm angränzenden Walde, nach Westen von niedrig liegendem Walde eingeschlossen. Die Deutschen wohnen in der Prairie, am nördlichen Saum derselben und in dem Walde und auf den Hügeln, die dieselbe nach Norden begränzen. Ueber diese Hügel läuft die Hauptverbindungsstraße (d. h. ein guter Waldweg) von St. Louis nach Louisville und überhaupt dem Osten, so wie am südlichen Rande der Prairie die Straße von St. Louis nach Shawneetown am Ohiofluß hinführt. Das Land ist in der Prairie im Durchschnitt von der ersten Güte, weniger fruchtbar ist es auf den Hügeln und besonders an den dem Auswaschen ausgesetzten Abhängen; dagegen finden sich hier gute und reiche Quellen, nirgends übrigens fehlt es an gutem Brunnenwasser, obwohl es im letztern überaus trockenen Sommer hie und da eintrocknete. Eine Dampfmahl- und Sägemühle, die in der Prairie stand, im letzten Sommer aber abbrannte, wird jetzt wieder am Silvercreek aufgerichtet. Absatzwege hat man nach dem 5—8 Meilen entfernten Belleville, einem ziemlich rasch aufblühenden Städtchen von etwa 600 Einwohnern mit 2 Dampfmahlmühlen und mehreren andern Anstalten. Ein anderes Städtchen, nach Nordosten eben so weit wie Belleville entfernt, Lebanon, von etwa 500 Einwohnern mit einer Dampfmahl- und Dampfsägemühle kommt wenig in Betracht. Am wichtigsten ist aber die Nähe von St. Louis für unsere Gegend, obwohl zwei bedeutende Hindernisse den Verkehr bis jetzt noch erschweren; der Weg durch das 7 Meilen breite Flußthal (bottom) des Mississippi ist nämlich bei nassem Wetter sehr schlecht; sodann ist die einzige privilegirte Dampffähre über diesen Fluß dem Bedürfnisse nicht gewachsen und zu theuer. Letzterem Hindernisse soll jedoch im Laufe dieses Jahres, und ersterem auch, sobald der Kongreß eine Summe für die Herstellung einer förmlichen Landstraße von St. Louis nach Louisville bewilligt, abgeholfen werden. Der Gesundheitszustand unserer Gegend ist so erfreulich, als man ihn nur erwarten kann. Unter 70 bis 80 Deutschen, welche im vergangenen im Ganzen sehr ungesunden Sommer hier waren, erkrankten 9 und 2 starben, davon der Eine an einem Uebel, welches man dem Klima nicht zuschreiben kann.

Ich muß hier eine allgemeine Bemerkung hinsichtlich der Gesundheitsverhältnisse dieser Länderstriche einschieben. Es herrschen im großen Westen Amerika's im Allgemeinen, wie es bei dem großen Wasserreichthum und dem warmen aber veränderlichen Klima zu erwarten ist, Unterleibskrankheiten häufiger als in Deutschland, und namentlich sind Wechsel- und Gallenfieber nicht selten; dagegen trifft man selten Entzündungs- und Brustkrankheiten. Gesünder sind größere Strecken höher gelegener,

Digitized by Google

unebener Gegenden mit verhältnißmäßig magerem Boden, der mit Gras und sparsamem Wald bedeckt ist, Gegenden, die die Amerikaner sehr übertrieben barrens, unwirthliches Land, nennen; sodann hochgelegene etwas unebene Prairien; entschieden ungesund sind dagegen Anhöhen an feuchten Niederungen und Sümpfen, so die die Flußthäler begränzenden Hügel, bluffs, dichter niedriger Wald, Flußniederungen überhaupt in so fern sie feucht und ohne hinlängliche Zugluft sind, und endlich Prairien, die, wenn auch hoch, doch ganz flach liegen, und nicht hinlänglichen Abzug für das Wasser haben. Verhältnißmäßig ungesund sind ferner alle Gegenden, die man erst vor Kurzem urbar zu machen begonnen hat, so wie sie auch nach vielfachen Erfahrungen immer feuchter sind, als schon länger kultivirte. Ungesund ist das Land für den, der im Arbeiten wie im Essen und Trinken kein Maß kennt, gesund wird es an den meisten Orten für den seyn, der die Ansprüche des neuen Landes, des ungewohnten Klima's zu würdigen weiß, die körperliche Anstrengung nicht übertreibt, gut bereitete Nahrung, wie er es früher gewohnt war, zu sich nimmt, und im Trinken des ungewohnten Wassers sich mäßigt. Daß die Erdensart es häufig ist, welche die klimatischen Krankheiten verursacht, leidet keinen Zweifel, und ich habe im vergangenen Sommer mich von Neuem vielfach davon zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Aber ich setze immer noch hinzu, es gibt auch genug entschieden ungesunde Gegenden. Im Allgemeinen darf das noch als Thatsache gelten, daß der Gesundheitszustand des Landes sich mit der zunehmenden Kultur gebessert hat.

Unsere Ansiedlung ist bis jetzt die einzige von gebildeten Deutschen in dieser Gegend; deutsche Landleute wohnen aber noch in großer Anzahl in verschiedenen Gegenden in der Nähe. Nach Süden, auf dem Turkeyhill, finden sich eine Menge Hessen und Darmstädter; nach Südosten, etwas weiter entfernt, am Dutchhill, Schwaben und Schweizer; nach Südwesten auf der Highprairie Rheinbayern und nicht weit davon Sachsen; nach Westen und Nordwesten auf den mit den Mississippibluffs zusammenhängenden Hügeln Elsasser und Badenser. Es ist bemerkenswerth, daß die Deutschen im Allgemeinen das wenigst gute Land auswählen, theils wohl weil es das gesündeste, häufig das am schönsten gelegene, und meist das wohlfeilste ist. Die Bemerkung findet sich hier wie in Missouri bestätigt.

Der Preis des Landes ist in unserer Gegend, wie überall sehr verschieden, und es ist schwer, ohne sehr weitläufig zu werden, etwas ganz Richtiges darüber zu sagen. Gewöhnlich bestimmt man den Preis nach der Anzahl der Acres (etwa 1½ Morgen), und so kann man hier sagen, daß das Land 6 bis 12 Dollars der Acer werth sey. Das muß aber sehr verschieden seyn nach der Güte und günstigen Lage des Bodens, der Güte des Waldes, des umzäunten und urbaren Landes, dem Daseyn und der Güte eines Obstgartens, dem Zustand und der Anzahl der Gebäude, und jetzt namentlich auch nach der Nähe schon früher angesiedelter Deutschen.

Nachdem N. sich gehörig hier umgesehen hatte, brachen wir am 10 November nach Norden auf. Unser Weg führte uns hauptsächlich über die Ridge-Prairie, welche sich von hier nördlich nach dem etwa 20 Meilen entfernten Edwardsville erstreckt. Die Prairie ist ziemlich flach und der sie umsäumende Wald meist niedriger, daher die Lage nicht hübsch; sie hat indessen sehr guten Boden, und man sieht viele und wohleingerichtete Farmen mit artigen Wohnhäusern. Es wohnen einige gebildete Deutsche schon längere Zeit auf dieser Prairie. Um nach dem Marinesettlement, das in Madison County liege, zu kommen, bogen wir links ab, und nahmen unsern Weg nach Troy, einer Stadt von 6 bis 7 Häusern. Ueber einen Arm des Silvercreek und durch einen Waldstrich kamen wir dann auf eine neue Prairie, eben die, worin diese Niederlassung liegt. Sie macht einen bessern Eindruck als die Ridge-Prairie, ist mehr hügelig, hat aber den Nachtheil, nach Norden hin offen zu seyn; nach den andern Weltgegenden ist sie mit Wald umschlossen. Marinesettlement heißt diese Niederlassung, weil sie ursprünglich von Seeleuten gegründet worden ist. Sie ist in den letzten Jahren durch Gerke bekannt geworden, der sich dort einige Monate aufgehalten hat, und die Gegend in seinem Werkchen beschreibt. Das Land ist gut, der Wald ist es nicht immer, die Gegend ist übrigens gut angebaut, und einige wenige Deutsche und Schweizer trifft man auch noch in der Nähe an.

Nachdem es über 14 Tage heiteres warmes Wetter gewesen war, überraschte uns am Nachmittage ein heftiger Regen, und zwang uns hier bei einem Schweizer Müller zu bleiben, der uns gastliche Aufnahme und muntere Unterhaltung bot. Ein Sturm aus Westen klärte wie gewöhnlich den Himmel wieder auf, brachte uns aber auch etwas Kälte. Folgenden Morgens richteten wir unsern Weg weiter nach Osten, und kamen durch mehrere Waldstriche, welche von Armen des Silvercreek durchflossen werden, und durch einen großen Arm der Lookingglaß-Prairie getrennt sind. In dieser Prairie wohnen wieder einige Deutsche, bei denen wir uns verweilten. Einer von ihnen war in dem Augenblicke in Kentucky, um 200 Schafe einzukaufen, denn dort sollen sie besser seyn als hier. Man baut große Schafställe, und thut überhaupt Alles, um die Schäferei so viel es hier in dem neuen Lande möglich ist, regelmäßig zu betreiben. Gegen Mittag gelangten wir in die eigentliche große Lookingglaß-Prairie und zu Dr. Köpfli. Die Prairie ist recht anmuthig, selten ist sie weithin eben, sondern mehr oder weniger bedeutende Anhöhen und Rücken ziehen sich überall durch; die Gränzen nach Ost und West hin sind von waldigen Hügeln gebildet; nach Süden erstreckt sie sich etwa 25 Meilen weit bis zum Zusammenfluß des Silvercreek mit dem Kaskaskiafluße (gewöhnlich Okaw genannt); nach Norden geht sie immer mehr sich in die Breite ausdehnend 80 bis 100 Meilen weit, und verbindet sich mit andern großen Prairien. In der Gegend, wo wir sie betraten, ist sie 4 bis 6 Meilen breit. So weit ich sie gesehen habe, bleibt sie ihrem Charakter als hügelige, rollende Prairie, wie es hier heißt, treu, auf vielen Anhöhen fängt Wald an, sich zu entwickeln. Durch diese Anhöhen erhält die Prairie recht schöne Plätze zur Anlegung von Farmen; die Niederungen dazwischen sind übrigens häufig in der nassen Jahreszeit sumpfig, das Wasser hat darin nicht immer gehörigen Abfluß, und den Nordwinden ist sie ganz bloßgestellt. Die Prairie ist zu groß, um sobald ganz angebaut

Digitized by Google

zu werden, der Wald, der sie umkränzt, ist verhältnißmäßig zu klein oder zu fern und dem größern Theile nach schon in Privathände übergegangen, während auf der Prairie noch Tausende von Akren Kongreßlandes liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Armee in Indien.

1. Allgemeiner Zustand.

(Fortsetzung.)

Welchen Plan man indeß annehmen mag, um das Avancement der europäischen Offiziere zu beschleunigen, so sollte man dabei nie vergessen, auch die Lage der eingebornen Offiziere im Dienste der Kompagnie möglichst zu verbessern, um ihnen keine Veranlassung zu der Ueberzeugung zu geben, daß bei Allem, was zu Gunsten der Armee geschieht, ihre Interessen vernachlässigt werden. Die Nothwendigkeit, ihren Eifer durch Aussicht auf höhere Belohnungen zu beleben, ist schon oft überzeugend genug dargethan worden, so daß es nicht nöthig ist, noch das Mindeste darüber zu sagen.

Die Sicherheit unsers indischen Reichs hängt von der Treue der einheimischen Armee und der höhern Klassen der Gesellschaft ab; aber der geringe Sold, der niedere Rang und die unzureichenden Belohnungen für lange Dienste, sind eine Ursache allgemeinen und fortdauernden Mißvergnügens unter den indischen Offizieren und Civilbeamten. Jeder welcher Gelegenheit hatte, mit ihren Gesinnungen bekannt zu werden, muß wissen, daß dieß Mißvergnügen besteht, und selbst wenn sie es nicht sagten, konnte man sich davon überzeugen, wenn man ihre untergeordnete Stellung mit der der zahlreichen Beamten aller indischen Fürsten vergleicht. In jedem indischen Staate ist die Armee der Weg zu Reichthum und Ehrenstellen, die vornehmsten Anführer treten mit dem Pompe kleiner Fürsten auf, und selbst die Befehlshaber von kleinen Reitertrupps haben viel größere Einkünfte als die höhern Offiziere im Dienste der Kompagnie. Unsere Sipahioffiziere sehen alles dieß, und können nicht umhin, Vergleichungen anzustellen zwischen diesem Reichthum ihrer Landsleute und ihrer eigenen untergeordneten Stellung, wo sie Befehle von europäischen Sergeanten annehmen müssen, und ein Einkommen beziehen, kaum ein Drittheil so groß als ein englischer Fähndrich.

Sie wissen, daß wir vermittelst unserer Sipahiarmee große und reiche Länder unterworfen haben, und daß sie, wenn diese Länder unter einem eingeborenen Souverän ständen, Theil an den Reichthümern und Würden nehmen würden, von denen sie jetzt ausgeschlossen sind. Sie wissen, daß in den Ländern unter englischer Herrschaft früher Tausende von reichen und vornehmen militärischen Sardars im Glanze lebten, und daß es jetzt von einer Gränze zur andern nicht Einen einheimischen Offizier gibt, der auch durch noch so lange Dienste einen anständigen Lebensunterhalt sich erringen kann. Eine so harte Ausübung des Eroberungsrechts werden sie nicht immer geduldig ertragen, und wenn wir dem Uebel nicht in Zeit steuern, so werden wir durch heftige Erschütterungen dazu genöthigt werden. Wir brauchen uns nicht durch Spione sagen zu lassen, daß unsere indischen Offiziere unzufrieden sind, ein Blick auf ihre Lage kann uns überzeugen, daß sie mißvergnügt und nicht abgeneigt sind, sich gegen die Regierung zu verschwören, um ihre Lage zu verbessern.

Man kann sagen: wenn eine Verschwörung Aussicht auf Erfolg hätte, wäre sie schon längst zum Ausbruch gekommen; sie hielten solche entweder für unthunlich oder seyen nicht unzufrieden; die Sache werde in Zukunft nicht leichter seyn, wie früher, und wir könnten wie bisher darauf rechnen, daß sie sich in den Schranken der Subordination halten würden. Dagegen aber läßt sich einwenden, daß in der frühern Zeit unsrer indischen Herrschaft die Sipahiarmee weit minder zahlreich war, als jetzt, und daß sie damals wenig Vertrauen auf ihre Stärke hatte. Als sie ihrer eigenen Wichtigkeit sich mehr bewußt wurde, waren die fortdauernden Kriege mit unsern Nachbarn oder mit tributpflichtigen Staaten allen Empörungsplanen ungünstig; die unruhigen und ehrgeizigen Charaktere verließen häufig unsern Dienst, und erreichten hohe Stellen im Dienste irgend eines indischen Fürsten. Aber solchen Männern ist dieses Feld nun verschlossen, theils durch die Eroberungen einiger Staaten, theils durch die Allianz mit andern, und ihr unruhiger Geist, so seines frühern Tummelplatzes beraubt, und auf allen Seiten eingeschränkt, wird sich um so eher in unserm eigenen Dienste Bahn brechen. Ein längerer Friede, als je vorher, diese Folge unserer überwiegenden Macht, wird unsern einheimischen Offizieren Muße geben, das Geheimniß ihrer eigenen Stärke zu entdecken, und darüber nachzudenken, wie diese Stärke am besten zu ihrer eigenen Vergrößerung zu verwenden seyn möchte. Sie werden zu einem Versuche sich um so mehr aufgefordert fühlen, als sie an unsern raschen Erfolgen erkannt haben, wie sehr unsere Sipahis den Armeen aller indischen Souveräne überlegen sind, und wie wenig sie oft selbst den europäischen Truppen nachstehen.

Ein weiterer Sporn für sie müssen die zahlreichen glücklichen Aufstände im Oriente seyn, deren sie so viele vom Hörensagen oder aus eigener Anschauung kennen, und wo Leute aus dem niedrigsten Range sich zu den höchsten Stellen emporschwangen. Unter ihnen selbst finden sich vortreffliche Offiziere für alle untergeordneten Stellen in überflüssiger Anzahl. Zwei oder drei geschickte Anführer, um das Ganze zu leiten, sind Alles, was man braucht. Stets finden sich in einer großen Armee einige Leute, die im Stande sind, die größten Unternehmungen zu entwerfen und auszuführen, und unter den indischen Offizieren der Kompagnie fehlen gewiß auch solche Leute nicht, die in Dunkelheit leben und furchtbare Rebellen werden können, je nachdem die Zeiten ihren Planen günstig sind oder nicht, oder je nachdem wir auf dem jetzigen Verfahren, sie möglichst tief zu stellen, beharren oder davon abgehen. Erfolgt nicht in Bezug auf sie eine Aenderung des Systems, so dürfen wir, statt partieller Meutereien, allgemeinen Aufständen und Unabhängigkeitsplanen entgegensehen. Der glückliche Ausgang solcher Plane ist keine Sache der Unmöglichkeit: die Schwierigkeiten werden den Versuch nicht hindern, und der bloße Versuch, wenn auch unglücklich, würde das Vertrauen auf unsere indische Armee zerstören, und endlich unsere Macht zu Grunde richten, denn ist Einmal ein Versuch gemacht,

Digitized by Google

so werden mehrere folgen, bis unsere Herrschaft in Indien gestürzt ist.

Die Hindernisse, die einem solchen Unternehmen im Wege stehen, sind allerdings groß, aber nicht unüberwindlich. Das festbegründete Ansehen der Regierung, die Gewohnheit der militärischen Disciplin, die Anwesenheit von europäischen Truppen in allen Hauptgarnisonen, die Eifersucht und der Mangel an Einheit zwischen den Hindus und Mohammedanern, die Schwierigkeit, einer Verschwörung die allgemeine Mitwirkung zu sichern, und sie zugleich geheim zu halten, der Mangel an eingebornen Offizieren, die durch hohe Geburt oder ausgezeichneten militärischen Rang als Anführer auftreten, und bei der Gesammtheit willigen Gehorsam finden könnten, alles dieß würde dem Entwurf und der Ausführung einer Verschwörung bedeutend entgegenstehen. Aber alle diese Hindernisse werden aufgewogen durch die große Anzahl unserer indischen Armee, ihre Gewöhnung an das Klima, die Leichtigkeit ihre Anzahl zu vermehren, die innige Verbindung der Sipahis mit den eingebornen Offizieren durch die Bande der Kaste und des Bluts, durch den religiösen Fanatismus, der den muhammedanischen Theil unserer Truppen schnell gegen uns vereinigen würde, die lockenden Aussichten auf Reichthum und Ehrenstellen, welche Hindus und Mohammedaner zu unserer Vernichtung vereinigen, und die Masse der Offiziere dem Befehle einiger talentvollen Anführer unterwerfen würde, und endlich durch die große Wahrscheinlichkeit bei einer der einheimischen Mächte Unterstützung zu finden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Auszug aus einem Bericht über zwei Reisen nach Constantine, nebst einigen Angaben über die Geschichte und die Person Ahmeds, Bey von Constantine.*)

(Von einem Mauren von Algier.)

Nachdem ich den Auftrag erhalten hatte von Algier nach Constantine zu gehen, war ich noch unschlüssig, ob ich den geraden Weg dahin oder den über Bona einschlagen solle. Der erstere war wegen des Kriegs der Araber unter sich sehr gefährlich, zudem wußte man, daß sie Alle, welche verdächtig seyen mit den Franzosen in Verbindung zu stehen, umbrächten. Dennoch entschloß ich mich, unbewaffnet, in einem Alter von 60 Jahren, von niemand begleitet als meinem Sohn Ali und dem Diener des Marabuts Sidy Ali Ben-Hissa, der in den Gebirgen von Dscherdschira wohnt, und noch dazu im Monat August unter der brennenden Sonne im Innern Afrika's, und mitten durch Völker, welche weder einen Häuptling noch einen Fürsten anerkennen, den ersteren Weg einzuschlagen. Eine Revolution war in den Gebirgen von Beni-Ughenun, unweit Dellis, ausgebrochen, und der Marabut hatte sich dahin begeben, um den Frieden wieder herzustellen. Wir schlossen zu Hamer, dem Stamm Kaschna gehörig, dessen Bewohner sich mit denen vom Yesser gegen die Franzosen verbunden hatten. Sie thaten mir nichts zu Leid, um des Dieners des Marabuts willen, und weil sie glaubten, ich flüchte mich zu Ben-Hissa, um den Franzosen zu entgehen.

Den ganzen folgenden Tag befanden wir uns unterwegs; gegen Mittag erfuhren wir, daß die Straße durch Räuber unsicher gemacht sey, und so waren wir genöthigt einen Umweg von anderthalb Stunden zu machen, um ihnen auszuweichen. Zu Mittag kamen wir an die Ufer des Yesser, wo wir in einer bewaldeten Ebene Halt machten; auf dem andern Ufer bemerkten wir Wohnungen, die, wie ich erfuhr, dem Ben-Canun gehörten. Dieser aus Yesser gebürtige Mann war Lieutenant des Ex-Aga's gewesen; auf die Nachricht von der französischen Expedition hatte er seine Familie und seine Habe hieher gebracht, sein Sohn und er selbst aber waren bei dem Aga geblieben. Nach der Kapitulation waren beide nach Hause gegangen.

Nachts kamen wir nach Zaua. Die Großen des Landes fragten mich, warum ich mich flüchte. Da ich noch nicht wußte, auf welche Weise Ben-Hissa mich nach Constantine schicken wolle, so schwieg ich. Es war den Eingebornen verboten sich nach Algier zu begeben; sie gingen aber dennoch dahin, unter dem Vorwande etwas zu verkaufen, und waren vollkommen von Allem unterrichtet, was dort vorging. Am andern Morgen brachen wir bei guter Zeit auf und kamen um 7 Uhr Abends in die Berge bei Beni-Ughenun. Man hatte den Marabut Ben-Hissa eingeladen, die Nacht dort zuzubringen, nachdem er den Frieden wieder hergestellt hatte. Seinetwegen hatten sich die Leute bei unserer Ankunft wie zu einem Jahrmarkt versammelt. Die Häuschen sind von Ziegeln gebaut und mit demselben Material gedeckt; Ben-Hissa war in eines derselben getreten, wo sich die Frauen eines Häuptlings befanden, und von diesen Weibern mit dem wiederholten afrikanischen Freudengeschrei: Yo! Yo! empfangen worden, das, obschon mit sanfter Stimme ausgestoßen, doch wie ein Pfeifen klingt. Auf diese Weise riefen die alten Araber ihre Nachbarn zu öffentlichen Vergnügungen. Dieser Ruf ist der Gegensatz von Boh! Boh! ein Ausruf der Weiber bei dem Tode eines Angehörigen oder auch gegen einen Dieb. Als Ben-Hissa aus der Hütte trat, um nach dem Orte zu gehen, wo ich mich befand, stießen alle Weiber zu gleicher Zeit ein Freudengeschrei aus. Ben-Hissa ist ein Mann von mittlerer Größe, runder Gestalt, mit braunen Augen, weißem Bart, vollklingender Stimme und von sanftem Charakter. Er trug einen Haik von feiner weißer Wolle und einen weißen Turban; er ist ungefähr 70 Jahre alt. Als ich sah, daß sein Lager aus einem einfachen Teppich bestand, so trat ich ihm mein kleines Bett mit dem Kopfkissen ab. Da er bereits unterrichtet war, daß ich wegen einer wichtigen Angelegenheit zu ihm käme, so richtete er vor den Leuten keine Frage an mich.

Man brachte große hölzerne, mit dem Messer und der Feile ausgearbeitete Schalen, ungefähr eine Elle breit und tief. Die eine war mit Cuscussus gefüllt, eine Art Gries, ungefähr so grobkörnig als Schießpulver, den die Weiber bereiten; man kocht ihn in einem Durchschlag über dem Dampf des Fleisches und schüttet des Wohlgeschmacks wegen Fleischbrühe daran. Die andere Schale enthielt das in Stücke von einem halben Pfund wenigstens zerschnittene Fleisch. Jeder nimmt ein Stück davon in die eine Hand, und fährt dann mit der andern hohl gemachten in die Schale, um Cuscussus herauszuholen, den er erst durchknetet und dann zum Munde führt; was an der Hand bleibt, hängt sich bei Bereitung eines neuen Mundbissens wieder mit an. Ist die Mahlzeit vorbei, so wird ein großes Gefäß mit Wasser gebracht, in welchem Alle zugleich sich reinigen.

Da mir diese Gebräuche bekannt waren, so hatte ich mich mit Löffeln, Seife und Handtüchern versehen, an welchen Bequemlichkeiten ich den Marabut Theil nehmen ließ, mit dem ich schon lange bekannt war, denn er kam nie nach Algier ohne bei mir abzusteigen. Er stand auch mit Jahia Aga in Verbindung, der sich von ihm begleiten ließ, wenn er ins Feld zog, oder ihn allemal vorausschickte Frieden zu stiften, wenn er gegen irgend einen mächtigen Stamm zu ziehen hatte. Ben-Hissa hatte die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht und einige Zeit in Aegypten gelebt, woher sich der Anstrich von Civilisation schrieb, den man an ihm bemerkte. Seines Einflusses über die Araber sich bewußt, die er von Krieg und Blutvergießen abzuhalten im Stande war, ging er in sein Vaterland zurück, wo er bei folgender Gelegenheit als Marabut anerkannt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mitgetheilt im Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris, von Herrn Jomard.

Die Zahl der großen Wagen, die in Paris hin und her fahren, beträgt 256, nämlich 54 Omnibus, 26 Dames blanches, 20 Tricycles, 48 Favorites, 22 Orleanaises, 14 Diligentes, 24 Béarnaises, 18 Citadines, 18 Parisiennes, 6 Ecossaises und 6 Batignollaises. Ihre Bruttoeinnahme im Jahre 1834 betrug 11 Millionen Franken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 236. 24 August 1835.

Die Armee in Indien.

1. Allgemeiner Zustand.

(Schluß.)

Unter einer Söldner-Armee, wie die indische, deren wichtigste Offiziere aller Aussicht auf Reichthum und Auszeichnung völlig beraubt sind, muß man Aufstände erwarten, so lange es ehrgeizige Soldaten gibt. Diesen Geist mit Gewalt niederhalten zu wollen, wäre eine elende Politik, und der Versuch sich gegen solche Gefahren durch eine vermehrte Anzahl von europäischen Truppen zu schützen, würde schwere Kosten veranlassen, und doch dem beabsichtigten Zwecke nicht entsprechen. Das einzig wirksame Gegenmittel besteht darin, unsern indischen Offizieren höhern Rang und Sold zu verleihen, um ihre Stellung derjenigen zu nähern, die sie unter ihren eigenen Fürsten gehabt haben würden. Die Hindutruppen in den von Moslems eroberten indischen Provinzen hatten beinahe dieselben Vortheile wie die Truppen der erobernden Macht. In keiner Armee, als in der der Kompagnie wurden die Eingebornen so tief unter ihre fremden Herrn gestellt; in einer großen Armee, die ein weites und blühendes Reich vertheidigt, wo früher Hunderte von Eingebornen durch das Waffenhandwerk zu Macht und Reichthum emporstiegen, ist jetzt auch nicht Einer, der mehr als die ärmliche Summe von 20 Pagoden (81 fl.) monatlich sich erwerben könnte. Es ist weder nöthig noch angemessen, die indischen Offiziere auf dieselbe Stufe mit den europäischen zu heben, aber ihre Stellung sollte jedenfalls so weit verbessert werden, daß sie von einer Aenderung mehr zu fürchten als zu hoffen hätten, und dieß könnte man durch höhern Sold und höhern Rang ohne wirkliche Macht erreichen, indem man ihnen Ehrentitel ertheilte, wie es in allen indischen Armeen Sitte ist, und sie mit all der Rücksicht und Höflichkeit behandelte, wie es Offizieren gebührt.

Der Sold der Unteroffiziere ist vollkommen hinreichend, der der Sipahi's unverhältnißmäßig hoch, denn er beträgt 2 Pagoden oder 7 Rupien (8 fl. 24 kr.) monatlich, oder das Doppelte des Arbeitslohns derjenigen Volksklasse, aus der die Sipahi's entnommen sind. Die Miliz der einheimischen Mächte erhält zwei bis drei Rupien monatlich, ihre reguläre Infanterie höchstens fünf, ohne daß die ausgedienten Soldaten etwas erhielten. In der Madras-Armee erhielten die Sipahi's lange nur $1^1/_2$ Pagoden, und erst nach dem Schluß des Kriegs in Meisur zwei Pagoden, gewiß nicht, weil der ehemalige Sold unzureichend war, denn man könnte jede beliebige Anzahl irregulärer Truppen zu allen Zeiten um vier Rupien monatlich haben. Nur für die Offiziere ist darum eine Vermehrung nothwendig, namentlich für die Subahdars, und nur wenig für die Dschemadars, *) weil diese nur von der Beförderung auf eine höhere Stelle die Belohnung ihrer Dienste erwarten sollen; weil ganze Familien in die Bataillone treten, und die meisten Subahdars Söhne, Brüder und andere Verwandte unter den Unteroffizieren und Sipahi's haben, welche an ihrem Glück Theil nehmen, oder sich dessen freuen, und weil man sich durch die Anhänglichkeit der Subahdars auch die der untern Grade sichert.

Ich würde Nachstehendes zur Verbesserung der Lage der indischen Offiziere vorschlagen.

Ein Dschemadar hat monatlich 6 Pagoden (25 fl. 12 kr.), man könnte ihm 7 Pagoden (29 fl. 24 kr.) geben. Ein Subahdar hat monatlich 12 Pagoden, nach 6 Dienstjahren als Subahdar 15, und nach 10 Dienstjahren 20 Pagoden; ich würde vorschlagen, allen Subahdars 15 Pag., und nach 10 Dienstjahren 20 zu geben.

Die beiden ältesten Subahdars sollten als Stabsoffiziere angesehen werden, und eine angemessene Erhöhung des Soldes erhalten: der älteste 45, der zweite 30 Pag. monatlich. Auch sollte man den Rang eines Kommandanten, der dem eines Obersten entspricht, wieder herstellen, bei jedem Regiment Einen ernennen, und ihm monatlich 60 Pag. geben. Ferner sollte jedem General beim Stabe ein indischer Offizier als Adjutant beigegeben, und diesem eine Pferderation und eine Zulage von 10 Pag. monatlich verwilligt werden. Die Wiederherstellung der Stelle eines Kommandanten würde die indischen Offiziere mehr freuen, als gleiche und sogar noch höhere Zulagen für die Subahdars, denn die Ranganszeichnung gilt für äußerst ehrenvoll, auch wo sie wenig oder keine wirkliche Macht gibt. Der Einfluß der Kommandanten wäre allerdings größer als der der Subahdars, allein durch die Gewalt der europäischen Offiziere und andere Ursachen so beschränkt, daß er nicht wohl gefährliche Folgen nach sich ziehen könnte.

Die Unterdrückung der Kommandantenstellen hat die Men-

*) Subahdar ist so viel als Hauptmann, Dschemadar so viel als Lieutenant.

Digitized by Google

tereien nicht vermindert. Ein hoher Rang und die bedeutenden Einkünfte würden ihnen ein Interesse an der bestehenden Ordnung der Dinge einflößen, und wenn man ihre Stellung beim Regiment für gefährlich hielte, könnte man sie in Zurückgezogenheit als Privatleute leben lassen, oder sie zu Befehlshabern kleiner Forts machen, deren eine Menge im Lande zerstreut sind, und die man unklugerweise verfallen läßt. Als militärische Punkte sind sie zwar unbedeutend, aber äußerst wichtig als Zufluchtsörter für die Einwohner und ihr Eigenthum beim Einbruch feindlicher Armeen, da in Indien ein Krieg stets von allgemeiner Plünderung und Verheerung begleitet ist. An solche Orte könnte man die Kommandanten versetzen, im Frieden wären sie nur von kleinen Invalidenwachen vertheidigt, im Kriege aber könnten die dahin geflüchteten bewaffneten Einwohner des Distrikts jeden plötzlichen Angriff abwehren. Solche Ernennungen, so wie die zu Adjutanten beim Generalstab, welche noch dazu durch ihre Kenntniß des Landes und der Einwohner sehr gute Dienste leisten könnten, würden den indischen Offizieren ungemein schmeicheln.

Militärische Ehrentitel sind in allen indischen Armeen gebräuchlich, und sollten auch unsern indischen Offizieren je nach Wohlverhalten ertheilt werden; um sie nicht allzu gemein werden zu lassen, könnte man ihre Anzahl festsetzen. Durch eine solche Anordnung, durch die Ernennung eines Kommandanten für jedes Regiment, und durch die bessere Bezahlung der beiden ältesten Subahdars würden diese ältern Offiziere zu den jüngern in die Stellung der europäischen Stabsoffiziere zu den Subalternoffizieren kommen, und ein lobenswerther Wetteifer geweckt werden, während man jetzt häufig die Erfahrung macht, daß indische Offiziere die sich durch ihre Thätigkeit auszeichneten, indolent und nachlässig wurden, sobald sie den Rang eines Subahdars erreicht hatten. Es wäre eben so billig als nützlich, durch allmählich wachsende Zulagen ihren Eifer zu unterhalten, und das Gefühl nicht aufkleimen zu lassen, daß sie auch durch noch so lange Dienste sich nie in eine Lage versetzen können, die der eines europäischen Offiziers gleichkäme.

Manche werden glauben, die vorgeschlagene Vermehrung des Soldes sey zu groß, man sollte aber bedenken, daß das Einkommen der höhern Offiziere in den Armeen der indischen Mächte im Allgemeinen höher als das der Civilbeamten ist. Die indischen Offiziere im Dienste der Kompagnie wissen dieß, und werden darum nie zufrieden seyn, so lange man nicht den höhern Graden ein Einkommen sichert, das ihnen als endlichen Lohn ihrer Mühseligkeiten eine mäßige Unabhängigkeit verspricht. Thun wir dieß nicht, so haben wir eine Armee, die mit unzufriedenen Offizieren angefüllt ist, und auf welche man kein Vertrauen setzen kann.

Ein Besuch der deutschen Niederlassungen in Illinois und Missouri im Herbst 1834.

(Fortsetzung.)

Dr. Köpfli, ebenfalls einer der Schriftsteller über Einwanderung nach dem Westen der Vereinigten Staaten, nahm uns freundlich auf, und seine unternehmenden Söhne gaben uns eine Uebersicht ihres Betriebes. Der Vater ist als Arzt beschäftigt, die Söhne besorgen die Oekonomie. Ihre Besitzungen sind sehr ausgedehnt, den Landbau betreiben sie aber nicht selbst, sondern haben das Feld zum Theil verpachtet, wo sie 12 Bushel Mais (etwa drei Malter) von einem Akre Land bekommen, oder sie lassen es durch Amerikaner, denen sie es in Akkord geben, bauen. Auf diese Weise haben sie auch viel Land urbar machen und einzäunen lassen, und befanden sich sehr wohl dabei; es ist indessen große Vorsicht bei diesen Akkorden nothwendig, wenn man nicht von den Unternehmern im Stiche gelassen seyn will. Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung dieser Schweizer. Es macht einen eignen Eindruck, die gegen 200 Stücke betragende Heerde unter dem Klange eines schönen Schweizer Geläutes um das artige zwischen Obstbäumen versteckte Wohnhaus zu sehen. Man hat im vergangenen Frühjahre angefangen Käse zu machen, und ein Produkt geliefert, was sehr an den Schweizerkäse erinnert, und jetzt schon bei weitem dem gewöhnlichen amerikanischen Käse vorzuziehen ist. In der Gegend wohnen noch 6 bis 8 Schweizerfamilien. Der Preis der Farmen, deren Gebäude im Allgemeinen schlechter sind als im Marinesettlement, ist im Durchschnitt 4 bis 8 Dollar der Akre; im Marinesettlement scheinen sie, wenn nicht sehr günstige Verhältnisse eintreten, etwas billiger zu seyn. Die Gegend wird höheren Werth erhalten, wenn wirklich die große Nationalstraße hier durchgeführt wird; bis jetzt ist ihre Richtung noch nicht bestimmt, bis nach Vandalia, dem Regierungssitz des Staates, ist sie übrigens ausgesteckt und begonnen.

Nach Tische ritten wir nach dem 20 Meilen entfernten Greenville, dem Hauptorte der Bond County. Etwa 8 Meilen weit führte unser Weg nach Norden immer über die Prairie hin, ohne daß wir an einen Wohnsitz gekommen wären; ehe wir aber hier den Wald erreichten, trafen wir auf die St. Louisstraße und auf eine Menge Farmen, die wo möglich am Rande des Waldes auf der Prairie angelegt werden; das sind immer die vortheilhaftesten Lagen; auch im Verfolge der Reise fanden wir fast immer die Gränzen der Prairien angebaut, während die Mitte derselben, wenn sie irgend Ausdehnung hatten, noch im ursprünglichen Naturzustande dalag, ein Eigenthum des Kongresses, und wohl noch für lange Jahre eine Wüste.

Durch hügeligen Wald, welcher zu beiden Seiten des Schoalcreek sich hinzieht, gelangten wir nach dem artig gelegenen Städtchen Greenville. Es ist auf einer sanft nach Norden ansteigenden Anhöhe erbaut, hat im Nord und West Wald, in Süd und Ost eine ausgedehnte Prairie vor sich, die artig gemischt ist mit einzelnen Gruppen von Gebüsch und Wald, und aus etwa 30 Häusern besteht. Wir verließen hier die Straße, die von St. Louis nach dem noch 20 Meilen von hier entfernten Vandalia führt, und wandten uns am folgenden Morgen nach Norden, überschritten wieder den Schoalcreek und kamen durch recht artige Gegenden, wo kleinere Prairien mit hügeligem Walde wechseln, welcher jedesmal am Ufer der Bäche sich hinzieht.

Das Städtchen Hillsborough, den Hauptort der Montgommery County, ließen wir einige Meilen zur Rechten liegen, und gelangten Nachmittags auf die sogenannte Grand-Prairie. Auch

Digitized by Google

hier trafen wir nur einzelne Niederlassungen am Rande des Waldes, und einige wenige Farmen, die mehr nach der Mitte der Prairie lagen, wo ein Bach entsprang, oder sich eine Waldspitze landzungenartig vorstreckte in die Wiesenwüste. Noch eine solche trafen wir am Nachmittage an, und nach Sonnenuntergang glücklicherweise eine andere, Farmerspoint, wo wir übernachteten. Diese große Prairie ist fast völlig eben, ganz leichte, breite Erhöhungen und Vertiefungen ausgenommen, die nur wenige Fuß betragen, und so abgeflacht sind, daß sie kaum auffallen. Die Niederungen scheinen auch keinen Abfluß zu haben, und müssen im Frühjahre, nach den Resten der Vegetation und der Sumpfkrebse und ein- und zweischaligen Conchylien zu urtheilen, wahre Sümpfe bilden; jetzt waren sie völlig trocken. Die einförmige Fläche wird besonders in den Niederungen nicht selten durch ein bis drei Fuß hohe Erdhaufen unterbrochen, welche von einem hamsterartigen Thiere, dem Gopher (Mus bursarius) herrühren, der wie ein Maulwurf Höhlen gräbt, aber die Erde in äußerlichen Backentaschen herausschafft, und davon diese auffallenden Hügel baut.

Der Boden dieser Prairie schien mir nicht so reich als weiter nach Süden und Westen, und während da der Humus sich meist mit Thon gemischt zeigt, erschien hier auch Sand dazwischen; Sand und Sandstein fand sich auch dort wo die Gewässer Thäler eingeschnitten hatten. Seit wir Greenville verlassen hatten fiel mir dieß auf, obwohl auch schon der letzte Theil der Lookingglaß-Prairie einigen reichen, aber mehr lehmigen Boden zeigte. Hier auf dieser großen Prairie soll das Wasser im Sommer selbst in tiefen Brunnen schlecht seyn, und dieß ein dauerndes Hinderniß des Anbaues bleiben. Der Gesundheitszustand scheint jetzt nicht sehr günstig zu seyn, wird sich aber gewiß mit dem Anbau bessern. Die Prairien sind übrigens hier wirkliche Wiesen, von einem dichten Grasteppich von etwa 1½ Fuß Höhe bedeckt; nur einzelne andere Pflanzen stehen darunter, und wenn man nach dem jetzigen Herbstanblick urtheilen soll, so sind sie gar nicht sehr blumenreich. In Niederungen stehen andere Grasarten, auch mehr sonstige Kräuter, die höher werden. Wo übrigens einmal das Vieh hinkommt und häufig weidet, ändert sich bald das Ansehen dieser natürlichen Wiesen; das Gras wird immer mehr und mehr getödtet, vielfältige Standen mit hohen rauhen Stengeln von den Arten, die man in deutschen Gärten häufig als Zierpflanzen, namentlich als Herbstblumen sieht, entspringen und gewähren einen entzückenden Anblick, verkümmern dem Vieh aber von Jahr zu Jahr mehr seine Nahrung. Solche ausgeweidete und zertretene Prairien geben dem Land zur Zeit, wenn die Blumen nicht im vollen Flor sind, ein Ansehen von Unfruchtbarkeit, das sich wenig mit dem wirklichen Reichthum des Bodens verträgt. Ist aber auch dieß Wiesenunkraut vertilgt in der Nähe von Farmen, so entspringt ein neues zahmes Gras, das einen feinen dichten Teppich bildet, und nicht durch das Vieh leidet. Werden Prairienstücke aber eingezäunt und regelmäßig wie Wiesen behandelt, so geben sie vieles und gutes Heu, welches das daran gewöhnte Vieh häufig dem zahmen Wiesenheu vorzieht, und halten sich so lange und länger als künstliche Wiesen.

Es ist übrigens auf diesen weiten Wiesen eine öde Einförmigkeit, die schwer wählen läßt, ob man in den unruhlichen Wäldern jeder Aussicht beraubt nur immer wieder andere Bäume vor sich erblicken, oder ob man auf der gränzenlosen Fläche weithin nichts als Himmel sehen möchte. Ist das erste beengend, so ist das andere ermüdend. Mit dem Ocean sind überhaupt diese weiten Prairien am besten zu vergleichen. Hier wie dort erscheint die Aussicht gränzenlos, nur manchmal bildet ein ferner Wald mit Vorsprüngen und Buchten eine Küstenaussicht; hier wie dort zieht jeder ferne Gegenstand die Aufmerksamkeit auf sich, und reizt zur Beobachtung; man freut sich, ihm näher zu kommen, man entfernt sich wieder von ihm, und neue Leere läßt neue Unterbrechung suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Neues Zeugniß über die große Seeschlange.

Eine Canadazeitung enthält über eine im Ontario-See gesehene Seeschlange Folgendes: Wir erhielten heute (16 Junius 1835) einen Besuch von Kapitän Kellogg, der den Schooner Polyphemus kommandirt und diesen Morgen von Rochester ankam. Er erzählte uns eine so wunderbare Geschichte, daß wir fast Anstand nehmen, sie unsern Lesern mitzutheilen. Kapitän Kellogg gibt an, er habe gestern Abend um 7 Uhr zwei Meilen vom Lande etwas auf dem Wasser liegen sehen, das einem Mastbaume glich. Bald aber sah er mit Bestürzung, daß das Ding sich auf das Schiff zu bewege, wandte schnell das Schiff, rief seinen Leuten zu, sich in Acht zu nehmen, und eilte auf die große Raae hinauf. Das Ungeheuer, denn es war nichts Anderes als die große Seeschlange, ging hart unter dem Stern des Schiffs vorbei, ohne sich im geringsten um den Schooner zu kümmern. Alle auf demselben hatten aber hinreichende Gelegenheit sie zu beobachten. Sie maß etwa 78 Fuß, war dunkelblau mit braunen Flecken. die Mitte des Körpers hatte den Umfang eines Mehlfasses. nach beiden Enden zu nahm aber die Dicke ab; der Kopf war auffallend klein. Man sah sie eine volle Viertelstunde lang, wo sie endlich ihren Weg den Lorenzstrom hinab zu nehmen schien.

Chronik der Reisen.

Auszug aus einem Bericht über zwei Reisen nach Constantine, nebst einigen Angaben über die Geschichte und die Person Ahmeds, Bey von Constantine.

(Fortsetzung.)

Ein Mann von Goruma, Namens Muhammed-Ben-Abder-Rahman, war nach seiner Pilgerfahrt in Aegypten gewesen, wo er die Bekanntschaft des Scheikhel-Hafrui machte. Dieser wegen seines reinen Wandels geachtete Scheikh versammelte alle seine Freunde bei sich, ließ sie laut den Namen Gottes bekennen, erklärte ihnen dessen Macht und Gewalt, ermahnte sie keinen falschen Eid zu schwören, nicht zu stehlen und zu tödten, kurz nichts zu thun, was wider Gottes Gebot laufe. Jedermann in ganz Kairo wußte dieß, und man rühmte die Frömmigkeit und den rechtlichen Lebenswandel dieser Gesellschaft. Diese Verfahrungsweise brachte Muhammed-Ben-Abder-Rahman mit nach Algier; die Araber im Innern des Landes hatten Vertrauen zu ihm und erkannten ihn als ihren Marabut an. Als er starb, beerdigte man ihn zu Hamma, eine Meile von Algier; über sein Grab wurde eine Moschee gebaut, nebst einer Wohnung für Unglückliche und Reisende. Die zum Tode verurtheilten Evemenih, welche hier eine Freistätte suchten, durften nicht angetastet werden. Einige Monate später holten die Einwohner von Goruma den Leichnam des Verstorbenen ab, um ihn bei sich zu beerdigen, und baten ihm ebenfalls eine große Moschee.

Ben-Hissa war sein Vertrauter, und als Abder-Rahman todt war, erkannte man ihn als Marabut an. Die Araber haben großes Vertrauen zu ihm; sie glauben, daß er mit den Haaren von dem Hals der Maul-

Digitized by Google

thiere Fieber und andere Krankheiten heilen könne, weßhalb ich auch auf meiner Reise von Algier bis nach Constantine nicht ein einziges Maulthier sah, dessen Hals nicht berupft gewesen wäre.

Der Marabut zog, von vielen Leuten begleitet, auf seinem Maulthiere mit uns. Hätten wir den ganzen Tag ungehindert fortreisen können, so wären wir Abends nach Goruma gekommen; so aber mußte er sich bei jedem Stamm aufhalten, um Frieden zu stiften oder Streitigkeiten zu schlichten. Die Nacht brachten wir bei einem mächtigen Stamm zu; bei unserer Ankunft setzte man uns Datteln und saure Milch vor, und um 10 Uhr Abends Cuscussus mit Nierenfett. Die Weiber empfingen uns allenthalben mit Freudengeschrei.

Am folgenden Tage gingen wir über den Fluß Sabo, an dessen Ufer sich eine große von den Türken erbaute Festung befindet, deren Garnison alljährlich gewechselt wurde. Es befanden sich Kanonen daselbst, welche, wie ich glaube, der Scheikh Benzamun wegnahm. Auf Kanonenschußweite von da ist ein Marktplatz, doch war der Tag, an welchem wir ankamen, keiner von den zum Verkehr bestimmten; gegen uns über hatten wir die Gebirge von Flusa. Bei diesen Gebirgen befinden sich fruchtbare Ländereien, Serawat genannt, deren Anbau von den Türken verhindert wurde, wenn sie Streitigkeiten mit den Arabern hatten. Da ich mit dem Scheikh Hadschi-Muhammed-Ben-Lamun sehr gut bekannt war, so ließ ich ihn bitten uns entgegen zu kommen, was er jedoch wegen der Verheirathung eines seiner Söhne ablehnte.

Goruma liegt an hohen Gebirgen, welche unter dem Namen Dscherdschira bekannt sind. An einigen Stellen war die Straße mit kleinen glatten Kieseln bedeckt, auf denen die Maulthiere keinen festen Fuß fassen konnten; an andern gab es tiefe Löcher, aus denen sie nur mit Mühe wieder herauskamen. Die Maulthiere der Beduinen waren daran gewöhnt, ich aber mußte absteigen. In Goruma wurde ich in der Moschee einquartirt. Ich glaubte nicht bei den Beduinen ein so schönes Gebäude dieser Art zu finden, und vermuthe, daß sie zu Herstellung desselben Maurer aus Algier kommen ließen. Sonst sah ich hier nichts als kleine Häuser mit flachen Dächern und Hütten. Der Südwind ist in diesen Gebirgen oft sehr heiß.

Ich bin nicht in das Haus Ben-Hissa's gekommen, doch weiß ich, daß er zwei Weiber hat. Ungefähr 60 Personen waren gekommen ihn zu besuchen, von denen es jedem gestattet ist, so lange zu bleiben, als er Lust hat. Man gibt diesen Leuten ein Nachtlager und zweimal des Tages zu essen; am Morgen bekommen sie Brod, Milch und Feigen, und am Abend Cuscussus. Mit Sonnenuntergang werden große Säcke mit Gerste herbeigeschafft, aus denen jeder nimmt, was er für sein Maulthier oder Pferd bedarf, und während des Tages werden diese Thiere durch eigens dazu bestimmte Leute auf die Weide geführt.

Der Marabut hat Ländereien im ganzen Umfange des Königreichs, ja ich glaube sogar bis nach Tunis. Alle Einwohner helfen sie ganz unentgeltlich bestellen und abernten. Oft thun sie auch noch das Gelübde, dem Marabut so und so viel zu geben, wenn ihnen diese oder jene Sache gelingt. Er hat Beamte, welche mit aller Lebensnothdurft versehen und gehalten sind, Gastfreundschaft gegen jeden zu üben. Eine Menge von Kameelen und Maulthieren sind beschäftigt das Getreide und die Lebensmittel dieser Beamten, die niemals Rechnung legen, zu tragen. Das Vertrauen Ben-Hissa's stützt sich darauf, daß es ihnen wohl geht.

Als wir am dritten Tage angekommen waren, befahl er einem seiner Vertrauten, seinem Secretär und vier von seinen Beamten mich nach Constantine zu begleiten. Wir reisten am Morgen ab, und der Marabut begleitete uns bis zu dem Markte des Flusses Sabo. Dieser Markt ist nicht besonders groß, und kann meiner Schätzung nach ungefähr 50.000 Menschen fassen. Wir reisten zwei Tage ohne andere Begleitung als die, welche der Marabut uns mitgegeben hatte, und welche bis Budschia bei den Beduinen bekannt waren. Wir gingen über die Gebirge am Flusse Budschia, und schliefen am dritten Tage bei Abdel-Aziz und den Beamten Ben-Hissa's. Wir erhielten hier eine Bedeckung von 50 Mann, die wir alle Abende an dem Ort, wo wir ankamen, wechselten. Ich gab jedem Mann hundert Bogio des Tages, was neun Franken ausmacht. Schwindlich von der Höhe der Gebirge und der Tiefe der Abgründe, war ich genöthigt zu Fuß zu gehen, in zwei große Burnus eingehüllt, um mich vor der Sonnenhitze zu schützen. Ich war stets im Schweiße gebadet, erstickte fast vor Staub, und wurde von den Flöhen und Läusen gepeinigt, die ich unterwegs aufgelesen hatte. Ich konnte nicht das Geringste unternehmen, ohne von der unbescheidenen Neugier der Beduinen belästigt zu werden, die noch dazu Alles haben wollten, was sie sahen. Wenn ich Limonade machte, mußte ich einem jeden davon geben. Um diesem zu entgehen, ließ ich fallen, daß Kölnisches Wasser ein Mittel für die Augen sey, und sogleich mußte ich jedem ein paar Tropfen in die Augen gießen. Trank ich Kaffee, ein Getränk das sie nicht kennen, so wollten sie auch welchen haben, und ich war genöthigt allen Anwesenden davon mit Zucker zu geben.

Am vierten Tage sahen wir die hohen Gebirge von Zuava. Von dem Ort, wo wir uns befanden, bis zu diesen Bergen, wimmelt das Land von berberischen Räubern, weßhalb wir eine Bedeckung von 50 Mann mit uns nehmen mußten. Die Landschaft ist mit Feigen- und Olivenbäumen bedeckt. Die erstern sind sehr klein, weit kleiner als die von Algier; sie haben nicht über Mannesgröße und tragen Früchte in Menge. Der Reisende kann essen so viel er mag, aber nur der Eigenthümer allein hat das Recht diese Früchte zum Trocknen einzusammeln. Man thut Vorräthe davon für den Winter und zum Verkauf in den Städten ein. Ich aß viel von diesen Früchten und trank sehr oft, weßhalb ich krank zu werden erwartete, was jedoch glücklicherweise der Fall nicht war. Die Ländereien werden nicht bearbeitet, und der Feigen- und Olivenbaum wächst wild. Man findet hier noch einen andern großen Baum, den man in Algier nicht hat; sein Laub ist dem des Brustbeerbaums sehr ähnlich. Die Weiber, welche hier sehr groß und schön sind, sammeln es in Körbe und bewahren es für die Zeit des Schnees zum Viehfutter auf. Als wir das Gebiet von Zuava betraten, kamen wir an dem Markte vorüber, der mit einer so großen Menschenmenge angefüllt war, daß wir anderthalb Stunden brauchten, um durchzukommen. Er wird von den Bewohnern der Gebirge von Budschia und Luava besucht, die bis auf eine Tagereise weit und stets bewaffnet kommen. Meiner Schätzung nach befanden sich an diesem Tage wenigstens 500,000 Menschen daselbst, wenn man auf jeden Mann nur Eine Frau, ein Kind und einen Diener rechnet. Es gibt deren aber, welche vier Weiber, mehrere Kinder und verheirathete Diener haben.

Wir stiegen in das Gebirge hinauf, und wohnten bei Abdelkader, einem Agenten Ben-Hissa's, einem sehr kenntnißreichen Mann, der Unterricht in der Religion und den Gesetzen ertheilte. Mehrere Kaufleute von Zuava waren mir gefolgt und wohnten ebenfalls bei ihm. Die Großen und die Scheikhs des Gebirgs, welche er eingeladen hatte, kamen mich zu besuchen, und fragten, warum ich anfänglich bei den Franzosen geblieben und mich jetzt von Algier entfernt habe.

Die Gebirgsdörfer sind besser gebaut als die der Ebene, ihre Einwohner sind höflich und ihre Gastfreundschaft ist zuweilen lästig. Bei unserer Ankunft in einem solchen liefen alle Einwohner herbei, um uns von den Maulthieren zu helfen und ihre Lebensmittel anzubieten, und wenn man aus Mangel an Hunger oder einer andern Ursache halber nicht recht tüchtig aß, so versetzten sie uns Fauststöße in die Seiten, um uns zum Essen anzureizen. Zwei Tage lang zogen wir so von Gebirge zu Gebirge; am dritten kamen wir an einen fast verlassenen Ort, der das Gebiet der Gebirgsdörfer von dem von Beni-Abbas scheidet. Er wird von Räubern bewohnt, welche man Schurfah nennt. Wir waren von mehr als 50 Beduinen theils zu Pferde, theils zu Fuße begleitet. Als wir auf dem Berge angekommen waren, von wo aus man das Gebiet der Schurfah übersieht, stiegen unsere Beduinen ab und schrien aus allen Kräften Uik, wobei sie das i stark betonten, was unter ihnen ein wichtiges Signal ist. Diesen Ruf hört man auf eine Stunde weit, und er bedeutet so viel als: „Wir sind bewaffnet; jeder bleibe wo er ist.“ Man antwortete, daß man den Durchzug gestatte.

Indem wir vom Gebirge herabstiegen, bemerkten wir linker Hand einen Wald, und in einiger Entfernung rechts einen Trupp Reiter, welche für Räuber erkannt wurden. Voller Furcht eilten wir in den Wald, um ihnen auszuweichen. Wir fanden keinen gebahnten Pfad, und die Hirten, welche die Heerden von Beni-Abbas hüteten, flohen als sie uns sahen, obschon wir ihnen zuriefen, wir seyen Reisende, die ihnen nichts zu Leid thun wollten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 237. 25 August 1835.

Ueber die Anlegung von Wäldern auf der orenburgischen Gränzlinie.

Die orenburgische Gränzlinie, welche sich 1860 Werste weit erstreckt, trennt das russische Gebiet von den Steppen der nomadischen Kirgisen; sie beginnt in Sibirien mit dem obern Theil des Tobolflusses, läuft an dem Ui fort, und geht dann längs dem Ural bis zum kaspischen Meere. Diese ganze Strecke zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, nämlich vom kaspischen Meere bis zur Einmündung des Ilek in den Ural 633 Werst; dieses Land gehört den uralischen Kosaken, und umfaßt etwa 50,000 □Werste: zweitens von der Einmündung des Ilek in den Ural bis zur sibirischen Gränze, was 1230 Werste und 27,000 □Meilen ausmacht, die von den orenburgischen Kosaken und den Soldaten der Linienbataillone bewohnt werden; im ilezkischen Rayon gehört ein Theil der Ländereien der ilezkischen Salzwerksverwaltung und einiges wird von Privatansiedlern angebaut.

Auf dieser ganzen Gränze ist der Boden fruchtbar, wird aber magerer, je mehr man sich dem kaspischen Meere nähert; von der sibirischen Gränze bis zu den guberlinischen Bergen findet man eine fette schwarze Erde mit Sand oder Kalkunterlage; von den guberlinischen bis zu den inderischen Bergen ist die Grundlage Thon, mehr oder minder mit Eisenoxyd gefärbt, und mit einer Schichte schwarzer Erde bedeckt, die im ilezkischen Rayon sehr gut, im mittleren Theile der uralischen Ländereien aber dünner ist; von den inderischen Bergen an beginnt Sand, und weiterhin zum kaspischen Meere Salzboden, bei der Feste von Saraitschik aber reift der Weinstock. Auf diesem ganzen ungeheuren Landstrich sind die Wälder fast ausgerottet, an den Ufern der Gränzflüsse finden sich hie und da einige hundert krüppelhafte Weiden und Pappeln, an andern Stellen einzelne Birken und rothe Rüstern. Nur in der Nähe der Feste Karatschai hat sich etwas Fichtenwald erhalten, der der Krone, und im ilezkischen Rayon etwas Pappelwald, der dem ilezkischen Salzwerk gehört.

Bei dem Mangel an Steinkohlen und Torf, bei der Abneigung der Einwohner, getrockneten Kuhmist zur Feuerung zu nehmen, und der Strenge des Klima's, welche nicht erlaubt, zum Bauen andere Materialien als Holz zu nehmen, wird der Mangel an Bau- und Brennholz mit jedem Jahre fühlbarer, um so mehr als die Volksmenge zunimmt, und die letzten Reste von Wald schnell verschwinden. Werden nicht bald durchgreifende Maßregeln zur Wiederanpflanzung von Wäldern ergriffen, so müssen die Holzpreise so unmäßig steigen, daß die minder vermöglichen Einwohner durchaus nicht mehr an ihren jetzigen Wohnorten ausdauern können. Denn man zahlt bei der Feste Orska 24 R. (11 fl. 10 kr.) und im Uralsk 40 R. (18 fl. 36 kr.) für das russische Klafter (von 7 Fuß); fichtene Stämme zum Bauen die 21′ lang und 16″ dick sind, kosten 7 Rubel und darüber. Rechnet man nun, daß eine kleine Haushaltung 8½ Klafter zum Heizen und Kochen braucht, so ist dieß nach einem Mittelpreise eine Ausgabe von 200 Rubel des Jahrs, eine fast unerschwingliche Summe für Leute, die nur ein Einkommen von 4 bis 500 Rubel haben. Eben so kostspielig ist der Bau neuer Häuser; ein Haus mit zwei oder drei kleinen Zimmern und den nöthigen Gesindestuben kostet 1800 bis 2000 Rubel, eine Summe, welche nur von wenigen aufgebracht werden kann, und so drängen sich zwei und oft mehr Familien mit Versagung der dringendsten Bequemlichkeiten in zwei und sogar in eine enge Stube zusammen. Bei diesen hohen Preisen des Bau- und Brennholzes verursacht auch die Aufführung der Regierungsgebäude bedeutende Kosten.

Endlich darf man auch nicht aus dem Auge verlieren, daß die Vergleichung des jetzigen Zustandes der Gränzlande mit dem frühern, namentlich, wie er in der von Rytschkoff im Jahre 1762 herausgegebenen Topographie geschildert ist, auf den Schluß führt, daß die Zerstörung der Wälder auch hier die gewöhnlichen Folgen geäußert hat, nämlich ein Seichterwerden der Flüsse, und eine sehr ungünstige Veränderung des Klima's; noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts fand sich nach einer sehr wahrscheinlichen Berechnung fünfmal mehr Wald als jetzt, denn Rytschkoff gibt an, daß im J. 1760, also vor 75 Jahren ziemlich viel Wald von Werchneuralsk bis Orska gewesen sey, daß man in Orenburg das Klafter Brennholz mit 90 Kopeken *) bezahlte, und daß tiefer unten am Ural, und selbst auf dem kirgisischen Ufer ein Fichtenwald stand; von allen diesen Wäldern ist auch nicht Eine Spur mehr übrig.

Im Jahre 1760, wo also doch noch ziemlich viel Wald vor-

*) Dieß macht nach der jetzigen Währung ungefähr 5 Rubel Assignaten oder 2 fl. 18 kr., während man jetzt 50 Rubel oder das Sechsfache dafür bezahlt.

Digitized by Google

handen war, riß der Ural in seinen Ueberschwemmungen schon nicht mehr ganze Dörfer und Festen mit sich fort, wie dieß bei Anlegung der orenburgischen Linie der Fall war, als man die Wälder noch ganz unberührt gelassen hatte; eben so fuhren damals nicht mehr Schiffe mit Proviant und Eisen aus dem Hafen von Werchneuralsk, der im Jahre 1714 von Kirilloff erbaut worden war, nach Orenburg hinab, denn diese Schifffahrt war, wie Rytschkoff etwa 25 Jahre nach Erbauung des Hafens in einem Briefe bemerkt, darum aufgegeben worden, weil der jährliche Bau der Schiffe nicht nur die Wälder erschöpft habe, sondern auch im Oberlauf der Flüsse viele Sand- und Steinbänke entstanden seyen. Im Jahre 1760 fuhren noch Barken mit voller Ladung von Orenburg den Ural hinab, und Rytschkoff konnte nicht voraussehen, daß nach 70 Jahren die Gränzbewohner die Höhen und Ufer des Ural völlig entblößt haben, und die Furthen nicht mehr würden zählen können, daß an Schifffahrt nicht mehr zu denken seyn würde, weil der Ural jetzt nur mit Mühe noch leichte Nachen trägt, und jährlich sich neue Furthen zeigen, so daß derselbe sich schnell den Steppenflüssen nähert, die aus Seen bestehen, die mit Rietgras bewachsen, und nur noch durch einen Bach von 6 bis 10' Breite mit einander verbunden sind.

Mehrere solcher Seenreihen deren Rytschkoff erwähnt, sind jetzt zu völlig wasserleeren Vertiefungen geworden, und es ist einleuchtend, daß mit der Vernichtung der Wälder, dieser Aufbewahrungsörter der Feuchtigkeit und des Schnees, nicht nur die Menge des Wassers sich vermindert, sondern auch das Klima sich bedeutend verändert hat, denn wenn auch früher große Hitze, Dürre und Sturmwinde mit Schneegestöber eintraten, so waren sie doch nicht so häufig, und nicht von einem so plötzlichen Wechsel der Temperatur begleitet; jetzt ist auf der holzlosen Gränze der erfrischende Thau verschwunden oder kaum bemerkbar, die befruchtenden Ueberschwemmungen haben sich vermindert, und alle Gränzflüsse bieten an vielen Orten ununterbrochene Reihen von Furthen dar; im Sommer rasen täglich Wirbelwinde ungehindert über die unabsehbaren öden Steppen hin, zerreißen und verjagen die Regenwolken, so daß selten ein Regen den ausgesogenen Boden erquickt, während eine unmäßige Hitze Menschen und Vieh ermattet, und leichte Unpäßlichkeiten, namentlich bei der plötzlich eintretenden Kälte der Nacht, in gefährliche Krankheiten umwandelt. Im Winter reißen die andauernden Schneestürme ganze Häuser mit sich fort; eine für die geographische Breite des Landes ganz unmäßige Kälte, noch verstärkt durch den Ostwind, für den recht eigentlich auf der ganzen Gränze jedes Hinderniß hinweggeräumt ist, richtet die gewöhnlichsten Gartenpflanzen und Fruchtbäume zu Grunde, die sonst hier wohl gediehen; selbst die Pelzthiere und das Wild verlassen ein Land, wo es keine Wälder mehr gibt, die ihnen Nahrung und Aufenthalt gewähren könnten. Mit Einem Worte, Alles beweist, daß man ohne Verzug auf der ganzen orenburgischen Linie, wo es immer möglich ist, neue Wälder anpflanzen muß, um den verderblichen und unfehlbaren Folgen der Zerstörung der Wälder vorzubeugen.

Um wenigstens einen Anfang zu machen, hat die Regierung im Jahr 1834 unter Anderem befohlen, die noch vorhandenen Wälder abzutheilen, in solche die man aushauen darf, und in verbotene Wälder, die streng geschützt werden und als Pflanzwälder dienen sollen. Zugleich wurden aus den baschkirischen Landgütern über 70,000 junge Bäume geholt und angepflanzt, lauter Gattungen die schnell wachsen, als Pappeln, Weiden u. dergl. Die Anpflanzung geschah durch die Anwohner selbst.

Ob diese Bemühungen, selbst wenn sie mit Eifer fortgesetzt werden, Erfolg haben, steht sehr dahin; die russischen Anwohner mögen zwar allerdings in den Wäldern übel gehaust haben, doch wäre die Zerstörung derselben ohne Beihülfe mancher klimatischer Ursachen schwerlich so schnell vor sich gegangen. Die Verödung jener Länder scheint langsam von Osten heranzurücken, und es ist sehr zu bezweifeln, ob die Arbeit der Menschenhand etwas dagegen vermögen wird.

Ein Besuch der deutschen Niederlassungen in Illinois und Missouri im Herbst 1834.

(Fortsetzung.)

Bei Farmerspoint treffen sich mehrere Straßen, namentlich eine die von Edwardsville, eine andere die von Hillsborough und Vandalia, eine dritte die von Jacksonville, und eine vierte die von Springfield herkommt. Vor Tagesanbruch noch machten wir uns folgenden Morgens auf und schlugen letztere Straße ein. Wir hatten den Gebrauch von den Amerikanern gelernt und passend gefunden, früh acht bis zehn Meilen zu reiten, dann Pferde und Menschen mit einem tüchtigen Frühstück zu erquicken, und nach ein bis zwei Stunden Aufenthalt in einem Stücke bis zum Orte unsers Nachtlagers zu reiten. In der heißern Jahreszeit fand ich es besser, die Pferde theils der größern Hitze, theils des längern Tages wegen auch am Mittage einige Zeit ruhen zu lassen. Nicht selten übrigens legt ein Amerikaner 50 bis 60 Meilen zurück ohne abzusteigen; er selbst macht sich aus der Entbehrung nichts, und sein Pferd muß wohl auch zufrieden seyn; am Abend wird es aber sehr gut besorgt, so nachlässig er übrigens zu Hause damit umgeht, wenn es nicht arbeiten muß. Kaum war die Sonne aufgegangen, als wir einige Hirsche ängstlich auf uns zuspringen sahen, und bald erblickten wir hinter ihnen her einen Wolf jagen. Es war ein Prairiewolf, der nordamerikanische Schakal, ein Thier, das zwischen dem gewöhnlichen großen Wolfe, der hier nur in Waldungen vorkommt und dem Fuchse inne steht, an Größe einem mittelmäßigen Hühnerhunde gleich ist, spitze Ohren, einen langen starken, aber nicht buschichten Schwanz hat und dunkelbraun von Farbe ist. Sie finden sich, wo sie nicht zu sehr verhetzt sind, in Heerden und gehen gemeinschaftlich nach Beute aus; so ist es ihnen auch bei ihrer großen Schnelligkeit möglich, Hirsche zu erreichen. Schafen und Schweinen sind sie auch sehr gefährlich, und da wo es viele Wölfe gibt, rechnet man, daß im Durchschnitt jährlich eben so viel Schafe durch diese Thiere umkommen, als zur Welt gebracht werden.

Ungemein einsam fühlt man sich auf der weiten Oede, die durch das Abbrennen des Grases wirklich etwas Wildes und Schauerliches bekommen hatte. Kohlschwarz ist Alles, so weit

Digitized by Google

der Blick reicht, Alles glatt weggebrannt, nirgends mehr Spuren des Lebens; kein Vogel flattert hier umher, kein Hirsch läßt sich sehen wo ihm die Weide zerstört ist. Und welcher Kontrast, dieser reine blaue Himmel über der schwaczen Erde!

Ganz in der Ferne in der Richtung etwa, wo unser nächster Rastplatz liegen mußte, glaubte ich an einen dünnen Waldanfang gelehnt, eine Farm zu erblicken. Dorthin richtete ich meinen Weg, und kam endlich auch nach Macoupinpoint, einem hübschen, und zu einem Wirthshause bequem gelegenen und gut eingerichteten Gehöfte, einer Oase in dem Prairiemeer. Noch vierzehn Meilen weit führte uns der Weg über die Prairie hin; nach und nach kamen wir aber doch dem Walde näher, und freuten uns sehr, wieder zwischen Bäume zu kommen, nachdem wir 55 Meilen über die Prairie geritten waren. Auf der Prairie fanden wir heute den Weg belebter, wir begegneten manchem Reisenden, unter Andern trafen wir einen amerikanischen Auswanderer-(Mover) Zug um eine Quelle gelagert, ein wahrhaft Cooper'sches Bild. Es war eine Vertiefung in der Prairie, in der ein kleiner Bach entsprang, und sich hundert Scheitte weiter in einen kleinen See sammelte. Umher war Haselgebüsch und einige Eichbäume emporgewachsen, das Gras war in der Nähe nicht abgebrannt. Der große mit dem weißen Tuche überspannte Wagen war an den Rand des Gebüsches gefahren woeden; schon hatte die beim Amerikaner nie fehlende Axt den Keim eines zukünftigen Waldes zu vernichten begonnen; Frauen hatten eiserne Töpfe und Kessel vom Wagen geholt, während die Männer Feuer angezündet hatten; die Alten ruhten, Kinder spielten umher, die Frauen begannen zu kochen und zu backen, die Männer besorgten theils das ausgespannte Zugvieh, einen andern sah man in der Ferne mit der langen Büchse bewaffnet einem Prairiehuhne, vielleicht gar einem Hirsche nachschleichen. Solche Auswandererzüge, zum Theil recht große, mit vielen Wagen und Viehheerden, sieht man auf den größern Verbindungsstraßen den ganzen Herbst durch in Menge, denn die nie endenden Wanderungen der Amerikaner, welche selten das Gefühl der Heimathsliebe kennen, odee sich wenigstens nicht davon leiten lassen, sind wirklich unermeßlich; es ist eine beständige Völkerwanderung.

Der Wald ist in diesen Gegenden, wo erst seit 10 bis 15 Jahren Menschen wohnen, ganz anders als in den länger angebauten Gegenden des Staates. Sparsamer war er hier wohl von jeher, man trifft ihn eben nur längs der Flüsse und Bäche, insbesondere da, wo es etwas uneben ist; er bildet dann Streifen, die eine viertel bis eine halbe Meile breit sind, hie und da zusammenfließen, wieder sich trennen, je nach dem Laufe der Gewässer. Der Wald besteht meist aus Nußbäumen (Hickory) und Eichen, insbesondere der wegen ihrer Nutzbarkeit und Dauerhaftigkeit hochgeschätzten Nußeiche. Die Bäume sind im Durchschnitt groß und von ein bis drei Fuß Durchmesser; junges Holz sieht man fast gar nicht, so wenig wie Haselgebüsche häufig sind; der Wald stößt gerade zu ohne Uebergang an die Prairie. Ganz anders ist das in bewohntern Gegenden, wo das Feuer weniger mehr den Aufwuchs des jungen Holzes hindert, und wo man die ältern Stämme rasch weghaut. Dort umgibt ein Saum von jungem Walde die Prairie, und als Vorposten sprießen die Haselhecken überall auf, auch in den Prairien selbst entstehen Gebüsche, und häufig steht ein Wäldchen da, wo die ersten Ansiedler noch nichts als Gras gesehen hatten. Aus diesen Ursachen scheint die Furcht vor Holzmangel auch ungegründet, denn es wächst, wo nicht zu rücksichtslos gegen den Wald gewüthet wird, bald viel mehr nach als man braucht. Wald urbar zu machen hält man aus drei Hauptgründen für Unsinn: einmal, weil die Mühe die zehnfache ist, wie beim Urbarmachen des Prairielandes, dann weil die Prairie im Durchschnitt viel bessern Boden hat als der Wald, und endlich, weil das Holz dort mehr Werth hat. Wer die freie Wahl hat, kauft am liebsten eben so viel Wald als Prairieland, welche dicht bei einander liegen; es ist aber nichts Seltenes, daß man da, wo die Bevölkerung zunimmt, zwei bis 4 Meilen, und selbst mehr, von seinem Walde entfernt ist; sehr selten dagegen ist es der Fall, daß man bei solcher Entfernung das Wohnhaus in den Wald stellte, es sey denn, daß eine gesündere hügelige Lage, eine gute Quelle oder dergleichen, den Nachtheil aufwiegt, den es hat, wenn das Feld vom Hause entfernt ist. Man hat es bisher immer als eine gute Spekulation angesehen, den Wald in der Nähe von Prairien aufzukaufen, da aber wo die Bevölkerung ein wenig zunimmt, ist man davon zurückgekommen, und kauft lieber schöne Lagen auf der Prairie, versichert, daß wenn man eine Zeit lang zusehen kann, die Waldbesitzer losschlagen, oder das Prairieland zu hohen Preisen kaufen müssen, denn der Eigenthümer der Prairie kann sich wohl sein nöthiges Bau- und Umzäunungsholz verschaffen, und ein kleines Stück Wald für sein Brennholz aukaufen, aber selten wird es in solchen Gegenden der Waldbesitzer vortheilhaft finden können, sein Waldland urbar zu machen. Wir trafen im Verfolg unserer Reise an verschiedenen Oeten Männer, die zum Theil zu den gebildetsten Klassen amerikanischer Auswanderer gehörten, und zum Zwecke wirklicher Ansiedlung oder der Spekulation die Gegenden des Illinoisstaates durchreisen. Sie vereinigten sich Alle in der Meinung, die ich eben auseinandergesetzt habe. Es war auch von andern Spekulationen in Bezug auf Ankauf die Rede; man schien es nicht vortheilhaft, wenigstens nicht sicher zu finden, ein Grundstück in einem der vielen neu angelegten Städtchen zu kaufen, weil ihr Auskommen zu ungewiß sey; wolle man es indessen doch, so verdienten die Orte am Illinoisflusse und dem anzulegenden Michigankanale vor allen andern den Vorzug; besser sey es Farmen oder rohes Land in günstig gelegenen Gegenden zu kaufen, denn das Land werde überall und sicher steigen. Die Preise der Ländereien in den schon länger bebauten Gegenden sind übrigens bedeutenden Schwankungen unterworfen gewesen. Zur Zeit der großen europäischen Kriege und der folgenden Mißjahre stand Getreide und Mehl in hohem Werthe hier, und ward in Menge nach Europa verführt; man kaufte Farmen um sehr hohe Preise. Dieser Handelsweg für die Produkte hörte jedoch auf, Handelsstockungen traten ein, und der Preis der Ländereien fiel eben so schnell, als er hoch gestiegen war. Mit der zunehmenden Kultur des Landes und der immer sich vermehrenden Einwandernag stieg nun der Preis wieder allmählich bis er jetzt etwa den damaligen Stand, aber auf eine viel solidere Weise erreicht hat. Man braucht jetzt nicht mehr ein Fallen zu fürchten,

Digitized by Google

der Amerikaner hofft aber im Gegentheil auf rasches Steigen durch Einwanderung aus Europa und durch Kriege. Ob die häufigen Nachrichten von dem nahen Ausbruche eines allgemeinen Krieges sich nicht bald bewähren würden, hört man oft fragen.

Nachdem wir die große Prairie verlassen hatten, kamen wir über mehrere Arme des Brushcreeks, eines Zuflusses des Sangamon, zwischen welche sich kleinere Prairie-Arme hereinziehen. Die Prairien sind hier nicht zu groß und der Wald gleichmäßiger vertheilt, daher der Anbau viel besser, als wir ihn die letzte Zeit her getroffen hatten. Je näher wir Springfield, dem Hauptorte der Sangamon County kamen, desto besser ward der Anbau, desto schöner und wohlhabender sahen die Farmen aus. Schöne gerade Zäune sind häufig an die Stelle der gewöhnlichen Zickzack-Einfriedigungen (wormfences) getreten, und nicht selten sieht man hübsche Backsteinhäuser. Der Preis der Ländereien ist hier im Durchschnitt 10 bis 12 Dollars der Akre; das Land scheint wieder besser zu seyn, als auf der großen Prairie, aber bei den schönsten Farmen fehlen noch die Obstgärten, oder sind im ersten Entstehen, ein großer Mangel, den man den zuweilen hier schon sehr harten Wintern, die den Pfirsichbäumen schaden, und mehr noch der Neuheit der Ansiedlungen zuschreiben muß. Dieß Land ist wirklich neu. Die beiden Nachbar-Counties Sangamon und Morgan erhielten vor 15 Jahren ihre ersten weißen Bewohner; sie wuchsen aber am schnellsten von allen Theilen des Staates, denn 1830 hatte jeder etwas über 15,000 Einwohner, und jetzt wird ihre Zahl schon auf 25,000 in jeder geschätzt. Dabei sind die Hauptstädte dieser Counties die bedeutendsten des ganzen Staates; wie es scheint wird aber doch bald die Morgancounty den Vorrang erwerben. Solche schnelle Veränderung ist, beiläufig gesagt, ein Hinderniß für jedes statistische Werk über die Vereinigten Staaten, denn es kann nur temporäres Interesse haben, und wird bald veralten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesische Baukunst.

Allenthalben und zu allen Zeiten hat das Klima auf die Baukunst einen sehr bedeutenden Einfluß geäußert, so auch in China. Dieses Land ist sehr häufigen Erdbeben ausgesetzt, im Sommer herrscht eine drückende Hitze, im Winter die strengste Kälte, während zugleich die Feuchtigkeit der Atmosphäre die Vegetation vieler schädlichen und Schmarotzerpflanzen begünstigt. Diese Lokalumstände machen für den Bau der Häuser zwei Dinge unumgänglich nothwendig, erstens Leichtigkeit der Materialien, und zweitens, als Folge hievon, eine Bauweise mehr in die Breite als in die Höhe. Backsteine und Holz sind die Materialien zum Bau der meisten Gebäude, der prächtigsten wie der gemeinsten. An Steinen, namentlich auch an Marmor, ist das Land sehr reich, man braucht sie aber meist nur, um große Gemächer zu pflastern. Die großen Mauern der Häuser bestehen aus Backsteinen, die Querwände im Innern aus Holz. Selbst die prächtigsten Paläste sind nur Ein Stockwerk hoch, und nehmen darum einen unmäßigen Raum ein. Der kaiserliche Palast zu Peking umfaßt einen so ungeheuren Raum, daß er einer ziemlich großen europäischen Stadt gleichkommt; er gleicht auch mehr einer Stadt durch die Menge seiner mit Symmetrie vertheilten Gebäude, die durch bedeckte Galerien mit einander in Verbindung stehen, aber durch zahlreiche und ungemein ausgedehnte Höfe von einander getrennt sind. Die europäische Bauweise scheint den Chinesen monströs; die engen Straßen, die vier, fünf, ja sechs Stockwerke hohen Häuser erscheinen ihnen wie Hohlwege durch Berge geböffnet, wo weder Luft noch Licht hinein kann.

In der chinesischen Baukunst spielt die Säule eine große Rolle, und dient als Maßverhältniß für alles Uebrige. Die Säule, und nicht die Mauer, trägt das Dach; sie ist einfach, nicht kannelirt, nimmt auch nicht gegen oben zu ab, wie die alte dorische, sie ist die Stütze, nicht die Zierde des Baus, da man aber doch der Ausschmückung nicht ganz entgehen kann, so wird sie mit verschiedenen Farben bemalt. Sie ist fast immer von Holz, und ihre Höhe ist das Siebensache des Durchmessers. Dieses Verhältniß ist auffallend kürzer, als das der römischen und griechischen Säulen; sie hat auch kein Kapitäl, sondern oben geben die viereckigen Balken der Decke durch und springen um einen halben Durchmesser vor: dieser Vorsprung ist manchmal mit ausgehauenen oder gemalten Bildern geschmückt.

Unter die Eigenthümlichkeiten der chinesischen Bauart gehört auch der Mangel an Glasfenstern, ob man gleich das Glas kennt und verwendet; die Fenster sind nur mit Papier oder beweglichen Jalousien verschlossen. Bemerkenswerth ist auch der gänzliche Mangel an Eisen bei den Thüren und den sehr mannichfach gestalteten Fenstern. Die erstern haben keine Schlösser, und öffnen sich bei dem geringsten Anstoße nach Außen, wie nach Innen. Alle Zimmer, große und kleine, im Palast, wie im geringsten Privathaus, werden durch außerhalb, gewöhnlich sogar unterhalb angebrachte Oefen erwärmt, welche die Wärme durch Röhren allenthalben hin, namentlich auch unter dem Boden, verbreiten.

In Betreff der angeblichen Porzellanthürme in China genügt die Beschreibung des berühmten Thurmes von Nan-Kin, der noch ziemlich gut erhalten ist, obgleich er schon 400 Jahre zählt, ein ziemlich hohes Alter für Gebäude in China. Ehemals trieb man den Luxus damit viel weiter, und es gab Thürme, die 500′ Höhe hatten. Alle haben eine religiöse Bestimmung, sind fast durchaus von derselben Form, Sechseck, Achteck u. dgl., und in 7, 8, 10 Stockwerke abgetheilt, die immer kleiner werden. Jedes Stockwerk hat ein Karniß, welches ein Dach von 6, 8 oder 10 vorspringenden Platten trägt, an deren Ecken Glöckchen von Kupfer hängen. Um jedes Stockwerk läuft eine Galerie mit einer Balustrade. Der Thurm von Nan-Kin, der Tempel der Dankbarkeit genannt, steht mitten unter den weitläufigen Gebäuden einer Bonzerie außerhalb der Mauern von Nan-Kin. Er ruht auf einer massiven Unterlage von Backsteinen, umgeben von einer Balustrade von rohem Marmor: man steigt auf einer Treppe von 10 oder 12 Stufen hinauf. Der Thurm ist achteckig, jede Seite hat 32′, der Umfang also 256′ und der Durchmesser 85; er hat 9 Stockwerke. Ein sehr vorspringendes Dach schützt die äußere Galerie jedes Stockwerks; an den acht Ecken hängen Metallglöckchen herab, die, vom Winde bewegt, fast fortdauernd klingen. Die Mauer des ersten Stocks hat 12′ Dicke, nimmt jedoch mit der Höhe ab, und ist mit einem groben Porzellan verkleidet, welches blau, grün und gelb bemalt ist. Die vorspringenden Dächer jedes Stocks sind mit grünen, gefirnißten und sehr glänzenden Ziegeln bedeckt. Das erste Stockwerk hat die größte Höhe, und alle bestehen nur aus einem von vier Fenstern erhellten Zimmer, in dessen Mitte auf einem Piedestal ein plumpes, vergoldetes Götzenbild steht. Die Mauern sind mit einer Menge gleichfalls vergoldeter, aber kleinerer Götzenbilder verziert, deren man an einem einzigen Stockwerke gegen 400 zählt. Ein 50 Fuß hoher Mast krönt das ganze Gebäude; er ist mit eisernen Reifen geziert, die ihn nicht berühren, und gegen die Spitze zu, auf welcher eine Kugel steht, allmählich kleiner werden. Diese Verzierung entspricht den von den Ecken des Daches herabhängenden Glöckchen, und die Bewegung derselben, vereint mit dem Klingen der letztern, bringt ein den Chinesen sehr angenehmes Getöne hervor. Eine kleine rohe Treppe von 198 zehn Zoll hohen Stufen führt von einem Stockwerk ins andere. Die Gesammthöhe des Gebäudes, den Mast mit einbegriffen, beträgt 200 Fuß.

In einer der letzten Sitzungen der zoologischen Gesellschaft in London wurde nachfolgendes merkwürdige Beispiel von Verwandlung der Farbe bei Thieren erzählt: Ein schwarzer Hahn ward in der Nähe des Hauses, wonin er gehörte, von einem Fuchs gepackt, von dem Bedienten aber befreit, war aber bedeutend verwundet und hatte die Hälfte seiner Federn verloren. Mit der Zeit gingen ihm auch die übrigen schwarzen Federn aus und er wurde völlig weiß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 238. 26 August 1835.

Indische Sitten.

Missionen und englische Philanthropen und Methodisten haben uns in neuerer Zeit viel erzählt von den Fortschritten der Hindus in Aufklärung und der daraus erfolgten Verminderung der alten abergläubischen Verehrung der Braminen von Seiten der untern Kasten. Dieß mag für Calcutta wahr seyn, wo der Konflikt der verschiedenen Racen und Civilisationen allen Fanatismus, und wahrscheinlich allen Glauben irgend einer Art abgerieben haben muß. Aber im Innern des Landes ist es keineswegs so, und folgende Anekdote, die in einem Journal, das in Serampur unter dem Titel Friend of India erscheint, zeigt bis auf welchen Grad diese Verehrung der Braminen noch geht.

In dem Dorfe Govindpur lebt eine Familie von Sudras, von großem Reichthum, aber niedriger Kaste. Der Stifter der Familie hatte vor etwa 50 Jahren durch Sparsamkeit und Fleiß den Grund zu ihrer Wohlhabenheit gelegt, war in Handelsspekulationen glücklich gewesen und hatte Ländereien gekauft, und da die zwei folgenden Generationen seinem Beispiel folgten, so wuchs das Vermögen der Familie schnell an. Das gegenwärtige Haupt derselben ist von demselben Geiste belebt, er ernähret zwar eine Anzahl Braminen, und gibt große Feste, wie er seiner Stellung schuldig zu seyn glaubt, aber versäumt doch nie einen guten Kauf zu machen. Nun geschah es, daß vor einigen Jahren ein Bramine, der ein Gut in der Nähe besaß, in Geldverlegenheiten kam, und sein Gut diesem Sudra hypothecirte. Ein beträchtlicher Theil dieser Ländereien bestand aus steuerfreiem Land, was die Hindus weit über das steuerbare schätzen, indem sie nicht in Gefahr sind, daß es der Staat für einen Steuerrückstand verkauft. Nach dem Verfluß der für die Rückbezahlung der geliehenen Summe bestimmten Zeit trat der reiche Sudra in Besitz des Guts, und fand, daß er einen so guten Kauf gemacht hatte, daß er sich immer weigerte, von dem Braminen, der seitdem wieder zu Geld gekommen war, die Rückerstattung der Summe anzunehmen, der Bramine versuchte alle denkbare Mittel, sich wieder in den Besitz seines ehemaligen Erbguts zu setzen, aber umsonst.

Nun lebt einige Meilen von Govindpur ein Bramine, Namens Ramkumar, ein Mann von der höchsten Kaste, großer Gelehrsamkeit und überaus geachtet. Er ist ein Mitglied einer der wenigen braminischen Familien, welche auf die strengste Erfüllung der Ordensregeln halten, und die kein Grund irgend einer Art bewegen kann, von einem Sudra ein Geschenk zu empfangen, oder einen Dienst zu erbitten. Ramkumar besitzt einiges Land, und was ihm dieses nicht lieferte, trugen die reichen Braminenfamilien in der Umgegend freiwillig bei. Der Bramine, welcher seinen Besitz verloren hatte, wendete sich an ihn, setzte ihm die Umstände aus einander, und stellte ihm vor, daß er allein ihn von seinem Verderben retten könne, denn er wäre zum Bettelstab verurtheilt, wenn Ramkumar dem Sudra nicht befehle, ihm sein Gut auslösen zu lassen. Dieser antwortete ihm: „wie ist das möglich? weder ich, noch seit undenklicher Zeit hat meine Familie je eine Wohlthat von einem Sudra angenommen, oder das Haus eines derselben betreten. Wie kann ich diesem Manne einen Besuch machen? es ist unmöglich." Der arme Bramine plagte ihn jedoch so lange bis er sich entschloß zu gehen, und sich zu Fuße, begleitet von dem Bittenden und von einigen seiner Schüler auf den Weg machte. Das Gerücht verbreitete sich bald, daß Ramkumar auf dem Weg zu dem Hause des reichen Sudra sey. Die Familie desselben erfuhr es, und ihre hauptsächlichsten Mitglieder beeilten sich, den großen Mann an dem äußern Thore zu empfangen, warfen sich vor ihm nieder, und führten ihn in den großen Festsaal. Man sagt, daß der Bruder des Sudra, sobald er den armen Braminen in dem Gefolge von Ramkumar bemerkte, zu seinem Diener sagte: es ist nun aus mit unserem Gute! die Häupter der Familie gaben dem Braminen einen Ehrenplatz, und standen ehrfurchtsvoll um ihn herum, mit gefalteten Händen, seine Befehle erwartend. „Ihr habt," sagte Ramkumar, „diesen armen Braminen seines Guts beraubt." Der ältere Bruder erzählte die Geschichte der Hypotheke, und bewies, daß Alles nach Recht zugegangen sey, aber der Bramine, ohne sich auf eine weitere Erklärung einzulassen, rief nun aus: ich befehle euch, ihm sein Land wieder zu erstatten. Die Verehrung dieser reichen Familie für den heiligen Mann, der früher nie gewürdigt hatte, ihre Fußschwelle zu betreten, war so groß, daß der älteste Bruder sogleich erwiderte, daß es unmittelbar geschehen sollte, und seinem Geschäftsmann sogleich die nöthigen Befehle gab. Ramkumar erhob sich nun, wurde von der ganzen Familie bis an das äußere Thor begleitet, wo sie um seinen Segen baten, und ihn entließen.

Digitized by Google

Ein Besuch der deutschen Niederlassungen in Illinois und Missouri im Herbst 1834.

(Fortsetzung.)

Abends erreichten wir Springfield, das 75 Meilen von Greenville entfernt ist. Die Lage ist nicht vielversprechend. Die Stadt ist am nördlichen Rande der Prairie gebaut, kaum höher als die Fläche; übrigens liegt sie in so fern günstig, als sie im Norden den den Springcreek begränzenden Wald hat, und vom Sangamonflusse nur drei Meilen entfernt ist. Kalksteine, Sandsteine und Steinkohlen finden sich in Menge, in der Entfernung von einer bis zu drei Meilen von der Stadt. Der Ort hat sich bis jetzt sehr gehoben, denn er hat nach zwölfjähriger Existenz bereits 1500 Einwohner, aber es wird doch immer eine Landstadt bleiben, gehalten durch den Reichthum und den guten Anbau des County, nicht aber durch große Vorzüge der Lage. Springfield gewährt übrigens dadurch einen geringen Eindruck, daß es zu weitläufig auseinander gebaut ist; doch sieht man außer dem hübschen Rathhaus und der Markthalle einige artige Privathäuser. Wie in Belleville erscheint auch hier eine öffentliche Zeitung. Springfield scheint recht belebt zu seyn, wenigstens war das Gasthaus voller Fremden, und die Fremdenliste lieferte von den letzten 14 Tagen etwa 80 bis 100 Namen. Die Amerikaner scheinen in die Fremdenbücher eben so gern Bemerkungen zu schreiben, als wir Deutschen, und hier wie dort sind schlechte Witze häufiger als gute; nur findet man hier oft politische Bemerkungen, und wiß einer nichts Besseres zu sagen, so gibt er seinen Patriotismus und seine Fahne zu erkennen, und ruft Hurrah for Jackson oder Hurrah for Clay u. s. w. Der saubern Orthographie und der naiven Bemerkung wegen fiel mir folgende Phrase auf: the devil take the Ealenois mudhoales (der T . . hole die Kothlöcher von Illinois). Der Mann muß bei schlechtem Wetter gereist seyn, und hat dann so Unrecht nicht gehabt.

Am andern Morgen waren wir durch Regen gezwungen, in Springfield zu bleiben, eine langweilige Nothwendigkeit! Die Unterhaltung mit den übrigen Gästen steckte bald, und es blieb uns hinlänglich Zeit, die Bequemlichkeit und Unbehaglichkeit eines amerikanischen Gasthauses zu empfinden. Die Gasthäuser sind im ganzen Westen, die größern Städte nicht ausgenommen, gar nicht für die Bequemlichkeit und das Wohlergehen der Gäste, sondern bloß für den Wirth eingerichtet. Der Deutsche fühlt das sehr, der Amerikaner aber macht sich wenig daraus, denn er scheint den Sinn für Comfort von seinen Ahnen nicht über den Ocean herüber genommen, sondern sich hier ein Bischen indianisch gewöhnt zu haben. Dreimal des Tages wird, wie wir es nennen würden, an der table d'hôte gegessen, und wer nicht zur rechten Zeit, die durch mehrmaliges Läuten der ganzen Stadt angezeigt wird, zugegen ist, bekommt schwerlich noch etwas; Privatzimmer, und gar Feuer darin erhält man nur in den ersten Gasthöfen; dagegen ist im allgemeinen Gastzimmer, dem sogenannten barroom, der gewöhnliche Aufenthaltsort; dort kann man auch stehenden Fußes an der Bar geistige Getränke zu sich nehmen, wo nicht die Mäßigkeitsprinzipien, wie hier in den meisten Gasthäusern solche heidnische Gebräuche verbannt haben. Wie es der Zufall will, schläft man mit irgend einem oder mit recht vielen Fremden im selben Zimmer und im selben Bette, ist froh wenn die Schlafenszeit herum ist, und wäscht sich dann im Hofe; im Gastzimmer kämmt und rasirt man sich und bürstet sich aus, zu alledem finden sich die nöthigen Werkzeuge zum öffentlichen Gebrauche vor. Uebrigens kann man unbekümmert um Andere, ungefragt um Namen oder Zweck des Hierseyns kommen und gehen wenn man will, mitessen oder nichts essen, trinken oder nicht trinken, ohne die Gleichgültigkeit des Wirthes zu stören. In Deutschland hätten wir nicht so vor Tag ohne Frühstück aufbrechen dürfen, ohne ein finsteres Gesicht und vielleicht eine höhere Zeche zu bekommen; wir hätten es aber auch nicht nöthig gehabt, denn zwei Stunden vorher hätte schon der Stallknecht die Pferde besorgt, und das Frühstück wäre bereitet worden.

Nachdem der Regen etwas nachgelassen, brachen wir gegen Mittag nach Westen hin auf, mußten jedoch bald bereuen, den Bar-room von Springfield verlassen zu haben. Mehrmals waren wir genöthigt um nur etwas Leben in die von Regen und Sturm erstarrten Glieder zu bringen, in Farmen, die auf unserm Wege lagen, abzusteigen, und am großen Kaminfeuer uns zu durchwärmen. Es ist eine Höflichkeit, die man bei den Amerikanern überall antrifft; kommt herein, setzt Euch, rufen sie jedem zu, kommen ihm auch wohl entgegen, wenn sie ihn an ihrem Hofthore absteigen sehen. Hoch lassen sie dann das Kaminfeuer auflodern, und verbieten den Kindern vor den Fremden herumzulaufen, und ihnen die Wärme des Feuers zu entziehen. In einem dieser Häuser fand ich das Zimmer mit recht artigen, zum Theil französischen Lithographien geziert, was ich bis dahin noch nirgend bei Amerikanern auf dem Lande gesehen hatte. Es waren Landschaften und Porträts, und unter diesen spielte der alte Marquis Lafayette (Lafiétte ausgesprochen) neben dem Präsidenten Jackson eine Hauptrolle.

Die Gegend durch welche wir heute kamen, war artig, ziemlich flach, wie fast Alles, was wir seit Hillsborough gesehen hatten, aber Prairie und Wald fand sich in häufiger Abwechselung und überall sah man Farmen. Der Preis derselben ist hier wie auf der andern Seite von Springfield 8—12 Dollar der Akre, obwohl die Kornpreise bedeutend niedriger sind, als in der Gegend von St. Louis. Doch wird von Getreidebau hier weniger Gewinn gezogen, als von der Viehzucht, und namentlich der Schweinzucht. Rindviehzucht ist erst im Beginne, denn die Farmen sind erst eine geringe Reihe von Jahren hier, und fingen meist mit wenigem an. Die Heerden konnten noch nicht groß werden, aber an den größern Prairien werden sie noch lange Zeit hindurch treffliche Weide haben für die größere Hälfte des Jahres. Man hat hie und da schon angefangen Holz anzupflanzen, und hat dazu gewöhnlich die Gleditschie gewählt, einen akazienartigen sehr stachligen Baum, der äußerst schnell wächst, und ein gegen Fäulniß sehr dauerhaftes Holz liefert. Die Versuche Hecken davon zu ziehen, scheinen nicht befriedigend ausgefallen zu seyn, aber zu Holzpfosten und Umzäunungen sind sie sehr gut. Einen

Digitized by Google

zweiten Versuch, die holzraubenden Einzäunungen zu ersetzen, hat man dadurch gemacht, daß man Gräben zog und Wälle aufwarf. Namentlich ist dieß durch eine englische Kolonie in der Nähe des Illinoisflusses geschehen; man wirft aber dagegen ein, daß durch den Wechsel von Frieren und Thauen die Ränder der Gräben, und die Gipfel der Wälle locker werden und bei heftigen Regengüssen einstürzen. Am besten will man es gefunden haben Mauern oder Wälle von Rasen aufzubauen. Gewiß wird die Industrie der Amerikaner bald auf Mittel kommen, die bis jetzt unwirthbaren Prairiegegenden anzubauen, was bis jetzt mit unüberwundenen Schwierigkeiten verbunden ist.

Den Karten nach kamen wir heute an Berlin vorbei, schade daß wir das zu spät erfuhren; den kleinen Pathen der anspruchsvollen Residenzstadt hätten wir gern gesehen; so beachteten wir ihn gar nicht.

Am Abend wurden wir dreimal hinter einander unter verschiedenen Vorwänden abgewiesen, und als es schon dunkel war, fanden wir auf der vierten Farm nur mit Mühe ein armseliges Unterkommen. Die meisten Ansiedler sind hier Kentuckyer, und zwar viele von den virginischen Deutschen abstammend. Die größern Straßen sind so voll von Reisenden und Auswanderern, daß das Ausüben der Gastfreundschaft sehr beschwerlich wird, und überall trifft man einen oder den andern Farmer an, der darauf eingerichtet ist, gelegentlich den Wirth zu machen, so daß die übrigen sich um so eher dessen entheben können. Sehr selten wird übrigens auch in entferntern, weniger angebauten Gegenden die Gastfreundschaft ganz anspruchslos ausgeübt. Will der Reisende nichts bezahlen, so wird man ihm zwar selten etwas abfordern, fragt er aber nach der Zeche, so wird er eben so selten hören, daß man nichts verlange, es müßte denn seyn, daß man während des Aufenthaltes Freundschaft mit einander geschlossen habe.

Durch eine sehr angebaute Gegend, wo kleine Prairien und Waldstriche anmuthig mit einander wechselten, aber bei einer stürmischen Kälte, die uns sehr nach Jacksonville verlangen ließ, kamen wir sechs Meilen weiter nach diesem Städtchen. Es ist meines Wissens das bedeutendste und wohl auch das hübscheste in Illinois, der Gerichtssitz für die Morgancounty. Es wetteifert mit Springfield, von dem es nur 35 Meilen entfernt ist, und hat es schon übertroffen; seine Einwohnerzahl beträgt über 1800. Der öffentliche Platz des Städtchens ist in der Mitte von dem Rathhaus und dem Markt- und Kaufhause geziert, und umgeben von manchen recht ansehnlichen Gebäuden. Das Städtchen ist überhaupt kompakter gebaut, und gewinnt dadurch ein besseres Ansehen als Springfield; seine Lage ist auch hübscher; gegen Südwesten erheben sich einige Hügel, auf deren einem ein stattliches Gymnasialgebäude errichtet ist, bis jetzt die höchste Unterrichtsanstalt in Illinois, denn die verschiedenen theologischen Seminarien darf ich nicht daher zählen, sie tragen wenig zur Belehrung und Aufklärung des Volkes bei.

Ein amerikanisches Städtchen, und wenn es auch nur aus zehn Häusern bestände, ist immer eine Stadt oder der Anfang einer Stadt; Dorf kann man es nicht nennen, denn die Bewohner sind Kaufleute, Handwerker, Aerzte, Advokaten, Geistliche, selten jedoch Landbauer, und das Aeußere zeigt immer den Beginn einer Stadt. Ein solcher Ort sieht immer aus, wie die äußerste Gränze von Philadelphia oder New-York, und hier wie dort sieht man, daß es nichts Vollendetes, Abgerundetes ist. Eine Stadt mit Mauern und Thoren würde dem Amerikaner unbegreiflich vorkommen; darum macht auch keine amerikanische Stadt ein hübsches Bild, es sey denn von der Seite, wo sie eine natürliche Gränze hat durch einen Fluß oder das Meer, und selbst da ist oft nöthig, daß ein Mastenwald die Lagerhäuser und Matrosenkneipen verhülle, welche das schönere Innere der Stadt umgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Auszug aus einem Bericht über zwei Reisen nach Constantine, nebst einigen Angaben über die Geschichte und die Person Ahmeds, Bey von Constantine.

(Fortsetzung.)

Unter vielen Beschwerden erreichten wir endlich den Fluß und das Gebiet von Beni-Abbas, wo die Beduinen, die uns begleitet hatten, von uns schieden, um in ihre Heimath zurückzukehren. Wir kamen in ein am Fuß des Gebirgs gelegenes Dorf, das seiner Zeit von Jahia-Aga genommen wurde; vor diesem war noch kein Türke bis in die Gebirge von Beni-Abbas vorgedrungen. Da er wußte, daß er die höher gelegenen Dörfer nicht nehmen könne, so schickte er Ben-Hissa ab, um sie zu einem Friedensschluß einzuladen, worein sie auch willigten, weil sie wußten, daß keine Gefahr zu besorgen sey. Als der Friede geschlossen war, schenkte er allen Häuptlingen schöne Burnus, was ihnen großes Vergnügen machte.

Am nächsten Morgen erstiegen wir das andere sehr hohe Gebirge, und kamen in ein Dorf, dessen Häuser zwei Stockwerke haben, und dessen Fenster und Thüren lackirt und mit verschiedenen Farben bemalt waren. Wir wohnten bei einem Beamten Ben-Hissa's, Namens Sidi-Hammo, der ganz so gekleidet ging, wie die Bewohner unserer Städte. Ich kannte zu Beni-Abbas viele Personen, welche heimlich Oel nach Algier brachten; sie suchten mich auf, und ich konnte nicht umhin ihre Fragen zu beantworten.

Wir waren um 8 Uhr Abends angekommen, und das Nachtessen dauerte bis um Mitternacht. Man setzte uns sehr gute Gerichte vor, und die Uebrigen erhielten Cuscussus. Am andern Morgen stiegen wir ohne andere Begleitung als Sidi-Hammo, der uns, dem Befehle Ben-Hissa's zufolge, nach Constantine begleiten sollte, zu Pferde. Wir brachten die Nacht in einem großen, an einem sehr hohen Berge gelegenen Dorfe, bei einem andern Beamten Ben-Hissa's, Namens Sidi-Hammed-Hazzi, zu. Dieser Mann hat Vermögen, und besitzt eine Fabrik, in welcher sehr schön gearbeitete, mit Silber ausgelegte Waffen verfertigt werden. Ich blieb zwei Tage bei ihnen, um denen, die uns bis auf das Gebiet der Araber begleiten sollten, die nöthige Zeit zu lassen sich zu versammeln. Am Tage nach unserer Ankunft wurden wir bei einem Mann von unserer Bekanntschaft mit der Familie Ben-Hazi's eingeladen. Während der Mahlzeit brachte unser Wirth eine große mit Zucker gefüllte Kiste, aus der er mehrere Hände voll auf den Cuscussus streute. Die Kabaillen bedienen sich niemals der Butter, wie bei uns, sondern nehmen statt derselben ein herrliches Oel, wie wir zu Algier nicht haben.

Zu Mittag kamen wir nach Koleah, die bedeutendste Stadt der Beni-Abbas. Sie liegt in ungeheurer Höhe und ist mit Felsen umgeben, welche Stadtmauern gleichen; ein einziger schmaler Pfad führt dahin. Ich hielt auf dem Markte bei der Stadt an und ließ mir dahin zu essen bringen. Von hier aus schlugen wir den Weg nach Beni-Hamer ein, wo wir am zweiten Tage anlangten. Die Araber, welche daselbst wohnen, sprechen auch die Sprache der Kabaillen, da sie an deren Gränzen wohnen. Wir kamen über den Markt, der eben so beträchtlich ist als der von Sabo. Da wir schon lange keine Früchte gegessen hatten, so schickte ich

Digitized by Google

meinen Sohn aus, um einige Melonen zu kaufen. In demselben Augenblick erhob sich ein Streit unter den Arabern, die Säbel wurden gezogen und jeder schrie: „Ruhe! Ruhe!“ wie das bei solchen Gelegenheiten Sitte ist. Meines Sohnes wegen, der jedoch glücklich wieder kam, war ich nicht wenig in Unruhe. Wir stiegen unverweilt zu Pferde und machten uns auf den Weg zu Hadschi-Muhammed-Ben-Abd-el-Slam, Scheikh von Bidan (die Pforten von Eisen), die wir westlich gelassen hatten. Der Scheikh ist ein Oheim mütterlicher Seite des Beys von Constantine, Hadschi-Ahmed; zur Zeit Jahia-Agas kam er oft mit dem Bey nach Algier, wo ich seine Bekanntschaft gemacht hatte. Wir fanden ihn am Fuße des Gebirgs lagernd; die Zahl der Zelte, welche hier aufgeschlagen waren, wüßte ich nicht anzugeben.

Die Aufwartung bei Tisch und die Stunden der Mahlzeit sind bei ihm dieselben, wie bei den Großen von Algier. Nach dem Mittagessen begleitete uns Hadschi-Muhammed eine halbe Meile weit zu Pferde. „Auf meinem Gebiete, sagte er zu mir, habt ihr keine Bedeckung nöthig, und auf dem seinigen befindet sich Zama von Beneh-Heissa und sein Beamter Sidi-el-Hambi. Er besitzt beträchtliche Ländereien und wird als Scheikh geachtet.“ Es befindet sich daselbst eine Anstalt für 200 junge Leute, welche Ben-Hissa auf seine Kosten unterhält, und denen er Unterricht im Alkoran und der Religion ertheilt. Ich brachte hier einige Tage zu und zog Erkundigungen über die Gegend ein. Man sagte mir, daß die Stämme von Hamza, Beni Hamer, Ghesr-Etteir und Reigha den Tribut an Hadschi Ahmed Bey noch nicht entrichtet hätten. Sie hatten ihm ihre Unterwerfung angezeigt und wollten ihm ihre Kontribution überschicken, er aber verlangte, daß sie der Sitte gemäß selbst kommen sollten. Alle nicht unterworfenen Stämme haben ihre Ernten gänzlich eingebüßt, während die übrigen außerordentlich gute machten, was denn die sehr abergläubischen Araber nicht ermangelten jenem Umstande zuzuschreiben.

Um das Jahr 1800 begleiteten Saad Scheikh von Ghesr-Etteir und sein junger Sohn Fachat den Bey nach Algier. Dieser Scheikh stand bei seinem mächtigen Stamm in hoher Achtung. Ich machte damals ihre Bekanntschaft, und so oft sie nach Algier kamen, besuchten sie mich. Da Saad bereits gestorben und sein Sohn ihm in der Herrschaft gefolgt war, so erkundigte ich mich, ob ich einen großen Umweg machen müsse, um ihn zu besuchen, erfuhr aber, daß er sich aus Furcht vor Hadschi-Ahmed Bey in die Gebirge geflüchtet habe.

Sidi-Hambi begleitete uns einen ganzen Tag lang, und auf einer Ausdehnung von zwei Wegstunden sahen wir auf diesem Marsche die Zelte des mächtigen Stammes von Reigha am Fuße der Gebirge aufgeschlagen. Seit wir die Kabaillen von Beni-Abbas verlassen hatten, war uns auch nicht ein einziger Baum aufgestoßen, und man findet deren bis nach Constantine und in dessen Umgegend keine. Die Einwohner machen ihre Feuer mit trocknem Gras und Kuhmist; sie wohnen mit ihren Familien und Dienern auf ihren Grundstücken, weßhalb man auch von Entfernung zu Entfernung auf einen Douar (Dorf) stößt. Diejenigen aber, welche nicht gut mit Hadschi-Ahmed stehen, wohnen aus Furcht vor Ueberfall alle an Einem Orte beisammen. Zur Zeit meiner zweiten Reise nach Constantine waren alle Stämme dem Hadschi-Ahmed Bey unterworfen und hatten ihren Tribut bezahlt, jedoch mit Ausnahme seines Oheims Hadschi-Muhammed-Ben-Abd-el-Slam, der, weil er wußte, daß ich von Ben-Hissa empfohlen sey, mir einen Brief zustellen und mich bitten ließ, wegen eines Friedensschlusses mit dem Bey zu unterhandeln.

Noch zwei Tage lang reisten wir durch eine friedliche, bewohnte Gegend, und am Abend des dritten kamen wir nach Constantine. Gleich bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß der Bey sich zu Hananschah, drei Tagereisen gegen Tunis, befinde. Ich stieg bei Ben-Hissa, dem Stellvertreter des Beys, ab, und die Leute, die, von Ben-Hissa dem Marabut abgeschickt, mit uns gekommen waren, bei dem Kadi Hanaphy-Ben-Ettarsi, dem Agenten Ben-Hissa's zu Constantine. Da Hadschi-Ahmed sich nicht in der Stadt befand, so war ich genöthigt die Leute selbst zu bezahlen, und da ich ferner nicht wagte ihn ohne seine Erlaubniß aufzusuchen, so schrieb ich ihm, um ihn von meiner Ankunft zu unterrichten. Er antwortete mir sehr höflich, daß er mein Schreiben gerade in dem Augenblick erhalten habe, wo er im Begriff gestanden sey gegen einen Stamm zu ziehen, und daß er mir seine Rückkunft sogleich anzeigen werde.

Ich erfuhr, daß sein Zug in die Gebirge der Calla gehe; er überfällt bei solchen Gelegenheiten den Stamm, auf den er es abgesehen hat, unvorbereitet; hier aber hatte man von seinem Vorhaben Wind bekommen und sich in die Gebirge geflüchtet; dennoch nahm er 500 Ochsen weg. Ich blieb zwölf Tage in Constantine und wohnte in einem gut eingerichteten Hause, das mir von Ben-Hissa angewiesen worden war, ging aber nur selten aus, um den Fragen der zahlreichen Bekannten, welche ich in dieser Stadt habe, nicht ausgesetzt zu seyn.

Die Stadt Constantine ist kleiner als Algier. Sie liegt auf dem Gipfel eines steilen Felsens, der so zu sagen von der Natur selbst spitz zugehauen ist, und um dessen Fuß ein Fluß sich windet. Eine römische Brücke verbindet die Stadt mit einem benachbarten Berge. Das Thal, welches die beiden Berge bilden, ist sehr eng, und der Raum, welchen die Stadt einnimmt, ungefähr dreimal so groß als der Vendôme-Platz in Paris. Man gelangt auf einem sehr schmalen von einigen Kanonen bestrichenen Pfad in dieselbe. Die Straßen sind besser als die von Algier; die Moscheen eben so groß, aber weit reicher, welches letztere auch von den Einwohnern gilt. Aus Furcht vor Hadschi-Ahmed Bey, den Franzosen oder einer Revolution, haben sie den größten Theil ihres Vermögens in Annis anliegen. Hadschi-Ahmed hat, wie man sagt, seine Schätze bei seinem Oheim in der Sahara. Das einträglichste Gewerbe ist hier das der Schuster, die viel für das Innere des Landes zu thun haben und ihre Arbeit bis nach Tunis versenden. Auch wird viel verarbeitete Wolle nach dem Innern geschickt. Das Getreidemaß ist doppelt so groß als das von Algier, und mag etwa 200 Pfund wiegen. Es kostet ungefähr 5 Fr. 50 Cent., und die Gerste halb so viel. Butter und Honig werden nicht nach dem Pfund, sondern in Schläuchen, ohne Angabe des Gewichts oder Maßes, aber immer sehr wohlfeil verkauft. Die Bäume sind hier viel kleiner als in Algier, tragen jedoch sehr reichlich. Die schönsten Schafe werden von 5 Fr. bis zu 5 Fr. 50 Cent. verkauft, und die Ochsen, deren Häute zu Bona sehr vortheilhaft anzubringen sind, gelten 50 Fr. das Stück. Die Einwohner von Bona sind arm; ich sah deren mehrere zu Constantine um Almosen bitten.

Nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen erhielt ich Befehl zu dem Bey zu kommen. Er schickte mir ein großes Zelt und prächtig gekleidete Bediente. Während unserer dreitägigen Reise wurden wir in allen Douars, durch die wir von Entfernung zu Entfernung kamen, sehr zuvorkommend aufgenommen. Jene Einwohner, welche nicht wohlhabend genug sind, um Gastfreundschaft üben zu können, entfernen sich von den Straßen. Am dritten Tage kamen wir an den Ort, wo der Bey lagerte, und wo es wie in einer Stadt aussah, denn er hatte viele Leute bei sich. Als er von meiner Ankunft hörte, kam er mir zu Pferde, von seinem Gefolge begleitet, entgegen; er nahm mich sehr gut auf, und ließ mein Zelt neben dem seinigen aufschlagen. Dicht neben dem letztern befand sich ein Stall mit 60 wunderschönen Pferden, weiter weg standen die Stuten, und in einem dritten Stall die gewöhnlichen Pferde.

Das Zelt des Beys war von außerordentlicher Größe und Pracht, und stand durch eine Thüre mit dem seiner Frauen in Verbindung. Das neben befand sich ein anderes Zelt mit der Küche, welches nur von Weibern betreten wurde. Ich erfuhr, daß auch Dampfbäder wie in den Städten sich hier befänden. Am Tage der Abreise werden zwanzig Kamele mit dem Gepäck beladen. Um das Zelt des Beys reihte sich die unendliche Menge derer seiner Beamten und Diener; ein anderes diente als Kaffeehaus, wo alle Soldaten Kaffee unentgeltlich bekamen; nach hinten standen die Zelte der Kavallerie und der übrigen Truppen, die den Bey begleiteten und die eine bedeutende Zahl ausmachten. Jeden Tag um 4 Uhr Nachmittags wurde ein Markt gehalten, auf dem die Araber der Umgegend sich einfanden, um Lebensmittel aller Art zu verkaufen. Sämmtliche Truppen erhalten ihre Rationen auf einen Monat; die Kavallerie aber unterhält sich auf eigene Kosten, mit Ausnahme jedoch des Tages, an welchem man an einen neuen Ort kommt; denn dann sind die Einwohner gehalten der Kavallerie die Lebensmittel zu liefern. Man bringt da Cuscussus in großer Menge zusammen, und die Leute des Beys vertheilen ihn in seiner Gegenwart.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 239. 27 August 1835.

Petersburg und Moskau.

(Aus einer Privatkorrespondenz in der Revue du Nord.)

Moskau 10 Mai 1835. — In Ihrer letzten Antwort sagen Sie mir: also Moskau gefällt Ihnen besser als Petersbueg? ich sage das nicht: Moskau hat seine Schönheiten, seine Vorzüge, ein milderes Klima, eine schönere Lage, malerische Gesichtspunkte, größere Spaziergänge, eine zahlreichere Bevölkerung. — Moskau ist origineller, aber Petersburg ist mehr comme il faut. Diese zwei Städte stellen sich mir wie zwei Personen vor, von welchen die eine, weil sie lebhafter, witziger ist, sich Alles erlaubt, die andere sich immer in den Schranken der Wohlerzogenheit und eines vollkommenen gesellschaftlichen Tones erhält. Welcher von beiden würden Sie den Vorzug geben? der Sommer in Petersburg ist kurz und das Wetter unbeständig, aber was kann man mit dem Reiz einer Junisnacht vergleichen, wenn man sich z. B. auf der kleinen Newa zwischen Kamennoi-Ostroff und dem Landgut des Grafen Strogonoff befindet, wenn die Natur den sanften und leichten Schlummer einer jungen Schönheit zu schlummern scheint, die Abenddämmerung ohne Uebergang sich mit dem Anbruch des Morgens verschmelzt, und von der reinen durchscheinenden Oberfläche des herrlichsten Flusses leichte ossianischen Geistern ähnliche Dämpfe sich in heiligem Schweigen erheben. Der Gebirgsgarten von Neskatschey ist allerdings prächtig, aber unsere Inseln, sind sie nicht noch Tausendmal schöner? bleiben Sie Einmal auf der Brücke von Bethencourt, welche von der Apothekerinsel nach Kamennoi-Ostroff führt, stehen, drehen Sie sich um und sagen Sie mir, ob man ein entzückenderes Gemälde finden kann, einen Rahmen der so viele Naturschönheiten neben so vielen Verführungen der Kunst und des Luxus umschließt? das Innere der Stadt ist unstreitig besser geordnet in Petersburg, seine breiten und geraden Straßen bieten nicht so abwechselnde und malerische Ansichten dar, wie die von Moskau, aber sie sind auch viel bequemer; wer zu Fuß geht findet überall Ungemach in dieser letztern Stadt, die Trottoirs sind von Ziegeln, ungleich, schlecht unterhalten, und vor jedem Hausthore unterbrochen. Zu Petersburg macht es der Fußweg, von Granit, breit, ununterbrochen, und vollkommen reinlich, dem Fußgänger leicht, die Stadt in allen Richtungen ohne Ermüdung zu durchkreuzen. In Petersburg weiß ich, daß ich durch diese Gasse zu dieser Stunde von einem Ende zum andern im Schatten gehen kann: in Moskau hilft die Berechnung nichts, denn die Gassen winden und krümmen sich fast alle. Petersburg hat einen ungeheuern Vortheil als Meerhafen. Welcher Anblick für den Künstler, der Börsenplatz mit einem Walde von Masten und den Flaggen aller Nationen beschattet. Aber Sie wollen das Meer sehen? wohl, gehen wir nach Katherinhof, es ist nicht so weit als von dem Devitschfelde nach Moskau. Die Stadt bietet keine geringern Merkwürdigkeiten: bewundern Sie den Winterpalast und die Granitsäule zu Ehren Alexanders, diesem in seiner Art einzigen Monolith, ungefähr gegenüber von der zirkelförmigen Façade des Hotels, welches die Ministerien des Kriegs, der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten enthält. Einer meiner Freunde pflegte zu sagen, daß ein schönes Werk der Baukunst ihm wie eine schöne Symphonie vorkomme, deren Töne plötzlich erstarrt und sichtbar geworden wären. Der Anblick dieses Gebäudes hat mir oft diese Vergleichung zurückgerufen, die ganz nordisch ist und nicht passender seyn könnte, denn es war auf einem Spaziergange, den wir während eines schönen Frostes von 28 Graden machten. Rechts vom Palast ist die Admiralität mit ihrem schönen Boulevard und ihrer goldenen Thurmspitze, dem Zielpunkte der drei Hauptstraßen von Petersburg, die sich von dort wie ein Fächer auseinander breiten. Dann gelangen Sie zu den riesenmäßigen Granitsäulen der Isaakskirche, zu der Garde-Reitschule nach dem Modell des Parthenon von Athen gebaut, und zu einem neuen Gebäude für die Synode und den Senat bestimmt; dieß wird gleichsam der Hintergrund zu der Statue Peters I seyn; in der Mitte ist ein Portal durch welches man die Galerenstraße und die Flagge sieht, welche an deren Ende auf dem neuen Admiralitätsgebäude weht. Nun sind Sie endlich am Ufer der Newa, dieses Flusses, der ein See zu seyn scheint, so breit ist er und so rein und ruhig sind seine Gewässer. Auf seinem linken Ufer zieht sich eine lange Reihe prächtiger Hotels hin, auf dem rechten ist der Quai der Wassily-Insel, auf welchem die Häuser halb abgewendet wie Theaterkoulissen stehen; die Gebäude der wissenschaftlichen Akademie, des Marine-Instituts, des Bergwerk-Instituts, unterbrechen die bürgerliche Einförmigkeit dieses Stadtviertels der Kaufleute. — Man muß inmitten dieser Wunderwerke geboren seyn, sie täglich vor Augen haben, mit Einem Wort, man muß an ihren Anblick gewohnt seyn, um dabei gleichgültig zu bleiben.

Digitized by Google

Aber machen Sie eine kleine Reise, entfernen Sie sich nur auf einige Wochen, und Sie werden sich Ihres Gefühls für ihre Vollkommenheiten bewußt werden. — Aber ich bemerke, daß ich Ihnen nur von Petersburg gesprochen habe, und ich bin in Moskau. Wir sind nun so, wir möchten immer da seyn wo wir nicht sind, und man sucht sich zu täuschen, indem man von den Oertern spricht, die man verlassen hat.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch der deutschen Niederlassungen in Illinois und Missouri im Herbst 1834.

(Fortsetzung.)

In dem sonst recht guten Gasthofe fanden wir wenig Erwärmung, und der Streit eines Neu-Engländers mit einem Kentuckyer über den Vortheil der Kamine und der Oefen konnte uns nicht wohl ein gutes Feuer ersetzen. Ueber die Morgan-county habe ich schon früher gesprochen: der Umstand, daß sie sich bis an den Illinoisfluß erstreckt, und daß ihre Prairien weniger ausgedehnt sind, als die im Sangamon, werden ihr bald den Vorzug über diese geben. Die bebauten Gegenden, die zum Theil recht schönen Farmen, die guten Brücken über die Bäche, selbst die niedlichen Meilenzeiger an den Hauptstraßen machen einen sehr günstigen Eindruck.

Wir richteten unsern Weg von Jacksonville nach Nordwesten, um einige 16 Meilen entfernte Deutsche zu besuchen. Allmählich veränderte sich das Ansehen der Gegend; sie ward nicht hügeliger, das kann ich nicht sagen, ohne einen durchaus falschen Begriff zu veranlassen, sondern gebrochener, wie die Amerikaner sich ausdrücken, unebener; die Bäche machten tiefere Einschnitte, bildeten Thäler, selbst die kleinsten Wässerchen rissen Schluchten ein; die Fläche des Landes war unterbrochen, und nur einzelne Hügel und Rücken blieben endlich von dem zerrissenen Plateau übrig. Verfolgt man die Thäler, so kommt man endlich in eine große Ebene, den Thalgrund des Illinoisflusses. Dieser liegt einige hundert Fuß niedriger als die Prairie, worauf z. B. Jacksonville steht, und scheint von einer Hügelkette begränzt zu seyn. Diese Hügel sind die Bluffs, von welchen schon öfters die Rede war. So ist im Allgemeinen das Land zwischen den Alleghanygebirgen und den Felsengebirgen gebildet. Wirkliche Berghöhen sieht man nur in den Ozarkgebirgen in Arkansas, und den schwarzen Bergen im Nordwesten.

Je näher wir dem Illinoisbottom kamen, desto unebener ward das Land; es zeigte sich mehr, aber dürftigerer Wald als bisher und in den Boden ging eine bedeutende Sandmischung ein; viele Hügel und Abhänge waren auch bloß mit Gras bedeckt. Bald erreichten wir das Ziel unserer heutigen Reise, und fanden bei unsern seit einigen Monaten da seßhaften Landsleuten eine sehr freundliche Aufnahme.

Es sind zwischen 20 und 30 Personen der bekannten gieseners Gesellschaft, welche nach der Zersplitterung derselben vereinigt blieben und sich hier angekauft haben. Die Lage welche sie gewählt, hat viele Vorzüge. Das bedeutendste Wohnhaus steht auf der halben Höhe der Bluffs, und hat gegen Westen hin die Aussicht über die Ebene des Illinoisflusses, wo Wald und Prairie mit einander wechseln, bis zu den gegenüberliegenden etwa neun Meilen entfernten Anhöhen; den Fluß selbst kann man aber nicht sehen. Hinter dem Hause erheben sich die Hügel noch etwas, und decken es gegen Osten und Nordosten hin; sie sind sandig und mit Wald bedeckt; rechts öffnet sich ein waldiges Thälchen, aus dem ein Bach hervor kommt, und vorn in der Ebene liegt das urbare und kulturfähige Land, das so fruchtbar ist, als das berühmte Illinoisthal es nur seyn kann. Am Fuße des Hügels liegen noch einige Häuschen und Stallungen umher, und auf einer vorspringenden Anhöhe über dem Hause hat man begonnen ein Lusthäuschen zu bauen. Diese Erhöhung scheint ihrer regelmäßigen Gestalt und ihrer Lage nach zu urtheilen ein Werk von Menschenhänden zu seyn, und zwar eines jener räthselhaften sogenannten indianischen Gräber (mounds hier genannt); auch hat man schon wirkliche Knochen darin gefunden, ohne tief graben zu müssen. Eine solche Lage widerspricht durchaus der Behauptung, die man manchmal aufgestellt hat, als seyen diese Grabhügel Produkte der Wasserwirbel aus einer Zeit, wo die Bottoms noch mit Fluth bedeckt waren. Ich habe diese Hügel öfter am Missouri sowohl als am Mississippi, wie hier am Illinois auf vorspringenden Bluffs gefunden, anderer dagegen sprechenden Umstände nicht zu gedenken; auch in der Lookingglaß-Prairie, nicht weit von Lebanon steht ein solcher sehr auffallender Hügel. Wie will man mit jener Wassertheorie die meist ganz regelmäßige länglich viereckige Gestalt erklären; wie den Umstand, daß manchmal die Ecke die den Hügel bildet, eine ganz andere Bodenart ist, als die Unterlage. Nein, es sind ohne Zweifel Menschenwerke, die aber nicht von den Vorfahren der jetzigen Indianer herrühren, sondern wohl von einem durch diese verdrängten Geschlechte, vielleicht den Stämmen, die man zur Zeit der Entdeckung von Amerika in Mexiko und Peru fand. Daß diese einst hier sich aufgehalten haben, scheint aus vielen Anzeigen kaum mehr bezweifelt werden zu können.

Zu den Vortheilen, die die Lage dieser Besitzung hat, gehört die Nähe eines vortheilhaften Marktes in dem rasch aufblühenden Städtchen Beardstown, welches nur neun Meilen entfernt ist: die Kornpreise sind in dieser Gegend auch schon höher als wir sie in der Gegend von Springfield gefunden hatten. Die Nachtheile der Lage sind, daß sie den kalten Nord und Nordwestwinden ausgesetzt ist, die durch das ganze Thal des Flusses streichen, und daß sie, so frei und lustig sie ist, doch ungesund genannt werden muß. Die Bewohner fanden wir jetzt alle wohl und hoffnungsvoll sich den ungewohnten Arbeiten der neuen Lage unterziehend. Die Verhältnisse der weiland gieseners Gesellschaft, von deren beiden Abtheilungen auch Glieder in der Rheinniederlassung wohnen, wurden lebhaft besprochen; sie scheinen sich bis auf diesen Augenblick nicht entwirrt zu haben. Wird denn nicht endlich dieses schlagende Beispiel, zu der großen Reihe von vorhergegangenen gefügt, den auswanderungslustigen Deutschen zeigen, daß Gesellschaften hier nicht bestehen können. Unter vielleicht zwanzig Gesellschaften, welche mir bekannt geworden sind, habe

Digitized by Google

ich nur Eine gefunden, die sich nur 30 Jahre erhalten hat; dieß ist die Gesellschaft der Harmonisten unter ihrem Vorsteher Rapp; und auch nur eine solche Gesellschaft unter einem so übermächtigen Leiter und unter so furchtbar einengenden Gesetzen kann fortbestehen. Andere, große und kleine, gemischte und gleichartige, habe ich sich trennen sehen, häufig in Hader und Feindschaft, manchmal in Friede und Wohlwollen, aber immer sah man ein, daß die Interessen und die Ansprüche zu verschiedenartig seyen, um Gemeinschaftlichkeit zuzulassen. Gemeinsames Wesen ist gut, um sich die Ueberfahrt und die Reise überhaupt zu erleichtern, und angenehmer und wohlfeiler zu machen. Hat man aber den Zweck sich gemeinschaftlich niederzulassen, so sey ja nichts weiter gemeinsam, als die Gegend der Niederlassung, und dieß nur nach der freien und immer eine Veränderung zulassenden Entschließung der Einzelnen; sonst enthalte man sich jeder Verbindung und Vergesellschaftung. Was sich dann bilden kann, zum Beispiel eine gemeinschaftliche Schule u. dergl., das wird sich später, wenn der Einzelne sich Einmal nach seinem Gutdünken festgesetzt hat, schon bilden lassen. Die beiden bedeutendsten deutschen Niederlassungen im Westen, die Dudensche und die Rheinniederlassung, sind ganz oder fast ganz durch freiwillige Züge entstanden.

Wir sahen die nächsten Tage einige Farmen in der Gegend. Die wenigsten gefielen uns recht. Die auf den Hügeln und in den Prairien hinter denselben sollten zu 5 bis 6 Dollars, solche im Bottom für 8 bis 10 Dollars der Akre verkauft werden. Hie und da auf den Hügeln und in einzelnen Strichen des Bottoms fand sich der lockere tiefe Sand, wie man ihn nur in der Mark sehen kann — ein hier sehr seltener, aber für mich als Botaniker sehr erfreulicher Anblick. Besonders merkwürdig war mir ein Kaktus von einer, wie mir scheint, noch unbeschriebenen Art. Aber auch hier vermißte ich Nadelholz; außer der sogenannten Ceder, die auf felsigen Anhöhen vorkommt, habe ich noch keinen Baum der Art in Illinois gesehen. In der Flußebene ist der Boden meist äußerst reich, strichweise finden sich jedoch etwas erhabene ganz sandige Plätze, und hie und da bedeutende Sümpfe. Man sollte glauben, daß Torf hier vorkommen müßte; wenn aber auch alle andere Bedingungen gegeben sind, so ist doch die Temperatur nicht die zur Erzeugung des Torfes passende; denn dieses Produkt eines eigenthümlichen Gährungsprozesses kann sich da nicht erzeugen, wo zu große Wärme raschere Fäulniß herbeiführt. Torf findet sich nur in den nördlichern Theilen der Vereinigten Staaten, und auf den Gebirgen so wie in unendlicher Menge im höhern Norden.

Dienstag schlugen wir den ganz eben durch das Flußthal hinführenden Weg nach Beardstown ein. Dieß erst vor 5 Jahren gegründete Städtchen liegt am linken Ufer des Illinoisflusses, 90 Meilen oberhalb der Mündung desselben, und 150 Meilen oberhalb St. Louis. Es hat schon über 700 Einwohner, zwei Dampfmahlmühlen, nicht weit entfernt eine Sägemühle; Brennereien und eine Bierbrauerei werden errichtet; ein eleganter Gasthof ladet die Reisenden ein, und der Ort verspricht überhaupt viel. Er liegt auf dem hohen sandigen Ufer des Flusses, der ganz klar, aber gelbbraun von Farbe ist, und etwa in der Breite des Mains sich gar still, Inseln und Buchten bildend hinwindet. An seinem Ufer sieht man hie und da das sogenannte Bandgras (Valisneria), welches zur Sommerszeit den größeren Theil des stillen Gewässers bedeckt, und nur einen schmalen Kanal für die Schifffahrt frei läßt. Am untern Ende der Stadt stehen dicht am Ufer zwei indianische Grabhügel welche von reichem schwarzem Boden auf den Sand aufgetragen sind. Schade daß die Stadt, der so Vieles gewährt ist, durch die Sümpfe in ihrem Rücken und die niedrigen, zuweilen überschwemmten Waldungen des gegenüberliegenden Ufers ganz ungesund ist, wenn sie auch selbst schon hoch und trocken liegt. Beardstown verdankt sein Entstehen hauptsächlich einem Deutschen Arenz, welcher nach wechselvollen Schicksalen die zukünftige Wichtigkeit des Illinoisstroms erkannte, und zugleich diese Gegend als besonders vortheilhaft fand, weil nicht weit von hier eine große Sandbank fast die Hälfte des Jahres die Dampfschiffe verhindert, weiter den Fluß hinauf zu gehen, also hier einen natürlichen Stapelplatz bildet. In einem Logbänschen hatte er hier sein erstes Waarenlager, und handelte zum Theil noch mit den Indianern. Jetzt ist er einer der bedeutendsten Kaufleute des Städtchens, Besitzer einer Mühle, mehrerer Farmen in der Nähe, Besitzer und Herausgeber einer Zeitung, und war eine Zeit lang Friedensrichter für die Gegend. Er war lange der einzige Deutsche hier, jetzt aber sind in der Stadt, so wie in der Umgegend schon mehrere, und werden noch mehrere nach sich ziehen. Beardstown muß bedeutend zunehmen, sobald der Kanal der den Illinoisfluß mit dem Michigansee verbinden soll, vollendet seyn wird; und wenn man dann auch die durch die Sandbänke gebildeten Hindernisse wegräumen wird, so bleibt die Stadt immer noch der Stapelplatz der Aus- und Einfuhr für eine weit ausgedehnte Gegend. Die Wichtigkeit des Illinoisflusses für den Handel kann man schon daraus beurtheilen, daß die Stadt Chicago am Michigansee, da wo der Illinoiskanal sich münden soll, sich seit drei Jahren von 300 bis auf 1300 Einwohner gehoben hat, daß das dort zur Errichtung von Schulen oder einem Schulfonds bestimmte Land, 640 Akres, 1833 für beinahe 40,000 Dollars verkauft wurde, und daß die Vereinigten Staaten einen Hafen dort bauen, der der beste und geräumigste an der ganzen nördlichen Seeküste werden soll. Schon jetzt, wo die Verbindung des Flusses mit dem See nur zu Lande statt findet, ist der Handel darauf äußerst lebhaft; während 1828 das erste Dampfboot den Illinoisfluß befuhr, waren 1834 etwa dreißig Boote bei dem Handel auf diesem Flusse betheiligt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Druckerei bei Konstantinopel.

Zum armenischen Patriarchat gehört eine Druckerei, die aber seit einiger Zeit nicht mehr arbeitet. Dagegen findet sich eine andere in dem Dorfe Ortaki am Bosporus, wohin wir zu Wasser von Top-Khaneh aus in 45 Minuten gelangten. Beim Eintritt fanden wir einen alten, aber noch sehr thätigen Mann, der Papier salzte, und wie sich zeigte, der Besitzer der Anstalt war. Sein Vater hatte sie vor ihm besessen, und da er selbst nun (im Jahre 1834) 84 Jahre alt war, so muß sie nahezu hundert Jahre bestehen. Er selbst, seine 4 Söhne und 18 Gesellen bilden die Familie Arab-oghlu, denen nicht nur die Anstalt gehört, sondern die auch fast alle Arbeit darin verrichten. Die Regierung übt keine Aufsicht darüber aus, und verlangt auch keine Taxen. Eine Schriftgießerei ist damit verbunden, in welcher armenische, griechische, lateinische, hebräische, rabbinische, russische und arabische Lettern gegossen werden. Die letztern werden nur für die Regierungspresse geliefert, für welche kürzlich neue Lettern nach dem Modell eines persischen Manuskripts gegossen wurden, die dem Sultan so sehr gefielen, daß er der Familie das muhammedanische Vorrecht, gelbe Pantoffeln zu tragen, verlieh, was dem Stolze des alten Mannes nicht wenig schmeichelte. Wir fanden drei Pressen im Gange, welche armenische und hebräische Bücher druckten. Es soll dieß die einzige armenische Presse in der Türkei seyn. Unter den hier gedruckten Büchern ist auch ein großes persisch-armenisch-türkisches Lexikon, von einem gelehrten Armenier, der jedoch

Digitized by Google

vor Beendigung des Drucks starb. Ein reicher Privatmann ließ auf seine Kosten eine Ausgabe drucken und übergab die abgezogenen 700 Exemplare dem armenischen Patriarchen zur unentgeldlichen Vertheilung. Das Buch ist in Royaloktav und hat 700 Seiten.

Chronik der Reisen.

Auszug aus einem Bericht über zwei Reisen nach Constantine, nebst einigen Angaben über die Geschichte und die Person Ahmeds, Bey von Constantine.

(Fortsetzung.)

Der Bey ist von mittlerer Größe und seine Haut ist von Natur weiß, jedoch durch die Sonne geschwärzt. Seine Augen sind braun und groß, und sein schwarzer Bart ist so schön, daß ich ihn gefärbt glaubte. Er trug einen Kaschmirshawl um das Haupt gewunden; seine nach der Mode von Algier geschnittenen Kleider waren mit Seide gestickt, und über denselben hatte er einen sehr feinen Haik von Wolle und Seide an. Nur wenn er zu Pferde steigt ist er mit einem prächtigen goldenen Säbel bewaffnet. An den Orten, wo er wohnt, hat er viele Waffen, welche, sobald er zu Pferde steigt, von seinen Dienern getragen werden. Täglich sieht er 15 bis 20 Personen an seiner Tafel, und empfängt jeden, der ihn sprechen will, ohne allen Stolz und hört ihn aufmerksam an. Sein ganzes Königreich kennt er so genau, als ob er die Karte davon stets vor Augen hätte.

Die Pracht des Aufbruchs läßt sich kaum beschreiben. Nach einem Marsche von sechs Stunden nach Constantine zu wurde Halt gemacht, alle Zelte aufgeschlagen und der Bey in großem Staate von den Chefs seiner Truppen empfangen. Kaum vom Pferde gestiegen, ließ er 22 Araber verhaften und ihnen in der Nacht die Köpfe abschlagen. Ich erfuhr, daß der Scheikh des Stammes selbst sie als Rebellen bezeichnet und erklärt habe, daß er nach der Abreise des Beys nicht für die Ruhe stehen könne. Indeß verbietet unsere Religion doch, jemand auf die Anklage eines Einzigen hin umzubringen, wenn auch der Ankläger als rechtschaffener Mann bekannt ist.

Bei Hadschi-Ahmed traf ich seinen Vetter, einen jungen Menschen von 11 Jahren, Sohn des Scheikhs der Sahara; da der Bey nur eine Tochter hat, so nahm er ihn an Kindes Statt an. Noch nie habe ich einen für seine Jahre bessern Reiter gesehen als diesen Knaben; nur er und der erste Stallmeister können die Pferde reiten, welche der Bey besteigt. Bei einem Einzuge reitet er, in einen großen mit Gold gestickten Mantel gehüllt, neben dem Bey und sitzt auch bei Tafel an seiner Seite; man gibt ihm den Titel Seraggi. Kommt der Bey an einem Ort an, so durchreitet er sein in zwei Reihen aufgestelltes Heer, wobei er rechts und links nach orientalischer Weise grüßt. Zur gleichen Zeit grüßt auch sein hiezu abgerichtetes Pferd, indem es beide Füße auf derselben Seite aufhebt. Der Bey hat einen Juden, Namens Aron, bei sich, der Italienisch und etwas Französisch versteht. Dieser bat mich, ihm bei meiner Rückkunft nach Algier seine Frau nach Tunis zu schicken, von wo aus sie dann zu ihm nach Constantine kommen könne.

An dem Orte, wo wir uns eben befanden, war gerade Zahltag für die Truppen; jeder Soldat wurde bei Namen aufgerufen, und in Gegenwart des Beys übergab man ihm einen kleinen Beutel mit acht Bogglo, von denen einer 36 Sous werth ist; dieß war der Sold auf einen Monat. Diese Truppen sind eine Mischung von Türken, Arabern, Kulugli's und Kabaillen, doch werden Alle ohne Unterschied und ganz gleich behandelt, und es ist ihnen streng verboten, die Bewohner der Gegenden, durch welche sie ziehen, auf irgend eine Weise zu mißhandeln. Als der Befehl des Großherrn in Tunis anlangte, die Truppen auf europäische Weise zu kleiden und zu organisiren, desertirte eine große Anzahl derselben und nahm Dienste bei dem Bey, der sie mit Vergnügen aufnahm. Ich sah sie zu 40 bis 50 auf einmal ankommen. Der Bey sagte mir oft, er habe mehr als 20,000 Mann in seinen Diensten; wahrscheinlich that er dieß in der Absicht, daß es in Algier bekannt werden möchte, denn meiner Schätzung nach sind es höchstens 10,000. Die Reiterei kostet ihm nichts, sie ist vom Tribute frei und wahrscheinlich eben deßhalb so zahlreich. Einige Scheikhs, die ich weitläufig ausfragte, sagten mir, der Bey könne, wenn er wolle, 40 bis 45,000 Reiter zusammenbringen, was nicht übertrieben ist, da der Scheikh der Araber allein 10.000 stellen kann.

Auf meinem Wege nach Constantine kam ich, eine Tagereise weit von der Stelle, wo ich den Bey traf, an dem Lager des Scheikhs der Araber vorüber. Ich war erstaunt, so viele Leute und eine solche Menge von Zelten von Filz von schwarzen Ziegenhaaren beisammen zu sehen.

Bei meiner Abreise begleitete mich der Scheikh zu Pferde mit seinem Gefolge und seinen Truppen, und benahm sich sehr freundschaftlich. Drei Tage später kam ich nach Constantine. Während der drei Tage, welche ich dort noch blieb, bemerkte ich, daß Ben-Aïssa, Lieutenant des Bey Hadschi-Ahmed, ein Araber, die Araber in Abwesenheit des Beys sehr begünstige, und daß er die Türken und Kulugli's ganz anders behandle, was vielen Neid unter den Truppen erregte.

Als Hadschi-Ahmed Bey nach Constantine zurückkam, nannten ihn die Großen Pascha, und Ben-Yssa wurde von ihm zum Bey ernannt; dabei schickte er ihn, dem Gebrauche zufolge, mit den Truppen, dem Standarten und der Musik nach Bona. Der Scheikh der Sahara, der Oheim Hadschi-Ahmeds, sagte damals zu ihm: „Wir Araber sind wie das Oel, und so wie, damit die Lampe brenne, der Docht von Baumwolle und nicht von Schafwolle seyn muß, so muß auch der Gouverneur entweder Türke oder Kulugli, aber nie ein Araber seyn. Wolleest du indeß die eingeführte Ordnung ändern und diese Stelle einem Araber geben, so gehört sie mir und nicht einem unbekannten Menschen, der sich noch durch nichts ausgezeichnet hat.“ Als Ben-Yssa nach Constantine zurückkam, entsetzte ihn Hadschi-Ahmed seiner Würde als Bey, und ernannte ihn zum Befehlshaber der Truppen während seiner Abwesenheit. Seit dieser Zeit begünstigt Ben-Yssa die Araber, ohne Zweifel in der Absicht, um sich einen Anhang zu verschaffen; die Gerechtigkeit erfordert indeß zu sagen, daß er die Stelle, die er bekleidet, nicht verdient, und daß der Bey hintergangen wird.

Bei unserer Abreise von Constantine wurden wir von einer Menge Menschen begleitet. Am dritten Tage kamen wir nach Wad-le-Madi. Seit dem Tage, an welchem wir Beni-Abbas verlassen hatten, war uns auch nicht ein einziger Baum zu Gesicht gekommen, einige wilde ausgenommen, welche an den Ufern der Flüsse wachsen. Am vierten Tage brachten wir die Nacht bei Ben-Jacob von Behira, vier Wegstunden von Bona, zu. Ich erfuhr von diesem, daß es den Arabern und den Bewohnern des Landes um Bona von dem Bey öffentlich verboten sey, sich mit den Franzosen einzulassen oder ihnen Lebensmittel zu verkaufen, daß er aber im Geheim die Weisung erhalten habe, niemand deßhalb zu verfolgen.

Die Araber aller Stämme, welche ich von Ud-Elmati bis nach Bona traf, sind sehr gastfrei. Sobald ich ankam setzten sie mir weißes Brod und Cuscussus vor, in den sie Hände voll Zucker warfen.

Als ich bei Ben-Jacob ankam, sagten mir die Diener Ben-Hissa's, welche ich von Constantine mitgenommen hatte, daß es ihnen verboten sey, mit den Maulthieren des Beys, welche sämmtlich mit seinem Namen gezeichnet sind, weiter zu gehen. Ich versicherte sie, daß ich für Alles, was etwa geschehen könne, stehen wolle, allein Ben-Jacob erwiderte mir, daß die Befehle, welche er erhalten habe, formell seyen, und daß er mich mit allem Erforderlichen versehen wolle. Er sey überzeugt, daß Hadschi-Ahmed ohne alle Gefahr bis nach Bona gehen könne, Ben-Hissa aber sey nur ein gewöhnlicher Mensch. Ben-Jacob gab mir dann acht Reiter zu meiner Begleitung.

Da ich keine Gelegenheit nach Algier fand, so blieb ich vier bis fünf Tage bis zur Ankunft der Gabarre Aigneau in Bona, auf der ich mich einschiffte. Der Kommandant war ein vortrefflicher Mann, der mich sehr zuvorkommend behandelte. Man sagte damals, daß der Ex-Dey Hussein Pascha die Kabaillen von Budschia aufzuwiegeln suche, und obschon das Gerücht sich als falsch erwies, so war doch Befehl gegeben, alle Fahrzeuge, welchen man in der Nähe der Küste begegnen würde, zu untersuchen. Wir stießen auf einen von Smyrna nach Gibraltar segelnden Kauffahrer, der ebenfalls visitirt wurde. Dieser Untersuchung wegen mußten wir bei unserer Ankunft in Algier eine Quarantaine von 30 Tagen aushalten. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 240. 28 August 1835.

Ein Besuch der deutschen Niederlassungen in Illinois und Missouri im Herbst 1834.

(Fortsetzung.)

Am 19 November verließen wir Beardstown um die fruchtbaren Landstriche, die zwischen dem Illinois und Mississippi liegen, zu durchziehen, und dann den Missouristaat zu betreten. Wir setzten über den Fluß, und mußten uns dann einige Meilen durch den Bottom auf ungemein schlechten Wegen durcharbeiten. Es ist meist hoher Wald, wie er gewöhnlich in den Flußthälern ist. Die charakteristischen Bäume sind immer die Platanen und die Pappeln. Wohl eben so häufig, aber weniger hervorstehend sind der schwarze und weiße Wallnußbaum, der Hackberry (Celtis), die Linde, die Esche, die Birke, mehrere Ulmen- und Ahornarten, die Gleditschie, der Kaffeebaum (Gymnocladus), auch einzelne Hickorybäume (Carya), die indessen mehr den höher liegenden Gegenden angehören; eben so einige besondere Eichenarten. Hier im Illinoisbottom findet sich noch vorzüglich ein eigenthümlicher Nußbaum, die Peccannuß (Canya olivaeformis), welcher länglich runde, sehr dünnschalige, wohlschmeckende Nüsse liefert. Die Verbreitung dieses Baumes ist sehr beschränkt; er findet sich nur noch etwa 30 Meilen weiter nach Norden, sondern am Mississippi in diesen Breitegraden, und auch etwas am Missouri. Die meisten der eben genannten Bäume haben viele Aehnlichkeit mit europäischen verwandten Arten, sind aber durch viele Merkmale leicht zu unterscheiden. Im Missourithale habe ich den größten Theil dieser Bäume, aber noch üppiger und imposanter wieder gefunden; ich schreibe dieß weniger einem reicheren Boden, als vielmehr der etwas südlichern Lage und besonders dem Umstande zu, daß das Missourithal fast ganz frei von Ueberschwemmungen ist, was nicht so ganz von dem Illinoisthale gilt. Eine kleine Prairie trafen wir in der Niederung, deren Gras (hauptsächlich Spartina cynosuroides) Roß und Mann überragte. Solche Stellen müssen es seyn, wo Feuer gefährlich werden können, wie es z. B. Cooper in seiner Prairie beschreibt. Durch die gewöhnlichen Prairiefeuer läuft und reitet man ganz gut durch. Die Waldbrände, die ich bis jetzt gesehen habe, sind noch weniger schlimm; sie gewinnen nur dadurch ein großartiges Ansehen, daß sich die umgestürzten und dürren Stämme entzünden und oft Wochen lang fortbrennen, in der Nacht weithin wie gewaltige Fackeln leuchtend. Es müßten Nadelwälder seyn, oder Laubwälder, wo der größere Theil der Bäume etwa durch Insekten getödtet wäre, wenn ein Waldbrand der Idee gleichen sollte, die man sich gewöhnlich davon macht. Indessen erinnere ich mich in den Alleghanygebirgen einen mehrere Meilen weiten Strich Landes gesehen zu haben, wo wirklich alle Bäume durch Feuer zerstört waren. Der junge überall hervorkommende Nachwuchs konnte nicht älter als 6 bis 7 Jahre seyn. Man fürchtet Wald- und Wiesenbrände nicht im mindesten, so fern sie nicht alten Umzäunungen zu nahe kommen; die können dann sich leicht entzünden, und ehe man Zeit gehabt, sie niederzureißen, wegbrennen; bei Unterholz aber, was noch grün ist, brennt Laub und Gras weg, ohne sie zu versehren. Coopers Romane, namentlich die Pioniers und die Prairie, geben übrigens ein Bild des Landes und des Lebens, was mir richtiger scheint, als alle über Amerika in Deutschland erschienenen Schriften. Man beachte dabei nur, daß der Romandichter als Amerikaner über manche Fehler und Nachtheile seines Vaterlandes und seiner Landsleute leicht hinweggeht; angedeutet sind sie aber gewiß.

In dem ganzen Striche bis zu dem Mississippi fanden wir keinen Sand mehr, an mehreren Stellen aber, als wir in die Thäler kamen, und die Anhöhen erstiegen, Kalkstein und Steinkohlen. Wider Erwarten leitete uns nun der Weg ganz durch unebenes Waldland nach Rushville, dem Gerichtssitz der Schuylercounty, die 12 Meilen von Beardstown entfernt ist. Es liegt an der Südspitze einer hübschen Prairie, und obwohl tief im Lande, zeigt sich doch viel Industrie da; es hat zwei Dampfmühlen, die eine zum Mahlen die andere zum Sägen, und wie es hieß, wollte man mit der letzteren eine Baumwollenspinnerei verbinden. Das Städtchen hat ein vielversprechendes Aeußere, und die Einwohnerzahl, jetzt gegen 800, wird gewiß bald mehr steigen. Noch 15 Meilen weiter führte uns der Weg durch Wald und über einige Bäche, unter denen der Crooked Creek ein Flüßchen genannt werden muß. Auf den Karten hat er meist den Namen Rivière la Mine, den ihm die ersten französischen Entdecker gegeben haben. Häufig sind diese Namen hier und im Missouri, meist aber in gar barbarischer Aussprache geblieben; kaum kann man in Bohnem, Dubois, Bonhomme, Dubois wieder erkennen, und so gibt es Hunderte von Beispielen.

Digitized by Google

Etwas was uns bis dahin noch nicht begegnet war, 27 Meilen weit waren wir nun fast bloß durch Wald geritten. Hier waren denn auch häufig Farmen im Holze angelegt; die todten Stämme staerten selbst in dieser Jahreszeit abschreckend aus den Feldern heraus; überhaupt hatten die Niederlassungen nicht das nette Ansehen der Prairiefarmen. Der größere Theil der Illinoesen hält es nicht der Mühe werth Waldland urbar zu machen.

Bald nachdem wir den Wald verlassen hatten, und auf eine recht hübsche, nicht sehr breite, aber weithin und in vielen Armen und Windungen nach Westen sich erstreckende Prairie gekommen waren, führte uns der Weg durch Mount Sterling, ein ganz kleines, aber anmuthig gelegenes Städtchen von 6 bis 8 Häusern. Noch 7 Meilen weiter mußten wir reiten, um ein Nachtlager zu finden, wenn wir nicht hier bleiben wollten. Auf der einsamen Prairie erblickten wir von fern, als die selbst in dieser Jahreszeit rasch vorübergehende Dämmerung der Dunkelheit der Nacht wich, einige Reiter. Wir näherten uns einander. Wie weit ist's zum nächsten Hause, war die erste Frage. Noch 4 Meilen. Sind wir auf der rechten Straße nach Nashville? Allerdings. Theilt sie sich nicht? Anderthalb Meilen von hier geht ein wenig betretener Weg ab, den Ihr rechts liegen laßt. Eben so erfuhren wir dann auch, daß das nächste Haus noch drei Meilen entfernt, und der Weg sehr übel sey. Und so schieden wir wieder und verloren uns gegenseitig bald in der Dunkelheit. Das sind Begegnungen auf einer einsamen Prairie. Wäre es Tag gewesen, die Amerikaner hätten uns ohne Zweifel gefragt, ob wir nicht Zeit hätten ein wenig zu plaudern. Damit hätte der eine oder andere das eine Bein über den Hals des grasenden Pferdes geschlagen, und uns gefragt, wie uns das Land gefiele, wo wir herkämen, wo wir uns ankaufen wollten; ob noch recht viele Deutsche nachkommen würden, wir sollten doch auch seine Gegend besuchen und ihn dabei nicht vergessen; er habe auch eine schöne Farm und würde sehr billig verkaufen. Zur gehörigen Zeit kamen wir denn auch auf der nächsten Farm an, und trafen es heute günstiger mit der Aufnahme als bei Jacksonville. Die Hausfrau war krank, daher bereitete ihr Sohn, ein Knabe von 12 bis 13 Jahren, gar flink das Abendessen, nachdem die Pferde besorgt waren. Das Hauswesen schien nicht in glänzenden Umständen zu seyn, aber auf eine gar einfache Weise ward z. B. die Feuerschaufel durch ein dünnes Brettchen ersetzt, und als wir uns zu Tische setzten, diente dasselbe, in das Kamin geworfen, zur Beleuchtung. Unser Wirth war aus Tennessee, und wußte viel von der Schönheit und Gesundheit des Landes zu erzählen; reicher sey hier der Boden, aber die beiden andern Vorzüge gingen ihm ab. In Tennessee könnten aber, meinte er, nur reiche Leute Land kaufen, die Preise seyen zu hoch, und insbesondere könnten nur Baumwolle pflanzende Sklavenbesitzer gut fortkommen; es sey kein Land für arme Leute. Das gilt im Allgemeinen wohl von allen Sklavenstaaten, namentlich von den ältern. Die ärmern Grundbesitzer, welche selbst arbeiten müssen, stehen nicht in dem gleichen Ansehen, wie die, welche nicht selbst Hand anzulegen brauchen, und können nicht leicht emporkommen, wandern daher gern aus, und besonders in Staaten, wo die Sklaverei verboten ist. Der Mann hatte auch gestern mehrere Deutsche beherbergt, klagte aber, daß sie kaum ein Paar Worte englisch verstanden hätten, er habe keine satisfaction mit ihnen gehabt, d. h. er habe nicht gehörig mit ihnen plaudern können. Solche eigenthümliche Redensarten hört man hier, und könnte, obwohl im Ganzen ein ziemlich gutes Englisch gesprochen wird, eine ganze Sammlung von Wörtern und Wendungen machen, die in den Backwoods, d. h. bei den roheren Landleuten und den ersten Ansiedlern eigenthümlich gebraucht werden. Die Aussprache scheint aber, wenn sie nicht gelegentlich zu nachlässig breit ist, sehr richtig zu seyn und ist entfernt von den Dialekten, die in England fast so vielfach wie in Deutschland die Sprache verunzieren.

An dem kalten und windigen Morgen des folgenden Tages ritten wir weiter, fanden jedoch für gut, schon im nächsten Hause, kaum 4 Meilen entfernt, Rast zu machen. Muntere und gesprächige Leute, die vor zwei Jahren aus Kentucky gekommen waren, trafen wir hier. Wir erfuhren recht viel über diese Länderstriche, die unter dem Namen des Militärlandes bekannt sind, und über ihre verwickelten Verhältnisse. Das Dreieck nämlich, welches der Mississippi mit dem Illinoisflusse bildet bis zu einer Linie, welche 160 Meilen nördlich von der Verbindung dieser beiden Flüsse von Osten nach Westen läuft, wurde nach dem letzten Kriege gegen England zur Belohnung der Soldaten bestimmt. Es war in Stücke von 160 Akres vertheilt worden, und die Berechtigten bekamen durch das Loos solche Stücke zugewiesen, etwa zwei Fünftheile des ganzen Landstriches. Es traf sich, daß auch schlechtes Land, sumpfiges oder unfruchtbares, so vertheilt wurde, daher ward die Bestimmung zugesetzt, daß der dessen Antheil nicht wenigstens zum dritten Theile kulturfähig sey, sich einen andern unter den unverloost gebliebenen Antheilen wählen dürfe. Die wenigsten der neuen Besitzer hatten ihr Land gesehen, oder nahmen Besitz davon; viele kümmerten sich gar nichts darum, andere verkauften es solchen, die es wohl auch nicht kannten, zu äußerst billigen Preisen. Fünf Jahre nach der Zeit der Schenkungsakte kam nun die Zeit, wo die Steuern entrichtet werden sollten, von ganz gutem Lande 2 Dollars von 100 Akren, von weniger gutem Land, $1^1/_2$ Dollars. Viele, wohl die meisten, bezahlten keine Taxen, und so ward nach dem hier herrschenden Grundsatz das Land zum Besten der Staatskasse versteigert, solche 160 Akresstücke für wenige Dollars, und auch die Steigerer kannten oft das Land nicht. Eine Menge kam in die Hände reicher Spekulanten, diese verkauften zum Theil wieder zu billigen Preisen, und das Land bekam nach und nach Ansiedler, doch aber in der Gegend, durch die wir gerade reisten, erst seit 2—3 Jahren. Traf es sich nun, daß der ursprüngliche Eigenthümer innerhalb der ersten zwei Jahre, oder wenn es Minderjährige waren, bis zur Zeit, wo sie majorenn wurden, kam, sich über seine Besitztitel auswies, die rückständig gewesenen Steuern nachzahlte, und dem wirklichen Besitzer die etwa gemachten Verbesserungen vergütete, so trat er nach dem hier gültigen Gesetze wieder in den Besitz ein. Es sind daher Besitztitel über solche Ländereien etwas unsicher, obwohl der Käufer des der Taxen wegen versteigerten Landes zwar um den wirklichen Besitz desselben, aber nicht in reellen Schaden kommen kann; denn was er auf das Land ver-

Digitized by Google

wandt hat, muß ihm vergütet werden. Er darf sich nur als Pächter betrachten. Natürlich entstehen aber viele Unbequemlichkeiten daraus, und man geht deßhalb jetzt damit um, ein Gesetz zu erlassen, durch welches die unsichern Verhältnisse dieser Ländereien festgestellt werden. Das Land, welches nicht an die Soldaten gegeben wurde, ist größtentheils noch Kongreßeigenthum, indem nur in wenigen Gauen dasselbe schon zum Verkauf ausgeboten war. Bekanntlich wird das öffentliche Land vergessen, und dann, wenn es anfängt Nachfrage zu erregen, auf einer Auktion ausgeboten. Nur der kleinere Theil wird da losgeschlagen, das meiste wird später aus der Hand auf den Landämtern zu dem bestimmten Preis von 1¼ Dollars der Akre verkauft. Nun finden sich aber häufig Ansiedler auf Land, das noch gar nicht zum Verkauf ausgesetzt war, oder auf Kongreßland, was zwar schon ausgeboten war, allein noch nicht in Privathände übergegangen ist. Erstere haben immer das Vorkaufsrecht bei den Auktionen, letztere haben es durch mehrmals erneuerte Kongreßgesetze auf bestimmte Zeit erhalten. In der letzten Sitzung wurde das Vorrecht wieder bis zum Jahr 1836 ausgedehnt. Bis dahin kann diese Squatters niemand in ihrem Besitzthum stören, und erlegen sie dann den Preis von 1¼ Dollaes für den Akre, so gehört das Land ihnen. Es ist dieß eine Anoednung, welche zwar mit dem Gesetze, welches verbietet, auf Kongreßland Bäume zu fällen oder den Pflug anzusetzen, in Widerspruch steht, allein viel zum wirklichen Anbau des Landes beiträgt. In einer Zeit, als jene Einrichtung nicht existirte, oder wo die Zeit des Vorkaufsrechtes verstrichen war, fanden häufig ärgerliche Scenen statt. Im Allgemeinen hält man es für unehrenvoll, einen Mann aus seiner kleinen, so angelegten Besitzung dadurch, daß man das Land aufkauft, zu treiben. Man kauft ihm gerne sein Improvement, wie man es kennt, d. h. das, was er angelegt und verbessert hat, ab, und verständigt sich im Nothfalle durch aus den Nachbarn gewählte Schiedsrichter. Häufig verkaufen auch solche Squatters ihr Improvement an einen Mann, der noch längere Zeit dasselbe benutzt und vermehrt, ohne das Land selbst zu besitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Petersburg und Moskau.

(Schluß.)

Moskau 20 Junius 1835. — Moskau ist reich an geschichtlichen Erinnerungen, sein tapferer Widerstand gegen die Tataren, seine siegreichen Anstrengungen sich dem Joche der Polen zu entziehen, welche auf eine so edle Art von dem Prinzen Poschaesky und dem Kaufmann Minin befördert wurden, denen zu Ehren die Moskowiten ein schönes Denkmal von Erz errichtet haben, alles dieß erhebt die Seele und flößt eine lebhafte Theilnahme für die alte Czaren-Residenz ein; aber der Nationalstolz scheint mir, findet viel mehr Nahrung in Petersburg. Wenn Moskau die ritterlichen Eigenschaften der Altrussen zurückruft, so stellt Petersburg würdig das moderne Rußland vor, das Rußland unserer Tage, aufgeklärt und mächtig. Petersburg ist wie ein prächtiges Denkmal auf einer fremden Erde, die von der Stärke des russischen Schwertes und von dem Genie russischer Kaiser erobert und erhalten worden ist. Das Volk von Moskau gefällt mir durch seine Originalität, seinen Geist und seine Höflichkeit. Wenn Sie einen gemeinen Mann auf der Straße anreden, so können Sie gewiß seyn, daß er Ihnen auf russisch mit einem angenehmen zuvorkommenden Wesen antworten wird, und Sie laufen nicht Gefahr das grobe: Ey moika (ich weiß nicht) zu hören, das man Ihnen häufig in finnischer Sprache in den Straßen von Petersburg antwortet. Mir scheint, es gibt mehr gemeines Volk in Moskau als in Petersburg, wenigstens macht es sich mehr auf den Straßen sichtbar, besonders in den Vorstädten. Man trifft weniger Luxus in den Kleidungen an: in Petersburg z. B. setzt die Kammerfrau alle Sonn- und Feiertage ihren Hut auf, in Moskau begnügt sie sich mit dem bescheidenen Häubchen. Von der andern Seite stellen die Kaufmannsfrauen einen großen Luxus zur Schau, haben aber den gesunden Verstand gehabt, ihre Nationaltracht in ihrer ganzen Schönheit beizubehalten; diese Kleidung steht ihnen sehr wohl an, denn sie wissen sie zu tragen, während man in Petersburg nicht ohne Lachen die pariser Moden sehen kann, welche von den Frauen und Töchtern der Kaufleute ohne Anmuth und ohne Geschmack nachgeahmt werden. Hier haben sie die Sarafan (Kleidung ohne Aermel) von Gros de Naples mit Goldtressen gestickt, — den Kakoschnik (Kopfputz in Form eines Diadems) von Sammt mit feinen Steinen gestickt und mit Spitzen und Perlen besetzt, — und die Dusche greyka (Art von Mänteichen, dessen Name wörtlich Seelenwärmer bedeutet), mit einem Zibelinpelz besetzt.

Ich habe in Moskau einen in Petersburg unbekannten Gebrauch bemerkt: ich begegnete einem Leichenbegängniß, eine Menge Frauen und junge Mädchen, alle weiß und farbig, wie für ein Fest bekleidet, folgten einem mit rosenfarbenem Zeug behängten Sarge, niemand trug Trauer. Als ich fragte was dieß bedeute, antwortete man mir, die Verstorbene sey ein junges Mädchen, und es sey nicht Gewohnheit, bei der Bestattung einer christlichen Jungfrau Trauer zu tragen. — In Petersburg merkt man es bald, daß die Sucht nach Rang und Titeln über Alles herrscht; man darf nur den Unterredungen auf den Straßen und Spaziergängen zuhören. In Moskau ist die Patriarchal- oder Familien-Aristokratie der Gegenstand der Gespräche. In Petersburg bespricht man sich viel über die Politik, die Wissenschaften, die Künste; in Moskau über häusliche Interessen, Pferde und Hunde, aber mir scheint man weiß besser sich zu unterhalten. In Petersburg gähnen die Zuschauer im Theater, beklagen sich über Langeweile und würden sich schämen, wenn sie vergnügt aussähen. In Moskau überläßt man sich ohne Rückhalt dem Eindrucke, man verrückt kein Auge von der Scene, man fürchtet ein Wort zu verlieren; findet man das Stück nicht unterhaltend, so verläßt man den Saal und sucht anderswo Zerstreuung. Man beschäftigt sich auch mehr mit der russischen Literatur. Die Moskowiten haben mehr Nationalgeist als die Petersburger: wenn einer dieser letztern anfängt über die Stadt zu medisiren, so stimmen alle andern mit ein; hier aber wer sich's beigehen ließe, Böses von Moskau zu sprechen, läuft Gefahr gesteinigt zu werden.

Digitized by Google

Ich spreche Ihnen nicht von den Gesellschaftssälen von Moskau, denn jetzt ist alle Welt auf dem Lande, aber je mehr ich in den Straßen herumschweife, desto mehr vermisse ich die ausgesuchte Reinlichkeit der Straßen von Petersburg. Die Anekdote die ich Ihnen erzählen will, wird Ihnen einen Begriff davon geben. Ein Polizeioffizier schmähte einen Dwornik (Portier) aus, weil er bei dem Hause einige Spuren vorüberpassirter Pferde bemerkte. Aber, mein kleiner Vater, *) sagte der Portier, soll ich denn mit dem Besen hinter jedem Pferde bereit stehen? Nicht nur hinter jedem Pferde, Sukinsin (russischer Fluch),**) entgegnete der Polizeimann, sondern hinter jedem Sperling. Der Holzboden, den der Kaiser Alexander während seiner letzten Regierungsjahre in den Hauptstraßen hat machen lassen, und der bis Kamennoi-Ostroff reicht, ist eine Verschönerung, die man in keiner neuern Stadt findet. Diese sechseckigen Holzblöcke, mit einem Kitt überzogen, auf dem unsere schönen Equipagen so schnell und so geräuschlos fortrollen, ist eine wahrhaft kaiserliche Erfindung, und gibt eine Idee von dem Sybaritismus, der in Petersburg herrscht. Aber ich verfalle wieder in meinen alten Fehler, ich spreche Ihnen von Petersburg statt von Moskau: es ist schwer, was man auch thun mag, seine Vorliebe zu unterdrücken. Leben Sie wohl.

*) Batiuschka, ein vertrauliches Wort, das häufig von Untergeordnete gegen Höhere gebraucht wird.

**) Kein sehr artiges Schimpfwort, denn es bedeutet „Hundssohn."

Chronik der Reisen.

Auszug aus einem Bericht über zwei Reisen nach Constantine, nebst einigen Angaben über die Geschichte und die Person Ahmeds, Bey von Constantine.

(Zweite Reise.)

Kaum zurück von meiner ersten Reise nach Constantine, begab ich mich nach acht Tagen in einem Dampfboote wieder von Algier nach Bona. Ich hatte verschiedene Gegenstände zu den unerläßlichen Geschenken bei mir.

Ich schrieb sogleich an den Bey, daß ich wieder zu ihm käme, und auch an Ben-Jacob, damit er mir einige seiner Leute zu meiner Begleitung schicke. Bei ihrer Ankunft gab mir der Kommandant Joseph die nöthigen Maulthiere zum Transport meiner Effekten. „Ich mache es nicht, wie Habschi-Ahmed, sagte er, der sich fürchtet seine Maulthiere zu uns zu schicken; die meinigen sollen Euch bis nach Constantine bringen. Als ich bei Ben-Jacob angekommen war, verlangten die Diener des Kommandanten die Maulthiere zurück, und was ich ihnen auch immer sagen mochte, so wollten sie sich doch nicht auf mich verlassen, und führten sie nach Bona zurück. Als der Kommandant seine Diener sah, gerieth er in gewaltigen Zorn, und hieß sie auf der Stelle zu Ben-Jacob umkehren. Sie kamen bei Nacht an, als schon Alles schlief, banden die Maulthiere an und gingen wieder heim. Wir fanden sie am folgenden Morgen und setzten unsere Reise fort. Wir wußten nicht, daß die armen Thiere seit ihrer Rückkehr nach Bona nichts zu fressen bekommen hatten, und wurden dieß erst gewahr, als wir fanden, daß sie kaum fortkommen konnten. Das, welches ich ritt, kam am Abend fast nicht vom Fleck, und da wir uns auf einem hohen von Abgründen umgebenen Gebirgsrücken befanden, so war ich genöthigt abzusteigen, und des Koths wegen ohne Schuhe und mein Thier am Zügel führend weiter zu gehen. Nachdem wir fast eine Stunde so gegangen waren, begegneten wir dem Sohne Ben-Jacobs, der uns entgegenkam und mir sein Pferd abtrat.

Am andern Tage Mittags kamen wir zu Scheikh-el-Mehtar, Scheikh von Wad-el-Zuais, der eben seine Tochter verheirathete. Man feierte die Hochzeit nach Weise der Araber; es gab da Wettrennen zu Pferde und es wurde viel geschossen. Eben dieser Festlichkeiten wegen hatte mich der Sohn Ben-Jacobs hieher begleitet. Es waren viele Leute versammelt und viele Zelte aufgeschlagen. Man wies mir eines derselben an, in dem ich mich einrichtete, und da die Araber sehr neugierig sind, so war es stets von vielen derselben umstellt, die unsere von der ihrigen so verschiedene Kleidertracht anstaunten. Ich hatte Kaffee gemacht; jeder wollte davon kosten, und so war ich denn genöthigt allen Anwesenden zu geben. Die Kinder des Scheikhs hatten etwas Zuckerwerk von mir bekommen; sie theilten ihren Kameraden davon mit, und so gingen denn die Vorräthe an Kaffee und andern Dingen, die ich für die Reise mit mir genommen hatte, aus einer Hand in die andere. Alles was man den Hochzeitgästen vorsetzt, sind große Schalen voll sehr weißen Cuscussus, mit Hühnern und großen Stücken Fleisch belegt. Nach dem Essen ward Musik im Zelte des Scheikhs gemacht; drei der Musikanten bliesen eine Art Schilfröhren, ungefähr einer halben Elle lang, auf der einen Seite mit sechs und auf der andern mit sieben Löchern versehen. Drei andere spielten ein Instrument Namens Deff, eine Art Trommel von länglich viereckiger Gestalt und mit einem sehr dünnen Fell überzogen. Wenn der Gesang beginnt, schweigen die Instrumente. Jeder Anwesende gibt den Musikern Geld, und diese sprechen beim Empfange den Namen des Gebers laut aus. Man gibt höchstens 6 Sous. Während der Musik jagen die Reiter unaufhörlich hin- und her und schießen mit Flinten und Pistolen, und die Frauen erheben von Zeit zu Zeit das bereits erwähnte Freudengeschrei. Wenn die Nacht einbricht, baut man eine Art Thürme von harzigem Holz auf und zündet sie an, was die Stelle einer Illumination vertritt. Dieß sind die sämmtlichen Unterhaltungen bei den großen Festen der Araber.

Da die Hochzeiten der Araber stets sieben Tage dauern, so blieben der Sohn Ben-Jacobs und die Seinigen bei dem Feste, und der Scheikh gab mir zehn Maulthiere und die nöthige Mannschaft, um mich nach Constantine zu begleiten. Diese Leute wußten wohl, daß sie von mir bezahlt würden, aber dennoch ließ sich leicht erkennen, daß sie nur aus Gehorsam gegen den Scheikh mit mir gingen, und sehr mißvergnügt waren, die Vergnügungen der Hochzeit entbehren zu müssen.

Bei dem ersten Novemberregen wird das Land bestellt, d. h. das Getreide ausgesäet. Man säet nur Hand tief in demselben Augenblick, als der Boden umgebrochen wird. Dieß ist Alles, was die Araber vom Ackerbau verstehen. Lein und andere Sämereien würden sehr gut bei ihnen fortkommen, allein sie säen nichts als Korn und Gerste.

Fünf Tage nach meiner Abreise von Bona kam ich nach Constantine. Ich wohnte im Hause des Beys und aß an seinem Tische.

In einem Hause, unweit von dem des Beys, befinden sich fünf und zwanzig deutsche Deserteurs der französischen Truppen in Algier. Sie sind nach Constantine gekommen und haben da die muhammedanische Religion angenommen; der Bey kleidet und nährt sie. Zwei von ihnen sollen Mediziner seyn, und da es in der Stadt keine Aerzte gibt, so verdienen sie sich viel Geld. Die andern geben sich für Chemiker aus. Nachdem diese eine Zeit lang gearbeitet hatten, haben sie einen Stein gefunden, der, wenn man ihn schmelze, eine zerbrechliche, leicht schmelzbare Substanz niederschlägt, die, obschon glänzender als Blei, doch viele Aehnlichkeit mit diesem Metall hat.

Ich habe Stücke davon mit nach Algier genommen, und sie dem Herzog gegeben, der sie untersuchen ließ. Sie wurden eben so wie zu Livorno, wohin ich ebenfalls davon sandte, werthlos befunden.

Der Bey zeigte mir seine Salpeter- und Pulverfabrik, wo täglich 25 Pfund Schießpulver bereitet werden.

(Schluß folgt.)

Vor einiger Zeit, als man in der Gemeinde Auxy le Chateau, Departement Pas de Calais, nach Torf grub, fand man mehrere versteinerte Hörner von Auerochsen, einem in Frankreich längst verschwundenen Thiere. Zwei von diesen Hörnern wurden im Museum von Arras niedergelegt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 241. 29 August 1835.

Ueber die Sterblichkeit unter den englischen Offizieren.

Keine Nation ist im Falle Truppen in so vielen Welttheilen und unter so mannichfachen Klimaten zu unterhalten, wie die Engländer, und es ist deßhalb gewiß nicht uninteressant, Vergleichungen über die Sterblichkeit in den verschiedenen Garnisonen in England und den Kolonien, at home and abroad wie die Engländer sagen, anzustellen.

Von den Garden und der Reiterei, welche während der neun Jahre von 1826 bis 1835 in England waren, starben im Ganzen nur 53 Offiziere, unter 503 Kavallerie- und 208 Infanterie-, im Ganzen also unter 711 Offizieren; dieß macht nicht ganz 6 oder etwa $^{8}/_{10}$ Proz. im Jahre, gewiß ein sehr geringes Verhältniß, wobei freilich zu bemerken ist, daß mit Ausnahme von 63 Stabsoffizieren die Gesammtzahl aus jungen Leuten in der Kraft der Jahre, zwischen 16 und 35, besteht.

Die Linieninfanterie besteht aus 99 Regimentern und einer Jägerdivision: drei davon haben zwei Bataillone, die übrigen nur eins, also im Ganzen 103 Bataillone, wovon 20 in Indien auf dem Kriegsfuß stehen. Diese letztern haben zusammen 972 Offiziere, die erstern 2822, im Ganzen also 3752, *) von welchen in 9 Jahren 658 starben, oder etwas über 73 im Jahre. Nach dem Range vertheilt stellt sich die Sterblichkeit folgendermaßen:

	Zahl der Offiziere	Zahl der Todten	Durchschnitt im Jahre.
Oberstlieutenants	425	54	5,44
Majors	206	34	3,77
Kapitäns	1040	187	20,77
Lieutenants	1494	346	35,11
Fähnriche	889	90	10 —

Die große Anzahl von Lieutenants die starben, mag sich daraus erklären, daß viele die im Jahre 1815 auf Halbsold gesetzt worden, seitdem wieder in Dienstthätigkeit gesetzt wurden, um in West- und Ostindien zu dienen. Im Ganzen wird man die Anzahl von Todten, welche etwa 2 Proz. jährlich beträgt, nicht übermäßig finden, allein die Sache stellt sich sogleich anders, sobald man die Garnisonen trennt. Vom Jahre 1826 bis 1835 standen 66 Bataillone, zusammen 249 Jahre, also im Durchschnitt jedes nicht ganz 4 Jahre in England, oder umgekehrt, es standen während der 9 Jahre $27^{6}/_{9}$ Regimenter daselbst, deren Offizierskorps zusammen 936 Mann ausmacht, von denen 96 starben, oder ungefähr $1^{1}/_{7}$ Proz. jährlich. Nach dem obigen starben von den Kavallerieoffizieren nur $^{8}/_{10}$ Proz., von der Infanterie aber $^{8}/_{7}$, welcher Unterschied sich nur daraus erklären läßt, daß die Infanterieoffiziere vorher lange Zeit in fremden, meist tropischen Klimaten gedient hatten.

*) Nämlich blos Linienoffiziere, der Stab ist nicht mitgerechnet.

Am furchtbarsten ist, wie leicht zu erwarten, die Sterblichkeit in Indien. Es stehen gewöhnlich acht Bataillone in der Präsidentschaft Bengalen, acht in der Präsidentschaft Madras, und vier in der Präsidentschaft Bombay: hie und da bleibt ein Bataillon etwas über seine bestimmte Zeit dort, daß man im Ganzen wohl 21 Bataillone rechnen kann. Diese haben 930 Linien- und 42 Extraoffiziere, zusammen also 972. Von diesen starben während der 9 Jahre von 1826/35 in Bengalen 138, in der Präsidentschaft Madras 158, in der Präsidentschaft Bombay 44, zusammen also 340, oder mehr als der dritte Theil, ungefähr $4^{1}/_{3}$ Proz. jährlich. Dieses Verhältniß steigt noch, wenn man bedenkt, daß der fünfte Theil der Offiziere, oder 194, nicht in Indien, sondern bei den Depotkompagnien in England stehen. Beinahe dasselbe Verhältniß ist es mit den Kavallerieregimentern in Indien, wo von 80 Offizieren 31 oder beinahe $3^{1}/_{2}$ jährlich starben. Diese Minderzahl in Vergleich mit der Infanterie kommt wohl daher, daß die Kavallerie in Indien seltener in einzelnen Detaschements ausgeschickt wird.

Auffallend ist der Umstand, daß die Sterblichkeit in Ceylon weit geringer ist, denn dort beträgt sie von 270 Offizieren nur 15, oder nach Abzug der Depotoffiziere nur etwas über 1 Proz., Ceylon hat aber sehr gesunde Gegenden, und das angegebene Verhältniß gilt nur für den Frieden, denn während des Krieges im Jahre 1818 und 1819 starben von 50 Offizieren eines Regiments 14 nur an Krankheit. Auf der Insel Mauritius beträgt die Sterblichkeit nicht ganz ein Prozent jährlich, in Westindien dagegen wieder $2^{1}/_{2}$, und in Jamaika allein beinahe 4 Proz. In den übrigen Kolonien in Canada, Neusüdwales und Kap weicht die Sterblichkeit wenig oder gar nicht von der in Europa ab.

Es hat wohl nie eine Armee gegeben, wo solche Berechnungen auch nur nöthig geworden wären. Dieser Kolonialdienst erklärt manches sonst Unerklärliche in den Einrichtungen der englischen

Digitized by Google

Armee, namentlich auch die noch immer fortdauernde Sitte, Offiziersstellen zu kaufen, welche neben der Beförderung durch Avancement fortbesteht. Es wäre interessant zu wissen, welches Sterblichkeitsverhältniß unter den Truppen der indischen Kompagnie herrscht. Dort findet kein Stellenkauf statt, theils weil die untern Offiziersstellen von den Direktoren nach Gunst oder gegen Geldentschädigung verliehen werden, theils weil meist unbemittelte Offiziere in die indische Armee treten, die allzuviel Gefahren und Mühseligkeiten darbietet, als daß man diesen Dienst besonders suchen sollte, wenn der Eintritt in denselben mit eben so viel Kosten begleitet wäre, als der in den königlichen Dienst.

Ein Besuch der deutschen Niederlassungen in Illinois und Missouri im Herbst 1834.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Thema des Gespräches, was hier wie an andern Orten nicht selten vorkam, war der Unterschied der beiden Nachbarstaaten Illinois und Missouri, und der Vorzug des einen vor dem andern. Hier nur das, daß von den Amerikanern im Durchschnitte nur die nach Missouri einwandern, welche Sklaven halten wollen. Ein Einwanderer zieht manchmal eine große Familie, diese wieder Freunde und Verwandte nach sich; ich habe es selbst von Auswanderern gehört, daß ihre Freunde es wären, die sie bestimmten nach Missouri zu ziehen, wenn es ihnen selbst schon besser in Illinois gefiele.

Immer über die Prairie hin, doch oft den Saum des Waldes und daran einzelne neue Ansiedlungen berührend, führte uns der Weg bis 17 Meilen diesseits des Mississippi. Von da an schon verändert sich das Terrain. Die Prairien waren klein, und oft von waldbekränzten Bächen durchschnitten; ihre Oberfläche wurde immer unebener. Hie und da sah man sogar recht artige Backsteinhäuser. Mit dem Abend erreichten wir Quincy. Die Stadt liegt gegen 70 Meilen von Beardstown entfernt, und dem Flusse nach 150 Meilen oberhalb St. Louis. Sie steht auf den Höhen des Mississippi, wohl 150 Fuß hoch über dem Flusse, und hat in so fern eine gar hübsche Lage; doch ist der Grund, worauf sie gebaut ist, zu uneben. Ihre Lage ist indessen für den Handel günstig, wenn auch ein Zweck, den man vermuthlich bei ihrer Anlage mit erzielen wollte, Gesundheit, keineswegs erreicht ist. Der Ort hat dessen ungeachtet schon sechshundert Einwohner, eine Dampfmahl- und Sägemühle, mehrere Fähren über den Mississippi, und scheint recht im Aufblühen zu seyn. Es ist bis jetzt der Hauptort von Adamscounty, doch spricht man davon den Gerichts- und Verwaltungssitz mehr in die Mitte derselben zu legen. Der Stadt gegenüber, auf der andern Seite des Flusses dehnt sich der niedrige Mississippi-Grund aus, der zuweilen Ueberschwemmungen erleidet.

Folgenden Tages war uns das Wetter eben so ungünstig, als es den vorigen schön gewesen war. Früh hinderten dichte Nebel jede Aussicht über den Fluß, der sowohl in Farbe, Klarheit und Ruhe, als auch in der Natur seiner Ufer viele Aehnlichkeit mit dem Illinoisflusse hat. Er ist hier schon eine Meile breit, und diese Breite behält er auch nach der Aufnahme seiner ungeheuren Nebenflüsse, obwohl sein Charakter dann ein ganz anderer wird; das Reißende und Zerstörende und das aschfarbig Trübe gibt ihm erst der Missouri. Bei der Ueberfahrt freute mich der Anblick einer Weideninsel durch ihr heimisches Ansehen, und weil sie hier nicht häufig sind. Uebrigens taugen die hiesigen Weiden wenig zum Flechten, meistens flicht man Körbe, Stuhlsitze u. dergl. von feingespaltnem Weißeichenholze.

Wir waren nun im Missouristaate; es war nöthig, daß wir uns zusammen nahmen, um nicht gleich vorn herein einen schlechten Eindruck zu bekommen, denn bei beständigem Regen kamen wir 6 Meilen weit auf grundlosen Wegen und über Moräste, über die wir kaum die Pferde an der Hand führen konnten, durch das Flußthal, nach dem Hügellande hin. Nur noch zehn Meilen weiter ritten wir an diesem Tage; allein es war, als seyen wir in einem ganz anderen Lande; keine Prairien, keine Ebenen mehr: steinige Hügel, anmuthige Thälchen, klare kiesige Bäche geben der Gegend ein durchaus anderes Ansehen, und auch die Farmen, die wir sahen, hatten eine ganz andere Art. Sie lagen alle im Wald, meist an einem Bache, oder auf den Anhöhen desselben, die Häuser von soliden Baumstämmen gebaut, und deren Fugen artig mit Kalk ausgestrichen; davor breite Galerien, und in der Nähe wohlhäbige Wirthschaftsgebäude (d. h. eine Küche, ein Milch- und Speisehaus, ein Rauchhaus, einige Pferdeställe und allenfalls eine Scheune), und oft eine Anzahl Negerhäuser. Die Felder lagen im Thale oder etwa auf dem sanften Abhange der Hügel; ein oder das andere Gebäude stand auf einem schroff vorspringenden Bluff, in dem einsam wilden Thale einer Ritterburg vergleichbar. Das Land ist hier schon länger angebaut; schöne Obstgärten, die wir endlich wieder sahen, bezeugten das. Wir überschritten mehrere Bäche und Flüßchen, und namentlich die drei Arme des Fabius; am Nordflusse wurden wir durch den seltenen Anblick einer stattlichen aus Kalkstein aufgeführten Wassermühle erfreut, die zum Mahlen und Schneiden eingerichtet ist. Zwei Meilen weiter erreichten wir auf sehr unebenen Wegen Palmyra.

Palmyra, der Hauptort der Marioncounty, ist unstreitig das artigste Städtchen am nördlichen Missouri. Die meisten Gebäude sehen nett und wohlhabend aus, und es scheint viel Betrieb da zu herrschen; zwei Zeitungen erscheinen daselbst. Die Zahl der Einwohner mag nahe an 1000 betragen. Der Preis der Farmen in der Gegend ist durchschnittlich 10 Dollars.

Bei trübem, unfreundlichem Wetter setzten wir folgenden Tages unsern Weg südlich fort. Ueber einige kleine, hochgelegene magere Prairien kamen wir an den Salzfluß (salt river), der im Sommer leicht zu durchwaten ist, jetzt aber 12 Fuß tief war. Eine Fähre brachte uns hinüber. Bald erreichten wir New-London, den Gerichtssitz von Ralls county, einen unbedeutenden, vernachlässigten Ort, der schon ein ziemliches Alter, aber kein Gedeihen zu haben scheint. Durch manche Creekthäler, über Höhen, hier und da an hübschen Farmen mit einer Menge Negerhütten vorbei, führte unser Weg durch Frankfurt, einen Ort von wenig Häusern, über eine kahle hohe Prairie, von 4 bis 5

Digitized by Google

Meilen in das artige, bebaute, und hie und da ganz romantische Thal des Spencercreeks, eines Baches, den wir jetzt auch nur in einer Fähre überschreiten konnten. Endlich erreichten wir den Penocreek, in dessen Thal unser Weg 5 Meilen weit fortzog. Wald und Feld, ungeheure Platanen, mächtige Birken und Zuckerahornbäume, ein reißendes, über Kies und Sand fortströmendes Wasser, das in den mannichfaltigsten Windungen sein Thal durchfloß, charakterisirte diesen Landstrich, wie die meisten, die wir heute zu Gesicht bekamen. Schöne Farmen finden sich auch hier wieder, aber ihr Terrain ist doch beschränkt, denn fast nur das Thal des Baches eignet sich zu Anbau, und Aussicht haben sie fast gar keine, als gerade über ihre Felder hin. Der Weg zwang die Pferde 6 bis 8mal bis an den Sattel im Wasser den Bach zu durchwaten, bis wir zu einem Farmer Mac Euen kamen, der sich darauf eingerichtet hat, Gäste zu beherbergen. Sein Haus ist, wenigstens für das eines westlichen Farmers, recht wohlhäbig und behaglich eingerichtet, und uns machte mannichfache Unterhaltung in munterer Gesellschaft den Abend recht angenehm. Außer unserem Wirthe und seinem alten noch gar rüstigen und aufgeweckten Vater, welcher vor etwa 20 Jahren hiehergezogen, war noch ein Advokat aus Jacksonville da, und ein Kentuckyer, der Land in der Gegend von Jefferson am Missouri gekauft hatte, und nun quer durch das Land hinreiste. Solche alte Ansiedler wie unser Wirth haben immer viel von den Beschwerden und Gefahren der ersten Jahre ihrer Niederlassung zu erzählen, und auch hier wurden wir damit unterhalten. Gelegentlich geschah eines Nachbars Erwähnung, dem ein geliehenes Pferd weggelaufen war, das er dem Eigenthümer ersetzen mußte. Das Weglaufen von Pferden und auch Rindvieh ist äußerst häufig, da die Thiere meist frei herumlaufen. Oft begegnet man Leuten, die ihr Vieh, manchmal weit von der Heimath suchen, und besonders im Herbst und Winter sind die Zeitungen voll von Anzeigen von weggelaufenen oder aufgefangenen Pferden. Dann kam die Reihe der Erzählung an uns. Wir mußten, wie schon oft, die Verschiedenheiten der alten Welt (old country), Europa's, gegen das hiesige Leben den bewundernd oder kopfschüttelnd zuhörenden Männern auseinandersetzen, und hatten manche gar wunderliche Fragen zu beantworten. Die meisten westlichen Amerikaner haben eine gewisse Bildung. Vor Allem sind sie über den politischen Zustand ihres Vaterlandes, die Charaktere und Ansichten der hervorragendsten Männer, die Bestrebungen der Parteien und die Bedürfnisse des Landes ziemlich gut unterrichtet; sodann haben sie eine ganze Menge einzelner Kenntnisse, welche sie aus manchen sehr verbreiteten Schriften, und vorzüglich aus den Zeitungen geschöpft haben; gar naiv klingen geographische Auseinandersetzungen, oder Gespräche über historische Gegenstände, wo wohl gar Einmal das alte Griechenland und Rom vorkommt. Aeußerlich haben diese Bewohner des Westens nichts weniger als seine Sitten, das heißt sie ziehen den Hut nicht ab, wenn sie einem Freund begegnen, sondern drücken ihm bloß die Hand; sie kauen Tabak, sitzen gar ungraziös um den Kamin, laden zwar gern zu dem was sie haben ein, nöthigen aber niemanden, der es für gut hält, das Anerbieten abzuschlagen. Etwas äußerst Wohlthuendes hat aber eben ihr ruhiges und uneingenommenes Benehmen, das nicht außer Fassung kommt. Befangen habe ich nur dann und wann Einmal einen Amerikaner gesehen, wenn er einzeln in eine größere Gesellschaft von Deutschen gerathen war. Unabhängig von der Macht und dem Einflusse eines andern behandelt diesen der Amerikaner als seines Gleichen, und will derselbe Ansprüche geltend machen, so mag es gar geschehen, daß er ihn seine Anmaßung empfindlich fühlen läßt. Ueber den moralischen Charakter der Amerikaner ist eben so viel Lobendes als Tadelndes gesagt worden; ich glaube mich zu der Aeußerung berechtigt, daß ihnen ein feineres Ehrgefühl und ein höherer moralischer Sinn häufig abgeht, und daß sie darin im Allgemeinen auf einer wirklich tiefern Stufe stehen, als die gebildeteren Klassen in Deutschland, und wohl dem größten Theile von Europa.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Tschuktschen.

(Aus einer noch ungedruckten russischen Reisebeschreibung.)

Die Tschuktschen, von allen asiatischen Stämmen Sibiriens der einzige, der noch keinen Tribut (Jassak) zahlt, bewohnen den Nordosten des Festlandes von Asien. Als Gränzen ihres Landes betrachtet man gewöhnlich gegen Süden den Lauf des Flusses Anadyr und gegen Westen das schelagische Vorgebirge; aber die Tschuktschen wohnen auch noch südlich vom Anadyr und vermischten sich auf dieser Seite mit den Korjäken.

Unter der allgemeinen Benennung Tschuktschen befassen wir zwei verschiedene Stämme, einen Nomadenstamm gleich den Samojeden, den norwegischen Lappen u. dgl., diese heißen die Rennthier-Tschuktschen; der andere Stamm hat feste Wohnsitze am Meeresufer, und wir nennen sie ansässige*) Tschuktschen. Diese zwei Stämme unterscheiden sich nicht bloß in der Lebensweise, sondern auch in den Gesichtszügen und der Sprache, und obwohl sie über ihre Herkunft nichts wissen, so halten sie sich doch für verschiedene Völker. Der Nomadenstamm nennt sich selbst Tschanktschu, woraus der Name Tschuktschen entstand; die ansässigen nennen sich Namollo. Wir bemerkten unter diesen beiden Stämmen keinerlei Art von Obrigkeit; aber die letztern, welche bei weitem die ärmern sind und der erstern mehr bedürfen, lernen zum Theil ihre Sprache. Wir trafen einige Familien, mit denen unsere Dolmetscher durchaus nicht sprechen konnten, und schlossen daraus, daß dies ganz wildlebende Leute oder daß sie aus den Inseln hergekommen seyn müßten. Dieß scheint jedoch unrichtig, denn ein Bewohner der Insel Kadjak verstand die ansässigen Tschuktschen recht gut. Unsere Aleuten aus Unalaschka verstanden auch nicht ein Wort ihrer Sprache; dagegen gleicht die Sprache der Einwohner von Kadjak, und also auch der Namollo dem Idiom der Eskimos ungemein. Ihre Nachen, Jurten und Waffen dienen zum weitern Beweise, daß sie mit den Eskimos eines Stammes sind; ob sie aber kleine Ueberreste einer zahlreichen Völkerschaft sind, welche einst aus der alten Welt in die neue überging, oder ob sie umgekehrt aus Amerika nach Asien übersiedelten, daß ist noch eine sehr zweifelhafte Frage.

Die Rennthier-Tschuktschen gehören zum Volke der Rennthier-Korjäken, denn ihre Sprache ist nach der Aussage unserer Dolmetscher durchaus dieselbe, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Tschuktschen eine härtere und kürzere Aussprache haben; für das Gehör hat dieselbe nichts Unangenehmes; Kehllaute, wie in der Sprache der Aleuten auf den Fuchs-Inseln oder der Kotzuschen, gibt es gar nicht, wohl aber viele wie krl, tschl, tschchl u. dgl.

In der Lebensweise der Korjäken und Tschuktschen zeigt sich nur der Unterschied, daß die erstern weit unreinlicher sind, und nach Allem, was wir sahen und hörten, müssen die letztern sich bedeutend verändert haben, oder die Reisenden schilderten sie sehr von der ungünstigen Seite, denn sie erschienen uns nicht als die unruhigen, wilden Menschen, wie man sie dargestellt hat. Im äußern Ansehen unterscheiden sich die Rennthier-Tschuktschen wenig von den ansässigen, außer durch einen höhern Wuchs, was wohl eine Folge der Lebensart ist. Die Ansässigen sind fast Alle unter Mittelgröße, während bei den Rennthier-Tschuktschen sich wahre Riesen finden und die meisten über Mittelgröße sind. Beide Stämme haben platte Gesichter mit vorstehenden Backenknochen, kleine, aber nicht zusammengedrückte Augen und hohe Augenbrauen. In den Physiognomien beider Stämme ist der Unterschied, daß sich bei den Rennthier-Tschuktschen mehr ovale Gesichter befinden, wo das Vorstehen der Backenknochen nicht so bemerklich ist, während man bei den ansässigen Tschuktschen mehr runde Gesichter sieht, und manchmal in die Höhe gezogene Augenwinkel. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Auszug aus einem Bericht über zwei Reisen nach Constantine, nebst einigen Angaben über die Geschichte und die Person Ahmeds, Bey von Constantine.

(Schluß.)

Ahmed-Ben-Hadschi-Ibrahim-Ben-Ahmed, Bey von Constantine, ein geborner Türke, starb im Jahre der Hedschra 1184 in seinem Bette, eine seltene Todesart unter den Beys. Salah-Bey wurde an seine Stelle gewählt. Hadschi-Ibrahim hinterließ zwei Söhne; der eine hieß Hassan, der andere trug den Namen seines Vaters. Dieser letztere, welcher nur Einen Sohn hatte, den jetzigen Bey von Constantine, Hadschi-Ahmed, starb in Aegypten, wohin er sich aus Furcht vor dem Schicksal seines Bruders, von dem gleich die Rede seyn wird, geflüchtet hatte.

Hassan hatte seinem Namen bei Lebzeiten seines Vaters den Ehrentitel Pascha beigefügt, und gleich seinen übrigen Familiengliedern eine Frau unter den Arabern genommen. Er war voll Tapferkeit und der herrlichsten Eigenschaften, sein Name weit bekannt, und in Folge der Neigung, welche die Araber gegen Alle hegen, die ihnen nahe oder fern angehören, wollten sie ihn zum Bey von Constantine machen. Schon besorgte Salah eine Empörung, als Hassan, plötzlich von Furcht ergriffen, eine Zuflucht in Algier suchte.

Salah war 24 Jahre lang Bey, als er von Hassan Pascha, dem Gouverneur von Algier, abgesetzt wurde, der sich seiner Schätze bemächtigen wollte; der Türke Ibrahim Bey kam an seine Stelle. Die erste Handlung desselben war, daß er Salah ins Gefängniß werfen ließ, aus dem dieser jedoch nach Verlauf von zehn Tagen durch diejenigen seiner Anhänger befreit wurde, welche bei Ibrahim geblieben waren. Ibrahim wurde in Stücke gehauen; Salah erhob die Fahne des Aufruhrs, ließ alle jene, welche er im Verdacht hatte, ihm nicht dienen zu wollen, vor sich rufen und enthaupten, und erklärte sich unabhängig, indem er sich offen zum Kriege rüstete. Die Truppen gewann er durch Geldspenden, und Furcht oder Hoffnung auf Gewinn machten ihm die übrigen unterwürfig. So wurde er von allen Stämmen in der Umgegend von Constantine anerkannt. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen schickte der Pascha den Aga mit den Truppen, begleitet von Hassan, dem Sohne Ahmeds, den er zum Bey von Constantine ernannte. Diese Ernennung war kaum bekannt geworden, als seine sehr bedeutende Familie sich um ihn sammelte. Auch die Araber, welche die Furcht vor Salah diesem unterworfen hatte, erkannten ihn an und übergaben ihm Constantine. Salah starb eines schrecklichen Todes. Hassan regierte nur drei Jahre; er hatte nicht nöthig auch nur ein einziges Mal aus Constantine zu gehen, um den Tribut einzufordern, denn die Araber brachten ihm denselben regelmäßig. Seine Reichthümer führten den Pascha aufs Neue in Versuchung; er schützte die Unfähigkeit und den wenigen Muth Hassan Beys vor, ließ ihn tödten und zog seine Schätze ein. Damals war es, als sich Ibrahim, durch das Schicksal seines Bruders erschreckt, nach Aegypten flüchtete.

Hadschi-Ahmed, der jetzige Bey, war sehr jung als sein Vater starb. Ibrahim hatte ihm bedeutende Summen baaren Geldes hinterlassen, die er, jung und ausnehmend verschwenderisch, wie er war, bald vergeudet hatte, so daß er bald auf das Erträgniß seiner Ländereien beschränkt blieb.

Gegen das Jahr 1225 (der Hedschra) erklärte Daly, Bey von Oran, dem Dey von Algier den Krieg; sagen, weßhalb? würde zu weit führen. Omar-Aga rückte ihm an der Spitze der Truppen entgegen. Dieser Daly-Bey war ein Culugli, und seinetwegen hatte man das Edikt aufgehoben, welches verbot einen Culugli zum Bey zu ernennen.

Mehrere Beys von türkischer Herkunft wurden nach Constantine geschickt; keiner konnte sich behaupten und den Tribut erheben, welcher an Algier bezahlt werden mußte. Dieß ging so weit, daß man, um das Volk dieser Stadt nicht unzufrieden zu machen, genöthigt war, Geld bei Nacht hinauszuschwärzen und es am Tage öffentlich hereinbringen zu lassen. Je mehr man darauf beharrte Türken zu ernennen, um so größer wurde die Verlegenheit, in welche die Beys geriethen, und unter Hussein-Pascha, dem letzten Dey von Algier, mußte man sich, da niemand mehr Bey seyn wollte, bequemen, die strenge Verordnung zu umgehen, und Hadschi-Ahmed, den gegenwärtigen Bey, zu ernennen.

Dieser ist ein Culugli, und wurde theils des Einflusses wegen, den er durch seine zahlreiche Familie auf das Land übt, theils aber auch deßhalb ernannt, weil man glaubte, er habe große Schätze in der Erde vergraben. Dieß ist an sich nicht unmöglich, allein ich glaube es nicht, weil er sehr zur Verschwendung geneigt war, worüber ich nur ein einziges Beispiel anführen will. In Aegypten speiste er einst bei einem reichen Kaufmann, und nach der Tafel schenkte er der aufwartenden Dienerschaft 600 spanische Thaler (ungefähr 5000 Franken), eine Freigebigkeit, welche in Aegypten ganz ungewöhnlich ist. Seit er in Constantine gebietet, ist der jährliche Tribut regelmäßig bezahlt worden, und sein Muth und der Einfluß seiner Familie haben die Stämme stets in Unterwürfigkeit gehalten. Wer mit den arabischen Verhältnissen bekannt ist, weiß, welche Macht die Familienbande über das Volk haben; sie halten zu den Ihrigen, ihre Sache mag nun gerecht seyn oder nicht, und selbst dann lassen sie nicht von ihnen, wenn die Angelegenheit gegen die ausdrücklichen Verordnungen unserer Religion läuft, was von den Moslems Schaira elbschia illial genannt wird.

Um sich die Araber geneigt zu erhalten, ist Hadschi-Ahmed selbst ganz Araber geworden. Er hat alle ihre Sitten angenommen, spricht wie sie, und stellt sich an nicht civilisirter zu seyn als sie. Indeß hat die Civilisation bei den Arabern von Constantine größere Fortschritte gemacht als bei denen von Mitidschah und Oran, so wie dagegen die von Tunis noch civilisirter sind als die von Constantine.

Todtschlag ist nach unserer Religion das größte Verbrechen. Mit dem, der ihn begeht, ist es wie mit Einem, der im Kothe schreitet; zuerst geht er vorsichtig, ist er aber einmal beschmutzt, so gibt er nicht mehr Acht. So machen es die Beys; anfänglich nehmen sie sich in Acht zu tödten, ist aber der erste Schritt gethan, so wird es ihnen bald zur Gewohnheit. Hadschi-Ahmed hat es so weit gebracht, daß er einen Menschen umbringt, wie man ein Glas Wasser austrinkt. Die Araber sind daran gewöhnt, und ich glaube es dürfte schwer seyn, sie unter einem Bey von anderem Charakter in Ordnung zu halten.

Hadschi-Ahmed ist tapfer bis zur Verwegenheit. Im Kampfe ist er stets der Erste und scheut den Tod nicht; wie die Alten, kämpft er vorzüglich gern Mann gegen Mann. Mehr als einmal hörte ich ihn in Gegenwart mehrerer Araber sagen, daß wenn die Franzosen bis nach Constantine vordrängen, er alle Weiber seiner Familie aus der Stadt führen, und sie, indem er den Anfang mit seiner eigenen Tochter machen, sämmtlich mit eigener Hand umbringen und sich dann in die Wüste zurückziehen würde, wo er den Feind beunruhigen wolle, so lange noch Ein Tropfen Blut in seinen Adern rinne. „Ließe ich, fügte er bei, meine Weiber und meine Familie in ihren Händen, so hätte ich nicht den Muth etwas zu unternehmen.“

Die Art, mit Arabern Krieg zu führen, versteht er vollkommen, von europäischer Taktik aber hat er keinen Begriff, obschon er dem Ibrahim-Aga, welcher Algier gegen den General Bourmont vertheidigte, weit überlegen ist. Hadschi-Ahmed begleitete seinen Oheim auf allen seinen Zügen und bildete sich unter ihm. Zehn Jahre lang zog er mit Jahia-Aga, der viel Vertrauen in ihn setzte, und ihn stets bei wichtigen Gelegenheiten zu Rathe zog.

Seine militärischen Kenntnisse sind durch Praxis und nicht aus Büchern gelernt. Was seine Feinde hinsichtlich seiner Treulosigkeit sagen, verdient keine Beachtung, denn er bindet sich vielmehr, wie Jahia-Aga, streng an sein Wort. Die Araber sind bekanntlich sehr religiös, und die Religion empfiehlt uns Achtung gegen das gegebene Wort. Die Algierer würden sich sehr fürchten ihn zum Dey zu haben, und ich denke hierüber wie sie, denn er hat viele seiner Diener umbringen lassen, nachdem er sie vorher mit Freundschaft überhäuft. Daß er wahrhaft rechtschaffene Leute habe hinrichten lassen, glaube ich indeß nicht; Hadschi-Muhammed-Khaldar, sein erster Sekretär, und alle jene, derer er sich entledigte, hatten Verbrechen aller Art begangen, um Geld zu erpressen, was sie bei aller Welt verabscheuungswürdig gemacht. Der Prophet sagt aber, wer Böses räth, wird durch denselben umkommen, dem er es gerathen hat. Hadschi-Ahmed ließ jene Menschen hinrichten, nachdem er hinter ihre Verbrechen gekommen war, und zog dann ihr Vermögen ein.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 242. 30 August 1835.

Die Staatsgefangenen in Indien.

Seit die Engländer Napoleon als Staatsgefangenen behandelten, scheinen sie Geschmack daran gefunden zu haben, und sie halten jetzt in Indien drei Männer unter ähnlichen Formen gefangen.

Der erste ist der ehemalige Peischwah der Mahratten, Badschi Rao; er hatte einen Freundschaftsvertrag mit den Engländern geschlossen, als diese aber im Jahre 1817 unter Lord Hastings mit den Pindarries Krieg führten, ließ er sich mit den Mahrattenhäuptlingen Scindiah, Holkar, dem Radschah von Berar und andern in eine geheime Verbindung gegen die Herrschaft der Engländer ein. Wäre der Plan so gut ausgeführt worden, als er entworfen war, so hätte es schlimmer mit den Engländern stehen mögen, aber die Verbündeten trauten einander selbst nicht recht, rückten nicht zu gleicher Zeit und mit vereinter Macht ins Feld, und wurden einzeln geschlagen. Am längsten hielt sich der Peischwah, und beschäftigte die große Armee unter Lord Hastings mehrere Monate lang, endlich aber wurde er im April 1818 bei dem Dorfe Sjuni (Sewnee) von einer Division unter Oberst Adams entscheidend geschlagen, verlor all sein Heergeräthe, seine Kanonen und Elephanten, und das ganze mit Kostbarkeiten angefüllte Lager fiel in die Hände der Sieger: der Peischwah selbst übergab sich bald darauf an Sir John Malcolm. Die Regierung betrachtete sein Benehmen als so niederträchtig und unentschuldbar, daß sie ihn absetzte, und als Staatsgefangenen nach Baitur am Ganges, 12 bis 14 englische Meilen oberhalb Cawnpur, schickte. Dort lebt er in fürstlichem Pompe, und genießt so viel Freiheit, als sich mit dem Entschlusse, ihn nicht entwischen zu lassen, verträgt. Indeß sind viele einsichtsvolle Leute der Meinung, man könne ihn in Freiheit setzen, ohne daß seine Erscheinung, selbst auf dem Schauplatz seiner frühern Thaten, den Frieden des Landes gefährden würde. Der Einfluß solcher Männer hält nicht lange an, neue Verhältnisse, neue Verbindungen und Interessen entstehen, und der Mann, der vielleicht vor wenig Jahren noch ein Vereinigungspunkt für Tausende war, würde jetzt wahrscheinlich keinen einzigen Anhänger finden, und so ist der einst so gefürchtete Badschi Rao nichts mehr als ein todter Name. Zur Zeit seiner Gefangennahme war er in jugendlichem Mannesalter, und die welche ihn gesehen haben, schildern ihn als einen Mann von einnehmender Miene und einer zur Korpulenz hinneigenden Gestalt, seine Gesichtsfarbe soll viel heller seyn, als die seiner meisten Landsleute: sein Benehmen ist offen und herablassend, und er versteht die Kunst, die dunklern Seiten eines Charakters zu verbergen, der durch die Beschuldigung von zahllosen Verbrechen befleckt ist. Dem allgemeinen Gerücht nach hat nicht leicht ein orientalischer Despot den Thron mehr durch kaltberechnete Mordthaten entehrt.

Der zweite Staatsgefangene ist Badschi Rao's Premierminister, Trimbukdschi, der viel strenger bewacht wird; mit Recht oder Unrecht gibt man ihm Schuld, daß er an dem gegen die Engländer angesponnenen Verrath dieser betheiligt sey, als sein Herr. Die sehr starke Feste Tschunar, etwas oberhalb Benares, aber auf der entgegengesetzten Seite des Ganges gelegen, ist ihm zum Aufenthalt angewiesen. An seinem Hause steht eine Wache aus Europäern und aus Sipahi's, und er darf sich nicht aus dem Bereich der Schildwachen entfernen. Aus seinem frühern Gefängniß zu Tannah in der Nähe von Bombay war er entwischt mit Hülfe eines alten Anhängers, der beim Gouverneur des Forts Dienste nahm, und unter Trimbukdschi's Fenstern mahrattische Lieder sang. Seine jetzige, besonders zu seiner Gefangenhaltung erbaut Wohnung ist so verwahrt und bewacht, daß er nicht wohl entrinnen kann; außerdem verschafft man ihm aber alle mögliche Erleichterung. Fortwährend geht er die Regierung um seine Freilassung an, und verspricht seine Dankbarkeit durch die wichtigsten Dienste kund zu thun, aber die Regierung hat taube Ohren. Inzwischen vermehrt sich sein ihm gelassenes großes Vermögen ins Ungeheure, und in der Hoffnung einst noch einmal durch seinen Reichthum eine politische Rolle zu spielen, knausert er in Kleinigkeiten, um denselben zu vermehren. Er hat in seinem Unglück wenig Achtung eingeflößt, ist unwissend bis zu einem kaum glaublichen Grade, denn er kann weder lesen noch schreiben, und nach gelegentlichen Unterredungen zu urtheilen, scheint er der hohen Stellung die er unter dem Peischwah bekleidete, in keiner Hinsicht gewachsen zu seyn. Neben andern charakteristischen Kennzeichen des Landes hat er auch die eigenthümliche Neigung der Mahratten zu einem nachlässigen, schmutzigen Anzug, auf den er nur dann Sorgfalt verwendet, wenn er ausgezeichnete Gäste erwartet.

Allahabad ist der Wohnort des dritten Gefangenen, Durgan

Digitized by Google

Sal, des Usurpators von Bhurtpur, der im Jahre 1824 den von der englischen Regierung als gesetzlichen Thronfolger von Bhurtpur anerkannten Sohn des verstorbenen Radschah, Baiwunt Sing, ein Kind von 7 Jahren, vom Throne stieß, und den Regenten, einen Oheim desselben, ermordete. Bhurtpur hatte sich früher gegen Lord Lake's Armee mit Glück vertheidigt, und dieß machte Durgan Sal so kühn, daß er keinen Unterhandlungen Gehör gab, sondern seine Usurpation mit den Waffen behaupten wollte. Nach langer und tapferer Vertheidigung fiel Bhurtpur durch Sturm in die Gewalt der Engländer unter schaudervollen Gräueln, die selbst die Engländer nicht verhehlen können. Durgan Sal suchte mit seiner Familie zu entkommen, wurde jedoch eingeholt und unter starker Eskorte nach Allahabad geführt, wo er sich jetzt noch befindet.

Ein Besuch der deutschen Niederlassungen in Illinois und Missouri im Herbst 1834.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen, den 23 November, verließen wir das Thal des Penocreeks und kamen bald auf eine Prairie, die eine sehr bedeutende Ausdehnung nach Westen zu haben scheint; von Nord nach Süd, in der Richtung in der wir sie durchschnitten, war sie über 20 Meilen breit. Auch hier wieder fanden wir es bestätigt, daß die Prairien wenigstens in diesem Theile des Missouristaates denen des Illinois bei weitem nachstehen. Sie liegen scheinbar höher, sind sehr rauh und kalt, und haben einen verhältnißmäßig magern Lehmboden. Wirklich findet man auch wenig Anbau auf denselben, denn die meisten Farmen liegen wie gesagt in den Thälern der Bäche. Wir waren vier Meilen über die Prairie geritten, bis wir Bowlingreen erreichten. War es wirklich so, oder ließ uns das trübe kalte Wetter, der schneidende Wind und die steife todte Sonntagsuniform des Ortes das Städtchen gar traurig erscheinen. Auf jeden Fall ist es klein, und wenn auch größer als London, doch hinter Troja, in das wir den Abend kamen, und Palmyra, das wir gestern verlassen hatten, weit zurückstehend. Gelegentlich bemerkt, hat dieß Haschen nach großen Namen, vielleicht mit der geheimen Zuversicht einer günstigen Vorbedeutung, etwas gar Kindisches. Bowlingreen ist übrige s Hauptort der Pike County, und es erscheint eine Zeitung daselbst. Noch achtzehn Meilen kamen wir fast immer über Prairien, wo nur wenige Farmen am Rande des Holzes zu sehen waren; dann führte der Weg wieder in den Wald an einigen hübschen Farmen vorüber, an einem Kaufladen, der den Keim einer Stadt mit dem Namen Alexander bildet, vorbei, nach dem Cuivrefluß. Er hat seinen französischen Namen beibehalten. An Größe kommt er mit dem Salzfluß überein. Wir fanden wenigstens längs unseres Weges hin, südlich von der großen Prairie die Farmen nicht mehr so schön, das Land überhaupt nicht mehr so angebaut, als nördlich von derselben. Am Abend erreichten wir Troy, den Hauptort der Lincoln County, mit etwa 400 Einwohnern. Das Städtchen hat eine angenehme Lage, obwohl es auch wie alle, die wir bisher im Missouri gesehen hatten, eine Inlandstadt ist. Der Cuivrefluß ist noch zwei Meilen davon entfernt, und hat für Schifffahrt wenig Bedeutung. Nichts desto weniger scheint viel Vertrieb hier zu herrschen, und mehrere deutsche Kaufleute, die sich seit einigen Jahren hier niedergelassen haben, sollen sehr gute Geschäfte machen.

Wir verließen des andern Morgens die große Straße, die sich südöstlich nach St. Charles hinzieht, und nahmen unsere Richtung gerade südlich nach den Niederlassungen der Deutschen in Warren County. Die Gegenden, durch die wir kamen, sind hügelig, ziemlich gut bewässert, von kleinen Prairien unterbrochen, haben im Ganzen aber armen Boden. Bei einem recht gesprächigen Farmer aus Tennessee hielten wir zum Frühstück an. In der Gegend wohnen viele Virginier, welche wie zur Erinnerung an ihre frühere Heimath viel Tabak bauen, wo in den Thälern der Boden sich dazu eignet. Unser Wirth rühmte die Gesundheit der Gegend und versicherte, daß der vergangene Sommer seit 15 Jahren der erste gewesen sey, wo seine Familie sowohl als viele Nachbarn krank gewesen wären. Ueberhaupt scheint in diesem Sommer, namentlich in Missouri, der Gesundheitszustand besonders schlecht gewesen zu seyn. Das Wetter war immer noch trüb und rauh, die Wege sehr uneben und hart gefroren, und um das Mißgeschick voll zu machen, verloren beide Pferde Eisen; so war die Reise dieses Tages eine recht verdrießliche. Am Mittag kamen wir wieder auf eine große, hohe, unebene Prairie, über welche die sogenannte Booneslickstraße von St. Louis nach Jefferson läuft. Wir kreuzten sie bei einem ganz von Neu-Engländern (Yankees) angelegten Oertchen, Hickorygrove. Einige Meilen weiter kamen wir auf eine kleinere Prairie, die den Namen Tuques Prairie führt, und fanden endlich auch die erste deutsche Niederlassung seit wir Beardstown verlassen hatten. Die Leute hatten hier Kongreßland gekauft, und vor etwas über zwei Jahren durchaus von vorn angefangen. Ihre Hülfsmittel waren gering, aber Fleiß ersetzte ihnen Alles. Jetzt haben sie, wenn auch ihre Einrichtung nicht bequem genannt werden kann, eine recht gute Wirthschaft. Es sind die Vorposten der deutschen Ansiedlungen im Missouri; sie wollen aber nicht gelten lassen, daß sie auch das weniger gute Land haben, wie Viele behaupteten. Es scheinen hier ursprünglich unter den Amerikanern und in der Folge auch unter den Deutschen drei Parteien zu herrschen in Bezug auf Landbau; die nämlich, welche sich im Missourithale angebaut haben, die, welche die Anhöhen und die Thäler der Bäche inne haben, und die, welche weiter landeinwärts auf und an den Prairien wohnen. Bisher waren diese letzten die schwächsten an Anzahl, weil man ihr Land für das wenigst gute hielt; es scheint aber, als könnten sie in Bezug auf Fruchtbarkeit des Bodens, Unterhalt des Viehes im Freien, und namentlich auf Gesundheit der Gegend, wenigstens gegen die das Hügelland bewohnenden, kühn in die Schranken treten. Die Prairien sind allerdings viel weniger gut, als die Illinoisprairien im Durchschnitt sind, sie sind auch wohl höher und kälter, aber der Boden ist doch auffallend besser als wir ihn auf den weiter nach Norden gelegenen Wiesenflächen angetroffen hatten; er steht dem ebenen Waldlande nach, und wird hier auch vorzugsweise zu Weizenbau

Digitized by Google

benutzt, während man Waldland urbar macht, um Mais darin zu ziehen. Das Land auf den Hügeln ist wohl ein Paar Jahre durch eben so gut, bis der fruchtbare Boden durch die heftigen Regengüsse ganz heradgespült ist.

Am nächsten Morgen war das Wetter heiter, und kalt zwar, doch angenehm. Es war so lange Zeit unfreundlich gewesen, wie ich es noch selten hier gefunden habe; denn seit wir Springfield verlassen, hatten wir in eilf Tagen nur einen heitern Tag gehabt, und wenn man weiß, daß in manchen Monaten oft über die Hälfte der Tage ganz heiter ist, ja daß selten mehr als 5—6 in einem Monate sind, an denen die Sonne nicht Einmal wenigstens hervorkommt, so durfte uns das allerdings unerwartet und auffallend erscheinen. Die Heiterkeit des Himmels steht wirklich in keinem Vergleich hier mit Deutschland. Nach meinen in der Rhein-Niederlassung angestellten Beobachtungen hatten wir im Jahre 1834 nur 6 Tage, an denen es anhaltend von Morgen bis Abend regnete, und zwei, an denen es eben so schneite. Tage, an denen es überhaupt regnete oder schneite, waren 105; die Sonne schien nicht an 47 Tagen; dagegen war es an 148 Tagen ganz oder fast ganz heiter; ja im August 1833 war in 24 Tagen keine Wolke am Himmel. Eine solche Heiterkeit des Wetters ist gar erfreulich; Regenwetter tritt selten einer Unternehmung in den Weg, und ist es Einmal schlecht, so kann man mit Zuversicht in den ersten Tagen auf schönes Wetter hoffen. Diese Heiterkeit hat nur den Nachtheil, daß sie im Sommer leicht zu Trockniß und Dürre, und zu anhaltend großer Hitze führt. Ich würde die Resultate meiner Temperaturbeobachtungen hier mittheilen, wenn der Gegenstand mich nicht zu weit führen würde. Sie ergeben jedenfalls ein großes Schwanken und große Sprünge in der Temperatur, die im Winter am größten, in der Mitte des Sommers aber am kleinsten sind. Im Januar war die Differenz zwischen der höchsten und niedersten Temperatur 33°, im Julius nur 20°; die Differenz der höchsten und niedersten Temperatur des ganzen Jahres war 56°. Wir hatten indessen in diesem Jahre eine ausnehmende Hitze sowohl als Kälte; im Durchschnitte mag man 50 bis 55 Grade als den Spielraum der Temperatur in diesen Gegenden betrachten können. Die mittlere Temperatur mag für den Platz meiner Beobachtung 10½° betragen, aber der Umstand, daß die Wärme viel anhaltender ist als die Kälte, und daß letztere nur stoßweise und nicht auf die Dauer niederdrückend wirkt, ist wohl die Veranlassung, daß Pflanzen hier fröhlich und üppig gedeihen, welche in Deutschland in Gegenden, die dieselbe oder gar eine höhere Temperatur haben, einer sorgsamen Pflege bedürfen, und doch öfter den Wintern erliegen. Auf der andern Seite ist dieser klimatische Unterschied auch wohl die Ursache, daß manche Obstsorten, vorzüglich auch Weinreben hier weniger gut zu gedeihen scheinen, als in Deutschland, wenn nicht etwa die Schuld daran liegt, daß man noch nicht die gehörige Sorgfalt und Kenntniß auf deren Pflege verwandt hat. Jedenfalls scheint es wohl gewiß, daß das hiesige Klima sich noch ändern und gleichmäßiger herstellen werde, eben so wie sich, historisch erwiesen, das griechische, das italienische, das deutsche Klima verändert haben durch die vollständigere Kultur des Landes.

(Schluß folgt.)

Veracruz.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Ganz Mexico hat nur Einen Hafen, durch den es mit Europa in Verbindung steht, und dieser Hafen ist Veracruz; die Rhede von Tampico ist zu unsicher, um damit zu rivalisiren. Veracruz wurde von Hernan Cortez am Charfreitag des Jahres 1519 gegründet an der Stelle, wo er mit seiner Armee landete; Einige behaupten, die ursprüngliche Stadt sey mehrere Meilen von dem jetzigen Veracruz entfernt gewesen, Andere dagegen glauben, die Lage der Stadt habe sich niemals geändert. Beides ist falsch: die Ruinen von Alt-Veracruz liegen neben dem neuen, dessen Kirchhof sich mitten unter denselben befindet. Man sieht daselbst nicht nur eine Menge zerstör.er Häuser, sondern auch eine Promenade, die mit Mauern eingefaßt ist, welche mit einem sehr harten, dem Granit ähnlich sehenden Cement überzogen sind. Diese Ruinen liegen im Südwesten der Stadt einige hundert Schritte von den Wällen.

Neu-Veracruz bildet ein langes unregelmäßiges Viereck, hat keine ausgezeichneten Gebäude, aber sehr hübsche öffentliche Plätze. Die Straßen sind breit und gerade, und schneiden sich in rechten Winkeln. Die aus Backsteinen aufgeführten Häuser mit flachen Dächern haben fast an allen Fenstern Balkone, und sind zwei oder drei Stockwerke hoch. Gegen Norden ist das Meer, gegen Osten und Westen der von Vegetation entblößte Sand der Küste; gegen Süden am Fuße der Wälle wachsen einige Gebüsche, etwas weiter hin sind große Sümpfe, dann kommt der weithin an den Küsten sich erstreckende Wald, hinter dem die schwarzen Seiten des Orizaba sich emporthürmen.

Der Stein, welcher zur Erbauung des Molo und der Wälle gedient hat, ist von Madreporen gebildet und wird aus den Klippen genommen. Eine Backsteinbrennerei gibt es nicht in Veracruz, und die zum Bau nöthigen Backsteine muß man aus dem 20 bis 25 Leguas entfernten Tlacotalpan auf Goeletten kommen lassen, die zwischen beiden Städten hin und her fahren. Die Kosten des Transports und die Höhe des Arbeitslohns machen das Bauen so theuer, daß viele Hauseigenthümer ihre Häuser verfallen lassen. Es gibt zahlreiche Fontainen, Brunnen und Cisternen in der Stadt, aber das Wasser ist, wie man sagt, mit alleiniger Ausnahme der Cisternen, schlecht, und soll viele Krankheiten erzeugen. Die arbeitende Klasse, welche vom vomito negro frei ist, ist zu Veracruz vielleicht glücklicher als anderswo, obwohl sie selten lange lebt; aber sie gewinnt hohen Taglohn, ein Tischler zwei Piaster, ein Maurer häufig drei, und die andern nicht weniger. Werden sie krank, so erhalten sie Pflege und Unterhalt im Hospital; genesen sie, so können sie sicher seyn, in einigen Jahren bei Sparsamkeit ein genügendes Auskommen für ihr ganzes Leben zu gewinnen.

Veracruz ist durch seine Lage das allgemeine Entrepot des mexicanischen Handels, alle bedeutenden Kaufleute des Landes haben hier ihre Korrespondenten; jeden Tag kommen Schiffe fast aus allen Weltgegenden an; der thätigste Handel ist der mit Weinen von Bordeaux, Spanien und Portugal, mit Olivenöl, Baumwollenwaaren und Geweben aller Art, Zucker und Kaffee. Diese beiden letztern Artikel liefern die Antillen, da Mexico sie nicht in hinreichender Menge erzeugt; die Ausfuhr besteht bloß in Vanille, Cochenille, Jalapa und Sassaparille, weßhalb die meisten europäischen Schiffe ihre Ladung in Yucatan oder anderswo vervollständigen müssen. Der Anblick der Straßen ist zu allen Tagesstunden sehr belebt und mannichfach, da man außer der großen Mannichfaltigkeit der eingebornen Racen Leute aus allen Nationen hier findet. Frauen sieht man, Festtage ausgenommen, wenig in den Straßen; die vornehmen Damen leben sehr zurückgezogen, gehen bloß in die Kirche, aber nicht auf die öffentlichen Spaziergänge und Vergnügungsplätze. Bei den ländlichen Fandangos, die alle Sonntage in der Umgegend stattfinden, sieht man nur farbige Frauen.

Die Repräsentanten des Staats (Estado libre y soberano) halten ihre Sitzungen zu Jalapa, wo sie vor dem vomito negro sicher sind; der Gouverneur aber ist zu Veracruz mit drei oder vier Regimentern Infanterie und mehrern Kompagnien Artillerie, ohne die Besatzung von Las Castillas (dem Fort San Juan de Ulloa) zu rechnen, wo jeden Morgen bei Sonnenaufgang und jeden Abend um 8 Uhr eine Kanone

Digitized by Google

gelöbt wird. Die Soldaten sind gut gekleidet, und die prächtige Musik von zwei Regimentern hat eine mit orientalischer Pracht ausgestattete Kleidung.

Ohne das vomito negro, die Wechselfieber und die Moskitos wäre Veracruz eine der blühendsten Städte der Welt; seine vielleicht einzige Lage, so wie der natürliche Reichthum der Provinz, deren Hauptstadt sie ist, geben ihr eine hohe Wichtigkeit. So lange die Welt nach Golde läuft, wird es auch Abenteurer geben, die in ihren Mauern dem gelben Fieber trotzen, und die Bevölkerung erneuern, die jedes Jahr von dieser Geisel dezimirt wird.

Bemerkungen über die Tschuktschen.

(Fortsetzung.)

Zur Beschreibung ihrer Kleider und Waffen, wie sie Cook, Billings und Sarytschess geliefert haben, ist fast nichts hinzuzusetzen, sie sind bei beiden Stämmen fast durchaus dieselben.

Die Rennthier-Tschuktschen haben durch ihren häufigen Verkehr mit den Russen auch deren Kleidung angenommen, z. B. Tuchröcke, seidene Mützen, Jacken aus Glanzleinwand oder Nankin, fast durchaus von dunkelblauer Farbe, welche die Lieblingsfarbe der Tschuktschen zu seyn scheint. Einige tragen auch Halbröcke und weite Schifferhosen, und die Frauen binden Tücher von gedruckter Leinwand um den Kopf. Sehr gewöhnlich ist bei ihnen eine Art Mütze, die ich mit nichts Besserem vergleichen kann als einer Schirmmütze ohne Schild; diese Mützen sind von einer kleinen Korallenschnur umwunden und haben eine Verbrämung mit Pelzwerk. Der Anzug der Frauen besteht in zwei an den Schläfen gestochtenen und hinten hinabfallenden Zöpfen, die sehr hübsch aussehen, wenn die Frisur neu ist. Die Männer scheeren die Haare auf dem Scheitel sehr knapp ab, und lassen nur ringsherum einen Kranz von Haaren stehen, die sie jedoch auch nicht lange wachsen lassen; diese Frisur sieht nicht schön aus, befördert aber die Reinlichkeit der Haare. Manche lassen in der Mitte einen Schopf stehen.

Bogen und Pfeile, Messer, stählerne Lanzen sind noch dieselben, wie vor Alters. Lange Messer auf dem Rücken oder in den Aermeln sahen wir bei keinem. Die Lanzenspitzen auf langen Stangen gleichen vollkommen den alten Espontons, und sie brauchen dieselben nicht bloß zu ihrer Vertheidigung, sondern auch zum Tödten der Walleosse, daher halten sie dieselben immer sehr scharf und führen sie mit Fett eingeschmiert in Futteralen mit sich. Diese Lanzen gelten ihnen ungemein hoch, und sie geben solche um keinen Preis her; sie werden für sie besonders in sibirischen Bergwerken verfertigt, und mit Damascirungen, Inschriften u. dgl. verziert.

Ihre Boote sind durchaus flach, mit gerade ansteigenden Seiten, der Schnabel und das Hintertheil scharf. Zu Stangen und Rudern nehmen sie Treibholz, wonach sie oft sehr weit gehen müssen. Ihre einzige Nahrungsquelle ist das Meer, das ihnen Speise und Handelswaaren liefert. Im Sommer tödten sie Seehunde, deren Fleisch ihre Hauptnahrung ist, sie trocknen es an der Sonne und bewahren es für den Winter auf. Mit dem Eise des Winters kommen die Wallrosse in alle Buchten: die Tschuktschen jagen sie in Booten und tödten sie mit eisernen Lanzen. Ihr Fleisch essen sie, die Felle aber bearbeiten sie für sich und zum Verkauf. Die Zähne bilden den werthvollsten Theil ihres Handels. Die Noth macht, daß sie nicht sehr wählig in ihren Speisen sind: sie essen Alles, was ihnen unter die Hände kommt, und eine Art Meerkohl verzehren sie begierig ohne alle Zubereitung. Ein vom Meer ausgeworfener Wallfisch ist ein kostbarer Fund. Sie gehen nicht darauf aus, sie zu tödten, wie die Tschuktschen am Eismeer, erfreuen sich aber an einem freiwilligen Geschenk der Natur. Manchmal kochen sie das Fleisch, gewöhnlich aber braten sie es nur am Feuer. Man kann sich keinen widerlichern Anblick vorstellen, als wenn sie die Stücke faserigen, halb rohen, halb verbrannten Fleisch heißhungrig mit den Zähnen zerreißen: die Blutspuren bleiben im Gesichte sichtbar, so lange sie nicht durch andern Schmutz bedeckt werden, und anfangs glaubte ich, daß sie Alle an einem fortwährenden Nasenbluten leiden.

Das einzige zahme Thier bei den Namollos ist der Hund, wie es scheint von derselben Race, wie der kamtschadalische, ein freundliches Thier, das jedem schmeichelt. Sie gehen aber sehr hart damit um, und ich habe gesehen, daß Tschuktschen, wenn sie zufällig einem Hund auf den Schweif traten, den Fuß nicht wegzogen, als bemerkten sie das Wimmern des Hundes nicht, und wenn wir unser Bedauern ausdrückten, wurden auch noch einige Stöße hinzugefügt. Im Sommer brauchen sie die Hunde, um die Boote längs dem Ufer fortzuziehen, im Winter aber spannen sie dieselben je vier an die Schlitten.

Obwohl auf den Weibern, wie bei allen rohen Nationen, die schwersten Arbeiten liegen, als das Aufrichten und Abbrechen der Jurten, das Einsammeln des Weidenholzes auf den Moräften u. dgl., so behandeln sie dieselben doch, so viel wir bemerken konnten, mit großer Achtung. Selten thut ein Tschuktsche irgend etwas von Bedeutung, ohne sich mit seiner Frau zu berathen, und häufig beharrt diese ihrem Manne gegenüber auf ihrem Willen. Die Weiber werden gekauft, und ihre Preise nicht nur nach der Schönheit, sondern auch nach ihrem Verstande und ihrer Gewandtheit bemessen. Vielweiberei ist bei beiden Stämmen erlaubt, bei den ansässigen Tschuktschen aber wegen ihrer Armuth sehr selten, wir trafen nicht Einen, der zwei Weiber gehabt hätte. Einige kaufen kleine Mädchen, die sie später zu Weibern nehmen; so sahen wir bei unserm Freund Chaiyrgin ein Mädchen von 10 Jahren, das er gekauft hatte, weil er seine erste Frau wegen irgend einer Krankheit verstoßen hatte.

Die Namollos sind ein gutmüthiges, sanftes, furchtsames Volk, dennoch aber ohne Mißtrauen, so lange sie nicht Gründe haben, Gewaltthätigkeit zu befürchten; dabei sind sie fröhlich, und oft schlugen die jungen Leute unsern Matrosen vor, mit ihnen in die Wette zu laufen, mit ihnen zu ringen u. dgl. Sie sind sehr gewandt in verschiedenen gymnastischen Uebungen, sie treffen mit der Schleuder das Ziel auf 100 Schritte, springen durch den Reif u. dgl. Ueberhaupt ergötzen sich Jünglinge und Mädchen gern mit solchen Spielen.

Alle Tschuktschen, die wir trafen, waren ohne Ausnahme leidenschaftliche Tabakfreunde, den sie auf alle mögliche Art gebrauchen, meistens aber rauchen. Jeder hat seine Pfeife, sie prunken gern damit, beschlagen sie mit Blech und Blei, und tragen sie in einem Futteral im Stiefel. Ihre Leidenschaft zu diesem Kraute ist so groß, daß sie die nöthigsten Dinge nicht so hoch anschlagen, und oft ihre Axt oder Kessel dagegen vertauschen; beim Kommen, beim Gehen ist Tabak unerläßlich, und ohne Tabak kann man mit dem Geringsten keine Bekanntschaft unterhalten. Zur Aufbewahrung dieser Kostbarkeit haben sie eine Pfeife erfunden, die aus einem dicken Stück Holz ausgehöhlt ist: in den leeren Raum legen sie zarte Holzspäne, die von dem hindurch gehenden Rauche so mit Tabaksaft gesättigt werden, daß sie bald stärker und für ihren Geschmack noch angenehmer werden als der Tabak selbst.

Eben so wie alle Völker Ostsibiriens, halten auch die Tschuktschen am Schamanismus. Der Stand eines Schamanen scheint jedoch keine besondere Achtung zu verschaffen, und sein Geschäft beschränkt sich auf die Heilung von Kranken und Gaukelspielereien. Opfer darzubringen ist einem jeden gestattet; die Rennthier-Tschuktschen opfern Rennthiere, die Namollos Hunde.

Die der Beringsstraße zunächstwohnenden ansässigen Tschuktschen haben fortwährenden Verkehr mit den Bewohnern Amerika's, die sie Enkarngame nennen. Beide Theile besuchen einander des Handels wegen. Mit den Russen haben die ansässigen Tschuktschen dieses Theils der Meeresküste keinen fortdauernden Verkehr, und empfangen die ihnen nöthigen Waaren durch ihre nomadischen Nachbarn, welche die Hälfte ihrer Zeit bei ihnen zubringen. Die Rennthier-Tschuktschen verlassen ihre Moräste mit Ende des Winters, und richten es so ein, daß sie mit dem letzten Schnee am Meer anlangen. Ihre Heerden bringen sie in geringer Entfernung von den Dörfern der Namollos unter, suchen dabei gute Weideplätze aus, und ziehen aus diesem Grunde häufig von einem Orte zum andern. Hier bleiben sie bis zum ersten Frost, d. h. bis zum Ausgang Septembers, und treiben während dieser Zeit mit den ansässigen Tschuktschen Handel; sie nehmen von ihnen große Wallrosse, unverarbeitete Seehundsfelle zu Mantelsäcken u. dgl.; Wallfischthran, Seehundsfett und Wallroßzähne, die sie mit lebendigen Rennthieren und Rennthierfellen, eisernen Geräthen (als Messer, Jagdspieße u. dgl.), eisernen und kupfernen Kesseln und Tabak bezahlen. Manchmal gehen sie auch mit ihnen in Booten auf den Seehundsfang aus, doch ist dieß selten.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 243. 31 August 1835.

Ein Besuch der deutschen Niederlassungen in Illinois und Missouri im Herbst 1834.

(Schluß.)

Wir besuchten eine deutsche Familie, welche in der Nähe unserer Wirthe wohnt, und eben so wie diese von vorn herein angefangen hat: ihre Farm ist jetzt in sehr gutem Stande. Einige Meilen weit führte dann unser Weg über eine andere Prairie, bis wir in das eigentliche Hügelland kamen. Nirgends war Anbau hier, und der Boden schien arm zu seyn. Endlich senkte sich der Weg in das Thal des Lake Creek. Wir kamen jetzt auf klassischen Boden, in die Gegenden, wo Duden gelebt hatte. Hiermit waren wir denn auch im Bereich der kompaktesten deutschen Ansiedlung im Westen.

Die Zahl der Bewohner ist sehr bedeutend; im Umfang von etwa drei Quadratstunden mögen wohl dreißig deutsche Familien wohnen, von denen die ältesten nur etwa drei Jahre hier sind; nur Coersmann, Dudens Reisegefährte, ist nun 10 Jahre hier. Die meisten Glieder der Ansiedlung sind Norddeutsche aus den gebildeten Ständen, und es kann sich, wenn die Bestrebungen Einzelner gehörige Unterstützung finden, ein recht schönes deutsches Leben hier entwickeln. Viel ist noch nicht geschehen, indessen fühlt man das Bedürfniß. Die Sorge jedes Einzelnen für sich und das Seinige sind dem allerdings hier wie auch anderwärts im Wege, denn der Deutsche hat namentlich in den ersten Jahren gar viel einzurichten und zu verbessern, ehe er sich einigermaßen heimisch fühlen kann.

Die Ansiedlung liegt in Warren County, die sich seit einigen Jahren von Montgommery County getrennt hat, und zieht sich in der St. Charles County hinüber. Das Land ist hügelig, von dem Charakter, den ich schon beschrieben habe; es sind die Missouribluffs und die sie durchschneidenden Thäler, welche hier von den Deutschen bewohnt werden; die Farmen liegen daher, meist, obwohl nahe genug bei einander, doch abgeschlossen, und die Ausdehnung und Gestalt der Felder muß sich nothwendig nach den Windungen der Thäler richten, so wie sie auch an vielen Stellen den gelegentlichen Ueberschwemmungen der Bäche ausgesetzt sind. Das Thal des Missouri ist hier etwa 2 Meilen breit und ganz mit schwerem Walde bedeckt; auch darin und am Flusse selbst wohnen einzelne deutsche Familien, und gerade gegenüber auf dem Südufer des Missouri, in Franklin County, erhebt sich seit einigen Jahren ein Städtchen, Washington, welches in seiner günstigen und angenehmen Lage ein rasches Emporkommen verspricht. Auch dort wohnen viele Deutsche im Orte, so wie in der Umgegend, und andere sind bei dem sechs Meilen weiter nach Westen gelegenen Newport angesiedelt. In allen diesen Gegenden, namentlich aber auf dem linken Ufer des Flusses herrschten im vergangenen Sommer viele Krankheiten.

Die Güte des Bodens ist sehr verschieden. Auf den Hügeln und an den Abhängen wird er bald schlecht, gut ist er aber meist in den eigentlichen Thälern der Bäche: ausgezeichnet und wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt ist das Missourithal, man fürchtet es aber wegen seiner Ungesundheit und wegen der Musquitos, welche den ganzen Sommer und Herbst die Flußufer belästigen. Diese sind indessen auch in den Seitenthälern nicht selten, und in Bezug auf den Gesundheitszustand bin ich zu der Ansicht gekommen, daß schon länger urbare und gegen den Fluß hin hinlänglich offene Farmen im Bottom nicht ungesunder seyen, ja wohl gar den Vorzug verdienen vor denen auf und in den Hügeln gelegenen. Sehr übel sind aber die Farmen, welche ganz im Walde des Flußthales liegen; denn abgesehen davon, daß der üppige Boden mit der Menge verwesender Reste einer gewaltigen Vegetation äußerst nachtheilige Dünste aushaucht, und der Wind durch die dichten Wälder ganz am Zutritte gehindert ist, so ist es auch eine allgemeine Beobachtung, daß die Flußebene sich vom Ufer abwärts immer mehr senkt, und gegen die Hügel hin niedriger liegt, als am Ufer; daher findet man dort so viele Seen und Sümpfe, daher laufen viele Bäche eine ganze Strecke weit am Fuße der Hügel dem Flusse parallel, ehe sie sich in denselben ergießen. So nur kann man die sonderbare Erscheinung begreifen, daß ein Flüßchen, Cahokia, St. Louis gegenüber 300 Schritte vom Mississippi vorbeifließt, und sich erst 5 Meilen weiter in denselben ergießt.

Die Verbindungen und Absatzwege dieser Niederlassung sind bis jetzt noch dürftig. Von St. Charles ist sie zwischen 30 und 40, von St. Louis zwischen 50 und 60 Meilen entfernt, zu Wasser aber beträgt der Weg dahin gegen 100 Meilen, und die Kommunikation durch Dampfboote ist bis jetzt noch sehr sparsam

Digitized by Google

und sehr theuer; dazu kommt, daß auf dem linken Ufer kein Landungsplatz ist, sondern Alles, was hieher bestimmt ist, auf der andern Seite in Washington ausgeladen wird. Diese Umstände lassen es vortheilhafter erscheinen, sich bloß auf den Landtransport einzulassen. St. Charles ist noch von geringer Bedeutung; doch werden jetzt daselbst zwei Dampfmühlen errichtet, und versprechen einen immerwährenden Absatzpunkt für das Getreide zu liefern, denn Dampfmühlen werden weniger gebaut um für die Umgegend, sondern hauptsächlich nur um für den Handel nach dem Süden zu mahlen. Der wichtigste Absatzpunkt war bisher immer, wenn man nicht an Nachbarn oder vorbeifahrende Dampfschiffe verkaufen konnte, St. Louis, und von diesem ist man in manchen Zeiten durch den Missouristrom abgeschnitten. Am Missouristrome hin findet man die ältesten Ansiedlungen, welche oft noch weit in die spanische Zeit hineinreichen. Der Preis der Farmen ist hier von 6 zu 8 Dollars der Akre; für manche werden auch 10 Dollars gefordert. In der letzten Zeit ist er durch einige unbesonnene Ankäufe sehr gesteigert worden.

Am 29 November wandten wir uns bei heiterm anmuthigem Wetter zurück gegen St. Louis.

Ueber den Femme Osage Creek, an dem auch viele Deutsche wohnen, führt der Weg dann wieder in das Thal des Missouri, das oft durch steile, mit Cedern gekrönte Felswände begränzt ist. Das Gestein ist dort überall der in den westlichen Staaten vorkommende horizontale Jura-Kalkstein, nur hie und da findet man die obersten Schichten aus Sandstein bestehend.

Missouritown ist ein Oertchen von 4 oder 5 Häusern mit einem Landungsplatz für Dampfboote. So lange es auch schon besteht, hat es doch kein Fortkommen. Noch einige Meilen weiter, zum Theil an reichen Farmen vorbei, führte unser Weg immer durch das Thal, bis wir auf einer derselben am Abe d gastliche Aufnahme fanden.

Die Abendunterhaltung weilte lange bei einem Morde, welcher vor Kurzem in der Nähe begangen worden war. Es waren zwei Landbesitzer in der Anlage eines Städtchens interessirt, ein jeder suchte die Ansiedler auf seine Seite zu ziehen, und neulich wurde der Glückliche durch einen von dem Gegner gedungenen Mörder erschossen. Die westlichen Amerikaner haben wenigstens auf dem Lande kein Institut, das man Polizei nennen könnte, aber bei einem Verbrechen, was die ganze Nachbarschaft beleidigt, weiß man den Verbrecher bald ausfindig zu machen und dem Gesetz zu überliefern oder aus der Gegend zu verbannen. Die Zahl der Bewohner ist so gering, daß einer den andern ziemlich genau kennt, und bald weiß er, wo er seinen Verdacht hinlenken soll. In Gegenwart des Verdächtigen wird nun auf verfängliche Weise so oft und wiederholt von der in Rede stehenden That gesprochen, bis er einmal Blößen gibt. Die Art, wie man sich dann gegen ihn beträgt, oder auch unmittelbare Drohungen bringen ihn nun dahin, sein Heil anderswo zu suchen, wo er unbekannt ist. In den fernsten Niederlassungen, die außer dem Bereiche einer organisirten Rechtspflege liegen, hat sich unter den Bewohnern eine andere Art gebildet, schwere Verbrechen zu bestrafen. Es existirt da eine Art Vehme, die nicht geheim und dunkel, sondern meist frei und offen handelt. Diese Ordner, Regulators, verbannen den Schuldigen aus der Gegend, peitschen ihn aus, oder erschießen ihn selbst, wenn wiederholte Verbrechen und Verstocktheit dieß nothwendig zu machen scheinen.

Eine merkwürdige Art von Duellen will ich hier, wo ich von den Sitten der Gränzbewohner spreche, erwähnen; es sind dieß Zweikämpfe, die offenbar von Indianern herstammen, und noch nach ihnen genannt werden, wenn sie auch wohl Einmal in ganz bewohnten und bebauten Staaten, z. B. Kentucky, vorkommen. Bei diesen Duellen verabreden die Gegner einen Wald, wo sie sich an einem bestimmten Tage mit der Büchse bewaffnet treffen wollen. Es kommt nun darauf an, den andern zu überlisten, ihn zu beschleichen und zu erschießen. So ein Duell wird wie eine Jagd, wie ein Indianerkrieg behandelt; von Sekundanten kann dabei natürlich keine Rede seyn. Man erzählt einen Fall, der im vergangenen Sommer in Franklin County im Missouri vorgefallen seyn soll, wo der eine Duellant sich in einen hohlen Baum verborgen hatte, und als er Einmal nach seinem Gegner spähend den Kopf hervorstreckte, von diesem, der im Gipfel des nächsten Baumes lauerte, erschossen ward. Die Duellgesetze sind in vielen Staaten sehr streng, werden jedoch wie in Deutschland selten ausgeführt.

Am andern Morgen, einem Sonntage, ritten wir durch das Flußthal, dann über die Hügel, bis wir uns einige Meilen weiter nach dem Ufer wandten, und auf einer auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen gebauten Fähre über den Fluß setzten nach Lewisfähre im Bonhomme Bottom. In der deutschen Niederlassung, die sich hier im Thale und den angränzenden Hügeln seit zwei Jahren gebildet hat, und nun aus etwa 6 bis 8 Familien besteht, brachten wir in Gesellschaft der meisten deutschen Nachbarn einen recht muntern Tag hin.

Montag verließen wir das Missourithal auf der nach St. Louis führenden Bonhommestraße. Auch hier fangen nach und nach zerstreut Deutsche an sich niederzulassen. Der Preis des Landes ist jedoch kaum höher, als ich ihn in entfernteren Theilen des Staates gefunden habe. Folgenden Tages erreichten wir St. Louis. Die Stadt hat in der letzten Zeit sehr zugenommen, und sich namentlich in den zwei Jahren seit ich sie kenne, in Bezug auf deutsches Leben außerordentlich verändert. Als ich St. Louis zum Erstenmale betrat, war der einzige Deutsche mit dem man einigermaßen Umgang pflegen konnte, ein Kommis in einem Handelshause, und heute waren wir in einen deutschen Verein eingeladen, der sich in der Zeit unserer Abwesenheit gebildet hatte, und brachten in großer Gesellschaft sehr vergnügte und belebte Stunden zu, bis wir endlich in unser deutsches Gasthaus zurückkehrten, das erst seit einigen Monaten existirt. Wirthshäuser für Auswanderer der unteren Klasse bestanden schon früher, verdienen jedoch keine große Empfehlung.

Deutsche von allen Ständen und jedem Berufe sind in St. Louis, und so wie sich die beiden Staaten mehr mit Einwanderern von dieser Seite bevölkerten, nimmt auch in dieser Stadt, dem Centralpunkte, der Erwerb für dieselben zu. So sind z. B. im Verlauf des vergangenen Sommers drei bedeutende deutsche Handlungen entstanden, und bei den Amerikanern sucht man Deutsche, die der Sprache mächtig sind, weil man die Wichtig-

Digitized by Google

keit der deutschen Bevölkerung mit jedem Jahre mehr einsieht. Im Allgemeinen gilt übrigens die Bemerkung, daß sich die Norddeutschen mehr nach Missouri, die Süddeutschen mehr nach Illinois ziehen.

Mein Reisegefährte bestieg nun ein Dampfboot, um in Cincinnati die Seinigen abzuholen. Für ihn war der Zweck der Reise erfüllt, er hatte eine Wahl getroffen, und beschlossen sich in unserer Gegend anzukaufen. Auch für mich war die Reise belohnend und erfreulich; malerische Landschaften, romantische Gegenden muß man im Westen von Amerika, in dem Lande wo Flachheit ein Charakterzug ist, das das Wasser geformt hat, nicht erwarten; und abgesehen davon, wie können Gegenden, wo man nichts als Wald sieht, oder Prairie und Wald, oder zum höchsten noch einen Fluß und ein Paar Felsen dabei, wie kann dieß mit Ländern verglichen werden, wo Städte und Dörfer, angebaute Fluren und üppige Wiesen mit dunkeln Berghängen und mächtigen Felspartien wechseln, wo muntere Bäche und majestätische Ströme das Ganze beleben, wo die Dome ferner Kirchen und die Trümmer kühner Felsenschlösser den Sinn erheben, wo die schaffende Menschenhand seit Jahrtausenden gewirkt hat, und wo der Gott der Reben das Herz für alles Schöne doppelt empfänglich macht! Nein, eine Reise im westlichen Amerika gewährt tausend Dinge nicht, was das Stammland uns bietet; dafür hat sie aber den eigenthümlichen Reiz, daß man Alles im Werden und Schaffen sieht, daß die Keime einer schönen und großen Zukunft vor den Blicken sich zeigen, und vor dem Geiste sich entfalten.

Vergleichung zwischen Illinois und Missouri.

Illinois schien uns vor Missouri bei weitem den Vorrang zu verdienen. Es ist wohl kein Staat in der ganzen Union, der so viel und so sehr fruchtbares Land enthielte, und eben so wenig einer, welcher durch seine Lage und Verbindungswege so außerordentlich für den inländischen Handel begünstigt wäre. Der Staat ist von Flüssen und Seen umgeben und durchschnitten. Der Mississippi, der Ohio und der Wabash bilden die westliche, südliche und östliche Gränze, der Illinois fließt mitten durch, und der Michigansee berührt im Norden den Staat. Durch einen Kanal wird er jetzt mit dem Illinoisflusse in Verbindung gesetzt werden, ein Kanal wird später den Erlesee mit demselben Flusse verbinden, und so die Fahrt um die große Halbinsel Michigan abschneiden. Eisenbahnen werden den Mississippi mit dem See vereinigen, und werden einmal das Land in verschiedenen Richtungen durchschneiden; hier stehen ihnen keine Gebirge im Wege, und die Kosten der Anlage von Kanälen und Eisenbahnen können kaum halb so viel als in den östlichen Staaten betragen. So wird dann durch den Ackerbau der Handel neuen Sporn bekommen, und durch allgemein verbreiteten Wohlstand wird Lust und Sinn für höhere menschliche Ausbildung gewiß emporkeimen, um so mehr, wenn deutsche Art und deutsches Wesen einigen Einfluß gewinnen sollten.

Missouri hat weniger fruchtbaren Boden, weniger günstige Handelswege, und sein Gesundheitszustand ist zum wenigsten nicht besser; seine Bevölkerung nimmt weniger rasch zu, aber es hat manche romantischere Gegenden, es hat eine Stadt, St. Louis, und es hat Sklaven. Das erstere ist artig und anmuthig, aber weder an und für sich bedeutend, noch in Bezug auf das Ganze viel zu berücksichtigen. Der Vortheil, den dagegen St. Louis dem Missouristaate gewährt, ist entschieden, die Hälfte von Illinois ist ihm zinsbar; St. Louis ist der Centralpunkt. Aber der Vortheil gilt doch hauptsächlich nur für die südlich des Missouristromes gelegene Hälfte des Staates; was nördlich liegt, steht dem Illinois darin gleich. Es sind in Illinois schon manche Nebenbuhler gegen St. Louis erstanden, noch keines aber konnte zu einiger Bedeutung gelangen, geschweige denn wirklich jener Stadt Abbruch thun; es werden noch manche Jahre vergehen, ehe der Vortheil, den St. Louis durch seine günstige Lage und durch den Handel mit den Indianern und mit Santa Fé hat, von andern Städten überwunden seyn wird.

Der Vorzug, den Missouri als Sklavenstaat hat, ist für Viele bedeutend. Die Amerikaner, welche Sklaven besitzen, zieht er an, weil sie in Illinois ihr Eigenthumsrecht verlören. Für Deutsche kann er nur dann wichtig werden, wenn sie sich entschließen Sklaven zu kaufen, oder was eben nicht viel anders ist, zu miethen; viele thun das, und viele haben es gethan, um eine beständige und sichere Unterstützung in häuslichen Geschäften und in den Arbeiten des Landbaues zu haben; manche auch wohl, um nicht ganz von materiellen Geschäften und Anstrengungen in Anspruch genommen zu werden, und darin unterzugehen. Denn allerdings ist es wahr, daß gemiethete männliche oder weibliche Arbeiter seltener zu haben sind in freien als in Sklavenstaaten; aber doch bei weitem nicht so selten als weiße Arbeiter in den letztern; denn eben durch das Sklavenwesen ist hier das Verdingen und das Arbeiten für andere in ein ziemlich übles Licht getreten; wer das thut, stellt sich gewissermaßen den Schwarzen gleich; natürlich fällt es in freien Staaten ganz weg. Der Mangel an Arbeitern vermindert sich, so wie die Bevölkerung zunimmt, und ist wenigstens in der Rheinniederlassung nicht drückend. Auf vielen Farmen sind da deutsche weibliche und auch männliche Gehülfen, und für manche Arbeiten, z. B. Riegelspalten u. dergl. kann man auch amerikanische Arbeiter haben. Es ist indessen eine Thatsache, die von den Vertheidigern der Sklaverei hervorgehoben wird, daß in den alten Sklavenstaaten die größte Kultur, die höchste Geistesbildung und das feinste gesellige Leben herrscht. Die Sache ist gegründet, aber gewiß nicht der Sklaverei als solcher zuzuschreiben. Die alten Plantagenstaaten, Virginien, die Carolina's und Georgien sind es, von denen dieß gilt. Es herrscht unter Einzelnen eben durch das Plantagenwesen viel Reichthum da, und ihr Geist wendet sich höherer Ausbildung zu, unabhängig von äußern Sorgen und eigner Anstrengung, aber auch unabhängig von dem Drängen und Treiben des Kaufmannsgeistes.

Für den Einzelnen, der für sich und die Seinigen die unmittelbaren Nachtheile der Sklaverei nicht fürchtet, und nur auf sich und seine nächste Umgebung sieht, haben diese alten Sklavenstaaten allerdings Vortheile; in Missouri sieht man aber nichts davon, dagegen tritt um so auffallender der Vorzug der freien Staaten in Illinois darin hervor, daß ursprünglich und dem Grunde nach die Masse der Bevölkerung ganz gleich ist, daß gar kein Rang und Stand gilt, als der selbst durch Talent und Thätigkeit erworbene, daß zwar die meisten Landbesitzer selbst helfen müssen, ihr Feld bauen, daß sie aber auch keine heterogene Bevölkerung zwischen sich aufwachsen sehen müssen, welche da, wo

Digitized by Google

sie in großer Anzahl existirt, Einmal entweder doch noch ausgestoßen werden muß, und Unheil und Kampf veranlassen wird, oder in den Schoß der Gesellschaft aufgenommen werden, und zu Zwitterracen führen wird, die den Zweck der menschlichen Gesellschaft eben nicht sehr fördern werden.

Alterthümer in Armenien und Pontus.

(Schreiben des Naturforschers Dubois*) an Herrn Köppen vom 9 April 1835.)

Ich habe angefangen die Inschriften in Ordnung zu bringen, deren ich gegen 160 gesammelt habe; mehr als die Hälfte ist griechisch, die übrigen grusinisch und armenisch. Der größte Theil dieser letztern ist noch unbekannt, die übrigen aber kennt man durch Ihre und anderer Alterthumsforscher Bemühungen fast alle.

Der zweite Gegenstand meiner Aufmerksamkeit richtete sich auf die Geschichte der kirchlichen Baukunst in Südrußland, Kaukasien und Armenien. Zu diesem Ende mußte ich meine Aufmerksamkeit auf die seltsamen Erzeugnisse der griechischen Baukunst unter den byzantinischen Kaisern richten, den Beweis führen, daß die armenische Baukunst ihren eigenthümlichen Nationalstyl hat, und ihre unterscheidenden Merkmale angeben. Endlich mußte ich die Entstehung eines dritten Styls, des grusinischen, einer schönen Mischung des griechisch-byzantinischen mit dem armenischen, historisch nachweisen. Zu dem Ende habe ich eine Menge Plane und Zeichnungen zusammengebracht. Von der griechischen Architektur habe ich Zeichnungen von drei Kirchen in der Krim, die in der Nähe von Inkerman und Tepekerman in den Felsen gehauen sind; eben so viele Kirchen des alten Chersonesus, Kertsch, Anschka, Todor, Laspi u. dgl. m. Außerdem besitze ich Plane und Risse der Kathedrale von Pizund, die unter der Regierung Justinians in Abchasien erbaut wurde; eben so von den Klöstern Gagra, Lechne oder Sunksu, Joiagu, Otwame und anderer in Abchasien, endlich auch von einer Kirche, die auf der Höhe des Kuban steht.

Die Hauptdenkmäler der armenischen Baukunst, die ich besitze, sind Risse von Etschmiadsin im 6ten Jahrhundert, die Kirche der heiligen Ripsima aus demselben Jahrhundert, nahe an der Kirche von Artchuri (Arguri?) erbaut, die dem neunten Jahrhundert angehört; ferner die Kirchen von Kigart aus dem 11ten und 12ten Jahrhundert, und andere zu Garni, Kulpa, Dschulfa, Schakdulak, Dilischane, Achalzik u. s. w. Hiezu muß man noch rechnen die Risse des bischöflichen Palastes und der übrigen altarmenischen Gebäude zu Jaslowitz in Gallizien,**) zu Theodosia in der Krim u. dgl.

Namentlich wächst meine Sammlung in Bezug auf die grusinische Baukunst; ich habe Zeichnungen der schönen Siouskirche in Kartalinien: sie war die erste große Kirche, die von einem Armenier unter der Herrschaft Bagrats IV nach dem Plane der Kirche der heiligen Ripsima gebaut wurde. Eben so habe ich genaue Zeichnungen der prächtigen Kathedrale von Kutais, der zweiten auf Befehl Bagrats IV erbauten Kirche, wo der armenische und griechische Styl mit Glück vereinigt sind. Die prachtvollen bischöflichen Kirchen in Gelata, Martwili, Nikorzminda, Katschki u. s. w., die im 12ten Jahrhundert erbaut wurden, haben mehr oder minder ihre Verzierungen von der Kathedralkirche zu Kutais entlehnt. Endlich besitze ich Risse vieler anderer Kirchen, die zu verschiedenen Zeiten in Warzig hinter Kerstwis, in Saybara hinter Achalzik, in Tschamokmodi, Mzcheta, Somkheti und Mingrelien erbaut wurden.

Bemerkungen über die Tschuktschen.

(Schluß.)

Wenn die Rennthier-Tschuktschen den ersten Theil des Winters hindurch auf den Mooren (tundra) zugebracht und mit dem Fange der wilden Thiere sich beschäftigt haben, so besuchen sie, um mit den Russen zu handeln, die Jahrmärkte von Kolyma, Ischiga und Anadyr. Der erste findet Ende Januars und Anfang Februars in dem kleinen Orte Ostrowno am Anju statt, 250 Werste von Nischnekolymsk. Hier ist ein kleiner mit Palisaden umgebener Ort (ostrog) angelegt und 20 bis 30 Hütten erbaut, die nur 6 oder 7 Tage im Jahre, denn so lange dauert der Jahrmarkt, bewohnt werden. Es sammeln sich hier gegen 500 Tschuktschen mit Frauen und Kindern, und es werden hier nach den hiesigen Preisen für 200,000 Rubel Waaren umgesetzt. Der Jahrmarkt von Ischiga, der ärmlichste von den dreien, findet im Februar statt an einem öden etwa 400 Werste nordöstlich von Ischiga gelegenen Orte, wahrscheinlich irgendwo am obern Anadyr. Zwei oder drei Kaufleute, begleitet von einigen Dutzend Kosaken, einem Kommissär, ehemals sogar mit Kanonen, kurz mit allen den Vorsichtsmaßregeln, die man damals gegen die unruhigen Tschuktschen beobachtete, die aber jetzt wahrlich nicht mehr nöthig sind, begeben sich im Januar aus Ischiga dahin, auf Ersuchen der Tschuktschen, welche um dieselbe Zeit sich sammeln und ihnen entgegen gehen. Dahin folgen ihnen auch ansässige Korjäken aus dem Dorfe Kamennoi.

Wenn sie zusammengetroffen sind, bilden beide Parteien befestigte Lager und beginnen den Jahrmarkt, der sich gewöhnlich in wenigen Tagen endet. Die Waaren der Tschuktschen sind Rennthierfelle und lebendige Rennthiere, Fuchs- und Marderpelze und Wallroßzähne; die russischen Waaren bestehen in eisernen Geräthen, Kesseln, allerlei Zeugen und hauptsächlich Tabak: von allem diesem kaufen die Tschuktschen einen Vorrath nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Namellos.

Der Jahrmarkt von Anadyr wird in einer Niederlassung gehalten, die ums Jahr 1758 gegründet wurde, nachher der amerikanischen Kompagnie gehörte, im Jahre 1819 aber von dem in Ischiga lebenden Kaufmann Baranoff aus Kargopol ihr abgekauft wurde; sie besteht aus vier Häusern und liegt an einem Arme des Anadyr, der kreisförmige Main*) genannt, ungefähr 250 Werste von der Mündung, und 70 Werste unterhalb der Stelle, wo früher der Ostrog von Anadyr stand. Der Ort ist von einer Mauer umgeben und hat einige Kanonen, aus denen aber seit Menschengedenken nicht mehr geschossen wurde. Hier wohnen unter einem Vorstande zwanzig Jäger und Fischer, mit Frauen und Kindern etwa 50 Menschen, die Baranoff in seine Dienste genommen hat. Im Januar und Februar sammeln sich hier Rennthier-Tschuktschen, Korjäken und Lamuten, manchmal gegen 500 Menschen. Der Jahrmarkt dauert drei Wochen. Der Handel wird im Ostrog vorgenommen, wo man zu gleicher Zeit nie mehr als eine bestimmte Anzahl der Fremden hineinläßt. Die russischen Waaren sind die schon erwähnten; dagegen erhält man rothe und graubaisige (siwoduschki) Füchse, Flußbiber, Zobel, Fischottern, weiße und blaue Eisfüchse, Wallroßzähne, Marder- und Mausfelle.**)

Der zweite Jahrmarkt findet im August mit den ansässigen Tschuktschen Statt, welche sich von dem ganzen anadyrischen Meerbusen an der Mündung des Flusses in fünfzig und mehr Kähnen sammeln, hauptsächlich um wilde Rennthiere zu jagen. Einige derselben fahren herauf bis zu dem Main, und tauschen theils Metallwaaren, namentlich aber Tabak gegen Wallroßzähne, große Seehunde, Leder u. dgl. ein. Von den Tschuktschen, die wir auf dem Rückwege aus dem Anadyr in der Heiligkreuzbai trafen, hörten wir, daß sie für 40 Pfund Tabak, die in Ischiga nicht mehr als 50 Rubel kosten, zwanzig schöne Füchse, dreißig Paar Wallroßzähne und einige Eisfüchse geben, die nach den dortigen Preisen wenigstens 500 Rubel werth sind. Dieß ist der gewöhnliche Handelsgewinn, in den die Fracht der Waaren am Ufer hin von Ischiga bis zum Anadyr noch nicht einmal eingerechnet ist. Außerdem fangen die im Solde Baranoffs stehenden Leute im Winter selbst Füchse, Zobel, Vielfraße, im Sommer wilde Rennthiere und Fische, woran sie das ganze Jahr hindurch Ueberfluß haben.

Die Tschuktschen rudern aus dem Anadyr in die Heiligkreuzbai in zwei Tagen, man kann also die Entfernung auf 70 bis 80 Werste annehmen. Die Mündung ist ziemlich breit, aber voll Untiefen, zwischen denen sich jedoch Ein tiefes Fahrwasser findet. In der Mitte der Mündung liegt eine hohe, runde Insel, die darum sehr bemerklich ist, weil beide Ufer niedrig sind. Hart an der Insel ist die tiefste Stelle. An den Ufern wachsen viele hohe und dicke Bäume, auch Zirbelnüsse.

*) Unter seinen Reisen siehe Nr. 63, 64 und 68 v. d. J.
**) Wie dahin Armenier kamen, siehe Nr. 211 v. d. J.

*) Wahrscheinlich so viel als Maina, welches in Sibirien eine Stelle, wo man Löcher zum Fischen ins Eis haut, bedeutet.
**) Dieß wird wohl so viel als Felle von daurischen Haasen (lowraschka) seyn sollen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 244. 1 September 1835.

Scenen aus dem spanischen Bürgerkriege.

1. San Sebastian. — Tolosa. — El Pastor. — Rodil und seine Armee. — Die Generale Bedoya und Iriarte.

Ein Engländer, dem sein Arzt eine Reise verordnet, wünschte die Pyrenäen zu sehen, nimmt im September vorigen Jahrs Päss nach Spanien, und eine zu Bayonne bestiegene Trincadura setzt ihn bald in San Sebastian, mitten unter den Truppen der Königin ab. Um besser zu sehen und zu hören was vorging, nicht gerade aus besonderer Lust sich zu schlagen, nimmt er Dienste bei der spanischen Armee, und sollte endlich mit einem Detaschement abgehen, das in Tolosa zu dem berühmten El Pastor stoßen wollte. Wir wollen ihn so viel möglich selbst sprechen lassen.

„Ich hatte einen Soldaten der Wache gebeten, mich eine Stunde vor Abgang des Detaschements zu wecken, aber ich konnte nicht schlafen, so sehr fürchtete ich, diese für lange Zeit vielleicht einzige Gelegenheit zu verlieren, ins Innere der insurgirten Provinzen zu kommen. Als der Soldat um zwei Uhr erschien, fand er mich schon bereit, lud alsbald mein Felleisen auf, und marschirte vor mir her nach dem öffentlichen Platze. Meine Eilfertigkeit war indeß ganz überflüssig, man marschirte erst um 6½ Uhr ab, und während vier tödtlichen Stunden hatte ich nichts zu thun, als die Arcade, unter die ich mich geflüchtet hatte, der Länge und der Breite nach zu messen. Hier bemerkte ich einen Leidensgefährten, den Major Arago, dem die Schlüssel der Festung anvertraut, und der aufgestanden war, um uns zu öffnen: er fluchte in Baß und Diskant über die Grausamkeit, einen guten Spanier unnütz aus dem Bette zu jagen, eben wo er in der Morgenfrische sich so recht behaglich darin fand.

„Die zwei ersten Stunden gingen in völliger Dunkelheit vorüber, nur hie und da unterbrach der Ruf der Wachen die lautlose Stille. Gegen 4 Uhr belebte sich die Scene ein wenig; nicht weit von uns und nahe am Thore stand ein Brunnen, wo die Mägde der Stadt Wasser holten; alle kamen sie daher, den Krug von gebrannter Erde auf dem Kopf und eine Laterne in der Hand. Man mußte sie daher schreiten sehen, mit dem stolzen gemessenen Schritt, der das Erbtheil aller spanischen Frauen von den vornehmsten bis zu den geringsten zu seyn scheint; man hätte versucht seyn können, sie für eine Prozession alter Priesterinnen der Cybele zu halten. Einige Soldaten des Postens halfen ihnen bei ihrer Arbeit, es war aber nicht hell genug, um Alles, was vorging, genau zu sehen, nach dem Geschrei und Gelächter indeß, das hie und da bis zu uns drang, ließ sich vermuthen, daß die den schönen Sibeonitinnen geleistete Hülfe ihre Arbeit eher verzögerte als förderte.

„Um fünf Uhr kamen die Soldaten des Detaschements einer nach dem andern an, und da sie die Gewohnheiten ihres Anführers besser kannten, als ich, so nahmen sie, als sie ihn noch nicht trafen, alsbald ihre Tornister ab, setzten sie auf den Boden und legten den Kopf darauf, um noch einige Augenblicke unter den Arkaden, die an die Plaza stießen, der Ruhe zu pflegen. Endlich erschien der Kommandant, ein kleiner Mann mit wichtiger Miene, etwa 45 Jahre alt; er ritt auf einem kleinen Pferde, kaum größer als ein schottischer Pony, das außer seinem Herrn noch zwei wohlgefüllte Felleisen trug. Hinter ihm kam ein von Ochsen und einigen Maulthieren gezogener Wagen, auf welchem Geldsäcke und Schuhe für die Armen sich befanden. Die Wache trat jetzt ins Gewehr, das Thor ward unter militärischem Ceremoniell geöffnet, und wir marschirten ab.

„Unsere Eskorte bestand aus etwa 60 Liniensoldaten und sechs oder sieben von den leichten Truppen. Anfänglich waren nur zwei Freiwillige dabei, ein Kavallerieoffizier, der zu seinem in Pamplona liegenden Regimente abging, und ich; einige hundert Schritte von der Stadt ward aber unsere Truppe durch zwei Damen vermehrt, die nach der, Cacolet genannten, Weise auf einem Maulthier saßen. Dieß sind ein Paar Körbe, quer über den Sattel gelegt, in denen die Reisenden, einer auf jeder Seite Platz nehmen. Die Beine hängen zur Erbauung der Vorübergehenden heraus; wehe den Frauen, die keinen kleinen Fuß, keine zierlichen Knöchel haben! diejenigen aber, welche im Besitze dieses Vortheils sind, finden darin eine neue Veranlassung ihre Koquetterie zu üben. Ein langer und ermüdender Marsch brachte uns nach Villabuena, wo wir Halt machten, um einige Erfrischungen einzunehmen, die wir nur mit großer Schwierigkeit uns verschafften. Schon auf dem ganzen Wege hatte ich Gelegenheit gehabt, die Abneigung zu bemerken, mit der man die Truppen der Königin beobachtete. Niemand in den Dörfern grüßte mit dem gewöhnlichen: Gott segne Euch! im Gegentheil zeigten die finstern Blicke der Bauern, die zufällig sich auf der Straße befanden, deutlich

Digitized by Google

genug einen tiefen Haß. In dieser Beziehung aber blieben ihnen die Soldaten nichts schuldig. Je weniger sie Ursache hatten, auf die freundliche Gesinnung der Einwohner zu zählen, durch deren Orte sie kamen, mit desto mehr Eifer und Hochmuth sangen sie die berühmte konstitutionelle Hymne, deren Refrain sie, wie eine Aufforderung, den Karlisten um die Ohren klingen ließen. Ueber den gegenseitigen Haß, der so oft von beiden Seiten den Kampf durch grausame Thaten entehrte, darf man sich demnach nicht wundern."

Eine Stunde später traf das Detaschement in Tolosa ein, wo El Pastor damals sein Hauptquartier hatte. Die Stadt war so überfüllt, daß unser Reisender beinahe unter freiem Himmel hätte übernachten müssen, wenn er nicht einen alten französischen Dragoner gefunden hätte, der ihn möglichst gut beherbergte. Der Unabhängigkeitskrieg hat auf der Halbinsel mehr als Eine Spur zurückgelassen. Aus Wellingtons Hülfsarmee sind viele irische Nachzügler da geblieben, die das Olivenöl und der gute Wein, ohne den katholischen Kultus in Anschlag zu bringen, in einem Lande zurückhielt, das von dem Himmel mehr begünstigt ist, als das grüne aber arme Erin; auch von den Angreifern, die durch die Guerillas endlich über die Gränze getrieben wurden, haben manche, nachdem sie das Herz und das Vermögen schöner Spanierinnen gewonnen, allmählich mit dem Bürgerrecht auch die Vergessenheit ihres alten Unrechts erlangt. Unter diese letzten gehörte Moullet, der unseren irrenden Ritter, als er in den Straßen der Stadt ohne Obdach umherschlenderte, zu sich einlud. Sein Haus hatte noch den besondern Vortheil, der Wohnung El Pastors gegenüber zu liegen: noch an demselben Abend erschien der berühmte Parteigänger auf seinem Balkon, um frische Luft zu schöpfen.

Jauregup ist etwa 45 Jahre alt, von mittlerer Größe, mit einem vollen runden Gesicht. In den Umrissen des Mundes und des Kinns zeichnet sich sehr scharf die Entschlossenheit seines Charakters, aber seine offene Stirne und sein wohlwollender Blick zeugen von seiner Freimüthigkeit und seiner guten Laune. Einen Beweis dieser letztern Eigenschaft liefert auch noch ein ganz respektabler Bauch, der einem Alderman der Stadt London vortrefflich stehen würde, zu der enganschließenden militärischen Uniform aber nicht recht passen will. Seine breite, weiße Säbelkuppel will auch in der That da nicht halten, wo sie eigentlich seyn soll, sondern rutscht hinab, und hält den fleischigen, vollrunden Bauch zusammen. Also gerüstet erinnert El Pastor nicht wenig an weiland Sir John Falstaff. Sein Rock von grobem blauem Tuch ist am Kragen und an den Aufschlägen reich mit Gold gestickt, hat sonst aber keine andere Auszeichnung, denn über dem Hauptmanne tragen die spanischen Offiziere keine Epauletten mehr. Beinkleider von einem etwas helleren Blau und große Stiefel, die bis an die Knie heraufgingen, vollendeten die Toilette Jauregup's, der mehr einem lustigen alten Landedelmann als einem Offizier der leichten Truppen glich, der gewohnt ist schnell über Berge und Thäler dahin zu eilen.

„Wenige Menschen haben mehr Schicksalswechsel erfahren, als der Held, dessen Bild ich so eben entwarf. Er war Hirte, als Napoleons Einfall ihn veranlaßte, statt des friedlichen Hirtenstabes Dolch und Karabiner zu führen. Mit Hülfe einiger gleich entschlossenen Bergleute machte er sich vom Anfang des Kriegs an durch die Wegnahme kostbarer Zufuhren für die französische Armee berühmt. Der Glanz, welcher dadurch auf seinen Namen fiel, schmeichelte seinem Ehrgeize eben so sehr, als die errungene Beute seine Habsucht befriedigte, und er vertauschte deßhalb seinen frühern Stand, von dem er nur den Beinamen El Pastor behielt, mit einer glänzendern Laufbahn.

„Während des Unabhängigkeitskriegs entwickelten sich allmählich seine Talente, und nach demselben machte der Name El Pastor dem Namen Mina beinahe seinen Glanz streitig. Nach der Revolution von 1820 bekannte sich Jauregup mit lebhaftem Eifer für die Grundsätze der Konstitution, wurde dafür von Ferdinand verbannt, und suchte eine Zufluchtsstätte im Ausland, bis die Regierung der jungen Königin ihn zurückberief, und ihm nebst dem Grade eines Divisionsgenerals das Kommando von Guipuscoa übergab. Nicht leicht hätte man einen Mann finden können, der besser im Stande gewesen wäre, diesen Posten des Vertrauens auszufüllen. Mit Muth und Thätigkeit verbindet Jauregup ein ausgezeichnet populaires Benehmen, und spricht auch die Sprache des Volks, über das er eine Autorität auszuüben berufen ist. Was ihn indeß vor Allem geeignet macht, einen Parteigängerkrieg in diesem Lande zu führen, ist seine genaue Ortskenntniß, da er so viele Jahre seiner Jugend, theils als Hirt, theils als umherschweifender Guerillero hier zubrachte. Man sagt, es finde sich kein Gebirgsübergang, kein Defilé, keine Schlucht, kein Thal in diesem Theil der Pyrenäen, das der unermüdliche El Pastor nicht kenne.

„Eines macht ihm Ehre. In diesem wilden Krieg, wo Blut reichlicher als Wasser floß, sprechen alle Parteien mit den rühmendsten Lobeserhebungen von seiner Mäßigung und seiner Menschlichkeit. Ich habe zu Tolosa gehört, daß er seit seiner Uebernahme des Kommando's erst zwei Menschen erschießen ließ, gewiß eine sehr kleine Zahl, wenn man bedenkt, durch wie viele blutige Hinrichtungen andere Generale, seine Kollegen sowohl als seine Gegner, ihren Ruhm befleckten. Einer von denen, welche er erschießen ließ, gehörte zu seinen besten Freunden. Derselbe war Alcalde einer kleinen Stadt in der Umgegend, gehörte jedoch zur Carlistenpartei, und einige seiner Umtriebe zu Gunsten derselben wurden Jauregup hinterbracht. Der General begibt sich nach jener Stadt, läßt den Alcalde kommen, schließt sich mit ihm in ein entlegenes Zimmer ein, macht ihn mit der Anklage bekannt, und legt ihm die Beweisstücke vor. „Dieses erste Vergehen," sagte er am Ende zu dem bestürzten Alcalden, „verzeihe ich um unserer alten Bekanntschaft willen, aber das Vaterland hat seine Rechte so gut wie die Freundschaft, an Euch ist's jetzt, künftig vorsichtiger zu seyn." — Der Alcalde ließ sich nicht warnen. Zwei Tage später sandte der unglückliche Carlist abermals Nachrichten an Zumala-Carregup über die Bewegungen der königlichen Armee, der Bote wurde gefangen genommen oder verrieth ihn, und der eigenhändig geschriebene Brief gelangte an Jauregup. Dieser hielt Wort: sein ehemaliger Freund wurde augenblicklich verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen.

„Obwohl in der Armee und in der Gesellschaft zu einem

Digitized by Google

hohen Range gelangt, behielt El Pastor doch die einfachen Sitten seiner Jugend, und die aufrichtigste Anhänglichkeit für die Verwandten und Freunde, die er in einer Gesellschaftssphäre zurückließ, welche tief unter dem Rang steht, zu dem er sich durch sein Verdienst erhob. Im Augenblick, wo ich ihn sah, schwatzte er vertraulich auf seinem Balcon mit zwei gemeinen Soldaten in rother Mütze. Man sagte mir, dieß seyen seine Vettern: ihr Kostüme unterschied sich keineswegs von dem der andern Soldaten, denn sie hatten, wie alle ihre Kameraden, die Beinkleider bis an die Knie zurückgeschlagen, und ließen ihre durch die Sonne verbrannten und von keinen Strümpfen bedeckten Beine sehen; ihr Verwandter aber, der wohl einen Pascha von drei Roßschweifen auf gleichem Fuß hätte behandeln können, schien sich um diese Mängel ihrer Toilette sehr wenig zu kümmern, und lachte nicht minder herzlich über die Witze, die sie sich in dem Dialekt ihrer heimischen Berge zuwarfen.

„Diese Gutmüthigkeit ist die sicherste Grundlage seiner Gewalt, denn von allen Generalen der Königin ist El Pastor am besten von den Bewegungen und der Stärke des Feindes unterrichtet. Dieß kommt daher, daß seine Freundlichkeit und Offenheit ihm warme Anhänger selbst unter den Reihen der Carlisten verschafft haben. Sie öffnen bei seinen Fragen den Mund, der bei allen Drohungen und allem Golde Rodils hartnäckig verschlossen blieb, kurz man hört überall sein Lob singen, nur nicht in der Armee der Königin. Hier gehören die Offiziere den vornehmsten und reichsten Familien an, die dem tapfern Hirten seine niedere Geburt nicht verzeihen können. Seine Ueberlegenheit im Partheigängerkriege können sie nicht läugnen, dafür affektiren sie die größte Verachtung für diese Art Krieg zu führen, und weil Jauregup keine gelehrten Kenntnisse besitzt, erheben sie die Bücherweisheit über alle Erfahrung."

Am folgenden Abend verließ El Pastor die Stadt; seine leichten Truppen machen den furchtbarsten Theil der königlichen Armee aus. Sie sind ausdrücklich zu diesem Gebirgskrieg ausgehoben, bestehen aus 800 Mann größtentheils Basken, welche der hohe Ruf Jauregup's angelockt hat. Ihr Sold beträgt sechs Realen (etwa 42 kr.), eine bedeutende Summe in einem Lande, wo man die Lebensmittel fast umsonst haben kann, aber eben dieser hohe Sold ist ein Beweis, daß man die wankende Treue der Navarresen durch klingende Gründe aufrischen muß. Sie sind grün gekleidet und tragen einen Gürtel mit Patronen um den Leib. Dieß sind die Chapelgorris oder Rothmützen zum Unterschied von den Carlisten, welche blaue Mützen tragen. Die Soldaten der regelmäßigen Regimenter unter Jauregup waren meist hochgewachsene Leute, aber ihre Uniformen, selbst die der Offiziere, waren mit Fetzen von allen Formen und Farben aufgeflickt.

Ein auffallender Umstand zeigt, wie sehr die Städte durch die Carlisten blockirt sind. Zwölf Stunden nach dem Abmarsch der 3200 Mann starken Division wußte man in Tolosa noch nicht Einmal, wohin sie sich gewendet hatte. Zwei Leguas von der Stadt theilt sich der Weg und niemand hatte gewagt den Truppen so weit zu folgen, um sich über die Richtung des Marsches Nachricht zu verschaffen. Eben so ist es mit allen von den Christinos besetzten Städten. Selbst zu San Sebastian, wo eine Besatzung von 1000 Mann liegt, wagt man sich nicht über den Bereich der Kanonen hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Das Land der Buruten oder Karakirgisen.

Das Volk, dem die Chinesen den Namen Buruten geben, und das die Russen und Türken wilde Kirgisen, Karakirgisen (schwarze Kirgisen), oder, mit Beziehung auf die felsigen Berge, wo sie gern ihre Wohnsitze aufschlagen, steinige Kirgisen nennen, hat die nämliche Abstammung wie die Kaisak-Kirgisen; allein der Zeitpunkt ihrer Trennung verliert sich in dem Dunkel der Zeiten, und heutzutage machen sie keinen Anspruch auf Nationalität. Der Hauptgrund dieser Trennung besteht darin, daß das Land der Kaisak-Kirgisen durch Gewalt unter fremde Oberherrschaft kam und beinahe gänzlich dem russischen Scepter unterworfen ist, während die Buruten ihre Unabhängigkeit bewahren, und obschon es eine Zeit gab, wo ein Theil dieser Nation unter chinesischer Herrschaft stand, so verzichtete doch die Regierung von Peking, indem sie klugerweise wohl einsah, daß diese Unterthanen durch ihre beständigen Empörungen und ihre Verwüstungen auf dem Gebiete ihrer Quasi-Herren ihr mehr Verlegenheiten als Vortheile schafften, auf ihr Eroberungsrecht, und jetzt führt dieses Volk ein freies Nomadenleben.

Wir müssen uns bei der Schilderung ihres Landes und ihrer Sitten hauptsächlich an die Reisen der Russen, an das Werk des Herrn Lewetschyn und an die Beobachtungen des Herrn Schpagin und des Kapitäns Rytschkof halten. Das Land, das sich im Besitze dieses Volkes befindet, erstreckt sich zwischen den Flüssen Epicé und Obi, im chinesischen Turkestan, zwischen den Provinzen Antziaar und Kathary. Es umfaßt weite Wüsten, überall sieht man felsige Gebirgsketten, besonders aber diejenigen sich erheben, welche südwestlich streichen und dieses Land von dem eigentlichen Turkestan trennen. Die Wälder sind nicht sehr ausgedehnt, allein in großer Zahl vorhanden, besonders zwischen den Gebirgen; es mangelt nicht an großen Flächen, die mit Gebüschen und wilden, sehr hohen und dichten Gräsern bedeckt sind. Die Bäume, welche hier wachsen, sind die Birke, der Baum Gottes (artemisia abrotanum), die Himbeerstaude der Steppen und eine Menge andere, welche die Reisenden nur unter ihren botanischen Namen, ohne anderweitige Bemerkungen, aufführen. Das Land ist übersäet mit Bergsalzlachten, Engpässen und unermeßlichen Seen, die größtentheils salzhaltig sind, und eine solche Krystalldecke haben, daß man auf ihrer Oberfläche Salzschollen sieht, die bis zu zwei Fuß Dicke haben. Der Boden ist sehr wenig, und nur in der Nähe der Seite oder der tragbaren Wohnungen, die man leicht von einem Orte zum andern transportirt, angebaut. Man pflanzt Wassermelonen, Gurken und andere Früchte dieser Art, baut aber kein Getreide; das Uebrige bleibt als Brache liegen, um den Heerden als Weide zu dienen. Der Boden wäre indeß sehr fruchtbar, wenn man sich dem Ackerbau widmen wollte.

Man behauptet, es gebe in diesem Lande Gold- und Silberminen, denn man sah Karakirgisen Stücke gediegenen Goldes auf die Märkte der an den Gränzen Sibiriens gelegenen Städte bringen, um dieselben gegen Getreide und andere Lebensmittel auszutauschen, und auf diejenigen von Emna, um dagegen Thee und Porzellanwaaren zu kaufen, denen sie einen großen Werth beilegen; da jedoch die Reisenden sich fürchten allzu weit in das Land einzudringen, so konnte man in dieser Hinsicht nichts Bestimmtes erfahren. Die Thiere, welche sich hier finden, sind beinahe die nämlichen, wie bei den Kaisak-Kirgisen.

Der Büffel (bos bubalus) wird hier häufig, immer isolirt und am Fuße der Berge angetroffen; er hat die Größe eines Hausochsen, ist aber länger; sein Haar ist unregelmäßig getrankt und größtentheils von hellkastanienbrauner Farbe; sein Fleisch hat einen schlechten Geschmack, seine Milch ist kompakt und süß; er läßt sich leicht zähmen und kann zu den Haukarbeiten dienen.

Die Biber wohnen an den Flüssen und Seen; die Kirgisen wollen öfters weiße gefangen haben.

Die Wölfe finden sich in zahlreichen Trupps in den Steppen; sie sind von gelber, ins Graue spielender Farbe, weiß, manchmal auch

Digitized by Google

schwarz; ihr Pelzwerk ist der Haupthandelszweig der Kirgisen; es zeichnet sich, besonders das der weißen Wölfe, durch seine Leichtigkeit aus.

Der Hase ist weiß und grau, und in solcher Menge vorhanden, daß er den Reisenden mitten über den Weg läuft und man ihn oft mit den Händen fängt.

Die wilden Schweine verbergen sich in Rohrdickichten, am Ufer der Seen und Flüsse, oder in den Gebüschen; man tödtet ihrer eine große Menge. Ihr Fleisch ist vortrefflich; oft wiegen sie bis zu 20 Pud (8 Ctr.).

Der Kapitän Rytschkoi will in den Eingeweiden eines wilden Schweines einen Stein gefunden haben, der in verschiedenen Krankheiten als wirksames Arzneimittel dient; die Kirgisen bestätigen diese Behauptung.

Man findet in diesem wenig bekannten Lande auch den Korsac (Canis corsac), eine Fuchsart, die jedoch kleiner ist als der gemeine Fuchs; seine Farbe ist hell, manchmal weiß; man trifft ihn in großer Zahl in Bergspalten und in den Rohrdickichten. Sein Pelz ist nicht theuer, wird jedoch von den Kaufleuten gesucht, da er sehr erwärmend ist.

Das wilde Pferd (anus caballus sylvestris) gleicht in allen Theilen seines Körperbaus dem Hauspferde, mit Ausnahme des Kopfes; seine Farbe ist beinahe immer hell, und größtentheils taubengrau. Die Kirgisen lieben sein Fleisch nicht so sehr als das der Hauspferde; seine Haut ist sehr hart, und man schreibt ihr einen Zauber zu; aus diesem Grunde bedient man sich ihrer, um die Kranken darein zu wickeln. Man fängt dieses Thier, wenn es zum Trinken geht, indem man das Ufer umringt, und es solchergestalt so lange zum Schwimmen nöthigt, bis es vor Mattigkeit ganz entkräftet ist, worauf man es mit Seilen fängt, und sogar dressiren kann.

Die Saiga, wilde Ziege, von Herrn Jeserman Antilopa Saiga und von Pallas Cervus pygargus genannt, hat die Größe einer Hausziege und eine dunkelgelbe Farbe; sie hat einen anmuthigen Kopf, offene Nasenlöcher, kleine Hörner und sehr oft trübe Augen; dafür aber einen sehr feinen Geruch, der ihr die Annäherung eines wilden Thieres oder Menschen kund gibt. Man behauptet, die Saiga leben in Trupps zu zehntausend. Herr Meyendorf, der eine Beschreibung von ihnen gibt, sagt, sie stellten sich im Sommer auf folgende Art: die erste stützt ihren Kopf wider einen Baum oder verbirgt ihn in dichtem Gras; die zweite verbirgt den ihrigen zwischen den Keulen der ihr vorangehenden, und so bilden sie in dieser Weise eine lange Reihe. Wenn es einem Jäger gelingt, die erste zu überraschen, so darf er gewiß seyn, ein großes Blutbad unter ihnen anzurichten; denn die Wärme verursacht ihnen eine Betäubung, wovon sie sich im ersten Augenblick nicht erholen können.

Der Tiger (felis tigris), von den Kirgisen Urs-bars genannt, findet sich in dem mittäglichen Theil der Steppen; er ist nicht sehr hoch, seine Länge aber außerordentlich; er hat eine gelbe, schwarz gefleckte Haut, sehr elastische und nervöse Tatzen, lange und gekrümmte Krallen, und besitzt eine solche Stärke, daß er mit Leichtigkeit ein Pferd niederschlägt.

Die Jagd auf ihn findet statt, indem man die Kräuter und Gebüsche anzündet, in denen er sich verbirgt. Manchmal kommen diese Thiere nach Sibirien, wo man im Jahre 1815 einen erlegte. Die Akademie von St. Petersburg und die wissenschaftliche Gesellschaft von Moskau erkannten ihn für einen Tiger. Ferner trifft man hier: das Reh, das Elen, den Schakal, den wilden Esel, die Fischotter u. s. w. Von den Hausthieren das Schaf, das der Gestalt und den sonstigen Eigenschaften nach denen der Krim gleicht; man züchtet sie in großer Anzahl; sie dienen zur Nahrung und liefern Kleider. Die Hüter dieser Schafe sind beinahe immer Kriegsgefangene.

Das Hornvieh ist groß und dunkelgrau, die Kirgisen geben sich aber nicht viel mit der Pflege desselben ab, und legen wenig Werth darauf. Die Pferde sind ihr Hauptreichthum und vorzugsweise ihre Leidenschaft: die Gestalt derselben ist indessen nicht allzu anziehend; sie haben einen großen und dicken Kopf, ein flachablaufendes Kreuz, einen häßlichen Hals, rauhes Haar, aber dünne und nervige Füße, offene Nüstern, zugerundete Rippen und einen kleinen Bauch; feurig, behend, schnell wie der Blitz, sind sie für die Strapazen, den Marsch und die Strenge des Klima's abgehärtet; man sah, wie Kirgisen Märsche von fünfzehn Stunden, immer im Galopp oder Trab, zu Pferde zurücklegten, wodurch zwar die Thiere für den nächsten Tag unbrauchbar, am darauf folgenden aber vollkommen wieder hergestellt waren, und eben so viel Kraft hatten, wie zuvor. Sie haben zum größten Theil eine helle Farbe; schwarze findet man selten. Es gibt Leute, die bis zu 12.000 Stück besitzen; ihre Stutereien werden in drei Abtheilungen getheilt: die Stuten, die Füllen und die reifen Pferde.

China bezieht eine große Menge derselben aus diesem Lande, dagegen kann sich Rußland nur sehr wenige, und diese blos durch Vermittlung der Kaisak-Kirgisen verschaffen. Zum Transport des Gepäcks und der Lasten bedienen sich die Kirgisen der Kamele.

Unter die bemerkenswerthesten Vögel gehören die Pelikane, die sich an den Seen finden; der Kranich, gemeiniglich grau, und manchmal weiß. Die Kirgisen behaupten, es gebe Kraniche mit schwarzen Federn um den Hals. Pallas bemerkt, der weiße Kranich sey sehr wild; er stürzt sich auf die Menschen, die sich seinem Neste nähern; sein Schnabel ist lang, spitzig und daher gefährlich.

Unter dem Namen Berkut findet man noch den Adler (Falco fulvus); man richtet ihn zur Jagd ab, und er ist so stark, daß er ein Schaf im Fluge wegzuführen im Stande ist; er hat die Farbe des Falken, und ist seine Gestalt zum Theil die dieses Vogels, zum Theil die des gemeinen Adlers. Ferner findet man den Feligus, eine Art Rebhuhn; seine Füße gleichen denen der vierfüßigen Thiere und dienen in vielen Krankheiten als Heilmittel. Außerdem gibt es eine Menge anderer Vögel, die man in den übrigen Theilen Asiens eben so wie in Europa wieder antrifft.

Die Seen haben Ueberfluß an Fischen, und zwar an verschiedenen Arten. Herr Schagin spricht von drittehalb Ellen langen Hechten, und hörte sagen, sie stürzten sich auf die Lämmer, welche ans Wasser kommen, und zögen sie hinein, um sie zu verschlingen.

Die Storpionen sind in großer Zahl vorhanden, doch [illegible] die Kirgisen deren Gift nicht, und betrachten ihren Biß als nicht sehr gefährlich.

Unter den Schlangen gibt es Vipernarten, welche Herr Lewetschyn unter folgenden Namen aufführt: Coluber nutrix, Coluber dione caspujus, Vipera berus, Boa tartarica. Der Kapitän Rytschkoi will von einer Viper gehört haben, welche die Bewohner Stryla nennen, was in russischer Sprache Pfeil bedeutet, und die sieben Fuß lang sey; sie ist dunkelroth, sehr behend und stürzt sich mit ungemeiner Gier auf ihre Beute.

Vermischte Nachrichten.

Die Seidenernte ist seit einiger Zeit im Departement der Rhonemündungen vorüber und die Spinnmühlen in voller Thätigkeit. Die Ernte ist im Allgemeinen reichlich ausgefallen, und die Preise halten sich gut, nämlich das Pfund Cocons 52 bis 55 Sous. Die gesammelte Quantität beträgt 7000 Centner, was dem Departement eine Summe von 1,200,000 Fr. abwirft. Diese 7000 Centner geben 650 Centner Garn zu einem Werthe von 1,450,000 Fr., wonach für die Spinner ein Gewinn von mehr als 200,000 Fr. herauskommt. Dieser Gewerbszweig wächst mit jedem Jahre, zahlreiche Pflanzungen von Maulbeerbäumen werden gemacht, und werden bald eine Quelle bedeutenden Reichthums für dieß Departement werden.

*

Kürzlich wurde in London eine merkwürdige Schmuggelei entdeckt. Ein Kaufmann hatte eine Ladung fremder Spielsachen erhalten, und ein Zollhausoffizial, der eben mit dem Wägen der Kisten beschäftigt war, bat den Kaufmann, er möchte ihm doch ein hölzernes Pferd für seine Kinder ablassen. Dieser schlug es ab, und befahl dem Offizianten, der schon ein solches Pferd herausgenommen hatte, ziemlich peremtorisch, es wieder in die Kiste zu legen. Dieser gehorchte, als aber der Kaufmann sich entfernt hatte, nahm er ein Pferd heraus, dieses zerbrach und zu Tage kamen — 12 Paar französische seidene Handschuhe, die auf eine sehr sinnreiche Art in dem Innern des bemalten Pferdes verborgen worden waren. Jetzt wurden auch die andern Spielzeuge geöffnet. Die Pferde, Hunde, Lämmer und Esel, alle waren mit seidenen Handschuhen ausgestopft, und 178 Dutzend Paar zu einem Werthe von 200 Pfd. wurden weggenommen. Auch fanden sich 12 Kindertrommeln, die jede 12 paar Handschuhe enthielten. Das Ganze war so sinnreich gemacht und das Spielzeug so gut gearbeitet, daß es ohne den angegebenen Zufall das Zollhaus unangetastet passirt hätte.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat August.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 245. 2 September 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 8.

Fieschi.

Fieschi scheint der Urheber des Mordanfalls auf den König vom 28 Julius zu heißen und er soll ein Corse seyn. Ich sage scheint und soll, nicht ohne Grund. Denn so vielerlei ist in dieser Sache behauptet und erfunden, widerrufen und geläugnet worden, daß es niemanden befremden dürfte, wenn Morgen die offiziellen Blätter erklärten: an Allem, was wir bisher erzählt und dargelegt haben, ist Nichts, wir wissen gar nichts mit Bestimmtheit, und warnen das Publikum, den umlaufenden Gerüchten den geringsten Glauben zu schenken. Unter allen bis heute gemachten Angaben scheinen jedoch die beiden obigen die glaubwürdigsten zu seyn.

Diese ganze Begebenheit ist höchst merkwürdig für die Charakteristik von Paris und beweist, wie sehr dieses Babylon, trotz aller anscheinenden Durchsichtigkeit, Oeffentlichkeit, Geheimlosigkeit, trotz aller Fortschritte seiner Verwaltung, trotz der zahllosen Agenten der Polizei und ihrer Spürhunde, für deren unterstellte Gewandtheit und Geschicklichkeit alljährlich große Summen im Budget votirt und vielleicht noch größere aus den fonds secrets verwendet werden — wie trotz aller dieser Maschinerie, sage ich, Paris fortwährend ein ungeheures, unerforschliches Chaos ist, in welchem die geringste Planmäßigkeit eines Anschlags dem Unternehmen nicht allein die Verborgenheit vor der That, sondern auch die Unentdecktheit nach dem Vollbringen sichert.

Vor einem Monate sind an die dreißig Gefangene aus dem Gefängnisse von St. Pelagie entsprungen, beinahe am hellen Tage; ihre Vorarbeiten waren riesenmäßig, ihre Zahl allein war beinahe eine Unmöglichkeit des Gelingens, sie mußten nothwendig viele Mitwisser haben, sie hatten einen Theil von Paris zu durchwandern, und konnten unmöglich Alle in schnellster Frist an die Gränze gelangen, unmöglich schneller als der Telegraph: und dennoch bis heute ist kein Einziger eingefangen worden, und man weiß nur von zweien oder dreien, daß sie im Auslande angekommen sind.

Man sagt, daß die Regierung, die Minister, der König, der Polizeipräfekt vor dem 28 Julius auf das nachdrücklichste gewarnt worden sind, und dennoch hat man nichts vorher entdeckt, und dennoch konnte der Vorschlag, so weit die Berechnung und der Wille des Thäters reichte, ausgeführt werden?

Wunderbare Behauptungen fließen jetzt mit in die tausendfältigen Vermuthungen und Erklärungsversuche. Die Herzogin von Berry ist die unsichtbare Hand, welche den Mordversuch gegen Louis Philipp leitete, sagen die Einen, sie hat es aus Rache gethan, und ihre That begreift sich von einem so tief verletzten Weibe; die Herzogin von Berry, sagen die Andern, war in Paris zur Zeit des Tödtungsversuches und ihr thätiger Einfluß feuerte Fieschi an, wer könnte so erlauchten Wünschen widerstehen; die Herzogin war selbst auf dem Boulevard am 28 Jul., sie befand sich in der Wohnung von Fieschi, und hat ihn nur kurz vor der Explosion verlassen — fügen Andere bei; und wenn Sie etwa in den Zeitungen gelesen haben, daß man von Fieschi sagt, er sey den Weibern sehr gewogen und stehe unter ihrem Einflusse, daß seine That hauptsächlich der unwiderstehlichen Gewalt zuzuschreiben sey, die eine Frau, die sich während 18 Stunden vor der That bei ihm befand, auf ihn ausübte, so mögen Sie errathen, wie weit noch andere in ihren tollen Vermuthungen in Betreff der Herzogin von Berry gehen.

Eine Thatsache, die bis heute nicht gründlich geläugnet worden, wird von einem Oppositionsblatte also erzählt: Auf der Münze zu Paris ist eine Medaille mit dem Brustbild des Herzogs von Bordeaux und der Randschrift Henry V geprägt worden. Diese Medaille trägt die Inschrift: „Ich werde meinem Ahnen Heinrich IV nachahmen." Ein Wagen, beladen mit diesen Medaillen in einem Werthe von 50,000 Fr. und mit der Bestimmung nach Prag soll während mehrerer Tage in der Rue bleue gestanden und am Tage des Mordversuches oder etwas vorher abgegangen seyn. — Ob wahr, ob unwahr?

Fieschi weiß, daß er sterben wird, und zeigt sich als ein eben so entschlossener als listiger und überlegter Kopf. Von allen Personen, die ihn besuchen, scheint ihm der kleine Minister Thiers am meisten zuwider zu seyn. Es scheint diesem Minister eigen zu seyn, den Widerwillen aller derer, denen er sich nähert, zu erregen. Auch Fieschi erleidet dieses Verhängniß. Am Tage der großen Todesfeier in der Notre-Dame-Kirche war der königliche Zug, obschon in der Mitte von Paris, doch von allem Volke und der Berührung des Publikums gänzlich abgeschnitten. Das war nicht die Eigenthümlichkeit dieser Feier, welche der Bevölkerung

Digitized by Google

von Paris am wenigsten aufgefallen ist, und die sie am angenehmsten berührt hat. Es ist thatsächlich wahr, daß zu der Kirche, selbst zu den ihr nahe liegenden Plätzen, Quai's und Straßen nur diejenigen gelangen konnten, die irgend wie offiziellen Charakter und Dienst hatten, oder zu den Privilegirten der Polizei gehörten.

Sehr sonderbar, während man sich in dieser Feierlichkeit gegen alle feindliche Berührung festete, sollen in den Tuilerien unter der Adresse des Königs, der Königin, der Prinzen, so wie in den Wohnungen der Minister eine große Zahl Briefe angelangt seyn, welche dem König ankündigen, daß es mit diesem verunglückten Versuch nicht zu Ende sey, und daß er doch zuletzt daran glauben müsse.

(Schluß folgt.)

Scenen aus dem spanischen Bürgerkriege.

1. San Sebastian. — Tolosa. — El Pastor. — Rodil und seine Armee. — Die Generale Bedoya und Iriarte.

(Fortsetzung.)

Am Tage nach Jauregup's Abmarsch aus Tolosa traf das Gros der konstitutionellen Armee unter Rodils persönlicher Leitung ein. „Rodil ist ein schöner Mann, etwa 42 Jahre alt; seine bleiche Gesichtsfaebe läßt die fast römische Regelmäßigkeit seiner Züge noch stärker hervortreten, und sein kalter, stolzer Blick drückt Strenge aus. Seine kräftige Gestalt zeigt Entschlossenheit, aber etwas Plumpes in seinem ganzen Wesen läßt errathen, daß sie nicht mit gleicher energievoller Thätigkeit gepaart ist. Die Kleidung der spanischen Generale ist, wie schon erwähnt, blau und reich gestickt auf Kragen und Aufschlägen. Rodil trug, als ich ihn sah, nur einen einzigen Stern auf der Brust, er soll aber mehr Dekorationen und Kreuze haben, als irgend ein Mann in Spanien. Sein Ruf datire sich aus den amerikanischen Kriegen, wo man namentlich seine Vertheidigung Callao's rühmte. Uebrigens hat Rodil selbst von seinen militärischen Talenten eine sehr hohe Meinung, und ist eitel genug, sich für einen zweiten Napoleon zu halten; in einem Stücke gleicht er ihm allerdings, nämlich in dem kleinen Hute, den er gerade so trägt, wie weiland der kleine Korporal.

„Rodil oder Napoleon II erschien dießmal auf einem Maulthier, das mit einem leichten Filetnetz von Seide bedeckt war; hundert Mann leichter Reiterei, in guter Ordnung und gut gekleidet, folgten ihm, aber die nachher defilirende Infanterie war mitleidswürdig; die fast allgemeine Kleidung bestand in einem grauen Ueberrock, der von dem Rücken des Soldaten in Fetzen hinabhing, bei den Offizieren aber mit großen unpassenden Stücken ausgeflickt wae. Die Beinkleider waren dem Gebrauch gemäß sämmtlich bis zum Knie aufgeschlagen, wahrscheinlich um von den Zuschauern die nervigen Waden bewundern zu lassen, welche den Einfluß der brennenden Sonne nicht verläugnen konnten. Einige Leute trugen Kamaschen, nirgends aber sah ich Strümpfe. Glücklich wer an beiden Füßen gleiche Fußbekleidung trug, Sandalen oder Schuhe, bei den meisten mußte der eine Fuß mit einer Sandale vorlieb nehmen, während der andere noch mit einem Schuh prangte. Ueber die große Anzahl von Hinkenden durfte man sich also nicht wundern. Mehrere waren auch verwundet, und schleppten ihre Waffen fort, so gut es gehen wollte.

„Mit dem Nachtrab kam die von 300 Maulthieren getragene Bagage. Dieser Maulthierluxus fiel mir auf wegen seines Kontrasts mit der Einfachheit Jaureguys, der für seine ganze Division nur 20 hatte. Die Armee Rodils bestand aus zwei Divisionen unter Cordova und Bedoya, und zählte außer dem gewöhnlichen Gefolge einer Armee 7500 Mann Infanterie und 300 Pferde. Die ganze Artillerie bestand aus zwei kleinen metallenen Geschützen, kaum 30 Zoll lang, die jedes von einem einzigen Maulthier getragen wurde. Lafseten und Munition machten die Ladung zweier andern Maulthiere aus."

Von Tolosa marschirte diese Aemee, die dem Kaiser von Marokko Schande gemacht haben würde, nach Ascoytia, wohin unser Reisender ihr rüstig folgte, aber auch dieselbe Schwierigkeit fand, sich ein Unterkommen zu verschaffen.

„Entsetzlich müde trat ich in den schönsten Kaufladen den ich fand, fragte den Kaufmann ob er nicht ein Unterkommen für mich wüßte, und gab zu verstehen, daß der Preis mich wenig tümmere. Aber der Laden war so mit Kunden angefüllt, daß der Eigenthümer wenig geneigt schien, sich in lange Explikationen einzulassen, und er antwortete mir kurz angebunden, ich würde nirgends ein Unterkommen finden. Ich murmelte vor mich hin, in Spanien möchte wohl die Sache unmöglich seyn, in England aber, wenn auch die Soldaten noch so zahlreich wären, *nicht*, wenn man das Geld nicht scheue. Das Wort England wandelte mit Einemmal den Kaufmann um, er redete mich in gutem Englisch an, und hieß mich lebhaft willkommen, wenn ich seine Gastfreundschaft annehmen wolle, die ich, wie man sich leicht denken kann, nicht ausschlug.

Er hatte das ganze Haus für sich allein. Unten war der Laden, im ersten Stocke seine Familie, und um diese vor Zudringlichkeit zu schützen, trug er sorgfältig den Schlüssel in der Tasche. Diese Thüre fand ich also geschlossen. Ich stieg weiter hinauf, hier wohnten zwei bei dem reichen Kaufmann einquartirte Generale, Bedoya und Iriarte, deren Anhänglichkeit an einander in der Armee sprüchwörtlich war, obgleich man sich kaum *zwei* verschiedenartigere Menschen denken konnte.

„Don Ramon Gomez Bedoya galt für den schönsten Mann der spanischen Armee, er ist höchstens 28 Jahre alt, schlank gewachsen, hat edle Züge, ein bleiches Gesicht und durchdringende Augen. Er ist offen, munter, lebhaft, und allgemein beliebt; mit Einem Worte, seine Eigenschaften machen ihn eben so fähig, auf dem Schlachtfeld, als in der Gesellschaft zu glänzen, und bei den Damen Glück zu machen. Unter der Unzahl abgetragener, zerrissener und schlecht geflickter Kleider prangte, als ich ihn zum Erstenmal sah, seine Kleidung im vollen Glanze der Neuheit: allenthalben am Kragen, an den Aufschlägen, an den untern Schößen und längs der Brust reich gestickt, schloß sie sich eng an den schlanken Körper; man sah wohl, er hatte große Sorgfalt auf seine Kleidung verwandt. Sein mit einer Rundschnur, nach Art der Marschälle unter Napoleon, umzogener Hut war

Digitized by Google

mit einer zierlichen Schleife unter dem Kinn fest geknüpft, wie es die Petitsmaitres des vorigen Jahehundeets teugen; kurz, Bedoya hat ganz das Aussehen eines faden Dandy, aber sein offenes, einnehmendes Wesen versöhnt auch den damit, der darüber zu spotten geneigt ist.

„Don Firmino Iriarte ist dagegen ein Mann von 50 Jaheen, eher klein als groß, und vierscheötig gebaut; sein Gesicht ist rund, gemein, und seine buschigen Augenbraunen vermehren noch die Härte seines mißtrauischen Blicks. Ein Rock ohne andeee Verzierung als Kupferknöpfe und ein hoher gefirnißter Tschako sind nicht geeignet, die Annehmlichkeit seines Aenßeen zu veemeheen. Ee ist keineswegs in dee Armee beliebt, und man ist mit den Beinamen Tölpel, Dummkopf, nicht sparsam gegen ihn. Uebrigens gilt er füe einen guten Offizier, und nie ist eine bestimmte Anklage von ungeeignetem Benehmen oder Grausamkeit gegen ihn vorgebracht woeden. Die Ursache seiner Unpopulaeität klärte sich mir indeß bald auf.

„Die Zimmer Bedoya's gingen voen hinaus auf die Straße, die Iriartes hinten hinaus: der die beiden Wohnungen veebindende Korridor wurde mir als einstweilige Unterkunft angewiesen, und beide Generale mußten deßhalb, wenn sie sich, was oft geschah, besuchen wollten, an mir vorüber. Bedoya ermangelte nie, mich mit freundlichem Lächeln zu grüßen, Iriarte senkte den Kopf, wie ein gereizter Stier, und schoß mir einen Blick zu, der mit seinem finstern Stirnfalten ganz übereinstimmte, ohne mich dee geringsten Höflichkeit oder auch nue der Aufmeeksamkeit zu wüedigen. In England wäre dieß erträglich gewesen, weil es nicht gegen die Sitte verstoßen hätte, in Spanien aber, wo die von Gil-Blas geübte Weise, die Gesellschaft zu grüßen, noch in voller Keaft besteht, wae ein solches Benehmen eine Ungeschliffenheit. Dieses ungeschliffene finstere Wesen entfeente auch jeden von einem Manne, dessen Namen keine notorische Unredlichkeit oder Schlechtigkeit befleckt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Ural-Kosaken.

Die aufgeklärtesten Geschichtschreiber theilen die Nation der Kosaken in drei Zweige, die ukrainischen Kosaken mit Indegriff der Zaporogen, die donischen und die vom Jaik, heutzutage Ural, über welche hier einige Bemerkungen folgen sollen. Der Name Kosak dürfte, wie es scheint, weder von der Landzunge herzuleiten seyn, die Kosa heißt, und wovon dieses Volk stammen soll, noch von der Benennung Kozak, wie man einen leicht bewaffneten Reiter neunt, der durch seine Behendigkeit einer Ziege gleicht (im Polnischen Koza), noch von einem tatarischen Häuptling Namens Kozae, der, wie Einige behaupten, sich in der Ukraine niederließ und seinen Namen einer großen, aus Siegern und Besiegten bestehenden Nation gab. Alle diese Erklärungen scheinen mehr als zweifelhaft.

Bentinck scheint eine gegründetere Meinung aufzustellen, indem er glaubt, dieses Volk sey eben so alt, als die übrigen Zweige der großen slavischen Familie; er gibt keine bestimmte Nachricht über seinen Ursprung, aber aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Khozaren oder Khozaren ihre Stammväter. Nicht nur führen die Schriftsteller, welche über die Kosaken schrieben, die Khozaren unter den Völkern auf, die diese Nation bildeten, sondern liefere und mehr ins Einzelne gehende Untersuchungen scheinen zu beweisen, daß die Khozaren, obschon zu mehrern Malen besiegt und durch die Einfälle der Barbaren zerstückelt, endlich alle diese Barbarenhorden in sich aufnahmen, indem sie ihnen nicht nur ihren Namen, sondern auch ihre Sitten, Einrichtungen und Gebräuche gaben.

Die Veränderung des Namens Khozar in den von Kosak rührt sicherlich davon her, daß die Nachbarn ihn in ihrer Sprache verderbten und ihn endlich so bei den Khozaren einführten, die, in beständigem Kriege begriffen, weder Zeit, noch die nöthigen Mittel hatten, ihre alten geschichtlichen Ueberlieferungen zu bewahren; nur die ruhigern Nachbarn schrieben Jahrbücher. War nun das einmal verdorbene Wort in den Chroniken angenommen und nicht bestritten, so hatte es dadurch gewissermaßen die Weihe erhalten.

Aus den russischen Chroniken und aus einem Liede, das den Titel führt: „Von der Herrschaft Igors," und ein Erzeugniß des zwölften Jahrhunderts ist, ersieht man, daß darin von einem Feldzuge dieses Fürsten, so wie mehrerer anderer Souveräne gegen ein an den Ufern des Dons wohnendes Volk die Rede ist, das sie Kazagi*) nannten und das die Khozaren der griechischen Geschichtschreiber waren.

Nach den Memoiren Klaproths über die Khozaren sieht man, daß dieses Volk im Mittelalter den Südosten Europa's und den Westen Asiens besaß — ein Gebiet, das heutzutage genau von den Kosaken eingenommen wird. Die Khozaren waren eine freie und unabhängige Nation; die Häuptlinge und alle Magistrate wueden durch das Volk erwählt. Als Attila den Khozaren seinen ältesten Sohn zum König gab, duldeten sie ihn nur sehr kurze Zeit, schüttelten das Joch bald ab und wurden wieder frei. Nach diesem kennt man nur ihre blutigen Kämpfe mit den Bulgaren, Ungarn, Petschenegern und andern sie feindlich überziehenden Völkerstämmen; dann verliert man sie in den Jahrbüchern der Geschichte aus dem Auge, und zwei Jahrhunderte später findet man an ihrer Stelle die Kosaken wieder, mit den nämlichen Einrichtungen, den nämlichen Sitten, den nämlichen Gebräuchen, der nämlichen Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Es ist wahr, daß ihre Abkömmlinge an Raubkriegen Geschmack fanden, während ihre Vorellern einzig und allein zur Vertheidigung ihres Bodens kämpften; allein die Art der Kriege, die sie auszuhalten hatten, verschaffte ihnen Uebungen in diesem bewaffneten Umherschweifen; indessen kehrten sie immer wieder in ihre Länder zurück, die ihnen, wie sie sagten, nach Traditionen im Volke seit der Schöpfung der Welt gehörten. Die Untersuchung der Gesichtsbildung der Kosaken möchte zur Unterstützung unserer Behauptung dienen; Klaproth theilt die Khozaren in weiße und schwarze; wir sehen die nämliche Eintheilung unter den Kosaken; diejenigen, welche die Ufer des Dnieper bewohnen, haben beinahe durchaus kastanienbraune Haare, blaue und dunkle, selten schwarze Augen; die an den Ufern des Don hingegen haben eine braune Gesichtsfarbe, schwarze Haare und eben solche Augen. Wir wollen die Behauptungen der Geschichtschreiber nicht bestreiten, welche den Scythen, den Sarmaten, den Komanen, den Pienkeyngis ihren Platz unter den Kosaken anweisen; wir theilen diese Meinung; allein wir glauben, daß die Khozaren die Stammnation der Kosaken sind, daß nur einige kleine Theile von andern sich unter ihnen verloren, wie Bäche in einen Fluß.

Wir kommen nun auf die Kosaken am Jaik im sechsten Jahrhundert, wo die Fabel der Geschichte behauptet, Katulinus, das Oberhaupt der Khozaren, habe im Jahre 565 mit seiner Bande schwimmend den Bosporus passirt. Bereits waren die Khozaren in Europa durch die Besiegung der Komanen bekannt, mit denen sie sich vermischten und in der Folge nur eine einzige Nation, bei der man die Sieger von den Besiegten nicht unterscheiden konnte, bildeten; so vollkommen waren die Einrichtungen, welche allen Unterschied unter ihnen verwischten, und die Freiheit und Unabhängigkeit — die Grundlage der Regierung dieses Volkes für die späteste Nachkommenschaft — gründeten. Während des Einfalls der Nachkommen Dschengis Khans ward das Land der Khozaren durch die Tataren feindlich überzogen und verwüstet; die Bewohner, zerstreut auf der weiten Ausdehnung des Terrains, das sie besaßen, siedelten sich auf verschiedenen Punkten an, und von da an datirt sich die Trennung der Nation der Khozaren oder Kosaken.

(Schluß folgt.)

*) Die Russen schreiben durchaus Kasak, nicht Kosak.

Digitized by Google

Besuch des Kapitäns Beechey auf Taïti und den Sandwich-Inseln.

(Von Kapitän Dumont d'Urville.)

Kapitän Beechey erzählt in dem interessanten Berichte über die Reise nach den Inseln des stillen Weltmeeres, der neuerlich in englischer Sprache erschien, daß er am 18 März 182... zu Taïti in der Bai von Toanoa Anker warf. Das Schiff ward mit Tauen an die Baumstämme gebunden, welche dem Ufer entlang lagen, und hatte hier einen weit sicherern Ankerplatz, als es ihn zu Matavai, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Schiffe Cooks, hätte haben können.

Herr Beechey widmete dieser Erholung vierzig Tage, und sammelte während dieser Zeit interessante Materialien über die Insel Taïti. Dennoch beschränkt er sich auf die Beschreibung des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes seiner Bewohner, und verweist den Leser für das Uebrige auf die Werke von Wallis, Cook, Vancouver, Wilson, und besonders auf das vortreffliche Werk des Herrn Ellis über Polynesien. Hinsichtlich dieses Schriftstellers macht Herr Beechey nichts desto weniger die Bemerkung, daß er sich in der Schilderung der glücklichen Wirkungen, welche die Arbeiten der Missionarien auf den Geist und die Lage der Eingebornen hervorbrachte, zur Uebertreibung habe verleiten lassen. Ihre Bekehrung zum Christenthum reduzirt sich in seinen Augen eher auf ein bloßes Wechseln des Aberglaubens, als auf eine wahrhafte Reform. Auch billigt er die strengen Verordnungen, welche von den Missionarien eingeführt wurden, um diesen armen Leuten ihre sehr unschädlichen Unterhaltungen zu verbieten, durchaus nicht. Diese Unterhaltungen, sage er, wurden ihnen in Ermanglung ernsterer Beschäftigungen sogar nützlich, und hinderten sie sich der Trägheit und Apathie zu überlassen, welcher sie heutzutage fast einzig und allein Preis gegeben scheinen.

Wir theilen in dieser Hinsicht die Meinung des Kapitäns Beechey vollständig, selbst wenn wir nicht weiter gehen als er, und erinnern hier an das, was wir anderswo sagten: „Ueberschreiten jetzt die Missionäre von Taïti ihre Mandate nicht, indem sie die ihrer Obhut anvertrauten Eingebornen übertriebenen Andachtsübungen unterwerfen, statt daß sie sichs angelegen seyn lassen sollten, ihnen allmählich Geschmack an nützlichen, mit dem Klima und den Erzeugnissen des Landes besonders vereinbaren Künsten und Handwerken einzuflößen?"

Ziemlich viele Stimmen hatten sich erhoben, um die Wunder, welche die Missionäre bewirkten, und das vorgebliche Glück auszuposaunen, dessen heutzutage ihre Proselyten genössen. Es war Zeit, daß ein aufgeklärter und von vorgefaßten Meinungen freier Beobacheer die Augen Europa's hierüber klar sehen ließ, und die von den Missionären bewirkten Reformen unter ihrem wahren Gesichtspunkte darstellte.

Unsere Seefahrer fanden die Insel Taïti beinahe in dem gleichen Zustande, wie ich sie drei Jahre früher gesehen hatte. Der kleine Pomare III, ein Kind von sechs bis sieben Jahren, war der Erbe der Krone, und seine Tante Pomare Wahine war Regentin. Die junge Aimata, Tochter der Regentin und Pomare's II, hatte ihren ungestalteten Vetter Pomare Ahu-Mahi oder Pomare Dickbauch geheirathet. Diese edlen Damen scheinen in ihren Beziehungen zu den Engländern der Blossom hinsichtlich der Gesetze der Etiquette nicht viel skrupulöser gewesen zu seyn, als sie es bei den Franzosen der Coquille waren; allein gewiß waren sie großmüthiger in ihren Geschenken.

Die Regentin, welche den Werth bemerkt hatte, den die Engländer auf die Perlenaustern legten, hatte sehr weise bedacht, daß eine auf diese Waare gelegte Abgabe unfehlbar die Quelle ihrer Einkünfte vermehren würde. In Folge dessen erließ sie Befehle an ihre getreuen Unterthanen der Pomotus (der untern Inseln), daß sie sich jedes Schiffes zu bemächtigen hätten, das nicht zuvor mit einem königlichen Freibriefe versehen worden wäre. Voll Eifers, den Wünschen ihrer gnädigen Souveränin zu Gefallen zu handeln, wandten ihre Vasallen der Insel Chain die in Rede stehenden Befehle auf die Brick Dragen an, die sie auf frischer That ertappten. Sie bemächtigten sich derselben, plünderten sie vollständig aus, knebelten den Kapitän, und zeigeen sogar Lust einen guten Braten aus ihm zu machen, wiewohl der Befehl von dieser Strafe nicht sprach. Endlich ward er wieder in Freiheit gesetzt, und mittelst einer List, deren er sich bediente, gelang es ihm mit seinem Schiffe den Händen der neugebackenen Douaniers zu entkommen.

Vergeblich verlangte der Konsul — denn es gibt einen englischen Konsul auf Taïti — von Pomatre Wahine die Zurückstellung der von ihren Unterthanen auf dem Dragon weggenommenen Gegenstände. Ihre Majestät lachte nur über seine Reklamationen, wie sie bereits über seine Bitten, die Anklage, die sie so gut ausgedacht hatte, für ihn aufheben zu lassen, sich lustig gemacht hatte. Da der Konsul Sr. britischen Maj. keine materiellen Mittel besaß, um seinen Argumenten Kraft zu geben, so mußte er nothgedrungen sich für den Augenblick zufrieden geben; allein bei der Ankunft der Blossom erneuerte er sie mit größerer Lebhaftigkeit. Eingeschüchtert durch die Kanonen ihrer Gäste, sah sich ihrerseits die Regentin gezwungen, jedoch mit widerstrebendem Herzen, auf die Anklage zu verzichten, von der sie sich so glückliche Resultate versprochen hatte. Herr Beechey gesteht selbst, daß sie in Folge dieses Widerspruchs einige Zeit schmollten, daß ihr indeß endlich der süße Ton der Trommel ihre ganze Fröhlichkeit wieder gab.

Wir finden in dem Berichte des Herrn Beechey die Beschreibung des berühmten Sees von Papara, der 1500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Er hat drei Quadratlieues im Umfange; die Eingebornen geben ihm vierzehn Klafter Tiefe, und versichern, er nähre Aale von ungeheurer Größe. Die vulkanischen Materien, die man in der Umgegend antrifft, geben der Vermuthung Raum, dieses Becken sey einst der Krater eines Vulkans gewesen. Es wird von mehrern Strömen mit Wasser genährt, und da man keinen in die Augen fallenden Ausfluß für den Abgang desselben bemerkt, so muß man annehmen, dieser Abfluß finde durch einen unterirdischen Kanal Statt.

Schon mehrere Seefahrer hatten die Bemerkung gemacht, daß im Allgemeinen die Ebbe und Fluth bei den zwischentropischen Inseln des stillen Meeres sehr unregelmäßig eintrete, und daß sie sehr häufig innerhalb vier und zwanzig Stunden auf eine einzige Ebbe und Fluth sich reduzirten, wovon das Minimum des Niveaus am Morgen, und das Maximum kurze Zeit nach Mittag stattfindet. Herr Beechey erkläre diese Abweichung von den gewöhnlichen Naturgesetzen folgendermaßen. Die von Korallen, und außerdem von dem Gewässer, das sich durch die engen Durchfahrten seinen Weg bahnt, umringten Bassins nehmen noch all dasjenige Wasser auf, welches die Wogen über diese Art von Deiche hinüberspülen können; die Passatwinde, welche meistentheils im Laufe des Tages frischer sind, treiben mit verstärkter Gewalt die Meereswellen in die Höhe und machen das Wachsthum des Gewässers innerhalb des Bassins beträchtlicher. Da gewöhnlich während der Nacht der kühlere Wind einfällt, so kann dieses Wasser alsdann abfließen, und daher rührt das Minimum des Niveaus. Diese Erklärung ist sehr sinnreich, und ich glaube, Herr Beechey dürfte der Erste seyn, der sie aufstellte; allein ich möchte nicht dafür stehen, daß sich gar kein Einwurf dagegen machen ließe.

Sechs und zwanzig Tage reichten für unsere Reisenden hin zur Ueberfahrt von den lachenden Gestaden Taïti's an die weniger freundlichen Küsten der Sandwichinseln. Ihre Augen wurden gleich anfangs unangenehm berührt durch die dunkler braune Hautfarbe, die gröbern Züge und die wildere Miene der Bewohner; doch verwischte sich dieser Eindruck sehr schnell, und sie erkannten in eben diesen Insulanern eine den verweichlichtsten Taïtiern fremde Charakterstärke.

Man ankerte am 20 auf der Rhede von Honororu, dem Haupthafen dieses Inselmeeres und der gewöhnlichen Residenz des Königs. Die Engländer fanden einen sehr höflichen Empfang bei dem jungen König Kiu-Kiuli und seinem ersten Minister Krimaku, bei welchen die ausgezeichnete Art, womit die englische Nation ihnen durch die Fregatte Blonde die sterblichen Hüllen ihrer letzten Souveräne zurückgesendet hatte, noch in vollem Andenken lebte.

Diese Völkerschaften machen reißende Fortschritte in der Civilisation, und Herr Beechey bemerkte schon zu Honororu — einer Stadt mit regelmäßigen Straßen — mehrere mit allen Arten von Lebensmitteln versehene Magazine, Billards, Speisehäuser, Weinschenken u. s. w. mit Schilden daran. Aber auch auf diesen Inseln hatte der fromme Eifer der Missionäre die Gränzen der Vernunft auf eine Art überschritten, die den Eingebornen, wie den auf ihrer Insel angesiedelten Fremden lästig fiel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 246. 3 September 1835.

Scenen aus dem spanischen Bürgerkriege.

(Fortsetzung.)

Ansichten meines Wirthes. — Der Hidalgo von Eybar. — Ein nächtlicher Angriff auf Bergara. — Märsche und Contremärsche der beiden Armeen. — Das Innere einer spanischen Stadt. — Hinrichtung eines carlistischen Werbers.

„Mein Wirth, erzählt unser Reisender, war in Philadelphia erzogen worden, und allzu lange in den Vereinigten Staaten geblieben, um nicht die Grundsätze eines politischen Radikalismus eingesogen zu haben. Darum gehörte er zu den heftigsten Feinden des Don Carlos, ohne deßhalb für die Königin eine besondere Zuneigung zu hegen, er bekannte sich vielmehr gerade zu als einen Republikaner. Seit langer Zeit genöthigt, aus Klugheit seine Ansichten und Meinungen zu verbergen, schien er eine Erleichterung darin zu finden, vor einem Fremden ohne Rückhalt sich ausdrücken zu können. Seine Unterredungen betrafen daher die Politik.

„Seiner Ansicht nach hatte die Sache des Don Carlos für die Zukunft keine Aussichten, die Priester waren ihm allerdings nützlich, da sie die unwissenden Bauern für ihn unter die Waffen brachten, aber diese schreiende Einmischung der Geistlichkeit hat mehr als irgend etwas anderes dazu beigetragen, ihm die mittlern und aufgeklärten Klassen zu entfremden. Diese fürchten mehr als Alles die Wiederherstellung der Kirchengewalt, die Rückkehr der pomphaften und grausamen Schauspiele, welche die Inquisition mit ihrem weiten Mantel deckte. Was die konstitutionelle Sache betrifft, so haben die Verschwendungen der Königin Mutter ihr viele Menschen entfremdet, die außerdem günstig für sie gesinnt gewesen wären. So meinte wenigstens der Krämer von Ascoytia, und zog daraus einen Schluß zu Gunsten der Republik; diese, meinte er, sey das einzige Mittel, um Spanien von der Bigotterie der einen Partei und der Günstlingsherrschaft der andern zu befreien.

„Inzwischen, fuhr er fort, wird das Land ausgeplündert und erschöpft. Den einen Tag kommt Zumala-Carregui und erhebt ein Anlehen, das wir zahlen müssen, um unsern Eifer für den legitimen Souverän zu beweisen. Am folgenden Tage kommt Rodil, und legt uns eine Geldstrafe auf für die den Carlisten geleistete Hülfe. So werden unsere Hülfsquellen von beiden Theilen aufgezehrt. Das ist aber noch nicht das Schlimmste. Die Mehrzahl der Bewohner unserer Provinz sind Carlisten, und diese zeichnen sich alle auf, die nicht ihrer Meinung sind. Ich gehöre dazu, und wenn ich hier bleibe, muß ich die traurigen Folgen meiner anerkannten und verabscheuten Ketzerei erwarten. Seit sechs Monaten habe ich keinen Tag Ruhe, jeden Augenblick muß ich befürchten, arretirt und erschossen zu werden. Ein solches Leben ist unerträglich. Morgen verlasse ich die Stadt mit der Armee, und suche anderwärts ein ruhigeres Unterkommen."

Am folgenden Abend setzten sich die Truppen in Marsch, der Kaufmann mußte aber noch einige Tage in dieser von ihm vermaledeiten Stadt bleiben. Unser englischer Reisender indeß ging eben so wie Don Gomez Bedoya ab. Der Abzug des letztern wird auf folgende Art geschildert.

„Das vor der Ladenthüre ungeduldig stampfende Pferd war ein branner Stumpfschwanz von den zierlichsten Formen: ein weiß seidenes Filetnetz deckte ihn gegen die Fliegen. Der General soll auf seinen Stall große Sorge verwenden: den Tag vorher hatte ich ihn einen nicht minder schönen Apfelschimmel reiten sehen. Unsere Wirthin erschien auf dem Balkon, um ihn abreisen zu sehen. Ihre nicht gewöhnlichen Reize schienen Eindruck auf Bedoya gemacht zu haben. Zweimal legte der galante General die Hand an den Hut, um sie zu grüßen, und diese Bewegung war beidemal von einem Blick begleitet, in welchem sich die leidenschaftlichste Bewunderung malte. Zweimal beugte er sich herab bis auf die Mähne seines Pferdes, mit der seine schwarzen Locken sich vermengten. Der Ritter von der Mancha, so höflich im Punkt der Etiquette, hätte seine Sache nicht besser machen können; die Dame spielte indeß ihre Rolle so gut, wie ihr Anbeter. Hier beobachtete ich einen für mich neuen Zug in den spanischen Sitten. In England hätte eine Frau dieser Klasse, die Frau eines Landkrämers, in gleicher Begegniß zu viel oder zu wenig gethan, sie hätte ihn entweder mit Verbeugungen und Höflichkeiten überhäuft, oder höchstens mit einem verlegenen, scheuen Blick beehrt. Meine Wirthin von Ascoytia empfing und erwiderte die Artigkeiten des Generals mit einer Anmuth und einem feinen Anstand, welcher die camerera mayor sich nicht hätte schämen dürfen."

Nach zwei Tagemärschen langte die Armee und unser Reisender in Eybar an, der einzigen kleinen Stadt vielleicht in den bas-

Digitized by Google

lischen Provinzen, die der Sache der Königin ergeben ist. Einer ihrer eifrigsten Anhänger war ein gewisser Don, bei dem unser Engländer glücklicherweise ein Unterkommen fand.

„Ich fand im Salon den Obersten F., der vor mir gekommen war; sobald ich eintrat, bot mir eine reizende Hebe von höchstens 16 Jahren Eiswasser, Citronen und Zucker an, was in Spanien das gewöhnliche Zeichen freundlichen Willkommens ist. Kurz darauf kam auch der Oberst St. Y. zu uns, den die französische Regierung zur Armee der Königin gesendet hatte. Wir tauschten einige Worte, worauf der Franzose meinem Beispiele folgen und der Limonade ihre Ehre anthun wollte, als er bemerkte, daß es an Citronen fehlte; eben war er im Begriff einen kleinen Mann, der um uns herstrich, und den er für den Hausmeister hielt, nach Citronen zu schicken, als Oberst F. noch zeitig genug seinen Irrthum bemerkte, und ihm den kleinen Mann als den Hausherrn, als einen mit pomphaften und zahlreichen Titeln gezierten Edelmann, kurz als Don Eugenio Arostegui de . . . . vorstellte.

„Kaum wage ich es zu gestehen, daß von Allem, was mir in Spanien begegnete, nichts mich mehr verblüffte, als dieser bizarre Vorfall. Meine Ideen über die Spanier waren aus der Lektüre des Don Quixote und Gil Blas entnommen, mein Bild eines spanischen Don war aus den Zügen des Kapitäns Chinchilla und des Ritters von der Mancha zusammengesetzt; zwar dachte ich mir wohl, daß er seine hohen Stiefel, seinen Raufdegen, seinen Mantel und seine Pickelhaube im siebzehnten Jahrhundert zurückgelassen habe, aber wenigstens sollte ihm der hohe Wuchs, die stolzen und edlen Züge seiner Altvordern, so wie ihre würdige, ernste Haltung geblieben seyn. Sprachlos vor Staunen saß ich da, als uns der Oberst den kleinen Zwerg, der sich seit einer Viertelstunde in Glissaden und Courbetten um uns her erschöpfte, als den Hochgebornen, reichen Don Eugenio u. s. w. vorstellte. Die glänzenden Augen, das joviale Gesicht, die rothe Höckernase, verbunden mit einem farbigen Halstuch, einem riesenhaften Jabot und einer kurzen Weste statt des Ueberrocks machten ein so prosaisches und groteskes Ganzes, daß wir mit Mühe uns des Lachens enthielten. Trotz seines lächerlichen Aeußern war indeß Don Eugenio ein vortrefflicher Wirth für uns, der die Honneurs seines Palastes mit einer von Stolz nicht ganz freien Gastlichkeit machte. Unter andern Schätzen sollte ich seine Bibliothek und Gemäldegalerie bewundern. Die erste bestand aus etwa zweihundert Bänden, die in einem alten von den Würmern halb verzehrten Acajoukasten sorgfältig eingesperrt waren. Ich fand die Werke Mariana's, die Geschichte des weisen Junkers von der Mancha und den Gilblas, sonst aber sah ich nichts als Mönchsgeschichten und Legenden. Die Gemäldesammlung durfte man nur gleich in die erste beste Rumpelkammer werfen. Die größte Kuriosität der Privatzimmer, in welche mich der adelige Spanier führte, war gewiß sein Stammbaum, von einem Mönche, den einer der Vorfahren Don Eugenio's vor 80 oder 100 Jahren hatte erziehen lassen, nach authentischen Urkunden gefertigt; so versicherte der Don, und die Notizen bei jedem Namen, die mit dem höhern Alter an Genauigkeit zunahmen, bestätigten dieß.

„In Spanien kennt man die Bodenteppiche nicht; der Boden besteht gewöhnlich aus Eichenholz, das man zuerst mit einer Bürste reibt, und dann mit einer Serviette abwischt. Die erste dieser Operationen war den männischen Gliedern einer keineswegs zierlichen Biscaperin anvertraut, die zweite hatte man der Sorge der reizendsten kleinen Syphide anvertraut, die ich je gesehen. Als ich in den Salon zurückkam, sah ich sie selbst an der Arbeit. Ein reizendes Geschöpf in der That, kaum 16 Jahre alt, aber von abgerundeten und schon entwickelten Formen: die pechschwarzen an den Schläfen glatt gekämmten Haare fielen in zierlichen Locken über die Wangen herab, die hohe Stirne, die fein geformte Nase, das ausdrucksvolle Auge, in dem ein gewisser Eigensinn lag, die kleinen weißen Füßchen, die in grobe Strümpfe oder Schuhe zu verstecken eine wahre Sünde gewesen wäre, alles dieß, verbunden mit einem Anzug, der die schönen Formen hervorhob, machte, daß ich sie ganz stumm betrachtete, und erst durch einen leichten Schlag auf die Schulter aus meiner Träumerei geweckt wurde. Es war Don Eugenio, der mich gutmüthig anlächelte und mich fragte, was ich mache. Die Frage setzte mich in Verlegenheit, denn im Augenblick fiel mir bei, daß ich wohl die delicias domini vor Augen hätte. Sich hier in solcher Extase ertappen zu lassen, war vermuthlich eben so viel, als bei Hochverrath auf frischer That ergriffen zu werden. Aber unser Wirth gehörte zu den bescheidenen Leuten, die kein Vertrauen auf ihre eigene Meinung haben, und durch die Billigung anderer in ihrer Verehrung bestärkt werden müssen.

„Als das Mädchen fort war, fragte er mich ganz offen: Sie finden sie also hübsch?"

„Wer sollte auch nicht!"

„Ihr Busen?"

„Ist bewundernswerth."

„Und ihr Fuß?"

„Göttlich."

„Ja, ja," sagte er mit der Miene eines geliebten Vaters; „sie ist schön, das ist aber in meinen Augen noch ihr geringstes Verdienst. Ja, mein Herr," fuhr er immer beredter werdend fort, „dieß junge Mädchen hat kürzlich ihr Leben gewagt, um das meinige zu retten. Ihr wißt, daß die Carlisten Cydar angriffen, und namentlich die Einnahme dieses Schlosses beabsichtigten. Sie suchten sich einen Durchgang durch die Gitter am vordern Eingang zu erbrechen, und die einzige Stelle, von der aus man sie daran hindern konnte, war der gerade oberhalb gelegene Balkon. Dieser war offen und allenthalben dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Paola blieb aber während des ganzen Gefechts daselbst so ruhig, so kalt, wie kein Mann meines Gefolges. Sie lud eine meiner Flinten, während ich mit der andern schoß. Wir haben sie in die Flucht geschlagen."

„Dieser Vorfall ist wahr, völlig wahr, der Hausmeister und seine Frau versicherten mich, daß dieß so zarte, anmuthige und schöne Geschöpf mitten unter den Scenen, vor denen sonst ihr Geschlecht mit Schrecken zurückbebt, einen Muth und eine Ausdauer gezeigt hätte, die dem krieggewöhntesten Soldaten Ehre gemacht haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus Paris. Nr. 8.

Fieschi.

(Schluß.)

Die Rede, welche der Erzbischof dem Könige hielt, als dieser in Notre-Dame einzog, ist ein merkwürdiges Dokument; im Jahre 1830 im August hätte Herr von Quelen so nicht gesprochen. Ich möchte mich darauf hin seiner Freundschaft nicht anvertrauen. „Sire, die Religion schlägt den Schleier ihres Schmerzes zurück, sie entblößt die Stirn, sie erhebt ihre noch thränenfeuchten Augen gegen Himmel, und vereinigt ihre Stimme mit der Ihrigen, um dem Allmächtigen auf das feierlichste Dank zu sagen. Indem sie heute das Oberhaupt und die Kollegien des Staates, doppelt gewarnt durch Unglück und Wohlthat, an dem Fuße des heiligen Altars ihr schuldiges Dankgebet und ihre Verehrung darbringen sieht, hofft sie, sie hofft für Frankreich, denn, wenn der Undank gegen Gott das traurige Vorrecht hat, den Lauf seiner Wohlthaten zu hemmen, so ist es die Gewalt der Dankbarkeit und des Glaubens im Gegentheil, welche sie vermehrt und sie in reichlichem Maße auf die Fürsten und Völker herabfließen macht!"

Die Antwort des Königs war unbedeutend.

Louis Philipp wurde nicht in den Chor der Kirche, noch vor den Hochaltar gelassen; es war auf Befehl des Erzbischofs ein eigner Altar ad hoc errichtet worden, an welchem er Platz nahm. In dem Augenblicke, wo er in die Kathedralkirche eintrat, und in jenem, wo er sie verließ, spielte das Kirchenorchester den Marsch der Salbung Karls X und das große Portal des Doms war mit prächtigen Wandteppichen aus der Fabrik der Gobelins behängt, auf denen die bourbonischen Lilienwappen sich befanden. Das Alles, wiewohl es die Zuschauer und Zuhörer defeendete, kam doch dem Schauspiel nicht gleich, welches die beiden Minister Thiers und Guizot in dem Innern der Kirche gewährten. Denken Sie sich Guizot und Thiers auf den Knien in der Notre-Dame Kirche; Thiers, den frivolsten und irreligiösesten Spötter, und Guizot, den Calvinisten, auf den Knien in der katholischen Kirche und vor dem stolzen Erzbischof von Quelen. Der Effekt, den dieß auf die Pariser Volksmasse hervorbrachte, war ein ganz andeer, als die Minister sich ohne Zweifel gedacht hatten. Schon vor einigen Monaten als Herr Thiers in der Deputirtenkammee von der Vorsehung sprach, lachte man laut auf, und die Journale verfolgten den unvorsichtigen Minister mit ihren unbarmherzigsten Sarcasmen und Spöttereien. Das Volk und die öffentliche Meinung in Paris sind Einmal so beschaffen; Frömmigkeit im Ernste ist wenig ihre Sache, aber Frömmigkeit, die nur Schein ist und Schauwesen, treibt sie zu Spott, Aerger und Haß. Paris hat es Karl X nie verzeihen können, daß er eine ungeheure Muttergottes von Silber bestellt hatte, und sie processionaliter durch Paris tragen ließ. Der „Charivari" bei Anblick der beiden Minister auf den Knien führt die Verse Boileau's an:

Il me semble en lui voir le diable
Que Dieu force à louer les saints.

Was wird das Resultat der Untersuchung gegen Fieschi seyn? Das ist schwer zu bestimmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Plan seines Unternehmens mit viel Verschlagenheit und Sicherheit entworfen war, wie er in ihm einen sehr entschlossenen Werkmann gefunden hatte. Fieschi vereitelt die an ihn gerichteten Fragen und auch die verhafteten Weiber, seine Maitressen, Mutter und Tochter, haben durch ihre bisherigen Angaben die Untersuchung nicht weiter gebracht. Die Regierungsjournale sind deßhalb in großer Verlegenheit. Sie hatten den Mordplan als ein Werk der republikanischen Partei ausgegeben und da es sich alsbald zeigte, daß diese Angabe grundfalsch, und die Quelle der That wahrscheinlich ganz anderswo zu suchen sey, so hätten sie nunmehr dieß erklären müssen. Das aber wollten sie nicht, und es scheint überhaupt eine gewisse Lähmung, eine gewisse Lauheit in die Untersuchung gekommen zu seyn. Man spricht von einigen Monaten, nach welchen Fieschi erst vor Gericht erscheinen werde, während die Sache jetzt schon spruchreif zu seyn scheint. Verzweifelt man, mehr zu erfahren, oder weiß man schon zu viel; soll die Aufmerksamkeit des Publikums von der Sache abgezogen werden? Nichts leichter als dieß: nur etwas Neues, Groteskes, Lärmendes und man wird Fieschi in dieselbe Vergessenheit begraben, die heute schon den großen Aprilprozeß wie die undurchdringliche Decke des Winters die Erde von Neu-Canada bedeckt. Hat jemals ein Prozeß vor der Pairskammer statt gehabt?!

Merkwürdig ist noch die Mannichfaltigkeit der Bildnisse von Fieschi. Die erste Abbildung gab ein wahres Cretinengesicht, man glaubte das Antlitz nicht bestial und abscheulich genug schildern zu können, dabei war es alt. Zwei Tage darauf erschien eine andere, auf welcher Fieschi eine ungeheure, gewölbte Stirn hat, geistvolle Augen und einen Mund, welcher einer Petite-maitresse des Faubourg St. Germain keine Schande machten, zudem war er jetzt jung. Man hatte indessen die erste Behauptung, daß Fieschi abscheulich und ungestaltet sey, geändert und es war die Rede davon gewesen, daß er eine freie Stirn und sogar einen sanften Zug um den Mund hätte. Meine authentische u. s. w. Beschreibung *) verhäßlichte und alterte ihn wieder gewaltig, eine andere Zeichnung, die ihn auf seinem Krankenbette gab, stellt ihn als ein Muster männlicher Schönheit mit Adlernase dar, während ihm eine Lithographie des Charivari eine abscheuliche Fratze von dem gemeinsten Ausdrucke macht. Das sind nur fünf Versuche, die so weit von einander entfernt sind, daß auch gar keine Analogie unter den Individuen zu finden ist, und die Zahl hat seit den ersten Tagen ungeheuer zugenommen; jeder Bilderhändler hat einen andern, aber jeder den wahren und alleinigen und ächten Fieschi, dessen „merkwürdige, authentische und sehr amusante Lebensgeschichte" zugleich mit zu erkaufen ist.

So viel ist gewiß, daß, wenn Fieschi Mittel finden sollte, zu entwischen, diese Conterfeis seiner Wiederergreifung keinen Vorschub leisten können, denn würde eins dieser Bilder ihm entgegengehalten, so könnte er mit allem Recht die übrigen ergreifen, um die Unmöglichkeit darzuthun, daß er die verdächtige Person sey.

Vielleicht erleben wir noch, daß Fieschi seiner Haft entgeht, und daß er gar nicht aussieht. Warum nicht?

*) Siehe Nr. 252.

Digitized by Google

Die Ural-Kosaken.

(Schluß.)

Ein Theil bewohnte die Ufer des Jaik-Flusses, am Fuße des Uralgebirges; sie bauten hier eine Stadt Namens Jaikoi, welche der Hauptsitz ihrer Regierung war. Daselbst versammelten sie sich alle zwei Jahre zur Wahl eines Ataman oder eines obersten Häuptlings, eines Assaul *) (Generaladjutanten) und eines Pisar (Schreibers). Die Dauer der Dienstverrichtungen dieser Beamten währte zwei Jahre, nach deren Verlauf sie, falls nicht die Wahl zum zweiten Mal wieder auf sie fiel, dieselben in die Hände der neu Gewählten übergeben mußten. War ein neuer Ataman gewählt, so stand der abgetretene, zum Beweise, daß er nur noch ein einfacher Kosak sey, an dessen Wohnung Wache.

Während des Krieges genoß der Ataman einer unumschränkten Gewalt; im Frieden war er einem Rathe der Aeltesten unterworfen, der aus Greisen bestand, ohne deren Zustimmung er nichts thun konnte. Die Nation war in Stanizas getheilt, was unsern Gemeinden entspricht; jede Staniza mußte ihren Ataman Staniczny wählen, der in Uebereinstimmung mit den Aeltesten über die Zwistigkeiten der Kosaken Recht sprach und über ihre Angelegenheiten wachte. Die militärischen Grade hingen von der Fähigkeit und dem persönlichen Muth ab, und verschafften kein Uebergewicht über die andern Bürger: auf diese Weise konnte ein Ataman Staniczny in einem Regiment Soldat seyn, während der Obrist des nämlichen Regiments ihm in der Staniza untergeordnet war. Während des Friedens trat jeder wieder in die ihm gebührende Stelle. Die gleichen Grundlagen der gesellschaftlichen Einrichtungen, bis auf einige Schattirungen, welche aus den Gebräuchen ihrer Nachbarn auf sie übergetragen worden waren, bestanden bei allen Kosaken.

Die Kosaken vom Jaik, umgeben von sorglos umherwandernden Völkern, mit denen sie in beständigem Kriege lebten, bewahrten indessen die reine Volksherrschaft der Khozaren; die Gerechtigkeit ward nach dem Gewissen der Aeltesten und den durch Tradition erhaltenen Gebräuchen geübt. Gleich nach Einführung der christlichen Religion in Rußland unter Wladimir nahmen auch sie dieselbe an, und bekannten sich größtentheils zum griechischen Ritus. Doch findet man unter ihnen auch römische Katholiken, Muhammedaner, Heiden, einige Juden und die Secte der Karaiten, **) die sich von den alten Khozaren her erhielt, welche unter sich Anhänger des Moses hatten; es herrschte jedoch große religiöse Duldung. Verfolgungen fanden keine Statt, und nach Verlauf einiger Zeit verschmolzen sich alle diese Religionen in eine einzige, nämlich in die christliche Religion der griechischen Kirche. Als unter der Regierung des Königs Sigismund von Polen Daskiewitsch, zweiter Ataman der ukrainischen Kosaken, dem Einfall der Tataren in Tscherkask Einhalt that, versammelten sich viele nach ritterlichen Abenteuern begierige Polen, die ihr Vermögen verloren hatten, oder es vorzogen lieber in Unabhängigkeit zu leben, als am Hofe der Magnaten zu kriechen, marschirten durch die Steppen der Ukraine, setzten über den Don und kamen an die Ufer des Jaik, um die Fortschritte der Tataren zu hemmen, und auf diese Weise Europa ein Bollwerk zu schaffen.

Einmal unter den Kosaken, welche sie als Brüder aufnahmen, angesiedelt, blieben sie da und nahmen die Gesetze dieses Volkes an, veranlaßten aber dennoch, besonders was das Militärwesen betrifft, auffallende und sehr nützliche Neuerungen. In Betracht, daß diese Nation furchtbarer werden könnte als die donischen Kosaken, machten die Russen einen Einfall in das Land, das sie inne hatten, allein die Kosaken setzten zwei ausgezeichnete Chefs von polnischer Abkunft, deren einer Agus Tscherkes und der andere Karabadsch hieß, an ihre Spitze, welche die Feinde mehrmals schlugen, und, um gegen ihre Einfälle auf der Hut zu seyn, zwei Stationen, die eine zu Terek, die andere zu Grebinsk, auswählten. Die Geschichtschreiber theilen sie hierauf in zwei Abtheilungen: die Kosaken von Terek und die Kosaken von Grebinsk; sie bildeten stets das einzige Volk vom Jaik, und hatten zwei Armeen den Russen entgegenzusetzen, deren eine vom Ataman glownoi (dem obersten) und die andere von dem Ataman polowoi (des Lagers) befehligt wurde.

Die Reihe ihrer Atamans läßt sich nirgends, auch nicht aus den regelmäßigen Aufführungen der Begebenheiten finden; man muß sie in den Werken der andern Völker suchen, und ihre Geschichte aus der der donischen Kosaken, mit welchen die Chronikenschreiber sie sehr häufig verwechselten, erläutern. Einige behaupten auch, Jermak, der Eroberer Sibiriens, sey unter diesem Volk entsprossen, und zwar aus dem Grunde, weil die Kosaken vom Jaik einen bedeutenden Einfluß auf die Rivalität ihrer Brüder vom Don gegen die Russen übten, deren Joch bereits seit 1549 anfing sich diesen beiden Kosaken-Zweigen fühlbar zu machen, mit dem Unterschiede jedoch, daß die donischen gänzlich unter dem Schutze Moskau's in einer Art Abhängigkeit waren, während die des Jaik noch einen Schatten ihrer Unabhängigkeit behaupteten, und von Zeit zu Zeit durch einen hartnäckigen Widerstand der Politik ihrer räuberischen Feinde Schrecken einjagten.

Als unter der Regierung des moskowitischen Czars Alexis Michalowitsch der Obrist Razin auf Befehl des Fürsten Dolgoruki getödtet worden, beschloß dessen Bruder, Stenko Razin, ein donischer Kosak, seinen Tod zu rächen. In dieser Absicht begab er sich zu den Kosaken am Jaik, benutzte den kriegerischen Geist, den die Polen unter ihnen belebt hatten und nährten, und faßt den riesenhaften Entwurf, das Königreich Astrachan und hierauf Persien zu erobern. Unter den Mauern Astrachans schlägt er sich gegen den hundertjährigen Schilkow, dessen Truppen er zersprengt, die Festung einnimmt, und die Familie der Fürsten Prozorowski, die sich darin befand, so wie den Gouverneur der Stadt, welcher den gleichen Namen führte, vertilgt. Hierauf vereinigt er sich mit den donischen Kosaken unter Anführung Sergij Krynoy's, und marschirt, da er solchergestalt an der Spitze von 50.000 Kämpfern stand, gegen die Moskowiten, in der Meinung, die Polen würden die kritische Lage des Czars zu einer Kriegserklärung gegen ihn benutzen. Da er aber diese Hoffnung scheitern sah, ergab er sich, durch die treulosen Insinuationen eines Sekretärs der Kanzlei des Czars getäuscht, auf Gnade und Ungnade zu Moskau, wo er gehängt und geviertheilt wurde. Seine Truppen zerstreuten sich; die Moskowiten machten einen Einfall in das Land der Kosaken und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Auch Polen erfuhr die schlimmen Wirkungen seiner Unentschiedenheit: der Czar Alexis warf sich, nachdem er den Krieg im Innern gestillt, auf die polnischen Provinzen, die ohne alle Vertheidigung waren, und riß die Palatinate Smolensk und Czernigow, die Ukraine, einen Theil Wolhyniens und Litthauens an sich.

Alle Kriegsgefangenen und viele Polen aus den entrissenen Palatinaten wurden weggeführt und als Kolonisten unter die Kosaken des Jaik, am Fuße des Uralgebirgs, gesandt, wo sie dem Beispiel ihrer ehemals hier angesiedelten Landsleute folgten, sich mit den Kosaken vermischten, und auf sie den Haß, den sie gegen die Moskowiter hegten, und die helleren Ansichten, die damals in Polen herrschten, übertrugen. Hierin liegt der Grund, warum die Schriftsteller über die Kosaken denen vom Jaik einen sanftern Charakter und abgeschliffeneres Betragen als den donischen zuschreiben, sie weniger wild und räuberisch darstellen als diese letztern, und ihnen auch eine besondere Ueberlegenheit in militärischer Hinsicht zuerkennen. Diese Verachtung der Gefahr und diesen tollkühnen Muth flößten ihnen die Polen ein. Auch gibt es ein Sprüchwort unter den Kosaken, das besagt, ein Kosak des schwarzen Meeres sey so viel werth als drei donische, und ein uralischer so viel als zwei vom schwarzen Meer. Sie scheeren ihre Haare auf polnische Weise und tragen Kleider gleich denen dieser Nation.

Nachdem in dem Kriege Karls XII gegen Peter den Großen Mazeppa die Partei des Czars verlassen hatte, empörten sich auch die Kosaken vom Jaik; unglücklicherweise aber unterlag Bulawin, der Chef des Aufstandes vom Don, und so blieb dieser Aufschwung zu Gunsten Polens und ihrer ukrainischen Brüder fruchtlos, und setzte sie neuen Verfolgungen von Seite der Moskowiter aus.

Die so häufigen Anstrengungen dieses Volkes zur Wiedererlangung seiner Unabhängigkeit wurden für einen Augenblick unterbrochen, allein in diesem Zustande der Erschlaffung ruhten ihre Kräfte zu um so furchtbarerem Erwachen aus, das sich in dem bekannten Aufstande Pugatschews Luft machte.

*) Richtiger: Jesaul.

**) Die Karaiten sind eine jüdische Sekte, die sich bloß an den Buchstaben der heiligen Schrift hält, und die Traditionen, d. h. den Talmud und die durch den Talmud entstandenen religiösen Gebräuche, verwirft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 247. 4 September 1835.

Die Jahreszeiten in Bengalen.

Gegen den November, zur Zeit, wo die nordöstlichen Monsoons eintreten, endigt die Regenzeit auf den Küsten von Coromandel. Dann wird das Wetter schön, der Himmel klar und rein, ein milder Thau befruchtet die Erde, und in der Nacht begünstigt eine angenehme Frische den Schlaf. Reiche Ernten, fette Weiden, unabsehbare Reißfelder decken die Ebenen. Ungeheure Wasserbehälter, majestätische Flüsse machen diese schönen Felder fruchtbar. Allenthalben sieht man Städte, Dörfer, neugeweißte, von Palmen, Tamarinden und Bananenbäumen umgebene Pagoden; aber dieß von der Natur so begünstigte Land wird von kleinen Tyrannen und ihren Agenten auf alle Weise ausgesaugt. Die Häuser sind aus Lehm gebaut, und mit einem Dache von Bambusrohr und Palmblättern bedeckt, auf welches die Frauen gern mit Kalk rohe Figuren malen. Jedes Dorf hat gewöhnlich eine von einem Beaminen geleitete Schule, wo der Lehrer, meistens auf einem Haufen von Matten sitzend, seine Schüler lesen und schreiben lehrt, und sie in den Pflichten des Menschen unterweist. Unter dem Schatten der Palmen werden die reichen in Europa so geschätzten Stoffe bereitet, und jene zierlichen Töpferwaaren, die wir nie werden nachahmen können.

Der Monat November ist dem Acker- und Gartenbau und der Jagd der Vögel gewidmet, die sich in Unzahl auf den Feldern einfinden, und die Saaten verzehren. Der Thau, welcher im Monat December fällt, bringt das Gras zum Keime; dann wehen die Monsoons mit stärkerer Gewalt, und führen eine Masse von Wolken herbei, jetzt macht sich die Kälte fühlbar und um diese Zeit und gegen das Ende des Monats drängen sich ganze Familien mit den Sicheln in der Hand auf die Felder, um die Ernte nach Hause zu bringen. Gegen Mitte Januars lassen die Monsoons nach, und die Witterung wird milder. Dieß ist die Zeit der Reisen und der großen Jagden. Nun kommt der Februar, der Lieblingsmonat der Indier, die Zeit der Vergnügungen und der ländlichen Feste. Jetzt ist die Sonne mild, die Nächte frisch, die Blumen sprossen empor, und die Früchte reifen. Auch die Religion hat die schönen Tage des Februars geheiligt. Tausende von Pilgern begeben sich an die Ufer des Godavery, und flehen um den Schutz der Gottheit, indem sie sich in die Wellen des heiligen Flusses werfen. Das geringe Dorf Cotahpilly verwandelt sich in eine blühende Stadt, wo Käufer und Verkäufer, Schaulustige und Fromme sich sammeln. Wasserfahrten, Nationaltänze, indische Dramen, Jongleurs, Spiele aller Art trifft man zu Cotahpilly. An den Ufern des benachbarten Sees erheben sich mitten unter Mangobäumen Zelte von verschiedener Form und Größe; sie ruhen auf Rädern und werden durch Elephanten oder Kamele gezogen. Sie sind so groß, daß mehrere Familien darin wohnen können, und man findet sehr geräumige Gesellschafts- und Speisesäle.

Indeß nimmt die Hitze zu, und die kalte Jahrszeit geht zu Ende. Im März ist die Temperatur noch nicht drückend, die Nächte sind erträglich, aber die Wasserbehälter trocknen aus, die Erde bekömmt Risse, der Rasen wird matt und gelb. Dieß ist die Zeit, wo man die Häuser weiß anstreicht, Schiffe baut und Holz schlägt, Salz und Palmenwein bereitet, und der Handel auf der Küste von Coromandel blüht. Im Monat April wird die Hitze heftig, das Thermometer schwankt zwischen 24° und 25°, der Himmel ist Tag und Nacht rein, und der Mond glänzt in herrlicher Klarheit, aber jetzt darf man sich vor den hungrigen Schakals hüten, die in Schaaren um die Wohnungen her heulen. Je senkrechter die Sonne ihre Strahlen schießt, desto kraftvoller widersteht die Manilla, desto mehr breitet die Ceder ihre Blätter aus, und der Mango erfüllt die Luft mit dem Wohlgeruche seiner Blüthen.

Aber eine unaussprechliche Mattigkeit bemächtigt sich aller Glieder. Zelte werden vor jedem Hause aufgeschlagen, die Thüren geöffnet, ein Luftzug hergestellt, und trotz allem dem fühlt man kaum ein frisches Lüftchen. Bösartige Insekten durchzischen die Luft, hängen sich an die Wände oder kriechen auf den Teppichen umher; nur durch tausend Vorsichtsmaßregeln kann man sich ihren Stichen entziehen. Um diese Jahrszeit arbeiten die Eingebornen nicht, und bringen ihre Zeit mit Rauchen zu. Der Monat Mai ist noch wärmer trotz der Nordwestwinde. Gegen Süden häufen sich Wolken an, Blitze durchzucken die Luft, schreckliche Donner rollen, der Wind bläst mit Heftigkeit, die Atmosphäre ist schwer, der Himmel schwarz, allein nicht immer regnet es, und selten gewährt die Gottheit solche Gunst. Anfangs sind die Winde feisch, dann warm, man glaubt sich in einem glühenden Ofen, jeder schließt sich ein, man macht keine Besuche, keine Geschäfte mehr, die Thiere sinken hin, die Büffel stürzen sich in

Digitized by Google

die Sümpfe, die Vögel fallen, Reisende werden erstickt, das Thermometer steht auf 30° und darüber. In Südindien sind die Abende manchmal minder heiß, allein in Nordindien ist keine Erhohlung. Die Hitze des Junius ist dieselbe, wie im Mai, und die glühenden Winde wehen stets mit gleicher Stärke, die Brunnen vertrocknen und manchmal entzünden sich ganze Wälder. Indeß beeilen sich die Ackerbauer, den Boden zur Aussaat in Bereitschaft zu setzen, gegen Ende des Monats erfrischt ein kleiner Regen die Atmosphäre, und eine neue Jahrszeit kündigt sich an.

Im Anfang des Julius beginnen endlich die Südwestwinde; die große Hitze ist vorüber. Abends häufen sich Wolken an, einige Blitze zucken, der Donner rollt von ferne, leicht bläst ein frischer Wind, und die Erde ist in Dampf eingehüllt. Mit den Blitzen mehrt sich der Regen und stürzt bald gleich einer Sündfluth in Strömen herab. Glücklicherweise dauert dieß nicht lange, der Regen mindert sich wieder merklich und in einigen Tagen ist das Wasser völlig abgelaufen. Wenn aber kein Regen fällt, dann wird das Land von den furchtbarsten Geisseln, von Pest und Hungersnoth heimgesucht. Darum betrachten auch die Hindus den Regen als eine Gottheit. Im August dieselbe Abwechslung von Regen und Wind, die Temperatur ist frisch und erträglich. Die Bäche, die Flüsse, die Ströme treten durch den Regen geschwellt aus ihrem Bette, und ergießen ihre unreinen Wellen in die Ebenen: es ist durchaus dasselbe Schauspiel, wie in Aegypten beim Austreten des Nils.

Weit und breit sieht man nichts als ein ungeheures Meer, in dessen Mitte sich Städte, Dörfer und einige Bäume erheben, alles andere ist überschwemmt. Nur durch kleine Fahrzeuge, Dhonies genannt, welche sehr flach sind und nicht tief im Wasser gehen, wird dann die Verbindung unterhalten. Fährt man auf solchen Schiffchen den Godavery hinab, so fliegt man an Wäldern, Dörfern und Pagoden, wie an einem Schattenspiel vorüber. Diese Ueberschwemmungen, welche die Erde befruchten, wenn sie nur einige Tage dauern, verursachen die größten Unfälle, wenn sie einen Monat bis 6 Wochen anhalten. Dann dringt das Wasser in die Häuser, zerstört ganze Dörfer, und entwurzelt selbst Wälder. Wenn aber das Wasser zurückläuft, läßt es auf dem Boden einen bräunlichen äußerst feuchtbaren Schlamm zurück; die Saat sprießt empor, die Stengel des Reiß und Indigo erscheinen, Alles verspricht eine reichliche Ernte. Der Monat September bringt endlich mehr Ruhe; der Baumwollenbaum, der Nacheny, der Cambo schlagen kräftig aus, zahllose Papagayen lassen sich auf den Bäumen in den Gärten nieder, und die Nacht erfüllen grüne Fliegen, durch die Flamme angelockt, das Zimmer, und schwirren ohne Unterlaß um die Ohren. Im Anfang Oktobers weht ein leichter Nordwind, die Temperatur ändert sich merklich, und die Luft ist frisch. Gegen Mitte des Monats, sonderlich beim Vollmond, tritt der Nordostmonsoon ein, schwache Wolken häufen sich am Horizont, und lassen einen sanften Regen fallen, dem bald eine Stromfluth folgt, so heftig, wie die erste.

Scenen aus dem spanischen Bürgerkriege.

Ansichten meines Wirthes. — Der Hidalgo von Eybar. — Ein nächtlicher Angriff auf Bergara. — Märsche und Contremärsche der beiden Armeen. — Das Innere einer spanischen Stadt. — Hinrichtung eines carlistischen Werbers.

(Fortsetzung.)

Rodil störte die Zufriedenheit unsers Reisenden, der im Palaste Don Eugenio's ein so wohlbehagliches Unterkommen gefunden hatte, wie es ihm auf seinen Zügen bisher noch wenig zu Theil geworden war: er erhielt nämlich Befehl, dem Gros der Armee nicht länger zu folgen. Es begreift sich leicht, daß Rodil Verdacht gegen einen Fremden faßte, der ohne offenkundigen Zweck sich unter die Truppen mischte, um ihren Charakter und ihre Anzahl kennen zu lernen. Dem Generalissimus mußte gehorcht werden, und so nahm unser Reisender seinen Weg nach Durango mit einer Abtheilung Chapelgorris, die in Bergara Munition holen sollten. Zehn Tage vorher war das Wirthshaus, in welchem er sich einlogirte, von den Carlisten bei einem nächtlichen Angriff geplündert worden. In einem benachbarten Kloster verborgen, geleitete man sie Nachts nach Bergara, wo sie unter wüthendem Geschrei eindrangen.

„Meine arme Wirthin hatte einen tödtlichen Schrecken. Anfangs schienen ihr die Töne, welche ihr Ohr trafen, so wunderlich, daß sie sich nicht ganz wach glauben konnte. Es schien ihr ein wilder Traum, bald aber machte eine Kugel, die das Fenster zerschmetterte, und über ihrem Bette in die Mauer schlug, allem Zweifel ein Ende. Bald darauf ward eine Leiter ans Haus angelegt, und die arme Frau hörte das Küchenfenster öffnen, das dem ihrigen am nächsten war; bald kam einer nach dem andern herein, sie warteten aber, als getrauten sie sich nicht gegen die im Innern befindlichen Leute den Kampf zu wagen, bis ihrer 11 oder 15 waren. Jetzt brachen sie die Treppen hinauf, und vier traten zu der alten Wirthin ins Zimmer, und befahlen ihr, Wein und Speisen für sie in Bereitschaft zu setzen. Inzwischen öffneten sie die Schränke und nahmen Alles, was ihnen gut dünkte. Die Wirthin dachte natürlicherweise nicht an den geringsten Widerstand, sondern kleidete sich schnell an und ging nach der Küche. Hier aber wartete ihrer eine Scene, die ihre Aufmerksamkeit weit mehr auf sich zog, als die Plünderung ihrer Kästen.

„Zwei Leute, ein Offizier und ein Soldat von den königlichen Truppen, lagen auf den Knien und baten um Gnade. Sie waren in ihren Betten im obern Stocke überrascht worden, und sollten nach der barbarischen Sitte beider Parteien alsbald erschossen werden. Von einem ihrem Geschlechte natürlichen Gefühl für Menschlichkeit getrieben, warf sich die Wirthin, ohne weiter zu überlegen, zwischen die Sieger und Besiegten, und rief mit den unglücklichen Christinos: Gnade! Gnade! Umsonst, die Carlisten waren unerbittlich und luden ganz ruhig ihre Gewehre. Jetzt fiel ihr bei, daß sie den Abend vorher gehört hatte, die Familie des Offiziers sey sehr reich, und statt zum Herzen der Mörder zu sprechen, faßte sie sie nun von ihrer schwachen Seite, der Habsucht. Hier schien ihre Beredsamkeit besser an,

Digitized by Google

der Offizier unterzeichnete einen Wechsel für eine bedeutende Summe, welche Sicherheit er bot, weiß ich nicht, aber um diesen Preis ward er freigelassen.

Der arme Teufel indeß, der noch immer neben ihm kniete, hatte weder Geld noch gute Freunde, um eine Ranzion zu bezahlen; er mußte also sterben. Anfangs, von Schlaf und Schrecken betäubt, hatte er sich ohne Widerstand in sein Loos ergeben, während der Verhandlungen über den Offizier hatte ee seine Geistesgegenwart wieder errungen. In dem Maße, als sein Blut wieder raschee in den Adern rollte, keheten ihm Muth und Lebenshoffnung zurück. So lange er noch Gnade erhalten zu können hoffte, blieb er in seiner bittenden Stellung, aber sein Urtheil war unwiderruflich gesprochen, und als er sah, daß er nur noch von sich selbst etwas hoffen konnte, machte er einen verzweifelten Versuch, sein Leben zu retten. Die Küche war im ersten Steck, und eine Thüre die zur Treppe führte, war offen gelassen worden, mehreren seiner Kameraden war es bereits geglückt sich zu retten, und der Unglückliche schloß daraus, daß der Weg auf die Straße frei seyn müsse. Sein Plan wae bald gemacht, und im eersten günstigen Augenblick ausgeführet. Während seine Henker einen Strick suchten, um ihm vor dem Schluß der Teragödie die Hände zu binden, sprang er schnell auf und rannte die Treppe hinab. Unnütze Bemühung! der Unglückliche beschleunigte nur sein Ende, fünf oder sechs Carlisten verfolgten ihn, wäheend zwei oder drei andere sich auf dem Balkon aufstellten, und ihn, sobald er nur die Straße erreicht hatte, aufs Korn nahmen. Eine Kugel traf ihn am Halse, er wankte, fiel, und kaum deckte er den Boden, so stießen ihm zwei der Elenden, die ihn verfolgten, wiederholt die Bajonnette in den Leib.

„Außer diesem Soldaten wueden von den im Wirthshaus einquartirten Christinos nur noch Ein Mann getödtet. Dieß war ein Sergeant, der das vorderste Zimmer im obern Stocke bewohnte. Statt mit seinen Kameeaden zu fliehen, ergeiff ee eine der zuekgelassenen Musketen, und stellte sich aus Fenstee, von wo aus er fort und foet ein lebhaftes Feuer gegen die Carlisten unterhielt. Den mit polternder Zungenfertigkeit ausgestoßenen Schmähungen antwortete er mit gleicher Münze. „Kommt her, ihr Spitzbuben," rief er ihnen in seinee Wuth zu, „kommt her, ihr Knechte des Waldkönigs." Dieß ist der Spitzname, mit dem man Don Carlos bezeichnet. Seine Schüsse beantworteten die Angreifee natüelich mit doppelten Lagen. In Anbeteacht iheer Zahl war sein Wideestand wirklich ein halbes Wunder. Endlich steeckte ihn eine Kugel, besser gezielt als 20 oder 30 andere, todt auf den Boden seines Zimmees nieder. Der Veefiecerung meiner Wirthin zufolge waren die Blutflecken noch auf dem Bretterboden sichtbae, ich hatte aber gut hinsehen, denn mie schien es so unsichtbar, als die famösen Spuren des Blats David Rizzios zu Holyrood.

„Der Ausgang dieses Gefechts ist bekannt, die Caelisten verloren eine kostbare Zeit mit Plünderen, die Besatzung und die Einwohner kamen von ihrem ersten Schrecken zuerück, griffen sie nun ihrerseits an, und warfen sie ohne sondeeliche Mühe zur Stadt hinaus."

Die Truppen der Königin waren in fortdauernder Bewegung, ohne jedoch sonderliche Vortheile zu erlangen. Unser Reisender erhielt zu Bergaea einen zweiten Besuch der Truppen El Pastors. Kaum angelangt, erfährt dieser, daß die Carlisten Villafranca angriffen. Alsbald entwirft er einen Plan sie zu überraschen. Dee Befehl wird gegeben, sich wieder in Maesch zu setzen, es ist Nacht, und die Tambours rühren die Trommel nicht, um die Kunde vom Abmarsch nicht weiter zu verbreiten. Zu Villafranca fand man indeß keinen Feind, er stand gegen Tolosa unter den Befehlen Guibelaldi's. Neuer forcieter Marsch. Sobald El Pastoes Truppen in dieser letztern Stadt einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, brachen sie unter dem Schutze der Nacht abermals auf. Die Chapelgorris waren vorangezogen, um in die Berge zu kommen, und dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Ueberflüssige Vorsicht; der Feind war schon weit weg. El Pastor marschiete, maeschiete immer, und fand nichts. Nachdem er das Land bis fast an die französische Gränze durchzogen hatte, kehrte er zuerück, und auf dem ganzen eemüdenden Zuge gegen eine unsichtbare Armee hatte ee einen einzigen Gefangenen gemacht.

„Dieß war das Resultat eines sechszehnstündigen Marsches unter dee unmittelbaren und persönlichen Leitung des besten, erfahrensten und thätigsten Generals der Königin. Ein solcher Ausgang kann einen Begriff von den gepriesenen Siegen geben, welche die konstitutionellen Aemeen seit dem Anfang des Keieges errungen haben sollen. Ich spreche hier aus selbsteigenee Ansicht. Die ministeriellen feanzösischen Journale ermangelten nicht, die von Jauregup errungenen Voetheile herauszustreichen: sie behaupteten sogae, er habe dem Feinde sein Gepäck abgenommen, und seine Aemee gänzlich desorganisiet. Was den eersten Punkt betrifft, so muß man wissen, daß die Carlisten nur einen leichten Leinwandsack mit sich führen, in dem sie ihr Beod teagen. Ihnen das Gepäck abnehmen, ist geeade so ausführbar, als dem Hochschotten seine Hosen. Angenommen, die Konstitutionellen hätten die Caelisten zerstreut, was soll damit gesagt seyn? Jaueegup war mit seiner siegreichen Kolonne am Freitag Abend nach Tolosa zurückgekehrt, Samstag Morgens hatten bereits seine Gegner ihee alte Stellung bei Villabuena wieder eingenommen, und schienen von den Felsen herab, die über die Stadt hereinhängen, unserer zu spotten."

Teotz des ironischen Tons sind die hier aufgeführten Thatsachen vollkommen richtig, und so ist dieser Keieg von Anfang an geführt worden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

George Earls Reise nach der Westküste von Borneo im Jahre 1834.

Ehe die königlich asiatische Gesellschaft zu London in ihrer letzten Sitzung am 18 Julius sich bis nächsten December vertagte, beendigte Herr George Earl das Vorlesen eines in der frühern Sitzung angefangenen Berichts seiner im verflossenen Jahre auf dem Schooner Stamford von Singapur nach der Westküste von Borneo unternommenen Reise. Der Zweck dieser Reise ist allerdings kein wissenschaftlicher, sondern der rein merkantilische gewesen, mit den chinesischen Niederlassungen auf der Insel Borneo Handelsverbindungen anzuknüpfen. Da jedoch Herr

Carl ein literarisch gebildeter Kaufmann ist, sein Bericht von Gegenden erzählt, die in Europa noch wenig oder gar nicht gekannt sind, und es mannichfachem Zweifel unterliegt, ob und wenn er Muße finden wird, seine gesammelten Notizen dem Druck zu übergeben, so dürfte ein, wenn auch nur kursorischer Blick in dieselben hier vielleicht nicht unwillkommen seyn.

Bis jetzt besitzen unter den europäischen Nationen nur die Holländer auf der Küste von Borneo zwei kleine Etablissements, eines zu Sambas, 1° 25′ N. B., das andere zu Pontiana, 0° 2′ S. B., beide ungefähr neunzig (englische) Meilen von einander entfernt. Das dazwischen liegende Land ist reich an Gold- und Diamantgruben, und seit vielen Jahren im ausschließlichen Besitze einer starken chinesischen Kolonie, die, ungeachtet vieler Versuche von Seite der Holländer, sich der Minen zu bemächtigen, diese sowohl als ihre Unabhängigkeit behauptet hat. Da jedoch die Holländer Herren zur See sind, so hindern sie die Chinesen, irgend anderswohin als nach Sambas und Pontiana Handel zu treiben, und nehmen ihnen hier für Alles, was sie ein- und ausführen, einen hohen Zoll ab. Es war daher Herrn Carls Hauptabsicht, mit Sinkawan, der vorzüglichsten Seehafenstadt der Chinesen, einen unmittelbaren Verkehr zu begründen. Nachdem er deßhalb eine bedeutende Ladung Opium, Thee und kurze Waaren an Bord und zwei Dolmetscher, von denen der eine den in Sinkawan, der andere den in Malay gesprochenen tatarischen Dialekt verstand, in seine Dienste genommen hatte, ging er am 1 März von Singapur unter Segel. Am 12 bekam er westlich von Point Batirdlat, 0° 45′ N. B., Land zu Gesicht, warf des folgenden Tages Anker, lief mit dem großen Boote in eine Bucht der Insel ein und gelangte daselbst in einen Fluß, der von ihm Sougy Ryah genannt wird. Sobald er hier sich überzeugt hatte, daß der nach Sinkawan führende Strom sieben Meilen weiter nordwärts fließe, lichtete er ohne Verzug die Anker, richtete seine Fahrt dorthin und traf bei seiner Ankunft zwei Schiffe, die sich bald als holländische Kreuzer auswiesen. Der Befehlshaber derselben bot seine ganze Beredsamkeit auf, Herrn Carl von Fortsetzung der Fahrt abzuhalten. Anstatt aber, wie es vielleicht seine Schuldigkeit gewesen wäre, den Reisenden an der Ausführung seines festen Vorsatzes, den Fluß hinaufzugehen, mit Gewalt zu hindern, — was er um so leichter hätte thun können, da ihm sechzig, Herrn Carl hingegen nur zwölf Mann zu Gebote standen, — wünschte er bloß, ihn zu begleiten, und nahm einen Platz in dessen Boote an. Nicht lange, so erreichten sie die Stadt Sinkawan. Herr Carl verfügte sich sogleich in das Hofhaus, der Residenz des chinesischen Magistrats, legte die Absicht seines Kommens vor, und bat um Erlaubniß, Handel zu treiben. Die Behörde konnte sich hierüber nicht sofort entschließen, und während der Berathung, an welcher der Reisende keinen Theil nehmen durfte, besichtigte dieser die Stadt. Seiner Erzählung nach besteht ganz Sinkawan aus einer langen engen Straße von hölzernen mit Stroh gedeckten Häusern, deren Hauptzimmer meist zum Verkauf von Lebensmitteln und andern Gegenständen gebraucht werden. Doch gibt es auch Häuser, die nur zum Opiumrauchen dienen und deßhalb mit den niedrigen englischen Gasthöfen einige Aehnlichkeit haben. Das sogenannte Hofhaus ist von der sogenannten Stadt abgetrennt und rings mit einer bescheidenen Erdmauer umgeben, an deren Eingangsthor einige hohe Zingals gepflanzt waren. Als Herr Carl sich hier wieder einfand, erklärte ihm die Behörde, daß sie auf ihre eigene Verantwortung ihm den Handel in der Stadt nicht erlauben könne, jedoch, wenn er sich ein paar Tage gedulden wolle, sofort beim chinesischen Gouverneur, der ungefähr fünf und dreißig Meilen weit im Innern des Landes zu Montrado wohne, um Verhaltungsmaßregeln nachsuchen werde. Obgleich Herr Carl dieses Erbieten dankbar annahm, zog er doch vor, anstatt seine Zeit aufs Ungewisse zu wagen, die Fahrt nach Sambas fortzusetzen, wo er nach Verlauf weniger Tage ankam. Die Einfahrt in den Sambasfluß liegt unterm 1° 25′ N. B. und ist bei der Mündung ziemlich eine Meile breit. Er bleibt für Fahrzeuge beträchtlichen Gehalts zweihundert Meilen und vielleicht noch weiter hinauf schiffbar, und man versicherte unserem Reisenden, daß leichte Kähne ihn bis zwei Tagereisen von der Hauptstadt Borneo befahren könnten; doch muß hier Herrn Carls Bemerkung eingeschaltet werden, daß man den Versicherungen der Malayen nicht immer glauben dürfe. Die Stadt Sambas selbst liegt an einem kleinen Flusse, der ungefähr vierzehn Meilen von der Mündung des Hauptstroms sich mit diesem vereinigt. Die Holländer sind seit beiläufig acht Jahren im Besitze des dortigen Forts. Bis dahin war es ein vollständiges Seeräubernest. Das Realerungsetablissement besteht aus einem Residenten, einem Arzte, zwei Offizieren und gegen vierzig Soldaten, von denen die Hälfte Europäer sind. Uebrigens ist die Stadt von Chinesen und Malayen bewohnt, erstere die Mehrzahl. Den Tag nach seiner Ankunft machte Herr Carl dem Radschah oder Sultan von Sambas — welchen letztern Namen ihm die Malayen geben — seine Aufwartung. Dieser Radschah oder Sultan ist die oberste Behörde der Malayen, eigentlich aber, da außer ihm niemand Opium verkaufen darf, nichts weiter als Pächter alles in seinem Distrikte verbrauchten Opiums, was auch fast seine ganze Revenüe ausmacht, indem die Goldminen zwar innerhalb seines Bezirks, aber lediglich in den Händen der Chinesen sind. Der Druck, welchen diese bei ihrer Ueberzahl auf ihn ausübten, bewog ihn, die Holländer zu einer Niederlassung aufzufordern und sich unter ihren Schutz zu stellen. Das hat aber — wie solches immer zu geschehen pflegt — seine Lage nun nichts gebessert. Anstatt der Chinesen sind nun die Holländer seine Herren, denn obgleich er dem Namen nach das Haupt der Regierung ist, so kann er doch ohne Erlaubniß des Residenten nicht das Geringste verfügen. Die Häuser in der Stadt sind eigentlich keine Häuser, sondern elende hölzerne Hütten, meist auf Holzklötzen errichtet, die an große, in den Fluß getriebene Pfähle befestigt sind. Die Wohnung des Radschah ist ebenfalls aus Holz gebaut, nur etwas geräumiger. Herr Carl traf ihn auf einer Matte sitzend, umgeben von einer ziemlichen Zahl seiner Pangerans, oder kleiner Radschahs. Er schien ungefähr fünfzig Jahre alt zu seyn, doch mochte er vielleicht in Folge seines unablässigen Opiumrauchens älter aussehen als er wirklich war. Seine Neugier in Betreff Englands und der Engländer kannte keine Gränzen; hinsichtlich dessen aber, was Herrn Carl die Hauptsache galt, die Feststellung der Handelsbedingungen, ließ sich zu keinem Resultate gelangen, denn er erklärte stets, daß es unerschütterlicher Grundsatz bei ihm sey, jede Sache von Wichtigkeit zu — beschlafen.

Opiumrauchen erscheint als vorherrschende Untugend der Bewohner von Sambas. Die Gesundheit vieler Malayen war sichtbar dadurch zerrüttet, während es auf die Chinesen, obschon diese darin gleich unmäßig sind, dem Ansehen nach minder nachtheilig wirkt. Borneo ist übervölkert mit Orang-Outangs. Unser Reisender suchte einen zu fangen, den er ganz nahe bei der Stadt ansichtig wurde. Doch gelang es ihm nicht. Die Eingebornen trösteten ihn durch die Versicherung, daß es fast unmöglich sey, einen alten zu fangen, und erwähnten dabei, daß manche ausgewachsene Orang-Outangs an sieben Fuß hoch wären. Der Arzt des Forts besaß einen jungen, vielleicht acht Monate alt, und fast eben so hülflos wie ein neugebornes Kind. Lag er nur in der Entfernung von wenigen Schritten auf der Erde, glich er völlig einem Negerkinde. Kleinere Gattungen Affen sind noch zahlreicher. Außer ihnen sah aber Herr Carl von wilden Thieren bloß Schweine und Dachse; Hausthiere sind sehr selten, und Pferde und Schafe ganz unbekannt. Was sollten sie auch dort, da es für die Schafe keine Weide und zum Gebrauch der Pferde keine Wege gibt? Die Hauptnahrung der Eingebornen besteht aus Reiß, den sie von Java beziehen, — ihr Hauptverwerb ist die Einsammlung von Goldstaub. Sie sind unstreitig ein seefahrendes Volk, und mögen vor Allers diese östlichen Gegenden mit ihren Bedürfnissen versorgt haben. Die Ureinwohner heißen Dyaks, und sind von den Malayen, die mit großer Verachtung auf sie herabsehen, wesentlich verschieden. Die Dyaks zeichnen sich durch Kunstfertigkeit auf dem Blasrohre aus, d. h. sie verstehen meisterhaft kleine zur Zeit des Kriegs vergiftete Pfeile aus einem Rohre in ziemliche Entfernung zu blasen. Die nordwärts wohnenden haben noch ihre alten Sitten und Gebräuche.

(Schluß folgt.)

Lieutenant Smythe und Herr Lowe, die Offiziere der englischen Fregatte Samarang, welche sich zur Fahrt längs dem Amazonenstrome erboten, sind nach England zurückgekehrt. Sie haben die Reise in etwa neun Monaten vollendet, und viele botanische, zoologische und andere Merkwürdigkeiten mitgebracht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 248. 5 September 1835.

Ein Zug über die Anden im Winter. *)

Das linke Ufer des Bergstromes bot keinen gangbaren Pfad mehr für unsere Maulthiere; gerade vor uns stieg ein Felsen senkrecht empor, und wir hatten nur noch einen Schritt in die Schneeregion. Vielleicht hätte man an dem jenseitigen Ufer noch einige Meilen weiter kommen können, wie aber über den Fluß setzen, der in seinem steilen Bette zwischen ungeheuren Felsenstücken schäumte, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert vom Gipfel des Gebirgs abgelöst hatten. Der alte Führer wagte indeß den Uebergang; muthig setzte er in das Wasser, wurde aber von der Strömung fortgerissen, und wie ein Ball zwischen den Granitblöcken umhergeworfen, bis endlich sein Maulthier, das an eine der Klippen stieß, mit ihm untertauchte, und beide wieder an das Ufer geworfen wurden, von dem aus sie das Wagstück unternommen hatten. Pedro schüttelte seine triefenden Kleider, murmelte einige Flüche in den Bart, und trug dürres Reisig zum Feuer, um sich gemächlich zu trocknen. Der Kourier unternahm einen zweiten Versuch, der jedoch von keinem bessern Erfolg gekrönt wurde, und so war es denn entschieden, daß wir unsern Weg zu Fuße fortsetzen sollten.

So sehr wir auch hierauf von einem Augenblick zum andern gefaßt seyn mußten, so schwand unser Muth bei der endlichen Gewißheit dennoch nicht wenig. Einige glatte und senkrechte Felsenwände abgerechnet, war diese ganze Schlucht, welche anfänglich mit zwei bis drei Fuß hohem Schnee bedeckt, immerfort aufwärts zu den furchtbaren Gletschern führte, welche von der bleichen, trüben Sonne noch mehr geglättet zu werden scheinen, mit den monotonen Tinten des Winters gefärbt. Man nahm den Maulthieren das Gepäck ab, das am Ufer des Flusses aufgeschichtet wurde; der Postillon sammelte, ohne einen Augenblick länger zu warten, seine Tropilla, weckte das Echo der Berge durch das Knallen seiner Peitsche aus dem Schlummer und nahm Abschied von uns. Die ermüdeten Thiere wälzten sich auf dem Sande, nahmen noch einige Mäuler voll Gras auf den Raub und verschwanden in scharfem Trott auf den gewundenen Pfaden gar bald den sehnsüchtigen Blicken, die wir ihnen nachsendeten.

Als uns diese geduldigen und kräftigen Maulthiere verlassen hatten, deren ausdauernder Schritt die unliebliche Einöde zwischen den Bergen erheiterte, fühlte ich erst recht den ganzen Umfang unsrer Abgeschiedenheit, und düstere Ahnungen der Beschwerden, die unser noch vor dem Einlaufen in den Hafen warteten, stiegen in mir auf. Dieses Gepäck, diese Lebensmittel, welche ein Ladung für acht Maulthiere ausmachten, mußten jetzt unter uns sechs vertheilt, und auf den Schultern bis vor die Thore von Chili getragen werden.

Ich richtete den trüben Blick auf die hohen, drohenden Gebirge, auf denen auch das schärfste Auge keinen betretenen Pfad entdecken konnte. Während der schönen Jahreszeit sind diese Wege frei; die Reisenden, in Karawanen vereinigt, gehen in einem Zeitraum von vier Tagen über die dreifache Kette der Anden. Denn es ist eine Lustreise; Lebensmittel im Ueberfluß, ein gemäßigtes Klima, kaum hie und da eine schwierige Stelle, und ganze Trupps von hin- und herziehenden Arrieros, welche den düstern Weg beleben. Im Winter aber, wenn nun die Cordillere gesperrt ist, wenn man sich mit knappen Portionen gedörrten Fleisches begnügen, selbst Sattel und Zaum aufliegen und das Saumthier machen, und noch dazu alles Ungemach einer strengen Kälte tragen muß, dann, ach! dann ist es ein ganz anderes Ding; dann ist es ein Unterschied wie zwischen einem anmuthigen Spaziergang und einer langwierigen, gefährlichen Reise.

Jeder beund sich mit der Bürde, die ihm zufiel, und die vorhandenen Schaffelle wurden vertheilt, um Tamaugos daraus zu machen, eine Art Fußbekleidung in Stiefelform, die Wolle nach Innen gekehrt, über den Fuß gehend, und unter dem Knie gebunden. Darüber wird eine Art Schuhe gezogen, Djota genannt, die aus roh zugeschnittenen Häuten verfertigt ist. Ohne diese Vorkehrung muß man die beständig im Schnee wateuden Füße unfehlbar erfrieren. Unfälle dieser Art kommen häufig vor; als die Befreiungsarmee von Buenos-Ayres den Chilesen über die schneebedeckten Anden zu Hülfe eilen wollte, verloren viele Soldaten ihre Füße in diesen Gebirgen, und man sieht noch viele dieser alten Krieger, in die Uniform des Vaterlandes gekleidet, in den Straßen auf den Knien umherrutschen, und die Vorübergehenden um Almosen ansprechen. Denkt man sich zu dieser sehr hindernden Fußbekleidung den wollenen, sehr weiten Poncho, ein unter dem Knie zusammengebundenes Schnupftuch,

*) Mitgetheilt von Th. Pavie, in der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

einen ledernen Gürtel, ein langes Messer; wohl versehene Alforjas*) und ein Paar mit Wein gefüllte Chifles, so hat man das vollständige Bild der allerbizarrsten und beschwerlichsten Ausrüstung für einen Weg, auf dem der geringste Fehltritt den Hals kosten kann.

Nachdem wir uns beladen hatten so gut und schlecht als es nur immer gehen wollte, holten wir aus einer kleinen Höhle die zum Gebrauch der Reisenden daselbst aufbewahrten Stücke. Ist der steile Fels, der vor uns emporstieg, einmal erklimmt, so hat man, bevor man nicht die ersten Haine von Chili vor sich sieht, keine Hoffnung mehr, festen Boden zu betreten. Die Führer wurden unentbehrlich, besonders der alte Pedro, der sich so mit den Bergen identificirt hat, daß weder seine Sprache noch seine Sitten irgend einem Volk mehr angehören. Er ist weder ein Chilese noch ein Cuyano, er ist der Mann der Cumbre, der Mann vom Gipfel der Anden. Wie viele Reisende, die jetzt über den ganzen Erdball zerstreut sind, hat er nicht schon in seinem Leben begleitet! Aber er überschreitet auch niemals die Gränzen der Cordillere, und schaut mitleidig auf die grünen Ebenen von Mendoza, auf die lachenden Thäler von Santa Rosa, als auf ruhige Gewässer herab, wo jeder sein eigener Lootse seyn kann. Nur in seinen steilen Bergen, wo man nur mit Mühe athmet, wo man so leicht sich verirren kann, ist ihm wohl; diese Schluchten und Abgründe kennt er von Kindheit an, da ist er in seinem Elemente.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem spanischen Bürgerkriege.

Ansichten meines Wirthes. — Der Hidalgo von Eybar. — Ein nächtlicher Angriff auf Bergara. — Märsche und Contremärsche der beiden Armeen. — Das Innere einer spanischen Stadt. — Hinrichtung eines carlistischen Werbers.

(Schluß.)

Der Verfasser schildert uns endlich noch das Innere von Tolosa, eine Skizze, die noch auf manche andere Provinzialstadt Spaniens anwenddar seyn möchte.

„In Tolosa ist die Gesellschaft, wenn man das Verdienst nach dem Range admißt, ganz vortrefflich, nach den Schilderungen eines hierüber sehr kompetenten Einwohners aber können die Edelleute des Orts keiner sonderlichen Erziehung sich rühmen. Unwissend und faul besteht ihre Hauptunterhaltung gewöhnlich darin, sich Abends nach einem vier bis fünfhundert Schritte westlich von der Stadt gelegenen Grasplatz zu begeben. Hier schöpft die schöne Welt beider Geschlechter frische Luft, wenn nämlich die Insurgenten dieß zugeben. Während meines Aufenthalts war dem nicht also, denn die blauen Mützen schlichen unaufhörlich um die Mauern her. Da begnügte man sich denn, die Nase auf die Balkons hinauszustecken, und auf Kosten der Vorübergehenden eine lobenswürdige Anlage zur Kritik zu üben, die freilich in den kleinen Städten aller Länder sehr gewöhnlich ist.

„Das schöne Geschlecht hat nichts Ausgezeichnetes: man findet eben so wenig zierliche Gestalten zu Tolosa als zu San Sebastian, und alle Ansprüche, welche die tolosanischen Damen mit Recht geltend machen können, beruhen auf einem niedlichen Fuß. Diesen ziemlich allgemeinen Vortheil tragen sie denn auch mit ungemessener Eitelkeit zur Schau. Man sieht sie stets mit der einen Hand auf das Gesims des Balkons gestützt, einen Fuß auf die untern Eisenstangen setzen, während der andere zum Vortheil der Zuschauer ziemlich frech hin und her geschwenkt wird.

„Die einzige wirklich schöne Frau, die ich sah, hielt einen Cigarrenladen, dem Hause Moullets, des ehemaligen französischen Dragoners, gegenüber. Sie hatte zwei Kinder, nannte sich Wittwe, und zeigte eine besondere Vorliebe fürs Militär, wahrscheinlich aus fortdauernder Achtung für die Manen ihrer gestorbenen Gatten. Vom Morgen bis zum Abend erhielt der Laden den processionsmäßigen Besuch der ganzen Garnison, vom bartlosen Tambour angefangen bis zum stickereibedeckten Kommandanten. Das freundlichste Lächeln gebührte, wie natürlich den Obersten, den Adjutanten und Hauptleuten; fehlten aber diese, so blieb auch noch etwas für die Sergeanten, Korporale und selbst für die Soldaten übrig, besonders wenn sie gut gebaut waren.

„Zwei Häuser weiter logirte eine andere, durch das Aufsehen, das sie in der Stadt machte, nicht minder wichtige Person, nämlich ein junger Offizier von 25 Jahren, der den seltsam glücklichen Unfall gehabt hatte, durch seine eigenen Leute kampfunfähig gemacht zu werden. Wenige Monate vor meiner Ankunft hatten die Rekruten, welche die Garnison der Stadt ausmachten, noch ziemlich spät Abends Befehl erhalten, einen Ausfall zu machen, und den Feind zurückzutreiben. Die Nacht war dunkel, und man ließ noch in der Stadt laden, da man jeden Augenblick erwartete mit dem Feinde handgemein zu werden. Der Hauptmann marschirte vor seinen Leuten her, erhielt einen Befehl von seinen Obern, und beeilte sich, ihn mit lauter Stimme seinen hinter ihm aufgestellten Soldaten zu verkündigen. Diese, durch die ihnen neue Lage aufgeregt, verstanden das Kommando falsch, und da sie gar nicht zweifelten, daß die Philister da, vor ihnen, stünden, so gaben sie mit einer bewundernswerthen Gleichzeitigkeit Feuer. Zum Glück für den Kapitän flogen von den 100 Kugeln 99 in die dunkle Nacht hinaus, und nur Eine traf ihn in den Schenkel. Als ich ihn sah, war er schon in völliger Rekonvalescenz, trug aber immer noch einen Verband um das Bein.

„Während des Morgens blieb er auf seinem Bette liegen, für alle unsichtbar, außer für einige glückliche Nachbarinnen, die ihn von ihren Fenstern aus sehen konnten. Genau um 1 Uhr hört dieß Monopol auf, da erscheint der Hauptmann in blinkender Uniform, eine Scharlachmütze schief aufs Ohr gesetzt, und auf zwei Krücken gestützt. Ein Korporal, gleichfalls in streuger Uniform, folgt ihm auf dem Fuße. Kaum ertönt das Thum! Thum! der Krücken auf der Treppe, so werden schon alle Fenstervorhänge wie durch Zauber aufgezogen, und Alles eilt auf die Balkone. Der erste Stock, der zweite, der dritte Stock, die ganze Façade des Hauses ist mit zärtlich bewegten Damen besetzt. Sobald die rothe Mütze der Schwelle des Hauses sich nähert, ertönt

*) Zwerchsäcke.

Digitized by Google

eine babylonische Verwirrung von Fragen, von Besorgnissen, von Glückwünschen. Sie hoffen, es werde besser gehen mit dem schönen Hauptmann, sie fürchten, es möchte schlechter gehen, sie freuen sich, ihn so wohl auf zu finden, sie sind untröstlich, daß er noch hinkt. Auf diesen ganzen Strom von Worten antwortet der Glückliche nichts, nicht eine Sylbe. Sollte er wohl fürchten, durch irgend einen Ton oder ein Wort einen unfreiwilligen Vorzug zu geben? Wie dem seyn mag, genug, er beobachtet ein hartnäckiges Stillschweigen, und begnügt sich bloß zu grüßen. Scharfsinniges Auskunftsmittel, um nicht seinen Ruf oder seine Zukunft zu kompromittiren."

Aber nicht bloß komische Scenen, auch Trauerspiele werden aufgeführt.

„Eben wollte ich mich ins Bett legen, als Moullet mich benachrichtigte, daß am folgenden Morgen ein Kaufmann der Stadt, welcher als carlistischer Werber angeklagt sey, erschossen werden solle. Drei Tage vorher hatte derselbe einen bei ihm einquartirten Korporal zu überreden gesucht, daß der Dienst bei Don Carlos vortheilhafter sey, als bei der Königin; der Korporal schien den Vorschlag anzunehmen, und versprach noch andere Leute aus der Kompagnie mitzunehmen. Abends stellte er auch wirklich dem carlistischen Werber drei Freiwillige vor, die mit ihm zu Don Carlos übergehen wollten, in der Nacht aber wurde dieser Unglückliche verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, und auf das Zeugniß des konstitutionellen Judas hin zum Tod verurtheilt.

„Fünf Minuten vor 7 Uhr Morgens zog die Garnison, den Kommandanten an der Spitze, unter einem Trauermarsche über die Brücke hinaus, zuerst die Veteranen, dann die Rekruten, und endlich die waffenlosen Invaliden. Zwei- bis dreihundert Leute, meist aus dem Volk mit einer guten Anzahl Frauen zogen hinaus zu dem traurigen Schauspiel. Doch fanden sich auch noch andere bei der Hinrichtung nicht minder betheiligte Zeugen ein. Die Höhe an der sich der Weg hinschlängelt, ist von der Stadtseite so steil und schroff, daß man nicht hinaufsteigen kann. Hier oben standen die Carlisten, die ohne ihrem Anhänger helfen, noch ihn rächen zu können, mit kläglicher Miene die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung anstarrten.

„Nach einer Viertelstunde hörte man den gedämpften Schall der Trommel, und bald erschien die Truppe, die den Gefangenen begleitete, auf der Brücke. Es waren zwanzig Mann zwischen denen er einherging, während ihn ein gemeiner Soldat an einem um seine Arme gebundenen Stricke festhielt. Zu beiden Seiten schritten Priester in ihrer Amtstracht. Ich kann den unglücklichen jungen Mann von 27 Jahren nicht vergessen: er hatte eine breite Brust, starke Schultern und schöne Züge; sein lebhaftes Auge über der Adlernase und sein zusammengekniffener Mund drückten Entschlossenheit und eine gewisse Verachtung seiner Umgebung aus. Auch schritt keiner seiner Eskorte mit so festem Schritt einher. Sein Gesicht war bleich, dieß darf aber in Spanien nicht auffallen, wo das Temperament selten einen andern Teint zuläßt. Er trug die carlistischen Farben, blaue Mütze, runde blaue Weste und blaue Tuchhosen. Unnütz waren die Ermahnungen des alten Priesters, er hörte sie kaum an: trotz seiner ärmlichen Kleidung und trotz der Stricke die ihn fesselten, behielt er doch einen imponirenden Ausdruck. Als man dem zur Hinrichtung bestimmten Platze sich näherte, verdoppelte der Priester seine Ermahnungen, aber immer umsonst. Indeß nahm der Gefangene einen Becher Wein, den man ihm bot, tauchte ein Stück Brod hinein, hob es empor, und rief, indem er zwei Schritte vorwärts trat, als brächte er einen Toast aus: Viva Carlos el Rey! dann bat er die Zuschauer ihn in ihren Gebeten nicht zu vergessen, und schritt nun fest und entschlossen auf den bereit gehaltenen Stuhl zu, wo man ihm aufs Neue die Hände auf den Rücken schnürte und die Augen verband.

„Indeß hatten die Soldaten sich sieben Fuß von dem Stuhle aufgestellt, der Offizier gab mit dem Schnupftuch das Zeichen, und die erste Reihe gab Feuer: der Unglückliche starb ohne einen Laut von sich zu geben. eine Kugel hatte ihm die Hirnschale zerschmettert. Kaum zwei Minuten später erschienen vier Greise, von denen der jüngste und flinkste als Memento Mori dienen konnte, und trugen auf einer Tragbahre einen kleinen, roh gearbeiteten Sarg. Man warf den Leichnam hinein, und die schwachen Träger entfernten sich schwankend unter der ungewohnten Last.

„Mit der Leiche verschwand auch die schmerzliche Bewegung, die sich der Zuschauer bemächtigt hatte. Während der Hinrichtung waren sie ernst, schweigsam und ruhig, kaum war aber der Sarg ihnen aus dem Gesichte, so wandte sich jeder zu seinem Nachbar, um seine Bemerkungen über das Ereigniß zu machen, anfangs leise, dann immer lauter, und nach fünf Minuten zogen sie alle an mir vorüber, lachend, scherzend, munter und sorglos, als kämen sie von einem Jahrmarkt oder einem Stiergefecht zurück. So ist es allenthalben, die Todten sind so bald vergessen! Dabei fiel mir immer Don Quichot's Ableben ein. Kaum war der arme Ritter von der Mancha in seinem Grabtuch erkaltet, so ging auch schon Alles in seinem Hause wieder auf die gewöhnlichste Weise seinen Gang. Die Haushälterin aß, die Nichte trank, und Sancho pflegte seinen Bauch."

Mit einem Tode gehen gewöhnlich die Damen aus, und so auch die Tour unsers Reisenden. Der Krieg ist sehr amusant, so lange er kein Blut kostet, auf dem Paradeplatz, auf dem Marsfeld. Auch dann gehts noch, wenn der Feind nur ein Phantom ist, wie in den Defiléen von Guipuzcoa, so weit wenigstens unser Reisender kam, der wie es scheint den Feind nie von Angesicht zu Angesicht sah. Wenn aber das Blut die Felder und Straßen befleckt, dann mischt man sich nicht gern darein, man müßte denn ein besonderes Interesse daran haben. Unser Reisender, den Rodil ohne weiteres für einen Spion nahm, sagt uns nicht, ob die Hinrichtung des carlistischen Werbers etwa heilsame Betrachtungen in ihm erweckt habe. Gewiß ist aber, daß er ohne Verzug nach San Sebastian und dann nach Bayonne ging, von wo er mit heiler Haut in London anlangte.

Makintosh's Meinung
über die Zukunft Botany-Bais.

Der genannte Staatsmann äußerte sich in einem Briefe an einen seiner Freunde hierüber folgendermaßen: „Ich versichere Sie, daß nach

Digitized by Google

einer Parlamentsstelle, zu der von Jugend auf mein Ehrgeiz sich hinneigte, ich am liebsten als Gesetzgeber von Botany-Bai auftreten würde. Wenn ich durch Erziehung und Unterricht wenigstens die Kinder der Verbrecher aus der Rohheit und Barbarei herausreißen könnte, so würde ich dieß als einen Beruf ansehen, dem ich willig den größern Rest meines Lebens opfern würde. Wäre ich Gouverneur und Oberrichter, würde ich von England aus unterstützt mit hinreichenden Truppen, mit guten Schulmeistern und guten irischen Priestern für die transportirten Irelander, und guten Methodisten für die übrigen, so würde ich mich freudig der Arbeit unterziehen, Gesetzlichkeit und Moralität in jenem unglücklichen Lande einzuführen, und ihr eine passende Einrichtung als Straftolonie zu geben, die sie in Stand setzen könnte, einst ein großes und reiches Gemeindewesen zu werden. Geschieht nicht etwas der Art, so wage ich die Voraussagung, daß Botany-Bai, das dennoch groß und volkreich werden muß, in 50 Jahren die größte Pest auf Erden werden wird, eine Gesellschaft von Spitzbuben, die das Joch Englands abschütteln, und bei der großen Entfernung, die ihre Bezwingung fast unmöglich machen muß, eine Seeräuberrepublik bilden werden, wie nie eine die Meere unsicher machte. England bereitet sich durch die Bildung eines solchen Gemeinwesens nicht nur einstige Eroberer Indiens, sondern Feinde gegen sich selbst und die Menschheit." Bemerkenswerth ist, daß neuerdings sich in jenem Meere einige Seeräuber gezeigt haben, die man für entflohene Verbrecher hält.

Chronik der Reisen.

George Earls Reise nach der Westküste von Borneo im Jahre 1834.

(Schluß.)

Auf der nordwestlichen Küste von Borneo gibt es ein anderes Volk, die Lanunen, die eine Art Seezigeuner sind, da sie ausschließend auf dem Wasser leben in Fahrzeugen von dreißig bis vierzig Tonnen Gehalt. Während der südwestlichen Passatwinde schwärmen sie in kleinen Flotten über das ganze Meer, natürlich zu keinem andern Zweck, als um Seeräuberei zu treiben. Sie greifen da jedes Schiff an, was sie glauben übermannen zu können, jedoch nur, wenn sie eine zehnfache Mehrzahl für sich haben.

Da die Haupteinnahme der Holländer in Sambas aus dem angemaßten Alleinhandel mit Salz besteht, welches sie von der Insel Madura einführen, und Goldstaub und Diamanten die einzigen Exportartikel sind, Herr Earl aber den erstern nicht beeinträchtigen und letztern in Tausch gegen seine Waaren annehmen wollte, so erhielt er, obgleich nicht ohne viele Mühe, vom Residenten endlich die Erlaubniß, den Rest seiner in Sinkawan gelassenen Ladung verkaufen zu dürfen, reiste deßhalb unterm 15 April dahin ab und kam daselbst am 18 an. Sein erster Gang war natürlich nach dem Hofhause, wo er einen vom Gouverneur von Montrado inzwischen für ihn eingelaufenen Brief vorfand, in welchem ihn dieser zum Behuf der Besprechung eines Handelplans um seinen Besuch bat. Die Freude, welche diese Einladung Herrn Earl machte, wurde noch bedeutend durch die Hoffnung erhöht, zu den Goldminen zugelassen zu werden, und er reiste daher, nur von wenigen begleitet, schon am folgenden Morgen bei Tagesanbruch nach Montrado ab. Sie waren ungefähr acht Meilen gegangen, als sie in eine Stadt kamen, wo sie frühstückten und alle Menschen sie mit so viel Ausdruck von Erstaunen ansahen, daß Herr Earl vermuthet, wenige von ihnen hätten je vorher einen Europäer gesehen. Ein paar Meilen jenseits der Stadt führte ihr Weg durch mehrere Gräben, die beiläufig drei Fuß breit, von drei bis fünfzehn Fuß tief, und, wie man ihnen sagte, verlassene Goldgruben waren. Der Boden sah hier roth und schien sehr dürftig, wiewohl kulturfähig. Nachdem sie einen weitern Weg von vielleicht sechs Meilen durch ähnliche Gruben zurückgelegt hatten, kamen sie nach Montrado, einer Stadt mit einer einzigen, ungefähr dreiviertel Meile langen Straße. Das Haus des Gouverneurs lag in einiger Entfernung und Herr Earl wurde daselbst sehr artig aufgenommen. Er benutzte unter Anderem die Gelegenheit, sich mit den Institutionen bekannt zu machen. Die Regierungsform ist streng republikanisch und die Gleichheit aller Stände so groß, daß der entschiedenste Gleichmacher damit zufrieden seyn wird. Das Land ist nämlich in Distrikte getheilt, von denen jeder seine Repräsentanten hat, die von den männlichen Einwohnern gewählt werden, gleichviel ob reich oder arm. Die Repräsentanten heißen Cuensis. Sie sind in ihren Wahlbezirken die Handhaber der Justiz und wählen ihrerseits den Gouverneur, der nun, ihre Aufsicht abgerechnet, unumschränkter Herrscher ist.

Die jetzt unter Bau befindlichen Goldminen liegen ungefähr vier Meilen östlich von Montrado. Ihre Adern sind sehr schwach und laufen fast unmittelbar unter einer dünnen Erdschichte zu Tage. Die das Metall enthaltende Erde wird sorgfältig in Körbe gesammelt und so zur Wäsche gebracht. Das Waschen selbst findet nur in der trocknen Jahreszeit statt und beschäftigt dann fast die ganze männliche Bevölkerung. Die Manipulation besteht darin, daß die Erzerde in einen tiefen hölzernen Trog geschüttet und ein starker Wasserstrom darüber weggetrieben, sie dann in kleinere Gefäße gebracht und hier gleichmäßig gewaschen, und damit so lange fortgefahren wird, bis die zu Boden sinkenden Goldkörner rein vorliegen. Im Laufe dieser Operation rauchen die Wäscher eine enorme Quantität Opium. Herr Earl sah sie in bedeutender Anzahl auf einer zu dem Ende errichteten Plattform liegen und ihr Opium aus Bambusröhren schmauchen, während Andere, die ihre Schwelgerei bereits beendigt hatten, sich in einem scheinbar nicht beneidenswerthen Mittelzustande von Wachen und Schlafen befanden. Wie man unserem Reisenden erzählte, wird das gewonnene Gold folgendermoßen vertheilt. Ein Viertel erhalten der Gouverneur und die Cuensis zu Bestreitung der Regierungskosten. Das übrige gehört zu zwei Dritteln den Wäschern und zu einem Drittel den beim Graben der Erzerde angestellten Arbeitern. Im Allgemeinen aber fällt das Gold in die Hände der Kaufleute und Opiumhändler, die noch vor der Wäsche die betreffenden Antheile auf Spekulation zu kaufen pflegen und davon meist einen ungeheuern Gewinn ziehen, obgleich sie allerdings auch bisweilen dabei verlieren. Das Gold ist gewöhnlich in Körnern, so fein wie Sand. Nach völliger Reinigung wird es in Packetchen gethan, die Tials heißen, und der papierne Umschlag gestempelt. Die auf Verfälschung des so gezeichneten Goldstaubes oder auf Nachmachen des Stempels gesetzte Strafe ist keine geringere als Abhauen der rechten Hand und wird sofort nach der Ueberführung vollstreckt.

Die Diamantgruben ließ Herr Earl unbesucht, theils wegen ihrer zu großen Entfernung, theils und hauptsächlich, weil man ihm versicherte, daß die Adern ganz dieselben wären und in gleicher Tiefe lägen wie bei den Goldminen. Er sah jedoch viele Diamanten in dem Zustande, in welchem sie aus den Gruben kommen. Sie waren mit einer harten thonartigen Rinde überzogen, so daß ein Unkundiger sie für nichts als schlechte rothe Steine halten und in ihrem Kern nie den Edelstein vermuthen würde.

Was Herr Earl zu Montrado vergebens suchte, war ein Tempel oder sonst ein religiösen Uebungen bestimmtes Gebäude, gewiß um so auffallender, da die Einwohner ihre Idole haben. Nach mehrtägigem Aufenthalte kehrte er nach Sinkawan zurück, wo es ihm zwar gelang, den größten Theil seiner Ladung, vorzüglich das Opium, gegen Goldstaub umzusetzen, er aber von den chinesischen Händlern um den Werth von fünfhundert Realen betrogen wurde, — ein Schicksal, über welches man sich nicht wundern darf, da die Chinesen es bekanntlich nicht für unrecht achten, sich gegenseitig sowohl im Handel als im Spiel zu übervortheilen und zu betrügen. Herr Earl fühlte jedoch keine Lust, sich der vereinigten Betrügerei der Chinesen und Malayen Preis zu geben, und ging daher wieder nach Singapur unter Segel, wo er am 13 Mai, also nach einer Abwesenheit von zwei Monaten und zwei Wochen, glücklich und wohlbehalten ankam.

Die ostindische Regierung hat jetzt bestimmten Befehl gegeben, bei allen Rechnungen die persische Sprache abzuschaffen, und sie nur englisch einzusenden. Dadurch wird eine große Ersparniß erreicht, da die Rechnungen auch jetzt schon englisch geführt werden mußten, um an den Generalgouverneur und die Direktoren gesendet zu werden; die überflüssigen Duplikate fallen somit weg.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 249. 6 September 1835.

Französische Literatur.

Die Verhaftung von Madame, von Simon Deutz.

Cartouche und Vidocq haben Memoiren geschrieben, warum nicht auch Simon Deutz?

Diese Frage könnte vielleicht jemanden einfallen bei dem unverschämten Lebenszeichen des Verräthers der Herzogin von Berry; sie wäre ungegründet. Cartouche ist voll Poesie und Reiz und Vidocq erscheint als ein seltenes Muster menschlicher Verschlagenheit, als ein großer Mann neben Deutz, dem nichtswürdigen, schmutzigen und nackten Verkäufer seiner Wohlthäterin.

Deutz hat die Herzogin von Berry an den Minister Thiers ausgeliefert, dieser Handel ist nicht umsonst geschlossen worden, dieß liegt in der Natur der Sache, und die Summe sogar des Verkaufes ist genannt worden. Diese Thatsachen haben seit drei Jahren in der Ueberzeugung Aller gelebt, und alle Meinungen, ohne Unterschied, waren einstimmig in ihrem Abscheu gegen eine That, welche die Menschheit entehrt und den Europäer unter die Wilden der amerikanischen Wälder setzt.

Nach drei Jahren fällt es Deutz ein, seine Großthat dem Publikum in literarischer Form vorzulegen, nach drei Jahren wird dem Publikum erzählt, daß es seither im gröbsten Irrthume gelebt und den Verfasser der Schrift verleumdet habe. Deutz ist ein Ehrenmann, ein warmer Patriot, ein uneigennütziger Held, ein Märtyrer seiner Anhänglichkeit an das Vaterland, der die Gefühle der Freundschaft den größern Pflichten der Menschlichkeit und des Patriotismus geopfert, und die Herzogin aus dem einzigen Grunde verrathen hat, um Frankreich von den Gräueln des bürgerlichen Krieges zu retten. Geld hat Deutz niemals empfangen, und Herr Thiers, auf den Simon Deutz eine besondere Sorgfalt verwendet, dünkt ihm ein kleiner Gott; klein auf jeden Fall. Deutz hat wohlgethan sich so viele Mühe um den Liebling Louis Philipps zu geben, dem Nothbedürftigsten von Allen muß man eine helfende Hand reichen. Schöne Gesellschaft übrigens und ein sauberer „guter Name," den ein Simon Deutz beurkundet.

Glaube übrigens niemand, daß die Thatsache der Schrift von Deutz an sich schon so auffallend sey, daß nichts Befremdenderes nachkommen könne: der Inhalt läßt diese Thatsache weit hinter sich zurück; ich war eine Zeit lang in Zweifel, ob nicht etwa ein falscher, ein sehr falscher Freund dieses Faktum veröffentlicht habe, um darzuthun, wie so ganz elend und ohne alle Entschuldigung der Verrath von Deutz sey.

Das Beginnen von Deutz war nicht etwa die Sache einer augenblicklichen Aufregung, eine Uebereilung aus Scheingründen, eine rasche That, welche der Thäter im entscheidenden Augenblick nicht mehr verhindern konnte. Deutz kam mit der wohl ausgedachten und weithin überlegten Absicht nach Paris, dem Minister die Verhaftung der Herzogin möglich zu machen, und ihm dabei als Judas Ischariot zum verrätherischen Werkzeuge zu dienen. Nachdem Herr Thiers das Erbieten angenommen hatte, und alle Maßregeln getroffen waren, reiste Deutz von Paris ab, gleichzeitig mit ihm ein vertrauter Sbirre der Polizei, welcher mit seiner größern Taktik und Erfahrung der etwaigen Neuheit und Ungewandtheit von Deutz zu Hülfe kommen sollte.

Nicht ohne Empörung kann man lesen, in der eigenen Schrift von Deutz, mit welcher unbefangenen, heitern und vertrauensvollen Freundschaft die Herzogin diesen Elenden empfangen und mit Güte überhäuft hat, trotz der Warnungen ihrer Freunde, trotz einer dringenden Anzeige, welche gleichzeitig mit dem Verhaftbefehl von Paris zu Nantes ankam, und die als ihren Verräther ganz deutlich Deutz beschrieb. Diesen Brief hatte Deutz, nicht wissend welches Inhaltes er wäre, der Herzogin überbracht, diese las ihn, und theilte dem Elenden den Inhalt mit, ohne Arg, ohne Verdacht und einen Verrath von Deutz gegen sie für unmöglich haltend. Solche Besuche hat Deutz mehrere bei der Herzogin gemacht, noch war die Sache unbegonnen, und Deutz konnte zurücktreten; ein erster Besuch, welcher Deutz auf sein Verlangen gestattet wurde, war ohne Erfolg geblieben, die Mannschaft und der Polizeiagent, welche dem Ueberlieferer folgten, hatten in der Dunkelheit seine Spur verloren. Deutz ließ sich durch diesen Wink des Schicksals nicht irre machen, — sein Patriotismus war so groß! er erlangte eine zweite Audienz, und während ihm die Herzogin sagte: on m'avertit d'être sur mes gardes contre un traitre, ce n'est pas vous, mon cher ami? ließ er seine Häscher vor das Haus rücken und vollbrachte die Schandthat. Er konnte sie zurückhalten, er wollte es nicht. Und das ist, was Deutz seine Rechtfertigung nennt, und das ist, was er dem großen Publikum selbst erzählt. Gutes Publikum, mögen

Digitized by Google

Dir die schmackhaften, derb gewürzten Gerichte nie abgehen, Dir, das Du so gut verdaust!

Und dennoch gibt es einen verächtlichern als Deutz, das ist der Mann, welcher zur Publikation dieser Schrift sein Talent und seinen Namen hergeliehen hat, der sich den Schein gibt, als erfülle er mit diesem Sünderdienste und ohne Zweifel für Sünderlohn, eine Gewissenspflicht, eine Ehrenrettung eines unschuldig Verunglimpften. Dieser Mann ist Advokat in Paris und sein Name Moulin. Edles Barreau, würdige Zunft des Wortkrams, gibt es denn keinen Unflath, unfläthig genug, um nicht in deiner Pfütze eine gastliche Stelle, eine schirmende Brüderlichkeit zu finden?

Ein Zug über die Anden im Winter.

(Fortsetzung.)

Wir befanden uns jetzt schon so hoch über dem Fluß, daß das gewaltige Brausen seiner Wogen nur wie ein schwaches Echo zu unsern Ohren drang. Der von der Höhe des Gebirgs herabgefallene Schnee bildet hie und da weithin der Böschung eines Grabens ähnliche Anhöhen; der stark abhängige Boden machte unsern Weg immer schwieriger; bei jedem Schritt glitschen wir auf dem unter dem Schnee liegenden holperigen Eise aus, und schon theilte sich unsre kleine Truppe in eine Vorhut, in das Hauptkorps und in die Nachhut. Die letztere bestand aus zwei jungen Bergleuten aus dem Thal San Juan, die nach Coquimbo gingen um Arbeit zu suchen, und die unser Gepäck trugen.

Unser Nachtlager sollte in der Cueva del Pellon rajado aufgeschlagen werden, wo während eines der furchtbarsten Orkane des Monats Junius zwei Menschen vor Hunger und Kälte umgekommen waren. Diese Geschichte, die von meinen Reisegefährten sehr umständlich besprochen wurde, war eben nicht geeignet den sinkenden Muth eines Europäers zu beleben. Wir suchten indeß vergebens den Eingang zu der unheimlichen Höhle; die Felsen waren zusammengestürzt, sie war nicht mehr. Also hatte diese verwünschte Cueva die Opfer, die sie so schlecht schirmte, nicht lange überlebt. Binnen wenigen Jahren wird die Geschichte von dem Tode jener beiden Reisenden den zahllosen Legenden der Cordillere einverleibt seyn; die Schatten der Unglücklichen werden zwischen den Trümmern der Grotte wandeln, und die Vorübergehenden um Gebete anflehen.

Mit gesunkenem Muthe unsern Weg fortsetzend, rutschten wir fast auf den Knien einen zuckerhutförmigen Hügel hinan, den man für ganz aus Schnee gebildet hätte halten können, und wo sich eine andere Höhle befindet. Es war Nacht; alle Feuerzeuge wurden zugleich in Bewegung gesetzt, denn es galt jetzt wer zuerst das trockene, vielleicht seit einem Jahr hier aufgehäuft liegende Reisig in Brand stecken würde. Wir hatten der Ruhe höchst nöthig; unsre Hände waren starr, die Füße feucht und kalt; binnen zwei Minuten strudelte das Wasser und mit innigem Behagen schlürften wir den Maté. Dieser Genuß ist ein Mittelding zwischen Trinken und Rauchen; bei uns würde man den Maté freilich nicht zu schätzen wissen, aber wenn man den ganzen Tag mühselig zwischen den Bergen im Schnee gewate[illegible] hat, wenn man zu müde ist um noch essen, und zu erschöpft, um auf den Puchero warten zu können, dann stärkt dieses Getränk, langsam geschlürft, nach und nach den erschlafften Magen; die von großer Ermüdung glühende Brust athmet allmählich freier und man fühlt sich wie neu geboren. Um das knisternde Feuer gekauert, den Kopf in die Hände, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, überläßt man sich seinen Gedanken, und mit etwas Wasser, das man von Zeit zu Zeit in die Kalebasse nachgießt, verlängert man diese unschädliche Trunkenheit nach Belieben. Die Bewohner dieser Gegenden ersetzen durch dieses unschätzbare Kraut den Kaffee, den Thee und das Opium; bei einem Mateeito können sie Alles entbehren und Hunger und Durst überwinden.

Während dieser Zeit briet der Charque auf der Glut, und das Gepäck wurde in der engen Grotte, wo wir kaum Raum fanden uns Alle auf den Boden zu strecken, symmetrisch aufgeschichtet. Wer uns so, abenteuerlich gekleidet wie wir waren, mit unsern langen Messern an einem Stück trocknen zähen Fleisches hätte herumschneiden sehen, würde uns in diesen unzugänglichen Felsen für Räuber gehalten haben, die die Beute des Tags hier in Sicherheit bringen. Ich, als der einzige Europäer unter diesen mehr oder minder mit einer solchen Lebensweise vertrauten Menschen, fühlte mich hier sehr einsam. Niemand hatte ich mit dem ich sprechen konnte, und von jenen vertraulichen Herzensergießungen, bei denen es sich so sanft einschläft, war keine Rede. Der Kourier allein schien gut und zuthätig zu seyn; sein Gesicht drückte die ganze Resignation eines Menschen aus, der sich den beschwerlichsten und gefährlichsten Arbeiten widmet, um eine zahlreiche Familie zu erhalten.

Hier hatten wir zwar weder Salteadores noch Montoneros zu fürchten, dagegen aber störte eine andere Besorgniß unsre Ruhe. Die Grotte schien noch fest genug zu seyn, und es war kein Anschein eines plötzlichen Einsturzes vorhanden, aber dennoch lösten sich kleine Steine so häufig ab, daß sie uns oft ins Gesicht fielen, und uns aus dem Schlafe aufschreckten.

Die Leute, welche gewohnt sind in freier Luft zu schlafen, haben, gleich den Pferden, jenen wunderbaren Instinkt, der sie schon eine Stunde vor Sonnenaufgang ermuntert. Auch Pedro war nicht der Mann sich von der Sonne wecken zu lassen. Als es hell genug war um die Reise antreten zu können, waren wir schon genau so bepackt und ausgerüstet, wie am Tage zuvor. Mächtige Condors, von dem Geruch unsers Mahls angelockt, schwebten von den steilsten Spitzen der großen Gebirgskette herab, und stellten sich auf die nächsten Berge auf die Lauer. Ihre gewaltigen Schwingen erschienen im Zwielicht noch größer; einen weiten, weiten Kreis beschreibend, dessen Mittelpunkt wir waren, folgten sie uns, als ob sie uns für eine sichere Beute hielten; dieß erinnerte uns an das unvermeidliche Schicksal derer, welche die andere Seite der Anden nicht [illegible] vermögen.

Eine Heerde von mehreren [illegible] in der Ferne. Diese Thiere [illegible] in die Niederungen herab[illegible] aber hatten allem A[illegible] ein [illegible]cht, das der[illegible] auch mehr [illegible] die

Heerde zu zwei und drei Köpfen hoch zu defiliren, wobei sie einen Raum von mehr als einer Meile einnahm, und sich gleich dem Seil eines Senkbleis abrollte, das in die Tiefe gelassen wird. Nur einer schlug den entgegengesetzten Weg ein, und kam mit hoch gehaltenem Kopf auf uns zu, da er wahrscheinlich den Feind witterte, den er nicht unterscheiden konnte. Wir theilten uns, um ihn einzuschließen und ihn zu zwingen sich in den Fluß zu stürzen, als er plötzlich einsank, und zwischen den Dornen eines Strauchs hängen blieb, dessen Zweige den Schnee bis zu einer gewissen Höhe emporgehalten und so eine förmliche Falle gebildet hatten. Ich fing an zu laufen, aber zwei große Steine verbargen mir eine ähnliche Falle; ich stürzte tüchtig auf die Knie und der Guanaco rettete sich auf Wegen wohin ihm keiner von uns zu folgen vermochte, während meine Gefährten mir aus dem Loch heraushalfen in dem ich lag. Solche Unfälle kamen häufig vor, und trugen nicht wenig dazu bei, unsere Reise aufzuhalten.

Die Sonne kam endlich gerade in dem Augenblick zum Vorschein, als wir uns vor einer neuen Schlucht befanden, linker Hand von jenem hohen, stets mit Schnee bedeckten vulkanischen Gebirge begränzt, das ich so oft von meinem Fenster aus betrachtet hatte. Dieß ist die höchste Spitze der Cordillere in dieser Gegend; ihr Gipfel ist um mehrere hundert Fuß höher als der des Pik's von Teneriffa, und noch kein Mensch hat es gewagt ihn zu besteigen. Man schreibt ihm die sehr häufigen Erdbeben zu, von denen die Kirchen von Mendoza die Spuren tragen. Wenn der Mond über dem Vulkan schwebt, so wird seine Vorderseite auf mehr als sechszig Stunden von der Seite der Pampas her sichtbar, und der Bewohner von Rio Quinto sieht ihn über die niedere Sierra von San Luis emporragen, während er den verirrten Seefahrern, die von Fels zu Fels den Hafen von Valparaiso suchen, als Leuchtthurm dient. Diese riesenhafte weiße Masse hatten wir etwa sechs Stunden gegen Osten vor uns, und wir konnten aus seiner Nähe auf die Höhe schließen, in der wir uns bereits befanden.

Die tausende, die phantastischsten und bizarrsten Gestalten bildenden Schnee- und Eismassen glänzten in den Sonnenstrahlen gleich Diamanten; der Schatten der kolossalen Kuppel fiel zwischen die beiden Gebirgsreihen herein, die sich von selbst zu öffnen schienen, um die Bergreihen in seiner ganzen Herrlichkeit bewundern zu lassen. In diesen tiefen, düstern und unbewohnten Schluchten, wohin vielleicht selbst der Indianer niemals gekommen ist, aus denen das dumpfe Geräusch der Lavinen den Wanderer erschreckt, wo die Wolken am Abend sich niedersenken, um mit dem ersten Licht des Tages sich wieder zu zerstreuen, zog eine Heerde von Gemsen der Anden vorüber, die auf der unermeßlichen Fläche wie gelbe, kaum bemerkbare Punkte aussahen. Unser Weg wendete sich jetzt rechts gegen ein ähnliches nur noch zerrissneres Thal. Der alte Führer hielt jetzt an, stützte seine [illegible] auf seinen [illegible] und fing an wenigstens fünf Minuten lang [illegible] Weise zu blasen, als ob er alle Luft seiner [illegible] dann zeigte er mit dem Finger auf [illegible] Backsteinen mit einem kleinen Thurm, [illegible] entfernt seyn mochte, und dieß war

[illegible]gt.)

Etwas Neues von Shakspeare.

Stevens, der berühmte Kommentator des unsterblichen Dichters, hat vor längerer Zeit behauptet, Alles, was mit einiger Zuverlässigkeit von Shakspeare bekannt sey, bestehe darin, daß er zu Stratford-upon-Avon geboren, sich dort verheirathet und Kinder gezeugt, nach London gegangen und daselbst Schauspieler geworden, Gedichte und Spiele geschrieben, nach Stratford zurückgekehrt, sein Testament gemacht, gestorben und begraben worden sey. So wahr dieß im Ganzen ist, so ist doch auch eben so wahr, daß es unter allen berühmten Zeitgenossen Shakspeare's kaum Einen gibt, von dessen Leben wir mehr wissen, und wenn daher jede neue Aufklärung unsern Dank verdient, so schulden wir diesem ganz besonders Collier*) unermüdeten Forschungen. Die neu gegebenen Thatsachen gründen sich auf handschriftliche Papiere des Lord Ellesmere, der unter Elisabeth Großsiegelbewahrer und unter Jakob I Lordkanzler war. Sie haben sich in Bridgewater-House, dem Eigenthume des Lord Francis Egerton, unversehrt vorgefunden, und Collier ist der Erste, der davon, mit Erlaubniß des Besitzers, öffentlichen Gebrauch gemacht hat. Denn obgleich ein Geistlicher, Namens Todd, schon vor ihm das Ordnen der Dokumente und Briefschaften begonnen, so hat doch nicht dieß bloß keine weitere literarische Frucht getragen, sondern es entdeckte sich auch, daß zusammengeschnürte Bündel von Papieren, die vom Jahre 1581, wo Lord Ellesmere Sollicitorgeneral war, bis auf das Jahr 1616 reichen, wo er seine Stelle als Lordkanzler niederlegte, von Todd völlig übergangen, ja es ist sogar deutlich, daß mehrere derselben nicht geöffnet worden sind, seit Lord Ellesmere sie vielleicht mit eigener Hand zusammengebunden hat. Gerade diese Bündel aber gewährten Collier die reichste Ernte.

Um die erste der neuen Entdeckungen vom richtigen Standpunkte aus zu beurtheilen, muß der Leser in die Zeit zurückgehen, wo in England das Drama anfing, auf regelmäßigen Theatern vorgestellt zu werden. Die ältesten Theater dürften zwei in Shoreditch seyn, die unter den Namen „das Theater" und „der Vorhang" allem Vermuthen nach um das Jahr 1570 erbaut worden sind. Das älteste Theater in London, Blackfriars Spielhaus — wo Shakspeare's Stücke während des Winters gegeben wurden, indem die Vorstellungen in dem dachlosen Globe sich natürlich auf die andern drei Jahreszeiten beschränken mußten — datirt sich von 1576. Veranlassung zum Begründen dieses Hauses gab das vom Lordmayor, von den Aldermen und dem Gemeinenrathe wiederholte Verbot aller theatralischen Vorstellungen innerhalb der City, an deren unmittelbarer Gränze nun Blackfriars sich erhob. Bekannt ist, daß Shakspeare im Jahre 1586 oder 1587 in der Absicht nach London ging, sich der auf Blackfriars spielenden Gesellschaft anzuschließen; aber obgleich man weiß, daß er nicht vor 1590 oder 1591 angefangen hat für die Bühne zu schreiben — und auch da nur durch Umarbeiten alter Stücke — so ist doch sein Name in Verbindung mit Blackfriars-Theater bis jetzt nicht über 1596 zurück aufzufinden gewesen. Eine nun von Collier entdeckte handschriftliche Nachricht nennt Shakspeare's Namen in der Liste der Theilhaber an Blackfriars-Theater sieben Jahre früher, und beweist folglich, daß Shakspeare nicht bloß schon zwei Jahre nach seiner Ankunft in London mit jenem Theater in Verbindung gestanden, sondern daß er es auch bereits 1589 in seiner Kunst weit genug gebracht hatte, um mit fünfzehn andern als Theilhaber auftreten zu können. Je unwidersprechbarer dieser Umstand aus dem fraglichen Manuskripte, einem solches besagenden an Lord Ellesmere gelangten Certifikate sich ergibt, um so weniger kann nunmehr die Erzählung noch für wahr gelten, daß Shakspeare seine künstlerische und dichterische Laufbahn damit begonnen habe, Pferde in die Schwemme zu reiten und vor der Thüre des Theaters zu halten. Denn wäre dieß der Fall gewesen, so würde Shakspeare zwar immer Shakspeare bleiben, es stände aber nicht zu vermuthen, daß er sich bei diesem Gewerbe im Laufe von zwei Jahren so viel Geld und Ansehen erworben hätte, um ein Theilhaber an Blackfriars-Theater werden zu können. Unter den sechzehn Gesellschaftsmitgliedern, welche jenes Certifikat namentlich nennt, ist Shakspeare der zweifte, und von den übrigen fünfzehn sind bereits folgende als Kunstgenossen von ihm bekannt: Thomas Greene, aus Stratford-upon-Avon gebürtig, und viel-

*) Dieser hat eine Geschichte der englischen dramatischen Poesie geschrieben.

nicht wegen dieser landsmannschaftlichen Beziehung zu Shakspeare von Malone für denjenigen gehalten, der Shakspeare auf die Bühne gebracht habe, — John Taylor, wahrscheinlich Vater von Joseph Taylor, eines unter Jakob I berühmten Schauspielers. — Anthony Wadeson, dessen Name als Dichter zwar anderwärts, hier aber zum erstenmal als Schauspieler vorkommt, — Thomas Pope, Nicholas Towley, William Kempe, Robert Armyn und George Peele, der dramatische Dichter; — Alles ein weiterer Beweis für die Authenticität des in Frage befangenen Certifikats, und für die Richtigkeit der Annahme, daß derjenige, der im Jahre 1589 der Zwölfte in dieser Liste war, der Gesellschaft vor 1589 beigetreten seyn müsse. Finden wir nun in einem ähnlichen Verzeichnisse aus dem Jahre 1596 Shakspeare's Namen unter acht Gesellschaftsmitgliedern als den fünften, und in dem neuen von Jakob I bei seiner Thronbesteigung gewährten Patente von 1605 als den zweiten, so kann es vollends keinem Zweifel unterliegen, daß Shakspeare in der Gesellschaft von unten hinauf rückte, und er daher, um im Jahre 1589 unter sechszehn der Zwölfte seyn zu können, auch einmal der Letzte, der jüngst Hinzugetretene gewesen seyn muß. Das Verhältniß der spätern Steigerung macht es deßhalb mehr als wahrscheinlich, daß er wenigstens kurz, wenn nicht unmittelbar nach seiner Ankunft in London Mitglied der Blackfriars-Gesellschaft geworden ist.

Eine andere von Collier gemachte Entdeckung wirft ein neues und helles Licht auf einen Gegenstand, der ganz besonders in unserer gegenwärtigen, Geld und nur Geld liebenden, Alles nach Geld und nur nach Geld berechnenden Zeit interessant gefunden werden wird, — sie beantwortet die Frage, wie viel Shakspeare, der arm nach London kam, fünf Jahre, ehe er es verließ, um in seine Geburtsstadt heimzukehren und dort in Ruhe von den Früchten seines Talents und Fleißes zu leben, — was bekanntlich im Jahre 1612 oder 1613 geschah, — sich an Geld und Gut erworben haben mag? Ich darf hier den Leser an das oben erwähnte Verbot theatralischer Vorstellungen in den Gränzen der City und daran erinnern, daß dieses Verbot den Grundstein zu Blackfriars-Spielhause legte. Der Lordmayor war über das, seinem Befehle geschlagene Schnippchen um so ungehaltener, je unmittelbarer Blackfriars an seinen Gerichtsbezirk gränzte, je weniger die dortigen Mimen ihn mit Spott verschonten und je zahlreicher die Insassen der City das neue Theater besuchten. Er sparte daher keine Mühe, die junge Künstlerwelt von den Gränzen seines Reichs zu treiben, bald im Wege der Gewalt, bald im Wege des Rechts, und wer weiß, ob nicht die City-Behörde durch die vielen, ihr zur Verfügung stehenden Mittel das gesteckte Ziel erreicht haben würde, wenn nicht erst Elisabeths Liebling, der schöne Graf Leicester, die bedrängten Schauspieler in seinen Schutz und später Elisabeth selbst sie unter dem Namen ihrer Diener in ihren Sold genommen hätte. Das Fehlgeschlagene seiner Versuche entmuthigte jedoch den Lordmayor keineswegs. Was weder der Gewalt der Polizei, noch der Intrigue des Rechts möglich gewesen war, — sollte das nicht mit Geld zu bewirken seyn? Auf die Vorstellung des Lordmayor von der schamlosen Unsittlichkeit, welche Blackfriars über die gute City bringe, entschloß sich die Korporation, die dasige Gesellschaft — auszukaufen. Dieser Entschluß wurde im Jahre 1608 gefaßt, und von demselben Jahre hat sich nun unter Lord Ellesmeres Papieren eine genaue und ausführliche Berechnung vorgefunden von der Höhe der Beträge, bis zu welcher alle damals mit der Gesellschaft in Verbindung stehende Personen, und unter diesen auch Shakspeare, bei derselben betheiligt waren, — eine Berechnung, aus welcher die Korporation die zum beabsichtigten Geschäft erforderliche Summe kennen lernen wollte. Dieses Dokument weist also nach, daß Shakspeare nächst Richard Burbage, dem Sohne des Erbauers des Theaters, zu dem stärksten Anspruche berechtigt, daß er ausschließend Eigenthümer der Garderobe, des Geräthes und anderer Gegenstände war, und er demgemäß mit 1200 Pfd. St. in Ansatz kam, — eine Summe, die im heutigen Geldwerthe der von 6 bis 7000 Pfd. gleich stehen dürfte.

Die Wichtigkeit der entdeckten Urkunde stellt sich um so klarer heraus, je besser man weiß, wie mager und dürftig bis jetzt alle Nachrichten in Betreff Shakspeare's pekuniärer Verhältnisse waren. Alles beruhte bis jetzt auf Vermuthung, sowohl hinsichtlich des Werths des Theatereigenthums zu Shakspeare's Zeit im Allgemeinen, als insbesondere hinsichtlich der Summen, die er für seine Stücke und für seine theatralischen Leistungen bezogen hat. Malone vermuthet, die ganze Nettoeinnahme eines Theaters sey in vierzig Theile gegangen, und erschöpft sich im Errathen, wie sie verwendet worden wären. Jene Berechnung beweist jetzt zweifelfrei, daß bei Blackfriars der reine Ueberschuß in zwanzig Theile ging, und wenn es nun auch möglich ist, daß die Gesellschaftsmitglieder um des Zweckes willen, zu welchem sie die Berechnung fertigten, ihren Gewinn nicht zu gering angegeben haben, so folgt doch, daß wenn jeder einzelne Antheil im Durchschnitt — ein Jahr ins andere gerechnet, wie es in der Urkunde heißt — 55 Pfund 6 Schillinge und 8 Pence betrug, die zwanzig Antheile die jährliche Summe von 666 Pfund 15 Schillingen und 4 Pence oder nach heutigem Gelde etwas weniger als 5400 Pfund Sterling ausmachten. Was daher Shakspeare jährlich vom Blackfriars-Theater bezog, würde sich, ohne was er für die Garderobe u. s. w. Miethe erhielt, auf 155 Pfund 6 Schillinge und 8 Pence belaufen. Hiezu müssen wir rechnen, was ihm für seine neuen oder umgearbeiteten Stücke bezahlt wurde, — von zwölf bis fünfzehn Pfund war damals das gewöhnliche Honorar für ein neues Stück, — und ferner, was er nächst Blackfriars vom Globe-Theater bezog, eine gewiß nicht geringere Summe, da das Globe-Theater das größere, und während der drei Jahreszeiten, in welchen, wie oben bemerkt, dort gespielt wurde, unstreitig sehr besucht war. Alles dieß zusammengestellt, glaubt Collier Shakspeare's jährliches Einkommen niedrigstens auf 500, oder nach heutigen Geldwerthe gegen 1500 Pfund Sterling anschlagen zu müssen; wobei wir nicht vergessen dürfen, daß Shakspeare im Jahre 1608 bereits die meisten seiner größern Dramen geschrieben hatte, indem er, meinem Vermuthen nach, von dieser Zeit an bis zu seinem gänzlichen Abgange von London nur noch ungefähr fünf oder sechs Stücke lieferte. Auf welche Art aber und zu welchem Betrage er vor seinem Weggange die an beiden Theatern ihm zuständigen Ansprüche realisirt hat, — darüber mangelt jede Nachricht.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einer vom französischen Handelsminister über die Bevölkerung bekannt gemachten Tabelle sind 10 Departements aufgezählt, welche am meisten, und 10 andere, die am wenigsten uneheliche Kinder haben. Wir wollen von jedem Theil nur fünf anführen.

Departements die am meisten haben		Departements die am wenigsten haben	
Seine	1 : 2,1	Morbihan	1 : 35,5
Rhone	1 : 6,9	Ardèche	1 : 36,0
Obersaone	1 : 7,4	Côtes du Nord	1 : 40,5
Calvados	1 : 7,5	Vendée	1 : 41,8
Gironde	1 : 7,9	Ille et Vilaine	1 : 48,0

Man sieht, daß die Zahl der unehelichen Kinder so ziemlich der Anzahl der großen Städte und der Ausdehnung der Industrie zusammenfällt.

*

Bowring berechnet in seinem Handelsbericht den Ertrag der Rohseide in Frankreich auf 3.000.000 Pfund: die Masse der Cocons kann man deßhalb auf 36 Millionen Pfund anschlagen. Man rechnet, daß zur Erzeugung von einem Pfund Cocons 16 Pfund Maulbeerblätter nöthig sind, so daß also Frankreich jährlich 576 Millionen Pfund Blätter erzeugt, und wenn man jeden Baum jährlich zu 100 Pfund Blätter rechnet, so gäbe dieß 5.760.000 Bäume. Eine Unze Eier gibt im Durchschnitt 100 Pfund Cocons oder ungefähr 80.000 Würmer. Die Menge der in Frankreich jährlich gezogenen Seidenwürmer kann man darum nicht unter 10,800,000,000 anschlagen.

*

Zu der Eisenbahn, welche das Rhonegebiet mit dem Loiregebiet vereinigen soll, hat eine englische Kompagnie 5,500,000 Fr. beizutragen versprochen. Wenige Eisenbahnen mögen einen so sichern Erfolg versprechen. Schon jetzt werden bloß aus St. Etienne über Roanne 120,000 Tonnen Kohlen ausgeführt, und der Waarentransport aus dem Süden nach Norden beträgt 50.000 Tonnen. Die Zahl der Reisenden von Roanne nach St. Etienne, und Roanne nach Lyon kann man auf nicht weniger als 50.000 jährlich annehmen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 250. 7 September 1835.

Eine Scene aus dem Kaukasus.

(Von einem Augenzeugen.)

Bei meiner Reise durch den Kaukasus wollte ich mich auch mit den Bergvölkern bekannt machen. Meine Freunde riethen mir ab, und erklärten eine Reise in die Berge für allzu gefährlich, ich war aber fest entschlossen, kaufte mir in Mosdok einen vollständigen Tschetschenzenanzug nebst einem wilden Pferde, und begab mich nun auf das rechte Ufer des Terek. Fünfzig Werste östlich vom Einfall des Schadgir in die Sundscha traf ich auf einen kleinen zwischen Felsen liegenden Aul. Ein bärtiger Tschetschenze nahm mich in seine kleine schmutzige Hütte auf, nachdem ich ihn versichert, ich sey ein Bergbewohner, und in russischer Gefangenschaft gewesen, hätte mich aber befreit, und kehrte nun in meine Heimath zurück.

Am andern Tage Morgens versammelte sich nicht weit von dem Aul an einem unten mit Gebüsch bewachsenen Granitblock ein Volkshaufen. Wildes Geschrei schallte daher, zwischen den Mützen und Weiberköpfen heraus blinkten zwei Schwerter. Dort fochten zwei Tschetschenzen, von denen einer der Sohn meines Wirthes war; beide liebten ein niedliches Mädchen, und machten mit den Säbeln aus, wem sie gehören solle. Schon begann der eine nachzulassen, aber aufgemuntert durch das Geschrei stürzte er sich mit erneuter Wuth auf seinen Gegner. Neben dem lärmenden Haufen stand ein achtzehnjähriges blondes Mädchen, deren ausdrucksvolle Augen von Kummer verdüstert waren: sie zitterte vor banger Erwartung, nur selten haftete ihr scheuer Blick auf den Kämpfenden, und mit Unruhe sah sie dem Streiche entgegen, der ihr Schicksal entscheiden sollte; zwei junge Tschetschenzen liebten sie, aber sie war gleichgültig gegen beide, ein schwarzäugiger Fremdling, der mit mir in derselben Hütte gewohnt hatte, erfüllte ihre Einbildungskraft, aber sie wußte nicht, ob er sie liebe und suchte ihn mit den Augen unter dem Haufen. Das Geschrei wurde stärker, ein bewaffneter Tschetschenze stürzte aus dem Haufen hervor, wie der Blitz aus schwarzer Wolke, dicke Locken hoben scharf sein bleiches Gesicht hervor; plötzlich erglänzten seine Augen, die Wangen flammten von der Gluth der Rache, er schwenkte sein Schwert mit der Wuth eines wilden Thieres, und warf sich auf die beiden Kämpfenden.

Das Mädchen zitterte; bestürzt und erfreut über die schnelle Erscheinung des Geliebten, wischte sie aus ihren Augenwimpern die Thräne der Hoffnungslosigkeit, und bange, athemlos, mit glühenden Blicken folgte sie den Bewegungen des Geliebten; plötzlich brach ein Schrei aus ihrer Brust, und das Gefühl zärtlichen Mitleidens und triumphirender Freude strahlte aus ihrem Gesicht. Der verzweifelte Tschetschenze wehrte gewandt die Streiche seiner Gegner ab, und bald stürzte einer derselben mit blutendem Haupte nieder. Ein Augenblick noch, und der andere verlor die Hand. Der ganze Haufe gerieth in Bewegung; der Tschetschenze faßte schnell die Geliebte, und zog sie in die Hütte meines Wirths, aber ehe sich noch das Mädchen erholt, kam sein Gegner mit der blutigen Stirne herein, tief erzürnt, und wollte sich auf die Liebenden werfen; der Vater aber hält den verwundeten Sohn auf und will nicht dulden, daß er den Gast in seiner Wohnung beleidige. Der Tschetschenze nimmt Abschied von ihm, besichtigt seine Waffen, schwingt sich auf seinen Hengst, hebt das Mädchen zu sich hinauf, und sprengt fort in die Berge. „Jetzt steht es Dir frei," sagte mein Wirth zu seinem Sohne, „verfolge ihn." Der aufgebrachte Jüngling wirft sich aufs Pferd, und jagt dahin über Hals und Kopf, lange sah man noch zwischen den Felsen hervor seinen wehenden Mantel, seine zottige Mütze, und die im Winde flatternde Mähne seines Pferdes.

Am andern Tage verließ ich den Aul. Auf einem malerischen aber gefahrvollen Wege gelangte ich zu einem andern Dorfe, das aus einigen mit Schilf gedeckten Hütten bestand. Ich stieg vom Pferde, und bald umgaben mich Männer, Weiber und Kinder. Ich bemerkte den Tschetschenzen, der den Abend vorher mit dem Mädchen entflohen war, und er erzählte mir seine Geschichte in sehr gebrochenem Russisch. Er war kaum fünf Werste weit geritten, als ihn sein Gegner mit einem Diener einholte. Er vertheidigte sich, aber endlich gelang es dem Diener sich des Mädchens zu bemächtigen. Der Tschetschenze setzte hitzig den Kampf mit seinem Gegner fort. Plötzlich sprengten drei Rächer des dritten Rivalen, der die Hand verloren hatte, heran, um sich des Mädchens zu bemächtigen.

Ein Gewehr krachte, laut gaben die Berge den Wiederhall zurück, und der Diener, der das Mädchen hielt, stürzte nieder. Einer der Rächer faßte das Mädchen, der andere griff wild den Rivalen an, der bereits den Hieb über den Kopf bekommen hatte, der junge Tschetschenze aber verwundete das Pferd des dritten

Digitized by Google

Rächers, das, schon gemacht, seinen Reiter mit sich forttrug, blutige Spuren zurücklassend. Jetzt hieb der Tschetschenze denjenigen nieder, der seine Geliebte hielt, ohne daß die beiden verzweiflungsvoll Kämpfenden es bemerkten. Hierauf wandte er sich gegen diese, und verwundete den einen bedeutend, während der andere sein Pferd zurückhielt, um es mit Gewalt gegen ihn anzutreiben, dieser aber kam ihm zuvor, wandte sein Pferd, und schwang den Dolch, ... das Roß seines Gegners prallte zurück, und flog sturmschnell den schwarzen Abhang hinab. Im Sprunge des Pferdes noch schleuderte dieser sein Schwert gegen den Tschetschenzen, aber es fiel klirrend zu den Füßen des Pferdes nieder. Ein dumpfes Aechzen tönte aus dem Abgrund herauf, dann wurde Alles still. Der Tschetschenze flog, schneller als der Wind, mit seinem Mädchen in die Beege und nach seiner Heimath.

Ein Zug über die Anden im Winter.

(Fortsetzung.)

Die herrliche Sonne, die uns durch ihren Aufgang so sehr ergötzt hatte, fing jedoch allmählich an, uns sehr beschwerlich zu werden. Ihre zurückprallenden Strahlen nöthigten jeden von uns, die Augen mit einem Schnupftuche zu bedecken; der Schnee wurde weich, und oft sanken wir bis in den Gürtel ein. Nichts in der Welt kann brennendere Schmerzen im Knie verursachen, als wenn man so einen seiner in Schaffelle eingewickelten Füße um den andern aus dem Schnee herausziehen muß.

Um nur recht bald in der Casucha ausruhen zu können, war ich, ohne es zu bemerken, meinen Gefährten vorausgeeilt. Der kürzeste Weg schien mir der beste; ich ging also in gerader Linie auf mein Ziel los, während die Uebrigen sich bemühten, auf einem schwierigen Fußpfade fortzukommen. Die Hütte stand hinter einer Anhöhe, die der Böschung eines Defilées glich; man dürfe also, dachte ich, nur hinabsteigen, um sie zu erreichen. Der Abhang war ziemlich steil, und ich war etwa zur Hälfte hinab, als ich mich laut rufen hörte. Man gab ein Zeichen umzukehren und einen Umweg von mindestens einer Stunde einzuschlagen. Ohne diese Weisung zu beachten, ging ich nur noch schneller abwärts, als die Führer sich entschlossen, mir einen der Bergleute, versteht sich ohne seine Last, nachzuschicken; die Uebrigen machten Halt, augenscheinlich in der Absicht, mich zu erwarten. „Patron," rief mir Jener zu, „da kommt Ihr nicht fort, Ihr müßt wieder heraus steigen." — „Und warum?" — „Was Ihr da vor Euch seht, gewölbt wie das Dach einer Kirche, das ist der Fluß." — Meine Kräfte waren fast erschöpft, ich wollte mich also lieber einer kleinen Gefahr aussetzen, als die Anhöhe wieder hinaufklimmen, die ich mit traurigem Blicke maß. In der That hörte ich den Strom unter dieser Eisbrücke toben, und durch eine breite Spalte konnte ich den Schaum seiner Wellen in einer gewissen Tiefe erkennen. Indeß dachte ich doch, daß diese gefrorne Masse den Uebergang einer ganzen Armee aushalten müsse; die einzige Schwierigkeit war, über den offenen Raum zu kommen und einen festen Punkt zu finden, auf den man den Fuß setzen konnte. An einigen Stellen wollte der Strom aus seinem Ufer treten, und spülte große Eisblöcke empor. Ich kam leicht hinüber, aber allein; Niemand wollte mir folgen, denn die Führer beharren so fest auf ihrem Schlendrian, daß es ihnen nicht einfällt, den Weg um eine Stunde abzukürzen. Sie machten mir Vorwürfe, aber ich hatte bereits ausgeruht, und das Feuer brannte schon lustig in der Casucha, als sie ankamen.

Die Casucha's sind kleine, 10 Fuß lange und 8 Fuß breite, aber sehr hohe Häuser, wahrscheinlich deßhalb, damit sie von den Lawinen nicht ganz verschüttet werden. Vormals wurden sie von der spanischen Regierung zum Besten der Couriere des Königreichs unterhalten. Man findet deren von fünf zu fünf Stunden, oft auch je nach Beschaffenheit des Weges in noch geringerer Entfernung. Nur die Couriere hatten die Schlüssel dazu; man bewahrte da Vorräthe von Holz, getrocknetem Fleisch und Zwieback auf, groß genug, daß ein Reisender während der Dauer der längsten Stürme bequem davon leben konnte; denn weder Kälte noch Abgründe machen die Reise über die Anden im Winter gefährlich, sondern der Mangel an Lebensmitteln und Feuerung, dem man oft ausgesetzt ist. Da der Reisende Alles auf seinen Schultern tragen muß, so kann er sich nicht so reichlich versehen, daß er mit seinen Vorräthen auch dann auslangt, wenn er von einem jener Temporales (Orkane) überfallen wird, während deren Dauer man keinen Schritt vorwärts thun kann. Diese in der schlechten Jahreszeit so häufigen Orkane, die auch oft im Frühjahr sich einstellen, halten meist von zehn Tagen bis zu drei Wochen an, die der unglückliche Reisende in der Casucha eingesperrt zubringen muß. Welche schreckliche Lage, wenn es dann an Lebensmitteln gebricht. Jetzt bieten diese Casucha's nur noch ein Obdach für die Nacht; die Thüren und Fenster sind von den Maulthiertreibern verbrannt worden, und man hat sie nicht mehr ersetzt. Der Winter war in diesem Jahr so plötzlich hereingebrochen, daß Reisende, nachdem all ihr Saumvieh umgekommen war, und sie die Ladungen in den Abgründen verloren hatten, sich genöthigt sahen, mit dem Aparejo, einer Art mit Stroh gefütterter Saumsattel, Feuer anzumachen, um sich zu erwärmen. Die Knochen dieser Thiere dienten uns oft um unser Feuer zu unterhalten. Die größte Unbequemlichkeit in diesen Häusern ist der Rauch, der nirgends einen Abzug nach Oben hat; dabei erzeugen die vielen Risse in den Mauern eine peinigende Zugluft, und oft ist man genöthigt, das Feuer unter freiem Himmel anzuzünden.

Die Sonne verweilt an diesem, von allen Seiten von Gebirgen begränzten Horizont nur 7 bis 8 Stunden. Die Nacht war sehr finster, des Schneelichts ungeachtet. Der unter diesen Breiten so häufige Thau wird hier durch einen dichten Nebel ersetzt, der mit Einbruch der Dämmerung sich herabsenkt. Meine Reisegefährten waren durch Müdigkeit und Beschwerden sehr verstimmt und erschöpft. Die Bergleute und die Führer befanden sich in einem Zustand, den man hier zu Lande mit dem Ausdruck empunados bezeichnet. Die Puna ist eine von einem heftigen Husten begleitete Beklemmung, die man dem fortwährenden Aufwärtssteigen zuschreibt, wobei man, wenn man ausschnauft, sich gegen den Schnee vorwärts neigt, von dem eine heiße Aus-

Digitized by Google

dünstung aufsteigt. Andere wollen die Ursache dieses Uebels in dem reichen Kupfer- und Antimoniumgehalt der Berge suchen. Der mit Waaren für seine Rechnung bepackte Kourier war so erschöpft, daß er keine Nahrung zu sich nehmen konnte. Der Europäer erträgt bei seiner kräftigen Konstitution diese Beschwerden leichter. Ich blieb ganz von der Puna verschont; dafür war aber meine Last auch die leichteste, und bestand größtentheils aus Lebensmitteln die mit jedem Tage abnahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise auf den Berg Sinai, nach Gaza, Jerusalem, Damas und Beyrut.

(Von dem Naturforscher Herrn Bové, vormals in Diensten Ibrahim Paschas.)

1. Reise auf den Berg Sinai und nach Gaza.

Am 27 April 1832 reiste ich, von Herrn Ginsberg, einem Mineralogen und Geologen aus der Schweiz, begleitet, der seine Sammlungen durch die Gesteine des Sinai vermehren und eine geographische Karte seiner Wüsten entwerfen wollte, von dem alten Kairo ab.

Wegen des starken Windes und des Staubes, der den Horizont bedeckte und uns die Sonne ungefähr so sehen ließ, wie in Europa während eines dicken Nebels, mußten wir am folgenden Tage in einem dicht an der Wüste und anderthalb Stunden von Kairo entfernten Dorfe liegen bleiben.

Am 29 reisten wir, jeder von sechs beladenen Kamelen begleitet, weiter, und nahmen den Weg, welchen die Israeliten bei ihrer Wanderung einschlugen. Dieser Weg, welcher nach Süden in die Wüste führt, wird heutzutage Derb-el-Terredin genannt. Wir kamen durch das Thal Uadiom-el-Charmut, dessen Boden mit abgerundeten Kieseln und Jaspis bedeckt ist. Nachmittags erstiegen wir einen kleinen Berg, dessen Gipfel dergestalt mit versteinertem Holze belegt ist, daß es das Ansehen hat, als ob die Bäume eines Waldes durch einen Orkan entwurzelt worden wären. Mehrere derselben sind von bedeutender Länge.

Nachdem wir diesen Berg wieder herabgestiegen waren, kamen wir in das Thal Orgrahkeh; die Nacht brachten wir in dem Thal Kebsrhetim zu. Wir verließen diesen Ort am 30, und nach einem zweistündigen Marsche gelangten wir auf die große Ebene von Uadi-Gandeli. Am Abend machten wir auf einer andern großen Ebene Halt, die von den Arabern Uadi-Abu-Anazi genannt wird. Am 1 Mai führte unser Weg über große Sandebenen. Nach einer reichen botanischen Ernte brachte ich die Nacht ruhig in der Nähe eines Brunnens, Namens Birk-Agerud,*) zu, der ein salziges Wasser enthält. Am andern Tage Mittags kamen wir nach Suez, wo wir zwei Tage blieben, um die nöthigen Vorbereitungen zu unserer Reise auf den Sinai und in die umliegenden Wüsten zu treffen.

Am 5 verließen wir Suez und schifften uns ein um nach Tor zu gehen. Wir durchfuhren die Hälfte des Golfs Birket-el-Farun, und brachten die Nacht in einem kleinen Hafen zu, wo ich einige Meergräser auffischte.

Am andern Morgen um 10 Uhr liefen wir aus dem Golf von Farun aus, eine sehr gefährliche Gegend, in welcher die Schiffbrüche sehr häufig sind. Am Abend stiegen wir zu Tor ans Land, wo wir drei Wochen verweilten, um die Gegend auf fünf Meilen in die Runde zu untersuchen. Südöstlich von diesem Dorfe sah ich Feigenbäume vier, sechs und acht Metres vom Meer entfernt angepflanzt, deren Wurzeln keine andere Feuchtigkeit erhielten, als das durch den Sand sickernde Meerwasser. Gegen den Seewind schützt man sie durch große Dattelzweige, welche um sie herum in den Boden gesteckt werden. Die jungen Schößlinge der Feigenbäume, die über diese Schutzwand hinauswachsen, werden von der Gewalt des Windes zerstört und sehen wie verbrannt aus. Die Feigen von diesen Bäumen haben eine gelbliche Farbe und sind sehr zuckerhaltig; bei unserer Ankunft standen sie schon in voller Reife.

Am 29 Abends reisten wir von Tor ab und brachten die Nacht in dem anderthalb Stunden von Tor entfernten Thal Uadi-el-Hamam zu. In diesem Thal stehen mehrere Beduinenhäuser mit Dattelpflanzungen und Dumapalmen umgeben und von einer Mauer von Thonerde umschlossen.

Am 30 Mai führte unser Weg über die große Ebene von Tor nach dem Thal Farán, das wir noch an demselben Tage erreichten. Dieses Thal ist von sehr hohen Gebirgen eingeschlossen, an deren Fuß Granitblöcke umherliegen.

Am Eingange dieses Thales fielen mir zwei große Stücke von solchen Blöcken auf, die mit Inschriften versehen waren, deren Buchstaben mir hebräische zu seyn schienen; doch ließen sie sich auf dem gleich Marmor glänzend polirten Granit kaum mehr unterscheiden. Wir fanden bald mehrere Quellen mit sehr gutem süßem Wasser, die sich im Sande verloren, und neben denen wir unser Nachtlager aufschlugen.

Am folgenden Morgen kamen wir nach einander über mehrere Berge, und erreichten endlich die Ebene von Selaf oder Uadi-Selaf, wo ich mehrere seltene Pflanzen sammelte. Am Ende dieser aus sandiger Thonerde bestehenden Ebene machten wir Halt.

Am 1 Junius zog sich unser Weg noch immer über mehrere zum Theil mit losgerissenen Felsenstücken bedeckte Gebirge hin. Gegen 9 Uhr erreichten wir die Ebene des Sinai, und zu Mittag machten wir bei dem Kloster Halt, welches von der heiligen Helena erbaut wurde und das Ansehen eines Forts hat. Das Eingangsthor befindet sich 25 bis 30 Fuß über der Bodenfläche, und man gelangt mittelst eines Seils zu demselben. Der vormalige Eingang zu ebener Erde ist jetzt mit großen Steinen verrammelt. Das Kloster hat ein großes Souterrain, welches in den Garten führt. Die Zahl der Mönche belief sich zur Zeit meiner Anwesenheit auf drei und dreißig. Sie erhalten ihre Lebensmittel aus Aegypten, essen niemals Fleisch, und befolgen ungefähr dieselben Ordensregeln, wie die Karthäuser. Der Weg, welcher auf den Berg Sinai führt, befindet sich hinter dem Kloster und ist ganz in Stufen angelegt. Man findet hier zwei Kapellen, die eine auf einem und die andere ungefähr auf zwei Drittheilen der Höhe des Berges. Auf der kleinen Fläche, auf welcher die letztere der beiden Kapellen steht, sah ich einen Cypressenbaum, welcher drei Metres im Umfange hielt.

Auf dem Gipfel des Sinai befindet sich eine dritte christliche Kapelle und eine Moschee, welche letztere angeblich auf dem Platze steht, wo Moses die zehn Gebote empfing.

Wir stiegen auf der südwestlichen Seite herab und kamen hier an einem natürlichen Wasserbehälter vorüber, welcher sehr frisches klares Trinkwasser enthält. Endlich gelangten wir zu der Einsiedelei zwischen dem Berg Sinai und dem Berg der heiligen Katharine, in deren Nähe sich eine Pflanzung von einigen hundert Olivenbäumen, von drei verschiedenen Arten von Birnen des Sinai, von drei Varietäten von Calville-Aepfeln, Pflaumen-, Pfirschen-, Mandel- und einer Art Aprikosenbäume befindet, welche letztere hier zu Lande Mech-Mech genannt wird. Diese Bäume stehen in der Nähe der Quellen, an denen sie bewässert werden.

Der Berg der heiligen Katharine erhebt sich südsüdwestlich vom Sinai und ist um ungefähr tausend Fuß höher als dieser.

In der Umgegend des Sinai hatte ich Gelegenheit, eine Aegypten fast ganz eigenthümliche Erscheinung zu beobachten. Eine Wolke großer der Oedopoda migratoria verwandter Heuschrecken senkte sich auf die Sträucher und Bäume, besonders auf die Pappeln herab, deren Blätter in einem Augenblick aufgezehrt waren.

Ich ließ Herrn Ginsberg im Kloster des Sinai zurück, um seine geologischen Sammlungen zu vervollständigen, und brach am 15 Junius nach dem Innern der Wüste auf, wo ich zuerst in dem Thal Sebaodeh-el-Serum, zwei Stunden vom Sinai, Halt machte. Am folgenden Tage kam ich in das fast ganz mit der Tamarix mannifera bedeckte Thal El-Scheikh, wo ich Weiber und Kinder mit dem Einsammeln der aus der Rinde der Aeste des Baumes schwitzenden Manna beschäftigt

*) Es befindet sich auch ein kleines Fort in dieser Gegend.

Digitized by Google

fand. Die Araber läutern diese Manna, indem sie sie in heißem Wasser auflösen und dann diese Art von Syrup abschäumen. Sie versicherten mich, sie sey so gut als der beste Honig; die Muster, welche ich mir von diesem Produkt mitnahm, gingen unglücklicherweise verloren. Die Nacht brachten wir in einem Ort Namens Yusef zu.

Am 15 kamen wir durch mehrere Thäler, Uädi-Galef, El-Haberr, Bragh, Omsel-Selin, und am Abend machten wir im Uädi-Barut Halt.

Am folgenden Tage, auf unserem Wege durch das Uädi-Gaher, sah ich eine große Menge Acacea Seyal; dieser Baum erreicht hier eine Höhe von 20 bis 30 Fuß. Die Araber brennen aus seinem Holze Kohlen, die sie in Suez verkaufen, wohin alle Jahre ein englisches Dampfboot von Bombay kommt, um die Reisenden nach Indien abzuholen, und das da zu gleicher Zeit seinen Vorrath an Kohlen für die Rückreise einnimmt.

Wir kamen ferner noch durch die Thäler Yeyl, Gebeleh und Kamileh, ließen Gebel-Hamerie rechts und schlugen unser Zelt zu Nasy auf.

Am 17 zogen wir über die großen Ebenen von Nasy und Debbeh, die mit einem unfruchtbaren Sande bedeckt sind, und schlugen unser Nachtlager in dem Thal Thall auf.

Am 18 führte der Weg durch die Thäler Osef und Garandel; in dem letztern hielten wir an, um zu speisen. Wir setzten unsere Reise die ganze Nacht fort, und ruhten am folgenden Morgen zwei Stunden in dem Thal Uardan aus. Erst am Abend machten wir bei Ayn Musa (den Quellen des Moses) hinter einem dichten Dattelgebüsche Halt, das uns zum Schutz gegen einen heftigen Westwind diente, der uns nicht gestattete das Zelt aufzuschlagen. Dieser Wind bedeckte uns ganz mit Wolken von feinem Sande; ein Araber meiner Begleitung, welcher stark schwitzte, wurde so davon inkrustirt, daß er wie ein Sandmann aussah.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas Neues von Shakspeare.

(Schluß.)

In Verbindung mit der Frage über Shakspeare's finanzielle Verhältnisse steht ein von Collier im Chapter-House zu London aufgefundenes Curiosum, welches hier wohl erwähnt zu werden verdient. Man hat sich nämlich sehr unnöthiger Weise den Kopf mit Forschungen belästigt, wie Shakspeare sein in London erübrigtes Geld angelegt habe, und nichts weiter aufzufinden vermocht, als daß er sich zuvörderst in seiner Geburtsstadt ein Haus, dann im Mai 1602 einhundert und sieben daran stoßende Acker Landes, und endlich im Jahre 1605 einen Zeitpacht von der Hälfte der großen und kleinen Zehnten in Stratford für 440 Pfd. St. gekauft habe. Es ist leicht zu glauben, daß namentlich dieser letzte Besitz dem dramatischen Dichter in seiner Vaterstadt mehr Ansehen und Achtung erwarb als sein Bühnenleben und der ganze unerschöpfliche Reichthum seiner dramatischen Dichtungen. Auch ist es unstreitig Shakspeare's Wohlhabenheit, worauf der anonyme Verfasser eines unter dem Titel: Ratsey's Ghost — Ratsey's Geist — bekannten, zwar ohne Datum, jedoch nicht vor 1606 gedruckten Schrift anspielt, wenn er seinen Helden zu einem armen, umherziehenden Schauspieler sagen läßt: „Sobald du deinen Beutel gut wattirt fühlst, kaufe dir im Lande irgendwo einen Rittersitz, damit, im Fall du des Spielens müde wirst, dein Geld dir dort Ansehen und Ruf verschaffen möge, denn ich habe wahrhaftig von Leuten gehört, die nach London gegangen sind, sehr, sehr arm, und mit der Zeit nach Hause zurückgekehrt sind, sehr, sehr reich." Ein „sehr, sehr armer" Flüchtling war Shakspeare „nach London gegangen," und als er „des Spielens" und der Spiele „müde" war, kehrte er in die Heimath zurück, dort die letzten Jahre seines Lebens zu beschließen, verhältnißmäßig hoch in „Ansehen und Ruf," und wenn auch nicht „sehr, sehr reich," doch in gemächlicher Unabhängigkeit. Aber die angeführten drei Käufe waren nicht die einzigen, in denen Shakspeare sein Geld anlegte. Das von Collier aufgefundene Curiosum beweist, daß er außerdem in seiner Geburtsstadt im Jahre 1605 ein Vorwerk mit Scheuer, Schüttboden, Gras- und Obstgarten für sechzig baare Pfund Sterling an sich brachte. Nun ja, ein Mann von solchem Besitzthume mußte zu Stratford-upon-Avon hoch stehen in Ansehen und Ruf.

Ein ferneres sehr interessantes, in Bridgewater-House aufbewahrtes und hier nicht zu vergessendes Dokument ist die Abschrift eines mit H. S. unterzeichneten und an Lord Ellesmere gerichteten, den Versuch des Lordmayor, die Schauspieler mit Gewalt aus Blackfriars-Theater zu vertreiben, betreffenden Briefs. Er hat allerdings weder Tag, noch Jahr, bezieht sich aber ganz deutlich auf jenen Vorfall, und wurde auch in demselben Papierbündel gefunden, welches die oben erwähnte Berechnung enthielt. Sein Zweck war, die Ueberbringer des Briefs, Richard Burbage und William Shakspeare, zwei der Angesehensten der Gesellschaft, wie es darin heißt, persönlich beim Lordkanzler Ellesmere einzuführen. Von wem aber ist der Brief? Nach Colliers Vermuthung von niemand anders als von Henry Southampton, einem edeln Beschützer Shakspeare's, der ihn in jenem Schreiben seinen „besonders guten Freund" nennt. Und warum sollte auch ein junger Edelmann, der, wie Henry Southampton einige Jahre früher gethan, Shakspeare aus freiem Willen ein Geschenk von 1000 Pfd. St. gemacht, Bedenken getragen haben, den in seiner Existenz bedrohten Dichter dem Lordkanzler zu empfehlen? Daß aber dieser Brief einen Beweis gibt von der zwischen Lord Southampton und Shakspeare bestandenen Freundschaft, erschöpft nicht den Werth der Auffindung. Interessanter ist es, daß Shakspeare darin „ein Schauspieler von noch bis vor Kurzem guter Schätzung" genannt wird. Wir ersehen hieraus ungefähr die Stellung, welche er in der Gesellschaft einnahm. Hätte er nur einigermaßen etwas von dem Lobe verdient, welches Lord Southampton über Burbage ausschüttet, so hätte dieser gewiß in Betreff seiner Leistungen Rühmlicheres gesagt, und wenn Shakspeare's bescheidenes Glück als Schauspieler für ihn die Veranlassung gewesen seyn sollte, sich mit um so größerem Eifer der dramatischen Dichtkunst zu widmen, wie lieb wollen wir uns da sein geringeres Schauspielertalent seyn lassen! — Es ergibt sich aber endlich noch aus jenem Briefe, daß zu der Zeit, wo Southampton ihn schrieb, Shakspeare erst „vor Kurzem" die Bühne verlassen hatte, und dieß würde zu der Folgerung berechtigen, daß er im Widerspruche mit der jetzt allgemein angenommenen Meinung nach 1603, wo sein Name in dem, Ben Jonsons Sejanus angehängten Verzeichnisse zum Letztenmal vorkommt, noch einige Zeit Schauspieler geblieben sey.

Ich kann mich nicht enthalten, als Corollarium eine Uebersetzung der Stelle zu geben, in welcher Collier seinen Gefühlszustand bei Entdeckung eben gedachten Briefs schildert. Mir scheint, sie charakterisirt den Forscher. „Als ich, sagt er, die Abschrift von Lord Southamptons Brief aufhob und flüchtig durchlief, konnte ich kaum meinen Augen trauen, in einem Manuskripte jener Zeit die Namen Shakspeare und Burbage mit einander verbunden zu sehen. Ein merkwürdiger Zufall kam dazu. Es war der Jahrestag von Shakspeare's Geburt und Tod, an welchem ich die Entdeckung machte. Ich will nicht den vergeblichen Versuch wagen, Ihnen meine Freude, meine Ueberraschung zu malen. Es gibt nur Eins in meinem Leben, womit ich beides vergleichen kann, — das plötzliche Staunen, welches mich vor zwei oder drei Jahren ergriff, als ich unter einigen alten Papieren des Herzogs von Devonshire die Originalzeichnungen von Inigo Jones auffand, die Originalzeichnungen nicht bloß für die Scenerie, sondern auch für die Anzüge und Charaktere in den verschiedenen, von Ben Jonson, Campion, Townshend und andern am Hofe unseres ersten Jakob und Karl aufgeführten Stücken. Die Skizzen waren bisweilen mit Erklärungen von der Hand des großen Künstlers versehen; einige wenige bezogen sich sogar auf Shakspeare, obgleich dieser bei jenen königlichen Unterhaltungen nie mitgewirkt hat. Bei einer Zeichnung fand sich folgende Beschreibung, aus welcher wir ersehen, wie derjenige, der zu Shakspeare's Zeit den Falstaff spielte, gewöhnlich angezogen war:

„Aehnlich einem Sir John Falstaff: in einem Habit von rothbraunem Zeuge, tief herabhängend, mit einem dicken Bauche wie der eines geschwollenen Mannes; lange Schnurrbärte, kurze Schuhe und daraus große Zehen gleich nackten Füßen hervorstehend, Halbstiefeln, um ein großes, geschwollenes Bein zu zeigen. Ein Hut, der gleich einem Schnabel vorragt — ein dicker, großer, fahler Kopf und darauf ein kleines Mützchen alla Venetiana — eine Reitgerte und eine Pergamentrolle!"

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 251. 8 September 1835.

Französische Literatur.

Etudes sur Goethe par X. Marmier.

Wenn Goethe's Mutter eine Magd in ihre Dienste nahm, so sagte sie ihr genau, wie sie sich in dem Hause ihrer neuen Gebieterin zu verhalten habe: ich will nicht wissen was in der Stadt vorgeht, und ich verbiete Ihr ausdrücklich mich von dem zu unterhalten, was nicht auf das unmittelbarste mein eigenes Haus berührt; wenns brennt, so lasse Sie es brennen, droht die Gefahr mir selbst, dann ist es Zeit genug, mich darum zu bekümmern.

Diese ächt spießbürgerlichen, engherzigen Grundsätze führt Marmier an, um zu beweisen, in welchem heitern und lebensfrohen Cirkel Goethe seine Jugend hingebracht, und wie auch die Persönlichkeit seiner Mutter auf seine privilegirte Natur eingewirkt habe.

Ich finde in dieser Persönlichkeit der Mutter höchstens eine ferne Erklärung des aristokratischen, kalten Egoismus, welcher nebst den glänzenden Dichter- und Künstlergaben der vorherrschende Zug Goethe's war.

Einst kam ein Student zu Goethe in Weimar, in dem Augenblick, wo der Herzog von Weimar bei Goethe war. Goethe sagte nichts, sondern ließ den Studenten nach Herzenslust reden und sich auskramen. Plötzlich stellt er seine beiden Besucher einander vor, auf der einen Seite der regierende Herzog, auf der andern ein armer Studiosus. Natürlich, wiewohl mit Unrecht, gerieth der letzte in einige Verlegenheit, und Goethe hatte daran sein Ergötzen.

Diese Anekdote, die ich mindestens zum tausend und ersten Male wieder höre, hat hier Marmier abermals aufgegriffen, um zu beweisen, daß Goethe ein witziger Schalk war.

Ich muß bekennen, daß ich in dieser Scene, so wie ich sie stets erzählen hörte, vielmehr eine Impertinenz als einen schalkhaften Witz erblickt habe.

Unter dem Titel Etudes mochte Marmier Alles begreifen, was über Goethe gesagt werden kann. Er hat vorgezogen, in einem dicken Oktavbande von vielen hundert Seiten Nichts zu sagen, eine Aufgabe, die zwar nicht die schwierigste, aber nicht ohne Eigenthümlichkeit ist.

Sie würden wohl in den Etudes über Goethe etwas Ausführliches, etwas Neues, oder mindestens Erschöpfendes über seine Jugend und sein Studium, etwas philosophisch Umfassendes über den Charakter seiner Schaffungen, seines Strebens, seiner Poesie und Kritik erwarten, Sie würden darin die Befriedigung auf die Frage suchen: woher kam Goethe, wie entstand er, wie verhielt er sich zu seiner Zeit, welches wird sein Einfluß auf die Nachwelt seyn?

Groß wäre Ihr Irrthum!

Die Etudes sur Goethe sind eine magere, dünnleckige, dünngeistige Skizze einer Biographie von Goethe und ein wohlgenährtes, luxuriös ausgestattetes Inhaltsverzeichniß seiner Werke, deren jedes Einzelne in analytischer Beschreibung und in theilweisem Abdrucke dem Publikum anschaulich gemacht wird. Und das nennt Herr Marmier Etudes sur Goethe.

Ich sagte, von jedem einzelnen Werke werden beschreibende Anzeigen gemacht. Diese Anzeigen sind im Unnöthigen oft ausschweifend freigebig. Bei Gelegenheit des Faust, dessen zweiten Theil Herr Marmier im tiefsten Staube verehrt, wie der andere Herr, welcher über Deutschland schreibt, Lerminier, wird der Leser mit einer Reihe von Fausten beglückt, und Marmier geht die ganze Unzahl von Sagen und Erzählungen durch, in so weit sie ihm bekannt waren, und Alles was er davon weiß, gibt er freigebig hin. Manches Interessante konnte bei dieser Gelegenheit eingeschaltet werden; die Scenen in Frankfurt, die Auftritte im Vatikan zu Rom, Faust's Fahrten nach Paris u. s. w. waren anziehende Episoden, welche einer der Beschreibungen „der Thaten und Schicksale des berühmten Doktor Faust" entlehnt werden konnten. Davon Nichts; dagegen eine lange, mächtig lange Darstellung des Marionettenstücks: Doktor Faust und aller Späße, welche bei dieser Gelegenheit der Hanswurst macht. Diesen letztern nennt Marmier in treuer Uebersetzung „Jean Wurst."

Ich habe Ihnen früher Einmal nachgewiesen, daß Marmier in Uebersetzungen nicht glänzt; dieß hindert ihn nicht, ein deutsches Werk nach dem andern ins Französische zu übertragen.

Ich mache ihm nicht zum Vorwurfe, daß er in dem dicken Oktavbande nichts Neues, Eigenes vorbringt, Alles zusammen beweist, daß er wohl gethan. Einmal, bei Gelegenheit des Clavigo, tadelt er Goethe wegen des Ausganges des Stückes. Nach seiner Ansicht hätte Beaumarchais den Clavigo nicht tödten, son-

Digitized by Google

dern ihm nur den Sarg der unglücklichen Marie zeigen, und ihn sodann seiner Verzweiflung und seinen Gewissensbissen überlassen sollen.

Schade, daß Goethe den Herrn Marmier nicht gekannt hat, und daß das Pulver schon erfunden ist! Herr Maemier ist ein großer Bewunderer der deutschen Literatur. Das ist sehr schön von ihm, und sehr uneigennützig.

Das zweite der drei Werke, welche bestimmt sind, so großes Aufsehen zu erregen, kennen Sie nun auch oberflächlich. Das dritte, von Lerminier, au delà du Rhin, welches viel von Deutschland spricht, wird der Gegenstand einer spätern Beurtheilung seyn.

Ein Zug über die Anden im Winter.

(Fortsetzung.)

Diesesmal brachen wir am frühen Morgen auf; das Kreuz des Süden, der Polarstern der südlichen Hemisphäre, gab unseen Führern die Stunde, und sie waeen der Meinung, es sey besser, bei Nacht, als bei Tag zu gehen, weil man festern Schnee finde. Als wir die Nasen zur Thüre hinausstecken, öffneten sich alle Wunden des vergangenen Tages und fingen aufs neue zu bluten an. Der rauhe Poncho kratzt die aufgespeungenen Hände, denn von Handschuhen kann man duechaus keinen Gebrauch machen, und die hart gewordenen Stiefel drücken und verwunden den Fuß. Wenn Alles bereit und die Cigarre angezündet ist, dann kliret der eisenbeschlagene Stock auf der glatten Bodenfläche, man glitscht aus, man fällt, aber keinem kommt es in den Sinn, zu lachen. Eine Stunde vergeht, bevor die Unterhaltung in den Gang kommt, und der milde Sonnenstrahl vermag kaum, einen Scherz hervorzulocken. Von Zeit zu Zeit stößt man auf eine Ladera, die man passiren muß, ungeachtet des Abgrunds, der zue Seite gähnt. Man setzt den in die Tamango gehüllten Fuß in die Fußtapfen des Führers; den Pilgerstab fest in den Schnee gedrückt, scheeitet man, einer hintee dem andern, langsam vorwärts, ohne einen Rückblick auf den Nachbar zu wagen, einen Fuß nach dem andern nachschleppend, und sich mit den Knien, Ellenbogen und Händen an diese mitleidiose Wand klammernd. Dann heerscht eine schaurige Stille; man könnte die Herzschläge in der schwer athmenden Brust zählen. Wem der Fuß ausgleitet, wer den Boden unter seinen Füßen weichen fühlt, der stößt einen klagenden Seufzer aus; von der Stirne perit der Schweiß, aber er ist kalt; man schließt das Auge, um den Abgrund nicht zu sehen, während kleine, gelb gehaubte Speelinge über der furchtbaren Schlucht gaukeln. Dabei wird man von Durst gepeinigt; alle Bäche sind gefroren, und man muß den ledernen Schlauch mit Wasser oft eine Stunde lang in den starren Fingeen halten. Auf der Station angelangt, mildeet man die schädlichen Wirkungen dieses zu kalten Getränks, die sich auf der Stelle fühlbar machen würden, mit etwas Maismehl; das Kuhhorn geht dann herum, aber der Europäer kann das mit Kleien gemischte Getränk, das ihn unwillkürlich an das erinnert, das man bei uns den Pferden gibt, nicht hinunterbringen.

Wir machten indeß doch einen herrlichen Fund; ein Arriero hatte eine ganze, aus mehrern Säcken bestehende Ladung am Fuße eines Felsens abgelegt. Das Leder war beeeits von den Füchsen benagt, und einige Hände voll Reiß lagen umhergestreut. Wir fühlten uns staek in Versuchung geführet, denn dieser Reiß wäre eine treffliche Zuthat zu unserer klaren Fleischbrühe gewesen, welches das Hauptgericht bei unserm Nachtessen ausmachte. Wir nahmen also etwa ein Pfund, mit dem heiligen Gelöbniß, es dem Eigenthümer gleich nach unserer Ankunft in Santiago zu bezahlen.

Da eine fast ganz zeefallene Casucha keinen Schutz bot, so richteten wir unsern Weg nach einer andeen ziemlich entfernten jenseits einer Felsenmasse gelegenen. Der Pfad wnede immer unwegsamer, die Kälte schien sich verdoppelt zu haben und der Wind wehte heftig. Wir klimmten einen Felsen empor, von dem der Sturm allen Schnee weggeblasen hatte, so daß die glatte Eiskruste bloß lag, und ein feiner Eisstaub zerschnitt uns das Gesicht. Es war eine entsetzliche Lage; nirgends ein Punkt, wo man den Fuß mit Sicherheit aufsetzen konnte; jeden Augenblick mußte man gewärtig seyn, auszugleiten und hinabzustürzen, und dieß dauerte meheere Stunden, ohne daß man einen Oet gefunden hätte, um auszuruhen. Der Coueier schritt rüstig vor mir her; plötzlich rutschte er aus und fiel mit dem Kopfe so heftig auf das Eis, daß er die Besinnung verlor. Ich lief sogleich zu ihm, flößte ihm etwas Wein ein und beachte den aemen Mann, der mir herzlich dankte, wieder zu sich.

Unsern Bergleuten ging es noch schlechter, die Sonne hatte sie fast ganz geblendet, große Thränen rollten über ihre Wangen, und oft mußte man ihnen die Hand geben, um sie zu führen. In der Casucha angekommen, zogen die beiden jungen Leute, mit dem Rosenkranz, den jeder Gaucho um den Hals trägt, ein Säckchen Stärkmehl hervoe, aus dem sie ein Pflaster für ihre kranken Augen machten.

Wir waeen jetzt zu dem schwierigsten Theil unseres Weges gekommen. Man stelle sich einen so senkrechten Berg vor, daß man seinen Gipfel kaum unterscheiden kann, und dieser mußte früh am Tage, als es noch ganz dunkel war, erstiegen werden. Einen Fußpfad zu suchen schien mir unnütz, ich klimmte also auf gut Glück empor. Nach einer Stunde ungefähr hielt ich an, um zu sehen, ob mir meine Gefährten auch folgten; es war jedoch noch zu finster, als daß ich etwas hätte unterscheiden können; nur rufen höete ich hinter mir: es waren die armen Bergleute, welche baten, daß man auf sie warten möge. Die Müdigkeit fing an sich einzustellen, aber man mußte steigen, immer fort steigen. Oft befand ich mich gerade vor einem glatten, spitzigen Felsen und war genöthigt entweder umzukehren, oder horizontal längs des Abgrundes hinzugehen. Bald fühlte ich, daß ich in eine Wolke teat, oder daß sich vielmehr eine Wolke auf mich herabsenkte, und nun konnte ich niemand mehr unterscheiden, sondern hörte nur das Klirren der eisenbeschlagenen Stäbe auf dem Eis. Rechts öffnete sich jetzt ein anderer, eben so mit Schnee verschütteter, eben so wilder Engpaß als dee durch den wir wäheend der Nacht gekommen waren. Seit drei Stunden kletterte ich nun schon ununterbrochen fort; der Schlaf wollte

Digitized by Google

mich überwältigen, und um diesen gefährlichen Gast zu verscheuchen, nahm ich Eis in den Mund, und rieb mir das Gesicht an den mit Eis bedeckten Felsen. So ging es fort bis zu Tagesanbruch, wo ich inne wurde, daß ich mich verirrt hatte. Statt den von der Beschaffenheit der Oertlichkeit bezeichneten Pfad zu verfolgen, hatte ich die kostbare Zeit und meine Kräfte damit verschwendet, einen fast unersteiglichen Felsen zu erklimmen, der mit Steinen bedeckt war, mit denen ich mehrmals wieder abwärts rutschte, und mir die Hände verletzte. Unter solchen Umständen steigt die Erschöpfung auf eine Höhe, daß man gar nicht mehr weiß wo man sich befindet, und in einer Art Stumpfsinn einer unwiderstehlichen Macht folgt, von der man wider Willen fortgezogen wird, wie Faust von Mephistopheles auf den Brocken.

Endlich erreichten wir die Cumbre. Es war mir noch ein wenig Wein geblieben, den ich mit Wasser vermischt hatte, um die Ration zu vergrößern; als ich ihn aber zum Munde führen wollte, war er gefroren. Der Pik, auf dem wir uns jetzt befanden, bildet die Scheidelinie von zwei Republiken; vor uns hatten wir Chile, hinter uns die argentinischen Provinzen. Die Sonne beleuchtete die durchsichtigen Morgennebel, und der Courier rief, sein Vaterland begrüßend, freudig aus: „Viva la patria!“

Als die Sonne hinter den Bergen herauf war, übergoß sie die Wolken mit einem rosigen Schein, dann wurden sie immer dichter und sammelten sich endlich unter uns, einen undurchdringlichen Schleier bildend. Wir standen auf dem vereinzelten Felsen übee diesem Dunstmeer wie arme auf eine Klippe geworfene Schiffbrüchige. Man fühlt eine Art von Schauer in diesen hohen Regionen; wenn man die Wolken so unter seinen Füßen dahin rollen sieht, so kommt es einem vor, als ob aller Verkehr mit der Erde abgeschnitten, und man an die Bewohner des Himmels gewiesen wäre.

(Schluß folgt.)

Ulie Hielan,

der norwegische Räuberhauptmann.*)

Die Abenteuer dieses Räubers sind so seltsam, so außerordentlich, und enthalten so viele seltsame Umstände, daß selbst die Lebensgeschichte manches der berüchtigtsten Banditen, die Macfarlane erzählt, **) nichts Romantischeres aufzuweisen hat. Ein Reisender, der unsern Helden in seinem Gefängnisse besuchte, und Gelegenheit hatte, sich öfter mit ihm zu unterhalten, hat die Materialien zu nachstehendem Lebensabrisse geliefert.

Der Vater Ulie Hielans war ein Holzhauer, der Sohn aber zu ehrgeizig sich mit dem niedrigen Stande des Vaters zu begnügen. In einem Alter von 12 Jahren zog seine Schönheit die Aufmerksamkeit der Gattin eines der reichsten Wechsler zu Christiansand auf sich, die ihn in ihre Dienste nahm. In diesem Hause wurde er mit so viel Nachsicht und Güte behandelt, daß er Muße genug fand, sich mit den Leibesübungen zu beschäftigen, welche die Norweger so sehr schätzen. Dadurch erhielt er eine außerordentliche Kraft und Gewandtheit; er hob ungeheure Lasten auf, rang mit weit ältern und stärkern Männern als er selbst war, und schwamm und tauchte unter mit einer Geschicklichkeit und Kühnheit, die in Erstaunen setzten. Dabei that es ihm nicht leicht jemand im Schießen mit der Büchse gleich, und seine Geschwindigkeit war so groß, daß er es im Laufen mit einem Hirsch aufnahm. Ulie Hielan blieb jedoch dabei nicht stehen; er machte sich mit den ältesten und wunderlichsten norwegischen Legenden und allen Attributen der Wald-, Wasser-, Erd- und Luftgeister seines Landes bekannt.

Im achtzehnten Jahre seines Alters begann Hielan zu fühlen, daß sein stolzes ungestümes Wesen, seine Sorglosigkeit und Kühnheit und sein aufstrebender Geist ihm nicht gestatteten, länger im Hause seiner guten Herrin zu bleiben, wo seine Tage friedlich dahin flossen. Er verließ also, vom Gefühl des lebhaftesten Dankes durchdrungen, dieses Haus, und lebte einige Zeit als Abenteurer. Seine geringen Mittel nöthigten ihn jedoch bald wieder in die Dienste eines reichen Kaufmanns zu treten, der auf seinem unweit von Christiansand gelegenen Landhause wohnte. Das Geschäft, das man ihm hier übertrug, stimmte mehr mit seiner Neigung überein; man stellte nämlich die Pferde unter seine Obhut. Er behandelte seine Untergebenen als Freunde und Gefährten; mit einer seltenen Liebe war er ihnen zugethan, theilte sein Brod mit ihnen und schlief oft bei ihnen auf der Streu. Dafür lernten aber auch diese Thiere bald seine Stimme unterscheiden, kamen herbei, wenn er sie rief, und liebkosten ihn wie Hunde. Oft durchritt er bedeutende Strecken und besuchte auf dem Rücken seiner Lieblinge unbekannte Thäler. Dann eilte er wieder, von seinem ungestümen Geist getrieben, an die unzugänglichsten Stellen der Küste, und irrte in tiefen Schluchten und auf steilen Felsen umher, von dem Verlangen getrieben Rock Bull, einen der gefürchtetsten Geister jener Gegend, der, den abergläubischen Sagen der Landleute zufolge, die Gestalt eines Stiers annimmt, wenn er seinen Zufluchtsort entdeckt sieht, zu begegnen und ihn zu erlegen.

Bald jedoch fing Hielan an, sich auch in dieser neuen Lage zu langweilen; schon länger hatte er gefühlt, daß er nicht für das einfache regelmäßige Leben gemacht sey, zu dem seine täglichen Beschäftigungen ihn zwangen. Unaufhörlich wurde er von dem Verlangen gequält, sich durch glänzende Thaten auszuzeichnen, die seinen Namen auf die Nachwelt brächten. In seiner Kindheit schon strebte er stets nach dem Vorrange unter seinen Gespielen, und jetzt, wo seine Kräfte und sein Geist sich entwickelt hatten, hielt er sich für fähig alle Hindernisse zu übersteigen, die sich seinen Entwürfen in den Weg stellten. Er entschloß sich also, die Heerstraßen zu durchziehen und eine Bande entschlossener Männer zu bilden, die ihn als ihr Oberhaupt anerkennen sollten. Nicht Geldgier leitete ihn bei diesem Gedanken, ein edleres Ziel schwebte ihm vor: den alten Rittern wollte er nachahmen, Unrecht verhüten und mit allen seinen Kräften den Armen gegen den Reichen und Mächtigen vertreten.

An der Ausführung dieses Unternehmens wurde er jedoch durch Geldmangel gehindert. Er mußte sich Waffen und Munition anschaffen, und dazu waren seine Mittel zu beschränkt. Als er eben darüber nachdachte, wie diesem Mangel abzuhelfen sey, erhielt er von seinem Herrn den Auftrag, eine große Summe Geldes zu Jemand zu tragen. Hielan benutzte diese Gelegenheit, behielt das Geld, flüchtete in die Gebirge und verbarg sich in einem nur ihm und den wilden Ziegen bekannten Schlupfwinkel. Mitten in diesen Felsen blieb er einige Tage; da ihm jedoch die Zeit lang wurde, ging er nach Christiansand, um einzukaufen, was er bedurfte. Hier wurde er sogleich verhaftet und zu Stockschlägen und einer langen Gefängnißstrafe verurtheilt. Der Kerker schreckte ihn nicht, denn er wußte, daß es ihm leicht seyn werde zu entspringen; gegen die Stockschläge aber empörte sich sein Inneres. „Welche Erniedrigung, sagte er zu sich selbst, die Laufbahn, auf der ich mich auszeichnen, der norwegischen Jugend als Beispiel dienen und der Gegenstand von hundert Legenden werden will, die man sich Abends am Herd erzählt, auf diese Art zu eröffnen! Nein, das kann nicht seyn!“ Und des Nachts, als Alles um ihn schlief, brach er mit Riesenkraft zwei Stäbe aus dem Gitter seines Kerkers und entsprang.

Dieser Unfall machte ihn anfangs vorsichtiger. Inzwischen hatten sich einige junge Norweger, die er angeworben, mit Waffen und Allem versehen, was zu ihrer Lebensart erforderlich war. Hielan fing nun an die reichen Eigenthümer zu brandschatzen und die armen Bauern zu unterstützen. Seine außerordentliche Stärke und Behendigkeit, sein Muth und seine Entschlossenheit verwickelten ihn in die seltsamsten, ritterlichsten Abenteuer, und man erzählt Züge aus seinem Leben, die unglaublich scheinen, ungeachtet eine Menge seiner Landsleute sie bezeugen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus der Edinburgh Literary Gazette.

**) Aus denen wir in Nr. 42 u. f. dieser Blätter vom Jahre 1833 mehrere Auszüge geliefert haben.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise auf den Berg Sinai, nach Gaza, Jerusalem, Damas und Beyrut.

2. Reise von Gaza nach Jerusalem und Tabarieh.

(Schluß.)

Am Abend kamen wir nach Suez, wo ich mich 18 Tage aufhielt, um die Kamele zur Reise nach Palästina zu erwarten.

Von Suez brach ich am 8 Julius mit fünf Kamelen auf, um nach Gaza zu gehen. Oestlich von Suez breiten sich große Moräste aus, welche im Sommer von den Nordwinden trocken gelegt werden. Der Boden dieser Moräste besteht aus Thonerde und umgeben sind sie von Flugsand. Wir schlugen unser Zelt drei Stunden von Suez, zu Mabuk, in einer großen unfruchtbaren Sandebene auf.

Am 9 hielten wir bei dem Brunnen Moyeh, oder Bir Mabuk genannt, an, der nicht tiefer als 4 bis 5 Fuß in den Sand gegraben ist, und wo wir Wasservorrath auf vier Tage schöpften. Ungeachtet des Wassers, welches um diesen Brunnen herum verschüttet wird, sah ich doch auch nicht eine einzige Pflanze.

Am Abend brachen wir bei schönem Mondenschein wieder auf und kamen über einen Sandhügel, an dessen Fuß sich abermals Dünen von Flugsand ausdehnten. Gegen Mitternacht machten wir bei dem Gebel Bollaga*) Halt, wo wir eine aus etwa 50 Personen bestehende Karawane trafen, welche sich auf dem Wege nach Akaba befand; sie hatte sich längs einer Sanddüne gelagert; die Männer waren um ein großes Feuer gruppirt, wo sie in der Asche ihren Qahka buten. Dieser Qahta ist ein mit etwas Salz und Wasser zusammengekneteter Mehlteig.

Am 10 kamen wir durch Sanddünen, wo sich keine Spur eines gebahnten Weges fand, denn der Wind bedeckt die Spuren gar bald wieder, welche die Karawanen hinter sich lassen. Wir durchzogen das Thal Theyleh und kamen dann in das von Terge-el-Scheykh, den Gebel-Rahha,**) einen Kalksteinfelsen, zur Rechten lassend; endlich gelangten wir auf einen sandigen Thonboden. Nachdem wir in den Abendstunden unsern Weg durch das Thal Zerab und noch mehrere andere, welche sämmtlich mit einer blaßgrünen Vegetation***) bedeckt waren, fortgesetzt hatten, ließen wir die Straße von Aqaba zu unserer Rechten und rasteten am Fuß eines Hügels Namens Gebel-Hassen.

Am 11 schlugen wir die Straße in der Wüste ein, welche Esseri genannt wird. Diese Straße führt über eine unermeßliche aus sandigem Thon bestehende und mit einigen Pflanzen bedeckte Ebene, deren Blüthen bereits abgefallen und die Pflanzen verdorrt waren. Gegen Nordwest ist diese Ebene von einer Kette von Kalkgebirgen begränzt.

Um 5 Uhr wurde eine Stunde von dem Gebirge Gebel-el-Yellek, das wir nördlich ließen, angehalten, um das Mittagsmahl einzunehmen. Da es anfing an Wasser zu mangeln, so beeilten wir uns die nächsten Brunnen zu erreichen, indem wir unsern Weg einige Stunden während der Nacht fortsetzten und in dem kleinen Thal Hasseneh ausruhten. Am andern Tage Mittags befanden wir uns an den Brunnen, welche Hasseneh genannt werden und etwa zwei Metres tief sind. Von hier aus kamen wir zu einigen Sanddünen, wo ich einige sehr große Tamarisken fand; die Nacht brachten wir in einer kahlen Ebene von sandigem Thone hin.

Die Hitze ist während des Tages in diesen Wüsten außerordentlich groß, und die Nächte sind kühler als in Kairo. Am 15 Nachts fiel ein starker Nebel, der sich in einen schwachen Regen auflöste; eine in diesen Gegenden ganz ungewöhnliche Erscheinung.

Am Morgen betraten wir eine große Ebene von Flugsand. Gebel-Hallal ließen wir in gewisser Entfernung zu unserer Linken und Gebel-Eheneh zu unserer Rechten. Die Nacht brachten wir in dem Thal Haker-el-Ariche (Arisch) zu, das von Dünen von Flugsand umschlossen ist. Des Morgens fiel abermals ein dichter Nebel, der die Atmosphäre ein wenig erfrischte.

*) Nach Herrn Leon Delaborde Dschebel-Koros.
**) Nach Herrn Leon Delaborde Dschebel-Edrecha.
***) Hier beginnt eine bis jetzt unbekannte Straße nach Gaza und Jerusalem.

Am 14 führte der Weg durch ein von einem Bergstrom ausgewaschenes Thal, von den Arabern Wädeh-el-Ariche genannt. Man findet da mehrere Brunnen mit süßem Wasser, aus denen wir uns für unsere Reise bis nach Gaza versorgten. Von den Brunnen aus kamen wir in eine große fruchtbare Sandebene; während des Sommers regnet es in diesen Thälern nicht, desto häufiger aber im Winter.

Gegen Mittag wurde im Thal Lesareh, das von Dünen von Flugsand eingeschlossen ist, Halt gemacht; unser Weg führte uns später über mehrere dieser Dünen.

Am 15 Morgens betraten wir eine weite Ebene, wo der Sorgho, oder große ägyptische Hirse, in dem fruchtbaren Sandboden angebaut wird. Um 6 Uhr Abends kamen wir nach El-Khan, das erste Dorf in Palästina. Ich sah hier mehrere gemauerte Silos von eiförmiger Gestalt, in denen Getreide und Stroh aufbewahrt wird.

Jene Art von Fackeldistel, welche Opuntia, ficus-indica genannt wird, wird hier zur Anlage von Hecken um die Gärten benutzt. Die Araber essen das Mark der Früchte dieses Gewächses. Die Getreideernte fällt hier im Monat Mai, also fast einen Monat später als in Aegypten.

Am Abend desselben Tages reisten wir nach Gaza ab, wo wir mit Anbruch des folgenden ankamen. Fünf Tage verwendete ich dazu, die Umgebungen dieser Stadt zu besuchen, in deren Gärten ich dieselben Gewächse fand, wie in Aegypten.

In der Umgegend von Gaza wird eine große Menge jenes Tabaks gebaut, den man Nicotiana rustica nennt, und den man auch in ganz Palästina und Syrien findet. Dieser Tabak bildet einen bedeutenden Handelsartikel mit den benachbarten Ländern. Dieser Anbau und die Gärten werden mittelst sogenannter Paternosterräder bewässert. Oestlich von der Stadt sieht man eine große, ganz mit starken neun bis zehn Meter hohen und vier bis fünf Meter im Umfange haltenden Olivenbäumen bedeckt. Ich habe hier einen an einer Sycomore emporrankenden Weinstock gesehen, der 15 bis 16 Metres hoch war und dessen Stamm 4 bis 5 Centimeter im Umfange hielt. Von seinen Ranken hingen allenthalben Trauben um den schönen Baum her, der ihm zur Stütze diente.

In den Ebenen von Gaza wird viel Sorgho und Sesam gebaut. Aus dem Samen dieser letztern Pflanze pressen die Einwohner Oel und bestreuen mit den ganzen Körnern ihr Brod. Um die Dörfer herum sind eine große Anzahl Silos ganz einfach und ohne alles Mauerwerk, in Form cylindrischer Brunnen, 3 bis 4 Meter tief in den Boden gegraben; ihre Mündung ist nahe an zwei Meter weit. Das in diese Silos eingegrabene Getreide wird zuerst mit einer Strohschichte und dann mit Erde bedeckt. Diese Methode scheint mir zu Abhaltung des Kornwurms sehr zweckmäßig. Nachmittags setzten wir unsere Reise in dieser schönen, hie und da mit Sandsteinfelsen besetzten und mit gelber Thonerde gemischten Ebene von Sand und Thon fort.

Das Memorial Agenais erzählt die Erscheinung eines glänzenden Meteores am 27 Julius auf folgende Weise: Gegen 6 Uhr Abends bemerkten die Einwohner von La Française und Lisas eine Feuersäule von ungefähr 15 Fuß im Umfange; sie war von mittelmäßiger Höhe, weßhalb man anfangs glaubte, es sey eine Korn- oder Strohscheune in Brand gerathen. Ein Gewitter war noch nicht ganz vorüber und der Donner rollte noch. Die Feuersäule rückte schnell von Südost nach Nordwest vor und stürzte sich in den Tarnfluß, dessen Wasser kochend aufschwoll. Dann erhob sie sich wieder, und nahm drohend ihre Richtung gegen das Dorf Lisas, wo allmählich die Bestürzung aufs höchste stieg. Alles eilt hin zum Pfarrer; man beschwört ihn, Gebete zu lesen, um das drohende Unglück abzuwenden: man eilt in die Kirche, stellt das heilige Sakrament aus, und der Priester ertheilt der im Schrecken fromm gewordenen Gemeinde den Segen. Inzwischen gelangt die auf Windesflügeln getragene Feuersäule ans Dorf, und fährt an einem Hause vorüber, wo sie einige Reihen Ziegel abreißt, von denen man keine Spur mehr fand. Von da stürzte sie sich auf einen mehr als hundertjährigen Nußbaum, zerbricht alle Aeste und durchbohrt ihn, wie man ein Stück Geschütz durchbohren würde; die Flamme erlischt hierauf und löst sich in einen ungeheuren Rauchwirbel auf, der gleich den dichten Winternebeln lange Zeit die Atmosphäre verfinsterte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 252. 9 September 1835.

Chinesische Buchdruckerei.

Mechanisches Verfahren.

Die chinesische Art Bücher zu drucken, ist vielleicht das auffallendste Beispiel von dem fast allgemein anwendbaren Satz, daß diese Nation auf ganz anderem Wege als alle andern fast alle Resultate derselben erreicht habe. Kein Pfennigmagazin ist wohlfeiler als gewöhnliche chinesische Bücher, und keine englische Prachtausgabe schöner, als die Produkte der kaiserlichen Palastdruckerei. Es fehlen uns noch unendlich viele Data, ehe wir uns einen deutlichen Begriff von den wahren Verhältnissen des chinesischen Buchhandels werden machen können, obgleich er im Ganzen ziemlich auf derselben Bahn zu beruhen scheint, wie der europäische, aber die Bedürfnisse der europäischen Missionen haben uns wenigstens eine ziemlich vollständige Ansicht des mechanischen Theils und der Kosten chinesischer Drucke gegeben, und diese mögen wohl einen Platz im Ausland verdienen.

Die erste Erwähnung, welche die chinesischen Annalen von der Buchdruckerei thun, findet sich im Jahre 923 v. Ch., wo erwähnt wird, daß der Kaiser Tientsching die klassischen Bücher habe zuerst auf hölzerne Platten schneiden, drucken und verkaufen lassen. Dieser letztere Umstand wird ironisch bemerkt, da der Geschichtschreiber es als unter der Würde des Kaisers fand, daß er die Bücher verkaufen ließ, doch erkennt er an, daß es den Gelehrten zu großem Vortheil gedient habe, indem sie von dieser Zeit an die Bücher wohlfeiler erhalten hätten. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß die Erfindung schon einige Jahre früher gemacht worden war, ehe sie bis zum Kaiser durchdrang, und von ihm angewendet wurde. Diese älteste Methode des Drucks von hölzernen Platten ist noch jetzt die allgemein angewendete, und heißt Mupan; sie ist so überaus zweckmäßig für die eigenthümliche Schrift der Chinesen, und Alles, was sich auf das Material der Bücher bezieht, hat sich seit neun Jahrhunderten so sehr darnach gerichtet und modificirt, daß sie ohne allen Zweifel immer die gebräuchlichste Druckart bleiben wird. Die zweite Methode, welche die Chinesen bisweilen anwenden, heißt Lapan (Wachsplatten), und besteht darin, daß eine Schichte von Wachs auf einer hölzernen Tafel ausgebreitet wird, in welche die Charaktere mit einem Messer geschnitten werden. Diese Methode ist nur äußerst selten gebraucht, sie beruht auf demselben Princip wie die frühere, und unterscheidet sich von ihr nur durch die Weichheit des Materials, welche aber natürlich beim Abziehen wieder ein eben so großes Hinderniß wird. Die Drucker, welche die englische Mission in Malacca in ihren Diensten hatte, versicherten, daß bisweilen bei großer Eile eine Menge von Arbeitern zusammengebracht werde, jeder erhält ein kleines länglichtes Brettchen, das eine oder zwei Linien enthalten kann; diese werden nun in aller Eile geschnitten, mit hölzernen Stiftchen zusammen geheftet, und so ganze Seiten gebildet, die abgezogen werden können. Sie nennen diese Methode ebenfalls Lapan, und sie hat wahrscheinlich die Methode der Wachstafeln gänzlich verdrängt, und ihren Namen wegen der gleichen Schnelligkeit der Ausführung erhalten.

Die dritte Methode heißt Huopan (lebende Platten), und besteht im Gebrauch einzelner und beweglicher Typen, wie in der europäischen Druckerei. Kaiser Kanghi ließ eine große Quantität solcher Typen in Kupfer verfertigen, aber man weiß nicht, ob sie gegossen, oder einzeln geschnitten wurden. Die Chinesen verstehen Metallguß, obgleich sie keinen ausgedehnten Gebrauch davon machen. Die kaiserlichen Stempel, welche auf die Kalender gedruckt werden, sind gegossen, eben so tragen Kupfergefäße in Tempeln und Glocken oft Inschriften, die mit ihnen gegossen werden. Jedenfalls aber sind die gewöhnlichen beweglichen Typen aus Holz, und daher einzeln geschnitten. Die Cantoner Zeitung Yuen-man-pao ist auf diese Art gedruckt, sie erscheint täglich und enthält etwa 500 Worte, aber der Druck ist schlecht und kaum leserlich. Die Pekinger Staatszeitung wird ebenfalls auf diese Art gedruckt, sie setzt eine große Masse von Typen voraus, da eine Nummer oft aus 50—60 Seiten besteht; sie ist sehr leserlich gedruckt. Das katholische Missionskollegium St. Joseph in Macao besitzt eine bedeutende Sammlung solcher in Holz geschnittenen Typen, mit denen für die Bedürfnisse der katholischen Mission gedruckt wird; man hat z. B. eine Sammlung von Leben der Heiligen in 26 Bänden damit gedruckt, aber die Produkte dieser Druckerei sind kaum leserlich, während die auf die gewöhnliche chinesische Art gedruckten katholischen Bücher mit vieler Eleganz ausgeführt sind. Der Grund, warum die Mission diese unvollkommene Art adoptirte, lag in der größern Leichtigkeit die sie darbot, das Material der Druckerei zu flüchten, wenn sie bei Verfolgungen Hausuntersuchungen ausgesetzt war. Der Druck

Digitized by Google

von Kupfertypen ist schöner als der von beweglichen Holztypen, dennoch erreicht er nie die Eleganz sorgfältig geschnittener Holztafeln. Der Grund davon mag darin liegen, daß die Chinesen zum Druck mit beweglichen Typen dieselbe Methode anwenden wie zum Abziehen von geschnittenen Platten, d. h. sie legen das Papier auf die Schrift, und drücken es mit einer Bürste darauf; dennoch muß man zugeben, daß auch die Presse der ostindischen Kompagnie in Canton, oder die Missionspressen in Malacca und Calcutta trotz ihrer bessern Instrumente nie eine Seite chinesischen Drucks mit beweglichen Typen geliefert haben, die sich einem bessern Druck gewöhnlicher chinesischer Art zur Seite stellen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zug über die Anden im Winter.

(Schluß.)

Nachdem wir etwas getrocknetes Fleisch und einige Bissen hartgefrorenen Zwieback zu uns genommen hatten, schickten wir uns an abwärts zu steigen. Zu diesem Ende setzt man sich auf den Pellon seines Sattels, und führt mit reißender Geschwindigkeit abwärts, während man zugleich sein Gepäck vor sich her stößt. Nach einigen Minuten dieses raschen Laufs befanden wir uns in Nebel gehüllt, und die dichte Atmosphäre die uns umgab, machte die Fahrt auf diesem ungeheuren Rutschberg nur noch malerischer. Der Nebel verdickte sich jedoch endlich so sehr, daß es selbst den Führern unmöglich wurde den Weg zu erkennen.

Die ungefähr auf der Hälfte des Abhangs gelegene Casucha war fast ganz im Schnee vergraben, denn seit drei Monaten war dessen eine so ungeheure Menge gefallen, daß er an vielen Stellen 12 bis 15 Fuß hoch lag. Wir konnten uns hievon bei einer Quelle überzeugen, die während der schönen Jahreszeit aus ebenem Boden entspringt, und zu der jetzt der Führer auf Stufen hinabsteigen mußte, die er in den Schnee grub.

Diese Seite der Cordillere ist minder steil als die andere, und man sieht hier weit seltener jene spitzigen, Wachtthürmen ähnlichen Felsen, auf denen der Condor oft zu ganzen Tagen unbeweglich sitzt, und wie ein böser Genius auf die furchtbare Scenerie herabschaut. Wir gingen jetzt auf einer so glatten Fläche, daß ich bedauerte keine Schlittschuhe bei mir zu haben. Wenn diese ungeheuren Schneemassen schmelzen, müssen diese Berge ganz überschwemmt seyn; aus allen diesen Schluchten stürzen dann Gießbäche herab, deren Wasser sich im stillen Ocean verliert. Aus jedem Abhang sprudelt eine reiche Quelle hervor, die, sich ein eigenes Bett grabend, ihr herrliches Wasser in die Thäler ergießt, wo sie dann mittelst der von den Spaniern den Mauren von Granada entlehnten Acequias nach allen Seiten hin vertheilt, die Felder von Mendoza gegen Westen, und die von Chile gegen Osten bewässern.

Einige hundert Schritte weiter links erhebt sich eine andere verfallene Casucha; die Neugier trieb mich, sie zu sehen. Das Dach war eingesunken, und die Füchse hatten ihren Bau in den Schnee gegraben, mit dem sie zur Hälfte angefüllt war; in den Mauerritzen saßen kleine Vögel. Man kann leicht denken, was für traurige Nächte die Reisenden hier zubringen müssen, denn die Mauern sind durch das Herausreißen der Thürpfosten erschüttert, und Alles, was nur immer brennbar, ist längst verschwunden. Wilde Thiere haben das für Menschen bestimmte Obdach in Besitz genommen, und doch wären einige Tage Arbeit hinreichend, diese Ruine wieder in Stand zu setzen. Was kümmern sich aber diese jetzt entzweiten Republiken um eine Erleichterung der Kommunikation; Chile entbehrt die Produkte der Provinz Cuyo; die Schiffe fürchten das Kap Horn nicht mehr, und zudem sind die Anden eine so feste von der Natur gezogene Scheidewand, daß zwischen beiden Völkern nicht die geringste Sympathie besteht. Beide folgen instinktmäßig dem Lauf ihrer Flüsse; sie kehren sich den Rücken, und richten, die eine ihre Blicke auf den atlantischen Ocean, jenseits dessen Europa liegt, und die andere die ihrigen auf die Südsee, die nach Indien führt.

Dieser Tag war höchst beschwerlich, wir machten wenigstens eine eben so starke Tagreise, als ein beladenes Maulthier während der schönen Jahreszeit, aber unser Muth wurde auch durch die Hoffnung belebt, morgen wieder in bewohnte Gegenden zu kommen. Die Casucha de Ojo de Agua wurde auf einem kleinen Vorsprung mitten in diesem unendlichen sich immer mehr zusammenziehenden Enggaß sichtbar, hinter welchem etwas Grün auftauchte, auf das die Führer mich aufmerksam machten. Das Wort Ojo de Agua (Auge des Wassers) bezeichnet diese kleinen klaren Quellen, von denen die Karawanen sich unwiderstehlich angezogen fühlen, sehr treffend; man findet hier gewöhnlich noch die Ueberreste von Feuern, welche Tags vorher von Reisenden aufgezündet wurden. Wir aber sahen leider nichts von allem dem, denn das Ojo de Agua mit seiner Kresse war verschneit, und erwartete den Frühling, um sich wieder in seiner Klarheit zu zeigen.

Der Himmel umzog sich jetzt plötzlich; der Schnee fiel in großen Flocken herab. Wir beschleunigten unsere Schritte, denn wenn der Sturm sich erhebt, und der Reisende sich verirrt, dann ist es um ihn geschehen. Viele hölzerne Kreuze am Wege verkünden dem Wanderer solche Unglücksfälle. Dieser Abend war traurig; unter seinem Poncho versteckt mußte man ein Stück auf den Kohlen halb verbranntes Fleisch unter freiem Himmel verzehren, weil in der Hütte kein Feuer angemacht werden konnte, und dabei hatten wir nur noch auf drei Tage Lebensmittel, was, wenn das Schneegestöber anhalten sollte, allerdings eine trübe Aussicht gewährte. Pedro erzählte, um uns Muth zu machen, von einem seiner Freunde, der sechs Tage, ohne weder zu essen noch zu trinken, ohne Feuer und Licht in einer Casucha zugebracht habe.

Alles ging indeß gut; der Sturm legte sich bald, und um Mitternacht machten wir uns wieder auf den Weg. Diesmal ging es geschwinder; bald aber wurde unser Eifer von einem unvorhergesehenen Hinderniß gedämpft. Unsere Führer hatten sich nämlich bei ihrem seltsamen Vornehmen im Finstern zu gehen, vollständig verirrt; sie brachten uns an eine so steile, und so von Eis glänzende Felsenwand, daß es unmöglich schien, sie ohne Leiter zu erklimmen. Man mußte, gegen den Schlaf sich erwehe-

Digitized by Google

rend, den Morgen erwarten, denn wer auf dem Schnee einschläft, erwacht nie mehr. Nach einer zweistündigen Arbeit hatten die Führer mit ihren Messern Stufen in das Eis gehauen; wenn der erste, der es wagte über diese Wand zu steigen, vom Schwindel ergriffen wurde, wenn sein Stock brach, so riß er unfehlbar alle übrigen mit sich in den Abgrund; die Vorsicht erheischte also, daß wir den gefährlichen Weg einer nach dem andern antraten.

Endlich erblickten wir am Horizont grüne Bäume und Weinstöcke, für uns ein so erfreulicher Anblick als für den Matrosen nach langer Seefahrt der des Landes. Freudig beflügelten wir unsere Schritte, stolperten wohl zuweilen oder stießen uns an Steine, doch waren wir fröhlich und guter Dinge. Mit unsern langen Bärten, unsern von der Kälte gebräunten Gesichtern, und in unsrer seltsamen Tracht, hätte man uns für den Vortrab einer Barbarenhorde halten können, die sich gleich einer Lawine vom Gebirg herab auf die Ebene wälzen wollte. Nur einer von uns blieb zurück, seine gewöhnliche Ruhe und seinen hergebrachten Ernst behauptend, und dieß war Pedro, der unsrer kindlichen Freude unzugänglich blieb, denn er glich dem Lootsen, der nichts mehr zu thun hat, wenn das Schiff in den Hafen gebracht ist. Sorgsam las er unsere zerstreuten Stöcke zusammen, und verbarg sie bis zur nächsten Wanderung in einem nur ihm bekannten Versteck.

Man zündete ein großes Feuer an, obschon es nicht besonders kalt war, aber wir schwammen ja im Ueberfluß, wir hatten Holz und Wasser die Fülle. Die Cigarren wurden angezündet, der Maté kreiste in der Runde, die Tomanges wurden zerrissen und in den Fluß geworfen, und man schickte sich an, die so lange entbehrte Siesta zu halten, während die Führer und die beiden Bergleute vorausgingen, um uns die während des Winters in der zwei Stunden entfernten la Guardia aufgestellten Maulthiertreiber zu senden. Bald sollten wir nun endlich den plumpen Sattel, diesen Recado der uns so schwer auf den Schultern lastete, wieder auf den Rücken der Maulthiere legen. Ich blieb mit dem Courier allein zurück.

Der Anblick des vor uns liegenden Frühlings belebte mich wunderbar; der Courier schlief ruhig, ich aber war zu bewegt, um es ihm gleich thun zu können, und so blieb mir nichts übrig als durch ein Buch, das ich bei mir hatte, die Stunden bis zur Ankunft der Maulthiertreiber zu verkürzen.

Uebersicht der Geschichte von Japan.

Ein Russe, Namens Gorloff, hat ein Werk über Japan geschrieben, aus welchem wir nachstehenden Abriß der Geschichte entheben, die aus einer japanischen Chronik entnommen seyn soll, welche bis zum Jahre 1730 geht. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Chronik für den, der eigentlich Geschichte sucht, d. h. den Charakter der verschiedenen Epochen kennen zu lernen wünscht, sehr wenig darbietet; außer zwei oder drei Regierungen, die ihren eigenthümlichen Stempel tragen, und einigen wichtigen Vorfällen, ist es nur eine Reihe von Namen und einförmigen Begebenheiten, die in keinem andern als einem chronologischen Verbande stehen, aber bei der Armuth der historischen Quellen konnte sich der Verfasser auch nicht einen Schritt von dieser japanischen Chronik entfernen.

Die Japaner stammen wahrscheinlich von nomadischen Tungusen ab, die an der Ostseite Sibiriens umherstreiften, und durch den Naturreichthum der japanischen Inseln dorthin gelockt wurden. Dieser neue, schwache Stamm wurde frühzeitig von den Chinesen unterjocht, und lernte durch die andauernde Verbindung mit denselben Ackerbau und den Vortheil fester Wohnsitze kennen. Noch immer haben sich einige chinesische Gesichts- und Charakterzüge bei den Japanern erhalten, aber den tatarischen Ursprung nicht vertilgen können. Eine abgesonderte japanische Monarchie gründete Sin-di-ten-no im J. 659 v. Chr. und nahm den Titel Dairi an. So ist die gewöhnliche Annahme, Gorloff aber sagt, der erste Dairi habe Sin-mu-tei-do geheißen. Diese Namen können unmöglich eine und dieselbe Person bezeichnen. — Die Regierungen der folgenden Herrscher sind, eine nach der andern, durch Zwistigkeiten der vom ersten Dairi unter dem Titel Dei eingesetzte Provinzialfürsten, durch Religionswechsel, durch das fortdauernde Streben der Seo-gins oder Oberkriegsbefehlshaber, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen, und durch die Bemühungen bezeichnet, sich vom chinesischen Reiche völlig loszureißen, welchem Japan, auch nach der Gründung einer besondern Monarchie, fortwährend Tribut zahlte. Außer einigen Einfällen der Mantschuren und Chinesen war wenig Gelegenheit zu Kriegen vorhanden, nach und nach wurden die Kriegsbefehlshaber von den allgemeinen Angelegenheiten entfernt, und die Dairis lebten unter Festlichkeiten und sinnlichen Genüssen.

Die Kriegsbefehlshaber mit dem erblichen Titel Seo-gin hatten im Jahre 80 vor Christi unter Sjuju-Sin die feindlich gesinnten Unterfürsten zu bekämpfen. Von dieser Zeit an bedienten sich die Seo-gins der großen ihnen anvertrauten Hülfsmittel, um von jedem Kaiser neue Gewalten und neue Vorrechte zu erhalten, wobei sie bald die Streitigkeiten der Unterfürsten, bald die Schwäche der Dairis, bald die ihnen in Kriegszeiten untergebene Macht benutzten. Die Dairis fühlten den einmal begangenen Irrthum, suchten auf alle Weise sie zu beschränken, und erhielten sie auch eine Zeit lang in Unterwürfigkeit, aber das Uebel war nicht mehr auszurotten. Der Hauptaufstand der Seo-gins unter Shoritomo fällt in die Herrschaft Anto-Ki's (1171. nach Gorloff 1158 nach Christo). Shoritomo machte sich im Heere eine starke Partei, zwang Anto-Ki dem Throne zu entsagen, und wurde unter seinem Nachfolger in den höchsten Fürstenrang mit Militär- und Civilgewalt erhoben. Von dieser Zeit an herrschten die Dairis nur dem Namen nach. Endlich unter der Regierung Kafano-Sanno's (1458 bis 1466) machten sich die Seo-gins völlig unabhängig, nahmen durch eine Uebereinkunft mit dem Dairi den Titel eines Kubo oder weltlichen Kaisers an, und überließen dem erstern die geistliche Gewalt. Nach Andern wurde die Erhebung der Seo-gins am Ende des 16ten Jahrhunderts vollendet unter dem Seo-gin Taiko-Sama, oder wie Gorloff ihn nennt, Teta-kuim-Sama.

Japan hatte schon früher die Schwäche des von Dschingis-khan eroberten China's benutzt, und durch eine Gesandtschaft sich feierlich von dem Tribute frei erklärt. Unter der Regierung Koju-dy's im J. 1275 wurde von dem chinesischen Kaiser eine starke Flotte gegen die Japaner ausgesendet, aber durch einen Sturm an den unwirthlichen Küsten zerstört. — Die erste Entdeckung Japans durch die Portugiesen fällt in die Mitte des 16ten Jahrhunderts; ihr anfänglicher Erfolg und ihre spätere Vertreibung, so wie die Festsetzung der Holländer sind bekannt.

Ulie Hielan,
der norwegische Räuberhauptmann.

(Fortsetzung.)

Ulie Hielan wurde bald das Urbild, das Muster aller Ritter der Landstraße, der Rinaldini seiner Zeit. Er war der Mann, von dem man im Norden am meisten sprach; schön und tapfer, war er stets galant gegen die Frauen. Bei allen seinen Angriffen reichte er ihnen stets die Hand, um ihnen aus dem Wagen zu helfen, und bereitete ihnen einen bequemen Sitz an der Straße, während seine Leute Koffer und Mantelsäcke durchsuchten. Niemals hörte man einen Fluch oder auch nur ein unhöfliches Wort aus seinem Munde; er war vielmehr höflich und rücksichtsvoll, und mißhandelte niemals einen Reisenden. Oft begnügte er sich damit ihnen das Geld abzunehmen, das sie bei sich trugen, ohne ihre Koffers weiter zu durchsuchen. Da er das Geld ohne Mühe gewann, so zeigte er sich auch außerordentlich freigebig, und den größten Theil dessen, was er den Reisenden abnahm, erhielten Unglückliche.

Die norwegischen Bauern und Gebirgsbewohner erzählen eine Menge Züge von seiner Wohlthätigkeit, und Hielans Name gehört in der That

Digitized by Google

zu den volksthümlichsten in Norwegen. Die Wünsche unseres Helden waren also erfüllt, denn der Aberglaube des Volks versetzte ihn unter seine Schutzgeister, und wenn einem armen Bauer eine verborgene Wohlthat zufloß, so schrieb er sie Nieper, dem guten Genius Norwegens, oder Ulle Hielan zu, dem der Volksglaube übernatürliche Kräfte beimaß.

Während eines sehr strengen Winters war Ulle Hielan genöthigt mit seinen Gefährten aus seinen Gebirgsschluchten in die Ebene herabzusteigen. Einige quartirten sich in den Pachthäusern, andere in den nahen Dörfern ein, doch hatten sie Sorge gehabt sich unkenntlich zu machen, indem sie Bart und Haupthaar wachsen ließen. Hielan fand in dem Hause einer Wittwe Aufnahme. Da seine Stärke ihm gestattete dreimal mehr zu arbeiten als ein Anderer, so ließ er sich zu Allem brauchen, und blieb ungefähr sechs Wochen in seinem Versteck. Bald hatte er sich bei der ganzen Familie beliebt gemacht; er vertheilte die Arbeit und führte die Herrschaft im Hause; die Wittwe folgte nur seinem Rathe, und in Stunden der Erholung spielte er mit ihren Kindern, die ihm oft seine eigenen Abenteuer erzählten und mit den Sagen unterhielten, deren Held er selbst war. Die strenge Jahreszeit war indeß verflossen, und Hielan schickte sich eben an die friedliche Wohnung, in der er so glücklich gelebt hatte, zu verlassen, als der Steuereinnehmer auf der kleinen Meierei erschien und drohte, die Wittwe aus dem Hause werfen zu lassen, wenn sie ihre Rückstände nicht augenblicklich erlege. Die Verzweiflung der Armen, die gar nichts hatte, kann man sich leicht denken. Hielan konnte die Angst der armen Familie nicht ohne Theilnahme mit ansehen, und da er kein Geld hatte, so entschloß er sich, er, dessen herrschende Leidenschaft die Freiheitsliebe war, für seine Wirthin sich zu opfern. „Fürchtet nichts, sagte er zu der armen Wittwe, die in Thränen zerfloß, fürchtet nichts, ihr werdet nicht von Haus und Hof vertrieben werden. Der Mann, der zu euch spricht, ist Ulle Hielan. Ihr wißt, daß ein Preis auf meinem Kopfe steht; die Summe, welche der erhält, der mich überliefert, beträgt weit mehr als eure Schuld. Geht zum Gouverneur und sagt ihm, Ulle Hielan sey in eurer Gewalt. Fürchtet nichts für mich, ich will die Wache hier erwarten; geht!“

Die arme Frau war starr vor Staunen; sie konnte nicht glauben, daß der berüchtigte Räuber wirklich vor ihr stehe, von dem man so wunderbare Dinge erzählte, und doch war der Ton, in dem er sprach, von einer Art, daß sich nicht länger zweifeln ließ. Als die alte Frau mit Thränen in den Augen erwiderte, daß sie lieber das größte Unglück erdulden als die Ursache seiner Verhaftung seyn wolle, beschwichtigte Hielan ihr Bedenken mit der Versicherung, daß er ein unfehlbares Mittel wisse sich den Händen der Soldaten zu entziehen. Ueberzeugt, daß ihr Gast im Besitz irgend einer Zauberkraft sey, ließ die gute Alte sich endlich bewegen ihn den Gerichten anzuzeigen, und die Belohnung, welche sie dafür erhielt, zu Bezahlung ihrer Schulden zu verwenden.

Unser Held wurde nun von den Soldaten, die Hände auf den Rücken gebunden, fortgeführt. Man schlug den Weg nach Christiansand ein. Nach einem langen Marsch ward in der Hütte eines Bauers Halt gemacht, wo man die Nacht zuzubringen gedachte. Die Soldaten, welche gar keinen Begriff von der außerordentlichen Körperstärke ihres Gefangenen hatten, und sich zudem auf ihre Uebermacht verließen, setzten sich um ihn herum, um sich an der Erzählung seiner Abenteuer zu ergötzen. Seine Worte, sein offenes, einnehmendes Gesicht versetzten sie in gute Laune; während des Abendessens, das weit in die Nacht hinein dauerte, wurde der Wein nicht gespart, und Hielan trug zudem noch Sorge, seiner Wache reichlich aus zwei großen Flaschen Branntwein einzuschenken, die er aus dem Hause der Wittwe mitgenommen hatte. Um keinen Verdacht zu erwecken, stellte er sich, als ob er noch mehr tränke als alle Uebrigen, und ließ endlich den Kopf auf den Tisch sinken, als würde er vom Schlafe überwältigt. Die Wirkungen des Branntweins blieben bei den Soldaten nicht aus, und bald schliefen Alle ebenfalls am Tisch ein. Als Hielan sah, daß er von seinen Wächtern nichts mehr zu fürchten habe, stand er leise auf und schlich sich hinaus. Zwei kräftige Schläge gegen einen großen Stein befreiten ihn von seinen Handfesseln, und nun sah er sich in Freiheit. Er schlug den Weg nach der Wohnung der armen Wittwe ein, um sie über sein Schicksal zu beruhigen, und begab sich dann in seine Felsenschluchten, wo er seine Gefährten fand.

Lange Zeit hindurch verfolgte unsern Helden so zu sagen das Glück. Obschon auf seinen Kopf ein Preis gesetzt und sein Signalement in allen Dörfern und Städten angeschlagen war, trieb er doch sein gefährliches Gewerbe nach wie vor fort. Die Beschaffenheit des Landes, die steilen Gebirge ohne gebahnte Wege machten die Habhaftwerdung der Räuber außerordentlich schwierig, und seine nicht zahlreiche Bande bestand aus 15 bis 18 Männern von längst geprüfter Treue und Entschlossenheit, die ihren Hauptmann eben so sehr liebten als fürchteten.

Nachstehender Zug gibt einen Begriff von dem originellen Charakter unseres Helden. Hielan nährte stets eine Erbitterung gegen den Kaufmann, der ihn zu Stockschlägen hatte verurtheilen lassen, und hatte geschworen sich zu rächen. Der Kaufmann war jedoch aus Norwegen abgereist, und so sah sich Hielan genöthigt seine Rache auf eine andere Zeit zu verschieben. Als er erfuhr, daß jener Kaufmann seine Geschäfte in Christiansand wieder begonnen habe, ließ er ihn beaufsichtigen, und so erfuhr er bald, daß sein vormaliger Herr eine bedeutende Summe Geldes nach seinem Landhause habe bringen lassen. Dieses Haus lag am Ufer eines tiefen Flusses, und in seiner Nähe pflegten mehrere Fischerbarken anzulegen. Hielan ließ in einigen dieser Barken mehrere seiner Leute sich verbergen, und als er erfuhr, daß der Kaufmann nach Christiansand zurückgekehrt sey, drang er in das Haus, überfiel das Gesinde, und nahm ungefähr 25,000 Gulden sammt allem Silbergeschirr und allem was er von Werth vorfand, weg. Eben so ließ er auch alle Mundvorräthe wegschleppen, die man in diesen Gegenden, wo man noch Gastfreundschaft gegen die Fremden übt, für den Winter in einer Menge aufhäuft, von der wir uns in unsern Gegenden keinen Begriff machen können.

Die gesammelte Beute wurde in den Barken auf das jenseitige Ufer gebracht, und von da in die nur Hielan und seinen Gefährten bekannten Schlupfwinkel geschleppt. Es war jedoch der Rachedurst Hielans nicht genug, den Kaufmann um all das Seinige gebracht zu haben, er mußte auch noch Zeuge seiner Verzweiflung seyn, wenn er den Raub erfahren würde. Auf dem andern Ufer des Flusses, dem Hause gerade gegenüber, erhob sich ein spitzer, mehr als hundert Fuß hoher Felsen, der von drei Seiten völlig unzugänglich war; nur von der Flußseite aus konnte man ihn erklimmen, und selbst dieß durfte nur ein Hielan wagen. Auf diese Anhöhe, von der man Alles sehen konnte was im Hause vorging, setzte sich der Räuberhauptmann, die kostbarsten der geraubten Gefäße in der Hand haltend, und eine Flasche des köstlichsten Maderas am Gürtel hängend. Kaum hatte er sein Adlerauge über die Ebene schweifen lassen, als er auch schon den Kaufmann, von Soldaten umgeben, athemlos auf sein Haus zustürzen sah. Die Menschenmenge, welche sich den Soldaten und der Polizei angeschlossen hatte, war bedeutend, und Alles rings um das Haus befand sich in der größten Verwirrung. Vergebens würde man versuchen, den Zorn des Kaufmanns und das Staunen der Menge zu schildern, als sie den Räuber gleich dem Adler in seinem Horst auf dem Felsen erblickten, wie er ein Freudengeschrei ausstieß, und die Soldaten und die Polizei verhöhnend, mit den Bechern klingend in langen Zügen trank.

Es war unmöglich, seiner habhaft zu werden; gern hätten die Soldaten Feuer auf den verwegenen Dieb gegeben, allein es war ihnen verboten, ihn über dem Knie zu treffen, denn man wollte ihn lebendig haben. Dieser seltsame Befehl war von dem Gouverneur gegeben worden, weil man einen Mann, der für Hielan gehalten wurde, vor einigen Tagen erst durch einen Flintenschuß getödtet hatte. Die Wuth des Kaufmanns stieg aufs höchste, als er sah, daß den Soldaten ihre Gewehre zu nichts nützten, und Hielan lachte ihrer Drohungen, indem er das „Gamle Norge“ (das alte Norwegen) anstimmte, ein Nationalgesang, der stets Freude und Enthusiasmus erregt. Als er sich an der unmächtigen Wuth seiner Gegner lange genug erlabt, und seine Flasche geleert hatte, stieg er von seinem Felsensitze herab und verlor sich im Gebirge.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 251. S. 1004. soll oben statt 2. Reise von Gaza nach Jerusalem und Tadarieh stehen: 1. Reise nach dem Berge Sinai und Gaza.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 253. 10 September 1835.

Französische Literatur.

Dix ans d'études historiques par A. Thierry.

Unter den neuen Gelehrten und Geschichtsforschern ist keiner, welcher mehr Anspruch hat auf die Hochachtung und Verehrung der Gesellschaft, auf die Dankbarkeit seines Vaterlandes und die Anerkennung der Wissenschaft als Thierry. Seinen Ruhm und seinen auf die Nachwelt übergehenden Namen hat Thierry durch seine Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen sich gesichert, niemand wird ihm denselben streitig machen.

Thierry war unter der Restauration Tagespolitiker und Journalist, in der Oppositionspartei gegen die Bourbonen. Die Redlichkeit seines Gemüthes, die Gediegenheit seines Charakters erzeugten in ihm den Wunsch, seiner Partei und seinen Grundsätzen durch etwas Besseres als durch Polemik zu dienen, seinen Gegner mit schärfern Waffen als mit denen einer gewandten Dialektik auf dem Gebiete der Tagesbegebenheiten zu bekämpfen, und in diesem Bestreben, in diesem erst unbestimmten und allmählich sich klarer gestaltenden Verlangen ward er zum Geschichtsstudium geleitet, welches er alsbald mit dem Eifer, mit der Wärme, mit der fühlenden Erkenntniß und mit dem belebenden Hauche ergriff, die unter seiner Feder das bewundernswürdige Drama des Normannen-Einfalles in England, ihrer langjährigen Grausamkeiten und der Begründung ihrer Herrschaft auf dem eroberten Boden hervorgerufen haben, ein Werk, welches in Frankreich wie in Deutschland bisher unerreicht geblieben ist, und dem Geschichtsstudium eine ganz neue Bahn gebrochen hat, wir hoffen zum Heile der Menschheit und zur bleibenden Ehre seines Verfassers.

Wir sind überall so rücksichtslos streng in unsern Beurtheilungen der französischen Literaturprodukte, daß unsere Unparteilichkeit bei der Würdigung Thierry's unverdächtig scheinen muß, weder die Vorliebe noch die Höflichkeit für unsre artigen Wirthe haben uns verleitet, ihrem Leichtsinne und ihrer strafwürdigen Anmaßung bei der so oft durchbrechenden Unwissenheit die schärfste Geisel vorzuenthalten, noch uns jemals untersagt, die Ehre des deutschen Namens nach Kräften zu retten. Mit der nämlichen Ueberzeugung sprechen wir das Lob Thierry's aus, ein Lob, welches nur denen übertrieben scheinen kann, welche seine Werke nicht kennen. Wir wünschten unterstellen zu dürfen, daß deren Zahl unmerklich sey, dieß würde Allen, Freund wie Feind, zum Nutzen gereichen.

Der neuerlich erschienene Band „Dix ans d'études historiques" ist kein in sich abgeschlossenes, vollendetes Werk, sondern eine ganze Sammlung von Aufsätzen, welche in einer Reihe von Jahren von Thierry geschrieben und in verschiedenen öffentlichen Blättern und Zeitschriften eingerückt worden sind. Dennoch ist ihr Interesse und ihr Werth, besonders für Geschichtsfreunde, groß. Wer sich zum Studium der Geschichte in praktisch-philosophischem Sinne, d. h. mit Hinsicht auf das Heil und das Wohl der Menschheit und ihrer staatsgesellschaftlichen Entwicklung und Fortbildung vorbereiten, wer dieses Studium mit Nutzen, mit Klarheit und anschaulichem Gedeihen unternehmen will, wem es darum zu thun ist, in möglich kurzer Frist zum möglichst vollständigen Resultat zu gelangen, wer zu wissen wünscht, wie man in dem großen Chaos der historischen Ueberlieferungen, Annalen, Chroniken und Denkmäler auf dem schnellsten Wege zu dem Wesentlichen gelangt und den Trödel bei Seite läßt, der lese und bedenke Thierry's dix ans d'études historiques und seine Briefe über die Geschichte Frankreichs. Ein ganz neues Licht wird ihm aufgehen, und mit ganz anderm Muthe, mit ganz anderer Energie wird er seine Arbeit beginnen. Die Vorrede zu den dix ans d'études historiques sind ein köstlicher Wegweiser und die Schaffungen dessen, der eben so einfach als rührend und mit erwärmender Liebe erzählt, auf welcher Bahn er zu seinem herrlichen Ziel gelangt ist, sind eine vollständige Gewähr für die Tüchtigkeit und die Zweckmäßigkeit seiner Unterweisungen. Und in diesen Schaffungen möge auch die Aufmunterung für seine Nachahmer liegen. Groß wäre ihre Täuschung, wenn Sie auf dem Wege des Verfassers der Eroberung Englands auch Glücksgüter suchten: deriei sind wohl dem Vaudevillisten Scribe und dem Feuilletonisten Janin beschieden, aber Thierry ist arm, und seine Mittel sind unzureichend, um ihn in der Hauptstadt wohnen zu lassen, ihn, der vor Allem der Wissenschaft und des geistigen Lebens bedarf. Um sein Unglück zu vollenden, hat sein Körper der langjährigen Anstrengung unterlegen und das Licht seiner Augen ist über den alten Pergamenten erloschen; Thierry ist gänzlich blind!

Und dennoch, lesen Sie die Vorrede, von welcher ich so eben

Digitized by Google

gesprochen, hören Sie, mit welcher innigen Liebe der Unglückliche von dem Studium, von der Wissenschaft spricht, welche ihn des Tageslichtes beraubt haben. Seine Entwürfe, seine Vorbereitungen, seine Wünsche, Alles hat verstummen und weichen müssen vor dem herben Unfall, welcher ihn getroffen:

„Krank, gedengt und beinahe unausgesetzt leidend, der Augen beraubt, ohne Hoffnung auf jemalige Wiedergenesung, darf meinem Urtheile als unbestochen geglaubt werden, wenn ich sage: es gibt etwas Größeres als die Glücksgüter des Lebens, als Wohlstand, Reichthum, ja selbst Gesundheit: die Liebe zum Studium und zur Wissenschaft!"

Edler Mann! Edel darum vor Allem, weil in seiner Hand das Studium und die Wissenschaft sich als Mittel gestalten, um die Menschheit ihrer Vervollkommnung, ihrem physischen und geistigen Glücke entgegenzuführen.

Auch Homer war blind, aber die Nachwelt hat ihn mit unvergänglichem Lichte des Ruhmes und mit Unsterdlichkeit gelohnt.

Chinesische Buchdruckerei.

Mechanisches Verfahren.

(Fortsetzung.)

Bei dem Druck mit hölzernen Platten wird auf folgende Art verfahren. Die Platten werden von einem harten, glänzenden und feinkörnigen Holz verfertigt; jede Platte stellt zwei Seiten dar, und umfaßt die ganze Breite des Randes, den man oben und unten an dem Buche lassen will. Der Hauptrand ist nicht wie bei uns unten an der Seite, sondern oben, und ist nicht wie bei uns ein nutzloses weißbleibendes Papier, das die Kosten und den Umfang des Buches unnütz vergrößert, sondern bestimmt gedruckte Randglossen zu enthalten. Bei den schönen kaiserlichen Ausgaben sind diese Ränder mit Noten in Cursivschrift bedeckt, welche mit verschiedenen Farben gedruckt sind, nämlich die von der Hand der Kaiser in Gelb, die der verstorbenen Schriftsteller in Blau, die der Lebenden in Roth. Doch um auf die Bereitung des Blockes zurückzukommen, er ist gewöhnlich einen halben Zoll dick, und wird auf beiden Seiten gehobelt und geglättet, da er gewöhnlich auf beiden Seiten geschnitten wird. Sobald dieß geschehen ist, wird einer der Blöcke zu dem Abschreiber des Werkes geschickt, welcher nun die Größe der Schrift bestimmt, die er anwenden will, und nach dieser die Linien auf den Block zieht, so wie Querlinien, welche die ganze Seite in Vierecke theilen, deren jedes Einen Charakter enthalten soll, der Block wird dann dem Holzschneider zurückgeschickt, welcher ihn nach den Linien ausschneidet, so daß diese allein stehen bleiben, und dann so viele Blätter mit rother Dinte abzieht, als dem Abschreiber zu dem ganzen Werke nöthig sind. Der Kalligraph schreibt dann auf diese so linirten Blätter mit schwarzer Dinte, und stellt die Schrift mit Punktation und allem so dar, wie sie im Druck erscheinen soll; die Schönheit der Ausgabe und ihre Korrektheit hängen natürlich von seiner Geschicklichkeit ab, und die Kalligraphen bilden daher eine eigene Klasse, welche sich einzig dem Abschreiben zum Druck widmet. Das Blatt wird dann dem Holzschneider geschickt, welcher den glatten Block, auf den er schneiden will, mit einem Kleister von Reiß bedeckt, das beschriebene Blatt umgekehrt darauf klebt, und es mit der Hand und einer Bürste reibt, bis es überall fest anklebt. Hierauf setzt er den Block der Sonne oder dem Feuer aus, und wenn er ganz trocken ist, reibt er das Papier mit den Fingern von dem Holz ab, und die Schrift bleibt sehr deutlich auf diesem abgedruckt. Dann schneidet er das Holz sorgfältig aus, so daß nichts stehen bleibt als die schwarzen Striche der Charaktere, und die Perpendikularstriche, welche die Linien der Schrift absondern; dazu bedient er sich einer Menge von Instrumenten verschiedener Form, welche auf die in der Schrift gebräuchlichen Formen berechnet sind. Der Block kehrt dann zu dem Drucker zurück, der ihn auf einen Tisch legt, und einen Haarpinsel, der in Tusche getaucht wird, leicht über ihn hinzieht; die Blätter liegen bereit, und werden nach einander auf den Block gelegt und mit einer Bürste gelind auf den Block gedrückt. Ein Arbeiter kann auf diese Art täglich 2000 Blätter, je von zwei Seiten, abziehen. Das Blatt wird nur auf Einer Seite gedruckt, da das Papier theils zu dünn ist, theils ungeleimt gebraucht werden muß, damit die Wasserfarbe darauf hafte und durchschlage; doch gibt es seltene Fälle, in denen stärkeres geleimtes Papier aus Korea gebraucht und auf beiden Seiten bedruckt wird. Aber gewöhnlich wird nur auf Einer Seite gedruckt, und das Blatt in der Mitte so gefaltet, daß die weißen Seiten einwärts zu liegen kommen, der Titel, die Seitenzahl, die Angabe des Bandes u. s. w., kurz was bei unsern Büchern an dem obern Rande steht, ist bei chinesischen zwischen beiden Seiten der Länge nach herunter gedruckt, und wird beim Falten in der Mitte gebrochen, so daß man auf jeder Seite die Hälfte der Schrift sieht, was hinlänglich ist, um sich beim Nachschlagen zu richten; gewöhnlich wird auch noch etwa zwei Zoll von unten, und unmittelbar unterhalb der Seitenzahl ein breites schwarzes Viereck auf diesen Rand gedruckt, damit man beim Blättern seinen Daumen darauf setzt, ohne daß das Buch beschmutzt würde. Die Blätter, welche einen Band bilden, werden zwischen zwei Platten gelegt, die durch einen Stein beschwert sind, hierauf mit einem Umschlag versehen, der Rücken beschnitten und mit einer Ahle durchbohrt, und der Band wird mit seidenem Faden broschirt. Hierauf wird der Rand oben und unten beschnitten, und das Buch ist fertig. Obgleich eigentlich das Abschreiben, das Holzschneiden, das Drucken und das Binden besondere Gewerbe bilden, so können sie doch leicht von Einer und derselben Person versehen werden, und der erste chinesische Drucker, welchen die Mission in Malacca anstellte, erhielt von den Missionären nur das Koncept der zu druckenden Schriften, und lieferte ihnen die Auflagen von seiner Hand geschrieben, geschnitten, gedruckt und gebunden.

Noch ist zu bemerken, daß die Chinesen eine zweite Art von Ausschneiden der Charaktere anwenden: die gewöhnliche ist die, bei der der Buchstabe auf dem Block erhoben bleibt und auf dem Papier schwarz erscheint, wie bei unserem Druck; die zweite Art ist die, wo der Buchstabe eingeschnitten wird und der Rest des Blocks erhoben bleibt, so daß die Schrift beim Druck weiß bleibt, während der sie umgebende Raum schwarz ist. Diese zweite Art

Digitized by Google

wird äußerst selten zu ganzen Werken angewendet, aber gewöhnlich zu Inschriften, und in der Mitte eines gewöhnlich gedruckten Buches zu Titeln, zu Namen der Commentatoren, welche citirt werden; namentlich in Ausgaben, wo die Commentare verschiedener Commentatoren gesammelt sind, wird gewöhnlich der Name eines jeden auf diese Art beim Anfange des von ihm entlehnten Artikels gedruckt u. s. w., um das Nachschlagen zu erleichtern. Man kann in allen diesen kleinen Vorrichtungen die Bedürfnisse und Vorsorge eines gelehrten Volkes nicht verkennen, das die Nothwendigkeit gefühlt hat, durch mechanische Mittel Zeit zu ersparen, und das Nachsuchen in einer Menge von Werken zu erleichtern. Bei halbgelehrten Völkern, bei den Alten, im Mittelalter, bei den Muhammedanern und Hindus dachte man an dergleichen Vorkehrungen nicht; man wurde gelehrt durch das Lesen weniger Bücher, und die unbequeme und nachlässige Form der Handschriften bezeugte, daß ihren Gelehrten nicht die Zeit, sondern die Büchermasse fehlte. Dieselbe Bemerkung läßt sich auf die Register, Kapitelverzeichnisse, Vorreden u. s. w. anwenden, in welchen die Chinesen eine große Genauigkeit zeigen, welche einen dem Zustand der Literatur in Europa ganz ähnlichen eines literarischen Publikums zeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise auf den Berg Sinai, nach Gaza, Jerusalem, Damas und Beyrut.

2. Reise von Gaza nach Jerusalem und Tadarieh.

Am 21 Abends schlugen wir jenen Weg ein, welcher Hader oder Derb-el-Hader genannt wird. Gegen 4 Uhr Morgens ließen wir drei kleine Dörfer, Namens Beth-el-Khanun, Neget und Semsen,*) zu unserer Linken. Wir kamen dann noch in das Dorf Akrut-el-Fakun und machten in Haya Halt.

Als wir unsere Reise wieder fortsetzten, kamen wir an den Dörfern Cyeis und Marachnm vorüber, und betraten dann eine große unbebaute, mit jährigen Pflanzen bedeckte Ebene. Das zuletzt genannte Dorf liegt auf dem Gipfel eines kleinen Berges. Dicht an der Straße befindet sich ein großer unterirdischer, natürlicher Wasserbehälter im Sandsteinfelsen, aus dem man durch 40 brunnenförmige Oeffnungen schöpft. Er versieht die benachbarten Dörfer und die Reisenden mit dem nöthigen Wasser. Gegen Abend hielten wir in dem Dorfe Ayur an, das auf dem Gipfel eines kleinen steinigen Hügels liege.

Obschon die Einwohner uns durch ihre Erzählungen von den Räubern, welche hier hausen sollten, sehr beunruhigt hatten, so reisten wir doch, ohne belästigt zu werden, am 22 wieder ab, und kamen in die mit Bäumen, Gesträuch und Staudengewächsen bedeckten Gebirge. Nur selten trifft man hier einen über 12 Jahre alten Baum, Fichten ausgenommen, die etwa 40 bis 50 Jahre alt seyn mögen. Alle diese Waldungen werden von den Eingebornen ruinirt, die die großen Bäume nach Gefallen umhauen und die jungen Schößlinge von ihren Heerden abweiden lassen. Einige legen sogar Feuer an, um der Mühe des Fällens überhoben zu seyn. Die Straße führt durch die Berge in das Thal Hakhun. Als wir dieses Thal verließen, kamen wir an einer Quelle, Eyn Mossof genannt, vorüber, und setzten unsern Weg durch die Thäler Zarar und Dabah und an dem Gebirge Gebel-Maizay vorbei, fort. Gegen Mittag rasteten wir bei den Quellen Eyn-Faraß.

*) Das Tagebuch enthält viele unrichtig geschriebene Ortsnamen, die jedoch bis jetzt noch zu wenig bekannt sind, um mit Sicherheit verbessert werden zu können.

Wir überstiegen hierauf den Gebel-Abul; in den gegen Sonnenaufgang liegenden Thälern dieses Gebirgs wird sehr viel Wein gebaut. Die Nacht brachten wir in der Nähe des christlichen Klosters des Dorfes El-Hader zu. Westlich von diesem Dorfe sind die Gebirge fast ganz mit Weinstöcken bepflanzt, die an 1 bis zu 2 Meter hohen Pfählen emporrankten, was mich an den Weinbau meines Vaterlandes erinnerte. Die Trauben werden größtentheils an die Christen und Juden verkauft, die einen sehr guten Wein daraus bereiten. Noch werden mehrere Obstarten gezogen, als: Aprikosen, Pfirsiche, Mandeln, Aepfel, Pflaumen, Feigen, Birnen u. s. w.

Am 23 hatten wir nach einem zweistündigen Marsche das von einem Olivengehölze umgebene Dorf Beth-Galem zu unserer Linken, und zur Rechten Beth-Lahem oder Bethlehem. Um 9 Uhr Morgens hielten wir durch das Thor von Bethlehem, Bab-el-Khalil, unsern Einzug in Jerusalem. Ich hatte beschlossen, drei Wochen in dieser berühmten Stadt zu bleiben, um die Umgegend genau zu untersuchen.

Jerusalem nimmt heutzutage den ganzen Calvarienberg ein, auf dessen östlichem Abhange diese Stadt erbaut ist, und dehnt sich bis zu dem Berge Zion aus. Die Straßen sind eng, wie in allen orientalischen Städten, und die meisten schlecht gepflastert. Die Häuser sind gemauert, und so wie die Bazars oberhalb gewölbt. Die Stadt ist von einer hohen, mit Thürmen besetzten Mauer umgeben, aus deren Schießscharten einige Kanonen hervorsehen. Wenn man durch das Thor Gethsemane oder Bayeteh Mariam aus der Stadt geht, kommt man in das kleine Thal Josaphat, wo sich der großen Trockenheit des Klima's wegen kein großer Reichthum an Pflanzen befindet. Ich ging auf einer kleinen gemauerten, in der Mitte des Thales befindlichen Brücke über den Bach Cedron, der, gleich allen kleinen Flüssen in diesen kahlen Thälern, im Sommer gänzlich austrocknet.

Der Oelgarten am Fuße des Oelberges enthält nur acht Bäume, welche bei einer Höhe von 9 bis 10 Meter wenigstens 6 Meter im Umfange haben. Sie werden von den Christen mit großer Sorgfalt unterhalten, weil sie glauben, es seyen noch dieselben, welche zu den Zeiten Jesu existirten. Ich muß gestehen, daß ich selbst sehr geneigt bin dieß für wahr zu halten; der Oelbaum, wächst bekanntlich sehr langsam, und wenn man berechnet, daß jeder Holzring einen halben Millimeter dick sey, so läßt sich recht gut annehmen, daß die in Frage stehenden Bäume mindestens 2000 Jahre alt sind.

Gegen Süden sah ich mehrere in den Felsen gehöhlte Silos, die zu demselben Zweck dienen, wie die in der Gegend von Gaza. Ich besuchte auch die Grotte des heiligen Lazarus, eine Art Höhle, mitten im Dorfe Bethania, und bestieg von da aus den Oelberg, wo ich mehrere in den Sandsteinfelsen gehauene Becken bemerkte, in denen die Alten ihre Trauben preßten. Ich erhielt nur wenige Pflanzen in dieser Gegend, weil fast Alles verdorrt war.

Eine halbe Stunde nördlich von der Stadt sieht man noch die in den Felsen gehauenen Gräber der alten Könige. Die Umgebung ist mit Oliven-, Pistazien- und Feigenbäumen angepflanzt.

Wenn man den Cedron abwärts geht, kommt man zu der von den Arabern Eyn Solyman genannten Quelle. Man steigt auf 20 Stufen zu dieser Quelle hinab, die, aus den Gebirgen kommend, die umliegenden Gärten bewässert. In diesen Gärten werden die für den Markt der Stadt bestimmten Gemüse gebaut, als: Kohl, eine Art Raute, deren man sich als Gewürz bedient, Melonen mit grünem Fleisch, eine Art Kürbis, Gurken u. s. w. Man sieht hier auch mehrere Obstbäume, besonders Granatäpfel-, Birn-, Pflaumen-, Aepfel-, Pfirsich-, Maulbeer-, Feigen- und Brustbeerbäume.

Gegen den südwestlichen Theil des Gebirgs hin befindet sich der sogenannte Blutacker, der nur einige Morgen Flächeninhalt hat. Dieses Stück Land, welches sich nördlich nach Jerusalem hin abdacht, ist jetzt mit Oliven- und Feigenbäumen bepflanzt, in deren Schatten mehrere Arten von Kräutern wachsen.

Zwei Stunden südlich von Jerusalem liegt Bethlehem, jetzt nur noch ein Dorf, und eine Stunde von demselben sieht man die noch sehr gut erhaltenen berühmten Wasserbehälter Salomo's. Der größte derselben ist ungefähr 10 bis 12 Meter tief, mehr als 220 Meter lang und 120 Meter breit. Das Wasser dieser Behälter wurde vormals durch eine

Digitized by Google

jetzt sehr verfallene Wasserleitung nach Jerusalem geführt. Auf meinem Rückwege besuchte ich die Gärten Salomo's, die durch das Wasser dieser Leitung befeuchtet werden, und in denen man die bereits angeführten Gewächse baut. Die östlich von Bethlehem gelegene Ebene der Schäfer ist mit Oelbäumen, Weinstöcken und Getreide bedeckt.

Ich besuchte auch die drei Stunden westlich von Jerusalem gelegene Wüste Johannis des Täufers. Die Umgegend ist mit Wald bedeckt, und die Ebene mit Weinstöcken und Ölbäumen besetzt.

(Schluß folgt.)

Ulie Hielan,
der norwegische Räuberhauptmann.

(Schluß.)

Wir kommen jetzt zu dem Ende der Geschichte unsers Helden, zu seiner Verhaftung. Er wurde von einem der Seinigen verrathen, den er streng gezüchtiget hatte. Bei einem Ueberfall, den er auf ein Haus unternehmen wollte, sah er sich plötzlich von hundert Soldaten umringt; der Verräther hatte den Weg angegeben, den sein Hauptmann nehmen würde, und so wurde Hielan nach einem verzweiflungsvollen Kampfe gezwungen sich zu ergeben.

Dießmal vertraute man ihn nicht der Bewachung einer schwachen Bedeckung an, und ließ ihn auch nicht in einem Posthause übernachten. Tag und Nacht, ohne zu rasten, ging es fort nach Christiania, wo die Nachricht von der Gefangennehmung Hielans eine solche Menge Neugieriger versammelt hatte, daß die Räuber und ihre starke Eskorte nicht durch die Vorstadt kommen konnten. Selbst die Damen von Christiania, die so viel von der Höflichkeit und den zarten Rücksichten des schönen Hielan gegen ihr Geschlecht gehört hatten, und wußten, daß er schon viele Liebende vereinigt, indem er arme Mädchen aussteuerte, interessirten sich so sehr für ihn, daß sie eine Deputation abschickten und tausend Thaler für seine Freiheit boten, wenn er eine andere Lebensweise ergreifen und hinfort ein friedlicher Bürger werden wollte.

Während seines Aufenthalts in der Vorstadt erfuhr Hielan den von den Damen gethanen Schritt: „Sagt den Damen von Christiania, entgegnete der seltsame Mann, daß ich eben so stolz auf ihre Theilnahme an meinem Schicksal bin, als würde mir die Krone Schwedens auf das Haupt gesetzt. Es schmerzt mich jedoch, daß ich die auf meine Befreiung gesetzte Bedingung nicht erfüllen kann, denn ich fühle, daß es mir durchaus unmöglich seyn würde, mich an eine andere Lebensart zu gewöhnen als die ist, in der ich mich bis jetzt so glücklich fühlte."

Hielan und seine Gefährten wurden jetzt in schwere Fesseln geschmiedet und ihnen eiserne Halsbänder ganz eigener Art angelegt. Diese Halsbänder haben zu beiden Seiten ungeheure, mehr als einen Fuß lange Stacheln, welche über die Schultern hinausragen. Ein solches Halsband erhält nur der auf Lebenszeit zur Sklaverei Verurtheilte.

Düster umwölkte sich Hielans Stirne, als man ihm das beschimpfende Halsband umlegte; Zorn funkelte in seinen Augen. Er, der gewohnt war zu befehlen, sollte von nun an Sklave seyn? Seiner Meinung nach war er kein Räuberhauptmann, denn nur zur Selbstvertheidigung hatte er Blut vergossen; er betrachtete sich als eine Stütze der Armen, als einen der Unrecht gut gemacht hatte. An diese tröstende Idee hielt er sich, und weit entfernt gedemüthigt zu scheinen, als man ihn durch die Straßen von Christiania führte, benahm er sich vielmehr stolz, ernst und edel. Die Menge, welche allenthalben seinen Weg beengte, bewunderte seine würdige Haltung, seinen riesigen Wuchs, seine edeln Züge. Alle Fenster und Balkons waren mit Damen besetzt, die ihre Schnupftücher schwenkten, und in allen Gesichtern sah man Trauer, in einigen Augen sogar Thränen. Worte der Bewunderung und des Lobes drangen zu den Ohren des schönen Gefangenen, der mit seinem von herrlichen blonden Locken umwallten Haupte nach allen Seiten dankbar nickte und mit Blicken der Erkenntlichkeit antwortete.

Der Gouverneur war indeß hoch erfreut diesen so gefährlichen Menschen endlich in seiner Gewalt zu haben, und glaubte, wenn sich nur erst die Thore irgend eines festen Schlosses hinter ihm schlössen, nichts mehr von ihm zu fürchten zu haben. Er wußte jedoch nicht, mit welchem unbändigen Charakter er es zu thun hatte. Als Hielan vor dem Gouverneur erschien, und dieser ihn über seine Lebensweise befragte, waren seine Antworten frei und offen, denn seinen Begriffen nach fand er nichts Entehrendes in seinen Thaten. Er bat nicht um Gnade für sich, wohl aber für seine Gefährten; er flehte, daß man ihnen die Freiheit schenken möge, und nahm alle Schuld auf sich, da er durch sein Beispiel sie verleitet und sie ihren friedlichen Arbeiten entzogen habe. Als er sah, daß seine Bitten fruchtlos blieben, überließ er sich dem heftigsten Schmerz; doch entging dem scharfen Beobachter ein pöbyliches Lächeln nicht, das gleich einem Blitz in dunkler Nacht sein Gesicht auf einen Augenblick erheiterte. Obschon man sein Gesuch um die Befreiung seiner Kameraden abgeschlagen hatte, so nahm man ihm doch, auf sein Wort, daß er keinen Versuch machen wolle zu entweichen, die Fesseln ab, und ließ ihn für diese Nacht mitten unter ihnen in dem Schlosse Aggerhuys; am folgenden Morgen sollten sie zu den öffentlichen Arbeiten abgeführt werden.

Hielan selbst, der sich während seines Aufenthalts bei der Schwester des Bankiers in Christiansand eine bedeutende Geschicklichkeit im Drechseln erworben hatte, wurde von den öffentlichen Arbeiten freigesprochen und sollte sich als Dreher beschäftigen. Dieß war der Plan des Gouverneurs, den jedoch Hielan, wenigstens hinsichtlich seiner Kameraden, zu durchkreuzen gedachte. Er selbst war nicht mehr Herr seines Willens, denn er hatte ja sein Wort gegeben nicht zu entweichen. Am andern Morgen vor Tagesanbruch schon fand man das Gefängniß leer, alle Gefangenen waren verschwunden. Wäre auch Hielan, der dafür bekannt war, fest an seinem Worte zu halten, diesem zum Erstenmal untreu geworden? Nein. Als die Thore des Schlosses geöffnet, die Zugbrücke herabgelassen wurde, sah man ihn am Rande des Grabens sitzen; rasch sprang er auf und verlangte in seinen Kerker zurückgebracht zu werden.

Zum Lohn für diese That wurde er in Ketten gelegt, die er lange schleppen mußte, ehe man ihm gestattete wieder als Drechsler arbeiten zu dürfen. Diese Ketten drückten ihn aber nicht, hatte er ja doch seine Kameraden befreit.

Hielans Haft wurde mit der Zeit immer milder, und jetzt ist er nur noch Gefangener auf sein Wort. Er scheint sich auch ganz mit seinem Schicksal ausgesöhnt zu haben; da er versprochen hat, nicht zu entweichen, so geht er ohne Ketten umher, und darf sogar zuweilen die Stadt besuchen. Seine einzige Hoffnung auf Begnadigung beruht auf einem Besuche, den der König in Aggerhuys machen soll, bei welcher Gelegenheit immer einige Gefangene befreit werden. Man ist jedoch der Meinung, daß es zu gefährlich sey ihn frei zu lassen, und daß Hielan, des Besuchs des Königs ungeachtet, wohl ein Bewohner von Aggerhuys bleiben werde.

Ein Uhrmacher auf Malta, der ein Stück Land auf der Nordwestspitze von Gozzo besaß, suchte Gruben zur Bereitung von Salz daselbst anzulegen; mehrere solcher Gruben wurden gegraben, und da eine Höhle unter dem Boden war, die mit der See in Verbindung stand, so ward ein Loch in die Höhle gebohrt und eine Maschine daselbst errichtet, um Salzwasser zur Anfüllung der Gruben dadurch heraufzuziehen. In kurzer Zeit aber machte der arme Uhrmacher die Entdeckung, daß der Boden wegen seiner kalkartigen Beschaffenheit das Wasser so schnell einschluckte, daß wenig oder kein Salz übrig blieb; er gab darum sein Unternehmen auf, und das Fehlschlagen derselben machte ihn völlig krank. Sein Unglück war aber noch nicht am Ende, denn kaum trat die stürmische Jahreszeit ein, so ereignete sich ein neuer Unfall, denn sobald der Sturm aus Norden oder Nordwesten kam, drang das Meer in die Höhlung ein, und trieb einen prächtigen Wasserstrahl wie eine Weizengarbe in die Höhe, aber mit solcher Macht, daß das Land der Nachbarn mit Wasser bedeckt und ihre Ernten zerstört wurden. Eine Klage nach der andern ward gegen den unglücklichen Eigenthümer vorgebracht, der endlich vor Kummer starb. Kaum war sein Tod bekannt, so eilten die beeinträchtigten Nachbarn herbei, um das Loch mit großen Steinen auszufüllen. Eine Zeit lang that dieß gut, als aber die Stürme sich erneuerten, wurden die Steine entweder eingeschluckt oder oben hinausgetrieben, und das Wasser stieg abermals zur Höhe von 60 Fuß empor. Dreimal geschah dieß mit einem Geräusche, das einem unterirdischen Donner und Geschützfeuer glich, und man erwartet, daß die Erscheinung sich noch öfters wiederholen werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 254. 11 September 1835.

Skizzen aus Madrid.

Madrid muß man mehr wie den Sitz der spanischen Regierung, denn als die Hauptstadt Spaniens betrachten, da Spanien noch bis auf diese Stunde mehr eine Vereinigung von Ländern ist, von denen jedes seine eigene Hauptstadt hat, als ein kompaktes Ganzes. Madrid, die Hauptstadt Castiliens, des Landes ohne Bäume, und mit Flüssen ohne Wasser, ist gänzlich verschieden von den Provinzialhauptstädten: es hat keine Verwandtschaft mit Bilbao, der Hauptstadt des rauhen und wilden Biscayers, mit dem handeltreibenden Barcelona, mit dem heitern, glanzvollen Valencia, mit dem immer noch in die Reste der maurischen Größe eingehüllten Granada; mit Sevilla, der wollüstigen Hauptstadt des warmen Andalusiens, und der paphischen Hauptstadt Cadix. Isolirt von allen diesen durch abweichende Gesinnung, noch mehr als durch Sitten und Gewohnheiten, hat Madrid doch immer noch manches Charakteristische. Vorurtheile und Gewohnheiten, die anderswo seit Jahrhunderten in Vergessenheit gerathen sind, haben sich hier verhärtet zur heilig gehaltenen Etiquette. Es ist ein den hergebrachten Meinungen seltsam widersprechender Umstand, daß Einrichtungen, die so offenbar dem Gang und dem Wesen der menschlichen Natur entgegen sind, da, wo sie Einmal Platz gegriffen haben, so lange ausdauern, während alles Andere die Veränderlichkeit des Menschen bezeugt.

Es erregt gewiß immer eigenthümliche Gefühle, wenn man sich der Hauptstadt eines fremden Landes nähert, und der erste Eindruck ist oft entscheidend. Nähert man sich Madrid auf der Straße von Bayonne her, so ist dieser Eindruck keineswegs freundlich. Gruppen ärmlicher Häuser, ein hölzernes, von Wind und Wetter hart mitgenommenes Kreuz, das mit einigen am Fuße aufgeworfenen Steinen eine Stelle der Gewaltthat und des Mords bezeichnet, einige Kiesel auf die Kreuzesarme gelegt, welche das de profundis eines frommen Wanderers für die Seele des Gemordeten andeuten; ein Schlagbaum, das Einzige, was noch an die neuere Civilisation mahnt; der ferne Anblick des kühn aufstrebenden, schneebedeckten Guadarrama-Gebirgs zur Rechten, mit den dürren, doch angebauten Ebenen Neukastiliens, die mit ihrem undulirenden Boden den Wellen eines uferlosen Oceans gleichen, weit, weithin endlich die weißen, in der Sonne schimmernden Mauern eines Dorfs, aber kein Baum, um die düstere Monotonie der endlos an einander gereihten Hügel zu unterbrechen: das ist, was sich zuerst bei der Annäherung von Madrid dem Auge darbietet. Endlich kommt das Kloster Chamartin, dessen umherliegende Wiesen das ermüdete Auge erfrischen, wenige Minuten noch, und Dome und Minarets und hoch emporstrebende Glockenthürme springen, wie auf den Schlag einer Zauberruthe, aus dem Boden, die Zinn- oder Bleidächer der leicht und elegant gebauten Kuppeln werfen die Strahlen der Sonne zurück, und mahnen den Reisenden an die Hauptstädte des Orients. Nun fällt das Auge auf das Pulvermagazin mit seiner einsamen Schildwache, dann kömmt der Ruheplatz so vieler Tausende, der Campo Santo mit seiner weißen Einfassung und dem großen schwarzen Kreuz am Eingange; einige Schritte weiter noch, und der Palast des Herzogs von Alba mit seinen Gärten, das Jesuitenkollegium und die hervorragenden Kamine des königlichen Palastes verkünden allmählich die Nähe der Hauptstadt.

Dagegen ist der Eingang auf der Straße von Alcala de Henares prächtig, und entschädigt völlig für den ersten. Sobald man an der Quinta del Espiritu Santo vorbei ist, entrollt sich das Gemälde von Madrid in allem Pompe einer Hauptstadt. Die unermeßliche Rotunda für die Stiergefechte, welche außerhalb der Mauern auf der rechten Seite der Straße liegt, beleidigt im Grunde das Auge, da sie die freie Aussicht auf eine schöne Reihe von Gebäuden und öffentlichen Denkmälern hemmt. Aber ein Blick auf den stolzen Bogen des Thors von Alcala, auf die prachtvollen Glockenthürme, welche die lange herrliche Straße von Glorieta und die Calle de Alcala schließen, entschädigen reichlich für den Nachtheil und erfüllen alle Erwartungen des Ankömmlings. Die Privatgärten des Retiro mit ihren Pagoden, Thürmen und fantastischen Tempeln tragen gleichfalls das Ihrige dazu bei, dieser Seite der Stadt ein nobles und imposantes Ansehen zu geben.

Das Erste, wonach ein Reisender sich nothwendigerweise umsieht, ist ein Unterkommen: das ist indeß keine angenehme Sache. Kommt man in ein Hotel, so wird man statt der in andern Ländern gewöhnlichen geschäftigen Aufmerksamkeit mit der auffallendsten Gleichgültigkeit empfangen. Man *glaubt*, alle Zimmer seyen besetzt, will aber doch nachsehen; dieß Versprechen ist jedoch bald vergessen, und man muß mehrmals darum mahnen.

Digitized by Google

Nach vielem Hin- und Herlaufen und Warten, nachdem man Treppe auf, Treppe ab nach Schlüsseln und nach Leuten gerufen, die nicht kommen wollen, weist man Euch endlich in die Zimmer. Seyd Ihr in der Fontana de Oro, so verlangt man zwanzig bis dreißig Realen des Tages für ein Zimmer, das nicht gerade völlig unbewohnbar, doch so schlecht wie möglich eingerichtet ist. An Aufwartung ist nicht zu denken; eine Glocke ist freilich da, an der man ad libitum das Schellen einüben kann, denn niemand nimmt im geringsten Notiz davon, so lange natürlich den Leuten noch irgend etwas Anderes zu thun gefällig ist. Man hat jedoch die Freude sich nicht ganz verlassen zu finden, denn man hört während des Schellens fortwährend Leute hin- und hergehen. Ist irgend jemand verbindlich genug hereinzutreten, so ist es bloß, um zu fragen: was ficht Euch an, so zu schellen? dann erklärt er, er sey dem Zimmer nicht zugewiesen, werde aber die rechte Person, sobald sie komme, benachrichtigen. Reißt man die Glocke ab, so muß man eine neue zahlen, und sie möglichst gut festmachen lassen.

Die Betten sind namentlich wegen ihres hohen Alters von Werth, und bieten en miniature die angenehmste Abwechselung von Hügel und Thälern dar, welche an die Reize des Landes erinnert. Doch man geht darüber hin, und hofft sich mit dem Mittagsmahle zu entschädigen. Am ersten Tag ist es erträglich, nicht allzu schmierig und fett, und kostet nicht über fünf bis sechs Pezetas (etwa 3 fl.) mit dem Desert. Dieß ist aber das Erste- und das Letztemal, daß einem ein solcher Trost zu Theil wird: außer dem Preise wechselt Alles, Aufwartung, reinliches Tischzeug, gut bereitete Speisen, Alles verschwindet, und verschwindet man nicht gleichfalls, so bleibt gar nichts übrig, als sich zu unterwerfen. Die von einheimischen Kochkünstlern gehaltenen Fondas, als dos Amigos, de Europa, del Carbon u. s. w. bieten sämmtlich nur verschiedene Gradationen der abscheulichsten Kocherei dar.

Indeß haben die Kaffeehäuser neuerer Zeit große Fortschritte gemacht, vor 10 Jahren zählte Madrid kaum drei, die man anständig nennen konnte, seit 4 Jahren aber haben sie sich ungemein vermehrt. Zwölf der besten Art finden sich jetzt in verschiedenen Theilen der Stadt. Im J. 1814 gab es keine andern öffentlichen Gasthäuser, als dunkle, übelriechende Spelunken, Botellerias genannt, wo alle Klassen ohne Unterschied hingingen, um zu rauchen, und Rum, Branntwein, vino generoso und andere ähnliche Stärkungsmittel zu trinken. Das Kaffeehaus de la Ava de Moca, in der Calle de Alcala, ist aber jetzt noch das einzige Haus von altem Gepräge, das man trifft. Die häuslichen Sitten der Spanier werden indeß noch lange einer großen Vermehrung der öffentlichen Speise- und Trinkhäuser entgegen seyn. Dieß ist ein auffallender Kontrast gegen Pariser Sitte; wer in Paris nicht sonderlich mit Geld versehen ist, und die nöthige Sparsamkeit mit seinem Appetite dadurch in Einklang bringen wollte, daß er zu Hause speist, statt seine 30 Sous zu einem Restaurant zu tragen, würde sich gewaltig betrogen finden.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Buchdruckerei.

(Fortsetzung.)

Kosten des Drucks und europäische Verbesserungsversuche.

Als Morrison im Jahre 1809 anfangen wollte, sein chinesisches neues Testament zu drucken, so fürchtete er sich der chinesischen Regierung Ursache zu Klagen zu geben, wenn er chinesische Arbeiter dazu brauche, und begann es selbst zu thun. Er begann die Apostelgeschichte auf Blöcke zu schneiden, fand aber bald, daß diese allein eine ungeübte Hand wie die seinige mehr als zwei Jahre beschäftigen würde, während Ein gewöhnlicher Holzschneider es in 200 Tagen zu Stande bringen könnte. Er verschaffte sich daher chinesische Drucker, und erhielt von ihnen in kurzer Zeit eine Auflage von 1000 Exemplaren der Apostelgeschichte zu folgenden Preisen.

Das Schneiden von 5000 Charakteren . .	140 Dollars
Die Holzblöcke	20 —
Papier, Tusche, Druck und Einbinden . .	361 —
im Ganzen	521 Dollars,

so daß jedes Exemplar auf mehr als einen halben Dollar kam. Man könnte daraus schließen, daß chinesischer Druck weit theurer sey, als europäischer, allein da die chinesischen Drucker wohl wußten, daß sie sich einer gewissen Gefahr aussetzten, indem sie für Morrison arbeiteten, so verlangten sie eine Bezahlung, welche sie nie von chinesischen Buchhändlern erhalten hätten. Dieß wußte Morrison wohl, und er wendete sich an verschiedene Drucker, um ihre Preise zu erfahren. Er erhielt auf diese Anfragen verschiedene Berechnungen von verschiedenen Seiten. Eine Druckerei verlangte für das Schneiden von 10,000 Charakteren erster Sorte 30 Dollars, zweiter Sorte 20 Dollars, dritter Sorte 12 Dollars. Eine andere forderte für dieselben Sorten je 21, 15, $7^1/_2$ Doll., endlich eine dritte erbot sich die 10,000 Charaktere der besten Sorte für 11 Doll. zu liefern. Diese letztere Summe betrug nur 22 Proz. von dem was Morrison wirklich bezahlt hatte, und die Missionen fanden, daß der Drucker das Schneiden so wohlfeil angesetzt hatte, weil er sich dadurch das Abziehen sichern wollte, für das er einen hohen Preis verlangte. Später haben die Missionäre in Malacca Mittel gefunden, im Allgemeinen 10,000 Charaktere um 20 Doll. schneiden zu lassen; aber dieß ist mehr als in chinesischen Druckereien bezahlt wird, da der Arbeitslohn in China niederer steht als in den Molukken, und im Allgemeinen nur die Hälfte beträgt. In der Hai-tschang-tse Druckerei in der Nähe von Canton, einem bedeutenden Etablissement, werden die Holzschneider Tag für Tag nach dem Bedürfniß gemiethet, und ihnen 1 Doll. für 800 Charaktere der gewöhnlichen Art bezahlt. Dabei werden als Charaktere alle Zeichen gerechnet, welche die Stelle der Interpunktionen versehen, ebenso die Striche, welche Eigennamen vom übrigen Text unterscheiden, Vierecke, welche geographische Namen einschließen u. s. w., kurz alle distinktive Zeichen. Daher kommt es, daß in gewöhnlichen Büchern diese Zeichen viel zu selten angewendet werden, was oft große Schwierigkeiten verursacht. Das chinesische neue Testament in 8° kostete 50 Doll. für die Abschrift, und 500 für das

Digitized by Google

Schneiden der 227,300 Worte und Zeichen die es enthält, und jedes Exemplar das abgezogen wird, kostet die Mission etwa einen halben Dollar. Man sieht daraus, daß die Erfindung der Druckerei den Preis der Bücher in China etwa auf Ein Hundertheil reducirt haben muß, ein Resultat, das mit dem in Europa erhaltenen im Ganzen ziemlich übereinstimmen mag.

Als die ostindische Kompagnie das chinesische Lexikon von Morrison in Macao zu drucken beschloß, so fand man große Schwierigkeit in der Kombination der chinesischen hölzernen Typen mit den europäischen. Am Ende ließ man so viele viereckige Bleiklötze gießen, als man chinesische Charaktere braucht, auf jeden derselben wurde von chinesischen Kalligraphen ein Charakter verkehrt gezeichnet, und dieser dann ausgeschnitten. Diese Methode ist jedoch natürlich nur in einem Lexikon anwendbar, wo man jeden Charakter nur Einmal braucht. Man hat 10,000 dieser Typen nach Malacca an die Mission geschickt, aber vollkommen unbrauchbar gefunden. Sobald die Engländer einmal mit chinesischem Druck zu thun hatten, so konnten sie natürlich nicht unterlassen, der einheimischen Druckart die europäische unterschieben zu wollen. Die Missionen in Serampur fingen an chinesische Typen stechen und gießen zu lassen, und nachdem sie ihrer von verschiedener Größe verfertigt hatten, druckten sie eine chinesische Bibel gr. 8°. Die Typen sind klein und reinlich geschnitten und gedruckt, aber weit unter der Eleganz einheimischer chinesischer Drucke; es erhob sich zwischen ihnen und den Missionen in China und Malacca, welche sich der chinesischen Methode bedienten, eine Art von Polemik über die Kosten beider Methoden, kein Theil gab vollkommen nach, und die Missionsgesellschaft bediente sich noch später beider Methoden; aber im Ganzen wurde doch anerkannt, daß die chinesische Methode wohlfeiler sey, und überall wo man chinesische Arbeiter und Kalligraphen finde, angewendet werden müsse. Die große Schwierigkeit bei der Anwendung chinesischer Schrift in europäischen Büchern liegt in der Nothwendigkeit sie mit europäischen auf derselben Seite zu verbinden, und man hat dafür eine Menge von Methoden gesucht, ohne bis jetzt eine ganz genügende gefunden zu haben. Das natürlichste Mittel das sich sogleich aufdringt, ist eine ganz chinesische Schrift zu stechen, aber die große Masse von Patrizen die dazu nothwendig ist, bildet eine fast unüberwindliche Schwierigkeit, nicht nur wegen der großen Kosten die der Stich von 5 bis 10,000 derselben verursacht, sondern wegen der Unmöglichkeit sie in übersehbare Schriftkasten zu ordnen. Die königliche Druckerei in Paris besitzt drei ziemlich vollständige Sätze, aber die Kosten der Komposition verursachen, daß sie nur selten angewendet werden, und überall wo es seyn kann, Lithographie gebraucht wird, die jedoch wo eine Seite nur theilweise aus chinesischen Worten besteht, schwer anzuwenden ist, und immer einen sehr mittelmäßigen Abzug liefert. Man hat daher darauf gesonnen, die Zahl der Charaktere zu vermindern, sie nach der Idee, die z. B. Breitkopf gehabt hätte, in mehrere Theile zu zerlegen, und so einer alphabetischen Schrift näher zu bringen. In neuester Zeit hat man dieß in Paris mit ziemlichem Erfolg gethan, und manche der zerlegten und zusammengesetzten Charaktere nehmen sich recht gut aus; aber dennoch läßt sich diese Analyse nicht sehr weit treiben, und sobald man die Gränze etwas überschreitet, und es auf Charaktere anwenden will, deren verschiedene Theile sich nicht ganz geradlinig auseinanderlegen lassen, nahmen so gebildete Typen eine unsichere und ungefällige Form an.

Bis jetzt ist die Lithographie noch immer das beste Substitut das die Europäer für die chinesische Holzschrift gefunden haben, obgleich es theils dieselbe Unbequemlichkeit in der Verbindung chinesischer Charaktere mit europäischem Druck mit sich bringt, theils weit theurer ist. Die asiatische Gesellschaft in Paris bezahlt z. B. für Eine Seite mittelmäßiger Lithographie, die 150 chinesische Worte enthält, zwei Franken, während der Holzschnitt derselben in Canton nicht über die Hälfte kosten würde, und dieser Unterschied ist noch weit größer bei den Kosten des Abziehens, die bei Lithographien wenigstens das Zehnfache betragen.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch in Mtskheta.

Am 30 September 1834 ritt ich von Tiflis weg auf dem nach Mtskheta führenden Wege: die Entfernung beträgt auf der Hauptstraße nur 24 Werste. Der Tag war köstlich und der Himmel rein wie Krystall; Schaaren frommer Grusiner zogen zu Fuß und zu Pferde an den malerischen Ufern des raschen Kur dahin. Wohin man blickt, hat man unbeschreibliche Aussichten. Auf beiden Seiten des Weges dehnen sich in unendlicher Länge die vielgestaltigen mit Strauchwerk bedeckten Felsenketten aus: gerade vor den Augen gaukeln wie weiße Zelte die prachtvollen Schneeberge des Kaukasus, und etwas rechts der zweiköpfige Kasbek. Als ich 12 Werste weit gekommen war, fiel mir etwas äußerst Merkwürdiges auf. Da wo der Weg sich dem Laufe des Kur nach links gegen Mtskheta wendet, bemerkte ich in den obern Lagen der den Berg umgebenden Felsen auf einer bedeutenden Strecke Höhlungen in denselben. Die Grusiner, welche mich begleiteten, erzählten, daß sich einst in diesen Felsen die Nonnen verborgen hätten, welche mit der heiligen Nina aus Jerusalem kamen; sie hätten sich diese Höhlen eigenhändig zur Wohnung ausgegraben, und wie leicht zu erachten, nicht ohne bestimmten Zweck auf dieser unersteiglichen Höhe sich angesiedelt. Die Oeffnungen dieser Höhlen sind gerade gegen Mtskheta gerichtet. Als ich mich diesem letztern Orte mehr und mehr näherte, fühlte ich mich seltsam angeregt: Mtskheta, das heilige Mtskheta, von dem das Licht des christlichen Glaubens über das ganze alte Iberien ausging, in welcher malerischen Lage stellt es sich dar. Da wo der rasche Kur und die rauschende Aragwa sich zu einem breiten, spiegelhellen Strome vereinigen, auf einem kleinen Hügel am Fuße der waldbewachsenen Felsen stehen niedere Hütten und mitten unter ihnen erhebt sich ein mächtiger alter Tempel den zwölf Aposteln geweiht, dessen Aeußeres deutlich die griechische Architektur verräth. Wir kamen um 8 Uhr Abends dahin, und da ich keine Bekannten hatte, bei denen ich die Nacht über bleiben konnte, so ging ich gerade nach dem Kirchhof, in der Hoffnung, bei irgend einem Geistlichen ein Nachtlager zu finden. An dem weiten, von einer hohen Steinmauer umgebenen Hofe *) standen mehrere Fuhrwagen, und die zum Gottesdienste gekommene Menschenmenge drängte sich bunt durch einander in großen Haufen darin umher.

Nachdem ich ein leidliches Quartier aufgefunden und meine überflüssigen Kleider daselbst gelassen hatte, eilte ich sogleich in die Kirche, wo das Volk mit Andacht den Rock des Herrn küßte. Ich entfernte mich bald wieder, um mich zum morgigen Feste vorzubereiten. Die Nacht war über allen Ausdruck schön. Der silberne Mond im Vollmondsglanze schwamm an dem wolkenlosen Himmel über den unersteiglichen Felsen, welche die alte Hauptstadt Grusiens umgeben: Alles war

*) In diesem befinden sich der zerstörte königliche Palast, das zweistöckige von Stein erbaute Haus des Catholicos und die Wohnungen der Geistlichen und Kirchendiener.

Digitized by Google

so still und ruhig, als beschattete der milde Geist der apostelgleichen *) Nina die heilige Kirche mit ihrer alten Umfriedung. Es war schon Nachts 10 Uhr; ich hatte mich so eben auf mein Lager niedergelegt, um ein wenig auszuruhen, als ich plötzlich im Hofe, fast unter meinem Fenster, Stimmen hörte, die immer stärker wurden und endlich in eine wilde Harmonie zusammenflossen. Ich steckte den Kopf halb zum Fenster hinaus, und sah eine große Anzahl Grusiner, welche im Hofe umhergingen und einen seltsamen Gesang: Aralo! Aralo! anstimmten. Auf meine Frage über dieß seltsame Geräusch erwiderte mein freundlicher Wirth, es sey die Gewohnheit der als Wallfahrer hieher gekommenen Grusiner, die ganze Nacht hier in festlichem Schmause hinzubringen, und einige gingen dann am Morgen, ohne auch nur das Hochamt abzuwarten, nach Hause zurück. Das Geräusch dauerte in der That die ganze Nacht hindurch, und ich schlief darum auch bis zum Morgen nicht einen Augenblick. Sobald es hell wurde, war ich deßhalb auf den Füßen, kleidete mich an und ging hinab auf den Hof. Der Geistliche, welcher mich beherbergte, schlug mir vor, bis zum Hochamte in seinem eigenen Weingarten spazieren zu gehen. Als ich an der Kirche vorüber ging, wurde ich durch ein wunderliches Schauspiel betroffen. Gerade vor dem Eingange in die Kirche war ein Grusiner in grauem Oberrocke und mit zurückgestreiften Aermeln mit der ausgezeichnetsten Geschicklichkeit eines Gladiators beschäftigt, einen Hammel zu zerstücken. In einem Augenblick sprang auch der Kopf auf die Schwelle, und das Blut des Hammels besprengte das Pflaster. „Was bedeutet das?" fragte ich mit Staunen, indem ich mich an einen Haufen Grusiner wandte, die sich neben der Kirche versammelt hatten. „Das wissen nur die Grusiner," antwortete mit etwas spöttischem Lächeln einer derselben, der wahrscheinlich wohl schon mehr als einmal in seinem Leben bei solchen Scenen handelnde Person gewesen war. Diese rasche Antwort zeigte deutlich, daß diese seltsame Sitte unter den Grusinern schon seit alter Zeit besteht, und vielleicht ein Ueberrest der Gebräuche des Heidenthums ist.

(Schluß folgt.)

*) Rawnoapostalny, ein in der griechisch-russischen Kirche ziemlich häufiges Epitheton der Heiligen.

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise auf den Berg Sinai, nach Gaza, Jerusalem, Damas und Beyrut.

2. Reise von Gaza nach Jerusalem und Tabarieh.

(Schluß.)

Am 5 August reiste ich von einer Bedeckung von Beduinen begleitet von Jerusalem ab, um den Jordan und das todte Meer zu besuchen. Nachdem wir mehrere Gebirge aus Sand- und Kalkstein, mit Thonerde vermischt, überstiegen hatten, erreichten wir um Mitternacht Jericho, wo man nichts als einige von Arabern bewohnte Barracken und einen viereckigen zum Schutz der Reisenden bestimmten und von Christen besetzten Thurm findet. Die Araber bauen hier den Eierapfel, einige Kürbisarten, den Hibiscus esculentus, und zwei Arten Feigen, eine violette und eine grüngelbe. Diese Feigen werden hier einen Monat früher reif als in der Umgegend von Jerusalem. Die Quelle des Jesaias, von den Arabern Eyn-Soltan genannt, trägt nicht wenig zu dem Gedeihen dieses Anbaues bei.

Am Morgen kamen wir über die große Ebene des Jordan. Die Ufer des Flusses sind mit Schilf und einer Pappelart mit schmalen, steifen, grangrünen Blättern bedeckt.

Das todte Meer oder der asphaltische See liegt an dem äußersten Ende der von dem Jordan durchschnittenen Ebene. Der ganze südliche Theil dieser Ebene besteht aus einem aschfarbenen vulkanischen Boden, und der Spiegel des Sees ist mit einer dichten Schichte von Erdharz bedeckt, welche jede Vegetation und jede thierische Entwicklung hindert.

Die Gebirge um Jerusalem bestehen aus Kalk- und Sandstein. In den Felsenspalten finden sich sehr dicke Adern einer fettigen, sehr für den Anbau geeigneten Erde. Obstbäume kommen auf diesen Bergen sehr gut fort.

Am 14 August reiste ich zum Zweitenmal, von vier Kamelen begleitet, von Jerusalem ab und schlug den Weg nach Ghimso ein. Nachmittags kamen wir an Beth-Laka vorüber, ein Dorf mit großen Obstbaumpflanzungen, deren Früchte nach Jerusalem geschickt werden. Am Abend rasteten wir ein wenig in der Nähe des Dorfes Ghimso und reisten dann die ganze Nacht durch. Mit Anbruch des Tages kamen wir nach Jaffa.

In den Gärten dieser Stadt findet man besonders Aprikosen-, Mandel- und Feigenbäume, Sycomoren, Granatäpfel, Orangen, Pfirsiche, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Trauben und Bananen. Das Zuckerrohr wird hier 4 bis 6 Fuß hoch, doch bereitet man keinen Zucker daraus. Ferner findet man noch Liebesäpfel, Kohl, Mais und Hibiscus esculentus. Die Gärten sind mit Hecken von Opuntia, dem Tyn Frangui der Araber, eingefaßt. Alle diese Pflanzungen werden mit Hülfe von Paternosterrädern bewässert. Die im ganzen westlichen Bassin des mittelländischen Meeres so gemeine Agave scheint weder in Palästina, noch in Syrien zu gedeihen, und nur in Aegypten fand ich einige Exemplare, die von den Franzosen dahin gebracht worden waren.

Am 20 August Abends reiste ich zur See nach Kaiffa ab, wo ich am andern Tage gegen Mittag ankam. Diese Stadt liegt am Berge Carmel, vier Stunden von St. Jean d'Acre. Ich besuchte mehrere östlich von der Stadt gelegene Gärten, in denen sich Obstbäume der bereits angegebenen Art befanden.

Der Berg Carmel ist vom Fuß bis zum Gipfel mit Gehölz bedeckt. Außer den in Palästina wachsenden Bäumen fand ich hier den Laurus nobilis in großer Menge. Gegen Südwesten, 2½ Stunden von Kaiffa, in einem engen Thal, bewässert die Quelle des Propheten Elias einen großen von den Arabern angelegten Obstgarten.

Am 25 August verließ ich Kaiffa, um nach Nazareth zu gehen. Nach einem Wege von einer Stunde, gegen Südost, fanden wir mehrere vom Berge Carmel herabkommende Bäche, welche kleine von Cypergras und Binsen eingefaßte Seen bilden. In der Ebene wird viel Sorgho gebaut. Gegen Sonnenuntergang kamen wir an einem Dorfe, Namens Beth-el-Scheyk oder Betebel-Scherg, vorüber, dessen Umgebung mit Obstbäumen, besonders mit Oliven- und Feigenbäumen besetzt sind. Später kamen wir über einen mit Eichen und Brustbeerbäumen besetzten Hügel. In einer großen Ebene machten wir Halt bei den Brunnen und brachen nach Mitternacht wieder auf, verirrten uns aber in einem Felde, das mit großen Disteln bedeckt war, die uns die Beine tüchtig zerstrayten, was den Reisenden auf diesen ungebahnten Straßen öfter zu geschehen pflegt.

Am 26 August Morgens kam ich nach Nazareth, wo ich dieselben Obstbäume fand, wie in der Gegend von Jerusalem. Ich ging nach Canaan in Galiläa, von den Arabern Keufsel-Kanna genannt, ein kleines, zwei Stunden von Nazareth gelegenes Dorf. Später besuchte ich die Ruinen des Klosters von St. Joachim und St. Anna, anderthalb Stunden von Canaan gelegen. In der Nähe der Quelle der heiligen Anna sind viele Weinstöcke, Oliven- und Feigenbäume angepflanzt. Diese letztern tragen die größten Feigen, welche ich noch auf meinen Reisen gesehen hatte; sie hielten mehr als zwei Zoll im Durchmesser.

Das südwestlich von Nazareth gelegene Gebirge Gebel-Kassi ist mit Gesträuch und Staudengewächsen bedeckt.

Der Berg Tador oder Gebel-el-Tor, gegen Südwesten, und ungefähr drei Stunden von Nazareth entfernt, hat die Gestalt eines Zuckerhuts. Ich brauchte eine Stunde, um seinen abgeplatteten Gipfel zu erreichen, um welchen noch die Ruinen einer sehr starken Mauer zu sehen sind. Dieser Berg ist mit mehrern Eichenarten bedeckt.

Am 2 September verließ ich Nazareth, um nach Tabarieh zu gehen. Ich kam über einige sehr fruchtbare, aber schlecht angebaute Ebenen und Hügel. Nachmittags erreichte ich Tabarieh, eine an dem See gleiches Namens gelegene Stadt. Die Ufer dieses Sees sind mit Gerölle und Felsen bedeckt. Gegen Süden an der Stelle, wo der Jordan aus dem See entspringt, wird Zuckerrohr gebaut.

Herr Tinter, einer der amerikanischen Missionäre auf der Insel Oahu, hat eine Zeitung zu Honorora, der königlichen Residenz, gegründet, welche 7000 Einwohner zählen soll. Die Missionäre haben daselbst drei Pressen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 255. 12 September 1835.

Chinesische Buchdruckerei.

(Schluß.)

Vergleichung mit dem europäischen Druck.

Alle bisherigen Resultate haben bewiesen, daß die Europäer mit aller Ueberlegenheit ihrer mechanischen Kenntnisse nicht im Stande gewesen sind, die chinesische Druckmethode, in so fern sie auf chinesische Bücher angewendet wird, zu verbessern, aber das wahre Mittel ihren Werth und ihren Rang in der Kulturgeschichte zu schätzen, ist zu untersuchen, ob sie in ihrer Anwendung auf chinesische Schrift der europäischen Methode in der Anwendung dieser auf europäische Bücher gleichkommt, d. h. ob sie China dieselben Dienste leistet, welche die europäische Druckerei Europa leistet.

Das Erste was bei der Vergleichung auffällt, ist die gänzliche Entbehrlichkeit eines todten Kapitals bei dem chinesischen Drucker, er braucht weder eine Schriftgießerei, noch eine Masse von Schriften, weder Pressen noch Dampfmaschinen, sein Apparat besteht in einer Bürste und einer Tafel Tusche, seine Farbe ist sogleich bereitet, seine Werkstätte ist ein Tisch, seine Maschinerie besteht in seinen zehn Fingern, und wenn er an Einem Orte keine Arbeit findet, so schiebt er seine Druckerei in seinen Rockärmel, und geht in die nächste Stadt. Große Druckereien, welche bedeutende Fonds von Büchern besitzen, brauchen allerdings Magazine, um die Blöcke aufzubewahren, allein auch diese stehen in keinem Verhältniß zu dem Raume, den man in Europa zu Aufbewahrung einer Auflage braucht. Die Blöcke eines Oktavbandes von 400 Seiten nehmen einen Raum von 4—5 Kubikfuß ein, der nicht 100 Exemplare einer europäischen Ausgabe eines solchen Bandes enthalten würde. Man stellt sie auf Brettern mit Abtheilungen in den Magazinen auf, wie Bücher in einer Bibliothek. Doch dieß gehört nicht eigentlich zum Geschäft eines Buchdruckers, sondern zu dem des Buchhändlers, obgleich wie bei uns beide sehr oft in derselben Person vereinigt sind. Eben so einfach als die eigentliche Operation des Druckers ist die Vorbereitung, man sieht bei einem chinesischen Drucker weder Setzer noch Correktoren, der Abschreiber, oder wenn man eine alte Ausgabe wieder druckt, ein gedrucktes Exemplar, und der Holzschneider sind Alles was nöthig ist, und was ein sehr bedeutender ökonomischer Vortheil ist, man kann dazu weit unwissendere Arbeiter brauchen als bei uns. Nur der Abschreiber braucht lesen zu können, der Holzschneider braucht keine Art von literarischer Erziehung, und dieses Geschäft wird häufig von Weibern versehen.

Was bei europäischem Druck Schwierigkeiten macht, großen Apparatus und eine Menge von Vorkehrungen voraussetzt, und nur den geübtesten und bestbezahlten Arbeitern anvertraut werden kann, wie tabellarischer Druck, das Einschieben von Holzschnitten und Vignetten, beständige Abwechslung von Typen verschiedener Größe und Form, Eindruck von Karten und Vignetten, astronomische und mathematische Zeichen u. s. w., erfordert in China weder geschicktere Arbeiter noch größere Kosten. Die Noten in kleinerer Schrift werden beständig zwischen den Text eingeschoben, Zeichnungen, Karten, Tafeln aller Art in der Mitte des Drucks angebracht, ohne daß die Kosten, außer denen der Originalzeichnung dadurch vermehrt würden, daher in chinesischen Büchern, die es erfordern, ein so großer Ueberfluß von Bildern, Kaeten u. s. w. aller Art. Es ist in allen Zweigen von Industrie die charakteristische Eigenschaft der Chinesen, daß sie mit den einfachsten Werkzeugen Resultate liefern, zu denen wir eine Menge künstlicher Instrumente und große mechanische Kunst brauchen.

Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß die chinesische Methode vor der gewöhnlichen europäischen alle Vortheile voraus hat, welche Stereotypen eigen sind, namentlich die Möglichkeit nur nach Bedürfniß abzuziehen, und dadurch das Kapital von Papier und Arbeit zu ersparen, ferner die vollkommene Correktheit, welche durch aufeinander folgende Correkturen erreicht werden kann. In dieser letzten Eigenschaft steht der chinesische Druck den Stereotypen noch sehr voran, indem es weit leichter ist, Correkturen zu machen; es wird dabei das falsche Wort ausgeschnitten und ein neues Stück Holz mit großer Leichtigkeit eingepaßt, auf welche das neue Wort geschnitten wird. Holzblöcke, welche sorgfältig behandelt werden, liefern 50 bis 40,000 Abdrücke, sie werden dazu, wenn sie etwa 2000 Abdrücke geliefert haben, gewaschen und getrocknet, damit die Farbe das Holz nicht erweicht.

Dagegen hat aber die chinesische Methode einige Nachtheile gegen die europäische, welche nicht übersehen werden dürfen. Der erste ist, daß man dabei von dem Kalligraphen abhängt, was bei Werken von großer Ausdehnung nothwendig oft Schwie-

Digitized by Google

rigkeiten machen muß, indem man bei einer Unterbrechung vielleicht Mühe hat einen andern zu finden, der dieselbe Hand schreibt. Dennoch scheint dieses Hinderniß nicht sehr gefühlt zu seyn. Denn wir finden Werke die aus Hunderten von Bänden bestehen, und gewiß nicht von derselben Hand geschrieben sind, in denen man dennoch nie die mindeste Verschiedenheit der Schrift entdeckt. Dieß kommt zum Theil von der Art der chinesischen Charaktere her, bei denen der Pinsel leicht ein gegebenes Muster nachahmt, und wahrscheinlich von der großen Uebung der Kalligraphen. Ein zweiter Nachtheil ist die größere Langsamkeit des Holzschnitts verglichen mit dem Setzen, ein Holzschneider kann nicht leicht über eine Oktavseite in gutem Styl täglich schneiden, aber diese Schwierigkeit wird in großen Städten, wo man viele Holzschneider haben kann, leicht beseitigt, indem man die Arbeit vertheilt; sie brauchen kein gemeinschaftliches Lokal, wie unsere Setzer, die natürlich nur in der Druckerei arbeiten können, und es ist daher im Fall der Noth in Peking oder einer andern großen Stadt wahrscheinlich möglich schneller als in der größten europäischen Druckerei ein großes Werk schneiden zu lassen, wie z. B. die große literarische Kommission beweist, welche unter Kaiser Kienlong die chinesischen Klassiker, und mehrere Jahre lang täglich 120 Oktavbände herausgab, welche zwar im Durchschnitt nicht über 200 Seiten jeder Band haben mochten, aber doch eine Masse von Druck bilden, den keine europäische Hauptstadt liefern könnte. Allein im Allgemeinen, bei gewöhnlichen Fällen, und in gewöhnlichen Städten wird ohne Zweifel das Schneiden eines chinesischen Werkes mehr Zeit erfordern als das Setzen eines europäischen. Eben so ist es mit dem Abdruck. Ein chinesischer Arbeiter liefert etwa 2000 Blätter, je von zwei Seiten, d. h. 250 Bogen unseres Drucks. Dabei ist es natürlich völlig unmöglich in kurzer Zeit die ungeheuren Quantitäten von Druck zu liefern, welche eine mechanische Presse liefert, und eine Unternehmung wie das englische Penny Magazin, das in Einer Woche 160,000 Abdrücke desselben Bogens braucht, wäre allerdings in China unmöglich, so wie sie in Europa vor der Einführung der Dampfpressen unmöglich gewesen wäre. Bei Werken von großer Ausdehnung hingegen, wo nicht die Menge der abzuziehenden Exemplare, sondern die Menge der Bogen das Hinderniß bildet, ist es in China leichter als bei uns das Werk zu beschleunigen, indem das geringe Material, das zum Abziehen nöthig ist, es leicht macht eine fast unbeschränkte Menge von Druckern anzunehmen, während man in Europa natürlich die Zahl der Pressen nicht augenblicklich vermehren kann.

Das Resultat dieser Bemerkungen ist, daß die Chinesen den ihrer Schrift angemessensten Druck gefunden haben, daß sie und die Europäer beide Methoden, der stehenden und beweglichen Schrift besitzen, daß aber bei den Chinesen nach dem Charakter ihrer Schrift und Literatur die erste Art die gewöhnliche geblieben ist, und ohne Zweifel bleiben wird, während die Bedürfnisse der europäischen Literatur und Politik die zweite immer vorzüglicher machen werden; daß die Chinesen den Vortheil einer größern Einfachheit der Mittel, eines kleineren Materials und der daraus folgenden größern Wohlfeilheit besitzen, während die Europäer den Vorzug einer größeren Schnelligkeit für sich haben. Der chinesische Druck besitzt alle Eigenschaften, welche sich für eine bändereiche, sich wenig verändernde, und an Klassikern reiche Literatur schicken, während die europäische sich für eine Literatur von fliegenden Blättern, welche der Tag bringt und verschlingt, und für eine unersättliche Zeitungscivilisation eignet, deren täglicher und stündlicher Hunger täglich und stündlich durch unbegreifliche Massen gedruckten Papiers gestillt werden muß.

Es verdient noch zum Schluß angeführt zu werden, daß die chinesische Druckmethode von einigen umliegenden Nationen angenommen worden ist, welche ein Schriftsystem haben, das den Laut, und nicht wie bei den Chinesen die Idee, ausdrückt, wie z. B. die Japaner und Tübetaner. Für Schrift dieser Art ist die chinesische Methode nicht die bequemste, aber es ist immer so, daß eine überlegene Civilisation ihre Methoden bei minder erfindungsreichen und originellen Völkern einführt, auch wo sie den Umständen nicht recht anpassen.

Skizzen aus Madrid.

(Fortsetzung.)

Beabsichtigt der Reisende einen etwas längeren Aufenthalt, so sucht er sich ein Quartier in einem der casas de huespedes, welche den Hotels in Paris entsprechen, indem durchaus nicht immer eine Wirthschaft damit verbunden ist. Ein Papierstreifen an die Mitte des Balkons befestigt, bezeichnet eine unmeublirte, ein auf der Seite befestigtes Papier eine meublirte Wohnung. Die besten Häuser dieser Klasse sind jedoch die, welche gar keine Papiere zeigen, eine Oekonomie, die auch noch außerdem einträglich ist, da sie den Hauseigenthümer der Municipaltaxe auf alle solche Häuser überhebt.

Die Dame eines solchen Hauses ist immer ein Stück von einer gefallenen Größe. Der Himmel weiß wie, aber die Sache kostet dem Besucher nichts als ein wenig Geduld. Man setzt voraus, daß er ein Christ ist, und als solcher praktisch bewandert in der von dem Apostel Paulus eingeschärften Pflicht der Geduld. Nachdem er geschellt, hat er volle Muße sich mit dem Aeußern des Hauses bekannt zu machen, während die Pförtnerin am Gitter gleichfalls ihre Betrachtungen anstellt. Wenn man diesen beiderseitigen Beobachtungen die nöthige Zeit gegönnt hat, und die vor dem Einlaß in die Festung unumgänglich nöthigen Verhöre angestellt sind, werden die Riegel langsam zurückgeschoben, und er zur Konferenz mit der Patrona selbst zugelassen. Die Gebrauchsweise und die nicht allezeit sehr einleuchtenden Vorzüge jedes einzelnen Stücks des Ameublements werden mit den uneigennützigsten Lobeserhebungen herausgestrichen. Die farbigen Strohmatten sind verblichen, aber rein; sie haben Löcher, der vorige Besitzer hat diese mit seinen Stiefeln hineingebohrt; die Vorhänge sind schmutzig, das kommt von den Fliegen. Es ist eine neue Matratze da, deren eigenes Zeugniß nicht mit dem der Patrona in Vergleich kommen kann; es sind keine Fliegen da, was auch die Vorhänge sagen mögen, und Ihr könnt zur Hinterthüre hinausgehen. Außer diesem unschätzbaren Vor-

Digitized by Google

recht ist auch noch ein Rechen für die Kleider da. Vielleicht aber fragt Ihr in Eurer unvernünftigen Verkehrtheit nach einer Kommode. „Eine Kommode? wie wunderlich! habt Ihr denn nicht baules (Koffer), Caballero? Wer denkt an Kommode, wenn man Baules hat! Ich habe Gestelle dafür, no hay cuidado, besorgt nichts, sie sollen nicht von der Feuchtigkeit leiden; wenn sie gut sind, zieren sie das Zimmer. — „Ja, aber sie ersetzen die Kommode nicht." — „Es sind keine im Hause; nie sah ich Kleider anderswo aufgehoben als in Koffern; hier in Spanien machen wir es immer so, vaya, vaya, geht, geht, das ist ein wunderlicher Einfall. Hier denkt niemand an eine Kommode." — „Sie ist mir unentbehrlich; à los pies de Usted; ich wünsche einen guten Morgen." — „Heh! hombre, ingenio tan vivo! Mann! wie eilig Ihr seyd! in der That, Ihr estrangeros seyd wie Pulver: Vamos, siente se, Usted, setzt Euch hier auf den Sopha, wir wollen ein wenig schwatzen."

Hart muß das Herz seyn, das den Angriffen Trotz bietet, die nun von allen Seiten gegen ihn erfolgen: die Freunde, die Familie, die Verwandten, welche der Patrona Residenz mit ihrem Ruhm umgeben, müssen in diesem Feldzug ihrer Beredsamkeit als Hülfstruppen dienen. Sollte aber dieser kombinirte Angriff fehlschlagen, so wird ein Versuch zur Unterhandlung gemacht. „Wie viel würdet Ihr wohl geben, wenn man Euch eine Kommode verschaffte? Ihr könnt doch wohl etwas Geld darauf vorstrecken?" Mein lieber Leser, bei solchen Vorschlägen trete den Rückzug an, wenn du klug bist, denn du kannst versichert seyn, daß solche Anlehen stets gezahlt worden, wie das dem Ayuntamiento von Madrid geliehene Geld; weder Schlauheit, noch Zorn, weder Bitten noch Thränen werden das Gold wieder hervorlocken aus „dem Lande, wo kein Reisender zurückkehrt," nämlich aus der Tasche der Patrona, und Rechnung wird davon nur abgelegt am Tage des Gerichts.

Ueber die schlechte Ausstattung der Zimmer, die einem Reisenden zu Theil werden, wird man sich minder wundern, wenn man sich Einmal ein wenig mit dem Innern eines spanischen Hauses bekannt gemacht hat. Es ist nichts Ungewöhnliches, Leute mit einem Einkommen von 3—6000 Pesos (7—14,000 fl.) in einer ersten oder zweiten Etage von 4—5 Zimmern, die Küche mit eingeschlossen, wohnen zu sehen. Sie wollen nichts von Draperungen der Zimmer hören, Vorhänge an den Fenstern sind eine ganz neue Mode, der Boden besteht aus Backsteinen, und ist im Winter bloß mit groben Matten bedeckt. Die Stühle, so wie das Kanape, bestehen aus gefirnißtem Kirschbaumholz, und der Sitz ist aus Binsen geflochten; kein Faullenzer, kein freundlicher Armstuhl, höchstens eine Kommode, aber auch dieß ist eine Neuerung, zwei oder drei Tische mit Kranichfüßen, und auf einem derselben eine Astrallampe, die jedoch nicht angezündet wird. Die wohlgeweißten Wände, verziert mit einer Auswahl prächtiger und hoch kolorirter Kupferstiche, die in Mahagonyrahmen an Nägeln mit Messingköpfen herabhängen, und Scenen aus dem Unabhängigkeitskrieg, die Opfer des zweiten Mai und andere Nationalerinnerungen darstellen, vollenden die Adornos des Staatszimmers, wenn man die erste ceremonielle Visite macht.

Der Eigenthümer aller dieser Schätze gibt selten mehr als einen Peso (2½ fl.) täglich aus, die Bedienten, einen Mann und eine Magd, mit eingeschlossen. Mit Stolz und Freude zeigt er seine Wohnung. „Hier, mein Freund, bin ich in der That sehr gut logirt, im Winter scheint mir die Sonne von 9 Uhr Morgens herein bis zum Abend, — ein brasero ist fast überflüssig. Wo könnte ich es so bequem haben. Im Sommer fällt sie nur eine Stunde Morgens auf dieß Eckfenster, ein solches Haus ist nicht mit Gelde zu bezahlen." In seltsamem Kontrast mit diesen Ansichten steht es, daß derselbe Mann mit der größten Gelassenheit 100 Pesos im Montespiel verlieren, oder 4—5 Pesos täglich ausgeben kann für die Miethe eines wurmstichigen und mit Wanzen angefüllten Wagens, ein Paar klapperdürre Pferde nebst zwei Lackayen, die man in 14 Tagen nicht rein waschen würde.

Die Zimmer sind beschränkt, und gewöhnlich abgetheilt in eine Haupt-Saia mit einem Alkoven oder Gabineta daran, und einem Alkoven an der Vorderseite des Hauses, einem ziemlich kleinen comedor oder Eßzimmer, und zwei oder drei noch geringere Schlafzimmer für die Familie. Der Amo oder Hausherr nimmt den vordern Theil ein. Das Ameublement der Saia und des Hauptalkovens ist gut, weil es fremden Augen zu Gesicht kommt. Das Staatsbett ist zur Einsicht aufgedeckt, und die Thüre in das Zimmer darum sorgfältig offen gelassen, damit die Besuchenden sich überzeugen können, daß die Sachen sind, wie sie seyn sollen, enfin, que hay comodidades, kurz, daß es an den nöthigen Bequemlichkeiten nicht fehlt. Die andern Schlafstellen entsprechen dieser Schilderung keineswegs: camas de tablas, Betten aus zwei beweglichen Stellen von Holz oder Eisen, worauf drei oder vier Tannenbretter und einige Matratzen gelegt werden, sind für die jüngern Mitglieder der Familie bestimmt: sind diese zahlreich, so werden in jedem Alkoven drei oder vier Betten zurecht gemacht. Die übrigen Bequemlichkeiten bestehen in einem oder zwei Stühlen, und einigen altmodischen, gewölbten und mit Kalbfell (das Haar auswärts) gedeckten Koffern für die Kleidung und den Staat der jungen Damen. Manches liebliche Mädchen, das leicht und stolz auf dem Prado einherschreitet, ist von einem keineswegs wollüstig weichen Lager aufgestanden, und hat einen tocador (Toilette) verlassen, der nichts weniger als ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung war.

Eine sehr kleine jicara, Tasse Chokolate, und ein Stück Brod ist das allgemeine Frühstück in ganz Spanien; gewöhnlich wird sie im Bette genommen, und ein großes Glas Wasser schwemmt sie vollends in den Magen hinab, dann denkt man allmählich ans Aufstehen, doch nicht immer ans Waschen. Ist das Wetter schön, so erscheint das Matrimonio (Mann und Frau) auf demselben Balkon, ist ein Streit zwischen ihnen vorgefallen, auf verschiedenen, para tomar el fresco, um frische Luft zu schöpfen; der Mann ist im völligen Negligé, aber durch seinen Mantel geschützt, die Frau in einem Shawl und Morgenunterrock, die unbestrümpften Füße nur in ein Paar Pantoffeln verborgen. Hiebei ist keine Koketterie, beide sind so, wie sie sich aus dem Arme des Morpheus erhoben, einige Federn im Haare des Mannes, denn niemand trägt Fouiards oder Nachtkappen, und eine anmuthige Verwirrung in den Locken der Frau.

Digitized by Google

Nach dem Fresco trennt sich das Paar, die Frau geht in die Messe, der Mann raucht seine Cigarre, und da vuelta por casa, das heißt, er schlendert im Hause umher, bis es Zeit ist, tomar las once, den Eilfuhr-Imbiß zu nehmen. Einige unterlassen dieß ganz, andere essen eine friolera, und gehen dann aus, um bis 2 Uhr herumzuschlendern, worauf es zum Mittagessen geht. Dieses Mahl besteht aus einer sehr nahrhaften Suppe von Brod, Vermicelli, Macaroni oder Reiß: leckere Leute schneiden Lebern von Geflügel darein. Dann kommt der cocido oder puchero: Rindfleisch, Geflügel oder Speck sind seine Ingredienzien; auf einer zweiten Platte erschienen ricos garbanzos, Kichererbsen oder anderes Gemüse, geziert mit roth aussehenden Würsten von Estremadura. Eine oder höchstens zwei principios (Trachten) folgen der Suppe und dem puchero. Das Ganze schließt mit einem Dessert aus Nüssen, Trauben, Käse u. s. w. Den tiefsten Winter ausgenommen, versinkt nun das ganze Haus in der Siesta während einer oder zwei Stunden in die größte Stille. Hierauf nehmen die Damen ihre Arbeit oder Stickerei wieder vor, machen die Toilette für den Abendprado, und lassen die Männer ihren sonstigen Wanderungen nachgehen. Die „Familie" nimmt auf dem Rückweg von der Promenade eine Erfrischung in einem Kaffeehaus, wenn die Eskorte galant genug ist, sie dazu einzuladen. Dann geht es ins Theater: wenn eingeladen, in eine Loge, sonst mit Billeten in die casuela. Die Tertulias beginnen sich zu füllen; dieselben Gegenstände werden fünfzigmal durchgeschwatzt, jedermann gesteht, daß die Nächte entsetzlich lang und langweilig sind, eilf Uhr schlägt und den guisado (geschmortes Rindfleisch, das gewöhnliche Abendessen) darf man nicht lange stehen lassen. Damit ist der Tag zu Ende, und ein anderer beginnt, um in gleicher Monotonie abgehaspelt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Back.

Endlich sind in England wieder Briefe eingelaufen, welche die glückliche Rückkehr Kapitän Backs und seiner Begleiter nach ihrer frühern Winterstation am großen Sklaven-See melden, nachdem sie das Meer an der Nordküste Amerika's erreicht, und das Ufer erforscht hatten, so weit es ihre Mittel gestatteten. Sie waren am 7 Dec. v. J. Alle wohl und mit Lebensmitteln hinreichend versehen, aber über ihre frühere Reise nach der Küste weiß man noch nichts Näheres, denn Kapitän Backs eigene Depeschen sind noch nicht eingetroffen, werden jedoch in kurzer Zeit erwartet. Unter solchen Umständen ist es gewagt, irgend eine Meinung über dasjenige zu äußern, was Herr Back geleistet haben mag, indeß kann man so viel sagen, daß eine vielfach geäußerte Hoffnung nicht erfüllt wurde: er hat nämlich den von Kommander Roß aufgerichteten Obelisken nicht erreicht, wohl aber einen Punkt 80 (englische) Meilen gerade südwärts davon, wo er noch immer Seeküste fand. Dieß würde beweisen, entweder daß das Land da, wo Kapitän Back umkehren mußte, eine ganz seltsame Beugung gegen Norden macht, oder daß Kapitän Roß gar nicht auf dem festen Lande von Amerika, sondern auf einer großen Insel in der Nähe desselben war. Welche von diesen beiden Vermuthungen die richtigere ist, muß Kapitän Back selbst bestimmen. Er selbst hatte sehr große Gefahren und Schwierigkeiten zu bestehen. Auf seinem Wege nach dem Meere fand er noch bis um die Mitte Julius Eis auf den Seen, über welche er setzen mußte, und die ganze von ihm bereiste Küste war von lockern Eismassen blockirt. Seinem eigenen Bericht sieht man mit Ungeduld entgegen: er selbst wird wohl in ganz kurzer Zeit in England ankommen, seine Gefährten aber wahrscheinlich im November mit dem Herbstschiffe der Hudsonsbaikompagnie.

Ein Besuch in Mtskheta.

(Schluß.)

Wir gingen etwa eine halbe Stunde im Garten spazieren, und als wir zurückkehrten, hörten wir am Eingang zu dem Hofe ein ungewöhnliches Geräusch unter dem Haufen der Grusiner, die sich um die Kirche drängten. Als wir näher traten bemerkten wir, daß der Lärm von einem Zweikampf herkomme, den zwei schlaftrunkene Grusiner, Gott weiß nach welcher Sitte, vor der Messe mit einander ausfochten. Man muß die Narrheit der Asiaten in der Nähe gesehen haben, um die ganze Seltsamkeit ihrer Sitten glaublich zu finden: hier schlugen sie sich um eine Messe; der eine ging in die Kirche, der andere setzte sich zu Pferd, und ritt aus dem Hofe.

Der Gottesdienst wurde von dem Vorstande der Kathedrale von Mtskheta, dem Archimandriten Sawwa, in georgischer Sprache und mit großem Pompe abgehalten. Als wir die Kirche verließen, war auf dem Hofe durchaus kein Lärmen mehr. Der geehrte Archimandrit lud einige der angesehenen Grusiner und Russen in sein Haus ein zur Beglückwünschung wegen des Festes, und bat mich dann, mit ihm zu speisen. Nach einem kurzen Gebete setzten wir uns alsbald auf die reichen persischen Teppiche nieder neben die mit verschiedenen Speisen gefüllten Schüsseln. Wer in Georgien gelebt hat, kennt wohl die grusinischen Mahlzeiten. Gewöhnlich werden alle Speisen zugleich aufgetragen, als: Käse, verschiedene Kräuter, Bastat aus Hammelfleisch, Ptoff aus Reiß, und nach einiger Zeit Schaschlyk, am Spieße gebratenes Hammelfleisch, und eine Menge anderer Speisen. Endlich kommen große irdene Krüge mit Wein, die das sehr substantielle Mahl beschließen. Statt des Deserts werden große Schüsseln mit frischen Trauben herumgegeben. Am Ende der Tafel, wenn die Gäste ordentlich im Zuge sind, werden die Gesundheiten ausgebracht. Auffallend ist die Ordnung, in welcher dieß geschieht. Durch allgemeine Zustimmung wird aus dem Kreise der Zechenden gewöhnlich einer der ältesten und geehrtesten Gäste, manchmal der Wirth des Hauses selbst gewählt, als Aechtsrichtiger oder Tolubasch, dem es auch obliegt, die Ordnung im Gelage zu erhalten, den Gästen Wein einzuschenken, und zu bestimmen, auf wessen Gesundheit getrunken werden soll. Vorläufig trinkt einer der Gäste den ersten Becher auf die Gesundheit des Tolubasch. Dann fängt dieser an auch die andern Gäste zum Trinken aufzufordern. Er bietet dem ersten einen Becher an, und deutet dann der Ordnung nach auf einen Gast: der den Becher nehmen soll; dieser ergreift ihn, wendet sich zum Tolubasch mit den Worten: ala werdi! worauf dieser mit einer Verbeugung erwidert: jachti ol! womit er zu verstehen gibt, daß er in seiner Reihe austrinken soll. Wenn nun der Gesundheitspokal im Kreise umhergegangen ist, so schenkt der Tolubasch sich selbst ein, und trinkt auf die Gesundheit Aller. Hiebei muß ich bemerken, daß bei ihnen häufig eine sehr kurzweilige Mannichfaltigkeit von Gläsern und Pokalen sich findet. So z. B. trinken sie anfangs ganz einfach aus Gläsern, dann verlauschen sie solche gegen silberne Schalen, welche die Grusiner mit dem europäischen Namen Tassen bezeichnen, und statt dieser nehmen sie endlich die Hörner von wilden Ziegen.

Abends ist bei den Grusinern gewöhnlich Musik und Tanz. Der gewöhnlichste Tanz ist die Lesghinka, wahrscheinlich von den lesghischen Stämmen entlehnt, welche in dem von Tiflis nicht sehr entfernten Kachetien zerstreut wohnen. Die ganze Musik besteht aus einer Trommel mit Schellen. Uebrigens hat die von wohlgebauten, schönen Grusinerinnen getanzte Lesghinka sehr viel Reizendes, man kann sagen Zauberisches: die schwarzäugigen Mädchen nehmen sich dabei schöner, ja so zu sagen triumphirender aus.

Am andern Morgen, den 2 Oktober, war ich schon frühe bereits auf dem Rückwege nach Tiflis.

Einem englischen Blatt zufolge sind von dem Hafen von Havanna aus von 1822 bis 1832 525 regelmäßig ausgerüstete Negerschiffe nach den Küsten von Afrika ausgelaufen; 236 sind zurückgekommen und haben über 100,000 Sklaven nach Cuba gebracht. Von den 89 nicht zurückgekehrten Fahrzeugen sind einige von den englischen Kreuzern genommen worden, die übrigen mit oder ohne Ladungen untergegangen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 256. 13 September 1835.

Rechenschaftsbericht
der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

Das ziemlich spät erst eingelaufene Juniusheft des Journal Asiatique gibt unter anderm den Bericht des Untersekretärs der pariser asiatischen Gesellschaft über die neuen Forschungen im Gebiete der Sprachen und Geschichte Asiens. Wenn der Bericht, wie freilich bei einem einfachen Jahresbericht kaum anders zu erwarten, nicht sehr durch lichtvolle Uebersichten glänzt, sondern vielmehr eine ziemlich trockene Aufzählung enthält, so ist er darum nicht minder interessant und lehrreich, und wir entheben demselben einige Punkte von allgemeinerem Interesse.

Dießmal wurde kein von der Gesellschaft herausgegebenes Werk mitgetheilt. Die wankende Gesundheit des (seitdem verstorbenen) Klaproth hatte ihn verhindert, die letzte Hand an seine Grammatik der georgischen Sprache und sein Mandschu-Wörterbuch *) zu legen, aber der Druck von Abulfedas Geographie nach des Verfassers eigenhändigem Manuscript, das die Leydener Bibliothek besitzt, hat schon begonnen, die zehnte und letzte Lieferung des Vendidad ist dem Erscheinen nahe, so daß die Gesellschaft ihr Versprechen, wenigstens einige asiatische Werke jährlich zu liefern, bald wird erfüllen können. Endlich sind auch die Papiere des unglücklichen Reisenden Schulz, **) die man seinem Mörder entriß, übersetzt und zum Druck fertig: man wird die Keilinschriften hinzufügen, die er in Armenien und an den Ufern des Wansees sammelte, wohin Ker Porter nicht vorzudringen wagte.

Wir übergehen die Aufzählung mancher einzelnen Bestrebungen für die nähere Kenntnisse Asiens, namentlich in so weit sie nicht von der pariser Gesellschaft ausgingen, oder mit ihr im Zusammenhang standen. Von den Arbeiten ihrer Mitglieder wird in geographischer Beziehung hervorgehoben Klaproths Arbeit über die kaukasischen Länder nach Güldenstädt; wenn aber Hr. Stahl ***) sagt, die erste Ausgabe dieses Werks, welche von Pallas durchgesehen im Jahre 1787 erschien, sey sehr von Fehlern entstellt gewesen, so will er doch hinsichtlich dieser neuen Ausgabe bloß von einem Minus sprechen, denn in Rußland hat man dieselbe ziemlich scharf recensirt, und ihm über 50 mehr oder minder schreiende Fehler aufgezählt. Die Reisen von Demoiseau, Léon de la Borde und Linant, Rifaud's Reise nach Aegypten und Nubien sind bekannt; daß Hr. Stahl auch die Uebersetzung der Reise Burkhardts durch Hrn. Eyries aufführt, ist wohl nur eine Höflichkeit gegen diesen letztern.

Hinsichtlich des Sprachstudiums wird aber neuerdings und mit verdientem Ruhme Burnoufs Arbeit über die Zendbücher hervorgehoben. Eine Sprache, zu deren Kenntniß man außer einer sehr mittelmäßigen Uebersetzung der geringen Anzahl noch vorhandener Schriften keine Hülfsmittel hat, als die Analogie einiger verwandten Dialekte, eine solche Sprache aus diesen wenigen Schriften heraus zu finden, in ihren grammatikalischen Formen, in ihrer Wortbedeutung zu erklären, das ist gewiß ein Unternehmen, wozu ein Reichthum von Kenntnissen, ein Scharfsinn und ein Fleiß in nicht geringem Grade erfordert werden, und mit Recht darf man in den Wunsch einstimmen, daß Hr. Burnouf, wenn er mit dem großen Kommentar über die Zendbücher zu Ende ist, seine weitläufigen Arbeiten in einer Grammatik und einem Wörterbuch der Zendsprache zusammenfassen möchte. Dieses Wiederauffinden der alten Sprache des östlichen Feuerlandes, Balkh, muß auf Geschichte und Völkerabstammung ein bedeutendes Licht werfen, und vielleicht die Erklärung so mancher in Firdusis großem Nationalepos sich findenden Andeutungen über die Verhältnisse mit Ostasien liefern. An diese Arbeit schließt sich eine, die in Zukunft erst erscheinen soll, und zwar von einem unserer Landsleute, Namens Müller, über die lange vernachlässigte Pehlwisprache, in welche ein Theil der Zendbücher übersetzt, und eines derselben, der Bundehesch, ursprünglich verfaßt wurde. Das Pehlwi war die Sprache der Westgränze des persischen Reichs, wie Zend die der Nordostgränze, und lange Zeit sogar die Sprache des persischen Hofs.

Eine dritte Arbeit über Persien ist gleichfalls von einem Deutschen, Mohl, der eifrig mit Herausgabe des oben genannten Firdusi beschäftigt ist. Zwar ist in Calcutta eine Ausgabe erschienen, allein ohne alle Hülfsmittel, die für einen europäischen Leser unerläßlich sind. Wenn man bedenkt, daß nach der gewöhnlichen Annahme Firdusis Gedicht 60,000 zweizeilige Verse hat, daß aber von den zahlreichen Manuscripten nicht zwei hin-

*) Wenn es herauskommt, so wird es nebst dem mongolischen Wörterbuch des russischen Akademikers Schmidt ein großes Förderungsmittel zur Kenntniß von Nordostasien werden.

**) S. Ausland Jahrgang 1834. Nr. 245. 244.

***) So heißt der Bericht erstattende Untersekretär.

Digitized by Google

sichtlich der Lesarten und der Zahl der Verse sich gleichen, so lassen sich die Schwierigkeiten einer solchen Ausgabe begreifen.

In Betreff Indiens muß natürlich die asiatische Gesellschaft von Paris den Engländern weichen, hinsichtlich China's macht sie ihr aber wiederum den Rang streitig, und die Herausgabe einiger chinesischer Werke, mit deren Titeln, da sie uns selbst unverständlich sind, wir auch unsere Leser nicht behelligen wollen, hat begonnen, und dem Texte sind lateinische und französische Uebersetzungen, Kommentarien, Einleitung u. dergl. beigefügt. Herr Panthier hat eine genaue Beschreibung China's nach chinesischen Autoren gegeben, Hr. Neumann Uebersetzung der Reisen buddhistischer Priester aus China nach Indien, der Tatarei und Ostpersien, Hr. Mohl hat das Y-king nach der lateinischen Uebersetzung der Jesuiten herausgegeben, *) und dadurch eine allgemeinere Bekanntschaft mit diesem wunderlichen, für die Kenntniß chinesischer Philosophie aber unentbehrlichen Werke befördert; Hr. Julien endlich hat mehrere Dramen, als: die Waise und die Schlangenfeen übersetzt, und ein Hr. Bazin tritt in seine Fußtapfen. Wichtiger ist das Buch über Verbrechen und Strafen, das Hr. Julien kürzlich erst vollendet hat.

Leider hat Frankreich seit wenigen Jahren eine außerordentlich große Anzahl seiner Orientalisten verloren. Langlès machte den Anfang, dann folgten im Cholerajahre Remusat, Chezy und St. Martin, der große Kenner des Armenischen, in diesem Jahre endlich Klaproth, der noch in neuerer Zeit durch seine Geschichte der Boussole sich Ruhm erwarb. Sacy wankt dem Grabe zu. Indeß bildet sich allmählich ein kräftiger Nachwuchs, und so lange Leute, wie Burnouf und in bescheidenerer, doch nicht minder nützlicher Weise Reinaud, der die Herausgabe der arabischen Schriftsteller über die Kreuzzüge übernommen hat, den Reihen führen, ist nicht zu fürchten, daß das Studium der orientalischen Literatur lässiger betrieben werde. In Paris finden sich so viele günstige Umstände vereinigt, daß stets auch fremde Orientalisten dort sich hinziehen, und mehr oder minder bleibend ihren Wohnsitz aufschlagen werden.

Skizzen aus Madrid.

(Fortsetzung.)

Die Zeit ist vorüber, wenn sie ja existirte, wo die Lauras, die Estellas, die Seraphina's und andere Theaterprinzessinnen, die Lesage unsterblich machte, den Leuten die Köpfe verdrehten und die Taschen ausplünderten. Die Heldinnen der Bühne sind tief gefallen; sie machen keine Sensation, erregen keinen Skandal mehr. Man darf indeß wohl einige Zweifel hegen, ob Lesage's Schilderung in dieser Beziehung richtig ist, und ob er nicht französische Sitten den spanischen unterschob. Nirgends findet sich in Spanien etwas von der Macht und dem Einflusse der Theaterprinzessinnen, ein im Gilblas und in französischen Schriftstellern und Sitten so hervorstechender Zug. In dem jetzigen Stand der Gesellschaft bestätigt nichts eine solche Voraussetzung, und in keinem Werke eines wirklich spanischen Schriftstellers finden sich Andeutungen einer Zeit, wo die schönen Damen, die „das Leben und die Leidenschaft" auf der Bühne darstellten, besonders berufen gewesen wären, diese Rollen auch im Privatleben zu spielen. Welcher Art auch immer die Personen seyn mögen, welche in spanischen Drama's und Erzählungen das Interesse der Helden fesseln, wie schlüpfrig auch die Sprache, wie verworfen die Heldin seyn mag, sie ist höchst selten, vielleicht nie eine Schauspielerin. Der Anstand und seine strengen Gesetze würden zu sehr verletzt werden, wenn die Schauspielerin die Gränze der Schicklichkeit vor der Welt überschritte, oder der ausgelassenste junge Adelige zu so niedrigem Skandal herabstiege.

Die Nachkommen der Susman, der Mendoza, der d'Aguilar, der Medina Sidonia und anderer sind arg entartet, selbst hinsichtlich der körperlichen Gestalt, und ihre geistigen Eigenschaften sind nicht der Art, sie in der öffentlichen Achtung zu heben. Natürlicherweise gibt es Ausnahmen, aber bei der Art der Erziehung können diese nicht zahlreich seyn: man läßt diese señoritos in der tiefsten Unwissenheit über Alles, was ein vernünftiger Mensch wissen soll. Von ihrer Kindheit an sind sie von elenden Bedienten umgeben, die allen ihren Launen und Einfällen schmeicheln, und der mit der Erziehung beauftragte Capellan ist froh, wenn seine Stelle eine Sinekure ist. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß Ferdinand, der seine Landsleute besser kannte, als irgend jemand, bei jeder Gelegenheit deutlich zeigte, in welcher Achtung die Granden bei ihm standen. Mit Ausnahme eines einzigen, der seine Gefangenschaft zu Valençay theilte, hielt er sie alle in ziemlicher Entfernung, und brauchte sie nur als Kammerherrn, da er durch Abweichung von der Sitte seiner Vorfahren, seinen Ruf als Kenner der Etiquette nicht verlieren wollte. Das alte, monarchische Gebäude hat von den Händen eines rey neto y absoluto einen Stoß erhalten, von dem es sich nie erholen wird; zum Glück für die Freiheit der jetzigen und künftigen Geschlechter sind alle Klassen ohne Unterschied durch einander gemengt worden. Die Granbeza kann sich nicht länger mit der unbefleckten Reinheit ihres blauen Blutes, sangre azul, brüsten; Mesalliancen wurden vom Könige gestattet, und wenn diese Abweichung von der alten Sitte die Race verbessert, so können sie Sr. Majestät nur dankbar seyn. Die Töchter der Granden mögen manches Gesicht sehen, wovon ihre jugendliche Phantasie gern träumt, und sich den Mann wohl auch als Gatten denkt; aber gleich der Odaliske, welche zu ihrem Kummer weiß, daß sie nur für den Sultan aufgespart ist, kann die junge „Donna" auch nur für die Arme eines Mannes von ihrer Kaste und ihrem Blute bestimmt seyn. Zur Zeit der Konstitution oder der „Pepa," wie man sie scherzhaft nennt, war diese Schranke niedergeworfen, und die Damen, die selbst die Politik nur für das Kapital der Liebe benützen, heiratheten alsbald, so schnell sie konnten, Männer ihrer Wahl, ohne Erlaubniß von rey o roque, *) und einige waren glücklich genug, ihren Kauf schon geschlossen zu haben, ehe die Glaubensarmee ihnen wieder ihre Fesseln anlegte. Ihre Erziehung ist wie gewöhnlich: sie lernen ihre Gebete, lernen

*) Der erste Band ist in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung bereits erschienen, der zweite ist in der Presse.

*) Eine sprüchwörtliche Redensart: ni rey ni roque, „kein Mensch."

Digitized by Google

nähen und sticken, gehen in die Messe und in die Predigt, zu Processionen u. s. w. Die Musik-, Zeichnen- und vor Allem der Tanzlehrer erscheinen jetzt öfter als früher, auch treibt oder führt man sie nach dem Prado, wo sie manche verbotene Frucht sehen, und lüstern darnach werden.

Der Sprung von der Höhe bis zum Bodensatz der Gesellschaft ist zwar stark, aber nicht unnatürlich. Ich glaube, Herr Inglis macht die Bemerkung, die Armuth in Madrid sey weder so allgemein noch so schmutzig, wie in Paris oder London; dieß ist nicht ganz wahr, denn gewiß kein Quartier dieser beiden Hauptstädte, nicht einmal der schwindende Ruhm von St. Giles, kann es mit den Barrios bajos von Madrid aufnehmen. Ist jemand neugierig genug, dieß seltsame Land, das auf der weiten Erde nicht seines Gleichen hat, zu betreten, so mag er nur die Calle de Relatores hinabgehen und seiner Nase folgen: nach fünf Minuten gelangt er an die Gränze dieser furchtbaren Republik. Gefährlich ist es hier, sich in anständiger Kleidung sehen zu lassen, und wehe dem, in dessen Anzug ein scharfer Blick die geringste Spur eines lechugino (spanischer Dandy) erblickt. Eine Troddel, die vom Mantel herabhängt, ein rother Scharlachkragen oder irgend ein anderes offenkundiges Zeichen, daß man dieser edlen Brüderschaft angehört, sind unfehlbare Mittel zu einer tüchtigen Prügelsuppe, begleitet von einer Konfiskation des schuldigen Kleidungsstücks, und einer Eintauchung in eine der zahlreichen Mistgruben, die allenthalben ihrer Opfer harren. Die Eingänge zu diesem Quartier sind sorgfältig bewacht von zahlreichen Vagabunden, die bis an die Augen in den ewigen Mantel gehüllt sind, und zerlumpte Hüte keck auf das eine Ohr gedrückt haben, während die schmutzigen und zerlumpten Weiber vor den Thüren niederkauern, gelegentlich als Spione dienen, und ein immer lärmendes Gespräch unterhalten, mag dieß nun freundlich seyn, oder in Schimpfwörtern bestehen.

Geht eine anständig gekleidete Person hindurch, so ist dieß eine so ungewöhnliche Erscheinung, daß augenblicklich unter dieser stets streitenden Bevölkerung ein Waffenstillstand erfolgt. Alles gafft ihn an, sera algun comisario? ist dieß ein Polizeikommissär, ist die erste Frage, die sich erhebt, denn diese Leute hat das Quartier am meisten zu fürchten. Die Kinder, theils nackt, theils in Lumpen, und mit einem Blick, der verspricht, daß sie mit der Zeit ihren Vätern gleichen werden, gaffen und schreien gleichfalls, und wenn sie guten Humors sind und spielen wollen, werfen sie Steine nach dem Fremdling, welcher wohl thut, keine Notiz davon zu nehmen, oder es als Scherz zu betrachten, so lieb ihm Leib und Leben ist. Selbst die Hunde haben hier ein besonders wildes und rohes Ansehen.

Diese Quartiere, unter dem Namen Rastro und Barrios Bajos bekannt, sind die wahren Cloake des Lasters und Verbrechens, und von einer Hefe bewohnt, die nicht nur einer Hauptstadt, sondern einer kleinen Provinzialstadt Schande machen würde. Das ganze Aussehen dieser Quartiere ist widerlich und ungesund. die Wohnungen sind nichts als schlechte Schuppen mit Lehmmauern und einem Ziegeldach, in denen die verworfene Bevölkerung auf der bloßen Erde kampirt.

Das Innere von Madrid hat überhaupt mit Ausnahme weniger Straßen und öffentlicher Gebäude keinen freundlichen Anblick, und man findet die Nacktheit, die außerhalb der Mauern widerlich auffallen, hier wieder, nur in anderer Form. Die meisten nicht ganz neu gebauten Häuser sehen durchaus nicht darnach aus, als sollten sie eine sehr bequeme Wohnung darbieten, was auf den milden Reisenden eine äußerst unangenehme Wirkung macht. Fast alle Häuser haben Balkone auf den höhern Stockwerken, und diese sind der einzige bewohnbare Theil derselben während der afrikanischen Hitze eines Madrider Sommers. Trotz der daraus sich ergebenden Nothwendigkeit, die Balkone in gutem Stande zu erhalten, sind sie doch selten angestrichen, und zeigen meist durch Rost und faule Stellen die mannichfachen Einwirkungen der Atmosphäre. Das schlechte Aussehen der Fenster mit kleinen viereckigen Scheiben von der schlechtesten Art und verschiedener Färbung, — denn man nimmt absichtlich schlechtes Glas, um die Blicke der Neugierigen abzuhalten, — plump in Blei gefaßt, das Holzwerk und die Schiebfenster unbemalt und schmutzig, alles dieß ist keineswegs geeignet, den Anblick freundlicher zu machen. Gute Hausfrauen haben noch außerdem scharfsinnige Mittel erfunden, denselben noch lockender und reizender zu machen, indem sie auf beiden Seiten Stücke Holz in die Mauern schlugen, und Stricke herüberzogen; hier paradiren nun schwarze und weiße, blaue und graue Strümpfe, Brustlatze, Handtücher und selbst panos menores der Frauen, und fliegen und flattern im Winde gleich den Fähnchen kecker Ritter.

Nicht minder unangenehm fällt der keineswegs seltene Umstand auf, daß ein elender gebrechlicher Kasten sich an den Palast eines Granden anlehnt, und mit seinem moosbewachsenen und zerrissenen Dache wie zum Spott neben dem Marmor und den Skulpturen des Nachbars glänzt. Indeß muß man gestehen, daß diejenigen Häuser, welche jetzt allmählich errichtet werden, keiner Hauptstadt Schande machen würden, obwohl die innere Zimmervertheilung schlecht und kleinlich ist, meist aus Geiz der Eigenthümer, die in den möglichst engen Raum viele Inwohner hineinpfropfen wollen.

Eben so stehen auch in der Lebensart des Adels und der Reichen, in Pferden, Equipage, Kleidung, Essen und Trinken, Luxus und Armseligkeit neben einander. Die ganze Einwohnermasse trägt einen Stempel eigenthümlicher, seltsamer Originalität. Würde jemand mit verbundenen Augen nach Spanien gebracht, und ihm die Binde erst in der Mitte Madrids abgenommen, so könnte er sich in eine Seestadt versetzt glauben, so mannichfach sind die Kostüme, europäisch, orientalisch, spanisch, und manche haben etwas von allen dreien. Der Valencianer mit seinem hellfarbigen Schnupftuch, nach maurischer Sitte um den Kopf gewunden, und einen glänzend gestreiften Mantel zierlich über die Schulter geworfen, der Maragato, der an Gestalt und Kostüm einem wohlgenährten holländischen Bootsmann gleicht; der Estremaduraner, mit seinem breiten Gürtel aus Büffelleder um die Lenden geknüpft, und eine Schnur chorisos (Würste) in der Hand; der Catalonier mit seinem wilden Blick und Gesichtsschnitt, dem nach Art der Neapolitaner Lazzaroni eine rothwollene Kappe auf die Schultern herabfällt; der Andalusier mit seiner eleganten Kleidung, seiner schwärz-

Digitized by Google

lichen Gesichtsfarbe, und unmäßig langem Schnurrbarte, und endlich Gallicia's plumper, schmutziger Sohn, der bei jedem Schritt einen Schuh nach sich schleppt, welcher mit Einschluß von Nägeln, Sohlen und andern Vertheidigungsmitteln gegen das verderbliche Pflaster, zwei bis drei Pfund wiegt.

Rechnet man hiezu noch das müßige Umherschlendern der in Madrid so zahlreichen, glänzenden Uniformen, die, wenigstens früher, noch zahlreicheren Mönche aller Farben, die geflickten Kleider der ärmern Klassen, die schwarze oder weiße Mantilla, die noch immer von Frauen jedes Standes und Alters in den Straßen getragen wird, obwohl die Schleier seltener geworden sind, als früher; die einherschreitende stattliche Mutter mit ihrer Tochter, die unwandelbar einige Schritte vor ihr her geht, unter strenger Aufsicht, welche jedoch nicht hindert, daß sie jeden vorüberkommenden Reiter bemerkt, und sich, wenn es ihr beliebt, vermittelst des unerläßlichen Fächers mit ihm in Rapport setzt; die Früchte, die man an vielen Orten auf dem Pflaster zum Verkaufe auslegt, und der Betrieb aller Gewerbe auf der Straße, wenn immer der Gewerbsmann über kein Haus oder Laden verfügen kann: nimmt man alles dieß zusammen, so muß man wohl gestehen, daß die Straßen von Madrid nicht die mindeste Aehnlichkeit mit denen einer andern Hauptstadt haben, eben so wenig, als die Mehrzahl der darin umherwandelnden Leute mit den Einwohnern von Paris, London oder Wien.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise auf den Berg Sinai, nach Gaza, Jerusalem, Damaskus und Beyrut.

5. Reise von Tabarieh nach Damaskus.

Am Morgen des 17 Septembers verließ ich Tabarieh, um mich nach Damaskus zu begeben. Da mein Weg über hohe Gebirge führte, so war ich genöthigt anderes Lastvieh zu nehmen, und miethete daher vier Maulthiere. Wir zogen länger als zwei Stunden am See hin und kamen an dem Dorfe Mesteh (el-Megdel) vorüber, das in einer großen von mehrern Bächen bewässerten Ebene liegt. Eine Stunde später verließen wir den See und kamen über Sandsteinberge, die mit einer mehr oder minder tiefen Schicht gelblicher Thonerde bedeckt waren. Nachmittags kamen wir an dem Josephsbrunnen vorüber, wo sich ein Karawanserai befindet.

Gegen Abend gingen wir auf einer steinernen Brücke über den Jordan, und schliefen in einem Karawanserai, wo sich die Karawanen zu versammeln und einander zu erwarten pflegen, um sich gemeinschaftlich gegen die Räuber zu vertheidigen, welche die Straße von Damaskus unsicher machen. Eine kleine Stunde von dieser Brücke sahen wir linker Hand einen von dem Jordan gebildeten kleinen See, Bahr-Heln genannt.

Das Schneegebirge, welches die Araber Gebel-el-Telje oder Gebel-el-Scheykh nennen, ist ungefähr vier Stunden vom Jordan entfernt. So sehr ich auch meine arabischen Führer bat, so konnte ich sie doch nicht bewegen, mich dahin zu begleiten, so sehr fürchteten sie die Räuber. Eine von Safet kommende Karawane von Kaufleuten traf am Abend ein. Ich reiste mit ihr am 18 September um 2 Uhr Morgens ab, und wir kamen über ein hohes Gebirge, wo der Weg an verschiedenen Stellen gepflastert ist. Später führte unser Weg durch Gehölze von Pistazien- und Eichenbäumen. Die letztern hatten hier oft 3 bis 4 Meter im Umfange und werden von den Arabern gehöpft, die aus den abgehauenen Aesten Kohlen brennen. Große Ochsen-, Kamel-, Schaf- und Ziegenheerden weiden in diesen Wäldern. Um 9 Uhr rasteten wir bei den Ruinen eines Dorfes, Namens Konnaytra, mitten in einer des Anbaues fähigen, aber gänzlich verödeten Ebene. Wir blieben hier bis zum Morgen des 19, wo wir an zwei Christen aus Damaskus, welche von Nazareth kamen, neue Reisegefährten erhielten. Mit Anbruch des Tages kamen wir durch einen Eichen- und Wispelwald. Den letztern Baum nennen die Araber Sabul und essen seine Früchte, welche die Größe eines Api-Apfels erreichen. Um 8 Uhr rasteten wir in einem Karawanserai, Zarral genannt, das von einigen arabischen Familien bewohnt wird. Ein kleiner Fluß, der sich in mehrere Arme theilt, aus denen man die Felder bewässert, fließt dicht am Karawanserai vorüber, und hier sah ich die ersten Pappel- und Weidengehölze, deren Holz hier zu denselben Zwecken benutzt wird, zu denen man in Europa das Eichen- und Buchenholz verwendet. Dieß ist der erste Ort im Orient, wo ich Waldbäume kultiviren sah.

Nachmittags betraten wir eine große mit zerstreuten Dörfern und Baumgruppen besetzte Ebene. Hier sieht man auch Mais- und Hirsenfelder, welche von den Bächen bewässert werden, die aus den Kalkgebirgen herabkommen, von denen diese Ebene gegen Norden begränzt ist. Gegen Abend kamen wir nach Derrea, einem ungefähr zwei Stunden von Damaskus entfernten Dorfe. Bei diesem Dorfe findet man die ersten Gehölze von Obstbäumen aller Art.

Am Morgen des 20 Septembers besuchte ich die ersten Baumschulen, die ich im Orient noch gefunden hatte, und in denen außer den schon öfter angeführten Obstbäumen auch noch Quittenbäume gezogen wurden.

Um 8 Uhr kamen wir nach Damaskus, einer großen und schönen, in einer weiten, fruchtbaren Ebene gelegenen Stadt. Große Pflanzungen von Obst- und Waldbäumen dehnen sich bis auf zwei Stunden gegen Süden und bis auf drei gegen Osten aus; gegen Westen aber nehmen sie nur einen Raum von ¼ Stunden ein, der von einer kahlen Gebirgskette begränzt ist. In den Gärten von Damaskus und der umliegenden Gegend werden folgende Obstbäume gezogen: Aprikosen-, Mandel-, Mispel-, Kirsch-, Quitten-, Citronen-, Feigen-, Granatäpfel-, Maulbeer-, Nuß-, Oliven-, Orangen-, Aepfel-, Birnen-, Pflaumen-, Pfirsichbäume und Weinstöcke. Häufig findet man Trauben von fünf bis sechs Pfund, deren Beeren so groß wie unsere Herzkirschen sind. Der Hanf erreicht hier eine Höhe von 3 bis 4 Meter und gibt einen sehr guten Faden.

Die Pflanzungen sind neben einander angelegt und werden von dem südwestlich von der Stadt aus den Gebirgen herabkommenden Fluß bewässert. Dieser Fluß durchläuft ein enges Thal, an dessen Eingang er vor Alters in mehrere Arme getheilt wurde, die sich rechts und links vertheilen und stufenweise einer über den andern erheben. Die unterhalb dieser Kanäle gelegenen Ländereien sind mit mehrern Arten Obst- und Waldbäumen bepflanzt. Diese Pflanzungen sind hinsichtlich der Gestalt, der Größe und der Farbe des Laubes so zweckmäßig vertheilt, daß man glauben sollte, diese Abhänge wären mehr um das Auge zu ergötzen, als um den Boden zu benutzen, bepflanzt worden. Ich konnte nicht müde werden diese ihres Grüns und ihrer Frische wegen so lieblichen Thäler zu bewundern.

Vermischte Nachrichten.

Ein Handelszirkular aus Rio-Janeiro enthält über die Bevölkerung folgende Angabe: „Wir können jetzt nach den bei der Regierung eingegangenen Berichten die Bevölkerung bestimmt angeben; dieselbe beträgt 5.150,000 Freie und 2,086,666 Sklaven. Offenbar vermehrt sich die Bevölkerung in größerem Maßstab als früher, obgleich in einigen ärmern und minder angebauten Provinzen, wie Espirito Santo und andere, wir sie stationär und selbst im Abnehmen finden. Die Zahl der Sklaven ist vielleicht zu gering angegeben, weil die Eigenthümer eine Kopfsteuer befürchteten."

*

General Allard soll einem französischen Blatte zufolge beauftragt seyn, dem König der Franzosen das Bild und ein Schreiben der bekannten Begum Somru zu übergeben, die trotz ihrer 95 Jahre doch immer noch wünscht, daß sich die Souveräne Europa's mit ihr beschäftigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 257. 14 September 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 9.

Statistische Beiträge.

Meine Absicht ist nicht, eine geographisch-historische Aufgabe lösen, und eine förmliche, vollständige Statistik von Paris zu liefern; hiezu ist dieses Blatt nicht bestimmt, und jedes Lehrbuch der Geographie von Frankreich würde besser und vollständiger leisten, was hier nur oberflächlich gegeben werden könnte, eine Geschichte von Paris aber würde mich zu weit führen. Dagegen ist es nicht ohne Interesse, auf manche Verhältnisse, Charaktere, alte und neue Eigenthümlichkeiten der Weltstadt von Zeit zu Zeit einen Blick zu werfen, um so mehr, als wir unwillkürlich jeden Tag zu dem großen Mittelpunkte des öffentlichen Lebens zurückgeführt werden, und immer von Neuem aus diesem unerschöpflichen Panorama die Bilder zur Belebung unserer kleineren Schaubühnen entnehmen.

Von den Römern an bis zu dem zwölften Jahrhundert scheint nur die Cité, und diese ausschließlich der beiden kleinen Inseln, welche an ihrer östlichen Spitze liegen, mit Mauern eingeschlossen gewesen zu seyn. Anders war es vielleicht unter dem Kaiser Julian. Unter den fränkischen Königen war keine Spur einer äußern Befestigung mehr zu sehen. Dieß ist historische Thatsache.

Was auf beiden Ufern der Seine lag, die Klöster und Flecken blieben ohne Schutz den Angriffen der inländischen und fremden Feinde preisgegeben.

Wahrscheinlich ist es, doch ohne geschichtliche Versicherung, daß Ludwig der Dicke zuerst die nördlichen und südlichen Vorstädte in eine befestigte Ringmauer eingeschlossen habe. Diese Ringmauer hatte, allem Vermuthen nach, nur drei Thore auf der nördlichen, und vier oder fünf auf der südlichen Seite. Im Jahre 1190 unternahm Philipp August die dritte Einfassung, welche besonders auf der südlichen Seite sehr erweitert wurde. Etienne Marcel, der berüchtigte Prévot von Paris im 14ten Jahrhundert, dehnte die nördliche Fläche bedeutend aus. Im Jahre 1356 und 1357 umfaßte das Quartier St. Antoine das Arsenal, und erstreckte sich bis zur Bastille, welche unter Marcel begonnen, und unter Karl V beendigt wurde.

Der ganze Umfang von Paris betrug damals ungefähr 4455 Klafter, wovon auf den südlichen Theil 1539 kamen. Die Bastille, St. Antoine, die Quartiere du Temple, de St. Martin rühren aus jener Zeit.

Unter Heinrich IV besaß das südliche Paris drei Thore mehr als zur Zeit von Philipp August, jene von Nesle, Dauphiné und de la Tournelle. Die Stadt zählte deren im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sechszehn, sieben im Norden und neun im Süden.

Sehr ansehnliche Veränderungen an der nördlichen Einschließung wurden unter der Verwaltung des Kardinals Richelieu vorgenommen; die Porte Saint-Honoré wurde niedergerissen, und viel weiter zwischen dem Boulevard und der Rue-Royale wieder erbaut, ähnliche Versetzungen hatten statt bei der Porte Montmartre und St. Anne. Die Mauer von Paris umfaßte weite Ländereien, auf welchen sich bald volkreiche Quartiere erhoben; sie wurde mit neuen Thoren durchbrochen, namentlich jenen von Richelieu, am Ecke dieser Straße und jener von Feydeau. Von allen diesen Thoren und Einfassungen ist heute keine Spur mehr zu erkennen, und was ehemals einen äußern Boulevard der Stadt, die Gränze derselben bildete, ist heute die schönste breiteste Straße von Paris, und scheint im Mittelpunkt der Stadt zu liegen, so groß und ausgebreitet ist der Stadttheil, welcher jenseits der schönen Boulevards (so heißen sie fortwährend) von der Madeleine bis zum Bastillenplatze liegt, und die Chaussée d'Antin, die Vorstädte Montmartre, Poissonnière, St. Denis, St. Martin, du Temple, und St. Antoine bildet.

Die Bäume auf den Boulevards in der so eben genannten Strecke ließ Ludwig XIV in den Jahren 1668 bis 1705 pflanzen. Ein großer Theil davon wurde in der Julusrevolution 1830 umgehauen, um Barrikaden zu machen. Gegen das Jahr 1720 wurde das weite Quartier der Chaussée d'Antin angelegt.

Die Mauer, welche jetzt Paris umschließt, und die nicht sowohl gegen den Feind, als gegen die Contrebande errichtet wurde, gehört der Regierung Ludwigs XVI an. Sie vereinigte mit der frühern Stadt die Dörfer Chaillot, Roule, Monceaux oder Mousseau, Clichy, Picpus und alle die Vorstädte, welche außerhalb der Boulevards von Ludwig XIV und Ludwig XV liegen, welche nunmehr die innern Boulevards wurden. Ein zweiter Gürtel, nach dem nämlichen Plan und der nämlichen Richtung wie die ersten Boulevards, umzog das neue Paris unter dem Namen der äußern Boulevards. Hie und da stößt der neue Cirkel mit dem

Digitized by Google

frühern zusammen, wie z. B. an der Barrière d'Italie und jener d'Enfer.

Da die innern Boulevards häufig der Schauplatz denkwürdiger Auftritte und historisch merkwürdiger Begebenheiten waren, wie namentlich in der ersten Revolution von 1789 und in jener von 1830, und jeden Tag wieder werden können, wie zuletzt die Begräbnißfeier des Generals Lamarque gezeigt; da wir in unsern Wanderungen durch Paris oft auf diese Zierde der Riesenstadt stoßen werden, so wollen wir uns die Namen derselben ins Gedächtniß prägen: der innere Boulevard des Nordens, sich erstreckend von dem Pont d'Austerlitz und dem Bastillenplatze bis nach der Madeleine-Kirche, theilt sich in die Boulevards de Bourbon, de Sainte-Antoine, des Filles du Calvaire, de Beaumarchais, du Temple, de Saint-Martin, de Saint-Denis, de Bonne-nouvelle, Poissonnière, Montmartre, des Italiens, des Capucines und de la Madeleine. Jener des Süden trägt die verschiedenen Namen von l'Hopital, des Gobelins, de la Glacière, de Saint-Jacques, d'Enfer, du Mont-Parnasse und des Invalides.

Der äußere Boulevard ist mit 58 Barrieren versehen, wovon drei als überflüssig zugemauert sind. Im Mittelalter waren es Bastillen und Waffenthürme, welche die große Stadt umgaben. Heute sind es Rotunden und Gebäude der Douane. In dieser Zusammenstellung liegt der Charakter der beiden Epochen, und es bleibt nun noch übrig der beiden pataches oder großen Nachen zu gedenken, welche an den beiden Endpunkten der Hauptstadt auf dem Flusse angebracht waren, um die Zölle der Einfuhr zu Wasser zu erheben, und die sich an der Stelle der früher durch den Fluß gezogenen Sperrketten befanden.

Der Gesammtumfang des äußern Boulevards beträgt 24,100 Meter (ungefähr 6 Stunden). Paris im Jahre 1834 war zweihundert neun und zwanzigmal größer als das ursprüngliche Lutetia, welches zu jenem in dem Verhältniß zu 433 zu 100,000 steht. Seit 1715 hat sich die Oberfläche von Paris um ein Drittheil vergrößert.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Madrid.

(Schluß.)

Die Calle de Alcala *) ist die einzige schöne Straße in Madrid, denn sie ist etwa eine halbe Stunde lang, und ausnehmend breit. Hier befinden sich eine Menge Osterias, wo zahlreiche Arrieros (Maulthiertreiber) und Ordinarios, die regelmäßigen Frachtfuhrleute nach den Provinzialstädten, einkehren. Tritt man aus einem Palaste, so kann man am nächsten Hause den lieblichen Geruch von Pferdemist in der Nase haben, man hört die malerische, kräftige Sprache der genannten Menschenklasse, das Klingen der Maulthierglocken, die in dem geräumigen Stalle sich umtreiben, und drei oder vier mächtige Hunde mit einem eisernen zum Schutze des Halses wohl mit Nägeln beschlagenen Halsband scheinen auf der Schwelle zu schlafen, warten aber nur auf günstige Gelegenheit einen tüchtig zu schütteln. Ein starker Geruch wohl verpichter Weinschläuche vermehrt die Genüsse des Wanderers, welcher schon glaubt glücklich durchgekommen zu seyn, als plötzlich aus einem Despacho de Vino oder Weinhause eine Meute klaffender Hunde herausstürzt; zunächst daran ist ein Juwelierladen, weiterhin eine Trenda de Comestibles, wo man die wohlgenährte Wirthin oder den schmierigen Wirth mit Mühe ansichtig wird hinter den Festons von chorisos, (Würsten) rico tocino, (Speckseiten) Haufen von Chokolade, Käse, Lamm- oder Ziegenvierteln, je nach der Jahreszeit. Diese Straße ist bekanntlich auf einem allmählich ansteigenden Boden erbaut, so daß wenn man die Höhe des Zollhauses erreicht hat, die Aussicht nach dem Prado und der Puerta del Sol frei ist. In dieser vortheilhaften Stellung finden sich Haufen stämmiger Bursche in ihre Mäntel eingehüllt, einige bis an die Augen, andere begnügen sich, die weiten Falten durch einen geschickten Wurf unter dem linken Arme zusammen zu fassen: die einen rauchen, die andern schwatzen, alle aber halten Straße auf und Straße ab scharfe Wache. Wer sind wohl diese Herren? sie haben patzige Gesichter, weit hinausstehende Schnurrbärte, spitzzulaufende Hüte mit einer Seidenquaste oben, und die eine Seite des Randes aufwärts geschlagen, nicht zu gedenken eines breiten Bandes von schwarzem Sammt, das fast den ganzen Kopf bedeckt; eine dicke Cigarre steckt ihnen in einer Ecke des Mundes, und man möchte sie für Hacendados (Geschäftsleute) aus Andalusien halten, die sich hier zu einer Lustbarkeit versammeln, oder für Chalanes (Jockeys), die eben aus Cordova mit einer Anzahl herrlicher Pferde angelangt sind; ihre buntgestickten Westen und Jacken zeigen sich, wenn sie gelegentlich den capa (Mantel) öffnen, ein glänzendes seidenes Tuch ist um den Hals geschlungen, und vorn durch einen goldenen Ring zusammengehalten, so daß man fast vermuthen sollte, sie gehörten der Grandeza an, wenn diese ärmliche Race mit so athletischen Formen und Sehnen sich brüsten könnte. Keine aller dieser Vermuthungen kommt der Wahrheit nahe: sie sind vielmehr echt industriöse Bursche von kühnem Geist, die den Trabuco und den Säbel allen mechanischen Instrumenten vorziehen: sie treffen sich Morgens und Abends in den gewöhnlichen Stunden der Abreise und des Ankommens von Reisenden, merken sich sorgfältig die Zeit ihres Aus- und Eingangs, und finden Mittel die Summe von Geld und Geldeswerth, die sie mit sich führen, mit ziemlicher Genauigkeit zu erfahren: kurz, es sind Caballeros Ladrones, die ihr ehrsames Gewerbe auf die möglichst beste Weise treiben.

Die Calle de Montera, *) die Bond- oder Vivienne-Straße von Madrid, bietet einige spaßhafte Abweichungen von ihren stattlichen Vorbildern dar: hier findet man die größten und glänzendsten Kaufläden der Hauptstadt vereint, hier finden sich die Damen in Schaaren ein, plagen die Ladendiener, drehen das Oberste zu unterst und kaufen wenig ein. Doch ist dieß

*) Diese Straße führt von dem Thore von Alcala mitten zwischen den beiden Abtheilungen des Prado (Prado de Recoletos und Prado de Geronimo) hindurch nach der Puerta del Sol, einem offenen aber nicht sehr großen Platze, der ziemlich genau in der Mitte der Stadt liegt, und wo alle Müßiggänger und Neuigkeitskrämer sich sammeln.

*) Sie geht von der Puerta del Sol nordwärts.

Digitized by Google

nicht der einzige Unterschied zwischen der Calle de Montera und ihren Nebenbuhlern in Paris und London. Keine dieser letztern böte wohl das seltsame Schauspiel, wie ein flinker, wohl frisirter Ladendiener mit Einem Satze über den Ladentisch setzt, um eine obstinate Henne mit ihren Küchelchen hinauszujagen, die sich aus der Posada der gegenüber wohnenden Gallega verirrt hat, und vielleicht die Rosette auf einem Damenschuh für etwas Eßbares ansehend auf dem niedlichen Füßchen herumpickt. Dieß ist nicht das Einzige, was die artigen Käuferinnen bedroht: die unaufhörlichen Lances (Raufereien) unter den zahllosen, und meist auch herrenlosen Hunden, die sich den Auswurf des benachbarten Marktplatzes El Carmen streitig machen, werden manchmal, wenn der eine Theil flüchtet, bis in die Kaufläden hinein fortgesetzt, wo der Schrecken und das Geschrei der Damen, das Fluchen der Ladendiener, und die Prügel der vor den Thüren stehenden Bettler, welche durch eine wohlangebrachte Kraftentwicklung einige Cuartos zu erhalten hoffen, ein sehr buntes Schauspiel darbieten.

Eine andere Scene bieten die Galeras (Lastwägen) dar, die unaufhörlich vom Lande hereinkommen, das ist rus in urbe: die Dachung aus Matten, die kothbedeckten Räder und plumpen Radschleifen, die wild aussehenden Maulthiere und Treiber, der misanthropische Hund zwischen den Rädern und der hinten aufgepackte eiserne Hafen kontrastiren seltsam mit den rasch dahinfliegenden fashionablen Equipagen, und zeugen laut von schlechten Straßen, dürren Ebenen und unbewohnten Strichen, wo man Lebensmittel und Küche mit sich auf die Reise nehmen muß.

Wir wollen diese Auszüge aus einer noch ungedruckten Reise mit einigen Bemerkungen über Bedienten schließen, kein gleichgültiges Kapitel für die Reisenden. Der Spanier ist ein christlicher Araber, haßt allen Zwang, und ist innig überzeugt von der großen Wahrheit, daß Schlaf und Nichtsthun die edelsten Zwecke des menschlichen Daseyns sind. Fragt man seinen Bedienten angelegentlich nach etwas, so antwortet er ohne von der Stelle zu rücken, oder wenn er sitzt, ohne aufzustehen, ganz unfehlbar: no lo se (ich weiß nicht). Ein Gähnen oder ein Kratzen am Kopfe mildert vielleicht den Ausdruck. Daß einer sich anstrengen und Mühe geben sollte, eine Neugier zu befriedigen, darf man im wirklichen Madrider Leben durchaus nicht erwarten. Wird man zornig, so heißt es: ay, que genio tan malo tiene (ei, wie ist er so übel gelaunt), mit einem solchen Herrn ist nicht auszukommen. Ist man unklug genug, einen jungen Menschen zu wählen, in der Idee ihn für sich zu bilden, so darf man sicher seyn, daß derselbe, sobald er irgend brauchbar wird, doppelten Lohn verlangt, um eine Entschuldigung zu haben, sich nach einem andern Platze umzusehen. Begeht man die Unbesonnenheit, ihn für ein so undankbares Betragen zu züchtigen, so nimmt er keinen Anstand auf Racheplane hinzudeuten, und verabredet sich mit einigen Herrn vom Garrote (Prügel) und Stileto, die nächtlich in den Straßen umherschleichen; geht man Einmal Nachts in seinen Mantel gehüllt nach Hause, summt eine Lieblingsmelodie aus der letzten Oper vor sich hin, oder denkt man eben an einige gute Eigenschaften und Reize einer neuen Eroberung, so werden diese süßen Phantasien unversehens verscheucht durch einen Hagel von Stockschlägen, oder noch schlimmer, durch den Stoß einer scharfen nabaja (langes Messer) in den Rücken.

Erfahrungen der Art mag freilich mancher Fremde machen, ohne daß man darum besonders schlimm vom Nationalcharakter denken darf, um so mehr, als alle Reisenden übereinstimmen, daß man, um Spanien und Spanier kennen zu lernen, eben nicht nach Madrid gehen sollte.

Die Gruppe Minin und Poscharski.

Auf dem Krasnoi Ploschtschad (dem schönen Platze) in Moskau befindet sich die eherne Gruppe der Riesengestalten des Fleischers Minin und des Fürsten Poscharski, welche im Jahre 1610 Moskau aus der Gewalt der Polen befreiten. Das diesen beiden Helden errichtete Denkmal ist ein Werk des Russen Martos.

Es scheint, daß der Künstler den Augenblick darstellen wollte, in welchem der mannhafte Minin den gesunkenen Muth des Fürsten Poscharski anzustammen suchte. In kraftvoller sprechender Stellung steht er vor dem gebeugten sitzenden Fürsten, seine Rechte fassend, um ihn aufzurichten. So erscheint die Gruppe aus der Ferne, und erregt die Begierde, sie näher zu schauen. Unwillkürlich wird man zu ihr hingezogen; allein je näher man derselben kommt, je mehr verliert sie von dem ersten Eindruck, und am Ende steht man vor einem jener russischen Gebilde, welche selten oder nie eine prüfende Zergliederung aushalten.

Leicht entdeckt man, daß der Künstler, anstatt die Natur zu berathen, seiner Einbildungskraft allzu freien Lauf ließ. Hätte er in der Wirklichkeit ein Paar kräftige Männer die Stellungen seines Minins und seines Poscharski annehmen lassen und seinen Vorentwurf damit verglichen, so würde er sogleich bemerkt haben, daß seine beiden Helden in keinem richtigen Verhältnisse der gegenseitigen Größe ihrer Körper seyen; auch wäre ihm nicht entgangen, daß manchen Körpertheilen selbst die gehörige Verhältnißgleiche mangele, und daß mancher Faltenschlag seiner Gewänder gesucht und nicht natürlich sey. Ein neuer Entwurf wäre glücklicher ausgefallen und sein Werk wäre schön geworden. Die Kunstgabe mangelte dem Künstler Martos gewiß nicht, wohl aber die Ueberlegekraft.

Das halb erhobene Bildwerk des bernsteinernen Fußgestelles ist in allen Beziehungen mißglückt.

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise auf den Berg Sinai, nach Gaza, Jerusalem, Damaskus und Beyrut.

4. Reise von Damaskus nach Beyrut und Rückkehr nach Aegypten.

Am 30 September Nachmittags von Damaskus abgereist, schlug ich den Weg nach Balbek ein, und befand mich nach einer Wegstunde in einer großen unfruchtbaren Sandebene. Später kam ich in die Gebirgsgruppe, welche die westliche Seite von Damaskus begränzt. Rechts sah ich eine schöne mit Obstern und Baumgruppen besetzte Ebene. Abends hielten wir in einem von Christen bewohnten Dorfe, Namens Marrah. In der Umgegend sind viele Maulbeerbäume zur Zucht der Seidenraupen angepflanzt. Auch Weinstöcke findet man in Menge, deren an der Sonne getrocknete Trauben einen Ausfuhrartikel ausmachen.

Nachmittags stiegen wir über hohe Gebirge, und am Abend machten wir bei einem Dorfe Namens A'yn Burdey Halt, von wo wir am 2 Oktober aufbrachen und am Abend desselben Tages nach Baldek kamen. Diese wegen der Ruinen, welche von ihrer vormaligen Pracht Zeugniß geben, so berühmte Stadt besteht jetzt nur noch aus einigen von Moslems und Christen bewohnten Häusern; man sieht hier ausgezeichnet große Oliven- und Feigenbäume. Die Varietät des Weinstocks, welche hier gebaut wird, ist sehr groß, aber die Trauben sind von weit geringerer Qualität als die des Libanon.

Am 7 Oktober reisten wir von Balbek ab, und kamen über die große Ebene, welche den Libanon von dem Anti-Libanon, oder dem

Digitized by Google

Gebirge von Damaskus, scheidet. Am Abend kamen wir in die erste Stadt des Libanon, Sakleheh genannt, wo ich des schlechten Wetters wegen mehrere Tage liegen bleiben mußte. Die feuchten Stellen sind hier mit Waldbäumen bepflanzt, und in den Gärten findet man alle Arten von Obstbäumen und Küchengewächsen wie zu Damaskus. Die Berge in der Umgebung der Stadt sind ganz mit Weinstöcken bedeckt, die den unter dem Namen des „Goldweins vom Berge Libanon" bekannten Wein liefern.

Am 11 Oktober reiste ich, von maronitischen Führern begleitet, von Sakleheh ab, um mich nach Der-el-Khamar zu begeben. Auf dem Wege über die verschiedenen Berge, welche einen Theil der Gruppe des Libanon ausmachen, sieht man seitwärts der Straße mehrere theils in den Thälern, theils auf Anhöhen zerstreut liegende Dörfer, welche mit großen Pflanzungen von Weinstöcken, Maulbeer-, Feigen- und Olivenbäumen umgeben sind. Nachmittags kamen wir durch ein That, das rechter Hand von einem Gebirge begränzt ist, auf dessen Gipfel einige tausend mit Blüthen bedeckte Cedern wuchsen. Diese Bäume halten von 1 bis zu 6 Meter im Umfange und mehr als 15 Meter Höhe. Meiner Meinung nach danken diese Cedern ihre Erhaltung nur der Lage auf einem hohen schwer zugänglichen Berge und ihrer Entfernung von Städten, wo ihr Holz von Nutzen seyn könnte.

Am 15 Morgens kamen wir in Der-el-Khamar, der Hauptstadt des Libanon, an, welche Emir Beschir bewohnt, ein Fürst, dem fast alle Bewohner des Libanon gehorchen, und der seinen Wohnsitz auf einem Berge, eine halbe Stunde von der Stadt, aufgeschlagen hat. Die Umgegend ist zum großen Theil frisch umgebrochen und die Ländereien terrassenförmig angelegt; fast alle sind mit Maulbeerbäumen mit großen schwarzen und weißen Früchten, mit Weinstöcken, Oel- und Feigenbäumen bepflanzt.

Wir verließen Der-el-Khamar am 15 Oktober und kamen über mehrere hohe Berge am 16 Morgens nach Beyrut, wo ich des schlechten Wetters wegen abermals mehrere Tage liegen bleiben mußte.

Am 22 Oktober Morgens verließen wir Beyrut und setzten über einen vom Libanon herabkommenden Fluß, dessen Ufer mit Pflaumbäumen bedeckt waren. Am 25 kamen wir an der Stadt Seyde, dem alten Sidon, vorüber. Am 24 ließen wir nach einem Marsche von zwei Wegstunden die auf der Spitze eines Vorgebirgs liegende Stadt Sur, das alte Tyrus, zur Rechten. In den um beide Städte liegenden Gärten sah ich dieselben Gewächse wie in der Gegend von Beyrut. Nachmittags kamen wir nach Ras-el-Ayn, einem kleinen wegen der vielen Quellen in seiner Nähe merkwürdigen Dorfe.

Am 25 Oktober kam ich nach St. Jean d'Acre, wo ich nur mit Mühe ein Unterkommen finden konnte, denn es befand sich in Folge der eben überstandenen Belagerung kein ganzes Haus mehr in der Stadt. Eine halbe Stunde von der Stadt befindet sich der Garten Abdallah Paschas.

Am 2 November schifften wir uns nach Jaffa ein, waren aber genöthigt nach einem dreitägigen furchtbaren Sturm wieder in den Hafen von St. Jean d'Acre einzulaufen. Am 8 November Abends fuhr ich in einer kleinen Barke wieder von hier ab und kam am folgenden Tage Nachmittags nach Jaffa, wo ich zwölf Tage lang auf schönes Wetter warten mußte.

Am 20 November verließ ich Jaffa und schlug den Weg nach Gaza ein, der längs des mittelländischen Meeres über die Ebenen von Palästina führt. Die Felder fingen schon an sich mit Grün zu bedecken, und es sproßten eine Menge von Pilzen aus dem Boden, welche der starke Regen hervorgelockt hatte. Am 22 kam ich nach Gaza. Den 25 mußte ich in der Wüste eine zehntägige Quarantaine antreten, denn die ägyptische Regierung hatte eben einen Gesundheitskordon gezogen, weil die Pest in mehrern Gegenden Palästina's ausgebrochen war.

Am 1 December trat ich die Reise nach Kairo an. Am Abend machten wir zu El-Ariche, einem Flecken in der Wüste, Halt, der durch ein mit einigen Kanonen besetztes Fort vertheidigt wird. Am 13 kam ich endlich nach einer achtmonatlichen Reise wieder nach Kairo zurück, und ging am 25 nach Alexandria, wo ich bis Ende Januars blieb, um meine Sammlungen einzuschiffen.

5. Bemerkungen.

Nach diesem gedrängten Auszuge aus dem Reisetagebuche dürften einige Bemerkungen über die vorzüglichsten Pflanzen, welche in diesem Theil des mittelländischen Bassins wachsen, nicht ohne Interesse seyn.

Den Oelbaum findet man in Aegypten nur bis Fayoum, zwischen dem 29sten und 30sten Breitegrade und in der Nähe des Berges Sinai, unter dem 28°. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) kommt unter dem Klima von Kairo sehr gut fort, während der Kornelkirschbaum, der Kirsch-, Apfel-, Birn- und Nußbaum nur sehr schlecht gedeihen. Die drei letztern Bäume kommen dagegen in den Umgebungen des Sinai, und in den Gärten von Palästina und Syrien fort, wo die Luft durch die hohen Gebirge abgekühlt wird. Der Kirschbaum gibt in den Gärten von Damaskus herrliche Früchte, nicht so in Kairo. Dagegen kommen in Aegypten alle Arten und Abarten des Genus Citrus vollkommen gut fort, während man sie in den Gärten der gebirgigen Theile von Palästina und Syrien nur sehr selten findet. Der Pfirsich-, der Aprikosen-, der Granatapfelbaum und der Weinstock gedeiht in diesen letztern Ländern und selbst noch in den Gärten von Mekka und zu El-Tayef unter 21° Breite. Der Weinstock kommt auch noch in Yemen unter 12° Breite gegen Norden fort.

Die Cypresse (C. sempervivus), die Pappeln (Populus graeca et nivea) gedeihen vortrefflich in der Umgegend des Sinai, während Populus fastigiata in Niederägypten unter 30° Breite nicht fortkommt.

Der Bananenbaum gedeiht trefflich bis unter 31°, wo man ihn in den Gärten pflanzt. Die Dumapalme wird in Aegypten nicht höher gegen Norden hinauf als unter 30° gefunden. Avicennia alba habe ich an den Küsten des glücklichen Arabiens vom 25° angetroffen, und Rizophora Mangle wird in derselben Gegend nicht über 15° hinaus gefunden.

Vermischte Nachrichten.

Die Gesammtmasse der eingesäeten Ländereien in Frankreich beträgt 13,500,000 Hektaren, darunter sind angesäet

mit Weizen	4,666,400	Hekt.
mit Roggen	2,619,400	—
mit Gerste	1,180,000	—
Zusammen	8,665,800	—

Der Ueberrest ist mit Mangkorn, Buchweizen, Haber, Hülsenfrüchten u. dgl. angebaut. Es gibt Strecken, wo der Ertrag eines Hektars sich auf 16 Hektolitres, und andere, wo er nur auf höchstens 6½ sich beläuft. Eine mittlere Ernte in Frankreich beträgt 155 Millionen Hektolitres: die Aussaat erfordert 24 Millionen oder ein Sechstel. In England beträgt im Durchschnitt die Aussaat nur ein Neuntel, und ungefähr dasselbe Resultat gibt auch der Ackerbau in der Umgegend von Paris. In Frankreich sind zwei Drittheile der Nation mit Hervorbringung von Lebensmitteln beschäftigt, in England nur Ein Drittheil. Ein Hektar Kartoffeln gibt 4 bis 6mal so viel Nahrung als ein Hektar mit Getreide, aber alle 6 bis 7 Jahre schlägt die Kartoffelernte fast gänzlich fehl, während die guten und schlechten Kornernten nur um ⅓, höchstens ein Viertheil variiren. In einem Lande, wo man viel Kartoffeln baut, wie in Irland, kann man viel Vieh ziehen, und der Landbewohner genießt in Milch und Fleisch eine Nahrung, die keinen Stickstoff hat. Der Magen, welcher sich hauptsächlich von Kartoffeln nährt, muß sehr durch Salz angeregt werden, das der irländische Bauer auch in großer Menge verbraucht und verbrauchen kann, da es nicht besteuert ist.

*

Das schöne Thier aus dem Katzengeschlecht, Yaguarundi genannt, das die Naturforscher bisher nur aus der Beschreibung von Azara kannten, ist aus Guiana nach England gebracht worden. Es gleicht sehr dem Puma, nur sind seine Glieder schlanker, der Kopf spitziger, Klauen und Zähne verhältnißmäßig schwächer, und der Schweif nur den dritten Theil so lang als das Thier. Seine Farbe ist dunkelgrau, indem jedes Haar abwechselnd schwarze und weiße Ringe hat. Es bewohnt die tiefen Wälder von Paraguay und Guiana, klimmt rasch an Bäumen hinauf, und nährt sich von Affen und kleinen Vögeln, greift aber auch größere vierfüßige Thiere an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 258. 15 September 1835.

Melada.

(Aus dem Tagebuch des verstorbenen Hauptmanns Michaelles.)

Melada ist eine mit vielen Buchten und guten Ankerplätzen mannichfach durchschnittene Insel. Gebirgskuppen, die aus dem Meer auftauchen, voll von durchlöcherten in die Höhe stehenden Kalkschichten, bilden den nur mit wenigee vegetabilischer Erde bedeckten Boden. Unser Ankerplatz bildet eine lange öde Bucht, die auf beiden Seiten mit Bergkuppen von 3—500′ eingeschlossen ist, und in denen ein Scoglio von 100 Fuß Höhe liegt. Nächst diesem Scoglio liegen einige Magareni, die den Bauern aus Berguglie, das auf einer Anhöhe liegt, circa 40 elende Häusee zählt, und nur ¹/₄ Stunde vom Val entfernt ist, gehöeen. Links vom Wege, der von den Magareni nach Berguglie führt, sind mit eohen Kalkmauern eingefaßte Weingärten und in Beeguglie selbst ist ein dem heiligen Andreas geweihtes Kirchlein. Am Ende des Val führt ein Fußpfad nach Zapordello, einem ziemlich gleich elenden, in einer Ebene liegenden Kirchdoefe mit einem der Madonna geweihten Kirchlein. Dabei ist südlich eine Pfütze süßen Wassers, der Sammelplatz aller Inselvögel, denn Wasser ist auf allen diesen Inseln eine große Seltenheit. Das schönste Döeschen, abee dennoch elend genug, ist Melada. Man kann zu Wasser bis zu den Magaeeni fahren oder zu Land von Berguglie aus in einer halben Stunde dahin gelangen. Es liegt ziemlich hoch, und ist von Weingäeten und einigen Oelbäumen umgeben. Hiee wohnt der Deputato und ein Sardar. Im Dorf ist eine alte viereckige Thuemeuine, wahrscheinlich venetianischen Uespeunges, ein der Madonna geweihtes Kirchlein und eine Kapelle. Links am Wege von Berguglie nach Melada ist gleichfalls eine Pfütze süßen Wassers in rothem Thongrunde. In diesen drei Döeschen, wovon Melada circa 50 Häuser haben mag, leben 500 Einwohner, die croatische Kleidung tragen, und Wein, Fische, Holz, Fleisch von Ziegen, Lämmern und Rindern exportiren, und Zwieback, Kukueutz und alle Bauartikel. impoetieen. Die ganze Insel ist, so weit nicht steinummauerte Bette und Weingäeten da sind, mit halbbis ganz mannshohem dichtem Gesteüppe bewachsen. Dieß besteht aus Juniperus phoenicea, Cistus drei Arten (Salicifolius, villosus und einem eothblühenden) Arbutus unedo, Myrthus communis und Salvia officinalis nebst Pistacia therebintina. Sie hauchen einen ungemein aromatischen Duft weit ins Meer aus, und noch manche seltene Pflanze, die bei uns in Gärten gezogen wird, wächst hier wild. An den Häusern ist Ficus carica, Ceratonia siliquosa; an den Mauern die riesige Euphorbia charachias, und teotz des heuee (1833) hier ungewöhnlich kalten Frühlings blühten am 24 April schon linum usit. und die Fisole.

Schafe, Ziegen und Rinder, einige Esel und kleine Pferde, viele Hühnee sind die Nutzthiere dieser Insel, außerdem gibt es noch Hasen und mus rattus. Von Conchylien: polyph. stuat. Helix vermicincta, adspersa, carthusianella; von Amphibien colub. Aesculap., dann eine schöne Vaeietät mit grünem Rücken und (wahescheinlich nue jetzt in der Liebeszeit) rothem Bauche. Fische, Keabben und Keebse sind unendlich wohlfeil und zahlreich.

Die Einwohner von Melada sind buechgängig Morlachen, die sich croatisch tragen, den illyeisch-dalmatischen Dialekt reden, und nur wenig italienisch verstehen. Nie sah ich häßlichere Weiber, geoße gradnasige Gestalten, wild aussehend, wie Meg Merrilies! Fenster, Rauchfang, sind unbekannt. Das Innere des Hauses, das nur eine Stube in Allem hat, ist nicht Einmal geebnet, geschweige gebrettert. Aus dem Boden ragen in diesem Gemache die Felsspitzen so gut wie im Feeien in die Höhe, und man muß sich sehe hüten, Arm und Beine in einem solchen Stubenboden zu brechen. Vernimm, um dir's noch anschaulichee zu machen, eine kleine Schildeeung vom Wirthshaus in Berguglie. Vier Wände von Stein, daeübee ein löcheriges Dach, keine Fenster, die Thüre stets offen, der Fußboden voll Steinspitzen, geößer als Pflastersteine, die sich seit Jahrhunderten niemand zu ebnen die Mühe gibt. An einem Ende des Zimmers 4 schwarze Weinfässee, am andeen schmutzige Bretter als Lageestätte der Familie, in der Mitte das Herdfeuer. Kein Stuhl; man setzt sich auf eine Steinspitze. Da der Pfaeree hier seinen Zehentwein en detail verkauft, so sitzt er den ganzen Tag hier um nicht beteogen zu werden, ee tann aber wedee italienisch noch lateinisch eeden. Ich fand in dee Finsteeniß etwas Bankähnliches, woeauf ich mich setzte, ein Morlache hieß mich aber aufstehen. Ich betrachtete das Möbel näher und siehe, es war eine Todtenbahre, auf welcher ein Sarg angenagelt war. Der Deckel ist zum Auf- und Zumachen, und es werden in diesem selben Saege vielleicht schon seit 25 Jahren alle Berguglianer zum Friedhofe geleitet, und doet ohne Sarg begraben, da Nutzholz hiee gar nicht zu haben odee doch sehr theuer ist. In der Valanzzeit

Digitized by Google

bleibt aber der Gemeindesarg im Wirthshause, das zugleich Rathhaus ist. Hätte mich auch der Sarg nicht geschreckt, so trieb mich doch bald folgendes aus dem grand' albergo di Bergoglio. Im letzten Winkel standen zwei Mühlsteine, der eine davon, mobil, wurde von drei gigantischen Weibern, einem alten Manne und einem Knaben gedreht, um Mais zur Polenta zu mahlen. Hievon entwickelten sich solche mephitische Dünste als hundert schwitzende Füseliere nicht erhalirt haben würden. Ich retirirte mich ins Freie, und athmete zur neuen Stärkung den Balsamgeruch in Gottes freier Natur.

Bilder aus Paris. Nr. 9.

Statistische Beiträge.

(Fortsetzung.)

Ueber den Zustand der Bevölkerung von Paris, deren Fortgang und Vermehrung von der Zeit der Römer an bis zum 15ten Jahrhundert, bestehen durchaus keine zuverlässigen Anhaltspunkte. Unter der Regierung von Ludwig dem Schönen, also zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, soll nach der Angabe von Dulaure die Einwohnerzahl von Paris nicht 50,000 erreicht haben, eine Angabe, die vielleicht hinter der Wahrheit zurückbleibt. Dulaure mochte aus allzu großer Gewissenhaftigkeit leicht in den entgegengesetzten Fehler der Chronikenschreiber verfallen seyn, die sich in offenbaren Uebertreibungen bewegen.

Wäre die Angabe von Dulaure richtig, so müßte die Bevölkerung von Paris innerhalb eines Zeitraumes von 100 Jahren rasch angewachsen seyn; denn zu Anfang des 15ten Jahrhunderts, während der Minderjährigkeit Karls VII, des Wahnsinnes von Karl VI, und der englischen Kriege und respektive Herrschaft über Frankreich, in den schrecklichen Kämpfen der Armagnacs und der Bourguignons, soll Paris innerhalb sehr kurzer Zeit an Hunderttausend Menschen durch Hungersnoth und Pest verloren haben. Dieß waren die letzten Vermächtnisse der fremden Herrscher. Das Elend muß fürchterlich gewesen seyn; nach der Erzählung der Chronik wären die Wölfe in die Straßen von Paris gekommen, um die Leichen aufzuzehren und selbst Lebende anzufallen. Außerdem hatte die englische Herrschaft in Paris das sonderbare Schauspiel der danse macabre oder des Todtentanzes eingeführet.

Nachdem in Gefolge der Einnahme von Paris durch Richemont und Dunois, die Waffengefährten der Jungfrau von Orleans, welche letztere Paris belagert und angegriffen, und manchen Schimpf der ehrvergessenen Pariser von den Mauern herab erduldet hatte, — die Unverschämten nannten sie offen das Gegentheil von dem, was ihr gewöhnlicher Name ist, und was ihr nach der Erzählung von Voltaire durch Brief und Siegel war bestätigt worden. — Nachdem die Hauptstadt sich von der Geißel der englischen Kriege erholt hatte, mochte unter Ludwig XI die Bevölkerung 150,000 Seelen betragen, welche Zahl sich gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts auf 200,000 bis 220,000 vermehrte. Dieß war zur Zeit als Karl V behauptete, Paris in seinem Sand (Sand heißt Gent, und Sant heißt Handschuh) umwenden zu können. Alle diese Zahlen dürfen nur als ein ungefähres Minimum betrachtet werden.

Die langen Religionskriege, welche der Regierung Heinrichs IV vorausgingen, die Verfolgung der Hugenotten, und die Ermordungen der Bartholomäusnacht mußten die Einwohnerzahl von Paris bedeutend vermindert haben.

„Paris, sagt eine Beschreibung jener Epoche der Bartholomäusnacht, — glich während langen Tagen einem Schauspiele der Hölle. Seine Straßengossen waren roth von Blut, und der Lauf der Seine stockte von den Tausenden von Leichen, welche hineingeworfen wurden. Acht bis neuntausend Personen jeden Geschlechtes, Alters und Standes theilten das Schicksal des unglücklichen Coligny u. s. w."

Nichts ist anziehender als das Gemälde jener Zeit, in welchem die abgefeimteste Verderbtheit und Nichtswürdigkeit auf dem Throne, dem Fortschritte und der ewigen Entwicklung der Menschheit Einhalt zu gebieten scheinen, und zuletzt, trotz Verbrechen und Elend, Mord und Hungersnoth, wie ein unmächtiges Hinderniß weggeschleudert wurden. Heinrich III hatte die Verachtung und den Haß seiner Unterthanen auf unzweideutige Weise erleiden müssen, und man verhehlte kaum mehr die Absicht, das lothringische Haus der Guise, als von Karl dem Großen herstammend, an die Stelle der Capet zu setzen. Am 12 Mai 1588 brach der Tag der Barrikaden los; die Schweizer und die Gardes Françaises, welche die Stadt militärisch besetzt hielten, sahen sich plötzlich auf allen Seiten von Barrikaden umgeben, angegriffen, geschlagen und entwaffnet. Der König mußte fliehen. Dafür rächte er sich, indem er, nach einer fälschlichen Versöhnung, seinen Ueberwinder, den Herzog von Guise, in Blois meuchelmorden ließ. Damals war es, wo die französische Monarchie in ihrer Hauptstadt von den Stühlen der Gelehrtheit und der Religionswissenschaften einen Satz vernehmen sollte, welcher einige Jahrhunderte später in blutige Vollführung gebracht worden ist. Paris griff bei der Nachricht der Ermordung des Herzogs von Guise mit Wuthgeheul zu den Waffen. Heinrich von Valois wurde von den Kanzeln herab wie ein von Gott verworfener Herodes öffentlich verflucht. Die Sorbonne entband die Franzosen ihres Eides der Treue, indem sie kühn den Grundsatz aussprach, daß ein Volk allezeit seine Tyrannen absetzen und tödten könne.

Die Absichten und Drohungen Heinrichs III gegen seine aufrührerische Hauptstadt wurden nicht in Erfüllung gesetzt. Der Dolch von Jacques Clement vereitelte seine finstern Plane.

Heinrich IV, der von den Anführern der Ligue, welche Paris besetzt hielten, nicht anerkannt wurde, schritt zur Belagerung der Stadt, und bald stellte sich eine fürchterliche Hungersnoth ein. „Die salbungsvollen Prediger der Ligue," sagt eine Darstellung jener Zeit, „die Monstres oder Musteerungen, bei welchen in feierlicher Ordnung vorbeizogen: Mönche und Kuttenträger, die Stutzbüchse auf der Schulter und die Sturmhaube auf dem Kopf; ferner die Umgänge, welche Tausende von Individuen beiderlei Geschlechtes, im Zustande der Natur, durch die Straßen hielten, süheten den Uebersluß nicht zurück in die Stadt, welche auf allen Seiten von den königlichen Truppen eingeschlossen war. Die Noth der Pariser erinnerte an die schrecklichen Geißeln der

Digitized by Google

frühern Zeiten: nachdem man selbst Hunde und Ratten verzehrt, machte man Brod aus dem Mehle der Todtengebeine, welche man aus dem Leichenhause der Saints-Innocens holte!"

Im Anfang der Belagerung von 1590 wurden 200,000 zu nährende Individuen gezählt, die Zeitgenossen behaupten, daß beinahe die Hälfte davon dem Hunger und dem Bürgerzwist unterlegen haben.

Von der Regierung Heinrichs IV an begann die Bevölkerung wieder zu wachsen. In den letzten Jahren Ludwigs XIV und den erstern der Regentschaft stieg sie bis auf 510,000 Seelen; von 1752 bis 1762 erreichte sie 576,000 im geringsten Anschlag.

Die Zahl der besteuerten Familien betrug im J. 1755: 71,114.

Unter der Herrschaft Ludwigs XVI zählte Paris 600,000 Einwohner.

Trotz des Wechsels und der vorübergehenden Umwälzungen, welche durch die Krisis und die Unglücksfälle der Revolution veranlaßt wurden, blieb die Bevölkerung im Zunehmen. Im J. 1805 jedoch schätzte man sie nur auf 547,750 Seelen, worunter aber das Militär nicht mit begriffen war; allein im Jahre 1817 war sie bis zu 713,966 Seelen gestiegen, wovon 657,172 namentlich, 57,420 aber kollektiv in den Gasthäusern, Hospitälern, Gefängnissen u. s. w. aufgenommen worden sind.

(Schluß folgt.)

Der Einfall der Kaffern auf das britische Gebiet.*)

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat die Berichte über dieses Ereigniß größtentheils aus dem „Grahams Town Journal" entnommen, das, auf dem Kriegsschauplatze selbst erscheinend, die glaubwürdigsten Nachrichten über das Wesen dieses, man möchte fast sagen Guerillakrieges, und über das von dem Einfall eines so wilden Volkes unzertrennliche Unheil enthält. Wir glaubten den Lesern dieser Blätter diesen Auszug aus dem genannten Werk um so mehr mittheilen zu müssen, als Alles in den Zeitungen über jenen Einfall Erschienene nur in unzusammenhängenden Berichten bestand, und man hier zum Erstenmal eine vollständige Uebersicht der ganzen Begebenheit erhält. Uebrigens verweisen wir hinsichtlich des Verhältnisses zu den Kaffern auf das, was wir im Maiheft dieses Jahres namentlich in Nr. 149 und 150 mitgetheilt haben.

Die erste Nachricht von den feindseligen Absichten der Kaffern gegen die Kolonie kam gegen den 18 December 1834 nach Grahams-Town, und das Blatt von diesem Tage enthält nachstehende Angaben:

Es sind Nachrichten in Grahams-Town eingelaufen, daß die Kaffern abermals einen Angriff auf eine mit dem Auftrage, gestohlenes Hornvieh aufzusuchen, auf ihr Gebiet gesendete Militärabtheilung gewagt haben. Der Angriff gelang, wie wir hören, vollkommen, und es war das Einschreiten eines großen Theils der in den Forts Wiltshire und Beaufort stationirten Truppen nöthig, um der geschlagenen Patrouille den Rückzug auf die Kolonialgränzen zu decken.

Gleich nach diesem Ereigniß wurde das ganze britische Gebiet durch die Einfälle der Kaffern in den größten Schrecken versetzt. Der Streit scheint sich wegen einer den Kaffern zugestandenen Verwilligung, das abgetretene Land zeitweise wieder in Besitz nehmen zu dürfen, entsponnen zu haben. Einige Pferde waren gestohlen und von dem Lieutenant Sutton bis zu einem in jenem Landstrich gelegenen Kraal verfolgt worden, wo er zum Ersatz eine Anzahl Hornvieh wegnahm, mit dem er auf seinen Posten zurückkehren wollte. Die Kaffern sammelten sich jedoch in bedeutender Menge, und trafen alle Anstalten, dem Wegtreiben des Viehes sich zu widersetzen. So ernstlich bedroht, setzte Lieutenant Sutton sich mit seiner geringen Macht zur Wehre, und vertheidigte sich mit so viel Umsicht und Tapferkeit, daß mehrere Kaffern getödtet wurden, während einer seiner Leute eine gefährliche Wunde von einer Assagaye bekam. Als der Kommandant Nachricht von diesem Vorfall erhielt, begab er sich schnell an Ort und Stelle, wo er bald bemerkte, daß die Kaffern sich im Zustande der höchsten Aufregung befanden, und man alle Ursache habe einen entschiedenen Angriff von ihnen zu befürchten. Man sah mehr als 2000 Mann auf Einem Punkt beisammen, deren Absicht augenscheinlich darauf ging, die einzelnen Meiereien zu überfallen und deren Heerden wegzutreiben. Die Nachricht von diesem Vorhaben kam schnell nach Grahams-Town, von wo aus sogleich Truppenverstärkungen nach der Gränze abgeschickt wurden. In der Zwischenzeit wurden sechs Landleute überfallen, einer von ihnen getödtet, mehrere Hornviehheerden weggetrieben, und das ganze Land durch diese verwegenen Räubereien in Aufregung versetzt. Endlich kam die bestimmte Nachricht nach der Stadt, daß man den Feind in bedeutender Anzahl in einer Entfernung von nicht mehr als 20 bis 50 Meilen gesehen habe, und daß es gar nicht unwahrscheinlich sey, daß man einen ähnlichen Auftritt wie im Jahre 1819 zu erwarten habe.

Von den Bewohnern der Stadt wurden die kräftigsten Anstalten zur Sicherheit des Platzes und der Weiber und Kinder getroffen. Am 22 December Nachmittags bildete eine Anzahl der angesehensten Hausbesitzer eine berittene Patrouille, welche während der Nacht das Dickicht und die Anhöhen rund um die Stadt durchstreifte. Dieselbe Vorsichtsmaßregel wurde auch von dem Militär getroffen, und der Obristlieutenant England stellte auf allen umliegenden Höhenpunkten Schildwachen aus. Am 25 liefen noch beunruhigendere Nachrichten ein; 530 Stück Hornvieh und 2600 Stück Schafe waren von der Besitzung des Hrn. J. Howse am Fischflusse weggetrieben worden, und der Bote, der diese Nachricht brachte, erklärte, daß ein die Meierei überragender Hügel buchstäblich mit Kaffern bedeckt sey.

Herr H. W. Henderson, ein angesehener Kaufmann zu Grahams-Town, der gerade auf einem Besuch bei seinem Schwiegervater, Herrn Mahony, abwesend war, wurde nebst diesem grausam ermordet. Er suchte mit der Familie dieses letztern sich in einem Wagen von der Meierei nach dem Militärposten zu Caffers Drift zu retten, als sie von Wegelagerern überfallen und mit Assagayen umgebracht wurden.

Am 25 liefen von verschiedenen Punkten Nachrichten von dem kühnen Vordringen der Kaffern in so großer Anzahl ein, daß wirksamer Widerstand ganz unmöglich wurde. Die zerstreut lebenden Bewohner waren allenthalben genöthigt, entweder aus ihren Wohnungen in ein nahe gelegenes Dorf zu flüchten, oder sich an irgend einem Orte zu sammeln, wo sie einige Aussicht hatten sich auf eine kurze Zeit gegen die Kaffern zu halten. Während der Nacht wurden in Grahams-Town alle Anstalten zu einer entschlossenen Vertheidigung gegen einen allenfallsigen Angriff getroffen. Die Weiber und Kinder brachte man größtentheils in den mit flachen Dächern versehenen Häusern am Church-Square in der Kirche unter; Wagen wurden vor den verschiedenen Zugängen aufgefahren, Wachen und Patrouillen zu Pferd und zu Fuß rings um die Stadt aufgestellt und jeder Mann bewaffnet. Am 26 Morgens begab sich eine Abtheilung von 20 wohl berittenen und bewaffneten Einwohnern nach dem Orte, wo die Herren Mahony und Henderson ermordet worden waren, einer der schwierigsten und gefährlichsten Engpässe längs der Gränzlinie.

Diese kleine Abtheilung Freiwilliger fand inzwischen keinen Widerstand, und erreichte unangefochten den Ort, wo der Mord verübt worden war, und wo ihrer ein Anblick der schauderhaftesten Art wartete. Der Wagen, in welchem die Unglücklichen nach Caffers Drift hatten flüchten wollen, war umgestürzt, das Gepäck sorgfältig — wahrscheinlich nach Waffen und Munition — durchsucht, die Betten und Polster aufgeschnitten und der Inhalt umhergestreut worden. Nahe an den Hinterrädern lag der von Assagayen durchbohrte Leichnam des Herrn Henderson und weiter nach vorn der des armen Mahony, mit einer furchtbaren Halswunde, in die der Sterbende, im fruchtlosen Versuch das Blut zu stillen, einen Theil seines Hemdes zu stopfen sich bemüht hatte. Nachdem die Freiwilligen die Leichname beerdigt hatten, begaben sie sich nach der Wohnung des ermordeten Mahony, die von den Räubern völlig aus-

*) Aus dem eben zu London erschienenen Wanderings and Adventures in the Interior of Southern Africa. By Andrew Steedman.

Digitized by Google

geplündert worden war. Dann ritten sie weiter nach dem Ort, wo ein anderer Mann, Namens Cramer, umgebracht worden, dessen Leichnam sie so gut als möglich in einer Wolfshöhle begruben. In der Nacht kam diese Patrouille glücklich wieder in die Stadt zurück. Am folgenden Tage zog eine andere Abtheilung mit einem Wagen in der Absicht aus, die Leichname der Ermordeten nach der Stadt zu bringen, was ihr nicht nur mit den bereits erwähnten, sondern auch mit dem Körper eines Handelsmannes, Namens Kirkman, gelang, der unweit der Fish-River-Drift ermordet worden war. Am Morgen des 27 rückte eine aus 21 Mann bestehende berittene Patrouille in der Absicht aus, das Land bis Howisons-Poort längs der Ufer des Flusses Kariga zu säubern. Um ihre Pferde grasen zu lassen, waren sie auf einige Minuten abgestiegen, als ihre Aufmerksamkeit durch ein weibliches Geschrei und durch Hülferuf aus einer gerade unter ihnen liegenden Meierei erregt wurde. Da zu gleicher Zeit ein Mann mit verhängten Zügeln auf sie zugesprengt kam, und ihnen winkte ihm zu folgen, so ritten sie ihm sogleich nach, und kamen bald an einen Ort, wo sich drei Landleute gegen ungefähr 500 Kaffern vertheidigten, von denen sie angegriffen worden waren. Die Landleute hatten sich in ein dichtes Gebüsch zurückgezogen, von wo aus sie ein lebhaftes Feuer auf die Kaffern unterhielten. Bei Ankunft der Patrouille flüchteten die Kaffern in ein nahegelegenes Dickicht, und nun fand man die drei tapfern Männer in dem beklagenswerthesten Zustande. Einer von ihnen hatte mehrere schwere Wunden, hauptsächlich in den Unterleib, erhalten, so daß das Eingeweide herausdrang und bis auf den Boden herabhing; auch der Andere war gefährlich verletzt, während der Dritte, der keine Flinte hatte, unbeschädigt blieb. Das ganze Gebüsch lag dicht voll Assagayen, die meisten neu und von vorzüglicher Arbeit, von denen 55 gesammelt und in die Stadt gebracht wurden. Da die Patrouille in diesem Augenblick einen Wagen bemerkte, schickte sie einen Boten ab, um ihn zu sich zu entbieten. Mistreß Howison befand sich, auf der Heimreise begriffen, in demselben, und auch sie dankte ihr Leben nur dem zufälligen Erscheinen der Patrouille. Die Verwundeten wurden in den Wagen gelegt und kamen noch an demselben Abend nach der Stadt. Einer davon starb bald nachher. Der Muth, mit dem dieser Unglückliche sich vertheidigte, ist bewundernswerth; manche Assagaye zog er aus der Wunde und schleuderte sie auf die Angreifenden zurück.

Der Civilkommissionär erhielt vom Obristlieutenant Somerset eine Depesche mit der Nachricht, daß die Kaffern in ungeheurer Anzahl in die Kolonie einströmten und Alles vor sich her trieben. Seiner Rechnung nach seyen binnen vier Tagen nicht weniger als 10,000 Stück Hornvieh weggetrieben worden. Die Kaffern zurückzutreiben sey ganz unmöglich. Eben so traurig lauteten die Nachrichten von Bathuest, am andern Ende des Bezirks. Alle Bewohner jener Gegend hätten ihr Eigenthum im Stich gelassen und wären geflohen. Die Kirche in Bathurst sey ganz mit solchen von Allem entblößten Leuten angefüllt, und die Uebrigen, die keine Unterkunft finden könnten, lägen auf ihren Wagen. Am Christtag hätten die Kaffern eine große Menge Hornvieh weggetrieben, und die Bewohner jener Gegend wären in größter Besorgniß, da es ihnen an Waffen zur Vertheidigung fehle, sie also eines Beistandes dringend bedürften. Die Kaffern, schloß jene Depesche, drängen in so großer Anzahl vor, daß die Stellung unhaltbar sey, weil man ihnen, selbst wenn sie auch in der Kirche sich vertheidigen wollten, das Wasser abschneiden könne. Unter diesen Umständen wurde um Rath gefragt, ob man Familien und Eigenthum nach Grahams-Town schicken und die Heerden gegen Delagoa-Bai zu oder anderswohin treiben solle.

Die Antwort auf diese Mittheilung fiel höchst betrübend aus. Hülfe zu senden, hieß es, sey unmöglich; man empfahl den Bewohnern ihr schönes Dorf zu verlassen und die damals offene Kommunikation mit Grahams-Town zu benutzen. Dieser Rath wurde befolgt, und dieser ganze Theil des Landes entvölkert; die Wohnungen waren verwüstet und verbrannt; große Hornvieh- und herrliche Merinoheerden den Wölfen oder den Wilden Preis gegeben. Familien, welche wenige Tage früher noch in Friede und Wohlstand lebten, sahen sich jetzt von Allem entblößt, die Frucht vierzehnjähriger Mühe und Anstrengung auf Einmal vernichtet, und sich selbst als heimathlose Wanderer in die Welt hinausgestoßen. Auf ihrem Zuge, auf welchem viele Weiber und Kinder zu Fuße gehen mußten, weil auch die Wagen von den Kaffern gestohlen worden waren, wurden die Wanderer mehrere Mal von den Wilden angefallen, diese jedoch von den jungen Männern, welche die Bedeckung bildeten, tapfer zurückgeschlagen.

Am 28 liefen von allen Seiten fortwährend die traurigsten Nachrichten ein, aus denen deutlich hervorging, daß der ganze Theil der Kolonie, vom Winterberg bis zum Meer und vom Mankanzana bis zum Buschmannsflusse, eine Fläche von wenigstens 6000 Quadratmeilen, ganz von den Kaffern besetzt war; daß diese fast alles Vieh weggetrieben hatten, und daß alle Einwohner, welche mit dem Leben davon gekommen, in die traurigste Lage versetzt worden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Aus einem offiziellen Bericht im französischen Ministerium des Innern geht hervor, daß sich in Frankreich 5000 Feuerspritzen befinden, die von 55,000 Pompiers bedient werden, wovon 45,000 vollständig ausgerüstet sind. Mehr als 15,000 Gemeinden — Frankreich zählt deren 44,000 — können in wenigen Stunden Hülfe durch Pompiers erhalten; die von Gemeinden dafür bezahlten Summen belaufen sich auf 1 Million Franken. An vielen Orten haben freiwillige Beiträge die ungenügenden Gemeindebeiträge ergänzt, um so mehr, da die Anschaffung von 5000 Feuerspritzen sehr bedeutende Kosten verursachen mußte. Ihre Unterhaltung wird jetzt auf 500,000 Franken, also im Durchschnitt eine auf 100 Fr. angeschlagen. Außerdem besitzen die Eigenthümer großer Fabriken noch eigene Pompen, die in den Fabriken selbst bedient werden, und das Departement der Unterseine hat deren allein 68 mit 1875 Pompiers.

*

Man hat in England gleichfalls angefangen, verurtheilten Verbrechern das Sprechen zu verbieten, die schlauen Diebe haben aber diesen Plan zu Nichte gemacht. Kleine Bücher sind in Umlauf gesetzt worden, um die Leute, wie im Taubstummeninstitut, in der Zeichensprache zu unterrichten; einige der gewandtesten Diebe haben sich darin perfektionirt, und werden nun die Lehrmeister ihrer edlen Brüder. Da das Verbot des Redens sich nicht auf Gefangene erstreckt, die noch nicht verurtheilt sind, so haben diese eine vortreffliche Gelegenheit sich in der Kunst zu vervollkommnen, so daß sie sich nach der Verurtheilung mit einander unterhalten, und ohne Furcht vor Entdeckung die abscheulichsten Anschläge schmieden können. Dieses System ist bereits in Ausführung gebracht worden, denn Gefangene, die sich nirgends als in der Kirche sehen, haben die Gelegenheit ergriffen, um einander ihre Wünsche und Entschlüsse mitzutheilen.

*

Eine genaue Aufzählung der Bevölkerung Frankreichs nach den Departements ergibt 32,569,223 Menschen, worunter 15,940,104 männlichen und 16,629,118 weiblichen Geschlechts. Die Ueberzahl des weiblichen Geschlechts, welche der sonst angenommenen Regel geradezu widerspricht, fiel so auf, daß man sie ungenauen Zählungen zuschrieb. In dem Departement der Vogesen beträgt die Ueberzahl beinahe 16,000, oder $^1/_{25}$ der Bevölkerung, eben so in den Departements Maine, Loire, Meurthe, Pas de Calais und andern, im Departement de la Manche gar 31,000 oder $^1/_{10}$. Dagegen verhält sich die männliche Bevölkerung zur weiblichen im Departement Lozère wie 7:6.

*

Nach einem an die französische Akademie gelangten Schreiben aus dem Ural vom 26 Junius d. J. hat man in den Bergwerken von Nischne-Tagilsk, welche den Brüdern Demidoff gehören, eine Masse Malachit von wenigstens 100 Centnern gefunden, die ohne alle Risse und Sprünge ist. Die bisher bekannte größte Masse, welche sich jetzt im Petersburger Museum befindet, wurde in den Minen von Turtschaninoff gefunden und wiegt etwa 50 Centner.

*

Es ist jetzt ein ordentlicher Dampfwagendienst zwischen Paris und Versailles eingerichtet, der Dampfwagen des Herrn Karl Dietz hat denselben begonnen, geht alle zwei Stunden ab, und zieht zwei elegante Wagen, von denen jeder 54 Personen faßt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 259. 16 September 1835.

Bemerkungen

über die franzöſiſchen Beſitzungen in Afrika an der Küſte des Mittelmeeres.

(Von Hermann S....d.)

Toulon, 15 Mai 1835.

Da bin ich denn wieder auf europäiſchem Boden! Die nackten afrikaniſchen Berge mit ihren ſchneebedeckten Häuptern ſind meinen Augen entſchwunden, und ihre häßlichen Bewohner erinnern mich nicht mehr an das Elend, mit dem ich Jahr und Tag zu kämpfen hatte. Dem großen Gott ſey Dank, daß ich ſo weit bin! Erſt am 27ſten März fand ich Gelegenheit, mich in Ocan einzuſchiffen. Unſere Fahrt nach Algier wurde indeß durch einen Sturm unterbrochen, der uns nöthigte, bei dem Foet Arſew Anker zu werfen. So unangenehm mir der Aufenthalt an ſich war, ſo wurde er mir doch intereſſant durch die dort befindlichen Ruinen einer römiſchen Stadt. Ich fand meheere römiſche Inſchriften, die jedoch meiſt ziemlich unleſerlich waeen; einige indeß, die den Namen Metellus enthalten, habe ich mir abgeſchrieben. Am 29ſten endlich landeten wir in dem ehemaligen Raubhafen von Algier, und frohen Muthes ſtieg ich die engen Gaſſen hinan in der Hoffnung, mich bald wieder den Wellen anzuvertrauen, die mich an die wirthlichen Geſtade des heimathlichen Europa's zurücktragen ſollten. Aber erſt am 3ten Mai konnte ich das Dampfſchiff „le Crocodile" beſteigen, das in wenigen Stunden unſern Augen den Anblick der afrikaniſchen Küſte entzog. So ſchön bei der Abfahrt das Wetter war, ſo ſtürmiſch wurde es am folgenden Morgen. Tag und Nacht mußten wir auf dem offenen Verdecke zubringen, keine Decke, nichts wurde uns zum Schutze gegeben. Die Bretter des Verdecks, auf denen wir lagen, waren voller Waſſer, theils von dem Dampfe, der niederfiel, und den beiden Rädern, theils von den Wellen, die jeden Augenblick über Bord ſchlugen. Du kannſt denken, wie das Schiff tanzte; einer fiel über den andern, und faſt Alles wuede ſeekrank. Dazu fing es gegen Abend ſo an zu regnen, daß uns kein trockener Faden blieb. Der eine Kaſten über dem Rade wurde von den Wellen völlig zerſchlagen. Das Wehklagen der Frauen, das Fluchen der Matroſen, das Kommandiren der Offiziere, das Toſen der Wellen, dieß Alles gab ein gräßliches Durcheinander. Gegen Morgen waren wir an den Balearen, und der Kapitän war genöthigt, in den Meerbuſen von Mahon einzulaufen, um den Tag abzuwarten. Das erſehnte Tageslicht gewährte uns den Anblick des ſchönſten Meerbuſens, den ich je geſehen, die Stadt zieht ſich faſt rings um denſelben, und liegt höchſt reizend. Hier mußten wir, um das Schiff gehörig wieder in Stand zu ſetzen, zwei Tage verweilen, die ziemlich einförmig dahingingen, weil wir, als aus Afrika kommend, nicht ans Land ſteigen durften. Das Wetter wurde wieder heiter, und ohne Hinderniß kamen wir am 11ten früh auf der Rhede von Toulon an; ſtatt aber in den Hafen einzulaufen, mußten wir in die auf einer Halbinſel, der Stadt Toulon gegenüber, gelegene Quarantaine. Wir ſind hier wie in einem Kloſter, die Bewohner fliehen uns, ſehen uns ſcheu an, wie die Peſt; und in der That, ich verdenke es ihnen nicht einen Augenblick, denn unſere verbrannten und von Ungeziefer zerſtochenen Geſichter mögen nicht viel Anziehendes haben.

Ich benützte dieſe kloſterliche Einſamkeit, einen wiedeeholt von dir ausgeſprochenen Wunſch zu erfüllen, und ſtellte die in meinem Tagebuche bunt unter einander gewürfelten Bemerkungen über jene Küſtenländer und deren Bewohner, ſo gut es hier gehen wollte, zuſammen, mich beſchränkend auf das, was ich ſelbſt geſehen und erlebt habe. Freilich wieſt du ſchon Manches von dem, was ich die mittheilen kann, aus Zeitungen und Schriften über dieſe franzöſiſchen Beſitzungen kennen gelernt haben; doch iſt dir vielleicht das Eine oder das Andere neu, da ja nicht alle Beobachter ihre Augen auf dieſelben Gegenſtände richten, und überdieß jeder nach ſeiner Eigenthümlichkeit auffaßt und wiedergibt.

Die Küſte jenes Landes, welches im Alterthum unter den Namen Numidia und Mauritania bekannt war, und in den Jahren 1830 und 1831 von den Franzoſen erobert wurde, iſt gebirgig und felſig. Koloſſale Felſenmaſſen gehen ſchroff und jäh in das unruhige Meer hinab, die ewig ſchäumende Brandung hat in den poröſen Sandſtein eine Menge Grotten und Höhlen gewühlt, die oft halbe Viertelſtunden weit landeinwärts gehen. Die abgeſpülten Felſen bilden überall verſteckte Sandbänke an der Küſte, und machen die Schifffahrt an derſelben ſehr gefährlich. In fortwährender Unruhe ſchlägt hoch die Brandung an die grauen Steinmaſſen, und es ſcheint dem in einiger Entfernung Vorüberfahrenden, als ob ſie das Land mit einem weißen Saume

Digitized by Google

umgäben. Der guten Landungsplätze gibt es nur wenige, und der von Algier ist der einzige, welcher vollkommene Sicherheit gewährt. In einiger Entfernung von Meere erblickt man die majestätischen Gebirge des kleinen Atlas, dessen Arme sich längs der ganzen Küste hinziehen, und dessen Gipfel trotz der glühend heißen Zone fast beständig mit Schnee bedeckt sind.

Unstreitig könnte dieß Land eines der fruchtbarsten seyn, wenn die Kultur der Natur zu Hülfe käme. Früchte aller Art gedeihen auf diesem Boden. Das Getreide, welches von den Eingebornen nur wenig gebaut wird, treibt das fetzte Erdreich zu einer Höhe und Vollkommenheit, wie ich's nie gesehen habe. Die lieblichsten Südfrüchte wachsen hier im Ueberfluß, und sind die Hauptnahrung der Afrikaner. Feigen, Orangen, Limonen, Granatäpfel, Citronen, Mandeln, Melonen, Wein findet man in großer Menge, und es gewährt einen überraschenden Anblick, mitten zwischen nackten Bergen ein Thal voll fruchttragender Bäume zu finden. Der Wein ist — wie hier fast Alles — ungezogen und wächst wild an den Feigen- und Johannisbrodbäumen. Die Trauben und Beeren sind von außerordentlicher Güte und Größe, und man findet oft Trauben, die vier bis fünf Pfund wiegen. Die afrikanischen Melonen übertreffen bei weitem an Vortrefflichkeit die unsrigen. Bei der Größe der stärksten Kürbisse haben sie doch ein Fleisch, das Alles an Lieblichkeit hinter sich läßt. Sie wachsen fast wild, und sind um ein sehr Billiges überall zu kaufen. Eine der lieblichsten, gesundesten und häufigsten Früchte ist die Stacheifeige (figi barbari). Das Gewächs besteht nur aus Blättern und hat mit dem Geschlechte der Cactus die größte Aehnlichkeit. Die Blätter sind oval, etwa 8 bis 10 Zoll lang und voll kleiner Stacheln. Die gelbe Blüthe dieser Pflanze schießt aus den Kanten der Blätter hervor, und bildet später eine Frucht, welche die Größe eines starken Hühnereies erreicht. Sie hat eine dicke Schale, und ist ebenfalls dicht mit feinen Stacheln besetzt. Das Innere ist äußerst süß und lieblich, und in den heißesten Tagen kühl und erfrischend. Dazu ist sie eins der bewährtesten Mittel gegen die Blutruhr, die in diesem Lande Tausende hinwegrafft. Im Monat August bringen die Beduinen diese Frucht in großer Menge in die Städte zum billigen Verkauf. Eine andere Pflanze, die man eben so häufig sieht, ist die Aloe, die man zu den Einfassungen der Gärten benutzt. Kein Zaun kann undurchdringlicher seyn, als der von dieser Pflanze; denn die Blätter werden mannshoch, und wachsen durcheinander, daß für jeden Durchgang fast unmöglich machen. Zur Zeit ihrer Blüthe sieht man einen Stamm bis zu einer Höhe von 8 bis 10 Fuß emporschießen, der oben eine Krone von gelben Blumen bildet. Die Blätter sind sehr saftig, und die Europäer benutzen sie gleich dem Flachse: hier werden sie geschlagen, bis der Saft und das Fleisch geschieden ist. Aus den daraus gewonnenen Fäden werden Uhrbänder, Geldbörsen u. dergl. gearbeitet, die stark und dauerhaft sind. Ungern entbehrt der Nordländer fast ganz die angenehmen Früchte seiner Zone; Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen findet man nur selten, und von sehr schlechter Qualität. Die Myrthen, Lorbeer- und Akazienbäume bieten das beste Holz zum Bauen der Häuser, besonders der Zimmerdecken dar, doch ist es, wie alles Holz, theuer und nicht leicht zu haben. Uebrigens sprossen in Thälern und auf Bergen eine Menge schöner Pflanzen, die dem Naturforscher den reichsten Stoff zur Unterhaltung geben würden.

Der Mangel an süßem Wasser ist wohl ein Hauptgrund der Unkultur dieses Landes. Die Einwohner verwenden daher viel auf Wasserleitungen und Brunnen, und man sieht, wie das Bedürfniß sie gelehrt hat, wie sehr ein Quell in diesen Gegenden zu schätzen sey. Es ist bei ihnen ein großes Verbrechen, die Wasserleitungen oder Brunnen zu zerstören oder zu verunreinigen. Oft muß man viele Meilen weit gehen, ehe man trinkbares Wasser antrifft, zumal im Sommer, wo die meisten Bäche austrocknen. Als wir im vergangenen Sommer in einem Lager bei Mers-el-Kibir standen, war uns ein Tropfen Wasser theurer, als eine Flasche Wein. Eine gute halbe Stunde von dort sprudelte ein Quellchen wie ein Strohhalm stark hervor, den man immer umlagert fand, so daß man oft, wenn man in der glühenden Hitze sich dorthin geschleppt hatte, nur mit Mühe ein Tröpfchen erhielt. Dieser Wassermangel erschwert auch das Reisen und die Kriegführung ungemein, zumal dem Europäer. Die Eingebornen, an die Hitze gewöhnt, und weit weniger den Durst fühlend, reisen mit mehr Ausdauer und weniger Beschwerde.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 9.

Statistische Beiträge.

(Schluß.)

Aus diesen Zahlen und ihrer nähern Zusammensetzung ergeben sich einzelne Betrachtungen und Resultate, die, wenn nicht immer sehr erfreulich, sehr richtig und beherzigenswerth sind:

Man zählte 226,922 Haushaltungen; 86,415 Personen, welche von Unterstützung leben; 17,297 kranke Arme in den Spitälern, in Bicetre, Montrouge, und 3,255 Verhaftete; 15,349 Personen in dem Militär, 11,232 in verschiedenen andern Anstalten. Somit betrug der leidende Theil der Bevölkerung mehr als ein Siebentheil der Gesammtmasse.

Von 1817 bis 1827 stieg die letztere um 246 Tausendtheile. Im Jahre 1827 erreichte sie ihren Gipfelpunkt 890,431 Seelen, und fiel im Jahre 1829 auf 816,486, im J. 1831 auf 774,538; im J. 1832 betrug sie 770,285 Seelen.

Die bedürftige Bevölkerung belief sich auf 68,986 Personen, eine auf 11, $^{65}/_{1000}$ der Totalzahl der Einwohner; und 51,723 Haushaltungen, wovon 20,301 jahrweise, 11,422 zeitweise unterhalten werden.

Von diesen 51,723 Haushaltungen wurden 4,144 unentgeltlich quartiert; 91 waren mit Miethzinsen von 301 bis 400 Fr., 16 mit dergleichen von über 400 Fr. belastet. Man kann daraus entnehmen, welche schreckliche Last die Theurung der Wohnungen für die armen Klassen ist, wenn man bedenkt, daß die Ausgaben des Familienvaters an Miethzins nicht über 10 Proz. seines Einkommens steigen soll.

Digitized by Google

Die 12 Arrondissements und die 48 Quartiere von Paris bilden 12 Städte von 64,000 Einwohnern, eine in die andere gerechnet, oder 48 von 16,000.

Gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts enthielt Paris 8—9000 Arme ohne bekannte Unterhaltsmittel, ferner 6—7000 Gauner, die nur eins hatten, die Ausbeute fremder Taschen. Im Ganzen also ungefähr 15,000 Individuen, welche jeder ehrlichen Unterkunft entblößt waren.

Unter Ludwig XIV. betrug die Bevölkerung der Cours des miracles nach der Versicherung einiger Schriftsteller beinahe 40,000 Seelen, eine Angabe, welche wohl übertrieben seyn möchte. Während dem Paris unter der schaffenden Hand der Kunst und des Luxus sich verschönert, aufhellt, während die Akademie ersteht, die Malerei einen neuen Aufschwung nimmt, der schützende Genius der Blüthezeit von Ludwig XIV, Colbert, den Künsten eine segensreiche Hand bietet, während die Meisterstücke von P. Corneille, Racine, Molière die alten Schwänke der Bruderschaften von der Passion von der Bühne vertreiben, wie die Leistungen der Redekunst auf der Kanzel die groben Predigten der Ligue-Priester verdrängt hatten — bestehen in den Winkeln der großen Hauptstadt eine Menge der sonderbarsten und unheimlichsten Anstalten: die Cours des miracles, häßliche Schlupfwinkel der Diebssprache und des Diebsvolkes, welche stets Tausenden von „schlechten Armen," wie man sie damals nannte, einen Aufenthalt gewähren, und sie des Nachts in Diebe und Mörder umwandeln.

Dieß war unter der Herrschaft des „großen Königs," buntes Wechselbild der übertriebensten Pracht und Glanzsucht, und der lächerlichsten Heimlichkeit und Schwachheit, in welchem die ausgezeichnetsten Talente zu der niedrigsten Schmeichelei der Tyrannei sich herabwürdigten, von der unüberschwenglichen Huld, Güte und Sanftmuth des Gebieters schwärmten, während Tausende von Menschen als Opfer seiner Hoffahrt und seiner Prunkliebe, wie namentlich bei den Arbeiten von Versailles zu Grunde gingen, während die gräulichste Tortur, wie z. B. die des Wassers in den gerichtlichen Untersuchungen, die Menschheit entehrte, eine Epoche, in welchem ein Racine, Lafontaine und selbst Molière dem Sittenmuster Ludwigs und seinem göttlichen Hofe, Kränze wanden, während eine Sittenauflösung, eine Verderbniß, schlimmer als die der Cours des miracles sich bis in die innersten Gemächer des Hofes und des höchsten Adels eingeschlichen und festgesetzt hatte; ich spreche von der Giftmischerei, als deren berühmtestes Opfer die Marquise de Brinvilliers wirklich hingerichtet wurde. — Die übrigen wurden nicht bekannt, oder nicht genannt, oder von der Gerechtigkeit nicht erreicht. Katharine von Medicis war der Kunst der Giftmischerei nicht fremd; wäre es aber unerläßlich, zwischen den beiden schrecklichen Epochen, der ihrigen und jener der hohen Gemächer von Versailles, zu wählen, so würde man die erstere vorziehen, sie war um alles das weniger schwarz, was die Glätte des guten Tones und der Scheinheiligkeit an täuschender, gleißnerischer Hülle hinzugefügt hatte.

Der große König hatte sich einst eingebildet, daß es ihm zieme, wie ein Leue auszusehen, und er befahl der Welt, in ihm die Majestät und den ernsten Anstand, die Kraft und die Herrschaft eines Löwen zu bewundern. Dieß heißt zu deutsch: er setzte sich eine kolossale Allongeperücke auf mit einer ungeheuern Frisur, nach Aehnlichkeit der Löwenmähne, und fand sich, wie immer, bewundernswürdig. Ganz Versailles war seiner Meinung, auch wie immer. Alsbald sah man lauter Löwen in Gestalt von Allongenperücken. So wie wir heute, aus neuester aber treuer Nachbildung, die Reiterstatue des Königs als römischer Kaiser, beinahe nackt, mit einer lorbeerbekränzten Allongenperücke auf der Place des Victoires anstaunen, so prangt er auf der Porte Saint-Martin als Herkules mit einer mächtigen Keule und nicht minder riesenmäßigen Allongenperücke, so ist er in Versailles auf jeder Mauer, bald als Apollo, und die Künste und Wissenschaften befördernd, bald als Jupiter, von der Höhe des Olymps herab die Welt regierend, und wenn's Noth thut, eine Handvoll Blitze auf sie herabschleudernd, bald als Mars, die Kriegsfurie und den Sieg über das ungehorsame Europa loslassend, abgebildet, aber stets Apollo wie Jupiter und Mars in der Allongeperücke; es fehlt nur noch ein kleiner Cupido in der Allongeperücke, und ich bin nicht gewiß, daß ich ihn nicht irgendwo auf einem der von Speichelleckerei ganz verblaßten Deckengemälde der Galerie in Versailles als beperückter Amor gesehen habe, denn da man ihn in der Liebe als eben so unüberwindlich vergötterte, wie im Krieg, in der Staatswissenschaft und in den Künsten, und die Niedrigkeit so weit trieb, seine Liebesabenteuer mit der großen Anzahl von Maitressen, welche der gleißnerischen Tyrannei der Frau von Maintenon vorausgingen, als Gegenstände der Kunstverherrlichung und als Zierde der Prunkgemächer und Empfangsäle anzusehen, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß ihm die Allegorien der Liebe mit Allongeperücke nicht gefehlt haben; und daß Amor sich eine Perücke aufsetzen lasse, ist wohl das Wenigste, was er aus schuldigster Unterthänigkeit gegen den großen König thun konnte. Und das nannte man das Blüthenalter der Kunst und der Wissenschaften! ich habe oben gesagt, wie sich Poesie und Dichter mit unwürdiger Schmeichelei befleckt, und von der launischen Hofgunst einen Glanz erborgten, welchen sie in dem Dienste der Musen, des Schönen und der Wahrheit allein erringen sollten. Eines Tages ging Ludwig XIV in der Galerie von Versailles an Racine vorüber, ohne ihn anzusehen. Das kränkte den Verfasser von Athalie so sehr, daß er starb. — Auch Racine trug eine Perücke!

Die winkelrechte Kunst von Versailles und die Anklänge jener gezierten Zeit haben mich von meiner Statistik abgeleitet; ich bitte um Entschuldigung, ich halte es für Pflicht, an diesem falschen Götzen nicht vorüberzugehen, ohne ihn seiner erborgten Glorie zu entkleiden.

Ausgrabungen.

(Aus einem Schreiben von Sgr. Ott. Ciccolino an den Sekretär der archäologischen Gesellschaft zu Rom.)

Die Stadt Todi, welche von den Etruriern gegründet wurde und stets in den Annalen Umbriens berühmt war, hat zu allen Zeiten eine Menge Denkmale des Alterthums und namentlich etruriſche Münzen geliefert. Kürzlich wurde daselbst in geringer Entfernung von der Stadt am Abhange eines Hügels ein riesenhaftes Monument entdeckt. So viel man jetzt bereits davon sehen kann, besteht es aus großen Travertinblöcken, welche Bruchstücke einer kannelirten Säule sind, deren Durchmesser 8½ Fuß beträgt, so daß die Säulen auf dem Forum Trajanum und die am Friedenstempel weit kleiner sind. Die meisten Steine sind mit Buchstaben oder Zahlen in rothem Blei bezeichnet, wahrscheinlich um

Digitized by Google

bei der Zusammensetzung der Stücke jeden Mißgriff zu hindern. Auch finden sich lateinische Inschriften mit den Namen von Magistraten und ausgezeichneten Männern. Nach der Meinung gelehrter Alterthumskenner, der Herren Speroni und Fossati, welche das Werk genau untersuchten, ist es römisch. Auch wurde eine schöne wohlerhaltene Bronzestatue entdeckt, die einen Helm gehabt zu haben scheint, der aber noch nicht aufgefunden wurde. Sie gleicht dem Mars, welchem der stattliche jetzt entdeckte Tempel vermuthlich geweiht war. Diese Statue mißt vom Scheitel bis zur Sohle nahezu 4¼ Fuß.

Der Einfall der Kaffern auf das britische Gebiet.

(Fortsetzung.)

Die St. Georgskirche bot einen eben so fremdartigen als ergreifenden Anblick; statt des Gottesdienstes hörte man hier nur das Geräusch der Waffen und den Lärm eines Wachthauses in Kriegszeiten. Um 9 Uhr Abends hielt der Distriktsgeistliche den Gottesdienst vor einer Versammlung, welche das Mitgefühl auf mehr als Eine Weise in Anspruch nahm. Die Galerie war hauptsächlich von Frauen und Kindern besetzt, die, aus ihrer Heimath vertrieben, aller Nothdurft des Lebens entbehrten, während den untern Raum die auf ihre Waffen gestützten Männer einnahmen.

Alle Nachrichten von den verschiedenen Posten stimmten in der Unzulänglichkeit der Gränztruppen überein, und die allgemeine Meinung sprach sich dahin aus, daß es am besten seyn würde, sämmtliche Posten aufzugeben und sich in Grahams-Town zusammenzuziehen.

Die am 29 von der äußersten Gränze selbst eingegangenen Berichte waren höchst betrübend. Es hieß, die Missionäre im Kafferulande wären geschont, alle Handelsleute aber ermordet worden. Aus Fort Wiltshire wurde gemeldet, daß der Kafferhäuptling Macomo erklärt habe, die Missionäre und ihre Familien würden verschont, alle Handelsleute aber müßten sterben. Man wisse zwar die Zahl der bis jetzt Ermordeten noch nicht genau, habe aber gehört, daß ein gewisser Edwards zu Burns Hill und ein gewisser Warren umgebracht worden seyen, welch Letzterer auf der Station des zu der Londoner Missionsgesellschaft gehörigen Missionärs Keyser lebte. Der arme Warren wurde aller Bitten ungeachtet von Herrn Keysers Tische weggeschleppt und vor der Thüre ermordet.

Am 30 Nachts kam der Obristlieutenant Somerset vom Fort Beaufort zu Grahams-Town an und musterte die Munizipaltruppen. Seine Nachrichten stimmten ganz mit den bereits erhaltenen überein; er sagte, daß die Kaffern in so ungeheurer Anzahl auf die Kolonie anrückten, daß jeder Widerstand der damals zur Verfügung stehenden Truppen fruchtlos wäre. Ihre Plane schienen dabei so gut angelegt und würden so gut ausgeführt, daß es großer Geschicklichkeit bedürfe sie zu durchkreuzen, und seiner Meinung nach befinde sich die Kolonie in der größten Gefahr.

Am 30 December Nachmittags wurden acht Wagen, von zwölf Bewaffneten begleitet, auf ihrem Wege von Grahams-Town nach Caffer-Drift, in dem Augenblick, wo sie den Hügel von Grahams-Town hinabkamen, von einem starken Haufen Kaffern angegriffen, von denen 50, welche den Vortrapp bildeten, gekleidet und mit Flinten bewaffnet waren. Man hielt diese letztern anfänglich für eine Patrouille von Kolonisten, wurde jedoch seinen Irrthum bald gewahr als sie näher kamen. Die Bedeckung machte Halt, und wurde nun sogleich von den Kaffern angegriffen, von denen jedoch ein großer Theil nach einigen Schüssen einen Umweg machte, um sich den Rückzug durch einen in die Ebene führenden Engpaß zu sichern. Kaum war dieß geschehen, als auch die Kaffern über die Wagen herfielen, die Ochsen, 96 an der Zahl, abschnitten und ins Gebüsch trieben. Ein Engländer kam dabei ums Leben. Die Patrouille plänkelte noch mit dem Feinde, der jedoch schon zu entfernt war, als daß ihre Schüsse ihn erreichen konnten. Eine Unterstützung von 40 Mann, welche ein Bote aus der Stadt herbeigeholt hatte, kam zu spät, um noch etwas unternehmen zu können.

Am 1 Januar 1835 hatten sich die Häuptlinge Pato, Eobus und Kama noch nicht gegen die Kolonie erklärt, sondern im Gegentheil das Verlangen gezeigt, ferner auf freundschaftlichem Fuß mit ihr zu bleiben. Diesen Wunsch bethätigten sie durch unverändertes gutes Benehmen gegen jeden Europäer auf ihrem Gebiet, und durch den Schutz, den sie auf Verlangen jedem gewährten. Mehrere ihrer Leute schienen indeß mit diesem Benehmen der Häuptlinge unzufrieden, und begierig zu seyn, an der Plünderung der Kolonisten Theil nehmen zu können. Diese Unzufriedenen entwichen ihren Häuptlingen, um sich den Reihen des Feindes anzuschließen, und Pato, der die Oberherrschaft besitzt, war sehr besorgt, sich so der Rache der verbündeten Häuptlinge bloßgestellt zu sehen. Es ist erwiesen, daß wenn man diese Häuptlinge von Seite der Kolonie nur einigermaßen unterstützt hätte, sie sogleich dem Feind in den Rücken gefallen wären, und so seinem weitern Vordringen ein Ziel gesetzt haben würden. Wer mit den Sitten und Gebräuchen der Kaffern nicht bekannt ist, kann sich keinen Begriff von der Gewalt machen, welche die Häuptlinge über ihre Untergebenen üben. Ein Beispiel möge dieß erläutern. Ein Herr Roberts, ein junger am Beka lebender Handelsmann, stand bei den umwohnenden Kaffern in großem Ansehen. Als er jedoch, um der allgemeinen Gefahr zu entgehen, nach der Kolonie flüchten wollte, wurde er von denselben Leuten, mit denen er eben noch im freundschaftlichsten Verständnisse gelebt, umringt, und schon waren die Assagayen drohend erhoben, um ihn zu tödten, als er eben noch Zeit hatte zu versichern, daß Pato selbst sich für seine Sicherheit verbürgt habe. Die Hinrichtung wurde sogleich aufgeschoben, bis die Wahrheit der Versicherung ausgemittelt seyn würde, und als Pato sagen ließ, daß jeder, der sich einen Bruch des dem in Frage stehenden Manne gegebenen Versprechens zu Schulden kommen lasse, es mit dem Leben büßen solle, waren dieselben Leute, die vor Kurzem noch sich so feindlich gezeigt hatten, die wärmsten Freunde Herrn Roberts, und geleiteten ihn bis an die Gränzen der Kolonie.

Am Abend des 1 trafen auch die Truppen vom Fort Wiltshire nebst vielen holländischen Familien in Grahams-Town ein, und da die ganze Umgegend vom Feinde besetzt war, so erwartete man jeden Augenblick angegriffen zu werden. Während der drei folgenden Tage fiel nichts von Bedeutung vor. Die Kaffern waren, wie man erfuhr, beschäftigt, die gemachte Beute über die Gränze zu schaffen und die verbrannten Wohnungen vollends zu zerstören. In der Stadt wurden Befestigungen angelegt und Verstärkungen herbeigezogen, unter denen sich auch eine Abtheilung von 80 Hottentotten von Port Elisabeth und der Umgegend befand.

Am Kat-River (Katzenfluß) hatten die Bewohner ihre Besitzungen noch nicht verlassen, sondern sich an vier verschiedenen Punkten gesammelt und zur Vertheidigung gerüstet. Einer jener Leute soll zufällig mit zwei Kaffern zusammengekommen und von diesen gefragt worden seyn, warum denn die Hottentotten Besorgniß zeigten, da ihre Feindseligkeiten nicht diesen, sondern nur den Weißen gälten. Dieser Versicherung war jedoch wenig Glauben zu schenken, wäre sie nicht durch die Thatsache bekräftigt worden, daß eine an den Gränzen Tyali's und Macomo's liegende hottentottische Niederlassung nicht geplündert und einige mitgenommene Stück Vieh auf Befehl jener Häuptlinge zurückgegeben wurden. Ein Beweis von der schlauen Politik dieser Wilden, die wohl wußten, daß wenn sie die auf jenen Punkten wohnenden Hottentotten für sich gewinnen könnten, sie den Engländern die Hände nur noch mehr binden würden.

An einem der folgenden Tage trafen schriftliche Vorschläge zu Aufhörung der Feindseligkeiten von dem Häuptling Tyali ein, die dieser selbst dem Missionär, Herrn W. Chalmers, in die Feder diktirt hatte; sie waren an den Obristlieutenant Somerset gerichtet. Am 6 und 7 liefen Nachrichten von Ueberfällen der Kaffern von dem Militärposten zu Hermanus-Kraal und von Bathurst ein, bei welchem letztern ein Engländer, Namens Bathurst, ermordet wurde, der sich hartnäckig geweigert hatte seine Wohnung zu verlassen, nachdem alle übrigen Einwohner bereits geflüchtet waren, weil er glaubte, die Kaffern würden ihm, da er unbewaffnet war, nichts zu Leide thun.

Die Plane der Kaffern waren so im Geheim zur Reife gediehen, so gut darauf berechnet, die Kolonisten in Bedrängniß zu versetzen und jede Vertheidigung, ohne das Eigenthum im Stich zu lassen, unmöglich zu machen, daß sich gar nicht zweifeln läßt, daß sie, bevor sie zur Ausführung schritten, Alles gehörig berechnet hatten. Obschon die Zahl der Berittenen und mit Feuerwaffen Versehenen unter ihnen nur höchstens 6 bis 700 Mann betragen mochte, so waren sie der ungeheuren Menge wegen, welche über die Kolonie hereinbrach, dennoch ein furchtbarer Feind.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 260. 17 September 1835.

Die georgische Literatur.

Eines der bekanntesten Erzeugnisse dieser Literatur ist der Roman: „der Mann mit dem Tigerfell;" der Verfasser Shotta Rusthawel sagt im letzten Verse seines Gedichts:

„Moseh von Khoni besang Amiran, den Sohn Daredschans; das Gedicht „Abdul Messia" wurde von Shawthel, und die Geschichte Dilar's von dem unermüdlichen Schriftsteller Seth Sargis von Thmogwi geschrieben: beide sind lobenswürdig; Rusthawel hat manche Thräne über seinen Tariel vergossen."

Diese keineswegs poetischen Verse enthalten über die georgische Literatur einige interessante Thatsachen, da drei Autoren darin mit Angaben ihrer Werke und ihres Geburtsorts genannt sind. Herr Brosset in Paris, der sich hauptsächlich mit georgischer Sprache und Literatur abgibt, hat über diese drei Schriftsteller, deren Namen und Werke in Europa völlig unbekannt waren, den georgischen Prinzen Theimuraz um Rath gefragt, und dieser gab nach einer alten Ausgabe des Tariel, die König Wakthang im Jahre 1712 veranstaltete, und mit Noten und Kommentarien versah, folgende Auskunft über die drei genannten Dichter.

Amiran ist ein von Moseh von Khoni in altem Georgisch und mit unendlicher Anmuth geschriebener Roman in Prosa, der die Thaten dieses berühmten Helden in zwölf Büchern beschreibt. Moseh, ein Zeitgenosse Shotta's, war Sekretär der bekannten Königin Thamar, *) Tochter des Königs Giorgi III, und eine der ausgezeichnetsten Personen an ihrem Hofe; Khoni ehemals eine Stadt, liegt in dem Theile Imerethis, der Nieder-Satarthwalo oder Niedergeorgien heißt.

Shawthel, als Laie auch Abdul Messia genannt, verließ die Welt, und ging in das Kloster Galath,**) wo er bis an seinen Tod blieb. Shawthel war Sekretär eines der Großen von der Königin Thamar Hof gewesen, und schrieb die Geschichte eines gewissen Abdul Messia in Versen, ein nach dem Zeugniß der Geschichtschreiber so bewundernswerthes Gedicht, daß die georgische Poesie sich nie in solcher Vollendung zeigte, wie in diesem Werke. Leider ist dasselbe verloren gegangen. König Erecles II (der Großvater des Prinzen Theimuraz), der Shawthels Dichtungen ungemein liebte, gab sich viele Mühe, es wieder aufzufinden, aber umsonst. Man besitzt von diesem Dichter noch eine Lobrede auf die Königin Thamar, und einige andere Dichtungen von ausgezeichneter Eleganz.

Sargis, der dritte Dichter, war gleichfalls Sekretär der Königin Thamar, und schrieb in eleganter Prosa eine Geschichte, Dilariani betitelt, von Dilar, einem mächtigen Riesen, Beherrscher mehrerer Königreiche. Auch dieses Werk ist verloren. Sargis von Thmogwi ist gleichfalls der Verfasser eines schönen Romans, Wisraminani genannt, gleich dem letztern nach asiatischem Geschmacke in eleganter Prosa geschrieben. Wis war die Tochter eines Königs und Ramin, Sohn eines andern und Neffe Mahabeds, Schahs von Kharism; an diesen, einen ältlichen Mann, war Wis verheirathet, verliebte sich aber in Ramin. Beide Liebende erleiden durch den Zorn des Schah eine Menge Plagen. Die Novelle ist äußerst interessant. Rusthawei mag Sargis wohl einen unermüdlichen Dichter nennen, denn es ist unmöglich die Liebesgespräche in größerer Länge auszudehnen. Hierüber war der Verfasser in der That unerschöpflich.

Shotta war in Rusthawi geboren, daher sein gewöhnlicher Name Rusthawei. Diese Stadt lag am Ufer des Kur, und hatte auf der andern Seite die weite Ebene Karaya. Gern wohnten die Könige im Winter hier wegen der Milde des Klima's und der guten Jagd, welche die Umgegend bot: der Winter ist so mild, wie der Frühling, die Sommerhitze aber ungemein groß. Die königliche Residenz von Rusthawi wurde von Erecles, König von ganz Karthli und Kacheti, der die Mauern der Stadt wieder aufbaute, hergestellt, aber der Tod hinderte ihn, seinen Plan ganz auszuführen, und diese einst so berühmte Stadt zerfiel in Ruinen. Shotta war Finanzminister der Königin Thamar, welche ihm die größte Achtung bezeigte, denn er war nicht nur ein ausgezeichneter Dichter, sondern soll auch in Wissenschaften und kluger Verwaltung es allen andern zuvorgethan haben; vor und nach ihm besaß Georgien gewiß vorzügliche Dich-

*) Regierte am Ende des 12ten Jahrhunderts.

**) Der wahre Name dieses Klosters, welches drei Stunden nordöstlich von Kutais liegt, heißt Ganathlia, verdorben Galat, Ganat und selbst Kalat. Er wurde von den georgischen Königen als Begräbnißort gebaut, und eben so wie die Kirche von Kutais von griechischen und georgischen Künstlern mit Gemälden ausgeschmückt. Im Abendmahlstisch ist einer der Nägel vom Kreuze des Herrn, den Konstantin der Große den georgischen Fürsten geschenkt haben soll.

Digitized by Google

der, einige ziehen sogar die Gedichte von Patrizi *) und Joaneb's von Shawtha vor, „aber," setzt Prinz Theimuraz hinzu, „meiner Ansicht nach kann sich hinsichtlich des georgischen Styls kein Werk mit dem „Mann im Tigerfelle" messen, welches darum auch bei der Masse des Volks das beliebteste bleiben wird." Shotta Rustawel zog sich endlich in die Einsamkeit zurück, und ging nach Jerusalem, wo sich ein großes georgisches Kloster befand, das Kloster des Kreuzes genannt, welches von König Marian aus dem Geschlecht der Khoswen, zur Zeit Konstantins des Großen gegründet wurde. Marian war der erste, der das Heidenthum abschwor, und Christ wurde. „Der große Konstantin, der nichts vernachlässigte, um das Christenthum zu stärken, schenkte unsern Ahnherrn mehrere Plätze in Jerusalem. Seit der Zeit fuhren die Könige von Georgien immer fort, das Kloster des Kreuzes zu verschönern, und in der Stadt und ihrer Umgegend für ihre Unterthanen noch besondere Klöster zu bauen, denen sie Leibeigene und Ländereien in Georgien anwiesen. Unsere heiligen Mönche und Uebersetzer der heiligen Bücher, welche von Zeit zu Zeit um dieser Arbeit willen nach Jerusalem gingen, fanden dort in den Klöstern immer eine Zuflucht. Das Kloster des Kreuzes, welches dadurch zu einer Niederlage von Büchern wurde, besitzt eine zahlreiche Sammlung georgischer Schriften, die zum Theil sehr alt und wohl erhalten sind. Hieher zog sich Rustawel, und endete hier seine Tage, ohne in den Orden einzutreten, unter frommen Uebungen."

Das Legendenhafte von dieser letzten Nachricht fällt in die Augen, darum sind aber die von Prinz Theimuraz mitgetheilten Nachrichten nicht minder werthvoll. Sie öffnen eine Aussicht in eine kaum vermuthete Bildungsperiode des georgischen Volks. Die Reisen Dubois haben über die Königin Thamar, unter der das augustische Zeitalter der georgischen Literatur gewesen zu seyn scheint, schon einige Aufklärung gegeben, namentlich hinsichtlich der großen von ihr unternommenen Bauten, und vielleicht findet sich in Zukunft noch Manches, was über die damalige Zeit, die Verbindungen mit Konstantinopel und den Zustand Vorderasiens Aufklärung gibt.

*) Patrizi war in Athen geboren, und ist Verfasser mehrerer guten Gedichte, auch hat er einige Dialogen Plato's ins Georgische übersetzt.

Bemerkungen
über die französischen Besitzungen in Afrika an der Küste des Mittelmeeres.

(Fortsetzung.)

Den größten Reichthum dieses Landes bietet das Thierreich dar. Das vornehmste Thier, dessen Schönheit zugleich am meisten die Augen des Ausländers auf sich zieht, ist das afrikanische oder arabische Pferd. Es ist groß, feurig, stolz und ausdauernd, dabei fein gebaut und der beste Renner; ein langer Schweif, der häufig bis zur Erde herabhängt, durchschneidet hochgetragen die Luft, wenn es seinen Lauf beginnt und gewährt einen stolzen Anblick. Die Farbe dieser Pferde ist gewöhnlich weiß oder grauweiß, und ich erinnere mich nicht, ein schwarzes oder braunes gesehen zu haben. Ein anderes Hausthier der Türken und Beduinen, das hinsichtlich seiner Brauchbarkeit und Nützlichkeit auf Reisen an Werth dem Pferde gleichkommt, ist das Kamel. Der Preis desselben übersteigt oft den des Pferdes. Eine Heerde dieser Thiere, wie sie bepackt und belastet, die Köpfe hoch in die Luft gestreckt, rasch daherschreiten, während die Jungen sich dicht an die Mutter schmiegend ihnen folgen, eine solche Heerde, von 20 bis 30 halbnackten Beduinen umgeben, hat für den, der sie zum Erstenmal erblickt, etwas höchst Ueberraschendes, und erinnert unwillkürlich an das Nomadenleben der Urvölker. Die übrigen Hausthiere der Einwohner bestehen in Ochsen, Ziegen, Schafen. Das Rindvieh ist klein, aber wohlgenährt; dagegen sind die Schafe sehr groß und meist mit vier starken Hörnern geziert, von denen zwei nach oben, zwei nach unten sich biegen. An wilden Thieren ist eben so wenig Mangel, und der Waidmann würde hier die beste Unterhaltung finden, wenn er ungestört und mit Sicherheit die Fluren und Berge durchstreifen könnte. So gibt es Ueberfluß an wilden Schweinen, die sich ungemein vermehren, weil sie von den Eingebornen, die nach ihrem Gesetze davon nicht essen dürfen, nicht geschossen werden. Die Hasen sind von kleiner Race, nicht größer als unsere wilden Kaninchen, aber von feinem Geschmacke. Ziemlich schmackhaft ist das Fleisch des Stachelschweins, dessen Heimath ebenfalls in den Felsenhöhlen dieser Küste ist. Abends, wo das Thier seiner Nahrung nachgeht, trafen wir es nicht selten; bei der geringsten Deohung eines Menschen sträubt es mit Geraffel seine gefleckten, neun bis zehn Zoll langen Stacheln. Es ist ungemein fett und fleischig, und gibt einen nicht übeln Braten. Am häufigsten findet man den Schakal, der dem Hunde so ähnlich ist, daß man ihn für seinen Stammvater halten möchte. Er ist scheu am Tage und flieht die Menschen. Einmal angegriffen aber vertheidigt er sich muthig. Der Zufall wollte, daß ich einst einen jungen Schakal fing, den ich, um ihn zu zähmen, mit mir nahm. Obgleich er sich anfangs zu gewöhnen schien, so ward er doch wieder scheu und wild, nachdem er anderthalb Monat bei mir gewesen war, und entlief endlich. Eben so ging es mehrern andern, die denselben Versuch gemacht hatten. Die Schakale nahen sich allnächtlich den Städten in großen Schaaren, und suchen besonders auf den Leichhöfen die Leichname auszuscharren. Um dieß zu verhüten, sind beinahe alle Grabstätten ausgemauert und geschützt. Bei diesen nächtlichen Besuchen erheben sie bei ihrer Ankunft gegen 9 Uhr, und bei ihrem Abgange mit Tagesanbruch, auch einigemal in der Nacht, ein gellendes Geheul, welches zwei bis drei Minuten anhält, und bei der Stille der Nacht stundenweit gehört wird. Durch ein ähnliches Geheul kündigt sich die Nähe der Hyänen an, die indeß nicht in so großer Menge dort hausen, aber dem Menschen gefährlicher sind. Die Löwen und Tiger bleiben meist der Küste fern, und haben ihren Wohnort in den Gebirgen des Atlas und den Wüsten. Nur bei Oran sah ich einigemal einen Tiger, der die Heerden heimsuchte und zuletzt seine Kühnheit büßen mußte. In der Nähe eines etwa zwei Stunden von der Stadt gelegenen Blockhauses, welches wir besetzt hielten, weideten gewöhnlich die dem Gouvernement

Digitized by Google

zugehörigen Heerden, die aus Ochsen, Schafen und Ziegen bestanden. Da ließ sich mehrere Tage hinter einander ein Tiger sehen, der sich wüthend unter die Schafe stürzte, und jedesmal seine Beute davontrug. Trotz der bewaffneten Soldaten und Beduinen, welche die Heerde bewachten, trotz der Schüsse, die auf ihn fielen, kehrte er furchtlos zurück. Endlich beschlossen die Beduinen eine förmliche Jagd auf den Tiger zu machen. Fünfzig bis sechzig, sämmtlich zu Pferde, versammelten sich, und erwarteten so das Thier, welches nicht säumte, seine Beute aufzusuchen. Kaum war es unter die Heerde gestürzt, als die Beduinen herbeiflogen, es umzingelten und mit Schüssen begrüßten, die nicht ohne Wirkung blieben. Aber erst nachdem das Thier von mehrern Kugeln durchbohrt war, gab es seine Beute auf, und stürzte sich auf den Halbkreis, den die Beduinen gebildet hatten. Es folgte nun Schuß auf Schuß, bis es endlich schäumend und blutend niederstürzte und die Beute seiner mächtigen Verfolger ward.

Ich muß noch zweier Thiere gedenken, von denen das eine eben so schädlich, als das andere schadlos ist. Das erstere, der **Skorpion**, findet sich sehr häufig und meist 8 bis 10 Stück zusammen, unter Steinen. Sie sind etwa zwei Zoll lang, und halten sich da am liebsten auf, wo es warm und trocken ist. Nachts aber kommen sie auch in die Wohnungen der Menschen, denen sie Gefahr bringen, sobald sie von ihnen gedrückt werden. Wenn man sie in ihrem Lager stört, z. B. den Stein wegnimmt, und einen Feuerkreis um sie macht, so tödten sie sich selbst. Das zweite ist das Chamäleon, deren man in den heißen Tagen dort fast auf jedem Strauche findet. Dieses wunderbare Thier, das, wenn man es fängt, sehr wild und unbändig ist, und durch ein gewisses Blasen oder Pusten, so wie durch Veränderung der Farben seinen Zorn ankündigt, wird nach kurzer Zeit völlig zahm, kommt zu seinem Herrn, wenn es gerufen wird, und scheint sich nirgends wohler zu befinden, als in der Nähe der Menschen. Es nährt sich vorzüglich von Fliegen, die es sehr geschickt mit seiner Zunge zu fangen weiß. Unter den Vögeln zeichnen sich die Adler und die Lämmergeier aus, die man häufig sieht: die letztern sind von ungemeiner Größe und Stärke, und messen mit ausgebreiteten Fittigen 8 bis 9 Schuh. An Hausvögeln mangelt es nicht, Hühner, Tauben in Menge, doch habe ich nie eine Gans gesehen; dagegen gibts desto mehr Rebhühner, die man in jedem Hause findet; endlich hört man, wie in Europa, überall das Geschrei des Sperlings.

Das Klima dieser Küste ist im Ganzen ungesund, und zumal den nordischen Europäern verderblich. Wiewohl die erfrischenden Winde des Meeres einige Kühlung und Erquickung bringen, so ist doch die brennende Hitze fast unerträglich. Die schönsten Monate dieses Landes sind der Februar, März und April. In dieser Zeit verjüngt sich die Natur, Alles sproßt, keimt und blüht, Mandeln, Citronen, Orangen, prangen im schönsten Grün, und ihre Blüthen verbreiten lieblichen Wohlgeruch. Die Gärten sind von Arbeitern belebt, und Alles erwacht mit der erweckten Natur. Die Luft ist noch rein, und die Wärme fällt nur in den Mittagsstunden ein wenig beschwerlich. Fruchtbare Gewitterregen, deren Donner in den Schluchten der Berge wiederhallt, erquicken zuweilen die dürstende Flur. Im Mai meidet man indeß schon gern die Sonnenstrahlen, man benutzt die Morgenstunden in den Geschäften, die gegen 11 Uhr fast daniederliegen, und erst gegen 3 Uhr wieder beginnen. In den drei folgenden Monaten steigt die Hitze beinahe bis zum Unerträglichen, und erreicht die Höhe von 30°—40° R. Die Hospitäler füllen sich, die Todten werden nicht mehr einzeln, sondern wagenweis fortgeschafft, und die Stadt gleicht einem Hospitale. Gleich Gespenstern schleichen die Menschen, zumal die Europäer, auf den Straßen, und jeder fürchtet, im beständigen Anschauen der Sterblichkeit, dem Tode in die Arme zu sinken. Die Nächte sind um diese Zeit kühl, und der Morgen bringt einen starken Thau, der die schmachtenden Pflanzen einigermaßen erfrischt. Obgleich in den Hundstagen die Hitze am glühendsten, und das Grün durch die brennenden Strahlen von Berg und Thal geschwunden ist, so ist doch der folgende Monat September eben so unerträglich und unheilbringend. Der Samo, dieser tödtende Wüstenwind, hat seine Zeit in diesem Monate, führt Krankheiten aller Art mit sich, und wendet sehr gewöhnlich die, welche sich ihm öfters aussetzen müssen. Meist gegen Abend wehen diese erstickenden Lüfte, die dem Menschen die Brust zusammenschnüren und das Athmen erschweren. Man glaubt vor einem glühenden Backofen zu stehen, aus dem die volle Hitze entgegendringt; die Luft ist gelblich und geschwängert mit dem feinsten Sandstaube. Das Kamel hat ein Vorgefühl von diesem Winde, und wirft sich einige Minuten, bevor es von ihm erreicht wird, zur Erde nieder, den Kopf dicht niederdrückend. Die Menschen folgen sogleich seinem Beispiele, und da der Wind meist nicht von langer Dauer ist, und zwei Schuh hoch über dem Boden hinstreicht, so warten sie in dieser Lage so lange, bis sich die Kamele erheben, das sicherste Zeichen des Vorüberseyns dieser verderblichen Lüfte. Der Winter ist nur eine Regenzeit im December und Januar, Stürme und Gewitter begleiten die Regengüsse häufig. Schrecklich sind meist die Nächte; eine undurchdringliche Finsterniß wird unaufhörlich durch zuckende Blitze erleuchtet, und das Toben des Meers scheint den in den Thälern rollenden Donner übertönen zu wollen. Mit Grausen denke ich der letzten Tage des Februars im vergangenen Winter. Ein wüthender Sturm peitschte die Grundwellen des Meeres zu einer Höhe, wie ich's selbst in den beiden Monaten vorher nicht gesehen hatte, und fast zwei Tage hielt das Unwetter an. Zwei schöne Zweimaster, dalmatische Kauffahrer, scheiterten in unserm Angesicht nahe bei Oran. Von Oran bis Algier zählte man acht gescheiterte Schiffe, von denen mehrere der Raub der Beduinen wurden, namentlich ein Kriegsschiff zwischen Mustaganem und Algier, dessen gesammte Mannschaft sich zwar ans Land rettete, aber von den Beduinen getödtet wurde.

Schnee sieht man nur auf den höchsten Gipfeln des Atlas, und von dort weicht er nur in den heißesten Tagen; im Lande kennt man weder Schnee, noch Eis, noch Reif. Erdbeben sind an jener Küste, besonders in Oran, nicht allzu selten; in der Nacht vom 2ten bis 3ten Julius vorigen Jahres folgten zwei Stöße rasch auf einander, die stark genug waren, Schlafende aus dem Bett zu werfen.

Die herrschenden Krankheiten des Küstenstriches sind an-

Digitized by Google

steckende Fieber, Gelbsucht, Augenübel und Blindheit und vor allen die Blutruhr, welche die meisten Menschen dahinrafft; auch mich brachte sie im vergangenen Sommer dem Tode nahe. Die französischen Aerzte in den Hospitälern verordnen dagegen 300 bis 400 Blutigel, die nicht einzeln, sondern zu 50, 100, 150 auf den Magen gelegt und mit einem übergelegten Tuche zusammen behalten werden. Am ungesundesten ist die Luft in Bona, wo jährlich ganze Bataillons ausstarben; weit gesünder ist sie zu Budschia, wo die durch die Nähe des Atlas herbeigeführten häufigen Regen die Hitze einigermaßen dämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einfall der Kaffern auf das britische Gebiet.

(Fortsetzung.)

In der Missionsanstalt zu Theopolis befanden sich die Hottentotten und die wenigen dortigen Weißen, welche ihr sämmtliches Vieh verloren hatten, wegen Mangels an Mundvorrath in der größten Bedrängniß. Die Missionäre waren, da es ihnen an Zugochsen fehlte, außer Stand, ihre Familien nach der Stadt zu schaffen, und befanden sich daher in einer höchst bemitleidenswerthen Lage. Die Hottentotten wehrten sich tapfer. Am 10 stieß eine Abtheilung von Port Elisabeth zu ihnen, die zu Quagga Flat noch sechs andere an sich gezogen hatte. Bald darauf trafen sie auf einen Haufen von 30 bis 40 Kaffern, den sie so rasch angriffen, daß der Feind floh und zwölf Pferde im Stich ließ.

Am Morgen des 24 begab sich eine Truppenabtheilung nach Fort Wiltshire, eine deßhalb wichtige Stellung, weil sie den Weg beherrschte, auf welchem der Feind sich zurückziehen mußte, und weil sie die Zufuhren an Mundvorrath und Fourage für die Truppen unter Major Cox auf ihrer Rückkehr von der Unternehmung gegen Tyali's Kraal deckte. Mehrere Wagen mit Bauholz begleiteten diese Truppen, dessen man bedurfte, um die Beschädigungen wieder auszubessern, welche das Fort durch die Versuche des Feindes, es anzuzünden, erlitten hatte, was ihm jedoch wegen seiner ganz eigenthümlichen Bauart nur zum Theil gelang.

Der Feind war so zahlreich und weit verbreitet als noch je, und kam in allen Richtungen, vom Keiskamma bis zum Sonntagsfluß und von der Seeküste bis zu den Strombergen, in kleinen Abtheilungen zum Vorschein. Diese wurden allenthalben, wo sie sich zeigten, angegriffen und mit Verlust zurückgeschlagen. Zwölf Posten wurden auf der Kommunikationslinie des Feindes mit dem Kafferlande besetzt; eine Abtheilung von 400 Mann rückte am 9 unter Major Cox von Grahams-Town aus, und am 12 wurde Eno's Kraal angegriffen und zerstört. Dieselbe Abtheilung, zu der noch eine andere unter Major Burney aus Fort Beaufort stieß, rückte dann noch gegen die Kraals Tyali's und Macomo's.

Obrist Smith traf inzwischen in der Stadt mit größter Thätigkeit und Umsicht alle Anstalten zu Angriff und Vertheidigung, um nicht nur den Krieg in das Herz von des Feindes eigenem Lande zu spielen, sondern auch um die haltbarsten der überfallenen Theile der Kolonie von den Kaffern zu säubern, deren Anzahl sich bisher noch nicht merklich vermindert hatte.

Der Charakter dieser Invasion, der anfänglich eben so verschiedenartig geschildert wurde, als man den einfallenden, aus zahllosen Kaffern von fast allen Stämmen bestehenden Feind weit geringer schätzte als er wirklich war, muß möglichst genau aufgefaßt werden. Der Kommandant, Obrist Smith, selbst sagte hierüber: „Siebentausend unter der englischen Regierung stehende Personen befinden sich bereits von aller Lebensnothdurft entblößt. Das Land ist von Klagen der Wittwen und vaterloser Waisen erfüllt. Der unvertilgliche Eindruck, den die Schrecken dieses Ueberfalls barbarischer Wilder auf eine zerstreut lebende, fast ausschließlich den friedlichen Beschäftigungen des Landbaues obliegende Bevölkerung auf mich machte, ist von einer Art, daß Alles, was ich während meiner dreißigjährigen Dienstzeit erfuhr, von welcher zehn Jahre einem höchst ereignißvollen Kriege angehören, mir gegen das, was ich jetzt erlebte, unbedeutend erscheint."

Die Zeitung von Grahams-Town vom 22 Januar sagte: „Die merkwürdigsten Ereignisse während der letzten Woche hinsichtlich der Gränzangelegenheit sind die Ankunft Sr. Excellenz des Gouverneurs zu Grahams-Town und die Rückkehr der Truppenabtheilung unter Anführung des Majors Cox. Dieses Detaschement ging, nachdem es die Gränzen der Kolonie überschritten und Eno's Kraal angegriffen hatte, gegen den Kraal des Häuptlings Tyali los, des kühnsten und thätigsten unter Allen. Die Truppen fanden jedoch diesen Kraal gänzlich geräumt; nicht Ein menschliches Wesen und nicht ein einziges Stück Vieh von all den unermeßlichen Heerden, welche aus der Kolonie fortgetrieben worden waren, war zu sehen. Man mußte sich also damit begnügen, die verlassenen Hütten in Brand zu stecken und dann nach Grahams-Town zurückzukehren.

„Bevor man jedoch diesen Theil des Landes verließ, wurde ein Kommando nach dem Missionsposten Chumie geschickt, um den dortigen Missionarien, den Herren Chalmers und Weir, zu rathen, sich mit ihrem Eigenthum innerhalb der Kolonialgränzen zu begeben; beide waren jedoch unentschlossen, was sie thun sollten, da von allen Seiten Gefahr drohte. Blieben sie, so mußten sie wahrscheinlich als Opfer der Verrätherei der Kaffern fallen, und versuchten sie zu entfliehen, so war Entdeckung und unausbleibliche Rache zu fürchten.

„Nachdem wir Vorstehendes schon geschrieben, erhalten wir die Nachricht, daß es beiden Missionären gelungen ist den Händen der Barbaren zu entkommen. Aus der Niederlassung am Kat-River läuft folgende briefliche Mittheilung von Fort Adelaide vom 19 Januar ein: „Die ganze Ernte des Herrn W. D. Kiert ist verbrannt und zerstört worden. Er hatte ungefähr 2000 Garben Korn und mehr als noch einmal so viel Gerste. Wenn diese Art Krieg zu führen noch weiter um sich greift, so muß unser Elend bis ins Unendliche steigen. Wir hoffen jedoch, daß die Kolonialtruppen bald ins Feld rücken und die Barbaren zurücktreiben werden. Um 11 Uhr in der vergangenen Nacht wurden wir durch den Besuch der Herren Chalmers und Weir überrascht, welche mit ihren Familien Hülfe bei uns suchten. Sie hatten sich fortgeschlichen, da sie bei der Lage der Sachen gewärtig seyn mußten, daß ihre Station (Chumie) angegriffen werde. Kapitän Armstrong gab ihnen sechzig Berittene mit. Sie waren genöthigt gewesen, Alles im Stich zu lassen und zu Fuß zu gehen, da es nicht zu rathen gewesen wäre, durch Aufnahme von Wagen Verdacht zu erregen." Beide Missionäre sind glücklich angekommen.

„Ehe Major Cox mit seinen Truppen von dem Gebiet Tyali's zurückkehrte, erfuhr er, daß ein Beobachtungsposten von 45 mit Musketen bewaffneten Kaffern von jenem Häuptling auf dem Gipfel des Chumie-Berges und im Walde neben demselben aufgestellt worden sey. Man konnte zu diesem Zweck keine bessere Stellung wählen, da man von dort aus das ganze Land auf 50 Meilen innerhalb der Kolonialgränze übersehen kann. Der zu Major Cox gestoßene Major Burney wurde daher abgeschickt diesen Posten wo möglich zu vertreiben; bis jetzt ist jedoch noch keine nähere Nachricht hierüber eingelaufen. Wir erfahren ferner, daß die Häuptlinge Tyali und Macomo nebst noch einigen andern mit einer bedeutenden Macht sich am Amatola, einem kleinen in den Keiskamma sich ergießenden Fluß, in einer sehr schwierigen und gebirgigen von vielen Schluchten durchschnittenen Gegend des Kafferlandes aufgestellt haben, wo es für die Reiter fast unmöglich ist, wirksam einzuschreiten.

„Nachrichten aus Somerset bis zum 17 Januar sagen, daß von Winterberg bis Baviaans-Fluß, vom Kunap bis nach Kaga und von da bis zum Fischflusse Alles vom Feuer verwüstet worden sey. Der Civilkommissär traf sogleich Anstalten mit den verfügbaren Truppen die dem Feinde zugänglichsten Punkte in jenem Theil des Landes zu vertheidigen. Auch von der nördlichen Gränze sind Nachrichten eingelaufen, daß der Griqua-Häuptling Adam Kock genöthigt gewesen war, alle seine Leute zu Philippolis zu sammeln, um sich gegen den Häuptling Masaliskatse zu vertheidigen, der ihm, der Sitte der eingebornen Stämme zufolge, Botschaft geschickt hatte, daß er ihn angreifen würde." —

(Fortsetzung folgt.)

Die Sentinelle du Jura enthält die merkwürdige Nachricht, daß in der Mitte Augusts in einer Grotte nahe bei Loisia im Kanton St. Laurent eine Merkwürdigkeit aufgefunden wurde, die zahlreiche Besucher anzog. Es ist dieß ein sehr bedeutender Theil eines Hirnschädels, den Naturforscher für einen Menschenschädel erkannt haben, und der im Zustande der Versteinerung im Kalkspath aufgefunden wurde. Ein Zahn, den man für einen Menschenzahn hält und der seinen Glanz behalten hat, sitzt am Blocke fest und ist ganz deutlich zu erkennen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 261. 18 September 1835.

Der düstere Blutgrund.

(Aus: The rambler in North America. By Ch. J. Latrobe.)

Das erste Vordringen aus Virginien über die Gebirge trägt einen ganz andern Charakter als das Fortschreiten der Ansiedlungen in den nördlichen Staaten; in diesen letztern rückte man langsam und vorsichtig vorwärts, so daß selbst die äußersten Vorposten nie ganz der Unterstützung und Mitwirkung der weiter rückwärts Wohnenden entbehrten, in Virginien aber sah man kleine Gesellschaften und selbst einzelne waghalsige Abenteurer, welche die Lust zu einem freien, von keinem bürgerlichen Verband gefesselten Leben antrieb, weit über pfadlose Gebirge hin in die Wüste eindringen, wo nur die größte Wachsamkeit ihr Leben gegen den schlauen, mitleidslosen Wilden schützen konnte. Die Lage der Dinge war aber auch an beiden Orten sehr verschieden: die Gegenden nördlich am Ohio waren der Wohnplatz zahlreicher Indianerstämme, der weite Landstrich aber südlich vom Ohio bis an die Cumberlandsberge und den großen Mississippi bildeten, wie auch jetzt noch manche Strecken westwärts von diesem Strome, nicht den Wohnplatz besonderer Stämme, sondern einen weiten Jagdgrund, wo zahllose Heerden von Wild Nahrung fanden, und feindliche Indianerstämme zu Krieg und Jagd sich trafen.

Die Franzosen hatten das Land der Seen und des obern Mississippi in der Mitte des vorigen Jahrhunderts weithin erforscht, den Angloamerikanern scheint es aber lange völlig unbekannt gewesen zu seyn, obgleich derjenige, welcher jetzt die große Bevölkerung des Westens sieht, Mühe hat zu glauben, daß vor 60 bis 70 Jahren noch kaum einer oder der andere Weiße die Gebirge Virginiens überschritten hatte. So groß auch das Land auf der Ostseite der blauen Berge und der andern Theile der Apalachen ist, welche die Gewässer des atlantischen Meeres von denen des Westens scheiden, so wurde es doch schon einigen Ansiedlern zu eng. In ihren Augen war das Land schon zu dicht bevölkert, der Zwang der Gesetze, so schwach er auch seyn mochte, schon zu streng, die Wälder wegen der anwachsenden Bevölkerung schon zu sehr von Wild entblößt.

Im Jahre 1749 wanderte ein Mondsüchtiger in einem seiner Anfälle über das Gebirge, und erzählte nach seiner Rückkehr von Flüssen, die nach Westen strömten, man nahm aber wenig Notiz davon; eine rekognoscirende Partei kam im Jahre 1751 hinüber, allein erst später wurde eine kleine Niederlassung gegründet, die im J. 1763 von den Indianern wieder vernichtet wurde. Im J. 1767 kam ein Mann, Namens Finlay, der am Yadkinflusse in Nordkarolina wohnte, nach langer Abwesenheit zu seiner Familie zurück, und erzählte von der wunderbaren Schönheit und dem Reichthum des Landes jenseits der Berge; noch in demselben Jahre zog er mit einer Gesellschaft dahin, unter welcher sich der berühmte Daniel Boone befand. Ihre Nachrichten von der Pracht der Wälder und der Ueppigkeit des Bodens zog bald andere Auswanderer aus Virginien und den Carolinas nach, und fünf oder sechs Jahre nach dem ersten Zug Boone's über die Gebirge, während welcher Zeit er und seine Gefährten manche furchtbare Erfahrung von den Schrecken dieses irdischen Paradieses gemacht hatten, ward eine Niederlassung, in der sich auch seine Frau und seine Kinder befanden, in dem neuentdeckten Land gegründet. Von dieser Zeit an bis zum Siege des Generals Wayne über die westlichen Indianer, lag das Land dem andauernden Strome der Einwanderung aus dem Osten offen.

Aber während dieser 20 Jahre hatten die Kolonisten in Kentucky und Tenessee unsägliches Ungemach zu dulden. Jene Art von Sicherheit, welche die ersten ohne festen Wohnsitz umherschweifenden Abenteurer genossen, war in dem Augenblick zu Ende, wo eine größere Menschenzahl herüberkam und dauernde Niederlassungen gegründet wurden. Selbstvertheidigung war nun die Hauptsache. Die neuen Ansiedler wollten ferne von der Regierungsgewalt des Mutterstaats leben, also waren sie auch ferne von seinem Schutze, und ihre Sicherheit hing, nächst Gottes Schutze, nur von ihrer eigenen Wachsamkeit und ihrem eigenen Muthe ab. Einige nebeneinanderstehende Loghütten wurden deßhalb immer mit einem Graben und starken Pallisaden eingeschlossen. Viele dieser kleinen Kolonien wurden mit Stumpf und Stiel ausgerottet, eine größere Anzahl verlassen, und die erschreckten Bewohner entfernten sich aus dem düstern Blutgrund (dark and bloody ground). Den einzelnen Kämpfen und Scharmützeln mit den Indianern folgten allmählich Gefechte zwischen größern Abtheilungen, und mehr als Einmal blieben die Wilden Sieger. Man rechnet, daß vor dem Jahre 1790 nicht weniger als 3000 Personen ermordet, oder in Gefangenschaft geschleppt wurden.

Digitized by Google

Dennoch dauerte der Kampf fort, neue Auswanderer strömten in das Land, sie warfen ihren letzten Blick auf die unfruchtbaren Hügel und erschöpften Felder der alten Staaten, und zogen mit Weib und Kind, mit Sklaven und Vieh hinüber in das Land der Verheißung. Die Aeltern mochten wohl in mancher schweren Stunde sehnsüchtig zurückblicken auf das verlassene Land, wo sie unter harter Arbeit, doch sicher gelebt hatten, aber die Kinder wuchsen empor, und die Schrecken und Gefahren ihrer Lage fesselten sie nur um so inniger an den schwer erkämpften Boden. Farm an Farm ward nach und nach gebaut, und der Indianer wich allmählich vor der wachsenden Anzahl. Wege wurden angelegt zwischen den allmählich wachsenden Dörfern und Städtchen, Obrigkeiten wurden gewählt, und das Land gewann schnell ein anderes Ansehen. Doch ward Friede und Ruhe vor Ende des letzten Jahrhunderts, wo die Macht der indianischen Bünde gebrochen wurde, nicht befestigt.

Jetzt wurde aber allmählich das Bedürfniß des Unterrichts und der religiösen Unterweisung, so wie eines regelmäßigen Schutzes der Gesetze lebhaft gefühlt. Mit den kühnen Abenteurern war auch mancher Verbrecher über die Berge herübergezogen, und dieß veranlaßte die Bessern eines jeden Distrikts, sich unter einander zu verständigen, um Uebelthäter zu bestrafen. Die Regulators, so nannte man die mit dieser eigenthümlichen Justiz beauftragten Leute, waren gewiß äußerst nützlich und ihr Verfahren in den meisten Fällen gerecht, obgleich die summarische Art, wie die Strafe, oft sogar die Todesstrafe, in Ausübung gebracht wurde, etwas Abscheuerregendes hat. Viele von den Vätern Kentucky's waren gewiß keine unmoralischen Menschen, ihre Religion scheint aber, den groben Aberglauben abgerechnet, mehr von den Indianern als von Christen entlehnt, und indianische Religionsbegriffe sind noch jetzt weit verbreiteter, als man gewöhnlich glaubt. Als sich mehrere Familien vereinten, und Religiosität mehr Bedürfniß wurde, entstanden aus Mangel an gehörigem Unterricht die bekannten Camp-Meetings, in denen man sich zu gemeinsamer Gottesverehrung vereinigte. Was aber damals gut und vielleicht nothwendig war, ist jetzt bei einem verschiedenen Zustand der Dinge fast durchaus entschieden schlecht. Statt der einfachen Vereinigung einer Anzahl Familien unter dem dichten Schatten des Waldes, um das Wort Gottes zu hören, gemeinsam zu beten und die Sakramente zu empfangen, sieht man jetzt häufig in Theilen des Landes, wo es durchaus nicht nöthig ist, Tausende zusammenströmen, keineswegs zu frommem Zwecke. Ja selbst die Frömmigkeit nimmt ein fanatisches Wesen an, im Uebrigen aber herrschen Intriguen, Liederlichkeit, Wahlumtriebe, Handel und Betrug in dem neuern Camp-Meeting, das zu dem jetzigen Stand der Gesellschaft so wenig paßt, als die Regulators der alten Zeit. Diese summarischen Achtsvollstrecker haben freilich jetzt ordentlichen Richtern Platz gemacht, etwas den Regulators Aehnliches soll jedoch immer noch in einigen entlegenen Winkeln des Mississippithals herrschen.

Was das Geschlecht der Backwoodsmen betrifft, als deren Patriarch Boone betrachtet wird, so dienten sie hier offenbar einem eigenthümlichen Zwecke, und als dieser erreicht war, wurde ihnen das Land zu eng. Als der Kampf durchgefochten und das Land gewonnen war, fiel Boone in die Schlingen des Gesetzes, und ward von seinem kleinen Antheil des reichen Erbes vertrieben, das er und seine Gefährten ihren Landsleuten errungen hatten. Unwillig über die kalte Form und das hohle Wesen der Gesellschaft, nahm er noch Einmal die Axt und die Büchse auf die Schulter, wandte dem wohl bevölkerten Lande den Rücken, und suchte mit seinem Weibe, die ihn 30 Jahre früher bei seinem ersten Auszug begleitet hatte, eine Zuflucht im fernen Westen jenseits des Mississippi, wo er in hohem Alter im J. 1818 starb.

Bemerkungen
über die französischen Besitzungen in Afrika an der Küste des Mittelmeeres.

(Fortsetzung.)

Besonders interessant wird dieses Land durch die verschiedenen Völkerstämme, die es bewohnen, wie es denn von jeher das Schicksal gehabt hat, eine Menge fremdartiger Bestandtheile der Bevölkerung aufzunehmen. Phönizier, Griechen, Römer, Vandalen, Gothen, Normänner, Franken, Juden, Neger, Araber und Türken haben sich im Laufe der Zeit hier Wohnplätze und die Ureinwohner der Berberei zu verdrängen gesucht. Der ausgebreitetste und vielleicht eigentlich eingeborne Stamm ist der der Beduinen, *) die weniger in den Städten, als auf dem Lande und auf den Bergen wohnen. Sie sind wild, heimtückisch, rachsüchtig, undankbar, und kennen keine andere Tugend, als die der Gastfreundschaft, sobald der Gast empfohlen ist. Ihre Gestalt ist groß und kräftig, kleine funkelnde Augen und eine braune Farbe deuten die glühende Zone an, unter der sie wohnen. Ihre Tracht ist höchst einfach: ein weißer, von leichter Wolle gemachter Mantel oder vielmehr ein Lacken — man könnte es, glaub' ich, mit der römischen Toga vergleichen — ist fast ihre ganze Bedeckung. Sie tragen keinen Turban, wie die Türken, sondern binden ein weißes Tuch von demselben Stoffe um den Kopf, und befestigen es mit einem Seile von Kamelhaaren, das sie für heilig und ihren Talisman halten. Statt der Schuhe tragen sie eine Sohle von Ziegenfell mit den Haaren darauf, die sie mit Bindfaden befestigen. Ein langes gebogenes Messer, welches sie in einer Scheide tragen, und ein gewaltig langer Stock sind ihre Waffen, die sie beständig mit sich führen. Ihr Haupthaar ist ganz abgeschoren, nur auf der Mitte des Scheitels lassen sie einen Büschel stehen, der drei- bis vierfach geflochten wird. An diesem, glauben sie, werden sie von Muhammed in das Paradies gezogen. Die Frauen sind fast eben so gekleidet, mit dem Unterschiede, daß die reichern unter ihnen bisweilen weite weiße Beinkleider tragen, die unten zugebunden sind, so wie sie sich auch gelber Pantoffeln bedienen. Ihr Gesicht, die Hände und Füße pflegen sie zu tätuiren oder wenigstens zu zeichnen; diese in der Form eines Sterns, wie mir schien mit Pulver eingeriebenen Figuren haben sie auf Stirn, Nase, Kinn und Wangen, und an

*) Der Verfasser wirft hier wohl gleich den Franzosen Kabylen und Araber durch einander.

Digitized by Google

den Füßen auf dem Spanne. Bei den Männern sieht man davon nichts. Die Reichern unter ihnen, als die Tributherrn oder Scheikhs tragen zuweilen eine Art Halbstiefel von rothem Leder mit eingedruckten Figuren. Ihre Lebensart ist höchst einfach; ihre ganze warme Küche besteht in einigen Speisen von Mehl, das sie aus Mangel an Mühlen zwischen zwei Steinen reiben, und wenig Fleisch. Feigen, von denen sie eine Art Kuchen bereiten, oder die sie getrocknet in Oel tauchen, sind ihre gewöhnlichste Nahrung, Kaffee und Milch ihr immerwährendes Getränk. Gibt es gleich in der Nähe der Küste einige Dörfer, die nicht transportabel, sondern immer bewohnt sind, in denen man Häuser findet, d. h. vier Wände mit etwas Schilf bedeckt, so wohnen doch die meisten in Zelten, und führen ein wanderndes Leben. Ihre Zelte sind groß, rund, oben spitz zulaufend, mit schwarzen wollenen Decken überzogen. In demselben wohnt der Beduine mit seiner ganzen Haushaltung; draußen stehen die Pferde, Esel und Kamele. Um das Entlaufen zu sichern, schlagen sie starke Pfähle in die Erde, verbinden die Vorderbeine der Thiere durch Stricke, und heften diese an die Pfähle. Als wir im vergangenen Sommer bei Oran mit unserm Lager in die Nähe eines solchen Nomadenstamms gekommen waren, und Beduinen täglich an uns vorbei mit ihren Thieren zur Quelle zogen um Wasser zu holen, selbst in unser Lager kamen und uns Tabak schenkten, benutzte ich die Gelegenheit, mit einigen Bekannten das Zeltdörfchen zu besuchen. Ich konnte mich durchaus nicht über die Aufnahme beklagen; freundlich bot man mir Milch, Kaffee und Früchte, und ich fand, daß die getrockneten Feigen, in Oel getaucht, nicht so übel schmecken, als ich mir vorgestellt hatte. Es war das Zelt des Scheikhs, in das ich eintrat. Obschon einige gewirkte Decken darin ausgebreitet waren, so fehlte es dem Ganzen doch sehr an Sauberkeit. Den Scheikh erkennt man leicht an seinem Mantel, der zur Auszeichnung mit 4—5 weißen Troddeln, die in der Gegend des Nackens angebracht sind, geziert ist. Dabei scheinen sich diese Herrn nicht häufig der Sonne auszusetzen, sie zeichnen sich sowohl durch ihren weißern Teint, als durch die Zartheit ihrer Hände und ihre stolzere Haltung aus. Sie arbeiten nicht das Geringste, ihr einziger Zeitvertreib ist rauchen und Kaffee trinken. Der Scheikh, in dessen Zelte ich war, hatte drei Frauen, die zu seiner Unterhaltung und Bedienung, die Beine — gleich ihm — übers Kreuz geschlagen, neben ihm saßen, ohne sich zu beschäftigen. Außerdem bemerkte ich zwei Kinder und einige fast ganz nackte Sklaven, welche die Geschäfte des Hauses besorgten. Diese Reichern haben die Gewohnheit, nach Entwöhnung der Kinder die Milch ihrer Weiber, gleich den Säuglingen, zu trinken, und mehr zu diesem als zu jedem andern Zwecke kaufen sie die Weiber. Obschon der Menschenhandel von dem französischen Gouvernement streng untersagt ist, so wird er im Geheimen doch sehr stark betrieben. Die Beduinen, die unter sich, d. h. Stämme oder Dörfer gegen Dörfer, in beständigem Kriege leben, und sich wo sie können, berauben, machen den Raub der Kinder zu ihrem Hauptgewerbe, um sie später, wenn sie erwachsen sind, an die Türken oder Araber zu verkaufen. Das Hausgeräth der Beduinen ist eben so spärlich, als ihre Bedürfnisse gering sind. An Tische und Stühle ist nicht zu denken; die Schüsseln und Löffel sind von Holz. Zum Holen und Aufbewahren des Wassers bedienen sie sich der Ziegenfelle. Nach Bedürfniß hängen sie zwei oder drei über ihre Esel und gehen zur Quelle, um sie zu füllen. In denselben Fellen bewahren sie auch ihre Milch auf, und um Butter zu machen, beginnen sie folgendes Manöver: die mit Milch angefüllte Haut wird gut befestigt, auf die Erde geworfen, eine Zeit lang hin und her gerollt, und endlich so lange mit starken Stöcken geschlagen und gepeitscht, bis die Milch durch die fortwährende Erschütterung zu Butter wird. Diese Butter ist indeß, da sie stets voller Ziegenhaare ist, höchst unappetitlich und schwer zu reinigen.

Das Laster ist bei ihnen zu Hause. Sie morden und rauben, wo sich ihnen die Gelegenheit darbietet, besonders überfallen sich die Stämme, um sich das Vieh einander zu stehlen. Das unnatürlichste aller Laster, die Knabenliebe, ist bei ihnen durchaus einheimisch, ja es ist gewiß, daß die Männer, um nach einem Streite mit ihrem Weibe sich zu rächen, sich ihrer eigenen Söhne in Gegenwart der Mutter bedienen. Im Kriege sind sie unmenschlich, die Gefangenen werden nicht bloß von ihnen getödtet, sondern nachdem sie dieselben durch Abschneiden der Ohren, Nase und Geschlechtstheile verstümmelt haben, martervoll niedergemetzelt. So zerfetzt fanden wir eine Patrouille von zwanzig Chasseurs, die bei Budschia in ihre Hände gerathen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerkleidung der russischen Landleute.

Die Sommerkleidung eines Leibeigenen besteht in einem gefärbten Hemde, einer gefärbten Strumpfhose, beide entweder von Leinwand oder von Baumwolle, und einem paar Stiefel. Das Hemd läßt er über die Hose hinunterhängen; hingegen zieht er die Stiefel über diese. Eine solche Kleidung kostet ihn vier Rubel Papiergeld, oder ungefähr 4 fl. 51 kr. rhein. Für das Hemd und die Hose bezahlt er 2 R. 50 K. und für die Stiefel 1 R. 50 K.

Die Sommerkleidung der russischen Landmädchen ist eben so leicht als diejenige der Männer. Der Körper muß sich in derselben ganz behaglich befinden; kämen ihr etwas mehr Geschmack und Nettigkeit zu Hülfe, so wäre sie hübsch zu nennen.

Sie besteht aus einem Hemde, einem langen, vorn zugehefteten Kleide, Sarafan genannt, farbigen Strümpfen und schwarzen mit Nesteln, welche hochrothes Leder deckt, zusammengebundenen Schuhen. Das weiße Hemd schließt sich um den Hals, und hat außerordentlich weite, um die Hände aber enge anschließende Aermel. Buntrothe, über die Achseln geworfene Bänder tragen das farbige, bis über die Hälfte des Busens reichende, roth beborderte Kleid. Ein gleichfarbiger Gürtel umschließt unter der Brust den uneingezwängten Leib. Die Haften und Oechsen deckt ein ebenfalls rothes, oft gesticktes Band; dieses zieht sich von dem Busen bis zum Saume des Kleides hinab. Um die gescheitelten Haare flattert ein breites gesticktes Goldband; an dem Hinterhaupte hängen sie in zwei geflochtenen Zöpfen, an deren Enden lange schwarze Bänder befestigt sind, hinunter.

Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von derjenigen der Mädchen einzig durch den Kopfputz. Sie steht ihnen aber nicht so gut wie diesen, denn sie glauben ihre Brüste, als Weiber, tief zum Bauche hinunter zwingen zu müssen. Der Kopfputz ist eine Mütze von Pappendeckel, Kokoschnik genannt, welche bald mit einem einfachen weißen, bald mit einem bunten, zuweilen auch mit einem gestickten Stoffe überzogen ist. Gewöhnlich werfen sie über dieselbe noch ein farbiges, zuweilen ein seidenes Tuch, welches zugleich um den Hals geschlungen und am Genicke gebunden wird. Unter dieser Mütze werden die Haare sorgfältig ver-

Digitized by Google

sorgen; denn eine ehrbare verheirathete Russin darf diese den Augen der Männer nicht mehr zeigen. Der duldsame Priester selbst würde eine Uebertretung dieses Gebrauches rügen.

Der Einfall der Kaffern auf das britische Gebiet.

(Fortsetzung.)

Am 20 erhielt Obrist Smith Depeschen, die gefährliche Lage der dem Tod entgangenen Missionäre und Handelsleute betreffend, die sich noch immer auf dem Gebiet der feindlichen Häuptlinge befanden. Um 8 Uhr brach Major Cox, nur von einer Bedeckung begleitet, mit dem Auftrage aus der Stadt auf, am Kayenfluße, zu Fort Beaufort und Fort Wiltshire eine hinreichende Macht an sich zu ziehen, um den Rückzug seiner Leute in die Kolonie zu decken. Am 25 waren 250 Mann beisammen, und am 26 mit Tagesanbruch machte sich diese Abtheilung nach Burns-Hill auf den Weg, wo sie an demselben Abend ankam. Ein heftiger Regen war eingefallen, da man aber eine Anzahl Kaffern in der Nähe gesehen hatte und es wahrscheinlich war, daß die Flüsse bald nicht mehr zu passiren seyn würden, so machten die Truppen, begleitet von allen Europäern, welche in dieser Gegend mit dem Leben davon gekommen waren, 35 an der Zahl, sich sogleich auf den Rückweg.

Matawa, ein Bruder Tyali's und Macomo's, begleitete die Missionäre auf deren Ansuchen. Auf ihrem Wege nach der Kolonie stieß die Vorhut auf einen Trupp Kaffern, welcher Hornvieh aus der Kolonie vor sich vertrieb. Diese Marodeurs wurden sogleich angegriffen, ihnen hundert Stück der am Kayenflusse geraubten Ochsen abgenommen und zwanzig Kaffern getödtet.

Fast alle im Kaffernlande wohnenden Missionäre kamen glücklich nach Grahams-Town; nur Herr Brownlee blieb noch immer auf seiner Station am Büffelflusse, und war, wie er sagte, entschlossen, da auszuharren. Herr Ayliff befand sich entweder auf Hinza's Gebiet oder bei den benachbarten Tambooki's, und Herr Dugmere war noch immer auf der Missionsstation Wesleyville. Nachdem die Station Mount Coke verlassen worden war, schickte Umgai vier Mann ab, um des Nachts im Missionsgebäude zu schlafen; während diese aber sich da befanden, rückten die Kaffern unter den Häuptlingen Isiwolo und Kasana an, schlugen die Fenster ein und steckten am folgenden Tage das ganze Dorf in Brand. Die eben erwähnten Häuptlinge gehören zu dem Stamme Slambie's, und haben das Land vom Orte (einem ungefähr vier Meilen von Wesleyville entfernten Fluß, der in den Keiskamma fällt) bis zu den Flüssen Tamacha und Umtati inne. Hinza zog sich nach Butterworth zurück, das er unter die Aufsicht eines seiner vornehmsten Anhänger stellte, was er kurz zuvor, als er von dem Missionär darum gebeten wurde, zu thun sich geweigert hatte.

Folgende drei Umstände scheinen diesem verschmitzten Häuptling Furcht erregt zu haben: 1) Daß die Boers, mit denen er nach dem Judwe zurückkehrte, ihn verließen; 2) die Zerstörung von Eno's Kraal durch das Kommando unter Major Cox; 3) die in der Kolonie geblieb'ne bedeutende Anzahl Kaffern. Es war vorauszusehen, daß er Alles aufbieten würde, um als schuldlos zu erscheinen, wogegen doch Alles, was man sowohl vor Anfang des Kriegs, als auch seit dem Beginn desselben von ihm wußte, sprach. Es war wohl bekannt, daß zahlreiche Haufen von Kaffern, von denen mehrere als Leute Hinza's erkannt wurden, von der andern Seite des Büffelflusses sich dem Einfall in die Kolonie anschlossen, und daß große Heerden weggetrieben wurden, die jetzt auf Hinza's Gebiet weiden.

Ein anderes interessantes Ereigniß war die Ankunft der Herren Fynn und Shepstone in der Kolonie, die von dem Häuptling Cobus begleitet waren, der sich freiwillig als Geißel für die Treue seiner Brüder und ihrer Leute stellte. Dieser Schritt entrüstete die feindlichen Stämme aufs Höchste, und obschon sogleich von der Regierung Unterstützung abgeschickt wurde, so hatte man doch alle Ursache zu fürchten, daß die beiden Brüder Pato und Kama als Opfer ihrer rachsüchtigen Landsleute fallen würden.

Obrist Smith setzte indeß seine Operationen eifrigst fort. In der Nacht des 14 und im Laufe des 15 Februars wurden die Kafferstämme von Eno, Botma, Dushanie und einige von Macomo aus den festen Stellungen, in die sie sich am 12 Abends geworfen hatten, verjagt und über den Keiskamma zurückgetrieben. Das Vieh, welches den Engländern seit dem 12 wieder in die Hände fiel, belief sich auf ungefähr 4000 Stück Hornvieh, nebst vielen Schaf- und Ziegenheerden und einigen Pferden. Die Truppen thaten bei diesem Anlaß ihre Pflicht auf eine ausgezeichnete Weise.

Am 18 Februar kamen zwei Kafferweiber auf die Niederlassung am Kayenflusse, von denen man im Laufe des Gesprächs erfuhr, daß der Häuptling Tyali mit seinen und einigen von Hinza's Leuten sich zu einem Einfall in diese Gegend bereite. Obschon man, durch solche Angaben schon öfter getäuscht, keinen Werth auf dieselbe legte, so hielt Kapitän Armstrong, als er davon hörte, doch für angemessen, am 19 mit Tagesanbruch starke Patrouillen zum Schutz der Heerden auszuschicken.

Diese Patrouillen sandten bald Nachricht, daß eine große Abtheilung Kaffern am Amatolflusse gesehen worden sey, und daß zahlreiche feindliche Trupps aus den Schluchten rings um die Ansiedlung hervorbrächen. Zugleich liefen von so vielen Punkten Forderungen um Verstärkung ein, daß oft nicht mehr als 30 Mann zu Beschützung des Lagers und der Weiber und Kinder zurückblieben.

Der Feind griff die Kolonialtruppen sehr entschlossen an, wurde aber auf allen Punkten tapfer zurückgeschlagen. Er machte die größten Anstrengungen, um sich der Heerden zu bemächtigen, was ihm jedoch so wenig gelang, daß man ihm vielmehr fünf Pferde abnahm, welche früher von der Niederlassung gestohlen worden waren; 67 Kaffern wurden getödtet und viele verwundet; die Kolonialtruppen hatten nur zwei Todte, und ein Mann und ein Weib wurden schwer verwundet.

Die Station des Missionärs Brownlee am Büffelflusse wurde an dem einen Tage geplündert und am andern angezündet, wobei er alle seine Bücher und sein ganzes Eigenthum verlor. Dasselbe Schicksal war für Wesleyville zu befürchten, wo sich sehr Werthvolles der Wesleyanischen Missionsgesellschaft und der dort stationirten Missionäre befand, von dem aus Mangel an Wagen nur sehr wenig weggeschafft werden konnte.

Das Benehmen der Häuptlinge Pato und Kama war sehr wacker. Sobald ihnen von der Regierung das Ansuchen zukam, die Handelsleute und andere britische Unterthanen nach den Gränzen der Kolonie zu geleiten, trafen sie ohne Verzug die nöthigen Anstalten. Pato selbst führte die Eskorte, welche ihre Schützlinge nach dem Beka führte; das Land zwischen diesem Strom und dem großen Fischflusse war von den Leuten dieser freundlich gesinnten Häuptlinge besetzt.

Herr Brownlee berichtete, daß die feindlichen Kaffern sich nach den Gebirgsgegenden im Norden und Nordosten vom Kafferlande zurückzögen, ein Landstrich, in welchem es eine Menge von festen Stellungen gibt, denen fast nicht beizukommen ist. Eine solche Stellung ist jedoch für Kaffern, die so sehr mit Vieh überhäuft sind, nicht lange haltbar. Ihre Heerden machen ihren Reichthum aus und liefern ihnen den Lebensunterhalt; sind sie dieser beraubt, so ist auch das Volk überwunden.

(Schluß folgt.)

Aus einem unter der Aufsicht der Minenverwaltung in Frankreich am Ende des Jahres 1835 entworfenen Bericht befanden sich auf französischem Gebiet 947 Dampfmaschinen mit 14.746 Pferdekraft. Von diesen sind 759 in Frankreich und 144 auswärts verfertigt; von den 46 übrigen kennt man den Ort der Fabrikation nicht. Im J. 1835 allein wurden 150 aufgestellt, wovon nur fünf aus fremden Fabriken. Von den 903 Maschinen, deren Herkunft bekannt ist, waren 334 von niederem Druck und 569 von hohem Druck. Am 1 Januar 1834 befanden sich in Frankreich 95 Dampfschiffe, außer denen im Dienste der Regierung. Diese hatten zusammen 118 Maschinen, 82 von niederem und 36 von hohem Druck. Die erstern wurden gebaut, als noch das System niedern Drucks besonders in Gunst war.

Berichtigung.

In Nr. 258. S. 1032. Z. 37 der ersten Spalte v. oben lese man statt Civilkommissionär Civilkommissär.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Leidenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 262. 19 September 1835.

Das Aufwogen des Meeres an einigen westindischen Inseln.

Die Fluth an der Mündung großer Ströme drängt deren Wasser zurück, und verursacht ein Aufwogen des Wassers oft von 12 bis 15 Fuß. Der Ganges bietet diese Erscheinung dar, das Aufwogen an der Mündung des Amazonenstroms ist so heftig, daß man den Lärm auf zwei Legnas weit hört, und am Flusse Aurary steigt die See statt der gewöhnlichen Fluth in weniger als 5 Minuten 40 Fuß hoch, und läuft eben so schnell wieder ab. Ganz verschiedener Art, aber nicht minder gefährlich für die Schifffahrt, ist das Aufwogen der See an einigen westindischen Inseln, wo man es „the Ground," oder wie in Jamaika die „Nordsee" nennt. Die See steigt und fällt bei ruhiger Luft, wenn gar kein Anzeichen vorhanden ist, daß ein Sturm vorherging, und sogar, wenn leichte Südwestwinde seit geraumer Zeit geweht haben. Die Wellen kommen anfangs leicht gekräuselt heran, erheben sich aber plötzlich gegen das Ufer, und brechen sich mit dem größten Ungestüm. Manchmal steigt die See allmählich, meist aber ganz unerwartet, und die Wellen erreichen eine ganz ungewöhnliche Höhe. Ihr Kamm ist mit Schaum bedeckt, welcher, wenn die Wellen gegen die Klippen anschlagen, unter lautem donnerähnlichem Gebrüll über 100 Fuß in die Luft geschleudert wird; dieses Gebrüll sinkt dann herab zum rollenden Getöse, das die von den Wogen hergeführten Felsentrümmer im Hinabgleiten verursachen. Welle folgt nun auf Welle in rascher Reihenfolge, und nur nach der dritten scheint eine augenblickliche Pause einzutreten. Die See gewinnt auf mehrere Meilen vom Ufer ein besonderes Ansehen, verschiedene Tinten vom hellsten bis zum dunkelsten Blau bilden einen scharfen Kontrast mit dem schneeigen Schaum der gegen verborgene Felsen anschlagenden Wogen, und der weißen längs der ganzen Küste sichtbaren Linie. Die östlichen Bahamas, die nordöstliche Küste Jamaika's und St. Domingos, namentlich aber Puerto Rico, die virginischen Inseln, und in geringerem Grade die nördlichen Caraiben, sind dieser Erscheinung ausgesetzt.

Da die wirkende Ursache dieses plötzlichen Ansteigens der See längs dem Ufer nicht augenfällig, und die Luft während der Erscheinung gewöhnlich ruhig ist, so haben die Bewohner den Grund davon bald in unterseeischen Erdbeben, bald im Einflusse des Mondes u. s. w. gesucht. Man kann es indeß als Regel betrachten, daß wenn der Wind sich auf einige Tage gegen Norden wendet, so erfolgt ein Aufschwellen der See an dem nördlichen Ufer der Inseln, der Grund ist also wohl in den Stürmen des atlantischen Oceans, und an den nördlichen Küsten Amerika's zu suchen. Die Reibung des Windes an der Oberfläche des Meeres verursacht Erhebungen des Wassers, die, namentlich wenn der Wind über eine große Fläche herweht, immer mehr zunehmen: finden diese nun keinen Widerstand und haben sie hinlängliche Tiefe unter sich, so rollen sie in der Richtung des Windes fort, wie natürliche Wellen, bis sie an dem Ufer einer Insel zurückprallen und sich dann plötzlich zu einer ungewöhnlichen Höhe erheben. Die Zeit, wo diese Anschwellungen beginnen, fängt gewöhnlich mit dem Oktober an, und dauert mit Unterbrechungen fort bis zum April und Mai. Wer mit der Küste von Nordamerika bekannt ist, weiß, daß in dieser Zeit sehr häufig Stürme herrschen, und der Umstand, daß ein Nordwind einem solchen Aufschwellen vorangeht oder folgt, oder mit demselben eintritt, und daß nur die nördlichen Küsten davon betroffen werden, bestätigt diese Ansicht. Ein Blick auf die Karte des atlantischen Oceans zeigt, daß Puerto Rico und die virginischen Inseln den durch nördliche Stürme an der amerikanischen Küste oder auf dem Meere von 55 bis 70° O. L. hergeführten Wellen zuerst ausgesetzt sind. Der das Aufschwellen begleitende, oder denselben vorangehende Wind kommt gewöhnlich von Nordosten, die Wellen werden deßhalb in südwestlicher Richtung fortgetrieben, die Bahamas und Bermuden können dann verschont bleiben, aber die Nordostküste von Jamaika und die Inseln von Barbados bis Puerto Rico, so wie die virginischen Inseln erfahren den ersten Stoß.

Man hat gegen diese Ansicht eingewendet, wenn die Stürme auf dem atlantischen Meere daran Schuld seyen, so müßte die ganze Meeresstrecke zwischen diesen Inseln und dem Schauplatz des Sturms in unruhiger Bewegung seyn. Dieß ist wahr, aber es müssen sich auf dieser Strecke nicht bloß durch zufällige Umstände hoch erhobene Wellen finden. Eine natürliche Welle erhebt sich im tiefen Meere 12 Fuß, noch andere gegen 20 Fuß hoch; da jedoch mit dem Sturm auch die erzeugende Ursache aufhört, so müssen die Wogen nach und nach an Höhe verlieren, und minder auffallend werden, als an Küsten, wo sich ihnen

Digitized by Google

Hinderniſſe in den Weg ſtellen. Der nördliche Wind wirkt indeß immer noch auf ſie, und macht, daß ſie nicht ganz ſinken können; duech den Umſchwung der Eede erhalten ſie zugleich eine mehr oder minder weſtliche Richtung, und wenn ſie nun an den weſtindiſchen Inſeln anlangen, und ihren Weg durch Riffe und Ufer geſperrt finden, ſo oeeuefacht das Zuſammenſchlagen mehrerer Wellen das laute Geeäuſch, von dem das Aufſchwellen immer begleitet iſt, und das Wochen lang fpetdauert, wenn zugleich ein nöedlicher Wind herrſcht. Ein Sturm im Süden wird gleichfalls ein Aufſchwellen an der Südſeite dieſer Inſeln veranlaſſen, und während des Sturmes vom 30 oder 31 Auguſt 1833 wuede auch daſſelbe mit großer Heftigkeit verſpüet, aber die Brandung wird weder ſo ſtark, noch dauert ſie ſo lange als am nöedlichen Ufer, weil die Gruppe der oirginiſchen Inſeln theils durch die kaeaibiſchen, theils duech die kolumbiſchen Küſten geſchützt werden.

Es iſt oben bemerkt woeden, daß die oirginiſchen Inſeln und das nördliche Ufer von Porto Rico dieſem Aufſchwellen der See am meiſten bloßgeſtellt ſind, und der Anblick dieſer Küſten zeugt hinlänglich von der Gewalt der anprallenden Wogen. Die Seeſeite der kleinen Inſel Camanoes, Guana, Joſt oan Dyke's, Tobago, Loango, Green Island und Thatch Kap, ſo wie ein Theil des Ufers von Tortola und das ganze nördliche Ufer von St. Thomas, beſteht aus ſcheoffen Klippen von meiſt ungeſchichteten Felſen, in welchen die Gewalt der Wogen eine Menge Höhlungen gebildet hat. Man hat ſogae Fälle beobachtet, wo das Waſſer, nachdem es eine tiefe Höhlung ausgegraben, fort und foet mit Gewalt ſich hineindeängte, bis die zuſammengepreßte Luft ſich einen Ausweg bahnte. Das Geräuſch, welches dieſe zuſammengepreßte Luft in den Zwiſchenräumen zwiſchen den Wellen veruefacht, gleicht in der Feene dem Geſchützesdonner.

Dieſes Aufſchwellen des Meeees veehindeet oft die Verſendung der Erzeugniſſe, und iſt Urſache, daß die kleinern Inſeln nicht angebaut werden, denn es hat ſich ſchon der Fall ergeben, daß die Verbindung mit den geößern Inſeln auf geeaume Zeit unterbeochen wurde, und die Bewohner der kleinern wahee Hungersnoth litten.

Eigenthümlich iſt die Aet, wie die Natur dieſe Inſeln vor der völligen Zerſtöruug geſichert hat: meiſtens liegen große Koralleneiffe ove den Ufern. Auf der Inſel Anegada bildeten die Wellen Sandhügel, zum Theil 40 Fuß hoch, und zwar nicht nue Eine Reihe, ſondern mehrere hinter einander, die ſich bald konſolidirten und mit Seepflanzen bedeckten. Dieſe Hügel dehnen ſich mehrere Meilen in öſtlicher Richtuug aus, dann beginnen Felſen, ſtatt Sand ſind Stücke Kalkſtein und Korallen aufgehäuft, und ſchützen das Land, das hier die Korallenriffe nicht mehr decken können, da ſie wegen der großen Nähe am Ufer die Wuth dee Wellen nicht mehe brechen. Von dem weſtlichen Ende von Anegada zieht ſich faſt bis zum Oſtende voa Joſt van Dyke's Inſel eine Untiefe, die aus fortgeſchwemmteu Sand beſteht, der vielleicht ſeit Jahrtauſenden hier aufgehäuft wuede: die fortſchaffende Kraft der Wellen, deren Steömung doch nur 4000 Schritte in der Stunde beträgt, ſcheint ungemein groß, und die verſchiedenartige Fäeburg des Meeees, die ſchon erwähnt wurde, iſt niegends ſtärkee, als eben in der Umgegend dieſer Untiefe.

Bemerkungen
über die franzöſiſchen Beſitzungen in Afrika an der Küſte des Mittelmeeres.

(Fortſetzung.)

Die mit ihnen abgeſchloſſenen Verträge werden häufig veelezt, und wenn wir gleich in Oean zuletzt mit ihnen ſcheinbar in Frieden lebten, ſo war doch Vorſicht immer nöthig. Obwohl ſie von der Kriegskunſt wenig Begeiffe haben, und die Eneopäer ihnen in jeder Hinſicht überlegen ſind, ſo iſt dennoch der Krieg mit ihnen beſchwerlicher und ermüdender als mit einer civiliſirten Nation. Dem Beduinen kann man zwar Muth und Tapferkeit nicht abſprechen, aber auch eben ſo wenig geoße Ausdauer zugeſtehen. Sie fliehen in größter Unordnung, ſobald ſie ihre Sache verloren ſehen, und ſie verlaſſen eben ſo ſchnell den Kampfplatz, als ſie raſch und mit unerhöetem Muthe den Angriff machen. Das Geweheſeuer ſcheuen ſie wenig oder gae nicht, ſie ſetzen ſich ihm mit großem Gleichmuth aus, während ſie das grobe Geſchütz, die Lanze und das Bajonnett füechten. Kämpfen ſie in einer Ebene oder in einem nicht zu ſchroffen Teerain, ſo findet man ſie beinahe alle deritten; ſie kommen ohne Ordnung, in ungeregelten Maſſen an auf Pferden, Eſeln, Maulthieren und zu Fuß; ihr wildes Allah-Geſchrei, ihre Aufmunterung zum Kampfe durch Abfeuern und Schwenken ihrer Gewehre höet und ſieht man ſchon von weitem. Wenn ſie in die Nähe des Feindes kommen, machen ſie Halt, und ſpeengen einzeln oder truppweiſe in geſtrecktem Carriere bis nahe an die feindliche Linie, feuern ab und kehren eben ſo ſchnell zu iheem Korps zueück. Sie bedienen ſich ſehr langer Gewehre, die mit vielen Ringen deſchlagen ſind, und ſehr weit tragen. Ihre Kugeln ſind mehr lang als rund, und auf zwei Seiten glatt geklopft, ſo daß ſie, wenn ſie die Luft durchſchneiden, ein förmliches Geheul oder Gepfeife hervorbringen, das bei den runden Kugeln der Europäer bei weitem nicht ſo ſtark iſt. Oft aber ſind ihre Gewehee in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß man ſie häufig aus Mangel an guten Schlöſſern Feuer anſchlagen ſieht, um das Pulver zu entzünden. Pulver und Blei tragen ſie in zwei vorn am Gürtel hängenden Taſchen. Das Schloß ihrer Gewehre gleicht etwa denen, wie man es an den antiken Gewehren der Deutſchen ſieht. Außer dem Feuergewehr iſt bei ihneu noch eine etwa drei Fuß lange mit einer eiſernen Spitze und einem Widerhaken verſehene Lanze gebräuchlich, die ſie ſehr geſchickt in den Feind werfen. Wie die Gewehre der Reichern mit ſilbeenen Ringen gezieet ſind, ſo ſind auch die Scheiden iheer Meſſer, die ſie vorn an einee Leibbinde teagen, mit vielen Schnörkeleien von Silber aufgeputzt. Der Sattel ihrer Pferde iſt hinten und oorn ſo hoch, daß er die Höhe der Heezgrube eeeeicht. Die Steigbügel beſtehen aus einem Stück Eiſen oder Meſſing; ſie ſind unten gefüllt und an beiden Seiten in die Höhe gebogen, ſo daß ſie faſt einem Schuhe gleichen. Wiewohl es ſcheint, als zingen ſie ohne Anführer in die Schlacht, und als ob jeder thun und laſſen könne, was ihm beliebt, ſo bemerkt man doch bei genauerer Beobachtung Führer, die die Truppen ermunteen und das Ganze überſehen. Nachts ſind dieſe Chefs mit Laeernen veeſehen. Unreegeßlich iſt mir der bart-

Digitized by Google

näckige Angriff des Blockhauses Salem bei Budschia. Obgleich dieses Blockhaus — von den Beduinen „Haus des Teufels" genannt — nahe bei der Stadt liegt, wurde es doch fast täglich angegriffen, weil es sie verhinderte sich der Stadt zu nahen. Als sie endlich sahen, daß ihre Kugeln die starken Bretter nicht durchdrangen, beschlossen sie einen Hauptangriff, und hielten seit mehrern Tagen zahlreiche Versammlungen, und überall erblickte man Feuer auf den Spitzen der Berge, sichere Zeichen eines bevorstehenden Angriffs. Morgens nach zwei Uhr kamen die Beduinen wirklich in großer Masse, und schienen Alles wagen zu wollen, um das Blockhaus zu vernichten. Sie drangen trotz unseres heftigen Feuerns aus demselben unaufhaltsam vor, und zwei ihrer Anführer, auf großen arabischen weißen Hengsten reitend, führten ununterbrochen neue Massen heran. Sie setzten sich mit solcher Unerschrockenheit dem Feuer aus, daß es ihnen wirklich gelang, Herren des Wallgrabens zu werden, die darin befindlichen Bretter, aus denen die Nägelspitzen nach oben gingen, umzukehren, selbst die beiden dort befindlichen Geschütze umzuwerfen, indeß andere mit Aexten und Beilen bewaffnet, die Thür einzuschlagen drohten. Nachdem mehrere Kanoniere getödtet waren, so hatten wir schon den Entschluß gefaßt, uns, um nicht eines qualvollen Todes zu sterben, sammt dem Blockhause in die Luft zu sprengen, als wir uns noch durch das Werfen der Handgranaten retteten. Bald war der Graben mit Todten angefüllt, und nach großem Verluste zogen sich die Feinde zurück. Die Todten lassen die Beduinen nicht auf dem Kampfplatze, sondern tragen sie, selbst mit Gefahr ihres Lebens, fort; daher kann man nicht leicht mit Sicherheit die Größe ihres Verlustes bestimmen. Die Weiber und Kinder machen bei ihren Angriffen gewöhnlich die Arrieregarde, und lassen sich durch Geheul und Geschrei aus der Ferne hören. Es ist nichts Neues, daß es bei ihren Feldzügen viele gibt, die entweder gar nicht, oder nur mit einem Messer oder Stocke bewaffnet sind; diese sah ich oft mit Laden der Gewehre beschäftigt, die sie den Vorsprengenden reichten. Ihre Angriffe sind dann am häufigsten, wenn im Felde die Früchte, als Feigen, Trauben u. s. w. gereift sind; denn sie haben keine Wagen, um sich mit Vorräthen und Wasser zu versehen, nur einige Esel mit Rosinen beladen begleiten sie. In dieser Zeit wiederholen sich aber auch ihre Angriffe so oft, daß ich z. B. in Budschia zwei Monate lang fast täglich ihnen gegenüberstand. Obschon die Beduinen in einigen Städten, wie in Constantine und Chermessen grobes Geschütz haben, so wissen sie es doch im Felde nicht zu handhaben.

Der Handel der Beduinen ist nicht bedeutend, könnte jedoch wichtig werden, wenn sie sich mehr zur Civilisation bequemten. Die Hauptgegenstände ihres Handels bestehen in Holz, Kohlen, Vieh, Früchten und in Salz, welches im Ueberfluß da ist. Mit diesen Gegenständen kommen sie nach Algier, Oran und Bona fast karawanenweise. Wichtiger ist der eigentliche Karawanenhandel, den aber nur diejenigen unter ihnen betreiben, welche feste Wohnplätze haben, und der von den Nomadenbeduinen oft gestört wird. Dieser Handel geht nach Tunis, Barca, Tombuktu, und auf der andern Seite in das marokkanische Gebiet. Den Fischfang betreiben sie wenig, zumal da diese Küste minder fischreich ist als andere des Mittelmeeres; und da sie selbst wenig Fahrzeuge besitzen, so ist ihnen die Gelegenheit zur Seeräuberei ganz abgeschnitten. Nur die Schiffe, welche das Unglück haben, an jener unwirthlichen Küste zu stranden, werden meist die Beute der wilden Horden. Die der Wuth der Elemente Entgangenen wartet auf der Küste ein qualvoller Tod, oder die Kette der Sklaverei.

Trotz ihrer Räubereien, trotz ihrer übrigen Laster, ehren sie doch die Gesetze ihrer Religion, und es ist zu bewundern, mit welcher Ehrfurcht sie ihre Religionslehrer, die unter dem Namen Marabus bekannt sind, behandeln. Diese Leute, die wahrscheinlich nur im hohen Alter zu dieser Würde gelangen, denn so oft ich deren gesehen, waren es Greise von 60 bis 80 Jahren, wohnen auf den Spitzen der höchsten Berge, und werden von dem Volke für heilig gehalten. Die Beduinen gehen häufig zu ihnen, um mit ihnen gemeinschaftlich ihr Gebet zu verrichten. Wenn ein Marabu in die Stadt herabkommt, führen Knaben sein Pferd, und jeder drängt sich zu ihm, um ihm Ehre zu erweisen, ihm Stirn und Wangen zu küssen. Das schneeweiße Haar und die ruhige Heiterkeit, die sich auf ihrem Gesichte ausprägt, gibt diesen Heiligen ein Ansehen von Würde und Biederkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Kohlenausbeute in Frankreich.

Man beutet in 52 Departements Kohlenminen aus; bis jetzt hat diese Industrie aber nur in den Departements de la Loire, du Nord, du Saone et Loire und de l'Aveyron, welche ⅔ des Gesammtbetrags liefern, eine große Bedeutung erhalten. Die Zahl der Minen beträgt 209, davon wurden aber im Jahre 1855 69 nicht ausgebeutet. Die in demselben Jahre ausgebeutete Masse betrug 15,741,450 metrische Centner, die an der Mine selbst mit 95 Cent. im Durchschnitt bezahlt wurden. Die Zahl der dabei angestellten Arbeiter beträgt 14,125, die Zahl der verwendeten Dampfmaschinen 190, welche zusammen 1193 Pferdekraft haben. Im Jahre 1789 betrug die Ausbeute 2,800,000 m. Ct., im J. 1812 6,685,000. Nach offiziellen Berichten beträgt die Ausbeute in England 16,188,000 Tonnen oder 161,880,000 m. Ct., also das Zehnfache der Ausbeute in Frankreich. Die Kohlen kosten zu St. Etienne 40 Cent. der Hektolitre, in Auvergne 60, zu Blanzy 80, zu Languin 1 Fr. 25 C., zu Anzin 85 C. bis 1 Fr. 25 C. In England kosten sie an den Minen von Newcastle 50 bis 50 C., in den Minen von Wales 25 bis 50 C. Bei den belgischen Minen wechselt der Preis z. B. in Mons von 55 C. bis 1 Fr. 90 C. Der hohe Preis der Kohlen in denjenigen Gegenden Frankreichs, wo keine Minen sind, ist eine Folge der mangelhaften Kommunikationsmittel.

Der Einfall der Kaffern auf das britische Gebiet.

(Schluß.)

Am 25 März begab sich Obrist Smith mit geringer Bedeckung von Fort Wiltshire nach Block-Drift, wo er über den Fluß Chusie ging. Von da schlug er den Weg von Chumie nach Lovedale ein, eine vormals zur Glasgower Missionsgesellschaft gehörige Station, welche ebenfalls verwüstet worden war. Hier sah man einen ganz bewaffneten riesigen Kaffer in den Ruinen eines Hauses sich verbergen. Da er auf eine Aufforderung, sich zu ergeben, mit einer Assagaye antwortete, so wurde er erschossen.

Am 25 März erhielt Obrist Smith von dem Feldkommandanten Rademeyer Nachricht, daß der Häuptling Pato ihn benachrichtigt habe, daß der Feind ihn und auch einen der Posten Rademeyers am Keiskamma überfallen und dann seine alte Stellung im Fischfluß-Busche wieder einnehmen wolle. Obrist Smith traf sogleich die nöthigen Anstalten; eine starke Patrouille wurde nach der Stelle des Flusses geschickt, wo der Feind denselben von seiner Stellung am Amatoli aus passiren mußte, wenn er den beabsichtigten Angriff ausführen wollte. Diese Patrouille

Digitized by Google

erhielt ferner noch die Weisung, der Spur des Feindes, wenn sie dieselbe finden sollte, zu folgen, wohin sie auch führen möchte. Obrist Smith selbst übernahm das Kommando der Truppen, die aus 200 von den Swellendam Boergers, 100 Albany Boergers, einem Detaschement reitender Jäger vom Kap und 50 Mann vom Korps der Guiden bestanden.

Am 27 um 2 Uhr Morgens marschirte man aus, ging zu Wiltshire-Obrist über den Keiskamma und rückte gerade auf den Umdesina los, eine Entfernung von 50 Meilen vom Lager. Da man hier keinen Feind fand, so brachen die Truppen rasch auf und griffen ihn in seiner festen Stellung in der schwierigen Schlucht des Umdesina an. Der Erfolg war vollständig; viele Kaffern wurden getödtet, 1200 Stück Hornvieh, viele Pferde und bedeutende Ziegenheerden genommen, 150 Weiber gefangen und über 500 Hütten zerstört. Von Seite der Truppen wurde niemand getödtet, und nur einer der Boerger von Albany erhielt eine Wunde von einer Assagaye in den Schenkel. Die Truppen kehrten hierauf mit dem Vieh nach Fort Wiltshire zurück, nachdem sie einen Marsch gemacht hatten, der in den Annalen europäischer Kriegführung kaum seines Gleichen finden dürfte.

Der Missionär Herr J. Ayliff, der indessen von dem Gebiet Hinza's sich geflüchtet hatte, verbreitet in dem nachstehenden Schreiben aus Clarkesbury*) vom 20 März weiteres Licht über die Politik dieses Häuptlings, wodurch das, was man bisher von ihm hinsichtlich seiner Verbindung mit den Amokosas und deren Angriff auf die Kolonie geglaubt hatte, sich vollkommen bestätigt findet.

„Unsere Entfernung von Butterworth (17 Februar) wurde durch das befremdliche Benehmen Hinza's und seiner Leute, das uns Böses prophezeihte, veranlaßt.

„Ohne Aufhören kamen uns Gerüchte zu Ohren, daß Hinza die Zerstörung der Station beabsichtige, und daß er mich mit eigener Hand umbringen wolle. Die Fingoes waren von dem Grund dieser Gerüchte so fest überzeugt, daß sie Späher in der Richtung gegen den Amena (die Quelle des Kei, wo Hinza damals sich befand) ausgesandt hatten, und sich bereit hielten ihm Widerstand zu leisten, wobei sie mir oft wiederholten, daß alle Fingoes in Hinza's Stamm entschlossen seyen für die Station zu fechten, und daß sie mich mit ihren Schilden decken würden. Die Leute der Station waren so argwöhnisch, daß wenn ein Kaffer kam und mich zu sprechen verlangte, sie auch herbeikamen und bei mir stehen blieben, und wenn ich ausging, so begleiteten sie mich. Als ich und die Herren Palmer und Davis sechs Wochen früher den Häuptling Hinza in der Amena besuchten, benahm er sich höchst freundschaftlich. In der Nacht, nachdem die Männer unsere Hüte verlassen hatten, kamen Nomso und Noloko, zwei der vornehmsten Weiber Hinza's, zu uns und baten uns zu singen. Hierauf hub Nomso zu schwatzen an und sagte unter Anderem: „Ihr habt wohl daran gethan, daß Ihr gekommen seyd; Ihr könnt nun in Frieden heimgehen, denn Ihr habt Hinza's Wort. Nehmt Euch jedoch in Acht — Ihr könnt sterben; Ihr könntet auf eine Schlange im Grase treten und gleich andern Menschen sterben." Hieraus schlossen wir, daß man Böses gegen uns im Schilde führe, und daß wir Ursache hätten auf unserer Hut zu seyn.

„Nach unserer Rückkunft auf die Station hatten wir eine kurze Zeit Ruhe, dann begann das Plündern, was einen Beweis von Hinza's Falschheit gab, da kein Mensch es gewagt haben würde, uns in unserem Eigenthume zu kränken, wenn Hinza es verboten hätte. Herr Hully, ein der Kaffersprache vollkommen kundiger Handelsmann, bei Batti, einem der Angesehensten in Hinza's Stamm, gewohnt hatte, sagte uns, daß Batti ihm erzählt, wie Hinza bereits die Zauberer befragt habe, ob es an der Zeit sey, daß er offenen Krieg gegen die Kolonie beginnen könne, daß diese ihn aber durch die Versicherung abgeschreckt hätten, daß die Fingoes für die Engländer fechten würden. Als Batti ferner hörte, daß Herr Hully nach Butterworth gehen wolle, hatte er mit Thränen in den Augen gesagt: „Es thut mir leid, daß du an diesen Ort gehst, denn Unheil wird über ihn hereinbrechen, wenn alle Handelsleute beisammen sind. Mein letztes Wort an dich ist, entferne dich von diesem Ort ohne Verzug." Herr Hully folgte diesem Rath und zog mit seiner Familie nach Clarkesbury.

„Wir befanden uns außer Stand, das Hornvieh und die Pferde der Station Butterworth länger zu schützen, denn die Kaffern wiederholten Tag und Nacht ihre Versuche sie zu rauben, und die ewige Unruhe und die rastlosen Wachen rieben uns fast auf. Als nun vollends die beiden Handelsleute Eccles und Orton zu uns kamen, und uns die mit Hinza's Genehmigung über sie verhängten Leiden erzählten, wurden uns die Augen über den wahren Charakter dieses Häuptlings geöffnet. Wir zogen also in der Nacht des 17 Februars ab, und da wir zahlreich und entschlossenen Muthes waren, so blieben wir unangefochten auf unserem Wege.

„In Hinza's Gebiet befindet sich eine unermeßliche Zahl des der Kolonie geraubten Viehes. Umkondo, einer von Hinza's Hauptleuten an der Meeresküste, hat seine Leute versammelt, um sich von dem Zauberer für den Krieg stärken zu lassen; es läße sich mithin nicht zweifeln, daß sich Hinza's Stamm dem Feinde anschließen werde. Herr Palmton schreibt aus Buntingville, daß er höre, Hinza werde die Heerden in die Gebirge nördlich von der Amena in Sicherheit bringen lassen. Dieses Land ist rauher als irgend eines in Afrika; einige der Päße, durch welche der Indeve fließt, sind steil und tief, doch nicht bewaldet. Dieses Land ist den holländischen Ansiedlern, die dort wohnten, wohl bekannt. Sehr zu bedauern ist es, daß so vieles herrliches Vieh der Kolonie zu Grunde geht, denn ohne Zweifel wird täglich davon geschlachtet.

„Am 18 März wurden die Bewohner der Station Clarkesbury durch die Nachricht beunruhigt, daß die Ficani aus den Gebirgen im Rücken und in geringer Entfernung von der Station herabkommen und die Stämme unter den Häuptlingen Tubu und Deko angreifen wollten. Sobald dieß die am Platz befindlichen Europäer hörten, eilten mehrere Handelsleute an Ort und Stelle, um den Tambukies zu helfen den Feind zurückzuschlagen. Die Letztern flohen jedoch beim ersten Angriff, und ein junger Handelsmann, Namens Rollins, Vater von vier unerzogenen Kindern, dessen Bruder im Fort Beaufort ebenfalls von den Kaffern erschlagen worden war, kam dabei ums Leben. Der Erfolg dieses Ueberfalls der Ficanis war höchst traurig. Alle zu den vorerwähnten Stämmen gehörigen Einwohner wurden erschlagen oder vertrieben, ihre Häuser verbrannt und mehr als 2000 Stück Hornvieh weggetrieben. Ein Landstrich von ungefähr 20 Meilen Länge und 10 Meilen Breite wurde gänzlich in eine Wüste verwandelt. Der gerade hinter der Station gelegene Kraal Kabosa war der letzte in dieser Richtung, den das Loos der Zerstörung traf. Die Tambukies sind als völlig unterjocht anzusehen, und es heißt, die Ficanis würden mit der Beute heimziehen und dann in verstärkter Anzahl wiederkehren, um die Tambukies gänzlich auszurotten."

Der Missionär Herr Laing von Burns-Hill sagte in einer Zusammenkunft in Grahams-Town, daß die Kaffern ihre Vorbereitungen zu diesem Kriege sehr geheim gehalten und im Verborgenen ausgeführt haben müßten. Denn er habe auf einer Reise durch einen bedeutenden Theil des Kafferlandes, die er vom 9 bis 15 December mit seinem Amtsbruder Herrn J. Roß unternommen habe, die Kaffern sehr aufmerksam bei ihren Predigten und sehr freundschaftlich und friedfertig gesinnt gefunden. Nirgends sey ihm der Verdacht einer Sinnesänderung gegen die Kolonie aufgestoßen. Im Vergleich gegen andere seiner Amtsbrüder war Herr Laing sehr gut weggekommen, denn die wüthenden Kaffern hatten ihn durchaus nicht belästigt, was er der freundschaftlichen Gesinnung der Wittwe des Häuptlings Gaika, Namens Suta, zu danken hatte, die auch das Leben eines Handelsmannes mit Gefahr ihres eigenen rettete.

Als Hinza sich außer Stand sah, den englischen Truppen Widerstand zu leisten, ergab er sich endlich nebst fünfzig seiner angesehensten Leute, und verstand sich dazu die Mörder der englischen Handelsleute auszuliefern, 50,000 Stück Hornvieh und 1000 Stück Pferde zu stellen, und überhaupt alle Bedingungen zu erfüllen, welche der Gouverneur gerecht finden würde ihm aufzulegen. Wie schlecht diese Bedingungen erfüllt wurden, und daß Hinza bei einem Versuch zur Flucht ums Leben kam, ist aus den Zeitungen bekannt. Dieser verheerende Krieg, dessen traurige Folgen die Kolonie noch auf lange Zeit hinaus empfinden dürfte, ist keineswegs als beendigt anzusehen, denn es läßt sich vermuthen, daß die Kaffern die Feindseligkeiten bei erster günstiger Gelegenheit aufs Neue beginnen werden.

*) Eine Missionsstation unter den Tambukie-Stämmen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 263. 20 September 1835.

Der Aberglaube in Norwegen.

(Aus Inglis Reise durch Norwegen.)

In Bergländern finden sich stets am meisten abergläubische Meinungen, weil hier die Kräfte der Natur sich auf die mannichfaltigste Weise kund geben. Norwegen, obgleich eines der civilisirtesten Länder Europa's, ist doch recht eigentlich die Heimath abergläubischer Meinungen, die man indeß hier nicht mit Unrecht zur Volkspoesie zählen kann. Norwegen blieb länger heidnisch, und liegt isolirter als irgend ein Land des Kontinents; der Charakter des Landes machte es mehr wie andere zur Heimath des Lokalaberglaubens: das Land ist getheilt in Berge, Wälder, Seen und Flüsse, aus denen die Einwohner ihren Unterhalt ziehen. Der Schneesturm kann ihre Heerden und Wohnungen begraben, die Fluth sie wegschwemmen, ein Sturm kann die Anwohner der Küste und der Fiords ihres täglichen Unterhalts berauben, ein zu früher Frost in Einer Nacht die Hoffnungen des Landmannes zerstören, und ein ungewöhnlich langer Winter Schaaren hungriger Wölfe in ihre Heerden treiben. Kein Wunder daher, daß die abergläubischen Traditionen die neuere Aufklärung überdauerten, und noch fest im Volksglauben wurzeln; kein Wunder, daß Berge und Wälder und Flüsse mit mächtigen Wesen bevölkert sind, deren Gunst man gewinnen und deren Zorn man beschwichtigen muß.

Die wichtigste Person, deren guten Willen man zu erwerben sich bemüht, ist Nipen, ein Geist, der sehr allgemeinen Einfluß auf das Gedeihen jeder Unternehmung hat; zudem ist er bald ein freundlicher, bald ein neckender Hausgeist, und wenn irgend was vom Hausgeräth zerbricht oder schadhaft wird, so hat es Nipen gethan. Wird ein Wasserfaß leck, so weigern sich die Dienstboten ein anderes zu füllen, denn Nipen wolle es nicht. Sehr allgemein ist die Sitte, am Christtag dem Nipen auch eine Gabe zu geben, die gewöhnlich in einem der dort üblichen möglichst köstlich zubereiteten Kuchen und Bier oder Branntwein besteht, und wie streng dieß gehalten wird, geht daraus hervor, daß ein Landmann, der einst den Branntwein vergessen, zur Sühne sich die Strafe auflegte, das ganze folgende Jahr keinen Branntwein zu trinken, gewiß ein strenges Gelübde für einen norwegischen Bauer.

Zunächst nach dem Nipen kommen nun der Berg-, der Waldund der Flußgeist. Den Berggeist verehren namentlich die Hirten im Gebirg; ob ihr Geschäft, Butter und Käse zu machen, gut von Statten geht, hängt hauptsächlich von dem Wohlgefallen dieses Geistes ab, und der erste auf den Bergen gemachte Käse wird deßhalb als sein Eigenthum betrachtet und ihm dargebracht, indem man ihn auf irgend einer Anhöhe niederlegt, von der aus man eine große Aussicht genießt. Dieser nur in einfacher Person vorhandene und unsichtbare Berggeist hat auch die Verpflichtung auf sich, über die genaue Befolgung der religiösen Pflichten derjenigen zu wachen, die in seinem Gebiet wohnen. Der Flußgeist, Uidra genannt, erhält von den Uferanwohnern gleichfalls Kuchen am Christtag, denn nicht jeder Fluß hat seinen eigenen Geist, sondern einer herrscht über alle; gleich dem Berggeist ist er unsichtbar, seine Hand ausgenommen, so erzählt wenigstens eine Sage am Ufer des Miosensees. Ein Fischer wünschte am Christtag dem Wassergeist einen Kuchen zu bringen, und trug denselben nach dem See, fand aber das Wasser gefroren; da er nun den Kuchen nicht auf das Eis legen wollte, um dem Geiste nicht die Mühe zu machen durch das Eis zu brechen, so holte er eine Haue, und hieb mit aller Macht darauf los, um das Eis zu brechen; trotz aller Anstrengung konnte er aber nur ein kleines Loch zu Stande bringen, keineswegs groß genug, den Kuchen hindurch zu lassen. Er legte also den Kuchen voll Verzweiflung auf das Eis, unschlüssig was er thun wollte, als mit einem Mal eine sehr kleine Hand, weiß wie Schnee, unter dem Eise hervorkam, den Kuchen, der plötzlich zusammenschrumpfte, ergriff und hinabzog. Um dem Geist die Mühe zu sparen, die Größe des Kuchens zu ändern, werden diese jetzt nur so groß gemacht, daß man sie auch durch ein sehr kleines Loch im Eise hindurchstecken kann; diese Sage erklärt das Kompliment, das man häufig den Damen machen hört: „sie hat eine Hand, wie der Wassergeist."

Der Waldgeist unterscheidet sich von den andern darin, daß er sichtbar ist, viele Waldleute behaupten ihn gesehen, manche sogar, mit ihm gesprochen zu haben. Wegen der ausgedehnten Wälder in Norwegen reicht seine Herrschaft sehr weit, und man erzählt, Nipen ausgenommen, von ihm noch seltsamere Dinge als von allen andern. Man braucht eben keine sehr lebendige Einbildungskraft zu haben, um mit diesen Ansichten zu sympathisiren. Geht man durch einen dunkeln Föhrenwald, so fallen

Digitized by Google

einem gewiß die mannichfachen wunderbaren Erzählungen ein, und man wird von einem fast unheimlichen Gefühl überschlichen. Dem Waldgeist werden am Christtag, weil dann der Wald mit Schnee bedeckt ist, und keine Arbeit darin vorgenommen wird, keine Opfer dargebracht, wohl aber am Vorabend des Johannistages, wo die Sonne nur für kurze Zeit unter den Horizont sinkt. Der Waldgeist erwartet, daß man ihn die Arbeit des kommenden Jahres beginnen lasse, und zu dem Ende schlägt jeder Holzhauer am Vorabend dieses Tages seine Art in einen Baum und läßt sie stecken, damit er, wenn es ihm gefällt, einen der Bäume umhauen könne. Einst an diesem Abend befinden sich mehrere Holzhauer beisammen, und die Branntweinflasche kreiste am Abend unter ihnen. Sie hatten ihre Opfergabe auf den Boden gestellt, aber vergessen, die Aexte in die Bäume zu hauen; endlich verfielen sie in Schlaf, und als sie am andern Morgen die Aexte neben sich liegen sahen, erkannten sie ihren Fehler. Jeder griff kummervoll nach seiner Art und machte sich an die Arbeit, aber ach! keine Art durchdrang auch nur die Rinde; alle sprangen mit schrecklichem Schall zurück, als wären die Bäume in Kupfer eingefaßt. Sie gaben endlich die Arbeit auf, warteten bis zur Nacht, hingen die Aexte jeder an einen Zweig, und schliefen endlich trotz alles Widerstrebens ein: als sie erwachten, stack jede Art in einem Baum, denn der Geist war mit ihrer Reue zufrieden gewesen.

Aber nicht immer ist er so gnädig: einst packte er einen Holzhauer, der ungebührlich von ihm gesprochen, befestigte ihn auf der Spitze der höchsten Föhre, und ging seines Wegs. In der nächsten Nacht brach der Winter ein, der Schnee begann zu fallen, und der arme Holzhauer sitzt noch immer oben auf seinem Baum, und man kann im Winter seine Zähne klappern hören vor Kälte. Der Waldgeist ist auch ein großer Musiker, und wenn er auf seiner Pfeife spielt, was meist im Winter geschieht, so sammeln sich die Thiere des Waldes um ihn. Merkwürdig ist, daß es in Norwegen nicht auch, wie in den deutschen Wäldern, Sagen von gespenstischen Jägern gibt.

In dem Land um Kongsberg und Rooras, namentlich im letztern, herrscht der Glaube an einen Bergweeksgeist, nicht nur unter den Bergleuten selbst, sondern auch unter dem benachbarten Landvolk. Wegen seines gewöhnlichen Aufenthaltes unter dem Boden gilt er mehr für boshaft, als freundlich, und ist darum auch mehr gefürchtet als verehret: alles Böse, was den Bergmann befällt, ist das Werk dieses boshaften Wesens, das sich gelegentlich auf seine Weise rächt für den Raub, den man täglich an seinem Eigenthum begeht. Hieran schließt sich wohl am natürlichsten der Glaube an die Unterirdischen, die manchmal hervorkommen und Menschen und Thiergestalten nach Gefallen annehmen, auch andere Dinge und Wesen verwandeln können. Sie haben eine besondere Vorliebe für das Vieh, leben in weiten Ländern unter der Erde, und haben dort zahlreiche Viehheerden, die sie von der Erde gestohlen haben. Man glaubt, daß sie nicht die Gewalt hätten, ein Thier in ein anderes umzuwandeln, wohl aber sie so zu verkleinern, daß sie dieselben leicht fortbringen können. Wenn jemand einen ermahnen will, auf sein Eigenthum wohl Acht zu haben, so sagt er: „denke an das Vieh des Bischofs von Drontheim.“ Dieß Sprüchwort hat folgenden Ursprung: einst wurde des Bischofs Vieh, das schönste in Norwegen, im Sommer auf die Berge getrieben, und der Bischof befahl den Hirten, wohl darauf Acht zu haben, da im Innern der Roorasberge viele Unterirdische wohnten. So lange nämlich das menschliche Auge über dem Thiere wacht, haben die Unterirdischen keine Gewalt darüber. Eines Tages sahen die Hirten mit einem Mal ein ungewöhnlich großes Elenthier auf dem Berge, und blickten unwillkürlich dahin, als sie aber ihre Augen wieder aufs Thal wandten, war das Vieh nicht mehr in seinem natürlichen Zustande, sondern nur noch so groß wie Mäuse: alle 500 Stücke rannten den Berg hinab, und ehe die Hirten sie erreichen konnten, verschwanden sie in einer Erdspalte. Diese Sage wird in den Berggegenden allgemein geglaubt.

Außer diesen abergläubischen Meinungen finden sich noch andere minder bedeutende, z. B. daß es Unglück bedeutet, zwei Füchse mit einander zu sehen, oder ein Pferd nach Sonnenuntergang wiehern zu hören u. dgl., doch dieß würde uns zu weit führen. Bemerkenswerth ist, daß diese Begriffe und Sagen nicht bloß auf das niedere Landvolk beschränkt sind, sondern auch die größern Güterbesitzer schenken denselben völligen Glauben; ja selbst die größten Landeigenthümer scheinen die Vollziehung der Gebräuche, durch welche man sich die Neigung der übernatürlichen Mächte zu gewinnen glaubt, eher zu befördern als davon abzumahnen.

Bemerkungen
über die französischen Besitzungen in Afrika an der Küste des Mittelmeeres.

(Fortsetzung.)

Die Türken, wenn schon demselben Glauben zugethan, zeichnen sich von den Beduinen bedeutend aus und haben sehr wenig mit ihnen gemein. Nicht einheimisch in diesem Lande, ist ihre Zahl zwar bisweilen geringer, desto größer aber ihr Ansehen. Sie bildeten früher das stehende Militär des Dey's und der Bey's, und lassen sich am besten mit den Janitscharen des Sultans vergleichen. Obgleich aus der Hefe des ottomannischen Pöbels geworben, bildeten sie doch eigentlich den Adel des Landes, wählten und entthronten die Dey's. In Algier waren ihrer 12,000, welche die Stadt gegen die Anfälle der Beduinen schützten. Die männlichen Nachkommen aus den Ehen dieser Türken mit eingebornen Frauen und Negerinnen, die Cololis oder Coloris, machen die reichsten und angesehensten Familien aus. Der Charakter dieser Türken ist ernst und ruhig, in ihrem Blicke liegt etwas Forschendes, sie reden wenig, sind ehrlich und ihrem Worte getreu. Kühner Muth läßt sich ihnen nicht absprechen. Der Diebstahl ist ihnen im höchsten Grade gehässig und äußerst selten. Ihr Körper ist wohlgebaut, in ihrer Haltung liegt etwas Stolzes; die Gesichtszüge sind fast durchweg regelmäßig, oft schön zu nennen; beinahe alle haben starke Bärte, was man bei den Beduinen höchst selten findet. Die Türken sind die besten Reiter, die man sehen kann, unglaublich groß ist die Zartheit und Gewandtheit, mit der sie ihr Pferd lenken und tummeln. Ihre Pferde sind

Digitized by Google

ihnen wie ein Heiligthum, sie reden mit ihnen so vertraulich, als verständen sie jedes Wort, und so träge die Türken im häuslichen Leben sind, so werden sie lebendig, sobald sie ihr Pferd besteigen. Ihre Tracht ist bekannt, ein Turban, ein anliegendes Gilet, darüber eine weite Jacke, weite faltige Pantalons durch einen Shawl befestigt, Pantoffeln, das ist ihr Kostüm, welches sie nicht ohne Geschmack anlegen. Die Wohlhabenden verwenden außerordentlich viel auf ihr Aeußeres, ihre Waffen und Kleider strotzen von Gold und Silber. Ihre Hauptbeschäftigung ist Tabakrauchen und Kaffeetrinken. Vom frühen Morgen sind ihre Kaffeehäuser angefüllt. Diese Boutiken bestehen aus einem großen Zimmer, das rings mit Bänken versehen ist, über denen bunte Teppiche ausgebreitet sind: Tische und Stühle kennt man nicht. Auf diesen Bänken liegen oder sitzen die Türken mit gekreuzten Beinen, die lange Pfeife im Munde, die Tasse zur Hand auf glühenden Kohlen. Der Wirth ist gewöhnlich zugleich Barbier, daher hängen die Wände des Zimmers voller Rasiermesser. Man muß es den Türken nachsagen, daß sie in der Bartphilosophie wenigstens den Europäern weit überlegen sind, und diese Kunst aus dem Grunde verstehen. Auch in einigen andern Künsten ist der türkische Kaffeewirth meist nicht unerfahren; gewöhnlich versteht er sich auch auf Musik, und weiß auf einer Art Flöte einige, freilich sehr unharmonische Töne hervorzulocken. Auch schlägt er, wenn er Kaffee einschenkt, in seinem Diensteifer und zur Belustigung der Gäste mit dem Zuckerlöffel — man bedient sich dort überall zum Kaffee gestoßenen Zuckers — taktmäßig und gewandt zwischen Zuckerdose und Kaffeetasse eine Art von Marsch, wozu er mit den Füßen in der That närrische Sprünge und Pas macht. Außer dem Kaffee lieben die Türken auch den Branntwein, ganz vorzüglich den Aniset, welchen sie Scherek nennen. Sie berauschen sich häufig in diesem Getränk, das in ihnen bald die Lust zum Gesange weckt. Nichts Einförmigeres und Widerlicheres indeß kann man sich denken, als dieser Gesang, der so kreischend und gellend ist, daß er mich immer zum baldigen Weggehen zwang. Einige unter den Türken treiben Handwerke und Handel, besonders mit Tabak und inländischen trockenen Früchten. Das Laster der Unzucht herrscht unter ihnen, wie bei den Bedninen. Ihre Weiber leben sehr zurückgezogen; selten gehen sie ohne ihre Männer oder ohne Begleitung von Sklavinnen aus, und auch dann so verschleiert, daß man nichts als ihre Augen sehen kann, oft nicht einmal diese. Ihre weiten Kleider sind alle von weißer Farbe, und wenn man sie so zum Erstenmal mit ihren weiten unten zugebundenen Beinkleidern daher schreiten sieht, so wird man trotz des heißen Klima's unwillkürlich an einen Eisbären erinnert.

Der dritte dort wohnende Völkerstamm ist der der Mauren, die theils von den Andalusiern oder den Arabern abstammen, die einst Spanien erobert hatten und nach der Eroberung von Granada aus diesem Lande wieder vertrieben wurden. Sie unterscheiden sich in Sitten und Tracht wenig von den Türken, und treiben häufig Gewerbe, besonders verfertigen sie die Goldtressen, mit welchen die Kleider der Türken und Juden geschmückt werden. Die Kleidung der Mauren weicht in der Farbe etwas ab von der türkischen; z. B. ist ihr Turban nicht farbig, sondern weiß; ihre Oberjacke ist kaffeebraun und mit vielen Blumen oder Sternen geziert. An dieser Jacke ist zugleich die Kopfbedeckung befestigt, die sie nach Belieben aufsetzen oder hinten herabhängen lassen können. Ihre Weiber und Töchter zeichnen sich durch Schönheit und ihren weißen Teint aus, haben übrigens Alles mit den Türkinnen gemein, namentlich auch die Trägheit. Erst vor Kurzem hatte ich Gelegenheit eine maurische Frau in ihrer gewöhnlichen Beschäftigung zu sehen; sie saß mitten im Hofe, und rauchte aus einer Pfeife, deren gekrümmtes Rohr durch eine Wasserflasche geht; neben sich hatte sie sechs oder sieben Schweinsbohnen liegen, die sie, wenn sie einige Züge gethan, in die Höhe warf, und mit höchst ernsthafter Miene und großer Aufmerksamkeit beobachtete, als wolle sie etwas daraus abnehmen. Man versicherte mich, daß dieß fast ihr einziger Zeitvertreib sey, und daß sie ungestört vom Morgen bis zum Abend dabei sitzen könnten.

Die vierte Klasse der dort lebenden Menschen ist die der Neger, deren Anzahl nicht unbedeutend ist. Sie kommen als Sklaven dorthin, und bilden die dienende Klasse. Die Männer sind meist groß, hager und kräftig, und verrichten, selbst in der glühendsten Sonnenhitze, die beschwerlichsten Arbeiten. Die Farbe der dortigen Neger ist nicht durchaus schwarz, sie fällt bei vielen ein wenig ins Lichte; ihr Haar ist kraus und wollig, die Nase platt und aufgestülpt, die Backenknochen sind hervortretend, die Lippen aufgeworfen, aber nicht roth, wie bei andern Negern, sondern schwarz. Eine Reihe blendend weißer Zähne ist ihre größte Zierde, und man darf nicht glauben, daß sie keine Sorgfalt auf dieselben verwendeten; kennen sie gleich kein Zahnpulver und Tinkturen, so reinigen sie dieselben doch sorgfältig mit Wasser mehreremal des Tages. Das Innere ihrer Hände, so wie die Platten der Füße sind durch das Arbeiten und Gehen von fast weißer Farbe. Die Kleidung der Männer ist höchst ärmlich; viele gehen halb nackt, zuweilen tragen sie eine bunte Jacke und ein Stück von einem Pantalon. Auf ihren Wangen findet man lange Einschnitte, Zeichen der Sklaverei, womit der Herr seine Sklaven gleichförmig markirt. Die Weiber tragen ein langes, blaukarrirtes Kleid und ein Tuch um den Kopf. Sie sind im höchsten Grade unbescheiden und frech, und geben sich in den Städten, welche Frankreich besitzt, zu Freudenmädchen her. Den Hals umgibt eine drei- bis vierfache Schnur von rothen Korallen, eine Straußfeder schmückt häufig ihren Kopf; um Arme und Beine tragen sie große messingene Ringe, die ein solches Geräusch beim Gehen verursachen, daß, wenn man sie kommen hört, man glauben sollte, es nahe ein mit Ketten beladener Verbrecher. Sehr lächerlich ist der Tanz der Neger, der in einem raschen Hin- und Herdiegen des Körpers, einem plötzlichen Niedersitzen und eben so schnellen Aufspringen besteht, wozu der Tänzer nicht etwa durch Singen oder Pfeifen, sondern durch Zischen sich selbst Musik macht.

Endlich findet man in der Berberei auch die Juden, und zwar in nicht geringer Zahl; doch scheinen sie nur in den Küstenstädten zu wohnen, wo sie vor den Räubereien der Bedninen sicherer sind. Ihr bekannter Charakter verläugnet sich auch hier nicht; sie betrügen mit ungläubiicher Schlauheit, wo sich ihnen Gelegenheit darbietet. Fast alle treiben Handel, nur wenige die

Digitized by Google

nothwendigsten Handwerke. Da sie fremde Sprachen mit Leichtigkeit erlernen, so werden sie häufig zu Dolmetschern gebraucht. Ihre Tracht hat zwar einen afrikanischen Schnitt, unterscheidet sich jedoch hinlänglich von der der Türken und Mauren. Den Kopf bedeckt ein schwarzes, mit einem seidenen Tuche umwundenes Käppchen, von den Schläfen hängt eine Locke bis auf die Schulter herab. Eine Unterweste, von einem blauen Shawl gehalten, eine nach türkischer Art gemachte Oberweste, ein langer blauer Mantel, den sie gewöhnlich über die Schulter geschlagen tragen, und türkische Hosen, Alles von dunklem, feinem Tuche — das ist ihr gewöhnliches Kostüm. Dazu tragen sie Strümpfe und schwarze Schuhe oder Pantoffeln. Die afrikanischen Juden sind groß und kräftig, ohne die jüdischen Züge, die sie überall kenntlich machen, verloren zu haben. Dagegen sind die Frauen plump und ungeschickt gebaut, und ihre Unförmlichkeit wird durch das Anlegen ihrer Tracht noch unförmlicher. Sie bilden nämlich ihre Taille unmittelbar unter den Armen, und schnüren nach afrikanischem Geschmacke, nach welchem es für die größte Schönheit gilt, wenn die Brüste recht tief herabhängen, ihre Kleider oberhalb des Busens zu. Die Jüdinnen zeichnen sich durch ihren feinen Teint aus, und man sollte kaum glauben, daß sie unter einem so heißen Himmel aufgewachsen seyen. Die Augenbrauen und den ganzen Raum zwischen den Augenwimpern färben sie mit einer schwarzen Farbe, die bei ihrer weißen Gesichtsfarbe sehr auffallend absticht. Ihre Tracht ist in der Regel von weißer und gelber Farbe, und der Schnitt ihres Kleides nähert sich europäischer Form. Die Reichen sticken viel Gold in die Gewänder, und die jungen Mädchen tragen eine handbreite Tresse, die vom Nacken bis auf die Hälfte des Körpers herabhängt. Ihre rothen Pantoffeln, deren Spitzen emporstehen, sind oben zierlich mit Goldfaden gestickt. Das Sonderbarste ist ihre Kopfbedeckung, ein wahrer Thurm. Er besteht aus Messingstreifen, die in vielen Windungen und Schnörkeln mit einander verbunden sind, hat die Höhe von anderthalb Fuß, und wird nach hinten zu in schräger Richtung getragen. Ueber demselben hängt ein weißer Schleier, der bis auf die Mitte des Körpers hängt. Die afrikanischen Juden erweisen, wie es mir scheint, ihren Todten mehr Ehre, als die europäischen; sie gehen täglich zweimal in großer Menge, besonders Weiber, auf ihren Beerdigungsplatz, wo sie eine Stunde lang unter großem Geschrei und lebhaften Gestikulationen beten und singen.

Vor dem Eindringen der Franzosen wurden die Juden oft grausam beraubt und niedergemetzelt, während sie unter dem jetzigen Gouvernement Ruhe und Frieden genießen, so daß sie sich mit Freuden den Gesetzen dieser neuen Herren unterwerfen. Ihr Aeußeres zeigt, daß viele unter ihnen im Wohlstande leben, und sie zeichnen sich von den übrigen Afrikanern durch ihre Liebe zur Reinlichkeit aus. Ihre Wohnungen sind äußerst sauber, selbst der Fußboden, der meist aus Backsteinen besteht, ist gleich den Wänden weiß angestrichen, und nachgebessert, sobald er im mindesten beschmutzt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gründung von Lima.

Alles, was auf die Gründung eines neuen Reichs Bezug hat, erregt ein großes Interesse: es ist interessant, die Ahnungen von Größe zu verfolgen, welche die Gründer großer Städte in deren Anlage kundgaben. Franz Pizarro sah mit Spannung dem Tage entgegen, wo die „Stadt der Könige" so prachtvoll seyn würde, als ihr Name andeutet, und fühlte, daß mit ihr auch sein Name auf künftige Jahrhunderte übergehen sollte. Wo die Hauptstadt angelegt werden sollte, diese Frage war nicht so leicht zu entscheiden, und mehrere Punkte wurden versucht und wieder aufgegeben. Im Jahre 1535 wurde ein indianisches Dorf, Namens Jauja (ehemals Xaura geschrieben), das etwa 40 Leguas östlich von Lima liegt, zur Hauptstadt ausersehen. In den ersten Monaten erhoben sich eine Universität und mehrere öffentliche Anstalten. Um einen Seehafen zu haben, wurde Don Nikolas de Rivera von Pizarro abgeschickt, um im Namen des Königs Besitz von Pachacamac zu nehmen, und eine hinreichende Menschenzahl zur Bildung einer Stadt an der Küste zu lassen. So entstand Sangallan 51 Leguas südlich von Lima, nahe bei Cannete. Am 29 November 1534 wurde Jauja aufgegeben, und auf Bitte des Cabildo und der Alcalden die Stadt nach Sangallan verlegt. Nach 10 oder 12 Tagen wurde man dieser Aenderung überdrüssig und zog nach Pachacamac; allein auch hier waren der Nachtheile viel, und endlich wurde das Thal des Rimac als besonders vortheilhaft vorgeschlagen. Pizarro ernannte durch einen Befehl vom 8 Januar 1535 Rui Diaz, Juan Tello und Alonzo Martin de San Benito zu Kommissarien, um mit dem Kaziken von Rimac das Thal zu untersuchen. Nach sechs Tagen kehrten sie zurück, und erklärten, einen vortheilhaften Punkt ausfindig gemacht zu haben.

Am 18 Januar 1535 wurde Lima gegründet unter dem Namen Ciudad de Los Reyes; viele glauben, weil der Grund am Tage Epiphanä gelegt wurde.*) Da die Spanier allenthalben eine große Achtung wenigstens für die Formen der Religion bezeugten, legte Pizarro, nachdem der allgemeine Plan ausgesteckt war, eigenhändig den Grundstein zur Kirche Nuestra Señora de la Asuncion, welche jetzt die Kathedrale von Lima ist. Da aber Papst Paul III denselben Titel der Kirche zu Cuzco gegeben hatte, so wurde sie später dem Evangelisten Johannes geweiht. Das Wort Rimac wurde in Lima umgewandelt bei der Gewohnheit der Spanier, in der Aussprache das r und l zu verwechseln. Pizarro bat hierauf den Kaiser Karl V der Stadt ein Wappen zu verleihen: er gab ihr drei Kronen und den Stern der Magier, mit den zwei Adlern und den Säulen des Plus Ultra, und zwei Buchstaben J. C., Anfangsbuchstaben von Juana und Carlos. Bei der Gründung der Stadt waren nur zwölf Spanier zugegen, nach wenigen Tagen aber kamen dreißig aus Sangallan und andere aus Jauja, so daß ihre Anzahl auf siebenzig anwuchs.

Das Thal von Rimac war vor der Eroberung von den Unterthanen des großen Chimu bewohnt, der von dem Inka Yupanqui besiegt wurde. In diesem Thale waren viele große Huacas, wovon noch jetzt weitläufige Ueberreste vorhanden sind. Der Huaca von Rimac, oder dem „Gotte, welcher spricht," war nahe bei dem Garten des Klosters von Santo Domingo, früher La chacra de Rimaclanda, jetzt Limatambo genannt. Das Wort Rimac ist dem Pachacamac entgegengesetzt, welches den Gott bezeichnet, der die Welt schuf und dem All Leben einhauchte, aber weder gesehen noch gesehen wurde. Die Ruinen des Tempels von Pachacamac stehen noch und werden von allen Reisenden in Peru besucht. Einige glauben, das Thal Rimac habe seinen Namen von dem Geräusch, das der schäumend dahin strömende Fluß macht, aber Fray Calancha fragte einen alten Indianer um den Grund dieser Benennung, und derselbe entgegnete: „Bist du vielleicht auch einer von denen, welche glauben, man habe das Thal um des Flusses willen so genannt. Der Gott, den meine Vorfahren anbeteten, hieß so, weil er zu ihnen sprach, und ihre Fragen beantwortete, was man nie von dem Huaca von Pachacamac hörte: zu Ehren des Gottes nannten sie sein Thal Rimac." Diese Erklärung wurde von keinem der zahlreichen Indianer widersprochen, welche Calancha befragte.

*) So Herrera und Garcilasso; Calancha, Montalvo und andere, denen man gewöhnlich folgt, nennen den 18, als den Tag von Petri Stuhlfeier.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 264. 21 September 1835.

Die Ströme der Erde.

(Mit einer lithographirten Beilage.)

Europa.

Geologisch betrachtet kann man nur das Land bis Dnepr und Düna zu Europa rechnen: das eigentliche Rußland mit dem Ural und vielleicht mit Skandinavien stehen für sich da. Zieht man vom Kap Finisterre über die Pyrenäen, die südfranzösischen Gebirge, die Alpen und Karpathen eine Linie, bis in die Sümpfe von Pinsk, gleichsam dem Ueberrest des alten Meeresgrundes zwischen West-Europa und Rußland, so hat man die Wasserscheide zwischen Südost und Nordwest, zwar an mehrern Stellen, zwischen den Pyrenäen und Cevennen und zwischen den Vogesen und Jura sehr deprimirt, aber nur Einmal von einem Strome durchbrochen, von der Donau zwischen Alpen und Karpathen. Die Bildung des Landes gegen Nordwesten ist gleichförmiger, das Land flacht sich mehr an dieser Richtung ab, und die Flüsse haben mit wenigen Ausnahmen einen längern regelmäßigern Lauf.

Mannichfache Untersuchungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß in den Gebieten der größern gegen Nordwest fließenden Ströme, als Garonne, Loire, Seine, Rhein, Weser, Elbe, Oder, Weichsel und Niemen, Meer und Land, süßes und salziges Wasser sich lange um den Vorrang stritten. Die genannten Stromgebiete waren tiefe Meeresbuchten, Böhmen ein Süßwassersee, Ungarn ein Meeresboden, ein großer Theil der Schweiz von Süden her mit Meer bedeckt. Die größere Erhebung des Bodens, der jetzige Zug der Gewässer, die Umwandlung der tiefen Meeresbuchten in Flußgebiete geschah durch die Erhebung der Granitformationen in den Pyrenäen, Alpen, Karpathen und dem podolisch-wolhynischen Landrücken. Diese Graniterhebungen, die da am höchsten sind, wo sie von Porphyrerhebungen durchschnitten werden, haben die jetzige Gestalt des Landes, und vielfach den Lauf der Flüsse, namentlich derjenigen auf dem Südostabhang geändert. Nach der allgemeinen Analogie dieser granitischen Erhebungen ist die eine Seite schroff abgesenkt, die andere flacht sich allmählich ab; auf der Seite wo die schroffe Absenkung ist, halten sich die Flüsse in der Nähe des Gebirgs, was man die Anziehung der Flüsse zum Gebirg genannt hat, ohne einen Grund dafür anzugeben, allein dieser Grund ist einleuchtend beim Lauf des Niger, des Orinoko, des Po, des Ganges und namentlich des Nerbudda. Daß aber die erwähnte Erhebung langsam oder wenigstens stoßweise vor sich ging, geht namentlich aus dem Umstande hervor, daß alle die oben angeführten Flüsse, abgesehen von ihrem Gesammtgebiete, ein doppeltes Bett, ein ehemaliges weites und ihr jetziges sehr verengtes, haben.

Von den auf der Südostseite Europa's fließenden Strömen sind namentlich drei zu bemerken: der Po, die Rhone und der Ebro, alle andern sind mehr nur Wasserableiter, als daß sie eine selbstständige Bedeutung hätten.

Das Quelland des Po ist der Halbkreis vom Mont Cenis oder Iseran bis zu den Gebirgen von Genua, denn hier zeichnet sich der Strom noch keineswegs vor einer Menge anderer aus, und die Grana, Maira, Stura und namentlich der Tanaro sind beinahe eben so groß; sobald er aber seinen Lauf um die vorgeschobene Bergkette der Nordapenninen antritt, wird er auch zum dominirenden Strom. Wie die Alpen steil gegen Süden abfallen, ist jene vorgeschobene Bergkette steil gegen Norden, so daß der Po von Turin bis zum Einfluß des Tanaro nur von Norden her Zuflüsse von Bedeutung erhält, als: die Dora, die nördliche Stura, die Orca, Dora Baltea und Sesia, die ihn bereits zum Hauptstrom gemacht haben, ehe der Tanaro sich einmündet. Bemerkenswerth für die Konfiguration des Landes ist der Lauf des letztern Flusses, seine Zuflüsse und die des Po fließen von den Apenninen herab parallel neben einander, mit einem Mal aber, bei Bra, in der Nähe von Cherasco trennen sie sich, die Zuflüsse des Po wenden sich nordwärts, die des Tanaro mit diesem selbst ostwärts, und der letztere fließt nun, nachdem er einige Zeit mit den Zuflüssen des Po auf einer Ebene geflossen, zwischen den eigentlichen Apenninen und den Vorbergen mitten hindurch, und nimmt die Mehrzahl der Gewässer dieser letztern auf; dem Laufe des Tanaro entsprechen auch der des Belbo und der Bormida. Von Turin bis zur Einmündung des Tanaro kann man den Oberlauf, von der Einmündung des Tanaro bis Mantua den Mittellauf, und von da an den Unterlauf rechnen. Auf der Strecke des Mittellaufs beträgt die Höhe der sich sanft gegen den Po senkenden lombardischen Ebene höchstens 200 bis 250′ über dem Meere, und auf derselben fallen nach der Sesia noch Ticino, Adda, Oglio, Mincio von Norden her ein, aber die Etsch erreicht ihn schon nicht mehr, und von der Brenta bis zum Isonzo nehmen die Flüsse schon

Digitized by Google

wieder mehr den Gebirgscharakter an. Aehnlich doch minder stark ausgesprochen ist der Fall auf der Südseite.

Von dem Golf von Triest bis zur Laguna de Comacchio darf man einen breiten Küstengürtel als angeschwemmtes Land betrachten, und begreiflicher Weise hat auf diesem tiefliegenden Boden der Lauf der Flüsse mehrere Veränderungen erfahren, Veränderungen aber, die keineswegs zufällig sind, sondern trotz aller Menschenhülfe noch fortgehen, und vielleicht in wenigen Jahrhunderten die Gestalt des umliegenden Landes noch sehr verändern werden. Ueberblickt man auch nur den rohen Umriß der Küste, so fällt augenblicklich auf, daß der Po ein wahres Vorgebirge in das Meer vorgeschoben hat, ein um so bemerkenswertherer Umstand, als dieses Vorgebirge oder eigentlich diese vorgeschobene Landzunge eine ganz neue Schöpfung ist, da im Alterthum und noch bis zum 12ten Jahrhundert der Strom viel weiter südlich, und nämlich durch den jetzigen Primaro in der Nähe von Ravenna und den Po Volano, oberhalb Comacchio, sich ausmündete. Eben so hatte die Etsch einen andern Lauf, indem sie noch im 6ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nicht bei Legnago und Badia vorbei, sondern an Montagnara und Este vorüberfloß. Beide Flüsse zeigen eine entschiedene Tendenz sich einander zu nähern, und werden endlich trotz aller menschlichen Mittel sich vereinigen.

Beobachtet man den Lauf der Zuflüsse, so findet man, daß der Ticino noch das Ansehen eines Bergstromes hat, die Adda dagegen schlängelt sich schon sehr, und der Oglio kommt bereits in so ebenes Land, daß er längere Zeit parallel neben dem Po herzieht. Vom Ticino bis unterhalb Mantua führen also die nördlichen Zuflüsse kein oder wenig Geröll und Sand mehr in das Bette des Po. Oberhalb des Ticino drängten ihn die nördlichen Zuflüsse den Apenninen näher, vom Ticino an entfernt er sich mehr von den Apenninen, deren Gewässer am rechten Ufer eine Art Schuttdamm aufwarfen und den Po wieder nordwärts drängten. Eben so drängen die Bergwasser die Etsch südwärts, und kein nur irgend bedeutendes Flüßchen von Süden her thut dieser Bewegung Einhalt. Wir haben nicht im Sinne, die mannichfachen Aenderungen dieses Landstrichs zu schildern, Prony und Hoff haben darüber alles Wissenswerthe zusammen gestellt, sondern wir heben nur einige Thatsachen zur Erklärung des natürlichen Ganges der Dinge aus.

Schon oben wurde bemerkt, daß wie der Po nordwärts, so die Etsch südwärts vorrückte: im Jahre 589 erfolgte im Veronesischen ein Durchbruch der Etsch auf dem rechten Ufer, der in jener rohen Zeit vernachlässigt, schnell die Richtung des Stroms änderte, so daß er jetzt an Legnago vorbeifließt; im Jahre 1128 erfolgte, abermals auf dem rechten Ufer, ein Durchbruch bei Castagnaro, ein großer Theil des Stromwassers ergoß sich in den Tartaro, und 500 Jahre früher hatte sich bei einem Durchbruch ein eigener Fluß, der Adigetto, gebildet, dessen Gewässer weiter unten nicht mehr mit der Etsch, sondern mit dem Po in Verbindung kommen. In der Mitte des 12ten Jahrhunderts brach das Hochwasser des Po auf dem linken Ufer, bei Ficarolo oberhalb Ferrara durch, wo allerdings schon die Etrusker in alter Zeit einen Abzugskanal gegraben hatten, allein der Strom nahm so schnell seine Richtung dahin, daß der Primaro und Volano bald verarmten, und der Fluß nun eine gute Strecke nördlich statt südlich von Ferrara floß. Der Distrikt zwischen Po und Etsch, der fast aus lauter Alluvialboden besteht, und Polesina heißt, ist ungemein fruchtbar, und um das Einbrechen des Stroms und also die Versumpfung des Landes zu hindern, thürmte man Dämme über Dämme auf, so daß diese zum Theil dreißig Fuß höher sind, als das umliegende Land. Durch die Eindämmung erhöht sich der Boden des Stroms immer mehr, dieser kann den Sand und Schlamm nicht auf die umliegenden Felder absetzen, und so blieben sie theils in dem Bette liegen, theils werden sie zur Mündung hinausgerissen, wo jetzt die Ansetzung des Bodens in ungemein raschem Verhältniß vor sich geht; daher die vorgeschobene Landzunge an der Mündung.

Würden die Dämme des Po bei Governolo in der Nähe von Mantua, die der Etsch unterhalb Legnago durchstochen, so würde der Po sich hauptsächlich in die Molinella und den Tartaro werfen, und beide Ströme mit einander die Polesina in einen Sumpf verwandeln, ein Loos, dem diese Landschaft schwerlich entgeht, wenn nicht bald vorsorgende Maßregeln in sehr großem Umfange getroffen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen
über die französischen Besitzungen in Afrika an der Küste des Mittelmeeres.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich beschränken sich die französischen Besitzungen fast nur auf einige Küstenpunkte; nur wenige nach dem Innern zu gelegene Oete geben Tribut, und oft nur dann, wenn sie jedesmal mit Gewalt dazu gezwungen werden. So war erst bei meinem letzten Aufenthalte in Algier im April d. J. beinahe die ganze Besatzung der Stadt auf einer Expedition gegen Golia und Blida begriffen, um die dortigen Einwohner an ihre Schuldigkeit zu erinnern.

Algier zeichnet sich sowohl durch seine Größe als durch seine starke Bevölkerung vor den übrigen Städten aus. Als die Franzosen am 5ten Julius 1830 in den Besitz der Stadt kamen, fielen ihnen 1500 Kanonen von Bronze, 30 Fahrzeuge und 50 Millionen Franken in die Hände. Die Stadt, deren Einwohnerzahl auf 100,000 (?) geschätzt wird, ist amphitheatralisch in der Form eines Dreiecks an der Anhöhe eines Berges erbaut, und mit einer 30 Fuß hohen starken Mauer umgeben, in der sich fünf Thore befinden; vor derselben liegt ein tiefer, trockener Graben, den eine zweite 4½ Fuß hohe Mauer deckt. Alles dieß aber schützt die Stadt nicht vor einem regelmäßigen Angriff von der Landseite her, da sie keine Außenwerke hat, und von den umliegenden Anhöhen dominirt wird. Ein desto sichereres Bollwerk gegen Angriffe von der Seeseite her ist der wohlbefestigte Hafen. Ein fester Damm oder Molo führt einige hundert Schritt in das Meer hinein, und bildet am Ende jeder Seite einen Haken, in dessen Kreis die Schiffe einlaufen. Von allen Seiten verhindern fast ganz in Felsen liegende Batterien den Eingang in den-

Digitized by Google

selben. Daher war von jeher eine Belagerung dieses Raubestes mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden, und konnte nur in der günstigsten Jahrszeit unternommen werden. Selbst die Franzosen nahmen die Stadt von der Landseite her. Die Straßen der Stadt sind schmutzig, dunkel und eng, so daß meist nur zwei Menschen neben einander gehen können; nur drei sind jetzt zu befahren, nämlich die, welche zum Hafen führt, die welche nach Mustapha geht, und die Straße Bab el Oued. Nach oben treten die Häuser so dicht zusammen, daß kaum ein Apfel durchfallen kann, und man daher immer im Schatten geht. Sie durchschneiden sich in unendlich vielen unregelmäßig laufenden Gassen, so daß man lange Zeit gebraucht, um sich einigermaßen in der Stadt zurecht zu finden. Bei der starken Bevölkerung sind die Straßen meist so gedrängt voll Menschen, daß man wohl zu achten hat, wenn der Europäer sein garde à vous! oder der Afrikaner sein belek! belek! schreit. Man findet in der Stadt einige schöne Häuser, obgleich sie von Außen wenig Aussehen haben; dahin gehören besonders das Schloß des Dey's, die ehemalige Janitscharenkaserne und einige Moscheen, deren es 10 große und 50 kleinere gibt. Die Häuser sind nach orientalischer Sitte alle oben platt, und von den Terrassen genießt man am Abend nicht nur die frischen, kühlenden Lüfte des Meeres, sondern man hat auch, — da ein Haus immer höher ist, als das andere, — die herrlichste Aussicht auf das Meer, den Hafen, einen Theil der Küste und die majestätischen Atlasgebirge. Die Gebäude gleichen sich durchaus in ihrem Bau; sie sind in Vierecke gebaut und bilden inwendig einen Hof, der meist mit bemalten Porzellan- oder Marmorplatten ausgelegt ist: bisweilen beschattet ihn ein Minaret. Um die vier innern Seiten führt in jedem Stock eine Gallerie, die auf schön gearbeiteten, nicht selten weißen marmornen Säulen ruht. Die Zimmer sind meist lang und dunkel, ein oder zwei kleine Fenster führen auf den Hof, nur wenige Löcher gehen auf die Straße. Die Thüren der von Afrikanern bewohnten Häuser findet man stets verschlossen. Der ehemalige Palast des Dey's — jetzt eine Kaserne — liegt ziemlich in der Mitte der Stadt auf dem Marktplatze; er ist weniger glänzend als die Casauba oder Casbah, ein Schloß, welches die oberste Spitze von Algier bildet, und ebenfalls dem Dey zugehörte. Diese Casauba ist ein weitläuftiges Gebäude mit vielen Höfen; alle schön geformten Säulen bestehen aus weißem Marmor, wie auch die Fußböden; die Wände sind mit viereckigen bemalten Porzellanplatten ausgelegt. Prächtig gewirkte Teppiche erinnern noch jetzt an die ehemalige Pracht. Der Markt ist der einzige freie Platz der Stadt, er ist mit schönen Gebäuden umgeben, zumal da sich unter den Händen der Franzosen manches schöne Haus bereits erhoben hat. Ueberhaupt hat Algier unter den neuen Herrschern sehr gewonnen, und man findet dort alle Bequemlichkeiten unseres Welttheils; da sieht man reiche Laden, Magazine, Hotels, Wirthshäuser, alle nach europäischem Geschmack. Merkwürdig sind die maurischen Schwitzbäder, die in diesem Klima sehr dienlich seyn sollen. Ein solches Badehaus schließt einen großen Saal mit kleinen Nebenzimmern ein; in der Mitte des Saals steht ein großer Tisch in der Form eines Altars, von allen Seiten mit Tuch beschlagen. Ehe man sich badet, legt man sich entkleidet auf diesen Tisch und erwartet den Mauren; dieser, mit einem wollenen Tuch versehen, reibt und wäscht so lange, bis die Haut des Badenden völlig roth ist; darauf preßt, drückt und biegt er die Glieder und Gelenke lange Zeit, wobei er seine Behandlung stets lobt, als wolle er den Gast durch sein „bono, bono" oder „melech, melech" beruhigen. Erst nach Beendigung dieses Geschäfts nimmt man das eigentliche Bad, nach dem man sich allerdings sehr wohl befindet.

Die Umgebungen der Stadt gewähren einen höchst reizenden Anblick, Gärten reihen sich an Gärten, Landhäuser an Landhäuser, die von den Reichen nach Einnahme der Stadt verlassen, von Franzosen, Spaniern, Deutschen u. s. w. bewohnt werden. Algier hat nur eine Vorstadt, die aus einer Straße bestehend sich längs dem Meere hinzieht. Verfolgt man diese Straße, so kommt man nach Mustapha Pascha, dem ehemaligen Wohnsitze des Sohns des Dey Hussein. Dieß mit vielen Gärten umgebene weitläuftige Gebäude, das eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt, ist jetzt in eine Kaserne verwandelt, zu der eine gut gebaute Chaussée führt. An dieser Seite findet man viele Befestigungen, die von den Franzosen noch vermehrt sind; dahin gehöret das Babazun, und das Fort de l'empereur. Um Algier haben die französischen Besitzungen die größte Ausdehnung; im Umkreise von 8 bis 10 Stunden sind die Landesbewohner tributpflichtig; der Atlas, an dessen Fuße Blida liegt, begränzt nach Süden die französische Herrschaft.

Sechzig Stunden westlich von Algier liegt Bona oder Bone, unfern der Ruinen der alten Stadt Hippo regius. Der Hafen oder die Bucht, an dem die Stadt von etwa 7000 Einwohnern liegt, ist von geringerem Werthe, als der von Algier, da große Schiffe in demselben nicht einlaufen können, sondern zwei Stunden seitwärts ankern müssen, von wo aus die Waaren auf Schaluppen nach Bona befördert werden. Die Stadt, die zwar enge, aber regelmäßig gebaute Straßen hat, liegt in einer schönen Ebene, die reich ist an Getreide, Wiesen und Früchten aller Art; in der Nähe sind die bedeutenden Korallenfischereien, die mit eine Veranlassung zu dem Eroberungskriege der Franzosen gegen Algier waren. Das Klima ist zu Bona selbst ungesund, und jährlich sterben ganze Massen. Die nächsten Umgebungen von 5 bis 6 Stunden sind tributpflichtig, und der Europäer kann die Nachbarschaft mit ziemlicher Sicherheit besuchen. Dort finden sich zahlreiche Reste römischer Bauart, als Aquädukte, Brücken, Säulen u. dergl., und bieten dem Alterthumsforscher viel Interessantes dar.

Zwischen Bona und Algier, da wo sich das Atlasgebirge bis an die Küste erstreckt, liegt Budschia am Fuße hoher Berge. Vormals eine nicht unbedeutende Stadt, bietet sie jetzt nichts als einen Haufen Ruinen dar, aus denen sich wieder ein Städtchen erhoben hat. Es scheinen hier die Trümmer von 4 bis 5 Städten über einander zu ruhen, indem der Ort abwechselnd in den Händen der Römer, Araber, Mauren, Spanier und Beduinen war; die Franzosen nahmen ihn erst am 20 September 1833 nach einem hartnäckigen Gefechte. Die Stadt liegt an einer ziemlich großen, aber nicht sehr tiefen Bai, die von dem Berge Gurapah beherrscht wird, der sich 2400 Fuß über die Meeres-

Digitized by Google

fläche erhebt. Auf demselben, wo ein Marabu wohnte, haben die Franzosen ein Fort gebaut, von dem aus man weithin die Gegend beobachten kann. Von oben herab bis zur Stadt führt eine Mauer, die über zwei Lieues lang, aber schon schadhaft ist, und einst die alte Stadt gegen die Horden der Kabylen schützte. In die Bai ergießt sich der Summam, ein unbedeutender, von Constantine herabkommender Fluß. Die Ruinen der Stadt begreifen fast zwei Stunden im Umfange, und aus der zahllosen Menge von Gräbern, die man überall findet, läßt sich schließen, daß sie stark bevölkert gewesen. Auch hier hat die Zeit die Denkmäler römischer Herrschaft nicht ganz zerstört; man erblickt noch Säulen, römische Inschriften und ein Thor, welches zum Hafen führt. Die Beduinen oder Kabylen dieser Gegend sind die grausamsten und wildesten. Täglich attakiren sie die französische Besatzung, und um aus der einzigen benachbarten Quelle süßes Wasser zu holen, ist immer eine starke Mannschaft nöthig. Die Berge sind hier mit den schönsten Myrthen- und Lorbeerwäldern besetzt. Bei der Feindseligkeit der Kabylen ist natürlich an keinen Handelsverkehr mit ihnen zu denken. Einige Malteser und Spanier bringen von Zeit zu Zeit Früchte und Wein; alle übrigen Lebensmittel muß das Gouvernement aus Frankreich herbeischaffen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Bruchstück aus dem Tagebuch einer Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831. Von A. v. Bunge.

1. Reise bis an die große Mauer.

Die Mission, welche die russische Regierung alle zehn Jahre nach Peking schickt, um die Geistlichkeit des dortigen russischen Klosters abzulösen, wurde das Lestemal, im Jahre 1850, von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg auch zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt, indem derselben mehrere junge Gelehrte beigegeben wurden. Diese, und unter ihnen auch ich, betraten die chinesische Gränze unter dem Titel und in der Kleidung von Kosakenunteroffizieren. Uriadnik's, weil man befürchtete, daß die mißtrauischen Chinesen Bedenken getragen haben würden, uns unter einem andern Titel, als Botaniker, Astronomen u. dergl. m. ins himmlische Reich hineinzulassen. Wenn es nun gleich in der Folge sich auswies, daß dieß eine ganz unnütze Maßregel war, indem die Chinesen bei einer geistlichen Mission durchaus nicht so peinlich sind, als bei einer Gesandtschaft, und überhaupt sich mehr um die Gesammtzahl, als um die einzelnen Mitglieder der Mission bekümmern, so kam mir doch diese Verkleidung später sehr zu Statten. Ein Theil unseres Gepäcks, der zur Rückreise der Mission bestimmt war, nebst allem Zugs-, Last- und Schlachtvieh, das eine bedeutende Heerde ausmachte (es waren mehr als 400 Pferde, einige Kamele und Ochsen), war bei unserem Uebergang nach China eine starke Tagreise nördlich von der chinesischen Mauer neben den Wällen des vormaligen Städtchens Zaghan-balghassu zum Ueberwintern zurückgelassen, und der Aufsicht von zehn Kosaken anvertraut worden. Diese Kosaken mußten nun, nach einer seit jeher eingeführten Sitte, bei beginnendem Frühjahr (1831) von andern abgelöst werden, die unter Anführung eines Kosakenoffiziers und unter der Eskorte eines chinesischen niedern Beamten (Boschecho) aus Peking (Beizsin, nach nordchinesischer Aussprache, d. h. die nördliche Hauptstadt) abgefertigt werden sollten. Da ich erwartete, daß im Märzmonat, wo diese Expedition abgehen sollte, das Frühjahr bereits eingebrochen, und die Vegetation schon etwas vorgerückt seyn würde, so lag mir sehr viel daran, diesen Weg mitzumachen, von dem ich mir eine reiche Ausbeute versprach. Als einem Kosakenunteroffizier wurde es mir nicht schwer, die Erlaubniß dazu zu erlangen, und so bereitete ich mich denn freudig zur Abreise. Es war mir lieb, diese sich eine Zeit lang vorzog, denn zu meinem Bedauern sah daß, obgleich der März (alten Styls) schon längst eingebrochen und trotz der ziemlich warmen Witterung, doch die Vegetation durchaus nicht zu regen begann. Bei der durch Berge im Norden schützten, bedeutend südlichen Lage Peking's noch unter dem 40 nördlichen Breitengrade, war dieß sehr auffallend, und wohl nur di die sehr östliche Lage und die stete Trockenheit des Herbstes und W ters im nördlichen China erklärlich. Endlich wurde die Abreise auf Morgen des 13/25 März festgesetzt. Wir waren schon sehr früh re fertig; eine Menge Gepäck, das wir mitnahmen, war schon auf großen zweirädrigen Wagen vertheilt, unsere Pferde und Maulthi standen gesattelt da; allein ein starker Regen, beinahe der erste in d sem Jahre, und das Säumen des Boschecho verzogen unsere Abfa bis zum Mittag. Die Wagen wurden vorausgeschickt, und zuletzt se ten auch wir uns in Bewegung; der Regen dauerte fort, obgle schwächer, die Luft war höchst trübe, dabei jedoch still und nicht ka Ehe wir das Thor Andymyn in dem nördlichen Theil der Stadtmau erreichten, hatten wir von dem russischen Gesandtschaftshause (Chu tsu-guan) ungefähr 12 Li (6 Werst) durch die volkreichen Straßen d Stadt zurückzulegen, wo unser Zug, da wir wieder unsere Kosakenkle dung angelegt hatten, allgemeines Aufsehen und Auflauf erregte, wo durch, wie durch den entsetzlichen Schmutz der Straßen, unser We sehr ermüdend ward. Vor dem Thore hielt der Boschecho bei einer Wirthshause an, indem er sich durch eine Collation zur Weiterreis Kraft zu holen beabsichtigte, und da dieß bei den Chinesen sehr lang dauert, so zogen wir, der Kosakenoffizier, Herr Rasgildejew, und ich es vor, allein weiter zu ziehen. Statt nun, nachdem wir durchs Tho geritten, sogleich links zu biegen, schlugen wir den geraden nordöstlich führenden Weg, der vor uns lag, recht rasch ein, in der Absicht, dall der gaffenden Menge zu entreiten, und die Wagen zu erreichen, die nebst den Kosaken weit voraus seyn mußten. Doch je weiter wir kamen, desto mehr befremdete mich die gänzlich unbekannte Gegend, und nachdem wir schon gegen 10 Li zurückgelegt hatten, entschloß ich mich, alle meine Kenntnisse in der chinesischen Sprache aufzubieten, um einen vorbeifahrenden Bauern nach dem Wege zu fragen. Der Versuch gelang vollkommen, und mein Wissen reichte noch so weit aus, die Antwort des Bauern zu verstehen, der uns unsern Irrthum kennen lehrte, und uns durch einige Worte und noch verständlichere Fingerzeige auf einen andern Weg verwies. Nach vielem Umherirren, wobei wir fast bis zu den Thoren von Peking wieder zurückkamen, gelangten wir durch weiteres Nachfragen auf den rechten Weg, der von einem einzigen Regenguß ganz fürchterlich zerrüttet war. Hätte ich hier nicht vor wenigen Wochen unendlich vom Staube gelitten, so hätte ich glauben müssen, daß hier der Boden aus einem unverbesserlichen Sumpfe bestände. Der reine, zähe Lehm, aus dem die ganze angeschwemmte niedrig gelegene ausgedehnte Fläche, auf welcher Peking liegt, besteht, wird leicht vom Regen bis in die Tiefe durchdrungen; es bildet sich eine sichtbar schwappende Oberfläche, durch die der Huf des Pferdes leicht tief hineinsinkt, und, bei der großen Belebtheit der zur Hauptstadt führenden Heerstraße, wird der Weg bald so durchgeknetet, daß kaum ein Durchkommen ist.

(Forts. folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein junger französischer Offizier, der sich lange am Senegal aufgehalten hatte, zähmte eine Hyäne bis auf solchen Grad, daß nicht nur er, sondern auch Fremde mit ihr spielen durften. Nach seiner Ankunft in Frankreich schenkte er sie dem Jardin des Plantes, wo sie wieder wild wurde, als aber der Offizier sie später besuchte, zeigte sie sich gegen ihn äußerst zahm und freundlich.

*

In der ersten Woche des Augusts betrug die Zahl der Reisenden auf der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester, nämlich nur derjenigen, welche die ganze Bahn zurücklegten, 16,588. Von Anfang Januars bis Ende Julius hatte sie 265,063 betragen, darunter in den drei ersten Monaten zwischen 24 und 27,000, in den zwei letzten im Durchschnitt 55,000.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Stromkarte II.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. [illegible]

(Beilage: Stromkarte II.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 265. 22 September 1835.

Bemerkungen

über die französischen Besitzungen in Afrika an der Küste des Mittelmeeres.

(Schluß.)

Freundlicher, größer und lebhafter ist die 50 Stunden von den Gränzen des marokkanischen Gebietes gelegene Stadt Oran, welche durch Uebergabe in die Hände der Franzosen gekommen ist. Sie besteht eigentlich aus zwei Städten, welche beide ihre Befestigungen hatten, und nur durch einen Bach geschieden werden. Es gab eine Zeit, da die beiden, jetzt vereinigten Städte sich feindlich gegenüber standen, indem die eine in dem Besitze der Marokkaner, die andere in der Gewalt der Spanier war. Die letztern wurden, 5000 an der Zahl, durch ein fürchterliches Erdbeben, das fast alle Häuser vernichtete, in ihrer Kaserne begraben, der Rest von den Einwohnern ermordet. Die Stadt ist für eine afrikanische Stadt gut gebaut und stark befestigt; sie wird von allen Seiten durch starke Forts bestrichen, die zugleich die Bucht, an welcher die Stadt liegt, beherrschen. Außerdem schützt eine Kette von Blockhäusern die mit Mauern und Gräben umgebene Stadt. Die merkwürdigsten Gebäude sind das sogenannte chateau neuf, die frühere Wohnung des Bei's, nachdem seine Casauba oder Citadelle zerstört worden war. Das Schloß besteht aus vielen weitläuftigen Gebäuden und Höfen mit den schönsten Marmorsäulen und Fußböden, ist sehr stark befestigt, und gewährt eine vorzüglich schöne Aussicht auf das Meer und in das Land. Ferner zieht die Aufmerksamkeit ein römisches Colliseum auf sich, welches die Spanier in eine Kirche, die Franzosen in einen Pferdestall umgewandelt haben. Die Straßen sind hier nicht so eng als in den afrikanischen Städten, die Häuser fast alle einstöckig. Die Bai oder der Hafen ist unbedeutend und kann größere Schiffe nicht aufnehmen, welche daher bei Mers-el-Kibir Anker werfen müssen. Dieses von den Spaniern erbaute Fort liegt auf einem Felsen, der wohl 1000 Schritt in das Meer hineinläuft. Die Einwohnerzahl der Stadt Oran berechnet man mit Einschluß des Militärs auf 11,000 Seelen. Die nächste Umgegend ist durchaus unangebaut, man sieht nichts als weite Ebenen voller Sträuche und Dornen, in der Ferne von Bergen umschlossen.

Den Mittelpunkt zwischen Algier und Oran bildet die kleine Stadt Mustaganem, die wie Oran, aus zwei Abtheilungen besteht, deren eine Berg Thabor, die andere Mustaganem genannt wird. Sie liegt an einem sanften Abhange, und bietet vom Meere aus einen schönen Anblick dar. Nur wenige Forts schützen sie. Sieben Stunden von Oran und Mustaganem liegt Arsew, ein Fort nebst einigen Gebäuden, merkwürdig wegen der weit ausgedehnten Ruinen einer römischen Stadt. Die dabei befindliche Bucht nimmt selbst größere Schiffe auf.

Bei einigen der erwähnten Plätze haben die Franzosen versucht Kolonien anzulegen, um das zum Theil so fruchtbare Land urbar zu machen und anzubauen. Es ist nicht zu läugnen, daß Frankreich alles Mögliche thut, um den Kolonisten Lust zu machen. Die Regierung gibt jedem Kolonisten ein Haus nebst den nöthigen Wirthschaftsgeräthen, eine Kuh, einen Esel und Land; dazu erhält er für ein ganzes Jahr die Lebensmittel gleich dem Soldaten, der im Felde steht, und endlich ein Gewehr nebst Pulver und Blei. Allein der gute Wille ist bis jetzt mit schlechtem Erfolge belohnt. Ich besuchte bei Algier einige Dörfer dieser Kolonisten, fand aber keine Spur von Betriebsamkeit, desto mehr Armuth und Elend. Diese Leute bestehen nur aus verlaufenem, liederlichem Gesindel und aus Verbrechern, die weder Lust zur Arbeit noch zu einem ordentlichen Leben haben, und meist, wenn das Jahr der Unterstützung abgelaufen ist, ihre wenigen Habseligkeiten verschleudert haben, und davon gehen, um sich auf eine andere Art herumzutreiben.

Die Eingebornen sind zwar im Allgemeinen den französischen Gesetzen unterworfen, werden aber in jeder Hinsicht sehr mild und nachsichtsvoll behandelt. Da ihre Religion in engster Verbindung mit ihrem weltlichen Gesetze steht, so hat man, wo es nur anging, ihnen ihre Grundgesetze gelassen, und straft sie nach denselben. So wird, um nur eins anzuführen, kein Beduine, Maure oder Türke, der des Todes schuldig ist, nach französischer Art hingerichtet, sondern, wie es bei ihnen gebräuchlich ist, wird ihm von einem seiner Landsleute mit dem Messer der Kopf abgeschnitten. In jeder Stadt sind Araber oder Beduinen als Polizeidiener angestellt, und jeder Ort hat ein eigenes tribunal des Maures. Diese Polizeidiener sind theils beritten, theils zu Fuß, und wachen mit vieler Treue und Ergebenheit über die Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung. Sie behalten ihre Nationaltracht, tragen einen langen Dolch in ihrem Gürtel, und sind nur durch

Digitized by Google

das dreifarbige Band am Arme von ihren Landsleuten zu unterscheiden. Häufig dienen sie auch zu Dolmetschern und Spionen.

Die französische Armee beläuft sich jetzt etwa auf 40,000 Mann, von denen 24,000 in Algier, 5000 in Oran, eben so viel in Bona, 3000 in Budschia, 2000 in Mustaganem, und zwei Bataillons in Arsew stehen. Dazu kommt die Nationalgarde jedes Ortes, die unter Waffen tritt und zur Beschützung der Plätze bleibt, wenn der größte Theil der Garnison zu einer Expedition ausrückt. Bei den ewigen Feindseligkeiten möchte man dieses Heer zur Behauptung der Küste für unzulänglich halten, zumal da es so sehr vertheilt und vereinzelt werden muß; und man kann nicht läugnen, daß eben deßhalb die armen Soldaten in Afrika den allerbeschwerlichsten Dienst haben, und daß unendlich viele den Beschwerden erliegen. Allein die Beduinen sind in der Kriegskunst so sehr zurück, daß sie gegen gute Befestigungen nichts ausrichten, und eigentlich ist es der Mangel an grobem Geschütz bei den Beduinen, was die kleine, zertheilte Armee schützt. Auf der andern Seite können auch die Franzosen, da das Land ohne Wege und Stege ist, von ihrem Geschütz bei Expeditionen nur einen beschränkten Gebrauch machen, da sie nur kleine Stücke auf Eseln mitnehmen können. Der Mangel an Wegen ist es auch besonders, der es den Franzosen noch immer unmöglich machte, sich in den Besitz des 30 Stunden von der Küste gelegenen Constantine zu setzen. Jene Stadt, nach deren Besitz die Franzosen düesten, ist durch ihre Lage eine der stärksten Festungen, stark bevölkert, wohl versehen mit Truppen und Geschütz, hat Pulvermühlen und Gewehrfabriken. Nur durch gefahevolle Engpässe kann ein Heer dorthin gelangen.

Die französischen Regimenter in Afrika sind sehr häufig zur Strafe dort, und verweilen 3 bis 4 Jahre daselbst, bis sie von andern abgelöst werden. Außerdem gibts in Afrika mehrere Strafbataillons unter dem Namen Bataillon d'Afrique, die aus Leuten aller Truppentheile Frankreichs bestehen, die Ausschweifungen halber auf 2, 3 oder 4 Jahre dorthin geschickt werden, um gebessert in ihre Regimenter wieder einzutreten. Da sie aber an Unordnungen aller Art gewöhnt sind, so pflegen sie ihre Vergehungen oft zu wiederholen, und ziehen häufige Exekutionen nach sich. Uebrigens werden sie wie die übrigen Truppen behandelt, nur daß ihr Dienst etwas schwerer ist, und daß sie, wie die Fremdenlegion, die Vorposten und Blockhäuser besetzen müssen. Die Fremdenlegion bildet 6 Bataillons, nachdem die Spanier, welche das siebente ausmachten, nach Spanien zurückkehrten. Das 1ste, 2te, 3te und 6te Bataillon besteht aus Deutschen, das 4te aus Polen, das 5te aus Italienern; zusammen etwa 4800 Mann, von denen jedoch höchstens 3/4 dienstauglich sind. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der seit der Errichtung dieser Legion angeworbenen Fremdlinge auf mehr als 12,000 Mann, von denen mehr als ein Drittheil in der afrikanischen Erde sein Grab gefunden, eine große Zahl außerdem mit völlig zerstörter Gesundheit ihre Heimath wieder gesucht hat.

Endlich findet man noch in Algier, Bona und Budschia Infanterie der Eingeborenen, die sogenannten Suaven, welche, in ihre Nationaltracht gekleidet, meist aus Türken, Mauren und Negern bestehen. Sie sind tüchtige Soldaten, und zeichnen sich durch ihre Ausdauer aus. In Algier und Bona sieht man Bataillons der befreundeten Beduinen, die barfuß, den Säbel in der Hand, auf die Wache ziehen; sie werden meist von solchen Europäern kommandirt, die dort lange in der Sklaverei lebten und der Landessprache kundig sind. Außer der Infanterie gibt es drei Regimenter Kavallerie unter dem Namen Chasseurs d'Afrique à cheval; sie bestehen aus Lanziers und Karabiniers, und sind unstreitig von allen französischen Truppen am geschmackvollsten gekleidet. Dazu kommen noch mehrere Escadrons des Turcs, die meistentheils unter dem Dey und den Bey's als Janitscharen gedient haben. Sie sind nach türkischem Kostüm uniformirt, und tragen einen langen rothen oder weißen Mantel. Dieß ist die beste Kavallerie, die ich je gesehen habe; sie sind wilde Reiter, und selten sieht man sie anders als im Galopp oder Carriere, gleichviel ob bergan oder bergab. Obgleich sie beinahe immer ihre lange Pfeife auf dem Pferde rauchen, so sitzen sie doch unbegreiflich fest und in schöner Haltung. Man glaubt einen Vogel durch die Ebene fliegen zu sehen, wenn sie auf ihrem Araber angeschmiegt, den Körper fast auf den Kopf des Pferdes gesenkt, nach türkischer Weise manövriren. Einige unter ihnen haben sich durch muthige Thaten so ausgezeichnet, daß sie das Kreuz erhielten, und der französische Soldat muß vor einem solchen eben so gut das Gewehr anziehen, als vor einem Europäer. Diese Türken werden sehr gut besoldet, während der Sold der übrigen Soldaten sehr gering ist. Jeder Soldat erhält seine Feldrationen, nämlich Fleisch, Reis, Salz, 1/4 Quart Wein, (wenn er arbeitet 1/2 Quart); dazu hat er nach Abzug für sein Essen täglich einen Sous! Der verdrießlichste Dienst für den Soldaten ist das Bauen der Straßen, die man von einem Blockhause zum andern, von einem Lager, von einer Stadt zur andern führt. Täglich wird das Militär mit Schaufeln, Hacken, Körben u. s. w. belastet hinausgeführt, und muß unter der Leitung von Ingenieurs arbeiten. Ist die Arbeit schon weit vorgerückt oder entfernt von der Stadt, so rücken die zur Arbeit ziehenden Truppen bewaffnet hinaus, um den Beduinen, die in ihrem Lande die Hand der Kultur nicht leiden wollen, nöthigenfalls die Spitze bieten zu können. Wenn nach geendigter Arbeit der ermüdete, verbrannte Soldat sich nach Ruhe sehnend zurückkehrt, so vernichtet ihm eine Unzahl von Ungeziefer aller Art, das seiner beißhungrig wartet, schnell diese Hoffnung. In den Baracken, in welchen das Militär, zumal die Legion, gewöhnlich liegt, ist es beinahe unmöglich auszuhalten; es ist nicht zu beschreiben, von wie viel Tausenden von Flöhen man beim Eintritt überfallen wird, in einem Augenblick sieht man sich ganz schwarz, und Legionen scheinen aus der Erde hervorzukommen. Da man keine Betten hat, sondern nur eine wollene Decke, so legt man sich auf die Erde, die während der Regenzeit oft bis zum Einsinken durchnäßt ist. Hat die Nacht trotz der Widerwärtigkeiten ihr Recht geltend gemacht, dann wehe! wenn die Nacht ihren Schleier über die Erde wirft! Tausende von Ratten finden sich in den Baracken ein, um Brod und Ueberbleibsel von Speisen zu suchen. Furchtlos springen sie auf den Schlafenden, passiren über sein Gesicht, so daß er jeden Augenblick genöthigt ist, sie abzuwehren oder todt zu schlagen. In den Hängematten, die man jetzt häufig

Digitized by Google

gibt, ist man vor ihnen mehr geschützt; allein diese sind meistens zu kurz, und hat man wie gewöhnlich keine Matratze in denselben, so glaubt man beim Erwachen zerschlagen und zerstoßen zu seyn. Oft aber wird auch nicht Einmal diese kümmerliche Ruhe dem ermüdeten Soldaten zu Theil; er muß noch auf Piket gehen, wie z. B. in Budschia, wo wir während der Nacht gewiß keine 10 Minuten Ruhe genossen, sondern jeden Augenblick auf unserer Hut seyn mußten. Da ist es nun kein Wunder, daß die Lazarethe sich überfüllen, und daß eine Menge von Menschen bei dem Mangel an Pflege, geschickten Aerzten und guten Apotheken dahin sterben.

Die Ströme der Erde.

Europa.

(Fortsetzung.)

Auf der Südseite von Frankreich ist nur Ein großes Thal, das Rhone-, oder richtiger zu reden, das Saonethal, denn die Bildung dieses Thals ist sicher weit älter, als der Rhonefluß, der erst der Graniterhebung der Alpen seinen Ursprung dankt. Wenige Thäler sind durch ihre Struktur merkwürdiger und lehrreicher. Die Wasserscheide zwischen Rhein und Saonethal ist gewiß älter als die Erhebung der Alpen. Als diese sich erhoben und der südliche Theil des Juragebirgs zugleich mit etwas emporstieg, indem die Abflachung dieser Graniterhebung gegen Norden geht, bildete sich der seltsame Widerspruch des Wasserlaufs zwischen Doubs und Saone. Das Wasser, das sich von nun an zwischen den beiden Juraketten sammelte, floß wegen der im Süden geschehenen Emporhebung des Gebirgs nach Norden, konnte aber doch die alte Wasserscheide nicht durchbrechen, und wandte somit, sobald es in ebenes Land gekommen war, sich wieder gegen Süden, und floß mit der Saone dem mittelländischen Meere zu. Alle von Westen her in dieß Thal einfallende Flüsse sind unbedeutend und vergleichungsweise langsamen Laufs, die von Osten der einfallenden, nämlich vor allen die Rhone, dann die Isere, Drome, Durance sind lauter wilde Bergwasser.

Daß auch dieser Thalboden allmählich weiter ins Meer vorrückt, bestätigen alle Nachrichten aus dem Alterthum und deren Vergleichungen mit dem jetzigen Zustande; indeß hat dieß Vorrücken etwas Eigenthümliches. Noch jetzt ist ersichtlich, wie Lagunen, Etangs, am Meere mehr und mehr versanden und ausgefüllt werden, während andere sich näher am Meere bilden. Das Thal muß eine beträchtliche Strecke herauf aus solchen Etangs bestanden haben, denn die Römer, welche doch bei ihren Straßenbauten gewiß nicht leicht Schwierigkeiten scheuten, führten die Straße von Ugernum nach Beziers über Nemausus, ein unnatürlicher Umweg, wenn man nicht, wozu aller Grund vorhanden ist, annimmt, daß damals das Land in gerader Richtung nach Beziers noch mit Wasser bedeckt oder wenigstens Sumpf war. *) Uebrigens bietet der Lauf der Rhone selbst den deutlichsten Beweis, daß das Land vorrückt, denn die Marseiller bauten schon nach Strabo's Angabe, wie auch noch jetzt, Thürme an beiden Seiten des Flusses, um die für Schiffe fahrbare Mündung zu bezeichnen; solche Thürme findet man jetzt weit ins Land hinein, auf beiden Ufern vier bis fünf. Auch hat sich die Anzahl der Flußarme seit Plinius, der sie genau anzählt, vergrößert, denn damals spaltete sich der östliche Hauptarm noch gar nicht, während seit jener Zeit vor dieser Mündung eine Sandinsel, les Tignes, entstanden ist, wodurch sich jetzt der östliche Arm so gut wie der westliche in zwei Unterarme spaltet.

Schließt man von diesen noch in stetem Fortschreiten begriffenen Erscheinungen rückwärts, so wird der oft für das Rhonethal gebrauchte Ausdruck „Meerbusen von Lyon," gar nicht unzweckmäßig erscheinen.

Von den Hyeren bis zum Kap Creus ist es drei Längengrade, innerhalb dieser beschreibt die Südküste Frankreichs einen Bogen von etwa 120 Graden. Dieser Winkel war früher viel spitziger, aber wie die Rhone in größerem Maßstab, so streben auch die von den altvulkanischen Sevennen herabkommenden Flüsse hier das Land auszudehnen, in das Meer hinein. Nehrungen entstehen, und die dahinter befindlichen Lagunen werden immer seichter und am Ende ganz ausgefüllt. Nach mehrern Beobachtungen, namentlich am Hafen von Cette, rückt das Land an der Mündung des Herault jährlich fast um zwei Metres vor.

Auch an der spanischen Südküste hat man ähnliche Bemerkungen gemacht, wie an der französischen, dennoch aber ist das Verhältniß ganz anders, denn das Saonethal ist um so viel älter und minder heftig erschüttert und zerrissen, als das Cevennengebirg älter ist als die Pyrenäen. An diesem und seinem südlichen Ausläufer, dem celtiberischen Gebirg, hängt die Gestaltung der ganzen Halbinsel. Das Gebiet des Ebro mit den Nebengebieten des Llobregat, Guadalaviar und Jucar ist das einzige große Stromgebiet Spaniens, das sich gegen Süden öffnet; weit kleiner, aber durch die zahlreichen Erdbeben ausgezeichnet, ist das Gebiet der Segura, mit der sich der Mundo von Osten, und die Sagonera von Westen her vereinigt. Auch hier lassen sich zwar Landansätze an der Mündung der Flüsse, namentlich des Guadalaviar nachweisen, allein sie sind weit minder bedeutend, und lassen sich keineswegs so ins Innere des Landes verfolgen, als bei der Rhone und dem Po, denn Katalonien und Murcia waren der Schauplatz der ungeheuersten Erdbeben, ganze Thäler sind hier von Lava ausgefüllt, die Flüsse haben sich Betten darin gegraben, deren Grund fester Felsen ist, weßhalb die Alluvionen an der Mündung der Flüsse schwächer wurden.

Was denjenigen Theil der pyrenäischen Halbinsel betrifft, der sich gegen Westen öffnet, so sehen wir hier vier Flußgebiete, das des Guadalquivir, des Guadiana, des Tajo und Duero: die zwei letzten sind ohne Vergleich die bedeutendsten, und unterscheiden sich wesentlich von den beiden erstern. Diese sind mehr

*) Einen eigenthümlichen, doch sicher nicht ganz zu verwerfenden Beweis dafür führt Astruc in seinen Memoiren über die physische Geschichte von Languedoc an. Er sagt nämlich, alle Ortsnamen an der alten Römerstraße, und namentlich nördlich davon, seyen celtisch, wie Ugernum, Nemausus, Sessero, südlich dagegen fänden sich nur neuere römische Namen, als Aigues-mortes (aquæ mortuæ), Frangueveaux (franca valle), Villeneuve, Frontignan (frons stagni) u. dgl.

Digitized by Google

bloße Stromrinnen in den beiden Hochebenen von Alt- und Neukastilien; der Guadiana und Guadalquivir fließen in tiefer ausgefurchten, mannichfach gekrümmten Thälern; besonders zeigt der mäandrische Lauf des Guadalquivir, daß er auf sehr tiefem Boden läuft, während der Tajo nur 40 Meilen vom Meere, noch in einer Höhe von 1500', der Duero in gleicher Entfernung noch einer Höhe von 2000' läuft. Der viel bedeutendere Fall dieser beiden Flüsse macht auch ihren Lauf vergleichungsweise viel gerader. Ein zweiter Unterschied liegt darin, daß zwar wohl der Guadiana und Guadalquivir, namentlich der letztere *) um ihre Mündung Bodenansätze machen, nicht aber der Tajo und Duero. Der Grund hievon liegt wohl hauptsächlich darin, daß ihr Unterlauf mehr gegen Süden als gegen Westen gerichtet ist, und ihr Niederschlag meist am Ufer sitzen bleibt, während die nördlichern, ganz gegen Westen gerichteten Flüsse der Strömung des atlantischen Meeres ausgesetzt sind, welche den Niederschlag mit sich fortreißt, und hauptsächlich an die Ostseite des biskayischen Meeres wirft, wo der ganze Küstenstrich von der Mündung der Vidassoa aufwärts aus angeschwemmtem Meeressand bestand, denn auch die Nordküste Spaniens wird von dieser Strömung wie gefegt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Alterthum bildete er an der Mündung eine Insel, und floß in zwei Armen ins Meer; jetzt ist dieses Delta zur Flußinsel geworden, und der Strom hat nur Eine Mündung.

Das Piedestal des Obelisken von Luxor.

Dieses Piedestal soll nur aus fünf Stücken bestehen von dem rosenfarbenen Granit in den Steinbrüchen von Lamber-Ildud in der Nähe von Brest. Das Schiff Luxor, das den Obelisken nach Paris brachte, ist nach der Küste der Bretagne gesendet worden, um das Piedestal gleichfalls abzuholen, dessen fünf Stücke auf einer einzigen Unterlage zusammengestellt und nach dem Schiffe gebracht werden sollen, von dem man das Vordertheil abgesägt hat, wie es in Aegypten bei dem Aufladen des Obelisken geschah. Bereits sind die drei größten Blöcke bis an das Schiff gebracht worden, aber nur mit großer Anstrengung, denn der eine, den man den Würfel nannte, wog 110.000 Kilogramme (über 2300 Centner), und der Boden ist sehr unsicher, da er zweimal des Tages vom Meere überschwemmt wird. Diese Arbeit ist, mit Ausnahme der Fortschaffung des Luxor selbst zu Paris, die größte der Art, die je in Frankreich unternommen wurde.

Chronik der Reisen.

Bruchstück aus dem Tagebuch einer Reise nach China in den Jahren 1820 und 1821.

1. Reise bis an die große Mauer.

(Fortsetzung.)

Nicht zu verwundern war es bei solchen Wegen, daß auch unser Gepäck oft anhaltenden Aufschub erlitt, so daß wir die Wagen schon auf dem halben Wege bis zum Städtchen Zinche einholten. Ein chinesischer Frachtwagen, wie ich oben bemerkte, stets auf zwei Rädern, nimmt eine sehr bedeutende Last auf; ein Pferd ist in die Femerstangen gespannt, und oft von der Ladung ganz verdeckt; vor diesem sind, an sehr langen Leinen, noch 2 bis 4 und mehr Pferde, Maulthiere und Esel durch einander gespannt. Diese werden nicht durch Zügel, sondern durch Worte des Fuhrmanns und durch dessen Peitsche regiert und angetrieben. Das beständige Geschrei Trr, trr, joh, joh, ohho, ohho, vermag die Thiere zu unglaublicher Anstrengung zu bewegen, wie wir dieß hier sahen; denn es war nichts Geringes, die schwer bepackten Wagen, deren stark mit Eisen beschlagene Räder oft bis zur Nöhre in den Lehm versanken, fortzubewegen. Eine sehr schlimme Stelle des Weges brachte den ganzen Zug ins Stocken, und ich benutzte diese Zeit, verließ mein Pferd, und erstieg einen am Wege gelegenen ziemlich hohen, wahrscheinlich durch Menschenhand aufgeworfenen, mit Ulmen bepflanzten Wall, um von dort einer feinen Aussicht zu genießen. Der Weg, den wir zurückgelegt hatten, lag vor mir; im dichten Nebel schwanden die hohen Mauern Peking's, zu beiden Seiten des Weges erhoben sich dicht neben einander düstere Baumgruppen von schlanken Thujas und Juniperusstämmen, zwischen denen hin und wieder eine schöne Pinus mit weißer, glatter Rinde durchglänzte, die die zierlichen Grabmäler vornehmer Chinesen beschatteten. Auf der weiten Ebene, die sich vor Peking ausdehnt, erschienen in weiter Ferne die Zelte eines Lagers, zu dem mehrere kleine Trupps chinesischer Soldaten, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, an uns vorüberzogen. Weiter hinaus breiteten sich trefflich geebnete Aecker aus, auf denen in zierlichen Reihen das junge Getreide eben zu grünen begann. Ringsum reges Leben, die feuchte Luft hallte dumpf von dem lauten Rufen der Fuhrleute und Eseltreiber, von denen die Straße wimmelte. Wir ließen die Wagen zurück, und eilten weiter. Erst um halb 6 Uhr Abends erreichten wir durchnäßt das nur 18 Li von Peking entfernte Zinche; zwei Stunden später erschien auch das Gepäck. Zinche, eine kleine nicht von Mauern umgebene Stadt oder Flecken, wird durch das Flüßchen gleiches Namens, über das eine aus Quadern gebaute steile Brücke führt, in zwei Theile getheilt; jenseit dieser Brücke erreichten wir ein reinliches Wirthshaus, wo uns ein zierliches Abendessen bereitet ward. Als es aufgetragen war, schickten wir eine Einladung an den Boschecho, uns dabei Gesellschaft zu leisten, erhielten aber von ihm zur Antwort, daß er schon zu Abend gespeist; wenn wir daher seine Rechnung bezahlen wollten, so könnten wir es so ansehen, als habe er an unserer Mahlzeit Theil genommen. Als es spät ward, bereiteten wir unser Nachtlager nach chinesischer Sitte auf dem geheizten Kan, d. i. ein aus Backsteinen längs der einen Wand des Zimmers aufgeführtes Mauerwerk von 2 bis 5 Fuß Höhe und ungefähr 6 Fuß Breite, welches von Röhren durchzogen ist, die durch Steinkohlenfeuer, welches in einer Vertiefung vor diesem Kan angelegt wird, erwärmt werden. Der Kan ist mit einer Strohmatte und drüber mit grobem Tuch, häufig von rother Farbe, bedeckt; darauf steht vorn in der Mitte bei Tage gewöhnlich ein niedriges Tischchen, auf welches der Thee und die Speisen gestellt werden, wenn man einen Gast bewirthet, der dann jedesmal auf der Ehrenstelle links vom Tischchen, der Wirth aber rechts auf dem Kan zu sitzen kommt. Zur Nachtzeit ist der Kan oft für eine ganze große Familie die einzige Schlafstelle. Als solche benutzten auch wir ihn dießmal, mußten aber schwer dafür büßen, denn bald wurden wir von dem Wache haltenden Kosaken geweckt, und erwachten mit dem Gefühle des heftigsten Kopfwehs, als Folge des Kohlendunstes, der durch die schlechte Aufsicht beim Heizen entstanden war. An ein Wiedereinschlafen war nicht zu denken; unser Leiden stieg von einem Grade zum andern, und mit Ungeduld erwarteten wir den Anbruch des Tages, um in der frischen Luft unsere Reise weiter fortsetzend, einige Linderung in unserem beklagenswerthen Zustande zu erlangen.

Es war ein schöner, stiller, wenn gleich kühler Morgen, als wir, unser Gepäck zurücklassend, ausritten. Vor uns erschien in blauer Ferne das zackige Gebirge, amphitheatralisch die weite Ebene schließend. Die aufgehende Sonne blickte durch einen leichten Wolkenschleier hindurch. Eine erfrischende Luft wehte uns an, und that uns sehr wohl, steigerte sich jedoch bald zu einem stärkeren Winde, der uns ins Gesicht blies, und dichtere Wolken am Himmel zusammentrieb. Die große, fast unwegsame Straße vermeidend, ritten wir zwischen unabsehbaren Aeckern und Nebenwegen fort, auf denen hin und wieder der Weizen in regelmäßigen parallelen Streifen, eben zu grünen begann. Weiterhin sah man den emsigen Landmann beschäftigt, hier zu pflügen, dort zu säen und zu eggen. Häufig stießen wir auf Dörfer, die, wenn gleich meist nur aus niedrigen Lehmhäusern bestehend, doch schon aus der Ferne an den freundlichen Baumgruppen erkannt werden können, von denen sie immer umgeben sind. Nach einem Ritt von einigen Stunden gelangten wir an ein Flüßchen, an dessen erhöhten Ufern sich ein beträchtlicheres sehr hübsch gelegenes Dorf hinzieht, und bald darauf erreichten wir die schöne aus Granitquadern erbaute Brücke, die vor dem Städtchen Schache über das Flüßchen gleiches Namens führt. Diese Brücke trägt merkliche Spuren eines hohen Alters an sich; besonders waren die Auffahrten schon sehr zerrüttet, und niemand schien sich um deren Verbesserung zu kümmern.

(Forts. f.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 266. 23 September 1835.

Beirut.

Diese Stadt ist amphitheatralisch an einem Bergvorsprung des Libanon gebaut. Die allenthalben umherliegenden terrassenartigen Gärten geben ihm ein malerisches und elegantes Ansehen, und wenn man auf der schmalen Terrasse, die den kleinen Hafen einschließt, angelangt ist, so weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, das weite Meer, das sich gegen Westen und Norden unabsehbar ausdehnt, oder die Gebirge, die den Horizont gegen Osten eng begränzen. Etwa hundert Personen, Lastträger und Kaufleute, Fremde und Einheimische treiben sich unaufhörlich auf dieser Terrasse umher, und würden den Weg allein schon äußerst schwierig machen, wenn auch die Douaniers ihn nicht mit Waaren aller Art versperrten, und durch ihr betäubendes Geschrei den allgemeinen Lärmen vermehrten. Die Wohnung des Gouverneurs ist von dem Posten der Douaniers nur wenig entfernt, sie bildet beinahe das Eck der Straße, die nach dem Frankenquartier führt, und die Hauptverbindung mit der übrigen Stadt ausmacht, wo unregelmäßige Gäßchen und Durchgänge, bizarre Häuser, meistens ohne Fenster gegen Außen, einige runde Bazars und zwei oder drei schlechte Moscheen keineswegs der Idee entsprechen, die man sich vor der Landung gemacht hat. Trotz dieses ärmlichen Ansehens aber, und obwohl mehrere öffentliche Gebäude verfallen und verlassen sind, herrscht doch im Ganzen ein Wohlstand und eine Reinlichkeit, die man auf den andern Stapelplätzen der Levante nicht findet.

Die Einwohner, deren Zahl man höchstens auf 6000 anschlagen kann, beschäftigen sich alle eifrig mit dem Handel, und die Gesundheit deren sie genießen, beweist besser als Alles, daß die materiellen Bedürfnisse des Lebens bei ihnen reichlich befriedigt sind; freilich sind auch diese Bedürfnisse unter einem Himmel, wie der von Syrien, nicht sehr zahlreich. Nach dem Kostüme kann man nicht immer die Eingebornen einer Stadt unterscheiden, namentlich wenn diese von verschiedenen Racen bewohnt ist, die ihre Gebräuche und ihre Kleidungen durchaus beibehalten haben, in Beirut aber fällt der Unterschied zwischen den Stadtbewohnern und den Fremdlingen auch dem ungeübtesten Beobachter augenblicklich auf. Der Blick, anfangs durch einige leicht erkennbare Aegyptier, und durch europäische Schiffmannsschaften angezogen, welche ihre Ladungen von Baumwolle, Indigo, Zimmt oder Seide bewerkstelligen, fällt bald auf kräftige Gestalten, deren athletische Formen sich auffallend von dem Bau der übrigen Menschenmasse unterscheiden. Das sind Maroniten und Drusen, die den bedeutendsten auswärtigen Handel treiben, und ihr ganzes Leben damit hinbringen, die Erzeugnisse ihrer Berge und die tausendfältigen zu Damaskus aufgespeicherten Waaren nach Beirut zu bringen.

Diese Stadt hat lange den Drusen gehört, welche sich unter ihren Emirs so gut gegen die Türken vertheidigten: da sie durch ihre Lage in naher Verbindung mit dem Mittelpunkte des Gebiets der Drusen stand, so bot sie diesem Bergvolke die Mittel, ihre fast alle nach Aegypten bestimmten Waaren zu verschiffen, und von dorther andere zu beziehen. Die Maroniten, deren Interessen dieselben waren, und die, was den Kampf gegen die Armeen des Sultans betraf, stets mit ihren Nachbarn gemeinsam handelten, unterstützten auf alle Weise die Bemühungen der Drusen, und erst im Jahre 1763 fiel Beirut in die Hände der Türken durch die Ränke Dschezzars, der nachher zur Belohnung das Paschalik von Akre bekam, wo er sich bekanntlich noch mehr durch seine Grausamkeiten, als durch seinen Widerstand gegen die Franzosen auszeichnete. Diese Eroberung öffnete den Türken die Thore des Gebirgs, und die Drusen, welche für ihren Handel eines Debouchés bedürfen, mußten sich zu einem Tribut gegen die Türken bequemen. Indeß hat dennoch der Handel seit jener Zeit abgenommen, und die seit den letzten Jahren erfolgte Zunahme ist eine Folge des schlechten Zustands der Häfen von St. Jean d'Acre, Saida und Tripoli. Immerhin sieht man jetzt weniger Drusen hier, als Maroniten, die weniger Stolz und Unabhängigkeitssinn besitzen, als die erstern. Indeß ist zu bemerken, daß die letztern noch eine andere Ursache als der Geldgewinn nach Beirut zieht, nämlich die Leichtigkeit dort die Gebräuche der christlichen Religion zu üben. Zwar hat jedes Dorf in ihrem Lande eine Kirche, viele ziehen aber vor, nach der Stadt zu gehen, um dort die Messe zu hören, und ihr Gebet zu verrichten, da sie es für ein großes Verdienst halten, den Muhammedanern zu trotzen; diese können indeß den Gottesdienst nicht hindern, da das Kloster der Maroniten, wie alle Klöster Palästina's, von denen dieses abhängig ist, unter dem besondern Schutze Frankreichs steht.

Im ottomanischen Reich, — und unter Mehemed Ali ist es

Digitized by Google

bekanntlich nicht anders geworden, — sind alle öffentlichen Stellen mit Türken besetzt. Durch das Recht der Eroberung Meister großer Landstriche haben sie aus diesem Monopol einen Grundsatz und die Bedingung ihres Daseyns gemacht; in Syrien ist er ihnen durch ihre Stellung vorgeschrieben. Hier sind, ohne die Maroniten und Drusen, zwei besondere mit vieler Rücksicht behandelte Stämme, zu rechnen, alle Küstenstädte mit Christen sehr verschiedenen Glaubensbekenntnisses, auch Kopten, und außerdem mit Juden bevölkert, die man alle unter dem gemeinsamen Namen Raya begreift, die der rohe Türke, trotz der unverhältnißmäßigen Mindeszahl seines Stamms mit Verachtung betrachtet und behandelt, und nicht ganz mit Unrecht. Welchen großen Antheil an ihrer Schlechtigkeit und ihren Lastern auch die fortdauernde und systematische Bedrückung haben mag, so ist doch der Mangel an aller Würde und allem Muthe, namentlich unter der dritten Klasse von Christen, den Levantinern, allzu groß, als daß nicht der Türke stolz auf sie herabsehen sollte. Levantiner nennt man alle von europäischen Eltern in der Levante erzeugte Kinder. Sie gleichen den Kreolen der Kolonien mit dem Unterschied, daß sie weniger Grund haben, eitel zu seyn, und weniger Gelegenheit, ihre Eitelkeit blicken zu lassen. Der Handel ist fast das einzige, womit er sich beschäftigen kann, er gibt sich darum schon frühzeitig damit ab, und seine seltsame gesellschaftliche Stellung, die ihn in den Stand setzt, eine Menge Sprachen zu erlernen, gibt ihm einen bedeutenden Vortheil über gewöhnliche Kaufleute. Er kann in der Türkei kein Land besitzen, und so kümmert er sich auch um Gesetze und Sitten der Türken nicht, und die Scheidungslinie zwischen ihm und den Muhammedanern wird darum nur schroffer.

Der Levantiner, der vor Kurzem noch die Funktionen eines französischen Konsularagenten erfüllte, stammte von einem Spanier ab; seine Stelle trug ihm nichts ein, allein sie werden dennoch sehr gesucht, da sie dem Inhaber manche Handelsvortheile und Bekanntschaften verschaffen. Damit war aber der genannte Konsularagent noch nicht zufrieden, sondern er machte auch noch Geldgeschäfte, d. h. er lieh auf Pfänder, und in seinen freien Stunden verschmähte er es nicht, Kranke zu besuchen, sich jedoch vorher bezahlen zu lassen. Seine Eigenschaft als Arzt erhöht bedeutend seine Wichtigkeit unter den Syriern, welche die Kunst der Heilung nur dem ersten besten europäischen Abenteurer, *) der sich fränkisch kleidet, oder denjenigen zuschreiben, welche ihre Mutter schon im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft geboren hat. Daß der Konsularagent auf so mancherlei schmutzigen Wegen Geld aufzuhäufen suchte, zog ihm den Haß und die Verachtung der in Beirut sich aufhaltenden Europäer zu, er kümmerte sich aber wenig darum.

(Schluß folgt.)

*) Das Hauptmittel eines dieser Aesculape, das er gegen alle Krankheiten anwandte, bestand in einem Absud von Hühnerfedern; man rupfte das Huhn in seiner Gegenwart, und er nahm es dann mit sich, als den Erstling seines Erwerbs.

Die Ströme der Erde.

Europa.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu den großen Stromgebieten des Nordwestabhangs von Europa, die in zwei Hauptabtheilungen zerfallen: nämlich von dem tiefen Winkel des diskayischen Busens bis zum Skager Rack in Dänemark, und von da bis in die Tiefe des finnischen Meerbusens. Die erste Abtheilung zerfällt in zwei Unterabtheilungen: erstens von der Mündung der Bidassoa bis zur Westspitze von Bretagne, und zweitens von da bis zur Nordspitze von Dänemark.

Der diskayische Meerbusen reichte einst viel tiefer herein, und der ganze Landstrich von den Gebirgen der Auvergne bis zu den Pyrenäen, und südwärts bis zu den schwarzen Bergen, war einst mit Wasser bedeckt, vielleicht mit Ausnahme eines Theils des Lot- und Tarngebiets. Der ganze Strich von der Mündung der Bidassoa bis zur Mündung der Garonne, ist also aufgeschwemmtes, allmählich dem Meere abgewonnenes Land. Sehr abweichend ist das Becken der Loire, welches deutlich in drei Theile zerfällt: erstens der Oberlauf bis zur Vereinigung mit dem Allier, bildet ein tiefes, ehemals mit Wasser ausgefülltes Becken, ähnlich den großen Schweizerseen; zweitens der Mittellauf bis Tours, dieser bildet ein zweites Becken, das einst mit dem Seinebecken in Verbindung gestanden haben muß; der Unterlauf endlich von Angers an bildete einen Meerbusen, der jedoch auch gegen Norden mit dem Meere in Verbindung stand, wodurch der Theil der Bretagne westlich von Rennes zur Insel ward, ein um so bemerkenswerther Umstand, da die Formationen von Westbretagne mit denen des westlichen Englands und der Provinz Wales genau übereinstimmen.

Den obigen Ansichten entspricht der Umstand, daß auf dieser ganzen Strecke der Landansatz noch immer fortgeht; wir haben oben schon der Landes gedacht, einer Niederung, die sich bis ans Ufer der Garonne erstreckt und noch immer durch Sandauswurf gegen das Meer vorschreitet. Eben so weiß man zwischen Rochelle und Luçon von einem neuen nicht unbedeutenden Bodenansatz. Nördlich von der Mündung der Loire war die zum festen Lande gehörige Niederung von Croisic, Batz und Poulinguen im 15ten Jahrhundert noch eine Insel. Die Rückschlüsse aus diesem Zustande der Vorzeit auf den jetzigen ergeben sich von selbst. Beschreibungen taugen hier wenig, wenn man aber eine Reliefkarte entwürfe, wo die Darstellung der verschiedenen Becken, die einst von den Flüssen, oft in Verbindung mit dem Meere gebildet wurden, genau angegeben wäre, so würde man eine ungemein klare Ansicht von dem jetzigen Flußlauf, von der Verbindung und Trennung verschiedener Landestheile erhalten, die durch die jetzigen, auch die besten Karten nur sehr unvollkommen erreicht wird.

Es kann sonderbar scheinen, daß wir hinsichtlich der Aufzählung der Flüsse so den Küsten folgen und nicht vielmehr den Gebirgen, allein wir haben die durch Europa sich hinziehende Wasserscheide schon oben angegeben, und was die zahlreichen, von den Alpen herabströmenden Flüsse betrifft, so sind diese, wie die

Digitized by Google

des Alpgebirgs selbst verhältnißmäßig neuern Ursprungs. Es ist ein auffallender, nicht genug beachteter Umstand, daß die Flüsse der neuern Gebirge, wie Alpen, Pyrenäen und Karpathen, von den Flüssen der altvulkanischen Gebirge wesentlich durch das stärkere Vorrücken des Landes ins Meer hinein sich unterscheiden. Die Garonne, ein Kind der Pyrenäen, hat allmählich den Meerbusen von den schwarzen Gebirgen an ausgefüllt, die Loire, die Seine bildeten mehr im innern Lande tiefe Becken, und das Vorschreiten des Landes ist im Ganzen sehr gering, wenn schon bei der Seine größer als bei der Loire, denn sie nimmt bereits an dem Schicksale der Nordsee Theil, die seit Jahrhunderten auffallend seichter wird. Das obere Seinebecken war ein weiter See, in dem sich Meer und Land um die Herrschaft stritten, auf dem untern Laufe aber, etwa im Bezirke der alten Normandie, engte das feste Land das Wasser zu einem nur wenige Meilen breiten Meeresarme ein, an dessen untern Ende Landansatz *) erfolgt, ob aber durch die Thätigkeit des Flusses, oder durch das Hereinwerfen des Meeressands möchte sehr zweifelhaft seyn. Wie viele Jahrhunderte mögen aber wohl verflossen seyn, ehe die Niederschläge des Wassers das mittlere Seinebett ausfüllten. Viel mögen wohl dazu die allmählich sich bildenden Nebenflüsse beigetragen haben. Nimmt man die Yonne als den eigentlichen Strom an, so fallen alle bedeutenden Nebenflüsse, als Seine, Aube, Marne und Oise, von der rechten Seite ein, woher es auch kommt, daß das Seinebett nicht in der Mitte, sondern mehr auf der rechten Seite des Beckens ist. Eben so hat das Rheingebiet seine größere Breite auf dem linken Ufer, ein Umstand, der die große Bedeutung des Ardennengebirgs zeigt, das eine sehr breite, wenn gleich nicht hohe Massenerhebung ist.

In seinem Mittellauf hat auch der Rhein einige Aehnlichkeit mit der Seine. Von Düsseldorf aufwärts bis zum Maingebiet ist sein Thal ziemlich eingeengt, wie das Seinebett von Rouen bis zur Einmündung der Oise; dann breitet es sich gleichfalls seeartig aus, bis es durch die hessischen Gebirge und den Schwarzwald auf der einen, den Hunderück und die Vogesen auf der andern Seite, zum engern Thale wird. Dieses Wasserdecken erhielt seine starke Strömung gegen Norden gewiß erst durch die Erhebung der Alpen, die vielleicht auch einen schnellern Ablauf des Wassers veranlaßte. Vor der großen Erhebung der Alpen, — denn man muß mehrere unterscheiden, namentlich die von Norden nach Süden streichende Porphyrerhebung, im Gegensatz gegen die ostwestlichen Graniterhebungen, — vor dieser letzten Porphyrerhebung, welcher namentlich auch die Zacken am Bodensee, als Hohentwiel u. dgl. angehören, fand wahrscheinlich keine Wasserverbindung zwischen der östlichen Schweiz und dem Meerbusen von Basel bis Düsseldorf statt; erst in Folge derselben brach der Rhein bei Schaffhausen durch, und riß die Aare, die früher wahrscheinlich durch das Mutterthal mit dem Donaubecken in Verbindung stand, mit sich fort gegen Westen, bis der Landvorsprung bei Basel, der zur Wasserscheide zwischen Rhein- und Rhonegebiet gehört, den Lauf der Gewässer gegen Norden drängte. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung der Lauf der Nebenflüsse des Rheins von Basel bis Straßburg; sie fallen hier nicht, wie auf dem rechten Ufer und oberhalb Straßburg in mehr oder minder spitzen Winkeln ein, sondern sie ziehen dem Rheine parallel fort. Dieß kommt daher, daß die Gewalt des Wassers den Schlamm und die Erde auf das linke oder westliche Ufer warf, und einen Damm bildete, der steil gegen den Rhein, flach gegen die Vogesen sich absenkt; am auffallendsten ist dieß von Basel bis Breisach, später verliert es sich mehr, und unterhalb Straßburg fallen die Zuflüsse unter rechten oder nur wenig spitzen Winkeln in den Rhein.

Zu der Zeit als diese Umwandlung in der Richtung der Gewässer der östlichen Schweiz vorging, muß die Aenderung des Wassers auch die mannichfachen Zerstörungen veranlaßt haben, die schon der bloße Anblick des Landes zwischen Mainz und Koblenz darbietet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Früher war Harfleur der Hafen für die Stadt Rouen, aber ein Landansatz hat das Meer zurückgedrängt, und man hat Havre de Grace zum Hafen eingerichtet.

Neue Goldmine in Sibirien.

Das russische Bergwerksjournal enthält die Nachricht, daß der Kaufmann Karosteleff von Krasnojarsk im Jahre 1833 eine Goldmine entdeckte, welche etwa 360 Werste südöstlich von der Stadt Krasnojarsk in dem sajanischen Gebirge liegt, nahe an der Quelle des Flusses Kan, an der Janga, welche von der rechten Seite her in den erstern fällt. Auf dieser Strecke seines Laufes hat dieser Fluß einen sehr steilen Fall, da er zwischen schroffen Bergen eingeschlossen ist, so daß sich keine Fläche oder Ebene findet, die auch nur 40 Saschenen im Umkreis hätte. An dem Einfall der Janga jedoch bildet sich ein freier Platz, der etwa 300 Saschenen lang und breit ist, und fast allenthalben Gold enthält. Aus den angestellten Versuchen ergab sich, daß der Goldgehalt $^{6}/_{96}$ bis $1^{12}/_{96}$ Solotnik von 100 Pud Erde beträgt. *) Die Bearbeitung begann erst am 18 Mai (a. St.) 1834, und eine genaue Angabe über den Ertrag läßt sich bis jetzt noch nicht machen. Das ausgewaschene Gold, obwohl ziemlich grobkörnig, aber meist platt gedrückt und auf der Oberfläche von dunkler Farbe, ist beim Bruche goldgelb und sehr geschmeidig. — Wer hätte vor 20 Jahren gedacht, daß der fast unzugängliche und unbewohnte westliche Theil der sajanischen Gebirge zugänglich gemacht und bewohnt werden würde! Es bleibt nun, fährt das Journal fort, nur noch zu wünschen übrig, daß auch der östliche Theil, der sich an den Baikalsee anschließt, seine Schätze eröffne.

*) Bei Gold- und Silbergewicht wird das Pfund (= 0,409 Kilogramme) in 96 Solotnik und dieses in 96 Theilchen (dolja) getheilt.

Chronik der Reisen.

Bruchstück aus dem Tagebuch einer Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831.

1. Reise bis an die große Mauer.

(Fortsetzung.)

Das Städtchen Schasche (Sandfluß) hat ein reinliches Ansehen, ist aber von keiner Mauer umgeben. Hier wollten wir unser Gepäck abwarten, und stiegen daher in dem Gasthause ab, das von der Krone zum Absteigequartier der Mission bestimmt ist, und wo wir vor einigen Monaten auf der Hinreise nach Peking übernachtet hatten. Unsere Hoffnung, den Boschecho nebst dem Dolmetscher, die vorangeritten waren, hier zu treffen, schlug fehl, denn wir erfuhren, daß er weiter geritten sey, und uns in Ranjsteon erwarten wolle. Der Sprache fast ganz unkundig, vermochten wir nur mit genauer Noth uns mit dem Gastwirthe, der ein abgefeimter Spitzbube zu seyn schien, zu verständigen, um das Nöthige von ihm zu erlangen. Besonders schwer ward es uns

Digitized by Google

zu vermeiden, daß wir nicht in den verlangten Speisen Esels- und Katzenfleisch erhielten, die mein Begleiter um keinen Preis gegessen hätte. Ein Versuch, den ich machte, mir die Stadt zu besehen, scheiterte an dem augenblicklichen Zusammenlauf einer Menge Volks, das durch den fremdartigen Anzug herbeigelockt, sich nicht begnügte, mich zu betrachten, sondern mich sogar von Kopf bis zum Fuß betastete, und bei jeder Kleinigkeit seine Verwunderung durch rauschende Ausbrüche zu erkennen gab. So wurde ich bald in den Hofraum unseres Gasthauses wieder zurückgeschoben, jedoch nicht weil es mir die Chinesen nicht gegönnt hätten, ihre Stadt zu besehen, sondern weil ihre Neugierde mir zu lästig wurde. Unsere Geduld wurde stark auf die Probe gesetzt, denn unser Gepäck kam heute nicht mehr an, und wir mußten uns auf dem harten Kan, ohne irgend eine Unterlage, die Sättel als Kopfkissen ausgenommen, unser Nachtlager bereiten. Erst um 9 Uhr des andern Morgens kamen unsere Frachtwagen an, die im nächsten Dorfe übernachtet und am Morgen viele Beschwerden beim Uebersteigen der Brücke erlitten hatten. Um Mittag verließen wir Schan-che. Auch von dieser Seite führt zur Stadt über ein Flüßchen, dessen Namen ich nicht erfuhr, eine schöne steinerne Brücke auf sieben Bögen, die besser als die jenseitige erhalten ist. Aber auch hier waren die Auffahrten wahrscheinlich durch häufige Ueberschwemmungen zerstört, und unsere Wagen hatten es um so schwieriger, da an beiden Enden der Brücke der Weg durch tiefen Koth fast unfahrbar war. Jenseits der Brücke erblickten wir eine junge geschmückte Chinesin, die einen kleinen Esel ritt, hinter dem ein Eseltreiber, ein kleiner Junge, einherlief. Nur ein schmaler Steg, der etwas trocken war, führte zur Brücke; da nun aber die Chinesin ihn von so sonderbar gekleideten Reitern, als wir waren, besetzt sah, mochte ihr wohl bange zu Muthe geworden seyn, und sie lenkte ihr kleines Thier schnell seitwärts, das aber auch sogleich ganz in den Koth versank und auf die Seite fiel. Die Scene war im höchsten Grade tragikomisch. Das arme Mädchen, genöthigt ihren zierlich kleinen Fuß dem schmutzigen Elemente, das sie umgab, anzuvertrauen, gerieth, da sie dem Esel durchaus nicht aufhelfen konnte, in eine entsetzliche Verlegenheit, die durch das grausame Gelächter der uns begleitenden Kosaken noch gesteigert wurde. Allein auch zugleich von Mitleid bewegt, unterdrückten diese ihre jubelnde Freude, zogen den Esel heraus und trugen ihn fast auf den Händen bis zur Brücke, während das erschrockene und verlegene Mädchen leicht hinübereilte war, und nun so behende, als ihre kleinen Füße es erlaubten, über die Brücke fortstelzte. Etwas schwieriger war es, unsere Frachtwagen auf derselben Stelle hindurchzuschaffen. Doch auch dieß gelang, und wir kamen auf Seitenwegen ziemlich trocken und ohne Aufenthalt fort. Ein scharfer Wind, der auch heute vom Gebirge her uns ins Gesicht blies, machte den Weg, der sonst höchst reizend ist, für uns sehr unangenehm. Immerwährend zogen wir zwischen sorgfältig bebauten Feldern fort, und immer riesiger erhoben sich vor uns aus dem Hintergrunde die Spitzen des rauhen Guan-schan. Viele hübsche Dörfer lagen auf unserem Wege, deren Bewohner neugierig die auffallenden Reisenden betrachteten, und uns bald für Mongolen, bald für ein anderes wildes Volk (Je-sfin) ansahen, nur selten für Russen erkannten, von denen die Meisten wohl nie gehört haben mochten. — Die Ebene, in der wir ritten, fing an sich zu verengen, und das Gebirge, das anfangs amphitheatralisch erschien, war gleichsam näher getreten, und beengte rechts und links die Aussicht. Der Boden veränderte sich und wurde steiniger, je näher wir der Festung Tschan-pehn-tschou kamen. Vor dem Thore derselben bemerkten wir einige Beamte in Gallatkleidung mit ihren gestickten Thierzeichen auf der Brust, die jemanden zu erwarten schienen. Wir hielten etwas an, und sahen bald einen Mann mit violettem Knopf auf der Mützenspitze, also von sehr hohem Range, mit sehr wenigem Geleite heranreiten. Alle Anwesenden fielen vor ihm sogleich mit dem lauten Rufe chao auf ein Knie, und vier Polizeidiener, mit rothen Mützen geziert und langen und dicken Peitschen bewaffnet, — daran erkennt man sie eben als Polizeibeamte, — die näher an den Thoren standen, liefen eilig mit Geschrei in die Festung hinein. Sogleich erschallte von dorther eine Salve von drei Kanonenschüssen, worauf der ganze Zug in die Thore einzog. Wir erfuhren später, daß dieß ein hoher Beamter, eine Art von Generalgouverneur sey, der sein Gouvernement als Inspektor bereiste. Unser Weg führte uns nicht durch die Festung, sondern wir umritten deren Mauer von zwei Seiten. Letztere war an vielen Stellen zerrüttet, an einigen sah man bedeutende Verbesserungen. Noch einige Li weiter gelangten wir dicht vor dem Eingange ins Gebirge in die Vorstadt der Festung Nanj-keou, d. h. südliche Mündung des Gebirgspasses, die sehr hübsch gelegen ist. Nach einem Ritt von 15 Li hielten wir hier gegen 5 Uhr Abends still; drei Stunden später langte erst unser Gepäck an.

Um den schwierigen Gebirgspaß Guan-gon zu befahren, mußten die Wagen mit dem Gepäck erleichtert werden, und es wurden noch zehn Esel gemiethet, auf die ein Theil des Gepäcks vertheilt wurde. Dieß nahm einen großen Theil des Morgens weg, und erst um halb 9 Uhr verließen wir unser Nachtquartier und ritten durch das erste Thor, das den südlichen Eingang in den Gebirgspaß sperrt. Die Festung ist nicht bedeutend und hat wenige kleine unansehnliche Häuser. Nach Norden zu ist sie von keiner Mauer geschützt; allein vom ersten Thor aus erhebt sich zu beiden Seiten eine kühn geführte Mauer aufs Gebirge, wenn gleich nicht von bedeutender Höhe und Breite, aber merkwürdig durch die stellenweise furchtbare Steilheit. Nun traten wir in die Schlucht ein; von beiden Seiten erhebt sich steil das felsige Gebirge, meist aus grobkörnigem Granit, der zuweilen mit röthlichem Porphyr abwechselt, häufig von Grünstein durchschnitten, gebildet, und läßt nur ein enges mit Steinen und größern Felsstücken besätetes Thal zwischen sich, durch welches ein munterer, aber jetzt nicht bedeutender Gebirgsbach rieselt. Zu Zeiten jedoch muß er, besonders während der starken und anhaltenden Sommerregen (denn Schnee fällt hier nur wenig, und Frühjahr und Herbst sind meist trocken), bedeutend an Größe und Stärke zunehmen, wovon deutlich die ungeheuren Steinmassen zeugen, die von der Gewalt des Wassers losgerissen und herangeschwemmt, je weiter man kommt, wörtlich genommen, jeden Schritt des Reisenden hemmen oder doch beschwerlich machen. — Der Morgen war sehr schön, der Himmel heiter, nur wehte ein kühler Wind aus der Schlucht uns gerade ins Gesicht. Bald aber wurde es so warm, daß ich, da ich den Weg zu Fuß zurücklegte, im leichten Ueberrock in starken Schweiß gerieth. Bei dieser Wärme mußte es mich wundern, die ganze Natur noch in Schlaf versunken oder doch höchstens im ersten Erwachen begriffen zu sehen. Nur hin und wieder sah man an von Felsen gegen Norden geschützten Stellen ein grünes Blättchen, aber vergebens strebte mein spähendes Auge irgend ein Blümchen, das den Frühling verkündet hätte, zu entdecken, obgleich ich, rechts und links vom Wege ablenkend, mehrere kleine steile Höhen bestieg. Der Gebirgspaß wird immer enger, wenn man sich dem Thore der Festung Zsiui-jun-guan (Andere nannten sie Zsiui-liu-guan) nähert. Dieses ist in einem ziemlich schlechten Zustande, eben so wie die Mauer, die sich von hier aus quer durch das enge Thal auf beiden Seiten aufs steile Gebirge erhebt. In der Mitte der Festung, die an Häuserzahl und Ausdehnung Nanj-non zu übertreffen scheint, findet sich ein zweites sehr schönes Thor. Obgleich es die Spuren eines sehr hohen Alters an sich trägt, so haben doch die ungeheuren Quadern, aus denen es besteht, wenig gelitten, und das viele Bildwerk, das im Stein ausgehauen, meist mährchenhafte Heroen der Vorzeit und Drachen im Basrelief vorstellt, ist fast ganz unversehrt. Ein drittes Thor schließt die Festung von Norden her. Einige Li weiter ritten wir wieder durch zwei Thore, die eine ganz zerrüttete kleine Festung einschließen, in der nur ein Gebäude ganz, alles Uebrige aber in Ruinen ist. Der Weg war ungemein belebt. Eine Menge Esel, Maulesel, Pferde, Kamele, mit verschiedenem Gepäck beladen, begegneten uns bald oder überholten uns, oder wurden von uns überholt, und verursachten wegen der Enge des Weges nicht selten bedeutende Verzögerungen in der Weiterreise; besonders war dieß einige Mal der Fall, als uns große Heerden von Schafen entgegen kamen, die aus der weidereichen Mongolei der Alles verzehrenden Hauptstadt zueilten; nur selten sah man Wagen, die sehr schwer fortkamen. Ungefähr in der Mitte der Schlucht bemerkt man die Ruinen einer vormals vielleicht prachtvollen Brücke aus mächtigen Granitquadern, die über den kleinen Bach geführt haben muß, der gerade hier wegen der an diesem Orte mäßigern Senkung und größern Ausdehnung des Thales in die Breite bei hohem Wasserstande schwierig zu durchwaten seyn mag.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 267. 24 September 1835.

Die Ströme der Erde.

Europa. (Fortsetzung.)

Das Rheindelta.

Unterhalb Düsseldorf und Köln war einst alles Land bis ans Meer mit Wasser bedeckt; dieser niedrige, felsenlose, aus See- und Flußsand zusammengeschwemmte Landstrich war nothwendig großen und mannichfachen Veränderungen ausgesetzt, und das Wenige, was wir aus der historischen Zeit davon wissen, läßt auf die frühern Veränderungen schließen.

Viele haben schon behauptet und durch mannichfache Gründe wahrscheinlich zu machen gesucht, daß einst England und Frankreich zusammen gehangen haben; zieht man nämlich von Dover und Folkstone auf der englischen Seite eine Linie nach dem Kap Blancnés und Wissant auf der französischen, so bezeichnen diese Linien nicht nur die schmalsten Stellen des Kanals, sondern treffen auch genau auf die höchsten Felsenhöhen beider Ufer; die geringe Tiefe des Wassers in der Meerenge, und die Zunahme derselben gegen Nordost und Südwest, endlich die Beschaffenheit des Grundes, der aus zackigen Felsbänken besteht; alles dieß macht die Annahme wenn nicht gewiß, doch höchst wahrscheinlich. Jedenfalls mag der Bergrücken, der sich von dem einen Ufer aufs andere unter dem Meere hinüberzieht, vielleicht eine noch geringere Tiefe gehabt haben als jetzt. So lange nun diese Landenge oder die nur schwach mit Wasser bedeckte Untiefe bestand, bildete die Nordsee zwischen England und Deutschland einen tiefen Busen. In der Nordsee herrscht eine Strömung von Norden nach Süden, *) die, so lange noch keine oder eine schwache Strömung vom Kanal her ihr entgegenwogte, allen Sand, den die großen darin sich ergießenden Ströme mit sich führten, zusammenhielt, und auch den Meeressand gegen die Küsten trieb. So bildete sich das Land auf der englischen Küste, in Norfolk, Suffolk, Esser, Kent u. s. w., und auf der deutschen Küste in Holland, Friesland u. dergl. als große Sandbank, die sich im Laufe der Zeit erhöhte, als ein wahres Rheindelta.*) Als durch die Zerstörung der Landenge oder das tiefere Auswühlen der Untiefe die Fluth des Oceans stärker hereindrang, und die Nordsee sich nicht mehr ungebrochen über die Niederungen ausdehnen konnte, ward der Boden immer fester und trockener, und das Land stieg, in späterer Zeit auch von Menschenhand geschützt, immer mehr aus den Fluthen empor.

Nicht leicht hat ein Land so ausgedehnte und mannichfache Veränderungen erfahren, als der Boden der Niederlande. Schon die Neigungen und Gegenneigungen des Landes sind merkwürdig. Zieht man von Detmold eine Linie südwestlich gegen Neuwied hin, und eine andere von Detmold bis an den Dollart, so hat man die Gränze, von wo aus alle Gewässer mit Ausnahme der Yssel westlich ins Meer oder in den Rhein fallen, und Rhein und Maas selbst wenden sich, nachdem sie lange nördlich geflossen, völlig gegen Westen. Zieht man von Maestricht eine Linie nach Bergen op Zoom, so hat man die Wasserscheide zwischen Schelde und Maas, und auch so ziemlich die Gränze zwischen Nord- und Süduiederland, Belgien und Holland. Das Scheldegebiet hat das Auffallende, daß die verschiedenen der Schelde kaum nachgebenden Flüsse sich schon oberhalb Antwerpen in einen Strom vereinigen, so daß, wenn man das Flußnetz betrachtet, Belgien wie eine kesselartige Vertiefung erscheint, die nur gegen Norden in der Schelde sich öffnet. Das Land, durch welches die Wasserscheide geht, ist voller Sümpfe und Moore, und bietet meist einen äußerst öden, unfruchtbaren Anblick dar, wozu seine hohe und offene Lage wohl das Meiste beträgt.

So scharf indeß das Scheldegebiet im Oberlauf der Flüsse abgesondert ist, so wenig steht es in seiner Ausmündung abgeschlossen da, ja die Alten zählten die Schelde gar nicht als einen Fluß auf, der seinen eigenen Ausweg ins Meer habe. Damals fiel nämlich die Schelde in die Maas, weil diese einen noch weit westlichern Lauf nahm als jetzt. Zu jener Zeit floß sie nach allen Angaben durch das jetzt sogenannte Staatsflandern, durch das seitdem *verdronkene***) Land, westlich von der jetzigen Hond oder Westerschelde, an Hulst, Oostburg und Sluys vorbei ins Meer; bei letzterm Orte ist noch eine todte Mündung. Sie bestand aber

*) Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Strömung der Nordsee und die des Kanals oder des Oceans einander zwischen Dunge Ness und Rye Bay an der südöstlichen Spitze Englands begegnen, daß hier die Fluth der Nordsee die des Oceans überwindet, eine Stunde länger läuft, und das Wasser einige Fuß höher hebt.

*) Das eigentliche Rheindelta beginnt etwas unterhalb Cleve.

**) Dieß ist der in Holland gebräuchliche Ausdruck für festes Land, welches wieder unter Wasser gesetzt wird.

Digitized by Google

noch zur Zeit Karls des Großen, und versandete erst, als Otto I die Fossa Ottoniana oder Hottoniana *) graben ließ, wodurch Cadzand von Walcheren abgeschnitten wurde. Diese Mündung hat der ersten beinahe alles Wasser entzogen, sich ungeheuer erweitert, ist aber jetzt gleichfalls zum Theil versandet.

Der Rhein theilt sich unterhalb Cleve, und sendet links die Waal aus, die sich bald mit der Maas vereinigt; etwas tiefer unten trennt sich die Yssel, und fließt gegen Norden in die Zuyderzee, während der Leck gegen Westen sich wendet, ein ziemlich seicht gewordener Arm nordwestlich fließt, und erst bei Katwyk das Meer erreichte, jetzt aber durch mehrere Kanäle vollends geschwächt, sich im Sande verliert. Sonderbarer Weise hat dieser Arm allein den Namen Rhein behalten. So wie hier angegeben, steht die Sache jetzt, früher aber allen Nachrichten zufolge ganz anders.

Die Waal ist alt, schon Cäsar bezeichnet sie ganz genau, nicht nur dem Namen, sondern auch dem Laufe nach, obwohl dieser und namentlich die Verbindung mit der Maas sich wiederholt und mannichfach änderte, keine auffallende Sache in einem so tiefliegenden Lande. Wir wollen auch auf diese Veränderungen nicht näher eingehen, sondern bloß einige Hauptumstände erwähnen, welche auf den Zustand des Landes zwischen der Schelde- und Maasmündung bedeutend eingewirkt haben. Die Maasmündung unterhalb Briel, wo sonst die vereinten Ströme Maas, Waal und Leck sich ausmündeten, ist so versandet, daß nur noch kleine Schiffe dort sich über die Sanddänke wagen können. Nur an Helvoet Sluys, dem alten Helium ostium vorbei, können noch große Schiffe, und fahren dann durch den Haringvliet nach Dortrecht hinauf, und von da die alte Maas hinab, um die Insel Portugal **) herum, und die neue Maas hinauf nach Rotterdam. Man sieht, dieser Umweg ist stark, und er ist namentlich seit dem großen Deichbruch im J. 1421 nöthig geworden. Dieser Deichbruch ist ein für die Darstellung der Niederlande sehr wichtiges Ereigniß, das man namentlich der allzu engen Eindeichung der Merwede ***) auf dem rechten Ufer zuschreibt. Das Wasser durchbrach den Deich auf dem linken Ufer, und überschwemmte das sogenannte Bergse Veld mit 71 Dörfern: dadurch kam die Merwede in viel nähere Verbindung mit dem Meere als früher, so daß Ebbe und Fluth jetzt bis an diesen Durchbruch heranreichen. Das Zuströmen des Wassers mit der Waal nach diesem Punkte, wo ein starker Fall ist, hat seit dem Ereignisse zugenommen, dadurch wurde dem Niederrhein, dem Leck und selbst der Yssel weit mehr Wasser entzogen als früher, die Versandung dieser Flüsse hat seitdem schnelle Fortschritte gemacht, und würde noch viel schnellere gemacht haben, wenn man nicht weiter oben bei dem Dorfe Panderen einen Kanal aus der Waal nach dem Rheine angelegt hätte.

Immerhin ist aber die Waal dadurch zum Hauptarm geworden, und alle andern, Leck, der eigentliche Rhein und die Yssel haben verloren. Ueber die Entstehung des Leck, den die Römer noch nicht kannten, weiß man nichts Gewisses. Einige behaupten, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, daß der Damm, den Civilis in jener Gegend zerstörte, die erste Veranlassung zur künftigen Ausbildung dieses noch jetzt bestehenden großen Arms geworden sey, andere dagegen wollen aus alten Utrechter Chroniken wissen, daß derselbe ein erst im Jahre 860 angelegter Kanal sey. Jedenfalls scheint gewiß zu seyn, daß der Leck seinen Ursprung einem zufälligen oder absichtlichen Deichbruch verdankt: mag nun das erstere oder das zweite die Ursache seyn, so liegt wohl der Grund der langen Dauer und der Größe, die dieser Arm erreichte, wiederum in dem Umstande, daß der Durchbruch auf dem linken Ufer erfolgte, da der Abhang des ganzen Landes links, d. h. gegen Westen gerichtet ist.

Seitdem aber der Leck so große Bedeutung erhalten hat, ist der Rhein selbst schwächer geworden. Noch Tacitus sagt von ihm: servatque nomen et violentiam cursus, donec oceano misceatur. Daß der Leck ein natürlicher Durchbruch ist, oder daß wenigstens das Terrain ihn ungemein begünstigte, geht aus dem Umstand hervor, daß auf dem rechten Ufer eine bedeutende Strecke weit Züge niederer Hügel den Rhein begleiten, links jedoch ein niedriges Sandland ist, das er häufig überschwemmt. Schon Drusus dämmte ihn dort ein, und zur Zeit Kaiser Friedrichs I drohte er bei Wyk van Duurstede ganz in den Leck durchzubrechen, weßhalb der Kaiser, der dem alten Rhein seinen Lauf ins Meer erhalten wollte, dort einen Damm aufwerfen ließ. Aber bei Utrecht entzieht ihm die Vecht abermals Wasser, und weiter hin mehren sich diese Seitenableitungen, so daß sein Lauf immer schwächer wird. Allmählich verstopften Wind und Fluthen seine Mündung mit Sand. Daher kommt dann die gewöhnliche Behauptung, der Rhein verliere sich im Sand, was ganz falsch ist, Waal, Leck und Yssel sind so gut Rheinarme, als der mittlere Strom, dem zufälligerweise allein der Name blieb. Es ist eine ziemlich allgemeine Bemerkung, daß in einem Delta gewöhnlich die Mittelströme sich verstopfen und versanden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Woraus der Name Hond durch Abkürzung entstanden seyn soll.
**) Oder auch Eil Ysselmonde genannt.
***) Merwede oder Merwe heißen die vereinten Maas und Waal von Loewestein abwärts an Dortrecht vorbei bis Crimpen.

Beirut.

(Schluß.)

Der Boden um Beirut ist so reich, daß alle zum Leben nothwendigen Bedürfnisse in großer Menge erzeugt werden; auch die minder nothwendigen, die im Orient bloß Lurussache sind, werden durch die Spekulation der fremden Kaufleute in genügender Menge herbeigeschafft. Zwar verzehrt die Masse des Volkes hievon wenig, denn es ist eines der genügsamsten der Erde, und Brod, Reiß und Oliven bilden seine einzige Nahrung; allein die fortdauernde Anwesenheit der französischen Konsuln und der Reisenden, die sich von einer stürmischen Seefahrt oder einem mühseligen Marsche über die Berge erholen wollen, machen die Einfuhr ausgesuchter Lebensmittel stets nothwendig. Unsere Küchengewächse, mit Ausnahme der Zwiebeln, fehlen freilich fast ganz, doch werden vielleicht bald Kartoffeln gezogen werden, da ein französischer Kaufmann in der Nähe des nicht sehr entfernten

Digitized by Google

Tripoli solche mit Erfolg angebaut hat. Für diese Entbehrung wird man indeß durch eine Fülle von Südfrüchten entschädigt, durch Orangen, süße und saure Citronen, Granatäpfel, Johannisbrod, Bananen, Datteln und namentlich die Trauben aus dem Gebirge. Von unsern gewöhnlichen Früchten finden sich nur Aprikosen, mischmisch bei den Arabern genannt, sie kommen aber aus Damaskus. Die verschiedene Temperatur läßt die Trauben am Littoral früher reifen, als in den höhern Lagen, und so gibt jeder Monat eine neue Ernte, und der Markt von Beirut ist fast immer hinreichend damit versehen.

Die Weine vom Libanon waren früher sehr geschätzt: der rothe Wein, der zu Bischareh gezogen wird, gleicht jetzt noch dem Cyperwein von der Kommenthurei, nur hält er sich nicht so lange. Dieser Fehler würde sich freilich bei einer bessern Behandlung bald geben, aber die Türken kümmern sich nicht darum, weil ihnen der Wein verboten ist, und lassen die Maroniten Wein bereiten, weil sie sie nicht hindern können; diese aber fahren damit fort, mehr um ihre Unabhängigkeit zu zeigen, als um sich selbst einen besondern Genuß zu verschaffen, denn ihr gewöhnliches Getränk besteht in Wasser, obwohl dieß in einer Menge Quellen, namentlich in denjenigen, welche Beirut versorgen, einen brackischen und eisenhaltigen Geschmack erhält. So war es aber nicht, als die Phönicier den Traubensaft auspreßten und ihn als die angenehmste Opfergabe auf dem Altare darbrachten; als der Schlemmer Salomo seinen Lieblingen den köstlichen Bergwein kredenzen ließ, und als das zur römischen Provinz gewordene Syrien die Luculle der Hauptstadt versorgte; damals empörten sich die prokonsularischen Legionen, welche an der Küste von Beirut gelandet waren, um nicht mehr in das Mutterland zurückkehren zu dürfen. So groß war zu jener Zeit die mächtige Kraft des Weins, daß ein griechischer Schriftsteller sagte: „es fehlt wenig, so wäre er stärker als die Götter."

Die Anhänger Muhammeds zerstörten das reichste Land der Erde, das in Zukunft nur unter europäischen Händen gedeihen kann: weder von Türken, noch von Arabern ist etwas zu erwarten, und nach der Bevölkerung von Beirut zu schließen, muß die ganze heterogene und träge Masse des syrischen Volks in eine durch gleiche Interessen geleitete Masse zusammengeschmolzen werden, um sich je aus seiner tiefen Erniedrigung zu erheben.

So irrhaftes Bedauern indeß der gegenwärtige Zustand der Dinge, verglichen mit dem ehemaligen einflößen mag, so hat doch Beirut auch nach der Zerstörung alter Revolutionen und neuerer Kriege immer noch für den Fremden manches Anziehende, denn immer noch vertheilt die Natur mit Weisheit und Fülle ihre Gaben, welche die launische Hand des Menschen nicht zerstören kann. Außer dem reichen Boden, der gegen die Einfälle der Beduinen und die wechselnde Temperatur der Wüste geschützt ist, genießt auch Beirut einer Luft, welche seine Einwohner vor den Wechselfiebern bewahrt, die in den benachbarten Städten so häufig sind, und periodisch erscheinen. *)

*) Einige Reisende behaupten, diese Krankheiten seyen aus Beirut verschwunden, seitdem auf Befehl des Emirs Fakhreddin (s. Geschichte der Drusen, Ausl. 1834. Nr. 102 ff.) auf den umliegenden Höhen ein großer Fichtenwald angelegt wurde.

Rechnet man hiezu die großen Vortheile, welche ein sehr besuchter Hafen dem Handel bietet, den Genuß gewisser Vorrechte, welche die hier ansässigen Konsuln dem Hafen verschafft haben, so läßt sich leicht erklären, weßhalb so manche Europäer ihn besuchen, und oft sich daselbst niederlassen und ihre Familien herbeirufen. Ihre gesellschaftlichen Vergnügungen vermehren sich mit ihrer Anzahl, und sie können, ohne von der Stelle zu gehen, die Sitten von zwanzig verschiedenen Stämmen kennen lernen, und ihre charakteristischen Stempel mit einander vergleichen; sie können Nachforschungen anstellen über syrische Alterthümer und nach den Mauern der jetzigen Stadt den Umfang der alten Stadt berechnen, deren Ruhm über die Tage der reichen und mächtigen Republiken Tyrus und Sidon hinaufreichte; sie können die Geheimnisse der Natur und der Schöpfung studiren, denn selten nur umfaßt der Blick eine so ungeheure Wasserfläche, und eine so lange Kette von Gebirgen, deren Untersuchung leicht und gefahrlos ist.

Unglücklicherweise ist das Leben hier wie anderswo den Gefahren der Pest ausgesetzt, aber auch diese Geisel, welche Syrien nur selten in seinem Schoße erzeugt, sondern häufig aus Aegypten oder Kleinasien erhält, wüthet hier nicht so heftig als in andern türkischen Städten, weil die Beirnter meist eines hinreichenden Wohlstands genießen, um vorsorgende Maßregeln zu treffen, und weil sie auch ein unfehlbares Mittel besitzen, sich der Heftigkeit des Uebels zu entziehen durch eine Reise in die Berge des Libanon.

Die Schiffbruch-Kolonie.

Der Ostindienfahrer Grosvenor, Kapitän Coxon, scheiterte am 4 August 1782 an der kaffrischen Küste. Einige Leute der Mannschaft kamen um, aber der größere Theil rettete sich auf einem Theil des Wracks, der ans Ufer trieb. Die Geretteten, in Allem 127 Personen, worunter drei Damen, sechs Kinder und mehrere Passagiere, machten sich am 7 August auf den Weg nach dem Kap, da sie aber die Entfernung nicht kannten, und weder Lebensmittel noch Führer hatten, verirrten sie sich in den pfadlosen, unwirthbaren Wüsten, und wurden entweder von den Eingebornen erschlagen, oder starben vor Hunger und Strapazen, mit Ausnahme von acht Matrosen und einer Negerin, welche vier Monate lang namenloses Elend erduldeten, und endlich wie durch ein Wunder das Kap erreichten.

Im Jahre 1795 scheiterte ein amerikanisches Schiff, der Hercules, an derselben Küste, und die Eingebornen erzählten ihm, daß Kapitän Coxon und die übrigen Männer erschlagen worden seyen, weil sie sich dem Willen eines Kafferhäuptlings widersetzten, der darauf bestand, zwei der weißen Frauen nach seinem Kraal zu führen. Vergebens forschte der amerikanische Kapitän nach ihrem Schicksal, Alles, was er erfuhr, beschränkte sich auf Folgendes: eine der Damen sey kurze Zeit nach ihrer Ankunft im Kraal gestorben, die andere aber lebe noch und habe von dem Häuptling mehrere Kinder gehabt, wo sie aber jetzt sey, wußte man ihm nicht zu sagen.

Acht Jahre nach dem Untergange des Ostindienfahrers Grosvenor machte sich ein unternehmender Kapkolonist, van Reenen, auf Befehl der holländischen Regierung auf, um die von jener Katastrophe noch am Leben Gebliebenen aufzusuchen, allein umsonst. Am Umgazyana, oder dem kleinen Mogaffiefluß stieß van Reenen mit seinen Leuten auf einen zahlreichen Mulattenstamm, Abkömmlinge von Europäern und Indiern durch Vermischung mit den Eingebornen; unter ihnen befanden sich drei alte weiße Frauen, welche lange vor dem Unfall des Grosvenor gleichfalls an der Küste Schiffbruch gelitten hatten, und zur Heirath mit den Häuptlingen gezwungen worden waren. Sie schienen heftig bewegt, als sie Leute ihrer Farbe sahen, und zeigten große Freude über das Anerbieten van Reenens, sie und ihre Kinder mitzunehmen, was jedoch aus Ursachen, die man nicht kennt, damals nicht geschah.

Im Jahre 1828 stieß die Expedition unter Major Dundas an den Ufern des Omtatafluffes auf etwa 70 Personen von europäischer Abkunft. So viel sich aus ihrer Angabe entnehmen ließ, mußten sie etwa 20 Jahre vor dem Unfall des Grosvenor gescheitert seyn, dessen sich einige

Digitized by Google

von ihnen wohl erinnerten: sie schilderten die ans Land kommenden Schiffbrüchigen als „ein Volk, das aus der See hervorkam.“ Der Hauptbericht, den Dundas erhielt, war von der Tochter einer alten Frau, die erst 8 Jahre früher gestorben war und Bersey hieß: eilf Männer und zwei Frauen waren zu gleicher Zeit mit ihr aus dem Schiff gerettet worden, das in der Delagoabai scheiterte; sie zogen anfangs gegen Norden, ließen sich dann aber unter den Amapondas nieder, und die beiden Frauen verheiratheten sich mit Häuptlingen dieser Nation.

Der Missionär Shaw besuchte im J. 1828 einen Mulattenstamm, den van Reenen im J. 1790 gleichfalls aufgefunden hatte. Seine eigenen Worte sind folgende: „Wir kamen am 28 Junius zu dem Häuptling Dapa am Fluß Umtenuga: er ist ein schwacher alter Mann, dessen Farbe und Züge deutlich seine europäische Abkunft verrathen. Er erzählte uns, zwei weiße Männer und seine Mutter, die damals noch sehr jung war, seyen an der Küste gescheitert, einer der weißen Männer war der Vater seiner Mutter, welche letztere von seinem Vater, einem einheimischen Häuptlinge, geehelicht wurde. Die beiden weißen Männer hatten eingeborne Frauen geheirathet, was keineswegs unwahrscheinlich ist, denn die Farbe von vielen Anwesenden bewies, daß sich die Familie sehr verzweigt habe. Ueber den Schiffbruch des Grosvenor wußte er nichts Genaues. Am 29 kamen wir zu dem Kraal Umdschikwa's, der die Schwester Dapas geheirathet hatte, an der wir eine kräftige lebhafte alte Frau mit wahrhaft europäischen Zügen fanden. Auch sie erzählte, daß die Amapondas fast alle aus dem Grosvenor geretteten Europäer, aus Furcht vor ihrer großen Anzahl, ermordet hätten.“

Chronik der Reisen.

Bruchstück aus dem Tagebuch einer Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831.

1. Reise bis an die große Mauer.

(Schluß.)

Ein wenig weiter aufwärts wird der Wanderer durch den Anblick eines kleinen, linker Hand liegenden Buddhatempels überrascht, der in bedeutender Höhe fast wie ein Schwalbennest an den senkrecht aufsteigenden Felsen angeklebt ist. Um zu diesem gleichsam in der Luft schwebenden Tempel zu gelangen, erstieg ich mit einigen Beschwerden und vieler Gefahr die in den harten Felsen gehauene, aus ungefähr 70 hohen Stufen bestehende, fast senkrechte Treppe. So trat ich in den untern Tempel, in welchem drei Götzenbilder aufgerichtet waren. Eine kleinere Treppe führte von dort aus noch höher zu einem zweiten kleinen Tempel, in welchem einige kleinere Götzen standen. Viele Inschriften in mongolischer, tübetanischer und chinesischer Sprache deuteten wahrscheinlich die Namen der frommen Besucher an, die ein Verdienst darin fanden, den gefahrvollen Weg dahin zu unternehmen, und nun unter diese asiatischen Schriftzeichen auch ein europäisches Wort zu mengen, grub ich mit einem Messer auch meinen Namen mit der Jahreszahl in den Kalk der Wand. Von niemanden konnte ich etwas über das Alter, über den Zweck des Tempels und über die in ihm verehrten Heroen erfahren. Er ist mit ein Beweis für den vorherrschenden Hang der Chinesen, scheinbar unausführliche Werke auszuführen, die, ohne ihnen Nutzen zu gewähren, ihrer Eitelkeit schmeicheln mögen. Derselbe Hang spricht sich in der zwecklosen berühmten chinesischen Mauer, in den später zu erwähnenden Tempeln des Ssi-min-schan und in vielen ähnlichen wunderbaren Bauten aus. Die darauf verwandten ungeheuren Kräfte und Kosten hätten über und über für den Bau eines prachtvollen Weges in der Schlucht Guan-gou, der vom größten Nutzen gewesen wäre, gereicht. Noch etwas weiter steht man von der entgegengesetzten Gebirgswand einen ähnlichen kleinen Tempel, der aber niedriger liegt, und zu dem der Zugang leicht ist. Von hier an geht die Schlucht steiler aufwärts, und in ihr uns erhebend gingen wir durch ein Paar unbedeutende Dörfer, die zwischen den Felsenwänden eingeengt waren. Wo es nur irgend möglich ist, sind kleine Flecken Erde dem Felsen gleichsam entwendet und als Aecker oder Gärten benutzt, die theilweise bis jetzt mit Schnee bedeckt waren. — Endlich erstieg ich auf einem sehr steilen Wege den höchsten Punkt der Ueberfahrt Ba-da-lin, und stand vor den Thoren der Riesenmauer. Dieses ungeheure Werk, das in bedeutender Ausdehnung bald sich ins Thal hinabsteigend, bald schroff dergauf strebend, sich kühn über hohe und steile Berggipfel hinzieht, ist so oft beschrieben, gepriesen, getadelt, daß ich es kaum wage, noch etwas hierüber hinzuzufügen. Ueber die Geschichte dieser im Innern des eigentlichen China gelegenen Mauer findet man genügende Aufschlüsse in Timkowsky's und besonders des Paters Hyacinth Bitschurin Reise durch die Mongolei, woraus hervorgeht, daß das Alter dieser Mauer bei weitem nicht so hoch hinaufreicht, als das der äußersten Mauer, die jedoch jetzt fast nur aus einem sich weit hinziehenden Stein- und Schutthaufen besteht, der von Strecke zu Strecke durch zerrüttete Wachtthürme unterbrochen wird. Diese dagegen ist fast gänzlich erhalten, und nur hin und wieder sieht man Spuren, die der nagende Zahn der Zeit zurückgelassen hat. Die zwei Thore, die durch die hier doppelte Mauer führen, sind für jetzt gänzlich offen. Aus ihren gewaltigen Angeln gehoben, liegen die ungeheuren Thorflügel zu beiden Seiten, ihrer Eisen beraubt, unwuchert von rankenden Gewächsen, die an deren endlicher Zerstörung arbeiten. Halb in die Erde versunken liegen friedfertig hie und da zerstreut einige Kanonen, zum Theil vom fressenden Roste verzehrt, und ihrer zerstörenden Bestimmung für immer entnommen. Durch eine Oeffnung in der Mauer gelangte ich zu einer größtentheils zerfallenen Treppe, auf der ich hinanstieg. Eine üppige Vegetation, deren Ueberreste ich nur sah, bedeckt die mit quaderförmigen Backsteinen ausgelegte breite Oberfläche der Mauer, zwischen deren Brustwehren ich nun einherging. Selbst Sträucher und Bäumchen treiben zwischen die einst wohlgefügten Ziegel ihre Wurzel, und streben so, wenn auch durch schwache, doch durch Beharrlichkeit und Dauer unwiderstehliche Kraft, den festen Bau zu sprengen. So vernichtet die Macht der ewig jungen Natur, es sey auch noch so gewaltig, das alternde Werk des gegen sie sich auflehnenden Menschen. — Ich stützte mich gegen die Brustwehr, um in die wilde nach Norden gelegene Landschaft zu schauen, — ein großes Stück Mörtel löste sich ab, stürzte hinunter, und schallte, indem es den Boden erreichte. Ein Chinese, der an dem Fuße der Mauer in ihrem weiten Schatten seine Mittagsruhe hielt, zu dessen Haupt der Stein hinfiel, erwachte, sprang auf und schickte einen heftigen Fluch herauf, der widerhallend vom Gemäuer zurückprallte. Erschrocken über das Unglück, dessen unwillkürlicher Urheber ich hätte werden können, trat ich zurück, und eilte nun auf der Mauer weiter von Thurm zu Thurm, bald ab-, bald aufsteigend, bis ich einen hohen Punkt erreichte, von dem herab ich einer entzückenden Aussicht genoß. Rings um mich her die steilen unwirthbaren Felsengipfel des Guan-schan, rechts und links über sie hinüber in unabsehbare Ferne hinaus, einem hellen Streife gleich, die große chinesische Mauer, — an und für sich gewaltig, ungeheuer, — gegen diese Felsengipfel jämmerlich winzig erscheinend, dem schwachen Werk geschäftiger Ameisen vergleichbar, die mühevoll, ämsig, aus Sandkörnern einen Bau aufführten, den der Fußtritt eines Menschen vernichtet; — nach Süden zu in blauer Ferne die weite Ebene, die wir durchzogen hatten, zu meinen Füßen die wilde Schlucht Guan-gou, aus deren Tiefe das wirre Geräusch unserer Karawane zu mir heraufdringt; — nach NW. eine höher gelegene Ebene, das nächste Ziel unserer Reise, im Hintergrunde geschlossen durch das zackige Felsengebirge, das die Mongolei von China trennt. — Ungern verließ ich den hohen Standpunkt, der die mannichfaltigsten Empfindungen in mir weckte. Während unsere Karawane sich den Thoren näherte, ging ich langsam denselben Weg, auf dem ich gekommen war, zurück, und verweilte noch in den einzelnen Thürmen, in deren einem ich einen Haufen nicht großer Kanonen, 127 an der Zahl, fand, die vormals vielleicht dem andringenden Mongolenschwarm furchtbar, jetzt nur die Mauer zu zerdrücken drohen, auf der sie aufgethürmt sind. Bei den Thoren angelangt, fand ich meinen Reisegefährten und einige unserer Kosaken, die vorausgeritten waren und mir mein Pferd brachten. Auch sie starrten den Riesenbau an, und — merkwürdig genug — Alle kamen darin überein, ihn abgeschmackt zu finden. Ich bestieg meinen Klepper, und wir eilten der nicht weit entfernten Festung Tscha-dao zu, die die nördliche Schutzwehr des Gebirgspasses bildet, gleichfalls von einer Mauer umgeben, die nach zwei Seiten hin verlängert, längs den nördlichen Abhängen des Gebirges sich hinzieht, und wahrscheinlich an die große Mauer anschließt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 268. 25 September 1835.

Die chinesischen Besitzungen in der westlichen Tatarei.

In dem jetzigen Augenblick, wo ein abermaliger Aufstand in diesen Ländern die chinesische Herrschaft bedroht, ist es von Interesse, einen Rückblick auf die Verhältnisse dieser Länder zu werfen. Eine der Hauptursachen, welche zur Erweiterung der chinesischen Macht in der Tatarei mitwirkten, ist die nomadische Lebensweise des Volks, das dieselbe bewohnt, und allein im Stande war, eine hinreichende Truppenzahl zum Kriege gegen das große Reich zusammenzubringen. Manchmal war ihm das Kriegsglück günstig, und die Unterjochung eines Theils von China oder des ganzen Reichs die Folge. So haben die Hiong-nu, die Türken, die Tho-po, die Dschuan-Dschuan, die Khitat, die Ju-tschi und andere ähnliche Stämme ganze Provinzen im Norden von China in Besitz genommen; so auch die Mongolen und Mandschus dem ganzen Reiche ihr Joch auferlegt. Meistens siegten jedoch die Chinesen im Kampfe mit diesen Barbaren, trieben ihre Einfälle zurück, und verfolgten sie über die Wüste hinaus. Mit jeder Schlacht gewannen sie Hunderte von Quadratmeilen, und in wenigen Feldzügen waren diese weiten, stets offenen Länder unterworfen. Die Bewohner der zwei Linien von Städten, welche den Weg von Persien nach China durch die Tatarei zu bezeichnen schienen, zahlten dann an die Chinesen den Tribut, den sie an die Tataren bezahlt hatten; waren Einmal die großen Armeen dieser letztern zerstreut, so hinderte nichts den Kaiser von China, nach den äußersten Gränzen des von ihnen verlassenen Reichs Besatzungen zu senden. Eine Revolution dieser Art erfolgte ganz in neuerer Zeit.

Als die Mandschus Herren von China wurden, hatten sie keine Besitzungen in der westlichen Tatarei. Im Norden wohnten die Khalkas Mongolen, welche Hong-wu aus dem Reiche verjagt hatte. Gegen Nordwesten saßen die Oilöts, deren verschiedene Zweige südlich und westlich von dem Altaigebirge und bis Tübet herrschten. Die Khalkas wurden bald den Mandschus unterworfen, aber die entlegenen Oilöts blieben lange unabhängig, und die Vereinigung mehrerer ihrer Stämme unter Einem Herrscher schien China und ganz Asien mit einem neuen Einfall, wie unter Dschengis, zu bedrohen. Die Mandschukaiser ergriffen zu verschiedenen Zeiten Maßregeln gegen die drohende Gefahr. Kang-hi führte in seinen Kriegen gegen Kaldan den ersten Streich, und Kien-lung vollendete in seinen Zügen gegen Amursana die Vernichtung dieser anwachsenden Macht. Alle Städte der großen Bukharei von Kamul bis zum Lande der Kirgiskaisaken wurden dadurch den Chinesen, oder vielmehr den Mandschus unterworfen. Obeidallah, Fürst der Türken von Kamul, bezwang im 36sten Jahre Kang-hi's (1697) Tsedden-Baldschur, den Sohn des berühmten Kaldan, und überlieferte ihn nebst einigen andern Häuptlingen der Oilöts den Chinesen. Für diesen wichtigen Dienst wurden seine Truppen so organisirt, daß sie eine Fahne in der kaiserlichen Armee ausmachten, und der Fürst selbst erhielt den Titel „Häuptling von Chasak, Durgan u. s. w." Der Fürst der Türken von Turfan, Namens Amin-Khodscha, wurde aus gleichen Gründen zum Dschassak oder Anführer einer Fahne im Jahre 1725 ernannt. In der Folge erhielt er sowohl, als ein Abkömmling des Fürsten der Oilöts den Königstitel.

Als die chinesischen Armeen bis zum Iliflus vorgedrungen waren, und die Macht der Dsungar-Oilöts in ihrem eigentlichen Hauptsitze vernichteten, eilten die Türken der umliegenden Länder, sich den siegreichen Waffen Kien-lungs zu unterwerfen. Dieß fand im J. 1725 statt. Eine große Menge türkischer Stämme, welche die Herrschaft der Mandschus anerkannten, behielten ihre Nationalnamen bei, z. B. die Türken von Uschi, Khasigar (Caschgar), Yerkiang (Yarkend), Khotigan (Khoten), Aksu, Untschi, Schagar, Sayrim, Phidschan, Ili, Kurli, Bugur, Pai, Karaschar und einige andere. Die Häuptlinge behielten ihren Rang, und vertauschten bloß den Titel Akim-bek (der Höchste) mit dem von Ming-bek (Anführer von Tausend); zugleich wurden Beamte zur Verwaltung der Städte aufgestellt. Mehrere türkische Städte aber bezahlten Tribut, ohne der unmittelbaren Herrschaft der Chinesen unterworfen zu seyn. Welchen Schrecken diese letztern nach der Vernichtung der Oilöts einflößten, kann man aus der geringen Truppenmacht abnehmen, welche sie zur Unterdrückung von Aufständen unterhielten. Der chinesische General, der im Jahre 1759 sich Caschgars bemächtigte und gegen Yarkend marschirte, verlangte von dem Kaiser nur 450 Mandschu und 950 Mann chinesischer Truppen: eine Garnison von 100 Mann schien ihm in jeder der Städte an der Gränze der Kirgisen hinreichend.

Digitized by Google

Als die Mandschus ihre Expeditionen gegen Westen begannen, wurden zwei Hauptstraßen durch die Tatarei angelegt, und durch Querstraßen alle Punkte, welche die Mandschus zu besetzen nöthig fanden, unter einander verbunden. Kleine Forts oder bloße Stationen, Post- und Gasthäuser für die Regierungsbeamten wurden in angemessenen Entfernungen längs dieser Straßen angelegt, und ihre schwachen Garnisonen konnten einander von den westlichen Gränzen des Reichs bis an das fernste Ende des eroberten Landes unterstützen. In den tatarischen Karten, die auf Befehl des Kaisers Kang-hi entworfen wurden, und die d'Anville's Karte zur Grundlage dienten, sind diese Straßen auf der einen Seite bis zum Balkasch-See, auf der andern bis zur Stadt Aksu (im Lande der Durbets) bis Akpak und Kurkusnn, 33° westlich von Peking bezeichnet. Aber seit den neuen Eroberungen Kien-lung's und der gänzlichen Unterwerfung der Oilöts wurden diese Straßen bis Caschgar fortgeführt, und selbst noch weiter in das Land, wohin die Chinesen in alter Zeit schon einmal gedrungen waren.

Seit dieser Zeit werden alle Städte der Bucharei als mit dem Reiche verbunden betrachtet, und sie zum Gebrauch des kaiserlichen Kalenders angehalten. Um nämlich eine völlige Regelmäßigkeit in die Geschäfte der Regierung zu bringen, um die Ceremonien allenthalben zur geeigneten Zeit vollziehen zu lassen, und die Bewegungen der Gestirne mit den dadurch bedingten Regierungshandlungen in Einklang zu bringen, werden jährlich von dem astronomischen Bureau die Zeit des Aufgangs und Untergangs der Sonne, die Länge der Tage und Nächte, und der Anfang der 24 Abtheilungen des Jahres für die Hauptstädte der 17 chinesischen und der drei Mandschuprovinzen, so wie für die von den Chinesen besetzten Hauptorte der Mongolen und Türken bestimmt. Die von der Hauptstadt China's entferntesten sind die Niederlassungen an der Gränze des Reichs im Westen am Iliflus, wohin auch Staatsverbrecher in die Verbannung gesendet werden, Sirikol, Caschgar und die Länder Belor und Badakschan. So reichen die Gränzen des Reiches Dschin, wie die Morgenländer China nennen, auch noch in unserer Zeit bis auf 25 g. M. von Balkh und Bamian, nämlich über die Wasserscheide hinaus, von wo die einen Flüsse östlich in die Gobi, die andern aber westlich nach dem kaspischen Meere strömen.

Die Ströme der Erde.

Europa.

(Fortsetzung.)

Der dritte Rheinarm oder die Yssel ist bisher von uns unberührt geblieben, denn hier läßt uns leider alle historische Kenntniß im Stich, da dieser Theil des Landes eine sehr bedeutende Aenderung erfahren hat. Ueber die Bildung der Yssel ist man freilich ziemlich im Klaren; die gewöhnliche, und auch wohl die richtigste Meinung ist folgende: Drusus, der eine nähere und direkte Verbindung mit dem nördlichen Theile von Batavien haben wollte, um in das Land der Ems und Weser desto leichter eindringen zu können, ließ die jetzt sogenannte alte Yssel, welche sich bei Doesburg links wandte, und in den Rhein fiel, von der genannten Stadt an nordostwärts leiten in ein bei Zütphen strömendes Flüßchen, und entzog dadurch nicht nur die Yssel dem Rhein, sondern er ließ auch deren altes Bett so ausgraben, daß nunmehr umgekehrt ein Theil des Rheins durch dieses Bette nach der neuen Ableitung der Yssel hin, und mit dieser nach Zütphen geführt wurde. Wahrscheinlich fiel sie schon zu jener Zeit in den damaligen Binnensee Flevus, der erst später *) durch Sturmfluthen aus Norden her mit der See in Verbindung gebracht wurde. Das aber sind Wirkungen des Meeres, wie auch der Dollart, die Leybucht, die Jahde u. dergl., welche alle durch die Meeresstürme gebildet wurden, nicht durch die Gewalt der Flüsse. Diese mag indeß allerdings die Meereseindrüche erleichtert haben: bekanntlich liegen von Texel bis zur Elbemündung jetzt 16 Inseln, zur Zeit des Plinius zählte man 23, und auch die noch vorhandenen haben bedeutend an Umfang abgenommen. Wahrscheinlich waren es früher zusammenhängende Sanddünen, wie die Nerungen im baltischen Meere, in welchen vor den Mündungen der Flüsse Lücken waren, durch die das Meer eindrang, und sie immer mehr erweiterte. Auffallend ist aber, daß, so wie die Küste, welche vom Texel an ostwärts läuft, mit der Wesermündung sich nordwärts wendet, das Hereindringen der Sturmfluthen nur schwach ist, und vielmehr Sand hereingeworfen, als Land überschwemmt wird, denn von dem bremischen Gebiet an, bis hinauf nach Jütland rücken die Küsten vorwärts, wie dieß gleich bei den Mündungen der Weser und Elde namentlich nachgewiesen worden ist.

Mit der Elde schneidet dieß Gebiet völlig hier ab, und wir treten nun hinüber in den Abhang des Landes nach dem Becken des baltischen Meeres.

Fast ganz Norddeutschland, Polen und Rußland war einst mit Wasser bedeckt; daß das schwarze Meer mit der Ostsee, die Ostsee mit dem weißen Meere zusammenhingen ist aus manchen Umständen wahrscheinlich, auch schon früher erwähnt worden; wenn aber das Wasser eine solche Höhe hatte, so läßt sich aus der Vergleichung des Niveaus berechnen, wie wenig von dem übrigen Lande trocken lag. Wann und wie diese Ueberschwemmung aufhörte, läßt sich unmöglich bestimmen, um so weniger als der Abzug des Wassers namentlich in Polen und Preußen noch immer fortgeht, wie sich historisch nachweisen läßt: die Frage möchte sich daher kürzer so fassen lassen: wann hörte Böhmen auf ein Süßwassersee zu seyn? Sollte es wahr seyn, daß das baltische Meer einst geschlossen war? dieser Annahme widerspricht namentlich der Umstand, daß noch vor wenigen Jahrhunderten eine Verbindung zwischen der Ost- und Nordsee durch die Eider bestand, **) und überhaupt die allgemeine Beobachtung, daß der Boden um das baltische Meer sich hebt, freilich entschieden stärker im Osten als im Westen. Doch wie dem auch sey, die Ströme die von den Sudeten und westlichen Karpathen herabkommen, durchziehen ein so tiefes Land, daß früher mannichfache natür-

*) Hauptsächlich im 13ten Jahrhundert.

**) Man kam aus der Nordsee die Eider herauf in den See Itzehud, und von diesem in den kleinen Fluß Lewenzau.

Digitized by Google

liche Verbindungen zwischen den bedeutendern derselben als zwischen Oder und Elbe, Oder und Weichsel bestanden zu haben scheinen.

Eine Eigenthümlichkeit der ins baltische Meer von Süden her sich ergießenden Ströme als: Oder, Weichsel, Nogat und Pregel, Niemen und Düna sind die Nerungen, lange, schmale, bloß aus Dünen bestehende Erdzungen, die große Seen vom Meere abschneiden. Sie sind wahrscheinlich ein Erzeugniß der Flüsse, doch wohl nur in einem so geschlossenen Meere möglich.*) Da sie sich indeß vor den von Norden herabkommenden Flüssen nicht finden, so muß eine besondere Bewegung des Wassers im baltischen Meere vielleicht auch das Ihrige dazu beitragen, und diese findet wirklich von Norden nach Süden vorherrschend statt, wie in der Nordsee.

Die Flüsse von Liefland, Esthland und Ingermanniand zeichnet eine andere Eigenthümlichkeit aus. Der Boden besteht aus einem wagerecht über Sandstein aufgelagerten Kalkstein, dessen untere Schichten mürber sind als die obere; gegen den finnischen Meerbusen hin sind diese Lager durch senkrechte zwanzig bis fünfzig Fuß hohe Abstürze abgeschnitten, und von ihrem Fuße an erstreckt sich eine Sandebene bis ans Meer. An den Abstürzen bilden alle aus dem Innern des Landes kommenden Flüsse Wasserfälle: die Flüsse sind schon bis zur Unterlage des obern Kalksteins eingeschnitten, und greifen den weichern so stark an, daß am Abhange die obern Lager untergraben werden und zusammenbrechen: so rücken die Wasserfälle immer weiter in das Land hinauf. Die der Narowa, des Jagowal u. s. w. sind seit Menschengedenken sehr beträchtlich, ja erstere sogar mehrere Meilen weit hinaufgerückt.

Das Land vom finnischen Meerbusen nordostwärts, einst völlig im Besitze des Meeres, — denn noch Römern und Griechen war die Sage bekannt, daß Skandinavien eine Insel gewesen, — ist noch jetzt nicht das Land der Flüsse, sondern der Seen. Flußgebiete finden sich nur in dem Halbkreis, welchen der vom Lappland herabkommende, und sich an den Ural anschließende Gebirgsrücken einschließt; nämlich das Gebiet des Onega, der Dwina, des Mesen und der Petschora. Aber oben in Lappland ist eine eigenthümliche Scheide. Ein Vorsprung des skandinavischen Gebirgs ungefähr in der Mitte zwischen Tornea und dem Nordkap zeigt den Fall des Lands entscheidend: von ihm strömen nicht nur Flüsse herab, die ins Eismeer, und andere die in den baltischen Meerbusen fallen, sondern auch solche die ostwärts fließen, aber in Sümpfen und Seen sich endigen; ins weiße Meer aber fällt keiner, und so muß doch noch eine wenn auch noch so schwache Scheide vorhanden seyn.

Skandinavien zerfällt hinsichtlich seiner Gewässer in drei Theile: die westliche oder norwegische Küste, steil und schroff, ergießt ihre Gewässer zum Theil in Sturzbächen ins Meer, auf der Ostküste theilen die Flüsse vom Tornea-Elf bis zum Dal-Elf das Land fast in regelmäßige Parallelogramme. *) Westlich vom Dal-Elf fallen die Flüsse zum Theil in die Seen, mehrentheils aber in den Sund: Südschweden mit seinen Seen, dem Mälar-, Wetter-, Wener- und Hilmensee bildet ein Land für sich.

Den auffallendsten Gegensatz mit den Flüssen der skandinavischen Halbinsel bilden die der britischen Inseln. Nirgend ist der Lauf der Flüsse, man möchte sagen so unbestimmt wie hier. Schon in Schottland sind die zahlreichen Lochs, weniger eigenthümliche Seen, als langhin erweiterte Flußbette. Die Flußthäler im Südosten von England sind offenbar durch das Meer gebildet, welches überhaupt gegen die Westküste von England und Irland anstürmt, die Flüsse auf der Ostseite aber sind so langsamen Laufes, daß es die englischen Geologen nicht wenig in Verlegenheit setzte, die Bildung der Thäler durch gewöhnliche Ursachen zu erklären, und man oft die Behauptung hörte, die Veränderung, die sie im Innern Englands veranlaßt, seyen so unbedeutend, daß sie, danach zu urtheilen, die Thäler, in welchen sie jetzt fließen, in Millionen Jahren nicht hätten aushöhlen können. Trotz mancher Abwechslung von Berg und Thal ist der Charakter des Landes im Ganzen eben, und so erklärt es sich auch, wie so viele Kanäle und mit so großer Leichtigkeit gegraben werden konnten. Die Untersuchungen des Themsegebiets haben herausgestellt, daß die Bodenschichten im Allgemeinen dieselben sind, wie in dem gegenüberliegenden pariser Becken, und daß überhaupt der Boden seit vielen Jahrtausenden von keinen bedeutenden Erschütterungen heimgesucht worden seyn kann. Irland scheint den Charakter von Schottland und England in sich zu vereinen. Abgesehen von zahlreichen zum Theil sehr bedeutenden Seen, wollen wir nur des Shannonflusses, des bedeutendsten, erwähnen. Dieser entspringt nur wenige Meilen südöstlich von der Sligobai, läuft dann aber südwestlich durch das Land auf einer Strecke von wenigstens 30 g. M., bildet auf demselben nicht wenige als sechs große Seen und Stromerweiterungen, von denen drei: Lough Allen, L. Ree und L. Dergh, drei und mehr Meilen Breite haben. Eine Stunde unterhalb Limerick, etwa 20 Stunden über der Mündung hat er eine Breite von sechs engl. oder $1^1/_4$ geogr. M. Aehnlich nur in geringerem Maßstabe sind fast alle Flüsse Irlands beschaffen, und die schwache Erhebung des Landes ergibt sich auch daraus, daß man mit großer Leichtigkeit Kanäle quer durch das Land gezogen hat, so daß eine innere Wasserbindung von einem Meere zum andern statt findet, wie in keinem andern Lande. Eine Wasserscheide, die sich durch die Insel hindurch zöge, und dem Laufe der verschiedenen Gewässer eine einigermaßen gleichmäßige Richtung anwiese, sucht man vergebens.

(Schluß folgt.)

*) Sollte dieß nicht vielleicht einen Rückschluß geben auf die immer mehr zerstörten Inseln vom Texel an gegen Nordosten, und daß diese vielleicht, so lange das Meer zwischen Calais und Dover geschlossen war, als große Nerungen bestanden, und ihre Zerstörung erst mit dem dortigen Meeresdurchbruch begann?

*) Doch ist zu bemerken, daß die Flüsse gleich unterhalb der Höhen zahlreiche Seen oder vielmehr Stromerweiterungen bilden, ähnlich den schottischen, obwohl der Bau der Gebirge in Schottland gänzlich verschieden ist von dem in Skandinavien, das sich durch hohe schroffe Felsengipfel auszeichnet, während Schottlands Berge sich nirgends bedeutend erheben.

Digitized by Google

Fünfte Zusammenkunft des britischen Vereins zu Beförderung der Wissenschaften in Dublin.

Während der Naturforscherverein in Deutschland, der gewiß nicht darüber zürnen wird, daß er in England unter dem Namen society of scientific men bekannt ist, zum Behuf seiner dießjährigen Nomadensitzung sich zur Reise nach Bonn rüstet, hat der britische Gelehrtenverein zu Beförderung der Wissenschaften — british association for the advancement of science — seinen dießjährigen Umzug bereits in Dublin beendigt. Es würde eine Abschweifung vom hier gesteckten Ziele seyn, beide Vereine neben einander zu stellen, und wie in ihrer innern Organisation, so in ihren äußern Wirkungen mit einander zu vergleichen. Den Charakter des Kolossalen aber muß die deutsche Gesellschaft der britischen überlassen, — wie nun einmal das Kolossale der Grundzug im Gemälde Englands und die fast allgemeine Eigenthümlichkeit aller seiner Institutionen ist. Gelehrte sind ein reizbares, empfindliches Geschlecht. Um daher von der naturforschenden Gesellschaft nicht mit zürnendem Auge gelesen zu werden, füge ich schnell die Erläuterung bei, daß im vorliegenden Fall der Ausdruck des Kolossalen sich nur auf die Masse, nicht auf den Geist bezieht. Obgleich die Sitzungen des Gesammtvereins erst mit dem 10 August begannen und viele Mitglieder dieses Jahr durch ihre parlamentarischen Pflichten und durch die Assisen — als Richter und Sachwalter, versteht sich — am persönlichen Erscheinen verhindert wurden, so enthielt doch Dublin schon zwei Tage vorher eine solche Fülle von Gelehrten, daß man das ganze übrige vereinte Königreich daran verwaist hätte glauben sollen. Und der Zudrang von Bewerbern um die Mitgliedschaft war so groß, daß der Lokalausschuß sich genöthigt sah, der Aufnahme Schranken zu setzen. Wer in Dublin wohnte und nicht bis zum 5 August den Entschluß angezeigt hatte, ein Gelehrter oder Beförderer der Wissenschaften zu heißen, wurde, mit wenigen Ausnahmen, den überall geltenden Ausnahmen besonderer Begünstigung, abgewiesen, und man berechnet die Zahl der so grausam Getäuschten auf drei bis vierhundert. Sonntag Abend — den 9 August — als Dublin bereits übergelehrt war, wurde die letzte Schiffsladung wirklicher oder eventueller Mitglieder bei Kingstown ans Land gesetzt, fast gewaltthätig nebst ihrem Gepäck auf bereit stehende Wagen geladen und auf der glatten Eisenbahn wie durch Zauber nach ihrem Bestimmungsorte geliefert. Man finde keinen Anstoß an dem Worte Schiffsladung. Die landende Gesellschaft, gegen fünfzig Köpfe stark, nannte sich selbst ein frisches Cargo, das einem Liverpooler Kaufmann für die Ueberfahrt verpflichtet sey. Mit einer Generosität, die auch ein Strich im Gemälde von Englands kolossalem Charakter ist, hatte jener Kaufmann — Sir John Tobin ist sein Name — sein schönes Dampfschiff William Penn den Vereinsmitgliedern zu kostenfreier Ueberfahrt angeboten, und zwar, kaufmännisch vorsichtig, sein Erbieten auf erwähnten Sonntag beschränkt, jedoch, sobald er hörte, daß eine derartige Zahl früher überzuschiffen wünsche, kaufmännisch stolz seinen Penn am vorhergegangenen Freitag unter gleich wohlfeiler Bedingung abgesendet. Viele hatten von der kostenfreien Ueberfahrt Gebrauch gemacht; daß nicht Alle, zeigte sich schon am Freitag Morgen beim Eintritt in die Halle des Trinity College, die zum allgemeinen Sammelplatz bestimmt war, und wo der Eifer der jungen Bewerber, zu erfahren, ob sie Aufnahme gefunden, das rege Streben und Drängen, die Berühmtesten unter den Anwesenden von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und die in so vielen Gesichtern sprechend ausgedrückte Bewunderung des schönen Gebäudes mit dem prächtigen Denkmal des Provost Baldwin eine allerdings höchst anziehende Scene boten. Aus der Zahl der berühmten Anwesenden wird es genügen, Männer zu nennen, wie Sir John Ross, Sir John Franklin, De. Coulter, — in Deutschland vielleicht noch wenig als neuer Erforscher Mexico's bekannt — Dr. Roget, die Professoren Babbage, Powell und Murchison, und den Dichter und Geschichtschreiber Irelands, Thomas Moore.

Nach seiner innern Organisation theilt sich der britische Verein in sechs Sektionen: a. für Mathematik und Physik; b. für Chemie und Mineralogie; c. für Geologie und Geographie; d. für Zoologie und Botanik; e. für Anatomie und Arzneilehre, und f. für Statistik. Jede Sektion hat einen Präsidenten, zwei Vicepräsidenten und zwei Sekretäre. Diese Chargen werden jedes Jahr kurz vor dem Zusammentritte — dießmal geschah es am Sonnabend Morgen — vom Generalcomité gewählt, welches der gesetzgebende Körper des Vereins ist, und aus einem Präsidenten, zwei Vicepräsidenten, zwei Sekretären und einem Kassier besteht. Inhaber dieser Stellen waren jetzt Dr. Lloyd, Provost am Trinity College, Präsident; Lord Ormantown und William Whewell, Vicepräsidenten; Hamilton, königlicher Astronom von Ireland, und Humphrey, Professor der Naturphilosophie, Sekretäre; zuletzt noch Henry Orpen, Kassier. Jede Sektion hat ihren besondern Sitzungssaal und an bestimmten Tagen finden allgemeine Versammlungen statt. Zu diesen und den Abendzusammenkünften werden Damen zugelassen. Die Dauer des Zusammentritts erstreckt sich von Montag bis Sonnabend. Die Sektionssitzungen sind täglich um 11 Uhr früh, — Sonnabend ausgenommen, wo vor dem das Ganze schließenden Mittagsmahle die letzte allgemeine Versammlung gehalten wird. Wissenschaftliche Bildung ist, nächst räumlich nothwendiger Rücksicht, die einzige Aufnahmebedingung. Stand, religiöses und politisches Glaubensbekenntniß und Nation machen keinen Unterschied. Die jährliche Subskription zu Bestreitung des unvermeidlichen Aufwands beträgt ein Pfund Sterling.

Ueber die dem Verein gestellte Aufgabe, seine wesentliche und charakteristische Eigenthümlichkeit, sein Wirken nach innen und seinen Einfluß nach außen verbreitete sich der Sekretär Hamilton in dem, jedes Jahr von einem der beiden Sekretäre abzulegenden Berichte, in der ersten, mehr als zweitausend Personen zählenden Generalversammlung und in Gegenwart des Lordlieutenant von Ireland, der seinen Platz zur Rechten des Präsidenten, Dr. Lloyd, genommen hatte, auf eine Weise, welche die Aushebung einiger Stellen vielleicht nicht unwillkommen macht. „Zweck und Aufgabe des Vereins," sagte der Redner, „sprechen sich in seinem Namen aus, — es ist ein Verein zu Beförderung der Wissenschaften. Nicht die Literatur ist unser Zweck, obgleich wir viele literarische Genossen zählen und mit Freundschaft und Liebe sie Alle als Brüder begrüßen, deren Streben rein literarischen Arbeiten gewidmet ist, und die entweder selbst die lebenden Zierden unserer Landessprache sind, oder mit den literarischen Schätzen anderer Sprachen, anderer Länder, anderer Zeiten uns bereichern. Auch Religion in ihrer engern Bedeutung ist nicht unser Zweck, obgleich Achtung religiöser Dogmen und religiöser Männer unsere Versammlungen stets bezeichnet hat, und wir Alle unter einander verknüpft sind durch jenes große und heilige Bruderband, welches die ganze Menschheit zu Einer Familie, Alle zu Kindern Eines Vaters im Himmel macht. Noch weniger ist Politik unser Zweck, obgleich wir nicht bloße Weltbürger, sondern unserem innersten Wesen nach britische Unterthanen und britische Landsleute sind, die jedoch allen aus fremden Landen zu uns herüber Kommenden ein herzlich frohes Willkommen zurufen, und ihren Beistand zu Erreichung unseres gemeinsamen Ziels willig annehmen und dankbar erkennen. Dieses gemeinsame Ziel, der gemeinsame Zweck, zu dessen Erreichung Engländer und Schotten und Irelander in einem Verein von kolossalem Umfange zusammengetreten sind, in einem Verein, auf welchen die Augen der gesammten gelehrten Republik sich gerichtet, und welchen zu sehen und zu schmücken herrlich erleuchtete Männer des Auslandes sich in unsern Kreis erhoben haben, dieses Ziel, dieser Zweck ist — Wissenschaft, Beschleunigung wissenschaftlicher Entdeckungen und Verbreitung wissenschaftlicher Bestrebungen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Statue von Georg Cuvier wurde am 25 August in seiner Vaterstadt Montbeliard (Mömpelgard) eingeweiht. Das Haus, wo er geboren wurde, war mit einem Eichenkranz verziert, und die Façade trägt von nun an die Inschrift: Ici naquit G. Cuvier le 25 aout 1769. Die Nationalgarde stand während der Feierlichkeit, welcher auch eine Deputation des Instituts und anderer gelehrten Gesellschaften beiwohnten, unter den Waffen, die ganze Bevölkerung strömte herbei, und auch eine Menge Fremder fanden sich in der Stadt ein.

Nach einem Dünkirchner Blatt ist eine Gold- und Silbermine in der Nähe von Monsey in Belgien aufgefunden worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 269. 26 September 1835.

Kuyp van Kaarten
oder das Gnomenthal.

(Aus den Papieren eines Reisenden.)

Wer schon in Südamerika gereist ist, wird sich erinnern, daß an der Nordwestgränze von Brasilien eine Anzahl von der übrigen Welt abgeschlossener, sehr alter Dörfer liegt, deren schwache Bevölkerung aus Portugiesen, Mulatten, New-Yorkern, Virginiern und einigen englischen Abkömmlingen besteht; der Verkehr mit ihnen ist ungewiß und selten, und wegen ihrer Entfernung von dem Schauplatz der Erfindungen und Fortschritte in Künsten und Wissenschaften sind ihre Sitten fast so einfach, wie zur Patriarchenzeit. Eines dieser Dörfer, Rio del Nema genannt, ist der Schauplatz der nachfolgenden Erzählung.

Die Bewohner dieses Dorfs sind etwas abergläubisch, aber freundlich in ihrem Verkehre unter einander, und gastfrei gegen die wenigen Fremden, die der Zufall dahin führt. Halb Ackerbauer und halb Jäger fehlt es ihnen an Muth und Ausdauer, um in irgend einer dieser Beschäftigungen große Fortschritte zu machen: einige mit Mais angepflanzte Stellen und kleine Gärten liefern ihnen den Hauptunterhalt, aber von Natur unbeständig, griffen sie oft nach der Büchse statt dem Spaten, und nach der Schlinge zum Fang wilder Thiere statt nach der Erntesichel. Wegen der erstaunenswerthen Großartigkeit der Scenerie, welche sie umgab, sollte man erwarten, bei ihnen Gefühl für Naturschönheit, und eine etwas großartigere Gesinnung zu finden, aber dieß war nicht der Fall: sie schienen ganz unempfindlich für die zahlreichen Schönheiten der Natur, die sie täglich vor Augen hatten, und trollten mit apathischer, gewiß nicht neidenswerther Gleichgültigkeit dahin.

Unter den wohlhabenden Einwohnern von Rio del Nema befand sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein gewisser Kuyp van Kaarten: sein Großvater, welcher aus unbekannten politischen Gründen um das Jahr 1679 aus New-York auswanderte, war, nachdem er sich eine Zeit lang in den Küstenstädten Brasiliens umhergetrieben, nach Westen gezogen, und hatte sich endlich zu Rio niedergelassen. Aus einer alten holländischen Familie entsprossen, hatte er den diesem Volke eigenen Fleiß und Thätigkeit geerbt, und im Laufe der Jahre ein ziemlich bedeutendes Vermögen, freilich nicht in Geld, wohl aber an Korn, Vieh u. dergl. zusammengebracht. Dieß gelangte noch vermehrt an seine Erben, und im Jahre 1734 blickte Kuyp mit Freude auf sein Besitzthum, das der Neid seiner Nachbarn und eine Quelle von Zufriedenheit für ihn selbst war. Stets bereit, andern zu helfen, immer fröhlich, freundlich und gutmüthig genoß er im Dorfe einer verdienten Popularität, und er als der einflußreichste unter allen war auch der Richter und Verwalter der kleinen Gemeinde.

Sein Alter mochte etwa 45 Jahre seyn, und, obgleich gedrungen, war er doch schlank und gut gebaut; fähig große Strapatzen zu ertragen, und nicht leicht geschreckt durch Gefahr, machte er häufig weite Streifereien durch das umliegende Land. Ein südamerikanischer Waldmann hat Hülfsmittel genug in sich selbst, um Schwierigkeiten zu besiegen, die andern unüberwindlich scheinen möchten. Wenn er sich zu solchen Zügen vorbereitete, rüstete er sich ganz Robinson-Crusoe-mäßig aus, denn außer seinem Gewehr, einem Messer und Pulverhorn führte er eine Art mit sich, um einen Weg durchs Gestrüpp zu bahnen, einen Sack mit Lebensmitteln, einen stark wattirten Mantel um darauf zu schlafen, eine Flasche Branntwein und noch manche andere ähnliche Nothwendigkeiten. Begleitet von einem Hund von vorzüglicher Race, den er Moritz nannte, und der über die Ausflüge augenscheinlich so vergnügt war als sein Herr, pflegte Kuyp durch die Wälder und Savannen dieses Theils von Amerika zu streifen, durchzog weite Striche Waldland unter den brennenden Strahlen einer tropischen Sonne, schwamm über Ströme, und überstieg anscheinend unzugängliche Bergrücken.

Kuyp war einst veranlaßt, einen Mynheer Bomstyk, einen entfernt wohnenden Abkömmling der Kolonie zu besuchen, und da dieß seiner Neigung zu Streifereien Vorschub that, so bereitete er sich bald zur Reise. An einem schönen Morgen brach er gehörig gerüstet auf, und schritt rüstig vorwärts: dichte Massen von Waldbäumen begannen, seinen Weg zu sperren, bis ihm allmählich die Aussicht auf das tiefere Land fast verschlossen war. Auf dem Gipfel eines grasbewachsenen und sanft sich abflachenden Hügels, den Kuyp endlich erreichte, wandte er sich noch einmal um, und betrachtete zum Letztenmale das schon ziemlich ferne Dorf, das in den Strahlen der Morgensonne da lag: der alte Kirchthurm blickte in einsamer Ruhe aus dem dunkeln Blätter-

Digitized by Google

werk hervor, und sein in der Sonne glänzendes Dach kontrastirte lieblich mit dem bläulichen Lande im Hintergrund. Kupp rief nun seinen Hund zu sich, wandte sich ab von dem freundlichen Bilde, und schritt dann in das Land hinein, wo bald alle Spuren von Anbau und menschlichen Bewohnern verschwanden. Eine monotone Wiederholung von Grün in allen Schattirungen, von dem glänzenden herbstlichen Braun zum tiefen Oliven- oder lichten Smaragdgrün, schien geeignet das Auge zu ermüden. Wald folgte auf Wald in nie endender Reihenfolge, und kein Laut unterbrach die melancholische Stille der Scene, als hie und da das seltsame Gesüster des Blättermeers oder der einsame Schrei eines Raubvogels, der durch die bloß augenblickliche Unterbrechung die herrschende Stille nur um so peinlicher machte.

Zwei Tage brachte Kupp damit zu, die Wälder in der Nachbarschaft seines heimischen Dörfchens zu durchstreifen. Am Abend des dritten Tages bot das Land allmählich einen andern, noch majestätischern Anblick dar. Er näherte sich einer thurmartig emporstrebenden Kette von Bergen ungleicher Größe und Höhe, deren Fuß mit üppigem Grün bekleidet, mit glänzend gefiederten Vögeln angefüllt, und hie und da in malerischer Verwirrung von Felsenmassen, Wasserbächen und Buschwerk unterbrochen war. Er warf sich nieder auf eine weiche Rasenbank, horchte halb schlummernd dem fernen Wasserfall, und betrachtete den Zug der Wolken, aber die Nacht schlich heran, und das Bild des umliegenden Landes begann vor seinem Blicke zu schwinden. Eilig sprang er auf, rief, erstaunt über die lange Zeit, die er verträumt, seinem Hund, und bemühte sich, einen geschützten Ort für seine Nachtruhe auszufinden: zudem war sein Sack mit Lebensmitteln zusammengeschmolzen, und er suchte durch Erlegung irgend eines eßbaren Thiers ihn wieder zu füllen. Vorsichtig schritt er hinein in ein romantisches Engthal, das sich vor ihm öffnete, und mit gespanntem Hahne spähte er umher nach einem jagdbaren Thiere. Das Glück begünstigte ihn mehr als er hätte hoffen können, denn ungefähr 40 Schritte vor ihm sprang ein Reh über den Rasen; einen eiligen, scheuen Blick aus seinen dunkeln Augen auf den unwillkommenen Eindringling werfend, eilte es vorwärts, und rannte nach mehreren vergeblichen Versuchen das Dickicht der Blätter und Zweige, die an einigen Stellen eine undurchdringliche Schranke bildeten, zu durchbrechen, einen fast senkrechten Abhang hinan, hier aber erreichte es Kupps Geschoß, und rasselnd stürzte es zu Boden. Nachdem er so sich mit frischer und gesunder Nahrung versehen, eine tüchtige Waldmahlzeit verzehrt, und theils aus einer kleinen Quelle, theils aus seiner Flasche manchen tüchtigen Zug gethan, war er bemüht, sich ein sicheres Nachtlager zu bereiten. Nachdem er mit seiner Axt eine gute Anzahl starker Pfähle von den umstehenden Bäumen abgehauen, trieb er sie in einem kleinen Kreise rund um sich her in den Boden, hüllte sich dann dicht in seinen Mantel, und überließ sich, seine Waffen zur Seite, einem ruhigen Schlafe.

(Schluß folgt.)

Die Ströme der Erde.

Europa.

(Schluß.)

Nachdem wir so Europa im Westen und Norden durchzogen, kommen wir auf die Alpen zurück, diese fruchtbare Mutter von Strömen, die das Land gegen Osten eröffnen und uns hinabführen zu der großen Einsenkung, welche Asien von Europa scheidet. Als in grauer Vorzeit alles Land zwischen den Karpathen und dem Beiur-Tag mit Wasser bedeckt war, aus dem nur der Ural, der Kaukasus und einige Gipfel der Krim emporragten, da war Ungarn Meeresboden, von dem Wasser so sehr verflacht, daß die Ebenen des mittlern Landes in einer Ausdehnung von fast 2000 □ Meilen nicht mehr als 30—40 Toisen über dem Meere liegen, daß dieß Land zwischen Czegled, Skolnok und Keskemet einem Sandmeer gleicht, und die Theilungsgräte zwischen Theiß und Donau nur dreizehn Toisen über der letztern liegt. Damals war denn auch das Land zwischen Böhmen und den Alpen, das Donaugebiet, ein tiefer Meerbusen, der wahrscheinlich bis in die Schweiz hinein reichte. Als durch Umstände, die über alle Geschichte und über alle Berechnung hinaus liegen, diese Wassermasse allmählich sank, da bildeten sich die jetzigen Strombetten aus, namentlich jene doppelte Betten, die man an fast allen von den Alpen herabkommenden Flüssen bemerkt.

Wie in Nordamerika die Flüsse Columbia, Colorado, del Norte, Arkansas und mehrere andere im Umkreise weniger Stunden entspringen, so ist auch der große Alpenstock zwischen dem Gotthard und Bernina der große Scheitelpunkt des Gebirgs, von dem aus die Ströme nach allen Weltgegenden laufen: der Rhein, die Reuß, die Aar, die Rhone mit ihrem viel bedrohten Thale, die Tosa, die Maggia, der Tessin, die Adda und der Inn, den einige der Alten als die Quelle der Donau ansahen. Auffallend ist, daß gegen Süden, Norden und Westen die Ströme Seen bilden, oder solche auf ihrem Laufe durchziehen; der Rhein den Bodensee, die Reuß den Vierwaldstättersee, die Aar den Brienzer und Thunersee, die Rhone den Genfersee, die Tosa, Maggia und der Tessin den Lago Maggiore, die Adda den Lago di Como, aber der Inn und später auch die andern das Land gegen Osten öffnenden Ströme fließen in lang gestreckten Thälern dahin: gewiß ein Umstand, der mit der Struktur des Gebirgs zusammenhängt. Die Iller, der Lech, die Isar sind wilde Bergwasser, eben so der Inn nach einem ruhigen Oberlauf im Gebirge, dann die Salza, die Ens und andere kleinere Flüsse. Sie alle fallen in reißendem Laufe südwärts her in die Donau ein, und drängen sie nordwärts gegen den Böhmerwald: deßhalb sind die nördlichen Zuflüsse von keiner Bedeutung, die Altmühl, die Naab und der Regen ausgenommen, wovon die beiden letztern vom Böhmerwaldgebirg herabkommen. Die Wasserscheide zwischen Donau und Main ist unbedeutend, wie etwa zwischen Saone und Rhein, Garonne und Aude, weßhalb auch hier schon wiederholt Versuche gemacht worden sind, beide Flußsysteme durch einen Kanal zu verbinden.

Digitized by Google

Wie auf der Nordseite, so bietet auch die Südseite nur Bergwasser dar, wie Etsch, Brenta, Piave, Tagliamento *) und Isonzo, worauf das Gebirg hart ans Ufer herantritt: von Triest bis Planina zieht hier die Wasserscheide zwischen Italien und den dalmatischen Ländern. Nun kommen wir aber zu der Gebirgsmitte, in deren langgestreckten Thälern die Mur, die Drau und die San fließen, und sich tief unten in Ungarn erst mit der Donau vereinigen. Diese empfängt noch kurz unter Wien die March aus Mähren her, und betritt dann das flache Ungarn, in welchem sie sich, sobald sie bei Gran auf einen Vorsprung der südlichen Karpathen gestoßen ist, alsbald südlich wendet, und Ungarns tiefere Hälfte in sehr geschlängeltem Laufe, aber immer sich gleichbleibender Hauptrichtung durchströmt, bis sie an den Ausläufern des Argentaro oder Orbelus-Gebirgs aufgehalten, sich mit einem Male wieder gegen Westen wendet, und nach einer kurzen Abweichung gegen Norden ins schwarze Meer fällt. Die südlichen Zuflüsse die sie auf diesem Wege erhält, bieten nichts Merkwürdiges dar, desto mehr aber die nördlichen.

Hier kommt vor Allem die Wasserscheide in Betracht, welche die Karpathen bilden: wie seltsam diese sich gestalte, haben wir schon früher **) erwähnt, es kommen aber noch einige andere Umstände in Erwägung. Die Karpathen im Ganzen genommen bilden zwei große Gruppen, das Gebirgsland vom weißen Gebirge bis zum Tatra im Westen und die siebenbürgische Gruppe im Osten, beide sind durch einen vergleichungsweise schmalen Gebirgsrücken verbunden, der wie Siebenbürgen steil gegen Süden abfällt, und die zahlreichen Zuflüsse der Theiß einschließt. Sobald diese durch den Zutritt des vom Tatra herabkommenden Hernad zum dominirenden Strome geworden, tritt sie auf ein tiefes, offenbar ehemals durch das Meerwasser geebnetes Land, und bildet, oder durchfließt vielmehr, auf ihrem Laufe zahlreiche Sümpfe. Anderthalb Grade weit fließt sie mit der Donau in gleicher Richtung fort, und die Theilungsgräte zwischen beiden liegt, wie oben erwähnt, höchstens 70 bis 80 Fuß hoch. Von andern Flüssen, die in die Theiß und durch diese in die Donau fallen, sind nur die Beret, die Marosch und die Temesch zu erwähnen: sie kommen alle drei aus Siebenbürgen, das sich gegen Westen verflacht.

Nordwärts von den Karpathen ist jedoch die Wasserscheide noch auffallender. Zieht man nämlich vom Tatragebirg über Lemberg und Brody eine Linie, so fällt deren Verlängerung in die Sümpfe von Pinsk, und stößt auf einen Ausläufer des Waldaigebirgs, der die Wasserscheide zwischen Düna und Dniepr macht. Dieser letztere, der seine eigentliche Quelle in den Sümpfen von Pinsk hat, durchzieht die steppenartige Ebene Rußlands, durchbricht in Stromschnellen (russ. porog) den podolisch-wolhynischen Landrücken, und betritt sodann das völlig als ehemaligen Meeresboden zu betrachtende Südrußland, früher immer unter dem Namen der nogaischen Steppe begriffen, und fällt hart an der Krim ins schwarze Meer. Westlich von ihm, aber durch die sogenannten Niedoborzy-Berge geschieden, kommen der Bug und dann der Dniester von der oben erwähnten karpathischen Wasserscheide herab. Bemerkenswerth ist, daß diese drei Ströme an ihrer Mündung Limans bilden oder negative Deltas, wie die Engländer es nennen, eine Eigenheit, die der Donau gar nicht, und dem Don nur in sehr uneigentlichem Sinne zukommt. Daß dieselbe einen bestimmten Grund haben muß und keineswegs zufällig ist, geht aus dem Umstande hervor, daß drei nicht unbeträchtliche Ströme nahe bei einander sie in fast gleich hohem Grade besitzen. Vielleicht hängt sie mit dem Umstande zusammen, daß das umliegende Land einst vom Meere bedeckt wurde, sichtlich in langer Folge von Jahrhunderten sich gehoben hat und vielleicht jetzt noch sich hebt; eine weitere Vermuthung wagen wir hierüber nicht, und auf die angegebene wurden wir nur durch Umstand geleitet, daß bei zwei andern großen Strömen, deren Gebiet mit dem des Dnieper, Bog und Dniester gleichfalls von Wasser bedeckt war, nämlich beim Ob und Jenisei der gleiche Fall sich findet, denn wie schon erwähnt, erstreckte sich einst die See, welche das kaspische und schwarze Meer verband, hinauf bis an das nördliche Eismeer, und trennte den Ural von Asien.

So sind wir hier wieder bei der großen Einsenkung zwischen Asien und Europa angelangt. Ueber die europäischen Flüsse, die sich darein ergießen, ist wenig Besonderes zu sagen, desto auffallender sind die Eigenthümlichkeiten der asiatischen, weßhalb wir unsere Bemerkungen auf den Abschnitt über Asien verschieben.

*) Der Tagliamento zeigt eine Eigenheit, die bei einem so reißenden Gebirgswasser nicht gerade auffallen kann, durch das Schicksal einiger andern Flüsse im Westen aber bemerkenswerth wird. So wie er aus dem Gebirg in die Ebene tritt, kommt er in eine Sandfläche und breitet sich in eine Menge Arme aus, deren Wasser zum Theil im Sande durchsickert, doch tiefer unten wieder in Einen Strom zusammentritt; einige kleine Flüsse hart daneben jedoch verlieren sich, sobald sie das Gebirg verlassen, völlig im Sande, aus dem tiefer unten wieder unbedeutende Bäche hervorkommen.

**) S. Ausland 1835. Nr. 541.

Nachrichten aus Lahur.

Die Armee Randschit Sings zu Peschawer besteht aus 2000 Akalis *), 6000 Suwars (Reiter), etwa 4000 Mann Fußvolk, 50 Drehbassen und zwei Feldgeschützen. No Nihal Sing verlangte von Randschit Sing den ganzen Distrikt von Peschawer für sich, und versprach dafür 2 Lars Rupien zu zahlen und 2000 Mann Truppen zur Verfügung des Maharadscha zu unterhalten. Randschit wollte aber in diese Forderung seines Enkels nicht willigen. Einige Unterhandlungen fanden statt zwischen Dost Muhammed, dem Fürsten von Kabul, und den Agenten Randschits, allein es scheint, man kann sich nicht verständigen. Dost Muhammed war, nachdem er die Khutbe **) für sich hatte in den Moscheen lesen lassen, mit einer starken Armee beschäftigt, alle Theile des Landes seiner Herrschaft zu unterwerfen. Es scheint, daß alle Afghanenstämme von Peschawer bis an die Gränzen von Bukhara geneigt sind, ihn mit aller Macht gegen die verhaßten Sikhs zu unterstützen. Randschit Sing hatte nach den neuesten Nachrichten, die bis zum 15 Februar reichen, seinen Truppen Befehl gegeben, sich nach dem Indus in Marsch zu setzen, um gegen Dost Muhammed zu marschiren, der allen Nachrichten zufolge gegen die Truppen unter No Nihal Sing anrückte. Randschit vermehrt seine Truppenzahl täglich, und er soll in den letzten drei Monaten 12 Regimenter reguläre Infanterie und mehrere Regimenter irreguläre Reiterei errichtet haben. General Ventura wurde zu Lahur zurück erwartet, man glaubte aber nicht, daß er wieder seinen frühern großen Einfluß ausüben würde.

*) Unsterbliche, eine Sekte fanatischer Sikhs.

**) Dies ist das Gebet für den Fürsten, und dieser Schritt zeigt an, daß er sich als den Herrscher von Afghanistan betrachtet.

Digitized by Google

Fünfte Zusammenkunft des britischen Vereins zu Beförderung der Wissenschaften in Dublin.

(Fortsetzung.)

„Wenn aber dieß," fuhr der Redner nach einigen andern Bemerkungen fort, „wenn dieß das gemeinsame Band, die große und letzte Ursache unseres und jedes ähnlichen Vereins wissenschaftlicher Männer ist, so drängt sich die Frage auf, wodurch unser Verein von den übrigen gleichartigen Vereinen sich unterscheide, welche besondere Mittel er besitze, die Macht des geselligen Geistes aufzurufen und sichtlichen Zwecken zuzuwenden, und warum, da es so viele alte und neue den Wissenschaften gewidmete Vereine gebe, es nothwendig oder dienlich erachtet worden sey, diesen Verein ins Leben treten zu lassen? Meine Antwort hierauf wird einige der wesentlichen und charakteristischen Eigenthümlichkeiten der britischen Association entwickeln.

„Zuerst also unterscheidet sich unser Verein von allen kleineren und mehr lokalen Gesellschaften ähnlicher Tendenz durch seine Größe und Universalität. Wenige Worte werden für den diesfallsigen Beweis ausreichen. Was andere Vereine in verjüngtem Maßstabe wirken, das wirkt der unserige in großem, — was andere für London, Edinburg, Dublin sind, das ist der unserige für das ganze dreifache Reich England, Schottland und Ireland. Sein gigantischer Arm streckt sich hinüber nach Amerika und Indien, — er stimmt zu der Größe und Majestät des britischen Reichs, über welchem die Sonne nie untergeht. Er unterscheidet sich auch von ihnen in seiner Verfassung und seinen einzelnen Bestandtheilen, — in dem Wallfahrtcharakter seiner Zusammenkünfte, die jährlich während einer Woche in einem Orte um den andern stattfinden, um Allen gefällig zu seyn und Keinen zu belästigen, um Alle aufzumuntern und Keinen zu ermüden, — in der Belebung mündlicher Verhandlung durch die verschiedenen abgesonderten Sektionen als vorzüglichstes Mittel, den Betheiligten die gegenseitigen Meinungen, Ansichten und Entdeckungen bekannt zu machen, — in der Aufforderung ausgezeichneter Männer, über den gegenwärtigen Zustand des Wissens in den Hauptabtheilungen der Wissenschaften Berichte vorzubereiten. — in der Veröffentlichung von Auszügen und Notizen aus den der Körperschaft mitgetheilten Beiträgen, — mit Einem Worte, in dem Versuche, wissenschaftliche Männer mehr als irgendwo zu gemeinsamen Bestrebungen zu veranlassen, zwischen den Bearbeitern eines gemeinschaftlichen Feldes ein System strengerer Wechselwirkung zu begründen, und auf solche Art vollständiger als in andern Vereinen das Verschmelzen intellektueller Leistungen zu vermöglichen. In andern Vereinen sind, ihrer Verfassung und dem Gebrauche nach, die Arbeiten der verschiedenen Mitglieder verhältnißmäßig ohne Zusammenhang, und es gibt nur wenige systematische Versuche, sie zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Nehmen wir daher bei ihnen theils die bereits besprochene, allgemein nützliche Einwirkung des geselligen Geistes auf intellektuelle Thätigkeit und theils die gelegentliche Aufforderung zu spezifischen Forschungen mittelst gestellter Preisfragen aus, so bleibt nächst der Veröffentlichung ihrer Verhandlungen wenig, wenn überhaupt etwas übrig, wodurch sie als Gesammtheiten das große Werk der Wissenschaft gemeinsam befördern. Bei ihnen legt ein Mitglied aus eigenem Antriebe irgend eine Schrift vor. Titel und Gegenstand werden angekündigt; dann wird der Aufsatz einem Ausschusse zur Prüfung übergeben, und genehmigt ihn dieser, so wird er auf Kosten des Vereins gedruckt. Unstreitig etwas Gutes und wahrhaft Treffliches, denn die gehaltreichsten Schriften sind selten diejenigen, die am meisten gekauft werden, und ihre Verfasser nur ausnahmweise im Stande, die Kosten des Drucks und einer bedeutenden Auflage aus eigenen Mitteln zu bestreiten. „Dennoch," sagte der Redner weiter, nachdem er einige erläuternde Beispiele und unter ihnen Newtons auf Kosten der königlichen Societät zu London herausgegebene Principia und Optics erwähnt hatte, — „dennoch, wie gern wir auch die Ansprüche aller gelehrten Vereine und Akademien des Königreichs zugestehen, welche sie wegen der den Wissenschaften geleisteten Dienste auf unsere Dankbarkeit haben, — wie stolz auch jeder von uns darauf seyn darf, einer oder der andern dieser Gesellschaften als Mitglied anzugehören, — und wie willig wir auch einräumen, daß es noch viel zu thun gibt, was nur von ihnen gethan werden kann: — doch müssen wir stets den britischen Verein für denjenigen erklären, der den Hauptvorzug gegenseitiger Mitwirkung bietet. Die Verhandlungen in seinen Sektionen sind lebhafter, umfassender, lehrreicher und besser geeignet, Männer, die sich bis dahin fremd waren, genau mit einander bekannt zu machen, als alles dieß in einem minder großen Vereine möglicher Weise der Fall seyn kann. Außerdem ergehen in geordneter Folge an Individuen und Vereine ausdrückliche Aufforderungen, zu Lösung einzelner wissenschaftlicher Aufgaben beizutragen, und nur selten sind diese Aufforderungen unerfüllt geblieben. Mehr jedoch als alles dieß beweisen die über den gegenwärtigen Zustand des Wissens in den mannichfaltigen Abtheilungen der Wissenschaft eingelieferten Berichte, welcher Fleiß und welcher Eifer durch den Geist des Zusammenwirkens hervorgerufen wird. Noch hat, so viel ich weiß, kein anderer Verein es gewagt, ähnliche Berichte seinen Mitgliedern abzufordern, und in der That, es dürfte das auch in jedem andern Vereine ein schwieriges, wenn nicht gehässiges Unternehmen seyn. Denn da ein solcher Bericht eine große, umfassende Uebersicht der Schriften aller Akademien enthalten soll, würde es nicht einem eifrigen Mitgliede einer derselben schwer fallen, sie mit der schlechterdings nöthigen Unparteilichkeit zu geben? Ein Verein hingegen wie der britische, der zwar Alles mitgetheilt erhält, jedoch, einzelne Auszüge und jene besonders eingeforderten Berichte ausgenommen, nichts durch den Druck bekannt macht, — ein Verein wie dieser mit allen Akademien gleichmäßig verbunden und doch nicht zu denen gehörig, die ihre Schriften drucken lassen, er darf wohl mit gutem Rechte erwarten, daß die von ihm für seine Aufgaben erlesenen Mitglieder die Resultate der Bemühungen aller jener verschiedenen Genossenschaften in ihren Berichten zusammenstellen werden ohne ausschweifende Verkleinerung — ohne pflichtwidrige Uebertreibung und mit größerer Unbefangenheit, als solche unter andern Verhältnissen möglich wäre. Demgemäß tragen auch die von den erlesenen und ausgezeichneten Männern bereits eingegangenen Berichte das unverkennbarste Gepräge von Fleiß und Unparteilichkeit. Sie liefern eine ausgebreitete und vollständige Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaft in ihren vorzüglichsten Verzweigungen, und wenn sie auch bisweilen die Geschichte der Wissenschaft nicht bis auf den heutigen Tag herabführen, so bieten sie doch dem künftigen Geschichtschreiber guten und authentischen Stoff."

Mehrere Bogen würden nicht hinreichen, eine nur einigermaßen genaue Mittheilung von dem vielen Interessanten zu machen, welches während der Vereinswoche, vom 10 bis mit dem 14 August, in den einzelnen Sektionen abgehandelt, vorgelesen, besprochen, experimentirt und vorgezeigt worden ist. Auf der andern Seite muß ich sehr zweifeln, daß eine bloße trockene Nomenklatur den Lesern willkommen seyn könnte. Wir heben indeß Nachstehendes aus: ad a. Mathematik und Physik: Professor Whewell gab seinen Bericht über die mathematischen und dynamischen Theorien der Elektricität, des Magnetismus und der Hitze; — ad b. Chemie und Mineralogie: Dr. Davy sprach von der sichersten Methode, das Eisen gegen den nachtheiligen Einfluß des Salzwassers zu schützen; — ad c. Geologie und Geographie: Professor Griffiths legte seine geologische Karte von Ireland vor, und Dr. West verlas einen Aufsatz über die geographische Lage des Kap Farewell; — ad d. Zoologie und Botanik: Herr Robert Ball zeigte einen pentieranus europaeus und einen beroe ovatus von Howth, und Dr. Jones theilte eine Schrift mit über den Infraorbitalen Cavetus, die Larmiers der Franzosen; — ad e. Anatomie und Arzneilehre: Professor Harrison überbrachte den Bericht des Dubliner Committee über die Bewegungen des Herzens; — ad f. Statistik: Dr. Fox gab zwei Aufsätze über die Todesstrafe in Norwegen und Belgien als Beweise, daß schwere Verbrechen nach Verhältniß der Hinrichtungen sich vermindern, ein sehr wichtiger Aufsatz aber über die Bevölkerung mußte wegen Anwesenheit der Damen ungelesen bleiben u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

In England wurden im J. 1855 an Blei und Bleierz eingeführt 2598 Tonnen, im J. 1854 2122 T.; ausgeführt wurden im J. 1855 12,008 T., im J. 1854 11,278 T.; darunter im ersten Jahre 865, im zweiten Jahre 867 T. fremdes, außerdem nur englisches Blei.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 270. 27 September 1835.

Skizzen aus Chili.

Wenn man sich dem Lande bei klarem Wetter nähert, so sieht man namentlich bei Sonnenaufgang die Schneegipfel über den Wolken, noch ehe man die Küstenlinie über dem Horizont erblickt; nach Sonnenaufgang ist das Land in Nebel eingehüllt, und oft dauert es lange, bis man die wilde Felsenküste erblickt. Kommt man um die Mitte des Sommers, so fühlt man sich schmerzlich getäuscht beim Anblick der verbrannten Vegetation. Im Winter aber blüht Alles, die Hügel sind grün, die Luft sanft und lieblich, und die Atmosphäre herrlich klar. Die Bai von Valparaiso, welche sich gegen Norden öffnet, ist durch eine sichelförmige Küstenlinie begränzt, deren längerer Theil gegen Norden liegt, die kürzere Curve endigt mit der sogenannten Punta de Valparaiso; von dieser zur nördlichen Punta, Concon genannt, ist die Mündung der Bai 2 geogr. M. breit. Der Ankerplatz ist im Südwesten, und diesem gegenüber liegt geschützt unter dem Hochland la ciudad y el puerto de Valparaiso. Kaum ist Raum zu einer einzelnen Straße längs der Bai, dann steigen die Berge 150 Fuß hoch senkrecht an, fallen wieder und steigen dann abermals in einem Winkel von 25°. Auf ihrem Gipfel, 2000′ über dem Meere, steht ein Signalthurm. Die fortlaufend hohe Küste ist von tiefen Schluchten, quebradas genannt, durchschnitten, welche sich hart am Rande des Wassers ausmünden.

Dem Landungsplatz gegenüber ist ein von Quebradas eingeschlossener Landvorsprung, Namens Monte Alegre, den die Einwohner häufig den Judenberg, Cerro de los Iudeos, nennen, denn auf demselben liegen die Wohnungen einiger Engländer und Amerikaner, die hier getrennt von den Eingebornen eine Art fremder Kolonie bilden. Die Schlucht zur Rechten heißt die Quebrada de San Augustin; zwischen dieser und der folgenden Quebrada de San Francisco sind die Ruinen des ehemaligen Schlosses und Regierungsgebäudes, welches durch das heftige Erdbeben des Jahres 1822 zerstört wurde.

Links von dem Monte Alegre ist der katholische und der protestantische Begräbnißplatz, nur durch einen zwanzig Fuß breiten Weg von einander geschieden, und nicht weit davon liegt das Pulvermagazin; hierauf weicht das Hochland zurück, und läßt zwischen sich und dem Meere eine breite dreieckige Ebene, auf welcher der Theil der Stadt gebaut ist, welcher Almendral heißt. Man könnte demnach glauben, die darauf stehenden Baumgruppen bestünden aus Mandelbäumen: dieß ist aber nicht der Fall, die meisten sind Olivenbäume. Im Hintergrund des Almendral sieht man den Weg nach Santiago im Zickzack über die „Altos de Valparaiso“ hinaufsteigen. Am Fuße dieser Altos ist ein kleiner im Sommer fast trockener Bach, der im Winter fast zum Strome anschwillt.

Im Monat Oktober, wo unser Berichterstatter ankam, war der Hafen äußerst lebendig, und eine Menge kleiner und großer Schiffe wurden aus- und eingeladen. Hart am westlichen Ufer lagen zwei oder drei alte entmastete Schiffe, welche einst einen Theil der Expedition gebildet hatten, die unter San Martin der spanischen Macht auf der Westseite der Anden einen so entscheidenden Stoß beibrachte. Das einzige jetzt dienstfähig unterhaltene Schiff der chilenischen Marine ist eine schöne Kriegsbrick. Der Ankerplatz ist meist gut, aber im Winter, der von Mitte Mais bis Ende Augusts herrscht, gefährlich, da der Nordwind dann einen so heftigen Andrang der Wellen verursacht, daß manchmal Schiffe von ihren Ankern losgerissen und am Ufer zerschellt werden. Den Winter nennt man auch die Regenzeit, wenn man ein Dutzend Regentage im Laufe dieser Monate so nennen kann. Auf den Barometer kann man sich mit Zuversicht verlassen; sobald er zu fallen beginnt, namentlich wenn vollends das Land gegen Norden deutlich sichtbar ist, darf man Nordwind und Regen mit Sicherheit erwarten. Während der übrigen Zeit des Jahres herrschen gewöhnlich heftige Südwinde, die solche Massen von Staub mit sich führen, daß, wenn man auf der Straße ist, die Augen heftig darunter leiden.

Vor dem Jahre 1830 landete man auf dem sandigen Ufer: in jenem Jahre wurde ein sehr bequemer Damm gebaut unter der Leitung eines Offiziers der chilenischen Marine. In weniger als einem Jahre aber waren alle Pfähle, die man nicht mit Kupfer geschützt hatte, durch den Bohrwurm (teredo navalis) in allen Richtungen durchlöchert. Dieses merkwürdige kleine Thier ist weiß und fast gallertartig, mit Ausnahme des Kopfs, der mit zwei beweglichen Schildplatten bewaffnet ist, vermittelst deren das Thier wahrscheinlich das Holz durchbohrt. In dem Maße, als es in seinem Zerstörungswerke fortschreitet, nimmt es an Größe zu, seine Zelle ist innen mit einer kalkartigen Substanz überzogen, und erweitert sich in dem Maße, als das Thier mehr

Digitized by Google

Raum nöthig hat, denn es wird manchmal mehrere Fuß lang und einen Zoll dick. Nach der Zerstörung an dem Damme zu schließen, kann man leicht berechnen, wie es einem durch Kupfer nicht geschützten Schiffe ergehen würde, wenn es lange in diesem Hafen bliebe.

Die Stadt Valparaiso theilt sich in den Hafen und den Almendral. Der Hafen besteht aus Einer unregelmäßigen Straße, wo ranchos, d. h. kleine Häuschen, wie Vogelnester allenthalben, wo es möglich war an den Berg angeklebt sind. Den Mangel an flachem Boden fühlt man sehr, dennoch nimmt diese Stadt mehr zu als irgend eine andere auf der Westküste Amerika's. Die meisten Häuser der Hauptstraßen sind gute zweistöckige Gebäude, deren Erdgeschosse zu Vorrathskammern eingerichtet sind. Im östlichen Theile des Hafens und im Almendral sind die Häuser nur ein Stockwerk hoch, sämmtlich aus adobes, d. h. an der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut, weiß angestrichen und mit rothen Ziegeln gedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Kuyp van Kaarten
oder das Gnomenthal.

(Schluß.)

Ohne von einem haarigen Bewohner des Waldes gestört zu werden, schlief er fort bis an den hohen Morgen, und erwachte nicht eher, als bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Halb bestürzt, so viele Zeit verloren zu haben, sprang er schnell auf, zog einige Erfrischungen aus seinem Sacke, und aß im Weitergehen. Der Anblick des Landes änderte sich jetzt abermals, und Alles schien eine wilde traurige Einöde. Ein unangenehmes und überwältigendes Gefühl des gänzlichen Verlassenseyns überschlich ihn, und steigerte sich allmählich fast bis zum Schrecken: obwohl der einzige Mensch in der weiten Oede, blickte er doch jeden Augenblick verstohlen über die Schulter; dennoch schritt er keck voran, richtete sich dabei nach der Sonne, war aber doch halb versucht zu glauben, er habe sich verirrt, da er mehr und mehr erwartete, daß das Land sich öffnen und Spuren der Menschenhand zeigen würde. Umsonst, nichts als Wald und Felsen und steile Höhen, neben tief eingeschnittenen Thälern in unendlicher Reihenfolge. Fast war Kuyp auf dem Punkte stille zu stehen: anfangs war er über seinen Weg zweifelhaft, und endlich wurde er ganz verwirrt. In diesem Zustande von Unentschlossenheit setzte er sich nieder, und die Nacht begann einzubrechen. Um seine peinliche Verlegenheit noch zu erhöhen, brach ein heftiges Gewitter aus, und bald war die Waldeinöde im wilden Aufruhr. Er barg sich so gut er konnte, und wartete, bis sich das Gewitter gelegt haben würde, wand darauf seinen durchnäßten Mantel aus, ging wieder ein wenig vorwärts, aber das entmuthigende Bewußtseyn, daß er nicht wisse, nach welcher Richtung er gehe, hemmte von Neuem seine Schritte, und gedankenvoll stand er still.

In diesem Augenblick fiel ein ferner Lichtstrahl in seine Augen: er arbeitete sich vorwärts, bemerkte jedoch, daß der Boden rasch ansteige, und das Gehölze immer düsterer werde. Hätte Kuyp an Feen und Kobolde geglaubt, so war dieser Fleck ganz besonders geeignet, seinem widerstrebenden Sinne alle Erzählungen und Sagen der Art ins Gedächtniß zu rufen, allein er hatte sich nie mit Spekulationen über ihre Existenz oder Nichtexistenz abgegeben, und glaubte an nichts, als was er sehen und greifen konnte. Woher das Licht kam, konnte er durchaus nicht entdecken: es war ein röthlicher neblichter Schimmer, der über die nächsten Gegenstände verbreitet war, alles Andere jedoch in Dunkelheit ließ. Kuyp hätte gerne gerufen, aber die Stimme schien ihm im Halse zu stocken, — ein unbeschreibliches Gefühl von Schauer überschlich ihn, seine Kniee zitterten, und unwillkürlich stand er einen Augenblick still. Manchmal schien es ihm, als schlage ein schwacher Ton von Gelächter an sein Ohr: Gelächter klang freilich seltsam an diesem Orte, bestätigte aber nur seine Vermuthung, daß irgend ein menschliches Wesen in der Nähe seyn müsse. Nach mühseliger Arbeit erreichte er den obersten Rand der Bergkette, allein wer malt seinen Schrecken und sein Staunen über die Scene, die sich unten im Thale seinen Augen darbot!

Ein großes Feuer von über einander gehäuften Zweigen und Aesten brannte in der Mitte eines weiten Amphitheaters, dessen zackige Felsenmauern zu einer ungeheuern Höhe emporstiegen, nur hie und da öffneten sich schmale Felsenpfade, höchstens für Thiere von ganz sicherem Fußtritt gangbar. Darüber wölbten sich Blätterpyramiden, Bäume bogen sich in horizontaler Richtung einwärts, und verdeckten die mondbeleuchteten Wolken; mächtige Felsenblöcke drohten jeden Augenblick hinabzustürzen, und um den Eingang dunkler Höhlen schlangen sich Festons von Epheu. Ueber Allem lag eine düstere Gluth, die Blatt und Zweige dunkelroth färbte, und schwach den Himmel röthete. Um das Feuer her standen seltsame, häßliche Gestalten, zwergartig und gransenhaft geformt, den Körper mit Haar bedeckt, mißgestalt und thierartig in allen Bewegungen: an den entfleischten Händen standen häßliche lange Klauen vor, die großen, plumpen Köpfe, die niedrig platten Stirnen und die affenartigen Ohren waren mit straffem schwarzem Haar bedeckt, das bis auf die Füße herabreichte, die thierähnlichen Mäuler mit gelben Fangzähnen bewaffnet, und mit buschigen Bärten besetzt, die Haut des Gesichts verwittert und runzelig. Hie und da brach von ihren Lippen ein lautes mißtönendes Gelächter, von dem die Wälder weit umher wiederhallten. Ein Rehkalb, das sie verschlangen, lag zerrissen und blutend vor ihnen. Aber Kuyp hatte kaum Muße alle diese Einzelnheiten zu betrachten, sein erster, schrecklicher Gedanke war, er sehe eine Versammlung von Teufeln, die mit satanischer Freude an dem Körper irgend eines unglücklichen Sterblichen schwelgten.

Kuyp hatte den gewöhnlichen Muth eines Menschen, und hätte nichts gefürchtet, was ihm in menschlicher Gestalt entgegengetreten wäre, aber dieser Anblick überwältigte ihn völlig. Er lag da und gaffte hin, wie verzaubert, während immer neue Ankömmlinge in das Thal hinabstiegen, bis der ganze Raum mit den seltsamen, abscheulichen Wesen völlig bedeckt war; auch jeder vorspringende Felsen, jeder Baumast war besetzt, und das

Digitized by Google

Feuer begann immer heller und wilder zu glühen. Die ganze Scene schien Knyp's verwirrten Sinnen ein Vorbild der Hölle, wo nicht die Hölle selbst. Unter Gebrüll und Jauchzen, Geschrei und wildem Gelächter, und noch wilderen Gaukeleien und Possen schien ihm das Thal wie lebendig geworden zu seyn; immer noch tönte das Geschrei; sie kommen! sie kommen! bis der Platz so dicht bevölkert war, daß sie nicht mehr neben einander, sondern auf einander sich stellten. Knyp wurde völlig verwirrt, er lag, aller Kraft sich zu rühren beraubt, auf dem Felsenvorsprung da, die Flamme beleuchtete sein Gesicht, und Haufen von Dämonen, schreiend und über einander sich wälzend, stiegen an dem schroffen Felsenabhang gerade unter ihm höher und höher empor. Schauder durchzuckte seine Gebeine, und wie verzweiflungsvolle Menschen in der Verwirrung ihrer Sinne dahin gebracht werden, sich von großen Höhen herabzustürzen, so schwankte auch er hin und her, mit jedem Augenblick verlor er mehr das Bewußtseyn, bis er endlich völlig geisteszerrüttet mit einem Schrei des Entsetzens von dem Felsen hinabtaumelte. Sobald man ihn oben am Felsen wanken und endlich hinabstürzen sah, waren unten tausend Arme geöffnet, ihn zu empfangen, und ein Schrei erhob sich, der völlig alles Bewußtseyn aus der Seele unseres Reisenden vertrieb, der — ohne Besinnung da lag, bis er von einem Traum erwachte, und fand, daß die Sonne bereits im Mittag stand. Schaudernd im Andenken an die Schrecken der verflossenen Nacht, warf er einen entsetzten Blick umher: Alles war jetzt still und öde, und er schritt so schnell wie möglich hinweg. Um aus einer so schrecklichen Nachbarschaft zu entkommen, eilte er mit erstaunlicher Schnelligkeit fort, und am Abend hatte er die Freude zu sehen, wie das Land sich öffnete. Bald darauf entdeckte er den dreimal willkommenen Kirchthurm des alten portugiesischen Dorfs, in welchem Mynheer Bomstyk wohnte. Das Staunen, mit dem seine Erzählung aufgenommen wurde, kann man sich leicht denken: einige glaubten ihm nicht, aber Mynheer Bomstyk und viele seiner Nachbarn, welche die Wahrhaftigkeitsliebe Knyps kannten, schenkten ihm vollen Glauben. Allmählich ward es in allen Distrikten des nordwestlichen Brasiliens zum Volksglauben, daß in der Umgegend ein von Gnomen und bösen Geistern besuchtes Thal sey, und da Kupp nie genau bestimmen konnte, in welches Thal er gerathen sey, so wurde eine lange Reihe Thäler sorgfältig von Wanderern und Jägern gemieden, als ob sicherer Tod des Waghalses warte, der den verwünschten Distrikt besuchte.

Vor mehreren Jahren führten mich mannichfache Umstände in die Nähe von Kupp van Kaartens Gnomenthal; man erzählte mir die Geschichte, und warnte mich ernstlichst vor den Folgen eines Besuchs dieser verwünschten Stelle, die nun seit bald einem Jahrhundert von keines Menschen Fuß betreten worden war. Knyp's ursprünglicher Traum hatte sicherlich manche schaudererregende Zusätze erhalten, und noch immer sah und hörte man die Feuergluth und das Gebrüll der Stimmen, während manches Stück ihrer Heerden gestohlen wurde für die nächtlichen Orgien der Gnomen. Da ich an solche Dinge wenig glaubte, und die Meinungen dieses von aller Welt abgeschlossenen Völkchens dem Aberglauben zuschrieb, so nahm ich mein Gewehr auf die Schulter, und besuchte die verwünschten Thäler; man gab mich für verloren. Wie Kupp verirrte ich mich, und die Nacht brach herein, aber ich sah keine dämonenartige Gestalten, fand die Thäler reich an malerischen Scenen und angefüllt mit Wild. Hieher hatte sich auch das Vieh der umliegenden Dörfer verlaufen, und war hier mit wilden und halbzahmen Thieren vermengt. Ich hatte eine herrliche Jagd, und am Abend des zweiten Tages kehrte ich heim zum großen Erstaunen der Dorfbewohner. Meine Erzählung ward angehört, bezweifelt, halb geglaubt, und am andern Morgen begleiteten mich mehrere Leute, um das Vieh zurückzuholen. Die einsamen Thäler wurden betreten, oft besucht, und die Sage von Knyp's van Kaarten Gnomenthal begraben mit andern Ueberlieferungen der alten Zeit.

Die russischen Brandstifter.

Häufig hört man von Brandstiftungen sprechen. Sie gelten in der Regel größern oder kleinern Gewerkhäusern, und ihnen gehen stets Brandbriefe vorher, in welchen für die Verschonung der Gebäude beträchtliche Summen, welche an einem bestimmten Orte abzulegen sind, gefordert werden. Erfolgt die Erlegung der geforderten Summe nicht, so wird das Gewerk eingeäschert. Die Brandstifter sind gewöhnlich Arbeiter, welche in denselben ihr Brod finden, und welche in Banden die That vollführen. Selten werden sie entdeckt, denn in der Verstellungskunst und im Lügen sind sie zu sehr eingeübt, als daß sie sich so leicht bloßgeben sollten. Gelingt die Entdeckung, so ist die Knute auf Leben und Tod das Loos der Verbrecher; überstehen sie dieselbe, so folgt ihr lebenslängliche Verbannung in die Bergwerke Sibiriens. Die Strafe wird immer im Gefängnisse vollzogen, und nie wird das Urtheil öffentlich bekannt gemacht.

Es ist merkwürdig, daß die gerichtlichen Urtheile einem so rohen Volke verschwiegen bleiben, und daß die Strafe nicht öffentlich stattfindet. Die Knute kann also keine warnende Strafe seyn, und was die Abführung nach Sibirien betrifft, so weiß man aus Erfahrung, daß das Volk dieselbe als eine glückliche Veränderung der Lage der Verbrecher ansieht, dieselben bemitleidet und beschenkt, und daß diese ihre Abführung als eine Lustreise betrachten.

Fünfte Zusammenkunft des britischen Vereins zu Beförderung der Wissenschaften in Dublin.

(Fortsetzung.)

Bis alles dieß durch den Druck bekannt gemacht wird, wollen wir zwei allgemein interessante Gegenstände herausheben.

Der erste derselben beruht in der vom Dr. Maunsell gemachten Mittheilung über das Findelhaus in Dublin und die allgemeine Wirkung der Institute für verlassene Kinder. Da der Hauptvorwurf, welchen diese Anstalten erfahren, der einer unverhältnißmäßigen Sterblichkeit ist, so hatte auch Dr. Maunsell hierauf zuvörderst seine Aufmerksamkeit gerichtet. Er wies demgemäß nach, daß während der 54 Jahre von 1798 bis 1851 in dem betreffenden Findelhause 51,523 Kinder angenommen und davon 700 unverzüglich ihren Eltern zurückgegeben worden, 12,155 aber sofort bei ihrem Eingange in den Ammensaal gestorben sind. Wenn es daher keinen Zweifel leidet, daß das Sterben dieser Kinder eine reine Folge ihrer Aussetzung war, so muß natürlich bei Berechnung der Sterblichkeit in jenem Hause diese Zahl in Abrechnung kommen, und es handelt sich nur noch um 38,670. Von diesen weiß man mit Bestimmtheit, daß 16,876 vor erreichtem neunten Jahre gestorben, und 8278 zwischen dem ersten und vierzehnten Lebensjahre völlig verloren gegangen sind. Dieß zu begreifen, muß man wissen, daß diejenigen Kinder, deren Gesundheit es erlaubt, möglichst bald aus dem Hause entfernt und an Ammen aufs Land gegeben werden. Obgleich es nun aber Thatsache

Digitized by Google

ist, daß diese oft zu ihren Pfleglingen eine so starke Zuneigung fassen, daß wenn die Zeit der Zurücklieferung kommt, sie solche verweigern, so ist dieß doch natürlich kein Grund, der auf eine so bedeutende Zahl wie die von 8000 Anwendung finden kann, und es dürfte daher wahrscheinlich seyn, daß in den meisten Fällen der beim Ableben des Kindes schuldige Lohnrückstand zu unbedeutend war, um die Amme für eine Reise nach Dublin zu entschädigen. Indessen belegte doch Dr. Maunsell die Behauptung, daß 1050 aus Neigung zurückbehalten worden wären, durch mehrfache, sehr einleuchtende Gründe. Ohne diese wieder in Zurechnung zu bringen, würde die Zahl derer, die das neunte Jahr erlebt haben, sich auf 13,446 herausstellen. Nach den Northamptonschen Lebenstafeln sollte sie allerdings 18,556 seyn; es ist jedoch bekannt, daß diese einen viel zu günstigen Lebensanschlag liefern. Näher kommt sie der von Simpson nach den Londoner Sterbelisten gefertigten Tabelle, nach welcher die Zahl der Ueberlebenden 14,552 seyn müßte. Die jedenfalls bedeutende Sterblichkeit veranlaßte die Direktoren, im Jahre 1822 die Zulassung der Findlinge mehrern Beschränkungen zu unterwerfen, und der Erfolg war auffallend wohlthätig. Von 2539 Aufgenommenen wurden 14 von den Eltern reklamirt, 151 wurden von den Ammen aus gefaßter Zuneigung behalten und 1050 starben. Es folgt hieraus, daß die Zahl derer, die das neunte Jahr erreichten, sich auf 1295 belief, während sie selbst nach der Northamptonschen Tabelle nur 1145 betragen konnte. Sollte dieses günstige Verhältniß fortdauern, so würde das Dubliner Findelhaus den derartigen Anstalten im Allgemeinen gemachten Vorwurf ferner nicht verdienen. Im Ganzen empfahl Dr. Maunsell auf das Dringendste, die Kinder nicht im Hause, sondern auf dem Lande zu erziehen. Er erzählte nicht bloß mehrere merkwürdige Beispiele von Anhänglichkeit, welche die Pfleglinge gegen ihre Ammen bewiesen, und auf der andern Seite von der Liebe, mit welcher die Bauern, deren Pflege sie übergeben worden waren, sie gleich ihren eigenen Kindern behandelt und oft zu ihrem Glück an Kindes Statt angenommen haben, sondern er zeigte auch, daß da, wo die entgegengesetzte Maxime unter der unmittelbaren Aufsicht der Kirchspielvorsteher befolgt werde, die Zahl der Sterbefälle ungeheuer sey — an einem Orte zwei Drittheile vor dem vierten Lebensjahre, — die Aussetzungen sich vermehrt hätten und die Kinder bei größerem Kostenaufwande um Vieles schlechter versorgt und erzogen würden. Da die über das Geschlecht der ausgesetzten Kinder vorgelegte Tabelle der gewöhnlichen Theorie von mehr männlichen als weiblichen Geburten widersprach, so begegnete Dr. Maunsell jedem etwa daraus zu ziehenden Schlusse durch die sehr wahre Bemerkung, daß in Irland unter den niedern Ständen Knaben für eine Erwerbs-, Mädchen hingegen für eine Ausgabequelle gelten, und deßhalb jene bei weitem weniger ausgesetzt werden als diese.

Der zweite hier zu berührende Gegenstand betrifft das durch ganz England sehr im Argen liegende Schulwesen, mit besonderer Rücksicht auf die große Fabrikstadt Manchester. Der Berichterstatter, Herr Lorington von dort, erwähnte im Eingange seiner Mittheilung, daß in der Sitzung des dasigen statistischen Vereins vom 25 April 1854 ein Ausschuß ernannt worden sey, den Zustand der Tags-, Sonntags-, Mildthätigkeits- und kleinen Kinderschulen zu untersuchen.

Der gegenwärtig in Manchester die verschiedenen Schulen besuchenden Individuen sind 43,504. Davon gehen 10,108 in die Tags- und Abendschulen, 10,011 in die Tags- und Sonntagsschulen, und 23,185 bloß in die Sonntagsschulen. Wenn man nun in runden Summen annimmt, daß die Bevölkerung von Manchester sich auf 200,000 Seelen beläuft, hievon ein Viertel, also 50,000 in dem Alter zwischen fünf und fünfzehn Jahren stehen, und unter den die Schulen besuchenden 43,000 Individuen sich ungefähr — eher mehr als weniger — 10,000 befinden, die unter fünf und über fünfzehn Jahre alt sind, so ergibt sich das traurige Resultat, daß nur gegen zwei Drittel der eigentlich schulfähigen Jugend Unterricht genießen und ein Drittel in völliger Rohheit aufwächst. Und wie sind jene Schulen beschaffen? Die meisten werden in schmutzigen, ungesunden Räumen, in dumpfen Kellern oder halb verfallenen Dachstuben gehalten. Einer derselben steht ein blinder Mann vor, der seine Scholaren die Lektionen überhört und sie ihnen mit unglaublicher Einfachheit erklärt. Schade nur, daß seine Lehrvorträge mannichfacher Unterbrechung ausgesetzt sind, denn seine Frau hält eine Mangel und die muß er drehen! — Um die gewöhnlichen Tagsschulen ist es fast noch schlechter bestellt. Die meisten dieser Lehrer und Lehrerinnen zeigten sich von der Trefflichkeit ihrer Lehrmethoden und dem Vorzuge, den sie vor denen anderer Schulen verdienten, so übervoll durchdrungen, daß sie von den an andern Orten im Erziehungsfache erprobten Verbesserungen schlechterdings nichts hören wollten. „Neuerungen!" pflegten sie auszurufen; „die alte Straße ist die beste!" Ein Lehrer bemerkte sehr bescheiden, daß sein Lehrverfahren alle zeither im Erziehungswesen wahrgenommenen Mängel rund und vollständig beseitige. „Es besteht ganz einfach darin," sagte er, „die Disposition der Kinder zu erforschen und sie dann dahin zu leiten, worauf diese Disposition gerichtet ist." Zu Erläuterung seines Systems führte er das Beispiel eines ungefähr zehnjährigen Knaben an, der sich aufs hebräische „erpicht" habe, und deßhalb eben im Begriff sey, es zu lernen; — wobei der gute Mann sehr aufrichtig gestand, daß da er selbst kein hebräisch verstehe, er es lerne, indem er es seinen Schüler lehre. Als man ihn aber fragte, ob er nicht bisweilen Einige träfe, die sich auf gar nichts „erpicht" hätten, gab er das zwar zu, bemerkte jedoch sogleich, daß dieß die einzige schwache Stelle seines Systems sey, indem er fast befürchte, daß er aus solchen Kindern gar nichts machen könne. Ein Anderer, der von der ganz besondern Trefflichkeit seines Instituts ganz besonders überzeugt war, hörte kaum, was die Kommission zu wissen wünsche, als er die verschiedenen Wissenschaften herzuzählen anfing, mit denen er ganz besonders vertraut sey, darunter Hydraulik, Hydrostatik, Geographie, Geologie, Etymologie und Entomologie. Man bemerkte ihm, daß es dienlicher seyn dürfe, die dießfallsige Fragliste nach der Reihe durchzugehen, und demgemäß antwortete er auf die Fragen: Lehren Sie Schreiben und Lesen? — Ja. — Arithmetik? — Allerdings. — Grammatik und Syntax? — Unbezweifelt. — Französisch? — Ganz besonders. — Lateinisch? — Auf alle Fälle. — Griechisch? — Ja wohl, ja wohl! — Geographie? — Wie anders! und so fort, jede Frage bejahend. „Wahrhaftig multum in parvo," sagte eins der Ausschußmitglieder. „Ganz recht," fiel der eifrige Schulmeister ein, „das lehre ich auch. Haben Sie die Güte, das mit anzumerken." — In einem dritten dieser Seminarien allseitiger Gelehrsamkeit machten die ungefähr 150 anwesenden Kinder einen solchen Heidenlärm, daß es dem Lehrer durchaus unmöglich war, die ihm von der Kommission vorgelegten Fragen zu verstehen. Nachdem er daher mehrere Male, jedoch immer vergebens, versucht hatte, Schweigen zu bewirken, bestieg er als letzten Versuch den Katheder, schlug mit dem Lineal furchtbar aufs Brett und rief mit donnernder Stimme: „Nun will ich euch was sagen, Jungen; der erste, der wieder Lärm macht, den will ich vorrufen und kurz und klein in Kochstückchen zerhauen;" — wahrscheinlich aber den Schrecken gewahrend, der bei dieser mörderischen Drohung sich auf den Gesichtern der Kommissäre malte, setzte er gemäßigter hinzu: „Ja, ja, darauf könnt ihr euch verlassen, das will ich beinahe." Das Drohwort war eben so erfolglos, wie die frühern Anreden. Während einer oder zwei Minuten ein todtenähnliches Schweigen, dann ein leises Flüstern, und bald das Plaudern und Scharren und der allgemeine Lärm, wo möglich noch ärger als zuvor. Also gab der Magister seinen Vorsatz auf, stieg vom Katheder und sagte: „Da sehen Sie das Viehzeug, es ist nichts mit ihnen anzufangen." — Der Wahrheit die Ehre zu gönnen, darf inzwischen nicht unerwähnt bleiben, daß der Ausschuß doch auch zwei Schulen antraf, deren Lehrer wirklich Männer von Fähigkeiten, und obgleich dem Trunke in hohem Grade ergeben, doch in der ganzen Nachbarschaft dergestalt geachtet waren, daß wenn sie eine oder zwei Wochen jener Lieblingsneigung geschenkt, sie nur an ihren Posten zurückzukehren brauchten, um ihre Schulstunden unverzüglich gefüllt zu sehen. In der Zwischenzeit besuchten die Kinder entweder andere Schulen, oder spielten auf der Gasse, oder wurden von ihren Eltern im Hauswesen gebraucht. Als der Ausschuß eines Tages im Begriff war, bei einem dieser Pfleger und Beschützer der Kindheit einzutreten, schoß er an der Spitze seiner Scholaren pfeilschnell aus dem Hause, um nicht weit davon einem Boxen beizuwohnen. Die Ausschußpersonen bemühten sich, ihn zurückzuhalten, aber Alles, was sie von ihm erlangten, war ein athemloser Zuruf, doch zu kommen und den Spaß mit anzusehen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 271. 28 September 1835.

Dudens Meinung über Aemterjagd und Parteien in Nordamerika.

(Aus: Europa und Deutschland. Bonn bei Eduard Weber.)

Die amerikanischen Zeitungen sind jetzt voll von Klagen, daß die politische Zwietracht fast allein von der Aemterjagd unterhalten werde. Darum habe auch Jackson so viele Anhänger. Man hoffte von seiner Neigung zum Executiven energische Maßregeln, worunter ein Amtssüchtiger, der einmal mit sich einig geworden, daß nur ihm das Amt gebühre, eine rücksichtslose Absetzung der alten Beamten verstehe. Indeß glaube man weder, daß dieser Charakter der Zwietracht neu sey, noch daß er kürzlich stärker geworden. So lange die Republik besteht, war die Aemterjagd in Nordamerika so groß wie in Europa; weil die Herrschsucht, die Eitelkeit, sammt dem schwärmerischen Reformationsgeiste in dem einen Welttheile so groß sind als in dem andern. Sogar die Begierde nach den Einkünften der Aemter war dieselbe, weil gerade die Männer der Kultur, Beamten, Lehrer und Priester sich am wenigsten darauf verstehen, die Bedürfnisse des Lebens unmittelbar von der Natur zu erwerben. In Europa gereicht ihnen immerhin zur Entschuldigung, daß dort ein solcher Erwerb überaus schwer fällt; weßhalb es allerdings milder beurtheilt werden muß, wenn man das, was seinem Zwecke nach für das Wohl des Ganzen bestimmt ist, bloß aus Privatrücksichten sucht. Nur den Vorzug hat Nordamerika, daß die Zahl derer, welche ihren Unterhalt von dem Staate und Aemtern fordern, sich nicht so schreckbar vermehrt als in Europa. Uebrigens bleiben die Kinder der nordamerikanischen Beamten eben so gern in dem Zuge ihrer Eltern als die europäischen; woraus die Lehre zu nehmen ist, daß insofern man von der höhern Kultur eine Linderung des Uebels erwarten darf, es bisher in Nordamerika nicht viel günstiger aussah als in Europa. Ich bekenne es frei heraus, daß gerade in Nordamerika, wo das Getriebe jener Menschenklasse, die Pöbel heißt, fehlt, die Gebrechen der höhern Klassen um so widriger vortreten. Die höheren Klassen sind in Nordamerika ganz so wie in Europa, sogar bis auf die lächerliche Prahlerei mit der gestiegenen Kultur.

Nach dieser Bemerkung wird man Dudens doch etwas gar zu prosaische Ansicht von den Parteien der Föderalisten und Antiföderalisten besser verstehen.

In den Vereinigten Staaten wird die politische Spaltung zuerst durch die Vertheilung der politischen Macht unterhalten, und die andern Spaltungsursachen lehnen sich an selbige an, wie sehr sie auch die Spannung von Zeit zu Zeit verstärken. Obgleich es viele Bürger gibt, die kaum davon berührt werden, so erstreckt sie sich doch so über das Ganze, daß es aus zwei großen Parteien zu bestehen scheint. Bis zur Unabhängigkeit zerfiel die gesammte Bevölkerung (außer wenigen Neutralen) in Royalisten und Republikaner, und die politische Macht (d. h. die bedeutenden Staatsämter) war im Besitze der erstern. Mit der Befreiung von Britannien kam sie natürlich an die Republikaner. Allein da nicht alle Republikaner durch Aemter zufrieden gestellt wurden, so erzeugte sie nunmehr eine Spaltung unter diesen, indeß die Royalisten als solche verschwanden, sich entweder still verhielten oder sich einstweilen einer der neuen Parteien anschlossen. Jedoch blieb bis zum Jahre 1787 die neue Spaltung so gelinde, daß nicht einmal Namen dafür entstanden. Erst der Streit wegen der Aenderung der Verfassung schuf sie.

Es ist begreiflich, daß es unter Denen, die durch die Revolution in den Besitz der politischen Macht gelangt waren, Viele geben mußte, welche aus Besorgniß ihre Macht zu verlieren fernere Neuerungen haßten. An diese schlossen sich Alle an, welche Alter und Reichthum gegen Neuerungen stimmte; so wie drittens die, welche in der Schwäche der Bundesgewalt und in der Stärke der Gewalt der einzelnen Staaten eine Schutzwehr gegen die Gefahr, wieder unter eine Monarchie zu gerathen, erblickten. Das waren Hauptrücksichten. Es gab ohne Zweifel auch Nebenrücksichten. Aber alle Rücksichten hatten das gemein, daß man nur die guten nannte und die schlechten verschwieg.

Ungeachtet die Geschichte der Vorzeit die Namen „Aristokraten und Demokraten" anbot, scheute man sich dennoch, durch deren Gebrauch die wahre Natur der Spaltung einzugestehen. Begreiflich behauptete jede Partei von sich, daß sie die ächte Freiheit vertheidige, die Gegner aber an deren Untergange arbeiteten. Deßhalb konnte auch der Name Republikaner keiner Partei ausschließlich zufallen. Und obschon die Konsolidanten den Vorwurf, daß es auf eine Monarchie abgesehen sey, den Kämpfern für die alte lockere Föderalverfassung nicht zurückgeben durften, so hielten ihn die letzteren doch selbst für zu schwach begründet, als daß ein Parteiname dafür hätte aufkommen können. Die alte Verfassung

Digitized by Google

war, sichtbarlich genug, einer Föderalverfassung näher als das neue Projekt, und darum entstanden die Namen Föderalisten und Antiföderalisten wie von selbst.

Daß die Partei, welche später die neue Verfassung (z. B. im Jahre 1793 und 1794 gegen die Aufwiegelungen des französischen Gesandten Genet) vertheidigte, die föderalistische hieß, ist unbestritten; auch daß die damaligen Gegner der Verfassung (so wie die heutigen) unter dem Namen „Demokraten" begriffen wurden. Allein gerade die Erscheinung, daß die Föderalisten die neue Verfassung später vertheidigten, ist es, der den Zweifel erzeugt hat, ob je die Gegner der neuen Verfassung so hätten heißen können; und dieser Zweifel läßt sich auf keine andere Weise lösen, als durch Beachtung des Rollenwechsels, der mit Einführung der neuen Verfassung unter den politischen Parteien vorging. Nämlich die Gegner der neuen Verfassung vor deren Einführung waren ganz andere Personen als die späteren Gegner. Man erwäge Folgendes. Mit der neuen Verfassung entstanden auch viele neue Aemter, wogegen einige alte verschwanden oder ihre Bedeutung verloren. Die neuen Aemter fielen meistens Männern der siegenden Partei zu (den Konsolidanten oder Antiföderalisten,; und nun gehörten diese zu den Zufriedenen, und trennten sich von der großen Zahl derjenigen Neuerer, die bei dem Wechsel persönlich nichts gewonnen hatten. Ihr Streben war hinführo ein aristokratisches, und es konnte nicht ausbleiben, daß von ihren bisherigen Gegnern alle die, welche in der politischen Niederlage nicht jeden Grund zur Zufriedenheit verloren, d. h. die Reichen und manche Beamten, durch die Gleichheit der Interessen bald mit ihnen zur Verhütung fernerer Neuerungen vereinigt wurden. Offenbar theilten sich demnach die beiden alten Parteien in zwei Theile, und jeder dieser Theile von einer Partei vereinigte sich mit einem von der andern. Nämlich diejenigen Vertheidiger der ursprünglichen Föderalverfassung, welche zu viel verloren hatten, um sich mit dem Neuen aussöhnen zu können, blieben dessen Gegner. Mit ihnen verbanden sich alle Beförderer der gelungenen Neuerung, die sich in ihren Erwartungen davon getäuscht sahen, zur jetzigen Demokratenpartei. Und so erklärt sich von selbst, warum diese Demokratenpartei so gut Anspruch auf den Namen „Föderalisten" hat, als die jetzigen Aristokraten. Durfte doch der Theil der ursprünglichen Föderalisten (alten Aristokraten), welcher mit den neuen Demokraten zusammenfloß, mit dem vollsten Rechte seinen Namen fortführen, weil der Grund seiner Anschließung an die Masse der Unzufriedenen eben seine Anhänglichkeit an das Aufgehobene war. Und der Theil der ursprünglichen Föderalisten, welcher sich allmählich den neuen Aristokraten anschloß, brauchte ihn darum nicht abzulegen, weil es unter den neuen Demokraten Glieder gab, die in ihrem Hasse gegen alle Lokalbeamten die Verfassung noch mehr zu konsolidiren strebten, als die Konstitution des Jahres 1787 es that. *)

*) Man glaube nämlich nicht, daß jene Klasse, welche lieber einen entfernten Diktator will als einen nahen durch Gesetze gebundenen Beamten (worin sie aus Blindheit gegen die gesetzlichen Schranken nur einen nahen Despoten sieht), in Nordamerika ganz fehle.

Es ist erbaulich zu lesen, wie sich die Schriftsteller über diesen Gegenstand äußern. Besonders vergleiche man, was Rochefoucauld Liancourt darüber sagt. Nachdem er eine dicke Abhandlung über die Parteien geschrieben, spricht er zuletzt von dem sonderbaren Ereignisse, daß sie mit Namen gewechselt hätten, was er sich nicht erklären könne.

Skizzen aus Chili.

(Fortsetzung.)

Der Marktplatz ist klein, hat aber kürzlich eine bedeutende Verbesserung erhalten, indem er gepflastert und ein Cabildo oder Stadthaus an der einen Seite erbaut wurde. In der Frühe ist der Markt stets angefüllt mit Körben voll Hühnern und Koffern aus Häuten, in denen man Früchte und Gemüse zu Markt bringt. Hier können sich Schiffe besser und gewiß wohlfeiler als an der ganzen Küste versorgen. Weiter hin findet sich ein zweiter Markt, der aus Buden gebildet ist, die in einem hohlen Viereck aufgestellt sind, und wo man Fleisch sowohl als Gemüse und Früchte verkauft. Die einheimische Methode des Schlachtens ist von der unsrigen sehr verschieden: statt das Thier nach den einzelnen Gliedern in Stücke zu hauen, werden die großen Muskeln besonders herausgeschnitten, was freilich nur für die chilenische Küche paßt. Auch führt man Fleisch in der Stadt herum, was den Fremden sehr anwidert, weil das Fleisch dürr und schmutzig, und der Fleischer roh und blutig aussieht, denn mit einem großen Messer in der Hand geht er hinter einem Esel drein und ruft in gezogenem Tone: carne de vaca! oder carne carnero (Ochsenfleisch). Es finden sich auch einige englische Fleischer am Platze, welche die hier wohnenden Fremden und die Schiffe versorgen.

In den verschiedenen Jahreszeiten werden eine Menge Früchte und Gemüse auf den Markt gebracht aus den benachbarten Thälern Quillote, Milapilla und Casablanca; indeß haben wegen des eigenthümlichen Bodens weder Früchte noch Gemüse einen so vorzüglichen Geschmack wie in Europa: die besten noch sind Trauben und Feigen, von welcher letztern man zwei Ernten hat, die brevas (Frühfeigen) und die gewöhnlichen higos. Die Fruchtbäume werden nie gepfropft, und wahrscheinlich würden, wenn man mehr Sorge darauf verwendete, die Früchte an Geschmack und Größe gewinnen.

Außer diesen Landerzeugnissen liefern die Bai und die umliegenden Küsten eine Menge schöner Fische. Viele Molluskenarten, die man von den Felsen abnimmt, werden auf dem Markte verkauft, und von den niedern Klassen gegessen. Unter denselben sind mehrere Arten Chiton, prendedores, genannt, weil sie sich sehr stark aufrollen, wenn man sie vom Felsen ablöst.

Da die meisten Geschäfte innerhalb eines sehr kleinen Raumes vorgenommen werden, so bietet die Straße Morgens eine sehr lebendige Scene dar. Früher konnte man sie kaum passiren, weil eine große Anzahl Ochsenkarren, auf denen man die Produkte Santiagos und des umliegenden Landes zu Markte brachte, hier zusammengefahren wurden. Ein Dekret befahl endlich, die schweren Karren durch leichte zu ersetzen, die Sache ist

Digitized by Google

aber dadurch nicht beſſer geworden, denn die jetzt gebrauchten ſind faſt ſo groß als die alten „carretas.“ Außerdem ziehen noch Schaaren von beladenen Eſeln und Mauleſeln hin und her, und da die Hälfte der geſchäftigen Welt von Valparaiſo ſtets zu Pferde iſt, ſo muß man auf der Straße ſtets wohl auf ſeiner Hut ſeyn.

Dem Landungsplatze und dem Damme gegenüber iſt das kürzlich erbaute Zollhaus, das für den beabſichtigten Zweck ſehr geeignet iſt; links ſind die capitania oder das Bureau des Hafenkapitäns, und der resguardo oder das Zollbureau. Hier ſchiendern ſtets eine Menge Schiffer umher, welche bei der geringſten Ausſicht auf eine Belohnung ihre Dienſte anbieten. Es ſind kräftige, athletiſche Leute, mit braunen, leicht ins olivenfaebige ſpielenden gutmüthigen Geſichteen: ſie haben von feemden Matroſen hineeichend engliſch geiernt, um ſich veeſtändlich zu machen, und plagen nun alle voeübergehenden Fremden mit iheen Dienſtaneebietungen. Wenn ein Fremder landet, begrüßen ſie ihn zuerſt mit gutmüthig lächeinden Geſichtern, und bieten ihm den Arm, um ihn ans Ufer zu heiſen, ohne jedoch für dieſe natürliche Höflichkeit eine Belohnung zu erwarten.

Nächſt dem geſchäftigen Anblick der Straße und des Landungsplatzes ziehen nun die einzelnen Figueen die Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Aguadores mit ihren Eſein, die alle Häuſee der Stadt mit Waſſer aus den Quellen in den Quebradas veeſehen, fallen einem neuen Ankömmling zuerſt auf. Der Eſel trägt zwei kleine Fäßchen oder Kufen, die in einem hölzernen Geſtelle auf beiden Seiten herabhängen; der Aguador ſitzt en groupe und ſchwingt ſeine nackten Füße einen nach dem andern hin und her, als wolle er das Thier ſpornen. Ee teägt einen groben kegelföemigen Hut, ſtaek über das Geſicht heeeingezogen, ein Hemd, das über die Ellenbogen hinaufgeſtülpt iſt, einen ledernen Schurz gleich dem eines Schmieds und weite Hoſen, die gerade bis unters Knie reichen. Er führt einen ſechs Fuß langen, mit einem eiſernen Haken verſehenen Stab, der quee vor ihm über liegt; eine kleine Glocke am Sattel kündigt ſeine Annäherung an. Dieſe Leute, offenbar die glücklichſten und gleichmüthigſten in der Welt, zeigen für Alles, was ſie umgibt, eine auffallende Gleichgültigkeit; ſie haben von dem Thier, das ſie treiben, Geduld eeleent, und ſo haben ſie nie Eile und nichts bringt ſie aus dem gewohnten Schritt heraus. Wenn der Waſſerführer anhält und eine der Kufen heradhebt, ſo ſtützt er die andere mit dem Stabe, den er zu dem Ende ſtets bei ſich har. Die Ladung Waſſer koſtet einen Real (19½ kr.).

Die Mauithierteeiber teagen gleichfalls koniſch geformte Strohhüte, Ponchos, Hoſen, die bis unters Knie reichen, Botas *) und Sandalen aus rohen Häuten mit großen Sporen, deren Räder oft drei bis viee Zoll im Durchmeſſer haben. Dee Poncho iſt ein längliches Stück Tuch, 6 bis 10 Fuß lang, und drei bis fünf Fuß breit, am Rande mit Franzen beſetzt, einen Schlitz in der Mitte, duech den der Kopf geſteckt wied, ſo daß die Enden in nachläſſiger Deaperie hinten und vorn beeabfallen, und den obern Theil des Körpers verdecken. Wird der Poncho zu warm oder ſonſt unbequem, ſo wird er um die Lenden zuſammengebreht, und es zeigt ſich dann, daß der Köeper und die Schultern mit einem groben, dunkel gefäebten wollenen Hemd mit kurzen Aermeln bedeckt ſind. Der Poncho iſt mannichfach gefärbt, manchmal einfach, manchmal mit Streifen von Blumen oder andeen Schnöekein verziert. Er iſt die allgemeine Kleidung aller Klaſſen zu Pferde, und ſein Peeis wechſelt, je nach dem Materiai, aus dem er gefertigt iſt, von vier bis zu hundert Piaſtern. Die Beine ſind durch ein Paar wollene, dunkel gefäebte oder geſtreifte Strümpfe geſchützt, die vom Knöchei bis zur Mitte des Schenkels heraufgehen, und unterhalb dem Knie duech ein mit Teoddein beſetztes Band gebunden ſind, was der ganzen Figur ein höchſt eigenthümliches Anſehen gibt. Auch dieſe Botas ſind, wie der Poncho, die allgemeine Reitkleidung.

Dieß iſt im Allgemeinen dee Anzug der Arrieros und Peones (Mauithiertreiber und Taglöhner), deſſen Feinheit jedoch nach der Börſe des Beſitzees wechſelt. Nur die Sporen der aemſten Klaſſe ſind von Eiſen, jedermann ſetzt aber ſeinen Ehegeiz daeauf, nebſt einem ſchönen Pferde ein Paar mächtige Silberſporen zu bekommen. Die Mauithieee ſind auf beiden Seiten mit dicken Lagen ungeſchoreener Schaffelle bedeckt, auf denen die Laſt duech Riemen befeſtigt wied. Um das Thier dahin zu bringen, daß es beladen und unbeladen ruhig ſtehen bleibe, wirft ihm der Arrieeo den Poncho über die Augen. Es iſt ſehenswerth, wenn beladene Mauithiere von dem Lande herein kommen: ſie ſind alle an einander gebunden, indem ein aus Ochſenhaut gedrehter Steick vom Schweif des einen Mauithiers zum Hals des zweiten geht, ſo daß dieß immee ein Abſtand von etwa 10 Fuß zwiſchen ihnen bleibt.

Die Kleidung der Männer, wenn ſie in Geſchäften ſind, beſteht gewöhnlich in einer weißen oder blauen Jacke, je nach der Jahreszeit und einem zu Manilla oder Guapaquil verfertigten Filz oder Strohhut von gewöhnlicher Foem. Reiche junge Leute kleiden ſich nach feanzöſiſchen und engliſchen Moden. Die Damen teagen beim Abendſpaziergang webee Hüte, noch Hauben, ſondern ſie ſchmücken ihre Haare, die ſie voetrefflich anzuoednen wiſſen, mit einigen natürlichen Blumen. Gegen die Steahlen der Sonne ſchützt ſie der Sonnenſchiem, wenn ſie je einen bedürfen, denn ſelten gehen ſie aus, als bis die Sonne völlig ihre Gewalt verloeen hat. Jeden Moegen bei Sonnenaufgang gehen ſie in die Meſſe, und zwar, nach ſpaniſcher Sitte, ſchwaez und in der Mantilla.

Ich habe mich bemüht, eine Skizze des Gedeänges zu geben, wie es ſich duech eine enge Steaße in veeſchiedener Richtung umhertreibt. Der Aguador kommt daher mit Eſel und Karren, die Kaufiente ſpeechen von der Qualität und dem Peeis der Waaren, ihee Kommis eilen von und nach dem Zollhaus; der Guaſo oder Landmann mit Hut, Poncho, Botas und Sporen, ſitzt auf ſeinem bequemen Sattel, und hat die Zehen in die Höhlung zweier mächtigen Holzblöcke geſteckt, die als Steigbügel dienen; Damen in ihrer ſchwarzen Kleidung mit dem Sonnenſchirm und gefolgt von kleinen indianiſchen Bedienten aus Reauco; der Duiceeo, oder Konfektveekäufer, welcher „dulces, morcachitas“ ruft; oder Landkrämer mit Ladungen von Bändeen und andern Kleinigkeiten

*) Eine beſondere Art Strümpfe.

Digitized by Google

welche die Wohlfeilheit ihrer Waaren mit stentorischer Stimme anpreißen; endlich Matrosen auf Pferden, wahren Abkömmlingen des berühmten Rocinante, die trotz aller Hemmnisse vorwärts drängen: denkt man sich dieß alles zusammen, so hat man eine Idee von Valparaiso an einem Werktag Morgens in der Nähe des Landungsplatzes.

(Fortsetzung folgt.)

Fünfte Zusammenkunft des britischen Vereins zu Beförderung der Wissenschaften in Dublin.

(Schluß.)

Das liebe Geld spielt überall eine zu mächtige und vornehme Rolle, als daß ich den Finanzzustand des britischen Vereins ganz mit Schweigen übergehen dürfte. Ich bemerke daher aus dem vom Kassier erstatteten Berichte, daß das Vermögen am Schlusse des letzten Monats Julius bestand in: 509 Pfund, baar; 2361 Pfund zinsbare Staatspapiere, und ungefähr 560 Pfund als Werth unverkaufter Schriften. Die Einnahme in Dublin war gewesen: 1750 Pfund Subscriptionsbeträge, und 94 Pfund für verkaufte Schriften. Demnach Gesammtvermögen 5274 Pfd. St. Alle vom Verein zu bestreitende Ausgaben sollen kaum die Summe von 1000 Pfund erreichen. Also würde das reine Eigenthum des Vereins sich auf 4274 Pfund belaufen. Nächst dem in der Regel jedem Kassier so erfreulichen Umstande, daß das Vermögen um 854 Pfund gewachsen sey, führte Herr Taylor an, daß die diesjährige Subscription 124 Pfund mehr als die vorjährige betragen habe, dagegen aber auch für das laufende Jahr der Kommission zu Beförderung der Wissenschaften 1700 Pfund angewiesen worden wären, — meines unmaßgeblichen Erachtens das Beste, wozu der Kassenvorrath verwendet werden kann.

Nun zum Schluß noch einige Worte über die Frage: ist wohl der Zweck erreicht worden, der die Mitglieder des Vereins in Dublin versammelte?

Bei allen bisherigen Gelegenheiten haben die Einwohner der Versammlungsstädte den wallfahrtenden Gelehrten Gastfreundschaft erwiesen, und dem Geschäftsgang ist dabei seine glatte Bahn gezogen. Aber in Dublin, wo es gerade einen ungewöhnlichen Reichthum an eingeführten wissenschaftlichen Mittheilungen gab, hat die Masse und laute Freude der Festlichkeiten unstreitig den ruhigen Geschäftsgang gestört. Die Irländer sind gute, freigebige, gastfreundliche Menschen. Sobald daher die erste Kunde über die grüne Insel erscholl, daß die Wissenschaft für eine Woche ihren Thron dort erbauen werde, ging das allgemeine Bestreben darauf, durch einen glänzenden Empfang der geachteten Gäste sie und sich und in beiden das Land zu ehren. Weder Geld, noch Mühe wurde gespart, ihnen eine gastliche Aufnahme zu bereiten, und man muß gestehen, das ist den Dublinern gelungen usque ad delicias votorum. Was nur immer den Aufenthalt angenehm machen konnte, — Alles, was Wohnung, Essen, Trinken und gesellige Vergnügungen betraf, wurde in reichster Fülle geboten, und als die Gäste ihr Gepäck zur Abreise rüsteten, war wohl jeder gut gelaunt und zum Uebermaß zufrieden. Frühstücke, Mittagsmahle, Landpartien, öffentliche Feste, von gelehrten Gesellschaften, und Privatfesten, von den angesehensten Einwohnern gegeben, haben jede Möglichkeit erschöpft, den Dornenpfad wissenschaftlicher Mühen mit den Blumen geselliger Freuden zu überstreuen, und wenn auch Mancher um nichts weiser, so ist doch gewiß Keiner ohne freundliche Erinnerung von Dublin geschieden. Heißt das aber den Zweck des Vereins befördern? — Ganz abgesehen von der Zerstreuung, welche die unabwendbare Folge so vielartiger Beschäftigungen war, — denn selbst die Vergnügungen wurden zum Geschäft, — mußte die ungeheure Zahl von Menschen und Ansprüchen, die sich herbeidrängten und die Versammlungsballen füllten, nothwendig die Verhandlungen stören. Denke man sich einen Saal wie die Rotunde, im Stande, 1500 bis 2000 Personen zu fassen, an einigen der heißesten Abende dieses wahrhaften Kometensommers zum Ersticken gedrängt, — die Damen sich fächernd und dabei kokettirend, — die Herren mit einem Auge bei der Wissenschaft, mit dem andern bei der Schönheit, — Alle in steter Bewegung und jeder im Begriff, vor Hitze, Mattigkeit und Erschöpfung umzusinken, — konnten da die Redner Aufmerksamkeit erwarten? Sie konnten solche füglicher Weise selbst von denen nicht erwarten, die den Zweck ihrer Anwesenheit stets vor Augen hatten. Erst wurde männiglich in den Arbeiten der Sektionen abgemüdet, dann schleppte man sich von einem reichhaltigen Frühstück zum andern, dann trieb man sich in der Stadt von einer Merkwürdigkeit zur andern, dann ging es in die heißen, gedrängten Speisesäle, wo Hunderte um die dampfenden Schüsseln saßen, dann mußte man in den Abendzusammenkünften sich drängen und schuppen und drücken lassen, und gleich als sey das noch nicht genug, einen armen Sterblichen mürbe zu machen, ging es von da zu den Routs und Abends oder vielmehr Nachtmahlzeiten. So — der Körper abgetrieben von den Mühen des vergangenen Tages und der Geist umtüstert von den aufgedrungenen Wohlthaten der voll belasteten Tafeln und der verführerischen Banketts, sollten die pilgernden Weisen am folgenden Morgen für gleiche Strapazen stark und rüstig seyn. Aber schon während der Sektionssitzungen wurden sie nicht in Ruhe gelassen. Hospitirende beider Geschlechter strömten ab und zu, und da die Damen nicht überall alle zugleich seyn konnten, so zogen sie oft in Schaaren da ein, wo gerade die abstrattesten und tiefsinnigsten Gegenstände vorlagen. Möglich, daß diese gesammten Unannehmlichkeiten im ersten Augenblick nicht so ganz und tief empfunden wurden, denn Unterhaltung und Dankbarkeit entwaffneten jede Kritik. Deßhalb aber kann und darf die Wahrheit das Zeugniß nicht versagen, daß die Zusammenkunft des britischen Vereins in Dublin ein zu glänzender — Spaß gewesen ist. Und dann, wird nicht all der Aufwand, das Gepränge und die Pracht der diesjährigen Zusammenkunft die der folgenden Jahre mit kaltem Wasser übergießen? Dürfte nicht Mancher die Kostspieligkeit und die Mühe einer Reise scheuen, die nur Näschereien und Banketiren zum Ziele hat? Für wen aber die glänzenden Belustigungen des geselligen Lebens ihre Reize haben, der kann und wird füglich nicht erwarten, daß die Dubliner Zusammenkunft an Glanz und Pracht je werde übertroffen werden, oder auch nur ihres Gleichen finden könne. Nächstes Jahr z. B. kommt die Reihe an Bristol. Diese Stadt hat neyst Liverpool, Birmingham, Manchester und Newcastle um die Ehre des nächsten Zusammentritts gebeten und man hat ihr den Vorzug gegeben, weil ihr Einladungsschreiben das älteste ist. Aber der Himmel sey den guten Bristolern gnädig. Sie haben gemeint, es werde mit ihren Schildkröten abgethan seyn. Doch in einer Stadt wie Bristol, die nur Handel, und weder eine Universität, noch gelehrte oder wissenschaftliche Vereine hat, da reichen alle Schildkröten der Nachbarschaft nicht aus, die verwöhnten Gaumen der britischen Association zu befriedigen. Alles demnach zusammengenommen, stellt die Besorgniß sich heraus, daß es in Dublin der Lust zu viel gegeben, daß man dort den Verein mit Güte erdrückt und er vor dem ricochet dieses heißen Freudenfeuers sich zu hüten hat. Dublin hingegen, ja, das hat triumphirt.

Vermischte Nachrichten.

Seit einiger Zeit erscheint ein Journal in der Sprache der Sandwichinseln in Honororu, der Hauptstadt derselben. Es ist in klein Quart gedruckt, und nach Art der Pfennigmagazine mit Holzschnitten versehen. Die politischen und merkantilen Artikel scheinen das Blatt nicht zu füllen, der Herausgeber benutzt daher die Gelegenheit sein Blatt zu einer Art von Encyklopädie und sandwichischem Konversationsblatt zu machen, in dem er theils Figuren und Beschreibungen von Thieren und Pflanzen fremder Länder, theils Auszüge aus der Bibel mit Holzschnitten erläutert gibt. Jede Nummer hat acht Quartseiten.

*

Der Preis des Eisens ist in England bedeutend gefallen. Im Jahre 1824 kostete die Tonne Roheisen 11 bis 12 Pfd. St., die Tonne Stabeisen 15 bis 16 Pfd., während in den letzten zwei Jahren die Tonne Roheisen zu 4 bis 5 Pfd., die Tonne Stabeisen sogar zu 4 Pfd. 17½ Sch. verkauft wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 272. 20 September 1835.

Klima von Schweden.

(Nach Carl af Forsell's Statistik.)

Die westliche Küste Schwedens von Strömstad bis Schonen hat ein milderes und unbeständigeres Klima als die ihr gegenüber liegende östliche von Stockholm bis Carlskrona. Eben so hat die ganze lange westliche Küste von Norwegen ein weniger kaltes, aber feuchteres und veränderlicheres Klima, als die ihr gegenüber liegende schwedische Küste von Tornea bis Stockholm. Selbst am Nordkap gefriert das Meer im Winter nicht, was freilich zum Theil seinen Grund in der Salzigkeit des Meers und den unruhigen Wogen haben mag, aber auch in dem Einfluß der Meereswinde, welche meistens Nebel und Feuchtigkeit mitbringen. Wie sehr eine höhere Lage über dem Meere auf die Temperatur wirkt, zeigt sich am besten daraus, daß bei Enontekis, welches $2^1/_2$ Grade südlicher, aber 1467 Fuß höher als das Nordkap liegt, die Mitteltemperatur zwei Grade niedriger als am letztgenannten Orte ist. Uebrigens ist der Winter die Jahreszeit nicht, welche den Schweden beschwerlich ist. Dagegen gehören der finstere, regnigte und schmutzige Herbst und der schneidende Wind, der jetzt mehr als ehemals im Frühling herrscht, zu den Unannehmlichkeiten des Klima's. Ein frischer Winter, eben so wie sonst ein unbeschreiblich schöner Sommer, hat für die Schweden einen großen Reiz. Der Winter bringt im Lande eine eigene Lebhaftigkeit hervor, wovon der Südländer sich schwerlich einen Begriff machen kann. Die Brücken, welche die Natur alsdann über Seen und Ströme legt, bringen entfernte Gegenden des Landes mit andern in Verbindung: überall wimmelt es von Menschen, besonders in den Bergwerksgegenden, für welche ein guter Winter von der größten Wichtigkeit ist. Er härtet und stärkt überdieß den Körper und die Kräfte des Geistes, wovon die frische Farbe des Landmannes, seine Raschheit und Fröhlichkeit einen unwiderleglichen Beweis gibt. Die strengere Kälte mancher Winter ist deßhalb weniger unangenehm, weil sie rein und trocken ist, als die weniger scharfe, aber feuchte in südlichen Ländern; Wohnhäuser und Oefen sind weit besser eingerichtet, so daß, wenn man in die Zimmer tritt, die Beschwerlichkeiten des Winters draußen bleiben, welches in den eben genannten Ländern nicht der Fall ist.

Beim Nordkap oder 71° kann man nur in Gärten Kartoffeln, grünen Kohl und Stachelbeeren ziehen. Beim Alten 70° wird ein wenig Gerste gebaut, auch wachsen dort Heidelbeeren und Multbeeren. Bei Enontekis 68° 30′ werden Gerste und Rüben gesäet; da sind in 50 Jahren 9 lohnende Ernten gewesen, also beinahe jedes dritte Jahr. Roggen hört über den 66sten Grad hinaus auf, die Mühe des Landmanns zu belohnen. Der Hanf hört auf unter eben dieser Breite zu wachsen. Der Hafer wird selten nördlicher als unter dem 64sten Grade reif. Obstgärten hören zwischen dem 64sten und 65sten Grade auf. Flachs schlägt in Angermanland ein, erfriert aber in Westerbotten. Der Kohl bekommt über 64° nicht jedes Jahr Köpfe. Hopfen wächst bis 62°. Waizen hört auf mit Vortheil angebaut zu werden vor dem 62sten Grade. Tabak gedeiht selten nördlich von Geste. Die Eiche hört bei Geste auf wild zu wachsen, aber angepflanzt kommt sie noch bei Sundswall fort. Bei Trondhjem findet man sie indessen auch. Bis 63° wachsen Kirschen, Erlen und Ahorne. Bis 62° wachsen Eschen und Weiden; bis 61° Ulmen und Linden. Buchenwälder wachsen in Schweden über den 57sten Grad hinaus nicht wild, doch trifft man einzelne Buchen auf dieser oder jener Stelle in Westgothland, allein in Norwegen noch zwei Grade nördlicher, in der Grafschaft Laurvig. In Schonen kommen Maulbeer-, ächte Kastanien- und Wallnußbäume, wie vorher angeführt worden ist, noch fort. Die Weintraube reift in Mistbeeten bis 60°.

Die Fichte hört auf zu wachsen 3200 Fuß unterhalb der ewigen Schneegränze. Die Asche und den Schnäpel findet man im Wasser unter dieser Höhe nicht. Die Heidelbeeren kommen nicht gut fort. Höher geht der Bär nicht. Die Sümpfe und Moräste nehmen eine höchst wilde Gestalt an. Die Gerste hat aufgehört zu reifen; aber kleine Höfe, deren Bewohner von Fischen und Viehzucht leben, gibt es bis 2600 Fuß an die Schneegränze. Die Tanne hört 2800 Fuß, und die Birke 2000 Fuß unterhalb des ewigen Schnees auf. Der Salmo alpinus ist der letzte Fisch, welcher in so hoch liegenden Landseen fortkommt. Noch 400 Fuß höher wachsen Büsche, schwärzliches Reis der Zwergbirke (betula nana): die Multbeere reift, aber nicht höher. Der Vielfraß besucht noch diese hohen Gegenden. Darauf hören alle Büsche auf, die Hügel sind mit mehr braunen als grünen Gebirgskräutern bedeckt: die einzige Art Beeren, welche zur Reife kommen, sind die des schwarzen Felsenstrauchs. Höher als 300

Digitized by Google

Fuß diesseits der Schneegränze schlägt der Lappe nicht gerne sein Zelt auf.

Noch in Jemtland ist das Klima allem Anbau so feindlich, daß die Leute genöthigt sind, auf der nördlichen Seite ihrer kleinen Ackerplätze große Reisbündel zusammen zu schleppen, um, wenn der Wind an den Sommerabenden des Augusts bei klarem Himmel nördlich oder nordwestlich geht, sie gegen die Nacht anzünden zu können, und dadurch das Getreide vor dem Froste zu schützen. Das Klima in Jemtland ist eben so strenge wie in Tornea, obgleich Jemtland drei Grade südlicher liegt; allein es liegt 1000 Fuß über dem Meere und nahe am Gebirge, welches mehr als hinreichend ist, eine solche Wirkung hervorzubringen. Als die Gränzkommission 1759 nach dem Medstugu-See kam, konnte man am Johannistage noch mit vollen Fuhren über das Eis fahren. Zwischen den Jahren 1743 und 1746 war es in Jemtland so kalt, daß die kleinen Landseen gar nicht aufthauten. Es geschieht noch heutiges Tages nicht selten, daß die Sommerwärme nicht stark genug ist, das Getreide zur Reife zu treiben, sondern daß man gezwungen ist, es grün in die Scheunen zu bringen, damit es nicht unter dem Schnee degraden werde. Solche Jahre heißen grüne Jahre.

Nach vieljährigen Beobachtungen hat man gefunden, daß die Ernte über das ganze Reich sich gewöhnlich auf die Art verhält, daß von sieben Jahren drei gut, drei mittelmäßig und eins Mißwachs gewesen sind. Uebrigens hat man in Hinsicht auf Klima und Fruchtbarkeit bei uns dasselbe, wie in Frankreich und Deutschland, zu bemerken geglaubt, nämlich, daß die zartern Gartengewächse immer mit größerer Mühe fortkommen, und daß die Grasplätze leicht mit Moos bewachsen werden. Auch in Norwegen hat man dasselbe Phänomen wie auf den Alpen wahrgenommen, nämlich, daß die Gletscher sowohl bei Justedals-braen oder Sneebraen, als auch auf dem Folgefond sich weiter in die Thäler hinein erstreckt haben als früher, und zwar bis 1000 Fuß an die Wasserfläche. Die Intensität der Kälte und Wärme scheint sich vermehrt zu haben, ohne daß dadurch das Klima besser geworden ist. Im Gegentheil hat es sich merklich dadurch verschlechtert, daß der Frühling einen größern Theil des Sommers an sich gerissen hat, als der Herbst vom Winter, und daß die Jahrszeiten im Allgemeinen unbeständiger geworden sind. In wie weit diese Verschlechterung des Klima's in irgend einer Verbindung mit der in den Jahren 1815 bis 1818 geschehenen Losreißung des Polareises, *) mit Erdbeben, oder dem in den letztern Jahren häufiger vorkommenden Nordscheine steht; ob sie periodisch u. s. w., ist uns noch unbekannt.

Skizzen aus Chili.

(Fortsetzung.)

Um vier Uhr Nachmittags sind die Straßen fast verödet: zu dieser Stunde ruhen alle Geschäfte, die Einheimischen machen ihr Nachmittagsschläfchen, die Fremden gehen zum Mittagsmahle. Mit Sonnenuntergang erwacht die Welt und die Straßen werden wieder belebt. Der Kerzenhändler erscheint mit einer Last von schmutzigen Talgkerzen an einer Stange auf der Schulter, und schreit sie aus mit den Worten: „Velas de sebo," zugleich läßt sich der Zinngießer hören mit den Worten: „el hojalatero, vasinicas de hojalata mui baratas!" (Der Zinngießer! sehr wohlfeile Zinngefäße.) Der Schluß des Tages ist allerdings die geeignetste Zeit zu solchem Verkaufe. Damen und Herren kommen um diese Stunde heraus auf den Paseo, bald darauf ist dann „oracion," die Glocken ertönen, und jedermann spricht schweigend und unbedeckten Haupts sein Abendgebet. Nach wenigen Augenblicken ertönt die Glocke zum Zweitenmal, jeder bekreuzt sich, und wünscht seinem Nachbar gute Nacht. Bei dieser Gelegenheit ist es Sitte, daß der Aelteste der Gesellschaft gute Nacht wünscht, und es ist manchmal belustigend, den Streit zu sehen, wer zuerst anfangen soll, „diga Vmd" sagt der eine; „no Señor, diga Vmd" sagt der andere.

Während des Abends sind die Kaufläden beleuchtet, und in den Straßen ziehen Damengesellschaften umher, und besuchen die Läden. Donnerstag Abends bringt die Musik eines Regiments dem Gouverneur um 9 Uhr eine Serenade, und eine Menge Volks theilt den Genuß. Samstag Abends sind die Straßen besonders belebt: die Plaza ist dann stark besetzt mit flachen Körben voll Schuhen, die mit großer Sorgfalt geordnet und durch eine daneben geklebte Talgkerze beleuchtet sind. Es ist eine sehr alte Sitte, daß die chilenischen Damen hier ihre Schuhe kaufen, denn sie sollen jede Woche ein neues Paar brauchen. Sie messen dieselben bloß mit den ausgebreiteten Fingern, und besitzen eine große Geschicklichkeit sich die passenden auszulesen.

Bis spät in der Nacht hört man Leute durch die Straßen rufen: aceitunas! (Oliven) und picantes! (hochgewürzte Stücke Fleisch und Gemüse) Tag und Nacht sitzen Bettler an den Ecken, ziehen die Füße an sich, halten die Hände in flehender Stellung, und rufen in einem kläglichen Nasentone allen Vorübergehenden zu: una limosna por un pobre, por el amor de Dios! Diese Anrufe werden aber selten beachtet; Sonnabends ist es, glaube ich, in ganz Südamerika, wie in Spanien, allgemeine Sitte, daß sich die Bettler in den Straßen drängen, und im Namen ihres Patrons Almosen begehren. Beinahe jede Familie hat eine Anzahl Bettler, denen sie Sonnabends etwas gibt, aber allen andern und auch ihnen selbst an andern Tagen Almosen verweigert.

In Valparaiso sind Besuche am Tage, den Sonntag ausgenommen, nicht gewöhnlich, ist man aber mit einer Familie genauer bekannt, so kann man sie, ohne aufzufallen, zu allen Zeiten besuchen. Bei Sonnenuntergang sind die Damen meist vorbereitet, Besuche zu empfangen. Die Geschichte meines ersten Besuches wird die richtigste Idee von solchen Gesellschaften geben.

Ich folgte einem Freunde in ein Besuchzimmer, das nach chilenischer Sitte mit Sopha, Piano und einer großen Anzahl in zwei Reihen einander gegenüber aufgestellten Stühle versehen war. Eine „Petate" oder dicke Strohmatte bedeckte den Boden, und ein Streif von Teppichen lag unter den Stühlen an der einen Seite des Zimmers. Es herrschte Zwielicht, und die Kerzen

*) Der Kapitän Scoresby hat die Meere besegelt, welche dadurch vom Eise frei wurden, daß das Polareis nach mildern Klimaten trieb, wo es schmolz, und schätzt die Fläche, welche auf solche Weise frei wurde, auf nicht weniger als 4500 g. Quadratmeilen.

Digitized by Google

waren noch nicht angezündet. Drei Damen saßen à la turque, die Füße hinaufgezogen auf dem Sopha, und sprachen mit einander, während eine vierte durch eine Glasthüre, die auf einen Balkon öffnete, hinaussah, auf dem Glas mit den Fingern trommelte, und einen Walzer summte. Der Abend war kühl, und die Damen trugen große Shawls, deren rechte Ecke über die linke Schulter geworfen war, so daß das Kinn in den Falten steckte, ungefähr wie die Dandys den spanischen Mantel tragen. Im Winter ist diese Sitte allgemein, dann wird Nase und Mund so in den Shawl gesteckt, so daß nur die Augen daraus hervorsehen. Da man keine Kamine hat, so wärmt man sich an einen Brazero, d. h. einer kupfernen Pfanne mit glühenden Kohlen, über welche ein Korb gestülpt ist, auf den man die Füße stellt, oder wohl auch sich setzt. Als wir in das hohe und luftige Zimmer traten, schwiegen die Damen, und machten eine sehr förmliche Verbeugung als mein Führer sagte: Como pasan Ustedes, Señoritas? un amigo; bei diesem letztern Worte wies er auf mich, die Dame, die auf dem Fenster getrommelt hatte, verbeugte sich, und nahm einen Stuhl.

„Der Abend ist ziemlich kühl, Don Samuel, — bitten Sie doch Ihren Freund sich zu setzen," sagte die älteste Dame zu meinem Cicerone, und setzte dann einen Augenblick das Gespräch mit den drei jüngern, ihren Töchtern, fort. Unser kalter Empfang verblüffte mich ein wenig, und ich glaubte, wir wären nicht willkommen; alsbald wurden aber lange Talgkerzen mit dicken Dochten hereingebracht, und auf jeden Tisch unter den Spiegeln eine gestellt. Dieß gab mir Veranlassung mich näher umzuschauen. Die drei Schwestern waren zierliche Brünetten mit schönen Augen, das Haar hing ihnen vorn in zwei großen Ringellocken an den Schläfen herunter, während es hinten zierlich über einen sehr großen in Filigran gearbeiteten Schildkrottkamm geschlungen war. Manche dieser Kämme messen oben herüber 18 Zoll bis 2 Fuß. Die Shawls waren von Kantonkrepp, von den Damen selbst mit Florettseide gestickt, die Kleider von französischem bunt gedrucktem Musselin. Die einzige Verzierung im Haar bestand in natürlichen Rosen und Nelken, die mit viel Geschmack aufgesteckt waren. Der Ausdruck der Gesichter war ernst, verständig, doch ziemlich angenehm. Als die Lichter gebracht waren, setzten die Damen die Füße auf den Boden, machten ihre Kleidung zurecht, und Donna Juana, die Mutter, sagte: el Señor, habla castellano? (Spricht der Herr spanisch?) Mein Freund bejahte und sagte zu mir auf englisch: „jetzt überlasse ich es Ihnen selbst, Bekanntschaft zu machen."

„Erst kürzlich angekommen, Señor?" fragte sie mich, und nun folgten mehrere andere Fragen, deren Beantwortung sie zu interessiren schien, und wobei sie den Wunsch ausdrückte, daß es mir in Chile gefallen möge. Que sera la gracia de Usted, Caballero? (d. h. was ist Ihr Taufname?), fragte mich Donna Carmencita, die älteste Tochter. „Franz, Ihnen zu dienen," erwiderte ich. — „Lieben Sie Musik, Don Francisco?" — „Sehr." — „Spielen Sie auch?" — „Ein wenig." — Nun forderte sie ihre jüngste Schwester, Donna Ignacita, auf, „alguna cosita" (etwas weniges) zu spielen. Diese that es, wurde aber bald durch eine Magd — gelegentlich bemerkt, eine Schlumpe — unterbrochen. Diese brachte ein Theebrett, und ihr folgte ein junges araucanisches Mädchen, die einen silbernen Präsentirteller mit Kuchen u. dgl. trug. Dieser Stamm der Araucanen ist von alten Zeiten her als wild und kriegerisch bekannt, nimmt man sie aber frühzeitig weg und unterrichtet sie, so werden es nützliche Dienstboten, die man fast in allen Familien findet, namentlich wo junge Damen sind.

Der Mate, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, Yerba maté, ist das beinahe in ganz Südamerika gebräuchliche Getränk statt des Thee's. Man bringt ihn, in Ochsenhäute gepackt, nach Chile, entweder um das Cap Horn herum oder über die Anden; er sieht aus wie ein grüngelber Staub, welchem zerknickte Blätter und Stängel der Pflanze beigemischt sind. Vor der Revolution mußte er allenthalben den Thee ersetzen, seit dieser Zeit aber ist der letztere, namentlich unter den jüngern Personen, üblich geworden. Die „Yerba" wird mit Zucker und Orangen- und Citronenschalen in ein rundes Gefäß gethan, welches eigentlich Mate genannt wird, und siedendes Wasser darüber gegossen. Diese Mate ist von Silber oder eine kleine mit Silber eingefaßte Kürbisflasche, die von einem Fuß und einer Platte von demselben Metall getragen wird. Ein silberner Deckel, der mit einem Loch für die „Bombilla" versehen, und an der Seite mit einem Kettchen befestigt ist, hält die Hitze und das Aroma zusammen. Die Bombilla ist ein zehn bis vierzehn Zoll langes Röhrchen, das am einen Ende in einer von vielen kleinen Löchern durchbohrten Kugel endet; sie besteht gleichfalls aus Silber oder einem mit einer silbernen Kugel versehenen Binsenrohr.

Aus einem solchen Apparat schlürfen die ältlichen Chileaas ihr Lieblingsgetränke in einem fast noch kochenden Zustand. Donna Juana nahm den Mate, und nach zwei- oder dreimaligem Schlürfen bot sie ihn mir, um zu kosten, ob er angenehm sey; so gerne ich das Rohr, wenn es von den schwellenden Lippen der Tochter gekommen wäre, in den Mund genommen hätte, so fühlte ich doch einigen Widerwillen, aus einem Rohr mit Donna Juana zu saugen; da ich aber wußte, daß ich diesen Widerwillen, ohne Anstoß zu geben, nicht merken lassen durfte, so nahm ich das Gefäß, und da der Trank angenehm schmeckte, ließ ich es nicht mehr fahren, bis es ausgetrunken war.

Wer zum Erstenmal den Mate nimmt, verbrennt sich gewöhnlich die Lippen, das einzige Ungeschick, worüber die Damen lachen, wobei sie sehr zu entschuldigen sind. Man stelle sich einen Herrn vor, der eine heiße silberne Röhre zwischen die Lippen bekommt, bestürzt fährt er zurück, hält dann ein Schnupftuch vor die Augen, und sucht dabei eine lächelnde Miene anzunehmen, alles dieß zusammen hat eine höchst komische Wirkung. Zwei oder drei Mate's genügen meist, um eine ganze Gesellschaft von 8 oder 10 Personen zu versorgen, denn sie gehen von Mund zu Mund, bis Alle genug haben. Ist der Mate ausgetrunken, so wird er wieder mit Zucker und heißem Wasser aus einem silbernen Kessel gefüllt, der gewöhnlich auf einem kleinen Brasero im Zimmer steht. Das Matetrinken oder eigentlich Schlürfen kommt indeß aus der Mode, und ist bereits im Haut-Ton nicht mehr gebräuchlich.

(Schluß folgt.)

Schreiben eines Theilhabers an der Euphratexpedition.

Von der Mündung des Orontes, am 1 Mai 1835.

Wenigstens kann ich Ihnen doch vom Ufer aus schreiben, obschon wir auf unserer Reise nicht so weit vorwärts gekommen sind, als ich es binnen dieser Zeit erwartet hatte. Nach einer Ueberfahrt von 15 Tagen kamen wir von Malta am 7 April hier an, und am 21 war Alles ans Land geschafft. Wir lagern jetzt, unsere Boote, Vorräthe, Maschinen u. s. w. um uns herum, dicht an der Mündung des Flusses.

Digitized by Google

Unsere Landung war eines der seltsamsten Schauspiele, die ich noch je sah. Der Fluß kommt auf einer Strecke von etwa vier Meilen durch das Gebirge, und windet sich durch eine flache niedere Ebene, bis er sich endlich ins Meer ergießt, an welcher Stelle sich eine Sandbank befindet, über der das Wasser gewöhnlich 3 bis 4, zuweilen aber auch nur 2 Fuß hoch steht, und wenn der Wind aus Westen weht, so bildet sich nicht nur an der Bank, sondern auch längs der ganzen Küste eine gewaltige Brandung.

Wir gingen etwas weniger als eine Meile von der Mündung des Flusses vor Anker, und begannen damit, die Mundvorräthe nebst den leichtern Gegenständen durch eine schwere Brandung zu landen, was uns ohne Unfall gelang. Sobald der Wind vom Lande her blies, wurde die Bank ganz ruhig, und wir konnten Alles ans Land bringen. An einem vom Schiff bis zum Ufer gespannten Seile wurde jede Bootsladung hinübergeholt, was, wie Sie leicht denken können, eine schwere Arbeit war, denn die Geschwindigkeit der aus dem Fluß kommenden Strömung beträgt 3 bis 4 Knoten. Wir arbeiteten gewöhnlich von 4 Uhr Früh bis Sonnenuntergang; einige Tage über konnten wir aber der heftigen Brandung wegen gar nichts thun. Der Boote des Landes bedienten wir uns nur am letzten Tage zum Ausladen der Kohlen, sonst wurde Alles mit unsern und den Booten der Columbine und zwei flachen zu Malta gebauten Booten, nebst den Kutters beider Schiffe, verrichtet. Einige der Kessel wiegen drei Tonnen jeder, und viele einzelne Theile der aus einander genommenen Maschine sind 1½ bis 2 Tonnen schwer. Obschon dann und wann ein Boot an der Bank Wasser schöpfte, so ging doch nichts verloren, und Alles kam glücklich ans Land. Jetzt etwas Näheres von der Expedition.

Als wir ankamen, hatte der Obrist die Absicht, eines der Boote gerade nach Bir zu senden, und die übrigen Gegenstände nach unserer Bequemlichkeit landen zu lassen; wir konnten jedoch zu unserem Erstaunen keine Kamele bekommen, und der Gouverneur von Antiochien wollte unsere Landung ganz und gar hintertreiben. Obrist C. hielt es daher für das Beste, Alles ans Land bringen zu lassen, weil man dann wohl gezwungen seyn würde uns Kamele zu geben. Hierauf begab sich der Obrist in der Columbine nach Tripolis, wo er mit Ibrahim Pascha sprach, der ihm sagte, er habe von der Expedition noch gar nichts gehört, und könne sie vor eingelaufenen Befehlen von seinem Vater nicht weiter gehen lassen. Wir liegen also mit der Hoffnung hier, mindestens noch einen Monat warten zu müssen, denn kein Mensch will seine Kamele hergeben, aus Furcht, Ibrahim möchte ihm den Kopf abschlagen lassen. Er will binnen zwei Tagen selbst hieher kommen, und dann werden wir sehen, was geschieht. Wir lagen am Ufer des Flusses, eine Viertelmeile von der Sandbank, haben außer den beiden großen Segeltzelten vierzehn Zelte aufgeschlagen und alle unsere Kanonen rings um uns her aufgepflanzt, so daß das Ganze wie eine kleine feste Stadt aussieht. Der Orontes ist als nicht schiffbar befunden worden, denn der Krümmungen, Strudel, Inseln, Bänke u. s. w. sind so viele und bedeutende, daß nicht einmal ein Floß fortgezogen werden konnte. Ich wurde am folgenden Tage, dem Laufe des Flusses folgend, nach Antiochia geschickt, um sein Bett, seine Krümmungen u. s. w. aufzunehmen. Ich brauchte hiezu anderthalb Tage, und war, als ich nach Antiochia kam, so erschöpft, daß ich kaum weiter konnte. Die Entfernung in gerader Linie beträgt etwa 20 (englische) Meilen, den Krümmungen des Flusses folgend, mag sie sich jedoch wohl auf das Doppelte belaufen. Die Eingebornen waren so höflich als möglich; Alle bildeten sich ein, wir seyen gekommen das Land in Besitz zu nehmen, und wünschten uns den besten Erfolg. Es ist dies das schönste Land, das ich noch sah. Allenthalben längs der Ufer des Flusses findet man, wo die Oertlichkeit es nur immer gestattet, Wäldchen von Maulbeerbäumen. Die Gebirge sind hoch und malerisch und mit üppiger Vegetation bedeckt; die Straßen und Fußpfade werden von Myrthenbäumen und der in voller Blüthe stehenden Syringe beschattet, während die Maulbeergärten dicht mit Weinstöcken besetzt sind. Der Maulbeerbaum wird um der Seidenzucht willen gepflegt, und das Getreide, das man allenthalben sieht, steht herrlich. Das Klima ist, einiger heftigen Regen ungeachtet, die wir zu bestehen hatten, köstlich; im Sommer aber muß die Hitze sehr groß seyn. Unsere Ebene, auf der wir lagern, ist ungefähr acht Meilen lang und fünf breit; im Norden ist sie von einem Theil der Bellanktte, und gegen Süden von einer andern herrlichen Gebirgskette und rothen Sandsteinfelsen begränzt, welche am Meer in einen prachtvollen in einem Pik emporsteigenden Berg auslaufen, der hier zu Lande Gibel Aera, sonst aber Monte Cassio genannt wird; er ist 6000 Fuß hoch.

Antiochia liegt in einer Ebene, welche von einer Fortsetzung der eben erwähnten Gebirgskette gebildet wird, und am Fuß der südlichen Kette, am linken Ufer des Flusses, über den hier eine alte steinerne Brücke führt. Die Stadt ist, gleich den meisten türkischen Städten, schmutzig, und die Straßen eng; die Ansicht des Landes und die umgebende Scenerie aber ist lachend, malerisch und üppig. Die alten Mauern sind von der schönsten Bauart, die ich noch je gesehen; sie dehnen sich auf zwölf Meilen in die Runde aus, ein Viereck bildend, dessen Seiten längs dem Ufer des Flusses, und auf der Vorderseite und längs des Rückens eines ungefähr 2000 Fuß hohen Felsens hinlaufen. Der Theil gegen die westliche Seite ist noch vollkommen erhalten, und besteht aus einer Reihe von massiven viereckigen Thürmen und dicken Mauern, welche von dem Gipfel des Berges bis zu dessen Fuß ohne Unterbrechung fortlaufen. Das Uebrige ist in einem mehr verfallenen Zustande, doch ist jeder Theil eine überraschende und höchst interessante Ruine. Die Ruinen von Seleucia in dem nördlichen Ende unserer Ebene sind ebenfalls höchst merkwürdig. Einer der interessantesten Gegenstände ist ein mehr als eine halbe Meile langer, 120 Fuß tiefer und einige hundert Schritte weit durch einen Berg gegrabener ungefähr 22 Fuß breiter Gang, der nach dem Meere führt. Die Ueberreste des Hafens, jetzt ein Sumpf von fünf Acres, mit einer massiven Mauer umgeben, befinden sich am obern Ende dieses Ganges oder Kanals. Alle Felsen oberhalb sind voll viereckiger in dieselben gehauenen Kammern mit verschiedenen Behältern, in welchen sich, wie man vermuthet, Leichname befanden.

Entdeckung einer neuen Art von Gas.

Der englische Generalkommissär der jonischen Inseln hatte im Anfange des laufenden Jahres an einige Chemiker in London eine Quantität ausgepreßter Olivenkerne geschickt, um einen Versuch zu machen, diese Reste, welche gegenwärtig zu nichts dienen, als etwa in den Ofen geworfen zu werden, zur Bereitung von Brenngas zu benutzen, und sie so zu verwerthen. Die Chemiker Cottam und Hallen haben der jonischen Regierung einen Bericht erstattet, in welchem sie das Resultat ihrer Versuche angeben.

„Wir haben, sagen sie, auf Ihr Verlangen die alten Kerne, welche Sie uns geschickt haben, in einem kleinen Gasapparat provirt, und gefunden, daß sie schnell und mit Leichtigkeit ein vortreffliches Gas geben. Das Produkt betrug 15 bis 16,000 Kubikfuß per Tonne, d. h. 5 bis 6000 Fuß mehr als man von Steinkohlen erhält. Die Leichtigkeit, mit der sich das Gas entwickelt, gibt eine große Ersparung an Brennmaterial in der Heizung der Retorten, so wie an der Größe des Apparats, indem man ihn viermal mit den Kernen füllen kann in derselben Zeit, welche Eine Ladung Steinkohlen erfordert. Das Licht, welches dieses Gas gibt, ist wo nicht heller, doch wenigstens eben so hell als das von Steinkohlengas, und gibt bei einer geringern Konsumtion von 20 Prozent eben so viel Licht als das letztere. Seine spezifische Schwere ist 700. Es scheint daher, daß diese Materie vollkommen tauglich für die Fabrikation ist und wenn man sie in gehöriger Menge erhalten kann, große Vortheile vor Steinkohlen voraus hätte."

Man kann daraus schließen, daß alle Olivenkerne bei einer Ersparnis von 75 Prozent an Fabrikationskosten 25 Prozent mehr Gas geben. Die Quantität von Kernen, welche man jährlich, nachdem das Oel von ihnen ausgepreßt ist, aus den jonischen Inseln ausführen könnte, beläuft sich auf 4000 Tonnen. Die, welche man nach London geschickt hatte, waren so alt und vertrocknet, daß man von ihnen durch einen Druck von 2000 Pfund per Quadratzoll keinen Tropfen Oel erhalten konnte; es ist daher bewiesen, daß sie keineswegs frisch zu seyn brauchen, um zur Fabrikation von Gas zu dienen. Diese Entdeckung ist von großem Interesse für den Süden von Frankreich und für Italien, und auch für Deutschland, wenn sie sich auf die Reste der Oelfabrikation aus andern Früchten anwenden läßt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widnmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 273. 30 September 1835.

Maskat und sein Sultan.

Maskat ist gewiß die schmutzigste Stadt in der Welt, sie bildet einen einzigen Bazar, der von indischen Kaufleuten jeder Kaste *) bewohnt ist; die engen Straßen sind größtentheils mit Matten aus Palmblättern bedeckt, die zwar die Sonne ziemlich gut, aber den Regen sehr schlecht abhalten, so daß nach einem einzigen Regenguß der ganze Bazar mit knietiefem Kothe bedeckt ist, und da weder Sonne noch Wind durchstreichen können, so bleibt der Koth, bis er von den Fußgängern an den Füßen herausgetragen wird, oder bis die Feuchtigkeit durch die bloße Hitze verdampft. Die Häuser sind meist nur ein Stockwerk hoch, und haben ein flaches mit Erde bedecktes Dach, was der Stadt das Ansehen eines im größten Maßstab angelegten Kaninchenbaus gibt. Vor jedem Hause ist ein kleiner an die Straße stoßender Platz, wo die Waaren ausgelegt werden. Der Palast des Sultans und die Häuser seiner Familie und der reichern Kaufleute sind in gutem Style, und wie es scheint sehr bequem gebaut. Die Stadt liegt hart am Ufer, am Fuße eines hohen Berges, der sie völlig einschließt, und nur einen Paß ins Land hinein offen läßt: hier sind um einen stinkenden Pfuhl herum eine Menge elender Hütten der einheimischen Araber errichtet, denen man aus Furcht, daß sie einem anrückenden Feinde zur Deckung dienen könnten, keine festeren Gebäude aufzuführen gestattet.

Daß ein solcher Ort ungesund seyn muß, wird man leicht glauben, und er ist es auch in so hohem Grade, daß man den Aufenthalt daselbst während der heißen Jahreszeit für Europäer für entschieden tödtlich erachtet. Drei Residenten, welche die ostindische Kompagnie ernannte, starben kurz nach ihrer Ankunft; jetzt ist ein Banjane, Namens Suiab, als englischer Konsul dort.

Der Hafen von Maskat ist völlig gegen die Winde geschützt, Nordwinde ausgenommen, welche manchmal die See stürmisch aufregen, und die äußere Bucht zu einem sehr gefährlichen Ankerplatz machen. An diese Bucht stößt gegen Norden die schöne Bai von Mattrah, um welche her das Land offener ist: auch der Ort selbst ist nicht so ungesund. In dieser Bai werden eine Menge Fische gefangen, und das innere Land muß wohl damit versehen seyn, da täglich viele mit Fischen beladene Kamele von den Booten ins Innere gehen. Menschen und Vieh scheinen hauptsächlich von Datteln und Fischen zu leben, und das Fleisch der damit gefütterten Ochsen ist ausnehmend fett und schmackhaft. In der Nachbarschaft von Maskat wird Luzerner Klee gebaut, als grünes Futter für die Pferde, und täglich zu Markte gebracht. Die meisten Südfrüchte finden sich hier, unter andern eine kleine Traubenart ohne Steine, Kißmiß genannt, die vortrefflich schmeckt, wenn man sie sich reinlich verschaffen kann, gewöhnlich aber ist nichts widerlicher, als getrocknete Datteln und Kißmisses, denn die Araber sind gewiß unter dem ganzen Menschengeschlecht die schmutzigste Race. Muhammed hat nicht ohne Grund zahlreiche tägliche Waschungen als religiöse Vorschrift eingeschärft, deren Erfüllung zur Seligwerdung so nothwendig sey, als das Gebet: aber diese Lehre ist wie die übrigen eine bloße Formsache geworden, und thut ihrer gewöhnlichen Unsauberkeit keinen Eintrag. Doch muß man zur Steuer der Gerechtigkeit sagen, daß bei ihrem Kochen, was meist von den Weibern verrichtet wird, die größte Reinlichkeit herrscht.

Maskat hängt für seinen täglichen Unterhalt durchaus vom Handel ab, und die Wichtigkeit desselben ist sehr gestiegen durch die liberale Denkungsart des jetzigen Sultans, unter dessen milder Herrschaft jeder Kaufmann Sicherheit der Person und des Eigenthums findet, während zugleich jede Religion geduldet, und niemand von den Anhängern des Propheten beleidigt wird oder willkürlichen Erpressungen ausgesetzt ist. Der Sultan selbst ist der erste Kaufmann, und kann von den Banianen, denen er gewisse Einkünfte verpachtet, große Summen entlehnen; diese Banianen sind die Juden des Orients, und leihen gewiß kein Geld aus, ohne sichere Aussicht auf großen Gewinn. Außer dieser Leichtigkeit Geld zu entlehnen, hat der Sultan vor allen andern Kaufleuten noch den Vortheil voraus, daß diese von jedem Verkaufe fünf Procent als Abgabe entrichten müssen; er ist jedoch ganz gegen die Gewohnheit der meisten Fürsten seines Glaubens mit diesem Vortheil zufrieden. Die Regierungsausgaben bestreitet er mit den Einkünften aus seinen Besitzungen an der Ostküste von Afrika, die man als sein Privateigenthum betrachten kann, wenigstens was die willkürlich erhobenen Abgaben betrifft. Die Redlichkeit des Sultans, die Sicherheit, die er durch seine Ver-

*) Aus diesem Handelsplatz scheint darum auch Hindustani die eigentliche lingua franca zu seyn, denn arabisch wird nur von den eingebornen Arabern gesprochen, welche bei weitem den geringsten Theil der Einwohner ausmachen.

Digitized by Google

bindung mit der Regierung zu Bombay genießt, und die vortheilhafte Lage des Hafens am Eingang des persischen Golfs hat daraus eine Art von Emporium für die Küsten von Afrika, Madagascar, das rothe Meer, den persischen Golf und Indien überhaupt gemacht.

Die Familie, welcher der Sultan gehört, gilt für heilig, diese Geltung kann aber nur durch eine strenge Beobachtung aller von Muhammed vorgeschriebenen Gebräuche bewahrt werden. Sie ist sehr pünktlich in Verrichtung der täglichen fünf Waschungen und Gebete, und diese Ceremonien nehmen viele Zeit in Anspruch, dennoch sieht der Sultan täglich zweimal im Diwan seine Beamten, und besorgt die Regierungsgeschäfte.

Der Sultan verwendet seine Fregatten, deren Bemannung aus indischen Loskars besteht, als Handelsschiffe, und scheint sie früher gar nicht zu kriegerischen Zwecken benützt zu haben: *) er läßt durch sie an der Ostküste von Afrika zu Quiloa oder Kilwa, Zanzibar und Lamu Kowries und andere Handelsartikel sammeln, mit denen er nach Calcutta und dem persischen Golf handelt. Im Jahre 1824 rüstete er ein Schiff aus zur Reise nach Mekka, wohin er reichere Geschenke mitgenommen haben soll, als seit vielen Jahren am Grabe des Propheten niedergelegt wurden. Hierin liegt indeß wohl mehr Politik als religiöser Eifer, denn sein Anspruch auf die Herrschaft mußte die Sanktion der Pforte erhalten, ehe er den Namen Sultan annehmen durfte, und den Imamtitel verleiht der Scheriff von Mekka, doch nur wenn man die Pilgerfahrt macht, und bedeutende Geschenke darbringt. Ehe seine Macht diese Bestätigung erhielt, war er stets Intriguen und Verschwörungen ausgesetzt, und seine Entthronung und Ermordung wäre als ein minderes Verbrechen erschienen. Ehe er diese wichtige Reise machte, nannte er sich Said Ben Sultan: sein Vater war ein glücklicher Rebelle gegen seinen Fürsten gewesen, und Said selbst durch Ermordung seines Oheims zur Macht gelangt. Anfangs wurde sein Rechtsanspruch nicht Einmal so weit als seine Macht reichte anerkannt, und selbst diese ging nicht weiter als 10 bis 12 g. M. längs der Küste bis Berka. Im Innern behaupteten die Wahabis eine unabhängige Herrschaft, aber die von ihnen verübte Plünderung englischer Handelsschiffe hatte die Absendung zweier Expeditionen **) gegen sie von Bombay aus zur Folge, eine nach dem Ras el Kheima im Engpasse des persischen Golfs, die andere gegen die Beni Bu Ali, welche die Küste südlich und westlich vom Ras el Had beherrschten. Der Erfolg dieser Unternehmungen und die Vernichtung seiner Feinde befestigten mehr und mehr die Gewalt Said Ben Sultan's.

*) Später wohl; über seine Plane in Ostafrika s. Allg. Zeit. Nr. 255 und 254 v. d. J.

**) Siehe Ausland Jahrg. 1833. Nr. 144 und 145.

Skizzen aus Chili.

(Schluß.)

Nun wurde die Unterhaltung belebter. Donna Panchita, die zweite Schwester, spielte einige Märsche, worauf Donna Carmencita sich ans Piano setzte, und sich zu Rossinis Arie: o dolce ingrata patria akkompagnirte. Sie sang mit Geschicklichkeit und Geschmack, hatte aber den näselnden Ton, der den Chilenerinnen beim Singen eigen ist, und für die, welche nicht daran gewöhnt sind, sehr unangenehm klingt. Die Musik entfernte schnell die Zurückhaltung, die ich über unsern steifen Empfang gefühlt hatte, und die Unterhaltung wurde nun den ganzen Abend mit Lebhaftigkeit fortgeführt. Als Donna Carmencita geendet hatte, wurde ein kleiner Silberbecher, der wie die Matétasse einen Fuß und Untersatz hatte, hereingebracht; darin lag eine einzige Kohle, und Donna Juana bat uns, die Cigarre anzustecken, als ob wir zu Hause wären. Don Francisco, porque no pita Vmd su cigáro? haga Vmd lo mismo como en su misma casa. Wir folgten der Einladung und rauchten unsere hojas oder hojitas, wie man die chilenischen Cigarren nennt. Sie sind etwa $2^1/_2$ Zoll lang, der Umschlag besteht aus der innern Hülse des Korns, welche mit grob gepulvertem Tabak angefüllt ist. Da man sich leicht die Finger daran beschmutzt, so führen die jungen Modeherrn eine zierliche goldene Zange bei sich, um die Cigarre zu halten, welche so klein ist, daß man sie in drei bis vier Minuten ausgeraucht hat. Sie sind eine angenehme Aushülfe, um eine Lücke in der Unterhaltung auszufüllen. Die Herren ziehen sich manchmal auf einen Balkon zurück, um nach einem Tanze einige Cigarren zu rauchen.

Um 8 Uhr kam eine Gesellschaft von vier Damen und zwei Herren herein; derselbe steife Empfang, nur daß die Damen aufstanden, und die weiblichen Gäste der Reihe nach küßten. Bald wurde die Unterhaltung sehr belebt, Anzüge wurden kritisirt, das Theater besprochen, und als großes Geheimniß erwähnt, daß einer der gemeinschaftlichen Freunde bald einen Ball geben werde. Dann fiel das Gespräch auf die Krankheit eines Familienmitglieds, und aus den vielen, als unfehlbar vorgeschlagenen Arzneien ersah ich, daß eine gewaltsam wirkende Quacksalberei, Panquimagogo genannt, die beliebteste Arznei in allen Krankheiten war. Bald nach Ankunft der Damen und Herren wurde allen Eis, Kuchen, Liqueure und Wasser vorgesetzt, die Unterredung stockte nicht, und häufig fiel mir auf, daß die Damen in ihren Bemerkungen viel Scharfsinn und Humor zeigten.

Kurz vor dem Abschiednehmen verließ Donna Ignacita das Zimmer, und kehrte nach wenigen Minuten mit einer Handvoll Blumen zurück, und gab mit reizvollem Lächeln, doch ohne ein Wort zu sagen, jedem Gast eine. Diese allgemeine Sitte, den Gästen Blumen zu reichen, ist ein schönes Zeichen der Bewillkommnung; wo sie nicht angeboten werden, da hat sicherlich der Gast einen unangenehmen Eindruck gemacht, und eine Wiederholung seiner Besuche würde nicht angenehm seyn. Diese Blumen wurden bei den drei oder vier ersten Besuchen angeboten, später aber unterläßt man es. Ueber den Ursprung dieser Sitte weiß ich nichts, allein sie gefiel mir, ich trug meine Rose fort als ein Zeichen der Freundschaft, und schätzte sie, als ich die volle Bedeutung des Geschenks erfuhr, um so mehr. Beim Abschied umarmten die Damen nochmals die weiblichen Gäste, und Donna Juana sagte zu mir: Señor Don Francisco, ya sabe Usted la casa y es á la disposicion de Usted (Don Franzisko, Sie kennen jetzt unser Haus, und es steht zu Ihrer Verfügung).

Digitized by Google

Ich dankte ihr, und sagte, ich würde mit großem Vergnügen meinen Besuch wiederholen. Zu Don Samuel gewandt, sagte sie noch: vergessen Sie den Sonntag Abend nicht, und bringen Sie auch Ihren Freund mit.

Dieß sind die gewöhnlichen Ceremonien eines Besuchs an einem Werktage. Ich wurde eingeführt als Freund, ohne daß man auch nur meinen Namen nannte und erst nach dem dritten oder vierten Besuch fragte man mich nach etwas mehr noch als meinem Taufnamen. Dann wurden keine Blumen mehr gereicht, außer wenn Fremde gegenwärtig waren, wo denn auch die alten Bekannten zugleich damit beschenkt wurden. Im Charakter der chilenischen Damen ist etwas so Liebenswürdiges, daß es fast unmöglich ist, sich nicht in ihrer Gesellschaft zu gefallen. Fremde, die das Spanische nur gebrochen sprechen, werden hinsichtlich der Sprachfehlee mit großer Nachsicht behandelt, und stets ermuntert von den Damen, die ihnen gegenüber möglichst langsam sprechen, und auch über die drolligsten Verstöße nicht lachen.

Mein zweiter Besuch bei Donna Juana war zwischen zwölf und ein Uhr bei Tage. Ich fand zwei der jungen Damen vor ihren Rahmen, wo sie schöne Muster in die Shawls stickten. Auch hatten sie Shawls umgehängt, und das Haar hing wohl gekämmt den Rücken hinab. Donna Carmencita saß à la turque auf dem Sopha mit einem Buch auf dem Schoße, und hatte den Kopf so vorwärts gebeugt, daß ihr Haar, welches lose und ganz benetzt war, einen völligen Schleier über ihr Gesicht bildete. Bei meinem Eintritt strich sie das Haar hinter die Ohren und schlug das Buch zu; ihre Schwestern legten die Arbeit bei Seite und machten ihre Kleidung zurecht.

Der Shawl einer chilenischen Schönen ist nämlich ein sehr rebellisches Kleidungsstück, denn fortwährend schlüpft er über die Schulter hinab, und enthüllt einen zierlichen Nacken und den obern Theil der Brust, den junge Damen stets gerne verbergen. Nie setzen Damen in Gegenwart von Besuchern ihre Nadelarbeit fort, denn dieß gilt für unhöflich; Fremde haben sie deßhalb der Trägheit beschuldigt, ein ungerechter Vorwurf, wenn man bedenkt, daß es in Chile keine Frauenschneider gibt, und die Damen ihre Toilette selbst verfertigen müssen. Ihre Füße tragen sie stets sehr zierlich, denn seidene Strümpfe sind allgemeine Sitte.

Donna Carmencita entschuldigte sich wegen des Zustandes ihrer parure, und sagte, sie habe so eben ihre Haare mit einer Auflösung von Quillai gewaschen, und es sey noch nicht trocken. Quillai ist die Rinde der Quillaja (Saponaria Molina), eines großen Baums, der am Fuße der Berge und in den Thälern von Chile wächst. Wenn die Rinde in kleine Stücke zerbrochen und in kaltem Wasser aufgelöst wird, so gibt es eine seifenähnliche Sulz. Damit waschen die chilenischen Damen etwa alle zehn Tage den Kopf, weil es gegen den Schorf schützen soll: jedenfalls gibt es dem Haare ein sehr reines glänzendes Aussehen. Die Damen waren sehr gesprächig, und thaten eine Menge Fragen über die Frauen meines Vaterlandes, ihrer Vergnügungen, ihren Anzug u. dgl. Von den peruanischen Damen sagten sie, daß sich solche durch ihren intriganten Geist und einen Mangel an Anstand auszeichneten, worüber sie einige ergötzliche Anekdoten erzählte, unter Anderem folgende.

Eine Marquesa ging Abends nach Hause, in die eigenthümliche Kleidung des Landes saya y manto genannt, tief eingehüllt: ein unbekannter, junger Mann in einem Mantel redete sie an, und drang in sie, in einem Kaffeehaus einige Erfrischungen anzunehmen. Endlich nahm sie die Einladung an, genoß Eis, Kuchen und theure Weine, bis endlich eine Zeche sich ergab, von der sie sich wohl dachte, daß der junge Galant sie nicht baar bezahlen könne. Sie rief nun den Wirth, den sie wohl kannte, bei Seite, und empfahl ihm, den jungen Mann nicht ohne daß er bezahlt, oder seine Beinkleider als Pfand zurückgelassen hätte, aus dem Hause zu lassen, wofür sie ihm eine Belohnung versprach. Die Börse des jungen Herrn konnte die Zeche nicht halb decken, und der Wirth schwor, er müsse das Ganze haben: die als Pfand angebotene Uhr ward hartnäckig ausgeschlagen, die Marquesa zeigte sich ungeduldig, und drang in ihren Galan, zu eilen oder sie würde ihn verlassen. Der Wirth verlangte die Hosen, der junge Herr wollte nicht, trug den Fall seiner Schönen vor, die ihm einige Schmeicheleien sagte und ihn beredete, die Hosen herzugeben, und sich in seinen Mantel zu hüllen. Er willigte ein. Unterwegs unterhielt sie ihren Begleiter auf die anmuthigste Weise, führte ihn in ihr Haus, und ließ ihn mit Einemmal in ein Zimmer treten, das mit einer glänzenden Gesellschaft besetzt war. Der junge Herr wäre gerne entschlüpft, sie hielt ihn aber fest am Arme, und führte ihn nach einem Sitz. Er nahm den Mantel fester um und steckte die Beine unter den Stuhl. Die Marquesa stellte ihm mehrere ihrer Freundinnen vor, denen sie einen Wink gegeben hatte. Die jungen Damen meinten, es müsse ihm sehr warm seyn, er aber erklärte, es friere ihn; eine Einladung zum Tanze schlug er gleichfalls aus, endlich aber wurden die Damen dringend, und zogen ihm den Mantel mit Gewalt von den Schultern, wo er denn in Unterhosen und Stiefeln dastand. Nachdem er tüchtig ausgelacht worden, wies man ihm die Thüre.

Als die Erzählung zu Ende war, fragte ich, ob sie solche glaube; lachend erwiderte sie: quien sabe puez? (wer weiß es denn?) dieser Ausdruck ist sehr gebräuchlich, und das Wort puez wird auf eine Art gebraucht, daß es eigentlich gar keine Bedeutung hat; puez bien, puez si, puez no hört man häufig, und nicht selten, wenn eine Pause im Gespräch eintritt, bricht einer das Stillschweigen mit den Worten: puez si, Señor, was denn der Unterhaltung einen neuen Stoff gibt.

Die englisch redenden Fremden in Valparaiso bilden abgesonderte Coterien, in die sie nur selten Eingeborene aufnehmen, ihre Gesellschaft ist verständiger, eßlustiger, dagegen die chilenische weit munterer, man singt, man lacht, man plaudert, und wer nicht ein eingefleischter Engländer oder Amerikaner ist, welche beide Völker auch noch das Unglück haben, nur sehr schwer das Spanische zu lernen, der besucht chilenische Gesellschaft, und wird reichliche Unterhaltung finden.

Das Todtenschiff.

Im Monat August 182— kreuzten wir, so erzählt ein englischer Seemann, in der engen Straße zwischen Scio und dem festen Lande von Asien. Wir hatten eine Aussicht auf Scio, wo die Spuren der

Digitized by Google

Zerstörung durch die Türken noch sichtbar genug waren. Mit einem Mal ward ein kleines Schiff signalisirt, das offenbar ohne Steuermann von Wind und Wellen umhergetrieben wurde. Aller Augen wendeten sich schnell dahin, und man erschöpfte sich in Muthmaßungen, was es wohl für eine Bewandtniß mit diesem Schiff haben müsse; endlich als man demselben näher kam, wurde ein Boot ausgesetzt, und ich erhielt den Auftrag mit einigen Leuten das Schiff zu besteigen. Als wir uns demselben näherten, ließ sich kein Laut vernehmen, und halb ahnend, was der Grund dieser schauerlichen Stille sey, stiegen wir stumm die Schiffsleiter hinan. Als wir das Verdeck erreichten, war das Hintertheil desselben mit Packleinwand und Stroh bedeckt, als wären eine Menge Ballen eröffnet worden, und hie und da sah man die dunkeln Spuren nackter Füße.

„Es ist Blut!" schrie einer der Matrosen, „das Schiff ist von Piraten ausgeplündert und die ganze Mannschaft ermordet."

Als wir nach der Kajüte hinabstiegen und nach langem Klopfen niemand Antwort gab, sprengten wir endlich die Thüre. Gott, welch ein Anblick! Diese schaudervolle Scene werde ich nie vergessen, und sie ist mir noch so gegenwärtig wie in jenem Augenblick. Um den Tisch der Kajüte saßen, jede an einen Stuhl gebunden, die Leichen von neun Männern und zwei Frauen, so furchtbar verstümmelt, daß mir schwindlicht wurde, und ich athemlos aufs Verdeck zurücktaumelte; eine Uebelkeit befiel mich, die Füße versagten den Dienst, und ich setzte mich oben an der Treppe fast bewußtlos nieder. Der Schiffsarzt, welcher mich begleitete, trat ein, glitschte aus auf dem mit Blut bedeckten Boden, und fiel nieder mit den Händen in das dicke geronnene Blut. Seine Hände, sein Gesicht, seine weißen Beinkleider, Alles war mit Blut beschmutzt, und er bot einen scheußlichen Anblick dar: als er von seinem Schrecken sich so weit erholt hatte, daß er sprechen konnte, rief er aus: „Guter Gott! welch ein Anblick! ich bin im Gefecht gewesen, und habe Duzende um mich herumliegen sehen, aber ein solches Schauspiel, wie in diesem Schlachthause, habe ich nie gesehen!"

Sobald wir uns nur etwas erholt hatten, stiegen wir wieder hinab in die Kajüte, um sie näher zu untersuchen. Wie schon erwähnt, waren die Männer jeder an einen Stuhl gebunden, bei drei oder vieren hingen die Köpfe zurück, und es erschienen die tiefen Halswunden, aus denen das Blut und das Leben entströmt waren. Die zwei Damen, welche Mutter und Tochter zu seyn schienen, waren Rücken an Rücken auf zwei Stühlen zusammengebunden, und mit einem Strick, der noch von ihren Nacken herabhing, erdrosselt worden: dieß war der kläglichste Anblick, das Gesicht der ältern Dame hatte an mehrern Stellen Hiebe, und die vorgetriebenen Augen und die geschwollene Zunge von beiden boten einen noch gräulichern Anblick dar, als die bleichen Leichen um den Tisch her. Das Schiff schien ein französischer Kauffahrer gewesen zu seyn, da mehrere Bücher in dieser Sprache zerstreut umherlagen, und es mußte in der Nacht von einem Piraten angegriffen worden seyn, denn alle Leichen, die der beiden Damen ausgenommen, waren nur halb bekleidet; man mußte sie nach der Ermordung ganz kaltblütig und zum Scherze an die Stühle gebunden und diese um den Tisch aufgestellt haben. Augenscheinlich war diese scheußliche That von einigen griechischen Piraten verübt worden, denn in der einen Ecke lag eine reich gestickte Mütze, wie dieses Volk sie trägt, und auf dem blutbefleckten Verdeck ein vorzüglich schön gearbeiteter Yatagban.

Ein Signal vom Verdeck rief jetzt das Boot zurück, und als wir den Fall gemeldet, kam der Kapitän selbst auf das Todtenschiff, sorgte dafür, daß die Leichen anständig in die allenthalben umher zerstreute Packleinwand eingehüllt und ins Meer versenkt wurden; nach dem Anblick der Leichen zu urtheilen, konnte die That kaum zwei Tage früher verübt worden seyn.

Vergeblich war unser Suchen nach einem Anzeichen, wer wohl die Ermordeten gewesen seyn mochten: alle Schubladen waren aufgebrochen und Alles von Werth mit fortgenommen worden; die Taschen an den Kleidern waren umgekehrt und leer; auch in den Büchern stand kein Name. Als Alles in Ordnung war, gab der Kapitän Befehl, das Schiff nach Malta zu führen, und kehrte auf unsere Brick zurück. Wir reinigten nun das Schiff, und besprengten es mit Essig, um den Leichengeruch zu vertreiben. Mit einem Mal sprang ein schwarzer Hund vor, der sich vermuthlich im Schrecken versteckt hatte und jetzt vom Hunger hervorgetrieben wurde. Das Halsband des Hundes gab den einzigen Wink über das Schiff, denn auf einer Kupferplatte standen die Worte: Mr. d'Alembert, Cherbourg. Wir kamen in vier Tagen nach Malta, und kehrten dann auf unsere Brick zurück, ohne von dem Todtenschiff weiter etwas zu hören. Nur der Hund folgte uns, wir nannten ihn Cherbourg, und wurde ein großer Liebling unserer Mannschaft.

Nachrichten aus Kiachta.

Die nordische Biene bringt folgende Nachrichten:

1) Der Dsargutschei von Maimaitschin, d. h. der Gränzbeamte in dem an Kiachta stoßenden Handelsorte, ist nun schon zum zweitenmal nach Verfluß von drei Jahren (wo sonst gewöhnlich die Beamten gewechselt werden) an seiner Stelle auf Befehl des chinesischen Kaisers belassen worden, welcher sich in dieser Beziehung nach dem Vorschlag des zu Peking befindlichen Bureau's der innern Angelegenheiten richtete. Der Grund dieser Anordnung soll die besondere Redlichkeit und Erfahrung des genannten Dsargutschei seyn, die ihm das Wohlwollen der höhern Behörde und die Ehrenstelle eines Izisjar-Chaschan erwarb, welchem eine himmelblaue, undurchsichtige Kugel (an der Mütze) zukommt, das Kennzeichen der vierten Rangklasse bei den Chinesen. Bis jetzt hatte man kein Beispiel, daß chinesische Beamte ohne Unterbrechung zwei Termine an der Gränze blieben; viele von den frühern Dsargutschei's dienten wegen mannichfacher Nachlässigkeiten nicht einmal drei Jahre lang, sondern wurden schon früher ersetzt. Es geht auch das Gerücht, daß aus besonderer Vergünstigung dem jetzigen Dsargutschei sogar erlaubt worden, seine Frau und seine Kinder in Maimaitschin bei sich zu haben, was bisher durch die chinesischen Gesetze streng verboten war.

2) Im Frühling kam aus Peking nach Urga der neu ernannte mandschurische Amban, Namens Ko, an die Stelle des frühern Ambans Ljan, der jetzt in die Hauptstadt zurückgekehrt ist. *) Dieser Amban eilte sogleich nach seiner Ankunft einen Bericht an den Bogdokhan über seinen Amtsantritt abzufassen. Der Inhalt desselben ist folgender: Ich, Sklave, reiste auf Befehl Eurer Majestät von Peking ab und kam am ersten Tage des vierten Monats nach Urga, wo Do (der Name des Obergouverneurs), Ljan (der frühere mandschurische Amban), Dordsi-Ramkai (der dritte Gouverneur) und die zu Urga befindlichen Beise und Gune, so wie der Chamba Nomun Khan und die Schansabe mir entgegen kamen, die Kniebeugung verrichteten, und unter Segenswünschen nach der Gesundheit E. Maj. fragten. In gleicher Art fragte auch der Dschibsun Damba Chutuchtu (der oberste Geistliche) mit Kniebeugung nach Ihrer Gesundheit, und brachte die gelbe Chadak (Fahne), die ich mit gebührender Sorgfalt zusammenlegte, und E. Maj. unterthänigst berichte, daß ich, Sklave, dem mir ertheilten Befehle gemäß, alle Gränzangelegenheiten nach gemeinsamer Rathpflegung mit den Gouverneuren verwalten und die großen Entschlüsse E. Maj. zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung genau vollstrecken werde. Und wie meine Vorläufer stets den Civilgouverneur von Irkutsk von ihrem Amtsantritte benachrichtigten, so werde auch ich nicht ermangeln, ihn davon in Kenntniß zu setzen.

3) Der Gegen von Urga, oder Dschibsun Damba Chutuchtu, das geistliche Oberhaupt aller chinesischen Mongolen, welche sich zum Lamaismus bekennen, hat beschlossen am Ende des gegenwärtigen Jahres eine Reise nach Tübet zu machen, und die dortigen Tempel des Dalai-Lama und Bantschan Erdeni zu besuchen, zur Erfüllung religiöser Gelübde nach den Vorschriften Schakyamuni's. Dabei ist er verpflichtet, dem Dalai-Lama, so wie dem Bantschan Erdeni mehrere Geschenke darzubringen, was man Danschuk Erguku nennt. Der geringste von diesen Danschuk Erguku muß wenigstens 1000 Lan Silber (etwa 2500 Silberrubel) enthalten, außer andern Opfern und Geschenken, welche an den Tempel vertheilt werden. 700 Kamele sind bereits seit dem letzten Januar mit den Schätzen des Gegens nach Tübet aufgebrochen.

*) In Urga befinden sich der Wang oder Obergouverneur (aus dem Geschlechte der regierenden mongolischen Fürsten), und sein aus Peking gesendeter Kollege, welcher alle drei Jahre wechselt: dieß sind die Hauptpersonen, welche über die Gränzangelegenheiten zu entscheiden haben. Der Dsargutschei zu Maimaitschin hängt direkt und unmittelbar von ihnen ab.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat September.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 274. 1 Oktober 1835.

Reisebilder

zwischen Veracruz und Straßburg aufgefaßt. Mai bis Julius 1832.

1. Reise nach Bordeaux.

Es hatte seine besonderen Schwierigkeiten im Anfange Maimonats 1832, aus der Hauptstadt Mexiko kommend, zur Einschiffung in Veracruz zu gelangen: denn diese Stadt befand sich eben damals nicht nur unter General St. Anna im offenen Aufstande gegen die Centralregierung, sondern auch von den Truppen derselben unter General Calderon auf der Landseite enge eingeschlossen und belagert. Es waren zwar von den obersten Staatsbehörden zu Mexiko mir und meinen beiden Reisegefährten sehr bereitwillig die nöthigen Pässe und Empfehlungen ausgefertigt worden, um innerhalb der Linien des Belagerungskorps kein Hinderniß unserer Reise zu erfahren; doch hätten wir in die belagerte Stadt nur heimlich uns einschleichen können. Diesen Versuch, obgleich ziemlich sicher, daß er gelingen, und auch von den beiderseitigen Befehlshabern ignorirt werden würde, fand ich meinen Verhältnissen nicht angemessen. Ich war daher von Jalapa aus, bei St. Fé die Veracruzer Heerstraße verlassend, nach Medellin am Jamapafluß gegangen, welcher drei Leguas unterwärts sich zum Golf ergießt. Von hier aus gelang es durch vertraute Indianer Nachricht an unsern Konsul zu Veracruz zu senden, dessen gefällige Vermittelung den 5ten Mai Mittags an der Barre der Mündung des Jamapaflusses eine französische Schaluppe zu meiner Disposition stellte. Mit dieser gelangten wir gegen Abend an Bord des auf der Rhede von Veracruz ankernden, nach Bordeaux bestimmten Paketboots. Sehr freundlich daselbst aufgenommen, schliefen wir nach mannichfachen Tagsstrapazen, trotz einer Hitze von + 90 F. und arger Nachwehen aller zu Medellin erduldeten Insektenpein, die erste Nacht fest genug, um sogar ein zweistündiges Bombardement der Stadt zu verschlafen!

Unser Paketboot mußte, in Erwartung seiner Depeschen, noch vier Tage hier vor Anker bleiben. Wir verbrachten diese Tage ganz angenehm. Es fehlte nicht an zahlreichen Besuchen, sowohl aus der belagerten Stadt, deren Kommunikation seewärts ziemlich frei war, als auch aus [illegible] vor Anker liegenden Schiffen: außerdem gewährte das unter unsern Augen sich begebende Kriegsgetümmel interessante und aufregende Unterhaltung; mehr noch am 7ten Mai das grandiose Naturschauspiel eines jener wüthenden Nordstürme, denen die Veracruzer Rhede so häufig unterliegt. Die Besucher aus der Stadt waren theils Franzosen und Deutsche, zum freundlichen Verkehr mit ihren an Bord befindlichen Landsleuten, theils mexikanische Familien, deren Weiber und Kinder durch das Bombardement geängstigt, bei uns Zuflucht suchten, und ein Paar Nächte auf unserm Verdecke zubrachten, bis sich ein Fischerfahrzeug fand, sie nach einem sichern Punkte der Küste zu bringen. Ein hübsches, 16jähriges, schwarzgelocktes, augenblitzendes Mädchen schien einem unserer Schiffsoffiziere sehr zu gefallen, und auch diese ihrerseits den jungen schönen Mann überaus günstig zu betrachten. Aber die Mama stand als unerbittlicher Argus dazwischen. Bei Tage sie keinen Augenblick aus den Augen verliereud, legte sie zur Nachtzeit sogar einen Arm und ein Bein über die neben ihr Ruhende, sich ihrer ununterbrochenen Gegenwart zu versichern. Auch der Gesellschaft einer ungewöhnlichen Seeheldin hatten wir uns eines Tages zu erfreuen. Es war die etwa 24jährige, sehr hübsche und liebenswürdige Gattin des Kapitäns der mit uns auf der Rhede liegenden französischen Handelsbrick la reine Rose, man konnte sie wohl für Pathin des Schiffes halten. Vor sieben Jahren verheirathet, hatte sie sich es ausdrücklich ausbedungen, ihren Mann auf allen seinen Seefahrten begleiten zu dürfen. Daß ein verliebtes Bräutchen dergleichen Bedingung stellt, mag nicht befremden; daß nachher die Frau in sieben Jahren der Erfüllung nicht überdrüssig ward, ist gewiß eine Seltenheit; und noch mehr, daß in dieser steten Isolirung zwischen brüllenden Wogen und fluchenden Männern, in dieser völligen Abgezogenheit von Umgang, Gewohnheit und Sitte ihres Geschlechts, sie dennoch dessen eigenthümlichste Zartheit und Anmuth vollständig bewahrt hatte. Mit den deutschen Landsleuten aus Veracruz ward manche trauliche Stunde noch verplaudert, mancher herzliche Glückswunsch zwischen Gehenden und Bleibenden gewechselt. Unter den besuchenden Franzosen interessirte vorzugsweise der geistreiche Doktor D....., schon früher aus Puebla und Mexiko mir befreundet, jetzt in mexikanischen Diensten beim Militärhospital zu Veracruz als Oberarzt angestellt. Er erzählte viel von seinen Beobachtungen des vomito prieto (schwarzen Erbrechens), woran auch jetzt, ungewöhnlich früh für die Jahreszeit,

Digitized by Google

schon 14 Mann im Spital darnieder lagen. Er selbst war davon ergeiffen gewesen, und erst seit kurzer Zeit ganz hergestellt. Durch eine Reihe von Erfahrungen schien es ihm beinahe ausgemacht, daß die in den Urwäldern der Küste häufig wachsende Liane, von den Eingeborenen Huaco oder Guaco genannt, und längst als wirksames Antidot gegen die giftigsten Schlangenbisse unter ihnen gekannt und gebraucht, eine spezifische Heilkraft im Vomito bewähre. Er beabsichtigte eifrige Fortsetzung dieser Beobachtungen und demnächst Einsendung der gewonnenen Resultate an die medizinische Fakultät zu Paris. Ob diese nachher geschehen, und was dabei erwiesen wurde, weiß ich nicht: bekannt ist es aber, daß in ganz neuster Zeit die Huacowurzel mehrfach die Aufmerksamkeit europäischer Aerzte erregt hat, und besonders von der Homöopathie gegen gefährliche Stockungen im Blutumlauf des Lungen- und Pfortadersystems mit großem Erfolge angewendet wird.

Die in diesen Tagen eben auf den Kulminationspunkt ihrer freilich überhaupt nur mäßigen Kraft gelangte Belagerung und Beschießung von Veracruz, so ganz in der Nähe vom Meere aus mit anzusehen, füllte manche unserer Tag- und Nachtstunden. Das Bombardement in der Nacht vom 5ten zum 6ten Mai hatte ich freilich, wie erwähnt, verschlafen; aber in der nächsten Nacht kehrte es wieder, und donnernd genug, um auch die hartnäckigsten Schläfer zu wecken. Theils die Lage der spielenden Wurfbatterie auf einer ziemlich ins Meer hineintretenden Landzunge, theils auch wohl die Ungeschicklichkeit der Artilleristen bewirkte, daß wir zuweilen mitten unter der Wurflinie uns befanden; nicht wenige Bomben und Haubitzgranaten platzten über unsern Häuptern oder fielen neben uns ins Meer. In die Stadt gelangten etwa 200 Würfe, bewirkten aber nichts, als zwei Soldaten und ein Kind zu tödten, und einige Häuser unerheblich zu beschädigen. Am nächsten Tage schwieg das Belagerungsgeschütz, ich glaube aus Respekt vor der Elementarkraft des wüthenden Nordsturms, welcher die Wogen des Golfs über die Strandbatterien der Belageeer peitschte. Am 8ten und 9ten Mai ward viel aus der Festung gefeuert, um die im Werke begeiffene Anlage einer Breschbatterie zu stören. Im Ganzen ließ sich schon ziemlich gewiß voraussehen, daß General Calderon, bei Beschränktheit seiner Mittel, Schläfrigkeit seiner Anstalten, und Nähe der nassen ungesunden Jahrszeit, unverrichteter Sache werde abziehen müssen. Alle bei uns an Bord kommende Veracruzaner waeen vollkommen davon überzeugt, und bekanntlich hat der Erfolg nachher die Prognose bestätigt.

Großartiger um vieles, als der Geist des Bürgerkrieges im Kanonendonner, gestaltete sich am 7 Mai der Golf, bis in seine untersten Tiefen von jenem schon erwähnten Nordsturm aufgewühlt. Wir hatten nicht darauf rechnen können, noch Einmal dieses imposanten Schauspiels Zeugen zu seyn; denn gewöhnlich erlebt man an dieser Küste die „Nortes" nur in den Monat n November bis Anfang Aprils. Sie pflegen dann vom gelben Fieber abgelöst zu werden; eine der beiden Plagen ist immer am Platze; aber es ist als scheuten sie sich gegenseitig. Diesmal hatte der ungewohnte Spätling dennoch in voller losgelassener Furie sich eingefunden; es war als wollte er sagen:

C'est ainsi qu'en partant je vous fais mes Adieux!

Weit über die Festungsmauern hinüber zischte der Schaum der Küstenbrandung. Das einzige Heil der Schiffe im Hafen beruhte auf Dichtigkeit ihrer Ankertaue. Zwei, denen dieselbe versagte, wurden vor unseen Augen auf den Strand geworfen. Einer nordamerikanischen Goelette, die sich im gleichen Falle befand, mochte man durch zugeworfene Taue von anderen Schiffen noch eben zu Hülfe kommen. Alle Kommunikation mit der Küste war abgeschnitten; kein Boot konnte leben in dieser See. Wer irgend der Seekrankheit tributpflichtig, bekam sie am Schiffsbord im Hafen, wie an den schlimmsten Tagen auf hohem Meere. Von Morgens 10 Uhr bis nach Mitternacht wüthete der Sturm.

Am 9 Mai hatte endlich der Kapitän unsers Paketboots seine letzten Depeschen, Passagiere und Frachtgüter an Bord bekommen: um 4 Uhr Nachmittags wurden, unter 19° 21′ N. B. und 98° 20′ w. L. v. P. bei einem Barometerstande von 27,11, einem Thermometer von + 22½ Entgr. und frischem Nordwestwinde die Anker gelichtet; es hing nur von uns ab, das eben sehr heftige Artilleriefeuer der Festung als Ehrensalven für uns zu deuten! Bald aber waren wir dem Schall, wie jeder sinnlichen Wahrnehmung des Landes entführt, und empfingen gleich anfangs eine Bürgschaft raschen Fortkommens: denn die mehrere Stunden vor uns abgesegelte „Reine Rose" ward schnell eingeholt, und weit hinter uns zurückgelassen. Unser Paketboot war ein vorzüglicher Segler, überhaupt in jeder Hinsicht vortrefflich; jung, stark gebaut, lenksam, mit großer Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit für seinen Beruf eingerichtet, nur 250 Tonnen haltend mit 95 Fuß Länge, 26 Fuß Breite, 12 Fuß Wassertiefe; schwach beladen, größtentheils im Ballast. Die Mannschaft bestand unter dem Kapitän und zwei Offizieren aus 17 Matrosen, einschließlich des Zimmermanns, Kochs und Stewards, welcher auf französischen Schiffen den pomphafteren Namen „maitre d'hôtel" führt. Der Kapitän, ein kräftiger Gascogner im besten Mannesalter, sehr wissenschaftlich in seinem Fache ausgebildet, lebhaft, ja leidenschaftlich im gewöhnlichen Lebens- und Dienstesverkehr, eiskalt und besonnen in der Stunde der Gefahr, seinen Passagieren stets ausgezeichnet höflich und freundlich: der erste Lieutenant ein alter Peaktikus, sonst ziemlich unbedeutend; der zweite ein junger, schöner, sehr gebildeter Mann: er hatte kürzlich auf der Fregatte „Artemise" der ersten Lehrfahrt des — so Gott will — künftigen Großadmirals von Frankreich, des jungen Prinzen v. Joinville, beigewohnt, und erzählte sehr ergötzlich davon. Die Matrosen waren ein tüchtiges, lustiges, wohl disciplinirtes Völklein, der Koch reinlich und geschickt, der sogenannte „maitre d'hôtel" äußerst gewandt und aufmerksam in seinen Dienstleistungen, dabei ein wahrer Gesangsvirtuose im Vortrage hübscher Vaudevilles und Berengeescher Lieder: in ruhigen Abendstunden wurden wir nicht satt ihm zuzuhören, und enthusiastischen Beifall ihm zu spenden. Die Zahl der Passagiere war diesmal nur gering: in der ersten Kajüte außer uns nur ein deutscher Kaufmann der mehrere Jahre in Lima ein großes Geschäft betrieben, von dort aber kürzlich über Acapulco nach Mexiko und Veracruz sich begeben hatte; dann ein französischer Schneider, der, bei fünfjährigem Aufenthalte in Mexiko durch seine Nadel und geschickte Umschläge reich geworden, jetzt sehr zufrie[illegible]den ins Vaterland zu-

Digitized by Google

rückkehrte: jener ein gar zuverlässiger, gemüthlicher, angenehm instruktiver Reisegefährte; dieser ein merkwürdiges Stück Franzosenthums, das uns viel zu lachen und manches zu denken gab, wenn wir über die von ihm in ihren unteren Kategorien repräsentirte Nationalität und deren welthistorischen Einfluß philosophirten! In der zweiten Kajüte befanden sich einige traurige Trümmer der verunglückten Soazacoalco-Kolonisation, denen die Regierung freie Rückkehr ins Vaterland gewährte. Sie führten eine Schaar schön gefiederter und höchst geschwätziger Papageyen mit sich, welche die an Bord eines französischen Schiffes überhaupt nicht sparsame Konversation, wenigstens in der Wirkung für das Ohr noch verzehnfachten, und geschaukelt auf Masten und Tauwerk einen gar bunten Anblick gewährten. Einer dieser gefiederten Schwätzer mußte nothwendig in einer stark bevölkerten Kinderstube seine linguistischen Studien gemacht haben; denn seine Fertigkeit in täuschendster Nachahmung aller Arten von Kindergeschrei war unglaublich; das Mirren des neugebornen Kindes in der Wiege, das eigensinnige Plärren der Ungezogenheit, das Zetergekreisch unter der Strafruthe, Alles glaubte man abwechselnd an Bord zu haben, eine ganze Brut von Schreihälsen, und immer war es der Eine gefiederte Künstler.

Unsere Tagesordnung während dieser Seereise gestaltete sich in bekannter, den Umständen nach recht angenehmer Weise. Die Frühstücks- und Mittagstafel war mit Speisen und Weinen vollkommen so gut, wie in pariser Restaurationen erster Klasse besetzt. Die französischen Paketboote haben seit einigen Jahren angefangen, einen großen Theil ihrer Lebensmittel, namentlich frisches Fleisch, Milch, ja fertig gekochte Gerichte der feinsten Gattung „en conserve" mit sich zu führen, d. h. in blecherne oder zinnerne Gefäße verpackt, welche man nach der Füllung luftleer pumpt, dann hermetisch verschließt, und erst im Augenblick des Gebrauchs wieder öffnet. All unser während der ganzen Reise genossenes Rind-, Kalb- und Hammelfleisch war auf diese Weise vor 4 bis 5 Monaten zu Bordeaux eingenommen, und erwies sich ohne Unterschied frisch wie eben von der Schlachtbank kommend. Eben so die Milch frisch wie von der Kuh; und einzelne Gerichte, Kalbskopf à la suprême, Salmi de perdreaux aux truffes, Puter in Gelee u. dgl. m., Alles vor eben so langer Zeit in Bordeaux bereitet, hätte am Tage dieser Bereitung nicht tadelloser seyn können, als wir es im fünften Monat genossen. Diese Erfindung ist ein wichtiger Fortschritt in der Civilisation des Schiffspassagierlebens, wo die Tafelfreuden, wenigstens für die der Seekrankheit nicht allzu sehr unterworfenen Reisenden, neben angenehmer Konversation, am Ende der Hauptzeitvertreib sind. Studiren, Lesen und Schreiben geht besonders bei schlechtem Wetter nur sehr mäßig von Statten. Der Tag verstreicht in ziemlich nichtsnutziger Weise, zwischen Essen und Trinken, Plaudern, vergeblichem Ausschauen nach besserm Wetter oder merkwürdigen Gegenständen, allenfalls einer Partie Schach oder Whist. Von Seereisen, in so fern man nicht dabei verunglückt, läßt bei weitem seltener als von Landreisen sich rühmen, daß schon der Weg das Ziel sey!

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Bruchstück aus dem Tagebuch einer Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831. Von A. v. Bunge.

2. Reise durch die Mongolei.

Tschadao ist der nördliche Vorposten der großen Mauer, und liegt mitten auf dem sanften, wenn gleich felsigen nördlichen Abfall des Gebirges, über welches sich jene Mauer hinzieht. Dieser nördliche Abfall ist bei weitem nicht so stark als der südliche, daher auch die Ebene, die nach ihm folgt, weit höher gelegen, und der Unterschied des Klima's dies- und jenseits des Guan-gou sehr bedeutend. Jetzt war mir dieß freilich weniger auffallend, da weder hier noch dort an der Vegetation merkliche Fortschritte zu sehen waren (es sey denn, daß in der Ebene von Pekin die Ulmen schon blühten, während hier noch nichts davon zu bemerken war); mehr aber schon nach 14 Tagen, da ich wieder hieher zurückkehrte, und noch auffallender erschien es, als wir im Julius unsere Rückreise nach Rußland antraten. Da sprang die entschiedenste Veränderung der Vegetation von der großen Mauer an in die Augen. Nicht mehr sah man hier die herrlichen Stämme des düstern Juniperus Chinensis, der lebensvollen Salisbouria adiantifolia und der schattigen Ailanthus glandulosa; nicht mehr die schönbelaubte Kœlsenteria paniculata, die blüthenreiche Catalpa syringæfolia und die fruchtbare Diospyros Schitse; nicht mehr die stachlige Gleditschia Chinensis, die zarte Acacia Nemu und die glänzende Magnolia Yulan, selbst der Wallnußbaum und die Kastanie fehlten, und nur hin und wieder standen hohe Stämme der Sophora Japonica vor den Wirthshäusern, zur Abwechslung der Ulmen, Pappeln und Trauerweiden. Auch der Wein gedeiht hier nicht mehr, und wie die Bäume, so sind auch die Sträucher und Kräuter hier anders, und den üppigen Wuchs einer Menge von südlichen Formen vermißt man diesseits der großen Mauer gänzlich. Doch alles dieß sah man jetzt (den 16 [28] März) nicht, denn noch lag die Natur im Schlafe.

Das Wirthshaus in Tschadao, den Kosaken, die die Mission begleiten, schon aus der Tradition ihrer ältesten Kameraden, die vor langer Zeit hier waren, unter dem Namen des süßen Wirthshauses bekannt, verdient diesen Namen wegen des mannichfachen süßen Backwerks, welches dort, vielleicht schon seit undenklichen Zeiten, bereitet wird. Auch im Uebrigen ist die Bedienung in diesem Wirthshause vortrefflich, und man wird — eine große Seltenheit in China — nicht geprellt. Wir hielten uns hier nur so lange auf, als nöthig, um ein wohlschmeckendes chinesisches Mittagsmahl einzunehmen, während dessen auch unser Gepäck ankam. Dann setzten wir unsere Reise fort, da es noch nicht spät war, und wir der Versicherung unseres Begleiters glaubten, daß in dem 25 Li entfernten Jui-lin das Nachtlager aufgeschlagen werden solle. Unser Weg führte uns anfangs durch eine sanft abfallende, steinige, wenig belaubte Ebene, bald aber verschwanden die Steine, und so weit man sehen konnte, zeigten sich weit ausgedehnte höchst sorgfältig nivellirte Aecker, zwischen denen wir bis zur Stadt Jui-lin hinritten. Mit Sonnenuntergang kamen wir hier an. Es ist keine große Stadt, und nur von einer Mauer umgeben, in deren östliche Pforte wir einritten, um durch eine gerade Straße durch das westliche Thor wieder hinauszureiten. Unsere Hoffnung, hier Halt zu machen, um das Gepäck abzuwarten, und endlich einmal nach anhaltender Anstrengung mit Bequemlichkeit auszuruhen, schlug fehl, da uns unser Begleiter bedeutete, noch weiter bis zur Festung Chuai-lai zu ziehen. So wie wir Jui-lin im Rücken hatten, wurde es schon dunkel, bald aber trat der Mond hervor, und beleuchtete, von schwachen Wolken bedeckt, mit mattem Schimmer die anmuthige bebaute Gegend, die wir durcheilten. Es ist die Fortsetzung der weiten Ebene, die unterhalb Tschadao beginnt, rechts und links in weiter Entfernung von Bergen begränzt. Der Mond versteckte sich gänzlich, ehe wir Chuai-lai erreichten, und es war stockfinster, als Hundegebell uns die Nähe der Stadt verkündete, zu der zu gelangen wir über eine mächtige sehr steile Brücke steigen mußten. Chuai-lai ist sehr stark befestigt, d. h. es ist von einer doppelten Mauer umgeben, in deren äußere uns ein Thor, in die innere drei Thore führten; aber alle diese Thore waren offen, und keine Wache war zu sehen; vor dem zweiten innern Thore standen auf einem kleinen erhöhten Mauerwerk drei kleine

Digitized by Google

Kanonen. Wir durchritten die Stadt von einem Ende zum andern; sie schien wie ausgestorben, kein lebendes Wesen regte sich darin, obgleich es kaum etwas über 9 Uhr Abends seyn mochte; wir passirten die vier Pforten der entgegengesetzten Seite, und gelangten gleich darauf zum Absteigequartier in der Vorstadt. Dieses scheint ausschließlich zur Aufnahme von reisenden Beamten von der Krone unterhalten zu werden. Es ist sehr geräumig, überall mit dem kaiserlichen Wappen, furchtbaren Drachen, verziert, die Möbeln mit rothem Tuche bedeckt, die Wände mit großen Bildern behangen, aber dabei kalt, dunstig und ohne Bequemlichkeit, so daß man selbst das Essen aus einem andern Wirthshause holen muß. Erst nach 1 Uhr nach Mitternacht kam unser Gepäck an, das viele Beschwerde bei der steilen Berge verursacht hatte. Am folgenden Tage verließen wir erst um 8 Uhr unser Nachtlager in Chnaitai, und zogen in derselben Ebene, wie gestern, gerade nach Westen weiter. Das weite Thal, das sich auf eine bedeutende Strecke bis Zsimin-i in die Länge ausdehnt, ist von beiden Seiten von hohen Bergen umgeben. Zur Linken hatten wir die schroffe Bergkette, die wir gestern überstiegen, und deren Spitzen sich nach Westen zu immer mehr erheben, so daß einige von den höchsten jetzt noch mit Schnee bedeckt waren; zur Rechten erhebt sich ein weniger hohes, aber nicht minder steiles und unwirthbares Felsengebirge, das die nördliche Gränze des eigentlichen China bildet. Zuweilen laufen kleinere Ketten vom Hauptgebirge von beiden Seiten einwärts ins Thal, und verengern dieses, schließen es aber nirgends ganz. Ehe wir uns einem kleinen Städtchen, das mit einer Lehmmauer umgeben war, dessen Namen ich jedoch nicht erfahren konnte, und das 18 Li von Chuai-tai entfernt liegt, näherten, erblickten wir in blauer Ferne den isolirten Berg Zsi-min-schanj, das noch über 70 Li (5 deutsche Meilen) entfernte Ziel unserer heutigen Tagereise, gerade vor uns im NW. gleichsam in Nebel gehüllt. Von beiden Seiten schicken die Gebirgsrücken hier gegen einander starke Ausläufer aus, und in der Mitte steht dieser in vieler Hinsicht merkwürdige Berg. In der Gegend, die wir durchzogen, war der Boden abwechselnd bald dicht mit Steinen besäet, und dann unangebaut, bald bestand er in einem fetten, lehmigen, ganz steinlosen Grunde, der trefflich bebaut war. Alle Aecker sind mit der größten Sorgfalt geebnet, und haben alle eine bestimmte sanfte Neigung nach einer Seite hin. Jeder Acker hat an seinem obern Ende einen Brunnen, der mit einer Pumpe versehen ist, die das Wasser in eine Menge kleiner Kanäle schafft, aus denen es fast zwischen jede Furche des Ackers geleitet wird. Hier sah ich auch, wie ein Feld besäet wurde, und die höchst zweckmäßige Säemaschine, die die Saat aus drei kleinen Trichtern höchst gleichmäßig in drei zu gleicher Zeit gezogene Furchen fallen läßt. Zwischen je drei solchen Furchen wird ein Raum übrig gelassen, in den später eine andere Kornart oder Gemüse gesäet oder gepflanzt wird, die erst dann stark zu wachsen beginnt, wenn die Ernte der ersten, gewöhnlich des Weizens, schon eingeräumt ist, was gewöhnlich gegen das Ende des Mais geschieht. Da das Korn nun weder geschnitten noch gemäht, sondern mit der Wurzel ausgerissen wird, so erhält ein Feld, das eben erst mit reifem Korn bedeckt war, plötzlich wieder ein lebhaft grünes Ansehen, und den traurigen Anblick der Stoppelfelder hat man in China nie. Auch gepflügt wurde hier, bald mit Menschen, bald mit Pferden, Maulesein und Eseln, höchst selten sah man einen Ochsen vor den Pflug gespannt.

Nachdem wir 50 Li zurückgelegt, erreichten wir die Stadt Tchumeon, die mit einer Mauer umgeben ist; die Männer der Stadt schienen sie alle verlassen zu haben, nur hin und wieder sah man einige Frauen, unter denen mir einige mit großen Köpfen auffielen, aber vor den Häusern spielten eine große Menge kleiner Mädchen in Gruppen von 10 bis 20. Theils mochten die Feldarbeiten die Männer beschäftigen, theils aber zog, wie ich später erfuhr, der eben jetzt in dem nahe gelegenen Städtchen Scha-tschen gehaltene Markt eine Menge Käufer und Verkäufer an sich. Knaben und Greise aber sind stets auf den Landstraßen zerstreut, um den hier so kostbaren Dünger zu sammeln, um dessentwillen sie oft eine Karawane, die ihnen viele Ausbeute verspricht, viele Li weit verfolgen.

Zwanzig Li weiter kamen wir zur Stadt Esa-tschen oder Schatschen (Sandstadt), so wegen der sandigen Gegend, in der sie liegt, und die sich zu unserer Linken in viele Sandhügel erhob, genannt, bei deren Thoren schon wir eine große Lebhaftigkeit des Verkehrs bemerkten. Wir glaubten anfangs den Grund in einem feierlichen Zuge zu finden, der uns gleich beim Eintritt in die Stadt begegnete, und den eine Hochzeit bildete. Musik ging dem Zuge voran, dann folgten mehrere festlich geschmückte junge Chinesen zu Pferde, darauf kamen drei verdeckte Tragsessel mit Fenstern, in jedem eine hübsche junge Chinesin stattlich ausgeputzt, von denen eine die Braut seyn sollte; viele Reiter schlossen den fröhlichen Zug. Je weiter wir aber in der Stadt vordrangen, desto bedeutender erschien die Volksmenge, bis wir mit Mühe uns vordrängten zu dem Wirthshause, wo wir Rast halten wollten. Hier, wo das wogende Gedränge am ärgsten war, erfuhren wir endlich, daß Jahrmarkt sey. Mit genauer Noth erhielten wir ein kleines Zimmer für uns in dem voll gedrängten Wirthshause, wo Wirth und Diener vollauf zu thun hatten. Der würzige Dampf, der aus der mächtigen Küche hervordrang, lockte eine Menge Hungriger herbei, die auf Bänken im Innern, auf dem Hof und auf der Straße vertheilt ihr Mittagsmahl, aus Nudeln mit Schweine- und Schaffleisch, gekochten kleinen Fleischkuchen, Pfannkuchen mit Fleisch, und besonders aus Reis. Alles wie vielem Essig und trefflicher Soja, und den verschiedenartigsten scharf gesalzenen Pieculis aus Bambussprossen und Kürbisschalen, Möhren und Beten gewürzt, verzehrten, und gewärmten Schanschü aus kleinen Tassen dazu tranken. In der Küche selbst war die größte Thätigkeit; die große Nudelmaschine in der Mitte derselben über dem Kessel angebracht, auf der ein Mensch saß, um die Nudeln durch ein durchlöchertes Gefäß gerade in den Kessel zu drücken, war unter schrecklichem Knarren in beständiger Bewegung. Die Diener, die Forderungen der Gäste vernehmend, sangen sie in gedehntem Tone laut ab, und eben so wiederholte es mit der größten Anstrengung der schon heiser gewordene Wirth, zum Zeichen, daß er es vernommen und die Wünsche sogleich befriedigen werde. Der Lärm war unbeschreiblich. Neugierig, das Treiben auf dem Jahrmarkt näher anzusehen, ging ich hinaus und drängte mich vor zu den Reihen von Verkäufern, die sich hier mit allerhand Kleinigkeiten und Krämerwaaren vor den Häuserreihen niedergelassen hatten. Meist waren es allerhand Eßwaaren, Leckerbissen, verschiedene Getreidearten zur Aussaat, Gewürze, Drogen, Putzwaaren u. dgl. m., die hier feil geboten wurden. Besonders fielen mir die hier in großer Menge zum Verkauf ausgebotenen Samen einer Art Xanthoxylum auf, die hier die Stelle des Pfeffers vertreten, dann aber auch ein schwefelartiger Salmiak von röthlicher Farbe, der aus Turkestan kommen soll, als Arzneimittel gebraucht, und für ein starkes Gift von den Chinesen gehalten wird. Die Verkäufer erlaubten es mir nicht einmal zu berühren, und trotz dem, daß ich ihnen, so viel sie verlangten, dafür bot, wollten sie mir nicht ein Stückchen davon verkaufen. Auch wurde hier viel von dem berühmten Mittel Tsu-tschi verkauft, das durch seinen Arsenikgehalt wohl eher als ein Gift gelten dürfte. Doch die Gefahr, von der furchtbar andringenden Menge erdrückt zu werden, bewog mich bald, mich eiligst wieder in das Wirthshaus zurückzuziehen, bis wohin ein ganzer Haufen Neugieriger mich verfolgte. Die Mehrzahl der Einwohner Schatschens sind Nachkommen von Tataren, die vieler aus Turkestan vor vielen Jahren versetzt wurden, und muhammedanischen Glaubens.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Dr. Clark bemerkt in seinem Werk über die Lungenschwindsucht, daß große Hitze eine bedeutende Veranlassung der Krankheit, daß aber Malayen und Neger ihr unter übrigens gleichen Umständen weit mehr unterworfen seyen. Die Todesfälle an Schwindsucht unter den englischen Truppen sind in Westindien am zahlreichsten, auf dem Kap und in Ostindien am seltensten. Von 1000 Todesfällen unter den Weißen sind 120 oder wenig mehr als ein Achtheil Folge von Lebertrankheiten (pulmonic diseases), während von 1000 Schwarzen 472 oder fast die Hälfte daran starben.

•

Kapitän Sabine behauptet, es gebe zwei südliche magnetische Pole, der stärkere liege südwärts von Neuholland, der schwächere im südlichen Theile des stillen Oceans, wahrscheinlich im Südsüdosten von Neuseeland.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 275. 2 Oktober 1835.

Kapitän Backs Expedition.

Der öfter in diesen Blättern erwähnte Kapitän Back ist nun bekanntlich von seiner mühe- und gefahrvollen Reise im nördlichen Theile von Amerika nach England zurückgekehrt, und bis er selbst genauern Bericht über dieselbe abstattet, theilen wir zur bessern Orientirung nachstehenden Umriß seines letzten Ausfluges nach dem Meere mit.

Am 7 Junius 1834 verließ er mit seinen Leuten Fort Reliance, und brachte den Rest des Monats damit hin, sein Boot und seine Vorräthe auf Walzen nach dem bestimmten Einschiffungspunkt am Thiewee-cho-dezeth zu schaffen, ein sehr schwieriges Unternehmen, denn die Entfernung betrug über 200 englische Meilen, und die Mannschaft war keineswegs besonders kräftig, da sie den ganzen vorhergehenden Winter sich mit sehr schmaler Kost hatte begnügen müssen. Dennoch wurde Alles glücklich zu Ende geführt, und am 7ten Julius sagten sie, nämlich Kapitän Back, Herr King, der Arzt, und noch acht andere Europäer ihren Gefährten Lebewohl, und fuhren in der Richtung, über die sie sich schon das Jahr vorher genaue Auskunft verschafft hatten, den Strom hinab. Anfangs war er tief und von Schnellen unterbrochen, als werde er von einer von Ost nach West streichenden Gebirgskette quer durchbrochen; weiterhin aber floß er mit geringen Unterbrechungen ruhig gegen Norden, bis er unter 65° 40′ N. B. und 106° 35′ W. L. *) mit Einemmal sich gegen Osten wandte, und somit die bisher genährte Hoffnung zerstörte, in der Nähe von Bathurst's Einfahrt das Meer zu erreichen. Der Strom wurde nun sehr breit und zerfiel in eine Reihe kleiner Seen, die mit einem so großen See endigte, daß man nach mehrern Seiten hin nichts als Wasser und Himmel sah; hier wurde die Expedition sehr durch Eis aufgehalten, so daß sie 20 Meilen weit nur vermittelst großer Anstrengung sich fortarbeitete. Als man wieder in freies Wasser kam, verengte sich mit Einemmale der Strom, floß unter zahlreichen Schnellen und Wasserfällen fortwährend östlich, und sogar südöstlich, bis er endlich unter 65° 54′ N. B. und 98° 10′ W. L. v. G. (80° 30′ W. L. von Ferro) nicht ferne von der Spitze der Wager Bay mit großer Wuth durch einen Granitberg sich Bahn brach, und nun ziemlich gerade gegen Norden floß. Hier wurde er abermals sehr breit, — 1000 bis 2000 Schritte, — und noch mehr von Schnellen und Wirbeln unterbrochen; auch das umliegende Land war uneben und bergig. Die ersten Eskimos trafen sie nicht ferne von der See; sie fischten am Fuße eines bedeutenden Falles, und obwohl sie anfangs zu Feindseligkeiten geneigt schienen, so wurden sie doch bald gefällig und dienstfertig. Am 29sten Julius erreichte die Expedition das Meer unter 67° 7′ N. B. und 94° 40′ W. L. (77° W. L. v. F.).

Der Strom endete zuerst in einer schmalen Seebucht voll Untiefen und Sandbänke, und die Aussicht gegen Norden war zum Theil gesperrt durch einen hohen Landvorsprung, dem man später den Namen Victoria Point gab. Bald aber erweiterte sich die Bucht, die westliche Küste lief gegen Nordosten, die östliche gegen NO. g. O., und da Kapitän Back jetzt östlich von dem Pfeiler des Commodore Roß war, so hielt er es für seine Pflicht, westwärts zu gehen, um denselben wo möglich aufzufinden. Aber das Treibeis war in dieser Richtung so dicht am Ufer aufgeschichtet, und durch heftige Nordwestwinde so oft und so gefährlich in Bewegung gesetzt, daß er nicht über 68° 45′ N. B. und 96° 22′ W. L. (17° 42′ v. F.) hinauskommen konnte, wo das Ufer auf einer Strecke 83 M. gegen Nordnordwest fortgelaufen war. Von diesem Punkte aus sah man einen klaren Eishorizont gegen Nordnordwest, und in dieser Richtung schien eine Fahrt durch offenes Meer vorhanden zu seyn,*) da die Fluth von dieser Seite her kam, und an der gegenüberliegenden Küste die Rückenwirbel eines Wallfisches mit mehrern Stücken Treibholz sich fanden, welches nur wenig von Wasser angegriffen war, und zu der weißen Fichtenart gehörte, welche, wie bekannt, dem Mackenzie eigenthümlich ist. Gerade gegen Norden waren zwei blaue Gegenstände, welche große Inseln zu seyn schienen. Gegen Nordosten war Wasser und Eis, und weiter hin, was man einen Wasserhimmel zu nennen pflegt. Gegen Osten war die See klar, und zeigte nur eine kleine Insel in südöstlicher Richtung in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen: rechts zwischen der Insel und dem festen Lande war wieder ein weiter offener Raum.

*) Von Greenwich nämlich; rechnet man den Unterschied der Länge von Greenwich bis Ferro mit 17° 40′ ab, so ist es 88° 55′ W. L. von Ferro.

*) Dieß ist ganz entschieden gegen die Ansicht des Kapitän John Roß.

Digitized by Google

Das Aufeinanderschichten des Eises fand hauptsächlich am westlichen Ufer statt, weiter hinaus, namentlich gegen Osten war die Fahrt völlig frei. Hätte Kapitän Back nicht gewußt, daß Kapitän Roß bereits zurückgekehrt sey, so wäre er in dieser Richtung weiter vorwärts gegangen, und würde somit die Frage, ob Kapitän Roß bloß auf einer Insel oder auf dem festen Lande von Amerika war, entschieden haben. Unter diesen Umständen aber, und bei dem schwierigen Unternehmen, einen so reißenden und von Schnellen und Fällen unterbrochenen Strom, wie den Thlewee-cho wieder nach seinem Winterquartier hinaufzufahren, wäre es unentschuldbar gewesen, wenn er in seinem schwachen, noch dazu beschädigten Boote die Küste hätte verlassen wollen. Er kehrte deßhalb am 15ten August um, nachdem er von den befreundeten Eskimos eine freilich nach ihrer Art entworfene Zeichnung der angränzenden Küste erhalten hatte: Kapitän Back hat diese mit sich gebracht, und so weit sie reicht, bestätigt sie auf eine auffallende Weise die Resultate seiner eigenen Beobachtung. Auch bestieg er günstig gelegene Berge in der Nachbarschaft, um eine möglichst weite Aussicht zu gewinnen. Auf dem Rückweg mußte er sein Boot zurücklassen, und seinen Weg zu Fuß auf dem jungen Eise fortsetzen, da aber seine Leute wohl mit Lebensmitteln versehen waren, so litten sie durch die vergrößerte Anstrengung nur wenig. Am 27sten September kamen sie nach einer Abwesenheit von 3½ Monaten wieder bei Fort Reliance an, und man kann ihrer Rückkehr nach England im Monat November in einem Schiffe der Hudsonbai-Kompagnie entgegensehen; Back selbst ging bekanntlich voraus.

Hinsichtlich der Resultate seiner Reise läßt sich bei dem sehr magern Umrisse noch keine reife Meinung bilden. Indeß kann man aus den vorliegenden Briefen schon abnehmen, daß große Gefahren und Schwierigkeiten mit großem Muthe und bewundernswürdiger Klugheit überwunden wurden, daß er nahe an 1000 engl. Meilen neuen Landes durchzog, von dem man bisher nur unsichere indianische Nachrichten besaß, die sich jetzt großentheils als falsch bewiesen haben. Außer dem aber sind die Resultate wesentlich negativ. Die frühern, namentlich auf die Darstellungen von Sir John Roß gegründeten Ansichten von der Gestaltung des nördlichsten Theils von Amerika erleiden eine bedeutende Veränderung, namentlich ist es mehr als bloß wahrscheinlich, daß das Boothia des letztern eine bloße Insel sey, eine Vermuthung, der keine seiner Angaben widerspricht, außer etwa die, daß das Niveau des Meeres östlich und westlich von dem Isthmus verschieden sey: was es aber mit dieser Behauptung für eine Bewandtniß habe, ist früher schon erwähnt worden. *) Backs Unternehmung hat jedenfalls dazu beigetragen, das noch übrige Stück Arbeit wesentlich zu erleichtern; man weiß jetzt, daß von Chesterfield's oder Wager's Einfahrt bis zum Thlewee-cho die Entfernung nicht groß ist, und von der Repulse-Bai bis in das Meer, in welches dieser Fluß fällt, ist sie wahrscheinlich noch geringer, und in zwei Sommern ließe sich das Ziel vollends erreichen. Im gegenwärtigen Augenblick beabsichtigt der englische Board of Admiralty, eine Reihe von magnetischen Beobachtungen in der südlichen Hemisphäre anstellen zu lassen, und sehr zu wünschen ist, daß zugleich ähnliche Untersuchungen auf dem entgegengesetzten Punkte angestellt würden.

*) Siehe Ausland, Nr. 203. v. d. J.

Reisebilder

zwischen Veracruz und Straßburg aufgefaßt. Mai bis Julius 1832.

1. Reise bis Bordeaux.

(Fortsetzung.)

Am 21sten Mai, dem 12ten Tage nach unserer Seefahrt, lagen der Golf von Mexiko und der Kanal von Florida hinter uns; wir hatten jetzt von den 6000 engl. Seemeilen, die man zwischen Veracruz und der Girondemündung rechnet, 1441 zurückgelegt, und waren unter 28° 31′ N. B. und 81° 55′ W. L. v. P. im großen atlantischen Weltmeere angekommen. Der Barometer stand auf 28′ 1″, der hundertgradige Thermometer auf + 19½ für die Luft, aber auf + 21½ für das Wasser; denn wir befanden uns noch mitten in dem durch seine höhere Temperatur ausgezeichneten Golfstrom. Alle diese Tage hindurch von Wind und Wetter ungemein begünstigt, hatten wir schon frühmorgens am 18ten Mai zu unserer Rechten einige schwache Umrisse der Insel Cuba ins Gesicht bekommen; noch aufmerksamer aber zwei in unserer Nähe sich bildende ungeheuere Wasserhosen betrachtet, deren eine sogar einen Augenblick in gefährliche Berührung mit uns zu kommen drohte. Einer noch größeren Gefahr fanden wir uns am Abend desselben Tages ausgesetzt, wo, während wir mit vollen Segeln gingen, der Wind plötzlich, ja mit Blitzesschnelligkeit die ganze Rose umlaufend, aus Nordwest nach Südost übersprang; es schien einen Augenblick wir könnten dem nassen Grade nicht entgehen, welchem die jetzt ganz fehlerhaft gewordene Segelrichtung uns rückwärts drängend zutrieb, des Schiffes Vordertheil hoch gebäumt, der Stern schon unter Wasser. Mit großer Kaltblütigkeit und Raschheit wurde indessen die Stellung der Segel geändert, und in anderthalb Minuten war alle Gefahr vorüber. Am 15ten, 18ten, 19ten und 20sten entluden sich furchtbare Gewitter über uns; es ist ein majestätisches Schauspiel, wenn, unter gräßlichem Gekrache diese feurigen Blitzesschlangen, links und rechts, hinten und vorn in die schäumenden und wirbelnden Fluthen fahren. Am 19ten Abends erblickten wir die niedrige, dürre, gestrüppbewachsene Küste von Florida: auf der Südspitze steht zwar ein Leuchtthurm, aber nicht angezündet! Den stellenweise kaum eine Stunde breiten Kanal, d. h. ein östlich von jener Küste, westlich von den mit der Bahamabank zusammenhängenden Untiefen begränztes Fahrwasser, durchsegelten wir, mit 8 Knoten günstigen Windes und 3½ Knoten Golfstrom, also beinahe dritthalb deutsche Meilen in der Stunde zurücklegend, bei ganz ruhiger spiegelheller See, und herrlichem nur zweimal durch kurze Gewitterschauer unterbrochenem Wetter. Bis dahin waren, seit Veracruz, neun Schiffe uns begegnet, worunter vier denselben Kurs steuernd, überholt, und bald weit zurückgelassen wurden. Mit einer französischen Goelette wollten wir ein Signalgespräch anknüpfen, sie

Digitized by Google

schien aber auf dergleichen Redekunst nicht eingerichtet, oder auch, an unserm raschen Vorbeifahren sich ärgernd, tückisch und maniſant zu seyn.

Die nächsten drei Wochen waren sehr stürmisch, in der Hauptsache jedoch angenehm, weil wir tüchtig vorwärts kamen; denn Aeolus blies aus der uns günstigsten Ecke. Aber die Sonne bekamen wir fast nicht zu sehen. Der Barometer fiel zuweilen bis unter 27. Bei Sturmsgeheul, Platzregen und Ungewitter wurden wir fortgepeitscht auf den schäumenden Wogen, zuweilen 12 bis 13 Knoten in der Stunde; nur selten veränderte der Wind seine günstige Richtung, dann trieben wir vor dreifach gerefftem Marssegel; einigemal traten auch gänzliche Windstillen ein, und das waren die unbehaglichsten Momente, unser kleines Fahrzeug rollend in der vom vorangegangenen Sturm noch empörten, furchtbar hohlen See, daß wir, mit Allem was niet- und nagellos darin, chaotisch durch einander stürzten. Wir zerrissen drei Hauptsegel, und waren häufig bedroht, die Masten über Bord gehen oder das Steuerruder zertrümmert zu sehen. Auf dem Verdeck vermochten, wegen der überschlagenden Sturzwellen, wir Passagiere nur selten eine Viertelstunde auszudauern: zweimal packte mich ein solcher nasser Eindringling, warf mich auf alle Viere, und ließ keinen trockenen Faden an mir. Die meisten Gefährten wurden fürchterlich seekrank, selbst einige Offiziere und Matrosen. Solch Unwetter ist nicht ungewöhnlich auf dem Meeresstrich zwischen den Bermuden und Canada, doch schien es in dieser Jahreszeit unserm Kapitän unerhört. Vielleicht war der am 5ten Mai stattgehabte Durchgang des Merkurs durch die Sonne nicht ohne Einfluß darauf geblieben. Uns entschädigte für alles Ungemach die seltene Schnelligkeit, mit der wir unserm Ziel uns näherten. Am 4ten Junius um Mittag machten wir 38° 49′ N. B. und 51° 19′ W. L. v. P.; am 12ten Junius 43° 50′ N. B. und 25° 51′ W. L., hatten also an letztgedachtem 34sten Tage unserer Fahrt über $^3/_5$ der ganzen von uns zu durchlaufenden Strecke zurückgelegt, die Azoren — ohne sie zu sehen — passirt, und schwammen schon in europäischen Gewässern. Noch einige Gunst von den Windgöttern, so konnten wir binnen fünf Tagen in der Gironde vor Anker liegen, und in der ungewöhnlich kurzen Frist von 39 Tagen die ganze Reise beendigt haben. Was, in den letzten drei Wochen, außer Himmel und Wasser es für uns zu sehen gab, war kaum der Rede werth. Wir begegneten nur 7 Schiffen, den meisten in weiter Ferne; doch kam ein dicker ungestalteter Wallfischjäger uns nahe genug, den gewöhnlichen Schiffsgruß mit ihm zu tauschen. Der gewöhnlichen Begleitung von Meerschweinen, Delphinen und Nautiliussen entbehrten wir zwar nicht ganz, doch zeigten sie sich seltener auf der Oberfläche ihres sehr empörten Elements: die letzteren kleiner, farbloser, je weiter wir nach Norden vorrückten, und endlich gar nicht mehr. Eines Tages sahen wir eine auf ein Brett gebundene Schildkröte, wenigstens 70 bis 80 Pfund schwer auf dem Meere treiben, und hätten sie gern aufgefischt, aber das Wetter war zu stürmisch. Ein andermal ward ein großer Wallfisch in weiter Ferne sprützend erblickt. Unsere Lufttemperatur war fast die ganze Zeit hindurch die eines schlechten europäischen Oktober-, ja Novembertages gewesen, der hundertgradige Thermometer selten über + 12 bis 13 zeigend, gewöhnlich bei weitem darunter. Wir vertrugen nicht nur sehr gut die Mäntel auf dem Verdeck, und die wollenen Decken im Bette, sondern wir würden sie sehr unbehaglich entbehrt haben.

(Schluß folgt.)

Latrobe's Bemerkungen
über den
Mangel an Nationalität in den Vereinigten Staaten.

Nicht leicht wird eine Bemerkung über Menschen und Sitten in den Vereinigten Staaten eine allgemeine Anwendung auf das gesammte Volk zulassen. Das einzige wirklich charakteristische Kennzeichen der Gesammtmasse der Bevölkerung ist ein entschiedener Abscheu gegen die monarchische Regierungsform und eine maßlose Bewunderung der republikanischen Form, unter der sie leben. Im Uebrigen zeigt das Volk durchaus keinen nationalen Charakter, und es ist selbst zu bezweifeln, ob sie bei der großen Verschiedenheit des Temperaments und der Lebensweise unter so verschiedenen Klimaten sich je hinreichend amalgamiren werden, daß ein, wenn auch in weiten Umrissen abgefaßtes Gemälde auf die Gesammtmasse passen kann. Hier sind die Nachkommen der ehemaligen Puritaner von reinem englischen Blute, deren Nachkommen sich auch über den jungfräulichen Boden von Ohio und überhaupt allenthalben niedergelassen, wo sie mit Verstand und Fleiß sich einen Weg bahnen konnten. Man findet den französischen Refugié in Westchester, die Holländer in New-York, die Deutschen im Mohawkthale, die Schweden in Jersey und Delaware, die Quäker und Deutschen nebst einigen abgesonderten irischen Kolonien in Pennsylvanien, die Nachkommen der Cavaliers in Virginien, Maryland und den südlichen Staaten, den Italiener und Spanier in Florida. Auf der andern Seite findet man zwischen dem Creolen in Louisiana und dem französischen Canadier an den obern Seen und Flüssen viele nicht minder von einander verschiedene Stämme, als die oben aufgezählten, obwohl sie jetzt durch eine gemeinsame Regierung und ein gemeinsames Interesse an einander geknüpft sind. Fügt man zu diesem einleuchtenden Grunde, weßhalb eine gegebene Beschreibung von Menschen und Sitten auf einem Landstriche sehr wohl, auf dem andern gar nicht passen kann, noch das Wanderleben eines großen Theils der Bevölkerung, die Leichtigkeit für die einen, einen hohen Grad von Civilisation zu erreichen, während der andere Theil in dieser Beziehung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wer wollte erwarten, daß irgend eine Schilderung des Charakters oder der Sitten für national gelten kann!

Hier aber stößt man wieder auf ein eigenthümliches Nationalgefühl. Es gränzt ans Lächerliche, wenn man einen Herrn aus Boston oder Baltimore, der in seinem Leben nie den Westen von Amerika gesehen hat, sich lebhaft ereifern sieht über eine Sittenschilderung der Distrikte des Westens. Man bemerkt alsbald, daß die Amerikaner, welche in ihren politischen Streitigkeiten unter einander mit Schimpfreden und Lästerungen weder Maß noch Ziel halten, gegen fremden Tadel in hohem Grade empfindlich sind, namentlich wenn der Tadel von einem Engländer kommt. Diese Schwäche ist fast eine Nationalkrankheit.

Chronik der Reisen.

Bruchstück aus dem Tagebuch einer Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831.

2. Reise nach der Mongolei.

(Fortsetzung.)

Nach ein paar Stunden Ruhe bestiegen wir wieder unsere Pferde, um noch an demselben Tage das 40 Li entfernte Dschwin-si zu erreichen. Es war sehr warm, ich möchte sagen heiß geworden, der Tag war vollkommen heiter und schön, und die Gegend, die wir durchzogen, bot uns schöne, höchst malerische Ansichten, denn schon hatten wir uns dem Gebirge, das uns zur Rechten lag, mehr genähert, und die wunderbaren Gestalten seiner schroffen Felsengipfel traten deutlicher vor die Augen. Wir durchzogen drei kleine Städte, Dun-ba-lin, Bao-ngan-i und Gha-

Digitized by Google

lin. Als wir uns Zsimin-i bedeutend genähert hatten, genossen wir der herrlichsten Aussicht; die Sonne senkte sich hinter das Gebirge, das gerade vor uns lag, und umgab es mit hellen Strahlen; während dessen östlicher Abhang in blauen dunstigen Schatten lag, waren dessen scharfe, schroffe Zackengipfel mit einem schönen Goldrande geziert, so daß das Ganze ungemein einer Gewitterwolke glich, die sich tief am Horizont vor die Sonne lagert, und der Täuschung sich hingebend, erwartet man in jedem Augenblick von einem zackigen Blitz die Wolke zerrissen zu sehen. Etwas vortretend rechts davon lag der graue Zsimin-schanj, vor allen übrigen Bergen sich erhebend, vereinzelt da, in seiner Form einem ungeheuren Zelte täuschend ähnlich. Mit Mühe entdeckt ein scharfes Auge Kennzeichen von den Gebäuden, die dessen Spitze zieren, und nur eine kleine fensterähnliche Oeffnung läßt den Bogen einer Brücke vermuthen, die, von einer der höchsten Spitzen zur andern führend, über einem furchtbaren Abgrund schwebt. Links schimmerte und rauschte der reißende Janj-tsche, und in weiter Ferne glänzte jenseits das hohe Gebirge von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet, während die felsigen Spitzen zur Rechten sich steil senkend nahe zum Wege traten, der hin und wieder von ihrem Gerölle bedeckt war. Dicht an den hohen Mauern von Zsimin-i machten wir Halt. Die hintere Wand des geräumigen Wirthshauses, das uns aufnahm, schließt sich dicht an die Stadtmauer. Bald ging der volle Mond auf, und beleuchtete mit seinem Silberglanze die wundervolle, unvergleichlich schöne Gegend; da hörten wir wilde und widrige Töne einer schrecklichen Musik immer näher und näher kommen, röthlicher Fackelschein mischte sich zu dem Silberglanze des Mondes; — ein prunkvoller Leichenzug geht vorüber, — die sterbliche Hülle der hohen Gemahlin des Gussai-Amban von Dshan-dsia-kou, eines hohen Staatsbeamten, wird mit standesgemäßem Pomp nach Peking getragen, um dort in ihrer Familiengruft beigesetzt zu werden. Die Zahl der Begleiter war sehr groß; viele von ihnen drängten sich in das Wirthshaus, wo wir abgestiegen waren, und eine Stärkung für den weitern Weg sich holend, machten sie einen wüthenden Lärm, der bis gegen Mitternacht dauerte, und uns Alle in der Ruhe störte.

Dessen ungeachtet war ich am andern Morgen schon vor vier Uhr auf, und zur Ausführung meines Vorsatzes, den Zsimin-schanj zu besteigen, bereit. Zu Genossen meines Unternehmens hatte ich sechs Kosaken, die das Seltsame des Berges bewogen hatte, einen Theil der ihnen sonst so theuren Ruhe aufzuopfern und mich zu begleiten. Ein Wegweiser fehlte uns zwar, allein so gut wir konnten, hatten wir uns nach dem Wege erkundigt, den wir einzuschlagen hätten, damit unser Unternehmen nicht an den jähen Klippen des Berges scheitern möchte. Den eingezogenen Nachrichten gemäß mußten wir erst 10 Li weit das Ufer des Janflusses aufwärts verfolgen, und somit den südlichen und westlichen Abhang des ganzen Berges umgehen, denn nur am nördlichen, am wenigsten schroffen Abhang war es möglich, einen Felsensteg hinaufzuführen, den auch wir nun besteigen mußten, wenn wir unser Ziel erreichen wollten. Meine Absicht war es, vor Sonnenaufgang auf der Spitze des Berges zu seyn, um von dort den erhebenden Anblick dieses Schauspiels zu genießen, und daher machte ich mich auf, als es noch völlig dunkel war; auch mußte ich eilen, um unsere Karawane bei ihrer Ausreise am Morgen wieder erreichen zu können, da diese uns nicht lange abwarten konnte. In der Dunkelheit, des Weges unkundig, gingen wir aus auf dem unebenen Wege, der zwischen dem Janfluss und dem steilen Abhang sich schmal hinwindet, und da wir schon glaubten, ziemlich weit gegangen zu seyn, fingen wir an, an dem Berge hinaufzusteigen, um so mehr dazu verleitet, da ein kleiner Fußsteig von einem der Kosaken aufgefunden wurde. Halb steigend und halb kriechend glaubten wir im Verhältniß zu unserer Anstrengung schon ziemlich hoch zu seyn, als wir plötzlich ein düsteres Licht vor uns erblickten. Wir stiegen darauf zu, und kamen an die Einfahrt zu einer Steinkohlengrube, wo wir einen schwarzen Bergbauer antrafen, der über unsere Ankunft eben so erstaunt war, als wir erfreut, jemanden zu finden, von dem wir Kunde über den Weg erhalten konnten. Mein Chinesisch reichte aus, um zu erfahren, daß wir weit nördlicher erst auf den Weg stoßen würden, den wir suchten, und den Rath zu vernehmen, wir möchten wieder hinabsteigen, um am Fuße des Berges so weit zu kommen. Dieß schien uns aber vollkommen überflüssig, auch that es uns um die vergebene Anstrengung leid, und wir wandten uns daher zwar immer weiter zum nördlichen Abhang, aber stets ein wenig aufsteigend, da uns dieß an den steilen Abhängen das Gehen erleichterte, zumal da wir längst jeden Steg verloren hatten. Mit unsäglicher Anstrengung ging es so wohl eine Stunde fort. Noch war es stockfinster, wir sahen weder Spitze noch Grund, und schwebten zwischen beiden. Wir hatten Mühe uns zusammenzuhalten, da jeder eine bequemere Stelle zu finden glaubte, und durch Zurufen versammelten wir uns nur zuweilen auf einem Fleck, der weniger gesenkt einen Haltpunkt darbot, um ein wenig auszuruhen. Rings in der Umgegend herrschte die tiefste Stille, nur der Jan rauschte; kein Lüftchen regte sich, der westliche Horizont war in Wolken gehüllt, an deren unterem Saum der sinkende Mond ohne zu leuchten in röthlichem Schimmer erschien; auf Augenblicke erhellten geräuschlos aufsteigende schöne Raketen in weiter Ferne die malerische Gegend. Da fing es an zu dämmern, ein Purpursaum zierte das leichte flockige Gewölk über uns, und die Felsenspitzen der uns gegenüberliegenden Berge erglühten auf einen Augenblick. In dem Maße, als es heller wurde, erschien uns unsere Lage immer schrecklicher. Schon hatten wir uns sehr hoch erhoben; wir schwebten über jähen Abgründen; vor uns sahen wir weder Weg noch Ausweg. Jeder Schritt kostete ungeheure Anstrengungen, und jeder Fehltritt drohte Verderben. Unsere Kräfte waren erschöpft, die lechzende Zunge klebte am Gaumen, ermattet lehnten wir uns an einen vorspringenden Felsen, der uns die Aussicht und den Weg vorwärts versperrte. Ihn mußten wir oberhalb oder unterhalb umgehen, wenn wir unser Ziel nicht aufgeben wollten, und doch schien dazu keine Möglichkeit vorhanden. Schon dachten wir daran, den eben so gefährlichen Rückweg anzutreten, da rief plötzlich einer der Kosaken, der, der kräftigste von Allen, bis oben hinangeklommen war, er sehe einen Weg, Gebäude, Tempel, er sehe die Möglichkeit hinzugelangen. Und von neuem Muthe beseelt, stiegen wir hinan, einander hülfreiche Hand leistend. Hier, in schwindelnder Höhe, verließen mich, der ich von Allen der schwächste war, die Kräfte; ich sank zusammen, und wurde nur mit Mühe von einem kräftigen Kosaken gehalten. Von hier an wurde ich mehr gezogen, als daß ich selbst ging, und häufig legte sich einer von den Kosaken, mein treuester Begleiter, platt an den Abhang hin, um meinem Fuße einen sichern Stützpunkt zu geben. So erreichten wir endlich mit der augenscheinlichsten Gefahr, mit unglaublicher Anstrengung erst den gebahnten Weg, und dann mit Leichtigkeit die Gebäude des untern Tempels. Hier nämlich, in der Mitte des Berges, breitet sich der nördliche Abhang in eine kleine Fläche aus, durch Menschenhand erweitert, auf der ein buddhistischer Tempel mit einigen Nebengebäuden erbaut ist. Diese waren von zwei Greisen, Mönchen von der Sekte der Cho-schan, und von einem Knaben bewohnt, die uns freundlich empfingen, und uns durch einen Trunk köstlichen Wassers stärkten, das hier unter dem sorgfältig gesammelten und in einer Grotte das ganze Jahr hindurch erhaltenen Schnee hervorrieselt. Nach einigen Minuten Ruhe eilten wir nun, in der Begleitung des einen von den Mönchen und des Knaben, den steilen Felsensteg, der in den Porphyr des Berges gehauen zu seyn schien, zur Spitze hinan. Dieser Steg ist mit vieler Mühe gebaut, geht meist im Zickzack, und würde recht bequem seyn, wenn nicht eben jetzt noch stellenweise Schnee gelegen hätte, der, zum Theil geschmolzen, und durch den Nachtfrost erstarrt, höchst glatte Stellen bildete. Durch gegenseitige Hülfe gelangten wir jedoch sehr schnell zu dem Ziel unseres Strebens, und wurden für alle Beschwerden und Gefahren, denen wir uns freilich durch eigene Unvorsichtigkeit ausgesetzt hatten, überreich belohnt. Die herrliche Aussicht, die Timkowsky (Reise durch die Mongolei, 1ster Band) so treffend und genau beschreibt, gewann noch durch die schöne Beleuchtung der eben aufgegangenen Sonne. Zu unsern Füßen lag das ganze Zsimin-i, dessen hohe Mauern sich kaum von der Erde zu erhöhen schienen, ein kleines Viereck bildend; von dem Menschengewoge darin war nichts zu sehen, nichts zu hören. Tiefe Stille herrschte um uns, und nur zuweilen drang zu unserem Ohre, von einem kühlen Morgenwinde zugeweht, das Rauschen des silbernen Jan, der in vielen Armen und Windungen im W. und SW. den Berg umschlängelte. Rings um uns her erhob sich ein schroffes Gebirge, das die Ebene umgab, die wir durchzogen hatten, in der hin und wieder zerstreut Dörfer und Städte lagen, umgeben von fruchtbaren Feldern.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 276. 3 Oktober 1835.

Kolonie von Westaustralien.

Die Gründung der Kolonie von Swan-river erregte vor fünf Jahren einen Enthusiasmus in London, von dem man sich kaum einen Begriff machen kann. Der Bericht von Kapitän Stirling gab die reizendste Beschreibung von dem Klima und der Fruchtbarkeit des Landes, man beschloß eine Kolonie zu gründen, in welche weder Sklaven noch Sträflinge zugelassen werden sollten, und wer immer mit seiner Lage in England unzufrieden war, träumte sich ein Paradies in Westaustralien, und hoffte für seine Nachkommenschaft eine halbe Provinz zu erwerben, die mit der Zeit und zunehmendem Werthe ihnen eine fürstengleiche Existenz sichern sollte. Man sah Gardeoffiziere ihre Stellen verkaufen, um sich in dem neuen Arkadien niederzulassen, Advokaten ihre Clienten aufgeben, und londoner Krämer die Elle in eine Pflugschaar verwandeln. Ein Bruder von Robert Peel erbot sich 400 Arbeiter auf seine Kosten hinzubringen, und 50,000 Pfd. St. auf Urbarmachung seiner Ländereien zu verwenden, wofür er vom Parlament bedingungsweise einen Distrikt von 1 Million Morgen erhalten sollte. Die Regierung kündigte nun den 1sten Junius 1829 an, daß die Kolonie gestiftet werden sollte, daß der Staat niemand zu Auswanderung dahin oder zu seiner Erhaltung dort beistehen werde, daß er aber jedem der im Laufe des Jahres 1830 dort ankommen werde, Land im Verhältniß zu seinem Kapital, und zu den Arbeitern die er mitbringen werde, anweisen würde. Der Eifer der Kolonisten war so groß, daß am Ende des Jahres 25 Schiffe 850 Kolonisten gelandet hatten, welchen 525,000 Morgen Landes angewiesen waren. Peel kam zu spät um die großen Privilegien, die ihm versprochen worden waren, ansprechen zu können. Doch brachte er 300 Arbeiter mit, und machte sich berechtigt 500,000 Morgen zu erhalten.

Aber die Anfänge der Kolonie entsprachen den sanguinischen Hoffnungen der Auswanderer nicht; sie fanden sich auf einem sandigen und dürren Ufer gelagert, und Leute die nie an irgend etwas Hand angelegt hatten, sollten Häuser bauen, Land umbrechen, das Vieh, das sich verlief, im Wald suchen u. s. w. Sie hatten sich auf die Arbeiter verlassen, die sie mitgebracht hatten, aber diese sahen die Mittel vor sich ihre Zeit theuer zu verkaufen, und selbst Landbesitzer zu werden, und begannen sich so unerträglich aufzuführen, daß die Gentlemen froh waren, ihnen den Kontrakt aufzukündigen. Die Aktien der Kolonie fielen eben so schnell als sie gestiegen waren. Die unfähigsten und unzufriedensten der Einwanderer verließen die Kolonie, und begaben sich nach Sidney, auf das Kap, oder gingen nach England zurück, und füllten, wie man sich denken kann, Alles mit ihren Klagen und trostlosen Beschreibungen an. Diejenigen, welche sich vorbereitet hatten den ersten Kolonisten zu folgen, wurden von diesen übeln Berichten abgeschreckt, und blieben entweder in England oder gingen auf das Kap, oder nach Neu-Süd-Wallis. Die Hauptstadt der Kolonie Freemantle bestand noch nach einem Jahre aus einem sandigen Meerufer bedeckt mit Gebüsch, das zu Feuerholz niedergehauen wurde, aus einigen hölzernen Hütten, einer elenden Kneipe, in der sich eine Masse unzufriedener Kolonisten drängte, die nicht den Muth hatten sich ins Innere zu begeben, den Gouverneur mit ihren Klagen und Anklagen bestürmten, von Hütte zu Hütte und von Zelt zu Zelt im Sand wateten, um Grog zu trinken und zu schimpfen. Die Beschreibungen die von der Kolonie kamen, waren so entmuthigend, daß niemand mehr Schiffe auf Spekulation hinschicken wollte, so daß zwei Jahre lang das Nothwendigste fehlte, und alle Lebensmittel auf unerhörte Preise stiegen, welche die Mittel der Ansiedler vollends erschöpften. Allein während dieser Zeit hatten sich die thätigsten und entschlossensten der Kolonisten um bessere Ländereien im Innern umgesehen, und sich mit der Beharrlichkeit, welche die Engländer immer in ihren Kolonien ausgezeichnet hat, ans Werk gemacht; sie fanden das Land höher hinauf an den Flüssen, und strichweise im Innern besser als das Ufer versprochen hatte, die Urbewohner nicht zahlreich, und keineswegs feindlich gesinnt, und das Klima über alle Beschreibung vortrefflich. Sie bauten sich rohe Hütten, lebten vom Fischfang, der Jagd, und ihren mitgebrachten Vorräthen, bis ihre eigenen Felder ertrugen, und schlugen sich mit Mühe und Noth, aber mit Erfolg durch die zwei ersten Jahre hindurch. Von dieser Zeit an gedieh die Kolonie, die Städte Perth und Freemantle erhoben sich schnell, und man sieht jetzt regelmäßig angelegte Straßen mit steinernen Häusern, gute Wirthshäuser, öffentliche Gebäude, und einen regelmäßigen Markt. Sobald die ersten Pflanzer über ihr Bedürfniß zu ernten anfingen, wurde die Theurung der Lebensmittel ein Vortheil und ein Sporn zu neuen Umbrechungen; der Mangel an Sträf-

Digitized by Google

lingen lastete noch auf der Kolonie, weil die Schwierigkeit Arbeiter zu bekommen, bei der großen Leichtigkeit selbst Landbesitzer zu werden, überaus groß blieb; allein dennoch widerstanden die Ansiedler der Verführung, die Einfuhr von Deportirten zu verlangen, sie vertrauten auf ihre Energie, auf den Zufluß von Kolonisten, sobald sich die Aussichten besserten, und zogen vor, langsamere Fortschritte zu machen, als die moralische Pest der Deportirten sich einimpfen zu lassen. Die Zeit hat sie gerechtfertigt, und alle neuen Nachrichten von der Kolonie beweisen, daß sie in stetigem und schnellem Zunehmen ist, und obgleich sie noch zu unbedeutend ist, um einen politischen Rang einzunehmen, so muß sie doch in wenigen Jahren unfehlbar eine der wichtigsten Niederlassungen werden. Alle Früchte der heißen und der gemäßigten Zone gedeihen, vom Mango bis zum Apfel, und da die Vegetation das ganze Jahr hindurch währt, so hängt die Zahl der Ernten fast allein von den Mitteln der Bewässerung ab: drei Ernten jährlich sind keineswegs ungewöhnlich auf gut gelegenen Ländereien. Die Häfen der Kolonie waren anfangs in so schlechtem Kredit, daß Schiffe nach Westaustralien die doppelte Assekuranz von den übrigen australischen Kolonien bezahlten, aber neuerdings veranstaltete Aufnahmen der Küste haben den Ruf derselben so weit verbessert, daß die Versicherung auf den gewöhnlichen Tarif gefallen ist. Die Kolonie fängt an ein ganz civilisirtes Ansehen zu gewinnen. Man hat die Länderanweisungen an den Flüssen hin so ausgemessen, daß sie gegen das Ufer eine mäßige Fronte bilden und sich in einem tiefen Strich ins Innere erstrecken, so daß die Häuser der Kolonisten in kleinen Distanzen von einander am Ufer hin liegen, und so viel möglich alle der Wasserkommunikation genießen. Viele der Pflanzer, besonders die Offiziere der Land- und Seemacht, welche sich in der Kolonie niedergelassen, haben die Gewohnheiten, Bedürfnisse und die Ordnung eines civilisirten Lebens mit sich gebracht, und ihren neuen Umständen anzupassen gewußt: man hat beträchtliche Entdeckungseisen ins Innere gemacht, und die Kolonie hat sogar schon eine Succursale gestiftet, welche im Süden des Kontinents am Georgensund liegt. Diese ist vortrefflich zum Wallfischfang gelegen, und der Sund selbst bildet einen der schönsten, sichersten und geräumigsten Häfen in der Welt, der ohne Zweifel bestimmt ist, dereinst eine große Rolle zu spielen. Die Kommunikation mit der Kolonie von Westaustralien ist noch nicht offen, aber man ist im Begriff einen Weg von einer zur andern zu bauen, an dessen beiden Seiten hin die Ländereien vertheilt werden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder

zwischen Veracruz und Straßburg aufgefaßt. Mai bis Julius 1832.

1. Reise nach Bordeaux.

(Schluß.)

Seit dem 14ten Junius war das Wetter wieder schön geworden, ja das schönste, nur aber wenig Wind, einigemal sogar halbe Tage lang völlige Stille. Dem mit mannichfacher Sehnsucht nach Europa Heimkehrenden wird Meeresstille an Europa's Küsten zur wahren Tantalusqual. Am 17ten Mittags befanden wir uns unter 45° 58′ N. B. 13° 13′ W. L.; der Barometer zeigte 28,2, der Thermometer + 16½ für die Luft, + 13 für das Wasser. Das biscapische Meer, gewöhnlich so wild, lag wie ein klarer Krystallspiegel vor uns. Fünf Schiffe sahen wir in weiter Ferne, und lachten nicht wenig über die Ultra-Vorsicht eines gravitätischen Hamburgers, welcher, bei dem sehr mäßigen, ihm durchaus günstigen Winde und ganz ruhiger See, dennoch mit gerefftem Topsegel und ohne Bram- und Beisegel einherfuhr. Wir Deutschen sind oft geneigt dergleichen als Solidität anzusprechen, müssen uns dann aber auch nicht wundern, wenn solch ein solider Schiffskapitän, wie ich es mehrmals erlebt, 90 Tage gebraucht, um von der Elbe oder Weser nach Veracruz zu gelangen; wir müssen uns überhaupt nicht wundern, wenn wir in vielen Beziehungen weit hinter andern Nationen zurückbleiben, deren Grundsatz und Art es ist, im materiellen wie im allegorischen Sinne, auch den schwächsten Lufthauch mit Entfaltung aller Haupt- und Beisegel zu benutzen. An demselben Abend begegneten wir dem ersten europäischen Küstenfahrer, einem sogenannten Chasse-marée aus der Bretagne mit seinem lateinischen Dreiecksegel, und begrüßten zugleich die erste Landschwalbe, beides angenehme Vorboten des nahen Ziels. Das schöne Wetter und die ruhige See zu Angelwerk und allerlei Experimenten benutzend, fingen wir einen kleinen Haifisch, den catulus C., ließen das Fleisch in mehrfacher Gestalt bereiten, und fanden es wieder alles Vermuthen zart und schmackhaft. Das bekannte Experiment über die verschiedenartige Wirkung des Wasserdrucks auf gefüllte und leere Flaschen, welche man hermetisch geschlossen, in die Meerestiefe hinabläßt, gelang nur unvollkommen. Das Erstemal ward aus der gefüllten Flasche der Kork heraus-, und in die leere der Kork hineingetrieben; das Zweitemal kam die volle Flasche unverändert, die leere halbgefüllt aus einer Tiefe von 61 Fuß wieder herauf. Es mußte wohl beim Verschlusse gepudelt worden seyn. Wundervoll waren an diesen Abenden des Sonnenuntergangs und Mondaufgangs Spiegelungen im durchsichtigen Meereskrystall.

Gänzliche Windstille, und ein tückischer schwacher Ostsüdost, bei dem wir acht Stunden segeln mußten um drei Meilen vorwärts zu kommen, wechselten noch bis zum Morgen des 19ten Junius; dann erhob sich ein frisches Lüftchen aus Nordnordosten; wir durften nun hoffen in der nächsten Nacht den Leuchtthurm von Cordouan zu schauen, und Lootsen an Bord zu bekommen. Doch war unsere Längenberechnung etwas zweifelhaft geworden, der Chronometer gab nur noch 27 französische Seemeilen bis zur Mündung der Gironde; unsere letzte Distanzberechnung der Sonne vom Monde aber noch 41, und die Logtabelle gar 81. Um 11 Uhr passirten wir zwei Dreimaster, dem Einen nahe genug, um eine Unterredung durchs Sprachrohr anzuknüpfen. Es war die Pauline von St. Malo, nach Bayonne bestimmt, und erst seit acht Tagen in See. Unsere ängstliche Frage, ob in den letzten vier Monaten, so lange waren wir ohne europäische Nachrichten, politisch Neues von Belang in Frankreich oder Deutschland sich ereignet, ward mit einem tröst-

Digitized by Google

lichen Nein beantwortet. Die Frage war ängstlich und die Antwort tröstlich, weil in der That damals Neues wahrscheinlicher als Gutes erschien, und die Besorgniß schlimmer im Vaterlande vorzufindender Dinge während der ganzen Reise uns kaum verlassen hatte. Uebrigens machte es uns Vergnügen, aus der von der Pauline mitgetheilten Rechnung ihrer Länge zu ersehen, daß unser vortrefflichrr Chronometer gegen Log und Gestirne Recht behielt. Abends nach 8 Uhr zeigte das Senkblei Grund in 45 Faden Tiefe. Um 9 Uhr kam der Lootse an Bord, ein rüstiger Siebenziger, mit ernsten, wettergefurchten Zügen: seine Schaluppe ließ er zurücksegeln unter Obhut seiner beiden Knaben von 10 und 14 Jahren; der jüngere ward unter unsern Augen beim Abstoßen von einer Welle über Bord gespült, vom Bruder aber noch glücklich gefaßt und gerettet. Um 11 Uhr erblickten wir die erste Rotation des intermittirenden Leuchtfeuers von Cordouan, Die nächste Morgenröthe gewährte den vollen Anblick von Frankreichs Küste; rechts der Leuchtthum in seiner majestätischen Solidität und Insularität, von seinen Brandungen umgeben wie ein Monarch von seiner Leibwache; links des rechten Gironde-ufers äußerste Dünenspitze. Viele Schiffe im Gesicht, doch nur wenige Dreimaster, die meisten Chassemarées mit ihren charakteristischen Segeln; solides Fuhrwerk, aber nasses und übermäßig schaukelndes. Um 5 Uhr waren wir, von Wind und Fluth begünstigt, in den dem rechten Ufer nächst belegenen Mündungskanal eingelaufen. Den Strom, der hier etwa die Breite der Weser bei Brake hat, jetzt aufwärts segelnd an der herrlichen Landschaftsscenerie beider Ufer, an den Dörfern und Landhäusern, Rebenhügeln und Obstgärten von St. Palais, Royan, St. Estern ꝛc. vorübergleitend, gelangten wir gegen 11 Uhr Vormittags bei der Quarantaineanstalt vor Anker. So hatte denn unsere Seereise, trotz der langsamern Bewegung in den letzten acht Tagen, doch am 42sten Tage ihr Ende erreicht. Der Kapitän begab sich mit seinem Boote ans Kommunikationsgitter des Lazareths, um die Dauer der uns aufzulegenden Beobachtungsquarantaine zu erfahren. Sie ward, da Alles an unserm Bord sich gesund befand, auf drei Tage beschränkt, während welcher wir an Bord verbleibend, so bequem als möglich uns einzurichten suchten. Minus des Wagengebrülles und Schiffsgeschaukels, plus der frischen Lebensmittel und Zeitungen, und der Aussicht auf rebenbekränzte Ufer, war es ungefähr des bisherigen Seelebens Fortsetzung. Selbst die Nachtplage der aus Veracruz mitgebrachten Moskiten fehlte nicht; wir hatten sie vertilgt geglaubt durch die kühle Temperatur der letzten Wochen, aber sie waren nur versteckt gewesen, und die warme Sonne lockte sie jetzt wieder hervor, bissiger und blutgieriger als je: ich glaube, einige gelangen jedesmal unversehrt mit dem Paketboot wieder in die Heimath zurück. Mit welcher Verachtung werden sie dort von unsern Mücken und Stechfliegen reden. Bei Tage waren unsere Fernröhre in steter Bewegung. Wir ließen uns alle die reichen Rebensitze der haute pairie des vins de Bordeaux in Nähe und Ferne zeigen, und freuten uns der unendlichen Masse künftiger Gelage, und Witze, und Scherze, und Liebesabenteuer, und Inspirationen, und dummer Streiche, die jetzt noch dort in unreifer Traubengestalt an den Stöcken hingen. Mannichfache Ergötzung gewährte auch das stets rege Schiffs- und Boot-Gewimmel auf dem goldgeiben Strom. Am Morgen nach unserer Ankunft rauschte das schöne Dubliner Dampf-Paketboot, „the Leith," an uns vorüber, welches viermal monatlich die Fahrt zwischen Bordeaux und Dublin, jedesmal in 60 Stunden macht, unterweges noch in Portsmouth anlegend. Seine mittlere Geschwindigkeit ist 9½ Knoten in der Stunde. Wir hatten auf unserer ungewöhnlich schnell zurückgelegten Reise durchschnittlich doch nur etwa 6 Knoten in der Stunde gesegelt.

Allgemeine Seesprache.

Sir John Roß theilte der britischen Association nachstehenden Bericht mit. „Die allgemeine Seesprache ist ein vollständiges System von Mittheilungen zwischen Schiffsmannschaften von verschiedenen Nationen, ohne daß eine Kenntniß der gegenseitigen Sprache erforderlich wäre. Dieser sinnreiche und einfache Codex von Signalen wurde mir zuerst im Julius 1834 von dem Erfinder, Herrn Rhode, Kapitän in der dänischen Marine, mitgetheilt. Im September legte ich das englische Manuskript dem Könige, und auf dessen ermunternde Einladung dem Admiralitätsbureau vor, wo indeß wegen mannichfacher Hindernisse erst im April d. J. darüber Bericht erstattet wurde. Auf diesen Bericht, der nicht anders als günstig ausfallen konnte, wurde für die gewöhnliche Anzahl Exemplare subskribirt; ein Gleiches that die ostindische Kompagnie, die Committee von Lloyds u. a., so daß die englische Ausgabe jetzt gedruckt werden kann. Die französische Ausgabe, gleichfalls eine Uebersetzung aus dem ursprünglichen dänischen Original, ist bereits gedruckt, da die Regierung für nicht weniger als 200 Exemplare subskribirte. Die deutsche und spanische Uebersetzung sollen mit nächstem folgen.

„Die Vortheile dieser allgemeinen Mittheilungsmethode durch Signale bestehen kurz darin: sie ist die wohlfeilste, denn die Gesammtkosten bestehen in Anschaffung des Buchs; der Ankauf von Flaggen und andern Signalen ist nicht nothwendig. Die einzigen Materialien bestehen in den Flaggen, unter denen das Schiff segelt: Flagge, Wimpel und Hanger, die Farbe ist ganz unwesentlich, nur sind zwei weiße Flaggen nöthig, wozu man Tischtücher, ein paar Hemden oder irgend etwas verwenden kann, so daß sich das Nöthige auch in dem kleinsten Schiffe findet. Damit können alle möglichen Mittheilungen unter Schiffen verschiedener Nationen und unter den gefährlichsten Umständen, wodurch jede andere Mittheilungsart unmöglich wird, gemacht werden. Selbst von der Küste aus können gefährdeten Schiffen Hafen und Buchten oder bequeme Stellen angezeigt werden, um das Schiff auf den Strand laufen zu lassen, während auch die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes ihre Lage den Zuschauern am Ufer bekannt machen kann. Wären, so schließt Roß seinen Bericht, während meiner vierzigjährigen Dienstzeit diese Signale schon allgemein bekannt gewesen, ich hätte Hunderte von Menschenleben und manche werthvolle Ladungen retten sehen, die ohne diese Hülfe rettungslos verloren waren."

Chronik der Reisen.

Bruchstück aus dem Tagebuch einer Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831.

2. Reise nach der Mongolei.

(Fortsetzung.)

Wir besahen hier die vielen kleinen Tempel, die, auf dem Kamm des Berges aufgeführt, voll von Götzenbildern waren, und gingen dann über die wunderbare Brücke, die aus Quadern eines blendend weißen quarzigen Kalksteins gefügt war, und zu der ein kleines Thor aus demselben Stein, mit vieler Bildhauerarbeit geziert, führte, über den grausenerregenden Abgrund zur andern Felsenspitze über, die ebenfalls mit Gebäuden geschmückt war. Einer von den Tempeln enthielt ein großes Zimmer, dessen Wände mit Malereien bedeckt waren, die die Qualen der Hölle darstellten, und wo die grimmigste Phantasie und Erfindungskraft des

Digitized by Google

Malers vollen Spielraum hatte. Das Gegenstück der Darstellung der Freuden des Paradieses war aber durchaus nicht idealisch zu nennen, und paßte wenig in einen Tempel. Von dem uns begleitenden Cho-schan erhielt ich zum Andenken einen kleinen aus Gyps geformten Götzen, von denen zu ähnlichem Gebrauch eine ganze Vorrathskammer gefüllt war. Wenn man diese Menge von Gebäuden, aus Ziegeln aufgeführt, auf dieser ungeheuren steilen Höhe sieht, so kann man sich des Staunens nicht erwehren, über die unendliche Mühe und Anstrengung, deren es zu diesem Bau bedurfte. Nur in der unüberwindlich scheinenden Schwierigkeit, nicht in dem Nutzen eines solchen Unternehmens sucht und findet der Chinese sein Verdienst. Bell (Reise Bd. II. S. 69), Timkowsky (a. a. O. und Bd. I.) und der Pater Hyacinth (Reise durch die Mongolei) geben nicht übereinstimmende Angaben über den fabelhaften Ursprung dieser Gebäude, der sich ins graueste Alterthum hinauf erstreckt. — Das scharfe Auge eines von unsern Kosaken glaubte tief unten von der Stadt her auf der Straße einen Zug von Wagen und Reitern zu unterscheiden, und da wir allen Grund hatten zu glauben, daß dieß unsere Karawane sey, die schon aufgebrochen war, so mußten wir auch an den Rückweg denken. In den Gebäuden beim untern Tempel bewirtheten uns die freundlichen Mönche mit Thee, gekochtem Kürbis und Kohl, den sie auf einem kleinen Felde nebenbei bauen. Ich begnügte mich mit einem Trunk des köstlichen Wassers, den man in China so selten haben kann, was auch den Gebrauch des Thees so allgemein gemacht haben mag. Dankbar nahmen die Mönche eine kleine Gabe von einigen Zianj entgegen. Wenn gleich steil, doch sehr bequem und schnell stiegen wir nun auf dem Felsenpfade hinab, und trafen ziemlich ermüdet, nach einem beschwerlichen Spaziergange von sechsthalb Stunden, gerade auf den Zug unseres Gepäckes, der vor 1½ Stunden das Nachtlager verlassen hatte. Ich war in sehr leichter Kleidung gegangen, und hatte mich sehr erhitzt, so daß mir der scharfe Wind um so empfindlicher wurde, als ich zu Pferde unserem Zuge langsam voranritt. Statt wärmere Kleidung anzuziehen, zog ich es vor, die Reise zu Fuß weiter fortzusetzen, besonders da auch die wunderbar schöne Gegend dazu einlud. Einem sandigen Thal, das zu Zeiten vom anschwellenden Jan überschwemmt wird, folgt ein schmaler ebener Dammweg, der zum Theil dem felsigen Gebirge abgewonnen zu seyn scheint, das hier hart an das Ufer des Flusses hinantritt. Die Felsenmasse, die aus einem grauen Hornstein bestand, den weiße Quarzadern durchliefen, ragte in Zacken zum Wege hinaus, und oft hingen ungeheure Felsen über demselben. Weiterhin findet man eine, wahrscheinlich durch Kunst erweiterte natürliche, sehr geräumige Grotte, in der drei steinerne Bänke sind, dem Reisenden besonders im heißen Sommer ein willkommener Zufluchtsort. In einer kleinen Nische im Hintergrunde stand eine Tafel mit chinesischer Schrift, vor derselben in einem Gefäße mehrere Räucherkerzen aus gemahlner Ulmenrinde, wie sie in allen buddhistischen Tempeln allgemein gebräuchlich sind. An den Wänden sah man überall Papierstreifen angeklebt mit chinesischer Schrift, wohl meist poetische Ergießungen vorüberziehender Reisenden, angeregt durch die herrliche Umgebung. Gern besingt der Chinese in prunkvollen Worten Weiden und Blumen, den zackigen Felsen, den rauschenden Strom, und jedem Stein, jeder Mauer vertraut er seine Gefühle, in wunderlich geformte Schriftzüge gebannt. Nachdem wir 50 Li zurückgelegt, hielten wir unsere Mittagsruhe im Flecken Schanj-hia-pu in einem geräumigen Wirthshause, wo Knaben dem Reisenden aufwarten, und sich zu jedem Dienste erbieten. Wir eilten, es zu verlassen, und kamen bald auf einen felsigen Weg, der fast bis zur einstmaligen Residenz, der jetzigen Gouvernementsstadt Süanj-chua-fu, führt. Stellenweise ist er in den dunkelrothbraunen Porphyr, aus dem hier das Gebirge besteht, gehauen, und zieht sich oft ganz schmal in tiefen Schluchten hin, die durch Sprengen der Felsenmasse gebildet zu seyn scheinen. Von dem hohen Alter dieses Weges zeugen die tiefen Geleise, die von den stark beschlagenen Rädern der schweren chinesischen Karren in dem Felsen gebildet sind, und die tiefen Spuren der Hufe der Pferde und Esel, die stets auf denselben Fleck treten, um sich stärker auf dem durch die Zeit glänzend glatt geriebenen Pfade zu halten. Jahrtausende gehören dazu, um solche Spuren im festen Porphyr zurückzulassen, und durch die eigene Bauart aller Fuhrwerke in China, deren zwei Räder, einem strengen Gesetze zufolge, stets gleich weit von einander entfernt seyn müssen, wird es möglich, ohne Beschwerde diesen Weg zu befahren. Ein Arbeiter bemühte sich, diesen Weg hin und wieder auszubessern, und hatte neben sich ein Körbchen, in welches er Beiträge für die Wegebesserung oder eine Belohnung von den Reisenden sammelte, die darum durch eine Glocke, in die er läutete, ersucht wurden. Näher zu Süanj-chua-fu wird der Grund rein lehmig ohne Steine. Zu Zeiten müssen hier die Wege vollkommen unfahrbar seyn, indem durch den schmelzenden Schnee von den umgebenden Bergen der Lehm aufgelöst wird. Auch jetzt noch war der Boden nur oberflächlich fester geworden, und schwappte bei jedem Tritt des Pferdes wie die Moosdecke der nördlichen Tundra Sibiriens, oder der Sümpfe hoher Alpen. Hier sieht man wieder bebaute Aecker, die mit hohen Weiden umpflanzt sind. Schon um 4 Uhr Nachmittags langten wir in dem in der Vorstadt von Süanj-chua-fu belegenen Gasthofe innerhalb der Außenmauer an.

Für diesesmal bekamen wir von der großen Stadt nichts zu sehen. Denn als wir am folgenden Morgen von unserem Nachtlager aufbrachen, wurden wir gleich durch ein Thor der Vorstadt hinausgeführt, und ritten dann dicht längs der südlichen Mauer, die sich weit hinzieht, und von der sehr beträchtlichen Größe der Stadt einen Begriff gibt. Näher zu der südwestlichen Ecke ist sie mit Flugsand hoch beschüttet, und noch mehr fand dieß an der westlichen Mauer statt, die fast in ihrer ganzen sehr großen Ausdehnung so hoch mit Flugsand verschüttet war, daß man sie längs diesen Sandhügeln an einigen Stellen mit Leichtigkeit zu ersteigen vermag. Der vielleicht seit Jahrhunderten gegen die Mauer mit Gewalt von den Winden getriebene Sand vermochte gleichsam sie zu zernagen, und hin und wieder liegt sie schon gänzlich in Trümmern. Der Sand kommt von einer ausgedehnten Fläche, die jetzt, wohl um dem Unheil zu wehren, mit dicht stehenden starken Weidenstämmen bepflanzt ist. Einige Li weit führt der Weg durch diesen tiefen Sand, der sich endlich in Hügel erhebt, und dann an einen kleinen felsigen Porphyrbergrücken schließt, über den ein gebauter, aber deßhalb nicht minder schlechter Felsenweg führt. Jenseits senkt man sich nur wenig in ein engeres Thal, das sich allmählich immer mehr nach Chalghan (der Mongolen und Russen) oder Dschan-dsia-keou (der Chinesen) zu verschmälert, bis es jenseits dieser Stadt zur Schlucht wird, durch die einer von den wenigen fahrbaren Wegen aus China in die Mongolei geführt ist.

Ehe man Dschan-dsia-keou erreicht, sieht man zu beiden Seiten bebaute Aecker, die hin und wieder mit Grabmälern geziert sind, die sich an einer Stelle zu einem ausgedehnten Gottesacker gruppiren; in Dünste gehüllt lag vor uns das Gebirge, in dessen Schluchten hin und wieder niedliche Dörfer sich zeigten. Nachdem wir über eine schöne steinerne Brücke hinübergeritten, waren wir in Chalghan, in der Gränzstadt des eigentlichen China's, die sich in einer ausgedehnten Linie dicht an das schroffe Gebirge anschließt, das die natürliche Gränze China's bildet.

Wir mußten uns in den Willen unseres Begleiters, des Bescheche-Ju, fügen, und den folgenden Tag hier zubringen. Der Tag war regnigt, und die Unbequemlichkeit, in europäischer Tracht die Stadt zu besuchen und den Neugierigen zum Schauspiel zu dienen, hielt mich in dem Wirthshause zurück, das mir von unserer Herreise gut bekannt war, indem wir hier vier Monate früher sechs lange Tage zugebracht hatten. Die Stadt scheint sehr volkreich zu seyn. Sie ist von der nördlichen Seite her durch eine Mauer geschützt, und wird durch einen geräumigen freien Platz in zwei ungleiche Hälften getheilt; die südliche, größere, wird die chinesische, die nördliche, kleinere, näher zum großen Thore gelegene, die mongolische Hälfte genannt. Beide bestehen größtentheils aus Buden mit den verschiedenartigsten Waaren; nur um den freien Platz stehen einige öffentliche Gebäude, Gerichtsbehörden, die Wohnungen der hohen Beamten, wie z. B. des Gußai-Ambanj oder Generalinspektors der südmongolischen Truppen; des Zsangin-Murin, des Ambanj-Beiße (Alles mongolische Titulaturen) und andere; einige Tempel, Theater u. s. w.

(Schluß folgt.)

Die Kupfereinfuhr in England betrug im Jahre 1834 159,504 Centner. Die Ausfuhr von britischem Kupfer 177,751 Centner. Das in England aus fremdem Kupfererz geschmolzene und ausgeführte Kupfer betrug 23,714 Centner. Von fremdem Kupfer wurden 46,769 Centner ausgeführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 277. 4 Oktober 1835.

Die Zuaven und die Spahis in Algier.

Der Versuch der Franzosen, aus den Eingebornen ihrer afrikanischen Besitzung reguläre Truppenkorps zu formiren, hatte einen überaus glücklichen Erfolg, und gibt ihnen zur Unterwerfung der Berberei eine Riesenwaffe in die Hand, deren Stärke den feindlichen Stämmen bereits fühlbar zu werden beginnt. Die Zuaven oder die leichte afrikanische Infanterie bildet ein vollständiges Regiment, wovon 10 Kompagnien, jede gegen 100 Mann stark in den Umgebungen Algiers liegen. Zwei Drittheile derselben sind Araber, der Rest besteht aus Franzosen. Letztere müssen wenigstens schon 7 Jahre in einem französischen Regimente gedient haben, um unter die Zuaven aufgenommen zu werden; von den Arabern verlangt man nur Bürgen für ihr Betragen, d. h. für die richtige Einhaltung ihres Engagements und einen robusten Körperbau. Jene, welche von den Gebirgsstämmen oder aus dem Bilebuigerid kommen, werden nicht leicht zugelassen, wenn sie nicht wenigstens von befreundeten Scheikhs der Ebene empfohlen sind. Die Kleidung dieser leichten Infanterie hat ganz den morgenländischen Schnitt und gleicht völlig der griechischen Seemannstracht mit Ausnahme der rothen Mütze, statt deren die Zuaven mit einem hübschen Turban sich das Haupt bedecken. Ihre Jacke, welche sie offen über eine Art von Unterweste tragen, besteht aus leichtem blauem Tuche und ist mit rothen Schnüren sehr artig verziert. Die weiten Pumphosen von rother Farbe reichen bis an die Knie; eine schöne, himmelblaue Schärpe, sechs Zoll weit gürtelartig um den Leib geschlungen, dunkelbraune Strümpfe und weiße Kamaschen vollenden den Rest ihres Anzuges. Letztere sind das einzige Kleidungsstück, welches sie der französischen Infanterie entlehnt haben. Bei Regenwetter hüllen sich die Zuaven in ein kleines, graues Mäntelchen mit einer Kapuze, welches ihnen nur bis an die Hüfte reicht, und daher komisch ansieht. Ihre Bewaffnung ist eben so leicht wie ihre Tracht, ihre Patrontasche ist enge am Rücken angeschnallt, und hindert sie nicht im Laufe, sie haben auch keine Säbel, sondern tragen statt deren zur linken Seite ein langes Bajonnet, ihre Gewehre sind kleiner und leichter als die der französischen Linie.

Bei jeder Expedition, bei jedem kleinen Treffen sind die Zuaven die ersten im Feuer. Sie zerstreuen sich als Plänkler nach allen Seiten, laufen mit Leichtigkeit über das schwierigste Terrain, und fügen durch ihre einzelnen gutgezielten Schüsse den Hadschuten weit mehr Schaden zu, als die französische Infanterie durch ihr Gliederfeuer, welches ihre flinken, berittenen Gegner, die sich immer in gehöriger Entfernung halten, selten erreicht. Bei einer Expedition im November 1834 zeichnete sich einmal ein feindlicher Beduinenchef durch seine erstaunliche Tollkühnheit aus. Mehrmals sprengte er auf seinem feurigen Barberrosse an der Fronte der französischen Linie hinauf und herab, lachte nur zu den Kugeln, die ihm zahllos um die Ohren pfiffen, und schwang trotzig herausfordernd den langen, krummen Säbel, der noch roth von dem warmen Blute eines Voltigeurs war. „Was! Trifft denn keiner den Hund?" schrie ein Kapitän des 67sten, das vergebens sein Pulver in unzähligen Schüssen gegen den einzigen kühnen Araber verknallte. Da wandte ein Zuave, der mit seinen Gefährten weit voraus den fliehenden Feinden nachgeeilt war, wieder um, senkte sich auf das linke Knie, und tödtete den feindlichen Häuptling durch einen Schuß in den Hinterkopf, nachdem die Musketenkugeln eines ganzen Bataillons unschädlich um ihn hergeflogen waren. Einige Wochen später funkelte das croix d'honneur an der Brust des tapfern Zuaven, der ein Araber aus dem Stamme Ben-Hamid war, und durch jenen einzigen Schuß außer der Ehre des rothen Bandes eine lebenslängliche Pension von 250 Franken jährlich gewonnen hatte. Da die Zuaven beständig auf den Vorposten liegen, bei allen Expeditionen gebraucht werden, und folglich den Strapazen und der Sonnenhitze am meisten ausgesetzt sind, so haben fast alle Soldaten dieses tapfern und äußerst nützlichen Streiterkorps eine starkgebräunte Farbe, und die darunter befindlichen Franzosen sind von den Eingebornen kaum mehr zu unterscheiden. Die übrigen Truppen haben ihnen theils deßhalb, theils wegen ihres wilden Lebens unter freiem Himmel den Spottnamen „Schakals" gegeben. Die Zuaven leisten übrigens ungeachtet ihrer noch nicht sehr bedeutenden Anzahl der französischen Okkupationsarmee die wesentlichsten Dienste, und dürften besonders bei dem bevorstehenden Gebirgskriege gegen die Kabylen von höchster Wichtigkeit werden, weil dort die Kavallerie wenig auszurichten vermag, jene dagegen wegen ihres abgehärteten Körpers und ihrer leichten Tracht und Bewaffnung trefflich zu verwenden sind.

Ein weit gefürchteteres und prachtvolleres Korps bilden d

Digitized by Google

ganz neu errichteten Spahis oder leichten arabischen Reiter, die sich ganz besonders durch ihre ausnehmende Kühnheit und Todesverachtung im Felde auszeichnen, und welchen man nebst den tapfern Chasseurs d'Afrique, denen sie an kriegerischem Geiste nicht nachstehen, wohl hauptsächlich die Unterwerfung der schönen Ebene von Metidscha verdankt. Die Spahis sind reich in türkischem Geschmacke gekleidet, ein langer blutrother Mantel, oben mit einer Kapuze versehen, umwallt vom Haupte bis zu den Sohlen ihre wildromantischen Gestalten und ein prächtiger Turban, an Farbe abwechselnd nach den verschiedenen Eskadrons, schmückt ihr Haupt, das nach arabischem Gebrauche geschoren, und nur auf dem Wirbel mit einem Schopfe von Haaren versehen ist. Ihren kostspieligen Anzug, ganz nach morgenländischem Schnitte, müssen sie aus eigenen Mitteln bestreiten; ihre aus leichten Stoffen gemachten Hosen und Jacken, und die schönen seidenen Leibbinden sind gleich den Turbans an Farbe variirend nach jeglicher Eskadron, weiß, roth und himmelblau. Manche der französischen Offiziere, welche sich vielleicht an die bequemere und dem Klima weit angemessenere türkische Tracht nicht gewöhnen wollen, tragen noch die Uniform der Chasseurs, und werfen bloß zur Auszeichnung eine lange weiße Decke über die Schulter. Die Meisten aber gefallen sich doch in dem theatralischen Putze des Morgenlandes recht wohl, und schmücken sich auf das stattlichste in Scharlach und Silber aus, wobei sie gleich den gemeinen Spahis den Bart lang wachsen lassen. Der Oberst dieses prachtvollen Reiterkorps strahlt bei feierlichen Gelegenheiten in einem Anzuge, der an Glanz und Reichthum alle Vorstellung übertrifft. Selbst das Araberroß, auf dem er reitet, schüttelt da das stolze Haupt unter einem Diadem von blitzendem Gestein und ächte Perlen zieren seine Zügel, man glaubt einen mächtigen Pascha des Orients zu erblicken. Ein gemeiner Spahi bezieht einen täglichen Sold von 3 Franken 75 Centimes. Dafür muß er sich selbst kleiden und verköstigen, und auch sein Pferd ernähren, das sein Eigenthum ist. Auf diese Art hat man weniger den Verkauf der Effekten und die Desertion zu befürchten, weil ein jeder sein kleines Vermögen, auf das der Staat keinen Anspruch hat, eher zu vergrößern sucht, als es in Saufgelagen zu verschleudern; auch ist jener Sold für ein Land wie Algier, und für ein Volk wie die Araber, ungeheuer hoch. Das Pferdefutter ist dort so äußerst billig, daß der Reiter diese Ausgabe leicht mit 10 Sous täglich bestreitet, und wenn er dazu für 1 Franken ißt und trinkt, so hat der mäßige Araber genug. Nach Bestreitung aller Bedürfnisse bleibt ihm demnach die Hälfte seines Soldes übrig, und da die Geldliebe eine der hervorstechendsten Eigenschaften dieser Völkerstämme ist, so darf man sich nicht wundern, daß jetzt so Viele sich zum Dienste unter die Spahis melden, wo jeder sich mit leichter Mühe ein kleines Kapitälchen sammeln kann. Dieses Reiterkorps besteht gegenwärtig erst aus 4 Eskadrons, wird aber täglich vermehrt, und soll binnen kurzer Zeit bis zu einem vollständigen Regimente gebracht werden. Ja, wäre die Auswahl nicht so behutsam, wollte man jeden nehmen, der sich zum Dienste bietet, so könnte man in einer einzigen Woche Tausende aus dem Pöbel der Städte und der Landschaft unter der Fahne haben. Man nimmt jedoch nur schöngewachsene starke Männer, welche Proben ihrer Reitkunst ablegen müssen, und ein Pferd zu behandeln verstehen. Auch müssen sie aus befreundeten Stämmen seyn oder von einem Scheikh der Ebene Empfehlungen aufweisen können, wo letzterer dann für ihre Treue bürgt. Der große Vortheil, den das Korps der Spahis vor der französischen Kavallerie voraus hat, ist der ungemein abgehärtete Körper jener Söhne der Wildniß und der Felsen. Wenn in den Monaten Julius, August und September die Vegetation unter der Gluth der afrikanischen Sonne verdorrt, und die Hälfte der französischen Krieger an Fiedern leidend die Spitäler füllt, so reitet der Araber nach wie vor im Galopp durch die rauheste Wildniß. Das kahle Haupt unter der Kapuze bergend, trotzt er der brennendsten Mittagshitze, erträgt die Qual des Durstes, schläft auf der harten Erde, wenn auch der Regen strömt, und der Sturmwind heult, und legt, Gebirge, Sümpfe und Wüsten durchziehend, Märsche zurück, die an das Unglaubliche gränzen. Einige wilde Früchte, die er mit seinem treuen Rosse, dem unzertrennlichen Gefährten seiner Wanderungen, theilt, reichen Monate lang zu seiner Nahrung hin, und statt unter solchen Strapazen und Entbehrungen zu erliegen, scheint seine Körperkraft nur zu wachsen, und seine Glieder zu Eisen zu erstarken. Die Spahis leisten daher auch außer dem Kampfe, wo sie immer, wie die Zuaven, an der Spitze sind, dem Lande die wesentlichsten Dienste. Sie durchstreifen, wie bei uns die Gensdarmen, die Ebene Tag und Nacht in kleinen Haufen, säubern dieselbe von herumstreifendem Raubgesindel und beschützen das Eigenthum der Kolonisten. Mit einigen Eskadrons arabischer Reiter als Avantgarde ist bei einer Expedition jedes Armeekorps vor einem Ueberfalle sicher, und kann gemächlich unter seinen Zelten schlummern, während der Feind vor ihren Neckereien niemals Ruhe hat. Sie sind in diesem Punkte den Franzosen das, was den russischen Armeen bei ihren Feldzügen die Kosaken sind, doch führen sie auch regelmäßige Manöuvres aus, und werden wöchentlich wenigstens zweimal in den Waffen geübt.

Für den Freund militärischer Schauspiele kann es gar keinen genußreichern Anblick geben, als ein Exercitium der Spahis im Feuer. Man denke sich nur diese prachtvollen Schaaren, glänzend in dem malerischen Kostüm des Morgenlandes, wenn sie daherbrausen auf ihren feurigen Araber- und Barberrossen, den blanken Säbel schwingend, und die Lüfte erfüllend mit dem Donnerknall der Karabiner und ihrem wilden Kampfgeschrei. Alles ist imponirend an diesen barbarischen Rittern, der lange Bart, die Athletengestalt, der reiche Waffenschmuck: man wird an das furchtbare Korps der ägyptischen Mameluken erinnert, welche Napoleon bekanntlich für die beste Reiterei der Welt erklärte. Es befinden sich auch Franzosen unter den Spahis, dieselben wurden aus den Regimentern der Chasseurs d'Afrique gezogen, und bilden etwa den vierten Theil. Die Offizier- und Unteroffiziersstellen sind größtentheils mit Franzosen besetzt, obwohl den Arabern das Avancement sonst keineswegs verschlossen ist, ja die, welche der französischen Sprache einigermaßen mächtig sind, können es sogar leicht bis zum Grade eines ersten Wachtmeisters bringen, und als solcher sind sie eben so gut bezahlt wie ein

Digitized by Google

Lieutenant in einem französischen Regimente. Auch Türken und Neger gibt es in ziemlicher Anzahl unter den Spahis; man denke sich nun den wunderlichen Kontrast der Physiognomien in einem so buntgemischten Korps, und das Gesichtsfarbenspiel von dem blonden Normannen bis zur schwarzen Larve des Negers aus der Sahara! Der Kommandant dieser afrikanischen Kavallerie, Oberst Marey, ist einer der ausgezeichnetsten Offiziere der Armee. Derselbe gebietet in der Ebene unumschränkt, und er hat dort dem Wesen nach dieselbe Gewalt wie der Gouverneur. Obwohl dieser sonderbare Mann von gigantischer Figur und langem Barte keine vollkommene Kenntniß der arabischen Sprache besitzt, so scheint er doch den Geist der Eingebornen gut aufgefaßt zu haben, und er ist daher seinem so wichtigen Posten völlig gewachsen. Im Feuer ist Oberst Marey immer unter den ersten, im gewöhnlichen Leben aber sondert er sich von aller Gesellschaft ab, ist immer düster und nachdenkend, und man sieht ihn allein auf den einsamsten Spazieegängen reiten. Seine Soldaten nennen ihn häufig den zweiten Napoleon, theils seiner kriegerischen Talente wegen, theils weil er auch die Würde, den Ernst und die bleiche Farbe des Sultans Kebir besitzt.

Mit den Spahis darf man übrigens die in französischem Solde stehenden Türken in Oran und die arabische Reiterei des berühmten Kommandanten Joseph in Bona nicht verwechseln, welche beide besondere Korps der Okkupationsarmee bilden, und noch nicht auf regulärem Fuße organisirt sind. Jene Araber in Bona tragen noch alle die gewöhnliche Beduinenkleidung, den schmutzigen Hail und den Kabernus, und umwickeln das Haupt mit einem Stricke statt des Turbans. Ohne Zweifel werden auch sie in kurzer Zeit zu regelmäßigen Spahis gebildet. Ihre Dienste sind in jener Provinz von großem Nutzen, und ihnen verdankt man fast allein die Ruhe der Landschaft, welche nun in einem Umkreise von 12 Stunden den Franzosen unterworfen ist. Außerdem unterhält und bezahlt das französische Gouvernement noch 3 bis 4000 bewaffnete Beduinen, welche zur Sommerzeit die Blockhäuser und die äußersten Vorposten besetzen. Diese sparen die ohnedieß sehr kleine und nun durch den Abgang der Fremdenlegion noch mehr herabgeschmolzene Okkupationsarmee sehr, sie vollziehen ihren Dienst pünktlich, verhindern die Desertion der französischen Soldaten, und schützen die Kolonisten vor den Ueberfällen der Kabylen.

Kolonie von Westaustralien.

(Fortsetzung.)

Die Anfänger einer Kolonie sind immer der interessanteste Theil ihrer Geschichte, man sieht in ihnen die Civilisation im Kampf mit der Barbarei und mit der Natur, und nirgends erscheint die Kraft des Menschen in helleerem Licht. Man sieht die Keime einer künftigen Größe, und die Natur der Grundverhältnisse, welche dem entstehenden Staate seinen Gang für immer vorschreiben, und deren Gesetzen er immer gehorchen wird, wie groß auch seine Entwicklung ihn machen mag; man beobachtet das Geheimniß seines künftigen Schicksals, wie man von Kindern ihre Bestimmung vorhersehen kann. Jedenfalls ist es von Interesse, diese ersten Anfänge einer sich bildenden Gesellschaft aufzubewahren, da sie einer ähnlichen Unternehmung nützliche Erfahrungen abgeben. Wir ziehen daher aus den neuesten Zeitungen der Kolonie einiges aus, denn diese erst 5jährige Gesellschaft besitzt schon Zeitungen, die anfangs mit der Hand geschrieben und in einigen Abschriften vertheilt wurden, aber seit einigen Jahren in sehr leidlicher Form unter dem Titel Westaustralian Journal und Perth Gazette erscheinen.

Jahresbericht der Westaustralischen Ackerbaugesellschaft, vom 8 Nov. 1834. Dieß ist der dritte Bericht der Gesellschaft. „Wir müssen bemerken, sagen die Berichterstatter, daß, obgleich der Gesammtbetrag unseres Viehstandes noch sehr unbedeutend scheint, er doch im Verhältniß zu andern Kolonien, für das fünfte Jahr der Existenz der unsrigen, sehr beträchtlich ist, und uns noch schnellere Fortschritte zu hoffen erlaubt, als wir in den letzten Jahren in den übrigen australischen Kolonien bemerkt haben. Die Zunahme unsers Viehstandes in dem verflossenen Jahre ist sehr bedeutend gewesen, indem die Besitzer sich weniger als früher durch den hohen Preis haben verführen lassen, sie auf die Schlachtbank zu verkaufen. Da die Zahl jeder Gattung bisher nie bekannt gemacht wurde, *) so können wir die Zunahme nicht genau angeben, der gegenwärtige Stand besteht aus 84 Hengsten, 78 Stuten, 307 Kühen, 98 Ochsen, 97 Stieren, 3545 Schafen, 492 Ziegen und 374 Schweinen. Ein großer Theil derselben besteht aus den besten Racen, und namentlich die Schafe sind theils aus Sachsen, theils aus Spanien direkt eingeführt. Drei Schiffe mit 2000 Schafen sind unterwegs, sie werden bei ihrer Ankunft etwa 35 Schilling per Stück kosten. Die Ausfuhr von Wolle ist bis jetzt unbedeutend, und ein großer Theil derselben schlecht gepackt und schmutzig; sie wird in London mit 2 Sch. 2 Pence bezahlt. Die Schur des gegenwärtigen Jahres beträgt 5880 Pf., und ist im Ganzen feiner als irgend eine der vorhergehenden. Im Laufe des Jahres sind verschiedene Expeditionen unternommen worden, welche uns neue und ausgedehnte Schafweiden bekannt gemacht haben, das Klima ist vortrefflich für die Heerden, außer am Ausfluß des Swanflusses. Jeder Morgen nährt gegenwärtig etwa drei Schafe, aber das Gras wird durch das Abweiden zusehends lichter, so daß die Zahl der Heerden auf denselben kaum nach und nach vermehrt werden kann. Die Regierung ist im Begriff, Wege über die Gebirgskette Darling zu bauen, und dann werden die Schafhalter ihre Heerden jenseits derselben ausbreiten. Die Zahl der angebauten Morgen Feldes belief sich auf 564 mit Weizen, 100 mit Gerste, 116 mit Hafer, 29 mit Mais und Kafferkorn, 15 mit Kartoffeln, 94 andere Saaten, 118 Morgen waren umgebrochen, lagen jedoch brach. Die Zunahme des Weizenbaus war unbedeutend, wegen der Schwierigkeit Samen zu bekommen, aber im kommenden Jahre wird er sehr bedeutend vermehrt werden. Kafferkorn wird den Mais ganz verdrängen, da es weniger Düngung und keinen so reichen

*) Dieß ist ein Irrthum des Getretärs, im December 1829 wurde ein offizielles Dokument gedruckt, aus dem man ersieht, daß der Viehstand der Kolonie damals aus 204 Stück Hornvieh, 37 Pferden, 1059 Schafen, und 106 Schweinen bestand. Anm. d. U.

Digitized by Google

Boden erfordert. Im Laufe des Jahres ist der Hopfenbau eingeführt worden, weiße Maulbeerbäume sind in großer Menge gepflanzt worden, und gedeihen vortrefflich. Datteln, Ananas, Feigen und Trauben wachsen in der größten Vollkommenheit: Ein Kolonist hat einen Weinberg von einem halben Morgen angelegt. Europäische und tropische Fruchtbäume breiten sich allgemein aus, und alle Kolonisten besitzen Obstgärten, eben so gedeihen die wenigen Olivenbäume, die bis jetzt zum Versuch gepflanzt worden sind. Gemüse aller Art wachsen das ganze Jahr hindurch, und in größerer Vollkommenheit als im Freien in England. Alle Bauholzarten, die man aus Afrika und Europa eingeführt hat, sind im Gedeihen. Bienen sind im Georgensund eingeführt worden. Vier Mühlen sind gegenwärtig im Gange, und zwei andere werden errichtet. Fast alle Pflanzer brauen jetzt Bier, was dem verderblichen Trinken von Branntwein ein Ende machen wird. In trockenem Boden sind zwei, und im feuchten drei Kartoffelernten eingethan worden. Das baare Geld ist noch immer selten, doch liegen 2000 Pf. St. bereit, um auf Schafankauf verwendet zu werden."

Die große Ausdehnung der Schafweiden von Westaustralien hat schon die Aufmerksamkeit der großen Heerdenbesitzer von Sidney auf sich gezogen. Diese sind gegenwärtig genöthigt, ihre Heerden bis auf 180 Stunden ins Innere zu schicken, um hinlänglichen Raum für sie zu finden, und mehrere von ihnen haben Westaustralien in der Absicht besucht, ihre Heerden dahin zu versetzen. Die große Schwierigkeit der Aufsicht und Polizei in diesen entfernten Distrikten einer Strafkolonie, in denen sich natürlich alle flüchtigen Sträflinge sammeln, und die größten Verbrechen begehen, hat auch einen Theil der Bewohner von Neu-Süd-Wallis auf den Gedanken gebracht, sich, ehe ihre Interessen zu sehr mit ihren bisherigen Wohnplätzen verwachsen sind, in die neue Kolonie zu verpflanzen. Diese Tendenz hat die Entwerfung eines Plans herbeigeführt, der so chimärisch erscheint, daß man Mühe hat zu glauben, daß er ernstlich entworfen worden ist, aber die Quelle, aus der die Nachricht gezogen ist, läßt keinen Zweifel darüber zu. Man liest nämlich in dem westaustralischen Journal vom 27 December letzten Jahrs. „Kapitän Bannister und Hr. Clint, beide westaustralische Kolonisten, haben einen Plan gemacht, Heerden von Pferden, Ochsen und Schafen über Land von Sidney nach Westaustralien, quer durch ganz Neuholland zu treiben, und haben sich an die Regierung gewendet, um ihre Hülfe zu erbitten. Sie verlangen keinen Geldvorschuß, sondern nur eine Landertheilung im Verhältniß zu dem auf das Spiel gesetzten Kapital; dieses beläuft sich auf 10,000 Pf. St. Die Expedition soll aus 14 Personen bestehen." Wenn irgend ein Mann ein so kolossales Unternehmen durchsetzen kann, so ist es Kapitän Bannister, der schon durch seine Expedition ins Innere von Westaustralien seine ungewöhnlichen Eigenschaften für eine solche Unternehmung bewiesen hat. Die Expedition hat vor allen früher unternommenen den Vortheil voraus, daß sie in den Heerden, die sie mit sich führt, wenigstens gegen die größte Gefahr, welche bisher Reisende im Innern von Neuholland bedroht hat, gegen Hungersnoth geschützt ist. Aber sollten sie auf eine Sandwüste oder ungangbare Moräste oder unübersteigliche Gebirge stoßen, so müßten sie elend umkommen.

(Schluß folgt.)

Englische Kriegsmarine.

Am 1 Januar 1835 bestand die englische Kriegsmarine aus 554 Schiffen jedes Ranges, wovon 170 in Thätigkeit waren. Merkwürdig ist die Kostenberechnung über die größern Schiffe.

England besitzt 14 Schiffe von 120 Kanonen, zusammen 1680 Kanonen, 57,099 Tonnen Trächtigkeit und 12,600 Mann Besatzung. Das älteste dieser Schiffe wurde im J. 1804 erbaut und heißt Hibernia. Der Royal Frederic, Royal William und Trafalgar sind auf den Werften: der Bau dieser 14 Schiffe kostete 2,680,938 Pfd. St., also die Kanone im Durchschnitt 1000 Pfd. (12,000 fl.).

Neun Schiffe von 104 bis 112 Kanonen haben zusammen 970 K., 21,104 T. Trächtigkeit und 7400 M. Besatzung. Das älteste derselben, die Victory, wurde im J. 1765 gebaut, eines, der San Josef, wurde im J. 1797 den Spaniern abgenommen, und das neueste, Royal Adelaide, im J. 1828 erbaut. Der Bau dieser neun Schiffe kostete 869,025 Pfd. (10,428,276 fl.).

Vier und zwanzig Schiffe von 80 bis 92 Kanonen haben zusammen 2022 K., 54,558 T. Trächtigkeit und 15,200 M. Besatzung. Das älteste dieser Schiffe, der Prinz, wurde im J. 1788 erbaut, fünf zu Bombay, drei wurden dem Feinde, der Canopus im J. 1780 den Spaniern, der Jondroyant im J. 1798 den Franzosen und der Christian VII im J. 1807 den Dänen abgenommen; vier, der London, Nil, Gibraltar und Indus sind im Bau begriffen. Diese Schiffe kosteten zusammen 2,207,856 Pfd. (26,494,052 fl.).

Acht und siebenzig Schiffe von 74 bis 78 Kanonen haben zusammen 5674 K., 140,400 T. Trächtigkeit und 47,400 M. Besatzung. Das älteste derselben, der Triumph, wurde im J. 1764 erbaut, fünf derselben zu Bombay und Calcutta, und eines derselben im J. 1810 zu Genua. Drei wurden in den Jahren 1798 und 1805 den Franzosen abgenommen, drei: Collingwood, Goliath und Vanguard, sind im Bau begriffen. Diese Schiffe kosteten 6,166,944 Pfd. (74,003,528 fl.).

Acht und achtzig Fregatten von 44 bis 56 Kanonen haben zusammen 4144 Feuerschlünde, 205,600 Tonnen Trächtigkeit und 50,900 M. Besatzung. Die älteste wurde im J. 1782 erbaut, fünf derselben zu Bombay, fünf wurden den Franzosen abgenommen, zwei sind im Bau begriffen. Der Bau dieser Fregatten kostete 5,608,000 Pfd. (45,296,000 fl.).

Die großen Kriegsschiffe Englands, zusammen 215 an der Zahl, kosteten also 14,552,741 Pfd. (174,592,892 fl.).

Hieraus ergeben sich folgende Verhältnisse:

	Kosten des Baues.		Bemannung.	
	per Tonne	per Kanone	per Tonne	per Kanone
Schiffe von 120 K.	1 : 45⅞	1 : 1000	1 : 5	1 : 7½
Schiffe von 104—112 K.	1 : 41⅔	1 : 1000	1 : 3	1 : 7⅓
Schiffe von 80—92 K.	1 : 40⅘	1 : 1092⅞	1 : 3,6	1 : 7½
Schiffe von 74—78 K.	1 : 44	1 : 1087⅘	1 : 3	1 : 8⅓
Schiffe von 44—56 K.	1 : 47½	1 : 870⅘	1 : 6½	1 : 7½

Vermischte Nachrichten.

Kürzlich kam im Var-Departement ein mehr als 60jähriger Abbé vor Gericht, auf eine Klage, die ein Schlosser gegen ihn anstellte. Der arme Abbé war stets von entsetzlicher Furcht gepeinigt, er möchte ermordet oder vergiftet werden. Da auch unerwartet Ziegel von den Dächern fallen und ihm das liebe Leben rauben, oder ein unbekannter Feind ihm einen Dolchstoß versetzen konnte, so wollte er wenigstens dieser bedrohlichen Gefahr entgehen, und bestellte einen Helm und einen Brustharnisch, die aber kugelfest seyn sollten. Der Schlosser brachte sie. Der Abbé schoß zur Probe ein Dutzend Kugeln darauf ab, wo dann der Panzer doch ein wenig litt, und der Abbé darum nicht zahlen wollte. Der Schlosser aber verklagte ihn, und der Friedensrichter verurtheilte den Abbé zum Zahlen. Der Richter hatte Mühe selbst ernsthaft zu bleiben, und das Auditorium brach alle Augenblicke in ein schallendes Gelächter aus.

*

Das Asiatic Journal berichtet, daß einige prachtvolle Höhlentempel im Lande des Bhils in der Nähe von Arguan entdeckt worden seyen. Die Malereien sind durchaus unbeschädigt, und zeigen Figuren in persischem Kostüme.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 279. 6 Oktober 1835.

Handelsstatistik.

(Nach französischen offiziellen Quellen.)

Trapezunt.

Trotz der Hindernisse, welche der Tod des Königs von Persien und der Aufstand der Kurden von dem Stamme Dschelali, welche die Kommunikation zwischen Erzerum und Tauris unterbrachen, dem Handel von Trapezunt im letzten Jahre entgegensetzte, so nahm doch die Masse der Geschäfte dieses Hafens im verflossenen Jahre sehr bedeutend zu. Er bildet so sehr den natürlichen Stapelort des persischen Handels mit Europa, daß nur die allergrößten Schwierigkeiten seine zunehmende Thätigkeit beschränken könnten. Das einzige was ihm fehlt, ist eine größere Menge europäischer Häuser, welche durch assortirte Ladungen den persischen und georgischen Kaufleuten die Nothwendigkeit ersparen könnten, sich nach Konstantinopel zu begeben um dort zu kaufen, was sie noch nicht in Trapezunt finden. Drei neue persische Häuser, welche bisher nur Agenten in Konstantinopel hatten, haben im Laufe des Jahres Häuser in Trapezunt gegründet, und fast alle Waaren, welche auf der Leipziger Messe für Persien gekauft worden waren, wurden nach Trapezunt adressirt; sie beliefen sich auf etwa 1 Mill. Fr., wovon für 175,000 zum Schleichhandel nach Georgien bestimmt waren, denn seitdem man den Georgiern die Privilegien, deren sie in den russischen Häfen genossen, entzogen hat, holen sie ihre Lagerwaaren in Trapezunt, von wo sie sie in kleinern Schiffen auf die Küsten von Guriel und Mingrelien werfen. Der größte Theil des Handels von Trapezunt besteht in Transit, denn die Bedürfnisse der Provinz und ihrer Umgegend sind sehr beschränkt, sie bezahlt diese mit Geld, Seide, Buchsholz und Wolle. Diese letztere wird nicht in der Provinz selbst produzirt, sondern wird auf Lastpferden aus Gurun in der Nähe von Siwas in Kurdistan gebracht, und in Trapezunt nur gereinigt und sortirt. Ihre Qualität ist sehr gut, und das englische Haus von Trapezunt schickt jährlich starke Partien davon über Konstantinopel nach London, seitdem der erste Versuch, den es im Jahre 1833 damit gemacht hat, glücklich ausgefallen ist. Der größere Theil derselben geht aber nach Konstantinopel, Aleppo und Smyrna. Die Ein- und Ausfuhr von Trapezunt belief sich im Jahre 1834 auf folgende Summen:

	Einfuhr	Ausfuhr
Konstantinopel . .	13,039,300 Fr.	1,987,500 Fr.
Persien . .	1,241,700 —	12,557,000 —
Oestreich . . .	966,000 —	—
England . .	233,000 —	11,500 —
Rußland . . .	397,600 —	302,500 —
Moldau . .	105,500 —	18,800 —
Summa .	15,873,100 —	14,857,300 —

In dieser Tabelle ist jedoch keineswegs das Fabrikland der Waaren angegeben, sondern nur das der unmittelbaren Verschiffung, denn ein großer Theil der aus Konstantinopel nach Trapezunt geschickten Waaren kommt aus England, Frankreich und den westindischen Kolonien, namentlich Kaffee aus den letztern. Früher wurde in der Türkei kein anderer als arabischer Kaffee verbraucht, aber seitdem die Wahabis zuerst, dann ihre Kriege mit den Aegyptern, und endlich die Besitznahme von Moka und Hodeida durch die letzten den freien Transport des arabischen Kaffee unterbrochen hatten, haben sich die Türken nach und nach an das westindische Produkt gewöhnt. Gegenwärtig ist es unmöglich sich Moka anders als in Alexandrien zu verschaffen, und er ist viel zu theuer für die gewöhnliche Konsumtion der Türkei geworden.

Reisebilder

zwischen Veracruz und Straßburg aufgefaßt. Mai bis Julius 1832.

2. Reise von Bordeaux nach Straßburg.

(Fortsetzung.)

Nichtsdestoweniger war der Drang nach der drei Jahre entbehrten Heimath mächtiger, und schon am vierten Tage trieb er mich von dannen. Ich hatte den Weg nach Lyon über Perigueux, Limoges, Clermont und Montbrison gewählt, als den kürzeren und romantischern, bereute es auch im Ganzen nicht; doch sind die Straßen hier, stellenweise, in der That hyperromantisch, und wer im Fahren ängstlich, oder auch nur zum Schwindel geneigt ist, dem mag ich sie keineswegs empfohlen haben. Sehr schmal, kaum drei Wagenspuren haltend, führen sie oft meilenweit zwischen steiler Felswand und thurmtiefem Abgrund, ohne Geländer, oder son-

Digitized by Google

stige Einhegung, mit unmäßiger Steigung an den Bergabhängen, wo das Aufhalten und Einhemmen in gleichem Grade gefährlich ist, besonders wenn in rechten Winkeln um die Felsecken biegend, jede Kollision mit begegnendem Fuhrwerk eine halsbrechende Begebenheit scheint. Es soll auch nicht leicht ein Jahr geben ohne mehrfache Unglücksfälle, und wer die Straße zum Erstenmal fährt, wundert sich, daß nicht mehr dergleichen vorkommen. Aber Postillons und Pferde sind des Dings gewohnt, und am Ende gewöhnt der Reisende sich auch daran; zwischen Pont au mur und Pont de Gibaud, zwischen Thiers und la Bergere, zwischen diesem letzten Orte und Boen sind jedoch Stellen, wo Einem die Haare zu Berge stehen, selbst wenn man ganz kürzlich erst noch die Bergpassagen der merikanischen Cordillera erlebte. Uebrigens ist diese Fahrt reich an herrlicher Gebirgsscenerei der Auvergne mit dem majestätischen Puy de Dôme im Hintergrunde, und beim Herabsteigen ins Rhone- und Saonethal zwischen Grandbuisson und Lyon wird ein Landschafts-Panorama vor den Augen des Reisenden aufgerollt, bei dessen Anblick er den Franzosen es nicht verargen mag, wenn sie gern und viel von ihrer „belle France" reden. — Zwischen Limoges und Clermont geriethen wir in einen ungewöhnlichen Strudel politischer Aufregung, und nicht ohne einige persönliche Unannehmlichkeit. Die Landung der Herzogin von Berry im südlichen Frankreich war eben bekannt geworden, nebst ihrer Absicht, nachdem der Anschlag auf Marseille mißglückt, sich zu Lande nach der Vendee zu begeben. Die in dieser Direktion liegenden Präfekturen hatten Befehl zu scharfer Bewachung aller Haupt- und Nebenstraßen empfangen, und auch auf einem Theil unserer Reiseroute war viel Gendarmerie und Nationalgarde in Bewegung. Auf der Poststation Bourganeuf angekommen, und eben Pferde wechselnd, fanden wir uns plötzlich von der Nationalgarde dieses Städtchens, mit Gendarmen an der Spitze und einem beträchtlichen Pöbelhaufen als Reserve, umringt, und für äußerst verdächtige Leute erklärt. Mit nicht übergroßer Höflichkeit wurden wir gezwungen, auszusteigen, und vom begleitenden Pöbel mit Verwünschungen und Drohungen überhäuft, erst auf die Wache, dann zum Procureur du Roi geführt. Man konnte hier wohl einen kleinen Vorschmack solcher Revolutionsscenen gewinnen, in denen eine losgelassene Pöbeljustiz ihr Wesen treibt, und wir bekamen manche Physiognomien zu sehen und manches Gebrüll zu hören, gewiß nicht spezifisch von demjenigen unterschieden, was im Jahr 1793 an der Tagesordnung war. Glücklicherweise fanden wir im Procureur du Roi einen vernünftigen Mann, der es unbesehens glaubte, daß ich nicht die Herzogin von Berry sey, auch meine Gefährten nicht für Hrn. v. Menars oder Hrn. v. Bourmont nahm, sondern uns für die ehrlichen und friedfertigen Leute gelten ließ, welche unsere sehr regelrechten Päße besagten. Wir durften also nach einer halben Stunde ungehindert unsere Reise fortsetzen. Des Kontrastes wegen bemerke ich, daß aus dieser Region politischer Aufregung im Sinne der Julusrevolution, wir unmittelbar in die Atmosphäre einer priesterlichen, also dem Karlismus näher verwandten Aufregung anderer Art geriethen. Denn alle Dörfer der Umgegend von Clermont, und Clermont selbst waren auf den Beinen, um die Nachfeier (huitaine) des Frohnleichnamstags zu begehen. In den Dörfern trafen wir schon zur frühen Morgenstunde die Vorbereitungen des Festes und wurden ungemein davon erbaut. Dichte Gruppen allerliebster, sonntäglich geputzter Bauernmädchen saßen, Blumen ordnend und Kränze windend, auf den öffentlichen Plätzen, die niedlichen Gesichter in einer schwellenden Temperatur von Andacht und Muthwillen; lauter lebende Albanobilder! Gegen Mittag zu Clermont angekommen, fanden wir eben die Procession in vollem Gange. Die meisten großen Städte Frankreichs haben sie seit der Juliusrevolution wieder bei Seite geschoben, aber in der erzkatholischen Auvergne hat sie sich standhaft behauptet. Doch schien die Volkstheilnahme nur mäßig zu seyn, und die Pfaffen sahen grämlich genug aus. Sie spüren denn doch am Ende hier wie anderwärts, daß ihr Reich zu Ende ist. Wenn noch irgend jemand sie recht ehrfurchtsvoll andächtig grüßt, schmunzeln sie dankbar, wie alte Weiber, denen man Fleuretten sagt.

Am 3ten Julius zu Lyon angekommen, und wohl aufgehoben im Hotel de l'Europe, beschloß ich den nächsten Tag einer wenigstens oberflächlichen Besichtigung der berühmten Stadt zu widmen. Auf dem Platze Belcour präsentirt sich die schöne Ritterstatue Ludwigs XIV. Es hängt gleich ein ganzer Kursus neuerer Geschichten daran, wenn man bedenkt wie sie mit hinfälligem Enthusiasmus im Jahre 1713 errichtet, mit wahrem und lebendigem im Jahre 1792 niedergerissen, mit erkünsteltem im Jahre 1825 restaurirt, im Julius 1830 und nachher ihren Platz fortbehauptete, indifferentiirt als politisches Symbol, aber geachtet als Kunstwerk und historisches Denkmal. Die in verschiedener Art prächtigen und merkwürdigen Strukturen der Kathedrale mit ihren vortrefflichen Glasmalereien, der Präfektur, des Hotel de Ville, und der antiken Ueberreste des alten, nachher in eine christliche Kirche verwandelten Augustustempels verdienen ihren Ruf. Von letzterm sind jedoch eigentlich nur 4 herrliche Säulen noch an Ort und Stelle vorhanden; der kostbare Fußboden von alt-römischer Mosaik wird, mit mehreren wieder aufgefundenen Werken und Fragmenten antiker Plastik, jetzt im städtischen Museum aufbewahrt. Das große, reichfundirte und wohleingerichtete öffentliche Krankenhaus gehört zu den besten französischen Anstalten dieser Art. Ein Gang durch die Vorstädte la Guillotière und Croix Rousse diente zur topographischen Orientirung in der Geschichte des letztjährigen Aufstandes; die in eilfertiger Anlage begriffenen Forts und Batterien bewiesen, wie sehr man eine Wiederkehr solcher Auftritte befürchtete; und das nächste Jahr hat dann, leider, nicht nur die Richtigkeit der Besorgniß, sondern auch die Vergeblichkeit der Forts und Batterien documentirt. Eine vernünftige Umgestaltung des ganz fehlerhaften französischen Zollsystems wird, vorzugsweise auf diesem Punkte, mehr helfen zur soliden Befestigung öffentlicher Ruhe und Ordnung, als Mauerwerk und Feuerschlünde. Sonderbar figurirt hier, unter so bedenklichen Spuren neusten Revolutionsgeistes, die für das Seelenheil der unglücklichen Revolutionsschlachtopfer des Jahrs 1793 von Carl X gestiftete chapelle expiatoire. Die Börse und das Museum befinden sich in einem vormaligen Frauenkloster von herrlicher Architektur besonders der ringsum führenden Kolonnaden. Das Museum bewahrt Antiken, neuere Gemälde und Skulpturen, und naturhistorische Gegenstände in mehreren Abtheilungen. Die Antiken theils Originalien, theils

Digitized by Google

gute Exemplare der bekannten Pariser Gypsabgüsse: von den Originalien das meiste Römisch, und größtentheils in Lyon selbst oder der Umgegend ausgegraben; doch auch einiges Aegyptische, namentlich eine vortrefflich konservirte Mumie. Einen Theil derselben hat man geöffnet und gefunden, daß der Körper weiblichen Geschlechts war, Aethiopischer Race, und etwa im 30sten Jahre verstorben. Auf dem Sargdeckel eine Abbildung des über die Verstorbene gehaltenen Todtengerichts, dabei eine Anubisgestalt, ein sterbender Osiris, der gekrönte Sperber, die Waagschale der guten und schlimmen Werke, ein Thot mit dem Ibiskopfe, Höllengötter, höllische Ungeheuer u. s. w. Auf der Brust der Mumie der gewöhnliche Scarabäus, in einem Zipfel der Wickelbinde ein doppeltes Griechisches *A* mit blauer Baumwolle eingenäht, was nebst einigen in gemischtem Styl gearbeiteten Verzierungen der äußeren Hüllen darauf schließen läßt, daß die Verstorbene einer spätern ägyptischen Zeit, etwa der ptolemäischen, angehörte. Eine kürzlich von Hrn. Drovetti eingesendete sehr wohlerhaltene Papyrus-Rolle wird von Alterthumskennern für interessant erklärt. Die Gemälde, etwa 100 an der Zahl, sind theils den älteren italiänischen, niederländischen, deutschen und spanischen Schulen angehörig, theils der älteren und neueren französischen. Unter jenen findet sich von Francesco Albani die Taufe Christi, und eine Predigt in der Wüste; von Luca Giordano Rinaldo und Armide, und der h. Lucas, wie er die Jungfrau malt; von Augustin Carracci das ganz meisterhaft gearbeitete Portrait eines Domherren von Bologna; von Andrea del Sarto das Opfer Abrahams; von Tintoretto eine Danaë unter dem Goldregen; von Ludwig Carracci eine Taufe Christi; von Pietro Berretini (Cortona) Cäsar der die Pompeja um die Calpurnia verstößt; von Nuvolone (Panfilo) eine unbefleckte Empfängniß, und eine Geißelung Christi; von Paul Veronese eine Bethsabe im Bade, und eine Findung Mosis; von Perugino eine Apostelgruppe, und eine ganz vortreffliche, im Jahre 1495 für die Kathedrale von Perugia gemalte, vom Papst Pius VII der Stadt Lyon verehrte Himmelfahrt Christi; von Guercino eine Beschneidung Christi; von Guido Reni eine Himmelfahrt der h. Jungfrau. Dann aus der Niederländischen Schule ein vortrefflicher Seesturm von Peters; eine Anbetung der Hirten, eine Heimsuchung Mariä, und eine heilige Familie im Stalle, von Jak. Jordaens; zwei sehr gute Rubens, die Anbetung der h. Dreikönige, und eine ursprünglich für das Dominikanerkloster zu Gent gemalte Heiligengruppe; von Franz Snyders ein herrliches Küchenstück, worauf besonders die lauernden und spielenden Katzen und Kätzchen von ganz unübertrefflicher Wahrheit; von Gerhard Tarbourg und Jacob van Oost zwei allerliebste Genrebilder, geborene Seitenstücke, indem sie zeigen, jenes wie sich die Ueberraschung durch einen angenehmen Brief beim weiblichen, dieses, wie sie sich beim männlichen Geschlechte ausdrückt; von David Teniers eine Befreiung Petri aus dem Kerker; von Joh. Breughel die Elemente; von van der Meulen eine Küstenlandschaft; von Theod. van Thulden ein so vortrefflicher Heiland am Kreuze, daß man ihn lange für ein Werk von Rubens gehalten; endlich mehrere Frucht- und Blumenstücke von Johann van Huysum, David de Heem, Abraham Mignon und Adrian van der Kabel, einige darunter von vorzüglicher Schönheit. Aus der altdeutschen Schule ein Prachtbild Albrecht Dürers, Maximilian I und seine Gemahlin Katharina darstellend, wie sie in der Kirche, mitten unter schaulustigem Volksgedränge vor einem Bilde der heiligen Jungfrau knien, und Blumenkronen auf ihre Häupter sich herabsenken. Aus der spanischen Schule das durch seine Gräßlichkeit merkwürdige Bild Ribera's, der todte Franziskus von Assisi, mit weit offnen Augen noch gen Himmel starrend. Die ältere französische Schule ist hier nur durch einiges Mittelgut von Philippe de Champagne, Sebastian Bourdon, Jean Jouvenet, Lebrun, Goutet, Loir, Galoche, Coppel, Lahyre und Mignard ziemlich mager repräsentirt. Von neueren größtentheils noch lebenden französischen Künstlern findet man Bidault, Ducis, Fabre, Vouet, Desportes, Orsel, Jacquand, Bonnefond, Abrinent, Boissieux, Duclaux, Richard, Genod, Magnin, Grobon, Revoil, Jacomin und Soulevy, mit Ausnahme der hier zuerst genannten sämmtlich aus Lyon gebürtig. Unter den von ihnen aufgestellten Werken haben mir die vorzüglichsten geschienen, vor allen zwei köstliche Bilder von Richard, das eine Montaignes Besuch beim geisteskranken Tasso im Irrenhause zu Ferrara, das andere den von der Klosterschwester gefütterten Papagei aus Gressets Vert-Vert darstellend; dann Thomas Morus im Kerker von Frau und Tochter Abschied nehmend, von Jacquand; der vom unbarmherzigen Hausherren mit seiner Familie auf die Straße geworfene arme Miethee von Bonnefond; der aus Athaliens Metzelei gerettete Joas von Magnin; eine arme Mutter mit ihren zwei Kindern von Jacomin; endlich eine herrliche lebensfrische Gruppe junger, in einer schönen Landschaft von der Wanderung ruhender Lyoner Künstler, sämmtlich Porträts, von Duclaux. Die Naturaliensammlung des Museums ist nicht bedeutend, ex omnibus aliquid, in toto nihil. Doch interessiren einige seltene Petrefakte und Knochenfossilien, eine Sammlung aller Gebirgsarten des Rhonedepartements, eine desgleichen sehr vollständige aller europäischen Marmorarten, einige ausgezeichnet schöne Exemplare der afrikanischen, asiatischen und brasilianischen Fauna, und einige wunderbar gebildete Madreporen. Eine schlechte Zugabe zum mittelmäßigen Ganzen schien mir der geschwätzige Kustos der, nachdem er die Deutschen und Preußen in uns ausgewittert, mit seinen aus Schlesien im Jahre 1806 zurückgebrachten Reminiscenzen über die Gebühr uns langweilte: ich fragte ihn ob er keine aus dem Jahre 1813 habe? davon aber wollte er nichts wissen. Die Franzosen haben überhaupt ein viel besseres Gedächtniß für ihre Siege als für ihre Niederlagen, und das fördert ungemein ihre stete Kriegsbereitwilligkeit.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch zu Damaskus im Mai 1834.

Ehe Ibrahim zehn Monate vor unserer Ankunft die Stadt Damascus einnahm, mußten Christen jedesmal am Thore absteigen, da ihnen nicht gestattet war, durch die „heilige Stadt" zu reiten. Alle Waffen wurden weggenommen, und wenn der unglückliche Reisende noch überdieß europäische Kleidung trug, namentlich den Hut, so durfte er unter keiner Bedingung in die Stadt, sondern wurde ausgezischt, weggejagt, mit Steinen geworfen, kurz auf jede Art mißhandelt. Trug er einen weißen Turban, eine den Nazarenern (Christen) verbotene Auszeichnung, so wurde er ihm abgerissen und er mußte barhaupt weiter gehen. Welche Veränderung ist seitdem eingetreten. Jetzt ist jeder Muhammedaner entwaffnet, wenn er nicht im Dienste der Regierung ist. Europäer dürfen Waffen tragen, und überhaupt jeder Christ, wenn er um einen Teskere (Erlaubnißschein) nachsucht. Die ägyptischen Soldaten fragten nicht nach meinem Gewehr, und als sie erfuhren, ich sey ein Engländer,

Digitized by Google

riefen sie: Inglis, taib bono*) (ein Engländer, es ist schon recht), und ich ritt hinein, während einer der Maulthiertreiber mit dem Gewehr auf der Schulter voran marschirte, und mir in der langen, engen, dicht gedrängten Straße Bahn zu machen suchte, indem er fortwährend rief: Muhammed Ali Pascha! wahrscheinlich nicht, um mich für den Pascha auszugeben, sondern um anzudeuten, daß ich in seinen Diensten stehe, und mit Autorität reise, eine glückliche List, so lächerlich sie mit der vorherigen Furcht des Maulthiertreibers kontrastirte, man möchte ihm seine Waffen abnehmen und ihn unter die Soldaten stecken.

Keine heftigen Aeußerungen des Uebermuths verfolgten mich, obwohl mir häufig die leise gesprochenen Worte an die Ohren klangen: Franghi! shuf, shuf abu tandschera! (Ein Franke! sehr, sehr den Hutträger.) Tandschera heißt im Arabischen der Topf, in welchem Reiß oder Gemüse gekocht wird, und diesen vergleichen sie mit dem europäischen Hut. Das christliche Quartier mit dem katholischen Kloster liegt auf der Nordseite von Damaskus, so daß wir durch die ganze Stadt reiten mußten, was nahe an eine Stunde wegnahm. Im Kloster angelangt, mußte ich eine Zeit lang warten, bis der Superiore, ein geborner Spanier, wie alle andern Mönche, mit seiner Mahlzeit zu Ende war; als er meine Empfehlungsschreiben gelesen, richtete er keine forschenden Fragen an mich, wie sonst immer an Europäer bei ihrer Ankunft, denn man argwohnt stets, sie seyen Missionärs, und fordert von ihnen, daß sie ihre Bücher vorzeigen. Der Spanier führte mich höflich nach einem kühlen Zimmer, worin ein bequemes Bett stand, bat mich, das Kloster als meine Wohnung anzusehen, und so lange zu bleiben, als es mir gefiele; ich möchte aber mich am Freitag des Fleisches enthalten und die Schließstunden möglichst beobachten. Hiemit entfernte er sich, um seine Siesta zu halten.

In Damaskus, wie in allen orientalischen Städten, hat jedes Gewerbe seinen besondern Bazar; diese Bazars sind gedeckt und reinlich, aber obwohl besser als die von Kairo und Aleppo, weit enger und unansehnlicher, wie die von Konstantinopel. Wenige Tage vor meiner Ankunft war die Stadt illuminirt und eine allgemeine „Fantasia" gehalten worden zur Feier des mit dem Sultan geschlossenen Friedens. Bei dieser Gelegenheit zogen die Christen haufenweise in den Straßen umher, sammelten sich vor den öffentlichen Versammlungshäusern der Türken, sangen laut das Lob Ibrahims und hielten Reden zu seinem Ruhme! In den ersten Tagen ging dieß unbeachtet vorüber, am dritten Tage aber fielen die Türken, über die Maßen erbittert, über sie her und verwundeten mehrere. Achmed Bey, Stellvertreter des abwesenden Generalgouverneurs Scheriff Bey, kam mit einer Abtheilung ägyptischer Araber herbei und machte eine Menge Gefangene: fünfzig derselben wurden nach Akre geschickt, um dort an den Verschanzungen zu arbeiten, die übrigen erhielten die Bastonnade. Scheriff ist bei den Christen sehr beliebt, weil er ihnen Schutz und große Freiheiten gestattet: er war auf einer Rundreise begriffen, um die Verwaltung einiger Distrikte anzuordnen, und man behauptete, wenn er zu Damaskus gewesen wäre, so hätten die fünfzig Türken, statt nach Akre zu wandern, die Köpfe verloren. Köpfe abschlagen zu lassen, ist eine Morgenbelustigung für ihn, und er hat laut verkündigt, daß jeden Türken, der einen Christen unterdrückt, dieß Schicksal erwarte. Die werthvollste Gunst, die man den Franken erzeugt, besteht darin, daß ihr Eigenthum am Zollhaus nicht untersucht wird und sie keine Zölle bezahlen müssen. Während des Ramadans raucht der Bey seine Pfeife und trinkt seinen Kaffee, wie gewöhnlich zum großen Aergerniß aller guten Moslems, und wenn Franken ihn in türkischer Kleidung besuchen, mache er ihnen Vorwürfe und sagt: „Warum kommt Ihr nicht in Euren Hüten; die Türken sollen wissen, daß die Zeiten sich geändert haben."

Die Flüsse Abana und Pharpar theilen sich in sieben Hauptbäche, und das Wasser wird in zahllosen kleinen Kanälen durch die Stadt geführt, so daß jeder Saal in jedem Hause eine Fontaine hat, eben so jedes öffentliche Gebäude. Das ausgezeichnetste dieser letztern ist der unter dem Namen Assad Paschas bekannte Khan.**) Die Belustigungsorte sind am Wasser: das besuchteste Kaffeehaus ist auf Pfosten mitten im Abana nahe am Friedensthore erbaut, wo aber gewiß kein Europäer Kaffee trinken wird, der sich nicht auf seine Schwimmkunst verlassen kann, denn die Planken, auf denen man geht und sitzt, sind dünn, faul und weit aus einander stehend, während unten das Wasser wie im Sturze dahin braust. Der Fluß ist hier etwa 100 Fuß breit, und die Ufer sind mit Weiden, Pappeln und andern Bäumen bewachsen, die, in Verbindung mit dem Wasser, die Atmosphäre ungemein abkühlen. Als ich eines Tages zum Friedensthore hinaus nach diesem Kaffeehause ging, sagte ein türkischer Gefangener, oder vielmehr ein Ueberläufer der türkischen Armee, der hier auf der Wache stand, laut, daß Achmed Bey es hören konnte: „Er ist ein Hund, ohne diese Franken wäre ich nie hier mit der Musketo auf der Schulter gestanden," was wohl der in der türkischen und ägyptischen Armee eingeführten europäischen Taktik galt. Eine ganz entgegengesetzte Gesinnung herrscht unter den Arabern.

Nicht weit von dem genannten Thore auf der andern Seite des Flusses ist ein von einem Christen zum Behuf des Verkaufs von Früchten gemiethetter Garten, dem es an Diwans, an Rosen und Wasser nicht fehlt; wäre der Garten mit etwas mehr Sorgfalt und Geschmack unterhalten, so wäre es wirklich ein reizender Ort, denn die üppig wachsenden Fruchtbäume bilden ein Labyrinth, in welchem sich zahlreiche Spaziergänger einfinden, namentlich Christen an Festtagen. Die Frauen kommen bei solchen Gelegenheiten zwar verschleiert, entblößen aber alsbald beim Eintritt das Gesicht und halten sich in kleiner Gesellschaft beisammen, abgesondert von den Männern: diese rauchen, trinken Wein oder essen Lattich: andere belustigen sich mit Springen oder dem Schwertertanze.

In der Mauer zwischen dem Friedens- und dem Gräberthore sind viele große Steinblöcke der alten Stadt, worauf sich Inschriften in saracenischer (kufischer?) Schrift finden; außerhalb dem nach der Boräa führenden Thore wohnen in einem benachbarten Hause oder eigentlich einer zerstörten Moschee drei Santons in kleinen Kämmerchen, von denen der Verfasser in lateinischer Sprache Folgendes berichtet: Cum cuivis Turcae non accidat filius, moris est illic uxorem deportare illaque rem habet Santon marito adstante, qui numen ut operi foliciter faveat, precatur. Santones nudo corpore vias perambulant, et si quis eorum qualibet muliere miscere vult, probante grataque marito voti summum consequitur.

Etwas östlich von dem Thore der Gräber ist das Thor von Saulch, und nahe dabei ein Thurm, aus dem nach der Sage der Apostel Paulus vom Fenster herabgelassen wurde, in der That aber existirt, mit Ausnahme einiger Grundsteine, kein Theil der alten Stadtmauer mehr, denn Timur, der die Stadt bei der ersten Einnahme wegen ihrer prachtvollen Moschee verschonte, erfuhr nach seiner Rückkehr von der Eroberung Aegyptens, daß Damaskus sich gegen ihn empört habe, sperrte den Imam mit 5000 Einwohnern in die Moschee und verbrannte sie mit einander; dann zerstörte er die Stadt so vollständig, daß diejenigen, welche vor ihrer Flucht ihre Schätze hatten verbergen können, nach ihrer Rückkehr die Stelle nicht mehr fanden. Der Sultan von Aegypten baute Damaskus wieder auf und stellte es unter die Mamalukken. Jenseits der Gräber, gegen Süden, ist die Boräa, ein offener Platz in der Nähe des Abana, der mit Korn besäet und mit prächtigen Wallnußbäumen beschattet, als Vergnügungsort für die Damascener jeden Glaubens und jedes Geschlechts dient: in großer Anzahl kommen sie hieher und setzen sich in Reihen oder unregelmäßigen Gruppen am Ufer nieder, und schauen den Fluß an, als wollten sie so Kühlung gewinnen; diese Gewohnheit herrscht namentlich zur Zeit, wo der Fluß durch heftige Regen oder den Schnee des Antilibanon angeschwollen ist. Aber Männer und Frauen sind hier nicht in Gesellschaft mit einander, denn es ist nicht Sitte, mit Frauen öffentlich zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Taib bono, halb arabisch, halb italiänisch, denn taib heißt auf arabisch „gut".

**) Siehe Lamartine's Schilderung Nr. 123 v. d. J.

Am 4 September wurde von den Freimaurerlogen zu Glasgow, Paisley, Dumoon, Ayrshire und der Umgegend der Grundstein zu dem Monumente Watts gelegt, den man als den Erfinder der Dampfmaschinen betrachtet. Leider wurde die Absicht, den Zug möglichst feierlich und glänzend zu machen, durch das Wetter vereitelt, denn der Regen fiel in Strömen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 280. 7 Oktober 1835.

Die Saint-Simonianer in Aegypten.

Die Schleußen des Nils.

Es ist ein eigenes Schauspiel, diese Apostel einer Reform aller socialen Ordnung, diese Befreier der Menschheit, diese Propheten der freien Frau sich am Ende in Aegypten verlieren zu sehen, wo sie sich in die Dienste des absolutesten Despoten auf der Welt werfen, und den Turban annehmen, der ihnen ein Recht zum Kauf von Sklavinnen gibt. Es ist eine der bizarren Erscheinungen, die dieser Zeit einer gänzlichen Auflösung aller geistigen Disciplin vorbehalten war, wo ehrgeizige Geister alle Schranken des Hergebrachten durchbrechen, und sich von einem Extrem ins andere werfen. Einer von ihren Predigern E. Barrault, der in den Jahren 1833—1835 den Orient bereiste, und seinem geistigen Vater Enfantin einen Besuch in Aegypten abstattete, hat so eben ein Buch über seine Reise herausgegeben, unter dem Titel: Orient und Occident, im Jahre der Hedschra 1249—50. Es ist großentheils mit Spekulationen über die Zukunft des türkischen Reichs und Aegyptens angefüllt, welche in dem in Frankreich jetzt gewöhnlichen galvanischen Styl geschrieben sind, und unsere Aufmerksamkeit nur wenig verdienen. Doch gibt er von seinem Besuche bei Enfantin, der als Ingenieur an der Dämmung des Nils für den Pascha arbeitet, und von einem französisch-ägyptischen Feste, das sie an den Ufern des neuen Kanals hielten, eine Beschreibung, welche ein lebhaftes Bild von dem abnormen Zustand gibt, in den die Mischung excentrischer Franzosen und halbeuropäisirter Araber Aegypten gestürzt hat, und welche zu gleicher Zeit einige interessante Data über die großen öffentlichen Werke gibt, die der Pascha mit Hülfe dieser Renegaten-Bevölkerung ausführen läßt. Man kann sich kaum erwehren an den Talisman zu denken, mit dessen Hülfe Salomo die Dämonen zum Bau seiner Paläste zwang, wie die orientalischen Legenden sagen, nur ist hier der Talisman sein Geld.

Barrault und seine Gefährten brachen Anfangs August 1834 von Alexandrien auf, und fuhren den Kanal Mahmudieh hinauf bis an den Nil, und von da bis an die Lokalität der Arbeiten zu dem großen Damm. Sie fanden dort am Ufer des Nils, und eines von ihm gegen das Innere des Landes abgeleiteten Kanals ungeheure Haufen von Steinen und Materialien, große Mauern die sich erheben, Arbeiter, die flagend sich hin und her bewegen, und hier und dort weiße und grüne Zelte. Eines derselben, das von Enfantin, nimmt sie auf. „Der Nil theilt sich 3 Meilen oberhalb des Punktes wo wir uns befinden, in zwei Arme, welche sich bei Rosette und Damiette ins Meer werfen. Das große Delta das sie bilden, will nun der Pascha nicht mehr dem Zufall der zu hohen und zu niedern Ueberschwemmungen überlassen, und will diese einer Regelmäßigkeit unterwerfen, welche eine immer gleiche Wasserfläche sichert, dazu die Dammarbeiten. Die Schwierigkeiten der Arbeit sind groß, doch muß man sie sich nicht übertreiben, denn die Bauten werden nicht im Flußbett selbst unternommen, sondern man gibt jedem der zwei Arme ein neues und geraderes Bett, etwa von der Länge einer Stunde oder etwas mehr, und in diesem, so lange es noch trocken ist, wird der Grund der Dämme gelegt. Diese werden zwei ungeheure Brücken bilden, deren Bogen mit Schleußen versehen sind, um den Nil nach Gefallen zu stauen oder fallen zu lassen. Oberhalb dieser Schleußen wird ein Kanal gegraben, welcher bestimmt ist, die beiden Nilarme zu verbinden, und von ihm laufen senkrecht drei neue Kanäle aus, welche er mit Wasser versieht. Der mittlere derselben durchschneidet das Delta seiner Länge nach, die beiden andern bilden die Nebenkanäle der Flußarme, und sind zur Schifffahrt bestimmt. Sie sollen die Boote aufnehmen, welche den Mittelkanal heraufkommen, und sie durch einen Verbindungskanal in die beiden Nilarme bringen, von wo sie den Fluß weiter hinaufsteigen können. So wird das Bett des Nils korrigirt, die Schifffahrt erleichtert, und die Fruchtbarkeit des Delta gesichert werden. Der Pascha selbst hat diese schöne Idee gefaßt, ein französischer Ingenieur, Linant, hat den Plan entworfen, und ist mit der Ausführung beauftragt.

„Der Pascha fühlt die Wichtigkeit seiner Unternehmung sehr wohl: er hat Mahmud Bey, seinen frühern Kriegsminister, den ersten Mann im Lande nach ihm und seinem Sohn, und ausgezeichnet durch Reichthum und lange Dienste, dahin geschickt, um in seinem Namen das Werk zu leiten. Der Bey hat seinen prachtvollen Palast in Kairo verlassen, um wieder in einem Lager unter Zelten zu wohnen, und wie früher Kriegsoperationen, so jetzt industrielle Arbeiten zu beaufsichtigen. Auf allen Seiten sieht man Vorarbeiten, welche mit einer Regelmäßigkeit und Vorsicht unternommen werden, an welche die muhammedanische Bevölkerung bisher nicht gewöhnt war. Die Materialien häu-

Digitized by Google

sen sich an, ein großer Theil der Nilflotten ist beschäftigt sie herbeizubringen. Auf allen Seiten sieht man neue Arbeiter ankommen, und in diesem Augenblicke sind 10,000 Arbeiter, Männer und Knaben, an beiden Schleußen beschäftigt. Das Terrain bietet den Anblick eines Lagers dar, aus dem die Zelte der Ingenieurs sich erheben. Ein Theil der Arbeiter baut am Kanal, schafft die Erde weg, trocknet Ziegel an der Sonne und brennt Kalk, ein anderer baut die Wohnungen, welche ihnen im Winter zum Schutz dienen sollen. Man sieht Mühlen und Backöfen, um die Masse dieser Menschen zu ernähren, die Bauern der Umgegend halten ihre Märkte hier, und einige Kaffeehäuser liegen am Nil hin. Die Kranken und Verwundeten werden in ein provisorisches Hospital aufgenommen, bis ein bequemeres gebaut seyn wird. In den Werkstätten von Kairo, in den Kalkgebirgen des Mokaddam und in den Arsenalen von Alexandrien werden ohne Unterlaß neue Materialien und neue Instrumente zur Arbeit gesprengt, gegossen und geschmiedet. Schon jetzt stehen neben der zu einer der Schleußen bestimmten Stelle 50 Maschinen mit Hohlschaufeln, um das Bett des jetzt noch ganz trockenen Kanals zu reinigen, sobald sich die Infiltrationen des Nils fühlen lassen werden. Sie sind in kurzer Zeit von Hrn. v. Cerisy, dem Direktor des Arsenals, in unglaublich kurzer Zeit verfertigt, und von Kompagnien seiner arabischen Arbeiter mit vieler Geschicklichkeit errichtet worden. Das Beispiel dieser Organisation der Arbeiter wird hier auch befolgt, Linant hat verlangt und durchgesetzt, daß 12,000 zum Schleußenbau bestimmt werden und Sold erhalten, eine Maßregel, von der sich die besten Resultate erwarten lassen; sie wird den Arbeitern eine regelmäßige und ununterbrochene Thätigkeit ertheilen, das Loos der Arbeiter verbessern und ihre Würde erhöhen, und für die Ausführung der zahlreichen großen Arbeiten, welche der Zustand von Aegypten erfordert, den Keim einer immer bereiten industriellen Armee geben. An der Spitze dieser Regimenter sieht man ihre Musik, denn der Araber arbeitet nicht ohne diese; man sieht ihn, beladen und mit Schweiß bedeckt, singen mit wechselnden Monologen und Chor, er geht im Takt, den er mit den Händen schlägt, und belebt seine Bewegungen durch den Laut der Flöte oder des Tamtam. Der Pascha hat seine Schule von Civil-Ingenieurs ins Lager verlegt, um ihnen die Mittel zu verschaffen an großen Unternehmungen praktisch zu lernen, und ihnen frühzeitig die Gewohnheit zu geben, an Arbeiten Theil zu nehmen, welche die Beschäftigung ihres Lebens bilden sollen. Alles ist mit Vorhersicht und Klugheit berechnet, und Mehemed Ali wird in diesem neuen Feldzug siegen, wie er bei Koniah gesiegt hat. Ist dieß nicht ein Lehre die er Europa durch die Energie gibt, mit der er dieses große Unternehmen anfängt, ohne andere Werkzeuge zu haben, als ein Volk das man als stupid und barbarisch verachtet, während Europa mit der Ueberlegenheit seiner Wissenschaften und Künste, mit allen Mitteln einer schnellen und berechneten Ausführung nichts wahrhaft Großes zu unternehmen wagt, und durch seine schönen Plane von Sparsamkeit seine Intelligenz zur Unthätigkeit verurtheilt sieht?"

(Schluß folgt.)

Reisebilder

zwischen Veracruz und Straßburg aufgefaßt. Mai bis Julius 1832.

2. Reise von Bordeaux nach Straßburg.

(Schluß.)

Der Rest des Vormittags ward zu einem Spaziergang an den Zusammenfluß der Rhone und der Saone verwendet. Hier ist auch der Punkt wo die, damals eben vollendete, seitdem schon so wichtig gewordene Eisenbahn von St. Etienne einmündend, ihre Güter und Passagiere der Stromschifffahrt überliefert. Hier lag auch eben das über Avignon nach Marseille abgehende Dampfboot in Bereitschaft, durch welches Lyon beinahe zum Seeplatz wird, in dritthalb Tagen mit dem Mittelmeere kommunizirend. Die Versuchung war sehr groß, das schöne Fahrzeug zu besteigen und zu benützen. In sechs Tagen konnten wir zurück seyn, Marseille und das Mittelmeer und Laura's Grab gesehen, vielleicht ganze Kapitel aus Thümmels Reiseroman selbst erlebt haben! Abermals indessen überwog der Heimathsmagnet. Heute scheite ich mich, eine solche Gelegenheit entlassen zu haben, die mir wahrscheinlich nun nimmer wiederkehrt. Den Abend verbrachten wir im Schauspiel, wo les deux cousins, la lune de miel, und le mari scellé sehr gut gegeben wurden. Das letztgedachte Stück war eine höchst ergötzliche Gelegenheitsposse, mit den lustigsten Cholera-Furcht-Karrikaturen, und vielen Sentenzen im Tagesstyl, z. B.

Le cholera fera le tour du monde,
La liberté puisse-t-elle en faire autant!

Dieser fromme Wunsch ward rasend beklatscht, und zwar von allen politischen Parteien. Weßhalb die Karlisten klatschten, ist schwer zu sagen, wenn es nicht etwa aus Freude an Auffindung eines Vergleichungspunktes zwischen Freiheitsübel und Choleraübel geschah. Nach dem Schauspiel nahmen wir ein Glas kosmopolitisches Eis, d. h. in einer Bude deren Schild die Inschrift führt: „aux plaisirs cosmopolites." Mit unserm Tagewerk waren wir ungemein zufrieden. Dieses Lyon, mit seiner sonderbaren Topographie zwischen Bergen und Strömen, beide überwachsend und überbauend, mit seinem Menschengedränge, seinem Industriegesumme, seiner zufälligen Alterthümlichkeit und wesentlichen Modernität, seiner zündbaren politischen Atmosphäre, und seinen mannichfaltigen Sehenswürdigkeiten, hinterläßt dem oberflächlichsten Beschauer einen großartigen Totaleindruck.

Am 5ten Julius die Reise fortsetzend, war es eigentlich meine Absicht gewesen über Genf, die Schweiz und Süddeutschland zu gehen. Indessen bedrohten die in einigen Schweizerkantons zur Zeit angelegten Choleraſperren den Reisenden in dieser Richtung mit so viel Verdruß und Hinderung, daß der Plan aufgegeben, und der Weg über Straßburg eingeschlagen ward. Zu Long-le-Saunier sahen wir gesottenes und verschartes Salz, jenes in den berühmten Salinen, dieses bei feierlicher Bestattung des vor einigen Tagen verstorbenen Maire. Denn billig soll doch jeder Maire oder Bürgermeister das Salz seiner Gemeinde seyn, und auch hier paßt was die Schrift sagt — „wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?" — Wir

Digitized by Google

mußten eine Nacht in Arbois zubringen, denn es war zu spät geworden, Besançon, wo um 10 Uhr festungsmäßig die Thore geschlossen werden, noch vor dieser Stunde zu erreichen. Dem schäumenden Nektar der Rebenhügel dieses Landstädtchens erwiesen wir alle Ehre. Es ist bekannt, daß Heinrich IV den vin d'Arbois allen übrigen Weinen Frankreichs vorzog, und nicht leicht anderen auf seiner Tafel litt. Der ganze Landstrich zwischen Lyon und Straßburg ist doch eine fortlaufende Kette üppiger Getreidefelder, reben- oder waldumkränzter Hügel und köstlicher Wiesen, Wasser allenthalben die Fülle in Strömen, Bächen und Quellen; kein Fuß breit Landes unangebaut: überall den Naturscaen verdoppelt durch den Segen jenes menschlichen Fleißes, welcher im verständigen Bewußtseyn seiner Zwecke und in der Sicherheit waltet, allenthalben selbst zu ernten, wo er gesäet hat. Wer dieses Land jetzt durchreisen, und noch fragen kann, wozu seine Revolution ihm genützt hat, dessen Kurzsichtigkeit muß man bemitleiden, oder seine Erstarrung in selbstischen, zuverlässig täuschenden Ansichten des Monopol- oder Privilegiengeistes. Unsern Besançon erneuerte ich eine alte Bekanntschaft mit der Najade des Doubs. Vor 23 Jahren Napoleons Gefangener im Chatean de Joux, hatte ich manchen einsamen Zwiesprach mit ihr gehalten, und sie hatte manches vertraut über Frankreichs Zukunft, was sie selbst den Erdgeistern abgelauscht, und was nachher die Zeit zum Theil schon als Wahrheit bestätigt, zum Theil auch heute noch im hochschwangeren Schoße birgt! Am 8ten Morgens in Aspach frühstückend hörten wir zum Erstenmal wieder jenes sogenannte Deutsch der Elsasser Bauern, sonderbarer Mischmasch beider Gränzsprachen, dem Fremden unverständlich, in so fern er nicht beide kennt, und das daraus zusammengerührte Produkt in seine ursprünglichen Bestandtheile zu zerlegen weiß. Es scheinen jedoch unter diesen Bestandtheilen allmählich die französischen stark vorzuwalten. So erinnere ich mich, bei einer früheren Reise durch diese Gegend, eine Bauersfrau auf die Frage nach ihrer Tochter antworten gehört zu haben: „se es in de Schahrdäng vor à Sallat ze scherschire." Schwerlich versteht das der Deutsche, wenn mit jardin und chercher unbekannt; dem Franzosen aber muß es sehr leicht seyn mit Hülfe dieser seiner Worte und des bindlebigen „Sallat" die ganze Phrase zu begreifen. Was übrigens hier von der Sprache dieser Elsasser bemerkt ward, gilt in gleichem Grade von ihrer Denkweise und Sinnesart, aus welcher am Ende auch allein die Sprache sich bildet. Wie entschieden darin das französische Element schon vorherrsche, kann keinem aufmerksamen und unparteiischen Beobachter entgehen. An der Wirthstafel zu Kolmar ward ein angenehmer Mittag zugebracht in Gesellschaft einer sehr liebenswürdigen Familie aus der Umgegend: sie war zur Stadt gekommen, um der öffentlichen Prüfung beizuwohnen, die der 12jährige Sohn und Bruder heute in seiner Schule bestanden. Wir nannten den mit einer dabei verdienten Ehrenmedaille geschmückten Knaben scherzend „le petit decoré de Juillet," und die Augen glänzten ihm vor Freude. Unter vielen Deutschen ist eine Meinung verbreitet, es sey das ächte Familienglück in Frankreich seltener als bei uns: gewiß eine irrige Meinung. Es ist allerdings dort nationell, also anders gestaltet, weniger passiv, man möchte sagen weniger kontemplativ als häufig das unsrige, lebendiger, beweglicher, der praktischen Zwecke des Familienlebens stets wesentlich sich bewußt. Aber seltener ist es nicht, und in der Regel höchst ehrenwerth und liebenswerth in seiner äußern Erscheinung. Der Abend brachte uns nach Straßburg, unter die Fittiche „des Geistes," der, was man nicht von allen Geistern rühmen kann, seit länger denn 70 Jahren schon seinen Ruf behauptet.

Sehnsüchtig aber nach dem rechten Rheinufer hinüberblickend, wurden wir sehr unangenehm durch die Nachricht berührt, daß jetzt auch auf der deutschen Seite eine Choleraſperre gegen Frankreich angelegt sey, und man nicht hinübergelassen werde, ohne vorher zu Straßburg, als einem nicht infizirten Orte, einige Tage gesund zugebracht, und demnächst den eckelhaften und ungesunden Durchräucherungsprozeß bestanden zu haben. Wohl hatten wir niemals bezweifelt, daß Aerzte, wenn Einmal als Kontagionisten gegen die Cholera aufgetreten, auch durch die sonnenklarste Erfahrung von Thorheit ihres Systems und Vergeblichkeit aller darauf gegründeten Maßregeln nicht zu besserer Einsicht bekehrt werden würden, wenigstens nicht zum Geständniß derselben; denn man braucht wenig in der Welt gesehen und gelesen zu haben, um zu wissen, daß von allen Meinungen des Fakultäts- und Kastengeistes die medizinische hartnäckiger als irgend eine andere, jeder bessern Ueberzeugung widerstrebt. Daß aber die Regierungen so lange dem Einfluß dieser Systematiker sich hingeben, so lange noch bei Polizeimaßregeln beharren mochten, welche nirgends der Cholera den Eintritt verwehrt, wohl aber allenthalben ihre Schädlichkeit für das Gemeinwohl verzehnfacht hatten, darüber durfte und darf man billig erstaunen. Erstaunend indessen oder nicht, mußte man sich in das Bestehende fügen, und bis zum dritten Tage höchst unnütz in Straßburg verweilen.

Jeder Ort eines unfreiwilligen Aufenthalts erscheint gleichsam als Kerker; was er bieten mag, sieht man durch düster gefärbte Gläser; übellaunisch ungerecht ist, selbst seine besten Seiten zu verkennen und mißdeuten, man geneigt. Wirklich ging es mir dießmal so in Straßburg, wo ich bei früheren Gelegenheiten nur Vergnügen und Belehrung gefunden hatte. Dazu kam die ganz unmäßige Hitze dieser Tage, am 10ten Julius nach Sonnenuntergang stand der Thermometer noch auf + 27 R., ein Standpunkt selbst in Veracruz selten, und ungleich erträglicher dort, wo man darauf eingerichtet! Hier war es eine höchst verdrießliche Existenz, meine Verstimmung gränzenlos, und jeder Zerstreuungsversuch eitel. Abends wollte man mich bereden in die Oper zu gehen, aber die Hitze! Doch fragte ich was gegeben werde; für einen Gluck'schen, Weber'schen, Beethoven'schen, Mozart'schen Abend läßt sich schon etwas wagen und schwitzen; es war aber Rossini's Tell: da blieb ich lieber im kühlen Saale eines Kaffeehauses sitzen, Eis schlürfend, und die übrigen Philister musternd. Ein ausgezeichnetes Exemplar war darunter, von denen die im Basse sprechen und im Diskant lachen, als Diskantisten höchst vergnüglich jede Dummheit betrillernd, die sie als Bassisten mit recitativischer Gravität gesagt haben. Endlich wurde auch dieß Vergnügen mir zu viel, und ich ging zu Bette.

Am nächsten Tage war ich in Deutschland. Ob die verwünschten Chlordämpfe auf der badenschen Quarantaine-Anstalt mich hinderten Andere krank zu machen, weiß ich nicht; wohl aber, daß ich selbst krank davon wurde, und die Kontagionisten dadurch nicht lieber gewann. Das Weitere gehört nicht mehr hieher.

Digitized by Google

Der russische Handel.

Im Jahre 1854 hat der russische Handel gegen sonst eine wesentliche Veränderung erfahren. Die schlechte Ernte des Jahres 1853 in vielen der Gouvernements brachte eine von der gewöhnlichen ganz abweichende Bewegung hervor; statt daß sonst Korn in großer Menge ausgeführt wurde, wurde jetzt wegen der Aufhebung des Zolls eine bedeutende Menge eingeführt, und dieß hatte die natürliche Folge, daß sich die Einfuhr anderer Waaren verminderte. Erst als die Nothwendigkeit, fremdes Korn einzuführen, aufhörte, und aus einigen der südlichen und nördlichen Häfen die Ausfuhr wiederum begann, nahmen die Handelsverhältnisse den gewöhnlichen Gang.

Die Ausfuhr betrug nach fremden Ländern	217,522,446	R.
nach Finnland . . .	2,440,995	—
nach Polen	10,656,441	—
	230,419,880	—
Die Einfuhr betrug aus fremden Ländern	214,524,650	—
aus Finnland	969,919	—
aus Polen	2,798,805	—
	218,093,552	—
Demnach würde die Ausfuhr um	12,326,528	R.
mehr betragen als die Einfuhr.		
Die Einfuhr von Gold und Silber, verglichen mit der Ausfuhr, gibt ein Mehr von . . .	15,402,575	R.

Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind:

Hanf	2,824,953 Pud
Kupfer	517,822 —
Zimmerholz für	8,986,489 R.
Rohe Häute für	11,255,988 —

Dieß letztere ist das Doppelte von der Ausfuhr des Jahres 1853, wovon der Grund darin liegt, daß wegen Futtermangel eine Menge Vieh geschlachtet wurde. Aus den nördlichen Häfen wurden 5,780,831 Pud Talg ausgeführt, etwas weniger als im vorhergehenden Jahre. Aus Odessa wurden jedoch 788,000 Pud ausgeführt, das Doppelte des Jahres 1853. Das Bemerkenswertheste ist indeß, daß in diesem Jahre 1854 1,100,000 Tschetwerts Getreide zum Preis von 20,714,000 R. und für die große Branntweinbrennerei zu St. Petersburg 469,479 Wedros Alkohol aus Korn eingeführt wurden.

Ein Besuch zu Damaskus im Mai 1834.

(Fortsetzung.)

Am 19 Mai machte ich Achmed Bey meine Aufwartung; Herr Farren, Bruder des Generalkonsuls, stellte mich vor; er trug dem Verlangen Scheriff Beys gemäß im Diwan nicht wie sonst türkische, sondern europäische Tracht, und als wir durch die Straßen gingen, wurden viele keineswegs schmeichelhafte Bemerkungen über uns gemacht: „Gott sey Dank, ich bin ein Moslem, und keiner von diesen Ungläubigen! sehr die Thiere, die Hunde!“ Obgleich man kein Anzeichen von Gewaltthat bemerkte, so zeigte sich die Heftigkeit des Hasses gegen die Christen nur allzu deutlich in ihren Worten, und sie nehmen keinen Anstand, offen zu bekennen, daß das jetzige System wohl eine Zeit lang dauern könne, daß aber der Tag der Wiedervergeltung kommen werde.

Der Bey trug weder Schuhe, noch Strümpfe, war indeß sehr höflich. Hr. Farren hatte ein Geschäft abzumachen wegen eines Griechen, der dem Gesetze zuwider im türkischen Quartier Wein und geistige Getränke verkauft, und trotz der Warnung, innerhalb fünf Tagen seinen Handel aufzugeben, nicht abgelassen hatte: in Folge dessen erhielt er die Bastonnade und sein Eigenthum wurde vernichtet. Der Grieche aber befand sich im Besitz eines Teskere, der ihn als englischen Unterthanen legitimirte, und behauptete, er habe denselben vor der Bastonnade dem Bey vorgelesen, was dieser läugnete. Hätte der Grieche diesen Umstand beweisen können, so wäre er nicht nur für den Verlust seines Eigenthums, sondern vielleicht auch noch für die empfangenen Schläge entschädigt worden, allein er widersprach sich so oft, daß er die Beschuldigung gegen den Bey nicht behaupten konnte. Der Fall, obgleich von geringer Bedeutung, hatte eine gewisse politische Wichtigkeit, und kann einen Begriff von der merkwürdigen Veränderung geben, welche allenthalben eingetreten ist, wohin der Einfluß des Pascha reichte. In einem Lande, wo wenige Monate vorher ein Hut seinen Träger allen möglichen Mißhandlungen ausgesetzt hätte, war es doch gewiß seltsam, einen Engländer im blauen Rock und Weste und den Hut auf dem Kopfe zu sehen, wie er dem Kommandanten von Damaskus gegenüber die Sache eines Mannes führte, dessen Anspruch auf die Eigenschaft eines englischen Unterthanen höchst zweifelhaft war; eben so seltsam war es, daß der Bey zugestand, wenn der Angeklagte sich als solchen ausgewiesen hätte vor der Bestrafung, so wäre ihm diese erlassen worden, obwohl er die allgemeinen Gesetze des Landes geradezu verletzt hatte. Da der Fall etwas delikat war und die Autorität des Gouverneurs betraf, so mußten Wachen, Diener und alle unbetheiligten Personen abtreten. Mein Diener entfernte sich nach dem Wachzimmer in der Nähe des Diwans, wo sich auch einige Damascener befanden, die behaupteten, Achmed Bey sey im Grunde ein guter Moslem und könne den Anblick von Franken nicht ertragen; eine Bemerkung, worüber die ägyptischen Offiziere herzlich lachten.

Ein in ein Pantherfell gekleideter Derwisch, der sich gleichfalls im Wachzimmer befand, zog ein rohes Bild von einem Boote heraus, und gab es gegen eine Vergütung von 8 Piastern einem Soldaten mit der Versicherung, wenn er es im vollkommenen Glauben trage, so werde es ihn kugelfest machen.

Die Heftigkeit der Vorurtheile in Damaskus geht bis ins Burleske. Im Anfange des Jahres 1832 beleidigte Muhammed Selim, Pascha von Damaskus, das Volk durch den Befehl, die Straßen zu reinigen. Dieß wurde für eine europäische Neuerung erklärt, und ein Aufstand erfolgte. Der Pascha vertheidigte sich mit wenigen Anhängern drei Wochen lang in dem Schlosse, da jedoch kein Entsatz heran kam, so fiel er endlich durch eigene Hand. Sein Kopf wurde auf einer Lanze nach dem Franziskanerkloster gebracht, und mit einem Zettel, der die Worte enthielt: hier ist Euer Freund! in den Hofraum geworfen. Muhammed Selim war sehr beim Sultan beliebt, und hatte ihn bei der Vernichtung der Janitscharen hauptsächlich unterstützt: ihn hatte man nach Damaskus geschickt, als die geeignetste Person, den rebellischen Geist des Volkes zu unterdrücken.

Damaskus hat jetzt eine Art Parlament von 20 Mitgliedern, und der Liberalismus der ägyptischen Politik geht so weit, daß eines derselben ein Jude ist, der reichste seiner Kaste, der auch eine schöne Tochter, eine wahre Jessica, besitzt, die sich manchmal unter eine Trauerweide am Wasser setzt, in großem Schmucke, das Haar schimmernd von Diamanten, die aber minder glänzen als ihre Augen! ich weiß nicht, ob sie wußte, daß ein Christ täglich dorthin kam, dessen stumme Aufmerksamkeit sie mit einem Blick aus ihren vollen dunkeln Augen, unterstützt von einigen räthselhaften Zeichen mit den Fingern, belohnte, womit man im Orient sich so viel sagen kann, als mit dem zierlichsten Billet in Europa! Ich wurde während meines Aufenthalts in Scham — wie man jetzt Damaskus nennt — mit diesem Cyristen bekannt: er sparte keine Mühe, mir alles Sehenswürdige zu zeigen, und da er von mir weder eine Nebenbuhlerschaft, noch eine Verrätherei zu befürchten hatte, so führte er mich auch zur Trauerweide, um die Jüdin zu sehen.

Die Frauen zu Damaskus bekommt man in ihrem Hause selten zu Gesicht, selbst im christlichen Quartier, wo sie mit beinahe eben so viel Strenge bewacht werden, als bei den Türken. Doch stellen sie sich manchmal an die Thüren oder öffnen ein Fenster, und entschleiern sich, wenn sie vor einem Vorübergehenden sich wollen sehen lassen. Auch in christlichen Häusern werden die Frauen den Fremden nicht vorgestellt. Wenn man an die Hausthüre klopft, so ist es Sitte, von außen zu fragen, ob der Herr des Hauses daheim sey; erfolgt ein Nein! so geht man wieder fort. Aber privilegirte Personen, als Verwandte, Mönche, Aerzte rufen ohne weiteres Eyhata (öffnet!) und treten ein. Ich wurde glücklicherweise mit Padre Manoel, einem lebhaften muntern spanischen Mönch, bekannt, der mich in mehrern christlichen Harems vorstellte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 281. 8 Oktober 1835.

Erinnerungen aus Afrika.

1. Eine Nacht unter den Beduinen.

Wer die Steppen der Barbarei zur heißen Jahreszeit durchreist hat, der kennt die Qual des dortigen Südwindes, dessen brennender Hauch eine so zerstörende Wirkung auf alle lebenden Wesen übt. Dieses fürchterliche Phänomen hält öfters mehrere Tage an, der Horizont bedeckt sich dann mit Wolken oder einem röthlichen Nebel, und während dieser zur Sommerzeit von selbst wieder vergeht und verschwindet, folgen dagegen im Frühjahre gewöhnlich die heftigsten Ungewitter, wobei im rasendsten Kampfe der Elemente die Atmosphäre sich ihrer giftschwangern Dünste entleert. Ein solches Ungewitter hatte uns einmal östlich von Blida überfallen, als unsere Reisekarawane nach einem Tage der erdrückendsten Schwüle von den Abhängen des kleinen Atlasgebirges in die Ebene von Metitschad stieg, um unter den Hütten eines nahegelegenen Beduinenstammes Schutz vor dem anrückenden Sturme zu suchen. Aber trotz der Eile, zu der wir unsere ermüdeten Esel antrieben, ereilte uns das Wetter noch ehe wir das Obdach gefunden. Ein Wirbelwind, der zugleich aus allen Himmelsgegenden zu blasen schien, umtobte uns mit seinem zornigen Heulen, und jagte ein Staubmeer vor sich her, das die Luft verfinsterte. Die Wüste Sahara schien in einem Staubregen sich aus dem Himmel zu ergießen, unsere Augen erblindeten, unsere Sinne wollten schwinden. Endlich brach das von so furchtbaren Vorboten angekündigte Ungewitter los. Die finstere Atmosphäre, angefüllt von elektrischem Dunststoffe, verwandelte sich nun mit Einemmale in ein unermeßliches bläulichtes Flammengefilde, und verklärte die düstere Ebene und die gespenstigen Nebelgruppen der Felsen mit einer fürchterlichen Helle. Die Donnerschläge glichen an Gewalt der Explosion eines Pulvermagazins, und die Berge, welche den Schall bis nach der Wüste trugen, brüllten ihr hundertstimmiges Echo wieder; es schien das schauerliche Zwiegespräch der Kobolde des Atlasgebirgs. Was waren da die heftigsten Ungewitter, die ich in Deutschland und in den Schweizergebirgsgegenden erlebt hatte, gegen dieses Naturschauspiel in der afrikanischen Wildniß! wahrlich, der Europäer hat unter seinem kühlen Himmel keine Ahnung einer solchen Elementerevolution in einem heißen Welttheile! uns machte damals die Scene freilich kein Vergnügen, und wir waren bebend vor Entsetzen mehr todt als lebendig, als unser maurischer Dolmetscher ausrief: „Allah sey gepriesen! dort sehe ich den Daskar*) von Ben-Mussa!“ wir standen in der That dicht vor einer Wand von Kaktusfeigenbäumen, welche das Beduinendörfchen so lange unsern Blicken verborgen hatte. Unsere aus acht bewaffneten Arabern bestehende Eskorte verlangte Einlaß, und wir wurden eben noch unter das Dach einer kleinen räucherigen Hütte, die wie alle übrigen aus Lehm, Schilfrohr und getrockneten Aloeblüthenstengeln zusammengefügt war, untergebracht, ehe der mit Hagelsteinen vermischte Platzregen in seiner vollen Wuth losgebrochen. Der Bewohner dieser Hütte war ein hoher, sonnverbrannter Beduine von schmutzigem, abschreckendem Aeußern, dessen pechschwarzer Bart und lebhaftes Auge übrigens einen Mann in der vollen Kraft der Jahre verrieth. In einer Ecke saßen seine zwei Weiber, beide unverschleiert, mit einigen schmutzigen wollenen Lumpen umhangen und bis über die Hälfte der Brust entblößt; die eine säugte ihr Kind, während die andere Butter zu bereiten schien. Am Boden spielten völlig nackt ein Paar zweijährige Kinder, welche bei unserer Annäherung sich hinter ihre Mütter flüchteten. Nichts konnte ärmlicher seyn als das Innere dieser in zwei Gemächer getheilten Hütte! ein Herd von aufgethürmten Backsteinen, einige elende Küchengeschirre, Tapen genannt, ein Hühnerkäfig und einige kamelslederne Milchschläuche waren Alles, was man von Habseligkeiten sehen konnte. Der bärtige Hausherr lud uns sehr gastfreundlich ein, auf einer saubergeflochtenen Rohrdecke Platz zu nehmen, setzte uns weiße Brodlaibchen, Honig und Feigen vor, und goß uns aus seinem schmutzigen Lederschlauche die schönste Buttermilch in den Tapen. Da es in dem engen Raume ein wenig zu knapp herging, so jagte er Weiber, Kinder und Hühner hinaus, und eilte dann selbst den Scheikh des Stammes von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen.

Der Scheikh des Stammes von Ben-Mussa war ein Mann

*) Daskars nennen die Araber ihre stehenden Ortschaften oder Dörfer, welche aus Rohrhütten bestehen, und von ihnen nicht verlassen werden. Dewars dagegen sind die fliegenden Lager der reinen Nomadenstämme, welche eine Anzahl von Zelten aus Kamelshaaren und Häuten verfertigt in sich fassen. Diese Dewars werden von den Arabern nach Gutdünken wieder abgebrochen, wenn sie andere Weideplätze suchen.

Digitized by Google

von einnehmender Gestalt. Seine saubere Kleidung, seine weiße Haut und die edle Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge ließen eher auf einen Türken als Araber schließen, und waren um so auffallender, als fast alle übrigen Männer dieses Stamms schmutzig, sonnverbrannt und von abschreckender Miene waren. In seinem Haduar, der allein aus Stein gebaut, in der Mitte der Hütten lag, saßen wir, die Beine gekreuzt, ihm gegenüber, unser maurischer Dolmetscher zwischen uns. Der Tabakrauch wirbelte in Wolken aus den langen Pfeifen, während wir zugleich von Zeit zu Zeit den Mokkakaffee schlürften, der vor uns in großen Tassen dampfte. Wir waren mit dem Scheikh in ein weitläuftiges Gespräch gerathen, das um so länger dauerte, als unser Dolmetscher der französischen Sprache nicht völlig mächtig war, und so viele Worte aus dem Spanischen und der lingua franca beimischte, daß wir ihn nur mit großer Mühe verstehen konnten. Alle Antworten jenes Häuptlings auf unsere vielen Fragen waren kurz und lakonisch kurz. Unsere Neuigkeiten aus dem Oriente vom Sultan, von Mehemed Ali und der gänzlichen Umgestaltung jener Reiche der alten Islambekenner, schien er mit Interesse anzuhören; den Tod des alten Dey von Algier wußte er noch nicht. Ben-Mussa gehört nicht zu den eigentlichen Verbündeten Frankreichs. Dieser Stamm behauptet eine Art von Neutralität; er bezahlt seinen Tribut, ohne jedoch seine Waffen wider die feindlichen Bewohner des Gebirges herzuleihen. Er war einer jener fünfundvierzig Stämme gewesen, dessen Wohnungen und Felder im Oktober des Jahres 1833 von den Franzosen verbrannt und verwüstet wurden. Die Schuld jenes tragischen Ereignisses hatte, nach der Behauptung unsers Scheikhs, der Emir der Ebene von Metidschad, dem die Scheikhs jener Stämme den an Frankreich schuldenden Tribut übergeben, und der sich treulos dieses Goldes selbst bemächtigt hatte. Die Tochter unsers Scheikhs fiel bei jener Katastrophe in die Hände der Franzosen, und ward von einem Kapitän *) nach Kuba geführt, von wo aus sie später auf Reklamation zurückgegeben werden mußte, um nach der grausamen Sitte dieser Völker unter den Händen ihrer eigenen Verwandten eines qualvollen Todes zu sterben. Später wußte General Voirol durch seine kluge Mäßigung das gute Einvernehmen mit den Arabern wieder herzustellen, ja er lieh ihnen einmal sogar seine Waffen, um ihre geraubten Heerden den Händen der Hadschuten wieder zu entreißen, und seit jener Zeit ward der Friede nicht mehr gestört.

(Schluß folgt.)

Die Saint-Simonianer in Aegypten.

(Schluß.)

Das Fest am Nil.

„Wir befanden uns seit einigen Tagen an den Schleußen, als wir in der Nacht vor dem 15ten August von weitem durch die allgemeine Stille einen Gesang und den Schlag von Rudern hörten. Wir eilten an den Nil, ein großes Boot mit der rothen Flagge des Halbmonds legte so eben an, in dem alle Passagiere noch in dem Schlaf begraben schienen, zu dem die Kühle der Nacht, die Bewegung des Boots und der Gesang der Ruderer sie eingeladen hatten. Plötzlich hört man eine Stimme an Bord; wie viel Uhr ist es! Man antwortet: Mitternacht. — Ich hatte also Recht euch zu sagen, antwortet die erste Stimme, daß wir zum 15ten ankommen würden. — Guten Abend, General! rief einer von uns. — Ach, Sie sind es, Enfantin! sagte die Stimme; der General sprang ans Ufer, und umarmte den Vater. Dieser stellte mich vor, es war Soliman Pascha, früher im Dienste von Bonaparte. Er wollte das Geburtsfest des Kaisers hier feiern, einige Personen von Kairo, und zwei ägyptische Generale hatten sich ihm angeschlossen. Nach einem kurzen Gespräch, in das sich der General Adem Bey, der indessen erwacht war, mischte, trennten wir uns bis zum Morgen.

„Am Morgen machten die Ankömmlinge zuerst einen Besuch bei Mahmud Bey, den sie zum Fest einluden. Wir besuchten hierauf die Arbeiten, und das Fest begann um Mittag. Drei runde Tische von Metall waren in einem der Zelte von Enfantin aufgeschlagen. An der ersten saßen Mahmud Bey und Soliman Pascha, beide auf dem Diwan, und Moktar Bey, Enfantin, Adem Bey und Lesseps, der französische Konsul in Kairo, auf Kissen. An der zweiten Linant, Debagi, ein armenischer Arzt, vertraut mit den Gebräuchen, Wissenschaften und Sprachen von Europa, Mitglied des Sanitätsraths, Mustafa Effendi, Direktor der Schule für Civil-Ingenieurs, Akikin, ein armenischer Ingenieur, den der Pascha in England erziehen ließ, Lambert, ehemaliger Schüler der polytechnischen Schule, und der Kapitän des Stabs Beaufort de Hautpoul; an der dritten Cognat, Stabsarzt der westlichen Schleuße, zwei arabische Ingenieurs, Prat aus der polytechnischen Schule, Olliviee, Beun, Sekretäre von Soliman Pascha, und ich.

„Ich konnte mich nicht enthalten, unter den Gästen Mahmud Bey zu beobachten, mit seinem schwarzen und lebhaften Auge, seinem gefärbten Kolorit, seinem dichten und weißen Bart, seinen großen Gesichtszügen. Er ist ein Greis, dessen lange Dienste mit hoher Achtung belohnt werden, und der in seinen Zügen die Spur der Festigkeit und der Geistesgegenwart trägt, deren er in schwierigen Zeiten bedurfte, um sich von einem albanesischen Soldaten zum Rang eines Bey und eines Ministers zu erheben; er ist voll Würde, und ein auffallendes Beispiel der Leichtigkeit, mit der Emporkömmlinge sich hier die Manieren eines hohen Rangs, und die edle Haltung orientalischer Repräsentation angewöhnen. Ferner Moktar Bey, ein junger Türke, von hoher Statur, regelmäßiger Bildung, einer feinen und glühenden Physiognomie und großer Eleganz. Er ist schon General en Chef des Generalstabs, der Regeneration von Aegypten mit Leib und Seele ergeben, und fähig zu ihr beizutragen, da er in Europa mannichfache Kenntnisse erworben hat. Er ist seitdem zum Präsidenten des Civilraths ernannt worden, einer Stelle, welche einen Theil des Ministeriums des Innern und das der öffentlichen Arbeiten vereinigt. Neben ihm war Adem

*) Es war ein Offizier der Fremdenlegion, Kapitän C...., welcher das junge Arabermädchen eine Zeit lang bei sich im Lager von Kuba hielt. General Bro, welcher hinter die Sache kam, ließ jenen Kapitän dafür eine Zeit lang in Arrest setzen.

Digitized by Google

Bey mit seinen starken und breiten Gesichtszügen und massivem Körperbau, an Leib und Seele ein Türke, von klarem und festem Geist, von energischer Thätigkeit, unermüdlich in der Arbeit, Präsident der Waffenfabriken, der Baumwollenspinnereien und aller neuerrichteten Etablissements, Baumeister, Schmied, und geschickt, wie es die Lage von Aegypten erfordert, seine Hand zu aller Art von Arbeit zu leihen; dabei arbeitsam in seinem Kabinet, Uebersetzer der Geometrie von Legendre, und eifrig sich jeden Tag in den Wissenschaften Europa's zu befestigen, das er nie besucht hat, aber wohl begreift und kennt; er spricht deutlich französisch. Hierauf Linant, Ingenieur der Schleußen, der in seinem zwanzigsten Jahre in Aegypten angekommen war, das Land, Nubien und Arabien bereist hat, sich in Kleidung, Sprache und Gewohnheiten zum Araber gemacht hat, und der einzige Europäer ist, der eine Masse arabischer Arbeiter leiten kann. Es ist zu hoffen, daß er diese große Aebeit, die er jetzt mit so vieler Entschlossenheit unternommen, ruhmvoll beendigen möge. Kurz, je mehr ich alle Personen, die Theil an dem Fest nahmen, betrachtete, um so mehr mußte man von dem Anblick überrascht werden, Orientalen zu sehen, die sich zu Europäern gemacht hatten, um die Regeneration ihres Landes zu bewirken, und Europäer, die Orientalen geworden waren, ihnen dazu zu helfen. Es herrschte zwischen ihnen eine Cordialität, welche jedes Wort belebte, man hätte glauben können, die Mitglieder Einer Familie zu sehen.

„Das Essen war ganz auf orientalische Art bereitet, und meine Küchengelehrsamkeit ist nicht hinreichend, um mir zu erlauben es zu beschreiben. Natürlich fand sich dabei der nie fehlende Pilau, und ein ganzes gebratenes Schaf, um welche Hauptschüsseln alle delikateren Produkte der türkischen Küche in solcher Menge herumstanden, daß man nur nöthig hatte jedes leicht zu berühren, um sich zu sättigen. Rings um die Tafeln bewegte sich eine Menge von Sklaven, welche dem Ganzen einen noch orientalischern Anblick gaben. Man speiste auf türkische Art, d. h. ohne Messer und Löffel, und bediente sich nur seiner Hände. Aber wenn die Küche türkisch war, so war der Wein europäisch, und wurde von Allen ohne Skrupel getrunken."

Hierauf folgten eine Menge Toasts, welche Bonaparte, dem Pascha, Ibrahim, den Anwesenden, den Frauen, den Verwundeten, den Schleußen gebracht wurden, und deren Detail wir dem Leser ersparen.

„Nachdem die Tische weggetragen und die Hände gewaschen waren, so lud Enfantin Mahmud Bey als Repräsentanten des Pascha ein, den Grundstein zu dem Gebäude der Schule für Civil-Ingenieurs zu legen. Diese nahm es an, und da er wußte, daß es in Europa gebräuchlich ist Münzen in die Grundsteine zu legen, so bat er sich aus, aus seinem Zelt 200 Börsen (25—30,000 Fr.) kommen zu lassen, um sie dazu zu verwenden. Man nahm jedoch diese verschwenderische Liberalität nicht an, sondern antwortete ihm, daß die beste Unterstützung die die Schule von ihm erhalten könne, in seinem Einfluß auf den Pascha liege, und diesen sprach er auch auf alle Art für sie zu verwenden. Sobald die Vorbereitungen beendigt waren, wurde Mahmud Bey benachrichtigt. Linant stand neben dem Steine, und gegenüber die 30 Schüler mit dem Direktor der Schule an ihrer Spitze. Sie sind fast ohne Ausnahme Araber, Enfantin ging dem Bey entgegen, und führte ihn bei der Hand an die Stelle, die übrigen folgten. Der Himmel war vollkommen rein, der Nil lag wie ein weiter See vor uns, im Hintergrund Sycomoren, Palmen und die Pyramiden. Mahmud legte den Stein, warf eine Kelle Kalk darauf, und gab sie hierauf Soliman Bey, der mit Adem Bey und Moktar Bey den Kalk festschlugen. In demselben Augenblick opferte man ein Schaf, das den Maurern bestimmt war. Soliman Pascha zeichnete mit der Kelle die Anfangsbuchstaben von Bonaparte und Mehemed Ali, und in einer zweiten Linie die von Ibrahim und Mahmud Bey, tauchte seinen Finger in das Blut, und röthete den Stein damit nach der Sitte der Moslem. Hierauf hielt Mahmud eine Anrede an die Schüler, und vertheilte eine Börse unter sie.

„Von da begaben wir uns in das Zelt von Linant, wo wir mit Kaffee, Liqueur, Pfeifen, Gesängen von Arabern und Gesprächen über Bonaparte, Aegypten und die Schleußen das Fest beschlossen. Ehe die Sonne unterging, waren Soliman Pascha und seine Begleiter auf dem Rückweg nach Kairo."

Chronik der Reisen.

Ausflug nach dem Thee-Distrikt von Ankoy.*)

Da ich in meiner Hoffnung, die Bohea-Berge, d. h. denjenigen Distrikt besuchen zu können, wo der im Handel unter dem Namen Bohea vorkommende Thee gebaut wird, getäuscht worden war, so war ich um so begieriger nach einer Gelegenheit geworden, die Pflanzungen des schwarzen Thees, des jenem an Berühmtheit zunächst stehenden, zu sehen, um mich durch eigene Anschauung von dem Bau und der Behandlung dieser Pflanze überzeugen zu können, worüber die verschiedenen uns bis jetzt zugekommenen Berichte theils ungenau, theils einander widersprechend sind. Herr Guylaff gab sich demzufolge alle Mühe, um von den Personen, welche das Schiff besuchten, den für meine Absicht, die Berge, wo der Ankoy-Thee gebaut wird, zu besuchen, schicklichsten Platz zum Landen zu erforschen. Die Bai von Hwuy-Taon wurde endlich als der bequemste Punkt hiezu bezeichnet, und zwar weil sie nicht nur außerhalb des Beobachtungskreises der höhern chinesischen Beamten, die unser Vorhaben ohne Zweifel vereiteln würden, sondern auch den Theebergen eben so nahe gelegen sey, als irgend ein anderer Punkt der Küste, an welchem wir landen möchten. Der Karte der Jesuiten zufolge fällt ein kleiner Fluß in jene Bai, auf welchem wir, wie man uns sagte, eine gute Strecke in das Innere des Landes würden eindringen können. Um uns von fremder Hülfe so viel als möglich unabhängig zu machen, beschlossen wir, nichts mit uns zu nehmen, was nicht für Gesundheit und Sicherheit unumgänglich nöthig wäre. Die Witterung war seit einigen Tagen ziemlich kalt geworden; das Thermometer fiel bei Sonnenaufgang auf 55° F. und stieg während des Tages nicht höher als auf 66°, so daß warme Kleidung nicht nur behaglich, sondern auch der kalten Nächte wegen zum Bedürfniß wurde. Waffen zu unserer Vertheidigung gegen etwaige Angriffe machten ebenfalls einen Theil unserer Ausrüstung aus, und so verließen wir denn, auf unser Geld und Herrn Guylaffs genaue Kenntniß der Landessprache und der Bewohner vertrauend, am Montag, 10 November, das Schiff, und fuhren in dem langen Boot gegen den Anfang der Bai hin, wo die Stadt Hwuy Taon liegt.

Die Gesellschaft im Boot bestand aus Herrn Guylaff; Herrn Ryder, einem Offizier; Herrn Nicholson, vormaligem Quartiermeister auf der Water Witch, und mir, dann noch einem eingebornen Diener und acht Lascars, oder indischen Matrosen. Da der Wind widrig war, so kamen wir mit Rudern nur langsam vorwärts; als Richtpunkt, auf den wir lossteuerten, nahmen wir die Maste einiger Dschonken, welche hinter einer Landspitze hervorragten, hinter welcher diese Fahrzeuge lagen, und wollten mitten unter sie rudern, um der zurücktretenden Fluth auszuweichen, die jetzt gegen uns heran wogte. Als wir jedoch versuchten jene Landspitze zu umfahren, stießen wir auf den Grund, und fanden bald, daß eine Sandbank, welche während der Fluth unter Wasser stand, es uns unmöglich mache, von dieser Seite den Fluß zu erreichen, und daß wir einen bedeutenden Umweg seewärts machen müßten, um in denselben einlaufen zu können. Dieß brachten wir bis 1 Uhr zu Stande, wo sich glücklicherweise ein frischer Wind erhob, der uns einige Zeit forthalf, bis wir endlich um 2½ Uhr aus Mangel an Wasser abermals

*) Mitgetheilt vom Esquire E. J. Gordon im Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen.

Digitized by Google

festsaßen. Als die Fluth stieg, wurden wir allmählich gegen die Stadt Hwuy Taou getrieben, bis wir an eine jener Brücken kamen, deren es mehrere längs der Küste gibt, die sich über große Sandflächen ausdehnen, welche sich an der Ausmündung der Flüsse bilden. Diese Brücken bestehen aus Pfeilern, auf welchen, von einem zum andern, steinerne Platten liegen; diese Pfeiler stehen zum Theil 15′ und noch weiter, andere aber nur 15 bis 20′ aus einander. Da die Länge einer solchen Brücke nicht weniger als drei Viertel einer Meile beträgt, so erscheint das Ganze als ein Werk angestrengter Arbeit. Wir hatten von mehrern Schiffleuten erfahren, daß wir nicht Wasser genug finden würden, um über die Brücke hinauszukommen; da wir aber jenseits mehrere hohe Maste erblickten, so beschlossen wir den Versuch zu wagen, und so weit zu steuern, als wir nur immer kommen würden. Es war bereits dunkel, als wir unter der Brücke durchfuhren, und noch nicht weit waren wir gekommen, als wir schon wieder auf dem Grund saßen. Diesen Unfall schrieben wir indeß auf Rechnung unserer Unkenntniß des Fahrwassers, und da die Fluth uns wieder flott machte, so drangen wir, einer freundlich warnenden Stimme von der Brücke herab, welche uns rieth nach der Stadt zurückzukehren, wo wir gutes Quartier und Führer finden würden, nicht achtend, immer weiter vor, konnten aber endlich, als die Ebbe eintrat, nicht weiter fortkommen. Wir spannten also ein Segel über das Boot aus, und schickten uns an, die Nacht so gut als möglich hinzubringen. Der Tag war der wärmste gewesen, den wir seit einem Monat gehabt hatten, die Nacht aber wurde desto kälter, und unser Boot war, wie man leicht denken kann, für so viele Menschen eben kein bequemes Nachtlager. (Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch zu Damaskus im Mai 1834.

(Schluß.)

Das Aeußere jedes Hauses ist von Lehm und hat einen niedern, schlecht aussehenden Thorweg; innen ist ein geräumiger Hof mit einer Fontaine in der Mitte; die Mauern sind abwechselnd bald roth und weiß, bald schwarz und weiß. Auf der Nordseite des Hofes ist eine Vertiefung, etwa zwei Fuß hoch, mit Matten belegt, und auch die Rückseite zum Anlehnen mit dreiten vier Zoll dicken Kissen bedeckt. Die Vertiefung gegen Norden ist offen, allenthalben mit rohen Arabesken bemalt und grob vergoldet. Wenn man in den Hof tritt, laufen die Frauen davon in ihren hölzernen einen Fuß hohen Schuhen, die über dem Spann mit einem Riemen befestigt sind, der dicht mit Silberstiften besetzt ist.

Die Frauen von Damaskus sind klein, aber ausnehmend schön, mit glänzend schwarzem Haar, weißer Gesichtsfarbe und herrlichen, oft schwarzen, nicht selten aber auch tief blauen Augen, die nichts als Leidenschaft athmen, und die stechenden Blicke, die bei Europäerinnen nichts als kunstvolle Coquetterie seyn würden, sind bei ihnen nur das glühende Aufflammen der Natur; zudem haben sie so lachende Gesichter, daß es scheint, als flösse ihr Leben in ewigem Mai dahin. Ihr größtes Glück ist, daß sie nie der „Thorheit" des Klugseyns nachjagten: sie sind völlig ungebildet, und scheinen kaum die einfachsten Dinge zu begreifen, ja der Mönch, der ihren Mangel an aller intellektuellen Bildung beklagte, sagte mir, sie verständen nicht einmal die Komplimente, die man ihrer Schönheit machte.

In einem Hause fanden wir acht von diesen hübschen Dingern vereinigt, die, von dem Mönche benachrichtigt, unserer Ankunft warteten. Als wir in den Hof traten, spritzten sie Wasser auf das Pflaster und gegen einander; als sie aber uns erblickten, ließen sie davon ab und eilten lachend nach dem Harem. Padre Manoel ging ihnen nach, und ich schlenderte durch drei auf einander folgende Säle. In einem derselben hielt ein liebliches Mädchen von 16 Jahren ihre Sieste auf Polstern, und ein Kaschmirshawl war über sie hingeworfen. Ein Kind ruhte an der schneeigen Brust, und die jugendliche Mutter schlief so gesund, so sorgenfrei, daß es eine Sünde gewesen wäre sie zu wecken; dennoch schimmerte der dunkle Azur ihrer Augen so lebhaft durch die durchsichtigen Augenlieder, daß die Neugierde, sie offen zu sehen, lebhaft angeregt wurde.

Als wir in einem der Säle unsere Sitze eingenommen hatten, erschien die ganze Gesellschaft; in ihrer Kleidung herrschte glatte und gestickte Seide vor; die langen weiten Beinkleider lagen an den Knöcheln enge an, die Oberkleidung ließ den Busen offen, und darüber war eine gestickte Robe als eine Art Surtout geworfen, dessen Aermel bis ans Handgelenke vorgehen, und vom Ellenbogen an geschlizt und offen sind. Der Turban steht mehr auf der Seite, ist mit Perlenschnüren umzogen, und mit Türkisen und Smaragden verziert. Eine Kaschmirs oder Bagdadschärpe *) ist lose um den Leib gewunden, und unten sieht man nichts als gelbe Pantöffelchen oder einen kleinen weißen Fuß; die gemalten Zehennägel kann ich nicht schön finden. Von diesen acht Houris waren fast Alle verheirathet oder versprochen, obgleich die älteste nur 17 Jahre alt war. Die niedlichste war ein Mädchen von 11 Jahren, die in Europa für sechzehn gegolten hätte; sie war noch nicht versprochen, ein seltener Umstand in diesem Lande. Beim Eintritt küßte jede die Hand des heiligen Vaters, dann rannten einige fort, um die Honneurs des Hauses zu machen, die andern blieben, um mit uns zu schwatzen, was sie ohne Rückhalt thaten. Dann wurden Pfeifen gebracht, hierauf kam Wasser mit Zucker angefüllt, Kaffee, schwarz und bitter ohne allen Zucker, endlich eingemachte Pflaumen, Konfekt und Arrack.

Die Zeit flog schnell dahin, während wir mit diesen Bijoux lachten und scherzten; später fragte ich meinen Mentor, was denn aus all den Männern der Familie geworden sey, worauf er erwiderte, er hätte ihnen befohlen, sich fern zu halten. Ich erwähne diesen Umstand nicht, um von dem guten Mönch etwas Nachtheiliges zu sagen, sondern nur um einen Begriff von dem ungeheuren Ansehen dieser Leute zu geben, das schlimme Folgen haben könnte.

In dem Hause eines Türken, in dem ich vorgestellt wurde, war das Gemach, in dem die Fontaine stand, kniehoch mit Wasser überströmt, und wir konnten erst hindurch gelangen, als man eine Schleuße geöffnet und das Wasser abgelassen hatte; das hatte indeß die Bewohner, welche rauchten, Wein tranken und Lattich aßen, gar nicht belästigt, da sie weder Schuhe noch Strümpfe trugen. Als wir eintraten, befanden sich mehrere Frauen im Hofe, die nur langsam sich nach dem Garten entfernten. Die fränkische Kleidung erregte ihre Neugierde, und sie ließen sich lange genug sehen, worüber der Türke unwillig wurde und ihnen befahl, sich eilig hinweg zu begeben.

Die Begrüßungsart beim Besuche ist zu Damaskus sehr ansprechend, allein die öftere Wiederholung macht sie mühselig. Die rechte Hand berühre nämlich in rascher Bewegung das Herz, die Lippen und die Stirne, was so viel ausdrücken soll, als: ich will Ihnen mit Herz, Mund und Leben dienen. **) Diese Bewegung wird beim ersten Eintritt gemacht, bei jeder Tasse Kaffee, bei Arrack, Pfeifen und eingemachten Pflaumen, bei jeder Artigkeit, bei jeder Verbeugung wiederholt, so daß wenn ein Besuch eine Stunde dauert und die Gesellschaft munter ist, der rechte Arm nicht feiern darf.

Auffallend ist der Einfluß der Christen in Damaskus trotz alles Hasses, den die muhammedanische Bevölkerung gegen sie hegt, denn während Freitag und Sonnabend, der türkische und jüdische Sabbath, Arbeitstage sind, werden am Sonntag keine Geschäfte abgemacht.

In einer kleinen Straße, nicht weit von dem lateinischen Kloster, ist ein Haus, welches für das Noemans des Syrers gehalten wird: die Türken haben es zu einem Hause für Aussätzige gemacht, und ich ging dahin, weil ich sehr neugierig war, diese Kranken zu sehen. Um einen engen, nicht sehr langen Hof läuft eine Reihe kleiner Kammern. Bei keinem der Unglücklichen war die Krankheit sehr bösartig, indeß waren die Gesichter geschwollen, aufgedunsen und mit einem weißen Schorf bedeckt, eben so die Hände, namentlich aber die Fußgelenke. Da die Krankheit kontagiös ist und die Kranken hier im Hofe herumgehen können, so muß man sich sehr in Acht nehmen.

Nicht weit von diesem Hospital ist das angebliche Haus des Ananias; der einzige Ueberrest davon ist ein Souterrain, ganz wie ein gewöhnliches Gewölbe aus Stein. Die Türken benutzten es als einen Platz zum Gebete, aber das lateinische Kloster hat ihn von der Regierung angekauft, kann jedoch bei dem jetzigen unruhigen Stand der Dinge nicht zum Besitze gelangen.

*) Diese haben einen weißen Grund, auf welchem Blumen oder Früchte in strohfarbener Seide eingewirkt werden; sie sind 16 bis 17 Fuß lang und 3 Fuß breit.

**) Die Begrüßungsart ist im Orient ziemlich allenthalben dieselbe, ich habe sie jedoch nie so oft wiederholen sehen, als in Damaskus.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 282. 9 Oktober 1835.

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

(Von einem Russen.)

1. Reise nach Pskow.

Wir bedauern oft, daß es bei uns so wenig Leute gibt, die gerne in Rußland reisen. Wahr ist es, eine Reise in Rußland bietet wenig Genüsse, und noch weniger Lebensbequemlichkeiten dar, es ist im Gegentheil eine schwere Mühe, ein Unternehmen, das fast einer Campagne gleicht; dazu ist Gesundheit und Geduld nöthig, auch darf man nicht allzu delikater Natur seyn. „Unser Land ist groß und fruchtbar," *) aber.... nicht allenthalben geeignet zur Aufnahme eines genußsüchtigen Fremden. Namentlich stellt sich unser Land in einem ungünstigen Lichte an denjenigen Orten dar, wo unsere eigenthümlich angeborene slawische Sorglosigkeit mit der eigenthümlich-ebräischen Faullenzerei und der angeborenen Unsauberkeit zusammen fließen. Dahin aber gerade sollte ich gehen, und ich tröstete mich mit der Hoffnung, daß es bald besser werden würde.

Am 2ten Mai d. J. reiste ich von Dorpat ab; die Umgebung dieser Stadt bildet auf 30 bis 40 Werste im Umkreis eine Art Oase mitten zwischen einem undankbaren Lehm- und Sandboden. Mit Ausnahme der Umgebungen von Dorpat und Felin**) ist der Boden im Allgemeinen schlecht, und nur deutscher Fleiß, Ausdauer und Geduld waren im Stande, die widerstrebende Natur zu besiegen, und durch höhere Kultur dem sandigen Lehmboden reiche Ernten abzugewinnen. Dieser aber rächt sich häufig für die ihm angethane Gewalt, und bei jeder Dürre raubt er dem fleißigen Landbauer die Früchte seiner Anstrengungen. Im vorigen Jahre war die Ernte sehr schlecht, und ohne die Kornmagazine wäre der Getreidemangel allgemein gewesen. In diesem Jahre ist es noch schlimmer, und schwerlich werden die Bauern im Stande seyn, ihre Schuld an die Magazine abzutragen, und sich selbst durchzubringen. Das Winterfeld war nur von Dorpat bis Waedus, 31 Werste von der Stadt, gut. Jenseits der tiefen, durch eine Hügelkette gebildeten Schlucht beginnt die Unfruchtbarkeit: von dieser Linie an bis zur Stadt Werro ist der Landstrich öde und wild, Sand, Wald, Gebüsche und hie und da etwas Ackerfeld mit spärlichem Roggenertrage.

Was Katharina II für Rußland that, wird unvergeßlich bleiben; sie vollstreckte das Testament Peter des Großen, begriff seine Maßregeln, und bestrebte sich ihr ganzes Leben hindurch sie in Ausführung zu bringen. Dem Hauptmangel Rußlands, der geringen Menschenzahl in Vergleich mit seiner Ausdehnung, und der geringen Anzahl von Städten als Mittelpunkten des Gewerbfleißes, suchte Katharina auf alle mögliche Weise abzuhelfen. Unter ihr begann die Ansiedlung in dem südlichen Gränzlande, sie berief Kolonisten in ihre kornerzeugenden Steppen; sie legte den Grund zu vielen Städten, von denen die größere Anzahl bereits in blühendem Zustande ist. Hätte sich die von ihr in Liefland eingeführte russische Städteordnung bis jetzt erhalten, so wären die liefländischen Städte jetzt nicht mit Schulden belastet und würden blühen, wie ehmals. In ihrer Sorge für den Wohlstand Liefflands, und wohl begreifend die wahren Bedürfnisse des Landes, die oft mit den Forderungen einiger Personen vom Kaufmannsstande, welche immer nach Monopolen und Privilegien düften, nicht immer übereinstimmen, beschloß Katharina zur Belebung der Einöde zwischen Dorpat und Pskow eine Stadt zu erbauen. Die Wahl des Ortes wurde dem liefländischen Generalgouverneur Braun überlassen. Um dieselbe Zeit wurde der Vorschlag gemacht, den Plan Peter des Großen auszuführen, nämlich den tschudischen*) und Peipussee vermittelst der Embach und eines Kanals mit dem baltischen Meere bei Pernau in Verbindung zu bringen. Braun hegte einen großen Irrthum, oder wurde vielleicht bei der Wahl eines Platzes für die neue Stadt absichtlich getäuscht.

Hätte Braun die Stadt nahe an dem Punkte gegründet, wo das Boerwerk Rappin (russ. Rjäpino) liegt, so wäre bei Vereinigung des Tschudischen mit dem Peipussee, Rappin eine bedeutende Handelsstadt geworden, und hätte sich nicht nur über Pernau erhoben, sondern wäre im Handel mit Flachs und überhaupt mit russischen Waaren ein Nebenbuhler von Riga geworden. Das innere Liefland, die Gouvernements Pskow, Nowgorod und Witebsk wären belebt und blühend geworden, Dorpat

*) Worte der slawischen Gesandten an Rurik. Siehe Nestors Annalen.

**) Der Distrikt von Felin heißt esthnisch: woida-maa, d. h. das Butterland, zum Zeichen seiner Fruchtbarkeit.

*) D. h. den Wirzerw-See.

Digitized by Google

hätte gleichfalls an den Vortheilen des innern Handels Antheil genommen, und nicht nur das innere Liefland, sondern auch Weißrußland hätte nie Mangel an Getreide gelitten, wenn eine Wasserverbindung mit dem Meere zu Stande gekommen wäre. Das Schicksal wollte es anders; Beonn gründete die Stadt in der Nähe des Vorwerkes Werro, am Ufer des Baches Woo, der zwei kleine Seen, Tammull und Waggull, welche nur zum Fang kleiner Fische und zum Baden gut sind, mit einander vereinigt. Der Ort erhielt Stadtrechte und ein Wappen, eine auf einem Erdhügel emporwachsende Tanne. Die Stadtrechte bereicherten die Einwohner nicht, und die Tanne ist noch bis auf diese Zeit nicht bedeutend gewachsen. Die Stadt wurde regelmäßig angelegt, die drei Hauptstraßen sind gepflastert, und die vierte pflastert man jetzt; zwei steinerne Kirchen, eine lutheranische und eine griechische sind die Hauptzierden. Das Rath- und das Posthaus sind gleichfalls von Stein, so wie einige Privathäuser, im Ganzen etwa zehn, unter denen das Beste dem Inhaber einer Erziehungsanstalt, Namens Krümmer, gehört. Diese Erziehungsanstalt ist für Werro, was für Dorpat die Universität ist. Beide leben und nähren sich davon.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Afrika.

1. Eine Nacht unter den Beduinen.

(Schluß.)

Das Ungewitter war inzwischen während unsers langen Gespräches vorüber gezogen, und der Abend dieses schwülen und stürmischen Tages war milde und schön. Die Sonne lachte aus einem Himmel voll heitern Blaues, und winkte uns mächtig in das erquickte Naturreich, in das Blumen- und Pflanzenparadies dieser gesegneten Weltzone hinaus. Der Scheikh begleitete uns. Die Weiber saßen Decken webend oder ihre Kinder säugend vor ihren Hütten, ohne bei unserer Erscheinung jenen schüchternen Zwang wie unsere Frauen zu verrathen. Sie waeen Alle unverschleiert, und manche ließ den bloßen Busen sehen, der aber freilich nichts weniger als verführerisch war. Nur unter den ganz jungen Mädchen zeigten sich einige hübsche Gestalten, deren anmuthigen Formen und natürlicher Schönheit aber die braune Farbe, die häufigen Hauteinschnitte, *) der Schmutz und die Lumpen großen Abbruch thaten. Die arabischen Weiber alteen Alle sehr frühe. Eine junge Frau von 30 Jahren gleicht einer Matrone von fünfzig. Wenn aber die Schönheit dieser Geschöpfe schnell verwelkt, und ihre Haut frühe Runzeln bekömmt, so bewundert man doch noch lange an ihnen das dunkelschwarze Auge, das wie die Sonne Aeadiens glüht, die Zähne, blendend weiß wie die Perlen Ceylons, und die Fülle der schwarzen Haare, welche sie nicht wie die Männer scheeren. Der männliche Theil des Stammes stand draußen auf dem Wiesengrunde und melkte die Schafe und Kamele. Von ersteren war die Heerde ungeheuer zahlreich, und belief sich gewiß auf mehrere Tausende; man erblickte darunter eine Menge von Hämmeln mit vier Hörnern. Viele alte Beduinen saßen unthätig plaudernd auf dem schon getrockneten Gease beisammen, und bildeten einen Kreis mit übereinandergeschlagenen Beinen. Die kleinen Knaben tummelten sich in muthwilligen Spielen herum und belustigten sich, auf die Esel zu klettern, und die zottigen Hunde an den Ohren zu ziehen. Alles schien sich dieses milden Abends zu freuen, denn die Natur ist in diesem Lande Afrika's nach einem Gewitter wenigstens eben so schön wie in den Gauen Deutschlands, wo man aber den Duft von orientalischen Rosen und Pomeranzenblüthen nur in den Treibhäusern athmet. Auf den Bergen im Hintergrunde stürzte das Regenwasser in unzähligen Strömen und Gießbächen von den Steinwänden herab, und schwellte das reißende Wogenbette der Haratsch an, welche nur eine kleine Viertelstunde von diesem Daskar entfernt fließt. Ueber diese kleinen Wasserfälle, in welchen der Strahl des sinkenden Sonne sich badete, glänzten und blitzten Regenbogen ohne Zahl — ein unbeschreiblich schönes Schauspiel! Wir gesellten uns zu einer Arabergruppe, in deren Mitte ein alter Beduine unter Musikbegleitung eine Art von Romanze ableierte. Das Instrument, auf dem er spielte, hatte mit unserer Guitarre große Aehnlichkeit; dasselbe hatte eben so viele Saiten, und nur die Form war davon verschieden. Der Vortrag des Erzählers war halb Gesang, halb Deklamation, und für eine europäische Zunge unnachahmlich. So lächerlich uns indessen die seltsam artikulirten Konsonantentöne einer fremdartigen Sprache klangen, so schenkten ihm doch die Araber umher die größte Aufmerksamkeit. Als der Erzähler geendigt hatte, wanderte das Instrument in andere Hände, und kam endlich an einen jungen Beduinen, der einen Gesang ganz in der nämlichen Weise begann, allein sein Mährchen schien mehr komischen Inhalts zu seyn, denn auf den erst so melancholischen Gesichtern der Zuhörer zeigte sich jetzt ein schmunzelndes Lächeln. Zuletzt griff auch der Scheikh nach der Guitarre, die Aufmerksamkeit verdoppelte sich; die übrigen Beduinen verließen ihre Kamele, um sich hinter dem Kreise zu lagern, selbst die Kinder liefen von ihren Spielen herbei, und beguckten die imposante Gestalt ihres Stammkönigs mit stummer Ehrfurcht. In dem Spiele des Häuptlings lag schon etwas mehr Harmonie als in dem der vorhergehenden Sänger. Dasselbe näherte sich etwas mehe der Weise der Mauren in den Städten, obwohl es unsern europäischen Ohren immer noch häßlich genug klang, und der schlechteste Bettelmusikant bei uns dabei nur mitleidig die Achseln gezuckt haben würde. In dem Ausdrucke seiner Stimme jedoch lag Etwas, das jedem imponiren und wohlgefallen mußte, auch wenn der Sinn der feemden Töne für ihn verloren ging. Die kolossale Gestalt des Sängers, welche dieser troß der Fülle seiner Jahre mit der Majestät eines greisen Löwen erhob, sein malerisches Gewand, sein Pantomimenspiel voll Ausdruck und Würde, rief mir einen großen deutschen Schauspieler ins Gedächtniß zurück, der als seine Glanzperiode längst schon unter-

*) Die Araberinnen machen sich mit einer Art von spitzigem Metallpinsel allerhand Figuren von verschiedenen Farben auf den nackten Körper, besonders an die Arme und Beine. Dieses scheint übrigens mehr eine Auszeichnung der vornehmern Weiber zu seyn, welche gewöhnlich auch um die Beine silberne Ringe und Armspangen von gleichem Metall tragen.

Digitized by Google

gegangen, doch selbst noch in den Tagen des Siechthums, wenn Momente der alten Begeisterung wiederkehrten, sein Auditorium zur höchsten Bewunderung hinriß. Unmöglich läßt sich die Spannung beschreiben, mit welcher alle Beduinen umher mit Aug und Ohr der Erzählung ihres Häuptlings lauschten. Ihr Blick sprühte unter der Kapuze Feuer hervor, ihre Glieder schienen zu Steinbildern erstarrt. Unsere acht bewaffneten Führer, welche bisher am Feuer ganz gleichgültig ihren Lämmerbraten verzehrt hatten, theilten jetzt mit den übrigen dasselbe Gefühl, ihre Gesichter waren gegen die Flamme geneigt, der Bissen blieb ungekäuet in ihrem Munde und selbst unser Dolmetscher, der wie alle Mauren gegen die rohen Nomadenstämme des Landes immer eine tiefe Verachtung an den Tag legte, horchte nun ebenfalls mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Wie leid that es mir in jenem Augenblick, daß ich kein Maler war! Diese feierliche Nachtscene, diese interessante Wildengruppe hätte sich so schön zu einer Pinselskizze geeignet, besonders wenn man die tropische Pflanzenumgebung, die Palmen, die Kamele und im Hintergrunde den Atlas sich hinzudenkt, um den schon die Nebelgebilde des Abends sich gruppirten. Warum hat doch Moritz Rugendas, dessen talentvoller Griffel uns so viele interessante Völkerbilder aus der neuen Welt gezeichnet hat, seinen Wanderstab nie in die Wildnisse dieses Gedieges getragen? Jene Wüstenkinder wären so rechte Originalfiguren für die Phantasiepinsel eines Dichters wie Callot-Hoffmann und eines Malers wie Salvator Rosa gewesen!

Es war schon dunkle Nacht, als der Scheikh mit seinem Gesange zu Ende gekommen war. So viel wir aus unserm Dolmetscher herausbringen konnten, war der Inhalt eine kriegerische Erzählung von den Thaten ihrer Altvordern, als diese noch die Gauen ihres uespeünglichen Vaterlandes bewohnten. Wir Europäer verstunden freilich von der langen Romanze kein Wort, aber es war keiner unter uns, der nicht gewünscht hätte, daß dieselbe noch viel länger dauern möchte; es lag so etwas unnennbar Schönes in dem Anblicke dieser schweigsamen Wildenversammlung beleuchtet von dem röthlichen Scheine des Feuers!

Wie lange Zeit wird es währen, und man sieht dort keine solchen Scenen mehr! In zwanzig Jahren vielleicht dürfte an der Stelle, wo die Lehmhütten dieses Duskaes gestanden, der Rauch aus den Schornsteinen europäischer Pflanzer steigen, und die lustige Walzermusik unserer Dorfkirchweihen das romantische Mährchen der Araber ersetzt haben.

Es war Mitternacht vorübee. Wie ruhten längst auf weichen Lagern unter dem Zelte von Kamelshaaren *) des gastfreundlichen Scheikhs. Ein leichtes Fieber, die Folge des Marsches und der Tageshitze überfiel mich, und trieb den Schweiß aus meinen Gliedern. Während ich mich so herumwälzte, gaukelten mir hundert Schreckbilder vor, und eine unendliche Angst quälte und folterte mich. Wenn nun, dachte ich so bei mir, die scheinbar gastfreundliche Aufnahme dieser Wilden nur Verstellung gewesen, um uns im Schlafe desto sicherer zu morden, wenn sie der Lehre ihres Korans gedenken: „tödte den Giaur, so thust du Gott einen angenehmen Dienst," wenn endlich in dem Herzen jenes Scheikhs mit der Erinnerung der geschändeten Tochter der Rachedurst gegen die verhaßten Unterdrücker erwachte — ich wähnte, bald die nahenden Schritte unserer Henker zu hören, bald Gift mit den genossenen Speisen verzehrt zu haben. Als ich endlich aus einem quälenden Fieberschlummer erwachte, da sah ich in der That die wilden Traumgestalten mit dem Mordstahle vor meinem Lager stehen. Es waren unsere arabischen Führer, die uns zum Aufbruche mahnten, wenn wir heute noch Duera erreichen wollten. Der Scheikh empfing uns, umgeben von fast dem gesammten männlichen Theile der Bevölkerung an der Schwelle seines Hadnars, um uns das Geleite bis zu dem Stachelfeigenzaune zu geben, der den Duskar umgab. Es war inzwischen durch unseee Führer bekannt geworden, daß sich Aerzte in unserer Mitte befanden. Nun umringte uns plötzlich eine Menge von Beduinen, uns mit Bitten bestürmend um Mittel gegen die verschiedensten Krankheiten, von denen sie behaftet zu seyn vorgaben. Es zeigten sich meheere darunter, die mit Blattern über und über bedeckt waren; einige Weiber streckten uns ihre aussätzigen Säuglinge entgegen, auch einen bleichen epileptischen Kranken führte man uns vor, den ein Schenun, d. h. böses Wesen berückt habe; derselbe erinnerte uns an jene Besessenen, deren die Bibel so oft erwähnt. Um jene Zudringlichen uns vom Halse zu schaffen, mußte ihnen unser Dolmetscher bedeuten, daß sie Mittel gegen alle ihee Uebel in der kleinen Hausapotheke fänden, welche wir ihrem Scheikh als Geschenk zurückließen. Die Freude aller über diese Nachricht war unbeschreiblich. Schon den Abend voeher hatten wir fast unsern sämmtlichen Vorrath an Pulver und Blei unter sie vertheilt, was den günstigsten Eindruck hervoegebracht hatte. Wir schenkten nun dem Scheikh noch eine schöne Doppelbüchse und einige Korallenketten füe seine Frauen, wogegen er uns ein junges Mauthier, eine Pantherhaut und mehrere von seinen Weibern geflochtene Rohrdecken gab; aber von einem in arabischen Lettern geschriebenen Buche, um welches ihn ein französischer Arzt gebeten hatte, wollte er sich durchaus nicht teennen. Nachdem ihm unser Dolmetscher noch Einmal unsern herzlichen Dank für seine gastfreundliche Aufnahme gesagt, legten wir, die muselmännische Würde nachahmend, die Hand auf unser Herz, und schieden Allen Lebewohl zuwinkend nicht ohne eine wehmüthige Rührung aus dem Kreise dieser Wilden, deren weiße Gestalten uns nachschauend noch lange Zeit sichtbar blieben. Unter so manchen Abenteuern schlimmer Art, unter so vielen gräßlichen Beispielen des Fanatismus, der viehischen Wollust und der Blutgierde jener Afrikaner, ließ dieser edle Zug ächt arabischer Gastfreundschaft und altpatriarchalischer Sitten in uns allen eine schöne, wohlthuende Erinnerung zurück.

*) Neben der Wohnung des Scheikhs befindet sich in jedem Stamme ein Zelt, das für die Fremden bestimmt ist, welche die arabische Gastfreundschaft in Anspruch nehmen wollen.

Die Euphratexpedition.

Obrist Chesney hat unter dem 51 Julius vom obern Euphrat Nachstehendes geschrieben: „Die Hindernisse, welche uns der Pascha von Aegypten entgegensetzte, wurden überwunden, freilich nicht ohne Zeit-

Digitized by Google

verlust. Wir kamen hier vor vier Tagen an, und bemühen uns nun auf alle Weise unser Schiff zusammenzusetzen, und Baden zeitig genug zu erreichen, um von dort etwa um den 20 September wieder stromaufwärts fahren zu können. Ich gedenke das Dampfboot nicht ganz zu vollenden, ehe wir von hier abgehen, doch wird es gedeckt und manövrirfähig seyn. Hier haben wir nur einige bewohnbare Zimmer, einige Schuppen mit Zweigen bedeckt, und Zelte um den Arbeitsplatz her, das Ganze ist mit einem Parapet und Graben umschlossen, und kürzlich erst vollendet worden. Die Leute hier herum sind gut gesinnt, und auch die in einiger Entfernung wohnenden Araber zeigen sich willig, und um diese gute Gesinnung zu erhöhen, will ich alsbald eine Botschaft an sie senden, um ihnen unsern Plan aus einander zu setzen."

Chronik der Reisen.

Ausflug nach dem Thee-Distrikt von Amoy.

(Fortsetzung.)

Mit Tagesanbruch fanden wir rings um uns her kaum sechs Zoll Wasser, und konnten aus dem Boot gerade auf trocknen Sand steigen. Eine genauere Untersuchung der Sandbank gab uns zudem noch die Gewißheit, daß jedes weitere Fortkommen zu Wasser unmöglich sey. Wir schickten uns demnach an zu Fuße zu gehen, und nahmen drei Lascars mit uns, die unsere Felleisen, Mäntel, Decken und etwas kalte Küche abwechselnd tragen sollten. Wir befahlen den Leuten noch vor unserer Abreise eine reichliche Mahlzeit zuzurichten, weil wir Willens waren einen weiten Weg, ohne anzuhalten, zurückzulegen, und Herr Nicholson erhielt den Auftrag mit fünf Lascars bei dem Boot zurückzubleiben, es mit Eintritt der Fluth unter die Brücke zurückbringen zu lassen und dort vier oder fünf Tage auf unsere Rückkehr zu warten. Eine Menge Neugieriger hatte sich bereits um uns versammelt, von denen Herr Gützlaff mehrere einlud Geflügel für die Mannschaft des Bootes zu liefern, und, höchst unerwartet, Einen sogar vermochte, uns als Führer zu begleiten, dem sich noch zwei Andere anschlossen, die sich erboten unser Gepäck tragen zu helfen, wenn wir nur erst so weit aus dem Gesichtskreise der Stadt seyn würden, daß man sie nicht mehr bemerken könne.

Bald darauf erschien ein kleiner alter Mann in einer Sänfte, der sich als den Vorsteher der Stadt ankündigte, und uns befragte, woher wir kämen und wohin wir gingen, was wir ihm denn auch ohne Anstand entdeckten. Mit unserer Antwort schien er vielleicht hauptsächlich deßhalb zufrieden zu seyn, weil sie mit dem übereinstimmte, was er bereits von den Leuten erfahren haben mochte, mit denen wir gesprochen hatten. Er maß unser Boot aus, legte uns aber sonst kein Hinderniß in den Weg; doch bemerkten wir, daß er, nachdem er uns ausgefragt hatte, drei Boten nach verschiedenen Richtungen ausschickte, was uns um so mehr wünschen ließ, nur recht bald fortzukommen. Es war indeß bereits 9 Uhr vorüber, ehe Herr Ryder seine Anordnungen hinsichtlich der Mannschaft getroffen hatte, und die Sonne brannte schon ziemlich heiß. Unsere Führer und die Lastträger hatten uns bald eingeholt, und unser Zug, der sich auf dem schmalen Fußpfad, den einzigen Straßen, die man hier findet, fortbewegte, sah recht respektabel aus. Herr Gützlaff und der Führer gingen voran, gefolgt von einem mit einer Lanze bewaffneten Lascar; dann kamen die Träger des Gepäcks von einem gleichfalls mit einer Lanze versehenen Lascar begleitet; hierauf folgte ich mit Pistolen im Gürtel und einem mit einem Säbel bewehrten Lascar bei mir, und Herr Ryder, eine Jagdflinte nebst Pistolen tragend, bildete die Nachhut.

Außerhalb an der Stadt Hwuy Tscu hingehend, hielten wir uns im mäßigen Schritte nordnordöstlich, und machten nach einem guten Maesch an einem Tempel Halt, wo wir uns mit Thee erquickten. Bis jetzt waren wir von den Eingebornen mit der größten Freundlichkeit behandelt worden, und hätten wir fahren oder reiten und uns so des lästigen Gehens in der Hitze des Tages und in den schweren wollenen Kleidern entheben können, so wäre uns nichts zu wünschen übrig geblieben. So aber fingen mir die Füße an zu schwellen, und nach einem weitern Marsch von einer Stunde sah ich mich genöthigt, um Rast bis zu Einbruch der Abendkühle zu bitten. Glücklicherweise fand sich indeß, daß da, wo wir uns gerade befanden, Sänften zu haben wären, und so mietheten wir deren zu einem halben Thaler jede. Diese Sänften waren von der einfachsten Art, und wurden an Bambusstäben getragen, welche der Träger auf die Schultern nahm; freilich eine sehr unsichere Lage für den Reisenden, doch wurde diese dadurch etwas gemildert, daß der Träger die Stäbe zugleich mit der Hand festhielt. Wir hatten kaum 1½ Meilen zurückgelegt, so erklärten unsere Träger, sie müßten essen, und um dieß thun zu können, sollten wir ihnen mehr Geld geben. Was wollten wir machen, wir mußten die unverschämte Forderung bewilligen. Nach einem weitern Marsch von einer Stunde kamen wir in eine Stadt am Fuß des ersten Gebirgspasses, den wir zu übersteigen hatten; hier verlangten die Träger abermals eine nachträgliche Zahlung, ohne die sie keinen Schritt mehr zu thun erklärten. Dieß verweigerten wir jedoch auf das Bestimmteste, und der Beredsamkeit des Herrn Gützlaff gelang es, die Bewohner des Orts, die sich um uns sammelten, für die Gerechtigkeit unserer Sache zu gewinnen. Als die Gauner dieß sahen, gaben sie nach und trugen uns weiter. Herr Gützlaff hörte, daß als wir durch ein anderes Dorf kamen, die Bewohner desselben unsere Träger baten ein wenig zu rasten, damit sie uns genauer betrachten könnten, wofür die Spitzbuben eine gewisse Summe Geldes verlangten. Das Land, durch welches wir kamen, wimmelte buchstäblich von Menschen, und allenthalben war der höchste Grad von Anbau sichtbar, obschon nur an einigen wenigen Stellen ein Erdreich sich befand, daß man in Bengalen erträglich gefunden haben würde; Reiß, süße Bataten und Zuckerrohr sah man am häufigsten.

Wir hatten jetzt ein rauhes, kahles Gebirge zu ersteigen, und doch fand sich auch hier auf jeder Stelle, wo nur irgend einige Erde zerstreut lag, zum wenigsten eine Zwergfichte gepflanzt, um Brennholz und eine Art Terpenthin von ihr zu gewinnen. Wo nur immer ein flacher Grund sich zeigte, auf dem man durch Hinauftragen von Erde einen Raum von einigen Quadratschritten gewinnen konnte, da war gewiß keine Mühe gespart, um Reiß anzubauen. Als wir den Paß hinanstiegen, kamen wir oft an Stellen, wo unsere Träger kaum festen Fuß fassen konnten, und wo sie den Platz, wohin sie den Fuß setzen wollten, erst suchen mußten.

Der höchste Punkt des Passes mochte sich meiner Schätzung nach ungefähr 1200 Fuß über die Ebene erheben. Nach 5½ Uhr kamen wir in ein höchst romantisches Thal, wo wir zu verweilen gedachten. Wir machten den Trägern den Vorschlag, uns am folgenden Tage noch eine Station weiter zu tragen; hiefür stellten sie jedoch die unverschämte Forderung von fünf Thalern für den Tragsessel. Wir wiesen sie natürlich zurück, und waren so glücklich diese Schurken durch andere gute Träger aus dem Ort ersetzen zu können, in welchem wir uns befanden. Der Name dieses Dorfes war Lung-tse-kiu; es scheint einst ein Ort von größerer Bedeutung gewesen zu seyn, denn man sieht viele verfallene Gebäude. Selbst der Pfad über das Gebirge muß vormals ein Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen seyn, denn wir fanden an mehrern Stellen Ueberreste von Pflaster und Ruinen von Brücken. Das Gasthaus, wo wir Halt machten, bot auch nicht die geringste Bequemlichkeit, doch waren wir noch so glücklich einige gebratene Hühner zu bekommen, die, nebst süßen Bataten und dem eingesalzenen Rindfleisch, das wir bei uns hatten, unsere Mahlzeit ausmachten. Unter den Leuten, welche die Neugier uns zu sehen nach dem Gasthaus führte, befand sich auch ein recht wacker aussehender junger Mann, ein Studirender, der Herrn Gützlaffs Herz dadurch gewann, daß er ihn um Unterricht in der Religion bat. Unglücklicherweise war eine kleine Kiste mit religiösen Abhandlungen und andern Büchern schon am Morgen ausgeleert und ihr Inhalt vertheilt worden, so daß Herr Gützlaff ihm nichts anzubieten im Stande war. Der junge Mann rieth uns, einen andern Weg einzuschlagen, und gab die Entfernung von Twa-Bo, wohin wir wollten, auf 100 Li oder 30 Meilen an, wobei er uns zugleich versicherte, daß wir 40 Li oder 12 Meilen gegen Südwest sehr vorzügliche Theepflanzungen finden würden. Diese übertriebene Angabe der Entfernung erregte Verdacht bei mir, und da ich bereits zu viele widersprechende Berichte gehört hatte, so ließ ich mich nicht irre machen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 283. 10 Oktober 1835.

Handelsstatistik.

(Nach französischen offiziellen Quellen.)

Hayti.

Der Handel von Hayti hat im Jahre 1833 fast um ein Drittel gegen 1832 abgenommen. Er belief sich auf folgende Summen.

	Einfuhr	Ausfuhr
England . . .	2,205,400 Gourden.	1,783,700 Gourden.
Nordamerika .	1,335,400 —	1,306,200 —
Frankreich . .	673,300 —	814,800 —
Hansestädte . .	381,500 —	474,100 —
Andere Länder .	19,700 —	37,100 —
Summa	4,813,300 —	3,505,900 —

Im Jahre 1832 betrug die Einfuhr 6,930,300, die Einfuhr 5,328,600 Gourden, jede zu 5 Fr. 35 Centimen. Diese Verminderung fiel fast gänzlich auf den englischen und deutschen Handel. Ihre Ursachen sind leicht anzugeben.

Hayti verdankt seinem Boden ausschließend die Tauschmittel gegen fremde Waaren. Das hauptsächlichste seiner gegenwärtigen Produkte besteht im Kaffee, dessen bequeme und vortheilhafte Kultur den Gewohnheiten der Haytier vortrefflich zu passen scheint. Dennoch ist die Produktion desselben von 68,000,000 Pfd. auf 40 Millionen Pfd. gefallen, und man versichert, daß das übrige Drittheil der ehemaligen Quantität gegenwärtig in den Pflanzungen verloren geht, weil man zu träge ist, es einzusammeln. Ein einzelner Mann kann mit mäßiger Arbeit, und neben dem Bau der für seine Familie nothwendigen Lebensmittel, leicht 2000 Pfd. jährlich sammeln, sich dadurch ein Einkommen von 1000 Fr. machen, und mit Frau und Kindern ein Leben führen, das ihm jeder europäische Pächter oder Bauer beneiden würde.

Das zweite Hauptprodukt von Hayti besteht in Mahagonyholz, das in der größten Vollkommenheit wächst, aber aus Mangel an Kapitalien, an Maschinen und Transportmitteln hat der Handel damit bei weitem die Ausdehnung nicht erreicht, die er hätte natürlicherweise erreichen sollen. Die Hauptschwierigkeit liegt im Transport der Klötze vom Ort wo sie gehauen werden bis an den Waldstrom, der sie an die Küste flößen soll. Dieser Transport geschieht gewöhnlich mit Hülfe von Ochsen, und verursacht unendliche Mühe und Kosten. Man sieht oft in den Waldbächen Klötze liegen, welche auf den europäischen Märkten 1500 bis 2000 Fr. werth sind. Bisweilen findet man nach großer Mühe und Zeitverlust, daß die Hindernisse unübersteiglich sind, und muß die besten Klötze in Schluchten lassen, aus denen man sie nicht herausziehen kann. Alle diese Schwierigkeiten würden verschwinden, wenn man das Holz an Ort und Stelle in Bretter sägen wollte, welche leicht von Ochsen und Maulthieren getragen, an den Landungsplatz geschafft werden könnten. Wer eine tragbare mechanische Säge errichten wollte, würde dem Lande einen unberechenbaren Dienst erweisen, und sein eigenes Glück in kurzer Zeit machen. Schon in den letzten Jahren hat die Industrie einiger Fremden, welche ihre Kapitalien auf das Hauen des Mahagony verwendeten, einen bedeutend höheren Ertrag geliefert, und die Preise sind in Folge desselben von $1^7/_2$ auf 1 Gourde per Kubikfuß gefallen. Abgesehen von dem gewöhnlichen Fällen von Mahagony auf der Ostseite der Insel, hat der Floß auf dem Artibonite allein im Jahre 1833 mehr als 1 Million Kubikfuß geliefert. (Dieß ist ein offenbarer Irrthum, denn die ganze Ausfuhr von Mahagony in diesem Jahre betrug nur 308,500 Gourden, und es sind daher gewiß nicht Kubikfuß gemeint, sondern eine Million Fuß in Brettern, von denen 12 auf einen Kubikfuß gehen.) Auf gleiche Art könnte die Masse des ausgeführten Campescheholzes sehr vermehrt werden, sie betrug im Jahre 1833 eine Summe von 84,500 Gourden. Baumwolle wird in St. Mark und den Gonaives gebaut, und etwa 15,000 Centner davon ausgeführt. Endlich wird noch Cacao, Wachs, Schildkröte und Leder für etwa 200,000 Gourden exportirt. Kurz die ganze Ausfuhr der Insel beträgt gegenwärtig nicht über Ein Sechstheil dessen, was sie unter der Kolonialregierung betrug.

Die Fabrikation des Zuckers, welche unter der französischen Verwaltung jährlich eine Ausfuhr von 90 Mill. Fr. lieferte, bildet kaum mehr einen Zweig der haytischen Industrie. Alle Maßregeln die man versuchte, dieser Fabrikation aufzuhelfen, haben keinen Erfolg gehabt, und der ungeheure Zoll von 50 Gourden per Centner fremden Zuckers hat keine andere Folge gehabt, als daß er die Haytier auf den Gebrauch von Syrup anstatt des Zuckers reduzirt hat. Einige Generale der Republik haben Mittel gefunden, auf ihren Gütern Zuckerrohr bauen zu lassen, aber dieses wird

Digitized by Google

zum Distilliren von Rum verbraucht, welcher wegen des ungeheuren Zolls auf fremde Weine (12 Gourden der Eimer) immer in hohem Preise steht. Eben so hat der Indigo, welcher früher für 1 Million Fr. Ausfuhr lieferte, aufgehört ein Handelsartikel zu seyn. Der spanische Theil der Insel bringt einen vortrefflichen Tabak hervor, aber die Kultur ist vernachlässigt, und das Produkt übersteigt nicht 10,000 Centner. Die Savannen des östlichen Theils der Insel ernähren zahlreiche Heerden von Hornvieh, deren Zahl oft der Besitzer selbst nicht kennt, aber sie sind bei dem gänzlichen Mangel an Verschluß ein nutzloser Reichthum. Alle Pflanzen die in tropischen Klimaten zur Nahrung des Menschen dienen, gedeihen auf der Insel in der größten Vollkommenheit, und erfordern nur die Mühe des Pflanzens. Die Bananen, süße Kartoffeln, Ignamen, Manioc und Mais bilden das Brod der Bewohner, und es ist sprüchwörtlich auf der Insel, daß drei Stunden Arbeit hinreichen die Nahrung eines Individuums zu sichern, so daß der Haytier seine ganze Zeit frei hätte, Tauschmittel zu erschaffen, die Waaren von Europa damit zu bezahlen. Aber abgesehen von der natürlichen Indolenz der Bevölkerung gibt es noch manche Ursachen, welche zur Verarmung von Hayti beitragen.

Die erste derselben liegt in der Nothwendigkeit, in welcher die Republik sich befand, ein Prinzip anzunehmen, das der natürlichen Handlungsweise entstehender Staaten entgegengesetzt ist. Das Gesetz, welches alle Weißen von dem Bürgerrecht der Insel ausschließt, und dieses auf die Nachkommen der afrikanischen Race beschränkt, hat die Insel einer großen Masse von Kapitalien, von Kultur und Arbeit beraubt. Die Ausnahme welche man zu Gunsten der Mulatten gemacht hat, bringt bis jetzt nur geringe Resultate hervor, und man findet in Port au Prince nur zwei Kapitalisten dieser Klasse, deren Einer aus Martinique, der andere aus Neu-Orleans gekommen ist.

Eben so hinderlich ist die innere Administration für die Entwicklung der Industrie. Die Miliz ist außer allem Verhältniß mit der Zahl der Bewohner, und obgleich die geringen Bedürfnisse derselben sie immer in Trägheit erhalten werden, so würde doch die Masse der Produkte nothwendig sehr zunehmen, wenn ein Theil der Truppen dem Ackerbau zurückgegeben würde. Die schlechte Polizei, und die Zahl der Diebstähle sind eben so große Hindernisse, und die Gesetzgebung über Ackerbau (code rural) ist trotz ihrer Strenge ein todter Buchstabe.

Ein weiterer Grund des abnehmenden Reichthums der Insel besteht in der Gewohnheit der Kapitalisten ihre Kapitalien ins Ausland zu schicken, so wie in dem Mangel einer Marine. Diese ist freilich kaum möglich, so lange die Flagge von Hayti von allen umliegenden Ländern ausgeschlossen bleibt; in den Antillen ist sie nirgends zugelassen, und in den Staaten des Festlandes von Amerika schützt sie die Haytier nicht vor den Polizeimaßregeln, welche dort gegen alle Neger gelten. Daher beschränkt sich die Schifffahrt der Insel auf die Küstenfahrt, und einige Kontrebande mit Jamaika und Cuba, drei oder vier Bricks handeln mit Nordamerika und St.-Thomas, aber sie sind ausschließlich von Deserteurs bemannt, und von Fremden kommandiet. Die Regierung der Republik hat zu verschiedenen Zeiten versucht der haytischen Schifffahrt durch Privilegien aufzuhelfen, z. B. in dem Gesetz vom 9 Mai 1827, worin alle Zölle im Allgemeinen auf 16 Prozent des Werthes festgesetzt sind, wurden sie für Alle auf haytischen Schiffen eingeführte Waaren auf die Hälfte gesetzt. Man fand jedoch nach einem Jahre, daß dieses Privilegium nur Fremden diente, welche unter haytischen Namen Schiffe ausrüsteten, und so wurde es wieder abgeschafft. Hayti verliert auf diese Art alle Vortheile einer Schifffahrt von 80,000 Tonnen, welche jährlich seine Häfen besuchen.

Endlich ist das Douanensystem sehr fehlerhaft; scheinbar sind zwar alle Waaren, woher ihr Ursprung seyn möge, mit einem Zoll von 16 Proz. auf den Werth belegt, mit Ausnahme der nordamerikanischen, welche aus Repressalien 10 Proz. mehr bezahlen. Aber der offizielle Anschlag der Waaren ist so verschieden, und im Allgemeinen so übertrieben, daß bei vielen der Zoll den Werth übersteigt.

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

1. Reise nach Pskow.

(Fortsetzung.)

Werro hat im Ganzen etwa hundert Häuser und 700 Einwohner, Deutsche, Russen und Esthen. Unter diesen befinden sich zwölf Kaufleute, die mit Flachs und Hanf handeln, und die für Bauern unumgänglich nöthige Waaren im Detail verkaufen. Von Luxusgegenständen ist keine Rede, die Stadt erhält sich nur durch die Abwesenheit von allem Luxus, und strenge Sparsamkeit in jeder Beziehung. Das ganze Kapital, das im Handel umgekehrt wird, kann in guten Zeiten 200,000 Rubel jährlich betragen. Wäre das Städtchen nicht von Deutschen angelegt, und stünde es nicht unter der Leitung von Deutschen, es läge längst in Ruinen: aber Dank der deutschen Arbeitsliebe, Rechtlichkeit und Sparsamkeit, hat das Städtchen einen Anschein von Wohlstand, und sieht besser, zum mindesten reinlicher aus, als sämmtliche Kreisstädte, die ich auf einer Strecke von 2500 Werften gesehen habe. Ich ging in Werro zu einem Bäcker, um mir auf den Weg weißes Brod zu kaufen, und nach meiner Gewohnheit über das hiesige Leben und Treiben zu schwatzen. Weißes Brod war keines mehr zu haben, und das neue noch nicht gebacken, — es war zehn Uhr Morgens. Als ich mich beklagte, erwiderte mir der Bäcker, er verkaufe des Tages nur für zehn Rubel weißes Brod, und habe deßhalb nicht nöthig, sich besonders damit vorzusehen. Da nur zwei Bäcker im Orte sind, so kann man annehmen, es werde nur für zwanzig Rubel täglich weißes Brod verkauft; bedenkt man nun, daß gegen hundert Zöglinge angesehener Eltern, und bei den zwölf Kaufleuten wenigstens 24 ziemlich erwachsene Kinder sind, welche doch zusammen wenigstens für zwölf Rubel Semmeln verzehren, so bleiben für die übrige Stadt mit mehr als 100 Familien nur für acht Rubel weißes Brod. Diese Bäckerstatistik erklärt Alles. — Alterthümer gibt es in Werro keine, als alte lumpige Kleider, zu sehen war auch nichts, und ich reiste am folgenden Tage weiter.

Digitized by Google

Von Werro kann man mit der Post nach Rußland reisen; der Liefländer nämlich, wenn er in das Gouvernement Polozk und weiter hin reist, sagt, er gehe nach Rußland; reist er aber nach Narwa oder einem andern Orte des petersburgischen Gouvernements, so sagt er, er gehe nach Ingermannland. Dieß sind noch Ruderа aus der Zeit vor Peter dem Großen. Es ist indeß wahr, daß Natur und Sitten Liefland scharf von dem übrigen Rußland getrennt haben. Glaube, Sprache, Lebensweise des Adels, der Bürger und Bauern, Gewohnheiten, Gesinnungen und Ansichten scheiden den Liefländer von den Russen.

Hier ist der letzte Winkel der alten Herrschaft der liefländischen Ritter. Das Schloß Neuhausen, auf russisch Nowgorodok, ist berühmt in der Geschichte der livonischen Kriege mit den Russen: es erhebt sich auf einem hohen Hügel, an dessen Fuß ein Bach fließt. Die Gegend umher ist malerisch. Der frühere Besitzer von Neuhausen war kein Freund von Alterthümern; er nahm die Steine aus der Mauer seines Schlosses, und baute Viehställe und zog eine Mauer um seinen Meierhof; daher sind nur noch die Trümmer zweier schöner Thürme übrig, welche der jetzige Eigenthümer, der Landmarschall von Lingard, wie ein Heiligthum bewahrt. Aus diesen Trümmern läßt sich schließen, daß das Schloß einst eben so schön als fest war. An der aus rohen Steinen bestehenden Mauer sind aus stark gebrannten Backsteinen Bilder angebracht, die in der Ferne wie Malereien aussehen. Der Bau erinnert durchaus an das Mittelalter.

Jetzt ist die Mode ganz gothig, oder vielmehr mittelalterlich. Damenkleider, Möbel, Romane, Dramen, Alles soll an die Zeiten des Ritterthums erinnern. Meiner Ansicht nach sind diese Zeiten nur gut für Romane und Dramen, namentlich weil damals fast nur die Leidenschaften freies Spiel hatten. — Ich suchte den Ort wo Johann Wassiljewitsch einige Wochen lang vor Neuhausen mit 80,000 Mann lag, das von 60 liefländischen Rittern vertheidigt war. Achtzigtausend Krieger! Was war aber damals die russische Heeresmacht? Ein ungeordneter Haufe Bauern mit Prügeln, Keulen und Jagdspießen. Die Schützen verstanden ihr Handwerk sehr schlecht, und die Artillerie war nur durch die Schwere der Kanonen furchtbar. Indeß war Johann der Schreckliche gewiß kein kriegerisches Genie, und hörte gewiß nicht auf nützliche Rathschläge erfahrener Krieger. Das Heer Johanns war im Thale auf der Seite von Pskow her aufgestellt. Zu unserer Zeit würde jeder Artilleriefähndrich Neuhausen zusammenschießen, indem er vier kleine Stücke auf der Anhöhe aufstellte, welche Neuhausen in der Entfernung eines Gewehrschusses beherrscht, und eine einzige Grenadierkompagnie würde die Bresche ersteigen, und das Schloß mit dem Bajonnett nehmen. — Johann der Schreckliche konnte Neuhausen nicht bezwingen.

Siebzehn Werste von da war eine Vormauer des alten Rußlands, das Kloster Petschory, mit einer für jene Zeit starken Befestigung. Die Sage erzählt, daß hier einst ein Einsiedler, der Mönch Marko, lebte, in einer Höhle, die er sich in dem Sande ausgegraben hatte, und daß später sich einige gottesfürchtige Männer an seinem Grabe sammelten, und hier eine Wohnung gründeten. Man kann nicht mit Bestimmtheit angeben, zu welcher Zeit die erste Festung erbaut wurde, bekannt ist aber, daß nach wiederholten Zerstörungen durch die Liven, das Kloster und die Feste wieder aufgebaut, und im J. 1519 in ihrem jetzigen Zustande hergestellt wurden. Alle Klostergebäude und die Kirchen liegen in einer tiefen Schlucht am Flüßchen Kamenz. Die Hügel, welche die Schlucht umgeben, sind mit starken und hohen Mauern aus Backsteinen gekrönt. Zu jener Zeit als die Artillerie noch auf einer so niedern Stufe stand, war dieß eine unersteigliche Festung.

(Fortsetzung folgt.)

Alte baktrische Münzen.

Der mehrmals erwähnte Reisende Honigberger hat Münzen mitgebracht, welche sich den von Burnes in seinem Werke gelieferten, so wie denen, welche man von General Allard zu erwarten hat, eng anschließen. Sie eröffnen die bisher unbekannte Geschichte des griechisch-baktrischen Reichs, und vielleicht wird man in kurzer Zeit im Stande seyn, eine wenn auch lückenhafte, doch fürs erste genugsame Reihe baktrischer Münzen herzustellen, um im Allgemeinen den allmählichen Zerfall griechischer Civilisation und Kunst zu bezeichnen. Die größere Sammlung Herrn Honigbergers hat General Allard mitgebracht, und man muß nun erwarten, was dieser liefern wird, einige Münzen aber führte ersterer mit sich, und darunter sind namentlich zwei goldene merkwürdig, die er in einem der zahlreichen Grabmonumente in der Nähe von Kabul fand: sie haben etwa die Größe und das Gewicht eines Louisdors. Die eine derselben trägt die ganz leserliche Inschrift *ΚΑΔΦΙΣΕС ΒΑΣΙΛΕΥС*; dann kommen zwei ziemlich verlöschte Buchstaben, die man *M* und *A* gelesen hat; auf der Rückseite ist ein ganz nackter Jüngling, an dessen Kopf man noch Spuren einer Mütze sieht; rund umher ist eine Inschrift in alten Pehlwi-Characteren. Herr Honigberger versichert, in seiner größern Sammlung fänden sich auch mehrere Kupfermünzen von demselben König Kadphises. Die zweite Münze stellt einen baktrischen Fürsten in voller Waffenrüstung dar, in der rechten Hand eine Art Dreizack. Von der Inschrift kann man nur einige griechische Buchstaben entziffern. Auf der Rückseite ist die Figur eines bekleideten Mannes und neben ihm ein gehörntes Thier, das einige für die heilige Kuh der Indier halten wollen: die Inschrift ist gleichfalls in Pehlwi-Characteren. Von den übrigen Münzen verdienen namentlich ein großer Demetrius, ein kleiner, aber wohl erhaltener Euthydemus und ein Hermäus von der Sassanidendynastie Erwähnung.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach dem Thee-Distrikt von Ankoy.

(Fortsetzung.)

Am 12 November bestiegen wir ein Viertel nach 6 Uhr Morgens unsere Tragsessel, und gelangten durch einen engen Hohlweg in eine Stadt Namens Koe-Bo. Mehrere recht artig aussehende Weiler lagen am Wege. Die Bewohner waren eben mit der Reißernte beschäftigt, die sehr gut auszufallen schien, da die Aehren ziemlich voll waren. An mehrern Stellen hatte ich bemerkt, daß man sich die Mühe gegeben hatte, ganze Büschel von Reißähren zu gegenseitiger Unterstützung zusammenzubinden. Das Zuckerrohr wird auf ähnliche Weise zusammengebunden, wobei noch die nach außen stehenden Pflanzen diagonal mit Blättern durchflochten werden, so daß sich eine Art Zaun bildet. Das Rohr ist schlank, weiß und hart, und eben nicht reich an Saft, scheint aber, einen schwarzen Schwamm ausgenommen, an keiner Krankheit zu leiden. Um 8 Uhr kamen wir nach Koe-Bo, und da sich fand, daß wir von hier aus eine Strecke Weges zu Wasser fortkommen konnten, so miethete wir zu diesem Zweck ein Boot. Nach einem tüchtigen Frühstück bestiegen wir um 10 Uhr unter dem Zulauf des Volkes, das sich am Ufer aufstellte, unser Fahrzeug. Bei näherer Erkundigung zeigte sich, daß der Fluß, auf dem wir jetzt in westnordwestlicher Richtung fuhren, derselbe war, den wir zu Gan-ke-Luyn passirt hatten, und der nach Suen-tschi-fu strömte. Das Boot war groß, aber leicht, und ging bei seiner flachen Bauart nicht tief im Wasser. Der Fluß war so seicht, daß wir nur dadurch, daß die tiefsten Stellen zu beiden Seiten seines

Digitized by Google

Bettes aufgesucht wurden, etwas vorwärts kamen. Dieß geschah durch Fortschieben mit Stangen. An mehrern Stellen war der Strom dadurch vertieft worden, daß man kleine Sandbänke aufgeworfen und sein Wasser in einen Kanal eingedämmt hatte, der eben breit genug für das Boot war. Ich schätzte die Entfernung von einem Ufer bis zum andern auf 200 Schritte, und nach der Höhe, auf welcher Zuckerrohr über dem Niveau seines dermaligen Spiegels gebaut wurde, zu schließen, kann seine größte Tiefe während der Regenzeit nicht über zehn Fuß betragen. Da er gänzlich von Gebirgsgewässern gespeist wird, so muß er oft sehr schnell anschwellen; doch bemerkte ich nirgends Spuren von Ueberschwemmung. Seinen Namen, Ganske, oder der friedliche Strom, verdankt er wahrscheinlich diesem Umstande; das Thal schien zu beiden Seiten gut angebaut zu seyn; an den Ufern stand meist Zuckerrohr. Aus jedem Dorfe strömten wie gewöhnlich die Bewohner herbei, um uns anzugaffen, wobei sie jedoch in Beweisen von Höflichkeit und Gefälligkeit mit einander wetteiferten. Da der Tag sehr heiß wurde, so suchten wir zum großen Mißvergnügen vieler, die durch das Wasser gewatet waren, um die Fremden zu sehen, Schutz unter der Bedachung des Bootes. Als wir endlich an eine sehr hohe Stelle des Ufers dicht bei einer volkreichen Stadt kamen, boten sie den Bootsleuten 400 Casch, wenn sie machen wollten, daß wir herauskämen, und als diese dieß verweigerten, fingen die Buben an das Boot mit Koth und Steinen zu bewerfen. Auf diese Feindseligkeit begab sich Herr Gützlaff auf das Verdeck, um dagegen zu protestiren, und Herr Ryder folgte ihm mit seiner Flinte, um die Friedensstörer einzuschüchtern. Die Ruhe war augenblicklich hergestellt, und die Aeltern unter dem Volkshaufen baten wegen der rohen Art, mit welcher die Jugend die Befriedigung ihrer Neugier hatte erzwingen wollen, um Entschuldigung.

Während des vergangenen und des heutigen Tages hatten wir vergebens nach Theepflanzungen auf allen rauhen und schwarz aussehenden Bergen umhergespäht; obschon uns allenthalben, wo wir anlegten, versichert wurde, daß sich deren ganz in der Nähe befänden. Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir eine Stadt in der Nähe des Fußes jenes Gebirgspasses, den wir übersteigen mußten, um nach Taou-i, dem Ort unserer Bestimmung zu kommen. Dort hatten wir uns vorgenommen unser Gold umzusetzen, das wir des leichten Transports wegen dem Silber vorgezogen, und wofür wir allenthalben ohne Schwierigkeit den wahren Werth zu erhalten hofften. Hinsichtlich dieser Meinung fanden wir uns jedoch an unserem letzten Aufenthaltsort getäuscht, und erfuhren von unsern Führern, daß die Bewohner von Aoui, wo wir uns eben befanden, Leute seyen, mit denen man am besten fahre, wenn man in so wenig Berührung als möglich mit ihnen käme. Einen vorläufigen Beweis hievon erhielten wir, als wir ans Ufer gingen, wo wir auf sehr unfreundliche Weise über das Ziel und den Zweck unserer Reise befragt wurden, und warum wir bewaffnet gekommen wären. Unsere Antwort auf die letztere Frage war, daß wir dieß gethan hätten, um der Gewalt, sie möge uns nun von Räubern, oder wem immer, entgegengesetzt werden, Widerstand zu leisten. Der Berg, den wir jetzt erstiegen, war noch rauher, und an einigen Stellen noch steiler als der, über den uns unser Weg zuerst geführt hatte, und obschon wir uns um 5 Uhr auf den Weg gemacht hatten, so war doch die Sonne schon längst untergegangen, als wir das Ziel unserer Reise erreichten. Der Mond befand sich zum Unglück von Wolken verhüllt, so daß uns das öftere Anstoßen unserer Füße an die im Wege liegenden Steine und die häufigen Fehltritte in der Dunkelheit höchst beschwerlich fielen. Endlich erreichten wir ein Dorf am Ende des Passes, dessen Bewohner so gefällig waren uns auf dem noch übrigen Wege zu leuchten, was sie dadurch thaten, daß sie Grasbüschel anzündeten, wobei sie sich der nicht geringen Gefahr aussetzten, ihre zur Ernte reifen Reispflanzungen in Brand zu stecken. In Taou-i angekommen, wurden wir von der Familie unseres Führers gastfreundlich aufgenommen, und sahen uns bald von neugierigen Besuchern umringt.

Herr Gützlaff suchte sich sogleich zwei oder drei der verständigsten aus diesen letztern heraus, um von ihnen Erkundigungen hinsichtlich des Theebaues einzuziehen. Er erfuhr, daß der Same zu Fortpflanzung der Staude an Ort und Stelle gewonnen werde, obschon die ursprünglichen Pflanzen von Wai-schan in diesen Theil des Landes gebracht worden seyen; daß der Same im zehnten oder eilften Monat zur Reife komme und dann gleich in den geeigneten Boden gelegt werde, und zwar mehrere Körner in ein Loch, da der größere Theil derselben gewöhnlich nicht aufgehe. Die jungen Pflanzen kommen im dritten Monat nach der Aussaat zum Vorschein; die Löcher, in welche der Same gelegt wird, sind drei bis vier Zoll tief, und wenn die Pflanze heranwächst, wird die Erde rings um die Wurzel aufgehäuft. Die Blätter werden erst dann eingesammelt, wenn der Strauch drei Jahre alt ist, und zwar von den meisten viermal im Jahre. Sonst findet keine Pflege statt, auch wird weder auf guten Boden Rücksicht genommen, noch die Pflanze gewässert. Jeder Strauch liefert ungefähr einen Taël (ungefähr der zwölfte Theil eines Pfundes) getrockneten Thee im Jahre. Ein Mow (ungefähr 240 Quadratschritte Land) kann 3 bis 400 Pflanzen fassen; die Grundsteuer beträgt 500 Casch (720 auf einen Thaler) für den Mow. Der Anbau und das Einsammeln der Blätter wird von den Familien, ohne Beihülfe gemietheter Arbeiter, besorgt, mithin läßt sich kein Kostenanschlag hinsichtlich des Anbaues entwerfen; da aber die Behandlung der Blätter eine Kunst ist, zu welcher eigene Geschicklichkeit gehört, so werden hiezu eigene Personen verwendet, welche für den Pekul frische Blätter einen Thaler erhalten, was für den Pekul (133 Pfund) trocknen Thee 5 Thaler ausmacht.

Die Blätter werden sieben- bis achtmal erwärmt und zusammengerollt; der zu jedesmaligem Gebrauche aufzurichtende Feuerherd und die erforderlichen Werkzeuge muß der Eigenthümer des Thees liefern. Das getrocknete Blatt hält nur noch ein Fünftel seines frühern Gewichts im grünen Zustande. Der beste Thee wird an Ort und Stelle mit 25 Thalern der Pekul bezahlt, und der größte Theil des Erzeugnisses in der Provinz verbraucht oder in Körben nach Formosa ausgeführt. Der vorherrschende Wind ist der nordwestliche, und nur der Ostwind ist der Pflanze nachtheilig. Während der Wintermonate stellt sich häufig Reif ein, auch fällt zuweilen Schnee, doch nicht tiefer als 3 bis 4 Zoll; auch bleibt er nie lange liegen. Von strenger Kälte leidet die Pflanze niemals und dauert von 10 bis 20 Jahren aus. Zuweilen wird sie von einem Wurm zerstört, der ihr das Mark ausfrißt und Stamm und Zweige in hohle Röhren verwandelt; auch leiden die alten Sträuche durch ein graues Moos, das sich an ihnen ansetzt. Die Periode des Wachsthums dauert 6 bis 7 Jahre, wo der Strauch seine größte Höhe erreicht. Die Theepflanzungen nehmen einen großen Theil des Landes ein, doch ist kein Hügel ausschließlich diesem Anbau gewidmet, und man verwendet keinen Boden dazu, der noch irgend etwas anders tragen kann. Höchstens solcher wird dazu benutzt, auf dem die bereits erwähnte Zwergfichte oder die Camellia Oheisera wächst. Der Strauch blüht zweimal im Jahre, nämlich im achten Monat, oder September, und dann im Winter; die letztere Blüthe ist jedoch unfruchtbar. In dieser letztern Mittheilung muß jedoch ein Mißverständniß obwalten, da mir völlig ausgewachsener, wiewohl noch nicht ganz reifer Same, Anfangs Septembers in großer Menge angeboten wurde, und ich doch auf den Sträuchern, welche ich untersuchte, keinen solchen bemerken konnte. Ich vermuthe daher, daß die Leute, von welchen Herr Gützlaff diese Erkundigungen einzog, meinten, der Same brauche acht Monate, um reif zu werden, was auch mit andern Berichten übereinstimmt. Wir hätten unsere Untersuchungen zu Tawand und in der Umgebung gar gern bis zum folgenden Tage verlängert, dieß wurde jedoch unmöglich, weil es uns an Geld fehlte. Wir hatten zwar Gold genug, konnten aber niemand finden, der uns Silber dafür gegeben hätte. Wir beschlossen daher, den folgenden Morgen noch zu einem Ausfluge zu benutzen und dann abzureisen.

(Schluß folgt.)

Ein Herr Tattam zu Oxford hat ein ägyptisches Lexikon herausgegeben, bei welchem auch grammatikalische Bemerkungen nicht fehlen, und er hebt dabei namentlich den Umstand heraus, daß im Altägyptischen zwar eine Abwandlung durch Zahl und Beugung bei den Hauptwörtern, durch Modi und Zeiten bei den Zeitwörtern stattfand, daß aber diese Umwandlung durch vor oder nachgesetzte, nicht aber mit dem Wort selbst verbundene Sylben, gerade im Malayischen bewerkstelligt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 284. 11 Oktober 1835.

Die Rolle der Araber in Aegypten.

Barrault macht in seinem Buche: Orient und Occident, aus dem wir schon in Nr. 280 und 281 mehrere Auszüge gegeben, einige Bemerkungen über diesen in so mannichfacher Beziehung interessanten Gegenstand, und über die Zukunft, welche dieser bisher von den Türken unterdrückten Race eröffnet wird, welche der Uebersetzung wohl werth sind.

„Mehemed Ali hat sich von Tag zu Tag genöthigt gesehen, die Lage der Araber zu heben. Nachdem er sein Land gegen Außen gesichert hatte, fand er in der geringen türkischen Bevölkerung von Aegypten, welche sich nicht über 15,000 Seelen erhebt, keine Elemente für eine hinlängliche Macht, er mußte daher seine Rekruten aus den Arabern nehmen. Vor 18 Jahren gab es vielleicht noch nicht Einen arabischen Soldaten in Aegypten, und die Bevölkerung der Städte und des flachen Landes, mit Ausnahme der Beduinen der Wüste, hatte längst den Gebrauch der Waffen vergessen. Gegenwärtig besteht die ganze Armee, mit Ausnahme der Offiziere, aus Arabern, und der Pascha verdankt ihnen seine Eroberungen. Die Anwerbung von Soldaten aus dieser Race, und die Einführung der Disciplin waren den Türken gleich fremde Erscheinungen, und nirgends war dem Pascha die Ergebenheit von Ibrahim nützlicher. Dieser nahm den Schein an, als ob er diese neuen Maßregeln nur ungern und aus Gehorsam annehme, und zog so die einflußreichsten unter den Türken an sich, welche durch ihre Intriguen den neuen Plan hätten stören können. Er machte ihnen glauben, daß dieses Spielzeug seines Vaters nicht lange dauern würde, sobald aber 15,000 organisiet waren, erklärte er sich für ihren Chef, zu großem Erstaunen der Türken. Den Arabern das geringste Kommando anzuvertrauen, war eine eben so große Neuerung, welche Ibrahim nur durch List durchsetzen konnte: er sagte wir im Scherz, daß er Unteroffiziere brauche, und die Stellen den besten Läufern geben werde. So wurde der erste arabische Korporal für seine Behendigkeit im Wettlauf ernannt. Als in Morea die Türken den Krieg auf ihre Art führten, und sich der Disciplin nicht unterwerfen wollten, so ernannte Ibrahim Araber zu Offizieren, und im syrischen Kriege pflegte er oft zu sagen, am Ende des Kriegs werden wir arabische Oberste haben. Diese Prophezeiung hat sich noch nicht bestätigt, aber dennoch gibt es schon einige arabische Stabsoffiziere, und das Versprechen wird früher oder später gehalten werden.

„Wenn die Araber bis jetzt die ersten Militärgrade noch nicht erreicht haben, so hat ihnen dagegen der Pascha die hohen Civilstellen kürzlich geöffnet. Gegenwärtig bestehen die Mahmoudis, die Präfekten der Departements, nicht mehr aus Türken, sondern aus Arabern, die durch ihren Rang und ihren Reichthum hinlängliche Garantien geben. Der Pascha hat wohl begriffen, daß er durch Eingeborne, vertraut mit der Sprache und den Lokalitäten, besser bedient werden würde. Es ist möglich, daß diese neuen Beamten zuerst ihre Untergebenen mit der Härte von freigelassenen Sklaven behandeln, aber diese Mißbräuche müssen jeden Tag mehr verschwinden, und die arabische Race ist jedenfalls in den Besitz ihrer eigenen Administration getreten. Was jedoch am meisten für die Zukunft der Araber verspricht, sind die zahlreichen Schulen, welche der Pascha eröffnet hat. Im Arsenal und auf den Schiffswerften von Alexandrien, in den Werkstätten, Manufakturen und Druckereien von Kairo, in dem Lager bei den Schleußen bilden sich Schulen geschickter Arbeiter. In Kairo ist eine große Elementarschule errichtet worden, deren Schüler anstatt zu bezahlen, vom Pascha bezahlt werden, wie überhaupt in allen Instituten der Regierung die Zöglinge ihren Sold erhalten. Diese große Schule liefert Zöglinge für die medizinische und Thierarzneischule von Abu Zabel, für die Artillerieschule von Tora, die Kavallerieschule von Ghizeh, die Schule für Civil-Ingenieurs am Schleußenbau, die Militärschule von Damiette, die polytechnische Schule von Bulak, die Marineschule von Alexandrien und die neue Bergwerksschule. Der größte Theil der darin aufgenommenen Knaben besteht aus Arabern; man kennt keinen Unterschied zwischen Adel, Bürgerschaft und Volk; die Laufbahn ist Allen offen, und die Grade sind nur der Preis des Verdienstes. Man lehrt die Sprachen, Wissenschaften und Künste von Europa, und die Schnelligkeit der Fortschritte macht den Beobachter hoffen, daß die zukünftige Größe dieser Nation ihre vergangene übersteigen werde."

Digitized by Google

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.
1. Reise nach Pskow.
(Fortsetzung.)

Die Freunde des Alterthums müssen den ehrwürdigen Vätern für die Erhaltung der Mauern der Festung dankbar seyn: sie sind in einem Zustande, daß sie auch jetzt noch einem unerwarteten Ueberfalle Widerstand leisten könnten. Der Anblick des Klosters und der alten Mauern zwischen den Hügeln und Schluchten ist entzückend. In den Sandbergen sind Höhlen ausgegraben, wo die hier entschlafenen Mönche und viele weltliche Personen verschiedenen Standes begraben liegen. An der Mauer sind Fliese ausgehauen, und diese mit abgerundeten Buchstaben beschrieben. Unter den Grabhöhlen ist die Kathedrale zur Himmelfahrt Maria im Jahre 1523 in dem Sand ausgegraben worden. Die Gewölbe und selbst die Säulen in der Kirche und den Höhlen bestehen aus Sand, und nur an den gefährlichern Stellen wurden sie, auch noch in späterer Zeit, mit Backsteinen überzogen. Der Sand ist hier fest und trocken. Ich fand nicht die geringste Feuchtigkeit in den Höhlen. In der unterirdischen Kirche zeigte man mir ein altes Bild, das der Sage nach dem ersten Gründer dieser Wohnung, dem frommen Marko, gehört haben soll. Ueber dieser Kirche ist eine andere erbaut, und im Ganzen finden sich fünf Kirchen hier: die neue ist von ausgezeichneter Bauart, die übrigen sind alt, und ausnehmend nieder und dunkel.

Am Klosterthor, beim Abhang des Hügels, hängt ein auf Holz ausgeführtes Gemälde, welches die Rettung Pskows von der Belagerung der Polen durch das wunderthätige Bild der Mutter Gottes darstellt. Dieses von irgend einem russischen Heiligenbildmaler entworfene Gemälde ist ohne Zweifel gleichzeitig: Pskow ist im vollen Plan und in der Perspektive dargestellt; weiterhin ist das polnische Lager und die Batterien. Vor dem Stadtthore ist ein Kreuzweg: Geistliche in vollem Ornat, Bojaren in hohen Mützen, in ihren zierlichen Kleidern und die Säbel umgürtet, Krieger mit Gewehren und Partisanen erscheinen. Geistliche und Bojaren tragen das wunderthätige Bild in dem Heiligenschranke auf einer Sänfte. Das Kostüme ist genau beibehalten, oben ist eine Inschrift, in welcher Stephan Batori Stephan Abatur genannt wird. Von den Alterthümern zog meine Aufmerksamkeit namentlich die Sturmglocke auf sich: dieß ist eine ungeheure Schiene von elastischem Eisen, auf die man, um die Klosterwache zusammenzurufen, mit einem Hammer schlug. Die eigentliche Glocke wurde nur bei wichtigen Angelegenheiten geläutet.

Das Kloster ist, wie es scheint, in blühendem Zustand: vor nicht langer Zeit wurde eine schöne neue Kirche gebaut, jetzt baut man steinerne Zellen statt der hölzernen, allenthalben herrscht Reinlichkeit und Ordnung. Hier ist auch eine Bibliothek mit Handschriften, die neuerdings erst von dem gelehrten Strojeff besucht wurde.

Auch einige Wallfahrer fand ich im Kloster, mit denen ich mich in ein Gespräch einlassen wollte, da ich immer die besten Nachrichten über die Lokalverhältnisse aus der Unterredung mit den Bauern entnommen habe, aber diese russisch gekleideten Bauern mit kleinen Bärten und rund abgeschnittenen Haaren antworteten mir: ei musta (ich verstehe nicht). Dieß waren von den hier sogenannten halbgländigen Gränzbewohnern, Esthen und Letten, die sich zur griechisch-russischen Kirche bekannten. Sehr wenige von ihnen verstanden ein wenig russisch, Frauen und Kinder aber gar nicht. Halbgländige nennt man sie hier deßhalb, weil sie, wie es sich eben trifft, die griechisch-russische Kirche oder die lutherische *) besuchen. In den Ostseeprovinzen müssen die Pastoren die Sprache ihrer Eingepfarrten völlig verstehen, und esthnisch sowohl als lettisch predigen. In diesen Sprachen unterrichtet man sie auch auf der Universität zu Dorpat, und examinirt sie bei der Anstellung als Pfarrer. Sehr nützlich würde es seyn, wenn man in dem Seminar zu Pskow diejenigen, welche sich zur Uebernahme von geistlichen Stellen in den Ostseeprovinzen vorbereiten, im Esthnischen und Lettischen unterrichtete. In Samogitien sind die Einwohner katholisch, der Gottesdienst wird lateinisch verrichtet, aber alle Pastoren verstehen samogitisch oder schwedisch. Daher der große Einfluß der Geistlichkeit.

Die Natur selbst scheint zwischen den beiden Stämmen, dem slawischen und tschudischen, **) eine Gränzscheide gezogen zu haben, und verhindert sie, sich einander allzusehr zu nähern. Zwischen Neuhausen und Petschory läuft ein zehn Werste breiter Gürtel, der aus unfruchtbaren Thon- und Sandhügeln besteht, welche mit Gebüsch bedeckt sind. Hier ist kein Anbau möglich. Bei jedem Schritt stößt man auf Grabhügel und Kreuze aus rohen Steinen, unter denen die Gebeine liefländischer Ritter und russischer Streiter ruhen. Hier ist jeder Fleck Boden mit Blut getränkt. Hier kämpften unaufhörlich die Russen mit den Liven, bald um eine gestohlene Heerde, bald um Pferde, bald um das hier wachsende Gras. Hier war derselbe Fall, wie jetzt am Kaukasus, nur in anderem Sinne: russische Wagehälse fielen in Liefland ein, um zu plündern; die Ritter verheerten russische Niederlassungen und plünderten die Karawanen, die nach Pskow und Nowgorod gingen. Sicherheit war nur hinter hohen Mauern und Thürmen. Darum konnte es außerhalb der Mauern keine Stadt geben, und Petschory war gewiß nie mehr als es jetzt ist, nämlich ein russisches Dorf oder eine Vorstadt. Hier aber findet sich ein Magistrat, Bürgermeister, Beamte,... meine unterthänigste Reverenz!

Nur eine Post weiter, etwa 18 Werste von Petschory, auf einem hohen spitzzulaufenden Berge, oder richtiger Hügel, erheben sich die alten Mauern und Thürme des heilig geachteten Isborsk. Diese Stadt, wenn sie nicht älter ist, als Nowgorod, so ist sie ihr doch gewiß gleichzeitig, und heilig für Rußland,

*) Die Russen haben für die Kirchen beider Konfessionen verschiedene Benennungen: eine griechisch-russische Kirche heißt zerkow, eine lutherische kirka.

**) Mit diesem Namen bezeichnen die Russen überhaupt fremde Völker, denn tschud heißt Fremde, jetzt aber hat sich diese Benennung auf einzelne Völkerschaften, namentlich die finnischen beschränkt, wie das polnische Niemetz, der Stumme, auf die Deutschen.

Digitized by Google

als die Vaterstadt der Großfürstin Olga, deren Vater hier als mächtiger Fürst hauste. Der Normannenfürst Rurik, von den Nowgorodern herbeigerufen zum Schutz der Gränze gegen die Tschuden und die Einfälle seiner Landesgenossen, zimmerte sich ein Städtchen, *) d. h. er baute sich eine Feste in der Nähe von Nowgorod, und schickte seinen Bruder Truwor nach Isborsk, welches damals eine Stadt und eine Festung war. Von dieser Zeit an weiß man nicht, daß diese Mauern je bis auf den Grund zerstört worden wären, obwohl Isborsk einmal in feindliche Hände überging. Es wäre auch eine schwere Arbeit gewesen, dieselben zu zerstören, denn die doppelte Stadtmauer war fünf Saschenen (35′) hoch, und drei Aeschinen (6′¼′) dick. Die Thürme waren 30 Saschenen (210′) hoch. Alles war aus rohen Backsteinen aufgeführt. Die Ausdehnung der Feste betrug nicht über 270 Saschenen (1890′) und somit war es nur eine Citadelle. Mit Gewalt sich einen Weg den Berg hinauf zu bahnen, war fast unmöglich, denn man brauchte nur Balken und Steine hinabzustürzen, um eine ganze feindliche Kolonne niederzuwerfen. Mauern und Thürme sind bis jetzt vortrefflich erhalten: nur an zwei Stellen ist die Mauer etwas eingestürzt, und nur der obere Theil der Thürme hat angefangen, zu verwittern. Kaum möchten sich in ganz Europa besser erhaltene Trümmer finden, und mir scheint, daß dieß die ältesten im Norden sind, wohin die Hand der Römer und Griechen niemals reichte.

Man weiß nicht mit Genauigkeit, wie Isborsk hieß, ehe es seinen Namen nach dem des Fürsten Isbor umänderte. Die Deutschen nannten es Oldenburg im Gegensatz gegen Nowgorod (Neustadt). Einige Schriftsteller nennen es Hunigard, und glauben, daß hier die Hauptstadt, wenigstens die temporäre, der Hunnen gewesen sey. Mährchen! Einige nennen es Schuei; **) wie dem auch seyn mag, wahrscheinlich bleibt Isborsk die alte Stadt, Oldenburg. Es steht an den sogenannten slawischen Quellen, von denen eine unterhalb der Mauer der Festung in einer Höhle sich befindet. Unten am Berge fließt die Oclowka, welche 200 Saschenen vom Berge in den See von Goeoditsch fällt. Möglich, daß hier eine Stadt oder eine Vorstadt unter dem Schutze der Citadelle stand, aber Spuren finden sich keine. Jetzt liegt das Dorf Isborsk, von dem Volk Stadt genannt, unten am Berge. Innerhalb der Mauer auf dem Berge ist eine alte dem wunderthätigen Nikolaus geweihte Kirche; unten am Berge sind zwei steinerne.

Von Petschory bis Pskow längs dem Ufer der Welika erstreckt sich eine kalkartige Sandsteinformation, genau dieselbe, wie bei Reval, Ewa Narwa und am Ufer des finnischen Meerbusens bis Petersburg. Die Geologen sagen, dieß seyen Spuren des Meeres, oder einer Meerformation. Ich will mich weder mit Feuer noch mit Wasser, weder mit vorsündfluthlicher Zeit, noch mit der Sündfluth befassen, weil die Herrn Gelehrte weder kochen, noch ertrinken, an ihren vorgefaßten Meinungen aber fest sich anhängen, und ich schnell nach Pskow gehen muß.

(Schluß folgt.)

*) srubiw gorodok; die Worte scheinen aus Nestor entnommen; srubaju heißt die Balken fällen zur Errichtung der vier Wände eines Hauses.

**) Wahrscheinlich ein esthnisches Wort, das der Verfasser nicht erklärt.

Alterthümer auf den Kanarien.

In einer der neuesten Sitzungen der französischen Akademie theilte Herr Berthelot hierüber Folgendes mit: Schon bei meiner ersten Reise nach den Kanarien im Jahre 1820 hatte ich Kenntniß von den alten Gruben, die sich in der Lavaschichte der Isleta finden, einer kleinen Halbinsel, die durch den Isthmus von Guanartema mit der Insel Gran-Canaria zusammenhängt. Auch sieht man einige zwischen den Häfen von Nieves und Juncal. Es sind dieß Erhöhungen aus über einander gebauten vulkanischen Schlacken, die etwa 20 □ Fuß einnehmen, und nicht über 12 Fuß Höhe haben. Die Skelette, die man im Grunde dieser Tumuli findet, liegen einige Fuß über dem Niveau des Bodens, und sind gegen den Druck der Steine durch einige Lavablöcke geschützt, welche gewölbartig darüber gelegt sind. Die Leichen waren in ein Grabtuch gehüllt, dessen Bestandtheile allem Anschein nach von Palmenblättern herrührten. Die Gruben, in denen die Gebeine liegen, sind mit kleinen Beeren von Cneorum pulverulantum (orixama der Eingebornen) angefüllt, eine Pflanze, die wegen ihrer der Fäulniß widerstehenden Kräfte auch zum Einbalsamiren angewendet wurde.

Was zwei Gebäude, von den spanischen Einwohnern casas de los antiguos genannt, betrifft, so zweifelt Herr Berthelot, ob sie von bedeutendem Alter seyen. Sie liegen in der Nähe von Gaeta, auf der Westküste von Gran-Canaria, und sind die einzigen auf der Insel: sie haben nur Ein Stockwerk, sind sehr solid gebaut, und namentlich durch ihr Zimmerwerk bemerkenswerth. Sie bestehen aus Einem Zimmer, das nur durch die Eingangsthüre Licht erhält, eine Art Alkoven sind auf beiden Seiten einander gegenüber angebracht, theils in der Dicke der Mauer, theils in einem Vorsprunge, den sie außerhalb des Gebäudes bilden, so daß dasselbe die Kreuzesform hat. Die Balken sind aus einer Art Lorbeerbaum gezimmert, der in diesem Lande eine bedeutende Größe erhält. Die kleinen Querbalken sind sehr symmetrisch angebracht und Alles zierlich behauen, wie es nur mit sehr scharfen und leicht zu handhabenden Instrumenten geschehen konnte. Das alte Dach ist verschwunden, und die neuen Besitzer haben es durch ein Ziegeldach ersetzt. Der Palast der alten Guanartemas (Fürsten), den der Geograph Lopez in seiner Karte von Kanaria verzeichnete, ist vor etwa 50 Jahren abgebrochen worden, um der großen Kirche von Galdar Platz zu machen. Unglücklicherweise hat man keinen Plan von diesem Gebäude aufbewahrt, und die alten Leute, die sich desselben noch erinnern, machen übertriebene und überdieß ziemlich von einander abweichende Beschreibungen.

Was es auch mit den eben erwähnten Gebäuden für eine Bewandtniß haben mag, so scheint jedenfalls, daß sie nicht in allgemeinem Gebrauche waren, denn Alles beweist, daß die ursprünglichen Einwohner von Gran-Canaria, gleich ihren Nachbarn den Guanchen, als Troglodyten lebten. Im Distrikt Moya zeigt man noch die Grotte, wo der Prinz Doramas seine Residenz aufgeschlagen hatte, und alle alten Legenden erwähnen derselben. Der Berg von Urera, im Thale von Tirajana, ist ganz mit verlassenen Grotten durchlöchert, sie liegen in Reihen über einander und stehen durch Gänge mit einander in Verbindung. Zu Atalaya, so wie zu Artenara sind die Einwohner noch Troglodyten, und graben noch täglich unterirdische Wohnungen.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach dem Thee-Distrikt von Ankoy.

(Schluß.)

Mit Tagesanbruch machten wir uns auf den Weg, um die Stelle zu besuchen, wo die Sträucher angebaut werden. Sehr überrascht wurden wir von der Mannichfaltigkeit im Aussehen der Pflanzen; viele hatten kaum die Höhe einer halben Armeslänge, und diese waren so buschig, daß man kaum mit der Hand zwischen die Zweige eindringen konnte. Die Blätter, mit denen sie reichlich bedeckt waren, gehörten zu den kleinsten, denn sie hielten kaum ¾ Zoll in der Länge. Andere Sträucher in derselben Reihe hatten Stämme von 1 Fuß Höhe, weniger Zweige, und Blätter von 1½ bis 2 Zoll in der Länge. Die Blätter der großen und kleinen Sträucher sind, wie man uns sagte, von gleicher Güte. Die Pflanzen standen ungefähr 6½ Fuß weit von einander, und schienen im Durchschnitt etwa 2 Fuß im Durchmesser zu halten. Der Boden war

Digitized by Google

nicht terrassenförmig, sondern in Beete eingetheilt, von denen einige gebauet worden waren. Diese Beete hatten eine eben so regelmäßige Eintheilung als in einem Garten, und jede kleine Pflanzung war mit einer niedrigen Einzäunung von Steinen und einem Graben umgeben. Diese Pflanzungen befanden sich meist am untern Theil eines Hügels von sanftem Abhange, wo sie größtentheils von zwei Seiten geschützt waren. Die höchstgelegene Pflanzung, welche wir besuchten, mochte meiner Schätzung nach ungefähr 700 Fuß über der Ebene liegen, und diese, und selbst noch etwas tiefer gelegene, scheinen besser zu gedeihen, wahrscheinlich weil sie etwas besseren Boden hatten, obschon der beste auch nicht viel mehr war als reiner Sand. Aus drei oder vier Gärten nahm ich Muster mit. Ganz dem entgegen, was man uns am Tage zuvor gesagt hatte, fand ich, daß jede Pflanzung ihre eigene kleine Baumschule hatte, wo die kleinen 4 bis 5 Zoll hohen Pflanzen so dicht beisammen standen als möglich, woraus ich schließe, daß die Theepflanze durchaus einen freien, nicht nassen und nicht thonigen Boden, jedoch aber von einer solchen Beschaffenheit seyn muß, daß er die Feuchtigkeit annimmt. Die beste Lage ist die, welche weder so niedrig an den Abhängen der Hügel sich befindet, wo die Quellen herauszusprudeln pflegen, noch so hoch ist, daß die Pflanzen dem stürmischen Wetter ausgesetzt sind. Man pflegt den Thee niemals an Abhängen gegen Osten anzubauen, obschon die Pflanze fast jeden Grad trockner Kälte vertragen kann.

Gegen halb 10 Uhr Vormittags machten wir uns auf die Rückreise, wozu wir Tragsessel im Dorfe miethteten, und erreichten kurz vor 1 Uhr die Ufer des Flusses zu Nou-si. Die erste Hälfte unseres Weges führte durch Theepflanzungen auf sehr unfruchtbarem Boden. Unser Empfang in Nou-si fiel höflicher aus als am Tage zuvor; die Einwohner wollten durchaus, daß wir so lange verweilen sollten, bis ein Boot herbeigeschafft werden könne. Da indeß der Tag ziemlich kalt war, so gingen wir über den Fluß und an seinem Ufer bis nach Kre-bo, wo wir um 4 Uhr Nachmittags ankamen. Unterwegs sagte uns ein Mann, welcher Zeuge gewesen war, wie wir uns am Tage zuvor bemüht hatten unser Geld anzubringen, er glaube uns einen Abnehmer verschaffen zu können. Herr Gützlaff begleitete ihn demnach zur Wohnung eines Landwirths, der, nachdem er sich schon herbeigelassen hatte, 18 Thaler Silber für einen Goldwerth von 30 Thalern zu geben, plötzlich seine Gesinnung änderte und erklärte, er könne uns nicht mehr zugestehen als gleiches Gewicht, d. h. so viel Silber als das Gold schwer war. Zu Koe-bo waren wir jedoch glücklicher, und bekamen wirklich 18 Thaler für 30 in Gold. An der Straße strömte, wie gewöhnlich, die gesammte Bevölkerung der Dörfer heraus, um uns zu sehen. An einem Orte hörte Herr Gützlaff, wie sie sich bei unsern Führern bedankten, uns auf diesen Weg gebracht zu haben, und sich erboten eine Subskription zu ihrer Belohnung zu eröffnen. In Koe-bo erfuhren wir, daß einige Unterbeamten nach uns gefragt hatten, was unsere Führer in Furcht setzte, und uns bestimmte unsern Rückweg zu beschleunigen. Nachdem wir Tragsessel gemiethet, eilten wir nach Koe-si, unserer ersten Station, wo wir um 7 Uhr Abends ankamen und über Nacht blieben. Am nächsten Morgen (14) machten wir uns vor Tagesanbruch auf den Weg; bald setzten uns jedoch unsere Träger ab und baten uns den Tag zu erwarten. Wir benutzten diesen Aufenthalt, um ein chinesisches Schauspiel mit anzusehen, das nicht weit von uns gegeben wurde. Der Schauspieler waren nur zwei, aber mehrere Sänger, deren Musik unsern barbarischen Ohren nichts weniger als entzückend vorkam. Auf unserem Wege über den Gebirgspaß begegneten uns sehr viele Leute, welche Salz in Körben, und andere Körbe mit Schalthieren trugen, welche auf den sumpfigen Niederungen unweit unseres Landungsplatzes gesammelt worden. Nachdem wir die Ebene erreicht hatten, schlugen wir einen geradern Weg nach Hwuy-Taou ein als der, auf dem wir es verlassen hatten. Die Bewohner ließen ihre Arbeit auf den Feldern liegen und strömten aus den Häusern herbei, um uns zu sehen. Da der Morgen kalt war, so hatte ich ein paar Handschuhe von dunkler Wolle angezogen, über welche sich die Neugierigen die Köpfe zerbrachen. Die allgemeine Meinung war, ich sey ein haariges Thier, und unter meinen Kleidern sähe mein Körper eben so aus als meine Hände; denn in China trägt man niemals Handschuhe. Endlich entschloß sich Einer aus der Menge meine Klauen zu untersuchen, wobei er verlangte, ich solle den Aermel meines Rocks zurückschieben. Ich that dieß, und zog zu gleicher Zeit den Handschuh aus, worüber Alle in großes Erstaunen geriethen, das sich endlich in ein allgemeines Gelächter auf Kosten derer verwandelte, die uns für ein Geschlecht halb den Affen, halb den Menschen angehörig gehalten hatten. Wir begegneten einigen von Soldaten begleiteten Beamten in ihren Tragsesseln, die uns jedoch unbeachtet ließen.

Noch vor Mittag kamen wir in Hwuy-Taou an, und machten uns sogleich auf den Weg nach den Schiffen, die wir um 5 Uhr Nachmittags erreichten. Von Herrn Nicholson erfuhren wir, daß nach unserer Abreise, und während das Boot noch auf dem Grunde saß, eine Anzahl Mandarine zu ihm herabgekommen sey und Alles mitgenommen habe, was sich an Bord befand; doch wurde Alles wieder zurückgegeben, nachdem das Boot wieder unter die Brücke zurückgebracht worden war. Da wir uns diesen Vorgang nicht zu erklären vermochten, so vermutheten wir, es sey geschehen, um unser Eigenthum gegen die Raubsucht der Bewohner der Stadt zu sichern. Einer von denen, welche es übernommen hatten Theesamen zu liefern, schickte eine Quantität Bohnen-Samen, nebst einem Schreiben, worin er meldete, daß er im Stande zu seyn hoffe, noch mehr zu senden, und auch Leute anzuwerben, die den Anbau verständen, und die im elften oder zwölften Monat auf dem Schiffe eintreffen würden. An demselben Abend schiffte ich mich auf der Fairy ein, und kam am 17 November mit meinem Theesamen in Lintin an.

Ich bin bei Schilderung dieser kleinen Expedition hauptsächlich deßhalb so ausführlich gewesen, um die Gefahren und Schwierigkeiten zu zeigen, welche mit einem Versuche der Art verbunden sind. Unsere Absicht war, unser Vorhaben auszuführen, ohne von einem der Mandarin oder Regierungsbeamten bemerkt zu werden. Hätten wir um Erlaubniß nachgesucht, so wäre uns diese abgeschlagen und wir auf unser Schiff zurückgewiesen worden. Nur wenn man geradezu geht, ist in China etwas auszurichten. Jedes Schwanken oder Zeichen von Furcht ist stets hinderlich. Durch festes Benehmen und unsere Bewaffnung, welche andeutete, daß wir uns nicht ungestraft würden plündern lassen, flößten wir Achtung ein, und wurden von den Chinesen gut aufgenommen und behandelt. Freilich waren sie, gleich Völkern anderer Länder, bereit von der Unerfahrenheit der Fremden Vortheil zu ziehen, und nur der Sprachkenntniß des Herrn Gützlaff hatten wir es zu danken, daß wir nicht ärger betrogen wurden. Ich darf wohl kaum bemerken, daß eine Gesellschaft Reisender es nicht wagen darf eine Reise ins Innere von China zu unternehmen, wenn nicht wenigstens Einer von ihnen sich in der Unterredung mit den Einwohnern so ziemlich leicht verständlich zu machen vermag.

* * *

Aus dem vorstehenden Bericht läßt sich entnehmen, daß die Theestaude höchst wahrscheinlich in mehrern Theilen Europa's fortkommen würde. Ein Artikel im Calcutta Courier macht die Bemerkung, daß der Umstand, daß die Staude fast jeden Grad von Kälte ertragen könne, aber doch an den Stellen nicht gedeihe, welche dem Ostwinde ausgesetzt sind, zu beweisen scheine, daß der Theebau in Indien nicht mit Erfolg betrieben werden könne, denn der Ostwind in dem Ankoy-Districkt könne der Pflanze nur wegen seiner Wärme oder Feuchtigkeit nachtheilig seyn, und dieser Wind sey in allen volkreichen und angebauten Gegenden Indiens während eines Theiles des Jahres in einem wahrscheinlich noch höhern Grade vorherrschend, als in den Ankoy-Bergen.

Seitdem indeß die Entdeckung gemacht wurde, daß die Theepflanze ihrer Blätter wegen von den Eingebornen in Ober-Assam, an den Gränzen des britischen Gebiets, gebaut wird, ist ihre Einführung in Indien ein Gegenstand von minderer Bedenklichkeit geworden. Man hat die Absicht eine wissenschaftliche Expedition nach Assam zu schicken, an deren Spitze Dr. Wallich stehen wird, um die Beschaffenheit jener wichtigen Provinz näher zu erforschen. Die Expedition soll Calcutta am 1 Oktober, nach der Regenzeit, in einem Dampfboote verlassen, die Station Tschirrapundschi gegen den 9 erreichen und ihre botanischen Forschungen bis zum 1 November fortsetzen, wo sie dann, ohne das Sumpffieber fürchten zu müssen, die Thäler zwischen Munklow und Assam besuchen kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 285. 12 Oktober 1835.

Pompeji.

(Mit einer lithographirten Beilage.)

Es war den 24 August *) des Jahres 79 nach christlicher Zeitrechnung, als sich um Mittag über dem Gipfel des Vesuvs eine dichte, dunkle Wolke erhob, gleich einer ungeheuren Pinie in die Höhe stieg, und die ganze Umgegend überschattete. Verderben drohend bewegte sie sich langsam gegen Süden, in der Richtung des Berges Lactarium, nun Monte St. Angelo. Plötzlich aber ergossen sich am Abend Lavaströme aus der westlichen Seite des Berges, und stürzten, Alles vernichtend, dem Meere zu, von Erdstößen erbebte die ganze Umgegend, und bis zum andern Morgen war Herkulanum begraben. Indessen entlud sich auch jene dichte Wolke, und Asche und kleine Bimssteine fielen in großer Menge gleich einem Schneegestöber zur Erde nieder, und verschütteten allmählich Pompeji und das naheliegende Stadiä. Zwei Stunden nach Mitternacht war, wie Plinius der jüngere erzählt, vor den Schwellen der Häuser die Masse der Asche und der Steine schon so hoch, daß jede Zögerung die Flucht unmöglich gemacht hätte. Ob die Angabe des Dio Cassius, daß die gerade im Theater versammelten Bewohner Pompejis dort von dieser Katastrophe überrascht und sämmtlich begraben worden seyen, der Wahrheit gemäß ist, muß sehr in Zweifel gezogen werden; denn sie widerspricht der Natur eines Aschenregens und dem Umstande, daß im Theater bloß drei menschliche Gerippe aufgefunden wurden. Das aber ist historisch gewiß, daß Titus den nothleidenden Bewohnern der verschütteten Städte Hülfe zusandte, und aus den Nachgrabungen in Pompeji erhellt, daß die entflohenen Bewohner an verschiedenen Stellen zu ihren Wohnungen durch Nachgrabungen zu gelangen suchten, und Mehreres von ihrem tragbaren Eigenthum retteten.

So lag nun Pompeji begraben unter einer Aschenmasse von 20 Fuß Tiefe, nur eine einfache Provinzialstadt des glücklichen Campaniens, doch als Hafenplatz am Ausfluß des Sarno für Nola, Nocera und Acerra nicht unbedeutend, auch wegen seiner schönen Lage ein Lieblingsaufenthalt der vornehmen Römer. Vom Vesuv liegt Pompeji in gerader Richtung fünf italiänische Miglien (4 ital. Miglien = 1 deutschen Meile) entfernt, und wie man aus den Zeugnissen der Alten weiß, und aus den Nachgrabungen ersieht, lag das antike Pompeji am Meere, jetzt aber ist das aufgegrabene Pompeji beinahe eine halbe Stunde entfernt, wie überhaupt das ganze Meerufer des Golfs von Neapel im Laufe der Zeit durch vulkanische Bewegungen der Erde bedeutenden Veränderungen unterworfen war.

Sechzehn Jahre vor ihrem Untergange war die Stadt durch ein heftiges Erdbeben erschüttert worden, und noch war im Jahre 79 der Schaden, den dasselbe angerichtet hatte, nicht völlig hergestellt, wie man an vielen Stellen der Aufgrabungen nachweisen kann.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Oberfläche, unter der Pompeji verborgen war, aufs eifrigste angebaut, und Weingärten und Getreidepflanzungen gediehen in der fruchtbaren vulkanischen Asche mit dem reichlichsten Ertrage.

Als vom Jahre 1738 an Herkulanum entdeckt worden war, so fing man auch an, an Pompeji zu denken. Da die Lage der Stadt bekannt war, so ließ der Künste und Wissenschaften eifrig begünstigende Karl III einen Versuch machen, und Pompeji ward wieder gefunden. Zwei Umstände erleichterten die Arbeit des Nachgrabens bedeutend und bestärkten den Vorsatz des Königs, keine Kosten und Mühen zu scheuen, um auch diese alte Stadt untersuchen und durchwühlen zu lassen. Fürs Erste ist die Erdmasse, welche über den Häusern Pompejis nach Verschiedenheit der Lage der einzelnen Stadttheile nur 15 bis 20 Fuß aufgehäuft liegt, leicht aufzugraben, da Pompeji von allen Lavaströmungen verschont blieb, und die Masse bloß eine Mischung von Asche und kleinen Bimssteinen ist, die durch den allmählich eindringenden Regen zum festen Konglomerat, von den Neapolitanern Lapilli genannt, sich vereinigte, so daß Hacke und Spaten die einzigen Werkzeuge sind, die bei diesem Aufgraben gebraucht werden. Fürs Andere wurde die Möglichkeit des Nachgrabens dadurch sehr erleichtert, daß über Pompeji nicht, wie es bei Herkulanum der Fall ist, eine neue Stadt erbaut war, sondern nur Weingärten und andere Anpflanzungen mit einzelnen Landhäusern lagen und zum Theil noch liegen, deren Ankauf von Seiten der Besitzer der Regierung nicht erschwert wurde. Allein man dachte anfangs nicht daran, die Stadt aufgraben und den Schutt bei Seite führen zu lassen, daß jene für alle Zeiten zugänglich geblieben wäre, sondern der Plan war bloß, die tra-

*) Nach einer andern Lesart in Plinius Briefen IV. 16. den 26sten November. Vergl. Ausland Nr. 44.

Digitized by Google

baren Kunstschätze herauszunehmen, und sie in der Sammlung der Alterthümer, damals zu Portici, aufzustellen. Man verfuhr damit, wie in Herkulanum; man grub die Wohnungen auf, nahm, was sich vorfand, heraus, und deckte die Gebäude wieder mit dem Schutte zu. Eben so wenig war man anfangs bemüht, konsequent an einer Straße fortzugeaden, und sie zu verfolgen, sondern bald grub man hier, bald dort, ohne allen Plan, wie man auch erst vor zwei Jahrzehnten auf den Gedanken kam, den Stadtmauern nachzugraben, um den Umfang der Stadt kennen zu lernen. In den siebenziger Jahegängen verließ man das anfängliche System, das die Stadt von Neuem begraben hätte, ließ die Gebäude unter offenem Himmel stehen, und brachte die aufgegrabenen Lapilli auf die Seite, welche nun hügelartig um die Stadt herum gelagert liegen.

Der beiliegende Grundriß der Stadt enthält die Ausgrabungen bis auf die neueste Zeit, und die beigesetzten Jahreszahlen, sowohl im Plan selbst als in der Nachweisung, stellen für den aufmerksamen Leser die Geschichte der Nachgeabungen dar. Auch läßt sich aus denselben auf den Eifer und das Interesse der verschiedenen Regenten schließen, wenn man sich daran erinnert, daß Karl III bis 1795, Ferdinand als der VI bis 1805, Joseph bis 1807, Joachim Murat bis 1815, und Ferdinand wieder als der I bis 1825, und sein Sohn Franz fünf Jahee über Neapel beeeschte; der gegenwärtige König Feedinand II regiert seit dem Jahre 1830.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.
1. Reise nach Pskow.
(Schluß.)

Welche Menge von Kupferstich- und Lithographien-Sammlungen gibt es nicht in Rußland? Wer ist nicht mit der Schweiz, mit Italien, mit den Ufern des Rheins bekannt, wenn er auch niemals an diesen Orten war? Wer besitzt aber eine Sammlung von Ansichten aus Rußland? wo finden sich Abbildungen russischer Ruinen? Sind diese nicht auch des Pinsels oder Griffels eines Künstlers werth? Gewiß; Neuhausen, Petschory, und namentlich das alte, für den Russen besonders wichtige Isborsk verdienen die Aufmerksamkeit eines Künstlers, wenn sie auch nicht in Rußland lägen. Freilich hat hier der Himmel nicht die tiefe Bläue, wie in Italien oder Spanien, freilich erheben sich hier die Gebirge nicht in die Wolken, und man sieht in den Thälern nicht den Uebergang des Grüns von der Pappel zur Myrte und zum Granatapfelbaum, aber auch unsere nordische Natur hat ihre Reize: hell glänzen unsere grünenden Hügel in den Strahlen der Sonne, weithin dreiten sich unsere nordischen Flüsse aus, und seltsame Ruinen schmücken die Landschaft und sprechen uns von der alten Geschichte unseres Landes. Würden diese Gegenstände belebt durch den Pinsel eines Borobieff, eines Brülow, die Gemälde wären so viel werth als die Ansichten des todten Meeres vom eestern, und der ietzte Tag Pompejis vom zweiten. Auf der kurzen Strecke zwischen Neuhausen und Isborsk fänden sich Gegenstände genug für eine ganze Gemäldegalerie, wenn man die Traditionen des russischen Alterthums mit zu Hülfe nehmen wollte. *)

Aber schon erhebt sich aus der Ferne das riesige Haupt der Kathedrale von Pskow, und noch ist es zwanzig Werste weit dahin. Wie im Wirbelwind rennen die russischen Pferde: fröhlich singt der russische Jamschtschik, um mich die schildkrötenhafte liefländische Post und die Eiszapfen von liefländischen Postillonen vergessen zu machen. Wie aber ist trübselig zu Muthe. Schon enthüllen sich vor meinem Blick die traueigen Reste eines der nordischen Riesen! hier ist endlich Pskow, der Bruder des großen Nowgorod, **) der Freund der Hansa und der furchtbare Feind des liefländischen Ordens! weithin liegen auf den Feldern die Gebeine des Riesen: das jetzige Pskow ist nur eine Blume auf dem Grabe des alten.

Einige Gelehrte, welche die Ursachen des Verfalles von Pskow untersuchten, sind auf den seltsamen Gedanken gerathen, Nowgorod und Pskow seyen keine Republiken, d. h. freie unabhängige Staaten gewesen, sondern nur Munizipalstädte. Diese Behauptung ist lächerlich und gegen alle Geschichte: Pskow und Nowgorod, die zwei ältesten slawischen Kolonien im Noeden, erkannten niemand als Oberherrn an. Sie sprachen: gospodin ty nasch, weliky Nowgorod. (Du bist unser Herr, großes Nowgorod.) Die Fürsten in Pskow und Nowgorod waren nichts anders als die Stadhouder in Holland: man wählte die Würdigsten und entfernte sie wieder, wenn sie die Rechte der Stadt verletzen wollten. Damals war Rußland noch nicht Ein Reich, und wenn der Großfürst von Kiew oder Wladimir oder Moskau sich auch „von ganz Rußland" scheib, so war dieß ein bloßer Titel, das Recht des Vorsitzes im Rathe der russischen Fürsten. Nowgorod und Pskow empfingen keine Befehle von den Fürsten des ganzen Rußlands, sondern gingen Bündnisse mit ihnen ein, wenn sie es ihrem Vortheil gemäß fanden. Pskow und Nowgorod besaßen große Provinzen, hatten starke Heere, Vasallen und Verbündete; das sind nicht die Attribute einer Munizipalstadt.

Hier bin ich nun an den Thoren von Pskow. Es ist Nacht, der Wind stürmt, Schnee, Regen und Hagel, Alles mit einander strömt aus den schwarzen Wolken herab: die Kälte ist durchdringend. Das sind nordische Maigäste! ich eile in ein deutsches Wirthshaus; in allen Ecken des Landes finden sich deutsche Wirthshäuser, denn seit den Zeiten der Hansa sind die Deutschen in unserm Lande nicht fremd. Eben so sind hier eine Menge Deutsche als Schuhmacher und Schneider: das ist ganz schön, nur

*) Dieser Gegenstand gibt dem Verfasser Gelegenheit zu einem Ausfall über die ganz fremdartige Bildung und Erziehung, die in Rußland herrschend geworden ist. Ein nicht unbedeutender Theil der neuern russischen Literatur, worin der Roman „Roßlawlew" den Reihen führt, arbeitet darauf hin, der Erziehung und Bildung eine nationalere Grundlage zu geben, und mehrere in neuerer Zeit erschienene Verordnungen des Kaisers deuten an, daß die Regierung dieses Streben nach Kräften zu fördern sucht.

**) Diese Stadt führte bekanntlich den Wahlspruch: quis contra Deum et magnam Nowogorodiam!

Digitized by Google

ist zu bedauern, daß ihre Kinder sich des väterlichen Handwerks schämen, und unabänderlich ihre Söhne Beamte und Edelleute werden wollen. Wozu das?

Von dem alten Pskow sind keine großartigen Denkmäler mehr übrig: die prächtige Dreifaltigkeitskirche ist mehreremal ausgebessert worden, und außer den unterirdischen Gängen und Grabmälern ist fast Alles neu. Trümmer der aus Backsteinen aufgeführten Stadtmauern haben sich erhalten, und mächtige Magazine, gleichfalls aus Backsteinen mit den Trümmern der unter dem Namen der Heidenhalle (pogankinye palaty) bekannten Mauern. Nach dem Umfang der alten Stadtmauer zu schließen, konnte Pskow einst mindestens 200,000 Einw. fassen, jetzt hat es nur 9000, und die Regierungsgebäude mit eindegriffen, 1000 Häuser, worunter nur 170 von Stein. Durch die Vorsorge der Regierung hat jetzt Pskow ein neues Ansehen erhalten, die alten Baustätten sind mit Zäunen umgeben, die Häuser angestrichen und geweißt, die zerfallenen Dächer sind ausgebessert, die Straßen regelmäßig gepflastert und rein erhalten, auch für die Fußgänger Trottoirs hergestellt: alles dieß war vor 20 Jahren noch nicht, und die Stadt sah traurig aus. Auffallend ist, daß für 9000 Einwohner 37 steinerne und eine hölzerne Kirche da sind, während Dorpat bei 10,000 Einwohnern nur Eine lutherische und Eine griechisch-russische Kirche hat. Auch die Unterrichtsanstalten haben sich verbessert, und in dem Gymnasium, einem Pensionnat und dem Seminar für künftige Geistliche erhalten im Ganzen 1500 Jünglinge Unterricht. Nur für die Bildung des weiblichen Geschlechts ist, wie in allen Gouvernements mit Ausnahme der Ostseeprovinzen, schlecht gesorgt.

Im Handel, Gewerbe, Fabriken steht es hier schlecht, theils aus Mangel an Kapitalien, theils weil Alles, was etwas Geld hat, lieber nach Petersburg geht und dort Handel treibt. Früher strömte namentlich auch der Adel dahin, und schämte sich beinahe in dem Gouvernement selbst zu dienen, dieß hat indeß durch die Bemühungen des Gouverneurs, der in Pskow einen Mittelpunkt für den umwohnenden Adel zu gründen suchte, glücklicherweise bedeutend abgenommen.

Ich stand am Flusse Welika, schaute nach den alten Mauern, dem hohen Thurm der Dreifaltigkeitskirche, und dachte an die alte Zeit: was waren Pskow und Nowgorod zur Zeit ihrer Größe? Von ihrem Reichthum zeugen ihre eigenen und fremden Chroniken, dennoch aber will mich bedünken, daß, den Umstand ausgenommen, daß Petersburg und Moskau an die Stelle von Pskow und Nowgorod gekommen sind, der Zustand des Handels ziemlich derselbe blieb: der auswärtige Handel ist jetzt wie früher in den Händen der Fremden, und Pskow und Nowgorod waren die Waarenniederlagen, wie jetzt Petersburg und Moskau. Man schlage die von dem Ministerium der Finanzen unter der Rubrik: „Aeußerer Handel des Reichs" bekannt gemachten Aktenstücke nach, wo sich in alphabetischer Ordnung die Namen der Kaufleute finden, welche mit fremden Ländern Handel treiben. Russische Namen findet man nur bei dem Handel von Kiachta, beim Seehandel jedoch nicht drei gegen hundert fremde Namen. Dabei ist zu bemerken, daß von hundert fremden Kaufleuten die in Rußland Handel treiben, kaum zehn in Rußland geboren sind, und kaum Einer von hundert den Handel nach dem Tode seines Vaters fortsetzt. Dagegen sind fast alle diese Herren neue Gäste, *) Neuankommende, die im Laufe von zehn oder zwanzig Jahren aus Schreibern auf dem Komptoir selbst Komptoir-Inhaber wurden, Kommissionen oder Bestellungen aus der Fremde übernehmen, und keinen Groschen wagen. Und was thun denn unsere russischen Kaufleute? Sie verkaufen auf der Börse ihre russischen Waaren an die fremden Kommissionäre, und kaufen von ihnen Kolonialwaaren, um sie im Innern Rußlands abzusetzen. Beinahe so war es in dem alten Pskow und Nowgorod, aber diese fielen auch gänzlich, sobald die alte Hansa ihre Komptoire wegverlegte. Beide wußten sich nicht in ihr Unglück zu schicken. Pskow zog keinen Nutzen aus der Nachbarschaft Riga's, weil es nicht verstand sich zum Emporium und zur Fabrikstadt zu machen. Es hätte dieß seyn können trotz der Entdeckung des Hafens von Archangel und der Gründung von Petersburg, es hätte einen ausgebreiteten Handel mit Leinwand, Pottasche, Pelzwerk, Leinsamen, Fellen, Juften u. dergl. treiben können. Riga hätte in Pskow, und Pskow in Riga Markäufe gemacht.

Jetzt ist Pskow ohne Handel und ohne Fabrikthätigkeit, und erhält sich nur durch die Gerichtshöfe, die Geistlichkeit und die Lehranstalten. Selbst die neue Chaussee von Petersburg nach Dünaburg und weiterhin nach Warschau wurde an Pskow vorübergeführt, und darum staune und zürne ich nicht, daß das beste deutsch-pskowsche Wirthshaus Gastzimmer hat, so schmutzig wie eine Judenkneipe, daß Fenster und Thüren bei jedem Winde zittern, und die Betten Schrecken erregen; denn Reisende findet man in Pskow nur wenige. So lebe denn wohl, altes Pskow! ich ziehe fort auf derselben Straße, auf der Stephan Batori gegen dich zog, und auf der seine Schaaren umkehren mußten nach Litthauen, da sie nicht im Stande waren, deine mannhaften Vertheidiger zu bezwingen; auf derselben Straße leiden jetzt auch die Reisenden durch die Hartnäckigkeit der Posthalter. Die Pskowitschen bleiben immer Sieger, und der arme Fremde muß entweder Tribut zahlen, oder ganze Tage auf der Poststation sitzen, und Glossen machen über die Posthalter.

*) gosti, der Name für die fremden Kaufleute, daher gostinoi dwor, der Kaufhof.

Uebersicht
der
Entdeckungen im Innern von Südafrika.*)

Die letzte von der Kapkolonie auf Entdeckungen in dem großen, unbekannten und interessanten Festlande, von welchem sie selbst einen Theil ausmacht, abgeschickte öffentliche Expedition war die von dem Dr. Cowan und dem Lieutenant Donavon im Jahre 1808 unternommene, die mit dem Auftrage abging, die portugiesischen Niederlassungen an der östlichen Küste zu durchreisen, was jedoch nicht ausgeführt wurde, weil die Reisegesellschaft ums Leben kam. Welche Ursachen dieses unglückliche Ereigniß herbeiführten, und der eigentliche Ort, wo es vorfiel, hat bis jetzt noch nicht genau ermittelt werden können. Seit jener

*) Mitgetheilt von Herrn Chase (Sekretär der Verwaltungscommitter für die zu Erforschung des Innern von Afrika unter der Leitung des Dr. Smith beabsichtigte Expedition) in dem zu Cape-Town erscheinenden South African Quarterly Journal.

Digitized by Google

Zeit wurde keine Unternehmung nach einem so ausgedehnten Maßstabe mehr versucht, obschon mehrere unternehmende Personen der Kolonialregierung von Zeit zu Zeit Plane zu Expeditionen ins Innere von Afrika vorlegten, unter denen besonders der gegenwärtige Generalkommissär und der verstorbene Kapitän Birch, vom königlichen afrikanischen Korps, genannt zu werden verdienen. Nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit in der Kolonie abermals auf diesen Gegenstand, der theils durch die Masse von Belohnungen, welche man seitdem und besonders während der letzten 15 Jahre gewonnen hatte, theils auch durch den bedeutenden immer zunehmenden Handel mit den benachbarten Wilden an den nördlichen und östlichen Gränzen, mit denen ein freundschaftlicher und gegenseitig vortheilhafter Verkehr angeknüpft worden war, und endlich durch die zahllosen Missionsanstalten, die man zu Ausbreitung des christlichen Glaubens errichtet hatte, weit wichtiger geworden war, als zur Zeit jener unglücklichen Expedition.

Ich will es jetzt versuchen zu schildern, was unsere Kunde von dem Innern des Landes gewonnen hat, um den richtigen Standpunkt unserer Kenntnisse in dieser Hinsicht bis zum Abgange der unter Dr. Smith beabsichtigten Expedition nachweisen zu können. Deßhalb soll hier zuerst eine Uebersicht der von jenen Reisenden und Handelsleuten gemachten Entdeckungen folgen, welche die nördlichen Gränzen der Kolonie überschritten, und an dieses sich dann eine ähnliche von den Unternehmungen derer anschließen, welche ihren Weg in östlicher Richtung durch die lange unbekannt gebliebenen Länder nahmen, die vom Gestade des indischen Oceans begränzt werden.

1. Entdeckungen nördlich von der Kapkolonie.

Die Leichtigkeit, mit welcher es der Expedition unter den Herren Trüter und Somerville im Jahre 1801 gelungen war, in die von der Kolonie so fernen und bis dahin verschlossenen Gegenden vorzudringen, die gute Behandlung, welche sie bei den Bechuanas, einem besonders friedlichen Stamme, gefunden hatten, und das Aufsehen, welches die Entdeckung dieses freundschaftlichen, höflichen und ziemlich civilisirten Volkes erregt hatte, veranlaßten den Lord Caledon, damaligen Gouverneur der Kapkolonie, im Jahre 1808 eine neue Expedition auszurüsten, um die gemachten interessanten Entdeckungen weiter zu verfolgen, und so wurden denn Dr. Cowan nebst dem Lieutenant Donavon mit vier Wagen und einer Begleitung, aus 15 Hottentotten, einem Kolonisten und zwei Soldaten bestehend, mit einem Aufwande von 2705 Pfd. St. mit allem Nöthigen und vielem Ueberflüssigen ausgerüstet, und mit dem Auftrage abgeschickt, den Kontinent bis zu der portugiesischen Niederlassung von Mozambique oder Sofala zu durchreisen. Die letzten Nachrichten von dieser Expedition erhielt man durch ein Schreiben des Dr. Cowan, aus der Residenz eines einheimischen Häuptlings, Namens Makkrakka, datirt, und von dem Berichterstatter als unter 24° südl. Breite gelegen angegeben, was sich jedoch später als irrig erwies, da die Quellen des Moloppo, der, wie Dr. Cowan in seinem Schreiben sagt, das Gebiet jenes Häuptlings bewässert, südlich von der 25sten Parallele liegen.

In einem der Kolonie durch den Missionär Campbell im Jahre 1812 mitgetheilten Bericht von den Griquas, oder Bastards von Klaarswater, wird angegeben, daß die Reisenden von Makkaba, dem Häuptling des Stammes der Bawankets, in seiner Hauptstadt, unter 24° 45′ der Breite und 26° 15′ der Länge, ermordet worden seyen; allein es zeigte sich später, daß jene Nachricht von einem der Söhne dieses Häuptlings herkam, der, da er sich gegen seinen Vater empört hatte, durch diese Erzählung die Griquas (die er für die natürlichen Rächer des weißen Mannes hielt) zu bewegen hoffte, ihn in seinem Verrathe zu unterstützen. Die Lüge kam dadurch vollends an den Tag, daß er eine besondere Stelle des Moloppo bezeichnete, wo, seiner Angabe nach, die Wagen und andere Gegenstände ins Wasser geworfen worden seyen, um Entdeckung zu verhüten, wo man aber der sorgfältigsten Untersuchung ungeachtet nichts fand. Der Missionär Herr Moffatt, ein schlauer und der Landessprache vollkommen kundiger Mann, besuchte den Häuptling Makkaba im Jahre 1824, kurz vor dessen Ermordung durch einen Einfall der Mantatis, und aus seinen von den benachbarten Stämmen bestätigten Nachforschungen ergab sich, daß die Reisenden von den Bawankets freundschaftlich aufgenommen wurden. Da sie die Schafe, welche sie als Schlachtvieh mit sich führten, sehr hinderlich auf der Reise fanden, so vertauschten sie dieselben an Makkaba gegen Hornvieh, und der Besitz dieser Thiere war es, der den durch das Zeugniß seines Sohnes noch mehr verstärkten Verdacht gegen den vermeinten Mörder erregte. Zu noch größerer Bestätigung der Unschuld der Bawankets und ihres Häuptlings dient der Umstand, daß eine Gesellschaft von Handelsleuten, welche im Jahre 1826 den Häuptling Sibigo, den Nachfolger Makkaba's, in seinem Kraal Silequalalie unter 25° Breite und 26° 10′ Länge besuchten, unläugbare Beweise erhielten, daß die Reisenden gesund und wohlbehalten durch Melita gekommen waren, wo sie einige kleine Spiegel für ihnen zum Geschenk gemachtes Elfenbein zurückgelassen hatten. Jene Handelsleute verfolgten die Spur der Verunglückten bis nach Litabaruba, einer Stadt des benachbarten Stammes der Baquinas, 40 (engl.) Meilen innerhalb des Wendekreises gelegen. Die Leute Sibigo's sagten aus, daß sie von den unglücklichen Reisenden, fünf oder sechs Tage nach ihrer Abreise, gehört hätten; sie wären dieser Nachricht zufolge zu einer Bastard-Nation (wahrscheinlich eine gemischte Race von Portugiesen und Eingebornen) gekommen, und hätten sich dann gegen Osten oder dem Meere zugewendet. In Silequalalie fanden jene Handelsleute ein merkwürdiges Andenken von dem Besuch der Reisenden in den Händen Sibigo's, das dieser ihnen um keinen Preis überlassen wollte; nämlich die ausgeschnittene Figur eines Mannes zu Pferde, mit rundem Hut, einer Jacke und weiten Hosen bekleidet, das, wie versichert wurde, das Abbild eines Mitgliedes der Reisegesellschaft sey. Allen eingezogenen Erkundigungen zufolge läßt sich vermuthen, daß die Reisenden zerstreut wurden, und daß mehrere von ihnen ihr Leben hinter Inhamban verloren, nach welchem Theil der Küste sie, den Berichten der Bawankets zufolge, ihr Weg führte, nachdem sie fünf oder sechs Tagereisen nördlich von Melita eine östliche Richtung eingeschlagen hatten. Da die Reisenden zu lange ausblieben, so schickte Lord Caledon ein Schiff nach Sofala, wo man erfuhr, daß die Unglücklichen im Königreich Zaire ermordet worden und nur zwei Personen entkommen seyen. Einige vertraute Neger, welche der portugiesische Gouverneur von Mozambique in jenes Land schickte, brachten eine ähnliche Nachricht zurück. Später, vom Kapitän Vibat, dem Kommandanten eines der im Jahre 1824 auf Entdeckungen an der östlichen Küste ausgesandten Schiffe, mitgetheilten Berichten zufolge kam ein Hottentot nebst einer Frau seines Stammes Anfangs des Jahres 1810 auf die portugiesische Niederlassung in der Delagoa-Bai, wo sie aussagten, daß sie zu einer von der Kolonie ausgegangenen Expedition gehört hätten. Beide starben auf der Niederlassung, und zwar, wie man alle Ursache hatte zu vermuthen, an Gift, weil sie, wie das Gerücht ging, Kenntniß von einem Wege vom Kap bis zur portugiesischen Ansiedlung gehabt hätten; ein Umstand, den die bekannte Eifersucht der Portugiesen nicht ganz unwahrscheinlich macht, und der durch die Unterdrückung der Papiere des Commodore Owen, der von der britischen Regierung beauftragt war, die östliche Küste aufzunehmen, noch mehr bestätigt wird; jene Papiere waren schon zum Druck geordnet, wurden aber, wie es hieß, auf kräftige Einsprache des portugiesischen Gesandten zurückbehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Einwohner von Southampton hat 14.000 Bouteillen theils selbst gefüllt, theils füllen lassen, womit? — Mit 6000 Exemplaren einer Uebersicht der allgemeinen Geschichte. Diese Bouteillen, wohl verschlossen und versiegelt, in tiefen Eishöhlen von Grönland niedergelegt, damit im Fall einer partiellen Zerstörung unseres Erdballs sie die künftigen Generationen von der Geschichte unserer jetzigen Welt unterrichten möchten.

*

Nach den offiziellen Berichten stellt sich die Ein- und Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten im Jahre 1854 folgendermaßen:

Einfuhr auf amerikanischen Schiffen	113,700,174 D.
Einfuhr auf fremden Schiffen	12,821,158 —
Gesammteinfuhr	126,521,332 —
Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse oder Manufakte	81,024,162 —
Ausfuhr fremder Erzeugnisse oder Manufakte .	23,512,810 —
	104,536,972 —

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Plan von Pompeji.)

Digitized by Google

POMPEII

Vermuthliche Linie der Küste vor

NACHWEISUNG.

1 Grab mit einer Marmorthüre, 1813

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 287. 14 Oktober 1835.

Ueber den Einfluss der Schrift auf die Sprache.

Nach einer kürzlich erschienenen Schrift von A. A. E. Schleiermacher.

Der im Titel angegebene Gegenstand scheint nicht in den Kreis des Auslands zu gehören, und würde auch sicherlich wegbleiben, wenn der Verfasser nicht den theoretischen Weg verlassen und den zwar mühsamen, aber belohnenden der vergleichenden Philologie und der Geschichte eingeschlagen hätte, der zu äußerst interessanten Forschungen führte. Da das Ganze als Abhandlung nicht hieher gehört, so heben wir nur hauptsächlich den ethnographischen Theil heraus.

Beginnen wir mit den ostasiatischen einsylbigen Sprachen, die mit wenigen Ausnahmen eine Bilderschrift haben, so rügt der Verfasser hier vor Allem den sehr gewöhnlichen Irrthum, daß diese Schrift die Folge habe, die Sprache allzusehr zu fixiren und einzuschränken. Dieß ist keineswegs der Fall, indem gerade eine Bilderschrift, wie die chinesische, auch von andern gelesen werden kann, die nicht chinesisch sprechen und verstehen. *) Zudem haben die einsylbigen Sprachen das Eigenthümliche, daß sie eine geringe Anzahl Worte besitzen, die mit verschiedenem Tone ausgesprochen sehr verschiedene Begriffe bezeichnen; da nun nichts flüchtiger ist, als der Ton, so ändern sich diese Sprachen bedeutend, und daher kommt es, daß die verschiedenen einsylbigen Sprachen, wenn man nur die Worte und nicht den Geist der Sprachen im Auge hat, sehr wenig gemeinsame Wurzelwörter zeigen, so daß man gar nicht glauben sollte, daß diese Sprachen einen gemeinsamen Ursprung haben. Vergleicht man die Aehnlichkeit der indogermanischen oder arischen Sprachen, und noch mehr die der semitischen Dialekte unter einander, so erscheint diese ohne Vergleich viel größer. Daß überhaupt aber die chinesische Schrift, die sicherlich nicht so alt ist, als Manche glauben, einen so großen Einfluß auf die Sprache gehabt haben sollte, widerlegt sich aus dem Umstand, daß die chinesische Schrift, wie es scheint, keinen Einfluß auf die vielsylbige japanische Sprache, **) und umgekehrt, die auf die einsylbige birmanische Sprache verpflanzte indische Schrift keinen Einfluß auf diese letztere geäußert hat, obwohl nicht nur indische Schrift, sondern auch indisches Religionssystem in Birma seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts n. Ch. Eingang fand.

Was man gewöhnlich als eine Folge der Bilderschrift bezeichnet, den Mangel an allen Beugungen in den Haupt- und Zeitwörtern, und deren Bezeichnung durch Vor- oder Nachsylben, ist ebenfalls eine ganz unrichtige Idee, denn die malayische Sprache z. B., die nie mit einer Bilderschrift geschrieben wurde, hat gleichfalls keine andern Beugungen, als die durch Vor- und Nachsylben, die keineswegs mit dem Worte selbst zusammenschmelzen. Noch merkwürdiger ist der Umstand, daß wir mehr als eine Sprache kennen, in der die Beugungen theils in den Haupt-, theils in den Zeitwörtern gänzlich untergegangen sind, oft auch durch andere ersetzt wurden. Das Sanskrit ist eine an grammatikalischen Formen ungemein reiche Sprache: an seine Stelle trat eine große Anzahl neuer Idiome, die fast nichts von seinen grammatikalischen Formen beibehalten haben. Das Bengali ist unter diesen Idiomen das auffallendste Beispiel von Veränderungen die eine Sprache erfahren hat, deren Wurzeln sich in allen abgeleiteten und zusammengesetzten Worten erhielten,*) bloß mit Ausnahme der Beugungen, die auf das Allernothdürftigste beschränkt sind für eine Sprache, die überhaupt noch Beugungen hat. Sollten vielleicht die Abarten einer Ursprache, namentlich wenn sie mit einem fremdartigen Element zusammentreffen, überhaupt diesem Mangel unterworfen seyn? Das Zend ist sehr reich an Beugungen, das Neupersische hat, vielleicht durch den Zusammenstoß mit dem Arabischen, alle Beugungen der Hauptwörter, außer dem Plural verloren, und die Beugungen der Verba sind sehr beschränkt. So sind auch die Beugungen der römischen Sprache in den romanischen wenigstens für die Hauptwörter verloren gegangen und im Englischen, wo die Vermischung am seltsamsten ist, zeigt sich die Zahl der Beugungen noch geringer, als selbst in den romanischen Sprachen.

Im Jahre 1204 unterjochten die Muhammedaner die Provinz Bengalen: bis dahin war es von Hindufürsten beherrscht gewesen. Aber die Korruption des Sanskrit datirt schon aus

*) Aus diesem Grunde ist auch das Chinesische selbst keineswegs so gleichförmig, als man nach der Schrift erwarten sollte, im Gegentheil sind die Dialekte so verschieden, daß man sie in Europa als verschiedene Sprache bezeichnen würde.

**) Nach langem Gebrauche der chinesischen Schrift hat sich endlich eine japanische Sylbenschrift herausgebildet.

*) Die Aehnlichkeit ist so groß, daß man ein Bengali-Lexikon fast als Sanskrit-Lexikon benützen kann.

Digitized by Google

einer frühern Periode, denn das Pali, welches wahrscheinlich ehemals im Süden von Behar an der Gränze von Bengalen gesprochen wurde, zeigt schon 1000 Jahre früher die Spuren des Uebergangs aus dem Sanskrit in die neuen Idiome. Auch finden sich vergleichungsweise sehr wenige arabische und persische Worte im Bengali, und die Zahl fremder Worte ist überhaupt unbedeutend. Die Umwandlung, welche das Sanskrit erfuhr, bis es zum Bengali wurde, sind aber gleichfalls wahrscheinlich durch den Zusammenstoß mit einem fremden Element veranlaßt worden, denn schwerlich haben sich die Bengalesen, welche vermuthlich von den Ureinwohnern jenes Landes abstammen, je das Sanskrit völlig zu eigen gemacht: es bildete sich also wohl von ihrer Unterjochung durch die Fremden an eine Sprache, in welcher die für ein rohes Volk allzu schwierigen grammatischen Formen des Sanskrit wegfielen, und nur die Worte beibehalten wurden. Der Einwurf, daß ein ganzes Volk nicht wohl die Sprache einiger Priester und Krieger annehmen könne, hält nicht Stich, denn dasselbe geschah auch erwiesener Maßen im Königreich Assam, denn bis zum Anfang des 17ten Jahrhunderts herrschte dort eine Sprache und Institutionen, welche denen der hinterindischen Halbinsel entsprachen: zu jener Zeit aber kamen die Braminen ins Land, verbreiteten ihre Lehren, bekehrten den König, und bald trat ein bengalischer Dialekt an die Stelle des alten Idioms, welches jetzt fast ganz den todten Sprachen angehört. Ehemals waren die Einwohner von Assam kriegerisch, jetzt aber sind sie feige wie die Bengalesen. Wie in Assam das Bengalische an die Stelle der ältern Sprachen trat, so in Europa das Römische an die Stelle des alten Iberischen und Gälischen, das Arabische an die Stelle der alten Sprachen Aegyptens und Nordafrika's.

(Schluß folgt.)

Pompeji.

(Fortsetzung.)

Die Außenseiten des Hauses stellen dem Auge des Beschauers die kleine Thüre, und, wie man noch jetzt bei den neapolitanischen Wohnungen an größern Straßen sieht, einige Boutiquen (tabernæ) dar, und sind mit einem harten, weißen Gyps überworfen, der bei einigen mit verschiedenen lebhaften Farben bemalt ist. An diesen äußern Wandungen sieht man nicht selten Inschriften aller Art, die sich auf die Hausbewohner beziehen und neben der Hausthüre steht gewöhnlich der Name des Besitzers. Tritt man durch die auffallend kleine Thüre in das Vorzimmer (vestibulum, prothyrum), so empfängt den Eintretenden der freundliche Gruß an der Wand: Willkommen! (Salve). Dieses Vorzimmer, dessen Fußboden mit Mosaik belegt ist, und dessen Wände Malereien zieren, diente bei den Reichen dem Thürhüter zum Aufenthalt, und war das Wartzimmer der Angemeldeten. Die zweite Thüre führt ins Atrium (cavædium), auf dessen beiden Seiten kleine Gemächer (cubicula, etc.) sich befanden, zum Behuf der Diener, oder wie Andere meinen, zum Gebrauch der Boutiquenbesitzer; diese Zimmerchen stehen untere einander in keiner Verbindung und erhalten das Licht durch die Thüre, oder durch ein hoch oben angebrachtes Fenster. Der mittlere Theil des Atriums, das häufig mit Säulen umgeben ist, war unbedeckt, weßhalb für den einfallenden Regen in der Mitte eine Oeffnung zu dessen Ablauf (impluvium) in dem marmornen Fußboden des Atriums befindlich ist. Gegen die Straßen hin sieht man in diesem vordern Theile des Hauses die Handmühlen, die Backöfen, und hie und da einen Stall. Im Hintergrund des Atriums findet sich ein Gemach (tablinum), in welchem der Hausbewohner diejenigen empfing, welche in Geschäften mit ihm zu reden hatten. Durch den Gang, der Fauces genannt wurde, gelangte man aus dem vordern, mehr dem öffentlichen Leben bestimmten Theil des Gebäudes in das innere Haus, das dem Privatleben und der Bequemlichkeit gewidmet war. Neben dem Durchgang ist ein kleines Zimmer für den Sklaven, der den Eintritt in das Privatheiligthum zu bewachen hatte. Der Freund, dem dieß gestattet war, tritt in einen großen Hof, dessen Mitte, wie beim Atrium, unbedeckt war; die Säulen, welche diesem Raume den Namen Peristylium gaben, waren zugleich die Träger der Decke, welche dem rings herumgehenden Gang Schutz vor dem Regen und der Sonne gewährte. In der Mitte befinden sich kleine Fischteiche, oder Fontainen, oder Blumenbeete. Die Gemächer dieses Theils waren für den Gebrauch der Familie, zur Arbeit, zum Schlafen, für die Kinder bestimmt; das Arbeitszimmer der Frau und ihrer Sklavinnen hatte den besondern Namen Oecus. In dem nebenliegenden Triklinium wurde des Winters, in dem Triklinium des Peristyliums wurde des Sommers gespeist. Die Küche, das Vorrathszimmer und ähnliche Gemächer nahmen den äußern Raum dieses Theiles ein.

Eine Einrichtung darf man nicht unbemerkt lassen, weil sie sich durchgängig in allen Wohnungen findet, und weil sie sich, obgleich höchst übel angebracht, bis zur Stunde in allen neapolitanischen Häusern erhalten hat, nämlich neben der Küche der Abtritt (posticum). Das andere Posticum, das im Grundriß von Pansas Hause gezeichnet ist, bedeutet eine Hinterthüre in die Nebenstraße. Vom Peristylium endlich führt ein zweiter Durchgang (fauces) in den Garten, der durch einen Säulengang (porticus) vom Hause getrennt war, und an dessen Seiten ein anderer Gang (xystus), meist auch bedeckt, hinführte.

Alle diese Gemächer eines Hauses, selbst die Küche, sind an den Wandungen durch Malereien aller Art geziert. Gewöhnlich entspricht die Malerei der Bestimmung des Zimmers; Gegenstände aus der Mythologie und Geschichte wechseln mit allegorischen Figuren und Naturscenen. Der größte Theil derselben ist mit vieler Kunst und Sorgfalt sammt einem Theile der Wandung abgenommen worden, und nun im Museum Bordonicum zu Neapel aufgestellt, zumal diejenigen, welche für die Archäologie von größerem Interesse sind; diese Sammlung von Wandgemälden, einzig in ihrer Art, beläuft sich bereits auf 2000 Stücke. Daß in mehrern Zimmern im höchsten Grad obscöne Figuren dargestellt sind, hängt mit den Begriffen der Alten zusammen, die das, was uns anstößig ist, nicht im Geringsten für unanständig hielten.

Einige Gemälde entsprechen in Betreff der Zeichnung nicht

Digitized by Google

auch nur bescheidenen Anforderungen; während andere gerade in dieser Hinsicht als Muster für alle Zeiten gelten müssen. Im Allgemeinen entbehren die vorkommenden Landschaften der Perspektive, die von den Alten nicht beachtet worden zu seyn scheint. Was jedoch an den Malereien der Wandungen die größte Bewunderung Aller erregt, das sind die frischen und lebhaften Farben, die während der achtzehnhundert Jahre in ihrem Grade so wenig gelitten haben, daß es dem Beschauer dünkt, als wären die Zimmer kaum von den Bewohnern verlassen worden. Wie haltbar und dauernd diese Farben sind, bezeugt der Umstand, daß auch solche Malereien, die seit mehrern Jahrzehnten dem freien Zugange der Atmosphäre ausgesetzt sind, nichts oder nur sehr wenig gelitten haben. Eine andere Frage bleibt es aber, ob die zum Schutz errichteten Dächer über dem Gemäuer der Wohnungen für die zurückgebliebenen Malereien hinreichend sind, um künftigen Schaden zu verhüten. Vergebens hat sich der künstlerische Sinn der Neuern bemüht, solche Farben nachzunahmen mit allen ihren Eigenschaften, noch aber ist es Keinem gelungen. In dem geringsten Hause ist oft an den Wänden eine Pracht der Malerei verschwendet, wie man solches in einer Provinzialstadt nicht hätte erwarten sollen. Es ist wahr, man wundert sich mit Recht, daß die einzelnen Zimmer der Häuser klein und beschränkt sind, allein sie waren niedlich und bequem, von allen Wandungen schimmerte dem Bewohner das reiche Farbenspiel entgegen, und einige Schritte aus seinem Gemache brachten ihn unter den freien, südlichen Himmel. Auf gleiche Weise wie durch Gemälde sind die verschiedenen Zimmer der Wohngebäude ausgezeichnet durch die Fußböden, die entweder mit Platten verschiedenen Marmors belegt sind, oder aus Mosaikarbeiten bestehen. Die letztern stellen theils allgemein bloß Verzierungen dar, wie Sterne und anderes der Art, theils Gegenstände aus der Natur, als Thiere, besonders Vögel, theils sind es Kompositionen größeren Umfangs, wie das kürzlich entdeckte große Mosaik das Gewirre einer Schlacht darstellt.

Nur bei wenigen Gebäuden findet man im ersten Stock Spuren von Treppen die in die Höhe führten, woraus man natürlich auf einen zweiten Stock schloß; allein die Treppen sind sehr schmal, woraus man weiter vermuthete, daß nicht gerade große Gemächer sich oben befunden haben mögen, und die Gelehrten weisen die obern Appartements der Hausfrau und den Ihrigen an, welche von dort aus der freien Luft und der schönen Aussicht sich erfreuen konnten, da sie nach der Sitte der Alten sich nur selten öffentlich sehen lassen durften.

Was die öffentlichen Gebäude betrifft, so war man bis jetzt so glücklich, gerade diejenigen Plätze aufzufinden, welche in jeder Stadt der Alten die bedeutendsten Bauwerke enthielt. Denn aufgedeckt sind zwei Forum, zwei Theater, ein Amphitheater, neun Tempel, eine Kaserne, die öffentlichen Bäder und ein Begräbnißplatz. Es verdanken diese Hauptgebäude ihren Ursprung den verschiedenen Nationen, welche die Stadt beherrscht haben, und je nach den Urhebern richtet sich auch der Geschmack des Baues. Im Allgemeinen herrscht die dorische Ordnung vor, die jonische findet sich einigemal mit allerlei Modifikationen, und die korinthische bietet vielfache Unregelmäßigkeiten in ihren Verhältnissen dar. Die Reinheit griechischer Architektur sucht man vergebens in dieser ehemaligen Provinzialstadt. Wir werden weiter unten auf die einzelnen Bauwerke zu reden kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Forschungen
von
Francisque Michel in den englischen Bibliotheken.

Francisque Michel wurde im August 1835 von Guizot nach England gesendet, 1) um die Chronik von Benoit St. More und die Geschichte der angelsächsischen und englischen Könige von Geoffroi Gaimar abzuschreiben, und 2) um überhaupt die englischen Bibliotheken zu durchstöbern, und Alles, was auf die französische Geschichte und die französische Literatur des Mittelalters Bezug hätte, sich zu notiren. Später erhielt er auch noch den Auftrag, die Manuskripte über die Reise Wilhelms von Rubruquis, den Ludwig IX im Jahre 1255 an den Khan der Tataren schickte, aufzusuchen und zu vergleichen. Nach seiner Rückkehr stattete er von seinen Arbeiten einen Bericht ab, aus welchem wir die allgemeiner interessanten Gegenstände entheben. Seine Forschungen bezogen sich, wie nach seinem Auftrage zu vermuthen, hauptsächlich auf die Periode nach der Eroberung Englands durch die Normannen und auf den Sagenkreis Karls des Großen.

Seine erste Arbeit war die in Frankreich nur durch einige Auszüge bekannte Estoire e la Genealogie des Ducs qui ont esté par ordre en Normandie, von Benoist de St. More, einem anglonormannischen Trouvère aus dem 12ten Jahrhundert. Mit geringen Abweichungen folgt Benoist der Chronik von Dudon de St. Quentin und Wilhelm von Jumièges bis zu dem Zeitpunkt, wo dieser letztere aufhört, nämlich bis zur Regierung Stephans. Nach dieser Zeit ist er eigenthümlich und gibt vortreffliche Details über die Ereignisse von Stephans Regierung bis zu der Heinrichs II, unter welchem er lebte. Hier schließt seine Arbeit, die etwa 18,000 Verse enthält, denen man ein gewisses literarisches Verdienst nicht absprechen kann. Außerdem fand Herr Michel eine lateinische Chronik über die Ereignisse in Frankreich von 685 bis 820, und ein Gedicht in anglonormannischen Versen von einem Trouvère des 12ten Jahrhunderts, Namens Jordan Fantome, über den Krieg Heinrichs des Jüngern gegen seinen Vater Heinrich II von England. Leider dies aber eine seiner Hoffnungen unerfüllt: das Cottonianische Manuskript der Chronik Frodoards (geb. 894) ist aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Brande vom 5 November 1731 zu Grunde gegangen. Die Exemplare dieser Chronik in Frankreich beginnen nur mit dem Jahre 919, während Frodoard seinen Bericht mit dem Jahre 877 anfing.

Reicher war die Ausbeute in Bezug auf Poesie. Der erste Fund ist ein Gedicht über einen angeblichen Zug Karls des Großen nach Jerusalem und Konstantinopel in 800 Versen, die nach Assonanzen reimen. Dieses wird erscheinen, und in der Vorrede wird der Herausgeber zugleich Nachricht ertheilen über ein anderes Gedicht, das die Abenteuer einiger Paladine von Karls des Großen Hofe, welche nach dem gelobten Lande gesendet wurden, zum Gegenstande hat. Außerdem hat er ein Manuskript des roman de Roncevaux,*) den Roman de tute chevalerie von Thomas von Kent aufgefunden; ferner le Romans du reis Yder, welcher dem Sagenkreis der Tafelrunde angehört, eine Estoire de Seint Aodvard le roi translatée du latin in französischen Reimen aus dem 12ten oder 13ten Jahrhundert. Herr Michel zog den Theil aus, der auf die Schlacht von Hastings und die Eroberung von England Bezug hat. Interessant wird es auch vielen seyn, daß Herr Michel eine Monographie über Merlin herausgibt, dessen Leben, in lateinischen Versen von Geoffroy de Monmouth im 12ten Jahrhundert beschrieben, derselben angehängt ist. Eben so machte er die Sage von Tristan zum Gegenstande seiner Forschungen, und es gelang ihm auch mehrere größere Gedichte über denselben aufzufinden, dasjenige aber, was er namentlich suchte, das Gedicht von Chrestien de Troyes, fand er nicht, und hält es für verloren. Für die Freunde und Besitzer des Gedichts Tristan und Isolt von Gottfried von Straßburg, dem Auszüge aus den französischen, englischen und wallisischen Gedichten über Tristan angehängt sind, bemerken wir, daß Herr Michel seine Sammlung in London in 2 Oktavbänden erscheinen läßt. Von dem angelsächsischen und dänisch-sächsischen Sagenkreis fand er namentlich das Lai d'Havelock und den Roman du roi Attla, welcher letztere vielleicht in die Ehrimhildenrache hinüberspielt.

*) Im Exemplar zu Paris fehlen etwa 1500 Verse.

Digitized by Google

Was schließlich die Reisen im Mittelalter betrifft, so fand Herr Michel ein vollständiges Manuscript des Reiseberichts von G. de Rubruquis, während das, was Hackluyt herausgab, äußerst lückenhaft ist. Auch dieses Manuscript soll abgedruckt werden zugleich mit dem Reisebericht von Jean du Plan-Carpin und dem Mönch Sämulf, und der Reise nach dem heiligen Lande von Bernard-le-Sage.

Uebersicht der Entdeckungen im Innern von Südafrika.

1. Entdeckungen nördlich von der Kapkolonie.

(Fortsetzung.)

Von der Stadt Litakun oder Litaku und ihren Bewohnern, deren Sitten und Gebräuche ein vollkommener Typus, der das Innere bis zu der noch zu entdeckenden und wahrscheinlich sehr fernen Gränze, welche sie von den Negern scheidet, bewohnenden Menschenrace sind, hat Dr. Campbell die beste und vollständigste Schilderung geliefert. Er besuchte den Moshowafluß, der sich mit dem Kuruman vereinigt, und dann nebst demselben in den Orangefluß oder Gariep fällt, und beschloß seine Untersuchungen am Chue-See, unter 27° 15′ Breite und 25° Länge, wo seine Leute sich weigerten weiter zu gehen. Eine Gebirgskette, welche zu Klaarwater in niedrigen Sandsteinhügeln ihren Ursprung hat, und am Kuruman unter dem Namen Kamhunui, dessen höchste Spitze gerade oberhalb Litaku 1500 Fuß hoch seyn mag, eine bedeutende Höhe erreicht, läuft in nördlicher Richtung nach dem Chue-See, wo sie von den Eingebornen Maadje oder das Gebirge genannt wird. Dieses Gebirge wurde von einigen Geographen für den Anfang der Lupatakette gehalten, was jedoch, neuern Untersuchungen zufolge, unrichtig befunden wurde, denn der Maadje senkt sich plötzlich, nachdem er noch eine kurze Strecke über den See hinausgelaufen und verflacht sich dann gänzlich. Die Länge dieser ganzen Kette, jene Sandsteinhügel mitgerechnet, aus denen sie zu entstehen scheint, mag sich ungefähr auf 200 Meilen belaufen. Der Reisende sagt, daß alle Hügel, Berge und Felsen von Klaarwater aus bis zu dem äußersten Punkte, den er erreichte, aus Sandstein bestehen, der auf einer gleichmäßigen ununterbrochenen Schichte von Kalkstein aufliegt, den er für Urgestein hält.

Der Weg, den dieser unterrichtete Reisende zurücklegte, begreift in dem, was er weiter als seine Vorgänger kam, einen Raum von nahe an einem Breite- und Längengrade. Seine geographischen Beobachtungen haben dadurch, daß er die Lage von gewissen Punkten genau bestimmte, unsere Kenntniß von dem Innern des Landes bedeutend berichtigt, und seine geologischen Bemerkungen haben viel Licht auf die Beschaffenheit und Zusammensetzung der Trans-Gariepischen Regionen geworfen. Den reichsten Lorbeer aber erwarb er sich jedoch durch seine Ausbeute für die Naturgeschichte.

Dr. Campbell besuchte den Schauplatz seiner frühern Thätigkeit im Jahre 1819 aufs Neue. Von den Missionären zu Klaarwater und deren Einfluß auf die Eingebornen auf den Hauptstationen unterstützt, kam er um fast zwei Breitegrade weiter als seine Vorgänger, und genoß auf einige Jahre des Rufes, der glücklichste unter den afrikanischen Reisenden zu seyn. Am 15 April 1820 verließ er Alt-Litaku, unter 27° 10′ Breite und 25° Länge, in nordöstlicher Richtung, und erreichte nach einer angenehmen und glücklichen Reise von 19 Tagen Chuan oder Kurrichane, unter 24° 30′ Breite und 28° Länge, die Hauptstadt der Bamoruye von dem Stamm der Bechuanas. Auf seinem Wege dahin kam er zu den Battamachas, welche ebenfalls zu jenem großen Stamm gehören. Sitten, Gebräuche und Sprache dieser Stämme sind so gleichartig und von Burchell so treffend geschildert worden, daß Campbell in dieser Hinsicht nichts Neues sagen konnte. Die Bamoruyi scheinen indeß civilisirter zu seyn als ihre südlichen Nachbarn, eine Bemerkung, welche wahrscheinlich in zunehmendem Grade auf die verschiedenen Stämme dieses weit verbreiteten Volkes Anwendung findet, je weiter sie nach Norden hin sich ausdehnen.

Kurrichane zählte zur Zeit dieses Besuchs 16,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Handel mit den benachbarten Nationen trieben, und besonders in Behandlung der Metalle erfahren waren, die es in ihrem Lande im Ueberflusse gibt. Der Fluß, den Campbell in der Nähe dieses Ortes, einige Tage bevor er ihn noch erreichte, sah, nahm eine östliche Richtung und schien eine bedeutende Wassermasse zu enthalten, die sich, wie die Eingebornen sagten, in den Ocean ergieße. Das Land ist sehr gebirgig, besonders im Norden; Regen fiel, da es eben Winter war, sehr häufig, und der Reisende hatte viel von der Kälte zu leiden. Der Weg, den er einschlug, war an vielen Stellen sehr sandig, und an andern mit ganzen von schönen Bächen durchschnittenen Waldungen von Mimosen bedeckt, die immer häufiger vorkamen, je mehr er sich den Gränzen seiner Reise näherte. Er kam an mehrern Sümpfen und Seen vorüber, von denen viele Brackwasser enthielten, und einer, der Choo-y-my-Mirre-dooh genannt (unter 25° 50′ Breite und 25° 50 Länge), fünf Meilen im Umfange hielt und vollkommen salzig war, weil er, gleich so vielen andern mehrere hundert Meilen von der Küste entfernten Salzseen in der Kolonie, wahrscheinlich auf einer Salzschichte stand.

Auf seinem Wege nach Kurrichane besuchte der Reisende Mashow (ungefähr unter 25° 45′ Breite und 26° 15′ Länge), die Hauptstadt der Battamachas, welche damals eine Bevölkerung von 12,000 Seelen zählte, und gleich den andern Städten der Bechuanas von großen Feldern, mit Guineakorn bebaut, umgeben war. Ehe der Reisende nach diesem Orte kam, stieß er auf die Ruinen von einigen steinernen Kraals, welche auf den frühern Aufenthalt einer den jetzigen Bechuanas überlegenen Nation schließen lassen, da dieselben nicht mit einem so festen Material zu bauen gewohnt sind. Ungefähr 40 Meilen jenseits der Stadt Mashow ging der Reisende über den Moloppo, einen schönen Fluß, den Burchell wohl erwähnt, aber nicht gesehen hat, und der an seiner Quelle 50 Fuß breit und 2 Fuß tief war. Dieser Fluß fällt nach einem langen Lauf in den Kuruman und während der Regenzeit mit diesem in den Gariep. Dr. Campbell sagt, daß das Land an vielen Stellen mit Felsen bedeckt sey, aus dessen Spalten das Gras üppig hervorwuchere; die Hügel bestehen aus Sandstein, der in seinem geologischen Charakter dem von Burchell beschriebenen zu gleichen scheint; der Fels, welcher den Boden gleichsam pflastert, ist Urkalk mit einer dünnen Kruste von Dammerde bedeckt. Auf seiner Rückkehr nach Kuruman oder Neu-Litaku machte der Reisende einen Umweg nach dem Saum einer Wüste, von den Eingebornen Kalligkanny genannt, die sich, wie man vermuthet, von den Ufern des Gariep bis zum zehnten Grad südlicher Breite, und von ungefähr 30 Meilen östlich von der Kette des Kamhanni-Gebirges bis in das Land der Damaras ausdehnt. Eine ganze Reihe von Brunnen tief im Kalkgestein ausgehöhlt, aus denen man Wasser zum Gebrauch für die Heerden schöpft, soll, wie man sagt, sich in dieser südlichen Sahara befinden, und unter den Bechuanas gehen noch Sagen von Raubzügen, die ihr Volk vor Zeiten gegen die im Norden und Osten wohnenden Stämme unternommen habe, so wie von einem Angriff auf eine gegen Norden wohnende Nation, von ihnen Mampur genannt, bei welcher Gelegenheit sie an ein großes Wasser gekommen seyen, und die Einwohner jener Gegend sich auf eine Insel geflüchtet hätten. Wassermelonen wachsen in diesen wüsten Gegenden im Ueberfluß, und die Regenzeit soll sich einstellen, wenn die Tage am längsten sind.

Im Jahre 1824 besuchte der Missionär der Station Kuruman, Herr Moffat, in Melita, der Hauptstadt des Häuptlings der Bawanketz, den berühmten und gefürchteten Makabba, den die kommerzielle Eifersucht der umliegenden Clans als ein Ungeheuer von Grausamkeit geschildert hatte, was sich jedoch als gänzlich falsch erwies. Es ist sehr zu bedauern, daß die Reisetagebücher und die Beobachtungen dieses Missionärs dem Publikum nicht mitgetheilt worden sind, da sich bei seiner vollkommenen Kenntniß der Landessprache, seinen wiederholten Reisen ins Innere, und seiner Schlauheit und Geschicklichkeit erwarten läßt, daß er im Besitz manches höchst Wissenswerthen gewesen sey. Die verschiedenen Missionsgesellschaften scheinen jedoch eine entschiedene Abneigung gegen jede Bekanntmachung der von ihren Agenten gesammelten Erfahrungen zu hegen.

Herr Georg Thompson besuchte Litaku und die umliegenden Distrikte in demselben Jahre, doch hemmte der nahende Zug der verheerenden Mantatis, die damals auf dem Wege zu den Batlapis sich befanden, seine weitere Reise, und seine Entdeckungen blieben auf einige neue Punkte an den Ufern des Gariep beschränkt. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 288. 15 Oktober 1835.

Pompeji.

(Fortsetzung.)

Nach dieser allgemeinen Uebersicht über das aufgegrabene Pompeji führen wir den Leser in die Stadt selbst ein, und verweisen ihn dabei auf den Grundriß der Stadt. Wir müssen aber in Betreff des Einzelnen einige Bemerkungen vorausschicken. Es ist hier nicht der Ort, die vielen einzelnen Kunstschätze alle mit Namen anzuführen, welche allenthalben gefunden wurden, auch können die Tausende von Wandgemälden nicht beschrieben werden, welche die Ruinen Pompejis zierten. Eben so wenig kann man sich in die Vermuthungen der verschiedenen Archäologen einlassen, welche berufen und unberufen ihre Stimme über einen Fund abgegeben haben, sondern wir erwähnen hier bloß das Bedeutendste und Interessanteste, um nach der allgemeinen Uebersicht das Bild der Stadt deutlicher vor die Augen zu führen und Andeutungen zu geben, wie durch die Entdeckungen in Pompeji die Archäologie bereichert, und namentlich die Kenntniß des häuslichen Lebens der Alten eine bedeutende Erweiterung erhalten hat. Auch merke man sich, daß die Namen, welche den einzelnen Bauwerken gegeben sind, oft von ganz geringfügigen Nebenumständen oder von oberflächlichen Beobachtungen herrühren, und daß diejenigen Wohnhäuser, welche den Namen eines alten Pompejaners führen, deßhalb so benannt worden sind, weil man den Namen neben der Hausthüre angeschrieben fand. Es versteht sich, daß auf dem Plane diejenigen Benennungen beibehalten werden mußten, welche von der den Ausgrabungen vorgesetzten Behörde den einzelnen Gebäuden gegeben worden sind, die zum Beispiel von einem Hause Goethe's nichts weiß, so viel auch die deutschen Zeitungen darüber gesprochen haben.

Auf der Straße von Herculanum her erblickt man zuerst rechts eine große Villa, welche von einem derselben gegenüberliegenden Grabstein des M. Arrius Diomedes ihren Namen erhalten hat. In dem sehr geräumigen Gebäude lassen sich die oben angegebenen Theile eines Wohnhauses deutlich nachweisen, nur daß in demselben noch viele Gemächer für ökonomische Zwecke sich befinden, wie es sich bei einem Landhause voraussehen läßt. Die Villa hatte wahrscheinlich drei Stöcke, der obere aber ist völlig eingestürzt, der mittlere ist zur ebenen Erde, und die untern Gemächer, die mehr gegen den Garten hinliegen, verdienen kaum den Namen eines Stockwerks; es sind einige Gewölbe, wahrscheinlich zu landwirthschaftlichen Zwecken bestimmt. An einer Thüre, die in den Garten führte, fand man zwei Menschengerippe, von denen das eine Schlüssel in der Hand hatte, und an dem einen Finger der andern Hand einen goldenen Ring; neben den Skeletten lagen Bruchstücke von silbernen Gefäßen, 88 Münzen von Silber, 10 von Gold und 9 von Erz. Man will aus diesem Funde schließen, daß die beiden Pompejaner sich noch mit ihren Kostbarkeiten retten wollten, die Thüre aber bereits nicht mehr zu öffnen war. Eben so fand man in einem untern Kellergewölbe neben Amphoren 18 Skelette von jungen Leuten und zwei Kindergerippe. Die Abdrücke, welche ihre Körper und Kleider in der später sehr verhärteten Asche zurückgelassen haben, waren noch deutlich zu erkennen: ein Theil dieser Abdrücke ist nebst den Gerippen noch im Museum zu Neapel zu sehen. Ueberhaupt bereicherten die verschiedenen Gemächer dieser Villa jene Sammlung mit vielen Hausgeräthschaften aus Erz und Silber.

Die Gräberstraße, auch die Vorstadt des Augustus Felix genannt, führt dem Thore zu: rechts und links stehen Gräber, die einen noch in gutem Zustande, andere verfallen, die einen bloße Grabsteine mit Inschriften und Verzierungen, die andern unterirdisch. Die Namen gibt der Plan. Weil ihre Anzahl im Verhältniß zur Einwohnerzahl Pompejis sehr gering ist, so ist wohl die Hoffnung nicht ungegründet, es werde sich in einem andern Theil der Stadt noch ein größerer Begräbnißplatz vorfinden.

Das große Gebäude auf der linken Seite der Straße wird für ein Wirthshaus gehalten, weil man in einem Stall das Skelett eines Esels mit eherner Gebißstange, die Reste eines Wagens und die eisernen Reife zweier Räder mit 10 Speichen gefunden hat. Allein bis jetzt ist bloß der vordere Theil des Hauses ausgegraben und es könnte sich wohl später ergeben, daß es gleichfalls ein Landhaus war. In den vordern Räumen des Hauses (siehe die kleinen Umrisse in der Mitte des Blatts) fanden sich eine Menge Hausgeräthe aus Bronze, Lampen, Vasen, Eimer, Wagen, Tassen, Caraffen, Thränengefäße; auch Spindeln mit Ring und Würfel aus Bein, und viele meist zerbrochene irdene Gefäße. Im Portikus fand man fünf Menschengerippe, neben ihnen wieder goldene und silberne Münzen. Ueberhaupt hat man in dieser Vorstadt mehr, als sonst wo, menschliche Gerippe ge-

Digitized by Google

funden, zum deutlichen Zeichen, daß die Flüchtlinge noch aus dem Thor entkamen, allein hier ihren Tod fanden.

Ohne allen Grund hat man dem Landhause rechts am Wege den Namen der vorstädtischen Villa des Cicero gegeben. Es war dieses Gebäude eines der ersten, die ausgegraben wurden, und nachdem man verschiedene Gemälde und Mosaikarbeiten herausgenommen hatte, wurde dieselbe wieder zugeschüttet, so daß jetzt nur noch der große Hof nebst Portikus zugänglich ist.

Der Zweck der bedeckten und unbedeckten Sitze im Halbkreise in der Nähe des Thors läßt sich nicht mehr bestimmen: vielleicht waren sie auch Theile von Gräbern.

Das herculanische Thor, das, wie schon bemerkt, unter Allen noch am Besten erhalten ist, gibt uns einen deutlichen Begriff von den Thoren der Alten. Es hat drei Oeffnungen, von denen der mittlere für Wagen und Thiere, die zwei äußeren für die Fußgänger bestimmt waren; die letztern entsprechen den Trottoirs der Straße. Der Bau selbst ist sehr solid, und hat im Durchgange eine Länge von 30 Fuß, so daß das Thor sowohl von innen, als von außen geschlossen werden konnte, von innen mit hölzernen Thüren, von außen mit einem Fallgitter, welches im Fall einer Belagerung die Möglichkeit darbot, sich von innen noch gegen den Feind vertheidigen zu können. Die Mauern des Thors waren an allen Seiten mit Buchstaben überschrieben, und unter diesen öffentlichen Anschlägen konnte bei der ersten Ausgrabung im Jahre 1786 der noch entziffert werden, daß zwei Gladiatoren im Amphitheater kämpfen würden, indem zu diesem Zweck durch Leinwand Schatten auf die Sitze geworfen werden solle. Im Jahre 1811 wurde das Thor von allen Seiten frei ausgegraben. Links von demselben führen breite Treppen auf den Damm und die Mauer. Nach dem Plane könnte es scheinen, als wäre diese Mauer ihrer ganzen Länge nach schon ausgegraben; es ist dieß aber nicht der Fall, eine Strecke von 700 Fuß liegt noch begraben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der Schrift auf die Sprache.

(Schluß.)

Was hat zu allen diesen Veränderungen der Sprachen die Schrift beigetragen: wir müssen antworten: wenig oder nichts. Eine blühende Literatur kann allerdings auf eine Zeit lang eine Form der Sprache aufrecht erhalten, auch wenn sie im Volk bereits untergegangen ist. So sind eine Menge Werke im Sanskrit zu einer Zeit geschrieben worden, als diese Sprache keineswegs mehr die Volkssprache war, und das Prakrit sich zum alten reinen Sanskrit verhielt, etwa wie das Rabbinische zum Hebräischen. Aber diese Perioden hoher Kultur sind noch immer in der Weltgeschichte, wenigstens so lange nicht die Buchdruckerkunst die Literatur zum Eigenthum der Mehrzahl des Volks gemacht hatte, — mehr oder minder kurz gewesen, und sobald durch Krieg und Noth die Literatur mit der hohen Civilisation untergegangen, trat auf Einmal die neue Sprache schon gebildet hervor; so die romanischen Sprachen einige Jahrhunderte nach dem Untergang des römischen Reichs, so die neupersische drei Jahrhunderte nach dem Sturz der Sassaniden. Mit dem ersten Wiederauftritt einer persischen Literatur nach dem Untergang der alten durch die Zertrümmerung des Reichs steht die neue Parsisprache gebildet da, zwar auffallend minder mit dem arabischen vermischt, als später, aber in den Formen und Beugungen wesentlich dieselbe, wie sie noch jetzt ist.

Es ist oben schon erwähnt worden, daß man öfters als eine charakteristische Eigenschaft der Bilderschrift den Mangel an grammatikalischen Formen in der Sprache bezeichnet hat: dieß geschah theils mit Beziehung auf das Chinesische, theils auf das Koptische. Nun ist zwar keine mit Bilderschrift geschriebene Sprache bekannt, die einen Reichthum von Beugungen enthielte, wohl aber Sprachen, die niemals mit Bilderschrift geschrieben wurden, und doch gar keine Beugungen haben. Unser Verfasser führt in dieser Beziehung eine fast komische Vergleichung des Englischen mit dem Koptischen durch. Die Vergleichung ist richtig, aber sie geht noch viel weiter als den bloßen in die Augen fallenden Mangel an grammatikalischen Formen, denn das Koptische, — angenommen, aber nicht zugegeben, daß es ganz dasselbe mit dem Altägyptischen sey, — hat eine Aehnlichkeit mit dem Englischen, die vieles erklärt: es befindet sich nämlich in demselben Falle mit dem Bengali und ist durch den Zusammenfluß mehrerer Sprachen und Völker entstanden, auch ist die Hieroglyphenschrift wahrscheinlich viel älter als die Sprache. Die Priestercivilisation von Meroe rückte erwiesener Maßen den Nil abwärts: ein dichter Schleier deckt zwar den Ursprung und die älteste Geschichte des ägyptischen Volkes, allein so manche Andeutungen über die Verbindung mit den südlichern Reichen machen es in hohem Grade wahrscheinlich, daß Kolonien aus den gebildetern Staaten des Südens den rohen Uferanwohnern des Nils mit ihrer Kultur auch das Joch ihrer Herrschaft auferlegten, und die Sprachen der Sieger und Besiegten sich auf eine Art vermengten, daß wir bei den schwachen Ueberresten, die wir davon besitzen, nicht mehr im Stande sind, diese Amalgamation zu erkennen und nachzuweisen.

Das auffallendste Beispiel von Mangel an allen Beugungen bietet das Malayische: die Hauptwörter haben weder einen Unterschied von Einzahl und Mehrzahl, noch ein Geschlecht oder Beugungsfall. Die Eigenschaftswörter bleiben stets dieselben, haben auch keine besondere Form für die Steigerung; die Fürwörter haben nur die drei Personen, aber weder eine Mehrzahl, noch Geschlecht, noch Beugungsfall, und selbst das Zeitwort erleidet nicht die mindeste Veränderung. Bei dieser bis ins Unglaubliche gehenden Einfachheit ist es begreiflich, daß das Malayische nur einen einzigen Nebendialekt hat. Was ist aber diese Sprache und ihre Schrift? die weit verbreitete malayische Sprache wird nirgends im Innern einer größern Insel, einen Theil von Sumatra ausgenommen, gesprochen, sondern fast immer nur an Küsten. Man hat die Wortmasse derselben analysirt, und den Ursprung der verschiedenen Bestandtheile nachgewiesen: von hundert Wörtern gehörten 27 dem ursprünglichen Malayischen an,*) 50 den verschiedenen polynesischen Sprachen, 16 dem Sanskrit,

*) d. h. man wußte keinen Ursprung von ihnen anzugeben.

Digitized by Google

fünf dem arabischen, und zwei andern Sprachen. Jedenfalls ist das Malayische eine Sprache, wie sie nur in dem indischen Archipel entstehen konnte: zusammengewürfelt aus einer Menge anderer und darum auch aller Beugungen gänzlich entkleidet.

Wenn es in der Natur der Sache liegt, daß die Bilderschrift der Buchstabenschrift vorausging, und daß sie wesentlich tiefer steht, als die letztere, weil sie ihr Ziel, eine vollständig durchgeführte Ideenschrift nicht erreichen kann, so heißt es jedenfalls ihre Wirkung bedeutend überschätzen, wenn man behauptet, daß sie die Sprache in gewissen Formen festbanne, und daß sie die Beugungsfähigkeit der Haupt- und Zeitwörter zu hindern im Stande sey. Festbannen kann eine ideographische Schrift die Sprache darum nicht, weil sie nur den Gedanken, nicht den Laut ausdrückt: in dieser letzten Beziehung hat die Buchstabenschrift eine weit größere Wirkung: klassische Schriften einer Sprache erhalten Worte, Ausdrücke und selbst Töne, die vielleicht ohne die Lautschrift längst untergegangen wären: dieser Art ist z. B. der Koran, die verschiedenen Uebersetzungen der Bibel u. dgl. Aber dasselbe bewirken auch Gedichte, die im Munde des Volks fortleben: Homer und Ossian, so lange nur im Munde des Volks aufbewahrt, haben gewiß von der alten Sprache mehr erhalten, als außerdem auf die spätern Zeiten der Griechen und Gälen gekommen wäre.

Die eben angeführten Beispiele beweisen, daß nicht ursprüngliche, sondern entartete, tausendfachem Wechsel unterworfene Sprachen die Beugungsfähigkeit am meisten verloren haben, eine Sache, deren Erklärung übrigens nicht ferne liegt, indem verschiedene Völker bei ihrer Vermengung von einander wohl die Worte, aber nicht auch die Beugungen entlehnen konnten, da diese jedes seiner Sprechweise widerstrebend fand. Die mannichfachen Beispiele dieser Erscheinung, die man mehr oder minder historisch nachweisen kann, erhalten eine neue Bestätigung durch eine Thatsache, die vor unsern Augen vorgeht, freilich aber allzu wenig beachtet wird, so wichtig sie auch in linguistischer Beziehung ist; wir meinen die Entstehung neuer Sprachen in mehrern Ländern Amerika's, namentlich in Westindien, wo die Negerrace entschieden das Uebergewicht hat, und nun die gebrochte Sprache ihrer Herren auf eine so seltsame Art umwandelt, daß man nur an den einzelnen Worten, selten jedoch an Construktion und Beugungsformen den Ursprung erkennt.

Diese Sprachen wurden fast in ihrem Entstehen zur Schriftsprache, indem die Geistlichen, welche die Neger unterrichteten, die Nothwendigkeit erkannten, ihren Unterricht zugleich auf die intellektuelle Bildung zu gründen und deßhalb sie im Lesen und Schreiben unterwiesen. Werden aber diese Schriften die Sprachen zu fixiren vermögen? gewiß nicht. Diese Sprachen, in ihrer ersten Bildung begriffen, werden noch mannichfach sich ändern, und wahrscheinlich werden die Aenderungen im Laufe einer kurzen Zeit ziemlich bedeutend seyn, weil eines Theils die Elemente, die ihre Entstehung veranlaßten, noch fortwirken, und andere leicht dazu kommen könnten.

Vergleicht man damit zwei andere Sprachstämme, den slawischen und semitischen, so stößt uns hier eine Tenacität in den Formen auf, die ans Unglaubliche gränzt. Wer das Slawische aus den Zeiten Cyrills kennt, also aus dem 9ten und 10ten Jahrhundert, wird ohne sonderliche Mühe die ostslawischen*) Sprachen verstehen, und auch die schon etwas abweichendern westslawischen Dialekte sich zu eigen machen. Doch dieß ist noch bei weitem der geringere Beweis von dem hartnäckigen Festhalten an den allgemeinen Normen der Sprache; das Auffallendste ist der Umstand, daß das Slawische von dem alten asiatischen Stamme, aus dessen nächsten Repräsentanten wir das allein näher bekannte Sanskrit annehmen müssen, bei weitem mehr Formen bewahrt hat, als andere arische Sprachen: bemerkenswerth ist hiebei namentlich die Beugung der Hauptwörter und Eigenschaftswörter.

Eben so ist der Fall mit den semitischen Sprachen; das Hebräische, das schon vor drittehalbtausend Jahren geschrieben wurde, steht dem Arabischen, das erst mehr als tausend Jahre später zur Büchersprache wurde, weit näher, als z. B. das Deutsche dem Dänischen oder Schwedischen: die Formen sind mit geringen Abweichungen durchaus dieselben.

Aus allem diesem läßt sich mit Sicherheit abnehmen, daß die Schrift auf die Sprache einen bei weitem geringern Einfluß ausübt, als man gewöhnlich glaubt, und daß die Ursachen des Wechsels oder Bestandes der Sprachen und ihrer Tenacität in den Formen von ganz andern viel tiefer liegenden Ursachen abhängen.

*) Unter dem ostslawischen Stamme versteht man die Sprache der Russen, Serber und Kroaten, unter dem westslawischen Polen, Böhmen und Wenden.

Erdbeben in Kleinasien.

Ein heftiges Erdbeben hat einen großen Theil der Stadt Kaisarieh und der umliegenden Dörfer zerstört. Am 15 August gegen fünf Uhr Abends erhob sich am Fuße des Berges Ardgeh, an den die Stadt angelehnt ist, ein dichter Rauch, aus dem unter furchtbarem Krachen Feuersäulen emporschossen, so daß man an einen vulkanischen Ausbruch hätte glauben können. In demselben Augenblick schwankte der Boden und ein heftiges Erdbeben begann, dessen Stöße sieben Stunden nach einander fortdauerten: sie folgten sich mit furchtbarem Krachen ohne Unterbrechung, so daß man hätte glauben sollen, auf einem stürmischen Meer zu seyn. Mehr als 2000 Häuser stürzten ein, die Einwohner stoben aufs Feld, aber mehrere, deren Zahl man auf 150 angibt, wurden unter den Trümmern begraben. Bis zum 20 fühlte man täglich zwei oder drei Stöße, aber weit minder heftig als am 15, und ohne daß sie besondere Unfälle veranlaßten. Die Bewohner von Kaisarieh lagerten auf den Feldern oder waren auf die Dächer geflohen, und hatten noch nicht gewagt in die Stadt zurückzukehren. Einige hatten es versucht, konnten aber nur einige Minuten daselbst bleiben. Alle Dörfer südlich vom Berge Ardgeh auf einer Strecke von 50 Meilen haben furchtbar gelitten: eine Menge Menschen sind umgekommen, und die Mehrzahl der Häuser liegt in Trümmern.

Uebersicht der Entdeckungen im Innern von Südafrika

1. Entdeckungen nördlich von der Kapkolonie.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1818 wurde von der Kolonialregierung ein Versuch gemacht mit den Griqua- und Corana-Stämmen durch Einsetzung eines Jahrmarkts im Dorfe Beaufort, an den Ufern des Karru, einen Handelsverkehr anzuknüpfen, der jedoch aus verschiedenen Ursachen wieder einging. Im Jahre 1825 verschaffte man den Kolonisten die nöthigen Erleich-

Digitized by Google

terungen, um zu demselben Zweck über die Gränzen der Kolonie in die Kraals der Eingebornen gehen zu können, eine Erlaubniß, von welcher mehrere Handelsgesellschaften Vortheil zogen und neue Wege eröffneten, wodurch eine ausgedehnte und genaue Kenntniß der nördlichen Gegenden gewonnen wurde. Von den wichtigsten dieser Unternehmungen möge hier eine kurze Skizze folgen.

Im Jahre 1826 gingen die Herren Bain und Biddulph bis an den Chue-See oder Honing Vley, drangen von da in nordöstlicher Richtung etwa 80 Meilen westwärts von Campbells Straße vor, und erreichten eine Stadt des Baquana-Stammes, Letabaruba genannt, ungefähr innerhalb 40 Meilen vom Wendekreis des Steinbocks und unter 26° 50′ Länge gelegen. Von da aus kamen sie in eine Gegend an dem zuvor genannten See, ein Schlupfwinkel wilder Thiere und der stattlichen Giraffe, bedeckt mit hohem, aber zerstreutem Gebüsch und mit kleinen Quellen versehen. Sie gingen über den von Campbell entdeckten Molappo, und zwar 120 Meilen diesseits der Stelle, wo jener den Fluß überschritten hatte. Von da drangen sie zu einem von spärlichen Quellen gespeisten Fluß vor, der Lurolani genannt, unter 25° 15′ Breite und 25° 26′ Länge, und kamen durch einen Landstrich, wo es wilde Thiere, besonders das den Naturforschern noch fast unbekannte weiße Rhinoceros, in Menge gab. Von hier aus gingen sie nach Silequalalie, ungefähr unter 25° Breite und 26° 10′ Länge, der neuen Hauptstadt der Bawanketis, seit ihre frühere, Melita, von den Mantatis zerstört und ihr Häuptling Makkabba getödtet worden war. Zwischen dem Fluß Lurolani und der Stadt Silequalalie, eine Strecke von 50 Meilen, fanden die Reisenden schöne, offene von niedern kegelförmigen Hügeln durchschnittene Ebenen, der Boden dunkelrother Sand und schwache tief aus kalkigem Boden entspringende Quellen.

In Silequalalie wurden die Reisenden von Sidigho, dem Nachfolger Makkabba's, sehr gut aufgenommen, und von ihm eingeladen, ihn bei Vertreibung eines Haufens von Mantatis zu unterstützen, der sich in Letabarabu, einer Hauptstadt des nächsten Stammes, der Baquinas, festgesetzt hatte, der durch diesen feindlichen Ueberfall vertrieben und zerstreut worden war. Die geringe Anzahl von Personen, aus denen die Handelsexpedition bestand, und das freundschaftliche Benehmen der Bawanketis nöthigten sie einzuwilligen, und so zogen die Reisenden, von einem großen Kriegerhaufen begleitet, auf eine höchst interessante Expedition aus, die ihnen Gelegenheit bot die Kriegführung dieser Wilden kennen zu lernen. Der Feind, der durch den Knall der Flinten in das größte Schrecken gerieth, wurde bald verjagt. Das Land, durch welches sie auf ihrem Zuge nach jenem ungefähr 50 Meilen entfernten Orte kamen, ist sehr waldig, und hat Quellen im Ueberfluß, jedoch keine Flüsse; es ist sehr hoch und bildet wahrscheinlich einen Theil von der Wasserscheide oder dem Centralplateau, welches die östlichen und westlichen Gewässer trennt. Gegen Osten in geringer Entfernung dehnt sich in diagonaler Richtung eine sehr hohe Gebirgskette von Nordwest nach Südost aus, die von den Eingebornen Le Rupa genannt wird, und sehr reich an Eisen und Kupfer seyn soll; sie scheidet die Baquinas und die Bawanketis von den Stämmen der Bamoruti. Diese Gebirgskette möchte auf den Karten als unter 25° 40′ Breite und 26° 50′ Länge beginnend und bis zu 24° 50′ Breite und 27° 20′ Länge fortlaufend bezeichnet werden; ihr weiterer Verlauf ist unbekannt. Eine etwas niedrigere Kette erhebt sich gegen Westen, und der Fluß, an dessen obern Theil Litabaruba liegt, läuft gegen Nordost. Sprache, Sitten und Gebräuche der Bewohner sind dieselben, wie die der übrigen Bechuanas.

Die nächste wichtige Reise in diese Gegenden war die der Herren Scoon und M'Luckie. Diese Handelsgesellschaft, welche von der Missionsstation zu Butschnap am Hart-River, unweit der Gränze des Landes, ausging, welches jetzt das Griqua-Land genannt wird, und etwa unter 27° 50′ Breite und 25° 5′ Länge gelegen ist, nahm ihren Weg in derselben Richtung, welche Herr Campbell im Jahre 1820 eingeschlagen hatte, und bestätigte die Lage mehrerer von diesem Reisenden angegebener Punkte.

Ungefähr unter 24° 50′ Breite und 27° 40′ Länge, etwas unterhalb der Philips-Quelle Campbells, schlug die Gesellschaft eine östliche Richtung ein, und entdeckte nach einem Wege von etwa 40 Meilen einen großen Fluß, der von den Eingebornen Moriqua genannt wird; an der Stelle, wo sie über denselben setzten, war er sehr tief und 40 Schritte breit. Dieser Fluß, den die Reisenden fast bis zu seiner Quelle hinauf und ungefähr 50 Meilen abwärts gegen seine Mündung zu verfolgten, entspringt in Süden zwischen 25 und 26° Breite und 29 und 30° Länge, nimmt zuerst, bis zu der Stelle, wo die Reisenden übersetzten, eine nordwestliche Richtung, und läuft dann nach Nordosten durch eine große Oeffnung in einer unter dem Wendekreis gerade von Westen nach Osten streichenden hohen Gebirgskette. Die Eingebornen sagten aus, daß sie keine Kenntniß von dem Lande jenseits dieser Gebirge hätten, sondern nur so viel wüßten, daß es von sehr wilden Männern mit langem Haar bewohnt werde, die vom Raube lebten. Die Ufer des Flusses waren mit Waldungen bedeckt und durch eine Menge von Alligatoren unsicher gemacht. Von der Stelle aus, wo die Reisenden über den Fluß gegangen waren, nahmen sie ihren Weg gegen Osten, dicht an einer rechts von ihnen oder gegen Süden gelegenen Gebirgskette hin, welche sehr reich an Metallen seyn soll; sie fanden hier viele Ruinen von Dörfern der Bechuanas, deren Bewohner von den Mantatis vertrieben worden waren, und Spuren von einer unlängst eingeschlagenen Eisengrube. Das Land war dem Ansehen nach sehr fruchtbar, und reich an Weiden, Waldungen und kleinern Flüssen, welche sich vermuthlich in den Moriqua ergießen, der sehr wahrscheinlich an der Küste von Inhamban in den indischen Ocean fällt. Geographische Genauigkeit läßt sich zwar von bloßen Handelsleuten nicht erwarten, da jedoch die Unternehmung von einem sehr unterrichteten Mann geleitet wurde, so verdient das sehr sorgfältig geführte Tagebuch allen Glauben. Ungefähr unter 24° 50′ Breite und 29° 40′ Länge gingen die Reisenden über einen andern, gerade nach Norden laufenden Fluß, von den Eingebornen Waricie genannt, und wendeten sich dann gerade gegen Süden über eine große Ebene, an deren östlichem Ende sie zwei oder drei Spitzen ferner Gebirge auftauchen sahen. Am äußersten Ziel ihrer Reise, das unter 26° 50′ Breite und 30° 5′ Länge zu setzen seyn möchte, trafen sie einen Zula-Häuptling, Namens Matsellikats oder Omsebiggas, der sich, nachdem er von Chaka, dem verstorbenen Beherrscher von Natal, über das große Küstengebirge getrieben worden war, hier niedergelassen hatte, und nun dem Beispiel seines Besiegers folgte, indem er die friedlichen und halbcivilisirten Stämme verjagte, auf deren Gebiet er sich festsetzte. Kurrechane, oder eigentlich Chuan, die Stadt der Babuns (Paviane), von den Eingebornen wegen der großen Menge dieser Thiere so genannt, welche sich in den benachbarten Gebirgen aufhalten, wurde von den Handelsleuten häufig besucht; im Jahre 1824 aber ward sie von den Mantatis auf ihrem Zuge nach der Kolonie zerstört. Die Bewohner derselben hatten sich 20 Meilen weiter gegen Nordwesten gewendet, und ihre neue Stadt, welche den Namen der Alten führte, zählte jetzt statt 6000 Einwohner, wie früher, nur noch 2000. Das umliegende Land wird als sehr gebirgig, sehr schön und fruchtbar geschildert.

Nachdem die Reisenden die unerwartete Entdeckung eines Zula-Häuptlings (Omsebiggas) auf der nordwestlichen Seite der hohen Gebirgskette gemacht hatten, welche die östliche Küste umsäumt, begab sich der Missionär Herr Moffat von Kurruman nach dem neuen Kraal zu dem Eindringling. Er schlug hiebei eine fast ganz gerade östliche Richtung ein, auf welcher er zuerst einen der Hauptarme des Gariep oder Orangeflusses, der in den Karten unter dem Namen der Zwarte Buschmanus Rivier angegeben ist, bis zu seiner Quelle verfolgte. Nachdem er nach und nach bis zu diesem Punkte emporgestiegen war, befand er sich auf einem bedeutenden Gebirgsrücken mit sehr steilem Abhang, und nachdem er diese Anhöhe (eine Fortsetzung der von Scoon und M'Luckie auf ihrem Wege zu dem Kraal Omsebiggas rechter Hand gesehenen Gebirge) hinabgestiegen war, kam er in das in der Nähe eines tiefen und reißenden Stromes, von ihm der Elephantenfluß genannt, ungefähr unter 26° 50′ Breite und 30° 20′ Länge gelegene Dorf des Zula-Häuptlings. Der genannte Fluß fällt höchst wahrscheinlich in die Delagoa-Bai, oder doch wenigstens in einen der Ströme, welche sich in dieselbe ergießen.

Da mir die Tagebücher der Herren Hume und Millän (aus deren Bemerkungen sich ergibt, daß sie bis in die tropischen Regionen gedrungen sind) noch nicht zugekommen sind, so bin ich außer Stand, von ihrer Reise, auf der sie zwei schöne Flüsse entdeckten, eine Skizze mitzutheilen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 289. 16 Oktober 1835.

Handelsstatistik.

(Nach französischen offiziellen Quellen.)

Nordamerikanische Freistaaten. Georgia.

Georgia ist ein ausschließlich landbauender Staat, und seine Ausfuhr besteht nur in Produkten seines Bodens, Baumwolle, Reiß und Bauholz. Die Ausfuhr von Baumwolle belief sich im Jahre 1834 auf 269,977 Ballen (von 330 Pfund). Die Quantität ist seit einer Reihe von Jahren dieselbe geblieben, oder hat sich eher um einiges vermindert, in Folge der zahlreichen Auswanderungen von Pflanzern nach Alabama, dessen neuer und fruchtbarer Boden ihnen bessere und reichlichere Produkte verspricht, als die erschöpften Ländereien von Georgia. Dagegen nimmt die Baumwollenkultur in den übrigen Staaten schnell zu, obgleich die immer steigenden Preise der Baumwolle beweisen, daß ihre Konsumtion in den amerikanischen und europäischen Fabriken noch schnellere Fortschritte macht. Die Produktion in den Vereinigten Staaten erhob sich im Jahre 1824 auf 560,000 Ballen, im Jahre 1825 auf 710,000 Ballen, und hier folgt eine tabellarische Uebersicht derselben nach den verschiedenen Staaten für die Jahre 1832 und 1834.

	1832.	1834.
Louisiana	322,635	454,719
Florida	22,651	36,738
Alabama	125,921	269,978
Georgia	276,457	309,973
Süd-Carolina	173,873	227,359
Nord-Carolina	28,461	33,229
Virginia	37,500	44,725
Ballen	987,481	1,216,512

Es ist jedoch dabei zu bemerken, daß die große Zunahme des Produkts von Südcarolina daher kommt, daß man damit die Ausfuhr von Florida, so weit sie durch Charlestown geschieht, damit vermischt hat. Die Konsumtion der Baumwollenfabriken in den Vereinigten Staaten betrug in den Jahren

1832	173,800 Ballen
1833	194,413 —
1834	196,935 —

Sie fabriciren besonders grobe Zeuge für die Sklaven und die untern Klassen in den südlichen Provinzen, die früher ihre Bedürfnisse aus England bezogen, bis die hohen Zölle den Provinzen im Norden erlaubten, ihre Produktion innerhalb 8 Jahren zu verdoppeln. Die Herabsetzung der Zölle im Jahre 1832 hat jedoch die Zunahme etwas gehemmt, und erlaubt den englischen Fabriken aufs neue eine thätige Konkurrenz.

Georgien selbst besitzt beinahe keine Fabriken. Im J. 1827 hatten sich zwei Baumwollenfabriken etablirt, aber sie liefern nur sehr grobe Zeuge, und in geringer Menge; es ist nicht wahrscheinlich, ob sie bei der Ungeschicklichkeit der Sklaven in Fabrikarbeit, und dem hohen Preise ihrer Arbeit die Konkurrenz mit den Fabriken im Norden aushalten können. Wenn man bedenkt, daß der Transport von 4 Centnern Baumwolle von Georgien nach den Manufakturstaaten nicht Einen Dollar übersteigt, so kann man nicht glauben, daß der südliche Fabrikant bei seinem theuern Arbeitslohn seine Produkte so wohlfeil geben könne, als der nördliche.

Die Ausfuhr von Baumwolle aus Georgien belief sich im Jahre 1834 auf einen Werth von 58,755,100 Fr., die von Reiß auf 879,800 Fr., die von Bauholz auf 105,000, im Ganzen 59,870,000 Fr. Dagegen betrug die Einfuhr nur 2,837,700 Fr.; diese unverhältnißmäßige Verschiedenheit kommt von der Veränderung her, welche sich seit der Errichtung regelmäßiger Paketboote zwischen Neu-York, Liverpool und Havre in dem innern Handel der Freistaaten entwickelt hat. Alle andern Staaten haben jetzt ihre europäischen Bedürfnisse in Neu-York, denn obgleich es für sie ein Umweg ist, der die Transportkosten vermehrt, so ziehen die Kaufleute der übrigen Handelsstädte diesen Weg vor, da sie in Neu-York leichter Kredit finden, als in Europa. Die Waaren werden von diesem Centralentrepot auf regelmäßigen Paketbooten in alle Häfen der Union gebracht, und von da auf Kanälen oder zu Land im Innern vertheilt. In Folge dieser Verhältnisse sind die Häfen von Georgia, selbst der von Savannah beinahe verlassen. Die meisten fremden Handelshäuser haben sich entfernt, und sind nach Neu-York gezogen. Dennoch bildet sich eine Rivalität gegen Neu-York, welche in einigen Jahren den größten Theil des Handels der südlichen Staaten in Charlestown in Carolina konzentriren wird. Schon gegenwärtig wird ein Theil der georgischen Baumwolle in diesem Hafen eingeschifft. Der Transport von Augusta in Georgien nach

Digitized by Google

Charlestown kostet zwar ¹/₄ Dollar mehr per Ballen, als der nach Savannah, aber da die Schiffsfracht in Charlestown gewöhnlich wohlfeiler ist, so findet der Versender dennoch seine Rechnung dabei. Namentlich hat die Eröffnung der Eisenbahn von Augusta nach Charlestown schon eine große Veränderung in dieser Hinsicht hervorgebracht, der Handel zwischen New-York und Savannah hat seit dieser Zeit schon um 200,000 Dollars jährlich abgenommen, und wenn die Eisenbahn bis nach Athen fortgesetzt seyn wird, so wird sich der georgische Handel fast ganz nach Charlestown ziehen.

Georgien besitzt neben seinem Ackerbau in seinen Goldbergwerken eine Quelle von Reichthümern. Ihr Produkt im J. 1834 erhob sich auf 415,000 Dollars; sie sind einer großen Ausdehnung und Vervollkommnung fähig, und es haben sich einige große Gesellschaften gebildet, um sie im Großen zu betreiben. Bis jetzt sind sie durch die Cherokesen daran gehindert worden, welche diesen Theil des Staats inne hatten, da diese aber nach dem Vertrag, den sie in Washington den 15 Februar 1835 durch eine Deputation mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen haben, das Gebiet räumen, und sich jenseits des Mississippi zurückziehen, so kann man einer großen Zunahme des Ertrags entgegensehen.

P o m p e j i.

(Fortsetzung.)

Ist man nun durch das Thor in die Stadt eingetreten, so bietet sich dem Auge eine gerade Straße dar, deren Seiten mit Resten von Wohnungen degränzt sind. So anziehend für Viele die Gräberstraße war, so sehr sieht mancher beim Eintritt in die erste Straße seine Erwartungen von der Stadt selbst getäuscht. Die Straße ist sehr schmal, der mittlere Raum derselben für die Wagen kaum fünf Fuß breit, die Häuserreihe rechts mit Ausnahme des erstern so sehr beschädigt und zusammengestürzt, daß bloß die Grundmauern noch sichtbar sind, und die Häuser links gleichfalls in höchst verfallenem Zustande — dieß alles kann die Freude, in der Stadt selbst zu seyn, beim ersten Anblick etwas herabstimmen. Allein so wie man in die einzelnen Wohnungen eintritt, so steigert sich wieder das Interesse, und man findet mehr, als man von solchen Ruinen erwarten kann.

In der Wohnung, welche man das Gasthaus des Albinus nennt, sieht man an einer der Boutiquen, die mit derselben in Verbindung stehen, über dem Eingang ein Amulet, grob in Stein gehauen, um den Einfluß des bösen Blickes (fascinum) abzuhalten. Es wurde früher in diesen Blättern (1834. Nr. 330 ff.) von diesem Aberglauben gesprochen, wie er noch jetzt unter dem Namen der Jettatur bei den Bewohnern Neapels herrscht, und wie jetzt ähnliche Gegenmittel gegen den bösen Blick angewendet werden, als man sie in den Ruinen Pompejis sieht. Auch im Theemopolium (Haus, wo warme Getränke verkauft wurden, die Ciceroni nennen es ein Kaffeehaus!) fanden sich solche Amulette, eines von gebrannter Erde, das andere von Bronze, beide zum Aufhängen eingerichtet.

Das sehr bescheidene Häuschen an der Stadtmauer veranschaulicht die Vorstellung von einem Triklinium, das dem Hause den Namen gab. Es findet sich in demselben keine Spur von Luxus, aber lieblich gelegen im Garten ist das Triklinium, und nebenbei steht die Hauskapelle, um die Götter zu ehren.

Das ohne allen Grund nach den Vestalinnen benannte Haus ist in allen seinen Theilen wohl eingerichtet; verschiedene Wandgemälde und einige kostbare Geräthschaften, ein ziemlicher Vorrath von Oel, in Glasgefäßen, von Kastanien, Datteln, Trauben und Feigen zeugen von der Wohlhabenheit des ehemaligen Besitzers.

Im Nebenhause fand man mehrere Instrumente, welche zu chirurgischen Zwecken bestimmt schienen; auf sieben bleiernen von den dort ausgegrabenen 38 Gewichtsteinen liest man auf der einen Seite das Wort: eme, Kaufe; auf der andern: habebis, und du wirst's haben. Was man Zollhaus nennt, war wohl nichts Anderes als ein Stall: der nicht gepflasterte Fußboden, die Gerippe von zwei Pferden, und die Reste eines Wagens scheinen für diese Vermuthung zu sprechen.

Die übrigen Gebäude dieser Stadtgegend bieten wenig Interessantes dar: die Wohnhäuser des Polybius sind beinahe ganz zerstört, eben so die Gebäude auf der rechten Seite des Gäßchens, das vom Brunnen an wieder zur Stadtmauer führt; nur drei derselben sind besser erhalten, und bereicherten das Museum zu Neapel mit mehrern häuslichen Geräthschaften. Am Ende dieses Gäßchens grub man zehn menschliche Skelette aus, worunter auch das eines Kindes, und auf dem Straßenpflaster lagen goldene und silberne Gefäße mit Münzen und mit einer bronzenen Laterne (sie flohen somit bei Nacht): wieder eine Gruppe von Flüchtlingen, die ihr bestes Hab und Gut noch zu retten suchten.

Das Backhaus, in welchem sich drei Handmühlen, ein Backofen sammt einem eisernen Schalter, eine Küche mit ihrem beständigen Zugehör und einem Gußstein sehr wohl unterscheiden lassen, bildet einen Theil des größern Gebäudes, an dessen äußerer Mauer der Name Sallustius steht, das nach einem Wandgemälde auch das Haus des Actäon genannt wird. Geräumig, reich an Gemälden und Mosaiken, gibt es einen Begriff von einem städtischen Wohnhause; bei der Ausgrabung ergab es sich deutlich, daß die Alten selbst schon Nachgrabungen in einigen Zimmern angestellt hatten, indem in diesen nur sehr wenige Geräthschaften gefunden wurden, während andere noch unberührt und vollständig ausgerüstet waren.

Das Haus des Bäckers gleicht seinen Einzelnheiten nach dem so eben erwähnten Backhaus, nur ist Alles in viel größerem Maßstabe vorhanden, namentlich findet sich auch ein Stall für die Thiere, die zu den Mühlen nöthig waren. Der Mechanismus der Mühlen ist sehr einfach, die einzelnen Theile fanden sich hier noch vor, und es war nicht schwer, die Art des Mahlens zu entdecken.

Der ganzen bisher beschriebenen Straße sieht eine Wohnung entgegen, welche für eine antike Apotheke gehalten wird, weil man mehrere Gefäße mit eingetrockneten Medikamenten fand, und an der äußern Mauer eine große Schlange gemalt sieht, welche den Kopf über einen mit Opfer belegten Altar krümmt.

Digitized by Google

An der obern Straßenecke findet sich wiederum ein öffentlicher Brunnen. Ein der Gegend kundiger neapolitanischer Archäolog hat aufs Bündigste nachgewiesen, daß das alte Pompeji, auch in den erhöhten Stadttheilen, das Trinkwasser durch einen Kanal des Sarno erhielt, wie sich auch in dem obern Theile dieses Flusses noch Spuren eines antiken Aquädukts vorfinden. Die auf dem beiliegenden Blatt angezeigte Wasserleitung des Domenico Fontana führt aus demselben Sarno den Bewohnern von Torre dell' Annunciata das Wasser zu.

Da bei der allgemeinen Beschreibung der Wohnhäuser Pompejis die Wohnung des Pansa zu Grunde gelegt wurde, so bedarf solche keiner weitern Erwähnung, und wir bemerken bloß, daß in dem Portikus des Gartens der größte und schönste Candelaber aufgegraben wurde, den das Museum zu Neapel aufzuweisen hat. Hinter den Läden, welche der Vorderseite von Pansas Hause gegenüberstehen, ist in den Jahren 1757—1761 ein großer Raum ausgegraben worden, welcher aber nach der Sitte der damaligen Zeit wieder zugeschüttet wurde und noch jetzt in diesem Zustande sich befindet.

Zu den interessantesten Gegenständen gehören die öffentlichen Bäder. Sechs Eingänge führen zu denselben; in der Mitte des ganzen Gebäudes befindet sich ein unbedeckter Hof, der auf zwei Seiten von einem Portikus umgeben ist: dieser hat an einer Seite Sitze aus Mauerwerk, in deren Mitte der Eingang zu einem kleinen Gesellschaftszimmer führt. Ein schmaler Gang verbindet den Portikus mit dem geräumigen Auskleidezimmer, wo an drei Wandungen Sitze angebracht sind. Von diesem Gemach führt eine Thüre in das Zimmer des kalten Bads (frigidarium), einen runden Saal mit vier Nischen, und in der Mitte die große Badwanne. Man steigt auf zwei Stufen hinab, von denen die eine dazu diente, um bequem im Wasser sitzen zu können. Das Badwasser lief aus einer Zunge an der dem Eingang gegenüberstehenden Wand in die Wanne, sie selbst hat zwei Oeffnungen, die eine im Boden zum Ablassen des Wassers, die andere am Rand, damit das Wasser nicht über die Wanne sich ergoß. Aus dem Auskleidezimmer führet eine andere Thüre in das Zimmer des waemen Bads (tepidarium). Nach den Resten der Verzierungen zu schließen, war dieses Gemach das schönste und reichste des ganzen Gebäudes, eine große Kohlpfanne aus Bronze von ausgezeichneter Arbeit wird noch dort aufbewahrt. An das Tepidarium stößt der Saal für die heißen Bäder, Schwitzbäder (caldarium); er ist mit zwei Wandungen umgeben, in den Zwischenräumen derselben wurde vermittelst eiserner Röhren der Dampf aus drei großen Kesseln in den Saal geleitet, in dem sich die Wanne für das heiße Bad (labrum) und das Schwitzbad (laconium) befindet. Hinter der einen Wand dieses Gemachs sieht man die Kessel, worin das Wasser heiß gemacht wurde, einen großen Wasserbehältee und einen Saal für die Diener.

In der nordwestlichen Ecke des ganzen Gebäudes findet sich, von den so eben beschriebenen Theilen völlig getrennt, mit eigenem Eingang eine andeee Badeeinrichtung in kleinerem Maßstabe, gleichfalls mit einem Auskleidezimmer und den Gemächern für das kalte, warme und heiße Bad; wahrscheinlich war diese Einrichtung für die Frauen bestimmt. Auf drei Seiten umgeben diese öffentlichen Bäder 19 Boutiquen. Unter den vielen Gegenständen, welche in den Bädern gefunden wurden, erwähnen wir die große Anzahl von 1548 kleinen Lampen für einen Docht, sämmtlich aus gebrannter Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das weiße Meer.

(Aus dem russischen Journal für Manufakturen und Handel.)

Schon die geographische Lage dieses Meeres kann einen Begriff geben von dem rauhen Klima; im Winter bedecken sich die Ufer fünf bis sechs Meilen weit ins Meer hinein mit festem Eise, heftige Winde reißen es von dem einen Ufer los, um es an dem andern aufzuhäufen, wo es dann zusammenfriert und große Massen bildet, die man an Ort und Stelle Padnna, öfters auch Gittschera nennt. Im Winter, und noch mehr im Frühjahr, schwimmen auf dem ganzen Meere mächtige Eismassen, die von den Anwohnern Toraß (weiter gegen Osten Toroß) genannt werden, und nicht vor dem Junius verschwinden: an den Ufern verschwindet oft der Schnee den ganzen Sommer hindurch nicht. Darum herrschen in der ersten Hälfte des Sommers bis zum Julius fortwährend Nebel und heftige Winde, welche die Schifffahrt ungemein beschwerlich machen; von der Mitte Augusts an beginnen dunkle Nächte und Kälte, der September aber ist meist stürmisch. Die bessere Jahreszeit dauert also nur von der Mitte Julius bis zur Mitte Augusts.

Das weiße Meer hat, wie viele andere, seine Eigenthümlichkeiten; die Strömung desselben geht längs dem Ufer hin in einer Entfernung von nicht mehr als zwei Meilen, weiter hinein ins Meer, so wie hart am Ufer hat es keine bestimmte Richtung. An der Mündung müssen Ebbe und Fluth sich begegnen, denn das Ansteigen des Wassers stimmt nicht mit der Strömung derselben zusammen; diese ziemlich seltsame Erscheinung erklärt sich folgendermaßen: zu der Zeit, wo die Fluth erst allmählich an das südliche Ufer gelangt, beginnt an der Mündung des Meeres schon die Ebbe; wenn umgekehrt diese zu Ende ist und das Wasser schon wieder zu steigen beginnt, begegnet es der Ebbe vom südlichen Ufer her, die ihre Bewegung noch nicht vollendet hat; hier beginnt ein Kampf, in Folge dessen die zurückgebliebene Ebbe wieder zu steigen beginnt, allmählich der Kraft der Fluth weicht und ihren Lauf ändert, d. h. gegen die Höhe des Meeres umkehrt.

Die Luftspiegelung ist im weißen Meere besonders stark: die flache Küste jenseits des Horizonts stellt sich in Form von Steilfelsen dar, und nicht selten erblickt man Gegenstände, die hinter dem Horizont liegen, stockwerkähnlich in vertikaler Linie über einander.

Die gewöhnlichen Winde auf dem weißen Meere sind im Sommer Nordwind, im Herbst Südwind; die erstern bringen Nebel, die andern Regen; an der unter dem Namen des Corridors oder der Kehle bekannten Meeresenge wehen fast fortwährend Nordost- und Südwestwinde.

Die Anwohner theilen das Ufer ihres Meeres in das östliche und westliche, die wir kurz beschreiben wollen. In Ladias *) und Schnaken fahren sie längs dem Ufer hin, und legen sich bei widrigem Winde in Felsenbuchten. Auf dem Ostufer sind deren sehr wenige: dort fahren nur die Mesener, die nach Archangel oder Nowaja Semlja gehen; auf dem Westufer sind dieser Buchten viele, aber wenige nur für etwas größere Fahrzeuge brauchbar, denn sie sind nicht nur überhaupt klein, sondern viele darunter auch völlig vom Wasser entblößt. Auf dem ganzen weißen Meere sind nur fünf, in denen sich Seeschiffe bergen können: Kaznes, Sosnowez, im Nothfall Troch-Ostrowsk (Drei Inseln), Chisbenst und Morschowez; in der Bucht von Solowez ist das Einlaufen sehr schwer.

Das östliche Ufer von Archangel bis Kanin Noß ist sandig und nicht hoch, nur am Ende erhebt es sich einigermaßen: Holz ist selten und sehr klein, etwas weiter vom Ufer sind ordentliche Wiesen, die ganze übrige Landschaft aber ist mit Moos und niederem Gestrüpp bedeckt. Die Tiefe ist nicht bedeutend, Sandbänke erstrecken sich an einigen Stellen vier Meilen weit ins Meer herein, aber einzelne Sandbänke sind selten. Von der Insel Morschowez an ist die Schifffahrt gefährlich wegen der

*) Ein einmastiges Schiff mit flachem Boden.

Digitized by Google

starken Strömung, der häufigen Untiefen mit bald sandigem, bald felsigem Grunde.

Ansiedlungen finden sich fast an jedem Flüßchen, die bedeutendsten an der Solotniza und Koida, die übrigen sind mehr nur einzelne Häuser an den Anfuhrten. Im Sommer hatten sich hier die Leute auf, welche auf Wallrosse und andere Seethiere Jagd machen, im Winter die Jäger der Landthiere: sie wohnen in zerstreut umherliegenden Bauerhütten, vor denen sie zum Wahrzeichen hohe Stangen mit einem Besen oder einem andern Merkzeichen aufpflanzen; die Ladenfahrer erbauen in solchen Hütten zuweilen Bäder. Jenseits des Flüßchens Tschisha gibt es wenige, jenseits der Kieja gar keine Niederlassungen.

Bis zum Kanin Noß ziehen im Sommer die Samojeden umher, welche im Winter weiter in das Land von Kanin hineinziehen; sie haben die ganze Strecke von Mesen bis an den Ural inne, wo sie mit den Sibiriern, die mit ihnen gleichen Stammes sind, zusammentreffen. Ueber die Benennung Samojeden, die schon Nestor kennt, hat man viel und mancherlei gesprochen: sie selbst nennen sich Chasowo, was in ihrer Sprache einen Mann bezeichnet. Die vom Pustoserst nennen sich Jodezander-Chasowo, was Meeranwohner, oder Arkajander-Chasowo, was Bewohner eines großen Landes bedeutet.

Trotz aller Bemühungen, die Samojeden zum Christenthum zu bekehren, sind doch die meisten von ihnen noch immer Heiden. Ihr oberstes Wesen, Schöpfer und Lenker des Weltalls, heißt Num; die Geister,*) welche über das Benehmen der Menschen Gewalt haben, sind unzählig, und vereinigen gute und böse Eigenschaften in sich. Die Dämonenpriester gebieten den Elementen und beherrschen die Gesundheit der Menschen. Geburt, Hochzeit und Begräbniß sind mit religiösen Ceremonien verknüpft; die Samojeden bauen auch Tempel, haben jedoch nur Bilder der Untergötter darin, den Num bilden sie nicht ab, denn er ist ein unsichtbares Wesen.

Die Männer sind immer mit Jagd oder Fischfang beschäftigt, alle häuslichen Arbeiten aber fallen den Weibern anheim. Diese werden den Eltern abgekauft und mit Rennthieren bezahlt, denn dieß ist der Hauptreichthum der Samojeden: einige haben deren gegen 10,000. Die besten kosten 8 bis 10 Rubel.

Von der Mündung der Dwina bis zur Solotiza heißt das östliche Ufer das Winterufer, und das Vorgebirge Kanes die Winterberge; von der Solotiza bis zum Vorgebirge Woronow, mit Einschluß der Bucht von Mesen, hat das Ufer keinen besondern Namen, eben so wenig von dem Vorgebirge Konuschin bis zum Kanin Noß über das Vorgebirge Nakultin nach der Bucht Tscheskaja, aber von dieser Bucht an bis zur Gränze von Asien heißt das Ufer das timanische, und denselben Namen führt auch das Meer.

Das westliche Ufer von der Mündung der Dwina bis zur Mündung der Nawoloka heißt das Sommerufer, die Berge führen den Namen Sommerberge; von da weiter bis zur Kemi das onegaische, das pomorische Ufer; von der Kemi bis Kandalax das karelische; von Kandalax bis zur Olenitza das kandalagische; von da bis zum Swiätoi (heiligen)-Vorgebirge das terische, und endlich bis zur Gränze von Norwegen das murmanische, oder auch einfach das russische Ufer. Das ganze terische Ufer bis zur Bucht von Babie hat ziemlich guten Boden und auch viel Wald, von da bis zum Swiätoi Noß ist der Boden steinig, mit Moos und nur hie und da mit kriechendem Gesträpp bedeckt.

Die besten Dörfer auf diesem Ufer finden sich an den Mündungen der Flüsse Wardus, Tschawonga, Strelna, Tschapama, Pjaliza und am Ponoi; bis zum Orlow Noß finden sich fast an jedem Flüßchen Fischerhütten, und hie und da auch Lappen-Dörfer; höher hinauf zum Swiätoi Noß und auf dem murmanischen Ufer wohnen sie in Hütten, Weschi genannt, und ziehen im Winter auf die Moose (tundra). Der Hauptreichthum der Lappen wie der Samojeden besteht in Rennthieren, sie haben jedoch weniger als diese letztern und verkaufen sie viel theurer: ein gutes Rennthier kostet bei ihnen gegen 25 Rubel. Der Fischfang und die Jagd wilder Thiere liefern den Lappen ziemlich gute Ausbeute, die sie an die russischen Händler verkaufen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eigentlich Untergötter, tatebi genannt.

Uebersicht der Entdeckungen im Innern von Südafrika.

1. Entdeckungen nördlich von der Kapkolonie.

(Schluß.)

Wenn man die neuesten Karten der südlichen Halbinsel überblickt, so wird man einen großen Landstrich längs der westlichen Küste bis zum nördlichen Theil des Gariep oder Orangeflusses angegeben finden, der von den Mamacquas und Damaras bewohnt ist. Von diesem Lande hat man bis jetzt nur eine höchst unvollkommene Kenntniß; von den wenigen Reisenden, welche es besuchten, wird es als sandig, unfruchtbar und schwach bevölkert geschildert. Auf den Karten findet man hier einen großen Fluß angegeben, früher der Fischfluß, jetzt aber der Borradaile genannt, der das Land durchschneidet, wahrscheinlich aber nur während der Regenzeit mit Wasser versehen ist. Er fällt in den Gariep, und zwar in geringer Entfernung von dessen Mündung.

Ehe wir diesen Theil der Uebersicht, die Länder gegen Norden umfassend, schließen und zu den Entdeckungen längs der östlichen Küste übergehen, dürfte es nicht uninteressant seyn, noch eine kurze Schilderung der auf dem westlichen Gestade der Halbinsel gegen die portugiesische Niederlassung von Benguela hin gemachten Fortschritte folgen zu lassen, und zwar nach dem Bericht von der Aufnahme des Kapitäns Chapman, von der Sloop Eyplegle, welche im Jahre 1824 auf Befehl des Commodore Nourse unternommen wurde.

Die seltsame Anomalie auf den Karten von diesem Theil des afrikanischen Kontinents wird schon mehrern Lesern aufgefallen seyn; ich meine nämlich die flüchtige Bemerkung an der Küstenlinie: „Kein frisches Wasser von der Fisch-Bai bis zur St. Helena-Bai," also auf einer Strecke von mehr als tausend Meilen, während doch zwischen diesen beiden Punkten mehrere Dörfer angegeben sind. Mit was für einem Getränke deren Bewohner ihren Durst löschen, haben die scharfsinnigen Kartenfabrikanten sich nicht die Mühe gegeben anzuzeigen. Die Wahrscheinlichkeit dieser Angabe war schon längst in Zweifel gezogen, und wegen der von vielen Seefahrern bemerkten starken Strömungen von der Küste her das Vorhandenseyn bedeutender Flüsse vermuthet worden. Kapitän Chapman erhob diese Vermuthungen zur Gewißheit, indem er 15 Meilen nördlich von Angra, Walfisch- oder Walfisch-Bai, unter 25° 55′ Breite, einen schönen, schiffbaren Fluß mit gutem Wasser entdeckte, den er Somerset nannte, und unter 17° 10′ Breite einen andern, dem er den Namen Nourse beilegte. Die Eingebornen und die wilden Thiere, welche von der Expedition an verschiedenen Punkten der Küste gesehen wurden, bewiesen zur Genüge, daß Wasser vorhanden sey. Von dieser Expedition wurden die nachstehenden Punkte theils entdeckt, theils besucht:

Elisabeth-Bai, unter 27° Breite.

Angra Peguena, unter 26° 40′ Breite, wo eine von B. Diaz's Säulen, mit der Jahreszahl 1486, noch ganz gefunden wurde.

Spencer-Bai, unter 25° 47′ Breite, eine geräumige und gut geschützte Bucht.

Walvisch-Bai, unter 22° 55′ Breite. Somerset-Fluß.

Nourse-Fluß, unter 17° 10′ Breite.

Fisch-Bai, geräumig, guter Ankergrund, tiefes Wasser, vollkommen gegen alle Winde und Deining geschützt.

Port Alexander, unter 15° 50′ Breite, guter Ankerplatz, tiefes Wasser, vollkommen gegen Wind und Meer geschützt; an seinem Nordkap, Kap Negro genannt, wurde ein anderer Pfeiler von Diaz gefunden.

Die kleine Fisch-Bai, unter 15° 8′ der Länge; ziemlich groß; ein schöner Fluß fällt in dieselbe.

Bottomleß Pit, unter 13° 15′ Länge; eine merkwürdige Bai; kein Ankergrund als am obern Ende und dann in 45 Faden Tiefe.

St. Mary's-Bai, unter 13° 27′ Länge; gut geschützt.

Elephanten-Bai, unter 13° 13 Breite; reichliches Wasser.

Victoria-Fluß, unter 14° 15′ Breite; ein schöner Fluß; süßes Wasser bis dicht zur Barre. Hier wurden Eingeborne gesehen, welche die Sprache von Benguela nicht verstanden, obschon sie in geringer Entfernung von da leben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 290. 17 Oktober 1835.

Ein Jagdabenteuer in Indien.

(Aus dem Schreiben eines Lieutenant Clarke von dem 26sten Sipahi-regimente entnommen.)

Im Junius 1833 reiste ich von Kutsch zu meinem Regimente ab, das damals zu Disa lag. Ich reiste mit einer doppelten Anzahl Bediente, Kamele u. dergl., und da ich immer die einen vorausschickte, so hatte ich nichts zu thun, als von einem Zelt zum andern zu reiten, wo ich immer Alles zu meiner Aufnahme bereit fand. Als großer Jagdliebhaber hatte ich seit meiner Ankunft in Indien Jagdabenteuer mit der größten Begierde aufgesucht, was ich um so leichter thun konnte, da ich fast immer mit Detaschements abwesend war. Das Land, durch das ich jetzt reiste, war namentlich reich an Wildschweinen und schwarzen Böcken, unter denen ich eine große Niederlage anzurichten hoffte.

Am Morgen des 23sten legte ich nach einem tüchtigen Frühstücke den Weg nach meinem Zelte auf einem Hirkara-Kamel *) zurück, und auf meine Frage, was es für Wild in der Nähe gebe, erwiderte mein Jäger (Schikari): „Wildschweine in Menge." Augenblicklich ließ ich die Pferde vorführen, bestieg mein Lieblingspferd, einen Araber, der mich schon auf mancher Schweinsjagd getragen, und begleitet von drei Bedienten und 11 Kuli's oder Treibern machte ich mich auf den Weg. Das Land war undulirend, mit zahlreichen kleinen Tamariskengebüschen besetzt, in dieser Jahreszeit ohne eine Spur von Anbau. Schon waren wir ziemlich weit geritten, ohne etwas Anderes als einige Ferkel aufzustöbern, die wir unbeachtet laufen ließen, meine Geduld und meine gute Laune waren fast zu Ende, als mein Schikari mir die Fährte eines großen Ebers zeigte. Sie schien ganz frisch und ich beschloß ihr zu folgen. Wir ritten eine halbe Stunde weit, ohne ihn aufzufinden, als wir beim Umwenden um die Ecke eines kleinen Wäldchens plötzlich auf einen todten Ochsen stießen, etwa dreißig Schritte davon war ein zweiter, und kaum hundert davon der Eber den wir suchten. Die Kuli's sammelten sich plötzlich umher, und ich vernahm die Worte: Löwen! Löwen!

Aufgebracht über die vereitelte Hoffnung stieg ich ab, und mein Schikari zeigte mir die Löwenfährte. Wir konnten deutlich unterscheiden, daß es ihrer sechs waren, und da sie gewöhnlich bei Nacht zurückkehren um ihre Beute zu verzehren, so zweifelte ich keinen Augenblick, daß sie in der Nähe seyen. Ich ergriff ein Gewehr, und überredete nicht ohne Mühe die Kuli's, der Fährte zu folgen, sie führte uns nach einer mit Tamarisken bewachsenen Schlucht, die im rechten Winkel auf den nahen Fluß Burnasse zuführte. Wir drangen in das Gebüsch, jeden Augenblick erwartend, auf die Löwen zu stoßen, was um so gefährlicher war, als die Tamarisken, die nur etwa mannshoch sind, ein sehr dichtes Gebüsch bilden. Indessen kamen wir durch, ohne einen Löwen gesehen zu haben, und entdeckten jetzt, daß fünf sich gegen das Bette des Flusses hingeschlichen, und der letzte, ein sehr großer, auf einen Umweg wieder ins Dickicht und zwar gleichfalls gegen den Fluß hin gedrungen war. Diesem beschloß ich zu folgen. Bald fanden wir ihn am Rande des Flusses im Gerölbricht. Kaum war ich hineingetreten, als ich einen Schrei hörte, und als ich um einen Busch herumging, der mir die Aussicht versperrte, erblickte ich eine ungeheure Löwin, die mit furchtbaren Sätzen davon eilte: ich schoß und fehlte, worauf ich meinem Bedienten zurief sie im Auge zu behalten. Er spornte sein Roß, kehrte aber bald zurück mit der Nachricht, sie hätte sich in eine große Höhlung geflüchtet. Er führte mich bis auf eine Entfernung von 40 Schritten zur Stelle, wo sie lag und uns anstarrte. Ich hob mein Gewehr und schoß, sie erhob ein furchtbares Gebrüll und stürzte heraus, — ich hatte sie in die Schulter getroffen, denn als sie durch das fast trockene Bette des Flusses setzte, ging sie auf drei Füßen. Mein Bedienter folgte ihr, sie wandte sich aber unter furchtbarem Gebrüll gegen ihn um, er eilte rasch hinweg, und sie stellte sich unter einen einzelnen Baum. Hier stand sie gerade vor uns, fast so groß, wie ein Ochse, die Zunge herausgehängt, peitschte die Seiten mit dem Schweif und brüllte furchtbar. Ich schickte nun alle meine Begleiter zurück, spannte den Hahn, nahte ihr langsam bis auf 40 Schritte, brannte los und traf sie, wie ich glaube, in den Bauch. Als sie den Schuß erhielt, senkte sie den Kopf und stürzte gegen mich, als wäre sie tödtlich verwundet; plötzlich aber, kaum noch zehn Schritte von mir, wandte sie sich abermals um gegen das Flußbett, ging nach dem andern Ufer und dort in ein dichtes Gerölbricht.

Meine Leute drängten sich um mich, und versicherten, sie sey

*) Ein Lauftamel, wie es die Kouriere, Hirkara, reiten.

Digitized by Google

tödtlich verwundet, ich selbst fing an sie für ein feiges Thier zu halten, und glaubte, ich hätte nichts mehr zu thun, als mich meiner guten Beute zu bemächtigen. Alsbald lud ich mein Gewehr von Neuem, und obgleich die Sonne im Zenith stand, und die Hitze ungemein groß war, folgte ich ihr doch immer noch zu Fuße. Wir drangen jetzt in das Gebüsch ein, das so dick war, daß ich nicht einen Schritt vor mir sehen konnte. Eine Zeit lang ging ich vorwärts, ohne auf etwas zu stoßen, bis endlich einer der Kuli's ausrief: „Sahib, Sahib, hörst du nichts?" einen Augenblick herrschte Todtenstille, dann hörte ich deutlich das Schnauben eines wilden Thieres; ich blickte mit gespanntem Auge nach der Richtung hin, konnte aber immer noch nichts sehen. Inzwischen hatten alle Kuli's die Flucht ergriffen, und mich mit meinem Schikari allein gelassen, der jetzt ausrief: „dort Sahib, doet im Busch." Jetzt bemerkte ich die Löwin, die da saß, wie ein Hund, und mit ausgereckter Zunge uns anstarrte. Ich erhob mein Gewehr, aber von Aufregung und Hitze zitterte mir die Hand so sehr, daß ich überzeugt war, ich würde fehlen. Ich ließ das Gewehr sinken, und sagte meinem Schikari, er solle schießen; er war ein vortrefflicher Schütze, der in meiner Gegenwart eine Bouteille auf 120 Schritt zusammengeschossen hatte, aber er rief: „nein, nein, Sahib, ich kann nicht schießen, ich fürchte mich sie nicht zu treffen." Ich drohte, ihn zu erschießen, wenn er noch zaudere, gab ihm das Gewehr in die Hand, und ging um ihm Muth zu machen, ein wenig auf seine linke Seite. Er schoß, fehlte, warf das Gewehr hinweg und floh. Im Augenblick, wo das wüthende Thier den Schuß hörte, sprang es heraus. Einen Augenblick hielt ich inne, dann wandte ich mich und floh, um mein Leben zu retten. Der Boden war schwerer Sand, ich hatte Sporen und Reitkamaschen an, und war darum nicht weit gekommen, als ich hart hinter mir das Brüllen der Löwin hörte. Ich blickte um, sie war nur noch einige Schritte von mir, ich suchte auf die Seite zu springen, aber mein Muth sank und meine Beine versagten mir den Dienst. Mit einem Sprunge stürzte sie mich zu Boden, wäre ihr Bein nicht zerbrochen gewesen, der erste Schlag hätte mich sicherlich getödtet. Sie packte mich am untern Theil des Rückens, schüttelte mich wie die Katze eine Maus, und zerriß mich fürchterlich; dann warf sie mich auf das Gesicht zu Boden; packte nun meinen linken Arm, und biß und nagte daran, daß ich im Wahnsinn des Schmerzens den rechten Arm ausstreckte, und sie am Ohr packte. Sie ließ jetzt meinen linken Arm los und packte meine rechte Faust: inständig betete ich, daß der Tod mich erlösen möge. Augenscheinlich erschöpft streckte sie sich jetzt der Länge nach nieder, eine Tatze auf meinem rechten Schenkel, die andere etwas zurückgezogen zwischen meinen Füßen: die Zunge ausgereckt und schnaubend wie ein matter Hund starrte sie mir gerade ins Gesicht. Ein undeutliches Gefühl sagte mir, mein Auge könnte sie vielleicht schrecken, so erhob ich denn meinen Kopf etwas — denn sie hatte mich auf eine erhöhte Stelle hingeworfen, — und wir lagen und schauten einander an.

Mein indischer Bedienter, der zehn Jahre bei mir gewesen war, hatte sich inzwischen auf zwölf Schritte genähert, und ich hörte ihn rufen: „o Gott! o Gott! Sahib, was soll ich thun? das Pferd will nicht näher heran." — „Laß es laufen und hilf mir!" er kam aber nicht, und ich wagte meinen Kopf nicht zu drehen und mein Auge nicht abzuwenden. „Großer Gott! Du wirst deinen Herrn nicht sterben lassen wie einen Hund, ohne ihm zu helfen?" Er kam nicht und ich vernahm nur seine Schreckensrufe. Endlich, als mir das Auge vereing und der Tod unvermeidlich schien, da sprang das Thier von mir auf, rannte etwa 20 Schritte weit weg, und — fiel todt nieder.

Jetzt sammelten sich meine Leute, und trugen mich nach dem nächsten Dorfe. Ich war fast nackt, meine Kleider waren in Streifen zerrissen; zwei- oder dreimal fiel ich in Ohnmacht, bis ich dort ankam. Sie wuschen meine Wunden mit warmem Wasser, verbanden sie mit leinenen Lumpen, und führten mich nach meinem Zelt. Mein Bedienter ritt auf meinem Lauftamel vierzig Meilen weit, bis er einen englischen Offizier traf. Dieser kam eilig herbei, und geleitete mich nach einer englischen Station, wo ich in der Mitte des vierten Tages ankam, nachdem mich meine Leute 100 Meilen getragen, und die um meine Wunden geschlagenen Lumpen angefeuchtet hatten, damit sie nicht daran kleben möchten. Sieben Wochen lang konnte ich mein Bett nicht verlassen.

Ich behalte den Schädel meiner furchtbaren Feindin, die Trophäe meines schwer errungenen Siegs.

P o m p e j i.

(Fortsetzung.)

Durch einen ziemlich verfallenen Triumphbogen tritt man auf das Forum; die Größe des regelmäßigen Platzes, der Portikus, der in doppelter Ordnung ihn umgibt, die Gebäude rings umher übertreffen die Erwartung, die man von dem Forum einer Provinzialstadt sich hat machen können. Wie das Forum ehemals gewesen seyn mag, stellen unter den kleinen Umrissen des beiliegenden Blattes die beiden Durchschnittsansichten dar. Welchen Antheil an der Zerstörung des Forums das Erdbeben von 63, oder das am Tage des Untergangs, oder die Verschüttung selbst gehabt haben mag, läßt sich nicht bestimmen. Das erste Gebäude, das in die Augen fällt, ist der Tempel, den man ohne hinreichenden Grund dem Jupiter geweiht seyn läßt. Auch er findet sich unter den kleinen Umrissen, seine jetzige Ansicht ist in der untern Landschaft herausgehoben. Es scheint, daß dieser Tempel im Jahre 63 durch das Erdbeben zusammengestürzt, und daß man im Jahre 79 mit der Wiedererbauung beschäftigt war. Mehrere Stufen führen zum Vorhof (pronaos), und von da zum innern Tempel (cella). Obgleich man verschiedene Kunstgegenstände aus Bronze und Marmor — letztere sämmtlich Fragmente — im Tempel gefunden hat, so entsprachen die Ausgrabungen doch nicht dem äußern Umfang des großen Tempels, weßhalb obige Vermuthung, daß er im Jahre 79 nicht zum Dienste eingerichtet war, nicht unwahrscheinlich ist; auch war es auffallend, in einem unterirdischen Kabinet eine Menge von architektonischen Stücken vorzufinden, die hier wie in einem Magazin aufbewahrt zu seyn schienen.

Digitized by Google

Noch ansehnlicher muß der Tempel der Venus gewesen seyn, allein auch er ist zum größern Theil zusammengestürzt: Wandgemälde, Statuen und eine Menge von Inschriften haben denselben gezierl. Die Basilica steht an der untern Ecke des Forums, ehemals wohl das prächtigste Gebäude der Stadt; ein Portikus mit zwei Säulenreihen geht rings im Innern des Gebäudes her, die innere Reihe korinthischer, die äußere jonischer Ordnung. Im Hintergrund ist die erhöhte Tribune.

Dem Tempel des Jupiter gegenüber am untern Ende des Forums stehen drei Curien, wo wahrscheinlich die öffentlichen Akten und die öffentlichen Gelder aufbewahrt wurden. Diese Gebäude sind jeden Schmucks beraubt.

An der östlichen Seite des Forums steht obenan der Tempel des Augustus, oder das Pantheon. In den Läden, welche denselben von zwei Seiten umgeben, wurden viele Kunstschätze gefunden, und verschiedene Gegenstände aus gebrannter Erde. Die Architektur des Gebäudes zeugt von einem edlern Geschmack, als sonst an den öffentlichen Gebäuden Pompejis gefunden wird, und die zahllosen Wandgemälde, welche den Tempel zierten, sind von großem Werthe; diese wie die zwei Statuen der Livia und des Drusus sind nun in Neapel.

Das erste der Nebengebäude, das einen großen Saal in Halbkreisform mit einem Altar in der Mitte und mit Sitzen und Nischen enthält, wird für den Ort der Decurionen und das andere für einen Tempel des Quirinus gehalten; beide Gebäude boten durchaus nichts Interessantes dar. Das große Gebäude der Eumachia besteht aus einem Saale (chalcidicum), einem unterirdischen Gang und dem Portikus, und ist von der genannten Priesterin Eumachia aus eigenen Mitteln erbaut worden, wie die Inschrift am Architrab ausweist. Das Chalcidicum ist geschmückt mit Marmor aller Art, durch eine große Pforte geht man zu dem Portikus, in dessen Hintergrund die Statue der Concordia war.

Vom Forum führen zwei Straßen nach den Theatern, die eine an den Curien, die andere am Chalcidicum vorbei. So viel häusliche Geräthschaften, zum Theil Kostbarkeiten in den Wohnungen der ersten Straße gefunden wurden, so wenig Interessantes bieten die Wohnungen selbst dar. Rechts von der Straße in der Nähe des Hauses, das nach dem Kaiser Joseph benannt ist, wurde früher die ganze Straße ausgegraben, und nach der Sitte der Zeit wieder verschüttet, so daß nur noch jenes Haus zugänglich ist.

Das dreiseitige Forum ist, so weit es überhaupt ausgegraben wurde, mit einem Portikus von 100 Säulen umgeben, die einen herrlichen Anblick gewähren; man glaubt, daß es vor der Herrschaft der Römer über Pompeji gebaut worden ist. Mehrere Skelette mit goldenen Ringen und andern Kostbarkeiten wurden hier aufgegraben. Der Tempel des Herkules ist größtentheils Ruine, und wie er in den kleinen Umrissen dargestellt ist, gleicht er dem Tempel zu Pästum, mit welchem er auch Aehnlichkeit gehabt haben mag.

Die Cisterne neben dem großen Theater diente zum Ablauf des Wassers aus demselben. Die Bedeutung des ersten Gebäudes an der Straße, das gewöhnlich Tribunale genannt wird, kann erst bestimmt werden, wenn die bis jetzt nicht genügend entzifferte oscische Inschrift im Innern desselben enträthselt seyn wird. In den zwei Zimmern dieses Gebäudes, gegen das Forum hin, fanden sich mehrere Amulette, unter andern zwei Hände von Glas, welche das Zeichen far le fiche darstellen, und eine von Elfenbein mit demselben Zeichen. (Vergl. Ausland 1834. Nro. 352.)

Der merkwürdige Isistempel ist bei dem Erdbeben im J. 63 zusammengestürzt, und durch Numerius Popidius aus eigenen Mitteln wieder erbaut worden, wie die Inschrift mit klaren Worten sagt. Wahrscheinlich bewirkte der Handelsverkehr, in welchem die Pompejaner mit den Alexandrinern in Aegypten standen, dieser Gottheit einen Tempel in Pompeji. Das Gebäude ist nicht sehr groß, bloß 68 Fuß lang und 60 breit. Ein Portikus von dorischen Säulen umgibt den Tempel. Im Innern findet sich das isolirt stehende Sacrarium, zu dem sieben Stufen führen: hier waren die zwei berühmten Tafeln der Isis, und auf dem Altar die Bruchstücke einer Statue der Isis. An den beiden Seiten des Tempels sind zwei andere Altäre, der eine zum Verbrennen der Opferthiere, der andere zum Aufbewahren der geheiligten Asche, die sich hier in großer Menge vorfand. Aus der Menge der kostbaren Gegenstände der Wandgemälde, die beinahe alle auf die Isis sich beziehen, und der Statuen zu schließen, war dieser Tempel einer der reichsten in Pompeji; da aber jetzt die Kostbarkeiten alle im Museum zu Neapel sich befinden, so gewähren seine entblößten Wände keinen freundlichen Anblick. In einem der unterirdischen Zimmer, von denen eines gerade unter dem Hauptaltar ist, fand man ein Menschenskelett aus, und bei ihm Reste von Lebensmitteln, kleine Knöchelchen, Vasen und Trinkgefäße, weßhalb man vermuthen will, daß hier ein Priester während des Essens von der Katastrophe überrascht worden ist. In einem andern Gemach fand man ein anderes Skelett und neben ihm eine Art, und in den Mauern zwei Oeffnungen, woraus man auf einen Rettungsversuch schließen will.

Dem Isistempel zur Seite steht wieder ein Tempel, der kleinste unter allen in Pompeji; der eine läßt ihn dem Aesculap geweiht seyn, wie Winkelmann, der andere dem Priap, der dritte dem Jupiter und der Juno.

Eine besondere Aufmerksamkeit erregt das Haus des Bildhauers, der in voller Arbeit begriffen war, als der Unglückstag über die Stadt einbrach. Man fand darin halb vollendete Statuen, einen Marmorblock halb durchsägt und die Säge in der Nähe, und viele andere Instrumente.

Die ersten Spuren des großen Theaters oder des tragischen zeigten sich 1764, und die des kleinen oder des Odeums 1769. Allein es ist kaum glaublich, daß sie erst 30 Jahre nachher völlig ausgegraben wurden. Die einzelnen Theile eines alten Theaters, die Bühne, das Orchester, die Reihen der Sitze, und die Ausgänge lassen sich sehr genau nachweisen. Das kleinere Theater war bedeckt und ist besser erhalten, das größere aber war nach des Dio Cassius Angabe mehr geziert: allein bei seiner Ausgrabung fand es sich, daß schon früher nachgegraben worden war, denn es war in seinen obern Theilen aller Marmorplatten entblößt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gold in Canada.

Das American Journal of Science enthält hierüber Folgendes: Man findet reines Gold etwa 50 (englische) Meilen südlich von Quebec, und zwar in einem kleinen Flusse, der sich in die Chaudriere ergießt, und über einen Boden fließt, der, wie ich vermuthe, aus Talkschiefer besteht. Schon vor mehrern Jahren wurde in dieser Nachbarschaft gleichfalls Gold gefunden, das Stück war flach und eiförmig, wog 10,63 Gran und hatte ein spezifisches Gewicht von 15,7. Die geologischen Verhältnisse des Muttergesteins scheinen denen der russischen und nordamerikanischen Goldgruben zu entsprechen. Es ist bemerkenswerth, daß in der Nähe des Orts, wo jenes Stück gefunden wurde, schon mehrere Jahre früher einige Bauern eine Mine bearbeiteten; ich besuchte sie im Jahre 1825, und fand einen Schacht von 10 Kubikfuß in talkartigen Schiefer eingeschlagen, das vorherrschende Gestein in der Nähe war Serpentin. Später habe ich erfahren, daß dieser Schacht jetzt über 50 Fuß tief ist. Zur Zeit meines Besuchs sagte man, sie suchten Silber, und da ich glaubte, der trügerische Silberglanz des Talks habe sie betrogen, so suchte ich sie von ihrem erfolglosen Unternehmen abzuhalten. Der Fortgang der Sache soll nicht sehr ermunternd gewesen seyn, indeß ist es kaum denkbar, daß sie so viele Jahre bei einem Unternehmen beharrt haben sollten, das sich als so gar nicht lohnend erwies, und ich halte es daher bei Vergleichung mit dem obenangeführten Goldfunde für wahrscheinlich, daß sie auf einige kleine Goldlager gestoßen sind.

Ueber das weiße Meer.

(Fortsetzung.)

Nach dieser flüchtigen Uebersicht des Landes kommen wir an die Beschreibung des Fischfanges und der Jagd der Bewohner, die viel Eigenthümliches haben, nicht nur hinsichtlich der Anordnung und Ausführung des Ganzen, sondern auch in Betreff der Sprache. Eine große Menge Gegenstände aus ihrem häuslichen Leben, beim Fange der Thiere, manche Erscheinungen der Natur, unter der sie leben, haben besondere, sonst nirgends bekannte Benennungen; selbst der Kompaß, der einzige Führer dieser Argonauten, die auf ihrem offenen, gefahrvollen Meere weder Karten noch Loges kennen, verdient Aufmerksamkeit, weil er ihnen ganz eigenthümlich ist.

Die Einwohner von Archangel und fast alle Anwohner des weißen Meeres beschäftigen sich im Winter mit der Jagd der Landthiere; vom Frühjahr an begeben sie sich wieder aufs Meer, und erlegen noch auf dem Eise die verschiedenen Arten von Seethieren. In den ersten Tagen des März begeben sie sich aufs Eis, wenn fast alle Seehundsarten anfangen sich zu paaren und in großen Heerden aufs Eis kommen. Mit dieser Fahrt sind meist nur arme Leute beschäftigt, die von dem Eigenthümer des Fahrzeugs gewöhnlich den vierten Theil ihrer Beute als Lohn erhalten; dieser Lohn heißt Pokrut und die Jäger erhalten deßhalb die Benennung Pokrutschtschik.*) Von dem, der sie aussendet, erhalten sie Kleidung, Proviant für einige Monate und alle nothwendigen Geräthschaften, als gezogene Gewehre, Lanzen, Harpunen u. dgl. Ihr Sammelplatz sind die Winterberge: dort errichten einige Arbas zusammen eine Gesellschaft, die sie die Kesselgesellschaft nennen. Die von der ganzen Gesellschaft erlegten Thiere werden zusammengelegt und nachher zu gleichen Theilen an die Mitglieder vertheilt.

Der Fang der Seehunde wird auf Karbasen oder Schnaken von 25 bis 35 Fuß Länge, 7′ Breite und 3½′ Tiefe betrieben. Sie beladen das Schiff mit einigen Lebensmitteln, mit Holz und den zur Jagd nöthigen Waffen und Geräthen, und fahren aufs offene Meer hinaus nach den auf Sandbänken anstehenden Toraffen oder noch schwimmenden Eisblöcken, auf denen sich die Seehundsarten um diese Zeit aufhalten: die so gefundenen Heerden werden Salioschka**) genannt. Nun gehen die Jäger so auf die Heerde los, daß ihnen der Wind entgegen bläst, umringen sie allmählich, schneiden ihnen alle Wege zur Flucht ab und fangen dann an sie mit Prügeln todt zu schlagen; die Haut mit dem Fette wird dann sogleich abgestreift, der Körper aber, den sie Rauschka nennen, ins Meer geworfen. Bei diesem Fange ist es sehr schwer den Thieren den Weg nach dem Wasser oder den Vertiefungen im Eise abzuschneiden, welche die Seehunde dadurch, daß sie in Haufen über einander hinrollen, ins Eis machen. Um das Zerfließen des Fetts zu hindern, reihen sie alle Felle an einem Riemen von 50 Fuß Länge an einander und lassen sie vom Schiff ins Wasser hinab; am Ende des Riemens befestigen sie einen Haken (kutilo), und wenn sie daran so viele Felle gehängt haben, daß es zu schwer wird, sie hinter dem Schiffe nachzuschleppen, so rudern sie, wo es sich eben trifft, ans Ufer, und überlassen ihre Beute an Aufkäufer oder legen sie in Gruben, die sie mit Steinen zudecken, und machen sich dann von Neuem an die Jagd, ohne zu fürchten, daß ihnen ihre Grube ausgeplündert werde; dieß geschieht unter den Seehundsjägern niemals. Wenn sie auf einem Toraß so viele Robben erschlagen, daß sie nicht im Stande sind, alle auf einmal mitzunehmen, so setzen sie ihre erste Ladung am Ufer ab, und fahren dann hinaus, um wo möglich den Toraß zu finden und das Zurückgelassene abzuholen. Die Beute, welche vom Sturm ans Ufer geworfen wird, gehört dem, der sie zuerst findet. Manchmal gehen wagehalsige Jäger fünf bis sechs Werste weit auf dem Ufereis hinaus, wo es sich denn wohl trifft, daß sie von einem Landwinde aufs Meer hinausgetrieben werden, und nach einigen Tagen am entgegengesetzten Ufer landen, nicht selten aber auch auf dem Eise umkommen.

Diese mühselige und gefährliche Jagd dauert bis zum Dreifaltigkeitstage, zu welcher Zeit alle Seehunde auf den Ocean hinausgehen, dann sammeln die Jäger ihre Leute und kehren zurück, liefern die Felle oder das ihnen von den Aufkäufern eingehändigte Geld ab, geben Kleidung, Waffen und den noch übrigen Proviant zurück und erhalten ihren Pokrut.

Der Fang der Bielugen*) dauert fast den ganzen Sommer hindurch, und wird am ganzen Ufer des weißen Meeres, selbst in der Mündung der Dwina auf den Inseln getrieben. Die Fischer bilden mehrere Gesellschaften, jede zu 4 Karbasen oder 20 Mann. Sie sind auf dieselbe Weise ausgerüstet, wie die Seehundsjäger, und außerdem haben sie noch in jedem Karbas ein Netz von 200 Saschenen Länge und 6 Saschenen Breite. Sie sind aus Schnur gedreht, die zwölf- oder mehrfach genommen ist, mit Augen oder Schleifen von 1½ bis 2 Fuß. Jede Gesellschaft hält immer ein Schiff im Meere auf der Wache. Erblickt man einen Bielugen vom Meere aus, so treiben sie ihn gegen das Ufer oder gegen Untiefen, werfen nun die Netze aus, verbinden sie mit einander und suchen das Thier einzuschließen; in dem Maße, als der Kreis sich verengt, nimmt man einzelne Netze heraus, und wenn endlich nur noch Ein Netz im Wasser ist, so fahren zwei Schiffe in den Kreis und suchen dem aus dem Wasser hervorkommenden Thiere ihre Harpunen in den Leib zu stoßen; das Thier fliehet in die Tiefe, stürzt sich mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Seiten; wie einen Span schleppt es den Nachen nach sich, von dem aus man indeß die Leine vom Harpunen auslaufen läßt, müht sich ab und wird allmählich schwach, worauf man es ans Schiff heranzieht und mit Lanzen vollends todt sticht. Zwei Karbasen schleppen dann das bezwungene Thier ans Ufer, die beiden andern bleiben draußen, um die Netze aufzuwinden.

Sobald sie am Ufer sind, zerhauen sie die Haut mit dem Fett der Länge nach in vier Theile und ziehen sie sogleich ab, schneiden das Fett in Stücke und legen es in Fässer, die Haut aber vergraben sie im Moos, um nachher die dünnen Plättchen an der innern Seite (alaper) davon losstrennen zu können, dann schmieren sie es mit Fett ein, kneten und reinigen es, und schneiden es endlich in Riemen. Das Fleisch werfen sie manchmal ins Meer, manchmal lassen sie es den Vögeln zur Speise liegen. Bielugen, die man mit dem Gewehr erlegt hat, sinken stets früher, als man dazu kommen kann, sie herauszuziehen.

(Schluß folgt.)

*) Ein ganz ähnliches Wort „Pokrutschenik" bedeutet in Sibirien einen gemietheten Zobelfänger.

**) Was in Haufen beisammen liegt.

*) Der Bielugа oder Bielucha ist ein Seethier vom Geschlechte der Delphine (delphinus leucas), der im nördlichen Ocean und im Eismeere lebt. Man darf ihn nicht verwechseln mit dem Fisch Bielуga (Hausen), den man in vielen Meeren fängt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 291. 18 Oktober 1835.

Bemerkungen auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

2. Reise von Pskow nach Polozk.

Die glühendste Einbildungskraft eines Romandichters würde erkalten auf dem Wege von Pskow nach Ostrow, und selbst eine deutsche Geduld auf dieser mühseligen Fahrt sich erschöpfen. Zu hundert Werften brauchte ich achtundzwanzig Stunden, und dreimal mußte man bei Bauern Vorspann nehmen. Rechts und links am Wege war Sand, Gestrüppe, Wald, Koth und abermals Sand, und abermals Gestrüpp und ewig dasselbe. Die Bevölkerung ist, wie sich von selbst versteht, ausnehmend schwach, nicht Ein ordentliches Dorf, nicht Ein herrschaftliches Schloß am Wege. Der größte Theil der Poststationen ist in Bauernkneipen, und das sind noch die besten, denn hier sieht man wenigstens lebendige Wesen, Hühner, Lämmer, und die geehrten Gemahlinnen der Posthalter, die einen mit Thee tränken und mit Eierkuchen füttern. Ich muß gestehen, bis jetzt habe ich noch nicht errathen können, um was denn eigentlich hier die liefländischen Ritter, die Letten und Polen sich rauften. Sand und Koth müssen damals in höherem Preis gestanden seyn.

Hier ist nun Ostrow (Insel), oder wie man ehemals sagte, die Stadt auf der Insel. Die Trümmer des Schlosses auf dieser von der Welika bespülten Insel sind malerisch und ziemlich gut erhalten. Ueber die Zeit der Erbauung weiß man nichts Gewisses. Doch ist zu vermuthen, daß dieß im grauen Alterthum geschah, obwohl die Inschrift auf der Kirche nur aufs sechzehnte Jahrhundert zurückgeht. Das hiesige Schloß diente wahrscheinlich Pskow als Vormauer gegen die tapfern Kriwitschen und nachher gegen Polen. Die jetzige Stadt ist auf dem festen Lande am Ufer der Welika erbaut, und mit der Insel durch eine Bockbrücke verbunden. Die Stadt ist von Holz erbaut, und hat nur Eine gepflasterte Straße. Die Einwohner, etwa 1150 an der Zahl, beschäftigen sich meistens mit Ackerbau; Kaufleute gibt es achtundzwanzig. Gott und dem Kaiser sey's gedankt, daß es hier eine Kreisschule und zwar eine gute gibt. Gewerbsthätigkeit ist keine hier, und was heißt eine Stadt ohne Gewerbsthätigkeit und ohne Handel! Was hilft eine solche Stadt dem Landmann, der sich nur durch die Städte heben kann, die ihm seine Erzeugnisse abnehmen, und ihn mit den Früchten ihrer Gewerbsthätigkeit versehen. Wäre keine Kirche, kein Gericht und keine Schule hier, so wäre Ostrow dasselbe, was Isborsk und Petschora sind, und man könnte sie weder eine Stadt, noch ein Dorf nennen.

„Ich will Pferde haben." — „Es kann nicht seyn." — „Gibt es vielleicht keine." — „O ja, aber ich kann keine hergeben. Wir erwarten die Petersburger Post." — „Wann kommt diese?" — „Das kann ich nicht sagen, wir erwarten sie in der Nacht. Vielleicht kommt sie heute noch, wo nicht, doch morgen." Ich wollte mit Vorspannpferden weiter fahren, allein man forderte fünfzig Rubel für zwei Stationen. Ich beschloß in Ostrow zu bleiben, so lange es eine Möglichkeit wäre, die Reise mit der Post fortzusetzen.

Lange, breite (Styl der russischen Romantiker) und tiefe dreißig Stunden saß ich in Ostrow, stählte und opferte meine Geduld, und suchte aus meinem Herzen einen häßlichen, unbekannten Gast zu vertreiben, den Neid. Ich war nie neidisch, hier aber fing ich mit Einemmal an, diejenigen zu beneiden, welche nicht nöthig haben, dreißig Stunden in Ostrow hinzusitzen. Seltsames Gefühl um den Neid! ich betrachtete ihn durch mein Verstandesmikroskop wie ein antediluvianisches Insekt, und begreife jetzt, wie man Kritiken schreiben kann aus Neid, wie man Freunde von ihrem Platze verdrängen kann aus Neid u. s. w.

Indeß hatte ich in Ostrow doch manches Gute, namentlich ein reinliches, ordentliches Zimmer im Wirthshaus auf der Poststation, und an dem Posthalter, einem russischen Kaufmann, einen dienstfertigen und guten Wirth. Er half mir auch aus Ostrow hinaus zu kommen, und am folgenden Tage reiste ich ab über Einja und Wyschgorodok.

Der Name Wyschgórodok*) spricht für sich selbst. Dieß ist der äußerste Punkt des pskow'schen Gouvernements, der alten Republik Pskow, ein sehr spitz zulaufender Berg, auf dem in alter Zeit eine kleine Festung stand. Jetzt steht hier eine Kirche. Der Weg hinter Ostrow ist besser und das Land bietet einen freundlichern Anblick dar: hier sieht man auch herrschaftliche Häuser mit Maierhöfen und angebauten Feldern. Von Wyschgorodok an betrat ich das Gouvernement Witebsk.

Das gemeine Volk des pskow'schen Gouvernements unterscheidet sich von den einem andern Stamm angehörigen Tschuden

*) Wörtlich: das obere Städtchen oder die Citadelle.

Digitized by Google

(Esthen), von den Letten seinen Nachbaen, so wie von den weißrussischen Slawen duech Wuchs und Leibesbeschaffenheit, wie durch Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise und geistige Fähigkeiten. Die Pskowitschen stehen in geistigee Hinsicht untee den Großrussen der Gouvernements bei und jenseits Moskaus, aber weit über den Weißrussen, Esthen und Letten, und gleichen in physischer und geistiger Hinsicht dem Nowgoeoder. Der Pskowitsche ist größer, gedrungener, stärker, aebeitsliebender und mehr zu gewerblicher Thätigkeit geneigt. Zwischen zwei Beanntweinliebenden Völkern, den Esthen und Weißeussen, eingeschlossen liebt der Pskowitsche hitzige Getränke mehr als dee Großeusse, und hat auch die finnische Faulheit angenommen. Die Pskowitschen haben ihre eigene Aussprache, die allen Nachkommen der Keiwitschen, Sjewerier, Deägowitschen und Radimitschen eigen ist, d. h. sie sprechen in vielen Woeten d wie ds, und t wie ts, und verderben viele Worte, indem sie die letzten Buchstaben oder Sylben nicht aussprechen. Die Kaufmannsfeauen und Bürgerweiber von Pskow haben ihee eigenthümliche Teacht, welche indeß schon außer Gebeauch zu kommen anfängt. Was ist von Volksaufkläeung zu sagen? in den Städten können einzelne ein wenig, gebrochen und schlecht genug lesen, einen der Aet gelebeten Bauer habe ich aber nicht getroffen, obgleich ich mich mit jedem in ein Gespräch einließ, der mir in den Wuef kam. Was sie von Moskau, Piter, *) Riga, Esthland, Litthauen, Polen und Deutschland wissen, erfahren sie von Fuheleuten und alten Soldaten. Man bemerkt bei ihnen nicht die Fröhlichkeit und die Liebe zu Gesang und Spiel, wie bei den Großrussen. Mit Ausschluß der Kreisbauern sind die Landleute im Allgemeinen aem, und an dem Wege auf dem ich reiste, leben sie unsaubee in elenden Hütten. Bei den Branntweinschenken fand ich allenthalben eine Menge Menschen versammelt.

Der vermögliche Adel wied erzogen, dient und wohnt in dee benachbarten Hauptstadt, in Petersburg; übee den Gead von Kultur, auf dem er steht, läßt sich nichts Besonderes sagen. Hier wie allenthalben, spricht ee feanzösisch, tanzt feanzösische Quadrillen, liest irgend etwas, urtheilt wie sichs versteht, über das Gelesene, wie? das ist nicht unsee Sache. Das Gouveenement Pskow ist das Geburtsland des ersten unseree jetzt lebenden Dichter, Aler. Puschkins. Auf seinem Doese schreib er sein bestes Gedicht, das alle andern um Jahehunderte überleben wied; wir wollen es nicht nennen, um allen Streit zu vermeiden. Mit Puschkin hat Pskow seine Schuld an Rußland in geistigee Hinsicht bezahit.

Kann man wohl Landgüter aus dee Ferne gut administriren? Kaum. — Kann man wohl Beamter in der Hauptstadt und zugleich 200 Werste davon anwesend seyn? Nicht wohl. Daher ist die Landwirthschaft im pskow'schen Gouvernement mit wenigen Ausnahmen in einem so klägiichen Zustande; wie es scheint halten sich auch die, weiche auf ihren Döfern leben, mehr ans Alte, und streben nicht vorwärts auf dee Bahn einer rationellen Landwirthschaft. Ich sah nur zwei in vorzüglichem Stande befindliche Güter: das erste gehört einem Liefländer, Baron Vittinghof, das zweite einem außer Dienst befindlichen Major und Gerichtsbeisitzer in Ostrow. Rings umher herrscht Unfruchtbarkeit auf voetrefflichem Boden, und auf diesen beiden Besitzungen steht das Korn so schön, wie in der Ukraine in den besten Jaheen. Ein geoßee Beweis, daß das Gouvernement Pskow so fruchtbar seyn könnte, wie Liefland. — Doch daeübee habe ich schon genug gesagt.

Aus der Geschichte wissen wir, daß die Großfürstin Olga, als sie aus Kiew nach Nowgorod reiste, Pskow oeganisirt und die Provinz in Pogosti eingetheilt hat; was ist das: Pogosti? Dasselbe was saelo ist, ein Dorf mit einer Kirche. Diese Pogosti liegen in bestimmten Entfeenungen von einander, wie die Kirchspiele in Liefland. Esthland und Finnland. Wahescheinlich waren die Pogosti vor Altees dasselbe, was jetzt die Keeise (ujesdi) sind. Die Feeunde der Etymologie können das Wort pogost von gostit (Gast seyn) ableiten; vielleicht waren es Orte, wo die süestlichen Richter (Posadnik) ihren jeweiligen Sitz aufschlugen, wäheend sie zur Rechtsprechung umherreisten. Vielleicht waeen auch diese Pogosti Poststationen. Alles das kann seyn, wo man aber nichts Gewisses weiß, da ist es erlaubt zu vermuthen, und nach Analogien zu schließen.

Aber da bin ich schon in Weißrußland; schon erscheinen die Juden in schwarzer Tracht; wie Mäuse auf den Kornboden schleichen sie sich in dieß Land, sie säen nicht, sie eenten nicht, gleich den Vögeln des Himmels, d. h. wie Dohlen und Raben, abee sie näheen sich doch, und vervielfältigen sich mehr und mehr. — „Gute Schabbas." — „Schalamalich." — Herr!

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Volksausdruck für Petersburg.

Pompeji.

(Schluß.)

Ein anderes öffentliches Gebäude ist in Hinsicht seines ehemaligen Zweckes ein Gegenstand des Steeite. Gleich Anfangs hielt man es für eine Kaseene; allein später glaubten einige, es sey bloß ein Poetikus zur Bequemlichkeit dee nahen Theater, andeee, es sey ein Marktplatz gewesen (forum nundinarium). Allein die Foem des Gebäudes, seine Lage am Ende der Stadt gegen den Hafen hin (denn der Seehafen Pompejis lag in der Nähe des Amphitheatees), eine einzige geoße gemeinschaftliche Küche, viele kleine Zimmer und nur Ein geoßes Gemach, die aufgefundenen Waffen, die vielen Menschenskelette, von denen vier mit Blöcken an den Füßen, — dieß Alles bestäekt die Vermuthung, daß dieses Gebäude nichts Andeees, als eine Kaserne wae.

Nahe an diesem Gebäude führet die Landsteaße nach Salerno vordei, und von dieser aus gelangt man duech einen schmalen Weg zum Amphitheater, das in einer Ecke dee Stadt an der Stadtmauer gelegen ist. Zwei geoße Eingänge führen in die Arena, von dee aus man die Haemonie der Theile bewundeen kann. Die Sitzreihen (cavea) sind duech zwei Gänge (ambulacra) in drei Theile getheilt, von denen ieder für eine besondere Klasse

Digitized by Google

von Zuschauern bestimmt war. Die Cavea ist durch andere Gänge (cunei) durchschnitten, welche gegen die Arena hinlaufen. Vierzig Ausgänge von den Sitzen verhinderten jedes Gedränge. Das Ganze ist nur an einzelnen Theilen gut erhalten: im Allgemeinen sind die Sitzreihen verfallen. Nach einer Berechnung der Cavea mochte sie etwa 20,000 Menschen fassen, während Pompeji schwerlich so viele Einwohner zählte.

Vom Amphitheater kann man durch die Weingärten zurückkehren, und man tritt beim Aesculapstempel wieder auf die frühere Straße. Um zu den neuesten Ausgrabungen zu gelangen, schlägt man von da den Weg ein, der die Straße des Theaters genannt, zwischen lauter Läden hindurch am Hause des Kaisers Franz II vorbeiführt. Dieß ist ein unbedeutendes Wohnhaus, worin mehrere Kunstgegenstände in Anwesenheit dieses Kaisers ausgegraben wurden. Auch die Straße, welche mit dem Forum parallel läuft, hat auf der rechten Seite lauter Läden; auffallend ist allerdings diese große Anzahl von Boutiken: allein Pompeji war Handelsstadt und Seestadt, und es scheint, daß sie nur in der Nähe des Forums in so großer Menge vorhanden sind, die entfernteren Straßen aber derselben mehr entbehren. Im Hause der Venus und des Mars kamen zwei Mosaikboden, Figuren darstellend, zum Vorschein; über einem Brunnen in demselben von 116 Fuß Tiefe, ist ein Bogen errichtet, der bei der Verschüttung nicht zusammenstürzte, sondern unversehrt noch jetzt zu sehen ist. Die andern Wohnungen dieses Quartiers bieten nichts Bedeutendes dar.

Durch die Straße der Fortuna, welche die breiteste unter den bis jetzt aufgedeckten ist, gelangt man zu dem Hause des dramatischen Dichters, das sich durch seine Mosaikboden auszeichnet. Unter andern ist auf einem derselben ein Hund in drohender Stellung dargestellt, mit der Unterschrift, cave canem, weßhalb auch die Wohnung diesen Namen führt; den des dramatischen Dichters erhielt sie von einem Wandgemälde, auf welchem ein Dichter lesend dargestellt ist. In der Fullonica, die an der Straße der Hermen liegt, reiht sich Zimmer an Zimmer, die für Färber bestimmt gewesen zu seyn scheinen. An der Seite der Fontaine waren zwei Pilaster, geziert mit Gemälden, von denen das eine die verschiedenen Operationen der Tuchwalker darstellt. Die Brunnenhäuser haben ihren Namen von zwei gar allerliebst-schönen Fontainen, welche mit Mosaik und Muscheln aller Art verschönert sind, wobei zu verwundern ist, daß diese zierliche Arbeit bei der Verschüttung der Stadt nicht gelitten hat.

Auf der andern Seite der Straße gab ein Wandgemälde mit Bachantinnen einem Hause seinen Namen; weit schöner aber ist das Gemälde, das Zephyr und Flora darstellt. Die übrigen Wohnungen dieser Straße sind wie alle in dieser Gegend der Stadt noch gut erhalten, allein besondere Kunstschätze fanden sich nicht. Die Bedeutung des Hauses Nr. 30 im Plane, wie es in der Nachweisung benannt ist, wird sehr bezweifelt.

Zurückgekehrt an das obere Ende der Straße wendet man sich links zu den neuesten Ausgrabungen, so daß man den Tempel der Fortuna auf der rechten Seite läßt. Dieser kleine Tempel wurde bei seiner Ausgrabung ohne allen Schmuck gefunden, was auf eine frühere Ausgrabung schließen läßt. Nur die Statue einer Frau fand sich vor, und eine andere, die man für einen Cicero ausgibt.

Seit mehreren Jahren ist wohl kein schöneres und bedeutenderes Denkmal der alten Kunst ausgegraben worden, als das große Mosaik in dem geräumigen, sonst auch reichlich geschmückten Hause des Faunus. Hinter dem Peristylium in der Nähe des Gartenportikus liegt dieses Mosaik als ein Fußboden: es ist die größte Mosaikarbeit, die vom Alterthum auf unsere Zeiten gekommen ist, in einzelnen Theilen zwar verdorben, wie es scheint schon vor der Verschüttung, allein das Ganze hat dadurch an seinem Werthe wenig verloren, weil die Hauptpersonen, welche es darstellt, nicht gelitten haben. Welche verschiedene Meinungen über den Gegenstand der Darstellung aufgestellt worden sind, ist aus den Kunstberichten der letzten Jahre noch in gutem Andenken. Allein es scheint nun außer allem Zweifel zu seyn, daß das Mosaik eine Schlacht Alexanders des Großen gegen die Perser darstellt, und der Streitpunkt ist bloß noch der, ob die bei Issus, oder die bei Arbela, oder die am Granikus dargestellt ist. Cataldo Jannelli, dem hierin ein Wort gebührt, hat aber beweisend dargethan (in einer Sitzung der herculanischen Akademie vom 13 März 1834), daß im Mosaik die Schlacht am Granikus vorgestellt ist. Dieses Haus sollte nach der Meinung deutscher Künstler casa di Goethe genannt werden.

In den vier Wohnungen, welche in den letztvergangenen Jahren ausgegraben wurden, fand sich nichts von großer Bedeutung. Nach den neuesten Nachrichten wird auch hinter dem Hause des großen Mosaiks in der Richtung gegen die Stadtmauer hingegraben. (Vergl. Ausland 1835. Nr. 52.)

Im J. 1813 hat man an der nordöstlichen Seite der Mauer angefangen aufzugraben, allein man unterließ die Fortsetzung, und will nun von dem Tempel der Fortuna aus so weit in der Straße fortarbeiten, bis man mit der früheren Ausgrabung vom Jahre 1813 zusammentrifft. Man wird dann auch wieder auf eine der ältesten Ausgrabungen stoßen, welche wieder zugeschüttet ist. Was man in den Jahren 1754 und 1755 in der Nähe des Amphitheaters aufgegraben hat, ist gleichfalls wieder begraben worden, und ist noch in diesem Zustand.

Wenn man den ganzen Stadtplan übersieht, so bemerkt man auf den ersten Anblick, daß noch nicht ein Drittheil des Ganzen eröffnet ist. Es geht auch jetzt noch langsam mit den Ausgrabungen. Nur 6000 Ducati (12,000 fl. rhn.) sind jährlich für die Arbeiter, Aufseher und für die nothwendigen Verbesserungen des Gemäuers ausgesetzt; und man berechnet, daß für die ganze Arbeit mit Ankauf der Grundstücke noch 700,000 Ducati verwendet werden müßten. Wenn man beharrlich fortarbeitet, und keine Störungen eintreten, wie dieß im Anfang des Jahrhunderts der Fall war, so wird in fünfzig Jahren endlich die ganze Stadt zu durchwandern seyn.

Eine verschüttete Kirche.

Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß die nordwestliche Küste von Cornwallis, eben so wie die nordwestliche Küste von Afrika und das Westufer von Frankreich in sehr beträchtlicher Ausdehnung und Tiefe mit Sand überschüttet wurde, den die Strömungen der See hereinwarfen und

Digitized by Google

die Winde dann weiter landeinwärts trieben. In dem Kirchspiel Perranzabuloe war dieß Hereindringen des Sandes besonders stark, und unter andern Gebäuden wurde auch die alte Kirche überdeckt, ein Ereigniß, das der Tradition zufolge vor 5 oder 600 Jahren eingetreten seyn soll. Ein kleiner Theil der Mauern war indeß lange noch über dem Sande sichtbar, und in der Mitte Septembers dieses Jahres wurde das Gebäude wieder frei gemacht von Herrn Michell von Perranforth, der in einem Provinzialblatt folgende Beschreibung davon mittheilte. „Um die Kirche ganz so herzustellen, wie sie ursprünglich gebaut wurde, fehlt nur das Dach und die Thüren. Die Länge der Kirche innerhalb der Mauern beträgt 25 Fuß, außerhalb 50 Fuß, die innere Breite 12½ Fuß und die Höhe der Mauern eben so viel. Am östlichen Ende ist ein reinlicher Altar von Stein mit Kalk bedeckt, 4′ lang, 2½′ breit und 3′ hoch. Acht Zoll über der Mitte des Altars ist eine Nische in der Mauer, in welcher vermuthlich ein Crucifix stand, und auf der Nordseite des Altars ist eine kleine Thüröffnung, welche dem Priester als Eingang gedient haben muß. Die Kanzel nimmt genau sechs Fuß ein, so daß 19′ für die Gemeinde übrig blieben, zu deren Bequemlichkeit Steinsitze, 12″ breit und 14″ hoch, an der westlichen, nördlichen und südlichen Mauer des Schiffs angebracht waren. In der Mitte des Schiffs in der südlichen Mauer ist eine artige gewölbte Thüröffnung, 7′ 4″ hoch und 2′ 4″ breit. Der Schlußstein des Bogens steht um 8″ vor, und auf demselben ist ein Tigerkopf roh ausgehauen. Der Boden besteht aus Sand und Kalk, unter dem ohne Zweifel Todte begraben wurden, denn man hat zwei Skelette entdeckt. Auffallend ist, daß man keine Spur von einem Fenster findet, wenn man nicht eine kleine Oeffnung an der südlichen Mauer der Kanzel 10 Fuß über dem Boden dafür gelten lassen will.“ Ein Reisender, den diese Schilderung lockte, kam einige Tage später dahin, und bestätigte im Allgemeinen die obige Schilderung, doch war der Boden und die Sitze bereits wieder tief mit Sand bedeckt. Der Schlußstein des Bogens, auf dem der Tigerkopf ausgehauen war, ist weggenommen, und der Kalkbewurf, durch den Regen aufgeweicht, fällt allmählich herab, und zeigt den rohen Bau der Mauern. Um die Ruine her liegen menschliche Gebeine in Menge zerstreut und unbedeckt auf dem Sande.

Ueber das weiße Meer.

(Schluß.)

Mit dem eigentlichen Fischfang am Ufer des Meeres beschäftigen sich im Sommer meistens die Leute, welche im Frühjahr zum Robbenschlag auf dem Eise waren. Dazu wenden sie verschiedene Hülfsmittel an: sie stecken die Netze an Pfählen vom Ufer aus ins Meer hinein, fahren dann auf dem Boote hinaus und ziehen die Netze auf die gewöhnliche Art zusammen. Die solcher Art gefangenen Fische, meistens Lachse, salzen sie in steinernen Gruben ein und verkaufen sie an die aus Archangel kommenden Handelsleute. Die im Herbst gefangenen gelten für vorzüglicher als die, welche man im Sommer fängt.

Um diese Zeit tödten sie auch gelegentlich andere Seethiere, die sich von den nach dem Ocean gezogenen Heerden verirrt haben und zurückgeblieben sind. Die Fischer, welche Stockfische und Butten am murmanischen Ufer fangen, führen sie nicht selbst nach Archangel, sondern verkaufen sie größtentheils an archangelsche und pomorische Händler.

Die Mesener jagen auch Seethiere an den sogenannten Nordufern (sjewernya koschki), zu welchem Ende sie von Morschowez gegen Nordosten fahren, wenn das Wasser im Fallen ist, so daß sie noch bei kleinem Wasser daselbst anlegen, und die auf den trocken gewordenen Bänken zurückgebliebenen Thiere erlegen. Die Archangelер gehen auch nach Spitzbergen, das sie Grunman nennen, die Mesener mehr nach Nowaja Semlja. Sie überwintern daselbst, und kehren erst im zweiten Sommer zu ihren Brodherren zurück. Ihre Ladung besteht aus Wallroßzähnen und Bärenfett, Fellen verschiedener Thiere, Eiderdunen u. dgl. Manchmal bringen sie auch ans Land geworfene Wallfische mit. Diese Leute erhalten von ihren Brodherren einen ausbedungenen Theil der Ladung, nach Abrechnung dessen, was ihr Unterhalt und das Schiff kostete, einen Antheil am reinen Gewinn. Viele erhalten, wie die Robbenschläger im Frühjahr, einige Kleider und antiskorbutische Mittel, als Molteebeeren, Meerrettig, Pfeffer, *) Essig u. dgl., aber nicht einen Tropfen Branntwein, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß sie, wenn man ihnen Branntwein gibt, den Winter mit Völlerei zubringen, statt sich mit Jagd und Fischfang zu beschäftigen. Man hat Beispiele, daß die Schiffseigenthümer, welche etwas Branntwein für den Winter mit sich nahmen, durch die ungestümen Forderungen der Leute genöthigt wurden, Alles gleich im Anfang des Zuges herauszugeben, und im Fall ihrer Weigerung das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit wurden.

Die Anwohner des weißen Meeres haben Lodias von verschiedener Größe; sie rüsten solche als Segelboote aus, denen sie auch hinsichtlich ihrer äußern Gestalt gleichen; zuweilen auch als Galeassen. Sie haben flache Böden, können starke Ladung einnehmen, gehen nicht tief im Wasser, und bei ihrem breiten Unterbau bleiben sie ohne Gefahr auf Sandbänken sitzen. Die Schnauen, große Karbasen mit höherem Vordersteven, gehen nur 1½ bis 2 Fuß im Wasser. Man nennt sie Ranschit, weil sie früher (ranjejo) als die obigen auf den Fischfang ausgesegelt, auch Schitik, **) weil sie nicht mit Nägeln befestigt werden. Es sind gewöhnlich 4 bis 6 Menschen darauf.

Die Lodias, welche nach Spitzbergen gehen, sind die größten, und besser als gewöhnlich ausgerüstet. Die, welche nach Nowaja Semlja fahren, putzen sich nicht so heraus, sondern gehen in gewöhnlichen Lodias verschiedener Größe, und nehmen fünf bis zehn Karbasen mit, die sie an den Seiten und auf dem Vordertheil niederlegen und eine in die andere hineinsetzen. Nach Spitzbergen gehen jetzt von Archangel nicht mehr als zwei oder drei Schiffe jährlich; nach Nowaja Semlja von Mesen aus fünf bis sechs; die letztern legen auf ihrem Wege an der Insel Kolgujeff an, und wenn es ihnen gelingt, dort eine Ladung zu erhalten, so kehren sie nach Hause zurück, ohne nach Nowaja Semlja zu gehen.

Auf dem weißen Meere fahren die Fischer und Händler nur am Ufer hin, ohne sonderlich den Weg zu berechnen, oder gar nach dem Kompaß zu schauen. Diejenigen, welche nach Spitzbergen ***) oder Nowaja Semlja fahren, und also eine weite Strecke auf ein großes offenes Meer hinaussegeln müssen, kennen gleichfalls weder Karten noch Log, †) sondern richten sich nur nach dem Kompaß. Die erstern fahren vom Swätoi Noß an gegen NW., so lange sie nicht auf die Gruppe der spitzbergischen Inseln stoßen, oder Eismassen begegnen, wo sie dann auf ihr Ziel gegen W. losteuern; oft ereignet es sich, daß diese Seefahrer verschlagen werden, ohne daß man je wieder etwas von ihnen hört. Die, welche nach Nowaja Semlja fahren, halten sich von Kanin Noß an Kolgujeff gegenüber gegen NO. oder ONO., je nachdem sie an einem Theil des Landes anlegen wollen. Sie kennen aus langer Gewohnheit ihre Fahrt, und schätzen sie auch je nach der Stärke des Windes; im günstigsten Fall legen sie 180 bis 200 Werste in 24 Stunden zurück.

Fast in allen Buchten sieht man große hölzerne Kreuze oder Steinhaufen, die hier Gurla genannt und nach dortiger Sitte von den Seeleuten errichtet werden, die den Stürmen entgehen. Die meisten Kreuze sind errichtet, um diese Buchten den Seefahrern zu empfehlen.

Die englischen Blätter sprechen sich, nachdem jetzt im Allgemeinen die Entdeckungen Kapitän Backs bekannt worden sind, mehr und mehr für die Ansicht aus, daß die angebliche Entdeckung des Isthmus von Boothia sich als nichtig zeigen werde. Die Litterary Gazette, welche früher schon dem Kapitän John Roß seine Ruhmredigkeit bitter vorgeworfen, setzt hinzu: „Wenn man einige Boote in der Repulse-Bai ans Land brächte, sie über den dortigen Isthmus schaffte, und eines längs dem südlichen Ufer von Prinz-Regents-Einfahrt, das andere längs dem westlichen Ufer der Melville-Halbinsel gegen die Fury- und Hekla-Straßen schickte, so würde sicherlich die Sache in wenigen Wochen abgethan seyn, und wer wäre geeigneter, diese Sache auszuführen, als die Kapitäne James Roß und Back?“

*) Sbiten, eigentlich ein Aufguß von heißem Wasser mit Honig und spanischem Pfeffer oder anderem Gewürz, das gemeine Leute als Thee trinken.

**) Ein kleines Fahrzeug mit einem Verdeck; der Name kommt von schitij, genäht.

***) Diese führen den Namen Gronolani, weil Spitzbergen bei ihnen Grunman heißt.

†) Bekanntlich das Instrument, um die Geschwindigkeit des Schiffs und somit auch den bereits zurückgelegten Weg zu berechnen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 292. 19 Oktober 1835.

Die Höhlentempel zu Mavaliveram.

Es kann nicht fehlen, daß diese seltsamen Denkmäler, welche bisher auf eine unbegreifliche Weise fast unbeachtet blieben, die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich ziehen müssen. Selbst der seelenlose Jacquemont, der die Pracht von Dehli und Agra, wie die erhabenen Landschaften des Himalaya mit der kältesten Gleichgültigkeit betrachtete, brach beim Anblick der zauberhaften Höhlen von Ellora in enthusiastische Bewunderung aus. Solche Tempel finden sich ziemlich häufig im Süden und Westen Indiens.

Südlich von Madras bei Mavaliveram findet sich eine Reihe von Tempeln unter dem Namen der sieben Pagoden, nicht fern von der See. Bis jetzt sind nur wenige hieher gewandert, um diese einsamen Reste des Alterthums zu besuchen, obwohl Mavaliveram nur zwei kleine Tagereisen von Madras entfernt ist. In der Nähe finden sich eine Menge Steinblöcke mit Skulpturen, die zum Beweise dienen, daß der Meisel hier seine Schätze mit verschwenderischer Pracht ausgestreut hat. Indeß übersieht man gewöhnlich diese Ueberreste nur flüchtig, da bald ein seltsamer Gegenstand die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, nämlich ein einzelner Felsen, von etwa 30′ im Durchmesser, der auf der abschüssigen Fläche eines größern Felsen nur auf einem einzigen Punkt zu ruhen scheint; bei näherer Besichtigung findet man freilich, daß er auf einem flachen Theile von etwas mehr als einem Fuß Breite aufliegt. Seine jetzige Lage muß Folge eines Erdbebens seyn, von dem mehrere Theile des Bergs deutliche Spuren zeigen. Etwas weiter hin ist eine Steinpagode, die ganz offenbar aus einem einzeln daliegenden Felsen ausgehauen wurde. Die Arbeit verräth ziemliche Geschicklichkeit und Geschmack, wenn man sie mit einem neuern Gebilde, einem häßlichen, roh behauenen Block vergleicht, der den elephantenköpfigen Gott Pulear oder Ganisa vorstellt, welcher, noch immer ein Gegenstand religiöser Verehrung, von den benachbarten Dorfbewohnern mit Ghi (Schmelzbutter) beschmiert und mit Blumen bekränzt wird. Diese Pagode, welche eine Inschrift in veralteten Charakteren trägt, steht am Eingang einer schmalen Schlucht oder eigentlich Spalte, die ins Innere des Berges führt. Rechts und links springen die Felsen in kühnen Massen vor, die namentlich auf der linken Seite höchst mannichfache und romantische Gestaltungen darbieten: zwischen diesem ist eine künstliche Höhle ausgehauen, 25′ lang, 10′ hoch und 5 oder 6′ tief, vorn durch Säulen seltsamer Art gestützt, und mit mehreren Nischen verziert. Eine am Eingang links enthält eine Darstellung der vierten Gestaltsveränderung (avatar) Wischnus in der Gestalt eines Ebers mit der personificirten Sonne und Mond, seiner Gattin und mehreren andern Figuren daneben. Eine Nische rechts enthält das Herabsteigen Wischnus in der Gestalt eines Zwergs, da er sich zur Bezwingung eines rebellischen Riesen der List bedienen mußte. Er bat denselben nur um so viel Boden, um seinen Fuß darauf zu setzen, und da ihm dieß mit Verachtung gewährt wurde, setzte er den einen Fuß auf den Boden, seine Gestalt erhob sich zu unermeßlicher Höhe, und er erreichte mit dem andern Fuß den Himmel. Das Bild stellt dieß Wunder dar, der eine Fuß ist in die Luft ausgestreckt, der andere zertritt einen Gestalt am Boden. In einer andern Nische sieht man die Gattin Wischnus baden: sie sitzt auf einem Lotus, und ein Zug Elephanten bringt Wassergefäße herbei. Die mittlere Nische ist leer, und die letzte sehr verdorben.

Etwas weiter oben ist eine zweite Höhle, zu der aber kein Pfad aufwärts führt. Hierauf kommt man durch Gestrüpp und Busch zu dem Singh-a-sanam oder Löwensitz. Die Figur hinter einer flachen, sechs Fuß breiten und drei Fuß langen Plattform angebracht, stellt einen liegenden Löwen dar, der Rücken ist aber zum Sitze geebnet. Das Ganze besteht aus Granit, und war der allgemeinen Vermuthung nach ursprünglich zu einem Tribunal bestimmt. Links rückwärts sieht man zwei Pfeiler; wenn man von der entgegengesetzten Seite aufwärts steigt, so erkennt man, daß sie zur Grundlage eines ziemlich großen Gebäudes gehören, das zu einem Palast bestimmt war. Auf dem entgegengesetzten Berge liegt ein viereckiges Gebäude auf dem höchsten Gipfel, das in seiner majestätischen Einsamkeit einen wahrhaft königlichen Anblick darbietet. Eine ovale in den Felsen gehauene Cisterne wird jetzt vom Volke das Braminenbad genannt; etwas weiter hin fällt das Auge auf mehrere Höhlen an fast unzugänglichen Stellen, da in den Felsen gehauene Stufen das einzige Annäherungsmittel sind. Diese scheinen nur zur Bequemlichkeit der Arbeiter eingehauen zu seyn, und gewiß sind, seit der Ort von den Personen, für die er ursprünglich bestimmt war, verlassen wurde, wenige Menschen hinaufgestiegen. Der Pfad führt nun in ein höchst romantisches Tiefthal, wo auf allen

Digitized by Google

Seiten die Felsen über einander gethürmt sind, und hier gelangt man zur südöstlichen größten Höhle, welche 35′ Länge und 10′ Höhe hat; die zahlreichen Skulpturen scheinen hier nicht zu gleicher Zeit und nicht durch gleich geschickte Künstler ausgeführt zu seyn.

Nun steigt man hinab auf die Hauptstraße, und kommt auf dem Wege nach dem Dorf an einem einzeln stehenden Felsen vorbei, dessen Inschriften bisher von niemand entziffert wurden. Einige unbeendigte Höhlen mit Inschriften in gleichen Charakteren sind nur darum merkwürdig, weil Alles die deutlichsten Anzeichen trägt, daß die Arbeit plötzlich verlassen und aufgegeben wurde. Der Weg führt sodann ins Dorf, das gleichfalls einige interessante Gegenstände enthält, die wir übergehen, um zu dem interessantesten Denkmale zu gelangen, das sich zu Mavaliveram befindet. Jenseits des Dorfs erhebt sich der Felsen steil und kühn, und bietet eine mächtige Fläche dar, die ganz wörtlich mit Skulpturen, alle in Hautrelief, bedeckt sind. Die Figuren sind in Lebensgröße, und in den schönsten Verhältnissen ausgeführt. Das Ganze stellt die Kriege von Krischna und seinem Bruder Ardschun dar, wie sie im Mahabharata erwähnt sind. Ardschun hat mehrere Unfälle erlitten, fürchtet gänzliche Niederlage, und zieht sich nun in die Wüste zurück, um sich einer langen und schweren Buße zu unterwerfen, die ihm nach dem Hindnglauben die Herrschaft im Himmel sichern soll. Diese Buße erschreckte den ganzen Kailysa (Hindu-Olymp), alle Götter sind bestürzt, und Siwa kommt selbst herab, um deren Fortdauer dadurch zu hindern, daß er alle Forderungen Ardschun's bewilligt. Ardschun ist dargestellt als Büßender, auf einem Fuße stehend, den andern gegen den Knöchel gestützt, die Hände liegen über dem Haupte, sein Bart ist lang und sein ganzer Körper zu einem Skelett abgemagert. Siwa, eine riesige Figur mit einer Keule in der einen Hand, und die andere, wie es scheint, zum Segenspenden ausgestreckt, steht neben ihm. Dieß sind die zwei Hauptfiguren, außerdem sind aber noch etliche Hundert dabei, theils himmlische, theils menschliche, theils thierische. Diese knien in Reihen umher entweder aus Ehrfurcht für die Tugend Ardschun's oder vor der erhabenen Person, die neben ihm steht; die allgemeine Meinung ist fürs Erstere. Sonne und Mond sind, wie gewöhnlich, unter der Menge personificirt, und leicht an zwei flachen Kreisen um den Kopf zu erkennen. In einer großen Spalte im Felsen erscheint die Figur Nagas mit einem weiblichen Kopfe, der in eine Schlange sich endigt. Auch sind hier zwei Elephanten in Lebensgröße von vortrefflicher Arbeit, und ein kleinerer, der noch vorzüglicher gearbeitet ist. Unter diesen Figuren ist eine kleine Pagode ausgehöhlt, und daneben die Figur eines Braminen ausgehauen, sitzend, als ob er lese. Die Zeit und die Arbeit, welche auf diese Masse von Skulpturen verwendet wurde, füllt den Betrachter mit Erstaunen, wenn er dieß glänzende Denkmal menschlicher Geschicklichkeit, menschlicher Geduld und menschlichen Fleißes betrachtet.

Geht man hinab an die Bucht, so findet man hier die Trümmer einer steinernen Pagode von seltsamer Bauart, denn die Steine waren ohne Kitt auf einander gelegt; ungeheuere Steinblöcke liegen umher, und die Brandung schlägt mit Heftigkeit dagegen an. Früher waren noch mehrere andere Tempel in der Nachbarschaft, sie sind aber jetzt größtentheils von der See bedeckt, und von diesen hat der Ort den Namen der sieben Pagoden, den ihm die Seefahrer gegeben haben. Wendet man sich um, so sieht man rechts der Dorfpagode gegenüber einen seltsamen Tempel, der auf einer bedeutenden Höhe auf vier steinernen Pfeilern ruht. Ob dieser Bau bloß einem wunderlichen Einfall seinen Ursprung verdankt, oder seine besondere Bestimmung hatte, kann keiner der einheimischen Ciceroni sagen.

In einem engen Thale trifft man eine Menge andere Skulpturen, die den Dschaina (Jain) anzugehören scheinen. Zwar ist auch hier noch Götzendienst, aber in minder widerlicher Form, und es finden sich nicht die Monstrositäten, wie in den Gegenständen der braminischen Gottesverehrung, indem die menschliche Gestalt treu beibehalten ist. Die Statuen sind völlig gekleidet, die Draperien jedoch ganz von der Kleidung des neuen Indiens verschieden, und gehören offenbar einem kälteren Klima an, was zur Vermuthung führte, daß die Arbeiter Fremde gewesen seyen; abermals ein Beweis, daß der Buddhismus aus einem minder heißen Lande kam.

Die kleinen Steinpagoden, die man anfangs in der Erwartung größerer Dinge nur flüchtig übersah, sind einer näheren Beachtung werth, und das Interesse erhöht sich, wenn man an ihnen eine Menge Beweise findet, daß eine heftige Erderschütterung den Fortschritt dieser ungeheuren Arbeiten aufhielt, welche augenscheinlich hastig verlassen wurden, ehe sie noch zur Hälfte beendigt waren. Kleine mit dem Meisel behauene Stücke liegen in unglaublicher Menge umher: große Spalten in den Felsen, und mächtige Steinmassen, augenscheinlich aus ihrer ursprünglichen Lage losgerissen und auf eine Art über einander gehäuft, wie es in keiner menschlichen Kraft gestanden wäre, deuten auf heftige Erschütterungen hin. Aehnliche Risse finden sich in allen Aushöhlungen auf der andern Seite des Berges, besonders auch an Orten, die theils nicht leicht zugänglich, theils gefährlich sind durch die große Anzahl von Brillen- und andern tödtlichen Schlangen, die in diesen fernen Schluchten hausen.

Einige tausend Schritte von dem Dorfe findet sich eine andere Pagodenreihe, die aus einzeln stehenden Felsen ausgehauen ist: das Innere ist ausgehöhlt, und obwohl die Arbeit beendigt ist, zeigen sich die Spuren des Erdbebens doch auch hier in vielen Spalten. Jede dieser Pagoden hat eine oben herumlaufende Galerie, deren Nischen mit Figuren geziert sind, die offenbar den Dschainas angehören, und mit der braminischen Mythologie durchaus keine Aehnlichkeit zeigen. Inschriften, ähnlich den oben erwähnten, stehen über allen Figuren, und sollen offenbar deren Namen und Bestimmung erläutern. Das Bild eines Thiers, eines Elephanten oder Löwen, liegt halb im Sande begraben vor einer dieser Pagoden, deren gegen die See zugekehrte Seiten durch den hereingewehten Sand zum Theil verdeckt sind. Obwohl diese Höhlen zu Mavaliveram nicht die Großartigkeit der Höhlentempel in andern Theilen Indiens haben, so sind sie doch nicht nur an und für sich ansnehmend schön und interessant, sondern auch merkwürdig, weil sie ähnliche Skulpturen enthalten, wie die zu Elephanta und Ellora, und gleich allen diesen selt-

Digitized by Google

samen Tempeln braminische und buddhistische Heiligthümer neben einander enthalten.

Die Traditionen der Eingebornen über diesen Tempel sind sehr mager: sie sagen, ein Stamm Steinhauer, die durch eine Hungersnoth von Nordwesten her in ihr Land getrieben wurden, sey von dem regierenden Fürsten zum Bau der Höhlen verwendet worden. Diese Sage hat einige Wahrscheinlichkeit, denn es läßt sich nicht wohl bezweifeln, daß alle diese Höhlentempel Indiens so ziemlich in derselben Periode erbaut wurden, zu einer Zeit, wo das Land eines tiefen Friedens genoß, und die Regierungen über bedeutende Hülfsmittel zu verfügen hatten. Ihre Entweihung scheint mit einem Male vorgegangen zu seyn, und obschon sich nicht wohl glauben läßt, daß in andern Orten gleichfalls ein Erdbeben den Arbeiten Einhalt that, so ist doch kaum einer von den größern Tempeln ganz vollendet. Der Felsen zu Mavaliveram ist grober Granit, ein sehr ungünstiges Material für den Bildhauer, und die bei den Bildnereien entfaltete Kunst beweist, daß die Arbeit unter günstigern Umständen ganz ausgezeichnet geworden wäre.

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

2. Reise von Pskow nach Polozk.

(Fortsetzung.)

Zwischen Kurland, Liefland und den Gouvernements Pskow, Smolensk, Orlow, Tschernigow und Minsk liegt das Land, welches die Russen seit alter Zeit Weißrußland, die Polen Russia nennen: es besteht ganz aus Hügeln, welche schichtenartig von Norden gegen Süden und Südwesten liegen. Zwischen den Hügeln sind Sümpfe und Seen, oder die Spuren ausgetrockneter Seen und Sümpfe, niedrig gelegene Strecken, deren Boden augenscheinlich zeigt, daß er sich unter dem Wasser gebildet hat. Früher waren die Hügel und die Zwischenräume zwischen denselben mit undurchdringlichem Wald bedeckt; jetzt beginnen die Wälder allmählich vom Boden zu verschwinden, und in Weißrußland gibt es bereits waldlose Strecken, z. B. der Kreis Mstislaw und seine Nachbarschaft im mohilew'schen Gouvernement. Der nördliche Theil von Weißrußland, d. h. das Gouvernement Witebsk ist hügeliger, und hat daenm noch mehr Sümpfe und Seen. Prächtige Flüsse bewässern Weißrußland. Die Düna kommt aus dem Gouvernement Twer, fließt von Norden her durch das Gouvernement Pskow, umkreist beinahe das Gouvernement Witebsk, und fällt ins baltische Meer, nachdem sie bei der Stadt Dsissna über Schnellen hinabgeströmt ist. Die bedeutendsten Flüsse, die in Weißrußland in die Düna fallen, sind die Jewst, die Drissa, die Obol, die Mesha, die Kaspiia und die Ulla. Der Dniepr entspringt im Gouvernement Smolensk, betritt das Gouvernement Mohilew von Nordosten her, durchfließt es auf seiner ganzen Länge, und nimmt in Weißrußland die Sosch, die Beresina und die Drus auf: in die Sosch fallen die Iput, die Bessjed, die Prona, die Oster und die Wechrja. Außer diesen durchschneiden eine Menge kleine Flüsse Weißrußland in verschiedenen Richtungen, und zieren und befruchten das Land, das äußerst malerisch und an reizenden Landschaften reich ist. Fast alle seine Flüsse strömen zwischen steilen Ufern, die mit prächtigen Bäumen, am Dniepr mit riesenhaften Pappeln und Linden, an der Düna mit Tannen und Birken bewachsen sind. Die Thäler, in welchen die kleinern Flüsse den großen zuströmen, bieten die schönsten Landschaften dar. In Weißrußland finden sich alle zehn Werste Ansichten und Gegenden, die zehnmal schöner sind, als die gerühmte liefländische Schweiz, nur bieten sie nicht das Bild liefländischer Ordnung und Arbeitsamkeit dar.

Der Boden ist nicht allenthalben gleichförmig. Im nördlichen Theile des Gouvernements Witebsk ist er schwer zu bearbeiten und zu düngen, die Unterlage ist Thon, der Boden kalt und undankbar, so daß er bei der geringsten Dürre springt, und doch keinen heftigen Regen erträgt. Die Kreise von Lutzin, Dünaburg und Röschütz, ehemals das polnische Liefland genannt, zeichneten sich, auch ehemals, durch Fruchtbarkeit und den hohen Preis der Güter aus, jetzt bemerkt man daselbst weder Fruchtbarkeit noch Reichthum, obwohl der Boden zur Erzeugung von Früchten nicht ungeeignet ist. Auch die Umgebungen von Polozk haben guten Boden, im Ganzen zeichnet sich aber das Gouvernement Witebsk mehr durch Schönheit als durch Fruchtbarkeit seiner Gegenden aus, die Natur hat mehr Angenehmes als Nützliches aufgehäuft, und das Gouvernement Witebsk ist eine arme Schöne.

Von dem Gouvernement Mohilew kann man dasselbe sagen, doch nicht in gleichem Grade: auch dieß ist eine arme Schöne, aber dieser Schönen winkt eine reiche Erbschaft. Das Gouvernement Mohilew kann reich seyn. Zwischen Mohilew und Witebsk ist Triebsand. Die Kreise von Orscha, Babinow und ein Theil des Kreises von Kopis versinken im Sand; auch der Kreis von Klimowez hat einen undankbaren Boden, Sand und Kies, aber die Kreise Bjelizk, Rogatschew, Bychowez, Tschausow, Mstislaw und ein Theil des Kreises Tschicikow, d. h. drei Viertheile des Gouvernements Mohilew haben einen vortrefflichen, fruchtbaren und ergiebigen Boden. Hier kann es so ergiebige Ernten geben wie in der Ukraine: man darf nur kräftig wollen.

Mitten unter der üppigsten Natur, zwischen den schönen Hügeln an den Ufern der prächtigen Flüsse, in dem glänzenden Grün sieht man einige schwarze Flecken: das sind die weißrussischen Städte und Dörfer! der ganze Unterschied zwischen einem Dorfe und einem sogenannten Städtchen (miestetschko) besteht darin, daß in den letztern die Hütten nicht mit Stroh, sondern mit Holz und zwar meist mit ungehobeltem und bloß gespließtem Holze gedeckt sind, daß in dem Städtchen eine prächtige katholische Kirche oder ein Kloster ist, nebst einigen ungeheuren Schenken, und daß hier ein Haufen zerlumpter Juden einen andern Koth knetet als auf den Dörfern. Wie bildeten sich diese Städtchen, diese Judennester, wie die Deutschen sagen, zur Zeit der alten polnischen Regierung? ich begreife es nicht. Ist irgend eine menschliche Kraft oder ein menschlicher Verstand stark und klug genug, um bürgerlichen Sinn, Ordnung, Wohlstand und Reinlichkeit in Städte zu bringen, wo die Einwohner im Herzen keine Liebe zu bürgerlichem Wesen, zu Ordnung und Reinlichkeit

Digitized by Google

haben, und, Europa völlig entfremdet, sich keine gesunden Begriffe von Handel, Gewerbsthätigkeit und Wohlstand zu eigen machen wollen, und sich vor der Aufklärung verstecken als vor einer Landplage, welche den alten Vorurtheilen ein Ende machen kann. Die Ortsbehörde liegt in ewigem Kampfe mit den Juden, um sie zur Erfüllung der wohlthätigen Absichten der Regierung zu ihrem eigenen Besten zu vermögen. Ist der Doktor schuldig, wenn der Kranke, statt die Arznei zu nehmen, sie heimlich zum Fenster hinausschüttet. Der größte Theil der polnischen Juden ist moralisch krank, und noch dazu hartnäckig; alle moralischen Krankheiten sind pestartig und ansteckend, und diese Pest hat sich über die ganze ungebildete Volksmasse von Weißrußland verbreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Abd-el-Kader.

Von diesem Manne, dessen die öffentlichen Blätter so oft gedenken, und der sich in der Geschichte von Algier einen Namen gemacht hat, gibt der Moniteur Algérien folgenden kurzen Lebensabriß:

„Abdsel-Kader Ben Sidi Mahdisel-Dinn (was so viel heißt, als: Diener des Allmächtigen und Sohn des Herrn, der die Religion belebt) wurde in den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts bei der Zaynat (Grab seiner Vorfahren) geboren, welche Si Mustafa el Mokhetar genannt wird. Da die Araber fast niemals wissen, wie alt sie sind, wofern nicht ihre Geburt mit einem wichtigen Ereignisse zusammentrifft, welches ihnen als Erinnerungspunkt dient, so läßt sich die Zeit seiner Geburt nicht genauer bestimmen. Sein Aeußeres soll, wie man sagt, ziemlich angenehm seyn; er ist von mittlerer Größe, weiß von Gesichtsfarbe, sanften Zügen und sehr einfach in seiner Kleidung.

Sein Vater Sidi Mahdi:el:Dinn war ein wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sehr geschätzter Maradut. Er lebte als Derwisch von den Almosen, die ihm von frommen Leuten gespendet wurden, und genoß das wichtige Vorrecht Mörder und Schuldner retten zu dürfen, welche eine Freistatt bei ihm suchten. Um jene, die sich zu ihm flüchteten, vor aller Gefahr sicher zu stellen, bedurfte es nur eines Schreibens von ihm an den Dey oder den Bey von Oran. Der Volksglaube ging sogar so weit, ihm Wunder zuzuschreiben, und man war unter Anderem der Meinung, daß wer ihm ein Goldstück bringe, bei seiner Nachhausekunft deren zwanzig in seiner Wohnung finde.

Ungeachtet aller dieser Ansprüche auf die Volksgunst, und obschon seine Vorfahren mächtige und angesehene Leute gewesen waren, wurde Sidi Mahdi:el:Dinn doch nur erst nach dem gezwungenen Zurücktritt Muley Aly's, Neffen des Kaisers von Marokko, den die französische Diplomatie nöthigte das Beylik von Oran aufzugeben, von den Arabern als der Mann angesehen, welcher geeignet sey die allgemeine Zustimmung in sich zu vereinigen. Er wurde zum Bey von Mascara ernannt, eine Würde, die er, wie man sagt, nur nach langem Widerstreben annahm. Bald darauf ward er von Ben Nuna, einem maurischen Parteihaupt, den er hatte absetzen wollen, vergiftet.

Der Verstorbene hinterließ zwei Söhne, von denen der älteste eine Art Erleuchteter war, der sich nicht mit irdischen Dingen beschäftigte. Der jüngste, Abd:el:Kader, war mithin berufen, die väterliche Erbschaft anzutreten. Er konnte damals etwa 25 bis 26 Jahre alt seyn, und ließ eben so viel Geschicklichkeit als Ehrgeiz blicken. Vor Allem dachte er daran, die Prophezeihung zu verwirklichen, welche Heilige zu Mekka ihm verkündet hatten, als er das Grab Muhammeds besuchte, und welche lautete: „Du wirst eines Tages herrschen.“ Er wurde auch in der That an die Stelle seines Vaters zum Bey von Oran gewählt. Zu bemerken ist, daß seine Macht von der der türkischen Bey's sich dadurch unterschied, daß sie nur auf allgemeiner Zustimmung beruhte, daß er weniger Gewalt zu Bedrückungen in den Händen hatte, und daß er ohne große Umstände abgesetzt werden konnte.

Als er zur Herrschaft gelangte, war die Stadt Tlemsen, eine der bedeutendsten des Beylik, in zwei Parteien getheilt, die Hadars und die Kuinglis. Die Hadars (ein Name, den man den die Stadt bewohnenden Mauren gibt) hatten Ben Nuna, der den Vater Abd:el:Kaders vergiftet hatte, zum Oberhaupte. Die Kuinglis, oder Söhne der Türken, gehorchten Ben Auda Burhöli. Diese letzteren, ungefähr 2000 an der Zahl, hielten und halten noch jetzt den Mechuar, die auf einen Felsen gebaute Citadelle von Tlemsen, besetzt.

Abd:el:Kader hatte bis zum Augenblick seiner Erhebung, gleich seinem Vater, von Almosen gelebt und ein rein beschauliches Leben geführt, wodurch er sich den doppelten Beinamen eines Thaleb (Gelehrten) und eines Maradut (Heiligen) erworben hatte. Diese Lebensweise schien eben nicht geeignet die Entwicklung der Eigenschaften zu begünstigen, welche erforderlich waren die Hindernisse zu überwinden, auf welche der neue Bey bei dem Zustande, in dem die Provinz Oran sich befand, unfehlbar stoßen mußte. Man konnte mithin bei seiner vermeinten Unerfahrenheit allerdings für ihn fürchten, als man ihn auf einem sehr schlechten Pferde und nur den einen Fuß beschuht seinen Einzug in Mascara halten sah. Den letztern Umstand, die Schuhe betreffend, können wir jedoch nicht verbürgen, obschon es uns von jemand bestätigt wurde, der Abd:el:Kader persönlich kennt; so viel ist jedoch gewiß, daß er kein Geld hatte.

Der Sohn Sidi Mahdi:el:Dinns hatte sich indeß nicht bloß mit dem zukünftigen Leben beschäftigt. Als er die Reise nach Mekka unternahm, um sich den Beinamen El Hadschi (der Pilgrim) zu verdienen, und als er Aegypten als Bettler durchzog, war er den Unternehmungen des Pascha mit Interesse gefolgt, und hatte die Militär- und Verwaltungseinrichtung, welche dieser einzuführen suchte, studirt. Damals war in ihm, wie man behauptet, der Gedanke aufgestiegen, dasselbe System in seinem eigenen Lande in Anwendung zu bringen, oder doch wenigstens dahin zu wirken, daß es von dem Bey von Tunis oder dem Kaiser von Marokko angenommen werde.

Die Indiscretion einiger Personen, denen er seine Plane zu voreilig vertraut hatte, hätte ihn beinahe in der Regentschaft Tunis in Gefahr gebracht. Man hielt ihn für einen Verschwornen, und nur durch die Flucht konnte er sich den Folgen eines solchen Verdachtes entziehen. Außer diesen politischen Lehrjahren hatte Abd:el:Kader in seiner Zurückgezogenheit auch die gymnastischen Uebungen, und unter diesen jene nicht vernachlässigt, welche bei den Arabern im höchsten Ansehen steht. Er ist ein trefflicher Reiter, und führt seine Waffen eben so geschickt als zierlich; kurz er ist einer jener heiligen Krieger, wie das Mittelalter sie uns kennen lehrte.

Einer seiner ersten Schritte war, mit Gewalt in Tlemsen einzudringen, um Friede zwischen den Parteien zu stiften. Bei diesem Versöhnungswerke verfuhr er auf orientalische Weise, d. h. er vergiftete Ben Nuna, wie dieser Sidi Mahdi:el:Dinn vergiftet hatte, setzte im Einverständniß mit den Einwohnern Ben Auda Burhöli ab, und führte in der Folge den Entwurf seines Vaters aus, indem er eine gemischte von zwei Häuptlingen der türkischen und von zwei andern der Hadars geleitete Verwaltung einführte.

Da er seine Herrschaft zu Mascara und zu Tlemsen anerkannt sah, so suchte er sie noch weiter auszudehnen, und unternahm die Belagerung von Mostaganem, die jedoch an der trefflichen Vertheidigung Kaid Ibrahims, jetzigen Bey's von Oran, und seiner Türken scheiterte. Er entschädigte sich indeß dadurch, daß er Arzew nahm, welches ihm aber die Franzosen nicht lange ließen.

In dem Augenblick, wo er die Belagerung dieser Stadt unternahm, war sie von 400 sehr tapfern Kabailen bewohnt, welche mit den daselbst in Garnison liegenden Türken gemeinsamt Sache machten. Sie konnten jedoch den überlegenen Kräften, von denen sie angegriffen wurden, nicht widerstehen, und waren genöthigt ihren Anführer, den Kaid Sidi:Ahmet, auszuliefern, dem Abd:el:Kader die Augen ausstechen, die Glieder zerbrechen und dann den Kopf abschlagen ließ. Die Kabailen wurden aus der Stadt gejagt.

Durch diesen Erfolg ward sein Einfluß im ganzen Beylik Oran anerkannt, und er gedachte ihn bis in die Nähe von Algier auszudehnen, indem er die Furcht der Hadars von Medrah und der benachbarten Stämme vor dem Bey von Constantine benutzte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 293. 20 Oktober 1835.

Ein Zug über die Pyrenäen. *)

Ich betrat gestern das romantische Thal von Torla, nachdem ich die riesenhafte Gränzscheide überstiegen, welche die Halbinsel mit dem Kontinent von Europa verbindet. Ich sage nichts von den malerischen und romantischen Landschaften der hohen Pyrenäen **) in Frankreich, wo ich eine Zeit lang mich aufgehalten, und die Bäder zu Bagnères Cauterets gebraucht hatte; ich übergehe den kleinen Ort Saint Sauveur mit seinen Gletschern, Kaskaden, Katarakten, Seen und Schneegipfeln, und beginne meine Beschreibung mit Gavernie, dem letzten Ort in Frankreich, ehe man die spanische Gränze überschreitet.

Ich kam nach Gavernie, als die Sonne eben hinter den Horizont niedersank, und verschaffte mir ein Nachtlager nicht im Gasthause, sondern in einer Wohnung, welche Hirten, gelegentlich vielleicht auch Maulthiertreibern zum Aufenthalt diente: die Thüre hatte einst Schloß und Riegel gehabt, jetzt war aber nichts mehr davon zu sehen. Als ich meine Schlafstelle besichtigt hatte, kehrte ich zum Wirthshaus zurück, um dort zu speisen, es wurde Fleisch von einem Izzard, — wahrscheinlich dasselbe oder beinahe dasselbe Thier wie die Gemse, — und dann ein Ptormagin, — vermuthlich eine Art Birkhahn, — aufgetragen. An Wild fehlt es hier nicht, und wer nur ein halber Jäger ist, kann eine ziemliche Beute heimbringen. Später erfuhr ich, daß einige Engländer sich im Hause befanden, was die abschlägige Antwort auf meine Frage nach einem Nachtlager erklärte. Als ich am folgenden Morgen mein Pferd bestieg, erschienen diese, und ich fragte: „gehen Sie nach Spanien, meine Herren?" — „Es ist unmöglich," war die Antwort, „wir haben keine Pässe." Ich schlug vor, diesem Uebelstand dadurch abzuhelfen, daß sie von dem Wirth, der zugleich Maire war, eine Erlaubniß begehrten, mich nebst zwei Gendarmen, die mit ihnen Abends wieder umkehren könnten, nach dem ersten Dorfe Bajarculo zu begleiten. Hierein willigte der Wirth, und wir nahmen nun noch drei Leute in Dienst, die mit Musketen und Piken bewaffnet waren. Unser Weg führte einen Zickzackpfad hinauf, bis wir das Amphitheater erreichten, in welches die Kaskade 1260 Fuß hoch herabfällt: der ewige Schnee des Gletschers, welcher den Namen des Rolandspasses führt, nährt dieselbe. Ein noch rauherer Pfad führte uns dann einige Meilen bergan, bis wir den Gipfel und eine weite Grasebene erreichten, in deren Mitte ein Stein emporragt, der den Kontinent zu schließen scheint.

Ein solches Gemälde, wie jetzt sich meinen Augen darbot, wird sich nie wieder vor meinen Blicken entfalten. Spanien, das bisher vor uns verborgen gewesen war, lag mit einem Male vor uns. Wir standen am Rande eines Kraters von unermeßlichem Umfang. Berge thürmten sich über Bergen, und getrennt durch ungangbare Schluchten und Felsenzacken schienen sie einander in majestätischer Großartigkeit überbieten zu wollen. Die Sonne beleuchtete mit glänzender Helle das mannichfache Farbenspiel der Schichten, aus denen diese Felsengipfel bestanden, während Schafheerden von mehreren Lanzenen in der Ferne auf den Grasflächen weideten, und das goldene Grün in den Tiefthälern hervorglänzte: eine Reihe Maulthiere wand sich den engen Bergpfad hinauf, während starre Fichten aus jeder Schlucht in der Nähe des Gipfels auf dem wir standen, ihre Häupter emporstreckten. Föhrenwälder zogen sich am Abhang der Berge hin in eine uns noch unbekannte Gegend. Die zahllosen Waldbäche, die aus den Thälern hervor sich drängten, bildeten am Fuße dieser Riesenketten einen brausenden Strom, der in launischen Windungen dahinfloß und das zauberhafte Gemälde schloß.

Endlich begannen wir auf steilen rauhen Pfaden hinabzusteigen, mehrere Meilen weit, bis wir ein kleines Dörfchen erreichten, das nur eine Kapelle und vier oder fünf Häuser enthielt. Hier hielten wir an und fütterten unsere Pferde, während wir von einigen in Oel gekochten und stark gewürzten Forellen ein tüchtiges Mahl hielten. Ich fragte, ob der Fluß auch andere Fische enthalte, der Posabero aber erwiderte, nur zwei Arten: truchas y ranas (Forellen und Frösche). Diese Wälder und Sierras sind der Aufenthaltsort der Bären, Wölfe, Gemsen (izzard), wilden Katzen u. dgl., und aller möglichen Waldvögel, wie sich aus dem Umstand abnehmen ließ, daß Adler und Geier in großer Anzahl in diesen Wildnissen hausten.

Mein Weg, der durch eine tiefe Schlucht ging, führte bald in den Wald, und mit Bedauern nahm ich von meinen Gefährten Abschied. Als wir uns umsonst bemüht hatten, unsere Führer zu vermögen, in die Weiterreise zu willigen, trennten

*) Von Sir Paul Baghott geschrieben, und aus einem Briefe aus Torla in Aragonien vom 18 Sept. 1834 datirt entnommen.

**) Bekanntlich theilt man die Pyrenäen in hohe und niedere.

Digitized by Google

wir uns. Ich schlug den Maulthierweg ein gegen den dunkeln Forst, von meinem Diener und einem einzigen Führer begleitet, und folgte dem Strome, der zwischen senkrechten, mit Baum und Busch bewachsenen Felsen sich eine Bahn gebrochen, oder eine Erdspalte aus viel älterer Periode hatte hier vielleicht dem Waldstrom seinen Lauf angewiesen. Ich folgte der Schlucht auf ihrem gewundenen Laufe: oft war die Richtung verändert durch mächtige Steinmassen, die über Waldabhänge und steile Felsen herabgeschwemmt worden waren, hie und da erblickten wie durch einen Riß Berge, von denen der Schnee gewichen, und Lawinen die Fichtenbäume hinabgerissen hatten in die Tiefe.

Kaskade folgte auf Kaskade, und gossen das Wasser oft an tausend Fuß tief hinab in einen Kessel, von wo es nach dem trüben Strom hinabfloß, und ein Katarakt folgte dem andern, denn in dieser steilen Südseite des Gebirgs herrscht ein ewiger Wechsel, jeder Sturm zerbricht Bäume und reißt Felsentrümmer herab, die den Lauf des Wassers stauen, bis es sich wieder auf irgend eine Weise Bahn bricht. Nachdem ich diesen seltsamen Weg eine Zeit lang halb kletternd, halb rutschend verfolgt, erstieg ich eine Anhöhe von 1000 bis 1200 Fuß, die über einen furchtbaren Absturz hinabhing, aber durch eine niedere Mauer geschützt war, auf welcher die Ueberreste eines kleinen runden Thurms standen, während unten der Strom brauste. Der Thurm war groß genug um eine Wache zu fassen, und im J. 1825 hatten ihn die Franzosen als Vorposten benützt. Ich konnte mich nicht enthalten, hier einige Minuten zu verweilen, um eine romantische Landschaft zu betrachten, die an Erhabenheit und Schönheit wohl wenigen weicht.

Die Schlucht lief nun in zwei Arme aus, der eine nordwärts gegen die Berge immer noch zwischen hohen Bergen und steilen Abhängen hinein, der andere zog sich westwärts, und eröffnete die Aussicht auf Weinberge und Wiesen, ein Zeichen, daß ich meinen Tagmarsch nahe zu vollendet, und die Pyrenäen überstiegen hatte.

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

2. Reise von Pskow nach Polozk.

(Fortsetzung.)

Unter diesen schwarzen Punkten glänzen zwei schöne Städte heraus, Witebsk und Mohilew, und zwei stadtähnliche Städtchen: Polozk und Mstislawl. In den Gouvernementsstädten herrscht Ordnung, Reinlichkeit, ein Anschein von Wohlstand und was das Angenehmste ist, viel Bildung. Davon spreche ich ein andermal umständlicher, und beginne meinen Wanderbericht mit dem Eintritt in Weißrußland.

Ljuzin hat eine entzückende Lage am Ufer eines Sees: auf dem ziemlich hohen Berge liegen die Trümmer eines alten Schlosses und die Kirche, am Fuße desselben ist das Judenstädtchen mit einem offenen Platze und einigen Straßen. Auf dem Platze stehen zwei steinerne Gebäude; in dem einen hält das Kreisgericht Sitzung, das andere gehört einem russischen Kaufmann mit einem kleinen Laden, der hier dasselbe ist, wie das englische Magazin in Petersburg. Am Eingang in die Stadt von Pskow her ist ein großes, einst schönes hölzernes Haus mit einem Garten, das den Eltern des tapfern Kulnew gehörte, welcher im Jahre 1812 fiel. Ich hatte ihn im finnischen Feldzuge kennen gelernt, und hätte gern die Stätte gesehen, wo er seine Jugendjahre zubrachte, aber die Juden ließen mir auch in dem verödeten Hause Kulnew's keine Ruhe: von dem Posthause an verfolgten sie mich mit Stiefeln, mit tombaknen Ringen, mit zitzenen Haistüchern, mit Brezeln und allem Möglichen, um mich zu zwingen, etwas zu kaufen, oder sonst in etwas ihre Dienste anzunehmen. Um von ihnen los zu kommen, ließ ich mich in ein deutsches Wirthshaus führen, und bezahlte den, der es mir gezeigt, oder den Faktor für seine Mühe; im Wirthshaus verlangte ich zu essen, man antwortete mir aber, hier könne man bloß trinken, denn zubereitete Speisen kann man nicht aufbewahren wie Rum und Branntwein, und bei diesen Getränken ist es hier nicht Sitte im Wirthshaus zu essen. Fröhliche Stadt, wo man nichts ißt, und zu allen Zeiten trinken kann!

Von Ljuzin geht der große Weg nach Dünaburg, der kleinere aber über Sebesh gerade nach Polozk. Ich schlug den kleinern ein, wo sich aber auf den Stationen nicht mehr als sechs Pferde vorfinden.

Auch Sebesh hat eine reizende Lage, ist jedoch gleichfalls ein Judennest mit jüdischer Unsauberkeit. Sebesh, eine Kreisstadt, die man in die Tasche eines Schreibers verstecken könnte, liegt auf einer Halbinsel, die mit dem festen Lande durch eine sehr schmale Erdzunge verbunden ist. Der See ist von allen Seiten mit Hügeln und grünen Wiesen umgeben: der Anblick ist malerisch; ich fragte einen Bürger über den Zustand der Stadt, und er antwortete mir: „rund umher ist Wasser, und in der Mitte die Armuth."

Damit sollte ich meinen Bericht über Sebesh schließen, allein ich fand auch etwas Gutes, namentlich zwei Brüder, russische Kaufleute, die alles Vaterländische und darunter auch unsere arme Literatur liebten. Russische Literatur in Sebesh: ou diable va-t-elle se nicher! Da ich zufälliger Weise diese beiden Leute, die einzigen russischen Kaufleute im Orte, traf, so war ich sehr erfreut, bei ihnen nebst russischer Gastfreundschaft, Verstand und Gutmüthigkeit zu finden, und erfuhr auch von Bewohnern der Stadt, daß sie das Zutrauen der ganzen Nachbarschaft genössen, die seit der Ansiedlung dieser russischen Kaufleute aufhörte, Waaren von den Juden zu kaufen, namentlich weil diese russischen Handelsleute ehrenhaft und mit guten Waaren handelten. Ihr Herren Kaufleute in Rußland, hört an! In Weißrußland sind viele Städtchen, und fast Alle sind größer und reicher als Sebesh, Handeln und sich durch den Handel bereichern, ist dort sehr möglich, man darf nur Verstand genug haben, die Juden zu überlisten. Das ist schwer, werdet ihr sagen. Nicht so sehr. Die Aufgabe ist leicht gelöst, man muß nur ehrlich seyn und gute Waaren haben. Zu dieser Schlauheit hat es der größte Theil der Juden noch nicht gebracht.

In der Uebersicht des Zustandes der Städte im

Digitized by Google

Jahre 1833 *) heißt es: in Sebesh sind 1045 E. männlichen und 1014 weiblichen Geschlechts; in Ljuzin 1095 männlichen und 350 weiblichen Geschlechts. Demnach wäre in Sebesh Eine Schöne mehr als Einwohner männlichen Geschlechts, in Ljuzin aber dreimal mehr Männer als Weiber. Ich habe jedoch in Ljuzin keinen solchen Mangel an diesem kostbaren Material zur Beglückung des Menschengeschlechts bemerkt: der Markt war voll davon, und ich wurde ganz taub von seinem durchdringenden Geschrei.

In Ljuzin wird ein für diesen Landstrich bedeutender Markt im Mai abgehalten, wo man sich namentlich mit Arbeitspferden versorgen kann: ich begegnete ganzen Heerden. Der Boden um Ljuzin ist vortrefflich, um Sebesh Torf und Thon. Gewerbsthätigkeit ist keine da, und auf den Feldern steht es ziemlich schlecht.

Von Ljuzin nach Polozk ging ich mit Krebsen, d. h. mit Bauernpferden, die, wie gewöhnlich, im Frühjahr abgemergelt sind; ihre Größe kommt der eines guten ukrainischen Kalbs gleich. Sechs Postpferde sind für den Staatsbedarf in Ansprache genommen. Auf der letzten Station nach Polozk ereilte mich ein Sturm mit Hagel, Regen und Schnee. Sechs Seespinnen jagten mit aller ihnen möglichen Schnelligkeit die Station fort über Thal und Berg: der muntere Weißrusse schrie und trieb seine Pferdchen (konik) unaufhörlich an, und hieb grimmig mit der Peitsche auf sie los. Um Mitternacht kam ich in Polozk an, und — stellt euch mein Staunen vor, als ich mich überzeugte, daß man mich 25 Werste weit in dunkler Nacht über Berg und Thal ohne Leitseil geführt hatte. Sechs Pferde ohne Vorreiter und ohne Leitseil! Die Bauern, die in der Eile und im Branntweindampf angespannt hatten, vergaßen die Pferde aufzuzäumen, der Postillon ergriff den Strick, bildete sich ein, er halte das Leitseil, und jagte davon. Charakteristisch für den weißrussischen Bauern! Als ich an einer Mühle vorbei ging, die bei jeder Wendung des Rads in den Grundvesten schütterte, fragte ich den Müller, auf welche Weise sich denn diese Mühle aufrecht erhalte. „Durch Gottes Wort," gab er mir mit der größten Kaltblütigkeit zur Antwort. Da hat Gottes Wort viel zu halten, dachte ich. Der russische Bauer ist robust, stark und thätig, der Weißrusse klein, schmächtig und schläfrig. Gebe Gott, daß er sich ändert: seine Vorfahren die Krivitschen, Sjewerier, Radimitschen, Dragowitschen und Polotschen waren tüchtige Bursche, kraftvolle und tapfere slawische Stämme, die sich in der Geschichte einen Namen machten. Zu seinem jetzigen kränklichen Zustande brachten den Weißrussen zwei verderbliche Winde, der eine wehte von den Ufern der Weichsel, der andere von denen des Jordans her. **) Jetzt aber geht, Gott sey Dank, bei uns Alles mit schnellen Schritten zum Bessern; vielleicht stärken sich auch wieder unsere Weißrussen!

Polozk ist ein Zeitgenosse des großen Nowgorod, von Smolensk und Kiew, ja vielleicht älter als sie. Ich vermuthe, daß die Normannen sich hier festsetzten lange vor der Ankunft Ruriks. Auch ist es möglich, daß die ruhige Herrschaft der Normannen in Polozk (Poltesk) die Nowgoroder auf den Gedanken brachte, sie zu sich zu rufen. Das Geschlecht der ersten normannischen Fürsten in Polozk hörte bekanntlich auf mit der Vernichtung des Geschlechts Rogwold (Ringwald) durch Wladimir. Hierauf herrschten dort russische Fürsten von Isiaslaw Wladimirowitsch bis zum Jahre 1219. Um diese Zeit bemächtigte sich das wilde stürmische Litthauen der Stadt Polozk: der erste Fürst von litthauischem Geschlecht war Boris, der Sohn Ginwilla's. Anfangs war ihm dieses Land nur zur Verwaltung anvertraut, er aber heirathete eine Fürstin von Twer, nahm den griechisch-russischen Glauben an, und erklärte sich zum unabhängigen Fürsten. Ueber 200 Jahre lang war das Fürstenthum Polozk eine bedeutende Macht im Norden, bis es endlich mit Litthauen, und durch Litthauen mit Polen vereinigt wurde. Aber die russischen Großfürsten und später die russischen Zaare gaben ihre Ansprüche auf Polozk niemals auf, und bis zu Peter dem Großen war das Fürstenthum Polozk im zaarischen Titel. Zaar Iwan Wassiljewitsch nahm Polozk im liefländischen Kriege im J. 1561; Stephan Batori nahm es im J. 1599 mit Sturm. *) Der Geschichtschreiber jener Zeit, Nengebauer, erzählt, daß bei der Eroberung der Stadt in der russischen Kathedrale eine Menge russischer Chroniken und Kirchenbücher, die von Methodius und Constantin aus der griechischen Sprache in die slawische übersetzt wurden, gefunden worden seyen. Wo jetzt diese Schätze sind, ist unbekannt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zaar Alexei Michailowitsch nahm im J. 1656 gleichfalls Polozk, mußte es aber im Friedensschlusse wieder zurückgeben. Der Zaar befand sich selbst dort.

*) Eine solche Uebersicht wird nach jeder Volkszählung amtlich ausgegeben.

**) Diese Beschuldigung gegen den polnischen Adel und die katholische Priesterschaft in Polen hört man nicht selten im Munde der Russen.

Uebersicht
der
Entdeckungen im Innern von Südafrika.

2. Entdeckungen östlich von der Kapkolonie.

Um das Jahr 1685 soll eine Anzahl schiffbrüchiger Matrosen das Kap von Port Natal aus erreicht haben; ein außerordentliches Ereigniß, wenn man die Entfernung von der Kolonie, die sich zu jener Zeit nicht weit über den jetzigen Kapdistrikt erstreckte, und den von feindlichen und unbekannten Stämmen bewohnten Zwischenraum in Anschlag bringt.

Die Kaffern wurden zufällig von einer aus Boors bestehenden Jagdexpedition im Jahre 1684 entdeckt, und vier Jahre später erhielten die Bewohner von Port Natal einen Besuch von dem berühmten Kapitän Woodes Rogers, dessen Name auf unsterbliche Weise mit der ergötzlichen, halb wahren, halb romantischen Erzählung, die so viele Seelente gemacht hat, der „Geschichte des Robinson Crusoe" verknüpft ist, dessen Urbild, Alexander Selkirk, den Kapitän Rogers von der Insel Juan Fernandez aus einer Einsamkeit erlöste, aus der das Genie Defoe's ein beneidenswerthes Paradies geschaffen hat. Wer hat sich nicht in seinen Knabenjahren gewünscht der Held dieser Geschichte, oder doch mindestens dessen treuer Freitag zu seyn.

Im Jahre 1719 soll Kapitän Gerbrand Van der Schelling, dem sonst sehr genauen Kolben zufolge, das Kap von der Delagoa-Bai aus erreicht haben, wo er sein Schiff verloren hatte, und im Jahre 1727 soll ein gewisser Lieutenant Monas von der zuletzt genannten Niederlassung aus Natal besucht haben.

Lieutenant Patterson, der Freund des Entdeckers des Orangeflusses,

Digitized by Google

Obrist Gordon, machte im Jahre 1779 die Kolonisten mit dem Lande bekannt, welches die vorgeschobenen Posten der Kaffern besetzt hielten, welche damals rasch gegen das Gebiet der Hottentotten vordrangen, die, gegen Westen von Weißen gedrängt, bestimmt waren, ihre Existenz als unabhängiges Volk zu verlieren.

Im Jahre 1785 gelang es einigen Matrosen, von dem denkwürdigen Schiffbruch des ostindischen Schiffes Grosvenor den Weg von den Omfemelaba-Flüssen, über tausend Meilen zu Lande von der Kapstadt aus, glücklich zurückzulegen, und in Folge ihrer Angaben wurden die Ufer des Kei-Flusses noch in demselben Jahre von einer Expedition untersucht, welche ausgeschickt ward, um die von jenem furchtbaren Schiffbruch noch am Leben Befindlichen abzuholen.

Im Jahre 1790 bereicherte der Kolonist Willem Van Reenen, ein entschlossener, wißbegieriger Mann, dessen Reisen und Entdeckungen im Innern nie weder gehörig gewürdigt noch belohnt worden sind, durch seine menschenfreundliche Expedition, um die von dem eben erwähnten Schiffbruch noch Lebenden aufzusuchen, unsere Kenntniß von den Ländern gegen Osten um ein Bedeutendes, und sein im Jahre 1792 von Kapitän Rien herausgegebenes Tagebuch gab eine ziemlich genaue, obschon nur flüchtige Uebersicht der Geographie der bis dahin wohl durchreisten, aber noch nicht beschriebenen Länder. Seine Reise dehnte sich bis zur Stelle des Schiffbruchs, 500 Meilen jenseits der Kolonialgränzen, aus. Benjamin Stont, Kapitän des amerikanischen Schiffes Herkules, der sein Schiff im Jahre 1795 unweit des Flusses Beka verlor, gab eine Beschreibung des Landes, durch welches er, Passagiere und Schiffsvolk, glücklich das Kay erreichten, und im Jahre 1797 besuchte Herr Barrow den Fluß Keisikamma von seiner Quelle bis zur Mündung, bei welcher Gelegenheit er interessante Notizen über die Nation der Amokosa sammelte, bei der er einige Zeit sich aufhielt.

Der in das Jahr 1801 fallende Aufenthalt des ausgezeichneten Dr. Van der Kemp im Kafferlande gab ihm eine günstige Gelegenheit, die Sitten der Bewohner desselben zu beobachten und geographische Notizen zu sammeln. Professor Lichtenstein bereicherte zwei Jahre später unsere Kenntniß von diesem Theil der Erde bedeutend.

Die innern Zwistigkeiten der Kaffern und ihre Angriffe auf die Kolonisten an der Gränze, die seit dem Jahre 1798 ein sehr ernstes Aussehen gewannen, nöthigten die Kolonialregierung im Jahre 1811 zu kräftigen Maßregeln, um den eingedrungenen Theil der wilden Bevölkerung, der sich östlich von dem großen Fischfluß festgesetzt hatte, bis zu der längst anerkannten Gränze zurückzutreiben, von welcher Zeit an bis zum Jahre 1819 ein fortdauernder Krieg sich entspann, der endlich durch einen Einfall von der Kolonie aus während des letzten Jahres sein Ende erreichte, bei welcher Gelegenheit die Truppen und die Burghers bis zu dem Kei-Fluß vordrangen, wodurch man einen so ziemlich deutlichen Begriff von dem Lande und seiner Beschaffenheit bis zu jenem Strom mittelst einer auf Befehl der Regierung vorgenommenen Aufnahme erhielt.

Ein neuer und bei weitem der wichtigste Impuls wurde der Entdeckung in diesem Theile des Landes durch die im Jahre 1820 erfolgte Niederlassung britischer Auswanderer im Bezirk von Albany, an den unmittelbaren Gränzen des Kafferlandes, gegeben, die sich, da ihnen mehrere Jahre hinter einander ihre Bemühungen hinsichtlich des Anbaues fehlschlugen, dem Handel mit ihren wilden Nachbarn widmeten. Die Politik der holländischen Regierung, welche von ihren Nachfolgern, den Britten, von ihrer Eroberung der Kolonie an bis zu dieser Zeit beibehalten worden war, verhinderte alle Verbindung zwischen Kolonisten und Kaffern, und Todesstrafe erwartete den, der die vorgeschriebene Gränze überschritt oder auf Handelsgeschäften betreten wurde. Die dringende Noth und die Furcht, Hungers sterben zu müssen, auf der einen Seite, und die Aussicht auf lohnenden Gewinn auf der andern, durchbrachen indeß die Schranken dieses abgeschmackten Verbotes, und ein ausgebreiteter, wiewohl unerlaubter Handel war bald im Gange. Nach mehrern fruchtlosen Versuchen von Seite der Kolonialregierung, ihr veraltetes System aufrecht zu halten, war sie endlich im Jahre 1824 gezwungen nachzugeben, und anfänglich einen Markt in einem ihrer Gränzforts am Keisfamma einzurichten, später im Jahre 1830 aber den Handelsleuten zu gestatten, nach eigenem Belieben das ganze Kafferland zu durchwandern. In Folge dieser Erlaubniß ist nun nicht nur das ganze Gebiet von der östlichen Gränze bis zur Delagoa-Bai bereist und beschrieben worden, sondern es haben sich auch mehrere Handelsleute im Kafferlande angesiedelt, was nothwendig dessen Civilisation befördern muß. Dieser anfänglich so geringschätzig betrachtete Handel hat bereits über 200.000 Pfd. St. in die britische Niederlassung gebracht, und sein jährlicher Belauf, der von Jahr zu Jahr zugenommen hat, wird jetzt auf 34,000 Pfd. St. jährlich angegeben.

Im Mai des Jahres 1824 siedelte sich eine Gesellschaft unter dem Marinelieutenant Farewell, dem sich später noch der Lieutenant King zugesellte, des Handels wegen zu Port Natal an, und obschon diese Unternehmungen den Erwartungen, die man davon hegte, hauptsächlich wegen Mangels an Subordination und Einigkeit unter den Ansiedlern selbst nicht entsprochen hat, so leistete sie doch hinsichtlich der Erweiterung unserer Kenntniß von dem umliegenden Lande wesentliche Dienste.

Major Dundas von der königlichen Artillerie, und Civilkommissär des Distrikts Albany, wurde im Jahre 1824 mit einer Abtheilung junger Freiwilliger, Söhnen britischer Ansiedler aus der Kolonie, abgeschickt, um die Streitkräfte des Zula-Häuptlings Chaka zu rekognosciren, von dem man damals argwohnte, daß er gegen die Kolonie vorzurücken und alle zwischen ihm und derselben wohnenden Stämme auszurotten beabsichtige. Diese Abtheilung drang fast bis zum Omzemvaubo oder St. Johns-Flusse vor, und bestand auf ihrem Rückwege ein Gefecht mit einem Haufen Marodeurs, die man irrig für die Vorhut der Zulas hielt. In demselben Jahre ging Obrist Somerset, der thätige und unermüdliche Befehlshaber der Gränze, mit einer starken Truppenabtheilung an die Quellen des Omtata-Flusses, dem Schauplatz von Major Dundas letztem Gefechte, wo er die Ueberreste jener furchtbaren Räuberbande vertrieb, die, wie man seitdem erfuhr, die Bande des Häuptlings Mantuanas war, der, von Chaka aus dem Osten verjagt, nun selbst das Eroberungs- und Plünderungssystem befolgte, das sein Unterdrücker ihm mit so vielem Erfolge gelehrt hatte. Die Wege, welche diese beiden Expeditionen einschlugen, der eine in der Nähe der Küste und der andere weiter nach dem Innern zu, haben die Kenntniß des Landes ebenfalls bedeutend bereichert.

Die unglücklichen Reisenden Cowie und Green, von deren Reise bereits ein Bericht erschienen ist, besuchten die portugiesische Niederlassung Delagoa im Jahre 1829 von der Kolonie aus zu Lande, und zwei Jahre früher drang der bekannte John Cane, vormals ein Matrose, von Natal aus ebenfalls bis nach Delagoa vor, wohin er auf Befehl des Königs der Zulas, Chaka, geschickt worden war. Die Notizen und geologischen Skizzen des erstern, nebst den mündlichen Berichten des letztern, haben Veranlassung zu Herausgabe einer Karte und zu einigen Schilderungen der diese Gegenden bewohnenden Stämme gegeben.

Alle diese Expeditionen, nebst den unzähligen Reisen so vieler Handelsleute aus der Kolonie, welche jetzt fast alle Theile des Kafferlandes durchwandert haben, und sogar bis auf 120 Meilen hinter Port Natal in den Kraal Dingaans, des jetzigen Häuptlings der Zulas, gekommen sind, nebst der Reise des Dr. Smith, der, vom Lieutenant Edie begleitet, im Jahre 1832 eine wissenschaftliche Reise nach Natal unternahm, haben uns eine ziemlich genaue Kenntniß der geographischen Umrisse von diesem Theil des afrikanischen Kontinents verschafft.

In Neuorleans hat sich eine Gesellschaft gebildet, um das Duell zu beschränken. Ein Ehrengericht mit einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten und zwölf Richtern wurde eingesetzt für sechs Monate. Das Tribunal wird über die ihm vorgelegten Fälle entscheiden; der Klagende hat die Wahl der Waffen, und im Fall er Pistolen wählt, den ersten Schuß. Die Mitglieder der Gesellschaft dürfen keine Ausforderung weder von einem Betrunkenen, noch von einem Rauser, noch während eines Gastmahls annehmen. Man hofft, auf diese Weise die Zahl der Duelle sehr zu vermindern.

Berichtigung.

In dem ersten Artikel über die Entdeckungen im südlichen Afrika ist ein sinnstörender Fehler stehen geblieben. S. 1140. Sp. 1. Z. 8. von oben heißt es Belohnungen statt Belehrungen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 294. 21 Oktober 1835.

Die Ströme der Erde.

Asien.

Nirgends tritt das System der Massenbildung so riesenhaft vor, als in diesem Welttheile, nirgends aber auch finden sich gleich ungeheuere Depressionen des Landes. Daß einst ein weites Meer alle Länder um das schwarze und kaspische Meer bedeckt, und bis hinauf an das Eismeer sich erstreckt habe, ist schon erwähnt worden, und man hat sogar auf dem Boden Südrußlands die Gränzen nachgewiesen, die es in einer vergleichungsweise neuen Periode gehabt haben müsse, aber damit ist nur in den rohesten Umrissen angedeutet, was jene Gegenden ehemals waren, und was sie jetzt sind. Wann und auf welche Weise die Entwässerung dieser Gegend vor sich gegangen, kümmert uns nicht, wohl aber die Bemerkung, daß sie noch im Fortschreiten begriffen ist, wobei noch der Umstand sich aufdringt, daß die große Salzniederlage, die einst das weite Meer speiste, sich mehr im Osten als im Westen findet, wie überhaupt das noch andauernde Fortschreiten der Entwässerung weit mehr auf der Ostseite in Asien sich bemerklich macht, als auf der europäischen oder Westseite.

Es ist in dem Artikel über die Gebirge der Erde schon erwähnt worden, wie allmählich gegen Osten das Ansehen des Landes sich ändert: es wird unfruchtbarer, der Boden stärker mit Salz geschwängert, was so weit geht, daß in der Nähe des Orus kleine Salzflüsse sich finden, eine Erscheinung, die in größerem Maßstabe nur in Neuholland vorkommt. Das Auffallendste ist aber, daß eine Menge Flüsse, die zum Theil noch in der historischen Zeit, gewiß aber früher das kaspische Meer erreichten, jetzt nicht mehr dahin gelangen, und mehr und mehr in Steppenflüsse sich verwandeln, d. h. sie bilden eine Seenreihe, die nur durch schwache Bäche, in der dürren Jahreszeit oft gar nicht, unter einander verbunden sind. Viele verlieren sich auch ganz in Seen, deren Wassermasse wegen der durch die Trockenheit der Luft begünstigten Ausdünstung keineswegs bedeutend zunimmt.

Worin der Grund dieser fortschreitenden Vertrocknung liegt, wissen wir nicht, daß sie aber wenigstens auf der Nordost- und Ostseite allenthalben sich äußert, und nicht auf einzelne Strecken dieses Bassins sich beschränkt, ist eine ausgemachte Sache. Schon in der mächtigen Wolga finden sich namentlich gegen die Mündung hin einzelne Andeutungen,*) höchst auffallend ist sie aber am Jaik oder Ural,**) wo man sie der schlechten Holzwirthschaft und der Ausrottung der Wälder zuschreibt. Allerdings ist diese sehr verderblich, allein der rasche Untergang der Wälder selbst scheint dort mit eine Folge des Klima's und der Winde, die einem kräftigen Pflanzenwuchs hindernd in den Weg treten. Möglich wäre es, daß die Nordwinde, welche unaufgehalten vom Eismeer und der Mündung des Ob und Jenisei her über die nur schwach undulirende Fläche herüberstreichen, Schuld an der Trockniß und an der Kälte sind, welche für ein Land zwischen 45° und 50° N. B. ungewöhnlich groß ist.

Merkwürdig ist vor Allem der Abfall des Landes nordwärts vom Kaukasus. Ein vom Elborus ausgehender Vorsprung bildet zuerst die Wasserscheide zwischen den Flüssen Terek und Kuban, dann zwischen Jegorlik und Kuma, welche letztere schon in der Ebene den Charakter eines Steppenflusses annimmt, und im Sommer das kaspische Meer nicht mehr erreicht, sondern sich in einen See verliert. Die dritte Stufe bildet nun der Kaukasus, den man als die Quelle des Manetsch betrachten muß, und der sich an einem der letzten Abfälle des Gebirgs in den östlichen und westlichen Manetsch theilt, von denen einer gegen Osten, der andere gegen Westen fließt: der östlichste erreichte einst das kaspische Meer, jetzt aber nicht mehr, sondern endigt in einem See. Dieß ist die Geschichte zahlreicher Flüsse auf der Nordost- und Ostseite. Etwas weiter nördlich erhebt sich das Land, und in diesen Sandhügeln entspringt die Sarpa, welche nach Norden fließt, und nicht weit von der Stadt Sarepta in die Wolga fällt. Die Lücke zwischen dem Ursprung der Sarpa und dem Manetsch ist dadurch als der tiefste Punkt bezeichnet, auf welchem noch zuletzt eine Verbindung zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere statt fand.

*) S. den Artikel über die Anpflanzung von Wäldern an der brandenburgischen Gränze Nr. 257.

**) Eichwald sagt in seiner „Reise auf dem kaspischen Meere und im Kaukasus" sogar ausdrücklich S. 26: „An der ganzen Wolga bemerkt man überhaupt, daß sie von Jahr zu Jahr seichter wird. Sie führt wegen ihrer schnellen Strömung eine Menge Sand mit sich, wirft kleine Hügel auf, die sich bald als Inseln gestalten, und so aus dem Wasserspiegel hervorragen. Bei Kasan und Nischnei-Nowgorod haben sich so viele Sandbänke gebildet, daß selbst kleinere Fahrzeuge nur mit Mühe durchkommen." Vom Don ist nichts Aehnliches bekannt.

Digitized by Google

Ein genügender Grund, diese ganze Strecke als ehemaligen Meeresgrund zu betrachten, liegt in der Seenreihe, die sich nordöstlich fortzieht bis an den nordwestlichsten Ausläufer des Altai, ja bis in die Baraba-Steppe und ans Eismeer. In dem Maße aber als die Wassermasse sank, und die Verbindung dieser verschiedenen Binnenseen dadurch aufgehoben wurde, erreichten auch viele Flüsse namentlich in Asien, wo die Depression viel tiefer ist, das Meer nicht mehr, sondern bildeten Seen für sich, denn das Niveau scheint oft unter dem des Meeres, und kein Ausfluß ist möglich. Oestlich vom Jaik fällt nur noch die Emba ins kaspische Meer, in den Aralsee aber von Norden her nicht Ein bedeutender Fluß: dort scheint die Depression am tiefsten. Nur zwei Ströme haben Wassermasse genug, um ihre Bahn bis zum Aralsee zu durchlaufen, der einst nach einer noch jetzt unter den Umwohnern herrschenden Sage, mit dem kaspischen Meere in Verbindung stand, *) nämlich: der Sir oder Jaxartes und der Dschihun oder Orus. Genährt und geschwellt durch das Wasser der Gebirge des hohen Belurtag und Karatagin sind sie sich selbst genug, ihre wenig zahlreichen Zuflüsse versiegen oft, oder werden durch Ableitungen in dem wasserarmen Lande so entleert, daß nicht ein Tropfen mehr die Hauptströme erreicht. Beide haben auch seit Menschengedenken manche Aenderung erlitten. Ptolemäus nennt zwei bedeutende Flüsse, welche sich auf dem linken Ufer in den Sir ergossen haben sollen, jetzt finden sich nur unbedeutende Bäche, die weder der Größe noch der Lage nach den von Ptolemäus aufgeführten entsprechen. **) Wahrscheinlich hat der in der Wüste von Kisil Kum aufgehäufte Sand nach und nach ihre Betten ausgefüllt. Eben so sprechen ältere russische Berichte von einem rechts einfallenden Flusse Kenderlik, der gleichfalls nicht mehr aufzufinden ist. Der Fluß Tschui, der aus dem See Issekul kommt, und nach japanischen Karten noch im siebenten Jahrhundert in den Sir fiel, bildet jetzt 7 bis 8 g. M. weiter nördlich einen Steppensee Namens Kaban Kulak. Eben so bildet der Bakbulan den Kuktscha-Tus, statt wie früher in den Tschui zu fallen; der Sarasu den Tele-Kul (See), der in geringer Entfernung vom Sir liegt; der Turgai mit seinen zahlreichen Quellen verliert sich in Bulgana-Kul und Aksakal-Bardi. Beim Orus ist der gleiche Fall. Der Kohik, oder auch Serefschan ***) genannt, muß einst in den Orus gefallen seyn, und unsere Karten stellen es auch zum Theil noch so dar, er bildet aber jetzt einen See. Der Karschi verliert sich gleichfalls jetzt in der Wüste, und das gleiche Schicksal hat der Fluß von Balkh durch Menschenhand, — er ist nämlich in eine zahllose Menge Kanäle getheilt, — nur um wenige Zeit früher erfahren, als die Natur selbst es ihm bereitet hätte. Der Murghab (Vogelfluß) bildet gleichfalls etwa 10 geogr. M. nördlich von Merw einen See, obgleich die Karten ihn noch meist ins kaspische Meer fallen lassen, wohin er seiner ganz nördlichen Richtung nach ohnehin nicht fallen sollte. *) Diese Beispiele mögen genügen den Charakter dieses Landes zu zeigen, und wir fügen nur noch einige Bemerkungen über diese Veränderungen bei, welche Sir und Dschihun selbst erlitten haben.

Beide Ströme, — der Dschihun aber ist bei weitem der bedeutendere, — haben einen sehr raschen Lauf, was sich leicht erklärt, da die Ebene von Turkestan 2000 Fuß über dem Meere liegt, und sie somit einen starken Fall haben, der Dschihun etwa drei Fuß in einer halben Stunde, der Sir noch etwas mehr; auf einer Strecke von 45 g. M. fällt der Dschihun um 800 Fuß, während die Schnelligkeit seines Laufs 5488 Metres in der Stunde beträgt. Der sandige Boden setzt ihnen keine Hemmnisse entgegen, und so kommen sie in dem niedrigen Flachlande des Aralsees an, und bilden Deltas. Unter 25° N. B. theilt sich der Sir in zwei Arme, deren nördlicher den Namen beibehält; der südliche, Kuwan Darja genannt, fließt gegen West, und theilt sich in fünf Arme, die sich aber sämmtlich wieder vereinigen. Oberhalb dieser Zertheilung soll sich in sehr neuer Zeit, man glaubt zwischen 1760 und 1770, ein Arm, Jangi (der Neue) genannt, abgesondert haben, aber bereits wieder vertrocknet seyn, wie man glaubt durch angelegte Wässerungskanäle; selbst die Absonderung des Kuwan Darja hält man für sehr neu. Der Dschihun, welcher wie der Sir ein schmales, von ihm befruchtetes Thal bildet, verliert gleichfalls duech Bewässerungen und die in dem trockenen Lande ungemein starke Ausdünstung **) eine Menge Wasser, und bildet ein sumpfiges, mit Rohr und Wasserpflanzen bewachsenes Delta, das für den Schiffer, wie dem Landmann gleich unbrauchbar ist. Wenn dieß Delta zu beschiffen wäre, so könnte man aus dem Aralsee bis über Balkh hinauffahren. Das weite Delta des Stroms in den Aralsee hinein war indeß in früheren Zeiten nicht der einzige Ausfluß desselben; mannichfache Nachforschungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß ein zweiter Ausfluß ins kaspische Meer ging, Jaubert hat im Journal Asiatique die orientalischen Nachrichten über diesen ehemaligen westlichen Arm zusammengestellt, Burnes zwar die Wahrscheinlichkeit bestritten, allein Eichwald, der selbst in jene Mündung hineingefahren ist, erklärt sich duechaus für die Meinung, daß sich hier einst ein bedeutender Fluß, und zwar der linke Arm des Dschihun oder Orus, — jetzt noch Akhtam genannt, — ausmündete. ***)

Die Eigenthümlichkeit dieser Ströme ist um so auffallender, je weniger sich auf der Südwestseite des kaspischen Meeres etwas

*) Nach dem obigen kann hierüber kein Zweifel seyn. merkwürdig aber ist, daß selbst ausgezeichnete Geographen das Aufhören der Verbindung zwischen dem Aralsee und dem kaspischen Meere nicht höher hinauf, als in das Zeitalter Alexanders versetzen, wahrscheinlich bloß deßwegen, weil Herodot des Aralsees nicht gedenkt; selbst Strabo thut es noch nicht, wohl aber Ptolemäus. Indeß kann dieß von Seite Herodots und Stratos geographische Unkenntniß seyn, und überhaupt kommt es bei einer solchen durch hinreichende Gründe beglaubigten Thatsache auf einige Jahrhunderte nicht an.

**) Ein altes, verlassenes Flußbett findet sich fast parallel mit dem Sir, und soll das eines verlorenen Flusses Dscham seyn.

***) Der Gold strömende. Dieß ist der alte Sogd (woher Sogdiana), welcher das bekannte furchtbare Thal bewässert.

*) Diese Angaben über den Orus und seine ehemaligen Zuflüsse sind der sehr instruktiven Reise von Burnes entnommen.

**) Burnes erzählt, daß Dr. Gerard mit einer Schüssel Wasser eine Probe anstellte; das Wasser verdampfte in wenigen Tagen völlig.

***) S. Eichwalds Reise Theil 1. S. 266 bis 277. er erklärt dort zugleich den Ursprung des Namens Orus. Die Truchmenen nennen dort das Land Oth, vielleicht gleichbedeutend mit Ath. Weiß: da nun su im Türkischen Wasser bedeutet, so hatte man Oth-su, Orus, das Wasser des Landes Oth.

Digitized by Google

Aehnliches findet. Westlich vom Oxus sind der Attrek und Gurgan unbedeutende Küstenflüsse, die von der das kaspische Meer umgebenden Bergkette herabkommen. Noch unbedeutender sind die Flüsse von Masanderan und Ghilan. Dagegen öffnet sich die Südseite des Kaukasus in zwei langen Thälern, dem des Kur und Araxes. Der Kur war einst viel weiter hinauf schiffbar als jetzt, indem der Handel von Mittelasien seinen Weg diesen Strom aufwärts nahm, und man von dem Punkte an, wo die Waaren ausgeladen werden mußten, bis an den schiffbaren Theil des Phasis (Rion) nur fünf Tage brauchte, jetzt sind sechzehn nöthig. Zudem trägt der Kur jetzt nur noch unterhalb der Einmündung des Araxes größere Lastschiffe. Von dem Araxes haben wir namentlich den Umstand anzuführen, daß man die Spuren seines Laufs auf der ganzen armenischen Ebene findet, indem die zahlreichen Erdbeben und dadurch veranlaßten Erhebungen des Bodens ihm zu wiederholten Malen einen andern Lauf anwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

2. Reise von Pskow nach Polozk.

(Fortsetzung.)

Derselbe Neugebauer schreibt, daß die ganze Provinz Polozk zur Zeit der Eroberung durch die Russen im J. 1564 eine mit undurchdringlichen Wäldern und Sümpfen bedeckte Einöde, daß in der ganzen Provinz nur Eine Stadt Polozk, und das Schloß Oserischtsche oder Jeserischtsche gewesen sey, und daß Stephan Batori zum Durchzug seines Heeres Wege durch die Wälder habe hauen und die Sümpfe mit Faschinen belegen lassen. Was sich vor dem russischen Schwert rettete, hatte sich in den Wäldern verborgen. Allenthalben war Wildniß, Oede und dichter Wald. Stephan Batori vereinigte die Provinz Polozk mit Polen, erneuerte die dortige Wojewodschaft, vertheilte das Land an die polnische Schlachta, und beauftragte die Jesuiten mit der Bildung des Volks. Unter Sigismund III erhielten die Jesuiten neue Stärke, neue Rechte und Privilegien. Von dieser Zeit an bestand hier eine jesuitische Akademie. Bei Vertreibung der Jesuiten aus den katholischen Ländern wurde das Jesuitenkollegium zu Polozk das Hauptquartier des Jesuitenordens in Europa. Der Einfluß der Jesuiten auf die moralische und intellektuelle Bildung des Volks war unbegränzt.

Schon unter Batori betrieben die Jesuiten die Unirung,*) die so viel Thränen und Blut gekostet hatte. Unter Sigismund III verfuhren sie mit offener Gewalt, wo List nicht ausreichte. Die Bauern, nicht gewohnt, selbst zu urtheilen, wurden auf Befehl ihrer Herren fast alle unirt, und die griechisch-russische Kirche erhielt sich nur in den Städten, unter reichen Kaufleuten und Bürgern, die sich durch die Lockspeise des Adels nicht zum Katholicismus verleiten ließen. Wer näher in den Geist der Geschichte eingedrungen ist, der muß sich überzeugen, daß die Unirung die wichtigste Begebenheit im Norden während der drei letzten Jahrhunderte war. Die Unirung raubte Polen die Kraft und vernichtete es, indem sie Rußland durch die Einverleibung von Kleinrußland auf eine höhere Stufe von Macht stellte.*) Darüber aber ließe sich Vieles sagen, ich bemerke bloß, daß die Jesuiten, indem sie die Jugend nach ihren Ansichten erzogen, und die Glaubenseinheit einführten, Polen den ersten Streich versetzten, der es tödtlich verwundete, und an dem es auch endlich verschied.

Seit der Zeit der Errichtung des Jesuitenkollegiums und der Ansiedlung der polnischen Schlachta, wurden Städtchen, Dörfer, Vorwerke erbaut, der Ackerbau warf Vortheile ab, weil der Boden noch nicht erschöpft war, und auch bei roher Bewirthschaftung reichliche Ernten gab: nicht nur England, Schweden und die nördlichen Seestädte, sondern auch die fernen Kolonien holten fortwährend aus Polen und Litthauen die Erzeugnisse des Bodens ab. Das ökonomische System Europa's hat sich geändert, aber in Weißrußland hat sich nichts verändert. Der Ackerbau hat sich nur an wenigen Orten verbessert, die Bedürfnisse haben sich vermehrt, und Riga schichtet keine Goldhaufen mehr auf für Korn, Hanf und Flachs. Neue Quellen des Gelderwerbs sind nicht ausgedacht worden, der Boden wird aus Mangel an Düngung immer schlechter und schlechter, das Vieh stirbt, und das Land wird arm. Das alte, kräftige Polozk ist ein lebendiges Bild der Lage des Landes.

Polozk liegt auf dem Abhang und am Fuße eines Berges, an der Mündung der Polota in die Düna, in der günstigsten Lage für Manufakturen und Handel. Die Stadt wird in die obere und in die untere abgetheilt, und war einst mit einem Erdwall umgeben, dessen Trümmer noch vorhanden sind. In der untern Stadt ist eine besondere, von Batori erbaute Befestigung. In der Stadt zählte man nach dem letzten Census 8888 Seelen (eine wunderliche Zahl), acht steinerne und drei hölzerne Kirchen, 31 steinerne und 1038 hölzerne Gebäude. Nach dieser Anzahl sollte man schließen, daß die Stadt ziemlich bedeutend sey, sie ist aber sehr unbedeutend, denn es fehlt ihr die Seele und die Gesundheit der Städte, Gewerbsthätigkeit und Handel. In der Stadt ist keine Spur aus dem hohen Alterthum, dafür aber eine Menge neuer Ruinen. Die Hauptstraße, durch die man in die Stadt tritt, hat eine große Zahl steinerner, noch nicht mit Kalk beworfener Häuser, welche offen stehen für die flüchtigen Mäuse, für Eulen und Raben, und traurig dastehen ohne Dach und Fenster zwischen niedern Hütten oder sogenannten Judennestern. Das Pflaster scheint durch das Lissaboner Erdbeben mit Beihülfe des Vesuvs zu Stande gekommen zu seyn. Die ungepflasterten

*) d. h. die Bekehrung zur Landesreligion, nämlich der katholischen.

*) In der Ukraine war und ist das Volk der griechisch-russischen Kirche zugethan. Die polnischen Pani wollten das Volk zur selben Knechtschaft hinabstoßen wie die Leibeigenen in Polen; daß in solchen Verhältnissen das Bestreben der katholischen Priester, die Ukrainer zum Katholicismus zu bekehren, höchst verderblich war, indem es den widerspenstigen Sinn des Volks noch durch den Glauben, es kämpfe für seine Religion, erhöhte, ist eine sehr einleuchtende Sache. Auch später wurde dieser Geist der Unirung in der Sache der Protestanten verderblich, da diese zum Schutze ihres Glaubens sich an fremde Mächte, namentlich Preußen, wandten.

Digitized by Google

Straßen sind bei Regenwetter nur für Juden zugänglich, die dem Napoleonischen Element*) gebieten, weil sie darin geboren sind, leben und sterben. In den Läden, die der Architektur nach so ziemlich den Bärenhöhlen gleichen, liegen Waaren aus dem moskanischen Trödelmarkt, und dazwischen sitzen Jüdinnen, unter denen man ausgezeichnete Schönheiten trifft. Züge und Teint sind ungewöhnlich schön, und die Augen, die Augen sind himmlisch; aber der Ausdruck ihres Gesichts ist unangenehm, ihr Benehmen hat nichts Freundliches, ihr Blick nichts Zartes, überhaupt findet sich an ihnen nichts, was ich herzgewinnend nenne. Auch unter den Männern finden sich ungewöhnliche Figuren, wahre männliche Schönheiten, aber ihr Aussehen, ihr Gang, ihre Blicke, ihre Bewegungen sind noch öfter unangenehm, manchmal sogar zurückstoßend.

Der öffentliche Platz ist mit Menschen bedeckt; heute ist Markttag. Um jeden einzelnen Bauer drängen sich schmunzelnd und schmeichelnd einige Juden, um ihm seine kleinen Vorräthe abzukaufen, während ihn eine Jüdin am Schoß oder am Kragen hält, und ihm mit lauter Stimme ihren Branntwein herausstreicht. Indeß haben sie schon seine Frau an der Hand gefaßt, und führen sie im Triumphe nach der Schenke, während ein Judenbube das Pferd am Zügel ergreift, und es nach sich zieht. Der arme Mushik weigert sich, schimpft und zankt, geht aber am Ende, wohin sie ihn führen. Betrunken lassen sie ihn wieder heraus mit leerem Beutel und vielleicht mit Schulden. Das ist ein Abbild des jüdischen Binnenhandels und das sind seine Faktoren. Sie betrachten den ankommenden Fremden wie der Fuchs die Henne, stellen sich auf die Zehen, kommen immer näher und näher, endlich umgeben sie ihn, und nöthigen ihm am Ende ihre Dienste auf.

(Schluß folgt.)

*) Napoleon sagte bekanntlich, er habe in Polen und Litthauen ein fünftes Element kennen lernen, nämlich den Koth.

Die Eroberung von Florida.*)

Es läßt sich allerdings bezweifeln, ob es jetzt, nach drei Jahrhunderten, noch möglich sey, für eine zu jener Zeit von Europäern unternommene Expedition gegen die Eingebornen des amerikanischen Festlandes einiges Interesse zu erwecken, denn wir sind mit Erzählungen über Mexico und Peru, und von den glänzenden Thaten und Abenteuern eines Columbus, Cortes und Pizarro zu sehr übersättigt worden, als daß sich noch hoffen ließe, die Neugier auf ähnliche Unternehmungen in jenen Gegenden zu lenken, deren Folgen weder so wichtig, noch so dauernd waren. Wäre irgend eine Episode aus jener romantischen abenteuerlichen Zeit geeignet, eine Ausnahme hievon zu machen, so ist es die, welche der Verfasser in dem vorliegenden Werkchen von den übrigen ausgeschieden, und hauptsächlich aus einer alten spanischen Chronik unter dem Titel: „Florida von dem Inca Garcilaso de la Vega" und der Erzählung eines portugiesischen Soldaten zusammengetragen hat, von welcher im Jahre 1686 eine englische Uebersetzung erschien. Aus diesen beiden und einigen andern spanischen Urkunden hat Herr Irving seine „Eroberung von Florida" gebildet, wobei er stets da, wo die Angaben sich widersprechen, denen Garcilaso's vor jenen des Portugiesen den Vorzug gab, weil er glaubte, daß die Feindschaft der letztern gegen die Spanier der Wahrheit zu nahe getreten seyn könnte. Weit eher ließe sich indeß annehmen, daß der Bericht der mitleidlosen Eroberer die Begebenheiten nur zu ihren Gunsten darstellt, und daß die gegentheiligen Angaben der Wahrheit näher liegen dürften.

Wie wenig kommt indeß jetzt noch darauf an, was wahr oder falsch ist. Die Gebeine der gemordeten Kaziken und alle der Tausende ihrer treuen Unterthanen sind neben denen ihrer stolzen Unterdrücker in Staub zerfallen. Der stahlbedeckte Krieger und der nackte Indianer ruhen in gleicher Vergessenheit begraben, und nur die Namen einiger Wenigen, die in Erzählungen wie die vorliegende aufbewahrt wurden, sind Alles, was von den ritterlichen Thaten, der Verrätherei, dem unersättlichen Golddurst und all den Grausamkeiten jener Zeit, neben heldenmüthiger Ausdauer und wahrhaft großherziger Todesverachtung, den Elementen, aus denen die Geschichte der Unterjochung der neuen Welt besteht, auf uns gekommen ist.

Auch die vorliegende „Eroberung von Florida" ist reich an Gräuel, und das Werkchen führte vielleicht mit größerem Rechte den Titel: „Die Verwüstung von Florida," und dieß zwar um so mehr, weil die Spanier unter Hernando de Soto wohl das Land durchzogen und die verschiedenen Stämme, auf welche sie stießen, unterwarfen, auch den Boden, auf dem sie standen, eine Zeit lang behaupteten, am Ende aber doch nur Wenige mit dem Leben davon kamen und nicht ein einziger Morgen Landes in den Händen der Spanier blieb.

Die Expedition De Soto's wurde nach den Verhältnissen jener Zeiten in großem Maßstabe ausgerüstet; binnen weniger als einem Jahre, von dem Zeitpunkt an, wo sie bekannt gemacht wurde, waren 950 Spanier aller Grade im Hafen von San Lucar de Barrameda versammelt, um an ihr Theil zu nehmen. Noch nie hatte man in der neuen Welt ein tapfereres und glänzenderes Korps bei irgend einer Unternehmung beisammen gesehen, als dieses war. Lauter junge, kräftige, den Beschwerden und Gefahren eines so abenteuerlichen Unternehmens gewachsene Leute. Freigebig half De Soto mit Geld aus, um seine Leute je nach ihrem Range auszurüsten; viele waren durch ihre Verhältnisse genöthigt solche Unterstützungen anzunehmen, andere weniger mittellose aber schlugen sie aus, und hielten es für ritterlicher, dem Anführer beizustehen, als Hülfe von ihm anzunehmen. Viele erschienen reich ausgerüstet, mit kostbaren Waffen und Kleidern und mit einem Gefolge von Dienern; mehrere junge Leute von Familie hatten einen großen Theil ihres Vermögens auf ihre Ausrüstung verwendet. Nuño Tobar, Luis de Moscoso und andere Spanier vom hohen Adel, die sich schon bei der Eroberung von Peru ausgezeichnet hatten, opferten den größten Theil ihrer reichen Beute zu gleichem Zweck. Außer den genannten Rittern muß noch dreier Brüder gedacht werden, Verwandte des Gouverneurs De Soto, die ebenfalls Theil am Zuge nahmen: Arias Tinoco und Alonzo Romo de Carbesosa, beide Hauptleute der Infanterie, und Diego Arias Tinoco, Standartenträger der Armee. Außerdem gingen noch zwölf Geistliche höhern und acht andere niederern Ranges nebst vier Mönchen mit, von denen die meisten Verwandte höherer Offiziere waren; denn bei jeder spanischen Expedition in der neuen Welt wurde bei aller Eroberungssucht dennoch die Bekehrung der Heiden nie aus den Augen verloren.

Dieses glänzende Korps schiffte sich zu San Lucar de Barrameda am 6 April 1538 in sieben großen und drei kleinen Schiffen ein. Der Gouverneur, seine Gattin Doña Isabel de Bobadilla, nebst Familie und Dienerschaft bestiegen das größte, der San Christoval genannte Fahrzeug von achthundert Tonnen. Sie verließen das spanische Gestade in Begleitung einer nach Mexico bestimmten Flotte von sechs und zwanzig Segeln, unter dem Schmettern der Trompeten und unter dem Donner des schweren Geschützes. Das Geschwader De Soto's war so reichlich versehen, daß die Mannschaft doppelte Rationen erhielt; eine freilich unnütze Verschwendung, allein der Gouverneur war so freigebig und so stolz darauf, so viele angesehene und tapfere Leute unter sich zu haben, daß er ihnen nicht genug Ehre anthun zu können glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

*) The Conquest of Florida, under Hernando de Soto. By Theodore Irving. 2 Vls. 12. London 1835.

Vermischte Nachrichten.

Ein französischer Mechaniker soll kürzlich eine neue Art Parapluie, Damibus genannt, erfunden haben. Der Schirm ist sehr leicht, von der gewöhnlichen Größe, kann aber vermittelst einer Feder nach Gefallen ausgedehnt werden, so daß er zwei, vier, ja selbst sechs Personen zumal bedeckt.

Dr. Gerard, der bekannte Reisende und Begleiter von L. Burnes ist den indischen Journalen zufolge am 31 März d. J. zu Sobattu verstorben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 295. 22 Oktober 1835.

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

2. Reise von Pskow nach Polozk.

(Schluß.)

Was nun immer in einer solchen Stadt zu finden ist, man kann es durch diese Faktoren erhalten gegen baares Geld oder Verschreibung. Das sind unsere Figaros! will man beim Mangel an Zeitungen sich genaue Kunde verschaffen von allen Stadtstänkereien, so kann man in einer halben Stunde alles bis aufs Kleinste hinaus erfahren. Freilich muß man diesen Berichten glauben, wie denen mancher französischen Zeitungen über Rußland. Aber diese Berichte haben etwas Angenehmes, weil alle diese Unterhändler mehr oder weniger Humoristen und Satyriker sind. Ein solcher Unterhändler lebt von unsern Schwächen und Mängeln, nährt sich von den menschlichen Sünden, er sieht das Menschengeschlecht von allen Seiten in seiner Blöße, wagt zwar nicht, darüber zu schimpfen, lacht aber darüber so oft es ihm beliebt. Es gibt in der That nichts Ergötzlicheres und Unterhaltenderes, als die Nachrichten und Erzählungen von solchen Unterhändlern.

Sie freuen sich, wie Asmodi, über alles Böse. Ganz Weißrußland, namentlich Polozk, wo das Hauptquartier des zweiten französischen Korps war, denkt noch mit Schrecken an den französischen Einfall, von dem es sich noch nicht ganz erholen konnte, dem Berichte meines Unterhändlers nach aber waren dieß die besten Zeiten, denn es war viel Geld im Umlauf, es gab viel Liederlichkeit und viel Bedürfnisse. Was kümmerte es den Mäkler, ob der französische Grenadier wohlerworbenes oder geraubtes Geld ausgab, die Hauptsache war, daß er das Geld durch den Mäkler ausgab. Was kümmerte es ihn, ob das Geld für etwas Gutes oder etwas Schlechtes ausgegeben wurde, wenn nur das Geld durch seine Hände ging. Indeß ist doch dieser Mäkler wahrscheinlich besser als mancher Nichtmäkler, weil er offenherzig ist, und weder sein Gewerb noch seine Sinnesweise zu verbergen sucht, während andere unter dem Namen der Ehrlichkeit dasselbe thun, und dabei nicht halb so kurzweilig sind.

In Begleitung meines Juden ging ich aus, um in der Stadt umherzuschlendern, und stolperte fort über Stein- und Erdhaufen. Ich sah einige artige, reinliche Häuser, und hörte, hinter Vorhängen hervor, den Klang eines Fortepiano. Der Jude deckte, gleich Lesage's hinkendem Teufel, vor mir die Dächer ab, und schob die Mauern aus einander, damit ich das Innere der Häuser betrachten könne, ich sah aber nichts Bemerkenswerthes; immer und ewig dasselbe: man weint und lacht, man liebt und haßt, man betrügt und wird betrogen, man gibt und nimmt, u. s. w. u. s. w.

Bis zum Jahre 1796 war Polozk der Sitz der Statthalterschaft Polozk; die Anwesenheit der Behörden und die Jesuitenschulen zogen viele Familien hieher. Seit der russischen Herrschaft ist es ungefähr dasselbe: die Stadt erhält sich durch die Schulen und die Tribunale. Es sind indeß Spuren da, daß es um Polozk einst besser stand.

Die Aussicht vom Wall herab auf das Feld und die Düna ist ausnehmend schön. Von jedem Punkte aus hat man ein neues Gemälde, eine neue Landschaft, nur kein Leben; es ist und bleibt eine Einöde.

Endlich ging ich auch auf den Marktplatz, wo das mächtige Gebäude des Jesuitenkollegiums steht. Jetzt ist vieles daran verändert und zur Aufnahme des polozkischen Kadettenkorps hergerichtet, welches noch nicht eröffnet ist. Ich besichtigte das Gebäude vom Giebel bis zur Grundmauer, die prächtigen Säle, die schönen Korridore, die bequemen Treppen, Alles ist im Geschmack der italiänischen Architektur des Mittelalters. Die Kirche ist eines der schönsten Gebäude in Europa: die Proportion der Theile bei der ungewöhnlichen Höhe ist staunenswerth. Das Gewölbe ist leicht gesprengt und bietet einen freundlichen Anblick dar, so daß man die Augen nicht abwenden kann. Der Plafond und die Chöre sind al fresco bemalt: die Jesuiten sollen dem Maler zehntausend Dukaten bezahlt haben. Die Kirche ist zur russischen Kathedrale geweiht, und soll etwas verändert werden. Für jetzt ist nur eine temporäre Scheidewand *) da.

In den Kellern, die einst mit altem Ungarwein gefüllt waren, sah ich Gefängnisse, sogenannte in pace, in denen das einmal eingesperrte unglückliche Opfer nie mehr das Tageslicht sah. Wenn diese Mauern sprechen könnten, so wüßten wir den

*) Ikonostaß, dieß ist in den griechischen Kirchen die mit Heiligenbildern verzierte Wand zwischen dem Allerheiligsten und den übrigen Theilen der Kirche.

Digitized by Google

Mechanismus mancher geheimen Springfeder des Jesuitenordens, eine der merkwürdigsten Einrichtungen in Europa. Die Jesuiten nennen sich die Krieger des Papstes: in den Krieg zieht man nicht ohne Strategie, und wir kennen bloß die Folgen des Jesuitenkriegs, haben aber ihre Strategie noch nicht entdeckt.

Das physikalische Kabinet, die Bibliothek und das Museum sind nach Petersburg gewandert; hier sind nur einige mechanische Spielereien und Hokuspokusmachereien geblieben, womit die Jesuiten auf die Einbildungskraft ihrer Schüler wirkten, denn bei den Jesuiten hatte Alles einen Zweck.

Die Errichtung eines Kadettenkorps hier ist eine große Wohlthat für die ganze Provinz. Bildung ist das allgemeine Bedürfniß der Zeit, die Mittel dazu aber sind in Rußland gering, und nicht jeder Vater ist im Stande, seine Kinder in die Hauptstadt zu schicken, oder sonst in der Ferne zu unterhalten. Dabei ist die Erziehung im Heimathlande fast dasselbe, wie in den Familien, und daß Familienerziehung kräftiger auf die Moralität wirkt, leidet wohl keinen Zweifel.

Lebe wohl, Polozk, und — falle um Gotteswillen nicht ein, bis ich zum Thore hinaus bin.

Die Ströme der Erde.

Asien.

(Fortsetzung.)

Abgesehen von den Thälern dieser beiden Flüsse, gibt es in Großarmenien und Kleinasien kein größeres Flußthal, das vom Meere ausgewühlt worden wäre, das des Phasis oder Rion ausgenommen. Bei allen andern zeigt sich der asiatische Charakter des Landes, wenn auch modifizirt, doch immer deutlich genug. Asien zerfällt hinsichtlich seiner Gebirgs- und der davon abhängigen Flußbildung in drei Theile, erstens das Land zwischen Beinrtaz und dem chinesischen Meere mit den Hauptentwicklungen gegen Norden und Osten, und der beiden Abgeschlossenheit gegen Süden und Westen. Dieser ersten großen Massenerhebung entspricht die von Iran, welche durch das Hochland von Pamer mit der erstern in Verbindung steht, und gleichfalls sehr in sich abgeschlossen ist. An diese schließen sich seitwärts die arabische Hochfläche, und nordwärts durch den Ararat die Erhebung der kleinasiatischen Länder an. So nur bringen wir Ordnung in das mannichfache Gewebe und die seltsame Gestaltung dieses Erdtheils, der sich von allen übrigen so auffallend unterscheidet.

Vom Kaukasus geht ein Gebirgsarm gegen Süden, und scheidet zuerst das Rionthal von dem des Kur, dann zieht er sich in vier parallelen Ketten der Länge nach durch Kleinasien, woher es kömmt, daß die Flüsse dieses Landstrichs, da der Abfall desselben gegen Westen, zuerst westlich zwischen den parallelen Ketten fließen, und dann in südlichem oder nördlichem Laufe das Gebirg durchbrechen. Zuerst kommt die nördliche Küstenkette, dann die Kette, auf welcher der Euphrat entspringt, hierauf diejenige, zu welcher der Ararat gehört, und endlich die eigentliche Taurus- oder die südliche Küstenkette. Das Merkwürdige an der Struktur dieses Landes ist, daß alle diese von Ost gegen West laufenden Gebirgsthäler wieder eine von Nord nach Süd gehende Wasserscheide haben. Zwischen der ersten Kette und der zweiten entspringt der Tschorok und fließt östlich um die Küstenkette herum, der Termeh, Lozanin und Jeschil Irmak fließen westlich. Zwischen den zwei mittlern Hauptketten entspringt der Kisil Irmak, welcher gegen Westen läuft, und dann nordwärts durchs Gebirge bricht, während die westliche Euphratquelle gegen Osten fließt, und sich noch binnen der beiden Ketten mit der östlichen Euphratquelle vereinigt. Zwischen der dritten und der südlichen Küstenkette, dem Taurus, fließt der Karasu als Zufluß des Euphrat gegen Osten, der Tschokid-Sui, auch Sihon genannt, gegen Westen, und durchbricht die Tauruskette oberhalb Adana. Bezeichnend ist dabei, daß in den drei Zwischenräumen zwischen den vier Ketten die Wasserscheide immer mehr gegen Westen vorrückt: zwischen der ersten und zweiten Kette ist sie ungefähr unter 58° O. L., zwischen der zweiten und dritten unter 55°; zwischen der dritten und vierten unter 53½° O. L.; aus diesem Umstand geht hervor, daß die Hauptneigung der kleinasiatischen Landveste gegen Nordwesten geht.

Im Südwesten sind einige geschlossene Hochländer, wie schon im Abschnitt über die Berge erwähnt wurde, andere, wie das Quellland der Sakaria (Sangarius) sind nur halb geschlossen, indem der Fluß gegen Nordosten durchbricht. Der südliche Ausläufer der Tauruskette, welche Syrien und Palästina durchzieht, bietet das merkwürdige Schauspiel eines Flusses dar, des Jordan, der noch bei Menschengedenken in das rothe Meer sich ausmündete, durch eine plötzliche Naturerscheinung aber seinen Lauf unterbrochen sah, und sich in das sogenannte todte Meer ergießt. Bei weitem der merkwürdigste und bedeutendste Fluß dieses Gebiets ist aber der Euphrat, oder Frat, wie die Orientalen ihn nennen, in seinem untern Laufe Schat-el-Arab, Fluß der Araber genannt.

Nördlich von Erzerum, auf dem südlichen Abhang des Alatag entspringt der östliche Frat, nicht weit von der Quelle des Kalfi oder Araxes. Der Frat fließt anfangs gegen Westen, wendet sich dann südlich, durchbricht die dritte Kette, von Norden nach Süden gerechnet, und vereinigt sich bei Kebau mit dem sogenannten südlichen Frat, oder Murad-su, der am Nordabhang des Seiban-Dagh (Schneegebirgs) westlich von Bajesid entspringt, bald darauf in eine Schlucht stürzt, und 4 Stunden weit in einem unterirdischen Bette läuft, dann südlich an den Bingöl-Alpen *) vorbeifließt, und aus seiner ersten Thalstufe durch einen Engpaß in die zweite hinabtritt, wo er sich mit dem Euphrat vereinigt. Verstärkt durch den Kuramas oder Karasu von der rechten Seite, **) tritt er dann aus dem Gebirge hervor, und wendet sich, die syrische Wüste ostwärts umgehend gegen die Persien im Westen einschließenden Gebirge. Einem mehr südlichen Laufe stellt sich die Wüste entgegen, gegen welche er einigemal vorgedrungen, aber wieder zurückgewichen zu seyn scheint, wie dieß zum Beispiel auch mit dem Setledsch der Fall ist; die Wüste ist aber

*) Alpen der tausend Seen.

**) Hr. Callier nennt noch einen Fluß Arsanias, der sich mit dem Euphrat vereinige, aber sich auf unsern Karten nicht finde; einen neuern Namen desselben führt er nicht an.

Digitized by Google

sicherlich nicht ganz flach, sondern sie hat ihren Abfall gegen Norden: darum rückt sie auch, wenn der Strom Eingriffe gemacht, jedesmal wieder vor, und wir finden trockene Strombetten an der Westseite in ziemlicher Anzahl. Von Zuflüssen kann auf dieser Seite ohnehin nicht die Rede seyn.

Desto wasserreicher ist seine Ostseite; außer einigen kleinen Flüssen empfängt er hier den Khabur, tiefer unten aber vereint sich mit ihm sein Zwillingsstrom, der Tigris, Didschlat bei den Arabern genannt, welche ihn, wie die Orientalen überhaupt, für den Hauptstrom ansehen. Wie der Murad-su nördlich, so entspringt der Tigris südlich von den Seibanbergen, schlägt aber eine entgegengesetzte Richtung ein, denn er fließt zwischen dem südlichen Randgebirge, dem eigentlichen Taurus, und den Seibanbergen gegen Osten: beide Gebirgsrücken nähern sich einander, und in einem engen Thale bricht sich der Strom über Felsenketten Bahn, über die er in Cataraften hinabstürzt, bis er bei Mussul die Ebene von Mesopotamien betritt, wo ihn aber noch eine Wüste vom Frat scheidet. Auch er hat darum auf der rechten oder Westseite keine Zuflüsse, desto mehr aber auf der linken, wo ihm von den Gebirgen von Kurdistan herab eine Menge Gewässer zufließen, tiefer unten aus den Gebirgen von Kirmanschah namentlich der Mendeli und Kerah. Von der Höhe von Bagdad an ist das mittlere Land zwischen beiden Flüssen durch Kanäle reichlich bewässert und fruchtbar.

In alter Zeit haben die Flüsse Euphrat und Tigris, welche sich jetzt etwa 25 geogr. M. über der Mündung vereinigen, und hier besonders den Namen Schat-el-Arab führen, ihre eigenen Mündungen gehabt, der Euphrat wahrscheinlich durch die jetzt todte Mündung Khor Abdilla,*) an deren Ufern das alte Basra lag. Noch zu Muhammeds Zeiten soll der Strom hier geflossen seyn, jetzt aber geht sein Lauf zwei geogr. M. weiter östlich. Das Delta mit den sieben Mündungen ist offenbar neuen Ursprungs, in dem leichten Alluvialboden war die Durchstechung nicht schwer, und zahlreiche Kanäle verbinden nicht nur die sieben Arme untereinander, sondern auch mit dem aus den Bergen von Loristan herabkommenden Karun. In neuerer Zeit sind die Mündungen des Schat-el-Arab von den Offizieren der Bombay-Marine in den Jahren 1821 bis 1825 auf das Genaueste erforscht worden, und auf deren gesammelte Beobachtungen hat Berghaus seine Karte des persischen Golfs gegründet.

Oestlich und westlich von Mesopotamien, dem Thale, in welchem der Euphrat und Tigris fließen, und sich endlich vereinigen, liegen zwei Länder, wo von Flüssen wenig zu melden ist: Arabien und Persien oder Iran. Arabien, dessen Inneres wir so wenig kennen, ist höchst wahrscheinlich ein von Norden gegen Süden in breiten Terrassen ansteigendes Land, und man weiß von keinen nie versiegenden Flüssen, als dem Meidam und Schabb, welche von dem Hochlande von Yemen herab ins indische Meer fließen; die andern alle sind Wadis, Bäche die nur in der Regenzeit anschwellen, im Sommer aber austrocknen; auch von diesen Wadis sind nur auf der Ostseite einer, auf der Westseite in der Nähe des Babel Mandeb zwei von einiger Bedeutung bekannt, die andern können nicht an die Küste vordringen, weil die Ostküste und noch in höherem Grade die Westküste mit einer breiten bis an den Fuß des Hochlands reichenden Sandebene bedeckt sind, die auf der Westküste einen besondern Namen, Tehama, führt; die Breite derselben beträgt an einigen Stellen gegen zwei Tagreisen: die Flüsse versiegen gewöhnlich darin, und erreichen das Meer höchstens in der Regenzeit. Diese Tehama rückt immer mehr gegen das Meer vor, und weil die Bewohner, um dem Meere nah zu bleiben, nachrücken, so ist die ganze Strecke mit Trümmern alter Städte bedeckt. Die Landesbewohner behaupten sogar, das Vorrücken gehe so schnell, daß es innerhalb zwanzig Jahren sehr bemerklich werde. Die alten Häfen, die man aus frühern Jahrhunderten kennt: Musa, Schardsche, Alasakah, Maravea sind völlig unbrauchbar, und liegen zum Theil meilenweit von dem jetzigen Ufer entfernt, während Mokka, das nicht über 400 Jahre alt ist, Loheia, Hodeidah und Dschidda allmählich gleichfalls versanden.

Andern Charakters und im Innern auch besser bekannt, ist Persien, aber es hat nicht Einen bedeutenden Fluß aufzuweisen. Iran ist ein Tafelland, von dem nur einige unbedeutende Flüßchen sich ins Meer ergießen. Der einzige einigermaßen bedeutende, außer den oben genannten Kerah und Karun, die zum Tigrisgebiete gehören, ist der Sefid Rud (Weißfluß), von den Turkistämmen Kisil Oske genannt, der durch Irak Adschemi und Ghilan fließt, und ins kaspische Meer fällt. Von diesem letztern steigt das Land steil und schroff an, bis man auf das Tafelland von Iran gelangt, das nur eine Senkung gegen seine Mitte hat.*) Alle von den Gebirgen von Kurdistan, Loristan und Farsistan herab gegen Osten fließenden Gewässer verlieren sich theils in den Salzwüsten, theils fließen sie in ächten Steppenbecken und bilden Seen, wie namentlich in Farsistan der Derja Nima und D. Bachtegan. Nur in Beludschistan ist etwas mehr Entwicklung des Landes gegen das Meer hin, und einige Flüsse, namentlich der Hadscha, bahnen sich den Weg bis ins Meer. Aber mit den Brahuibergen, welche sich nordwärts heranziehen, gegen den Hindukusch, an dessen Abdachung gegen Südosten wir später kommen, ist das Land abermals geschlossen und dacht sich gegen die Mitte ab, wo der Hilmend, der Urghundab und vielleicht der Lora und Hindmend ihre Gewässer in den Zareh-See ergießen. Diese Bildung des Bodens weist hinüber auf das östliche Asien, wo Steppenbecken und Steppenseen einen sehr bedeutenden Theil des Landes einnehmen, und vergleichungsweise nur wenige, aber mächtige Ströme das Land nach allen vier Weltgegenden öffnen.

Der Hindukusch, der mit der Hochebene von Pamer auf eine bis jetzt noch nicht hinreichend erforschte Weise zusammenhängt, bildet den Uebergang von der Massenerhebung Irans zu der noch weit mächtigern von Ostasien, zu dessen Kenntniß uns noch so Vieles mangelt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach Berghaus Karte vom persischen Meerbusen, Nr. 12 der Sammlung, trägt dieser Khor Abdilla weiter oben auch den Namen Dscharri Zaade; Dscharri heißt ein fließendes Wasser, und wenn das Wort Zaade, eigentlich saade, wie nicht wohl zu zweifeln, von der arabischen Wurzel ssada herkommt, so heißt Dscharri ssaade, der überflüssige Strom.

*) Eigentlich eine doppelte, indem eine leichte Bergkette etwa unter 74° O. L. sie durchsetzt.

Digitized by Google

Die Eroberung von Florida.

(Fortsetzung.)

Die Expedition verweilte einige Zeit auf Cuba und landete dann, nach tapferer Gegenwehr der durch die Gewaltthaten früherer Eroberer (namentlich des Spaniers Narvaez, der ungefähr zehn Jahre vorher in das Land gefallen war) erbitterten Eingebornen, an der Küste von Florida. Der Eroberer kam auf die Spur dieses Abenteurers, der sich die größten Ausschweifungen erlaubt hatte. Narvaez fand bei seiner Unternehmung gegen Florida tapfern Widerstand von einem Kaziken Namens Hirribigua, dessen Freundschaft er jedoch endlich gewann und ein Bündniß mit ihm schloß. Später gerieth Narvaez aus einer nicht bekannt gewordenen Ursache gegen den Kaziken in Wuth, ließ ihm die Nase abschneiden und seine Mutter durch Hunde zerreißen. Diese Gräuel erfüllten Hirribigua mit dem bittersten Haß gegen die Weißen. De Soto, der von diesem Vorfall gehört hatte, bemühte sich den Kaziken zu versöhnen und seine Freundschaft zu gewinnen. Zu dem Ende behandelte er die gefangenen Unterthanen desselben mit der größten Leutseligkeit, und schickte sie mit Geschenken beladen zu ihrem Häuptling, um ihn zu einem freundschaftlichen Vertrag einzuladen. Der Kazike war entrüstet über seine Unterthanen, daß sie es wagen konnten, ihm von einer Nation, die ihn so tief beleidigt hatte, eine Botschaft zu bringen. „Ich brauche ihre Versprechungen nicht, erwiderte er bitter, bringt mir ihre Köpfe, diese werde ich mit Freuden annehmen.“

Während der Unterhandlungen mit diesem rachsüchtigen Indianer erhielt De Soto Nachricht, daß ein Spanier, einer der mit dem Leben davon gekommenen Gefährten von Pamphilo de Narvaez, unter dem Schutz eines benachbarten Kaziken Namens Mucozo lebe. Sich der Dienste dieses Spaniers zu versichern, war jetzt eine Sache von der größten Wichtigkeit, denn da er länger als zehn Jahre im Lande gelebt hatte, so war er mit der Sprache und den Sitten der Eingebornen genau bekannt, und mithin vollkommen geeignet, als Führer, Dolmetscher und Unterhändler zu dienen. De Soto schickte demnach den Oberalguazil Baltazar de Gallegos an der Spitze von sechzig Lanzenträgern und von einem eingebornen Indianer begleitet auf Gesandtschaft an den Kaziken Mucozo, um die Freilassung des Spaniers zu bewirken, und den Häuptling unter Freundschaftsversicherungen und Verheißung reichen Lohns nach dem Lager einzuladen.

Jener Spanier, Namens Ortiz, war nebst drei Kameraden von den Indianern gefangen worden, und die Geschichte ihrer Leiden ist eine der interessantesten Stellen des Werkchens. Die Gefangenen wurden mit wildem Triumph in das Dorf Hirribigua's geführt; denn nur auf seinen Befehl hatte man sie in einen Hinterhalt gelockt, damit er einige weiße Männer in seine Gewalt bekomme, um sie seiner Rache zu opfern. Die Gefangenen wurden bis zu einem der religiösen Feste der Indianer streng bewacht. An dem feierlichen Tage zog man sie nackend aus, führte sie auf den öffentlichen Platz des Dorfes und band einen nach dem andern los, um mit Pfeilen auf ihn zu schießen. Um ihre Qualen und die Lust ihrer Quäler zu verlängern, durfte immer nur Ein Indianer auf einmal schießen, und der Kazike sah dann mit rachsüchtiger Freude zu, wie die bedauernswerthen Opfer in Todesangst aus einem Winkel in den andern rannten, bis sie endlich todt zu Boden stürzten. Drei der Spanier waren bereits gefallen, und nun kam die Reihe an Juan Ortiz, einen Jüngling aus einer adligen Familie von kaum achtzehn Jahren. Als auch er zum Tode geführt werden sollte, rührte seine Jugend die Herzen des Weibes und der Töchter der Kaziken, und sie baten für ihn. Hirribigua ließ sich erweichen und schenkte dem jungen Ortiz einstweilen das Leben; man wird aber bald sehen, daß dieß nur eine elende Gnade war. Vom Morgen bis zum Abend mußte der Arme Wasser tragen, wobei man ihm nur wenig Schlaf und noch weniger Nahrung gestattete. Kein Tag verging an dem er nicht geschlagen worden wäre. An Festtagen mußte er dem Kaziken dadurch zur Unterhaltung dienen, daß er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf dem Platze umher lief, wo seine Gefährten so grausam ermordet worden waren. Bei solchen Gelegenheiten waren mehrere Indianer mit Bogen und Pfeilen an verschiedenen Punkten aufgestellt, um auf ihn zu schießen, wenn er einen Augenblick Halt machen würde. War ein solcher Tag vorüber, so lag der unglückliche Jüngling mehr todt als lebendig auf dem harten Boden seiner Hütte ausgestreckt; dann schlichen sich gewöhnlich die Töchter des Kaziken, von der Mutter begleitet, zu ihm, und brachten ihm Nahrung und Kleidung; eine Sorgfalt, der der Aermste die Erhaltung seines Lebens verdankte.

Endlich aber beschloß der Kazike, dennoch dem Leben seines Opfers ein Ende zu machen, und befahl, daß man ihn, auf einen großen hölzernen Rost gebunden, auf glühenden Kohlen lebendig braten solle. Das Geschrei des Gemarterten drang zu den Ohren seiner Beschützerinnen; sie stürzten herbei, und noch einmal gelang es ihnen den unglücklichen Spanier loszubitten. Ortiz wurde vom Feuer genommen, in die Wohnung seiner Wohlthäterinnen getragen, die seine Wunden mit Säften von Kräutern heilten und ihn mit der größten Sorgfalt pflegten. Nach langem Leiden wurde er endlich wieder hergestellt, doch behielt sein Körper mehr als Eine tiefe Narbe. Von jetzt an erhielt er den Auftrag, den Begräbnißplatz des Dorfes zu bewachen, der abgesondert mitten in einem Walde lag. Die Leichname wurden hier in hölzernen mit Brettern zugedeckten Kisten beigesetzt, und nichts als ein Holzblock oder ein Stein darauf gelegt, so daß die Körper der Verstorbenen den Anfällen wilder Thiere bloßgestellt waren. Auf diesem Platze wurde Ortiz, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, aufgestellt, um Tag und Nacht Wache zu halten, und ihm gedroht, daß er lebendig verbrannt werden solle, wenn auch nur ein einziger Leichnam fortgeschleppt würde.

Der arme Spanier dankte Gott endlich von der verhaßten Gegenwart Hirribigua's befreit zu seyn, und hoffte bei den Todten ein besseres Leben führen zu können als unter den Lebenden. Eines Morgens wurde er auf seinem Posten vom Schlafe überwältigt, aus dem das Geräusch eines fallenden Sargdeckels ihn aufscheuchte. Erschrocken aufspringend untersuchte er seine Särge, und fand, daß der unlängst erst beigesetzte Leichnam des Kindes eines vornehmen Indianers fehle. Da Ortiz nicht anders glaubte, als ein wildes Thier habe ihn fortgeschleppt, so machte er sich eilig auf den Räuber zu verfolgen. Nachdem er einige Zeit im Walde umhergestreift war, hörte er unfern von seinem Standpunkt aus ein Geräusch gleich dem eines Hundes, welcher Knochen zermalmt. Leisen Schrittes schlich er näher, und bemerkte im Zwielicht ein lebendes Wesen zwischen dem Gebüsch, auf das er, Beistand vom Himmel erflehend, einen Pfeil abdrückte. Das dichte Unterholz hinderte ihn die Wirkung seines Schusses zu sehen, da sich aber das Thier nicht mehr rührte, so schmeichelte er sich, es erlegt zu haben. Mit dieser Hoffnung wartete er bis der Tag anbrach, wo er in seiner Beute einen ungeheuren Panther*) erkannte, dem sein Pfeil durch das Herz gedrungen war. Nachdem er die Ueberreste von der Leiche des Kindes gesammelt und wieder in den Sarg gelegt hatte, schleppte er seine Beute, mit dem Pfeil im Herzen, im Triumph in das Dorf, wo ihn seine Heldenthat bei den alten Jägern in Kredit setzte, und selbst den wilden Groll Hirribigua's auf einige Zeit beschwichtigte. Das Rachegefühl gegen die von den weißen Männern erfahrnen Beleidigungen war indeß bei diesem letztern zu bitter, als daß es hätte gemildert werden können. Einige Zeit später kam seine älteste Tochter zu Ortiz und eröffnete ihm, daß ihr Vater seinen Tod beim nächsten Fest unwiderruflich beschlossen habe. Sie versicherte ihm zugleich, daß weder ihre Mutter, noch sie selbst oder ihre Schwestern ihn dießmal zu retten vermöchten, und rieth ihm zu einem benachbarten Kaziken Namens Mucozo zu flüchten, der sie zur Ehe begehre und ihn um ihretwillen friedlich aufnehmen werde. Ortiz folgte dem Rath seiner Wohlthäterin, und fand Schutz bei Mucozo, bis er bei der zuvor erwähnten Gelegenheit wieder zu seinen Landsleuten kam, die er auf ihrem Zuge in das Innere des Landes begleitete.

(Fortsetzung folgt.)

Am Ende März ist die von Major Mitchell geleitete Expedition aufgebrochen, welche Australien von Südost gegen Nordwest durchziehen will. Sie haben sich auf eine Abwesenheit von einem Jahre vorbereitet. Ein geräumiges Boot von Ceder-Holz und ein kleines werden auf einem fast 40 Fuß langen Wagen nachgeführt.

*) Der Inca nennt dieses Thier in seiner Thranik einen Löwen, wie bekanntlich die spanischen Entdecker der neuen Welt die dort heimischen Thiere vom Geschlecht der Tiger oder Panther zu nennen pflegten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Wibenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 296. 23 Oktober 1835.

Die englischen Missionäre in Syra.

(Aus: Greece and the Levant von dem Geistlichen Burgeß.)

Am 3 Julius 1834 lief ich in den Hafen von Syra ein, der mit Kauffahrern angefüllt war. Dieser Oet war vor der griechischen Revolution nur ein Dorf, und namentlich von lateinischen Christen bewohnt, die sich auch jetzt noch in der obern Stadt von den griechischen Christen abgesondert erhalten. Die Insel bot den Griechen eine bequeme Zuflucht dar, sie strömten in großer Anzahl herbei, und eine neue Stadt, Hermopolis, entstand, die nun mit jedem Tage anwächst. Ueber 20,000 Menschen wohnen jetzt auf dieser Felseninsel, die nicht genug Nahrungsmittel für so viel Hunderte erzeugt. Ein Engländer ist hier als Konsul für die Cykladen angestellt, und die amerikanischen sowohl als die englischen Missionäre betrachten es als den passendsten Ort, um von hier aus ihre Arbeiten fortzusetzen.

Die Häuser haben sich hier in neuerer Zeit so sehr verbessert, daß die Missionäre eine ziemlich bequeme Wohnung haben, und nicht schlechter logirt sind, als mancher Pfarrer in England. Sie haben allesammt diese Insel zu ihrem Hauptquartier gemacht, wegen der leichten Verbindung mit den Cycladen und der Levante. Unter der Leitung des amerikanischen Missionärs, Dr. Robertson, ist eine Druckerpresse in fortdauernder Thätigkeit, und viele der besten Werke englischer Gottesgelehrten sind, abgekürzt oder im Auszug, übersetzt und in Griechenland und Kleinasien verbreitet worden. Hr. Hildner hält mit sehr gutem Erfolg eine Schule, in einem der Missionsgesellschaft gehörigen Hause, wo über 500 Kinder täglich im reinen Worte Gottes *) unterrichtet werden. Auch sind die Bemühungen der Missionäre nicht auf das eigentliche Griechenland beschränkt. Die asiatischen Griechen sprechen meist türkisch, können es aber nicht lesen, außer wenn es mit griechischen Charakteren gedruckt ist: auch ist die Sprache vermuthlich stark mit griechischen Wörtern versetzt. Herr Leeves übersetzt nun unter Beihülfe eines Professors Bamba die heilige Schrift in dieß griechisch-türkische Idiom, um so dieselbe in Kleinasien auszubreiten.

Das größte Hinderniß erfahren die Missionäre von Seite der Juden und der lateinischen Christen. Hr. Hildner, dessen Schule jedoch vom König, der sie kürzlich besuchte, bestätigt wurde, ist durch einen Priester in Unruhe versetzt worden, der plötzlich auf der Insel erschien, und das Volk gegen ihn und seine blühende Schule in Aufregung zu bringen suchte. Der Aufstand scheint dem gleichen zu haben, welchen Demetrius zur Zeit der Apostel in Ephesus veranlaßte, denn die Syrioten wurden heftig erbittert und schrien: groß ist die Panagia von Tinos. Herr Hildner lief persönliche Gefahr, und das Schicksal seiner Schule war eine Zeit lang ungewiß.*) Aber einige besonnenere Einwohner legten sich ins Mittel, erklärten sich gegen den Priester, der endlich die Insel verlassen mußte, wo es denn an den Tag kam, daß derselbe nicht zur griechischen, sondern zur lateinischen Kirche gehörte.

Das von den englischen und amerikanischen Missionären befolgte System scheint einen endlichen Erfolg mit Sicherheit hoffen zu lassen. Die Unterweisung der jungen Generation in den reinen Lehren des Evangeliums sichert einen gründlichen Fortschritt in der Moralität, dessen die Griechen seit so langer Zeit schon entbehrten, aber die Missionäre halten es nicht für klug, offene Angriffe auf die Thorheiten und den Aberglauben der griechischen Kirche zu machen. Sie gestatten das Zeichen des Kreuzes in ihren Schulen, und übergehen die Verehrung der Panagia, die Beobachtung der Fasten u. dgl. mit Stillschweigen, denn ihr Zweck ist, nur in die griechische Kirche, wie sie jetzt besteht, einige Lichtfunken zu werfen, und den Irrthum durch die bloße Kraft der Wahrheit zu vernichten. Der jetzige Augenblick ist diesem großen Zwecke äußerst günstig.

*) Man weiß bei den HH. Missionären nie recht, was sie damit bezeichnen wollen; heißt dieß so viel als Unterricht in der christlichen Moral ohne Rücksicht auf Dogmen, etwa ein Erziehungssystem wie in Irland, so haben die Missionäre eine sachdienliche Selbstverläugnung gezeigt, die ihnen alle Ehre macht; heißt es aber so viel, daß sie auch ihre Dogmen lehren, gleichviel, ob diese gegen die griechische Kirche anstoßen oder nicht, so haben sie mehr erreicht, als man vermuthen sollte, und schwerlich möchte man ihnen ferner einen sehr glücklichen Fortgang prophezeihen. Siehe übrigens weiter unten die Auseinandersetzung ihres Systems.

*) Die HH. Missionäre mögen ganz rechtliche Männer seyn, denen es wirklich Ernst um die Sache ist, allein die christliche Milde gehört nicht zu ihren Tugenden, und die theologische Unduldsamkeit bricht allenthalben aus; so setzt der Verfasser hier noch bei: „aber das Wort des Herrn hatte zu tiefe Wunden geschlagen, um durch die Werkzeuge des Satans ausgerottet zu werden."

Digitized by Google

Die Kirchendisciplin ist verbessert worden, und die große Masse unthätiger und unwissender Bischöfe soll auf eine bestimmte Anzahl reducirt werden. Griechenland ist in zehn Nomoi eingetheilt, und jeder Nomos soll nur Einen Bischof haben, vielleicht zu wenig, wenn man bedenkt, daß fünf davon am Regierungssitze anwesend seyn sollen, um als Synodus die Angelegenheiten der Kirche zu leiten. So günstig diese Anordnung auch einer völligen Reform ist, so wird sie doch schwerlich den Mangel einer geistlichen Führung ersetzen. Der Patriarch von Konstantinopel ist damit bei Seite geschoben, und das Gewissen der Griechen scheint diese Absetzung ihres geistlichen Hauptes nicht allzu schwer zu nehmen. Während indeß die Griechen sich nicht weigern, die Lehren und Gaben der reformirten Kirche anzunehmen, weisen sie entschieden alle Verbindung mit der römischen Kirche zurück; *) sie halten sich an den Satz, daß das Evangelium die einzige Richtschnur des Glaubens ist, und der Bischof von Athen hat auch denselben in einer Predigt ausgesprochen, welche von den amerikanischen Missionären gedruckt und vertheilt wurde.

Die Ströme der Erde.

Asien.

(Fortsetzung.)

Wir haben oben beim Sir Darja und Amu Darja absichtlich vermieden ihrer Quellen Erwähnung zu thun, weil wir dort jene Flüsse hauptsächlich in Beziehung auf die Depression zwischen Asien und Europa betrachteten, jetzt aber, wo wir des Quellandes erwähnen müssen, da wir an die nordwestliche Abdachung des Landes kommen, stoßen wir auf eine gewaltige Schwierigkeit, denn die verschiedenen Angaben der Geographen und Reisenden sind geradezu unvereinbar. Zug und Richtung der Gebirge im Allgemeinen anzugeben ist nach dem bisher bekannt Gewordenen nicht schwer, aber Quelland und Oberlauf der Flüsse zu bezeichnen, das erfordert genauere Erforschungen, als bis jetzt über den Belurtag und den Thian-Schan zu unserer Kenntniß gekommen sind. Die Angabe des Reisenden Burnes, daß der Sir, der Amu, ein Arm des Indus, und ein Theil der Gewässer von Tübet auf dem Plateau von Pamer, aus einem See Surikol entspringe, ist mit der Schilderung von Ritter unmöglich zu vereinen, denn nach der Karte zu der asiatischen Geographie des letztern liegen die Quellen des Sir und Amu um wenigstens fünf Breitengrade aus einander, und die ganze Vorstellung, die man sich von dem Gebirge machen muß, ist in den beiden Fällen wesentlich verschieden. Da indeß die Nachricht, wie Burnes sie gibt, vom Hörensagen ist, und, wenn auch gegründet, doch eben sowohl auf einen Zufluß des Sir Darja gehen kann, so wollen wir wie billig der Ansicht Ritters folgen, als derjenigen, mit welcher die meisten Nachrichten übereinstimmen.

Nach ihm ist der Oberlauf des Orus folgendermaßen von Gebirgen eingeschlossen. Der Hindukusch zieht sich von Westen gegen Osten undurchbrochen fort bis zur Hochebene von Pamer und dem Belurtag vom 86 bis 92° O. L., dann streicht das Gebirg nordwestlich hinauf, bis es sich an das von Südwesten gegen Nordosten laufende Karatag anschließt. Dieser Oberlauf — das Quellland müssen wir noch als unbekannt voraussetzen — bildet ein Dreieck, dessen Grundlinie von der Hochfläche von Kiptschak bis zu der von Pamer geht, und in gerader Linie eine Strecke von 30 bis 35 geogr. M. einnimmt. Die Spitze des Dreiecks liegt in Keilef wenige Meilen von Balkh; dort hat der Strom bereits durch die Aufnahme der Gebirgsflüsse sich zum herrschenden gemacht, und wendet sich nun nordwestlich in die Wüste. Der Sereffchan, der zu seinem Gebiet gehört, kommt von dem Karatag herab.

Von der Höhe von Kiptschak streicht das Gebirg hauptsächlich unter dem Namen Kaschgar Dawan und Mustag in der Richtung Ost gen Norden fort, bis es unter 95° O. L. sich an den eigentlichen Thian-Schan anschließt, von dem in nordwestlicher Richtung ein Arm unter den Namen Ala-Tau und Karatau von 95° O. L. bis 84° ausläuft; zwischen diesen beiden Gebirgen, wovon das erstere aber bei weitem das wichtigere ist, fließt der Sir in völlig westlicher Richtung bis zum Paß von Dari in der Nähe von Taschkend, worauf er sich nordwestlich wendet, und durch die Wüste den Aralsee erreicht. Beide Flüsse, der Amu und der Sir, werden durch die Kisil-Kum oder rothe Sandwüste aus einander gehalten, wie in Amerika der Colorado und Columbiastrom.

Diese Eröffnung des Gebirgs gegen Westen ist sehr verschieden von der gegen Osten und Norden. Der Mustag, offenbar die wichtigste Fortsetzung des Thian-Schan gegen Westen, bildet mit diesem die große Wasserscheide in Innerasien. Von der Hochfläche von Kiptschak 77° 45′ O. L. bis zum Tangnu Oola unter 115° O. L. fließen die Gewässer im Norden desselben anfangs gegen Westen, dann gegen Nordwesten, endlich gegen Norden. Von dem Tangnu Oola wenden sie sich gegen Nordosten und Osten. Der durchgängige Charakter der Flüsse ist, anfangs Steppenseen zu bilden, dann aber allmählich die Gebirge zu durchbrechen. Gehen wir vom Sir nordwärts, so finden wir den Talas, den Tschui, den Balkulan, den Jar Jaktschi, den Sarasu und den Turgai, alle mit westlicher, zum Theil südlicher Richtung gegen die große Depression, abgesondert von den sibirischen Flüssen durch eine Reihe unzusammenhängender Berge und Hügel, in welcher sich das Bergsystem des Altai gegen Westen verlängert, die jedoch mit 82° O. L. plötzlich abbrechen, um der Region kleiner Seen

*) Auch hier blickt der Haß durch, den alle englischen und amerikanischen Missionäre gegen die katholische Kirche hegen oder zu hegen vorgeben. Wenn sie der katholischen Kirche zürnen, daß ihre Prälaten nicht immer im Geiste christlicher Demuth und in weltlicher Armuth dahin wandeln, so zeigen sie durch ihren geistlichen Hochmuth, der sich noch viel weniger als der Prunk mit der christlichen Demuth verträgt, daß sie gleichfalls von dem sanften Geiste des Christenthums noch weit entfernt sind. Es ist doch gewiß nichts weniger als anständig, wenn Hr. Burges, der doch nicht zu den gröbern Lobrednern der Missionäre gehörte, nach einer pomphaften Anpreisung des Strebens derselben sagt: „um aber die ganze Höhe des Missionsgeistes zu fühlen, muß man in ein Land geistlicher Dunkelheit gehen, und den Missionär sitzen sehen in der Mitte gleich einem strahlenden Geiste.“

Platz zu machen, welche die alte Verbindung zwischen der großen Depression des kaspischen Meeres und dem Eismeere bezeichnen, und wo sich dann auch in nicht genau zu bestimmender Lage die Wasserscheide befindet.

Die nördliche Gränze der gegen die große Depression westlich und südwestlich strömenden Flüsse bildet der Ulu Tau, unter dem man sich übrigens keine zusammenhängende Gebirgskette vorstellen darf. Wie die oben angeführte Reihe unzusammenhängender Berge und Hügel gegen Westen streicht, so erheben sich von dem Ulu nördlich und nordöstlich einzelne Gebirgsgruppen, welche in verkleinertem Maßstabe die großen rings geschlossenen Gebirgshöhen des Innern wiederholen. Uebersehen wir nämlich das ganze Land vom Thian-Schan im Norden, und vom Tangnu Dola im Westen, das von dem Altai im Norden bald zu Steppenbecken geschlossen, bald von einzelnen Strömen durchbrochen wird, so finden wir, daß von Osten gegen Westen und Norden anfangs bloß Steppenseen, und allmählich durchbrechende Ströme sich zeigen. Die südlichste Reihe von Steppenbecken, durch die Seen bezeichnet, ist Tsagan-Nor, Alak-Nor, Turgut, Barkul, Khulussutai, Ajar, Borotala, dann der Balkasch, in den der große westlich strömende Ili nebst einer bedeutenden Anzahl anderer Flüsse sich mündet, und südlich der große Issekul, mit einem Ausfluß, dem Tschui, der, wie oben erwähnt, statt den Sir zu erreichen, selbst am Ende seines Laufs wieder einen See bildet, den Kaban Kulak. Die zweite nördliche Reihe bietet bloß den Kisilbasch, den Darlai und den Alakul dar. Die Flüsse, von denen diese Seen, wegen Mangels an Ausfluß gebildet werden, kommen gleichfalls alle von Osten her. Unmittelbar nördlich vom Kisilbasch-Nor fließt der Irtysch oder Ertschis in den Saisan-See, um dann, der erste unter den nordasiatischen Strömen, das Gebirge zu durchbrechen und in das Eismeer sich auszumünden.

Wie so manche Alpenseen Europa's ist auch der Saisan-See nichts als eine ungeheure Stromerweiterung des Irtyschlaufs, die 1800′ über dem Meeresniveau liegt, höher zwar als die Schweizerseen, doch nicht hoch genug, daß nicht stets sein Durchbruch durchs Gebirge ein äußerst merkwürdiger Umstand bleiben sollte; denn der Irtysch fließt von Buchtarminsk bis Ust Kamenogorsk*) nach Humboldts Ausdruck in einer Gebirgsspalte, und betritt dann bei Semipalatinsk die flache Steppe. Von Semipalatinsk bis Omsk, eine Strecke von wenigstens 90 bis 100 g. M., hat der Strom nur zwei Zuflüsse, beide von Osten her, den Tschegan und den Tanduk. Die Steppennatur herrscht hier, wie am Sir und Dschihun: eine nicht geringe Anzahl Flüsse nimmt seinen Lauf gegen den Hauptstrom, den Irtysch, erreicht ihn aber nicht, sondern bildet Seen unter denen der Ubinskoi, der Tschan, der Abyschlan und Sumi die größten sind. Indeß fließen eine Menge Flüsse in ganz westlicher Richtung, aber erst der Om, und später die Tara, der Tui und andere erreichen ihn. Abgesondert für sich betrachtet hätte dieser Umstand nichts Auffallendes, allein am Irtysch findet sich eine darauf bezügliche Erscheinung, die er mit dem Ischim, Obi und Jenisei gemein hat.

Der Ischim, der unbedeutendste von den Dreien, hat außer seinem Quellenbezirk, ausgenommen auf der linken Seite, gar keine Zuflüsse, *) auf der rechten Seite aber, außer denjenigen, welche zu seinem Gebiet gehören, aber ihn nicht erreichen, sondern Seen bilden, den Kaluton, Akbasar, und einige andere.

Der Obi,**) so genannt wegen der Vereinigung zweier gleich großer Ströme, der Bija und Katunja, entspringt nebst mehreren andern Flüssen, die sich auf seinem Oberlauf vereinen, der Tschuja, dem Koksun, dem Tscharysch und Alei auf denselben Gebirgen, welche die Zuflüsse des Irtyschlaufs unterhalb dem Saisan-See nähren, und die Tigeräzkoi-, Turgusnusk- und Kolsun-Gebirge bilden die Scheidewand. Man kann den Oberlauf des Obi rechnen bis Malyschewa, fast unter 54° N. B. von da an bis Surgut unter 62° N. B. sind seine linken Zuflüsse äußerst unbedeutend, während er auf der rechten den Ina, den Tom, die Kija, den Ket, den Tym und den Wakh aufnimmt. Eben so ist es beim Jenisei, auf dessen Quellland wir später zurückkommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man setzt die Quelle des Ischim gewöhnlich unter 92° O. L., und sieht den Terekfan, der unter 97° O. L. entspringt, als seinen Zufluß an. Er mag der kleinere seyn, allein nach der Analogie der übrigen Flüsse in dieser Richtung zu schließen, ist es sein Bette, in das sich die andern ergießen, eben so wie Irtysch und Obi in den Tobol fallen; es handelt sich dabei weniger um die Wassermasse die ein Fluß mit sich führt, als um die Hauptrichtung der sie folgen.

**) Ein russisches Wort, welches „beide" bedeutet.

*) Dieß Wort bedeutet wörtlich: die Mündung der Felsenberge.

Spuren alter Civilisation auf den Südsee-Inseln.

Der Hobart Town Courier enthält hierüber von einem Herrn Ong, der sich jetzt in Australien niedergelassen hat, Folgendes: Unter den Carolinen ist eine kleine erst kürzlich wieder entdeckte Insel, Ascensio genannt, unter 11° N. B. Vor mehrern Jahren hielt ich mich einige Monate daselbst auf. Die Sprache der Einwohner ist harmonischer als auf den übrigen Inseln der Südsee, denn eine große Anzahl Worte endigt mit Vokalen. Am nordöstlichen Ende der Insel an einem Tamen genannten Platze sind die Ruinen einer Stadt, welche jetzt nur auf Booten zugänglich sind, weil die Wellen bis an die Treppen der Häuser gehen. Die Mauern sind mit Brod-, Kokosnuß- und andern alten Bäumen besetzt, und die Ruinen nehmen einen Raum von mehr als einer Stunde ein. Die Steine der Mauern sind schichtenweise, aber winkelrecht gelegt und zeigen Spuren von Kunst, welche weit über die Fähigkeit der jetzigen rohen Einwohner geht. Einige dieser behauenen Steine sind 20′ lang und 5 bis 6′ breit, von einem Kitt aber läßt sich nichts bemerken. Die Mauern haben Oeffnungen für Thüren und Fenster. Alle diese Gebäude sind von einem Stein aufgeführt, welcher von dem in der Nachbarschaft gänzlich verschieden ist. Auf der Insel ist ein Berg, dessen Felsen mit Figuren bedeckt sind, und noch weit umfangreichere Ruinen finden sich acht (englische) Meilen im Innern. Die Gewohnheiten dieser Insulaner zeigen ein etwas abweichendes gesellschaftliches System: die Weiber arbeiten nicht ausschließlich wie auf den andern Inseln. Nach dem Mahle wird von Dienern Wasser zum Waschen herumgegeben. Wenn man die Eingebornen nach dem Ursprunge dieser Gebäude fragt, so erwidern sie, sie seyen von Menschen gebaut, die jetzt im Himmel seyen.

Die Eroberung von Florida.

(Fortsetzung.)

Die fruchtbare Provinz, in welcher das Heer unserer Abenteurer jetzt lagerte, lag 20 Leguas gegen Norden von der von Urribarracazi beherrschten, und wurde von einem Kaziken Namens Acuera regiert, der sich bei Annäherung der Spanier mit seinen Leuten in die Wälder ge-

Digitized by Google

flüchtet hatte. Hernando de Soto schickte indianische Dolmetscher an diesen Häuptling, die ihm die Macht der Spanier als verderblich im Krieg und wohlthätig im Frieden darstellten, ihm erklärten, daß der Feldherr geneigt sey sich mit den Eingebornen zu befreunden, und daß seine Absicht dahin gehe, sie auf freundschaftlichem Wege seinem Gebieter, dem mächtigen Kaiser und König von Castilien, zu unterwerfen. Er lud demzufolge den Kaziken zu einer Zusammenkunft ein, um einen friedlichen Verkehr einzuleiten. Der Kazike gab zur Antwort: „Andere eures verruchten Geschlechts haben vor Jahren schon unser friedliches Gestade beunruhigt. Sie haben mich gelehrt wer ihr seyd. Was ist eure Beschäftigung? Gleich Vagabunden von Land zu Land umher zu ziehen, den Armen zu berauben, den Vertrauenden zu betrügen, den Wehrlosen kaltblütig zu morden. Nein! mit solch einem Volke will ich nie weder Friede noch Freundschaft schließen. Krieg, nie endender, unauslöschlicher, vertilgender Krieg ist Alles, was ich verlange. Ihr rühmt euch tapfer zu seyn, und ihr mögt es auch wohl seyn; aber meine treuen Krieger sind es nicht minder, und davon sollt ihr den Beweis erhalten, denn ich habe geschworen, schonungslosen Krieg zu führen, so lange auch nur ein einziger weißer Mann innerhalb meiner Gränzen weilt, und zwar nicht im freien Felde, obschon wir auch dort euch nicht fürchten, sondern durch Kriegslist, Hinterhalt und mitternächtlichen Ueberfall." — Auf den Antrag, sich dem Kaiser zu unterwerfen, entgegnete der Kazike: „Ich bin König im eigenen Lande und will nie der Vasall eines gleich mir Sterblichen werden. Verächtlich und feig ist der, der sich dem Joch eines Andern beugt, wenn er frei seyn kann. Ich und mein Volk ziehen Tod dem Verlust der Freiheit und der Unterjochung unseres Landes vor!"

Der Gouverneur mit Bewunderung von dem männlichen Geist des Kaziken erfüllt, war mehr als je begierig seine Freundschaft zu gewinnen, allein allen seinen dießfälligen Schritten folgte stets die Entgegnung, der Kazike habe bereits die einzige Antwort gegeben, die er zu geben habe. Die Spanier blieben zwanzig Tage in dieser Provinz, um sich von den Beschwerden und Entbehrungen der Reise zu erholen. Während dieser Zeit schickte der Gouverneur Leute nach allen Richtungen aus, um das Land zu durchforschen, und Alle kehrten mit den günstigsten Berichten zurück. Auch die Indianer waren während dieser Zeit nicht müßig. Um die heldenmüthige Rede ihres Kaziken nicht Lügen zu strafen, legten sie sich um das Lager in den Hinterhalt, und kein Spanier durfte sich auf hundert Schritte außerhalb desselben wagen, ohne niedergeschossen und sogleich enthauptet zu werden. Eilten seine Gefährten herbei, so fanden sie nur noch einen hauptlosen Rumpf. Die Christen begruben ihre unglücklichen Gefährten, wo sie ihre Leichname fanden, aber die Indianer gruben sie in der Nacht stets wieder aus, schnitten sie auf und hingen sie auf die Bäume. Die Köpfe wurden, den Befehlen des Kaziken zufolge, als Siegeszeichen zu ihm gebracht. Vierzehn Spanier verloren auf diese Weise das Leben, und eine noch größere Zahl wurde verwundet. Bei diesen Ueberfällen liefen die Indianer vergleichungsweise nur wenig Gefahr, da das spanische Lager von einem dichten Gebüsch umgeben war, in das sich die Wilden nach geschehenem Angriff zurückzogen. Aller Wachsamkeit ungeachtet konnten die Spanier doch nicht mehr als fünfzig Indianer tödten, da diese außerordentlich auf ihrer Hut waren.

Wagten die Indianer einen allgemeinen Anfall, so wurden sie von ihren wohl disciplinirten und tapfern Gegnern stets geschlagen, woran der Schrecken, den ihnen die Pferde einflößten, einen nicht geringen Antheil hatte. Ein trauriges Schicksal erfuhr einst bei einer solchen Gelegenheit in einer andern Provinz die Vorhut der Indianer, die stets aus den tapfersten Kriegern bestand. Nach dem ersten heftigen Angriff der Reiterei floh sie; da jedoch die meisten außer Stand waren, den Wald oder den großen See zu erreichen, so stürzten sich mehr als 900 in den Kleinern. Hier wurden sie von den Spaniern umringt, die sie durch Drohungen und Versprechungen und gelegentlich durch Schüsse ihrer Armbrüste und Feuerröhre zur Uebergabe aufforderten. Die Indianer antworteten nur durch Wolken von Pfeilen. Da der See zu tief war, als daß sie hätten festen Fuß fassen können, so wählten sie eine eben so seltsame als verzweiflungsvolle Vertheidigungsweise. Drei oder vier hingen sich zusammen und unterstützten sich gegenseitig durch Schwimmen, während ein fünfter auf ihren Rücken stieg und seine Pfeile abschoß. Auf diese Weise dauerte das Gefecht den ganzen Tag. Eine Menge Indianer wurden erschlagen, ihre Waffenvorräthe waren erschöpft, und dennoch zeigte keiner Lust sich zu ergeben. Mit Einbruch der Nacht rückten die Spanier rund um den See näher zusammen, damit die Wilden nicht die Dunkelheit benutzen sollten, um zu entfliehen. Einige suchten allerdings zu entkommen, indem sie, die Köpfe mit den Blättern der Wasserlilie bedeckt, geräuschlos dem Ufer zuschwammen; die wachsamen Spanier trieben sie aber stets wieder in das Wasser zurück, in der Hoffnung, sie so zu ermüden und endlich zur Uebergabe zu nöthigen. Es war inzwischen Mitternacht geworden, und die armen Indianer befanden sich schon seit 14 Stunden im Wasser. Endlich begannen die Bitten der vier indianischen Dolmetscher und Juan Ortiz's Gehör zu finden. Der ermüdetste unter den Wilden kam ans Ufer, ihm folgten mehrere, doch so langsam, daß mit Tagesanbruch erst 50 sich ergeben hatten. Da die übrigen sahen, daß diese gut behandelt wurden, so folgte eine größere Anzahl ihrem Beispiel, doch immer mit dem größten Widerwillen. Mehrere kehrten, wenn sie schon dem Ufer nahe waren, wieder in die Mitte des Sees zurück, bis endlich die Liebe zum Leben siegte. Um 10 Uhr landeten 200 auf einmal und ergaben sich, nachdem sie 24 Stunden im Wasser zugebracht hatten. Alle befanden sich im mitleidswürdigsten Zustande — von dem Wasser aufgeschwollen, das sie geschluckt hatten, und durch Hunger und Mangel an Schlaf bis zum Tode ermattet. Noch waren sieben Indianer von so unbesiegbarem Starrsinn im Wasser, daß weder die Bitten der Dolmetscher, noch die Versprechungen des Gouverneurs und das Beispiel ihrer Gefährten etwas über sie vermochten. So blieben sie bis 5 Uhr Nachmittags, und würden ohne Zweifel untergegangen seyn, hätte nicht der Gouverneur, gerührt von ihrem Heldenmuthe, zwölf Spaniern, geübten Schwimmern, befohlen, mit dem Schwert zwischen den Zähnen, in das Wasser zu gehen und sie heraus zu treiben. Da sie zu erschöpft waren, um Widerstand leisten zu können, so wurden sie von den Spaniern ans Land gezogen, wo sie mehr todt als lebend liegen blieben, da sie, dem spanischen Berichterstatter zufolge, länger als 50 Stunden sich im Wasser befunden hatten, und zwar, dem Anschein nach, ohne die Füße auf den Boden gesetzt oder sonst einen Stützpunkt gehabt zu haben, eine fast unglaubliche Thatsache, fügt der Erzähler bei, die ich nicht nachzuschreiben wagen würde, wäre mir ihre Wahrheit nicht von mehrern Rittern und Edeln bekräftigt worden. Die Indianer, welche bei dieser Gelegenheit sich ergeben hatten, wurden unter die Spanier vertheilt, um sie, so lange die Eroberer im Lande bleiben würden, zu bedienen.

Vitachuco, der Kazike, war auf diese Art gewissermaßen ein Gefangener im eigenen Hause, doch wurde er mit der größten Achtung behandelt, und speiste sogar an des Gouverneurs Tafel. Muth und Haß glühten indeß in seinem Herzen, und so hatte er bald einen andern Racheplan ersonnen. Neunhundert seiner tapfersten Krieger waren unter den Spaniern vertheilt; den letztern an Zahl und, wie er glaubte, auch an persönlicher Tapferkeit gleich. Sie dienten ihren neuen Herren als Sklaven, und da die Spanier sich meist unbewaffnet zum Essen niedersetzten, so dachte der Kazike, es sey leicht mittelst eines mit seinen Unterthanen verabredeten Aufstandes einen Hauptschlag zu führen, der sie auf einmal von ihren Bedrückern befreie. Kaum hatte Vitachuco diesen Plan gefaßt, als er ihn auch auszuführen eilte. Er war von vier jungen Indianern begleitet, die ihm als Pagen dienten; diese schickte er zu den angesehensten Gefangenen, um sie von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, und ihnen zugleich befehlen zu lassen, es den übrigen im Geheim mitzutheilen, damit Alle sich bereit hielten es zur bestimmten Zeit auszuführen. Die Stunde des Mittagessens am dritten Tage wurde festgesetzt, um den Streich zu führen. Da Vitachuco bei dem Gouverneur speiste und die übrigen Indianer ihren Herren beim Essen aufwarteten, so wollte er De Soto überfallen, ihn tödten und zugleich ein Kriegsgeschrei erschallen lassen, das im ganzen Dorfe widertönen würde, und das Signal für die übrigen seyn sollte, ihre Herren und überhaupt jeden Spanier zu ermorden. (Fortsetzung folgt.)

Die Zahl der Seeleute in den Vereinigten Staaten soll 105,000 betragen: davon befinden sich 50,000 im fremden Handel, 25,000 im Küstenhandel und in Schiffen von ungefähr 100 Tonnen, 5000 sind beim Fange der Codfische beschäftigt, 1000 auf den Dampfschiffen, und 6000 in der Marine der Vereinigten Staaten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 297. 24 Oktober 1835.

Ein Friedensschluss unter den Indianern Nordamerika's.

(Nach John Irving's Indian Sketches.)

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist bekanntlich seit mehreren Jahren bemüht, die innerhalb ihres Gebiets wohnenden indianischen Stämme weiter nach Westen zu entfernen. Einige der Stämme aber erfuhren, als sie auf den ihnen angewiesenen Ländereien jagen wollten, heftigen Widerstand von den Urstämmen der Prairien, welche das Land als ihr eigenes ansahen, und den Vereinigten Staaten das Recht absprachen, darüber zu verfügen. Die wandernden Stämme waren deßhalb in der größten Noth, und konnten sich nur unter fortwährendem Kampfe behaupten. Die Regierung der Vereinigten Staaten beeilte sich, diesen blutigen Kämpfen durch Ankauf der streitigen Ländereien ein Ende zu machen, und Friedensverträge zwischen den feindlichen Stämmen zu Stande zu bringen. An einigen Orten wollten sich indeß die Ureinwohner durchaus nicht zur Ruhe geben. Dieß war namentlich der Fall mit dem zahlreichen und wilden Stamm der Pawnies, welche die Ufer des Plattestroms bewohnten, und in ihren Feindseligkeiten von ihren Alliirten, den Otoes, unterstützt wurden, die zwar minder zahlreich, aber noch waghalsiger und kecker als sie selbst waren. Diese beiden Stämme sprachen alles Land zwischen dem Platte- und Kanzasfluß an, eine Gegend, die mehrere hundert (englische) Quadratmeilen umfaßt: sie war lange ihr Lieblingsjagdgrund gewesen, wo jeder fremde Jäger, der sich hinein wagte, sicher war, den Tod zu finden. Diesen gefeiten Landstrich hatten die Vereinigten Staaten den Delawares angewiesen, und die letztern hatten ihn zum Schauplatz ihrer Jagdzüge gemacht. Eine bittere Fehde war die Folge davon, und der gedachte Landstrich ward zum Kriegsschauplatz, wo einzelne Kriegsschaaren unaufhörlich auf einander lauerten. Die Pawnies überfielen die Delawares, während diese mit der Jagd beschäftigt waren, und viele derselben fanden ihren Tod. Zur Rache überfielen die Delawares eine der Pawnie-Städte, während die Krieger auf der Büffeljagd abwesend waren, und brannten sie nieder.

Der solchergestalt unter den Prairiestämmen erweckte feindselige Geist äußerte sich auch gegen die Weißen: mehrere Biberfänger und Handelsleute (trappers and traders) wurden als fremde Eindringlinge von den Pawnies niedergemacht, welche von den Niederlassungen der Weißen zu ferne, auf ihre eigene Tapferkeit zu stolz waren, und die Macht der Weißen zu wenig kannten, um sich um ihre Freundschaft oder Feindschaft zu kümmern.

In dieser Lage der Dinge erhielten die Kommissäre, welche von Seiten der Regierung die Uebersiedlung der nach Westen auswandernden Stämme zu leiten hatten, den Auftrag, sich nach der streitigen Landschaft zu begeben, solche den Pawnies abzukaufen, und sie zu vermögen, sich auf die nördliche Seite des Plattestusses zurückzuziehen, und einen Frieden zwischen ihnen und ihren neuen Nachbarn zu vermitteln. Zu diesem Ende ging im Sommer 1833 Herr Ellsworth, derselbe Kommissär, der im vorhergehenden Jahre einen Theil des Jagdgrundes zwischen dem Arkansas und dem großen Canadian untersucht hatte,*) von Washington nach Fort Leavenworth, einem Gränzposten am Missouri ab, welche etwa 40 (engl.) Meilen jenseits der Gränze des Missouristaates liegt, um dort seine Begleiter abzuwarten. Die Hauptsache war die Pawnies zu gewinnen, was bei den Anbietungen der Vereinigten Staaten, welche diesen rohen Söhnen der Natur äußerst glänzend erscheinen mußten, eben nicht schwer war. Wir theilen nun aus der Erzählung die Schilderung der Zusammenkunft mit den Häuptlingen der Pawnies mit. **)

„Im Laufe einer halben Stunde waren die bedeutendsten Krieger versammelt, der Häuptling füllte eine große Steinpfeife, zündete sie an, zog den Rauch ein, und blies ihn in langen Stößen wieder durch die Nasenlöcher aus. Dann gab er sie den Weißen, die ein Gleiches thaten, und die Pfeife dann ihren Nachbarn gaben: so ging sie in der ganzen Versammlung umher. Inzwischen entstand ein heftiges Gedränge am Eingang, und gleich darauf ragte der nackte Kopf und die Schultern des Wilden Pferdes — so hieß einer der Indianer — über die Menge hervor. Er bahnte sich einen Weg hindurch, und trat nackt in den Kreis. Hier setzte er sich in den innern Ring, und lehnte den Rücken gegen einen der Pfeiler, die das Dach stützten. Der Häuptling machte ein zorniges Gesicht über die Störung, aber Wildpferd war ein Riese, mit dem nicht zu spaßen war, und

*) Dieser Zug ist in dem bekannten Werke Washington Irvings: a Tour on the Prairies beschrieben. S. Sammlung der Reisen und Länderbeschreibungen; viertes Heft.

**) Einige bedeutendere Auszüge werden später folgen.

Digitized by Google

die Sache ging schweigend hin. Kurz darauf erhob sich Hr. Ellsworth, redete den versammelten Rath an, und setzte die Absicht der Vereinigten Staaten und zugleich die Bedingungen des Vertrags aus einander.

„Während seiner Rede beobachtete Alles die tiefste Stille, nicht Einer rührte sich, alle aber hielten die Augen fest auf sein Gesicht gerichtet. Nicht ein lang gezogener Athem unterbrach die Stimme des Sprechers, nur hie und da, wenn irgend ein Vorfall besondern Anklang fand, erhob sich in der ganzen Versammlung ein beifälliges Murmeln. Als Hr. Ellsworth geendigt, stand der Häuptling der großen Pawnies auf, und schlug den schweren Büffelmantel um seine Lenden. Sein rechter Arm und die Brust blieben bloß, die andere Hand und die untern Theile des Körpers waren völlig eingehüllt in die dunkeln Falten des buschigen Mantels; einen Augenblick sah er H. Ellsworth schweigend an, dann trat er vorwärts, seine Brust schien sich zu heben, er warf den Kopf zurück und erhob seinen Arm, den einen Finger leicht ausgestreckt, wie um Aufmerksamkeit zu befehlen. Dann hielt er inne, sah einen Augenblick die eisernen Gesichter seiner Krieger mit einem Falkenblicke an, und begann nun, ohne die Stellung des Arms zu ändern, seine Rede. Sie war kurz, energisch, und floß über von den großartigen Bildern indianischer Beredsamkeit. Allmählich wurde er belebter, seine Brust stieg und fiel, seine schön modulirte Stimme, die anfangs wie Musik in der Stille getönt hatte, wurde lauter und lauter, bis seine tiefen und wilden Töne donnergleich durch das Gebäude schallten. Er warf den Mantel zurück, so daß seine fast konvulsivisch aufgeregte Gestalt nackt dastand, er heftete sein Adlerauge auf uns, er streckte seine nackten Arme gegen uns aus, und warf sie in wilder Gestikulation über unsern Köpfen hin und her. Wären seine Worte nicht freundschaftlich gewesen, wir hätten in ihm einen Dämon sehen können, der die furchtbarsten Drohungen über uns ausgoß. Etwa zehn Minuten lang rollte so seine Stimme durchs Gebäude, plötzlich aber fiel sie hinab in die sanftern Gutturaltöne, die ihm eigenthümlich waren, und bald schloß seine Rede.

„Nach ihm erhob sich sein Sohn, der zweite Häuptling des Stammes, und begann zu sprechen, bald aber begann am äußersten Ende des Gemachs ein Gerede, anfangs leise, bald aber stieg es bis zum lauten und heftigen Streit. Wildpferd saß am Fuße eines Pfeilers, die Arme um die Füße geschlungen, und den Körper fast eingehüllt in die langen, straff herabhängenden Haare. Die Störung weckte ihn aus seiner Träumerei, anfangs aber begnügte er sich mit einem scharfen, an die Versammlung gerichteten Worte, die zwar für einen Augenblick den Lärm stillten, bald aber brachen die zankenden Stimmen in lautes Geschrei aus. Der Wilde sprang auf seine Füße, schritt unter die Menge, schüttelte seine braunen Arme über ihren Köpfen und donnerte einige heftige Worte in ihre Ohren, die wie mit magischer Kraft die zoenigen Leidenschaften der Streitenden stillten. Die Stimmen schwiegen, einige Augenblicke blieb er noch in seiner drohenden Stellung, dann nahm er wieder seinen Platz ein am Fuße des Pfeilers, und der Häuptling fuhr fort in seiner Rede.

„Als er geendet, redeten mehrere andere Häuptlinge uns an, hießen uns in ihrer Heimath mit den gastfreundlichsten Worten willkommen, und drückten zugleich ihre völlige Zustimmung zu den Bedingungen des Vertrags aus. Nach ihnen traten auch mehrere tapfere Krieger auf, und sprachen in gleicher Weise. Als auch sie geendet, wurde der folgende Tag zur Unterzeichnung des Vertrags festgesetzt, die Pfeife ging wieder im Kreise umher, die Rathsversammlung brach auf, nachdem sie sechs Stunden gedauert, und die Krieger verließen das Haus.“

Die Ströme der Erde.

Asien.

(Fortsetzung.)

Was ist nun wohl der Grund dieser durch ihre Gleichmäßigkeit auffallenden Erscheinung? Betrachtet man die Zuflüsse des Ischim, Irtysch und Obi, — auch die des Jenisei gehören wie bemerkt, zum Theil hieher, — etwas genauer, so ergibt sich auf ihrem Laufe augenscheinlich, daß die Abdachung auf ihrem rechten Ufer in Vergleichung gegen die auf dem linken, unverhältnißmäßig lang ist; Irtysch und Obi fließen anfangs nordwestlich, dann westlich, der Ischim nordwestlich, dann nördlich, und endlich mit dem Irtysch, in den er fällt, gleichfalls westlich, alle aber mit dem Tobol endlich nördlich in das Polarmeer, wo sie nach der von Kapitän Lütke vorgenommenen Küstenaufnahme einen Liman, das obische Meer genannt, bilden, der beinahe sieben Breitengrade einnimmt. Die Linie des Tobol bezeichnet offenbar die große Furche, durch welche einst das kaspische Meer mit dem Polarmeer in Verbindung stand. Wie der Ischim, so in höherem Grade der Irtysch und Obi, endlich weit schwächer der Jenisei zeigen die Spuren ihrer Einmündung in das ehemalige Meer. Wie sie sich von dem östlichen Gebirgslande herab in das zwischen ihnen und dem Ural befindliche Meer ergossen, warfen sie einen Schuttdamm von Gerölle und anderem Material, das sie mit sich führten, auf dem linken oder westlichen Ufer auf. So kam es, daß der Wasserablauf und die bald kleinern, bald größern Flüsse, die sich in den Duabs *) zwischen Ischim und Irtysch und zwischen Obi und Irtysch bildeten, wegen des allgemeinen Abhangs des Landes gegen Westen flossen, und die westlichen Ufer keine oder nur höchst geringe Zuflüsse erhielten. Die Erscheinung ist namentlich in den eigentlichen Steppen allzu auffallend und gleichförmig, um nicht eine bestimmte bei allen diesen Flüssen gemeinsame Ursache zu haben.

Bei Gelegenheit des Tobolthales, welches die große Furche zwischen der westasiatischen Einsenkung und dem Eismeere bildet, müssen wir des Urals und der davon abhängenden Flüsse erwähnen. Es wäre zu viel behauptet, wenn man sagen wollte, von dem Ural herab ergießen sich keine Ströme, und doch ist an die-

*) Dies persische, namentlich im Pendschab viel gebrauchte Wort für das Land zwischen zwei Flüssen, die sich später wieder vereinigen, ist kürzer und entsprechender, als wir eines in unserer Sprache besitzen.

Digitized by Google

ser Behauptung etwas Wahres. Die Flüsse auf der europäischen wie auf der asiatischen Seite fließen ihm auf eine ganz seltsame Art parallel, eine Eigenthümlichkeit, die er mit dem Kaukasus gemein hat. Der Kaukasus hat keine irgend bedeutenden Ausläufer gegen Norden, der Ural keinen gegen Osten; der Ausläufer des Kaukasus gegen Süden erzeugt den Rion, Araxes und Kur, der Ausläufer des Ural gegen Westen gibt einer Menge Flüssen das Daseyn, die gleichfalls dem Ural parallel laufen: die nördlichen sind schon bei Europa erwähnt worden, die südlichen aber müssen wir hier aufführen, weil hiebei eine Eigenthümlichkeit des Gebirgs sich zeigt, die ganz nach Asien hinreißt. Der westlichste Zweig des Ural, das Waldaigebirge, steht in keinem sichtlichen Zusammenhang mit demselben, *) obwohl er so entschieden dazu gehört, als das Gebirg oder besser der Erdrücken bei Rjäsan, Tambow, Pensa u. dergl. In dem Zwischenraume zwischen dem Waldai und dem nördlichen Ausläufer des Ural ist die Wasserscheide, und dort entspringt die Wolga, die nach langem östlichen Laufe ihren Weg gegen Süden dem Ural parallel nimmt. In Rußland sind wie in Frankreich die Stellen nicht selten, wo man zwei durch den Abhang des Landes völlig geschiedene Flußgebiete durch Kanäle mit einander verbinden kann, weßhalb auch Rußland eine innere Wasserverbindung darbietet, wie wenig andere Länder sie haben.

An einem andern Orte**) haben wir erwähnt, daß der Ural mit dem daran hängenden Lande gleich einer Insel hervorrage, und einst, als noch das Polarmeer mit dem Aralsee, die Ostsee mit dem schwarzen Meere verbunden war, auch eine Insel gewesen seyn müsse. Als eine Bestätigung hievon müssen wir das Land zwischen Düna und Dniepr anführen. Die Düna entspringt in der Tiefe des Waldaigebirges, wo dieß sich in zwei westlich laufende Arme theilt; zwischen beiden fließt die Düna und der Dniepr, nur daß der letztere etwas weiter westlich seinen Ursprung hat. Das Land zwischen beiden aber, das wahre einstmalige Meeresufer wo die Flüsse sich ausmündeten, ist nur Eine Sandstrecke: die Düna fließt gegen Norden, der Dniepr gegen Süden, ohne daß man einen Grund dafür anzugeben wußte, so wie sich auch nicht sagen läßt, warum die Sümpfe von Pinsk die Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere bilden.

Nachdem wir eine Uebersicht der Abdachung des Landes gegen Nordwesten gegeben, in den Flüssen Ischim, Irtysch und Obi, kommen wir an die Abdachung gegen Norden, an welche sich die gegen Nordosten eng anschließt. Das Quellgebiet des Irtysch geht vom hohen Tarbagatai bis zum Turgusunsk- und Kolsun-Gebirg, und nimmt somit in der Richtung von Südwest gegen Nordost eine Breite von 60 bis 70 g. M. ein; das Quellgebiet des Obi geht vom Turgusunsk- und Kolsun-Gebirge gerade gegen Osten bis zum telezkischen Gebirge, eine Strecke von 45 bis 50 g. M.; das Quellgebiet des eigentlichen Jenisei mit Ausschluß der Angara oder obern Tunguska, vom telezkischen Gebirg bis zu dem oben erwähnten Tangnu Ola und Tangnu-Schan, welcher im Innern das Scheidegebirge zwischen West- und Ostabfall ist. Hier stellt sich durch den Lauf der Flüsse ein entschiedener Widerspruch zwischen dem Gebirgsabfall nördlich und südlich vom Randgebirge, welches Ritter hier zwischen 115° und 120° O. L. mit den Namen Taiga- und Gurbi-Gebirg bezeichnet. Südlich vom Randgebirge ist der Tangnu Ola und Tangnu-Schan, wie schon erwähnt, das Scheidegebirge des Ost- und Westabfalls, während nordwärts vom Randgebirge erst ein vom Baikalsee auslaufender Gebirgsrücken zwischen Ost- und Westabfall entscheidet.

Wir haben oben die Seenreihe, südlich vom nördlichen Zug der schwarzen Wolken, von Osten gegen Westen aufgeführt, weil der Abhang des Landes und der Lauf des Flusses gegen Westen geht, und die Seen sich am westlichen Ende der Steppenbecken finden. Nördlich vom Gebirge der schwarzen Wolken, und südlich vom Alan Kum Ola liegt nun der Ikke Aral Nor, fast gleichmäßig durch Flüsse von Osten wie von Westen her genährt: zwar ist noch der östliche Djabekan oder Bujantu genannt, ohne Vergleich der längere, doch ist auch schon der westliche, Kholu, bedeutend, und wir nähern uns sichtlich dem Punkte, wo der Abhang des Landes gegen Westen und Osten im Gleichgewicht steht. Nördlich vom Alan Kum Ola, unmittelbar südlich vom Tangnu Ola ist nun der Ubsa Nor, der nördlichste Steppensee. Nördlich von Tangnu Ola fließt der Kemtschik von Westen nach Osten, der Jenisei *) von Osten nach Westen, und beide vereint durchbrechen die sibirisch-chinesische Gränzkette in enger Felsenkluft, um nun den völlig veränderten Lauf gegen Norden zu beginnen. Nicht umsonst haben wir hier die Steppenseen Ikke Aral Nor und Ubsa Nor aufgezählt: diese geschlossenen Längenthäler sind bezeichnend für die Abdachung des Landes. Das Längenthal des Ikke Aral Nor hat von Osten nach Westen eine Abdachung von 90 bis 100 geogr. M., die Abdachung von Osten nach Westen ist nur 50 bis 55 g. M.; das Längenthal des Ubsa Nor hat eine westliche Abdachung von 45 bis 50, und eine östliche von 30 bis 35; das Thal des Jenisei eine westliche Abdachung von 40, eine östliche von 25 g. M. Der Unterschied zwischen den beiderseitigen Abdachungen nimmt jedesmal ab, und die tiefsten Punkte der drei Längenthäler gehen in der Richtung von Südwest gegen Nordost, denn sie folgen einander unter 108°, 110° und 111° O. L.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie in Westsibirien eine Menge einzelner Gebirgsrücken in keinem Zusammenhang mit dem Altai stehen.

**) In dem Abschnitt von den Gebirgen.

*) Eigentlich Ta-kem der große Kem genannt, im Gegensatz gegen Kem-tschik, der kleine Kem.

Der Armenier Indschidschjan.

Dieser gelehrte Mann gab schon im J. 1806 eine Geographie Armeniens in Venedig heraus, welche in drei Abtheilungen zerfällt, deren erste die ehemaligen persischen Provinzen Eriwan und Nakschewan, die zweite den zu Georgien gehörigen Theil Armeniens, der dritte das ehemalige türkische Paschalik Achalzcha in sich begreift. Im J. 1822 gab er ein anderes Werk, „das alte Armenien," heraus, worin er namentlich die alten Städte Armeniens, z. B. das berühmte Artaschata, schildert. Ein drittes Werk, „die Alterthümer Armeniens," soll in diesem Jahre erscheinen, ist aber schwerlich ganz vollendet, denn Indschidschjan starb im J. 1835. Ein anderes Werk, die Geographie Kleinasiens, das, so wie die Geographie Armeniens, einen Theil der allgemeinen Geographie ausmachen sollte, von der in den J. 1802 bis 1816 eilf Theile erschienen sind, ist leider in einem Brande zu Konstantinopel zu Grunde gegangen.

Indschidschjan wurde im J. 1758 zu Konstantinopel geboren, begab sich im J. 1770 nach San Lazaro in Venedig, von wo er später nach Konstantinopel geschickt wurde, und über 20 Jahre als Missionär daselbst blieb; im J. 1827 kehrte er zurück, wurde 1829 zum Vikarius des Klosters ernannt und starb im Monat Julius des Jahres 1835.

Digitized by Google

Die Eroberung von Florida.

(Fortsetzung.)

Viele der armen Indianer sahen recht gut ein, wie wahnsinnig ein solches Unternehmen sey, aber gewohnt ihrem Gebieter blindlings zu gehorchen, versprachen sie es auszuführen oder zu sterben. An dem bestimmten Tage speiste Vitachuco wie gewöhnlich an der Tafel des Gouverneurs, der seine Freundschaft durch die zarteste Aufmerksamkeit zu gewinnen suchte. Als das Essen vorüber war, legte sich der Kazike auf die Bank, auf der er gesessen hatte, und streckte, indem er den Körper von einer Seite zur andern drehte, erst den einen, dann den andern Arm aus, ballte die Fäuste, legte sie dann auf die Schultern zurück, und schleuderte hierauf die Arme drei- oder viermal vorwärts, daß alle Gelenke krachten. Auf diese Weise pflegten die Indianer von Florida ihre Kräfte zusammenzunehmen, wenn sie irgend etwas Ungewöhnliches vorhatten. Nach dieser Vorbereitung sprang der Kazike auf, faßte den Gouverneur mit der linken Hand am Kragen und gab ihm mit der rechten einen so fürchterlichen Schlag ins Gesicht, daß ihm das Blut aus Augen, Nase und Mund herausstürzte, und er zu Boden fiel, als wäre er mit einer Keule getroffen worden. Der Kazike warf sich auf sein Opfer, um sein Werk zu vollenden, und stieß zugleich ein weithin tönendes Kriegsgeschrei aus, alles dieß war das Werk eines Augenblicks, und ehe noch die anwesenden Offiziere Zeit hatten sich von ihrem Erstaunen zu erholen, lag der Gouverneur schon besinnungslos unter den Tigerklauen des Kaziken. Noch ein einziger Schlag und es war um sein Leben geschehen, doch ehe dieser noch geführt werden konnte, hatten auch schon ein Dutzend Lanzen und Schwerter den Leib des Wilden durchbohrt, und er stürzte fluchend zu Boden. Das Kriegsgeschrei war von allen Indianern im Dorfe gehört worden, die sich nun ebenfalls mit Allem, was ihnen nur immer in die Hände fiel, auf ihre Herren stürzten. Einige ergriffen Lanzen und Schwerter, die sie mit vieler Geschicklichkeit führten, andere rissen die Töpfe, in denen das Fleisch kochte, vom Feuer und warfen sie den Spaniern an die Köpfe, oder schlugen mit Stühlen und Bänken, ja sogar mit den Knochen zu, die vom Essen übrig geblieben waren. Die meisten aber bewaffneten sich mit Feuerbränden, die eigens zu diesem Zweck bereit gelegt zu seyn schienen, und stürzten Dämonen gleich in den Kampf. Bei diesem Ueberfall wurden viele Spanier jämmerlich zugerichtet; einer unter andern ward zu Boden und ihm alle Zähne eingeschlagen, als ihm gerade noch zu rechter Zeit einige Kameraden zu Hülfe eilten. Der Wilde flüchtete und stieg auf einer Leiter durch eine Oeffnung auf einen Speicher, wobei er eine an der Wand lehnende Lanze mit sich nahm. Die Spanier wollten ihm folgen, aber der Indianer vertheidigte sich so tapfer mit seiner Lanze, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen mußten. Endlich kam Diego de Soto, ein Verwandter des Gouverneurs, mit einer Armbrust in den Hof, die er spannte und zielte. Der Indianer suchte nicht auszuweichen oder sich zu decken, sondern nur sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. So wie De Soto abdrückte, schwirrte auch die Lanze des Indianers durch die Luft, streifte des Spaniers Schulter und blieb zitternd im Boden stecken. De Soto hatte besser gezielt; sein Bolzen durchbohrte des Indianers Brust und tödtete ihn auf der Stelle.

Zum Glück für die Spanier trugen die meisten Indianer Ketten und keiner von ihnen war ordentlich bewaffnet, sonst wäre ein allgemeines Blutbad unvermeidlich gewesen. So wurden nur mehrere Spanier schwer verwundet und vier erschlagen, bevor es gelang die Wilden zu überwältigen. Einige der Spanier waren über die erhaltenen Wunden und die dem Gouverneur widerfahrne Behandlung so wüthend, daß sie jeden in ihrer Gewalt befindlichen Indianer niederstießen. Die Edelleute hingegen hielten es unter ihrer Würde sich an Sklaven zu vergreifen, und brachten ihre Gefangenen auf den großen Platz des Dorfes, wo sie sie den Bogenschützen der Hauptwache übergaben, die sie mit ihren Hellebarden niederstießen.

Unter den Rittern, die so verfuhren, befand sich auch einer von kleiner zarter Gestalt, Namens Francisco de Saldaña. Dieser kam auf den Platz, einen riesigen Indianer an einem um den Hals geschlungenen Stricke vor sich herführend. Kaum sah der Wilde aber, was da geschah und welches Schicksal seiner warte, als er den Ritter Saldaña mit der einen Hand im Genick, mit der andern aber beim Schenkel ergriff, ihn wie ein Kind umkehrte und mit dem Kopf so gewaltig gegen den Boden stauchte, daß der Ritter bewußtlos liegen blieb. Dann warf er sich auf den Betäubten, und würde ihn vollends umgebracht haben, wären nicht mehrere Spanier mit gezogenen Schwertern herbeigeeilt. Der Indianer riß das Schwert Saldaña's aus der Scheide und empfing die Anbringenden so tapfer, daß er sie sich, obschon ihrer wohl 50 waren, sämmtlich vom Leibe hielt. Das Schwert mit beiden Händen fassend und sich in ihre Mitte stürzend, schlug er ein Rad um sich, so daß ihm niemand nahen konnte, und man genöthigt war ihn zu erschießen.

Diese und mehrere ähnliche Beispiele verzweifelter Tapferkeit kamen in diesem wilden Kampfe vor. Um diejenigen Indianer, welche den Spaniern aus andern Provinzen als Verbündete hieher gefolgt waren, mit den Eingebornen der Umgegend zu entzweien, damit sie es nicht mehr wagen könnten die Spanier zu verlassen, wurden sie von diesen gezwungen bei der Hinrichtung der Gefangenen mitzuwirken. Bei diesem Kampfe und den spätern Metzeleien fiel Vitachuco mit 1500 seiner Krieger, der Blüthe seines Volkes, unter denen sich auch die vier tapfern aus dem See geretteten Anführer befanden.

Aus Gräueln solcher Art besteht diese blutriefende Geschichte. Alle Häuptlinge, die sich widersetzten, wurden mit ihren Unterthanen erschlagen; die, welche sich unterwarfen, hielt man wie Sklaven, und der geringste Versuch, zu entfliehen, kostete ihnen das Leben. Unter diesen Gräueln leuchtete gleich dem Stern in finsterer Nacht manch schönes Beispiel von Treue und Hingebung hervor, unter denen das nachstehende eines der rührendsten und edelmüthigsten ist.

Die goldhungrigen Spanier verschonten sogar die Gräber nicht, um dort nach Schätzen zu suchen, und so belohnten sie auch die von einer schönen Prinzessin des Landes ihnen widerfahrne gute Aufnahme durch einen Versuch, der Mutter derselben ihr Gold und ihre Perlen zu rauben. Der junge Indianer, der sie nach dem Orte geleiten sollte, wo diese Schätze verborgen lagen, war ein munterer Bursche, der sie den ganzen Weg über mit Erzählungen von den benachbarten Ländern unterhielt. Plötzlich aber, als sie eben Halt machten, um auszuruhen, wurde er mürrisch und nachdenkend, und seufzte tief, den Kopf in die Hand gestützt. Die Spanier merkten diese Veränderung wohl, fragten aber nicht nach der Ursache, aus Furcht, die üble Stimmung des jungen Menschen noch zu erhöhen. Bald darauf nahm er seinen Köcher ruhig von der Schulter, stellte ihn vor sich hin, und nahm die Pfeile einen nach dem andern langsam heraus. Die Schafte dieser sehr zierlich gearbeiteten Waffen bestanden aus Rohr, und waren mit Spitzen aus Horn, Fischgräten und hartem Holz versehen. Einige waren dreizackig, und alle hatten Federn am andern Ende, um ihren Flug zu befördern. Die Spanier konnten diese Pfeile nicht genug bewundern; sie gingen aus einer Hand in die andere, und die Geschicklichkeit des Verfertigers wurde laut gepriesen. Der junge Indianer fuhr fort seinen Köcher zu leeren, bis er endlich ganz zuletzt einen Pfeil mit einer langen scharfen Spitze von Feuerstein, fast wie ein Dolch gestaltet, hervorzog und sich diesen plötzlich in die Brust stieß. Ueberrascht von dieser That und verdrießlich darüber, daß sie sie nicht hatten verhindern können, fragten die Spanier die übrigen Indianer ihrer Begleitung um die Ursache. Diese aber warfen sich unter lauten Klagen auf den Leichnam des Jünglings, den Alle geliebt hatten, und dessen Tod, wie sie wußten, auch die Prinzessinnen betrüben würde. Sie wußten keine andere Ursache anzugeben, als daß er dem verhaßten Auftrage habe entgehen wollen, der ihm geworden. Ihm allein war das Versteck bekannt, in welchem sich die Mutter der Prinzessinnen mit ihren Schätzen befand, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, seine Wohlthäterin ihren Feinden verrathen zu müssen. Auf der andern Seite fürchtete er in Ungnade zu fallen, wenn er den Befehlen seiner jungen Gebieterinnen nicht gehorche; beides war ihm unerträglich, und so wählte er denn einen freiwilligen Tod als das geringere Uebel.

Die jungen Prinzessinnen entgingen endlich der Obhut ihrer falschen Gäste glücklich, und die Perlen, die diese in so großer Menge gesammelt hatten, waren im buchstäblichen Sinn vor die dreihundert Schweine geworfen, welche sie mit sich trieben, denn die Ueberlebenden brachten nur wenige mit in die Heimath.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 298. 25 Oktober 1835.

Der Neujahrstag in Jamaika.

Am 1 Januar betraten wir das Ufer dieser Insel, deren malerische Ansichten uns nach der monotonen Seefahrt um so mehr entzückten. Um unser Vergnügen zu erhöhen, lenkten die Töne des Tamburins und der Cimbeln bald unsere Aufmerksamkeit auf den Zug des Jack Canot, der nach Blackeivertown ging, um doet das Neujahrsfest zu feiern. Der Jack Canot ist ein Hanswurst, der mit einem gestreiften Rock angethan ist, und auf dem Kopfe eine Art Schiff aus Pappendeckel trägt, welches mit Puppen angefüllt ist, die Matrosen, Soldaten, arbeitende Sklaven u. s. w. vorstellen. Man läßt den Negern an Weihnachten und am neuen Jahr jedesmal drei Tage frei: das letztere Fest gilt für das wichtigere, auf welches die schönsten Kleider und aller mögliche Putz aufgespart werden. Jack Canot ist dann eine Haupt-, ja eine unerläßliche Person. Nichts komischeres als die Prozession, in der alle Neger weiß gekleidet vorüber zogen. Sie gingen zwei und zwei, und der Zug war nur hie und da durch Reiter unterbrochen, welche die ganze Schaar in einzelne Trupps abtheilten. Vorn ging ein Orchester von schwarzen Musikanten, und eine rothe Fahne flatterte lustig im Winde.

Vor vielen Jahren soll ein Admiral nach Jamaika gekommen seyn, um einen andern abzulösen; beide waren auf einander eifersüchtig und gaben den brannen Mädchen Bälle, denn das schöne Geschlecht, das man anderswo die Blonden nennt, heißt in Jamaika die Braunen. Diese Bälle theilten die Bevölkerung von Kingston in zwei Parteien, die blaue und die rothe, und seit dieser Zeit theilt sich die ganze Insel um Weihnachten in zwei Faktionen, die mit einander wetteifern, wer die andere in Geschmack und Glanz ihrer Aufzüge übertreffen wird. In diesem Jahre hatten mehrere Pflanzer in der Nähe von Blackrivertown große Summen für die Feste unterzeichnet, und dieß verschaffte uns ein höchst unterhaltendes und munteres Schauspiel.

Schwer ist es, die Eifersucht beider Parteien gegen einander zu schildern; man mußte die Rothen von den Blauen, und die Blauen von den Rothen sprechen hören, sie stritten auch hierin um die Ehre, wer die Bemühungen des andern Theils, bei dem Feste glanzvoll aufzutreten, am besten herabsetzen könne. Die Blauen hatten indeß den Vorrang, dieß gestand selbst ein rothes Mädchen, obwohl sie hinzusetzte: „ich möchte doch um Alles in der Welt nicht blau seyn.“ Auf der andern Seite war Mistreß Edwards, die Wirthin des Hotels, in welchem wir wohnten, blau bis an die Fingerspitzen. Sie hatte eine Sklavin geliefert, um bei der Feierlichkeit eine wichtige Rolle zu spielen, im Augenblick aber, wo der Zug sich in Marsch setzen sollte, entstand eine unruhige Bewegung, als fehlte noch etwas, und allerdings fehlte noch etwas sehr Wesentliches, nämlich die Sklavin der Mistreß Edwards, die sich nicht an ihren Ehrenposten begeben wollte. Alsbald trat eine große Frau in Traner — Mistreß Edwards selbst, — aus dem Hotel, und zog mit der Hand eine seltsame Figur herbei, die ganz mit Rauschgold und Flitterwerk, mit Federn und gemaltem Pappendeckel bedeckt war, und nur widerwillig vorwärts ging: dieß war Britannia in Person, mit einem Schild, der das Wappen Großbritanniens trug, einen Dreizack in der Hand, und einen Helm aus blauer Seide und Silber, mit einem Federbusch auf dem Kopf hatte. Das arme Mädchen war ganz beschämt, sich in einem so pomphaften Aufzuge vor einer so großen Masse von Zuschauern zu zeigen. Sie wurde mit Freudengeschrei empfangen, die Musik gab das Zeichen, und Mistreß Edwards der Göttin einen tüchtigen Puff, um sie in die Reihen einzuschieben, wo sie nun durch die Spielleute und Tambours festgehalten wurde.

Die Devise der Blauen war die patriotischere, die der Rothen die galantere: auf der blauen Fahne stand: „Großbritannien siegt;“ auf der rothen: „es leben die rothen Mädchen.“ Hinsichtlich des Geschmacks und der Erfindung blieb die Palme den Blauen. An ihrer Spitze marschirte zuerst Britannia, dann die Musik, dann die Fahne und hierauf der König und die Königin der Blauen. Letztere erschien prächtig geschmückt in einer weißen, silbergestickten Kleidung, und zum Zeichen der Verachtung für die feindliche Partei trug ein roth gekleideter Page ihre Schleppe. Seine Majestät trug die große Uniform eines englischen Admirals mit einer Schärpe von weißer Seide, und einem ungeheuern dreieckigen Hut mit einer Krone von Goldpapier darüber. Hierauf kam der Wagen Nelsons, eine Art Kahn mit blauer silbergestickter Draperie und dem Worte „Trafalgar“ auf dem Vordertheile. Den Zug schloß eine lange Corteze von blauen Würdeträgern, lauter Prinzen und Prinzessinnen, Herzoge und Herzoginnen, die Knaben wie die Väter,

Digitized by Google

die Töchter wie die Mütter: diese letztern trugen einen blauen Rock mit weißem Spencer.

Die rothen Mädchen waren gleichfalls aetig geschmückt, aber in ihrem Zuge befand sich nichts, was sich mit dem Wagen Nelsons und der Britannia messen konnte, und als der rothe Thron erschien, wurde viel gespöttelt. Auch hörte ich viel reden von Jack Canot und seinem Rivalen Jack Krebs, aber sie erschienen bei dieser Prozession nicht mehr, denn sie hatten, wie es scheint, ihre eigenen Interessen, gingen von Haus zu Haus, um ihre Kapriolen zu schneiden, und einige Gaben in Empfang zu nehmen. Eben so kam auch später die Britannia mit ihrem Gefolge herangezogen, um für das Fest des folgenden Jahres zu sammeln. Ein blaues Mädchen sang und eine Zweite tanzte; die schwarze Malidran war allerdings nicht sonderlich zu loben, aber nichts konnte graziöser und leichter seyn, als der Tanz der neuen Taglioni. Ueberhaupt erstaunt man über die Leichtigkeit und Eleganz aller Bewegungen, und namentlich über die zierliche Keckheit, womit Neger und Negerinnen den Kopf tragen.

Der Gesang, dessen Inhalt jedoch für jeden Fremden unverständlich war, hatte wieder begonnen, als mit einem Mal die eine Hälfte der Tänzer die andere unterbrach mit einem Gebeül, fählg „die Reiche des Chaos und der alten Nacht" zu erschüttern. Mit einem Mal löste sich Alles auf in einem bunten Knäul, Sänger, Tänzer und Alles rannte fort. Was war die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung? die Beleuchtung der Stadt. Wir liefen wie die andern um dieselbe anzusehen, das Schauspiel war schön, aber das lebendige Entzücken der Negermasse wog es auf.

Was dieses Fest auszeichnete, ist die offene Freude, die allen aus den Augen strahlte; hier dachte Alles nur ans Vergnügen, und dieß Vergnügen bestand in Singen, Tanzen, Lachen, Sehen und Gesehen werden u. s. w.: jeder bewunderte die schönen Kleider des andern, und suchte die seinen im möglichst vortheilhaften Lichte zu zeigen. Hier gab es keine Käufer und Verkäufer, keine Herren und Diener, die mit geschäftiger Miene hin und wieder gingen. Um acht Uhr Abends, als wir über den Marktplatz gingen, war die Illumination am glänzendsten, die Masse drängte sich mehr als je, und doch sah man keinen Betrunkenen. Auch war uns den ganzen Tag keine Scene von Zank und Streit vorgekommen, denn man kann als Ausnahme hievon wohl nicht den vorübergehenden Zorn irgend eines Unbesonnenen ansehen, der auf die Gefahr, die Prozession zu stören, sich durch die Reihen drängte, und gelegentlich von der Königin oder einer Prinzessin des königlichen Zuges eine Ohrfeige erhielt.

Die Ströme der Erde.

Asien.

(Fortsetzung.)

Folgen wir nun dem Durchbruch des Jenisei bei Kem-Kemtschik Bone, d. h. der zweiten Gränzsäule am steilen Bergabfall, bis er in die flache Steppe tritt bei Krasnojarsk, so ist dieß eine Strecke von 90 g. M., von denen er ein gutes Drittheil bis Sajansk zwischen hohen und steilen Ufern zurücklegt; von da aber werden die Ufer etwas offener, doch erst bei Krasnojarsk tritt er aus der Gebirgsbildung heraus. Hier fällt jedoch namentlich auf, daß die östlichen Zuflüsse des Obi sich dem Jenisei ungemein nähern, die Yjus bis auf wenige Stunden, und daß der Jenisei dem Charakter des Obi und Irtysch getreu bleibt, und außer den Gebirgsflüssen Kantighir und Abakan bis unterhalb Jeniseisk (beinahe 59° N. B.) keine oder nur höchst unbedeutende linke Zuflüsse hat. Hiebei drängt sich eine weitere Bemerkung auf. So beschränkt das Gebiet des Irtysch, Obi und Jenisei auf der linken Seite ist, so ausgedehnt ist es auf der rechten, und diese Eigenthümlichkeit nimmt von Westen gegen Osten immer mehr zu: das linke Gebiet des Irtysch geht von 92° bis 99° O. L., das des Obi von 100° bis 109°, das des Jenisei von 110° bis 122°, und wenn man die Angara dazu zählt, bis zu 132° O. L.; also eine Gradation von 7°, 9° und 12° oder 22°. Wir führen diese Eigenthümlichkeit nur darum an, um auf die oberen rechten Zuflüsse des Jenisei aufmerksam zu machen, die mit der Angara einen offenbaren Widerspruch gegen die Abdachung des umliegenden Landes bilden. Zur deutlichern Uebersicht müssen wir die bedeutendern östlichen Zuflüsse des Jenisei aufzählen.

Zwei Grade ostwärts vom Jenisei springt das sabinskische Gebirge als Ausläufer gegen Norden vor, und erstreckt sich beinahe bis an den Jenisei, wo dieser unterhalb Krasnojarsk eine Beugung gegen Osten macht; von diesen Gebirgen fallen mehrere kleinere Flüsse gegen Westen in den Jenisei, gegen Osten aber fließen der Kan, der bei Kansk mit Einemmal gegen Nordwesten umwendet und dem Jenisei zufließt. Dann folgen Gutscha, Nerka, Birussa, Uda, die sich in der Tschuna vereinigen, und gleichfalls nordwestlich fließen, und dann kommen Oja, Oka, Ural, Niela, Kitoit und Irkut, die alle nordöstlich und östlich fließen, und in die sogenannte untere Angara fallen, welche aus dem Baikalsee kommt, bis über 58° hinaus nordwärts strömt, dann mit Einemmal völlig gegen Westen wendet, und kurz vor ihrer Einmündung in den Jenisei noch die oben erwähnte Tschuna aufnimmt, hier aber gewöhnlich den Namen obere Tunguska führt. Hart am Ausfluß der Tunguska-Angara aus dem Baikalsee erhebt sich ein Gebirge, dessen einer Arm gerade gegen Norden streicht. Auf diesem entspringt die sogenannte Stein-Tunguska und weiter nördlich die untere Tunguska, die nach einem kurzen nördlichen Laufe beide gegen Westen umwenden, und in den Jenisei fallen. Das erwähnte Gebirge oder vielmehr nur ein Gebirgsrücken, begleitet den Jenisei östlich in einer Entfernung von 10°, und seine Ausläufer gehen alle westlich und fallen gegen den Jenisei ab. Dieses Gebirge, so unbedeutend seine Höhe ist, bildet den Kamm des West- und Ostabfalls von Sibirien, und ist für ganz Nordasien das was der Tangun Ola in der Mongolei und das Damtschuk-Kabalgebirge im Himalaya ist. Auffallend ist, daß auch diese Theilungsgräten zwischen Ost- und Westabfall in der Richtung von Südwest gegen Nordost liegen. Wie die tiefsten Depressionen vom Mittelmeer durch das schwarze und kaspische Meer sich nach dem Polarmeer ziehen, wie die großen Wüsten der Sahara, Arabiens, Irans, der westlichen und östlichen Gobi von Südwest nach Nordost

Digitized by Google

sich ziehen, so auch die großen Wasserscheiden des ungeheuren asiatischen Kontinents.

Wir stehen nun am Nordabfall des Landes, und hier kommt vor allem das Becken des Baikalsees in Betracht das wir, gewiß nicht mit Unrecht, eine Anomalie in der Entwicklung des dortigen Landes genannt haben. Die Lena mit ihren zwei Quellen entspringt unter 123 und 125° O. L. und fließt alsbald gegen Nordosten, die Angara, ein äußerst reißender Fluß entspringt unter 134° O. L., und fließt westlich in den Baikal; das Gebirge zwischen dem sie fließt, und das den Baikal auf der Nordwestseite umgibt, ist also ein Scheidegebirge. Zwischen dem See und dem Jablonnoi Chrebet, dem Scheidegebirge zwischen Nordost- und Ostabfall, unterscheidet man zwei Hauptketten, das Chorei- oder Kondinskoi-, und das Juskoi-Gebirg: zwischen diesen laufen die Flüsse in ganz entgegengesetzten Richtungen, gerade wie in Kleinasien. Zwischen dem See und dem Juskoi-Gebirg der Barguſin gegen Westen in den See; zwischen dem Juskoi- und Chorei-Gebirg der Witim gegen Osten zur Lena und die Uda gegen Westen; zwischen Chorei-Gebirg und Jablonnoi Chrebet der Khilok gegen Westen, und die Khonda zum Witim gegen Osten. Die tiefe Einsenkung des Baikallands veranlaßt diesen Widerspruch, denn sehen wir von der großen Ausdehnung des Baikalsees gegen Osten ab, und denken wir uns die Selenga als den Strom, der nachher unter dem Namen der untern Angara aus dem Baikalsee tritt, so gleichen Entwicklung und Lauf des Stroms ganz dem des Irtysch durch den Saisansee und seiner Einmündung in den kleinen Tobol. Hier aber hat die Natur mit dieser großen Einsenkung einen Sammelplatz verschiedener Völker und zugleich mit dem Durchbruch der Selenga aus dem Gebirge ein Thor verliehen, durch das man über Kiachta und Maimaitschin in die hohe Gobi eintritt.

Das Quellland des Selengastroms ist merkwürdig als Uebergangspunkt zur Eröffnung des Landes gegen Osten. Von dem oft erwähnten Tangun Oola bis zum hohen Kentei-Khan, dem Tschokondo der Russen, dem wahren St. Gotthardsknoten des dauriſchen Alpengebirgs, ist es von West nach Ost eine Strecke von 10 Längengraden. Hier ist aber an kein einzelnes Längenthal zu denken, wie weiter gegen Westen, sondern das Netz der in der Selenga sich vereinigenden Flüsse beschreibt einen gegen Norden offenen Halbkreis, und die zwei östlichsten derselben kommen schon vom hohen Kentei herab. Noch auf chinesischen Gebiete durchbricht die Selenga das Gebirg, nimmt rechts die Djida, links den Tschikoi, Khilok und die Uda auf, worauf sie sich in den Baikalsee ausmündet.

Dieß ist die letzte Entwicklung des Landes gegen Norden, — denn auch die Lena wendet nach langem nordöstlichem Laufe gegen Norden um — und der Kentei bildet hier den Scheitelpunkt, von dem die Flüsse nordwärts zur Selenga und ostwärts zum Gebiet des Amurstroms fließen, der die größte Längenentwicklung von allen Strömen der Erde hat, selbst den Marañon nicht ausgenommen, denn dieser durchfließt von Jaen de Bracamoros an gerechnet nur 27 Längengrade, der Amur aber vom hohen Kentei an, wo seine Hauptquellflüsse, der Onon und Kerlon, entspringen, nicht weniger als 32°. Aber der Amur führt nicht seinen Namen von der Quelle bis an die Mündung, welcher letztere erst in neuerer Zeit bekannt, aber noch nicht beschifft wurde. Erst nach dem Verein vieler Quellströme aus zweierlei Flußgruppen, die von Norden und Süden her, von der Gränze des baikalischen Sibiriens und den Gränzen Korea's und China's zusammenfließen, erhält er seinen Namen, und vieles von seinem Lauf ist noch unbekannt, da die Chinesen diesen Fluß, an dem schon Einmal die Russen sich festgesetzt hatten, ängstlich bewachen.

Der obere Lauf des Amurstroms oder vielmehr seiner drei Quellflüsse ist noch auf der Plateaulandschaft östlich vom hohen Kentai und südlich vom dauriſchen Scheidegebirge. Der nördlichste ist die Jugoda, ganz auf russischem Gebiete laufend; sie vereinigt sich nach einem Laufe von 70 g. M. mit dem Onon, und beide vereinte Ströme heißen nun Schilka, und sollen bei Nertschinsk schon so breit seyn, wie der Rhein bei Arnheim. Der Kerlon, der südlichste Quellstrom, durchläuft die oberste Gobi-Stufe, und bildet nach hundert Meilen Laufs den Dalai-Nor, aus dem er unter dem Namen Argun schon schiffbar tritt, und nach einem weitern Laufe von 60 g. M. sich mit der Schilka verbindet, welche vereinten Ströme von nun an den Namen Amur führen. Bald darauf durchbricht er in wilden Klippen und Strudeln den gebirgigen Ostrand des Gobiplateaus, das sich in einem Bogen 160 g. M. weit von Südwest heranf zieht. Von hier tritt er in ein fast unbekanntes Land, gewöhnlich die große Mandschurei genannt, in der aber im Norden Tungusen, in der Mitte Bargut-Buräten und nur im Süden Mandschus hausen. Hier beschreibt der Amur in einem Gebiet, dessen Breite volle 480 g. M. beträgt, einen ungeheueren Bogen gegen Süden *) nimmt von Norden her den Tschikiri oder Seja, von Süden her den Songari oder Schlugal auf, und ergießt sich unter 158° O. L. ins Meer, volle 32 Längengrade von seinem Quellbezirk entfernt. Ein Nebenfluß von ihm, hinsichtlich der Oeffnung des Landes gegen Osten, ist der Sira Muren, auf chinesischem Boden Liaoho genannt, obwohl er das den Amur gegen Westen begleitende Gebirge nicht mehr erreicht, sondern gegen Süden ausmündet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Austritt aus dem Gobiplateau ist etwa 53° 20′ N. B., seine Mündung unter 55°, sein tiefster südlicher Punct aber 47° 40′; der Halbmesser des Bogens beträgt also über 5 Breitengrade oder gegen 80 M.

Die Minen von Spanien.

Vor 1820 lieferten die königlichen Hochöfen, welche allein das Recht haben, Erz zu schmelzen, jährlich nur 30—40,000 Centner Blei; im Jahre 1825 stieg ihr Ertrag auf 500,000 und im Jahre 1827 auf 800,000 Centner. Diese ungeheure Vermehrung erregte großes Staunen, und man fing an zu glauben, daß man nur den Boden aufgraben dürfe, um sich auf irgend eine Weise reich belohnt zu finden. Die Regierung unterstützte die begonnenen Arbeiten durch die Gründung von zwei Minenschulen, der einen zu Madrid, der andern zu Almeida, und schickte zugleich mehrere junge Leute nach Freiburg. Herr Vallejo, der während der bürgerlichen Unruhen verbannt worden war, hatte seine Zeit in Paris wohl benützt, und kam nun mit Kenntnissen bereichert nach Spanien zurück, wo er jetzt mit einer geologischen Beschreibung des Landes beschäftigt ist. Herr Erlonza, der die Hochöfen in England, Frankreich,

Digitized by Google

Piement, Belgien und auf dem Harz besuchte, hat in der Nähe von Marbella und Pedroso in Andalusien auf den dortigen Hochöfen die besten Schmelzmethoden eingeführt. Auf seinen Rath wurden auch die Schmelzöfen in Gallicien verändert, und diese Verbesserungen werden sich bald auf ganz Spanien ausdehnen. Der Ertrag der Quecksilberminen zu Almeida hat sich seitdem bedeutend vermehrt, die alten lange vernachlässigten Kupferminen von Rio Tinto wurden mit Eifer ausgebeutet, eben so die Bleiminen in Jaen und zu Falsete in Catalonien. Die reichen Kohlenminen zu Oviedo versorgen trotz der schlechten Kommunikationsmittel die Hochöfen in Andalusien. Andere Kohlenminen wurden von einer Kompagnie in der Nähe des Flusses Avilés eröffnet, und das kleine Kohlenlager zu Villa Nueva del Rio, acht Stunden oberhalb Sevilla, versorgt die Dampfschiffe, die in 12 Stunden von Sevilla nach Cadix gehen.

Die Eroberung von Florida.

(Schluß.)

De Soto bestand noch mehrere verzweifelte Kämpfe mit den Eingebornen, in deren einem 82 Spanier erschlagen und fast alle übrigen verwundet wurden.

Nach langen Mühseligkeiten erreichten sie endlich den Missisippi, und hier wurden sie von einem der Kaziken an diesem Flusse aufgefordert, ihren Gott um Regen zu bitten. De Soto erwiderte, obschon er und seine Begleiter nur sündige Menschen seyen, so wollten sie doch Gott, den Vater der Güte, bitten, ihren heidnischen Brüdern gnädig zu seyn. Dann befahl er seinem Oberzimmermann, Francisco dem Genuesen, die höchste und stärkste Fichte in der Nähe umzuhauen und ein Kreuz zu verfertigen. Diesem Befehl zufolge wurde sogleich ein so großer Baum gefällt, daß hundert Mann nicht im Stande waren ihn aufzuheben. Nachdem man ein Kreuz gezimmert hatte, richteten es die Spanier auf dem höchsten alle übrigen Anhöhen überragenden Berge am Flusse auf, der den Indianern als Wachtthurm diente. Als Alles in Ordnung war, befahl der Gouverneur, daß alle seine Leute am nächsten Morgen einen feierlichen Umgang zu dem Kreuz halten sollten, mit Ausnahme einer bewaffneten Schwadron zu Fuß und zu Pferd, welche den Befehl erhielt auf der Hut zu seyn und die übrigen zu schützen. Der Kazike ging neben dem Gouverneur, und mehrere indianische Krieger schlossen sich den Spaniern an. Vor ihnen schritt die Geistlichkeit einher, die Litaney singend, auf die das Chorus der Soldaten antwortete. Diese Prozession, an der mehr als tausend Personen, theils Spanier, theils Indianer, Theil nahmen, begab sich langsam und feierlich bis zu dem Kreuz, wo Alles auf die Kniee niederfiel und mehrere Gebete sprach. Dann stand man auf und die Spanier gingen zu zwei und zwei zu dem heiligen Sinnbild, beugten die Kniee vor ihm und küßten es. Am jenseitigen Ufer des Flusses hatten sich mehr als 20,000 Wilde jeden Geschlechts und Alters versammelt, die die seltsame, aber imposante Feierlichkeit anstaunten, und mit den Waffen in der Hand alle Bewegungen der Spanier beobachteten.

Die Prozession kehrte in derselben Ordnung zurück; die Priester sangen das „Herr Gott dich loben wir!“ und damit endeten die Feierlichkeiten des Tages. Gott, sagt der spanische Chronikenschreiber, der in seiner Gnade beschlossen hatte, diesen Heiden zu zeigen, daß er die Bitten derer erhöre, die ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, schickte in der folgenden Nacht, zu großer Freude der Indianer, einen starken Regen. Der erstaunte Kazike ordnete nun eine ähnliche Prozession wie die der Christen an, und begab sich zu De Soto, um ihm für die Vermittlung bei seinem Gott zu danken.

Bald nach diesem Ereigniß hörte Capaha, ein anderer Kazike dieser Gegenden, ein edler hochherziger Mann, daß sein alter Feind, der Kazike Casquin, mit den Spaniern verbündet gegen ihn anrücke. Seine Krieger waren zerstreut, und zudem nicht stark genug an Zahl, um einem so furchtbaren Feinde widerstehen zu können; es blieb ihm daher nichts übrig, als sich in einem Fahrzeuge auf eine feste Insel des großen Flusses zu flüchten, wohin ihm diejenigen seiner Leute folgten, welche Kanots hatten. Casquin, der, wie gewöhnlich, voraus zog, kam etwas früher als die Spanier in dem Dorfe an. Da er keinen Widerstand fand, so ging er vorsichtig in den verlassenen Ort, weil er einen Hinterhalt fürchtete, wodurch mehrere noch Zurückgebliebene Zeit bekamen zu flüchten. Sobald sich Casquin aber überzeugt hatte, daß das Dorf seiner Willkür Preis gegeben sey, ließ er seiner Rache freien Lauf; seine Krieger plünderten den Ort, tödteten und skalpirten alle noch anwesenden Männer, 150 an der Zahl, und machten alle Knaben, Weiber und Mädchen zu Gefangenen.

Unter diesen Unglücklichen befanden sich auch zwei von den Weibern Capaha's, beide jung und schön. Die Feindseligkeit Casquins und seiner Krieger wendete sich indeß nicht bloß gegen Lebende, sondern auch die Todten blieben nicht von ihrer Wuth verschont. Sie brachen in das große Mausoleum auf dem großen Platz des Dorfes, das von den Indianern so heilig gehalten wird, und wo nicht nur die irdischen Reste mehrerer Kaziken und großen Männer des Stammes, sondern auch eine Menge von Trophäen lagen, welche Casquin und seinen Leuten bei frühern Gelegenheiten abgenommen worden waren. Diese letztern wurden von den Mauern herabgerissen, und die Gräber aller ihrer Verzierungen und Kostbarkeiten beraubt. Dann rissen die wilden Krieger die Särge heraus, traten die Leichname mit Füßen, streuten die Gebeine umher und erlaubten sich jede nur denkbare Ausschweifung, um sich für früher erlittene Niederlagen zu rächen. Am Eingange des Mausoleums standen die Köpfe von mehrern ihrer eigenen Krieger auf Lanzen gesteckt; diese wurden herabgenommen und durch andere der eben Erschlagenen ersetzt. Gern hätten sie auch das Dorf angezündet, wären sie nicht durch die Furcht zurückgehalten worden, den Gouverneur zu beleidigen.

Alle diese Gräuel wurden vollzogen ehe die Spanier ankamen. De Soto war sehr unwillig über das Betragen seiner Verbündeten, und schickte sogleich Abgeordnete nach der Insel, wo Capaha sich verschanzt hatte, um ihm seine Freundschaft anbieten zu lassen. Diese wurde jedoch verächtlich zurückgewiesen, und De Soto erfuhr, daß der Rache glühende Capaha alle seine Krieger aufgeboten habe. Da jeder Versuch, ihn zu versöhnen, fruchtlos blieb, so beschloß der Gouverneur, ihn in seiner festen Stellung anzugreifen. Casquin lieferte zu diesem Zweck ungefähr 70 Kanots, und 200 Spanier nebst 5000 Indianern erhielten Befehl, die Insel anzugreifen. Diese Insel war mit dichtem Gebüsche bedeckt, und der Kazike hatte sich hinter Barrikaden verschanzt. Nur mit großer Mühe gelang es den Spaniern zu landen, die erste Verschanzung zu nehmen und gegen die zweite vorzudringen, in welcher sich die Weiber und Kinder befanden.

Hier fochten die Krieger Capahas mit verdoppelter Wuth, und brachten die Leute Casquins so in Unordnung, daß diese ihre spanischen Verbündeten im Stich ließen und in die Kanots flüchteten; ja sie würden auch die Fahrzeuge der Spanier mitgenommen haben, wären diese nicht bewacht gewesen. Die von ihren kleinmüthigen Freunden verlassenen und von dem übermächtigen Feind gedrängten Spanier fingen jetzt an, sich in guter Ordnung in ihre Kanots zurückzuziehen, und sie wären sicher abgeschnitten worden, hätte nicht Capaha selbst der Wuth seiner Krieger gesteuert und seinen Feinden Zeit gelassen sich einzuschiffen.

Diese Mäßigung eines wilden Häuptlings überraschte den Gouverneur nicht wenig. Am folgenden Tage erschienen vier Krieger als Abgesandte von Capaha unter großen Ceremonien, neigten sich vor der Sonne, dem Mond und dem Gouverneur, behandelten aber den ebenfalls gegenwärtigen Casquin mit der größten Verachtung. Im Namen ihres Kaziken baten sie um Vergessenheit und um Freundschaft für die Zukunft, und erklärten, daß ihr Häuptling selbst kommen werde, um seine Ehrfurcht zu bezeugen. Der General empfing sie höchst freundschaftlich und entließ sie reich beschenkt.

De Soto wurde endlich krank und starb; seine letzten Augenblicke waren einer bessern Sache würdig, als die war, die er unternommen hatte. Moscoso wurde zu seinem Nachfolger ernannt, und nur nach großen Beschwerden und Verlusten gelang es ihm sich mit dem geringen Rest des mit so stolzen Hoffnungen ausgezogenen Korps auf dem Missisippi einzuschiffen und Panuco und Mexico zu erreichen, wo sie, geschwärzt von der brennenden Sonne, hager, entstellt und halb nackt ankamen. Sie waren in Thierfelle aller Art gekleidet, so daß sie, wie der spanische Geschichtschreiber sagt, mehr wilden Bestien als menschlichen Wesen ähnlich sahen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 299. 26 Oktober 1835.

Murel, der grosse Räuber im Westen Amerika's.

Das Nachstehende ist aus einem amerikanischen Blatte entnommen, und wenn die Sache sich wirklich so verhält, wie sie hier dargestellt ist, so erklären sie die gewaltsamen und ungesetzlichen Hinrichtungen, welche kürzlich in den südlichen und westlichen Staaten der amerikanischen Union vorgenommen wurden, zur Genüge, wenn sie auch solche nicht rechtfertigen können.

Im Januar des Jahres 1834 wurden einem Geistlichen, Hrn. Henning, in der Grafschaft Madison im Staate Tenessee zwei Sklaven gestohlen, und der Verdacht fiel auf einen gewissen Murel, der seit einiger Zeit mehrerer Unthaten in hohem Grade verdächtig geworden war, und vor Kurzem erst wegen eines ähnlichen Vergehens vor Gericht gestanden hatte. Er wurde möglichst genau bewacht, und man erfuhr bald, daß er seine angebliche Heimath in der Grafschaft Madison verlassen hatte, und irgendwo am Mississippi sich aufhielt. Augenblicklich schickte man einen Hrn. Stewart an ihn ab, den Murel nie gesehen hatte, und darum nicht verdächtigen konnte. Stewart kam zu ihm, schlich sich in sein Vertrauen ein, sprach von zahlreichen Diebstählen im Lande, nicht als von Verbrechen, sondern in Betreff der gemachten Beute, kurz spielte den Mouchard so gut, daß Murel ihn für einen „seltenen Burschen" (rare fellow) erklärte, und ihn zu einem Hauptwerkzeug seiner Plane zu machen gedachte. Allmählich wurde er gegen ihn vertraut, wagte kleine Eröffnungen, nahm ihn endlich in den geheimen Rath seiner Genossen mit, und erzählte ihm seine ganze Geschichte. Aber Stewart ersah sich die Gelegenheit, und ließ Murel verhaften. Aus den von demselben gemachten Eröffnungen theilte nun Stewart in einer Flugschrift im Wesentlichen Folgendes mit.

Murel ist in Mitteltenessee geboren; schon als Kind lehrte ihn seine Mutter stehlen, und so wurde er, als er emporwuchs, ein vollendeter Spitzbube, der in der Nähe seines Geburtsortes wegen seiner Schurkenstreiche so notorisch war, daß er es gerathen fand, seinen ostensibeln Aufenthaltsort in den damals noch unangebauten Wildnissen der westlichen Distrikte zu nehmen, wo er mit größerer Sicherheit rauben und Genossen sammeln konnte. Hier lebte er, bis Stewart ihn überlistete, verband sich mit allem schlechten Gesindel, und brütete über unheilvollen Planen. Seine gemeinen Räuberstreiche und Mordthaten, die er mit einer Kaltblütigkeit beging, die das Blut in den Adern gerinnen macht, übergehen wir, als unwichtig, um zu seinen größern Planen zu kommen, die einen Blick in das Leben der südlichen Sklavenstaaten thun lassen, der keineswegs erfreulich ist.

John Murel soll ein Hauptanführer einer von ihm organisirten Räuberbande gewesen seyn, wie sie gewiß selten in einem civilisirten Lande bestand. Durch unermüdliche Anstrengung, Eifer und Gewandtheit brachte er aus allen Theilen des Landes eine Schaar von tausend Menschen zusammen, die er nach Willkür zu seinen Zwecken verwendete. Seine Genossen waren über alle Sklavenstaaten zerstreut, und bestanden aus zwei Klassen, erstens den Mitgliedern des großen Raths, oder Räubern vom ersten Range, und zweitens den Schlägern (strikers), die nicht ins volle Geheimniß der Führer eingeweiht waren, sondern nur als Katzenpfoten dienten, um die schmutzige Arbeit zu thun, und die lebensgefährlichen Posten zu besetzen. Von der ersten Klasse sind es 400, von der zweiten 600; sie haben irgendwo in Arkansas einen Sammelplatz, wo der „geheime Rath" gehalten wird, alle sind durch furchtbare Eide verbündet, und verständigen sich durch Zeichen und geheime Worte. Leute, die einen hohen Rang in der Gesellschaft einnehmen, und bisher durchaus keinem Verdacht ausgesetzt waren, sind die geheimen Leiter der Rotte, und ihr endlicher Zweck ist die Befreiung der Sklaven, die Niedermetzlung der Weißen und die Plünderung des ganzen Südens. Murels Verhaftung und die Bekanntmachung der Stewart gemachten Mittheilungen haben einen im Staate Mississippi beabsichtigten Aufstand zum voreiligen Ausbruch gebracht. Von den Mitgliedern der Bande ist eine Liste bekannt gemacht worden, die über 400 Namen enthält, unter denen sich Cotton, Saunders, Phelps, Blake und andere finden, die im Mississippistaate nach summarischem Prozesse hingerichtet wurden.

Die Ströme der Erde.

Asien.

(Fortsetzung.)

So haben wir den Nordwest-, Nord- und Ostabfall des Thian-Schan, und des damit vermuthlich in Verbindung stehenden

Digitized by Google

Ostrands des Gobiplateau's verfolgt. Die Abdachung ist, wie gezeigt, äußerst mannichfach, um so auffallender ist die Gleichförmigkeit im Süden des Thian-Schan: hier geht aller Abfall des Landes gegen Osten und Südosten. Unmittelbar im Süden des Thian-Schan fließt der Yarkiang Darja und Kaschgar-Darja, welche vereint den Tarim oder Erghengol bilden, und sich im Lopsee verlieren. Der Lauf dieser Flüsse mit Einschluß des Lopsees nimmt wenigstens 16 Längengrade oder zwei Fünftheile der ganzen Länge Asiens vom Beinrtag bis zum chinesischen Meere ein. Der Lopnor liegt unter 106° der Länge, und 41° der Breite. Ob die gerade gegen Osten liegenden Steppendecken die Abdachung gegen Osten oder Westen haben, ist zweifelhaft; daß aber das Steppendecken des Tengiri Nor sich gegen Osten neigt, leidet keinen Zweifel, eben so wenig, daß die Quellen des Kin-scha-kiang oder des südlichen Zwillingsstromes sich nicht weit östlich von 106° finden können, wenn gleich 5 bis 6° tiefer südlich als der Lopnor; jedenfalls ist die Entfernung zwischen Lopnor und Tengiri Nor, so wie zwischen dem Lopnor und den Quellen des Kinscha-kiang, da man jedenfalls dem Westabfall des Steppenbeckens einige Ausdehnung lassen muß, viel zu gering, um ein entgegengesetztes Gehänge des Landes vermuthen zu lassen. Es ist demnach mit Grund anzunehmen, daß wie der Abfall des Landes unmittelbar nördlich vom Thian-Schan gegen Westen geht, so im Süden desselben wesentlich und ohne bedeutende Unterbrechung gegen Osten oder vielmehr gegen Südosten. Jedenfalls müssen wir den Strich zwischen 110° und 120° O. L. und 38° bis 48° N. B. als so gut wie völlig unbekannt, und wahrscheinlich auch ziemlich unwichtig aus dem Spiel lassen. Die Entwicklung des Landes drängt sich zwischen 38° und 39° N. B. zusammen, eine wichtige Strecke, über deren Beschaffenheit auch nur im Großen noch bedeutende Zweifel obwalten. Fürs erste kommen wir nun an den Hoang-ho, der zu einer östlichen Entwicklung gehört, die sich vom Amurstrome namentlich dadurch unterscheidet, daß dieser letztere fast ganz der Plateaubildung angehört, und in keine freie einer großen Kultur fähige Niederung tritt, wie die beiden großen Zwillingsströme China's, die der Plateaubildung, der Gebirgsbildung und der Niederung, denen ihr oberer, mittlerer und unterer Lauf entspricht, fast gleichmäßig angehören.

Die mächtige Größe des Riesenstroms, der in gerader Richtung von seiner Quelle bis ans Meer eine Strecke von 280 M., mit seinen Krümmungen aber fast den doppelten Raum, nämlich 540 Meilen durchläuft, war Ursache, daß man seinen Lauf noch über die Massen vergrößerte, indem nach alter Sage der Yarkiang sich in den Lopnor verlieren, und dann unter der Sandwüste sich verbergend, nach Ost strömen, und im Gebirge als Hoang-ho hervortreten soll. *) Ueber die wahren Quellen des Hoang-ho (gelber Strom) wissen wir nichts Näheres, als daß sie etwa unter 35° N. B. und 114° O. L. liegen, und in zahlreichen Flüssen auf dem Plateau des Kuen Lün sich in den Oling-hai (See oder Meer) ergießen, aus dem nun der Hoangho schon als ziemlich bedeutender Fluß entspringt. Nach einem Lauf von 45 bis 50 g. M. auf einer Hochterrasse zwischen zwei Schneegebirgen, wendet er sich durch einen großen westlichen Ausläufer des Sine Schan gedrängt gegen Westen, und nun erst gegen NO. gewandt, durchbricht er nach 20 Tagreisen des wildesten Laufs in östlicher Richtung den gewaltigen Sine Schan, und erreicht bei dem Gränzorte Tsy-schy-kuan das eigentliche China. Hier drängen ihn wahrscheinlich die nördlichen Ausläufer des Sine Schan gegen Norden, denn von Lak-tschen (36° N. B.) fließt er nordwärts bis an den steilen Südabfall des hohen Juschan, des südlichen Randgebirgs der hohen Gobisteppe (41° 30′ N. B.), welches ihn erst in seinem nördlichen Laufe aufhält. Nun wendet er sich mit einem Mal ostwärts, behält diesen Lauf gegen 4 Längengrade weit bei, bis der Gebirgsrand, plötzlich gegen Süden sich wendend, auch den Strom gegen Süden drängt, der nun das chinesische Alpenland in vielfach gewundenem Lauf, und wie es scheint über manche Schnelle hinab sich ergießend, durchzieht, mit einem Mal bei der Einmündung des Weiho seinen Normallauf gegen Osten wieder beginnt, und in das sogenannte gelbe Meer sich ergießt.

Wir sind über das Innere von China zu wenig unterrichtet, um über die Bodenbildung etwas Bestimmtes sagen zu können, indeß läßt sich aus dem, was wir noch immer vorgehen sehen, wohl der Schluß machen, daß einst die dergigte Provinz Schangtung eine Insel war, und daß der Raum, der sie von den Provinzen Schan-si und Hu-pe trennt, also hauptsächlich die Provinzen Tschy-li und Honan *) allmählich theils durch den Hoangho, theils durch die sowohl süd- als nordwärts ihn begleitenden, aber nicht in ihn einmündenden Flüsse ausgefüllt wurde. Dafür spricht fürs erste der Lauf des Hoang-ho selbst; sobald er nach seiner oben erwähnten Wendung gegen Osten bei Honan die Gebirge verlassen, erhält er auch auf einem Laufe von 6 Längengraden keine Zuflüsse mehr. Der Grund hievon liegt wohl darin, daß er in dem tiefen, wahrscheinlich ehemals mit Wasser bedeckten Lande eine Art Damm auf beiden Seiten aufwarf, wie der Missisippi gleichfalls einen Damm aufwirft, dessen steile Seite gegen den Fluß hin, die Fläche nach außen abfällt. So viele und zahlreiche Zuflüsse nun auch der Hoangho im Gebirgslande aufnimmt, so kann er dergleichen im Tieflande nicht mehr aufnehmen, weil der an seinen Ufern aufgeworfene Wall ihre Annäherung hindert. Flüsse, wie der Weiho-kan und Tschang-ho hätten gewiß ihre Richtung vom Gebirg gegen den Hauptstrom beibehalten, so aber wandten sie sich nordwärts, und flossen gegen die Provinz Tschy-li und den Golf von Petscheli; **) die Strecke, die sie auf diesem Weg durchzogen, ist auch jetzt noch eine sumpfreiche, mit vielen stehenden Seen angefüllte Gegend, und die Chinesen haben die tiefe Lage derselben und den leichten angeschwemmten Boden um den Hoangho benützt, um einen großen Kanal, der große Kaiserkanal genannt, aus dem Weihokan nach dem Unterlaufe des Hoang-ho, und durch diesen nach dem Unter-

*) Eine alte japanische Karte stellt sogar diesen Lauf bildlich dar.

*) Dieß Wort bedeutet: südlich vom Strom.

**) Nach Marco Polo's Karte und den Volkssagen der dortigen Gegend will man wissen, daß ein Arm des Hoang-ho sich ehemals in den Golf von Petscheli ergossen habe, und die Kunst bei Ableitung dieses Arms thätig gewesen sey.

Digitized by Google

laufe des Yan-tse-kiang zu ziehen. Wie der Weiho-kan und Tschang-ho auf der Nordseite, so wäre auch der Hai-to auf der Südseite ohne den aufgeworfenen Wall weit früher und nicht erst nahe an der Ausmündung in den Hoang-ho gefallen.

In der Art, wie das Land zwischen der Gebirgshalbinsel Schang-tung und dem ostwärts liegenden Gebirgsland allmählich ausgefüllt wurde, so geht es auch mit dem gelben Meer und dem Golf von Petscheli, denn auch der Pei-ho im Norden und Yan-tse-kiang im Süden sind arbeitende Ströme wie der Hoang-ho, und die Masse von gelbem Sand und Schlamm, den sie nach dem Meere führen, ist ungeheuer; — wenn wir auch die Berechnung von Staunton *) nicht annehmen wollen, so beweist jedenfalls die geringe Tiefe des gelben Meeres, die nirgends über 36 bis 40 Faden, **) und oft viel weniger beträgt, — Staunton rechnet im Durchschnitt 120 Fuß, — daß die Auffüllung in ziemlich starker Progression fortgehen muß, und daß die Annahme, das Land zwischen Schang-tung und den ostwärts liegenden Gebirgen sey nach und nach durch den Hoang-ho und seine Nebenflüsse ausgefüllt worden, keineswegs übertrieben ist. Einen Beweis gibt auch das mannichfach beobachtete Vorrücken des Landes.

Vor der Mündung des Yang-tse-kiang liegt eine nur aus Alluvialboden bestehende Insel Tsang-Ming, die man auf den ältern venetianischen Karten nicht findet, da doch die kleinern aber felsigen Tschusan-Inseln genau bezeichnet sind. Der Meerbusen von Petscheli ist mit einer Menge von Untiefen und kleinern Inseln angefüllt, und man hält es für gewiß, daß das Meer einst bis hinauf nach Peking reichte. An der ganzen Küste von Kiangnan liegen, wie Neuhof in dem Bericht von seiner Gesandtschaftsreise sagt, Sandrippen, Meerblaten und Sandbänke, und das Meer wechselt außerordentlich schnell von 40 auf 16 und 12 Faden Tiefe.

Wir haben bei der Mündung des Hoang-ho auch des Yan-tse-kiang, d. h. des blauen Stroms erwähnt, weil beide in dasselbe Meer sich ergießen, wahrscheinlich gleichmäßig zur Ausfüllung des niedern Landes beigetragen haben, und noch jetzt durch ihren Schlammabsatz gleichmäßig zur Ausfüllung des gelben Meeres beitragen. So nahe die Mündungen sind, so nahe sind höchst wahrscheinlich auch die Quellen beider Ströme, aber ihr Mittellauf entfernt sich nicht weniger als 15 Breitengrade von einander, denn der Hoang-ho fließt bis unter 41° N. B., und der Yan-tse-kiang bis unter 26°.

Sein direkter Abstand vom Meere beträgt 390 Meilen, seine Stromentwicklung aber 630, also an neunzig Meilen mehr als die des Hoang-ho, weßhalb er auch den Titel Kiang führt, der sich zum Titel Ho verhält, wie der Strom zum Flusse. *) Er heißt darum auch meist nur schlechtweg Kiang, der Strom, oder auch Ta-kiang, der große Strom.

Gehen wir von den mannichfachen Benennungen der Chinesen ab, und halten uns an die Ritter'sche Karte, so entspringt der Yan-tse-kiang oder Tsa-tschu wie er hier heißt, unter 34° N. B. u. 115° O. L. südlich von dem Bhain Kara Oola, wie der Hoang-ho am Nordabhang desselben Gebirgs; ein südlicher Ausläufer dieses Gebirgs drängt den Fluß gegen Süden. Nach einem Lauf von 50 oder 60 Meilen über die Steppe von Khordek durchbricht er in völlig südlicher Richtung das Randgebirge, bis er durch die Vorketten des südlichen Gränzgebirgs von China aufgehalten wird; hier vereinigt er sich mit dem Kin-scha-kiang, den viele für den Hauptstrom halten, und der wenigstens noch vier Grade weiter westwärts entspringen soll. Auch dieser fließt über die Steppe, allein dort entwickelt sich das Gebirg in langen südwärts laufenden Thälern, und mit dem Tsa-tschu vereinigt, fließt er unter seinem alten Namen Kin-scha-Kiang anfangs nördlich, dann fast ununterbrochen nordöstlich, und erhält seinen Namen Yan-tse-kiang erst unter 125° O. L. mit der Einmündung des Tse-kiang. Welche Ordnung die Chinesen mit ihren Benennungen beobachten, ist nicht recht klar: der Tse-kiang ist entschieden der kleinere Strom; der Kin-scha-kiang soll größer als der Tsa-tschu seyn, behält aber seinen Namen bei. Unter 133° 40′ O. L. nimmt er den Kia-Kiang auf, der vor seiner Einmündung einen See, Poyang genannt, bildet, bis zu welchem Ebbe und Fluth heraufdrängt, obwohl die Entfernung vom Meere noch 75 bis 80 Meilen **) beträgt. Von hier an gehört er also zu den oceanischen Strömen, und die Chinesen haben auch von ihm das Sprüchwort: „das Meer ist ohne Gränzen, der Kiang ohne Grund."

Das mesopotamische Land zwischen Hoang-ho und Yan-tse-kiang ist auch in China das Land der Bildung, des Reichthums und der Macht, das vorherrschende Kulturland, wie das Land zwischen Dschemna und Ganges in Indien, zwischen Euphrat und Tigris im alten Lande Assur. Hier hat sich zuerst das mächtige Reich gebildet; als die harten und rohen Bergvölker China's allmählich herabstiegen in dieß Tiefland, dessen Sümpfen sie nach und nach große Distrikte, Tschen genannt, abgewannen, da begann mit dem Ackerbau auch der Reichthum und die Kultur aufzublühen, und hier entstand das Reich der Mitte, um welches her die alten fünfzehn Provinzen des Reiches sich lagern. Erst in neuern Zeiten, seit Mongolen und Mandschu das Reich unterjocht, ist der Sitz der Herrschaft aus diesem Mesopotamien hinweg verlegt worden nach Peking, das am Fuß der Gebirge liegt, von dem jene wilden Horden herabstiegen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser nimmt an, daß 200 Theile Wasser Einen Theil Erde oder Schlamm enthalten: da nun der Strom in einer Sekunde etwa 112,000 Kubikfuß Wasser ausströmt, oder 400,000,000 in der Stunde, so kommen in jeder Stunde 2 Mill., oder jeden Tag 48 Mill. Kubikfuß Erde mit herab, so daß wenn man annehme, daß das gelbe Meer 120 Fuß tief sey, 70 Tage erforderlich wären, um eine englische Quadratmeile in trockenes Land zu verwandeln, und 24,000 Jahre, um das ganze Meer, das 125,000 Quadratmeilen umfaßt, trocken zu legen.

**) Der Golf von Petscheli hat nirgends über 12 Faden Tiefe.

*) Die Wichtigkeit dieser oft gemachten Unterscheidung, die freilich auch von chinesischen Wortklaubern bestätigt wird, ist indeß sehr zu bezweifeln, denn ein Blick auf die Karte lehrt, daß das Wort Ho im Norden, das Wort Kiang im Süden gebräuchlich ist. Das große Schneegebirge Bhain-kara Oola mit seinen östlichen Fortsetzungen dem Pesling und Tsing Ling, welche die Quellen und die Zuflüsse der beiden mächtigen Ströme scheiden, scheiden auch diesen Sprachgebrauch.

**) Ritter meint sogar die Ebbe und Fluth dränge über 100 g. M. weit herauf.

***) Neun solcher Distrikte werden noch jetzt aufgeführt.

Digitized by Google

Der Kafferkrieg.

Der in Nr. 258 dieser Blätter vom laufenden Jahr enthaltenen umfassenden Uebersicht der Geschichte des Einfalls der Kaffern auf dem britischen Kolonialgebiet schließen sich zwei in der englischen Zeitschrift, das Athenäum, bekannt gemachte Schreiben vom Kriegsschauplatze an, von dem durch seine mannichfachen Reisen bekannten Kapitän Alexander. Da indeß das erste derselben größtentheils aus den Zeitungen bereits Bekanntes oder schon in unserem Blatt Mitgetheiltes enthält, so übergehen wir es ganz, und theilen nur das zweite mit, das durch die genaue Angabe aller Umstände, unter denen der Tod des Kafferhäuptlings Hinza erfolgte, und durch noch mehrere besondere Berichte über die durchgezogenen Länder und andere Vorfälle ein höheres Interesse gewinnt.

Lager am Büffelfluß, in der Gegend von König Wilhelmsstadt, den 7 Junius 1835.

Meine letzte Mittheilung war aus Hinza's Land und schloß mit der Ankunft dieses obersten Häuptlings des Kafferlandes in Sir Benjamin D'Urbans Lager, wohin er sich begab, weil er um Frieden bitten wollte. Der Häuptling und seine Leute, 50 an der Zahl, blieben 14 Tage bei uns. Vom Izolo, einem Arm des Somo (Kei), marschirten wir westwärts nach dem Dabacast, und befanden uns am 10 Mai abermals am Kei. An diesem Tage bildeten die Truppen ein großes Viereck, Hinza und sein Gefolge in ihren Karossen (Mänteln), von Leoparden- oder Ochsenfellen und von Tuch, in der Mitte. Der General erklärte, daß bis der Wille Sr. Majestät bekannt sey, die neue Gränze der Kapkolonie von der Mündung des Flusses Kei an bis zu den Quellen des weißen Kei bestimmt werde; ein Flächenraum von 7000 Quadratmeilen, mithin so groß als Albany und das neutrale oder abgetretene Gebiet zusammengenommen.

Diese vorgeschlagene Gebietsvergrößerung wird vielleicht in England Widerspruch finden, allein es war durchaus nöthig, durch ein solches Mittel einer Wiederkehr der furchtbaren Einfälle der Kaffern in diesem Jahre zuvorzukommen. Da das Gehölz am Fischfluß Ueberfluß an Wildpret birgt und an beiden Ufern einen großen Raum einnimmt, so fanden die Kaffern hier einen bequemen Hinterhalt, wenn sie über Unheil brüteten, und es ist, um dieß für die Zukunft zu verhüten, kein anderes Mittel, als britische Unterthanen, entweder Schwarze oder Weiße, in ihrer Nähe oder unter ihnen anzusiedeln, um sie genau im Auge zu behalten. Auch der Keiskamma hat viel Gebüsch an seinen Ufern, und der Büffelfluß wird an seiner Quelle von einer Gebirgskette durchkreuzt, welche ebenfalls mit Waldung bedeckt ist, in welcher sich Sümpfe und andere noch weit schwierigere Stellen befinden, als selbst in dem Gehölz am Fischfluß. Es scheint daher durchaus nöthig, die Gränze bis zum Kei vorzurücken, an dessen Ufern keine Waldungen sich befinden, sondern wo das Land auf Meilen weit offen ist. Zudem fallen durch die Biegung der Küste gegen Norden 50 Meilen von der Gränze weg, wodurch die Vertheidigungslinie abgekürzt wird. Bevor Sir Benjamin D'Urban die vier Flüsse mit eigenen Augen sah und sich persönlich von dem unverbesserlichen und hinterlistigen Charakter der Kaffern überzeugte, hegte er auch nicht den entferntesten Wunsch, die Gränze bis zum Kei auszudehnen; jetzt aber hat jedermann sich überzeugt, daß wir entweder Albany und Somerset aufgeben und bis zum Sonntagsfluß zurückgehen, oder die angegebene Gränze ziehen müssen. Ueberdieß ist zu bemerken, daß die Namen aller Flüsse u. s. w. bis zum Kei, und noch über diesen hinaus, hottentottisch sind, woraus sich ergibt, daß die Kaffern nicht die ursprünglichen Besitzer des Landes gegen den Süden dieser Gränze waren.

Zu Butterworth wurde eine Uebereinkunft für die Fingoes getroffen, die in der strengsten Knechtschaft bei Hinza's Kaffern lebten, um sie dieser traurigen Lage zu entziehen, und ihnen eine Freistatt auf britischem Gebiet zwischen dem Fischfluß und dem Keiskamma gegen das Meer hin zu geben. Die Fingoes sind der Ueberrest eines von Chaka, dem grausamen Häuptling der Zulas, fast ganz aufgeriebenen und zerstreuten Stammes. Sie sind schwärzer als die Kaffern, nicht so groß, haben dicke Lippen und römische Nasen, weit geöffnete Ohren, durchbohrte Ohrläppchen und gutmüthige Gesichter. Gleich den Kaffern tragen sie nichts auf ihren Krauskövfen als im Kriege Haarbüschel von den Schweifen der Schakals oder Kranichfügel; ferner einen Karoß von Ochsenhaut, auf der linken Schulter befestigt, Halsbänder von Korallen, messingene Ringe um das Handgelenk, einen Gürtel von demselben Metall, einen ovalen fünf Fuß hohen Schild und ein Bündel von acht Assagayen. Die Weiber tragen einen kleinen Turban von Tuch oder Fell, der ihnen zugleich das Tragen von Lasten auf dem Kopfe erleichtert, eine Art von Brustlatz von Leder mit Korallen geziert, einen ledernen Schurz oder Rock, wie die Kafferweiber, mit einem hinten lang herabhängenden Lappen und mit runden und kegelförmigen Knöpfen besetzt. Ganz gegen die Gewohnheit der Kaffern, arbeiten sie im Feld, und geben sehr gute Knechte und Mägde ab. 2500 Männer, 5000 Weiber und 9500 Kinder sind bereits mit 25,000 Stück Hornvieh der Kaffern, das die Fingoes, gleich den Israeliten den alten Aegyptiern, ihren vormaligen Herren, mitgenommen haben, über den Keiskamma gegangen.

Hinza willigte ein den Gränzhäuptlingen Tyali, Macomo, Eno, Botma u. s. w. Land jenseits des Kei einzuräumen, und zudem findet sich, wie Herr Henry Fynn schreibt, der auf einer Mission in Faco bei den Amapondas abwesend ist, südlich von Natal, gegen den Baschi zu, ein herrliches gänzlich unbewohntes Land von ungefähr 500 Meilen Ausdehnung, das von dem Ungeheuer Chaka entvölkert wurde, und ein neuer Wohnsitz für die treulosen Gränzbewohner werden könnte. Tyali und die übrigen liegen noch immer im Walde, nicht weit von uns, Suta aber, die Favoritin Gaika's, die im Fort Wiltshire lebt, ist uns sehr gewogen; sie hat großen Einfluß auf die eben genannten Häuptlinge, welche ihrem verstorbenen Gatten untergeordnet waren, der seinerseits wieder unter Hinza stand.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Journal de Smyrne enthält einige umständlichere Nachrichten über das Erdbeben von Kaisarieh (s. Nr. 288). Alle Dörfer südlich vom Berge Arbgeh haben bekanntlich ungemein gelitten: Tavlusin, Tzirlavachi, Tarlamarchi, Kirmir und Beferi wurden mehr oder minder zerstört, aber im Dorfe Montzosir, das über 500 Feuerstellen zählte, entkamen nur fünf Personen, zu Beleles blieb ein einziges Haus stehen, Bersame wurde gänzlich zerstört, Komezi endlich wurde völlig verschlungen, und ein großer See trat an seine Stelle.

*

Am 20 September erblickte man in der Umgegend von Bristol auf den Mendipbergen ein seltsames Phänomen, das die Physiker eine Luftspiegelung (mirage) nannten, ohne daß man bis jetzt angeben könnte, was denn eigentlich abgespiegelt worden sey. Gegen fünf Uhr Abends sah man an dem mit Wolken bedeckten Himmel eine ungeheure Truppenmasse zu Pferde, die bald im Schritt, bald im großen Trabe vorüber zu reiten schienen. Die Reiter den Säbel in der Hand, waren alle gleichmäßig ausgerüstet, und man unterschied sogar Zügel und Strigbügel. Anfangs manövrirten sie, sechs Mann in der Fronte, dann stellten sie sich in zwei Reihen auf. Das seltsame Schauspiel dauerte bis zum Augenblick, wo die Dunkelheit Alles undeutlich erscheinen ließ. Der Schrecken bei einigen abergläubischen Landleuten war groß, und viele waren überzeugt, daß bald eine feindliche Armee ins Land einfallen würde. Wenn man eine Erklärung dieses Phänomens wagen darf, so ist es doch wohl nichts anderes, als daß irgend eine kleine Reitertruppe in der Umgegend von Bristol, wo ein Reiterregiment liegt, manövrirte, und daß bei einem besondern Zustande der Atmosphäre, der die Luftspiegelung begünstigte, zugleich die Stellung der Wolken, die man Cirrhus nannte, in der Volkssprache die Schäfchen, die Vervielfältigung der Anzahl in der Refraktion veranlaßte.

*

Ein ausgezeichneter Ingenieur in London hat berechnet, daß jeder mit 4 Pferden bespannte Wagen bei jeder Reise von 100 (englischen) Meilen zwölf (?) Pfund Eisen auf der Straße liegen lasse. Zwanzig solcher Wagen fahren täglich zwischen London und Birmingham hin und her, so daß sie also täglich 240 Pfund Eisen auf der Straße liegen lassen. Stimmt wohl diese Berechnung mit der Dauer der Radschienen und Hufeisen zusammen?

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 300. 27 Oktober 1835.

Bemerkungen auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

(Von Thaddäus Bulgarin. *)

8. Witebsk und Mohilew.

Witebsk liegt an den steilen Ufern der Düna auf beiden Seiten derselben: die besten Gebäude, namentlich auch die amtlichen, liegen auf dem linken Ufer. Hier ist die Stadt auf Hügeln erbaut, zwischen denen tiefe Schluchten liegen: in einer derselben fließt die Wirba. Hier waren vor Alters zwei Schlösser mit Erdwällen, von denen man noch die Spuren sieht. Auf einem der Hügel am Ufer der Düna ist ein mit Pappeln bepflanzter Spaziergang angelegt.

Die Stadt ist ausnehmend reinlich, was um so mehr zu verwundern ist, wenn man die Schaaren von Juden betrachtet. Die Hauptstraße besteht aus steinernen Häusern und zu dem schönen Marktplatz führet eine steinerne Brücke, die der ehemalige Gouverneur und jetzige Senator Sumarokow erbauen ließ. Witebsk hat im Allgemeinen ein Ansehen von Wohlstand, und allenthalben herrscht Ordnung. Auf den Straßen sieht man schöne Equipagen, und allenthalben ordentlich gekleidete Leute, in den Kaufläden viele Waaren, hauptsächlich aus russischen Fabriken. Auf jedem Schritte bemerkt man die Sorgfalt, mit der man Alles in guter Ordnung zu halten sucht, in den Seitenstraßen stehen reinliche und schöne Häuser von Holz, über welche die katholischen Kirchen wie Riesen hervorragen. Die Façaden dieser Kirchen gehören der italiänischen Architektur an, und griechischer Geschmack ist mit gothischen Formen vermischt, eine Architektur, die mir nicht sonderlich gefällt.

Witebsk ist sehr alt, in den Chroniken wird seiner schon im zehnten Jahrhundert erwähnt. Wahrscheinlich wurde es von den Normannen gegründet, und war später die Hauptstadt eines besondern Fürstenthums, als die normannischen Fremdlinge das slawische Land unter sich theilten. Olgerd, Großfürst von Litthauen, heirathete Juliana, die Tochter des Fürsten von Witebsk, und vereinigte dieß Fürstenthum mit seinen Besitzungen; bei der Vereinigung Litthauens mit Polen kam es an letztere Macht. Unter der polnischen Herrschaft war Witebsk eine sehr wichtige Stadt, als Gränzfeste, als Gränzhandelsstadt und als Mittel zur Beherrschung der nördlichen russischen Provinzen. Die Bevölkerung war russisch, griechisch-russischer Religion, und folglich Rußland von Herzen ergeben. Die Unirung begann, und mehr als anderswo suchte man ihr hier Eingang zu verschaffen. Mit den Bauern ging dieß leicht, aber die Stadtbewohner widersetzten sich. Der bekannte Erzbischof von Polozk, Josaphat Koncewicz, versuchte Gewalt, und schloß endlich die griechisch-russischen Kirchen. Das Volk „verfiel in Sünde," wie eine gleichzeitige in weißrussischer Mundart geschriebene Handschrift sagt, es gerieth in Verzweiflung, und erschlug Koncewicz im J. 1624. Die Jesuiten erklärten ihn für einen Märtyrer, und verewigten sein Andenken durch ein Lied, in welchem der Vorfall geschildert ist. Dieß Lied singen die Bettler noch jetzt an den Kirchen.

Viel erduldete hier die griechische Kirche, bis endlich im J. 1654 ihre Anhänger durch die Erscheinung der Russen erfreut wurden. Zaar Alexei Michailowitsch nahm Witebsk ein, und ging im J. 1656 selbst dahin. Alles hoffte, daß die Stadt jetzt bei Rußland verbleiben würde, aber es war anders bestimmt. Noch einmal erhoben die Jesuiten und die Unirung ihr Haupt, bis endlich Katharina II die Sache mit Einem Federzug für immer entschied.

Witebsk war ehemals reicher, weil es einen ausgebreiteten Handel mit Korn, Leinwand und Hanf mit Riga trieb; jetzt ist dieser Handel wegen des verminderten Begehrs sehr gesunken. Im 17ten Jahrhundert hatte Witebsk acht katholische Klöster, eine Menge unirter Kirchen, Ein griechisches Kloster und 1249 Wohnhäuser. In den Schulen der Jesuiten und Piaristen wurden 500 junge Leute erzogen. Am Ende des 18ten Jahrhunderts waren hier 6 katholische Klöster, zwei katholische Kirchen, fünf steinerne und sechs hölzerne unirte Kirchen, Ein griechisches Kloster und die Garnisonskirche; Wohnhäuser waren es 2035, darunter 16 steinerne, die Zahl der Einwohner betrug 10,053. Jetzt sind hier 2486 Häuser, worunter 95 steinerne, und 11,514 Einwohner, 20 steinerne und sieben hölzerne Kirchen. Ferner bestehen Eine geistliche und drei weltliche Lehranstalten: in der

*) Die Mittheilung dieser Reiseskizze in der nordischen Biene beginnt schon mit der Nummer 140 vom 25 Junius (a. St.) d. J., und die Uebersetzung wurde für das Ausland begonnen, ehe noch der Schluß anlangte, der sich erst in Nr. 215 vom 25 Sept. findet, und wo endlich der Verfasser sich nannte.

Digitized by Google

ersteren werden 59, in den letztern 335 Zöglinge und nur sechs Mädchen unterrichtet. Man hüte sich jedoch aus diesen Angaben den Schluß zu ziehen, als ob der Wohlstand sich bedeutend vermehrt, und die Volksbildung vermindert hätte.

Die Volkszahl hat sich vermehrt, weil jetzt jeder Freie sich in die Zünfte, in die Bürgerschaft und in den Kaufmannsstand einschreiben lassen kann, während dieß unter der alten polnischen Regierung sehr schwer war, gerade so schwer als jetzt in Liefland, wo die Städte ihre Privilegien und Monopole haben. Die Volkszahl hat sich auch darum vermehrt, weil jetzt die Juden nicht mehr auf den Dörfern leben, und den armen Bauern das Blut aussaugen dürfen. Die Zahl der steinernen Häuser hat sich vermehrt, weil man diese bei Lieferungen als Pfand gelten läßt. Der Schüler sind jetzt weniger, weil seit dem Fall der katholischen Klosterschulen die neue Ordnung der Dinge noch nicht Wurzel geschlagen, und die Eltern sich, so zu sagen, mit der Sache noch nicht bekannt gemacht haben. Es ist die Zeit des Uebergangs vom Alten zum Neuen, die stets lästig und verdrießlich ist. In wenigen Jahren werden wir sehen, daß die Gymnasien voll sind. Die Eltern waren gewöhnt, ihre Kinder unter die Aufsicht der Mönche in das sogenannte Konvikt oder Pension zu geben; werden bei den Gymnasien gleichfalls Pensionen eingerichtet, so wird die Klostererziehung bald vergessen seyn.

Hinsichtlich des Wohlstandes ist es allerdings nicht zu bezweifeln, daß zur Zeit wo England, Schweden und das südliche Amerika Getreide, Hanf, Lein und Wachs aus Polen holten und mit Gold bezahlten, mehr Geld in Umlauf war. Es gab weniger Kaufleute und vor Allem weniger Luxus als jetzt. Die Pane unterhielten Musikanten, bewirtheten ihre Anhänger mit Wein, kannten aber die feineren Genüsse des Luxus nicht, welche recht eigentlich das Vermögen aufzehren. Die Häuser waren einfach meublirt, die Tafel wurde mit einheimischen Erzeugnissen versorgt, und das Geld ging nicht aus dem Lande. Die Schlachta, d. h. die nicht reichen Adeligen, ließen es sich bei den Reichen wohl seyn, lebten jedoch zu Hause äußerst einfach. Die Kaufleute waren größtentheils Juden, welche keine Gelegenheit hatten sich in lockenden Lieferungsgeschäften und Pachtungen zu Grunde zu richten, wie dieß bei jüdischen Handelshäusern so oft der Fall ist. Die christlichen Kaufleute wagten gar nicht, in irgend etwas zu prunken; die Schlachta hätte sie wegen solcher Prahlerei zusammengehauen. Unbewegliches Vermögen war nirgends anzubringen, weil es keine Banken gab; Gutsbesitzer entlehnten bei ihren Standesgenossen, verpfändeten ihnen ihre Güter, und so blieben die Interessen im Lande. Da es überdieß fast gar keine Steuern gab, so lebte das Volk in angenehmer Unordnung hin. Die Straßen waren nicht gepflastert, und man versank im Koth; auf den Knüppeldämmen brach man den Hals, und auf den großen Straßen war nicht fortzukommen. Sprach man aber auf dem Reichstag nur das Geringste von Abgaben, so erhob sich plötzlich ein furchtbares Geschrei: veto. nie pozwalam, *) u. dergl.

*) „Ich gestatte es nicht.“ die gewöhnliche Formel der Verwerfung auf dem Reichstage.

An allem diesem schließe ich, daß zwar vielleicht mehr Geld im Lande war, darum aber nicht mehr Wohlstand, denn es herrschte keine Ordnung, keine allgemeine Sicherheit, und kein Vertrauen auf die Gesetze. Jetzt ist das Geld in einer größern Anzahl Taschen vertheilt, und obwohl seine Masse gering ist, so gibt es doch mehr Leute, die welches erwerben können. Jetzt muß sich der Gutsbesitzer, der hundert Seelen (d. h. Leibeigene) hat, kleiden wie der, welcher tausend besitzt, und will auch in seinem Hauswesen den Reichern nachahmen. Das ist ein allgemeines Uebel in ganz Europa! Früher umgürtete sich der Pan mit einer goldgestickten Leibbinde, der arme Adelige schämte sich nicht einer seidenen. Jetzt haben die Formen der Bildung und der Firniß der Aufklärung alle gleich gemacht. Wo die Aufklärung steigt, fangen die Menschen an zu fühlen, daß äußerer Glanz keine Würde und Ansehen verleiht. Was könnte es jetzt Lächerlicheres oder Nichtigeres geben, als einen Menschen, der durch prächtige Kleider die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ströme der Erde.

Asien.

(Fortsetzung.)

Der Kin-scha-Kiang wird auf seinem südlichern Laufe bei Likiang-fu plötzlich aufgehalten durch den westlichsten Ausläufer des Yünnan-Gebirgs, welches mit dem Randgebirge Südchina's zusammenhängt; gleich den Steppenbecken im nördlichen Asien hat dieß einen Ost- und Westabhang, weßhalb die Flüsse (hier Niaokiang und Tun-kiang) von Osten und Westen her sich vereinigen; statt aber in der Mitte einen See zu bilden, durchbrechen sie die gebirgige Südküste, und münden sich ins Meer aus. Der Kin-scha-kiang aber fließt nordwärts von dem Gebirge Yünnans gegen Osten, um als Yan-tse-kiang sich ins Ostmeer auszumünden. So gehört dieser Strom halb der Entwicklung des Landes gegen Süden, halb der gegen Osten an. In seinem südwärts gerichteten Laufe begleiten ihn vier Ströme, die alle in die Hinterindische Halbinsel auslaufen, über welche aber zum Theil noch großer Streit herrscht. Ueber die zwei ersten ist man ziemlich einig. Auf der unbekannten Steppe über dem Dzanggebirg entspringt der Lak-tsiu oder Langtsang, in seinem untern Laufe Mae Khaun, Strom von Cambodscha genannt. Rechnet man seinen Lauf auch nur vom Durchbruch durch das Dzanggebirge (32 N. B.) an, so durchfließt er 22 Breitengrade oder 330 M. in gerader Richtung gerechnet. Der zweite Strom ist der Dir-tsiu oder Lukiang, in seinem Unterlaufe Salhuen genannt, er soll in der Nähe des Tengiri-Sees unter 109° O. L. entspringen, und erst nach einem östlichen Laufe von 60 bis 70 M. das Dzanggebirge durchbrechen: er mündet sich bereits unter 17° 45′ N. B. aus, sein Lauf ist also bei weitem kürzer als der des Maekhaun. So weit ist man ziemlich einig, nun aber beginnt der Streit.

Nach der Karte von Berghaus (Nr. 8. seines Atlasses von Asien) ist der nächste Strom der Gabko Dsang-bo-tsiu, der sich

tiefer unten bei Amerapura als Mpit-uge in den Irawaddy einmünden soll; der vierte Strom endlich ist der große Strom Tübets, der Yaru-Dsang-bo-tsiu oder Tsampo, der unten im Lande der Birmanen Irawaddy heiße. Ritter dagegen läßt den Gabko-dsang-bo-tsiu unter 27° 45′ N. B. in den Yaru-dsang-bo fallen, diesen das kolossale Schneegebirge in Oberassam durchbrechen und als Brahmaputra im indischen Flachland erscheinen: nach Berghaus entspringt dieser Brahmaputra in dem Schneegebirge von Oberassam. Es ist hier weder der Ort, noch kann es uns beikommen, diesen Streit entscheiden, und die Gründe für und wider abwägen zu wollen, und wir erlauben uns nur nach einigen Wahrscheinlichkeitsgründen unsere Meinung darüber zu sagen. Was zuerst den Gabko-dsang-bo-tsiu betrifft, so scheint uns Ritters Ansicht, daß sich derselbe, eben auf der noch unerforschten Strecke, in einen größern Strom ergieße, die wahrscheinlichere, denn der Mpit-uge ist ein ziemlich unbedeutender Fluß, *) und die Quelle des Gabko-dsang-bo ist von dessen Einmündung in den Irawaddy beinahe 10 Breitegrade entfernt: man sollte also, wenn ein Fluß eine so lange Wanderung durch Gebirgsland zurückgelegt hat, wohl eine größere Wassermasse erwarten. Bei dem Irawaddy spricht der entgegengesetzte Grund dafür, daß sein Ursprung tief im Innern Asiens, und nicht erst in der Nähe des Doi-Sav-Pha liege. In der Nähe von Amerapura bei Zikkain, nur 4° von seinem Ursprung nach Ritters Karte, ist er 3300 Fuß breit, etwas weiter unten bei Pulang-yeh gegen 4500. Eine solche Breite bei solcher Nähe am Ursprung ist nicht sehr wahrscheinlich. Zwar ist der Brahmaputra gleichfalls nach einem Laufe von 60 bis 70 Meilen schon ein sehr bedeutender Strom, allein die Stellung des Gebirges zu ihm ist eine andere. Der Irawaddy, vorausgesetzt, daß er der Dsampo oder Tsampo ist, fließt eben so wie die Mur und Drau in einem langgestreckten Längenthale, die Quellen des Brahmaputra aber sind von einem Halbkreis schneebedeckter Gebirge umgeben, wo der Zufluß namentlich nach der Regenzeit ungeheuer ist. Kapitän Lachlan, der den Brahmaputra hinaufging, unterstützt seine Meinung, daß der Brahmaputra und Tsampo nicht ein und derselbe Fluß sey, namentlich durch den Umstand, daß der erstere wenig mehr als ein Gebirgsstrom (mountain torrent) sey, ehe er die beträchtlichen Zuflüsse erhalte, die ihm aus dem nordöstlichen Bengalen aus dem Schneegebirge zuströmen, wozu noch die außerordentliche Fülle und lange Dauer der Regenströme in diesen Gegenden komme. Der Einwurf, daß der Irawaddy wegen seines weit größern Laufes und der Verbindung mit dem Tsampo vergleichsweise noch weit größer seyn müßte, fällt darum weg, weil Tübet ein ungemein trockenes Land ist, wo Regen und Schnee beinahe zu den seltenen Erscheinungen gehören.

Einen weiteren Grund, den Tsampo mit dem Irawaddy und nicht mit dem Brahmaputra zu verbinden, kann man allenfalls aus Ritters Karte selbst abnehmen, obwohl auch dieß nicht mehr als eine Vermuthung seyn soll. Der Damtschuk Kabak bildet die Wasserscheide zwischen dem östlich fließenden Tsampo und den westlichen fließenden Strömen Indus und Setledsch; die größere Höhe des Gebirges, die geschlossenen Massen liegen offenbar auf der Ostseite, die Westseite ist vielfach von Strömen durchbrochen. Das östliche Gebirge, welches den Tsampo südlich begleitet, ist bis zum 26,000′ hohen Tschammalari niemals durchbrochen, von da streicht es gegen Nordosten und der Tsampo wäre der erste Strom, der es durchbräche, und zwar gerade in der Nähe der riesenhaften Schneegebirge von Doi Sav Pha.

Wie dem nun auch seyn mag, wir sind, der Flußrichtung von Osten gegen Westen folgend, an den Punkt gekommen, wo die Quellen einigermaßen bekannter werden und haben uns dem Himalaya genähert, der mit seinen zahlreichen Strömen Indien, dieses wunderbare Land, befruchtet. Die indische Halbinsel gleicht in ihrer Bildung sehr der italiänischen. Flösse die Rhone zwischen Apenninen und Alpen durch, so wäre die Aehnlichkeit vollkommen. Die schnellste Uebersicht über den Lauf der Flüsse in Indien erhielt man dadurch, wenn man in Gedanken auf das Hochland von Malwa sich stellt, dem Himalaya gegenüber. Vor sich sieht man den Ganges und den Dschemna aus dem Gebirge hervortreten, und nach kurzem südlichem Laufe, durch den Fuß des Hochlands von Malwa aufgehalten, gegen Osten sich wenden, wo ihnen eine Menge Flüsse von eben diesem Hochland herab zuströmt. Etwas westwärts von dem Dschemna bricht der Setledsch durchs Gebirg, dann der Tschenab und Dschellum, und endlich der Indus mit dem südostwärts hervorkommenden Kabul. Mit Byas und Ravi, die in den Vorbergen entspringen, machen diese das Land der fünf Ströme aus, von denen der Indus fast immer südlich, die andern, am meisten der Setledsch, südwestwärts strömen, und an der von Malwa nordwestlich ziehenden Wüste hinstreichen: diese bei Mittenkot in einem Bette vereinzelten Flüsse münden sich durch ein wundersliches Delta im Meerbusen von Kutsch aus.

Wendet man sich von dem Hochlande Malwa gerade gegen Süden, so stößt man auf eine seltsame Anomalie im Abhang des Landes, der durch den Lauf des Nerbudda und Tapty bezeichnet ist. Die das Hochland Malwa südlich begränzenden Vindhya-Gebirge fallen gegen Süden mit Einemmal so schroff und steil ab, daß die Nerbudda und der Tapty hart an ihrem südlichen Fuße von Osten gegen Westen strömen. Der Stromknoten so zu sagen, das Omerkuntuk-Plateau genannt, liegt zwischen 22 und 23° N. B. und etwa 98° O. L. Von hier strömen Nerbudda und Tapty gegen Westen, die Sone mit ihren zahlreichen Zuflüssen gegen Osten, der Mahanuddy und Wyne Ganga mit den ihren gegen Süden und Südosten. Bald darauf aber erheben sich im Süden die Ghats, begleiten das westliche Ufer, gegen welches sie steil abfallen, und senden den Godavery, den Kistna und Caveep durch hügeliges Land und weite Ebenen gegen Osten. Man muß demnach in Indien vier Wassersysteme unterscheiden, das des Indus, des Ganges, des Nerbudda, und der im Süden von den Ghats gegen Osten fließenden Ströme. Ursprung und Lauf der beiden letztern bieten nichts Besonderes dar, wohl aber die beiden erstern. (Schluß folgt.)

*) Das heißt für dieß Land, denn die Engländer setzen ihn den größten Flüssen Englands gleich.

Seeungeheuer in der Bai von Bengalen.

Das Journal der asiatischen Gesellschaft (von Bengalen?) vom Januar 1835 enthält nachstehenden Auszug eines Schreibens von Lieutenant Foley vom 25 November 1834: „Auf meiner Reise im vergangenen Mai nach Madras sah ich einen höchst sonderbaren Fisch, den kein Seemann an Bord je gesehen hatte, obgleich einige von den Offizieren sowohl als der Mannschaft schon auf dem Wallfischfang gewesen waren. Er hatte

die Größe eines Wallfischs, seine Gestalt war aber sehr verschieden und seine Haut schön gefleckt, wie die eines Leoparden. Er kam während einer Windstille hart unter das Hintertheil des Schiffes, und wir hatten volle Gelegenheit ihn zu sehen. Er hatte eine große Rückenflosse, die er mit Heftigkeit hin und her bewegte, als wir ihn durch große Steine zornig machten, die wir unbesonnen genug auf ihn warfen, denn er besaß hinreichende Stärke, um das Steuerruder und die Stove zu zerbrechen. Mehrere Fische, wie es scheint Dornhays, etwa eine Elle und darüber lang, scherzten um das Ungeheuer her, schwammen in sein Maul hinein und heraus nach Gefallen. Seine Gestalt ist ungefähr folgende: der Mund sehr groß, die Rückenflosse schwarz oder dunkelbraun, der Körper mit braunen Flecken bedeckt, wie das Fell eines Leoparden, der Kopf eidechsenartig. Sollte es nicht der Plesiosaurus *) seyn, oder eine Art dieses Fisches, der, wie man weiß, früher im Wasser des Meeres existirte? Ich halte es für angemessen, Ihnen die Namen der Herren zu nennen, welche mit mir dieses außerordentliche Thier betrachteten. (Folgen die Namen.) Kapitän Tingate und Herr Smellie sind alte Seemänner, haben jedoch nie diesen oder einen ähnlichen Fisch gesehen. Ein gleicher Fall war es mit einigen europäischen Seeleuten, die sich an Bord befanden.

Der Kafferkrieg.

(Fortsetzung.)

An dem wichtigen Tage, dem 10 Mai, gingen Krilie, Hinza's zwanzigjähriger Sohn, und Buto, dessen Oheim, welche beide als Geiseln zurückgeblieben waren, nebst Obrist Smith und 400 Mann, auf Hinza's Begehren mit ihm in sein Land zurück, um die Pferde und das Hornvieh, welche als Entschädigung bestimmt waren, in Empfang zu nehmen. Ihr erster Marsch ging bis nach Butterworth und von da nach Enuninge. Am 12 schickte Hinza seinen Rath Umtini ab, angeblich um seinen Leuten, welche die Heerden dem Detaschement aus dem Wege trieben, Halt zu gebieten. Der König ritt munter, lachend und schwatzend mit dem Obristen, dem zweiten im Kommando, der sich während des Kriegs sehr thätig, unternehmend und unermüdet bewiesen hatte. Um 1 Uhr Mittags gingen die Truppen nach einem bei heiterem angenehmem Wetter zurückgelegten Wege durch schönes Weideland, durch den Gnabbakka, und begannen einen Berg emporzusteigen.

Hinza, der sein Pferd, einen herrlichen, starken, langschweifigen Fuchs, am Zügel führend, zu Fuße ging, sprang plötzlich auf das statt des Sattels dienende Schaffell und sprengte voran an die Spitze der Kolonne. Fast Alle, Obrist Smith ausgenommen, waren abgestiegen und führten ihre Pferde den steilen Weg hinan. Der Obrist rief ihm zu anzuhalten und zog zugleich ein Pistol, da er dem Häuptling schon früher gesagt hatte, daß jeder Versuch zur Flucht, bevor das bedungene Vieh abgeliefert sey, ihm nur Nachtheil bringen könne. Hinza trieb sein Pferd an, der Obrist drückte ab ohne ihn zu treffen, jagte ihm dann rasch nach, und warf das Pistol nach dem Häuptling, mit dem er ihn am Hinterkopfe traf. Hinza kehrte sich um und lachte spöttisch. Der Obrist drückte ein zweites Pistol ebenfalls erfolglos ab, holte endlich den Häuptling durch gewaltige Anstrengung seines schnellern Pferdes ein, faßte ihn am Kragen seines Karoß von Leopardfell und riß den athletischen Häuptling zu Boden, nachdem er ihn etwa eine Meile weit verfolgt hatte.

Hinza fiel mit Assagayen in der Hand, von denen er, sich schnell aufraffend, eine nach dem Obristen warf, ihn aber fehlte; dann rannte er zu Fuß fort, um das Bett des Flusses zu gewinnen. Die Vorhut der Kolonne und die Führer stiegen unter großem Geschrei zu Pferde, und jagten dem Flüchtling nach, um ihn von seinem Zufluchtsort abzuschneiden. Georg Southey, der Führer, sprang vom Pferde, schoß und traf den Häuptling durch den untern Theil des Schenkels; doch fuhr dieser noch immer fort zu laufen. Southey schoß jetzt auch den zweiten Lauf seines Gewehres ab und traf den Flüchtling unter den Rippen. Hinza fiel vorwärts, raffte sich aber gegen alles Erwarten wieder auf, eilte den Abhang hinab und verschwand.

*) Der Verfasser des Briefes wollte wohl sagen Ichthyosaurus, Fischeidechse.

Der Obrist war wüthend vor Zorn, weil er glaubte, Hinza sey entkommen, doch plötzlich erhob sich ein Freudengeschrei. Southey war, im Laufe ladend, mit dem Lieutenant Balfour an den Gnabbakka hinabgelaufen; hier sahen sie, wie sich der Häuptling unter einem Felsen im Bett des Flusses verbarg. Southey sah hinab und Hinza warf eine Assagaye nach ihm, als sein Verfolger abermals Feuer gab und ihn durch den obern Theil des Kopfes traf, daß er todt ins Wasser fiel. Southey nahm Hinza's Pferd, seine Assagayen, den messingenen Gürtel, die Armbänder und das Halsband von rothen und weißen Korallen; der Karoß wurde vom Flusse fortgeführt. So endete Hinza, dem die Engländer im Jahre 1828 ein starkes Hülfskorps geschickt hatten, um seine Feinde, die Ficanis, zurückzutreiben, und der zum Dank dafür die Haupttriebfeder des Einfalls der Kaffern auf britisches Gebiet im Jahre 1834 und 1835 war, 50,000 Stück Hornvieh und 1000 Pferde von den Heerden der Kolonie wegnahm, und der nun den gerechten Lohn für seine Verrätherei und Undankbarkeit erhielt.

Umtini, der am Morgen unter dem Vorwande fortgeschickt wurde, das ausbedungene Vieh zusammentreiben zu lassen, wurde bemerkt, wie er von einer benachbarten Anhöhe aus Zeuge von Hinza's Tode war. Ein anderer Rath, der einen orientalischen Turban trug, den ich auf Obrist Smiths Begehren für Hinza verfertigt hatte, entkam glücklich, während ein dritter von den Hottentotten am Kranz oder Cliff erschossen wurde. Man hatte bemerkt, daß Hinza vor seinem Tode einen Knoten von Glücksgras an sein Halsband knüpfte, und daß er sein Pferd, um es nicht zu ermüden, bergauf und ab führte. Sein Versuch, zu fliehen, war ein kühnes Unternehmen, das ihm ohne die Entschlossenheit des Obristen gelungen wäre.

Die Truppen setzten ihren Marsch fort, gingen in einer Entfernung von zehn Meilen von der See über den Baschi, und fanden in ihm einen vollkommen durchwatbaren Fluß, auf den die Fluth keine Einwirkung äußerte. Seine Ufer bestanden aus Bergen und Schluchten, auf die wildeste und grotekteste Weise auf einander gethürmt. Obrist Smith ließ die marauden Leute und Pferde unter dem Kapitän Roß, von den berittenen Scharfschützen vom Kap, in einem Lager auf dem linken Ufer des Baschi zurück, schickte eine Kompagnie Hottentotten unter Kapitän Baillie ab, um das Land gegen das Meer hin zu säubern, und rückte dann gegen den Kocha, zwanzig Meilen nördlich vom Baschi, vor. Nicht allgemein bekannt ist, daß die Kaffern jenseits des Baschi und bis zum Umtata, bis zu der Entfernung von 20 bis 30 Meilen vom Meere, Hinza unterworfen waren. Von diesen Leuten nahm Obrist Smith 5000 Stück Hornvieh; allein während seiner Abwesenheit erfuhren die am Baschi liegenden Truppen einen schmerzlichen Verlust. Major White, früher Offizier unter den Gränztruppen und Generalquartiermeister der Burghers, verließ gegen den Rath des Kapitän Roß und der Offiziere das Lager, und ging, von einem Korporal und drei Hottentotten begleitet, auf den Gipfel eines anderthalb Meilen entfernten Berges, um das Land aufzunehmen, obschon man nach allen Richtungen hin Kaffern um das Lager herumschwärmen sah. Er stellte seine drei Hottentotten in einiger Entfernung von sich auf, um Acht zu haben; diese hörten bald darauf ein Geräusch, und als sie herbeikamen, um zu sehen, was es gäbe, fanden sie den Major von Assagayen durchbohrt, einen Haufen Kaffern um ihn herum, und andere eben beschäftigt den Korporal zu ermorden. Die drei Schildwachen feuerten ihre Gewehre ab und rannten den Berg hinunter, außer Stand sich mit den Wilden in einen Kampf einzulassen, die, wie es schien, durch das Gebüsch und das hohe Gras kriechend ihre Opfer im Rücken angegriffen hatten. Der Leichnam des Majors war ausgeplündert, und seine Karte und seine Instrumente weggenommen worden. Beide Ermordete wurden Nachmittags in einem abgelegenen Gebüsche begraben. Für Albany ist der Tod des Majors White ein großer Verlust, da er einer der Unterrichtetsten unter den Ansiedlern von 1819 war, und bei Allen, die ihn kannten, in hoher Achtung stand. Major Mitchell, der Oberaufseher der Kolonie, der dem Stab des Generals während des Kriegs beigegeben war, hat glücklicherweise eine genaue Karte von den Theilen des Kafferlandes aufgenommen, durch die wir kamen, so daß mithin der Verlust der Beobachtungen des Majors White nicht so bedeutend ist, als er es außerdem gewesen seyn würde.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.)

Digitized by Google

№ 10.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

In J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart erscheint so eben und kan durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Befreiungskampf der nordamerikanischen Staaten.

Mit

den Lebensbeschreibungen der vier berühmtesten Männer desselben:

Washington, Franklin, Lafayette und Kosziuszko.

Nach den besten Quellen historisch-biographisch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Mit neun Stahlstichen.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Dieses Werk erscheint in 6 Lieferungen, à 8 Bogen, welche zusammen einen Band bilden. — Das Format ist ein großes Oktav, der Druk ist schön, das Papier ein dauerhaftes; die Lieferungen werden broschirt ausgegeben.

Neun prachtvolle Stahlstiche zieren das Werk, nemlich: ein sinnreich komponirtes Titelblatt und die Bildnisse von Washington, Franklin, Lafayette, Burke, Georg III., Adams, Jefferson, Kosziuszko.

Um diesem höchst interessanten Geschichtswerke eine allgemeine Verbreitung zu sichern, haben wir für Subscribenten einen sehr billigen Preis gestellt. Es kostet nemlich jede Lieferung nur 56 kr. rhein., oder 9 ggr. sächs., oder 11½ sgr. preuß.

Die drei ersten Lieferungen sind bereits an alle soliden Buchhandlungen versandt und werden von diesen auf Verlangen gerne zur Einsicht mitgetheilt. Das Werk wird noch in diesem Jahre im Druk vollendet.

In unserm Verlag ist erschienen:

Reisen nach und in Bokhara,

von Indien aus durch Cabool, die Tartarey und Persien, und Fahrt auf dem Indus, von dessen Mündung bis Bokhara; in den Jahren 1831—1833 auf Befehl der obersten Regierung Ostindiens unternommen von

Lieut. **Alexander Burnes.**

Zwei Bände.

Auch unter dem Titel:

Neue Bibliothek der Reisebeschreibungen

64ster und 65ster Band.

Mit einer großen Karte und 2 Tafeln Abbildungen.

gr. 8. 5 Thlr. 18 gr. od. 5 Thlr. 22½ Sgr. od. 10 fl. 21 kr.

Landes-Industrie-Komptoir in Weimar.

Bei Rubach in Magdeburg ist neu erschienen:

L. W. Meinecke, Allgemeine Uebersicht der historisch merkwürdigsten Oerter aller Zeiten in Europa. Nach ihrer Lage in den einzelnen Ländern und Staaten geordnet. Mit kurzer Angabe des dort Vorgefallenen. Aus dessen Allgemeinem Lehrbuche der Geographie für Militärschulen. 3te Aufl. besonders abgedrukt. 8. gr.

So eben fertig und versendet:

Die Auszehrung heilbar!

Von D. Ramadge,

Oberarzt des Londoner Hospitals für Schwindsüchtige.

Aus dem Englischen übertragen und mit Anmerkungen begleitet vom

Obermedizinalrathe D. Hohnbaum.

Mit Kupfern.

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen und New-York. 1835. Preis: 16 Groschen sächsisch, oder 1 fl. 12 kr. rhn., oder 21 Silbergr.

„Ich habe gefunden, daß die Heilung einer Krankheit möglich ist, die man bisher für unheilbar gehalten hat, und zwar besteht das Mittel zur Heilung nicht aus irgend einem pharmazeutischen Arkanum, sondern aus einem einfachen, mechanischen, fast nichts kostenden und allenthalben anwendbaren Prozeß. Was uns bis jezt dunkel war, ist nun, wie ich hoffe, hell geworden, und ich habe die frohe Ueberzeugung, daß, als Wirkung dieser kleinen Schrift, alle bisherigen, auf bloßen Vermuthungen beruhenden Auszehrungs-Kurmethoden, die nur zu oft die Krankheit verschlimmerten, statt sie zu heilen, gleich anderen irrigen Behandlungsweisen der Vorzeit, an die wir nur mit Bedauern und Erröthen zurük zu denken vermögen, nun der verdienten Vergessenheit übergeben werden." Vorrede.

Neue Schrift.

Lehrbuch der ebenen Geometrie, für den Schul- und Privat-Gebrauch, von Reallehrer Präceptor Kauffmann, mit 138 Figuren auf 4 Foliotafeln. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr. Partiepreis bei 12 zumalgenommenen Exemplaren ¼ niederer.

Ludwigsburg, Verlag der Nast'schen Buchhandlung.

☞ Ein durchaus praktisches, wohlgeordnetes und äußerst correctes Schulbuch!

Zu haben in allen Buchhandlungen: Augsburg in der K. Kollmann'schen Buchhandlung, München in der Weber'schen Buchhandlung, Wien bei Carl Gerold und den andern Buchhandlungen.

Düsseldorfer

auf zwanzigjährige Erfahrung gegründetes

Kochbuch.

Oder Unterricht in der Koch- und Haushaltungs-Kunst nebst Anweisung zu Bereitung von Getränken, zum Einmachen und Trocknen des Obstes und der Gartenfrüchte, Pflege und Wartung des Hausgeflügels, Mästung der Schweine, Kühe und Kälber, Butter- und Käsemachen, Brodbacken, Bierbrauen ꝛc. Von Sophie Holscher. Düsseldorf, bei J. E. Schaub. 216 Seiten in 8.

Gebunden: Preis 20 Sgr.

Inhalt: 46 Suppen. 12 Kalteschalen. 18 Saucen. 49erlei Gemüse. 21erlei Rindfleisch. 28erlei Kalbfleisch. 15erlei Hammelfleisch. 39erlei Geflügel. 22erlei Wildpret. 33erlei Fische. 37 Zwischen-Schüsseln. 23 Kalte Speisen. 28 Braten. 30 Mehl-, Milch- und Eier-Speisen. 31 Kompote und Salate. 47 Backereien (Torten, Kuchen ꝛc.). 30 Crême, Blanc-Manger's, Gelée's und Gefrornes. 26 Getränke. 27 Eingemachtes. 19 Oekonomische Verrichtungen.

Dieses Kochbuch beruht auf eigner Prüfung und Erfahrung, welche die Verfasse-

Digitized by Google

rin seit 20 Jahren in angesehenen Häusern zu machen Gelegenheit hatte.

Es enthält viele neue und auf eine neue Art zubereitete Gerichte und empfiehlt sich durch Kürze, Deutlichkeit und Gründlichkeit, wodurch Jedem das Erlernen der edlen Kochkunst ungemein erleichtert wird.

Es gibt Anleitung, wie man in einer bürgerlichen Haushaltung, ohne großen Kostenaufwand, die täglichen Mahlzeiten schmackhaft einrichten und bei vorkommenden Gelegenheiten die Freuden eines Mahles durch gewähltere Speisen erhöhen kann.

So eben sind in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Baillot. Die Kunst des Violinspiels. Neue vom Conservatorium in Paris eingeführte Violinschule. (Auch mit französischem Text unter dem Titel: L'art du Violon.) 1ste Lieferung. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Der Preis dieses classischen Meisterwerks ist ungemein billig gestellt, weil die allgemeine Theilnahme in Anspruch genommen wird, der nachherige Ladenpreis wird 1⅔ Thlr. seyn.

Betrachtungen über mehrere Gegenstände der Kriegsphilosophie, welche die Aufmerksamkeit unserer Zeitgenossen verdienen. Geschrieben im Jahre 1825. Aus den Papieren eines Generals herausgegeben von L. Blesson. Mit 2 Plänen. gr. 8. 1⅔ Thlr.

Blessson, L., königl. preuss. Major. Befestigungskunst für alle Waffen. — 3ter Theil, 1ste Abtheilung, enthält Geschichte der Belagerungskunst oder der offensiven Befestigungen. 8. Mit 2 Kupfert. 1¼ Thlr.

Delavigna. L'Ecole des vieillards. Comédie en 5 actes et en vers. Mit Sprecherläuterungen, Noten und einem Wörterbuche. Zum Schul- und Privatgebrauch. gr. 8. geh. ⅝ Thlr.

Jomini. Analytischer Abriss der vorzüglichsten Combinationen des Krieges und ihrer Beziehungen auf die Politik der Staaten. A. d. Franz. übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen von A. Wagner, K. Pr. Obrist-Lieutenant. Mit 2 Tafeln. 8. 2te vermehrte Auflage. 1⅔ Thlr.

Mächter. Zu Polterabenden. Eine Sammlung von Anreden für Einzelne und Scenen für gesellschaftliche Vereine. Mit Andeutung über die Kostüme. Nebst Strohkranzreden. 8. geheftet. 2te vermehrte Auflage. 1 Thlr.

Nicolai, Gustav. Die Geweihten oder der Kantor aus Fichtenhagen. Humoreske. 2 Thle. 8. geh. 2te Aufl. 3 Thlr.

Der Verfasser hat den vortheilhaften Ruf, welchen sein erstes Werk, nämlich obiger Roman versprach, gerechtfertigt; es ist bekannt, welche Theilnahme sein „Italien wie es wirklich ist" gefunden hat.

Paris ou le livre des Cent-et-un. Tom. XV. 8. ⅝ Thlr.

Répertoire du théâtre français à Berlin. gr. 8.

No. 147. Angelo, le tyran de Padoue. Drame par Victor Hugo. ⅓ Thlr.

— 148. L'ami Grandet. Comédie-Vaudev. en 3 actes p. Ancelot et Comperousse. ⅓ Thlr.

149. La France pittoresque. Tableau-Vaudev. p. Théaulon et Desmares. ⅙ Thlr.

Scävola, Emer. Cameradschafts-Bilder. Drei Novellen. 8. 2te Auflage. 1⅔ Thlr.

Im Wege der Subscription erscheint:

Lossau, v., K. Pr. Gen.-Lieutenant. Ideale der Kriegführung, in den Thaten der von Napoleon anerkannten größten Feldherren, nebst einem Anhange über die Feldzüge Napoleons. gr. 8. Mit Plänen und Karten in Fol. 6—7 Liefer. Subscriptionspreis à Bogen 1½ Ggr. (Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolph, Turenne, Eugène, Friedrich II. werden als Napoleons Ideale für künftige Feldherren betrachtet!)

In Friedr. Volke's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Essai statistique
sur
les Bibliothèques
de Vienne,
précédé de la statistique
de la Bibliothèque impériale
comparée aux plus grands établissemens de ce genre anciens et modernes.
et suivi d'un
Appendice
offrant la statistique des archives de Venise et de la Collection technologique formée par S. M. l'Empereur Ferdinand I., un coup d'œil sur les progrès de la civilisation, de l'industrie, du commerce et de la population dans la Monarchie autrichienne, terminé par le tableau statistique de ses grandes divisions administratives rédigé d'après les derniers recensemens.

Par

ADRIEN BALBI.

15 Feuilles. gr. in 8. Prix: pap. ord. 1 fl. 20 kr., pap. fin 1 fl. 48 kr.

Der Name dieses Schriftstellers ist der litterarischen Welt durch seine vielen großartigen geographischen und statistischen Arbeiten so rühmlich bekannt, daß wir es für überflüssig erachten, das zu wiederholen, was die angesehensten Journale Europa's und Amerika's zu seinem Lobe einstimmig aussprachen.

Das von uns hier angekündigte Werk liefert einen neuen Beitrag zur Erhöhung seines Rufes, indem es den Freunden der Statistik, wie jedem Gebildeten überhaupt, den sichersten und interessantesten Stoff zur richtigen Beurtheilung des Bildungszustandes Oestreichs liefert. Es zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren erste die

Statistisch-bibliographische Beschreibung der Bibliotheken, öffentlichen und Privatsammlungen Wiens im Vergleiche mit den wichtigsten älteren und neueren Instituten dieser Art umfaßt;

die zweite aber begreift in sich:

Statistische, aus amtlichen Quellen geschöpfte Fragmente über das östreichische Kaiserthum, vergleichende Betrachtungen seiner moralischen und Kulturzustandes während der Regierung weil. Sr. Maj. Kaiser Franz I. — Anekdoten aus dem Leben dieses Monarchen, dann Hinweisungen auf einige neu herauszugebende statistische Werke von größter Wichtigkeit, und Beleuchtung mehrerer Uebersetzungen und Auszüge seines Abrégé de géographie; Alles mit jener dem Hrn. Verfasser eigenen Klarheit, Gründlichkeit und umsichtsvollen Sachkenntniß abgefaßt.

Die Verlagshandlung unterließ nichts, in typographischer Hinsicht das Werk würdig auszustatten.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Timotheus Frhrn. v. Spittlers

sämtliche Werke,

herausgegeben

durch dessen Schwiegersohn, den vortragenden Rath im königl. würtemb. Justiz-Ministerium, Mitglied des Geheimenraths, Ober-Tribunalrath

von Wächter.

6ter, 7ter und 8ter Band.

Preis 10 fl. oder 5 Rthlr. 18 gr.

Die genannten drei Bände bilden die dritte Lieferung der sämtlichen Werke eines Schriftstellers, den Deutschland seinen historischen Klassikern beizählt. In den bisher erschienenen zwei Lieferungen finden sich: 1) Die Geschichte des kanonischen Rechts, vermehrt durch ein (in v. Savigny's Gesch. d. röm. Rechts im MA. 2 Ausg., als trefflich bezeichnetes) Fragment eines zweiten Theils, welches jene Geschichte bis auf Gratian herabführt und namentlich eine interessante Darstellung der Geschichte des Pönitentiar-Systems gibt; 2) der Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche; 3) die europäische Staaten-Geschichte mit handschriftlich hinterlassenen Zusätzen des Verfassers, 2 Bände; 4) die Geschichte der dänischen Revolution von 1660; 5) die Geschichte Würtembergs; 6) die Vorlesungen über Politik, aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben. Die vorliegende dritte Lieferung enthält nun 7) eine mit vielen handschriftlich zurückgelassenen Zusätzen des Verfassers vermehrte und verbesserte neue Auflage der Geschichte Hannovers, in 2 Bänden, und 8) den ersten Theil der vermischten Schriften über Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht. Mit diesem Theile beginnt denn zugleich die Sammlung der kleineren Spittler'schen Schriften, und zwar diejenige Abtheilung derselben, welche die Fächer, in denen Spittler am früheſten wirkte, umfaßt. Es wird diese, ungefähr drei Bände berechnete, Abtheilung, so wie die folgenden Abtheilungen, auch abgesondert abgegeben und so, schon dem ursprünglichen Plane des Herausgebers und der Verlagshandlung gemäß, den Wünschen derjenigen Leser entsprochen werden, welche die in vielen Zeitschriften

Digitized by Google

Sammlungen von Societätsschriften u. s. w. zerstreuten, zum Theil auch einzeln herausgekommenen und durch ihre Zerstreutheit fast in Vergessenheit gerathenen Schriften, ohne die größeren Werke, zu besitzen wünschen. Unter den sechszehn, großentheils durch den dem Verfasser eigenthümlichen tiefen Forschungsgeist und die umfassendsten historischen Studien ausgezeichneten, Abhandlungen, welche der erwähnte erste Theil enthält, erlauben wir uns nur folgende hervorzuheben: kritische Untersuchung des sogen. Laodicenischen Kanons; kritische Untersuchung der Sardicensischen Schlüsse; Entdekung des wahren Verfassers der Angilramnischen Kapitel; Betrachtungen über die Vortheile, welche der Klerus dem mittlern Zeitalter brachte; Beiträge zur Geschichte Gratians und seines Dekrets; Geschichte des Kelchs im Abendmahl. Kritische Geschichte der Eusebischen Chronik u. s. w. Die vierte Lieferung wird rasch folgen und das ganze Unternehmen im Laufe des nächsten Jahres vollends beendigt werden.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

EINLADUNG ZUR SUBSCRIPTION.

So eben erschien die 1ste Lieferung von:

Die Kunst des Violinspiels.

Neue Violinschule von **P. Baillot.**

Aus dem Französischen übersezt von Panofka.

Auch unter dem Titels

L'ART DU VIOLON.

Nouvelle Méthode par **P. Baillot.**

Subscriptionspreis 1 Rthlr. oder 1 fl. 25 kr. CM.; späterer Ladenpreis 1⅔ Rthlr.

Der Verfasser ist bekannt als einer der größten Violinspieler unserer Zeit, als einer der Heupter der ausgezeichneten französischen Schule, der an Kühnheit und Grosartigkeit des Vortrage, ernster plastischer Anlege und Durchführung selbst seinen berühmten Collegen Rode und Kreutzer überlegen ist, und an Innerlichkeit, Grazie, Anmuth, fruchtbarer Phantasie den Heroen des Violinspiels Spohr, Mayseder, Lafont, etc. nicht nachstehen dürfte. Früher war der Verfasser mit der Redaction der Violinschule des Conservatoire (von Rode, Kreutzer und Beillot) beauftragt, betrachtete jedoch dieselbe immer nurals Vorarbeit. Diese **NEUE VIOLINSCHULE** ist als die **vorzüglichste**, die bisher verfaßt worden, anzusehen und ist als solche anerkannt, vom Conservetoire in Paris beim Unterricht eingeführt worden. Baillot's Methode des Unterrichts ist als die vorzüglichste bekannt, der theoretische Unterricht ist mit dem praktischen verbunden, und an den Compositionen der größten Meister, als: Viotti, Rode, Lafont, Spohr, Paganini, Mayseder etc. etc. zeigt er, wie die Ausbildung des Violinspiels in seinem ganzen Umfange vom ersten Anfang bis zur feinsten Ausbildung in der kürzesten Zeit zu bewerkstelligen sey.

Der Subscriptionspreis ist ungemein billig, und nur die größte Theilnahme des Publikums ken die Kosten deken.

Die Nemen der resp. Subscribenten werden dem Werke vorgedrukt.

Alle soliden Buch- und Musikhandlungen in Deutschland, Oestreich und der Schweiz nehmen Suberiptionen an, und bewilligen Privatsammler auf 10 Exemplare das 11te gratis.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in **Berlin.**

Vollständig ist nun bei den Unterzeichneten erschienen:

Poeppig, Prof. Ed.,

Reise in Chile, Peru

und

auf dem Amazonenstrome.

während der Jahre 1827—1832.

2 Bände, carton. 120 Bogen des größten Quartformates, 1 Atlas von 18 Landschaften und eine Charte in Royal-Folio.

Prachtausgebe mit Abdrüken auf chines. Papier 23 Rthlr.

Velindrukeusgebe 13½ Rthlr.

Ueber die Vortrefflichkeit dieses deutschen Originalwerkes heben sich gleich nach Erscheinen des ersten Bandes die Stimmen der geachtetsten deutschen Gelehrten so beifellig ausgesprochen, daß unsere Empfehlung überflüssig seyn möchte. Aber auf die Ausstattung desselben, und den gewiß im Verhältniß so höchst billigen Preis glauben wir aufmerksam machen zu dürfen, und so übergeben wir das Buch dem deutschen Publikum mit dem vollsten Vertrauen, daß es unsere Anstrengungen in Förderung eines so wichtigen und kostspieligen Werkes nicht ohne die nöthige Unterstüzung lassen wird. Leipzig, im August 1835.

Fr. Fleischer. **J. C. Hinrich**'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Schauspiele

von

Eduard von Schenk.

Dritter Theil.

Inhalt: **Die Krone von Cypern. Alte und neue Kunst. Ahnen und Enkel. Die Griechen in Nürnberg.**

Velinpapier, in Umschl. brosch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Septbr. 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Kleinere Anzeige.*)

E. Schelle, Rektor zu Ballenstedt, allgemeine Geographie für deutsche Bürgerschulen und für den Privat-Unterricht. Bestehend 1) aus 9 geograph. Tabellen in drei Kursen für die Schüler, nach einer methodischen Stufenfolge in Beziehung auf die einzelnen Schulklassen; 2) aus einem Handbuche für die Lehrer, welches eine Darlegung des Planes und methodischen Ganzes des geographischen Unterrichts nach bewährten, pädagogischen Grundsäzen, so wie systematische Umrisse der verschiedenen Zweige der allgemeinen und politischen Geographie enthält. In 2 Theilen. Mit 8 erläuternden Figurentafeln und 2 Karten. Halle, 1835, bei C. A. Kümmel.

Erster Theil.

Sechs Hefte, jedes Heft auf Druckp. 11¼ Sgr. (9 gr.), Schreibp. 18¾ Sgr. (15 gr.), Schweizerp. 25 Sgr. (20 gr.)

(Die Preise der Tabellen stehe am Schlusse.)

Der geographische Unterricht ist in dieser Arbeit nach einem festen Plane in drei Kursen behandelt, von denen der erste die Elementar-Geographie in wohlgeordneten Elementarschulen von 3 Klassen, der andere, einem systematischen Gange sich nähernd, mit vorherrschender Berüksichtigung des formalen Zweckes, die untern Klassen einer geordneten, höhern Bürgerschule oder auch die Bürgerschule in mittlern und kleinern Städten, der dritte endlich, mit vorherrschender Berüksichtigung des realen Zweckes, die obern Klassen der höhern Bürgerschule umfaßt. Jeder Kursus ist für sich vollständig, so wie jede einzelne Tabelle in sich abgeschlossen; doch bilden alle drei Kurse ein zusammenhängendes Ganzes, indem der zweite Kursus sich auf den ersten, der dritte sich auf die beiden vorhergehenden gründet. Für die lezte Klasse der Elementarschule und für alle folgenden Klassen der Bürgerschule ist der geographische Unterricht hier in Tabellen ausgeführt, welche für die Schüler bestimmt sind, weil der Verfasser diese Form der Unterrichtsgegenständen, denen ein von außen gegebener Stoff vorliegt und welche daher vorzugsweise die Anschauung und das Gedächtniß in Anspruch nehmen, der leichtern Auffassung, Einprägung und Uebersichtlichkeit wegen verstehen zu müssen glaubte. Die entwikelnde, ergänzende und erläuternde Hülfe des Lehrers ist den Schülern ja immer zur Seite. Der elementarische Unterricht, welcher von einzelnen, bekannten Punkten ausgeht und dem Wege vom Besondern zum Allgemeinen folgt, läst sich nicht wohl tabellarisch darstellen und ist daher in dem Handbuche für Lehrer entworfen worden. Nur für die lezte Klasse ist eine Tabelle gegeben, welche, den Kreis des Elementar-Unterrichts auf seiner obersten Stufe umfassend, zur Wiederholung des ganzen Elementar-Kursus dienen soll und mit dem Nöthigen aus der mathemat. und astronom. Geographie schließt, um den Schülern die geographischen Kenntnisse als ein Ganzes zum klaren Bewußtseyn zu bringen. Der Plan ist nach bewährten und jezt ziemlich allgemein anerkannten, pädagogischen Grundsäzen entworfen, und mit allem Fleiße, so wie mit gewissenhafter Berüksichtigung des gegenwärtigen Standpunktes der Wissenschaft der Geographie, ausgeführt worden. Die Hauptabsicht des Verfassers war, eine Arbeit zu liefern, durch welche der geographische Unterricht zwar in der nöthigen Beschränkung, aber für den Schulzwek doch vollständig und in einer der allmählichen Entwikelung der Fähigkeiten des Schülers sich anschließenden lükenlosen Stufenfolge so ertheilt werden könnte, daß mit jedem Kurse der Unterricht abgeschlossen wäre, aber jeder Kursus zugleich dem folgenden als Grundlage diente, daß für jede Klasse der Unterricht im genauen Zusammenhange mit dem vorangehenden und nachfolgenden stände und so eine völlige Uebereinstimmung des Unterrichts durch alle Klassen herrschte. Dieß ist kürzlich der den Tabellen zu Grunde liegende Plan.

Das Lehrbuch oder Handbuch für den Lehrer enthält in zwei Theilen zunächst eine Darlegung der pädagogischen Grundsäze, des Planes und methodischen Ganges, nach welchem das Werk abgefaßt ist, entwikelt dann den Gang des Elementar-Unterrichts in der Geographie, von den ersten Elementen an, zeigt seine Stellung zu den übrigen Unterrichtsgegenständen und seinen Zusammenhang mit denselben, und gibt dann systematische Umrisse der einzelnen Zweige der geographischen Wissenschaften, um

*) Eine weit ausführlichere Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Digitized by Google

Lehrer, welche, wie es oft geschieht, mit der Ertheilung dieses Unterrichtszweiges beauftragt werden, ohne durch die erforderlichen Vorstudien in den Gegenstand eingeweiht zu seyn, auf den wissenschaftlichen Standpunkt zu stellen. Nach den nöthigen mathematischen und physischen Begriffen und Gesetzen folgen die systematischen Umrisse der Kosmographie und mathematischen Geographie, der reinen Geographie oder natürlichen Beschaffenheit der Erdoberfläche, der klimatischen und Produkten-Geographie, der Ethnographie und endlich der allgemeinen politischen Geographie und Topographie. Zur Erläuterung der mathematischen und physischen Begriffe, der Kosmographie und mathematischen Geographie sind 7 Figuren-Tafeln, ferner zur Uebersicht der Höhen der Erde eine Höhenkarte, endlich zur Erläuterung der klimatischen und Produkten-Geographie zwei Karten mit Bezeichnung der Isothermen und Isogeothermen und der Produkten-Vertheilung hinzugefügt. Den Schluß bildet eine Abhandlung über die Anwendung der sogenannten geographischen Konstruktions-Methode. Der Verfasser hat überall die neuesten Resultate und Entdeckungen in dieser Wissenschaft eben so gewissenhaft berücksichtigt, als er bei seiner Arbeit beständig den Zweck der allgemeinen Bürgerschule im Auge zu behalten sich bemüht hat.

Vorstehendes Werk erscheint im Verlage des Unterzeichneten. Druk, Papier, Kupfer und alles übrige Aeußere ist der Wichtigkeit und dem Werthe desselben angemessen.

Der erste Theil, 56 Bogen und 8 Tafeln Figuren so wie sämmtliche Tabellen, 4 große und 5 kleinere, sind ganz fertig und könnten auf Einmal ausgegeben werden. Also nicht der Grund, erst etwas, das noch in der Phantasie liegt, zu schaffen, ist's, wenn die jetzige Art der beförderlichen Ablieferung gewählt wird, sondern einzig die Erleichterung der Anschaffung bestimmt den Verleger zu der mühsamen beförderlichen Ablieferung.

Die 38 Bogen des ersten Bandes sind in 6 Hefte, jedes zu 6 Bogen, eingetheilt.

Mit dieser Anzeige zugleich ist das erste Heft versendet, welchem jeden Monat eines folgt, so daß mit Dezember dieses Jahres der ganze erste Band in den Händen des Publikums ist. Während dem wird der zweite gedruckt und ebenso bis zum Schluß des Ganzen fortgefahren.

Die Zahl der Hefte des zweiten Bandes kann noch nicht bestimmt werden; doch ist sie nicht über sechs.

Hauptbedingung ist, daß die respektiven Käufer oder Besteller sich zu dem Ganzen verbindlich machen.

Die Tabellen sind auch jede einzeln zu haben.

Die großen . . . à 7½ Sgr. (6 Gr.)
Die kleinen . . . à 3¾ Sgr. (3 Gr.)

Alle Buchhandlungen werden hierauf Bestellungen annehmen, und sollten Hindernisse statt finden und Privatsammlungen sich bilden, so erhält der Sammler das fünfte Exemplar frei.

C. A. Kümmel.

---

[197] In der Unterzeichneten wird in wenigen Wochen die Presse verlassen:

Jahrbuch für 1836.

Herausgegeben
von
Etatsrath Schumacher,
mit Beiträgen von Berzelius, Gauss, Oltmanns und anderen ausgezeichneten Gelehrten.

Nach dem Plane des
Annuaire du Bureau des Longitudes 8.

Enthaltend:

Astronomische Ephemeride; Tafeln; numerische Data; Bestimmungen und Reductionen von Maassen und Gewichten; Aufsätze aus dem Gebiete der Astronomie und Physik, für den gebildeten Mann verständlich; namentlich in diesem ersten Jahrgange einen Aufsatz über den Halley'schen Kometen u. s. w.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei der neuerdings immer mehr um sich greifenden Cholera-Seuche, erlaubt sich die Unterzeichnete auf nachstehendes, in ihrem Verlag erschienenes Werk wiederholt aufmerksam zu machen:

Die

CHOLERA MORBUS,

ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel.

Mit der Karte ihres Verbreitungsbezirks.

Zweite vermehrte Auflage.

Von

Friedrich Schnurrer, M. D.

Leibmedikus Sr. Durchlaucht des regierenden Herrn Herzogs von Nassau.

Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch einer

Münzgeschichte Augsburgs

in dem Mittelalter,

nebst Beiträgen

zur Münzgeschichte der übrigen Alemannisch-Suevischen Lande in dem nämlichen Zeitraum.

Mit 384 Münzabbildungen auf 8 lithographirten Tafeln.

Von

Dr. D. E. Beyschlag,

Hofrath u. Bibliothekar zu Augsburg.

Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Dieses höchst interessante, eben so reichhaltige als wohlfeile Werk, welches nicht allein einen sehr wichtigen Zeitraum, sondern auch Städte und Länder umfaßt, die in der Geschichte Süddeutschlands die bedeutendste Rolle gespielt, hat folgenden Inhalt:

Vorwort. **Periode der Denare.** Kaiserliche Dickpfennige. Bischöfliche Dickpfennige. **Periode der Halbbrakteaten.** Kaiserliche Halbbrakteaten; Bischöfliche. **Periode der eigentlichen Brakteaten.** Kaiserliche und Königliche; Bischöfliche. **Periode der Pfennige und Heller. Alphabetisch geordnete Reihenfolge und Geschichte der alemannisch-suevischen Münz-Stände und Münz-Städte,** mit Angabe des Jahres des erhaltenen Münz-Privilegiums, nebst deren **Geschichte** und **Abbildungen,** nemlich: **Baden. Basel,** Bisthum und Stadt. **Bern. Breysach. Buchau. Buchhorn. Chur. Colmar.** Bisthum **Constanz** und Stadt **Constanz. Dillingen. Donauwörth. Ellwangen. Freiburg** im Breisgau und im Uechtlande. **St. Gallen,** Stift und die Stadt. **Hall** in Schwaben. **Hirschberg. Hohenzollern. Jony. Kaufbeuren. Kempten,** Abtei und Stadt. **Lindau. Luzern. Memmingen.** Abtei **Murbach** und **Lüders. Nördlingen. Oettingen. Pfirt. Radolphszell. Ravensburg. Reichenau.** Abtei **Rheinau. Rorschach. Rottenburg. Rottweil. Schaffhausen. Schongau. Solothurn. Stein** am Rhein. **Straßburg. Thann. Uebertingen. Ulm. Villingen. Weingarten. Würtemberg. Zofingen. Zürich. Zug.** Codex diplomaticus. — Nekrolog des Verfassers.

Stuttgart und Tübingen, im August 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Goethe's Kunst und Alterthum

zu einem sehr ermäßigten Preise.

Um den Verehrern Goethe's und den zahlreichen Freunden des Studiums der Kunst und des Alterthums eine eben so angenehme als interessante Lektüre zu einem äußerst niedrigen Preis zu verschaffen, haben wir uns entschlossen, das in unserm Verlage erschienene Werk:

Goethe, Ueber Kunst und Alterthum. 8. broch.

6 Bände in 18 Heften mit Kupfern,

auf unbestimmte Zeit für 12 fl. oder 7 Rthlr. sächs. abzulassen. Der bisherige Ladenpreis war 21 fl. 12 kr. oder 12 Rthlr. Zwar. Bestellungen hierauf werden von allen soliden Buchhandlungen angenommen; indem wir dieselben durch den im Buchhandel üblichen Rabatt in den Stand setzen, obiges Werk zu dem bemerkten Preis abzugeben. Von uns wird dasselbe nur auf buchhändlerischem Wege versandt, da wir kein Detail-Geschäft haben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 301. 28 Oktober 1835.

Die Ströme der Erde.

Asien.

(Schluß.)

Der Damtschuk Kabak, westlich von den heiligen Seen Rawanhrad und Manasarowar, ist das Scheidegebirge des Ost- und Westfalls im Himalaya. Der Ostabfall gehört, wenn der Yaru-dsang-bo-tsiu mit dem Irawaddy zusammenhängt, Indien gar nicht an, der Westabfall aber erzeugt alle seine großen Ströme. Da wo das Queerjoch des Damtschuk an das Kailas- oder Himmelsgebirge sich anschließt, sind nahe bei einander zwischen 31° und 31° 30′ die Quellen des Setledsch und Indus, aber die Längenthäler beider Ströme sind geschieden durch das Dangbo-Gebirg; beide fließen westlich oder vielmehr nordwestlich, und der Indus nimmt unfern von Ladak seinen ersten großen Zustrom auf, den Schiuk, der von den Gebirgen von Karakorum herabkömmt; daß er bei Drass keine Zuflüsse aufnimmt, scheint durch Izzet Ullah's Reise und die Forschungen von Burnes so ziemlich ausgemacht. Unterhalb Eskeedu durchbricht er den indischen Kaukasus, den sogenannten Dood Himalaya, und durchströmt Gebirgsland bis Attok, wo er den Cabulstrom aufnimmt, der am Südabhang des Hindukusch entspringt, und unterhalb Dschellalabad mit dem Kameh sich vereinigt. Dieser Fluß ist darum beachtenswerth, weil er wahrscheinlich die sogenannte Indusquelle ist, die auf dem Plateau von Pamer entspringen soll. Auf seinem weitern südlichen Laufe nimmt der Indus bei Mittenkot den Tschenab auf, der inzwischen alle Pendschabströme in sich vereinigt hat, den Dschellum, Rawi und den vereinigten Byas und Setledsch, nach dieser Vereinigung Garra genannt. Der Setledsch ist hier besonders bemerkenswerth, weil er, als der Wüste zunächst fließend, häufige Eingriffe in sie gemacht, und namentlich in der Nähe von Ludiana sein Bett öfters gewechselt hat.

In seinem weitern Verlaufe nimmt der Indus keine Zuflüsse mehr auf, sondern fließt in einem oft ziemlich schmalen Thale das er befruchtet; nur auf der linken Seite gegen die Wüste hin ist das Land offen, und mehr als einmal hat er hier während der Regenzeit seine sonstigen Gränzen überschritten, und eine unermeßliche Wasserfluth über die Wüste ausgegossen. Tiefer unten bildet er ein großes Delta, das manche Eigenthümlichkeiten darbietet, *) die wir jedoch aus Mangel an Raum übergehen müssen, und nur zwei Dinge erwähnen wollen. Auch er führt eine Menge Sand mit sich herab, so daß auf eine beträchtliche Strecke das Meer nur eine sehr unbedeutende Tiefe hat, und der Landansatz scheint darum ziemlich rasch vorzuschreiten, weil nicht nur vor allen Mündungen, die eine starke Strömung haben, eine große Sandbank aufgeworfen ist, welche den Einlauf sehr erschwert, sondern auch ausgedehnte und gefährliche Sandbänke ganz nahe an der Küste sich finden. Meer und Land ist so unbestimmt, daß die Schiffer, wenn sie nicht mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, bei der Ebbe augenblicklich auf dem Trocknen sitzen bleiben, und die nächste Fluth verschüttet durch den hereingeschwemmten Sand das Schiff schon dermaßen, daß an keine Rettung zu denken ist. Die größte Merkwürdigkeit dieser Deltas aber ist der Phorranarm, der oberhalb Heiderabad gegen Osten läuft. Dieser befruchtete einst einen großen Theil der Provinz Kutsch. Im Jahre 1762 zogen die Herrscher von Sind gegen Kutsch, um dieß Land zu unterwerfen, wurden aber geschlagen. Zur Rache warfen sie quer über den Phorran einen Damm auf, und hielten dadurch den Zufluß des Wassers wirklich ab, so daß der ganze östliche Theil der Provinz Kutsch, der bisher bloß durch die Ueberschwemmung des Phorran befruchtet worden war, völlig unfruchtbar wurde. Im J. 1819 war in Kutsch ein heftiges Erdbeben, in Folge dessen nicht nur am untern Bette des ehemaligen Phorran ein See entstand, sondern auch weiter oben auf eine Strecke von mehr als 4 g. M. ein breiter Erdrücken aufgeworfen wurde, der alles Wasser, was bisher noch vom Phorran durchgesickert war, vollends aufhielt. Im Jahre 1826 aber trat der Indus weiter oben über seine Ufer, eine unermeßliche Wassermasse strömte durch die Wüste, und durchbrach den im Jahre 1819 durch das Erdbeben aufgeworfenen Erdrücken, so daß jetzt wieder der Phorran wenigstens zum Theil Wasser hat.

Die östlich geiegene Wüste und der Indus scheinen mit einander im Kampfe zu liegen, fast wie der Nil mit der libyschen Wüste. Der Setledsch weicht ihr völlig aus, und begränzt sie westlich, eben so drängt sie sich bis nahe an den Indus heran, aber die Wassermasse desselben ist zu groß, — Burnes schätzt sie

*) Burnes hat in seiner Reise in dem Memoire über den Indus alles Wissenswerthe über seinen Lauf, seine vielen Mündungen und sein Delta zusammengestellt.

Digitized by Google

auf 80,000 Kubik Fuß Wasser in der Sekunde, — aber in dem niedrigen Lande ist sein Lauf launenhaft, und die mannichfachen Verzweigungen und Kanäle im Delta durchkreuzen sich oft so seltsam, daß in dem einen die Fluth noch heraufdrängt, während in andern schon die Ebbe abfließt, so daß nahe bei einander ganz entgegengesetzte Strömungen herrschen.

Der obere Setledsch umfließt nördlich und westlich das gewaltige Gebirge, in welchem der Dschemna und der Ganges entspringen, gerade in seiner größten Breite. Von Schipke, wo der Durchbruch des Gebirgs beginnt, bis Rupur, wo er ins ebene Land tritt, ist in gerader Linie eine Strecke von 40, in dem gewundenen Laufe des Flusses von wenigstens 70 geogr. Meilen. Von Rupur bis Saharanpur, wo der Dschemna aus dem Gebirge getreten ist, beträgt die Entfernung etwa 25 Meilen; auf dieser Strecke entspringen in den Vorbergen fünf oder sechs kleine Flüsse, die weder wie der Setledsch gegen Südwesten, noch wie der Dschemna gegen Südosten fließen, sondern gerade südwärts gegen die Wüste, in der sie sich verlieren; hier steigt nämlich alsbald das Hochland von Malwa an. Die Wasserscheide, welche im Gebirg die Setledschzuflüsse von denen des Dschemna trennt, setzt sich in der Wüste fort.

Steigt man vom Setledsch über diesen Wasserscheidezug, der vom Moralle-kanda südwärts über den Wharta Pik bis zum Kral Pik zieht, gegen Osten hinüber, so tritt man in ein Land, das außer dem Kparda Dun keine bedeutende Ebene, sondern nur Engthäler und Klüfte hat, die von dem Giri Ganga, Pabur und Tonse durchrauscht werden, welche alle sich in dem aus den heißen Quellen von Dschemnotri herströmenden Dschemna vereinen. Ist die kleine der Reise des Kapitän Jahnson beigegebene Karte richtig, so ist der Tempelort Gangotri nur wenig mehr als einen halben Grad von Dschemnotri entfernt, aber die eigentliche Gangesquelle ist noch etwas ferner: Hodgson der sie besuchte, sagt, daß über der Kluft seines Austrittes eine Schneemasse senkrecht sich erhebt, die gewiß 300 Fuß hoch ist, und aus einer Menge von übereinander gelagerten und gefrorenen Schneeschichten besteht. Der Strom ist hier 27 Fuß breit und 1 bis $1^1/_2$ Fuß tief.

Mit dem hier ans Licht getretenen Strom vereint sich zuerst von Norden her der Jahni Ganga, dessen bedeutendster Arm oben am Niti Ghat, 16,000′ über dem Meere entspringt. Kaum in der Ebene angelangt, empfängt der Dschemna eine Menge Ströme von dem Hochland Malwa herab,*) vereinigt sich aber schon bei Allahabad mit dem Ganges, der bald nachher den wasserreichen Soggra nebst einer Menge anderer von dem Himalaya herabkommender Flüsse empfängt, bis er sich kurz vor seinem Ausfluß mit dem oben erwähnten Brahmaputra, auch Megna genannt, vereinigt.

Der Ganges oder Ganga,**) obwohl weit kleiner als der Indus, ist doch der heilige Strom Indiens, und mit Recht; seine Ufer sind der Sitz der Kultur, die mit dem Strome hinabgezogen ist an das Meer: das Land zwischen Dschemna, Ganges und Soggra ist das Centralland der Brahmenherrschaft, die Heimath ihrer alten heiligen Sanskritsprache: an seinem Ufer liegt Benares, die heilige Stadt. Und wohl darf dem Indier sein Ganges heilig seyn, denn er hat das Land erschaffen, wie der Nil sein Thal. In der Nähe von Benares fand man 90 Fuß unter dem Boden, 50′ unter dem jetzigen Bette des Ganges ein altes Strombett, und Thier- und Menschenknochen. Alles beweist, daß der Strom dieß Thal ausgefüllt hat.

Das Delta des Ganges ist eines der größten und merkwürdigsten der Erde: den eigentlichen Anfang desselben, die Spitze, kann man bei Murschedabad annehmen, gegen 44 Meilen von der Meeresküste. Hier sendet sich der Kossimbuzar ab, und weiter unten ein zweiter Arm der Dschellingbi, der mit dem ersten vereinigt, den Hughly bildet, welcher zwar nicht so viel Wasser hat als der östliche Hauptarm, allein dasselbe mehr zusammenhält, und darum der einzige ist, welcher Seeschiffe trägt. Der Hauptarm theilt sich bald in eine Menge Kanäle, und Hunderte derselben bilden ein wahres Labyrinth in den zwischen ihnen liegenden Inseln. Ungefähr acht Meilen vom Meere tritt in den Ostarm der Brahmaputra ein, der von der Vereinigung mit einem kleinern Flusse an den Namen Megna führt. Das untere Delta, Sunderbund (die Wälder) genannt, ist eine furchtbare, von Tigern und Alligators bewohnte Wildniß, die von acht Hauptflüssen des östlichen Arms durchzogen wird. Beide vereinte Ströme ergießen nach Rennel 80,000 Kubikfuß Wasser in der Sekunde, also 228,000,000 in der Stunde. Zur Zeit des hohen Wasserstandes, glaubt er, daß man diese Zahl verdreifachen könne.

Wie der Po, fließt auch der Ganges dem Gebirge parallel, das steil gegen Süden abfällt. Zahllose Flüsse strömen herab, und reißen Erde und Sand mit sich; kein Wunder, daß der Ganges damit angefüllt ist. Der von den zwei größten Halbinseln der Erde gedeckte bengalische Meerbusen steigt 250 g. M. tief in den Kontinent hinein, und nimmt die zwei mächtigen Ströme auf, die den höchsten Gebirgen der Erde entquellen, und die Gewässer von einem Raume von mindestens 25,000 Quadratmeilen ihm zuführen. Die Winde treiben die Meerfluth gegen den Landwinkel, und häufen hier den Sand an, mit dem der Strom beladen aus seiner Mündung tritt. Weit hinauf in seinem untern Lauf reicht diese Wirkung und hemmt die Gewalt des Stroms, daß er die schweren Theile nicht alle mehr fortzuwälzen vermag, seine Mündung sich verstopft, und er sich in unzählige Arme theilt.

Unter diesen Armen zeichnen sich jedoch acht aus, von denen augenscheinlich jede zu irgend einer frühern Periode der Hauptausfluß des Brahmaputra oder Ganges, — denn selbst die Vereinigung dieser beiden datirt sich aus vergleichungsweise neuerer Zeit, — gewesen seyn muß. Obwohl bei niedrigem Wasserstande Ebbe und Fluth bis hinauf nach Murschedabad reichen, so ist doch zur Zeit der tropischen Regen die Gewalt des Stroms so groß, daß sie der Fluth entgegenwirkt, und dieser sowohl als die Ebbe nur in der Nähe des Meeres bemerklich ist: das Delta nimmt daher in der Fluthzeit an Höhe und Umfang zu, während

*) Es ist indeß merkwürdig, daß der Strom gerade gegen diese Seite hin vordringt.

**) Ganga heißt im Indischen der Strom, und der Ganges hat diesen Namen vor allen andern allein beibehalten, er hat keinen andern Namen, wenigstens nicht in der Ebene, im Gebirg heißt er Bagirati.

Digitized by Google

in andern Jahreszeiten der Ocean Wiedereroberungen macht, und zuweilen Alluvialebenen verschlingt. Die zur Regenzeit von dem Ganges in den Golf hinabgeführte Quantität von Sand und Schlamm ist so groß, daß das Meer erst 12 bis 15 M. von der Küste seine Klarheit wieder erlangte, und die Zunahme der Meerestiefe schreitet von der Küste bis auf 20 oder 25 M. ziemlich regelmäßig *) von 4 bis 60 Faden fort.

Bei dieser ungeheuren Menge der durch Ganges und Brahmaputra herabgeführten erdigen Materien ist es nicht zu verwundern, daß eine große Menge Inseln auch nur im Laufe eines Menschenalters entstehen. Manche die Meilen lang sind, entstanden aus bloßen Sandbänken oder durch eine Verstopfung am Boden, ein umgestürztes Boot, ein großer Baum sind im Stande eine Ablagerung von Sand zu veranlassen, die sich schnell vergrößert, und zu einer oft beträchtlichen Insel wird. Schilf, langes Gras, die indische Tamarinde und andere Stauden schießen rasch empor, bilden undurchdringliche Dickichte, und geben so dem Ganzen bald eine bedeutende Festigkeit.

Aber nicht bloß an der Mündung des Ganges ist dieser Landansatz, sondern er geht an der ganzen Küste von Coromandel hinab bis Tranquebar, der Kistnah, Cattack und Tandschur haben Deltas gebildet, die im Vergleich zu den Flüssen ziemlich groß sind, das ganze Deccan ist ein niedriges Land ohne eine Spur von Gebirgen, und es scheint ehemals vom Meere bedeckt gewesen zu seyn. Darum ist es nicht zu verwundern, wenn die Indier in ihren alten Sagen die ganze südliche Halbinsel eine Insel nennen „Yambu Dwipa" genannt; der Golf von Bengalen habe sich damals hinauf erstreckt bis Hurdwar, **) wo die Mündung des Ganges gewesen. Auch das untere Indusgebiet sey vom Meere bedeckt, und so die ganze jetzige vorderindische Halbinsel von dem Himalaya getrennt gewesen. Alle Theo- und Kosmogonien bezeichnen sie als Insel, und die Nordseite derselben soll gegen die Sandfläche hin von Nil Ghor bis Radschmahl am Ganges noch jetzt alle Kennzeichen einer alten Meeresküste tragen.

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.
3. Witebsk und Mohilew.
(Fortsetzung.)

„In Witebsk ist nicht theuer zu leben, wenigstens nach dem Aufenthalt im Wirthshaus zu schließen; Wirthshäuser gibt es hier zwei, die beide reinlich sind, eine gute Kost und ungemein wohlfeil liefern. In Petersburg gibt es kein solches Brod von gesiebtem Mehl; es ist weiß, wie Weizenbrod. Das Bier ist vorzüglich, Fleisch und Gemüse wohlfeil und gut, — was will man mehr? In dem gelehrten und gebildeten Dorpat ist das Brod fast immer unausgebacken und unrein, das Bier meistens schlecht. Die guten Deutschen müssen stirnerunzelnd eine saure Brühe trinken, wenn das Bier den Bräuern, deren es nur zwei gibt, nicht gerathen ist. Fleisch kann man nicht kaufen, wie man will, sondern wie der Fleischer will, und sagt ihr, daß ihr nicht lauter Knochen wollt, so erhält man die Antwort: wollt ihr vielleicht Fleisch ohne Knochen? Werdet nicht bös über solche Kleinigkeiten! Es ziehen sich aber daraus Folgerungen und namentlich der Beweis, daß die russische Städteordnung besser ist, als die Privilegien und Monopole in Liefland.

In Witebsk ist keine große, aber eine auserlesene Gesellschaft. Hütet Euch, ihr russischen Schriftsteller! Sie lesen und beurtheilen uns in den Provinzen vielleicht noch strenger als in den Hauptstädten, denn in diesen beurtheilt man einen Autoren nach seiner Stellung in der Welt, in der Provinz jeder nach seiner Ueberzeugung, und nur wenn er das Buch gelesen hat. Besonders in Witebsk ist der Ton der höhern Gesellschaft wahrhaft vaterländisch, und zeichnet sich aus durch Liebe zu Allem was Russisch ist. Unter dem Adel von Witebsk sind viele gediente und mit Orden gezierte Leute: die russische Sprache ist ungemein verbreitet, und polnisch spricht man nur in den Familien. Alle Damen sprechen gleichfalls schon russisch; indeß gibt es in Litthauen noch viele, die gar kein russisch verstehen.

Alterthümer gibt es hier keine; man zeigte mir eine Kirche, die vielleicht von der Großfürstin Olga erbaut wurde, doch ist dieß nur eine Sage.

Ich bedauerte sehr, daß ich nicht länger in Witebsk bleiben konnte, denn es gefiel mir dort überaus; die schöne Lage, die gute Ordnung und Reinlichkeit in der Stadt, die gebildete Gesellschaft, die herrschende Fröhlichkeit, die Gastfreundschaft und die ungemeine Herablassung der höhern Behörden, alles dieß macht mir das Andenken an Witebsk werth. Ich war trüben Muths, als ich die Stadt verließ, ein seltenes Gefühl für einen Mann der an ein Familienleben gewöhnt ist.

Bei der Vereinigung Weißrußlands mit dem Reiche im J. 1777 war Tschernischew der erste Generalgouverneur des Landes. Die Kaiserin Katharina bewilligte vielen Leuten aus ihrer Umgebung reiche Landgüter in Weißrußland, und einige Zeit war es unter den Vornehmen Mode auf den weißrussischen Besitzungen zu leben. Graf Tschernischew erhielt die Stadt Tschetschersk mit ihren Dependenzen, und verdiente dieß Geschenk durch die große Sorgfalt, mit der er sich der Verwaltung des Landes widmete. Unter Anderem baute er die bekannten weißrussischen Straßen: zwischen allen Städten Weißrußlands wurden Birkenalleen gezogen, an beiden Seiten Gräben fortgeführt und die Wege geebnet. Im alten Polen fand dieß niemals statt, und auch die russischen Straßen waren damals in klägtlichem Zustande. Jetzt sind die von Graf Tschernischew gepflanzten Bäume groß geworden, und der Wanderer geht im Schatten, wie in einem Parke. Die Posten in Weißrußland sind im gan-

*) Natürlich finden sich einzelne tiefere Stellen von 70 und selbst 100 Faden Tiefe, eine äußerst merkwürdige Ausnahme aber bildet, 7 bis 8 M. von der Küste das sogenannte „grundlose Oval" wo das Senkblei selbst bei 150 Faden Länge den Boden nicht erreicht. Dieß ist um so auffallender, da nicht nur die mit Schlamme vermischten Gewässer des Ganges fortwährend darüber hinströmen, sondern auch zur Fluthzeit die mit Sand und Schlamm geschwängerte See in derselben Richtung zurückgeht.

**) Hier tritt der Ganges aus dem Gebirge, und der Ort liegt 961' hoch.

Digitized by Google

zen Reiche die besten, das versicherten mich Kriegs- und Civilbeamte, die das Land in die Kreuz und die Quere durchreist haben. Die Pferde sind vortrefflich, die Fahrt geht schnell, auf den Stationen ist man nicht den geringsten Chikanen und Verzögerungen ausgesetzt; die Schreiber, aus den Ortsbewohnern genommen, sind höflich. Aber außer der Luft hat man auch auf den Poststationen nichts zu schlucken! Es scheint, daß man einen nur darum so schnell davon führt, damit man nicht Hungers sterbe. Zwischen Witebsk und Mohilew sind die Posthalter fast lauter Juden.

Was ist von den Kreisstädten Babinowitsch und Orscha zu sagen? Ich weiß nichts zu ersinnen; 150 hölzerne Häuschen, größtentheils elende Hütten, die im Triebsand versinken, und zwei hölzerne Kirchen machen die Stadt Babinowitsch aus; die Einwohnerzahl mag 700 Seelen betragen. Orscha ist, wenn auch nicht besser doch größer und volkreicher, hat gegen 400 Häuser, darunter fünf steinerne und über 2000 Einwohner. Die Lage von Orscha am Ufer der Orschiza nahe am Dniepr ist sehr günstig in strategischer Beziehung, und darum fochten auch hier alle diejenigen, welche in das Land einfielen oder es vertheidigten, Tataren, Schweden, Polen, Litthauer, Russen und zuletzt noch die Franzosen. Die Umgegend ist mit Grabhügeln überdeckt, aber der Anblick derselben ist durchaus öde und traurig.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kafferkrieg.

(Schluß.)

Kapitän Baille, der mit einer Kompagnie Hottentotten gegen das Meer vorrückte, berichtet, daß das Land, durch welches er kam, von der schönsten und fruchtbarsten Art sey. Er sah herrliche Weideplätze, fand Wasser im Ueberfluß, keinen Mangel an Holz, zahlreiche Bevölkerung, gut gebaute Hütten, viel Geflügel in den Kraals, und vor Allem große Mais- und Hirsefelder; die Stängel des erstern waren höher als ein Mann zu Pferde. Die Kaffern verfolgten die Truppen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, und es wurden einige Mann von dem Feinde getödtet. Obrist Smith ging über den Baschi zurück, während Tausende von Kaffern auf den Bergen und am Wege lauerten, um Nachzügler wegzufangen. Er kam indeß mit seinen Leuten und dem Vieh glücklich wieder zurück in das Lager des Generals am Impotschana, fünf Meilen westlich vom Kei, und brachte noch 1000 befreite Fingoes mit sich.

Krille, der Nachfolger Hinza's, wurde von dem General vom Impotschana aus zu seinen Leuten zurückgeschickt, während Buko und ein anderer Rath, Namens Kinki, als Geiseln nach Grahamstown abgingen; diese letztern machten, ehe sie das Lager verließen, einen Versuch zur Flucht. Ihr Diener ging eines Bedürfnisses halber aus dem Zelt und eine Wache mit ihm; der schlaue Kaffer dehnte sich und gähnte, und flog dann, schnell wie ein Pfeil vom Bogen, über die Ebene hin, den Kaross weit ausbreitend, um das Zielen zu erschweren, wenn man auf ihn schießen würde. Drei Soldaten schossen nach ihm, statt ihn aber nebst der übrigen Wache zu verfolgen, wurde das Zelt, in welchem Buko und Kinki sich befanden, mit gefälltem Bajonnet umringt. Buko stellte sich, als ob er eben vom Schlaf erwache, und fragte, was denn geschehen sey; sein Vorhaben, sich davon zu machen, während die Aufmerksamkeit auf seinen Diener gelenkt war, scheiterte mithin gänzlich. Buko und Kinki wurden auf Pferden, die man am Zügel führte, und die Füße unter dem Bauch der Thiere zusammengebunden, nach Grahamstown geführt. Krille hat bereits einiges Hornvieh geschickt, und versprochen, die bestimmte Zahl sobald als möglich zu stellen.

Um inzwischen die neue Provinz Adelaide sicher zu stellen, hat man an mehrern Stellen, hauptsächlich an der Straße nach Natal, Befestigungen aufgeworfen, und andere sind noch in der Ausführung begriffen. Die erste, Wardens Post genannt, ist eine viereckige Redoute von ausgestochenem Rasen und auf 150 Mann und 30 Pferde eingerichtet. Das Glacis ist rings herum mit Verhauen umgeben, und außerhalb, in einer Entfernung von 50 Schritten, also außer dem Bereich eines Assagayenwurfs, befindet sich ein anderer Verhau. Dieser Posten liegt am Impotschana. Der zweite Posten, Wellington genannt, in der Nähe des Gonubi, für 40 Mann und 10 Pferde, ist rund, von doppelten Verhauen umgeben, und mit einem erhöhten Wachthaus für vier Posten, zwanzig Fuß hoch vom Boden, versehen. Der dritte Posten befindet sich hier, wo ich schreibe; er ist für 1000 Mann berechnet, und nördlich und südlich von ihm, längs dem Lauf des Flusses, sollen noch zwei andere errichtet werden; der eine in der Nähe der Poorts des Büffelflusses und der andere zu Mount Coke. Das letztere wird die Verbindung mit Fort Wiltshire schützen.

Die Operationen der zweiten Division der Armee, unter Obrist Somerset, waren durch den Büffelfluß, den Kalun, Gonubie und Kei gegen das Meer gerichtet. Sie kehrte unlängst nach Grahamstown zurück, nachdem sie für die Fingoes Sorge getragen und sie am rechten Ufer des Keiskamma untergebracht hatte. Die dritte Division, unter Major Cox, wurde in den Debi-, Amatoli- und Büffelgebirgen verwendet, und lagert zehn Meilen von uns unter den Poorts. Der Major hatte vor einigen Tagen eine Zusammenkunft mit Tyali und Macomo; der erstere war munter und wohlbeleibt, der andere sah aber elend aus. Beide erklärten, sie seyen des Krieges müde, wollten sich aber doch nicht unterwerfen, und auch das Vieh der Kolonie, das sich in ihrem Besitz befand, nicht herausgeben. Die vierte Division von 700 berittenen Holländern, unter Van Wyk, hatte den Auftrag, das Land von den Klipplats bis zu den Bontebok-Niederungen, Chumie u. s. w. zu säubern; sie ist jetzt aus einander gegangen, da die Mannschaft, aus der sie bestand, zu ihrem Landbau zurückkehren muß, weil es jetzt die Zeit der Aussaat ist.

Mehrere Expeditionen sind unlängst aus dem Hauptquartier ausgeschickt worden, um den Feind zu beunruhigen; die erste, bei der auch ich mich befand, rückte unter Obrist Smith, 500 Reiter und 500 Fußgänger stark, aus. Wir marschirten längs eines Gebirgsrückens zwischen dem Büffelfluß und dem Kalumna gegen das Meer zu, da wir gehört hatten, daß der Feind sich in starker Anzahl südöstlich von uns befinde. Wir kamen auf viele Spuren oder Fährten von Kaffern und Heerden, welche wir mit der Reiterei schnell verfolgten. Als wir eine Anhöhe erreichten, sahen wir einen Haufen von ungefähr 1500 Mann unter uns. Es wurde sogleich angegriffen; ehe jedoch irgend ein Unglück geschah, fand sich, daß es bestrumbete Kaffern unter den Häuptlingen Pato, Kama und Umkye nebst 500 Fingoes unter Hermanus, und 100 Hottentotten unter Kapitän Halifax und Lieutenant Moulfrie waren.

Mit Einbruch der Dämmerung sammelte sich der Feind in großer Anzahl auf dem linken Ufer des Büffelflusses, und forderte uns heraus ihn anzugreifen. Wir gingen vor Tagesanbruch durch die Furth, aber der Feind floh vor uns; wir verfolgten ihn mit der Reiterei den ganzen Tag über, verloren einige Fingoes und tödteten mehrere Kaffern; da aber ein starker Regen fiel und unsere Pferde unter uns ausgleiteten als wir den Kalun und mehrere Schluchten passirten, so waren wir genöthigt an den Kinigha oder Elendsfluß vorzurücken. Hier machten wir einige Zeit Halt, kochten ab, kehrten dann zurück und erreichten nach einem Ritt von 36 bis 40 Meilen die Mündung des Büffelflusses, durch welche meiner Meinung nach ein Dampfboot fahren könnte. Es ist von großer Wichtigkeit einen Hafen für die neue Provinz zu finden; der Büffelfluß wird wahrscheinlich dem Bedarf abhelfen.

Eine andere Expedition ward anfangs dieses Monats unternommen, um den Feind aus seinen festen Stellungen an der Line Drift und dem Keiskamma zu vertreiben. Eine dritte säuberte das Land zwischen dem Chumie und dem Büffelfluß, wobei zwei Brüder Eno's erschossen, 1500 Stück Hornvieh, 50 Pferde und eine Menge Ziegen erbeutet, und vieles Getreide nebst mehrern Hütten zerstört wurde.

Der General ist im Begriff nach Grahamstown zurückzukehren und dem Obrist Smith das Kommando zu übergeben. Die Kälte ist des Nachts über schon ziemlich heftig; seit dem 26 März habe ich die Kleider nicht vom Leibe gebracht, ausgenommen um mich zu waschen; dennoch zeigten sich wenig oder keine Krankheitsfälle unter uns.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 302. 29 Oktober 1835.

Die Reste der Urvölker in Nordamerika.

(Nach Ch. J. Latrobe.)

Kaum gibt es ein Werk über Amerika, in welchem diese Grabhügel und Erdaufwürfe nicht erwähnt sind; sie sind die einzigen Alterthümer dieses Welttheils. Tausenderlei Vermuthungen sind schon aufgestellt worden über den Ursprung und Kulturgrad ihrer Urheber, die Zeit ihres Daseyns und die Gründe ihrer gänzlichen Vernichtung. Daß sie ein zahlreiches Volk waren, und einen wenn auch unvollkommenen, doch jedenfalls höhern Grad von Kultur besaßen, als die noch jetzt auf diesem Boden umherstreifenden Indianer, wird ziemlich allgemein angenommen, und den Beweis liefern auch die zahllosen Spuren alter Städte und Dörfer, die weitläufigen einst sichtlich angebauten Ländereien, und andere ungewöhnliche Denkmäler ihres gesellschaftlichen Zustandes, als Erdhügel, weite Grabstätten, Befestigungen und Wasserbehälter, die in staunenswerther Anzahl über das Mississippithal hin zerstreut sind. Nordwärts am Mississippi hinauf findet man sie bis zur Prairie de Chien; an den Fällen von St. Anthony sollen keine seyn, und es ist zweifelhaft, ob es deren nördlich und östlich von den großen Seen gibt, wohl aber finden sich welche an den südlichen Ufern. In Neu-England, überhaupt in den Staaten östlich von den Alleghany, den westlichen Theil des Staates von New-York ausgenommen, finden sich nur zerstreute und zweifelhafte Spuren, aber im Süden, in Georgien und Florida sind sie wieder in Menge vorhanden. Der Hauptsitz dieses untergegangenen Volks scheint das Mississippithal gewesen zu seyn, wo die Zahl und die Größe der Alterthümer am bedeutendsten ist; westlich hat man die Spuren bis an den Fuß der Felsenberge verfolgt, und Lewis und Clarke erwähnen ähnlicher Monumente sogar jenseits dieser Gebirgskette.

In wie weit man alle diese Monumente Einem Volke und Einem Zeitalter zuschreiben kann, ist schwer zu sagen. Die symmetrischen Grabhügel der südlichen Staaten, ihre Straßen, Wege, Alleen, Eichenpflanzungen und die künstlichen damit in Verbindung angelegten Teiche scheinen das Werk eines andern Volks, als das ist, welches seine Denkmäler am Ohio zurückgelassen hat. Was den vermuthlichen Kulturgrad dieser Völker betrifft, so scheint Alles gegen die Idee zu streiten, daß dieselben viel weiter als die jetzigen Stämme gewesen seyen, denn viele ihrer Befestigungen sind zwar sehr ausgedehnt und regelmäßig angelegt, aber es wurde nur die obere Erdschichte aufgegraben und bis zu einer gewissen Höhe aufgeworfen, selten kommt Mauerwerk, und zwar nur von der rohesten Art vor, und die Geräthe und Zierrathen, die man in den Erdaufwürfen fand, sind gleichfalls höchst unbedeutend und roh, so daß man wohl die Frage aufwerfen kann, ob nicht die Natchez und andere höher gestellte Stämme, welche nun gleichfalls im Süden verschwinden, zur Zeit als die Spanier und Franzosen sich im Lande niederließen, eben so große Fortschritte in der Kultur gethan hatten, als die Urheber der fraglichen Monumente.

Eines der merkwürdigsten ist eine regelmäßige Befestigung in der Nähe von Newark mitten im Ohiostaate. Sie bestehen aus zwei runden Wällen, von denen der innere jetzt 30′ über dem umliegenden Lande liegt, eine weite Fläche einschließt, und fast eine halbe Stunde im Umkreis hat. Oeffnungen und Thorwege sind bei beiden völlig verschieden; das Ganze ist jetzt mit mächtigen Bäumen besetzt, die zu ihrem Wachsthum Hunderte von Jahren nöthig hatten. Eine Reihe von Befestigungen verbindet dieß runde Fort mit einem viereckigen von ähnlicher Bauart, das etwa eine Stunde entfernt ist. Manche andere Spuren des Alterthums wurden in der Nähe aufgefunden, unter Anderem viele hundert Brunnen von verschiedener Tiefe. Außer den oben genannten sind andere Befestigungen bei Point Creek, am Muskingum in der Nähe von Marietta, und eine ganze Masse bei Circleville, die regelmäßigsten und bedeutendsten, die man bis jetzt entdeckte. Es ist schon oben bemerkt worden, daß man in diesen Werken selten Mauerarbeit fand, allein im Missouri und den benachbarten Staaten finden sich Bauwerke von Stein, in denen man eine gewisse Regelmäßigkeit entdeckt, und wenn man bedenkt, welch kleiner Theil dieses Landes bis jetzt erst genauer erforscht wurde, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß man noch viele andere entdeckt. In Franklin County, im Staate Alabama, soll sich ein eigenthümliches altes Fort aus Stein finden, das jedoch durch die Erdstöße von 1811 und 1812 bedeutend gelitten habe.

Die Spuren ehemaliger Städte trifft man an vielen Orten, und wenn man den bekannt gemachten Berichten glaubt, so müssen sie von ungeheurer Ausdehnung, sehr regelmäßig angelegt, und ursprünglich für dauernde Wohnungen bestimmt gewesen

Digitized by Google

seyn. Bei Little Rock am Ufer des Red-River nordwestlich von Alexandria liegt die sogenannte „alte Stadt." Die Umwohner wollen aus den Erdaufwürfen schließen, sie sey dreiundzwanzig englische Meilen lang, und vier breit gewesen. Jedenfalls scheint nach einem allgemeinen Ueberblick der bis jetzt gemachten Entdeckungen so viel sicher zu seyn, daß der fruchtbare Westen einst eine ungeheure Bevölkerung nährte, daß diese Bevölkerung bis zu einem gewissen Grade den Boden anbaute, und in großen Massen beisammen lebte; wahrscheinlich umgaben sie ihre Dörfer und ihren angebauten Boden mit Erdaufwürfen und Pallisaden, wie die Stämme in Florida beim Einfall Ferdinand de Sotos.

Das Unerklärlichste unter diesen Monumenten bleiben immer die Erdhügel wegen ihrer eigenthümlichen Lage, ihrer großen Anzahl, und der unermeßlichen Arbeit und Zeit, die sie gekostet haben müssen. Daß sie das Werk von Menschenhand sind, ist augenscheinlich, obwohl manche sonderbare Erhöhung, die sich in der Nähe findet, sichtlich das Werk der Natur, so unbegreiflich auch die Bildungsform ist. Bei etwas Erfahrung unterscheidet man leicht beiderlei Arten. Man findet künstliche Hügel von allen Formen und allen Größen, Kreise, Quadrate, lange Vierecke, Ellipsen, und in perpendikulairer Höhe von 6 oder 8 bis 90'. Einige sind oben flach, andere konisch; manchmal finden sie sich in Gruppen, die augenscheinlich nach einem allgemeinen Plane angelegt sind, manchmal ohne alle Symmetrie der Größe und Stellung gegen einander, hie und da sogar vereinzelt. Sie sind viel weiter über das Land verbreitet, als die übrigen Monumente, mit denen sie aus Einer Zeit zu stammen scheinen, da sie in einen Plan regelmäßiger Befestigungen kombinirt sind. Man trifft sie an den Ufern des Michigan-Sees und auf den Inseln an der Küste von Florida, fast immer in fruchtbaren Ebenen oder im Innern mächtiger Wälder; an dem einen Orte stehen sie in großer Anzahl zusammen, und scheinen die Gräber von Millionen, anderswo erhebt sich eine rohe Pyramide einsam am schattigen Bache. Wahrscheinlich dienten einige zu Gräbern, andere zu Wachtthürmen oder als Befestigungen, die größten vielleicht als rohe Tempel. Die meisten die man öffnete, enthielten menschliche Gebeine, grobe Töpferarbeiten, rohe Waffen und Zierrathen; bis jetzt aber wurde keiner der größern untersucht.

Nördlich von St. Louis liegt eine merkwürdige Gruppe, deren größter und entferntester Hügel von elliptischer Form ist, und eine weite Aussicht über das Land gegen die Vereinigung des Missisippi und Missouri darbietet; er scheint offenbar als Wachtthurm gedient zu haben. Ein Erdhügel, 8 g. M. westlich vom Chicago, mißt 1500' Länge, 220' Breite und 60' Höhe; seine Form ist elliptisch, der obere Theil flach. Im westlichen Virginien ist ein ähnlicher, der größte aber ist der am Cahokia. Sobald man von Osten her den American Bottom *) betreten hat, so erheben sich wie riesenhafte Heuschober über der Prairie auf jeder Seite der Straße nach Edwardsville drei Stunden von dieser Stadt etwa 70, scheinbar ganz unregelmäßig über die Ebene hin zerstreut. Sie sind alle mit rauhem Prairiegras oder Buschwerk bewachsen. Etwas weiter hin steht die Hauptgruppe, etwa 16 oder 17, und am Rande des Cahokia Creek der größte, Pig Mound genannt.

Wenn man davor steht, hat man Mühe sich zu überreden, daß eine so ungeheure Masse das Werk der Menschenhand seyn soll, und doch ist dieß nicht zu bezweifeln. Seine Stellung neben andern auf einer völlig flachen Alluvialebene, die Gleichförmigkeit des Materials, wo dieses vortritt, seine regelmäßige Gestalt, — er bildet ein Parallelogramm, das gerade von Norden gegen Süden liegt, und hat zwei gegen Süden liegende Vorterrassen, — alles dieß und seine augenscheinliche Verbindung mit den andern Erdhügeln in der Nachbarschaft bestätigt, daß er von Menschenhand erbaut ist, obwohl keine Sage uns berichtet, wer der Erbauer war, und zu welchem Zweck diese riesenhafte Masse errichtet wurde, deren Aufthürmen viele Jahre und viele Tausende von Menschenhänden erforderte. Der Umfang der Grundlage soll 1800' und seine perpendikulaire Höhe 90' betragen, nach Allem was der Regen von Jahrhunderten herabgewaschen hat.

*) Unter diesem Namen versteht man eine außerordentlich fruchtbare Ebene, die sich 16 bis 18 g. M. weit längs dem östlichen Ufer des Missisippi oberhalb und unterhalb St. Louis erstreckt, und im Durchschnitt eine geogr. Meile breit ist; im Osten ist sie durch eine fortlaufende Linie steiler Bluffs begränzt, die wahrscheinlich vor alter Zeit das Ostufer des Flusses bildeten.

Bemerkungen auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

3. Witebsk und Mohilew.

(Fortsetzung.)

Zwei und zwanzig Werste von Mohilew liegt das bekannte Schklow, die zweite ebräische Hauptstadt im ehemaligen Polen. (Die erste ist Brody, die dritte Berdytschew.) Schklow gehörte vor Alters der Familie Chodkiewicz; der bekannte Hetmann Johann Karl Chodkiewicz baute hier ein Schloß, von dem man noch die Trümmer sieht. Bei der Vereinigung Weißrußlands mit dem Reiche wurde Schklow von der Kaiserin dem Grafen Soritsch verliehen, einem geborenen Serben. Soritsch wollte an Luxus und Pracht alle alten polnischen Magnaten verdunkeln. Er baute hier einen mächtigen Palast, ein Theater, richtete prachtvolle Gärten her, verschrieb Schauspieler, ließ eine Ballettruppe kommen, einige Orchester, Sängerchöre u. dgl., und lebte in Saus und Braus halb asiatisch, halb europäisch. Die Gäste strömten von Weitem her, aus der Hauptstadt und den Gouvernements, in Schklow zusammen, und der ganze höhere Adel Weißrußlands wurde fast mit Gewalt in Schklow zurückgehalten. Soritsch war unverheirathet, aber die Damen kamen zu ihm auf die Bälle, die Maskeraden und ins Theater. Mit Karten wurde nicht gespielt, wie jetzt; Hunderttausende fielen auf Eine Karte. Ganz Weißrußland war wie im Taumel. Alles wollte es, wenn auch in kleinem Styl, Soritsch, Passek und Potemkin nachthun! allenthalben verschrieb man Orchester, allenthalben veranstaltete man Bälle und Jagden. Aber wie endete dieß Alles? mit Soritschs Tode wurde eine Kommission ange-

Digitized by Google

ordnet, um die Schulden zu bezahlen und die Güter zu verkaufen: viele von seinen Freunden wurden gleichfalls bankerott, andere zur Hälfte, und jetzt noch liegen in dem schmutzigen Judenstädtchen die Trümmer seines Schlosses, die Spuren seiner Gärten und ein abgebranntes Gebäude, in welchem das Kadettenkorps war, das erst nach Grodno und dann nach Smolensk verlegt wurde. Alles ist verschwunden wie Rauch. Schklow brachte seinem Besitzer ungeheure Einkünfte, welche größtentheils zugleich mit den Gütern in die Taschen fremder Lieferanten und Handelsleute wanderten. Geld cirkulirte in Schklow in Menge. Die hiesigen Juden führten außerdem einen ausgebreiteten Handel mit Kolonialwaaren und Manufakturerzeugnissen aller Länder. In Polen gab es keine Manufakturen, in Rußland sehr wenige. Die Juden bezogen die russischen und polnischen Jahrmärkte mit Luxusgegenständen und kurzen Waaren. Außerdem führten sie heimlich Branntwein in Rußland ein, und Kupfergeld aus, welches sie umschmolzen. Die Betriebsamkeit war ungewöhnlich. Die großen Straßen, wie die Vicinalwege waren angefüllt mit mächtigen jüdischen Fuhrwägen, die sich um drei Centralpunkte drehten, Berdytschew, Brody und Schklow.

Diese Städte standen unter dem besondern Schutze einer Göttin von hebräischer Abkunft, der Kontrebande. Aus dem Horn des Ueberflusses schüttete sie Gold auf den Stamm Judas; sie untergrub alle Fabriken und Manufakturen, wie allen rechtmäßigen Handel. Seit Canerin ans Finanzministerium und Bibikow ans Departement des auswärtigen Handels kam, ist das Füllhorn der Göttin ausgeleert, und sie selbst liegt im Sarge, und ihre Priester klagen über schlechte Zeiten. Seltsam ist nur, daß aus den guten Zeiten, wo Millionen Dukaten durch jüdische Hände gingen, keine reichen und großen jüdischen Häuser übrig geblieben sind; aber die Beispiele sind selten, wo der Reichthum des Vaters auch nur auf den Sohn, und noch seltener, wo er auf den Enkel überging.

In Schklow ist ein berühmter Jahrmarkt, den viele russische Kaufleute und Adelige besuchen. Man versicherte mich, daß wer mit den jüdischen Kniffen bekannt sey, gerner bei ihnen als bei christlichen Kaufleuten seine Einkäufe mache. In der Peelleerei bin ich kein Kenner.

Aus der alten Größe von Schklow ist noch eine prächtige Synagoge übrig. Die hiesigen Rabbiner genießen eine besondere Achtung, weil man hier die Weisesten der Weisen auswählt. Die Volkszahl läßt sich nicht mit Genauigkeit erfahren. Trotz der Strenge und Genauigkeit, mit der die Regierung beim Census zu Werke geht, wissen die Juden doch immer die wirkliche Seelenzahl zu verbergen. Die einen sagen, der Ort habe 6000 Seelen, die andern versichern, er habe 7000, und ein dritter behauptete gegen mich auf dem Wege, es seyen mit den Fremden gegen 10,000 Juden daselbst. Hier gibt es weder Polizeimeister, noch Stadtvogt, aber ein Beamter der Landpolizei hat hier seinen bestimmten Aufenthalt.

Die Unzahl der Mäkler (Faktoren) und Händler mit ihrem Waarenvorrath unter dem Arme verließ mich von meiner Ankunft bis zu meiner Abreise nicht einen Augenblick. Einer rief mir einige Worte Französisch zu, um meine Aufmerksamkeit zu erregen, und als ich ihn herrief, erzählte er mir, er sey im Jahre 1812 der Faktor Napoleons gewesen. Nur mit Gewalt machte ich mich endlich von dieser Judenschaft los!

Mohilew ist eine äußerst angenehme Stadt, sie liegt in grünenden Gärten versteckt am steilen Ufer des Dniepr; die Straßen sind eben, gepflastert, aber mit Ausnahme einer Straße, wo die Kaufläden, die freien Plätze und die Amtswohnungen sind, gibt es fast keine steinernen Häuser, namentlich keine größern und schönen Privathäuser, wie in Witebsk; im Ganzen gibt es ihrer 86. Der hölzernen Häuser sind gegen 1900, aber die Vorstädte sind fast größer als die Stadt selbst, die nur aus zwei Hauptstraßen, einigen Querstraßen und zwei öffentlichen Plätzen besteht. Einer derselben ist in einen Spaziergang umgewandelt, um denselben läuft ein Boulevard, das mit Pappeln bepflanzt ist, und in der Mitte liegt eine kleine englische Gartenanlage. Die hölzernen Häuser sind alle angestrichen und reinlich gehalten.

In Mohilew sind 17 steinerne und 18 hölzerne Kirchen; alle steinernen, griechische wie katholische, sind schön und einige prächtig. Es befindet sich hier ein Gymnasium, eine Kreisschule und ein Seminar mit einer ihm untergeordneten Lehranstalt. Die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 15,850 Seelen; in der geistlichen Schule sind 305, in der weltlichen 331 Schüler. Kaufleute erster Gilde gibt es keine, die Händler beiden Geschlechts, größtentheils Juden und Jüdinnen, betragen etwa 170.

Mohilew gehörte unter der ehemaligen polnischen Regierung bis ins siebzehnte Jahrhundert zu den Kreisgütern der polnischen Könige, und die polnischen Chroniken gedenken seiner als Stadt schon vor dem vierzehnten Jahrhundert. Unter Sigismund III und Wladislaw IV wurde es mit einem Erdwall umgeben, dessen Ueberreste man noch sieht, und zwischen dem Flüßchen Dubrowinska und Dniepr wurde auf einer Anhöhe eine Art Schloß erbaut, und hier befand sich auch die Waffenfabrik. Im J. 1651 wurde Mohilew unter Zaar Alexei Michailowitsch von den Russen eingenommen, und verblieb Rußland bis zum Jahre 1661. Das Klima ist schön, gesund und angenehm. Hier ist, so zu sagen, der Uebergang aus dem südlichen ins mittlere Rußland. Alle Bäume wachsen hoch empor, sind saftreich und dauern dennoch lange. Die Einwohner lieben den Gartenbau, die Früchte sind schmackhaft und gedeihen in Menge. Der Dniepr liefert viele Fische, namentlich Störe, zuweilen auch Steräde. Ein besonders schmackhafter Fisch ist der Wyejesub, nach hiesiger Aussprache Wieosub,*) der sich nur in den Gewässern findet, die ins schwarze Meer fallen. Dieser Fisch hat Schneidezähne, die denen des Menschen gleichen. Der Boden ist, wie schon früher erwähnt, ausnehmend fruchtbar in dem größten Theile des Gouvernements, und der Dniepr ist dem Handel überaus günstig. Das Gouvernement Mohilew könnte eines der reichsten seyn, und Mohilew selbst eine der angenehmsten Städte Rußlands. Die hiesigen Büeger bearbeiten auf eine sehr geschickte Art die Thierhäute, und verführen sie weithin auf die Jahrmärkte. Die mohilew'schen Juften, Schuhsohlen und Kalbleder zeichnen sich durch ihre Dauerhaftigkeit aus. Vom Handel läßt sich dasselbe sagen, wie früher

*) Wahrscheinlich soll dieß der „Bohrzahn" bedeuten.

Digitized by Google

über Witebsk. Die Läden sind angefüllt mit Erzeugnissen moskauischer Fabriken.

Es war eine Zeit, wo in Mohilew ein äußerst fröhliches Leben herrschte, als der reiche Adel hier zusammenströmte, um den Winter über hier zu wohnen. Jetzt leben nur die Beamten und diejenigen Adeligen in der Stadt, welche freiwillig gedient haben. Der mohilew'sche Adel ist von alter Zeit her durch seine Gastfreundschaft berühmt, auch jetzt zeigt sich diese Tugend wieder in ihrer Blüthe, und zwar nicht bloß darin, daß man den Fremden zu Gastereien einlädt, sondern man öffnet ihm auch mit Freundlichkeit und Zuvorkommen die Familienkreise. In Petersburg und Moskau hegen viele den Irrthum, der weißrussische Adel sey sehr prozeßsüchtig. Diese Pest, an der der kleine Adel in Weißrußland, Kleinrußland und Litthauen allerdings leidet, war eine Folge des litthauischen Gesetzbuchs, dem zur Freude aller Wohldenkenden in Weißrußland bereits das Grablied gesungen ist. Altoraten, Kondemnaten, accessorische und summarische Register vermehrten die Prozesse ins Unendliche, und nährten ganze Schwärme von Advokaten und Rabulisten. Ich weiß einen Fall, wo zwei Güterbesitzer zwanzig Jahre lang prozessirten, nur um zu wissen, ob man den Prozeß aus dem summacischen oder accessorischen Register anfangen müsse! — der höhere Adel war aber durchaus nicht prozeßsüchtig, obwohl er von den Prozeßkrämern viel zu leiden hatte. Außer dem einheimischen Adel sind hier auch viele russische Familien; der Ton der guten Gesellschaft ist im Allgemeinen russisch, und die Lebensart halb russisch, halb polnisch: die russische Sprache ist in allgemeinem Gebrauch.

Zwischen Russen und Polen scheint hier viel Einigkeit zu herrschen, namentlich fiel mir die ausgezeichnete Achtung und Verehrung aller Stände, selbst der Katholiken, gegen den hiesigen Erzpriester auf. Wenn er die Messe liest, und bei hohen Festen, geht der ganze höhere Adel, Russen und Katholiken, in die russische Kirche, und bezeugt ihm nachher seine Achtung in seinem Hause. Viele Unirte sind aus Verehrung für ihn wieder zur griechisch-russischen Religion übergetreten. Nichts wirkt in einem fremdgläubigen Lande so kraftvoll auf Sinn und Herz, als eine höhere Geistlichkeit, wenn sie ein ächter Vertreter des herrschenden Volkes ist. Bei Sr. Hochwürden sah ich eine Menge seltener Bücher und Manuskripte, die sich auf die Geschichte der Unirung und überhaupt auf die Geschichte des weißrussischen Landes beziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Höhlentempel in Indien.

Wir haben vor einiger Zeit eine Beschreibung der seltsamen Bauwerke zu Mavalliveram gegeben, und lassen hier von demselben Reisenden eine allgemeine Uebersicht der Höhlentempel folgen, die sich jedoch von der erstern sehr unterscheiden.

Die frühern Reisenden in Indien, entweder weniger empfänglich für die Schönheiten der Kunst, oder tiefer von religiösen Gefühlen durchdrungen als die neuern, sahen in den prachtvollen Höhlentempeln Dekkans nichts als ungeheure für den Götzendienst erbaute Tempel. Einer derselben, Namens Linschoten, beschreibt die Tempel von Salsette als „wahrhaft teuflisch und entsetzlich anzuschauen," und die Portugiesen, zu deren bigotte schonungslose Hände diese und die Insel Elephanta zu fallen das Unglück hatten, zeigten sich so weit davon entfernt, die unterirdischen Tempel derselben als Denkmale der Kunst heilig zu halten, daß sie vielmehr eifrigst auf ihre Zerstörung versessen waren.

Salsette, obschon es einige der großartigsten jener Bauwerke besitzt, ist wegen des ewigen Schattens, den seine dichten fast undurchdringlichen Waldungen bieten, so sehr in Dämmerung gehüllt, daß sich der Schrecken, der sich frommer, aber unwissender Männer bemeisterte, wenn sie plötzlich vor den grimmigen, riesigen, in düstern Höhlen ruhenden Götzenbildern standen, einigermaßen entschuldigen läßt. Die Scenerie ist von der wildesten Art. Der große tief in das Innere des Gebirgs eindringende geräumige und unheimliche Tempel, am Eingange von monströsen Götzenbildern bewacht, den Gegenständen der Verehrung für die Anhänger eines entarteten, zügellosen Glaubens, sind wohl geeignet grauenvolle Gedanken in der Brust des Menschen zu erwecken. Ringsum sich erhebende, Höhlen bildende, und allenthalben von riesigen Bäumen beschattete graue Felsenmassen bieten wilden, dem Menschen verderblichen Thieren zahllose Schlupfwinkel. Hier lauert der Tiger und die giftgeschwollene Schlange, während an den düstersten Stellen Fledermäuse umherschwirren, und wilde fast aus allen Spalten hervorschwärmende Bienen den Weg für den neugierigen Wanderer eben so schwierig als gefährlich machen. Jene aber, welche mehr mit Mitleid als mit Unwillen die Irrungen und Täuschungen betrachten, welche den schwachen Bemühungen des Menschen, sich einen religiösen Glauben zu bilden, stets anklebten, werden die unheimlichen Wunder von Salsette nicht ohne inniges Vergnügen sehen. Die mehr als halbwegs am Abhang eines steilen Bergs auf einem beherrschenden Platze gelegene Haupthöhle hält, den Portikus und die zu ihr führende Area mit eingeschlossen, 142 Fuß in der Länge. Sie enthält eine prachtvolle, durch Säulenreihen in drei Gänge abgetheilte Halle, und da sie mit einer konkaven, kanellirten, mit Holz gerippten Decke von edler Bauart versehen ist, so beschränken sich die übrigen Verzierungen auf sehr gut ausgeführte Skulpturen an den Kapitälen der Säulen. Der Portikus ist reicher mit Statuen und Basreliefs ausgeschmückt, und diese riesigen Gebilde waren es, welche die Missionäre der frühern Zeit so sehr entsetzten. „Die Ganesas, Hanumans und Varunas von Salsette," bemerkt ein neuerer Schriftsteller, „mit Oel und Oker beschmiert, wie man sie hier erblickt, könnte man leicht für Dämonen halten, und der innere dunkle Raum, zu dem man auf Stufen hinabsteigt, hat ganz das Aussehen einer Pforte zur Unterwelt."

Die Figuren sind indeß buddhistisch, und für den christlichen Beschauer minder empörend als die zu Elephanta. Die Dämmerung und das Grauen, welche die Höhlen von Salsette umgeben, schwinden, wenn man die Gipfel des Gebirgs besteigt, in das sie gegraben sind. Von da aus hat man eine mannichfache, reizende Aussicht. Unter und jenseits der wilden Felsen, welche den Vordergrund bilden, dehnen sich in üppiger Fruchtbarkeit prangende Ebenen aus; Palmenhaine von Reißfeldern durchschnitten, sanfte mit Waldung gekrönte, lachende Thäler einschließende Anhöhen und eine Menge Dörfer bieten sich hier dem entzückten Auge dar, und zahllose im Schatten ruhende Heerden beleben die reizende Landschaft. Die Insel Bombay mit ihren Hafen und Schiffen begränzt den Horizont gegen Süden; ferne auf dem Festland emporsteigende Berge schließen die Aussicht gegen Norden, und gegen Westen dehnt sich der Spiegel des Oceans in unabsehbarer Ferne aus.

Obschon die Höhlen von Elephanta keine so schönen Wölbungen und so herrliche Säulen bieten, wie die von Salsette, so sind sie doch weit reicher an Skulpturen, und gewähren sie auch keinen so imposanten Anblick, so ist der Eindruck, den sie machen, gefälliger. Der Berg, in welchen der Haupttempel gehauen ist, bietet eine höchst romantische und malerische Aussicht. Die Straße schlängelt sich rund um denselben durch üppige schön bewaldete und reich mit Schlingpflanzen aller Art wie mit Guirlanden umschlungene Hohlwege, und von den zahllosen Windungen und offenen Stellen des Weges aus hat man die herrlichste Aussicht auf die Stadt Bombay. Die Tempel selbst sind Ehrfurcht gebietend in ihrer unterirdischen Größe; die langen Säulenreihen verlieren sich in der Dunkelheit, und zwischen ihren Bögen blicken ungeheure Statuen aus der Dämmerung hervor, unter denen eine kolossale dreifaltige Büste in der Mitte die auffallendste ist.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eh. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 303. 30 Oktober 1835.

Die Ströme der Erde.

Schlußbemerkungen.

Mit Asien haben wir die Uebersicht der bedeutendern Ströme der Erde geschlossen, weil der fünfte Welttheil Australien noch viel zu wenig bekannt ist, um dort über den Lauf der Ströme und ihre Beziehung zur Gesammtheit des Landes etwas mit Sicherheit anzugeben; nur drei bedeutendere Flüsse, der Lachlan, der Macquarrie und Darling lassen sich nennen, deren Ursprung so ziemlich bekannt, und deren Ausmündung wahrscheinlich ist. Läßt sich aber hinsichtlich des Verhältnisses der Flüsse zum Lande aus Mangel an genauern Kenntnissen nichts Näheres angeben, so bieten die wenigen Erfahrungen, die man über das Innere gemacht hat, uns eine Erscheinung dar, wie sie außerdem auf der ganzen bekannten Erde nicht in solcher Größe sich zeigt. Einer der oben genannten Flüsse, der Darling, welcher an der Stelle, wo Kapitän Sturt ihn fand, 200 bis 250 Fuß breit und sehr tief war, bot den Lechzenden keine Erquickung, denn sein Wasser war salzig wie das Meer. Da der Bergzug, in dem diese drei Flüsse entspringen, in nicht sehr bedeutender Entfernung von der Ostküste liegt, und ihr Lauf gegen Nordwest und Südwest geht, wonach sie drei Viertheile der ganzen Breite des Landes durchfließen, so strömen sie vermuthlich durch Niederungen und Binnenseen, wo das Land gleich so vielen Inseln der Südsee durch Korallenriffe sich gebildet hat, die noch salzigen Grund in sich schließen. Auf diese Vermuthung führt der Umstand, daß Kapitän Sturt, als er auf seiner Wanderung im Innern den Fluß abermals weiter unten traf, sein Wasser nicht mehr ganz so salzig fand. Aehnliche seltsame Erscheinungen mag der so wenig bekannte Kontinent noch mehr in sich schließen, gleichsam um den Menschen zu zeigen, daß die Formen und Erscheinungen der Natur, an die wir jetzt gewöhnt sind, noch keinen in sich abgeschlossenen Kreis bilden, sondern daß jeder Schritt, den wir in der Kenntniß des Erdballs thun, uns neue Erscheinungen, neue Räthsel bietet, zu deren Lösung ein geheimer Trieb den menschlichen Geist auffordert.

Niemand kennt besser als der Verfasser dieser flüchtigen Skizzen über die Ströme das Ungenügende und Lückenhafte derselben, er würde aber seine Mühe nicht für verloren achten, wenn es ihm gelungen wäre, einiges beizutragen zur Belebung der Ueberzeugung, daß das Erdganze keine todte, unbelebte Masse, sondern ein nach organischen Gesetzen sich entwickelndes Wesen sey, dessen Lebensalter wir freilich nicht nach menschlichem Maße messen dürfen, denn hier mehr wie irgendwo leuchtet die Wahrheit des Spruchs ein: „tausend Jahre sind vor dir, wie der Tag der gestern vergangen." Wer das Erdganze mit solchem Auge betrachtet, wer erwägt, in welch inniger Verbindung die Geschichte der Erde mit der Geschichte des Menschengeschlechts steht, für den erhält jeder Schimmer von Licht aus der Vorzeit, jede bald verklungene Sage entschwundener Geschlechter, ihren eigenen Werth und ihre besondere Bedeutung. Hoch auf den Bergen von Hadesch und in den unbekannten Kumrigebirgen entspringen die beiden Quellströme des Nils, und nur in geringer Entfernung unterhalb ihrer Vereinigung stehen die Ruinen des alten Meroe, dessen Geschichte in ein weit bestimmteres Alter hinaufreicht, als die Sagen von Indien und China. An dem Strome abwärts zog in wunderbarer Weise Kultur, Macht und Herrschaft, bis sie in dem jetzigen Unterägypten sich ansiedelten, welches zur Zeit, als Meroe blühte, höchst wahrscheinlich noch völlig vom Meere bedeckt war. Die Geschichte des Stroms erzählt in großen Zügen die Geschichte des Landes und der Reiche, und beide stehen in wunderbarer Wechselwirkung. Die blühende Macht der Herrscher sicherte die Herrschaft des Stroms über die libysche Wüste, und der Strom goß dankbar dafür seine Segnungen aus über das Land. Aber der Mensch ist schwach und vergänglich, seine Kraft erschlafft in Trägheit oder durch das Alter, der Strom ward nicht mehr gepflegt, Osiris der Segenspender nicht mehr geschützt gegen den bösen Typhon, und dieser brach herein, überschüttete die Ufer mit Unfruchtbarkeit, die Völker schwanden dahin, aber der mächtige Strom, das Kind der ewig schaffenden Natur, zog weiter, um andere Länder, kräftigere Völker mit seinen Segnungen zu erfreuen. Ist nicht wirklich die Geschichte des Stroms die Geschichte des Landes? ist nicht mit Ganges und Hoangho ein ähnlicher Fall, wenn gleich nicht überall Riesenpyramiden und Felsentempel an ihren Ufern wie Geister der alten Welt in beredter Zunge die Geschichte der Menschengeschlechter erzählen?

Aber nicht nur der Lauf der segenspendenden Flüsse in der Niederung, auch der Lauf im Gebirge, die Wasserscheiden sind für Welt und Völkergeschichte von Bedeutung. Wie lange war

Digitized by Google

der Westabfall der hohen Gobi, der Gebirgssaum, der vom Thian Schan hinüber führt zum Tangnu Oola, die Scheidewand der west- und ostasiatischen Völker, bis endlich Völkerstürmer, wie Dschengis Khan das Gebirg überstiegen und dem Lauf der Flüsse folgend, fortrückten in dem fremden Land. So drangen auch die Mongolen am Peiho, am Lanho, so die Mandschu am Sira Muren herab ins chinesische Flachland. Die Flüsse waren die großen Kriegswege der rohen Völker, und wenn die fruchtbare Niederung am Flusse Reichthum und Verdorbenheit erzeugt hatte, wenn die Kraft sank, da brachen aus den Stromthälern die rohen Barbaren hervor, und lehrte durch bittere Noth, daß diejenige Bildung nicht die rechte sey, in welcher der männliche Muth untergeht.

Wenden wir uns zur Entwicklung des Landes in Bezug auf die Flüsse, so tritt uns hier die mannichfache Gliederung entgegen, in der sich die Verschiedenheit des Landes kund gibt. Vergleichen wie z. B. den Marañon und den Amurstrom, welch unermeßlicher Kontrast! der erste fließt in einem Längenthal des Gebirgs gegen Norden, durchbricht dann in raschem Laufe die schmale Gebirgskette, und betritt die Ebene, um auf ihr mindestens vier Fünftheile seines Laufs zurückzulegen. Der Amurstrom legt ein Drittheil seines Laufes auf der hohen Gobisteppe zurück; nachdem er diese durchbrochen, tritt er in ein zum Theil sehr gebirgiges Land, und fällt, nachdem er dessen Gränzkette geöffnet, in die See, so daß man von ihm sagen kann, er habe einen großen Ober- und Mittellauf, aber gar keinen Unterlauf, während man den Unterlauf des Marañon im Grunde da beginnen muß, wo er aus dem Gebirge hervorgetreten ist, und die Ebene erreicht hat. Muß nicht eine so verschiedene Entwicklung des Landes auf die Geschichte der Völker und Reiche einen unermeßlichen Einfluß ausüben. In dem Lande, das den Mittellauf des Amurstroms einschließt, d. h. vom In-Schan bis zum Jablonnoi Chrebet, von 44° bis 56° N. B. wohnen verschiedene, von einander völlig unabhängige oder schwach verbundene Völker, wenn gleich die nominelle Reichsgränze sie alle umfaßt. Dagegen wird einst auf den weiten Ebenen des Marañon Ein mächtiges Reich entstehen. Denn nichts hemmt die Verbindung der verschiedenen Theile unter einander, kein gebirgiges Land schützt die Unabhängigkeit einzelner Stämme, und eine einzige vorherrschende Macht, die sich hier erhebt, muß die weiten Länder ihrer Herrschaft unterwerfen.

In wie weit der Flußlauf und die Gewalt des rinnenden Wassers überhaupt die Gestaltung der Erdoberfläche verändert, ist eine äußerst schwierige, und bis jetzt noch immer schwach gelöste Frage. Daß die Flüsse durch die ungeheure Masse von Sand und Schlamm, die sie mit sich führen, Niederungen ausgefüllt, in das Meer hinein Land angesetzt haben, ist eine bekannte, und nur darum nicht in ihrer ganzen Wichtigkeit gewürdigte Thatsache, weil sie langsam wirkt, und täglich vor unsern Augen vor sich geht, aber diese Wirkung ist unter allen die bedeutendste. Daß Ströme Gebirgsthäler durchbrochen, und statt Seen zu bilden in die Niederungen vordrangen, sind gleichfalls entschiedene Thatsachen, wenn man sie auch nicht immer historisch nachweisen kann: so ist der Dschellum gewiß aus dem Thal von Kaschmir hervorgebrochen, das er vorher als See bedeckt hatte. Um jedoch ein einleuchtendes Bild zu haben, welche Folgen ein solcher Durchbruch hat, so stelle man sich nur einen Augenblick vor, die Felsen, welche das Bett der Donau bei Orsowa verengen, seyen nicht durchbrochen, oder der Engpaß wurde durch irgend eine Erderschütterung so verschüttet, daß der Strom die Masse nur nach langer Zeit wieder zu durchbrechen vermöchte, so wäre die ganze ungarische Ebene im Augenblick zu einem Binnensee umgewandelt. Nehmen wir ein anderes Beispiel, dessen Verwirklichung vielleicht näher ist als man glaubt. Das obere Rhonethal ist in hohem Grade gefährdet; da wo der Fluß zum Erstenmal über eine Felsenwand hinabstürzt, ist der Fuß eines Felsen dermaßen unterwaschen, daß er jeden Augenblick den Einsturz droht; fällt aber dieser, so stürzt eine ungeheure Menge von Erde und Schutt und Felsen nach, und das Thal wird gesperrt, der Fluß bildet schnell einen See, dessen Wasser den Fuß der Gletscher angreifen muß, so daß diese gleichfalls in den See nachstürzen, welcher endlich unter gräßlichen Verheerungen sich wieder Bahn brechen wird. Die Rhone kann plötzliche Veränderungen nach sich ziehen, bei andern gehen sie langsam aber gewiß, man erinnere sich nur der Linth; ohne die kluzen und energischen Maßregeln Eschers wäre die ganze Gegend um den Wallenstädter See versumpft und allmählich vom Wasser bedeckt worden, bis das Uebermaß des Uebels durch einen gewaltigen Durchdruch sich wieder von selbst gehoben hätte. Wie viele solche Dinge mögen indeß nicht vorgegangen seyn, ohne daß Menschenhand so klug und verständig eingegriffen hätte, und wie viele mögen noch vorgehen, wo die Hand des Menschen zum Eingreifen zu schwach ist. Die Geschichte des Menschengeschlechts ist noch viel zu kurz und wir kennen die Erde noch viel zu wenig, um ein genügendes Urtheil über die Frage zu fällen, welche Veränderung die fließenden Gewässer auf dem Erdboden hervorgebracht haben.

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

3. Witebsk und Mohilew.

(Fortsetzung.)

Mit dem Gouverneur fuhr ich nach Pipenberg, um dort die merkwürdige weibliche Erziehungsanstalt der Madame Sawitsch zu sehen. Pipenberg liegt am Ufer des Dniepr, fünf Werste von der Stadt, in einer entzückenden Lage; die Gebäude wurden von dem früheren Generalgouverneur Passek aufgeführt, und kamen später in den Besitz der Krone. Der Kaiser gestattete Madame Sawitsch ihr Pensionnat, das in jeder Beziehung Aufmerksamkeit und selbst Bewunderung verdient, hieher zu verlegen. Madame Sawitsch, welche erkannte, daß es nichtreichen Eltern an allen Mitteln zur Bildung ihrer Töchter mangle, errichtete aus reinem Patriotismus diese Pension, in welcher Mädchen für 300 R. A. (ungefähr 110 fl. rh.) jährlich in allem dem Unterricht erhalten, was sie in andern Pensionen gegen Erlegung von so viel Tausenden erlernen. Die Kinder erhalten Unterricht im Tanzen, Französisch, Deutsch, Russisch, Geschichte, Geographie, Arithmetik, Zeichnen und weiblichen Arbeiten, und man sorg-

Digitized by Google

für sie auf eine ausgezeichnete Weise. Die Zimmer sind reinlich, der Garten groß, der Tisch gesund und schmackhaft. Für die Aufsicht sind Gouvernanten da, aber Madame Sawitsch sorgt selbst wie eine Mutter für Alles.

Ich hatte auch Gelegenheit, einige Lehrer des hiesigen Gymnasiums kennen zu lernen, und nach dem zu schließen, was die Gymnasiallehrer vor 25 Jahren in der Provinz und namentlich in Weißrußland waren, und was sie jetzt sind, kann man schließen, welche mächtige Schritte Rußland auf der Bahn der Aufklärung that. Mit Vergnügen erinnere ich mich an die Lehrer der russischen und lateinischen Literatur. Zum Unglück macht sich hier aus Mangel an Mitteln ein arger Mangel an russischen Büchern fühlbar, und die Lesewelt und die Jugend sind auf ein Paar elende Journale beschränkt, die mit Zänkereien, Grobheiten und Persönlichkeiten angefüllt sind.

In Mohilew ist Ein deutsches Wirthshaus, in welchem alle Reisenden einkehren. Der Inhaber ist ein geborner Deutscher, Hr. Stange, ein dienstfertiger, gebildeter und angenehmer Mann, dessen Koch seine Schule bei Very gemacht hat. Zu gleicher Zeit mit mir war ein bekannter moskauischer Gastronom da, und bezeigte sich mit dem Tische völlig zufrieden, ich kann also nur in den Ruhm des Hrn. Stange einstimmen, und nicht bloß im Scherze, da ein gutes Gasthaus bei uns eine so wichtige Sache ist, als ein Brunnen in der arabischen Wüste.

Nachdem ich im Kreise verständiger und gebildeter Leute, und artiger russischer Damen, die mit Polen verheirathet waren, so wie im Kreise liebenswürdiger, munterer Polinnen einige Wochen zugebracht hatte, reiste ich von Mohilew nach dem Kreise von Klimowetz und Mstislaw. Von den Kreisstädten Tschurilew und Tschaus weiß ich nichts zu sagen, als daß sie so groß sind wie Marseille und Lyon, aber minder volkreich als eine einzige Lyoner Straße, schmutziger als eine Judenkneipe, und die Häuser umher zerstreut, als hätte sie ein Orkan aus einander geweht. Klimowitsch zeichnet sich dadurch aus, daß wie Paris, London und Petersburg die ersten Städte in Europa sind, Klimowitsch die letzte in der Welt ist, folglich sehr bedeutsam in der Geographie. In Klimowitsch ist auch nicht Eine Kirche, es ist bloß ein Judendorf, das aus 200 ärmlichen Hütten und einer gewöhnlichen Kneipe besteht, dem einzigen Zufluchtsort der Fremden und der Beamten, die hier zu wohnen verpflichtet sind. Für die Behörden sind zwei steinerne Häuser erbaut, auf einem Felde das man den Marktplatz *) nennt; ein zweiter sogenannter Marktplatz ist nichts Anderes als ein Sumpf mit Baumstoßen und Erdhaufen. Im Winter spazieren hier die Wölfe herum, im Sommer die Hasen und Füchse, die einzigen Promeneurs in der Stadt Klimowitsch. Hier gibt es keine Kaufläden, keine Waaren, keine Handwerker, Alles was man bedarf, kauft man in dem Privatstädtchen Kostjukowitsch, wo auch die Kreisschule ist, und in Kritschew. In der letztern Stadt wollte man die Kreisregierung einrichten, sie wurde jedoch dem Fürsten Potemkin geschenkt, der sie an den dasigen Gutsbesitzer Golynski verkaufte. Kritschew ist ein ordentliches Städtchen auf dem hohen Ufer der Sosha: es betreibt einen Handel mit Lein und Hanf zwischen Kleinrußland und Riga. Der verstorbene Iwan Golynski baute sich hier ein prächtiges, großes Haus, stattete es mit reichen Meubeln aus, und beschloß hier zu wohnen, starb aber, ehe er es gesehen hatte. Hier will man wissen, die Stadt habe ehedem Krimitschew geheißen, und sey die Hauptstadt der Krimitschen gewesen. Am Ufer des Flusses sieht man Grabhügel, vielleicht auch alte Stadtruinen. Unstreitig ist, daß hier in der heidnischen Zeit eine slawische Niederlassung war.

(Schluß folgt.)

*) Ploschtschad, so heißen die freien Plätze in einer Stadt, die freilich nicht gerade zu Märkten bestimmt sind.

Der Sitz des Kriegs in Spanien.

(Ein Bericht über die baskischen Provinzen und Navarra.)

1. Land, Klima und Produkte.

Der Bezirk, welcher der Sitz des jetzigen Kriegs im nördlichen Spanien ist, ist ein gebirgiges, ungefähr 56 g. Meilen langes und von 12 bis zu 18 Meilen breites Land. Es umfaßt die drei baskischen Provinzen (oder, wie wir sie nennen, Biskaya) und Navarra. Die baskischen Provinzen unterscheiden sich von der übrigen Halbinsel durch Sprache und Sitten ihrer Bewohner, welche man für Abkömmlinge der alten Celten hält, die unter allen römischen, maurischen und gothischen Revolutionen, deren Schauplatz Spanien war, seit unvordenklichen Zeiten ihren Namen und ihre Institutionen sich bewahrt haben.

Die physische Gestaltung dieser Provinzen ist merkwürdig. Die Kette der Pyrenäen sendet in dieser Richtung einen Zweig abwärts, der sich gerade durch Biskaya und längs dem nördlichen Spanien hinzieht, einen hohen Gebirgskamm bildend, dessen Ausläufer Kap Finisterre ist. Andere Zweige von diesem Gebirge durchschneiden das Land der Quere nach und verlieren sich im Meer. Es finden sich mithin nur wenig Ebenen in Biskaya; das Land besteht entweder aus Berg oder Thal, und bietet, von einem hohen Punkte aus betrachtet, dem Auge eine gränzenlose Reihe von Bergen. Gebirgsrücken steigt hinter Gebirgsrücken empor und blaue Piks erheben sich weit über diese. Zwei vorragende Gebirgsketten verdienen bei einer Beschreibung dieses Landes besonderer Erwähnung: die Sierra d'Oca, welche zwischen dem Ebro und Burgos hinläuft, die südliche Schutzmauer von Biskaya bildet und nur durch einen sehr schmalen Engpaß, den Paß von Pancorvo genannt, zu passiren ist, und dann die Sierra de Orduna, welche das eigentliche Biskaya von der baskischen Provinz Alava scheidet. Diese letztere Gebirgskette erhebt sich zu einer Höhe von 5000 Fuß.

Navarra dehnt sich am Fuße der Pyrenäen aus und hat den rauhen Gebirgscharakter mit Biskaya gemein, jedoch mit dem Unterschiede, daß es weitere Thäler und größere Strecken ebenen Landes besitzt.

Der schwierigen und unzugänglichen Beschaffenheit dieser Hochländer ungeachtet ist doch der herrlichen Straßen wegen, die zu den besten in Europa gehören, die Verbindung leicht und das Reisen sehr bequem. Dieß ist einer der vielen Beweise von der Betriebsamkeit und dem Unternehmungsgeist der Biskayer. Obschon es galt Berge zu übersteigen und Felsen zu sprengen, so stehen doch alle ihre Hauptstädte durch trefflich unterhaltene Straßen in Verbindung. Drei große Straßenlinien durchschneiden diese Provinzen. Die wichtigste ist die, welche von der französischen Gränzstadt St. Jean de Luz nach Burgos durch Irun, Astigaraga, Tolosa, Villa Franca, Mandragon, Salinas, Vitoria und Miranda de Ebro führt. Diese Straße durchschneidet die Provinzen Guipuscoa und Alava, eine Strecke von 56 spanischen Leguas. Die zweite ist die Straße des eigentlichen Biskaya, welche zwischen Bilbao und Vitoria sich ausdehnt, eine Entfernung von 11 Leguas. Sie führt über die Sierra de Orduna, die hohe Gebirgsmauer des eigentlichen Biskaya, und läuft zu Vitoria mit der Straße nach Burgos zusammen. Dieser letztere, obschon nicht der kürzeste Weg, ist der bequemste von Bayonne

Digitized by Google

nach Bilbao, denn der längs der Küste von St. Sebastian ist gefährlich. Die dritte Straße endlich durchschneidet Navarra und läuft in der Richtung von Aragonien; sie beginnt bei dem Engpaß von Roncesvalles und führt durch Pampelona und Tudela.

Dieser Theil der Halbinsel zeichnet sich jedoch noch mehr durch den Charakter seiner Bewohner, als durch die unzugängliche Beschaffenheit des Landes aus, denn sie unterscheiden sich von denen des übrigen Spaniens durch Sprache, Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise. Die Gebirgsbewohner von Biskaya und Navarra sind kühn, verwegen, regsam, freimüthig und betriebsam. Diesen Charakter haben sie durch alle Perioden der europäischen Geschichte behauptet. Die Guerillas, von denen wir jetzt täglich hören, sind von demselben Geschlecht, welches bei der Schlacht von Roncesvalles die Nachhut von dem Heere Karls des Großen abschnitt. Ihre Regierungsform ist die alter Gebräuche, und ihre Anhänglichkeit gilt mehr ihrer Familie als ihrem Lande. Das Prinzip gemeinsamer Abstammung, verbunden mit der Erblichkeit der Geschlechtshäuptlinge und der ländlichen Unabhängigkeit, halten unter ihnen Disciplin und Subordination und einen gewissen ritterlichen Geist aufrecht, der die Seele des Gebirgskriegs ist. Ihre Anhänglichkeit an ihre eigenen Stämme und ihre alten Gebräuche haben zu allen Zeiten das Ansehen der Gesetze unter ihnen geschwächt, und die biskayischen Clans und die navarresischen Barone haben sich nie den ausschweifenden Forderungen der spanischen Monarchen gefügt. Ihr Land ist so unüberwindlich und ihre Privilegien so ausgedehnt, daß die Könige von Spanien wenig mehr als eine nominelle Souveränetät über sie hatten.

Die wahren Beweggründe ihres jetzigen Widerstandes gegen die Königin sind weder Vorliebe für Don Carlos, noch Abneigung gegen eine konstitutionelle Regierung, sondern nur die Furcht, daß ihre Privilegien aufgehoben, ihre unabhängige Legislatur vernichtet werden, und vor Allem, daß ihre Nationalität in der konstitutionellen Monarchie, wie sie jetzt gemodelt wird, untergehen möchte. Hievon wird später ausführlicher die Rede seyn.

Biskaya ist in drei Provinzen oder Merindades getheilt, von denen jede eine von der andern unabhängige Jurisdiktion bildet. Diese Provinzen sind: das eigentliche Biskaya, Guipuscoa, längs der Küste gelegen, und Alava, ein Distrikt des innern Landes.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der Höhlentempel in Indien.

(Schluß.)

Der Feuereifer der Söhne Roms hat sich zu Elephanta auf eine Weise kund gegeben, welche deutlich zeigt, wie gern sie jede Spur von Götzendienst aus dem Lande getilgt hätten. Die Art, wie sie dabei zu Werke gingen, war sehr sinnreich. Sie zündeten große Feuer um die Säulen an, und waren sie hinlänglich erhitzt, so wurden sie mit kaltem Wasser begossen. Mehrere sind vom Boden bis zur Decke gesprungen, andere in der Mitte abgebrochen, und viele von den Statuen wurden durch Flintenschüsse verstümmelt. Eine bedeutende Anhäufung von Wasser in den Höhlen von Elephanta hat die Menschen bei ihrem Zerstörungswerk unterstützt, und der seit einer unbedeutenden Reihe von Jahren sich kund gebende Verfall hat einigen Zweifel hinsichtlich des hohen Alters dieser Tempel erregt. Es ist jedoch nicht möglich diese schwierige Frage auf eine bestimmte Art zu lösen, und noch weit weniger eine Entscheidung zu fällen, ohne Ellora gesehen zu haben, wo die Bauwerke noch großartiger sind, und wo sie der unermüdlichen Zerstörungswuth der muhammedanischen Zeloten widerstanden haben.

Die Höhlen von Karli befinden sich in einer Bergreihe in den westlichen Ghats, und bestehen hauptsächlich aus einem buddhistischen Tempel mit einer gerippten Wölbung von Holz, der zu Salsette ähnlich. Die Scenerie um diese Höhlen ist herrlich; mehrere der umliegenden Berge sind mit Ruinen jener Forts besetzt, welche in frühern Zeiten dazu dienten, die umliegenden Staaten in Respekt zu halten. Obschon als Vertheidigungsplätze nicht mehr furchtbar, tragen sie doch noch viel zu Verschönerung der Landschaft bei, und werden vielleicht zu sehr vernachlässigt, da sie doch unter den Händen erfahrner Ingenieure wo nicht ganz uneinnehmbar, wenigstens sehr fest hergestellt werden könnten.

Obgleich alle Höhlentempel in Indien schon längst entweiht sind und die buddhistische Religion dort seit einigen Jahren erloschen ist, so hat Karli doch eine große Anzahl von Braminen, welche von den Pensionen leben, die der Peischwa ihnen bewilligt. Da Buddha aus der Mode gekommen ist, so haben die orthodoxern Hindus den Eingang zu dieser prachtvollen Höhle durch einen dem Mahadewa errichteten Tempel entstellt, und man beschuldigt sie auch, daß sie die Figuren ändern und ihren Begriffen anpassen. Man sagt, daß die Braminenschnur, welche von den Braminen verschiedenen Glaubens auch verschiedenartig getragen wird, von den buddhistischen Bildern von ihrer frühern Stelle weggenommen und künstlich auf der entgegengesetzten Schulter angebracht worden sey, während noch andere Abzeichen beigefügt wurden, um die Hauptzüge des Buddhismus zu vertilgen.

Die Pracht der Tempel von Karli wird durch die der Tempel von Ellora noch weit übertroffen. Diese Gebirgsreihe hat eine herrliche Lage inmitten eines fruchtbaren Landes, welches den lieblichsten Anblick bietet. Schön bebaute, gänzlich von Dschongeln befreite, aber doch hinlänglich mit Holz bedeckte Ebenen dehnen sich vom Fuß des Gebirges aus, das von einem klaren Gießbach bewässert ist, der in zahllosen Kaskaden von demselben herabfällt. Das nach allen Richtungen hin durchgrabene Gebirge enthält eine Reihe herrlicher Tempel. Kailas, recht eigentlich das Paradies der Götter genannt, übertrifft die andern an Schönheit; er steht abgesondert von dem Mutterfelsen, und ein freier Raum ist rings um ihn her ausgehauen. Jeder Theil, selbst der Außenseite, der Bedachung ist reich mit Sculpturen bedeckt, und die Größe der Verhältnisse, der herrliche Plan, nach welchem dieser Tempel gebaut ist, und die Zierlichkeit der Gruppirung der zahllosen Figuren überrascht und befriedigt den Beschauer. Nur wenige Braminen hängen noch an den verlassenen Altären von Ellora, und gleich allen vormals heilig geachteten Orten sind auch diese Höhlentempel jetzt die Zuflucht zahlloser Fakirs, die der Wohlthätigkeit der christlichen Besucher mehr verdanken als ihren Glaubensgenossen, von denen die Wohlhabenden selten oder nie nach diesen prachtvollen Denkmälern des Glaubens ihrer Vorfahren pilgern.

Die letzten Feldzüge in Indien führten die Entdeckung von einer Menge den Europäern bis dahin unbekannten Höhlentempeln herbei. Die Verfolgung einiger widerspenstigen Bhils in der Gegend von Argaum führte in die Höhlen, in denen diese Leute sich verbargen, und wo man herrliche unterirdische dem buddhistischen Gottesdienst gewidmete Bauten fand. Ein großer Theil der innern Ausschmückung bestand aus Malereien in einem freien und blühenden Styl, und die Farben hatten sich ungetrübt durch die Zeit erhalten. Die Figuren dieser Gemälde werden in Tracht und Gesichtszügen als den Persern ähnlich beschrieben, und die weiblichen Köpfe besonders sollen von großer Schönheit seyn. Einige der Rahmen der verschiedenen Abtheilungen sind von so schönem und frischem Blau, als ob es eben erst auf die Wand aufgestrichen worden wäre, und das Ganze scheint den Forschungen der Wißbegierde ein reiches Feld zu bieten. Ob schon irgend eine Bekanntmachung hinsichtlich dieser Entdeckungen erschien, wissen wir nicht; auf keinen Fall kann diese jedoch weit verbreitet seyn, da wir unsere Nachrichten nur der oft etwas unklaren Beschreibung jener Militärs verdanken, denen im Laufe des Feldzugs ein flüchtiger Blick auf diese interessanten Ruinen vergönnt war.

In den Beschreibungen von Elephantenjagden in Ceylon ist öfters von einem „bösen Elephanten" (rogue elephant) die Rede, als einer besondern naturhistorischen Merkwürdigkeit. Ein einzelner Elephant ist von der Heerde völlig verbannt, die nicht duldet, daß er ihr nahe komme und sich unter sie mische. Es läßt sich keine Ursache dafür angeben, gewiß ist aber, daß dieß Thier jedesmal wilder und unbändiger ist, als die übrigen. Er greift Menschen an, und bietet Gefahren Trotz, denen alle übrigen durch die Flucht zu entgehen suchen würden. Ob seine wilde Gemüthsart die Ursache oder die Folge seiner Ausschließung ist, weiß man nicht; wer aber Leib und Leben liebt, muß sich von diesem Thier entfernt halten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 304. 31 Oktober 1835.

Eine Ersteigung des Snöehättan.

(Aus Lieutenant Bretons: Skandinavian Sketches.)

Ich sagte dem Gnul-Thale Lebewohl, und zog nach Bjerkager, ohne auf dem Wege etwas Anderes zu sehen als ein unermeßliches Waldland mit schneebedeckten Bergen im Hintergrund. Bjerkager ist ein einsames Haus 1125 Fuß über der See in einer seltsamen tiefen Schlucht. Wenn man es verläßt, muß man einen steilen rauhen Berg hinansteigen, und ein dichtbewaldetes Bergland öffnet sich, indem nur hie und da ein Bauernhof oder Säter zu entdecken ist: kein Wunder, daß hier Wölfe in Menge hausen, und dem Vieh sehr gefährlich werden. So geht es fort bis Rise, zwölf Stunden weit, mit dem einzigen Unterschied, daß man nach und nach mehr Säters erblickt. Die Bauern wählen die tiefsten Thal- und Waldschluchten, so wie die höchsten Stellen, wo nur Gras sich findet, und sind dort oft so einsam und von der Welt abgeschnitten, als nur immer ein Ansiedler im fernern Westen Amerika's. Die meisten Landschaften, namentlich zwischen Ovne und Rise, sind unbeschreiblich düster; die leichenähnlichen Wälder und Berge, die zum Theil mit Schnee bedeckt sind, machen einen so traurigen Eindruck, daß nur selten einsame Wanderer dieses Weges ziehen. Ein Jäger mag auf irgend ein Rennthier stoßen, aber vergebens sucht er zu erforschen, wo sie sich aufhalten, denn manchmal sind sie auf einzelnen Bergen sehr zahlreich, und verschwinden dann auf Monate lang. Wer sie verfolgen will, darf auf eine Abwesenheit von mehreren Tagen rechnen, ehe er eine Heerde trifft, denn sie sind ausnehmend schlau, und große Vorsicht ist nöthig, wenn man sich ihnen nähern will: die Jagd gleicht der der Gemsen ohne die Gefahren. Hinsichtlich der Bären und Wölfe muß man sich zum Voraus wohl versichern, ob man sie kürzlich in der Nähe gesehen hat, sonst kann man Wochen lang vergebens danach umherstreifen.

Von Rise, 2071′ über dem Meere, nach Drivstuen führt der Weg durch ein tiefes Felsenthal, das oft kaum einen Steinwurf breit ist, und nur wenige Spuren von Anbau darbietet. Am folgenden Tage gegen Kongsvold zu ging der Weg wieder durch ein enges Thal fort, in welchem die Driva fließt. Die Seiten der Berge sind mit Birken besetzt, die Gipfel aber kahl und mit Schnee bedeckt. Das Auge ermattet beim Anschauen dieser öden Klippen, und sucht etwas Anmuthigeres. Nach langem mühseligem Auf- und Absteigen erreichten wir eine Stelle 3242′ über dem Meere, und auch hier noch begrüßte uns der Kuckuk, dessen Stimme allein das tiefe Schweigen unterbrach. Dieser Vogel läßt sich selbst noch nach der Mitte Julius hören. Die Lage von Kongsvold gleicht einigermaßen dem Grimsel ohne den Schnee; im Winter aber muß hier die Kälte sehr heftig seyn: obwohl die Höhe nur wenig über 3000 Fuß beträgt, so ist doch auf Meilen weit kein Baum zu sehen.

Von hier aus sieht man den mit ewigem Schneebedeckten Snöehättan (Schneehut) vor sich liegen. Er ist 7180, nach Professor Esmark 8115 Fuß hoch, hat aber nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem Hute. Wer bis hieher der öden Landschaften noch nicht müde geworden ist, mag den Gipfel ersteigen, was in zwölf Stunden geschehen kann, von denen wir sechs zu Pferde zubrachten. Das Lederzeug des meinigen, als des Vornehmern, war mit Muscheln verziert, und die Haut eines langhaarigen Schweines diente als Satteldecke. Unser Führer setzte über Waldströme, die wegen des kürzlichen Regens ungewöhnlich tief waren, kletterte über Felstrümmer die das Bett eines ehemaligen Waldstroms bildeten, und setzte überhaupt den sichern Gang unserer Pferde auf schwere Proben. Endlich hielten wir am Fuße des Schneehutes, wo wir die Pferde zurücklassen mußten.

Der Berg besteht aus Quarzschiefer, und scheint eine Anhäufung von Massen höchst verschiedener Größe, die aber häufig so scharfe Ecken haben, daß sie den Füßen höchst beschwerlich fielen. Nach dreistündigem Aufsteigen kamen wir, zum großen Trost unserer Füße, auf Schnee, und nach abermals drei Stunden stand ich auf dem Gipfel und suchte nun mit den Augen die Wunder dieser weit berühmten Stelle. Zuerst sah ich — meinen Führer in seinem besten blauen Rock, mit ungewöhnlich langen Schößen und einer rothen Kappe à la Figaro; da ich aber nicht so hoch hinaufgestiegen war, um ihn zu sehen, so ließ ich meine Augen nach allen Richtungen umherschweifen, um wo möglich einen wichtigern Gegenstand zu entdecken, sah jedoch weit und breit nichts, als eine ungeheure Bergwildniß, die den ödesten Anblick bot, den man sich denken kann. Unregelmäßige Bergzüge dehnten sich weithin aus, aber mit wenigen Ausnahmen glich eine Berghöhe der andern so sehr, daß dieß allein schon eine unerwartete, und desto unangenehmere Einförmigkeit dar-

Digitized by Google

bot. Das Land unmittelbar unter uns war mit Felsentrümmern besäet, mit Seen, fließenden Wassern und trügerischen Morästen angefüllt, und nur hie und da erhob sich etwas verkrüppeltes Gebüsch über dem unfruchtbaren Boden. Diese Aussicht lohnte schlecht die Mühe des Aufsteigens; die ununterbrochene lautlose Stille hatte etwas Furchtbares.

Der Führer und ich sahen einander eine Zeit lang an, und stiegen dann schweigend den Pfad hinab, den wir emporgeklommen waren.

Bemerkungen
auf einer Reise von Dorpat nach Weißrußland.

3. Witebsk und Mohilew.

(Schluß.)

Nach Tschurikoff, Tschaus, Klimowitsch, Kritschew und überhaupt allen weißrussischen Städten, Witebsk und Mohilew, aber nicht Polozk ausgenommen, kam mir Mstislawl wie eine Hauptstadt vor. Hier sind drei steinerne und vier hölzerne Kirchen, sieben steinerne und 600 hölzerne Häuser, und gegen 1600 Einwohner beiderlei Geschlechts. Viel hübsche Häuschen, besonders auf dem Marktplatz, eine neue prächtige Domkirche, katholische Kirchen von so ausgezeichneter Bauart, daß man sich kaum satt daran sehen konnte, ordentliche Kaufläden und im Allgemeinen viel Leben und Bewegung in der Stadt, wo sich viele russische Handelsleute aufhalten. Auch ist hier eine Apotheke, und zwar eine schöne, gewiß eine staunenswerthe Sache! die Stadt liegt am steilen Ufer der Wechra, und von der Flußseite her ist der Anblick derselben sehr freundlich. Die Trümmer eines Erdwalls, mit dem die Stadt umgeben war, haben sich bis jetzt erhalten.

Mstislawl ist eine sehr alte Stadt; in Rußland gab es fünf Fürsten Mstislaw, aber wahrscheinlich wurde diese Stadt von einem Fürsten Roman Smolenski ums Jahr 1180 erbaut, und nach seinem Sohne Mstislaw benannt, dem sie zum Leibgedinge ausgesetzt war. Im J. 1359 eroberte Olgerd, Großfürst von Litthauen, die Stadt, und gab sie seinem Sohne Skirigail, dessen Sohn Jurji den Titel Fürst von Mstislawl annahm, dann ging das Fürstenthum an den Fürsten Michael Iwanowitsch Tschaslawski über als Heirathsgut der Tochter Jurjis, Juliana. Im J. 1450 gab der litthauische Fürst Kasimir Jagello das Fürstenthum dem aus Nowgorod verbannten Fürsten Jurji Semenowitsch Lugwenjew, der es aber nicht lange besaß. Im J. 1446 erhielt es Fürst Wasili Jaroslawitsch, der aus Moskau nach Polen floh, als der moskauische Fürst Wasili Wasiljewitsch, der finstere (temny) genannt, durch Schemjak geblendet wurde. Im J. 1514 als die Russen das Land verheerten, unterwarf sich der Fürst Theodor Michailowitsch dem Großfürsten von Moskau, aber bald darauf trat er abermals zu Polen über. Im Jahre 1569 wurde das Fürstenthum in eine Wojewodschaft umgewandelt, und blieb es bis zur Vereinigung mit Rußland.

In Mstislawl ist das jetzt aufgehobene Karmeliterkloster bemerkenswerth, das schon 600 Jahre alt ist. An den Mauern des Klosters sind al fresco die zu verschiedenen Zeiten vorgefallenen Verennungen des Schlosses, so wie die Heimsuchung der Mönche zur Zeit des Kriegs dargestellt, der sich in der Volkssage unter dem Namen des Trubezkischen Kriegs erhalten hat. Dieser Krieg fällt ins Jahr 1386. Der Fürst von Smolensk Swiätopolk und der Fürst Trubezkoi, Wigund, verheerten das Land, verbrannten die Dörfer und erschlugen die Einwohner. Der bekannte Witowt, Großfürst von Litthauen, eilte zur Hülfe herbei, schlug die Feinde, tödtete Swiätopolk und führte Wigund, den Bruder Jagellos in Gefangenschaft.

Ehe ich nach Mstislawl kam, besuchte ich das unirte Kloster des heiligen Onuphrius, und sah das alte Porträt des Fürsten Simeon Olgerdowitsch, das im Jahre 1407 gemalt wurde. In dieser ehemaligen Wojewodschaft, auf dem Gute Andrussow, wurde der bekannte fünfzehnjährige Friede zwischen Polen und Rußland im J. 1667 geschlossen.

Mstislawl war das Ziel meiner Reise, von da reiste ich auf demselben Wege, auf dem ich hergekommen, nach Dorpat zurück, und ich füge zum Schlusse nur noch einige allgemeine Bemerkungen bei. Das Haupterzeugniß beider Gouvernements ist Hanf, aber dieser gedeiht wegen der Erschöpfung des Bodens und dem Mangel an Düngung nur spärlich. Das ganze Land bietet sehr wenig Wiesen dar im Vergleich mit dem Ackerlande,*) folglich ist Branntweinbrennen unerläßlich in denjenigen Distrikten, wo es ohne dasselbe nicht möglich ist, das nöthige Vieh, um das Ackerland düngen zu können, im Winter zu unterhalten. Fruchtkränter in größerer Menge einzuthun, ist nur bei sehr verbesserter Landwirthschaft auf gutem Boden möglich, und erfordert viele arbeitende Hände. Künstliche Wiesen anzulegen, erfordert viel Arbeit, Zeit und Erfahrung.

Der weißrussische Bauer steht, wie ich früher schon bemerkte, hinsichtlich der Bildung, tief unter den übrigen slawischen Stämmen, und ist dürftiger, als alle übrigen Bewohner Rußlands. Ueber die Ursachen ist nichts mehr zu sagen, sie sind allgemein bekannt. Jetzt ist ein bedeutender Schritt zur Verbesserung seiner Lage geschehen durch das Verbot an die Juden, künftig nicht mehr in den Dörfern zu wohnen. Auch in anderer Beziehung sucht die Regierung die Hindernisse hinweg zu räumen, welche der Wohlfahrt der Bauern hemmend im Wege stehen. Alles geht jetzt zum Bessern. Trotz seiner Armuth und Rohheit ist indeß der weißrussische Bauer ungemein gutmüthig. Niemals wagt er einen Mord oder einen Straßenraub. Riemen und Lederzeug putzen, das ist seine Arbeit. Wenn man bedenkt, in welche Lage ihn die Juden versetzt haben, so kann man sich nicht genug wundern, daß die angeborene Gutmüthigkeit nicht in ihm erstickt wurde.

Schließlich drücke ich noch meine lebhafte Ueberzeugung aus, daß Weißrußland ein reiches Land seyn kann, daß es eine Menge großer Flüsse, viele Wälder und größtentheils einen fruchtbaren

*) Der Verfasser theilt eine ziemlich weitläufige Statistik beider Gouvernements, des von Mohilew und von Witebsk mit, die wir merkwürdigkeitshalber unten nachfolgen lassen, und verweisen hier nur darauf.

Digitized by Google

Boden hat, der nur Düngung erfordert. Aber die physischen Mittel sind nichts ohne die moralische Kraft. Aufklärung, und abermals Aufklärung ist nothwendig; diese erzeugt Fabrik- und Manufakturthätigkeit, verbessert den Landbau, und veredelt den Menschen, indem sie ihn aus der schimpflichen Schläfrigkeit herausreißt. Ohne Aufklärung bleiben alle Plane zur Verbesserung, alle wohlthätigen Absichten ohne den erwarteten Nutzen. Möchte Weißrußland nur den zehnten Theil der liefländischen Ordnungsliebe, Aufklärung, Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit haben, und Liefland dagegen auch nur den hundertsten Theil der weißrussischen Gutherzigkeit und Gastfreundschaft eintauschen.

Statistische Notizen aus Rußland.

Das Gouvernement Mohilew.

Kreis- und Gouvernementsstädte gibt es 12, Städtchen und Marktflecken 3591. Dörfer und Weiler 4787. Bewohnte Orte im Ganzen 8390; die Gesammtbevölkerung ohne die Truppen beträgt 350,024 Einwohner. Darunter befinden sich: Kronbauern und freie Landbauern 17,814, Kreisbauern 747. Leibeigene der Güterbesitzer und der geistlichen Besitzthümer 245,276. Der Umfang des Bodens beträgt 4,244,126 Dessjätinen. Davon sind Ackerland ungefähr 2,700,000 D. Wiesen 200,000 D. Wald 1,869,855 D. Die Einkünfte des Schatzes würden, wenn es keine Rückstände gäbe, 2,593,277 R. betragen. Steinerne Kirchen gibt es 84, hölzerne 700, Klöster mit Einschluß von 23 aufgehobenen katholischen 45, Kapellen 4, zusammen 853; darunter lutherische Kirchen 2, katholische 57, katholische Kapellen und Hauskirchen 145. Außerdem finden sich Bethäuser der Roskolniken*) 45. Synagogen 170. Unterrichtsanstalten sind: 1 Gymnasium, 15 Kreis- und Kirchspielsschulen, worin 1000 Schüler Unterricht erhalten. Wohlthätige Anstalten sind: in der Gouvernementsstadt 2 Krankenhäuser, in welchen 65 Menschen aufgenommen werden können; ferner 1 Krankenhaus für Unheilbare und eine Irrenanstalt, in welchen zusammen 20 Personen Aufnahme finden können. In den Kreisstädten finden sich 20 Krankenhäuser. Spitäler gibt es in der Gouvernementsstadt 2, für 165 Inwohner, und in den Kreisstädten 4, für 42 Inwohner. Im Gouvernement Mohilew finden sich 2 Tuchfabriken, 4 Leinwandfabriken, 4 Segeltuchfabriken, 6 Glashütten, 1 Kupferwerke, 5 Lichterziehereien, 580 Branntweinbrennereien. Die aus der Fabrikindustrie gewonnene Summe beträgt ungefähr 150,000 R. Die Haupterzeugnisse des Bodens sind: Hanf, Lein, Hanfsamendl, Leinsamen, Wachs, Honig und Bauholz. Diese Waaren gehen nach Riga, St. Petersburg, Kopenhagen und über Odessa nach den Häfen des schwarzen Meeres. Honig und Wachs wird von russischen Händlern an Ort und Stelle aufgekauft; die Fabrikerzeugnisse werden auf die Jahrmärkte verführt. Die Zahl der Poststationen beträgt 45, und es befinden sich darauf 1053 Pferde.

Das Gouvernement Witebsk.

Die Zahl der Kreis- und Gouvernementsstädte beträgt 12, der Städtchen und Marktflecken 45, der Dörfer und Weiler 14,298; die gesammte Bevölkerung 598,882 S. Unter diesen sind Leibeigene von Gutsbesitzern männlichen Geschlechts 198,014, weiblichen 214,175, zusammen 412,184; Kronbauern 66,578 S., Kreisbauern 3557, zu geistlichen Gütern gehörige 30,734 S., freie Landbauern 257 S., Panzer-Bojaren**) 30,734. Der Gesammtumfang des Bodens beträgt 4,006,925 Dessjätinen und 1922 Saschenen. Davon sind Ackerland 1,726,757 D. Wiesen 150,255 D. Wald etwa 2,250,000 D. Wären keine Rückstände so sollten 2,559,599 R. in die Staatskasse fließen. Griechisch-russische unirte, katholische und evangelische Kirchen gibt es 446; Mannsklöster 10, Frauenklöster 6; Bethäuser der Altgläubigen 41, Kapellen 258, Synagogen 82. An Lehranstalten sind da: 1 Seminar mit 170 Schülern, 2 Gymnasien, 12 Kreis- und Kirchspielsschulen mit 282 Schülern; im Ganzen 7 weibliche Privatinstitute mit 175 Zöglingen. Krankenhäuser gibt es im Gouvernement 10, worin 115 Menschen verpflegt werden. Wohlthätigkeitsanstalten 1 mit 229 Inwohnern, Privatanstalten 27 mit 104 Inwohnern. Apotheken gibt es 10, Branntweinbrennereien 595, Bierbrauereien 1, Methfabrikanten 1, Glashütten 1, Lohgärbereien 1, Lichterfabrikanten 7, Oelmühlen 1, Ziegelbrennereien 15, Oefenfabriken 3, Pottaschensiedereien 5, Zuckerraffinerien 1, Tuchfabriken 1, Seidenspinnereien 5, Leinwandfabriken 1, Seilerbahnen 7.

*) Wörtlich Sectirer, oder fast bessre Separatisten: sie selbst nennen sich Altgläubige (starowiercy), weil sie die von dem Patriarchen Nikon eingeführten Aenderungen in der Liturgie und der Bibelübersetzung behaarlich verwerfen.

**) Dieß sind freie Landbauern, die im alten Polen verpflichtet waren, Kriegsdienste zu thun, in den Woiewodschaftsorten als Landboten sich einzufinden (na posylkach), um Boten abzufertigen u. dgl.

Der Sitz des Kriegs in Spanien.

1. Land, Klima und Produkte.

(Schluß.)

Das eigentliche Biskaya, oder Il Señorio, wie die Eingebornen es nennen, ist von Osten nach Westen ungefähr 12 Meilen lang und 8 bis 10 breit. Die Sierra de Orduna scheidet es von Alava. Es zählt 155,000 Einwohner. Der bevölkertste Theil von Biskaya ist das Thal zwischen Bilbao und Durango, welches jetzt, oder vielmehr unlängst, der Schauplatz des Kriegs war. Dieses Thal ist gleichsam nur Ein ununterbrochenes Dorf. Die Provinz besteht ganz aus Hügeln und Bergen, welche so dicht beisammen stehen und so zahlreich sind, daß das Land dem vom Sturm bewegten Meere gleicht. Diese Gebirge bieten in Gestalt und Bekleidung die mannichfaltigste Ansicht: einige sind oben abgeplattet, andere spitzig, einige mit Waldung bedeckt, andere kahl. Hier zeigt sich ein sanft ansteigender mit blühendem Gesträuch bedeckter Boden, dort thurmähnliche Klippen. Aus den Felsenspalten ergießen sich zahllose Ströme und Bäche; die Thäler sind mit Weilern und Dörfern besetzt, und viele Hügel bis zum Gipfel hinauf angebaut. Die größte Schönheit des Landes besteht in der Mannichfaltigkeit seiner vegetabilischen Erzeugnisse, besonders Obstbäume. Statt Fichten und Tannen, die einzige Bekleidung der Alpen, sind die biskayischen Gebirge auch an ihren steilsten Abhängen mit Aepfel-, Kastanien-, Erdbeer-, Nuß- und Feigenbäumen bedeckt. Das eigentliche Biskaya erzeugt nicht viel Getreide, weil der harte, thonige Boden dem Pflug widersteht, und nur durch sehr beschwerliche Handarbeit bezwungen werden kann. Er wird mit einer eisernen Gabel aufgelockert, und diese mühevolle Arbeit sieht man von den Landleuten in großer Anzahl an den Abhängen der Berge vornehmen. Trotz seines unermüdlichen Fleißes erzeugt der Biskayer doch nicht Getreide genug, sondern erhält bedeutende Zufuhren aus Alava. Mais kommt am besten fort und wird fleißig angebaut; nebst Bohnen und Erbsen bildet er die Hauptnahrung der Eingebornen.

In der Nachbarschaft von Bilbao und Orduna finden sich Weinberge, von denen die Landeigenthümer ihre bedeutendsten Einkünfte beziehen. Der Chacoli-Wein, wie das Erzeugniß derselben genannt wird, wird von den Biskayern hoch gepriesen, und liefert ihnen das Mittel zu einer wohlfeilen Aufheiterung, der sie oft bis zum Uebermaß sich ergeben.

Die wichtigsten Erzeugnisse Biskaya's sind Wolle, rohe Häute und Eisen. Von Bilbao aus fand immer eine bedeutende Ausfuhr von Wolle statt; sie ist fest, aber nicht so fein als die der südlichen Provinzen. Obschon sich hie und da zwischen den niedern Bergen und in den Thälern ein reicher Weidegrund findet, so bietet dieser dennoch nicht Futter genug für die zahlreichen Heerden. Die Schafe werden größtentheils auf den steilsten und höchsten Gebirgen geweidet, wo sich eine Art Tafelland mit guten Futterkräutern bedeckt finden. Hornvieh gibt es ebenfalls häufig in diesen Gebirgsgegenden, und obschon der rohe gesellschaftliche Zustand dem Manufakturwesen nicht günstig ist, so wurde doch einst die Lederbereitung in Bilbao sehr schwunghaft betrieben; dieser Gewerbszweig ist jedoch seit geraumer Zeit schon im Verfall.

Ein bedeutender Ausfuhrartikel des eigentlichen Biskaya's sowohl als auch von Guipuscoa sind die mineralischen Produkte. Die Eingeweide der Gebirge enthalten Eisenadern, aus denen Spanien seit langer Zeit den größten Theil seiner Waffen zieht. Die größte Mine im eigent-

Digitized by Google

lichen Biskaya befindet sich zu Sommorastro; die Ausbeute wird auf 800,000 Centner des Jahres angegeben. Ein Centner Erz gibt im Durchschnitt 35 Pfund Metall. Dieses Eisen gehört zu der weichen Art, läßt sich aber herrlich verarbeiten, wenn es mit härterem vermischt wird. Messer, Säbel- und Degenklingen werden in Biskaya in Menge verfertigt, doch verstehen diese Gebirgsbewohner die Kunst, das Eisen in Stahl zu verwandeln, nicht sonderlich, wie überhaupt ihre Industrie, so groß sie auch immer ist, hinsichtlich fleißiger Arbeit höher steht, als was Geschicklichkeit betrifft.

In den Häfen der Bai von Biskaya, welche die nördliche Gränze der Provinz bildet, wimmelt es von Küsten- und Fischerfahrzeugen, die einer Menge von Leuten eine Beschäftigung geben, welche dazu dient, tüchtige Seeleute heranzubilden. Die kühnen Biskayer, welche an diesem stürmischen Golf gebildet werden, machen den Kern der spanischen Marine aus, und die Fischerei, welche diese Leute treiben, liefert den Bewohnern von Biskaya einen bedeutenden Theil ihres Unterhalts.

Das Klima von Biskaya und überhaupt des ganzen nördlichen Spaniens ist vielleicht eines der feuchtesten in der Welt, und zwar wegen der Dämpfe, welche die Gebirge anziehen, wegen der Ausdünstungen der See und endlich wegen der häufigen Regen. Dennoch ist das Klima eines der gesundesten, die es geben kann, und die Leute, selbst der niedersten Klassen, werden sehr alt. Die in Asturien herrschenden Fieber sind in Biskaya sehr selten, und man schreibt diese gesunde Beschaffenheit des Klima's theils der Seeluft, theils den Gebirgswinden zu, welche unaufhörlich von den schneebedeckten Gipfeln heranwehen und die schädlichen Dünste zerstreuen.

Das eigentliche Biskaya hat zwei Hauptstädte, Bilbao und Orduna. Bilbao liegt ungefähr zwei Leguen vom Meer am Fluß Ybaizabal, der einen sehr bequemen Hafen bildet und für Kauffahrer von bedeutendem Tonnengehalt schiffbar ist; die Stadt zählt 14,000 Einwohner. Die Häuser sind hoch und von solider Bauart; die Straßen gut gepflastert und eben. Man findet hier Handelshäuser aller Nationen. Da Bilbao sehr tief liegt und ringsum von Anhöhen umgeben ist, so läßt es sich nicht wohl mit Erfolg vertheidigen. Es wird von einer Korporation oder Ayuntamiento verwaltet, welcher einen bedeutenden Zoll von den in die Stadt und in den Hafen einlaufenden Waaren zu erheben hat. Der Handel hat seit dem letzten halben Jahrhundert abgenommen, doch ist Bilbao noch immer das Emporium des Handels des nördlichen Spaniens und des Verkehrs mit England. Es genoß nie des Vortheils eines Handelsverkehrs mit Amerika, weil die besondern Privilegien Biskaya's nicht gestatteten, sich den kommerziellen Abgaben zu unterwerfen, welche bei dem Handel mit Amerika zur Bedingung gemacht waren. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind jetzt Wolle, Eisen und Kastanien; eingeführt werden hauptsächlich wollene und baumwollene Manufakturwaaren. Die Bilbaer sind lustige, der Musik und dem Tanz sehr ergebene Leute.

Portugalete ist eine kleinere Stadt und Hafen, halbwegs zwischen Bilbao und dem Meere gelegen. Der Raum zwischen diesem Ort und Bilbao bietet mehr feste Punkte zur Vertheidigung als die unmittelbare Umgebung der Stadt.

Guipuscoa, hinsichtlich der Wichtigkeit die zweite der baskischen Provinzen, gleicht Biskaya im Allgemeinen, nur daß die Küste schroffer und die Scenerie im Innern noch hervorragender ist. Diese Provinz hält in einer abhängigen Richtung von Nordost nach Südwest über 500 Meilen in der Länge und zählt 127,000 Einwohner.

Guipuscoa erzeugt gleich Biskaya mehr Früchte als Getreide. Der Boden ist harter Thon. Der fruchtbarste Theil dieser Provinz ist das Thal von Tolosa. Die Scenerie ist fast dieselbe wie in Biskaya, und auch hier stößt das Auge auf dieselben Spuren eines fleißigen Anbaues; die Landleute sind ein eben so kühner, kräftiger Menschenschlag als dort. Die Bevölkerung ist dichter beisammen als im westlichen Theil des Baskenlandes. Die Straße von der Bidassoa nach Salinas, eine Entfernung von zwanzig Leguas, führt durch mehrere beträchtliche Städte, z. B. Tolosa mit 5000 und Bergara mit 4000 Einwohnern; einige dieser Städte haben eine höchst romantische Lage.

Ein bedeutender Theil der Bevölkerung von Guipuscoa besteht aus Seeleuten und Fischern. Die Küste hat eine Menge von Häfen, von denen Passages, ein schönes halbzirkelförmiges von St. Sebastian geschütztes Bassin, von keinem andern in Europa übertroffen wird. Bis jetzt ist aber wenig oder nichts geschehen, diesem schönen natürlichen Hafen durch Kunst zu Hülfe zu kommen.

St. Sebastian, das Gibraltar des Nordens, ist die Hauptstadt von Guipuscoa, und ein in der Kriegsgeschichte zu bekannter Ort, als daß es hier einer nähern Beschreibung desselben bedürfte.

Guipuscoa hat Ueberfluß an Eisen und liefert auch eine bedeutende Menge Kupfer. Die Behandlung des letztern, für einen Marinestaat so wichtigen Metalls, macht Fortschritte in dieser Provinz. Kupferplatten für Schiffe und Kessel werden in Hernani und Mondragon gemacht. Das Eisen Guipuscoa's ist härter als das im eigentlichen Biskaya. Die bedeutendsten Eisenwerke sind zu Hernani, Salinas und Mondragon. So wie der Mangel an Kalk in Guipuscoa ein Hinderniß für den Ackerbau ist, so wird auch das Fabrikwesen durch den Mangel an Brennstoff gehemmt. An Bauholz fehlt es nicht, allein das Schmelzen und Schmieden des Eisens fordert so viel Brennholz, daß wollte man die Arbeiten ausdehnen, bald alle Waldungen ausgehauen wären.

Alava ist die dritte und am schwächsten bevölkerte, aber die größte unter den baskischen Provinzen. Alava ist die Spitze des Dreiecks, vom welchem Guipuscoa und Biskaya die Grundlinie bilden; dieselbe Gebirgskette scheidet es von beiden Provinzen. Es ist fruchtbarer an Getreide als die beiden übrigen, und kann diese daher, da es selbst nur 60,000 Einwohner zählt, mit diesem Lebensbedürfniß versehen. Das Land in der Nähe von Vitoria läuft in eine Ebene aus, welche der Fluß Zaborra bewässert, der in den Ebro fällt. Dieser fließt an den Städten Miranda, Viana und Logregno vorüber und scheidet die baskischen Provinzen von Spanien.

Spanisch Navarra ist ungefähr 80 Meilen lang und eben so breit. Die Sierra de Aralar, ein Gebirgsrücken von ungefähr 2000 Fuß Höhe, scheidet es von Guipuscoa und den baskischen Provinzen. Es zählt 290,000 Einwohner, und hat außer Pampeluna (der Hauptstadt) noch mehrere bedeutende Städte, wie: Estella, Tudela, Tafalla, jede von 6 bis 7000 Einwohnern. Die Pyrenäen durchschneiden die Provinz nach allen Richtungen. Die Pässe sind enger und das Gebirg rauher als die von Biskaya. Der fruchtbarste Theil der Provinz ist das Bastan-Thal, welches zwischen Pampeluna und St. Jean de Luz, rechts von der Straße von Roncesvalles, liegt. Die Provinz erzeugt Hanf, Flachs und Getreide im Ueberfluß. In diesem Thal entspringt die Bidassoa.

Kein Theil der Erde war vielleicht mehr ein Schauplatz von Kriegen als Navarra, und die endlosen Feindseligkeiten haben tiefe Spuren in dem Zustand und dem Charakter der Bevölkerung zurückgelassen. Mehrere Theile des Centralgebirgs von Navarra und der gebirgigen Gränze gegen Aragonien waren seit undenklichen Zeiten der Wohnsitz einer gemischten Race, die, als Ueberbleibsel früherer Kriege, keiner bürgerlichen Ordnung sich fügend, als Freibeuter lebten. Dieses zügellose Volk, das keineswegs das ritterliche Gepräge der Biskayer trägt, ist bei jedem Kriege wegen seiner Gebirgskenntniß, seiner Ausdauer und Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen als unregelmäßige Truppe höchst schätzbar.

Navarra war das letzte der getrennten Königreiche, welches der spanischen Monarchie einverleibt wurde, und Kardinal Ximenes mußte alle Kraft und Gewandtheit aufbieten, um die Eroberung festzuhalten. Gleich Biskaya blieb Navarra im Besitz seiner eigenen Gesetzgebung, die Privilegien aber sind wenig mehr als nominell; die Stände sind seit dem Jahre 1715 nicht mehr berufen worden; sie bestanden aus drei Ständen, Prälaten, Edelleute und Deputirte der Flecken. Ursprünglich hatte diese Versammlung das Recht, im Verein mit dem König von Spanien, dessen Souveränetät die Navarresen mehr anerkennen als die Biskayer, Gesetze zu erlassen und aufzuheben und Abgaben auszuschreiben.

Die Navarresen sind keine Celten, sondern eine gemischte Race, aus Catalonien, Aragonesen und Basken, und sprechen eine aus diesen drei Mundarten zusammengesetzte Sprache. In ihren Sitten und ihrem Charakter sind Spuren der Gothen und Saracenen unverkennbar. Die Navarresen sind minder gewerbsam als die Biskayer, stehen ihnen an Civilisation nach und tragen mehr den Stempel des Mittelalters. Die Geistlichkeit steht im höchsten Ansehen bei ihnen, und Mina's erster Schritt, als er den Oberbefehl übernahm, war, daß er sie aus den Thälern von Bastan und Erro vertrieb.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Oktober.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 305. 1 November 1835.

Die Literatur in den Vereinigten Staaten.

(Nach der Schilderung eines Nordamerikaners im Londoner Athenäum.)

Die guten Leute der Vereinigten Staaten sind die stärksten Leser in der Welt; sie essen, so zu sagen, Papier und trinken Dinte; sie lesen Alles, nur nicht ihre eigenen Bücher. Kommt mit dem Paketboote von Liverpool eine Novelle Bulwer's an, so wird sie binnen drei Tagen nachgedruckt, und in drei Wochen liest man sie in jedem Lesekabinet in Louisiana, und kritisirt sie in den 1001 Zeitungen, die zwischen dem atlantischen Meere und dem Mississippi erscheinen. Und von Bulwer abwärts wird jeder noch so todtgeborne und obskure Roman, Gedicht, oder was sonst in England herauskommt, augenblicklich neu aufgelegt, gierig gekauft, und in jedem Winkel dieses unermeßlichen Landes ehrfurchtsvoll beachtet und gepriesen. Nichts ist in England gewöhnlicher, als kleine Autoren von ihrem amerikanischen Rufe reden zu hören; er tröstet sie für ihre Vernachlässigung im Vaterland. Sie sehen ihre Namen in dem Chillicothe Banner oder dem Kentucky Champion nebst vier Spalten Auszug aus ihrem Werke und einer Kritik darüber, und sagen dann zu sich selbst, wie Byron, als er hörte, ein Band seiner Gedichte sey in Albanien gesehen worden: „das heißt Ruhm!" Doch gibt es amerikanische Bücher, die von den Amerikanern gelesen werden, solche nämlich, die man in England gelobt hat. Fenimore Cooper's bewunderungswürdige Novellen, Washington Irving's Werke, der Miß Sedgwick ächt weibliche und geistreiche Erzählungen und Bryant's Gedichte (von Irving in London herausgegeben) sind, seit sie den Stempel des englischen Beifalls an sich tragen, alle sehr beliebt. Vergebens hofft man Belehrung über die amerikanische Literatur aus den amerikanischen Reviews und Magazins zu erholen. Man kann darin alles Andere finden, Recensionen von französischen, deutschen und englischen Büchern über alle möglichen Gegenstände, fleißige und ungenießbare Abhandlungen über auswärtige Politik und Statistik; aber einheimischer Gedichte, Novellen oder Schauspiele geschieht keine Erwähnung. Das North American Review, die älteste und beste Quartalschrift in Amerika, enthielt nie einen beachtenswerthen Artikel über Cooper's Werke, und wenn wir uns nicht irren, ist auch in den beiden andern Quarterlies, denen von Walsh und Legaré, so wie in den Monatsschriften noch keine gediegene Beurtheilung dieses ersten Schriftstellers des Vaterlands erschienen. Ein solcher Mangel an unabhängigem Urtheile und Selbstachtung zeigt sich in allem Amerikanischen. Eine dumme Reisebeschreibung, von der man in England nie Notiz genommen haben würde, setzt die Vereinigten Staaten in Feuer und Flammen. Wenn ein englischer Offizier auf halbem Sold, um seinen Jahresgehalt etwas zu verbessern, ein scharfgewürztes Bändchen zusammenfudelt, oder wenn eine englische Dame, *) die im Spitzenhandel oder sonst wie Bankerott gemacht, eine Sammlung Karikaturen über Amerika anstiftet, um davon die Kosten ihrer Heimfahrt zu bestreiten, so glaubt man in diesen unbedeutenden Einzelstimmen die Stimme von ganz Großbritannien zu hören, und ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhebt sich von Maine bis Georgien. Dieß eben ist es, was der obskure Verfasser gewollt hat; denn so gewinnt sein Buch Ruf und Absatz. Bei einem Ueberflusse von Nationaleitelkeit fehlt es den Amerikanern an Nationalstolz. Bei dieser Hintansetzung der einheimischen Literatur gegen die fremde ist es kein Wunder, daß — Cooper und Irving ausgenommen, die von ihrer europäischen Berühmtheit leben — in den Freistaaten kein Schriftsteller von Profession zu finden ist. Paulding ist ein Marinebeamter; Sprague Kassier einer Bank; Bryant Herausgeber einer politischen Zeitung; Hillhouse handelt mit Eisen u. s. w. Von der Literatur allein lebt unter einer aufgeklärten und bücherverschlingenden Bevölkerung von vierzehn Millionen nicht Ein Mensch. Dieß würde verzeihlich seyn, wenn sich darunter kein literarisches Talent befände, oder wenn kein amerikanisches Buch lesenswerth wäre. Wir hoffen aber zu beweisen, daß Amerika einen Schatz von prosaischen und poetischen Schriften besitzt, der ein besseres Loos verdiente, als erst durch die Kritik des Auslandes gehoben zu werden. Wir kennen die Erzeugnisse von 200 Dichtern und 72 Prosaikern, deren Werke seit der Gründung Neu-Englands in Amerika im Druck erschienen. Manche davon (darunter Barlow's „Columbiade," und die Gedichte des Negermädchens Phillis Wheatley, die indessen noch besser sind als jenes Epos) dürften freilich in Vergessenheit gerathen. Die bändereichsten der amerikanischen Prosaiker haben sich auf Politik oder Religion geworfen: aber diese, wiewohl aus-

*) Anspielung auf Miß Trollope, die bekannte Verunglimpferin Nordamerika's.

Digitized by Google

gezeichnet und auch in Europa bekannt, z. B. Cotton Mathee, Dr. Dwight, Jefferson, Jay, Hamilton u. a., gehören nicht der Literatur in engerem Sinne an, die wir hier allein, und zwar in ihren neueren Erscheinungen, berücksichtigen.

Der erste Novellendichter von einigem Rufe war Charles Brockden Brown, Verfasser der Erzählungen „Wieland," „Ormond," „Arthur Mervyn," Edgar Huntley," Carwin" „Jane Taldot" u. a. He. Coldnen hat seine Biogeaphie geschrieben, und seine Novellen sind in Eueopa wohl bekannt. Brown war in Philadelphia von englischen Eltern geboeen, und faßte frühzeitig eine Neigung zu Büchern, welche bei einem schwächlichen Körperbau zur Gewohnheit und Leidenschaft wurde. Die Rechtswissenschaft, dee er sich spätee widmete, gab er bald wiedee auf; daß er aber diesem Studium nicht aus Trägheit und Unbeständigkeit entsagte, zeigte seine spätere Laufbahn; denn wenige Menschen haben in einem kurzen Leben so viel gearbeitet. Uebrigens bietet sein Autorleben wenig Stoff füe eine Biogeaphie, er lebte, von gütigen und theilnehmenden Feeunden umgeben, ausschließlich mit seinen literaeischen Arbeiten beschäftigt, still für sich hin, und urtheilte über das Verdienst seiner Leistungen mit liebenswürdigee Bescheidenheit. Er starb 1810 in seinem 39sten Lebensjahre — Amerika blickt noch immer mit Liebesstolz nach den Grädeen von Westminster, und fordert seinen Theil an dem Ruhmeserde Shakspeaee's und Milton's. Seine eigenen literaeischen Todten hat es kaum noch zu zählen angefangen. Seine großen Patrioten, Otis, Adams, Hamilton u. s. w., haben alle in den Herzen des Volks jene Feuerwoete zurückgelassen, welche die Zeit immer tiefer einglüht, und in so fern gehören sie in die Reihen des Genius. Abee, wie gesagt, wir beschränken uns hier auf Amerika's schöngeistige Literatur.

William Wiet, der unlängst verstorbene Generalfiscal (Attorney-General) der Vereinigten Staaten, wae mehe Redner und Staatsmann, als Schriftsteller; doch darf ee vielleicht auch als solcher, neben Beown, eine der ersten Nischen an dem Mausoleum des amerikanischen Genius einnehmen. Der „beitische Spion" und zahlreiche vermischte Schriften, welche alle das Gepeäge eines Talentes vom ersten Range an sich tragen, haben ihm in den Freistaaten einen großen Namen erworben. Vielleicht haben seine glänzende Laufbahn und sein wohl begründeter Ruf als Rechtsgelehrter auch diesen leichteren Erzeugnissen seiner Feder ein höheres Ansehen verschafft; aber wie sind überzeugt, hätte Wirt sich ausschließlich der Literatur gewidmet, so hätte er auf beinahe jedem Felde der Darstellung Ausgezeichnetes geleistet. Wie theilen eine Probe seiner Schreibart aus den vermischten Schriften mit. *)

Der blinde Prediger.

„Es wae an einem Sonntag; ich reiste durch die Grafschaft Orange, da fiel mein Auge auf einen Haufen Pferde, die neben einem zeefallenen, alten hölzernen Schoppen im Walde, unfern der Straße, angebunden standen. Ich hatte auf meiner Reise duech die V. St. dieß öfter gesehen, und leicht konnte ich schließen, hier sey ein Gotteshaus. Andacht allein sollte mir Halt geboten haben, um mich mit der Gemeinde zum Gebete zu vereinigen; aber ich gestehe, die Neugierde, den Prediger einer solchen Wildniß zu hören, war nicht der kleinste meinee Beweggründe. Als ich eintrat, ward ich betroffen von seiner ungewöhnlichen Erscheinung. Er wae ein Geeis von hohem Wuchse und sehr hagee; sein mit einee weißleinenen Mütze bedecktes Haupt, seine runzeligen Hände, seine Stimme, alles an ihm bebte von einer erlittenen Lähmung, und wenige Augenblicke gaben mir die Gewißheit, daß ee völlig blind wae. Meine erste Regung war ein gemischtes Gefühl von Mitleid und Verehrung. Aber bald waren alle meine Empfindungen umgewandelt. Die Lippen Platon's *waren* eines weissagenden Bienenschwarms nicht würdiger, als die Lippen dieses heiligen Mannes. Man ging an diesem Tage zum Tische des Herrn; daher handelte seine Predigt von dem Leiden unseres Heilandes. Ich hatte den Gegenstand tausendmal behandeln gehört, ich hatte ihn lange schon für erschöpft gehalten. Wenig veemuthete ich, in den wilden Urwäldern Amerika's einen Mann zu finden, dessen Beredsamkeit diesem Stoffe einen neuen und eehabenern Ausdruck dee Rührung und Würde veeleihen sollte, als ich je zuvoe gehört. Als er von der Kanzel herabstieg, um die geheimnißvollen Symbeie zu vertheilen, da lag eine eigenthümliche, eine übermenschliche Feeelichkeit in seiner Miene und ganzem Wesen, die mein Blut gerinnen, alle meine Gliedee schaueen machte. Dann entwarf er ein Gemälde von den Schmerzen und Leiden des Herrn, seinem Verhöre vor Pilatus, seiner Besteigung des Calvariendergs, seiner Kreuzigung und seinem Tode. Ich kannte die ganze Geschichte, aber nie hörte ich, wie damals, die Umstände so ausgewählt, so angeordnet, so dargestellt. Alles war neu, und mie dünkte, als vernähme ich es zum Erstenmal in meinem Leben. Seine Ausspeache war so besonnen langsam, daß seine Stimme auf jeder Sylde schwingend bebte, und jedes Herz in dee Versammlung bebte mit. In seinen eigenthümlichen Sätzen lag eine solche Kraft der Beschreibung, daß die urspüngliche Scene in diesem Augenblicke vor unsern Augen vorübeezugehen schien. Wir sahen die Gesichter der Juden, den starren Blick, die fuechtbaeen Veezeeenungen der Bosheit und Wuth. Wir saben den Backenstreich fallen; meine Seele iobeete auf in Entrüstung, und meine Hände ballten sich unwillkürlich, krampfhaft. Aber als ee nun auf die Geduld, die ergebene Milde unseres Heilands überging; als er seine gebeneheiten, thränenvoll zum Himmel aufgeschlagenen Augen nach dem Leben zeichnete, während seine Stimme sanft zu Gott für Gottes Feinde betete: „Vatee vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" — da wurde die Stimme des Predigers, welche lange gezittert hatte, schwächer und schwächer, bis ihm vom Gefühl überwältigt die Worte gänzlich versagten, und er laut weinend in eine Fluth dee Schmerzen ausbeach. Die Wiekung ist undeschreiblich. Das ganze Haus tönte wiedee von Seufzen, Schluchzen und Klagegeschrei der Gemeinde. Es währte einige Zeit, bis die Anseegung sich so weit legte, daß er fortfahren konnte. Nach meiner eigenen Schwäche urtheilend, fühlte ich Besorgniß um die Lage des Predigers. Ich konnte nicht begreifen, wie er

*) So sehr wir bei unsern Auszügen aus Auszügen beschränkt sind, geben wir diesen um so lieber, weil er, neben der Trefflichkeit der Schilderung, einen Blick in das tief religiöse Leben jener Republikaner gewährt.

Digitized by Google

seine Zuhörer von der Höhe, zu der er sie hinaufgerissen, wieder herabführen wolle, ohne der Feierlichkeit und Würde seines Gegenstandes zu schaden, oder sie vielleicht durch den plötzlichen Fall zu erschüttern. Aber nein, sein Sinken war so schön und erhaben, als sein Aufschwung rasch und begeistert gewesen war. Der erste Satz, womit er die hehre Stille unterbrach, war eine Anführung aus Rousseau: „Sokrates starb wie ein Weltweiser, aber Jesus Christus als ein Gott!“ „Ich vermag es nicht, euch eine Vorstellung von dem Eindrucke dieser wenigen Worte zu geben, ihr müßtet euch denn vollkommen die ganze Weise des Mannes, so wie den eigenthümlichen Scheidepunkt in seiner Rede vergegenwärtigen. Nie zuvor hatte ich so ganz begriffen, warum Demosthenes so großes Gewicht auf Aussprache und Vortrag legte. Stellet euch die ehrwürdige Gestalt des Predigers vor, seine Blindheit, die euch immer an den alten Homer, an Ossian und Milton mahnt: bildet euch ein, ihr höret seine feierlichen und wohlbetonten Worte, seine langsame Stimme voll rührender Melodie: denkt euch die Höhe der Empfindung und Begeisterung, auf die er seine Gemeinde emporhob, und dann die wenigen Augenblicke bedeutungsvollen, todtähnlichen Schweigens im ganzen Gotteshaus, wie der Prediger, sein weißes Tuch von seinem greisen noch thränennassen Angesicht entfernend, und die gelähmte Hand, die es hält, ausstreckend den Satz spricht: „Sokrates starb wie ein Weltweiser“ — wie er dann innehält, seine andere Hand erhebt, beide faltet und mit Kraft und Wärme an seine Brust drückt, seine lichtlosen Augen gen Himmel aufschlägt, und seine ganze Seele ausströmt in die bebenden Worte: „aber Jesus Christus — als ein Gott!“ Wäre er wirklich und in Wahrheit ein Engel des Lichtes gewesen, die Wirkung konnte kaum göttlicher seyn. Alle meine Vorstellungen von der Erhabenheit Massillons und der Redekraft Bourdalone's blieben weit zurück hinter der Gewalt, womit dieser einfache Satz mich im Munde dieses Redners ergriff. Wer nach dieser Schilderung glaubte, in der Manier dieses unvergleichlichen Geistlichen liege etwas Schales, auf Bühnenwirkung Berechnetes, der würde ihm großes Unrecht thun. Niemals sah ich bei irgend einem andern Redner so viel Einfalt neben so viel Majestät. Er hat keine Gebärde, keine Haltung, keinen Accent, wozu er nicht durch die Empfindung, die er ausdrückt, gedrungen scheint. Seine Seele ist zu voll, zu ernst, zu eifrig und dabei zu würdevoll, als daß sie sich zu Kunstgriffen herablassen könnte!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Halbinsel Sennaar.

(Auszüge aus dem Tagebuch des Lord Pendhoe, geschrieben auf einer Reise von Kairo nach Sennaar, im Jahre 1839.)

10 März. — Khartum liegt am Bahr-el-Azreq, ungefähr zwei Meilen von seiner Vereinigung mit dem Bahr-el-Abiad; es ist erst seit vier oder fünf Jahren eine Stadt, seit es nämlich die Residenz des Sandschaks oder Gouverneurs geworden ist, der in einem erträglichen Lehmhause wohnt. Es sind noch gegen dreißig Lehmhäuser in der Stadt, die übrigen sind aus Durrastängeln gebaut; hinsichtlich der Mauern und Dächer gleichen sie kleinen Weizenschobern oder Bienenstöcken.

Man sieht hier keine Bäume; es ist eine kahle, häßliche Ebene, wie wenn man sie besonders aufgesucht hätte. Curschid Bey herrscht von Berbi bis Sennaar, und bezieht einen jährlichen Gehalt von 680 Beuteln oder 5500 Pfd. Die Nizam (reguläre Truppen) haben hier ihre Baracken; ihr Kommandant ist der Kaimakam*) oder Oberstlieutenant. Das Klima ist gesund, ausgenommen während des Kharifs (nach der Regenzeit), und auch in dieser Periode ist Sennaar die gesündeste von den Besitzungen des Pascha's im Sudan. Die Eingebornen bestehen aus zwei Klassen, den freien Bauern und den Mowelled. Letztere sind eine besondere Race; sie stammen von Sklaven ab, die von einer Generation zur andern in Wohlstand leben und ihren Herren monatlich einen Theil ihres Erwerbs bezahlen, den die Männer durch Arbeit, die Weiber häufig durch Prostitution gewinnen. Wenn zwei Sklaven von verschiedenen Herren sich heirathen, so werden die Kinder gemeinschaftliches Eigenthum derselben; so kommt es bisweilen vor, daß sechs oder auch noch mehr Herren denselben Sklaven besitzen. Hat ein Weib ein uneheliches Kind, so gehört es ihrem Herrn. Einige der großen Scheiks haben fünf bis sechshundert Mowelled, die man wie andere Sklaven verkaufen kann, und die häufig hellfarbig und hübsch sind. Im Ansehen ist kein Unterschied zwischen den Mowelled und der freien Bevölkerung. Die Verhältnisse beider gegen einander hängen von dem gesellschaftlichen Zustande des Distrikts ab; so besteht auf der Insel Sennaar die große Mehrheit aus Mowelled, während es in Dar Schagei fast keine gibt. Das ganze Land im Süden von Khartum, östlich durch den Bahr-el-Azreq und westlich durch den Bahr-el-Abiad begränzt, heißt die Insel Sennaar, obschon es an der südlichen Grundlinie des Dreiecks eigentlich mit Abyssinien verbunden ist. Vor der Eroberung durch den Pascha von Aegypten wurde dieses Land von dem Mak oder Melek von Sennaar beherrscht, der jetzt in glücklicher Sorglosigkeit von seiner glänzenden Pension von 500 Piastern monatlich leben könnte, wenn man sie ihm bezahlen würde. Der Bazar von Khartum besteht aus zwanzig Hütten, worin Korn, Kaffee und schwarzer Zucker ihrer verkauft, auch mit einigen Ferngläsern und Glasperlen zu Arm- und Halsbändern, — Zierrathen, die man hier zu Lande allgemein trägt, — ein Kleinhandel getrieben wird. Die Luxusartikel kommen alle aus Kairo und werden durch den Transport von da zwei- oder dreimal theurer. Gelegentliche Fuhren aus Indien, die aber selten und unbedeutend sind, bringen Ingwer, Zuckerland u. s. w. Es gibt hier keine Araber, und wir haben Mühe, Kamele oder Dromedare zu bekommen.

11 März. — Keine Dromedare. 28° Hitze.

12 März. — Dr. Ronnin kam aus Auftrag des Curschid Bey, um wegen seiner Beleidigung gegen Muhammed jede Art von Ehrenerklärung zu geben; er sey nämlich durch einen augenblicklichen Aerger nach vierundzwanzigstündigem Fasten dazu veranlaßt worden, und als Muhammed nach dem Boote fragte, habe er nicht gesagt, daß es uns gehöre; er werde übrigens seinen ersten Rath senden, um seine Entschuldigung vorzutragen, wenn er versichert seyn dürfe, daß wir ihm verzeihen und als Beweis unserer Freundschaft mit ihm speisen würden. Mit Sonnenuntergang kam Ibrahim Caschief, der besagte erste Rath, und brachte dieselbe Entschuldigung vor; wir nahmen sie an, mit der Erklärung, ich erwarte, daß er mich stehend empfangen, und eben so, wenn ich fortgehe, aufstehen werde. Da Ibrahim Caschief dieß zusagte, bestiegen wir die Pferde, die uns der Bey gesandt hatte, und ritten vor sein Haus. Er war im Hof und betete; sobald er fertig war, traten wir ein; er wiederholte alle seine Entschuldigungen, und ich sagte ihm kurz, daß wir damit zufrieden seyen. In Bälde war ein ungeheures Gastmahl aufgetragen, Platte folgte auf Platte, bis zuletzt als pièce de resistance ein ganzes gebratenes Schaf kam. Der Herr des Hauses zeigte alle Artigkeit und Aufmerksamkeit eines Türken; er riß die zartesten und fettesten Stücke mit seinen Fingern ab und bot sie in der Reihe herum. Eine Platte Pillau mit Reiß vollendete das Mahl. Dann wurde ein Becken, um die Hände zu waschen, und zuletzt Kaffee und Tabakspfeifen gebracht. Die Gäste waren Ibrahim Caschief, ein ansehnlicher Mann mit schwarzem Barte, Handtuchhalter des Pascha und deßwegen auch zum ersten Rath des Gouverneurs tüchtig erfunden; der Kadi Effendi oder das Haupt der

*) Dieses auch im Occident so bekannte Wort heißt eigentlich kaim makâm, der die Stelle des andern vertritt.

Digitized by Google

Religion, einer der vollendetsten Höflinge, die man sich denken kann, — er sprach in leisem, einschmeichelndem Tone, den Kopf gegen den Boden gesenkt, die Augen halb geschlossen, und sagte unter Anderem, unsere Ankunft in Khartum hätte die Erde grün und ihr Angesicht weiß gemacht, — und ein Delhi Baschi, Kommandant der Kavallerie, ein derber Soldat, der gerade vom letzten Feldzuge zurückgekehrt war. Curschid Bey ist ein Mann von mittlerer Größe, mit einem ernsten Gesicht, aber sehr unterhaltend; er war von einem Gazwah (Einfall) in das Fazuglis Land (oberhalb Sennaar), wo Gold erzeugt wird, zurückgekehrt, und hatte Alles, was er an Gold, Vieh und Sklaven in seine Hände bekam, als Kontribution mitgenommen. Er sagte, das Volk, obschon bloß mit Speeren bewaffnet, habe mit großer Tapferkeit gefochten; es sey aber so wild, daß Männer ihre Weiber, und Mütter ihre Kinder getödtet hätten, nur damit sie nicht türkische Sklaven würden. Diese Einfälle in den Wäldern sind wegen der schlechten und engen Wege, und bei dem heißen Klima, wo es gar oft an Wasser gebricht, mit großen Mühseligkeiten verbunden. Curschid Bey gedenkt einen Gazwah gegen Allisch zu machen, ein Land, wo mehr als 500 Dörfer von Leuten erbaut wurden, die zur Zeit, als die Türken das Land besetzten, aus Sennaar flohen und nie Tribut bezahlten. Wir verließen den Bey um Mitternacht. Bald darauf besuchte uns der Kadi Effendi in unserem Zelt, und sagte, daß der Bey uns sehr liebe, unsere Worte seyen süß und unsere Häupter weiß; er sagte auch ein Gebet an Ja (Jesus), *) unsern Erlöser, her, und sprach seinen Segen aus über uns und alle Christen. Jeder Muselmann, der dieß nicht thue, sey ein Kaffer (Ungläubiger). Er sagte uns, seine Vorfahren seyen Könige von Granada gewesen; er habe in Fez gelebt; es sey etwas Gutes darum, Muhammedaner zu seyn, denn ein jeder dürfe vier Weiber haben, und sie so oft wechseln, als ihm beliebe; alle Mogrebin lieben das Süße, und unser Sorbet sey das Beste, was er je versucht habe, — natürlich bekam er sogleich ein anderes Glas.

13 März. — Wir sind in der Achtung der Khartumer Welt sehr gestiegen. Major Felix wird immer Mir Alli (Kommandant von 4000 Mann) genannt, und mein Titel ist Beyzadeh (Prinz). Zwei Männer brachten ein ganz vollendetes Haus von Durrastängeln von seinem Bauplatz an bis an den Ort, wo es beständig bleiben soll. Einige auf dem Fazugler Gazwah gefangene Sklaven wurden in des Gouverneurs Hause versteigert, jeder zu 9 Dollars, ein Weib und ein kleines Kind wurden zusammen für einen Mann gerechnet. Diese Unglücklichen hatten eine zehn Fuß lange Stange hinten auf den Rücken gebunden, die ihnen nicht einmal bei Nacht abgenommen wurde, so daß sie nicht bloß beim Gehen sehr belästigt waren, sondern auch am Schlafen dadurch gestört wurden. Der Sandschak besuchte uns bei Nacht; er hatte uns zwei von seinen eigenen Dromedaren geliehen, und das Beste angeschafft, was man am Bahr-el-Abiad bekommen kann.

14 März. — Wir ruderten auf des Beys eigenem Boote den Bahr-el-Azrek hinab bis zu seiner Vereinigung mit dem Bahr-el-Abiad, an dessen Ufern wir frühstückten. Die Ufer dieses Flusses sind niedrig und flach; man sieht hier nichts als Grassteppen und feine Akazienbäume. Keine Landschaft hat weniger Aehnlichkeit mit den Gegenden des Nils, während der Bahr-el-Azrek sein Ebenbild ist — dieselben hohen Ufer, die durch die jährlichen Ueberschwemmungen Steppen bilden, ohne Bäume, aber sonst von dem Schlamm des Flusses äußerst fruchtbar, während der Bahr-el-Abiad, der sich während der Ueberschwemmung in weite Seen ausdehnt, den Boden so unfruchtbar läßt, daß weder Korn, noch sonstiges Getreide, nicht einmal Durra dort gedeihen kann, wenn das Wasser fällt; statt dessen wächst hier Gras, ein in Aegypten fast ganz unbekanntes Produkt. Wir sahen hier einen dem Ibis ähnlichen Vogel, den man nie am Nil sieht; er war schwarz und weiß, und hatte einen krummen Schnabel, wie er auf ägyptischen Bildhauerarbeiten dargestellt wird, auch flogen manche Arten von Picus mit blau und rothen Federn herum. Die Fische im Bahr-el-Abiad sind diesem Flusse ebenfalls eigenthümlich, und werden im Nil nicht gefunden. Eine schwarzschnablige Krähe, schwarz und weiß, der Farbe nach mit der Elster vergleichbar, ein sehr hübscher Vogel, ist hier gewöhnlich. In der Nähe unseres Zeltes bei Khartum zeigte uns der Doktor den Platz, wo am Tage vor unserer Ankunft ein Mann, der im Flusse Kleider wusch, von einem Krokodil ergriffen wurde. Das Krokodil packte ihn und trug ihn an das entgegengesetzte Ufer; ein anderes wollte den Schmaus theilen, beide stritten sich eine Zeit lang mit einander, tauchten sodann ins Wasser, um dort den Kampf auszumachen, und ließen den Mann todt auf der Sandbank; ein Boot wurde hinübergesandt und brachte den Leichnam nach Khartum. Auftritte dieser Art sind hier häufig, und in den sechs Jahren, seit die Nizam im Lande sind, wurden fünfzehn von ihnen durch Krokodile getödtet. So sehr sind diese Thiere hier gefährlicher als in Aegypten. Abends besuchten wir den Kaimakam (Obristlieutenant), den uns der Kadi als einen trefflichen Mann schilderte, der aber kein Wort sprach. Er sitzt vom Morgen bis in die Nacht auf dem Diwan und spielt mit seinem Rosenkranze, die Regierung macht ihm keine Sorgen, er sagt zu Allen, die in Geschäften zu ihm kommen, sie sollen thun, was sie wollen, so lange sie nur ihn nicht stören. Ibrahim Effendi, ein sehr beleibter Mann, war Mameluk des Pascha; vor einiger Zeit, als sein Obrist starb, hielt er es nicht für nöthig den Pascha oder den Kriegsminister mit dieser Nachricht zu belästigen, so daß sie der Pascha zufällig durch einen Kaufmann erfuhr. Deßwegen avancirte der Kaimakam auch nicht zum Mir Alli.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Muhammedaner verehren nämlich drei Hauptpropheten, Moses, Jesus und Muhammed, welchen letzteren sie aber das Siegel, d. h. den letzten und größten der Propheten nennen.

Vermischte Nachrichten.

Man hat neuerdings die Theestaude an der Ostgränze des englischen Indiens in den Bergen von Munipur *) entdeckt, und alsbald Proben davon an Dr. Wallich gesendet. Das Verdienst der neuen Entdeckung gebührt dem Major Grant. Die Pflanze ist indeß verwildert, so daß sich nicht angeben läßt, welche Art von Thee sie geben wird. Jedenfalls ist es von Bedeutung, daß die Pflanze in einem weiten Landstrich ganz gewöhnlich ist, wodurch England später in diesem fast zur Nothwendigkeit gewordenen Artikel von China unabhängiger wird. Die Berge von Munipur, in denen die Pflanze einheimisch ist, müssen ziemlich hoch seyn, denn aus dem Schreiben eines Offiziers, der kürzlich einen Feldzug gegen einige Räuberschaaren in diesem Lande mitmachte, ergibt sich, daß nicht nur die Nächte um die Mitte März noch sehr kalt waren, sondern auch, daß die Truppen zwei Tagemärsche von Songonu unter Fichten- und Eichenwälder kamen.

*

Die Naval and Military Gazette gibt eine nähere Andeutung der „allgemeinen Seesprache," wovon kürzlich in diesen Blättern (s. Nr. 276) die Rede war. Kapitän Rhode, der Erfinder, benutzt nur fünf Flaggen, zwei von beliebiger Farbe, zwei weiße und einen Wimpel. Von diesen werden nie mehr als vier zu gleicher Zeit gebraucht, was 40 verschiedene Kombinationen gibt. Damit ist freilich noch wenig erreicht, nun aber schlägt er Doppelsignale vor, d. h. zwei verschiedene Signale, um einen Satz auszudrücken, und so erhält man, 40 mit 40 multiplizirt, 1600 Variationen, weniger 40, weil nie die beiden gleichen Zahlen zusammenkommen dürfen.

*

Zwölf antike Vasen von außerordentlicher Schönheit und viel größer als man bis jetzt deren gekannt hat, wurden kürzlich von der neapolitanischen Regierung dem Major Lambert, ihrem Besitzer, zu einem mäßigen Preise abgekauft. Sie wurden zu Pruvo im Distrikt Buri in Apulien ausgegraben. Nr. 1 ist fünf Fuß hoch und der größte Durchmesser beträgt 2' 6", und ist in Fächer abgetheilt, welche 150 ausgezeichnet schöne Abbildungen von Menschen, Thieren, Masken u. dgl. enthalten. Die übrigen sind kleiner, aber ganz ähnlicher Art. Nr. 1 hat eine griechische Inschrift.

*

Der Bombay Courier enthält die Nachricht, daß ein sehr bedeutendes Kohlenlager an den Ufern des Seta Rewa, einem kleinen Fluß, der in den Nerbudda fällt, gefunden worden sey. Dieß ist bei der erweiterten Dampfschifffahrt in Indien eine äußerst wichtige Entdeckung.

*) Dieß liegt in der Provinz Cassai, die im Osten an Birma, im Westen an Bengalen, im Norden an Assam, im Süden an Aerakan gränzt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 306. 2 November 1835.

Wie Neger in Nordafrika.

Seit Jahrhunderten ziehen maurische Karawanen, namentlich aus Marokko, jährlich ins Innere von Afrika, wo sie durch Tausch, List oder Gewalt sich eine Anzahl Sklaven verschaffen, welche sie nach ihrer Rückkehr längs der nordafrikanischen Küste und selbst nach Kleinasien und der Türkei verkaufen. Die Araber jenseits des Atlas machen unaufhörlich Angriffe auf die Negerstämme, um Sklaven einzufangen, und manchmal sammeln die eingebornen Fürsten große Schaaren, um in einem gewaltigen Einfall, Ghrazzie *) genannt, mehrere Dörfer auf Einmal zu zerstören, und die Einwohner als Sklaven wegzuführen. Das Verfahren dabei ist Folgendes. Man macht einige Stunden von dem Ort, den man plündern will, Halt; ein wenig nach Mitternacht ist die ganze Expedition auf den Beinen, und zieht, mit Zurücklassung weniger Leute zur Bewachung des Lagers und der Kamele nach dem Dorfe, das in mehrern Linien umstellt wird. Sobald der Tag graut, überfällt eine Abtheilung das Dorf, nimmt die aufgeschreckten Einwohner gefangen, und schickt sie nach der ersten Linie, von wo sie nach einem Posten weiter gesendet werden, der auf einem benachbarten Hügel aufgestellt ist, und den Auftrag hat, die Gefangenen zu fesseln. Wer zu entfliehen sucht, wird ohne weiteres niedergeschossen, damit niemand die nächsten Dörfer in Allarm bringe. So werden oft in wenigen Stunden mehrere Hundert Gefangene gemacht, worauf die Kamele, Ochsen, und was sich sonst von Werth im Dorfe findet, fortgenommen und vertheilt wird. Ein Viertheil der ganzen Beute gehört dem Fürsten, alles Uebrige wird so getheilt, daß ein Krieger zu Fuß einen, und ein Reiter zwei Sklaven erhält. Jeder darf übrigens für sich so viel Gefangene machen, als er kann, unter der Bedingung, den vierten Theil dem Fürsten zu geben. Diese Theilungen werden manchmal auf der Stelle vorgenommen, und jeder nimmt die Anzahl von Sklaven und Vieh an sich, die ihm zu Theil wird.

Wenn aber alles dieß vorüber ist, so haben die armen Neger noch das Schrecklichste zu bestehen, nämlich den Marsch durch die Wüste, der manchmal hundert Tage dauert, und wo jährlich eine Menge durch Ermattung, Krankheit, Hunger, Kälte oder den Sandwind, oft auch vor Durst umkommen. Im Jahre 1805 zog eine Karawane von Tombuktu nach Tafilelt, fand an einem der gewöhnlichen Brunnenorte kein Wasser, und die ganze Karawane, die aus 2000 Personen und 1800 Kameelen bestand, ging zu Grunde. Manchmal rächen sich die Räuber, durch ihre Leiden zur Wuth aufgereizt, an den armen Sklaven, so Mukni, Bei von Fezzan, der die Stadt Kanem überfallen und verbrannt, und die Einwohner fortgeführt hatte. Auf dem Rückwege überfiel ihn ein Sandwind, der drei Tage ohne Unterlaß wehte, so daß viele Sklaven starben, und seine Leute so in Verwirrung kamen, daß sie völlig die Richtung verloren. Mukni selbst hielt bis zum dritten Tage aus, als aber der Sandwind noch immer fortdauerte, und seine Ungeduld mit der Verzögerung wuchs, befahl er alle noch übrigen Sklaven, 300 an der Zahl, niederzuhauen, was mit kaltem Blute augenblicklich ausgeführt wurde. Scheußlichkeiten dieser Art sind in Afrika gewöhnlich; Weiber und Mädchen, die nicht mehr mit der Karawane fortkommen können, läßt man im Sande sterben, und kleine Kinder, die zu jung sind, um von Wasser und Datteln zu leben, wirft man am Wege den Schakals zur Beute hin. Und unter allen diesen Schrecken sinkt den Negern der Muth nicht. Jeden Abend, wenn die Karawane Halt macht, schmücken sich die Negerweiber mit allen kleinen Zierrathen, die sie etwa behalten haben, oder auch mit den Muscheln und Steinen, die sie am Wege finden, und vereinigen sich dann, um ihre heimischen Lieder zu singen, wobei sie zum Akkompagnement auf einen großen, getrockneten und ausgehöhlten Kürbiß schlagen. Die Männer indeß sind anders; so lange sie verfolgt werden, und überhaupt so lange sie in ihrem eigenen Lande sind, zeigen sie sich ausnehmend schlau und thätig, und suchen jede Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, sobald sie aber einmal die pfadlose Wüste betreten haben, dann bricht ihr Muth, und sie ziehen fort, hoffnungslos und verzweifelnd. Dieß hindert sie indeß nicht, sobald sie einmal am Ziel der Reise angelangt sind, treue und brauchbare Diener zu werden. Viele sind freilich diebisch und lügnerisch, und alle, wenn sie zornig werden, im höchsten Grade rachsüchtig und unversöhnlich.

Unter den Gefangenen ist indeß ein sehr bedeutender Unterschied. Die Bewohner von Wangara sind ein rohes, stumpfes Geschlecht, mit niedern Stirnen, großen Mäulern, dicken Lippen,

*) Ghrazzie, oder weicher ausgesprochen, Ghazzie, bedeutet ursprünglich einen Kriegszug gegen die Ungläubigen. Eine andere Form desselben Wortes ist Gazwah.

Digitized by Google

platten Nasen und glotzenden Augen, kaum verständiger als Thiere, während die von Haussa klug und thätig sind, und eine ausgezeichnet ausdrucksvolle und edle Physiognomie, vorstehende Nasen und lebhafte schwarze Augen haben. Dieß sind offenbar zwei ganz verschiedene Racen, deren Preis auch auf dem Markt bedeutend verschieden ist. Die Weiber von Haussa werden von den Türken und reichen Mauren als Beischläferinnen gesucht, und Jackson sah eine zu Marokko für 400 Dukaten verkaufen, da sonst der Mittelpreis nur 100 Dukaten beträgt.

Nach der Rückkehr einer Sklavenexpedition werden die Sklaven im Aufstreiche verkauft, und von dem erlösten Gelde erhält der Fürst ein Viertheil; kauft der Besitzer des Sklaven denselben selbst an sich, so muß er dem Fürsten den vierten Theil des letzten Gebots erlegen. Auf diese Art wird der dem Fürsten gehörige Antheil erhoben. Auf Beisammenhalten der Familien wird nicht gerechnet, und so erfolgen oft die herzzerreißendsten Scenen. Indeß werden die Sklaven in der Berberei nicht hart gehalten, selten geschlagen, und oft bildet sich eine große Anhänglichkeit zwischen Herr und Sklaven. Sie erhalten nach acht oder zehn Jahren die Freiheit, weil der gewissenhaftere Moslem sie nur als Diener betrachtet, und sie etwa um dieselbe Summe kauft, die er während dieser Zeit einem Diener als Lohn geben müßte. Lernt vollends ein Neger lesen, und ein Kapitel des Korans im Urterte verstehen, so ist er gewissermaßen zur Freiheit berechtigt, und sollte sein Herr mit der Freilassung zögern, so ermahnen ihn seine Freunde und Bekannte dazu, als zu einem guten und verdienstlichen Werke. Jeder Neger darf seine Freiheit kaufen, zu welchem Ende ihm gewöhnlich eine Anzahl Stunden zu eigener Arbeit bewilligt wird, und eine Menge erhält beim Tode ihrer Herren die Freiheit. Diese lassen sich in diesem ihrem neuen Vaterlande nieder, und so hat die Berberei eine Negerbevölkerung erhalten. Man kann die Abkömmlinge derselben sogleich von den Freigelassenen unterscheiden, da die Sklaven stets mit einem scharfen Instrumente auf beiden Wangen bezeichnet werden.

Die politische Lage der freien Neger ist von der der Mauren nicht verschieden, vorausgesetzt, daß sie Moslems werden, was sie gewöhnlich thun, da sie eigentlich keine Religion haben. Sie werden dann zu Stellen befördert, die besonderes Vertrauen erfordern, namentlich treten sie in Kriegsdienste, worin sie viel Geschicklichkeit und Muth zeigen. Als das Kaiseefort von den Franzosen belagert wurde, und von den Truppen des Dey geräumt werden sollte, erhielten drei Neger den Auftrag, das Fort in die Luft zu sprengen, und führten denselben mit ungewöhnlichem Muth und Entschlossenheit aus.

Mehr Neger als in andern Theilen der Berberei finden sich in Marokko, wohin Muley Ismail zahlreiche Kolonien aus Guinea verpflanzte, um die theils durch die Pest, theils durch seine Grausamkeiten entstandenen Lücken in der maurischen Bevölkerung auszufüllen. Sie wurden in Dörfer versetzt, die zu ihrer Aufnahme erbaut worden waren, erhielten Ländereien und überhaupt jede mögliche Unterstützung, da Ismail, welcher wußte, daß seine Unterthanen ihn haßten, sich in Gunst zu setzen suchte bei diesen neuen Ansiedlern, deren Muth und Eifer bekannt waren, und die stets demjenigen zuliefen, der ihnen am meisten Geld gab, und Plünderungsfreiheit gestattete. Die Nachfolger Ismails schlugen indeß nicht die gleiche Bahn ein, einige derselben fanden sogar die Neger-Allirten so lästig, daß sie viele derselben entließen und in ihr Land zurückschickten, wodurch dem Wachsthum der Negerbevölkerung in diesem Theile der Berberei Einhalt gethan wurde: sie werden aber immer noch in großer Anzahl als Soldaten gebraucht, und der Kaiser verläßt sich auf sie am meisten.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Zu den Schriftstellern, deren Namen über die atlantische See gedrungen und mindestens in England wohl bekannt sind, gehört Dr. Channing aus Boston, der große Apostel des Unitarianismus, dessen Bekenner jetzt eine der zahlreichsten und angesehensten Sekten in Neu-England bilden. Der nicht geistlichen Schriften, auf denen der literarische Ruf dieses berühmten Theologen beruht, ist nur eine sehr geringe Zahl, ein kleiner Band „Essays" umfaßt sie Alle; aber innerhalb dieser engen Gränzen ist die Hand des Meisters so sichtbar, treten die Gedanken in so plastischer Rundung hervor, tönt die Sprache in so strenger Schönheit, und hat der Verfasser die einfache Erhabenheit seiner Seele so deutlich in jede Zeile geprägt, daß, wäre er auch nicht der Stifter einer mächtigen Sekte, und schriebe er nichts mehr, sein Ruhm dennoch fest und breit genug begründet wäre; sein „Versuch über Napoleon" (Essay on Napoleon) allein würde ihm seinen schriftstellerischen Ruhm sichern. — Ueber die Werke James Fenimore Cooper's haben wir nur wenig zu sagen nöthig; jeder Leser ist mit ihnen so vertraut, wie mit einer alten Volksballade. Cooper ist, glauben wir, in dem Staate New-Jersey geboren, aber schon in früher Kindheit zog er mit seinen Eltern an die Ufer eines schönen See's im westlichen Theile von New-York. Sein Vater war ein wohlhabender und angesehener Mann, und das blühende Städtchen, in dessen Nähe die Familiengüter liegen, heißt ihm zu Ehren Cooper's-Town. Sein Sohn hat ihn in den „Schanzgräbern" (the Pioneers) in dem Charakter des Richters gezeichnet. Cooper trat jung in die Dienste der amerikanischen Flotte, und that sich als ein thätiger, tapferer und einsichtsvoller Offizier hervor. Nach dem Friedensschlusse mit England (1814) legte er seine Offiziersstelle nieder, heirathete, zog sich von der großen Welt zurück, und erbaute sich eine Hütte am Otsego-See, die seitdem niedergebrannt ist. Das Glück seiner schriftstellerischen Arbeiten zog ihn wieder in die Oeffentlichkeit; aber als sein Ruhm in seiner Mittagshöhe stand, verließ er mit seiner Familie Amerika, und lebte nach einander in mehreren Hauptstädten Europa's. Zu Sorrent bewohnte er ein oder zwei Jahre lang die Villa Tasso's. In Paris versammelten seine ultrarepublikanischen Grundsätze einen eigenthümlichen Kreis um ihn, und Lafayette war sein Busenfreund und warmer Bewunderer. Politische Flüchtlinge von allen Nationen strömten in seinem Hause zusammen. Er war der Sekretär und die Seele der Polen-Committees, und — zu seiner Ehre sey

Digitized by Google

es gesagt — er machte sich arm, um die unglücklichen Söhne jenes tapfern Volkes zu unterstützen. Cooper hat eine zahlreiche Familie, mit welcher er unlängst nach einem mehrjährigen Aufenthalte zu Paris nach Amerika zurückgezogen ist. Seine Landsleute scheinen aber entschlossen, ihn nochmals von ihren Küsten zu vertreiben; denn nie ward ein Mann von der Journalistik seines Vaterlands so ungerecht behandelt, wie Cooper von der amerikanischen. Während fremde Nationen wetteifernd bemüht waren, ihm Ehre zu erzeigen, und die kritischen Blätter des Auslandes von seinem Lobe wiederhallten, war gänzliche Vernachlässigung, oder ein Lob, das wie Tadel klang, oder gar persönliche Schmähung sein Theil in den Vereinigten Staaten. Wenn ein empfindliches und stolzes Gemüth, wie das seinige, durch so unverdiente Unbild zu einer Antwort gereizt wurde, welche mehr Zoen, als Geduld und Klugheit verrieth, so hätte man sie mit der Nachsicht hinnehmen sollen, die man dem „genus irritabile poetarum" sonst gern gewährt. Die Amerikaner sind eines solchen Schriftstellers nicht werth, wenn man nach ihrer Presse allein schließen darf; aber die Journale sind nicht immer — und am allerwenigsten in Amerika — die Stimme der Gutgesinnten und richtig Urtheilenden im Volke. Cooper hat sich in der Phantasie und in den Herzen von Tausenden ein Reich gegründet, welches die Eintagslaunen der Kritik nicht zu erschüttern vermögen. Der Dichter mag jetzt 45 bis 50 Jahre alt seyn, und steht in der Vollkraft seines Geistes, welche den Kranz seines Ruhmes noch mit manchem grünen Blatte zu bereichern verspricht. Seine persönliche Erscheinung ist sehr imposant: ein kaltes, militärisches Benehmen, ein eigenthümlich hellgraues Auge, eine gebieterische Haltung des Hauptes, und um den Mund ein Ausdruck von Entschiedenheit, die manchmal bis zur Härte steigt. Diese nicht gewinnende und leicht mißverstandene Außenseite hat wahrscheinlich alle diejenigen gegen ihn eingenommen, die nicht Gelegenheit hatten, ihn näher kennen zu lernen; seine Freunde aber hangen an ihm mit begeisterter Liebe. — Auch bei Washington Irving genügt es den Namen zu nennen. Er brachte einen großen Theil seines Lebens in England zu, seine Werke sind wohlbekannt, und in Jedermanns Gedächtniß. In Neu-York geboren, ward er für die juristische Laufbahn gebildet; aber diese Beschäftigung sagte seinem Genius nicht zu, und man erzählt, er habe in seiner Advokatenpraxis nur einen einzigen Prozeß übertragen erhalten, aber auch diesen an einen andern Aspiranten abgetreten, weil die Schrecken eines „Maiden plea" — einer ersten öffentlichen Vertheidigungsrede vor Gericht — seine sensitive Einbildungskraft überwältigten. Er widmete sich hierauf dem Handel, in dem er aber, wie es scheint, nicht glücklich war. Mit zerrütteter Gesundheit schiffte er sich nach Sicilien ein, und ging von da nach England, wo sein bald darnach erscheinendes „Skizzenbuch" (Sketch-book) seinen Ruf als Schriftsteller für immer begründete. Als er noch in Neu-York wohnte, hatte er Beiträge zu der Miszellensammlung „Salmagundi" geliefert, und sich dadurch in Amerika ein literarisches Renommée von untergeordnetem Range erworben; damals wandelte sein Genius noch unerkannt. Gegenwärtig lebt er wieder in den Vereinigten Staaten, wo er bei seiner Ankunft in seiner Vaterstadt mit einem ihm zu Ehren veranstalteten „Dinner" bewillkommt wurde; er geht auf die Büffeljagd, macht Ausflüge in die „vielgepriesenen Regionen des fernen Westen," und dichtet Novellen. Doch wollte er noch in diesem Jahre nach England zurückkehren. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der amerikanische Reviewer hat die beiden Koryphäen seiner vaterländischen Literatur etwas dürftig bedacht. Sie sind indessen auch in Deutschland durch Uebersetzungen bestens bekannt, und theilten sich lange mit Walter Scott in die Gunst des Lesepublikums. Dürften wir zwischen Cooper und Irving einen Vergleich anstellen, so möchten wir letztern den feineren Beobachter und tieferen Menschenkenner nennen, während Cooper's Lieblingscharaktere, bei dem Streben, recht scharf zu individualisiren, mitunter überladen und seine Situationen hie und da nicht sehr wahrscheinlich sind. Cooper hat mit seinem schottischen Vorbild die entsetzliche, manchmal fast zur Verzweiflung treibende Breite und Geschwätzigkeit gemein — freilich eine Erbsünde des englischen Romans überhaupt; — und eben auch wie bei Scott, erblickt man in seinen Darstellungen die Menschen und die Handlungen mehr in ihren äußern Zügen, als in ihren tieferen psychischen Beziehungen. Man vermißt den poetischen Tiefblick in das menschliche Herz, welcher namentlich Bulwer's Novellen so vortheilhaft vor jener unterhaltenden, aber etwas rohen Manier des historischen Romans auszeichnet. Dagegen hat Cooper vor seinem Landsmann Irving, dem die „Skizzen," die Lebensbilder im kleineren Rahmen, besser gelingen, eine reichere Gestaltenfülle, ein lebendigeres Kolorit, meist größeres Interesse der Handlung, besonders aber die warme und treue Nationalität seiner Darstellungen voraus. Wo er die Urwälder und Riesenströme seines Vaterlands, die Kämpfe der Civilisation mit einer jugendlichen Natur und die letzten Schmerzen ihrer untergehenden Kinder, der Indianer, schildert, wo er sich für die stolze Freiheit seiner blühenden Republik begeistert, ist er unübertrefflich. W. Irving hat sich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, etwas zu sehr in den alten europäischen Käs verliebt; er malt am liebsten Zustände der alten Welt, in die er sich aber, bei seinem langen Aufenthalt in Europa, so sehr hineingelebt hat, daß er sie mehr in herkömmlicher Weise mit europäischen Augen auffaßt, als sie mit der Originalität schildert, die ein europäischer Leser von einem transatlantischen Autor wünschen möchte. Cooper's berühmteste Romane sind: der „Lootse," der „Spion," die „Belagerung von Boston" (Land- und Seegemälde aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg); die „Ansiedler," die „Steppe," der „letzte der Mohikaner" (vielleicht der anziehendste); die „Heidenmauer." Von Irving sind noch zu nennen: „Dietrich Knickerbocker's humorous account of New-York; das „Wanderbuch" (Tales of a traveller); das „Leben Campbell's," „Columbus," „Erzählungen aus der Alhambra u. s. w. Sein neuestes Werk ist „Abbotsford und Newstead Abbey," d. h. Erinnerungen an Scott und Byron.

Die Tiefe der Nordsee.

Breton sagt in seinen Skandinavian Sketches hierüber Folgendes: Zieht man von Dover an bis zum Riff von Jütland, das bei Skagen beginnt und sich in sichelförmiger Linie 20 g. M. westlich erstreckt, so findet man, daß in diesem Raume die Tiefe der Nordsee von 8 bis 10 Faden wechselt, nur 4 bis 5 g. M. von diesem Riff aber, gegen die norwegische Küste zu, erhält man mit 150 Faden noch keinen Grund; zwischen Christiania und Christiansand findet man nicht weniger als 85 Faden Tiefe. Geht man über diesen letztern Punkt hinaus, so nimmt sie ab bis auf 57 Faden, aber von Lindesnäs nordwärts ist man abermals in tiefem Wasser, wo man oft mit 150 Faden keinen Grund findet, obwohl die Tiefe 10 bis 11 g. M. vom Lande nur 55 Faden beträgt. Zwischen den Inseln ist die Tiefe sehr groß, und weit die Fjords hinauf, z. B. im Ode Fjord, 16 M. von der Küste, beträgt sie über 300 Faden. Sechs Meilen von Christiania zeigte man mir eine Stelle, die man als unergründlich betrachtete.

Digitized by Google

Die Halbinsel Sennaar.

(Fortsetzung.)

15 März. — Ein Regiment Nizam ist in den sudanischen Ländern des Paschas einquartirt. Davon liegt zu Khartum ein Bataillon von 800 Mann, eben so viel zu Missellemieh und zu Sennaar, und zu Kordofan zwei Bataillone von 1600 Mann, das ganze Regiment ist 4000 Mann stark, außerdem sind hier 800 Mann türkische Kavallerie, abgesehen von den wenigen, jedem Caschief zugetheilten Soldaten und den Gefolgen des Bey und der Kaimakams. Das Nizamheer besteht aus den ägyptischen Fellahs, und ist sehr ungern in dem Lande, wo Krankheit und Tod seine Reihen lichtet. Es sind schöne Männer, aber sie werden schlecht gekleidet, und eben so schlecht genährt und bezahlt. Das Bataillon zu Khartum hat ein Drittheil, das zu Kordofan mehr als die Hälfte seiner Leute verloren. Ihre Reihen werden mit schwarzen, auf den Gazwahs gefangenen Sklaven ausgefüllt, und diese Truppen, deren Interesse es ist, Sklaverei und Militärleben los zu werden, sind so unzuverlässig, daß sie auf jeder Expedition mit ihren Waffen ausreißen, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet, und daß man ihnen jede Nacht in den Feldhütten ihre Waffen abnimmt, damit sie sich nicht empören können.

Der Bey ließ sich vor unserem Zelte mit seinen Mameluken und Soldaten mit dem Dscherid. Des Nachts besuchten wir Ibrahim Caschief, den Rath, der im letzten Jahre das Heer den Bahr-el-Abiad hinauf begleitet hatte und uns eine interessante Beschreibung von der Expedition gab. Curschid Bey marschirte auf dem östlichen Ufer, Ibrahim Caschief im Westen. Bis vier Tagereisen von Khartum ist der Bahr-el-Abiad ein ununterbrochener Strom. In Wadi Shallii ist ein kleines Arsenal zum Schiffsbau; noch zwölf Stunden weiter gelangt man an die erste Insel der Schilukken,*) wo ein unbedeutender Scheik residirt. Dieß war Feindesland für die Türken. Einige Tagereisen davon war die Strömung des Flusses durch zahlreiche Inseln unterbrochen. Endlich erreichten sie Dentra, wo auch viele Inseln waren, und auf ihrer weitesten Reihe war der Fluß so breit und dergestalt von Inseln zerschnitten, daß man von einem Ufer zum andern sechs Stunden zu rudern hatte. Ufer und Inseln waren so dicht mit Holz bewachsen, daß man sie kaum durchdringen konnte; jenseits der Waldung auf dem Ufer war eine ungeheure Ebene, aber kein Berg.

Vögel von den schönsten Farben flogen hier in Menge herum, auch der Löwe, der Tiger, der Elephant und der Kamelopard ließen sich sehen. Die Schilukken sind Leute von riesiger Größe, Ibrahim Caschief, ein Mann von fünf Fuß zehn Zoll, sagt, er reiche ihnen bloß an die Brust. Männer und Weiber gingen völlig nackt; sie besaßen weder Kamele noch Pferde, und das Vieh, das sie hatten, war ohne Zweifel geraubt, da nach der Regenzeit die Krankheit Menschen und Vieh ergriffen und getödtet hatte. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Fischen und Durra. Sie hatten viele Kähne, von denen der größte sechzig Personen faßt. Bewaffnet waren sie mit Speeren, Pfeilen und Bogen, und mit Keulen. Ihre Bogen sind so stark, daß es Mühe kostet, sie zu spannen. Bisweilen tragen sie auch Schilde. Ihren obersten Scheik nennen sie „Gott;" er allein trägt ein baumwollenes Kleid, lose um seinen Leib gewickelt. Wird ein Gefangener eingebracht, so wird er vor den Scheik geführt und gefragt: „Wer hat die Welt erschaffen und den Strom fließen gemacht, wer gibt das Leben und nimmt es hinweg?" Antwortet er „Gott," so wird er zum Tode verurtheilt; sagt er aber: „Du bist der Gott, der dieß schuf," so hat er Hoffnung, mit dem Leben davon zu kommen. Der Scheik scheint jedoch bloß der Repräsentant einer höhern Macht zu seyn, denn als Curschid Bey einige der vornehmsten Schilukken empfing, so ließen sie ihn bei der Sonne schwören, ihnen nichts zu Leid zu thun, obschon sie ihn als Gott anredeten. Sie trugen elfenbeinerne Armbänder, und brachten als Tribut alle ihre Schätze, wie sie sagten, nämlich einige Elephantenzähne und Krokodilsmoschus. Curschid Bey gab ihnen Aman (Gnade), und da er sah, daß nichts bei ihnen zu finden war, kehrte er um und wird wahrscheinlich nicht so bald wieder eine Expedition am Bahr-el-Abiad hinauf unternehmen. Nach dem Friedensschluß tödteten die Schilukken alle Marodeurs, die ihnen von der türkischen Armee in die Hände fielen. Unsere Nachricht von diesen Wilden paßt auffallend zu der Beschreibung, die Herodot von der Aufnahme der persischen Gesandten in Aethiopien macht. Abends besuchte uns der Kadi, während wir nicht zu Hause waren, und da er niemand sonst etwas Schmeichelhaftes sagen konnte, so sagte er zu Mahmud, er sey ein weiser Mann und mache vortrefflichen Sorbet.

16 März. — Der Bey sandte uns zum Geschenk zehn Schafe, und eine Menge Geflügel und Butter unter vielen Komplimenten — „Chote Selaam dem Beyzadeh und Mir Alli" — wir schickten ihm zum Gegengruß eine Tonne süßen Zwieback und ein Fäßchen Sorbet. Er ließ sagen, er wolle uns heute Abend ein besseres Dschеridspiel zum Besten geben, und kam zu diesem Behuf mit seinen Mameluken und Soldaten vor unser Zelt. Wir wollten gern weiter reisen, bekamen aber keine Dromedare. Wir gingen zu dem Kadi, der uns mit Komplimenten überhäufte, mir unter manchen herrlichen Dingen wünschte, daß ich bald König von England werde, und einem jeden von uns ein gesticktes Handtuch schenkte. Wir besuchten auch den Großmaalim, dessen Zimmer mit abyssinischen und schwarzen Sklaven angefüllt sind. Als das Gespräch auf die eingebornen Häuptlinge kam, sagte er, diese seyen größtentheils bereits todt. Scheik Hassan sitzt im Gefängniß; er besaß gemeinschaftlich mit seinem Bruder Scheik Suleiman einen ansehnlichen Strich des Landes, so wie auch eine zahlreiche Bevölkerung. Sie haben kein Verbrechen begangen, sind aber zu mächtig. Noch zwei oder drei Köpfe, wie diese, abgeschlagen, und das ganze Land wird ruhig seyn. Der Maalim ist ein Christ und Rechtsgelehrter.

17 März. — Der Bey und seine Mameluken übten sich vor unserem Zelt, um uns das Feuern nach einem Kruge zu zeigen. Der Krug wird in einen offenen Raum von 260 Ellen gestellt. Der Reiter setzt sein Pferd in vollen Galopp, indem er die Zügel an einer dünnen Schnur mit dem kleinen Finger der linken Hand und das Gewehr mit beiden Händen über seinem Kopfe hält; ungefähr 20 Schritte von dem Kruge feuert er ab und dreht sein Pferd rechts. Der Bey traf am besten und ist ein guter Jäger. Auch er ist Mameluk des Pascha und war früher sein Pistolenputzer. Abends als wir ihn besuchten, erzählte er uns einige seiner Jagdanekdoten mit vielem Humor. Er war mehr als einmal mit Löwen und Elephanten in einen harten Stand gekommen, und hatte sein Heil in der Regel in der Schnelligkeit seines Pferdes suchen müssen. Ich gab ihm eine musicirende Tabaksdose, an der sich sein ganzer Diwan ergötzte — Soldaten, Araber und Eingeborne wurden herbeigerufen, um sie zu sehen. Scheik Musa, ein lustiger Araber voll wunderbarer Erzählungen, besuchte uns. Er ist Ingenieurkapitän und hat einige oberflächliche Kenntnisse im Zeichnen und Observiren; er brachte uns eine Karte von Aegypten, die er gemacht hatte, es war ein ganz roher Versuch. Eine der nächsten Expeditionen den Bahr-el-Abiad hinauf will er beschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sollte dieß nur eine andere Aussprache von Schelluh seyn?

Vermischte Nachrichten.

Trotz der Mäßigkeitsgesellschaften nimmt in England der Gebrauch von geistigen Getränken fortwährend zu, und die Erhebung der Abgaben folgt derselben Progression. Folgendes ist eine Uebersicht der konsumirten Quantität und der davon erhobenen Abgaben im Jahre 1834.

Rum	3,845,177 G.	1,505,140 Pfd.
Branntwein	1,388,659 —	1,564,487 —
Genevre	24,652 —	24,305 —
Liqueure	9,904 —	9,799 —
Andere geistige Getränke englischer Fabrikation	32,497,806 —	5,246,874 —
	38,265,155 —	8,547,545 —

In demselben Jahre hat der Malzverbrauch 4 Millionen Quarter betragen.

*

Der jährliche Verbrauch an Holz bei der englischen Marine beträgt in Kriegszeiten 80,000 Lasten oder 40,000 ganz ausgewachsene Bäume, wovon 55 auf einem Acre stehen. Im Frieden ist der Verbrauch 32,000 Tonnen oder 48,000 Last. Zu einem 74iger braucht man 3000 Last oder 2000 Tonnen, die in einem Jahrhundert auf 57 Acres wachsen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 307. 3 November 1835.

Bearbeitung der Kohlenbergwerke in Frankreich.

Die Ausbeutung der Kohlenbergwerke in Frankreich scheint nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinaufzugehen, obwohl man sie in Belgien schon im Jahre 1187 kannte, und sie im J. 1347 so beträchtlich war, daß die Kohlenarbeiter einen großen Theil der lütticher Armee ausmachten. Heinrich IV und Ludwig XIV suchten durch Edikte von 1601, 1604 und 1698 die Landeigenthümer zur Bearbeitung von Kohlenbergwerken dadurch zu ermuntern, daß sie das Regal, d. h. den zehnten Theil, welchen die Krone seit undenklicher Zeit von allem Bergbauertrage erhob, gänzlich abschafften. Allein diese Aufmunterungen hatten so schwache Folgen, daß der Ertrag im Jahre 1789 nur 2900 Tonnen betrug, weil die Bearbeitung derselben durch den Besitz des obern Bodens bedingt war.

Das Gesetz vom 21 April 1810 ist der eigentliche Anfangspunkt, mit dem die größere Ausbeutung der Minen in Frankreich, namentlich der Kohlenminen beginnt. Von diesem Zeitpunkte an wurde erst die Unterscheidung zwischen dem Besitzthum über und unter der Erde festgestellt; dieses letztere erhielt seine besonderen Bestimmungen, seine Garantien der Dauer und Unantastbarkeit; und so fanden sich erst die Kapitalisten bewogen, ihr Vermögen auf die Ausbeutung zu verwenden. Napoleon hatte die Wichtigkeit der Kohlen wohl erkannt; sie fehlten dem größern Theile Frankreichs, namentlich dem großen Bassin der Seine, die Minen im Loiregebiet, in Auvergne und in Nivernois genügten kaum für das Land um Rhone, Loire und für den Osten Frankreichs, und konnten nur einen schwachen Ueberschuß ihrer Erzeugnisse nach Paris liefern. Dagegen hatte die Natur die Ufer der Schelde und Hayne reichlich mit Kohlen versorgt; der Kanal von St. Quentin vereinte die Schelde mit der Oise und Seine, und von diesem Augenblick an eröffnete sich für diese Ausbeutungen eine neue Aera. Die Wohlthat war indeß nur unvollkommen, denn der hohe Gedanke ward in der Ausführung verfälscht. Wie wenn man sich fürchtete, der Arbeit einen zu weiten Spielraum eröffnet zu haben, legte man alsbald wieder auf die Kohlen hohe Zölle, die durch ein fehlerhaftes Erhebungssystem noch erschwert wurden. Die Städte, selbst die Manufakturstädte, legten hohe Abgaben darauf, die an einigen Orten hundert Prozent des ursprünglichen Werthes betrugen. Indeß mußte der Fabrikant doch die Wirksamkeit dieser neuen Kraft zu schätzen, der Verbrauch stieg, und Anzin verkaufte jährlich 1,800,000 Hektoliters, die den Besitzern 1,600,000 Fr. eintrugen. Blanzy, Brassac, St. Etienne und Decise, obwohl minder blühend, waren doch in voller Thätigkeit, denn ihr Gesammtertrag betrug 4,000,000 Hektoliters.

Aber der Frieden des Jahres 1814 nahm Frankreich drei Viertheile der belgischen Kohlenminen, der Ueberrest konnte den wachsenden Bedarf nicht decken, die Niederlande erhoben von den Kohlen einen Ausgangszoll von etwa 10 Prozent, und die französische Regierung einen gleich hohen Eingangszoll, um die Ausbeutungen im eigenen Lande zu begünstigen. Im J. 1815 verlor Frankreich das Hennegau ganz, nur die Minen von Anzin blieben ihm, und anstatt die Einfuhr nun zu erleichtern, wurde der Zoll auf 55 Proz. erhöht.

Die Aufmunterung durch schützende Zölle, Erbauung von Kanälen und Opfer jeder Art, welche Nation und Regierung sich auflegten, halfen wenig. Die Verfahrungsweise bei der Ausbeutung wurde zwar verbessert, immer aber blieb der Ertrag hinter dem steigenden Bedürfniß der Fabriken zurück. Folgende Tabelle stellt das Fortschreiten desselben und die Abnahme des Preises dar.

Jahr	Erzeugniß metr. Ctr.	Fr. Cts.	Verbrauch metr. Ctr.
1819	8,265,457	1,082	10,405,552
1824	9,726,098	1,078	12,250,872
1825	10,245,157	1,055	13,497,965
1826	12,785,270	1,012	17,843,059
1827	14,748,609	1,025	20,428,081
1829	14,927,678	0,978	20,404,148
1830	15,965,705	0,975	22,275,862

Im Jahre 1833 war der Ertrag sämmtlicher Steinkohlenminen 16,000,000 metr. Ctr.; die Konsumtion 24—25,000,000; acht bis neun Millionen Ctr. mußte also Frankreich mit einer Aufopferung von 3 bis 4 Millionen Franken vom Auslande erkaufen. Hätte man die Kohlen leicht allenthalben hin verführen können, so wäre der Begehr noch weit größer gewesen, denn um nur eines anzuführen, Frankreich erzeugte im J. 1833 3,700,000 metr. Centner Eisen, aber bei mehr als zwei Drittheilen wurden Holzkohlen angewendet. Vergleicht man nun den Preis und die Hitzkraft der Holzkohlen mit denen der Steinkohlen, so hätte Frankreich dasselbe mit weit geringern Kosten leisten können.

Digitized by Google

Die Kohlenlager sind in Frankreich zahlreich und zum Theil sehr ergiebig. Im Jahre 1824 rechnete man deren 200 in voller Thätigkeit, die durch 14,125 Arbeiter und 190 Dampfmaschinen zu 4197 Pferdekraft ausgebeutet wurden. Diese Minen liegen in 52 Departements, bis jetzt hat aber ihre Ausbeutung nur in den Departements Loire, Nord, Saône et Loire und Aveyron, welche $^4/_5$ des ganzen Ertrags liefern, eine große Wichtigkeit erhalten. Hätte die französische Regierung, statt unaufhörlich ihre Blicke auf die Gränze zu richten, den Zugang zu den Kohlenminen durch bessere Wege und Kanäle erleichtert, und die besten fremden Methoden der Bearbeitung bekannt gemacht, so würden die Kohlenbergwerke Frankreichs jetzt andere Resultate liefern; die französische Regierung aber zog es vor, ihr Geld auf Douanenlinien zu verwenden, um die Zufuhr fremder Erzeugnisse zu sperren. Untersucht man die Lage der Kohlenbergwerke in Frankreich, so sind sie fast alle weit von den großen Plätzen des Verbrauchs entfernt, und die Kohlen können nur auf indirektem Wege dahin gelangen, denn das System der Kanalisation ist in Frankreich so unvollkommen, daß die meisten Kanäle an unfahrbaren Stellen ausmünden. Die Minen Englands liegen dagegen in der Mitte der großen Manufakturstädte, an der Mündung von Flüssen, oder in geringer Entfernung von den Küsten, und auch die, welche im Innern des Landes liegen, versenden bei dem ausgezeichneten Kanalsystem Englands ihre Produkte mit großer Leichtigkeit.

In Frankreich ist dieß ganz anders; Marseille, das 90 Lieues von Rie de Gier liegt, wird leichter und wohlfeiler von England aus versorgt, als durch die Minen von Forez, besonders seit der letzten Herabsetzung des Zolles von 10 auf 3 Franken für 1000 Kilogramme; Bordeaux, welches 80 bis 90 Lieues von den Minen von Aubain und Carmeau entfernt ist, bezieht jährlich 36 bis 40,000 Tonnen Kohlen aus England trotz des Zolles. Die Fracht von Sunderland, Shields und Middelsburgh nach Bordeaux beträgt nur 20 Sch. (25 Fr.), während der Transport von Carmeau nach Bordeaux 24 Sch. (30 Fr.) kostet, und der von Aubain noch mehr. Am Mittelmeer wird indeß dieser Zustand der Dinge bald aufhören, sobald die Kohlenlager in den Departements Gard und Herault ausgebeutet werden. Alais wird dann seine Kohlen auf der zu erbauenden Eisenbahn nach dem Hafen von Beaucaire führen. Die Eigenthümer des größten Theils dieser Minen haben das englische System angenommen, lassen sämmtliche Gruben zu gemeinsamem Gewinn bearbeiten, und haben sich auch zur Ausführung jener Eisenbahn vereinigt. Dadurch werden die Kohlen von Alais mit 10 Fr. Transportkosten für 1000 Kilogr. gelangen, so daß sie die Konkurrenz mit den englischen aushalten können, selbst wenn der Zoll abgeschafft würde, namentlich weil sie für die Dampfmaschinen vorzüglich taugen, was mit denen von Forez, die zu fett sind, nicht der Fall ist.

Die Kohlen von Forez sind in zwei Hauptbassins vertheilt, das von Rive de Gier und St. Etienne. An dem erstern Orte sind die Minen tief, aber leicht zu bearbeiten; da jedoch die Zahl der Besitzer groß, und die Kosten der Trockenlegung der Gruben bedeutend sind, so blieben sie seit fünf Jahren mit Ausnahme von zwei oder drei, unbebaut. Zu St. Etienne sind die Minen im Allgemeinen wenig tief (20 bis 30 Metres), die Ausbeutung leicht, die Kohle gut, aber auch hier ist der Boden getheilt, und obwohl die Folgen minder ungünstig sind, als zu Rive de Gier, so ist die Theilung doch Schuld, daß die Ausbeutung nicht mit der wünschenswerthen Sparsamkeit vorgenommen wird. Beide Bassins zusammen liefern etwa 600,000 Tonnen, die sich folgendermaßen vertheilen.

Lyon und die Umgegend	250,000	Tonnen.
Niederrhone und Languedoc . . .	130,000	—
Im Oberlande	280,000	—
Gegen die Loire hin	30,000	—
	690,000	

Das Bassin von Alais bietet einen merkwürdigen Reichthum und eine große Mannichfaltigkeit von Kohlen dar, und erstreckt sich über eine Fläche von 250 Quadrat Kilometres (etwa 4 geogr. Quadratmeilen). Nur das Bassin von Wales läßt sich mit ihm vergleichen hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der Kohlen und der Leichtigkeit der Ausbeute; die Schichten liegen meist horizontal mit dem Boden der Thäler oder über demselben, so daß die Ausbeutung vermittelst einfacher horizontaler Galerien geschieht, aus denen das Wasser abfließt, und zugleich die Kohlen herausgeschafft werden, also braucht man keine tiefen Gruben und Maschinen. In den meisten Minen ist sogar das Holzgestell überflüssig, und man findet eine Galerie von 700 Metres Länge, fünf Metres Breite und Höhe, die fast nirgends durch Gebälk gestützt ist. Die Zahl der bis jetzt aufgefundenen Lager ist so groß, daß man sie gar nicht genau angeben kann, und noch kennt man alle die nicht, die sich unter dem Boden der Thäler finden; selbst die Mehrzahl derjenigen, die zu Tage anstehen, ist bis jetzt noch nicht ausgebeutet worden. Eine der Minen, la Grande Combe genannt, bietet eilf Lager dar, die zusammen sechszehn Metres Dicke haben, eine andere, la Forêt d'Abylon, hat in vier Lagen eine Dicke von 15 Metres bei 55 Metres Bodenhöhe.

Alle diese Reichthümer sind aber aus Mangel an Transportmitteln bis jetzt noch todt. Während die Kohle von St. Etienne und Rive de Gier, durch die Nachbarschaft der Loire und Rhone begünstigt, bis Marseille, Bordeaux, Nantes und Paris gelangen, kamen die von Alais nie über Nismes hinaus. Der Transport von 1000 Kil. nach Alais kostet acht Franken.; von da nach Nismes 10 Fr., und es ist unmöglich mehr Kohlen nach Nismes zu schaffen, als die Masse der Waaren beträgt, die von Nismes nach den Cevennen gehen, denn die Kosten des Hin- und Herwegs könnten die Kohlen nicht tragen. Also auch hier trägt der Mangel an Straßen und Kanälen die Schuld. Erwägt man neben diesen ungünstigen Umständen das fehlerhafte System in der Ausbeutung, die unmäßige Vertheilung des unterirdischen Eigenthums und die schwachen Kapitalien der meisten Eigenthümer, so wird man die geringe Entwicklung, welche die Ausbeutung der Kohlenminen in Frankreich erreicht hat, leicht begreifen. Mit Ausnahme der Minen von Anzin *) und Grand-Croix de Rive de

*) Anzin producirt jetzt 560,000 Tonnen, und die ursprünglich zu 6000 Fr. geschaffenen Aktien stehen jetzt auf 110 bis 115,000 Proz.

Digitized by Google

Gier, welche hinsichtlich der Bedeutung und der guten Leitung mit einigen Kohlenbergwerken in Newcastle und in Wales sich messen können, stehen die französischen noch ungemein zurück.

Die Literatur in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Rang nach Cooper und Irving im Fache der Novelleniteratur nimmt Miß Segdwick ein. Sie macht vielleicht die einzige Ausnahme von der Bemerkung, womit wir diesen Artikel einleiteten, d. h. ihr allein vielleicht unter den Schriftstellern Amerika's haben ihre Landsleute Gerechtigkeit erzeigt, ohne erst durch die Kritik der Fremden auf sie aufmerksam geworden zu seyn. Ihre Novellen sind in den Vereinigten Staaten äußerst beliebt. Sie verlegt den Schauplatz ihrer Dichtungen in die Gegend, worin sie lebt, und ihre Schilderungen der ihr befreundeten landschaftlichen Scenen, der Sitten des sie umgebenden Volkes sind treu und kräftig mit Meisterhand entworfen. Wiewohl ihre Auffassung der Gegenstände männlich und lebenvoll ist, athmet ihre Darstellung doch durchaus weibliche Grazie, und ihren Heldinnen lassen sich in der Literatur der englischen Sprache nur wenige an die Seite stellen. „Hope Leslie" ist eine wahrhaft ideale Frauengestalt, und „Magawisca," das zahme und edle Indianermädchen, haftet in der Erinnerung wie ein unsterbliches Meisterwerk der Skulptur. Miß Sedgwick ist noch jung, und ihr Ruhm im Aufgange. Mit ihren geistigen Vorzügen hohe Körperreize vereinend, ist sie der Stolz und die Zierde des Kreises, in dem sie lebt. Sie gehört einer der ersten Familien in der Grafschaft Berkshire im Staate Massachusetts an, und sieht sich durch den Zauberring des Reichthums und des weltlichen Ansehens vor den gewöhnlichen Trübsalen des Genius geschützt; dieser Umstand trägt vielleicht dazu bei, ihren Schriften jene weibliche Zartheit und vollkommene Wahrheit des Gefühls zu verleihen, wodurch sie sich auszeichnen. Außer Hope Leslie nennen wir unter ihren Novellen besonders noch „Redwood." James Paulding, in Neu-York geboren, ein Zeitgenosse Washington Irving's und früher dessen Mitarbeiter am Salmagundi, ist einer der fruchtbarsten amerikanischen Schriftsteller. Während des letzten Kriegs mit England schrieb er das „Lied des schottischen Geigers," eine Parodie auf Walter Scott's Lied des letzten Minstrel, und ein langes Gedicht „der Waidmann." Romandichtung ist seine Stärke, und „der häusliche Heerd des Holländers" (The Dutchman's Fireside) hat ihm beträchtlichen Ruf verschafft. „John Bull in Amerika" und „Westward-Hoe" sind von ihm; auch hat er mit mehreren Schauspielen für die amerikanische Bühne Glück gemacht. Er bekleidete in Neu-York lange das Amt eines Flottenagenten. Seine Werke sind ausschließlich amerikanisch-national, und seine Gemälde von Naturscenen oft vorzüglich schön. Folgendes ist eine Probe aus einer seiner letzten Novellen: „So wie ich mich mehr und mehr an das Fasten und an lange Wanderungen gewöhnte, dehnte ich meine Ausflüge weiter aus, und blieb manchmal einen ganzen Tag lang vom Hause weg, ohne Speise zu kosten und ohne mich auszuruhen, nur daß ich einige Minuten lang auf den Stumpf eines alten verwitterten Baumes oder einen moosbedeckten Felsen niedersaß. Die Gegend, wiewohl größtentheils im natürlichen Zustande der Wildniß, war voll romantischer Schönheit. Der Mohawk ist einer der reizendsten Flüsse; bald lärmt er zwischen zerklüfteten Felsen hin, bald schießt er pfeilgeschwind durch lange, schmale Furchen, und hier und dort, wie an den „kleinen Wasserfällen" und an den Cosoes, stürzt er in Wirbeln milchweißen Schaumes von hohen senkrechten Klippen herab; aber sein gewöhnlicher Charakter ist glatte Ruhe. Sein Bett ist nirgend so breit, daß man nicht ländliche Gegenstände und Töne von einer Seite zur andern deutlich sehen und hören könnte. An manchen Stellen bestehen die beiden Ufer aus üppigen Wiesen, welche die Oberfläche des Wassers nur so wenig überragen, daß sie, in der Ferne gesehen, fast ganz mit ihr zusammenflössen, wenn nicht ein reicher Saum von Weiden den Fluß einfaßte und die Trennungslinien bezeichnete. Auf diesen reichen Triften wandeln jetzt blökende Heerden bald versunken in der Fülle des Grases, und etwas weiter weg sieht man die behaglichen Meierhöfe manches sanguinischen Landhonoratiors, welcher von dem gränzenlosen Reichthum träumt, den ihm der „große Kanal" bringen soll, und in seiner Bewunderung der Werke des Menschen die weit größere Schönheit, Erhabenheit und Nützlichkeit der Werke seines Schöpfers vergißt. Aber ich will ja die Landschaft beschreiben, wie sie in meinen Knabenjahren war, wo ich, wie Nimrod, ein gewaltiger Jäger war vor dem Herrn. Zur Zeit, von der ich spreche, sah man am Mohawk nur die Handarbeit der Natur, mit Ausnahme der kleinen Ansiedlung unter der Obhut des Patriarchen Theodor. Wir bildeten den Vorposten der Civilisation, und schon wenige Schritte über uns hinaus begann die Region des Urwaldes, bestehend aus Ulmen und Ahornen, aus Eichen und Fichten; es schien, als wären sie gepflanzt worden zur Zeit der Sündfluth, und hätten seitdem nie aufgehört zu wachsen. Deutlich erinnere ich mich, wie düster und dunstig mich die kältenden Schatten dieses Waldes anhauchten, durch dessen dichtes Laubgewölbe die warme Sommersonne nie eindrang, und selbst das Licht, das sich durchstahl, von grauer Farbe war. Hier, besonders den Bächen entlang, von denen viele nun vertrocknet sind, seit man die Erde den Sonnenstrahlen geöffnet hat, war jeder Felsblock, jedes modernde Stück Holz mit einem grünen Moosteppich umkleidet, welchen die, ungleich dem Thau des Himmels, den ganzen Tag über wie zur Nachtzeit fallenden Dünste zu mehr als sammetweicher Ueppigkeit angeschwellt hatten. Hie und da erhob eine Blume ihr bleiches Haupt unter der geil wuchernden sonnenlosen Pflanzenwelt häßlicher Schwämme; aber sie war dust- und beinahe leblos, denn sie welkte, sobald man sie vom Stengel pflückte. Ich entsinne mich nicht, je einen Singvogel in diesen Wäldern gehört zu haben, ausgenommen im äußersten Vorsatz gegen Süden, wo zuweilen ein Rothkehlchen zirpte oder eine Drossel ihr Abendlied sang. Fast scheint es, diese winzigen Chorsänger sind eitel wie Menschen; ich habe nämlich bemerkt, daß sie sich besonders in der Nachbarschaft von Menschenwohnungen gefallen, wo sie für ihre Musik Zuhörer finden; sie singen nicht gern, wo ihnen niemand zuhorcht. Sogar die beschwingten Kerfen schienen jene

Digitized by Google

düstere Waldeinsamkeit fast ganz zu meiden, um sich im Sonnenschein unter den Blumen zu vergnügen. Weder der Schmetterling blieb dort, noch das Heimchen, und nie zog daselbst die honigbereitende Biene ihre gelben Höschen an. Sie ist die Gefährtin des weißen Mannes, und scheint es zufrieden, ihm als Sklavin zu dienen, den ganzen Sommer über für ihn zu arbeiten, nur um die Freude zu haben, die Früchte ihrer eigenen Arbeit sich im Winter versagt zu sehen. Tauchte man in die stillen Tiefen dieser Wälder, so war es, als stiege man in eine unterirdische Höhle: dieselbe Kühle, dieselbe Dumpfheit, dasselbe dunkle Zwielicht. Aber die Gewohnheit machte mir diese Einöden lieb, und manchen Gottestag brachte ich in ihnen zu, mit meinem Hund und meiner Flinte, ohne einen andern Wegweiser als die Sonne am Himmel und das Moos an der Nordseite der Bäume."

(Fortsetzung folgt.)

Das Avancement in der englischen Armee.

Man klagt jetzt in allen Kontinentalarmeen über das schlechte Avancement; es kann aber wohl nirgends damit schlechter bestellt seyn als in England, wo man doch glauben sollte, der Todesfälle seyen sehr viel, indem fast die Hälfte des englischen Heeres, namentlich der Infanterie, in allen Theilen der Welt zerstreut, und theils in kleine Kriege verwickelt, theils einem mörderischen Klima unterworfen ist. Dennoch steht es um das Avancement schlechter als irgendwo, und das System des Avancements scheint darauf berechnet, allen militärischen Geist zu tödten. In England werden nämlich die Offizierstellen bekanntlich gekauft; *) kommt aus irgend einem ungünstigen Klima ein Offizier zurück mit zerrütteter Gesundheit so verkauft er seine Stelle und zieht sich ins Privatleben zurück. Was ist die Folge? Fast jede Hofzeitung bringt eine Liste von militärischen Beförderungen, und der Eifer, womit in diesen ruhigen Friedenszeiten der Handel mit Rang und Ehrenstellen betrieben wird, läßt sich nur mit den Papierspekulationen und dem Aktienhandel vergleichen. Der alte Lieutenant, der in Kriegszeiten seinen Grad errungen hat, blickt die Liste mit Gleichgültigkeit und Ekel an, denn er hat kein Geld, um sich Stellen zu kaufen. Untersucht er eine solche Liste genauer, was findet er? Zahlreiche Ernennungen zu Major- und Oberstlieutenantsstellen, die von Offizieren erkauft werden, die wahrscheinlich noch in den Windeln lagen, als er schon die Stelle bekleidete, in welcher er noch jetzt ist. Der Aufschößling, der vor wenigen Jahren erst aus der Schule ins Korps trat und unwillkürlich mit der Achtung an ihm herauf sah, die sein Alter und seine Dienstzeit verdient, ist jetzt — sein Vorgesetzter. Welch kränkendes Gefühl für einen tapfern Soldaten, dem nichts fehlt als Geld, um gleichfalls zu höherem Rang emporzusteigen! Die Klagen über dieß unsinnige System werden indeß in England allmählich so laut, daß man wohl bald mit Ernst daran denken muß es abzuschaffen.

*) Wer im Kampfe umkommt oder im Felde stirbt, kann seine Stelle nicht verkaufen, und diese wird dann ersetzt; die übrigen Stellen werden nach bestimmten Vorschriften durch Kauf und Verkauf aufgegeben und erworben.

Die Halbinsel Sennaar.

(Fortsetzung.)

18 März. — Wir ließen den größten Theil unseres Gepäckes in Khartum und machten uns mit Tagesanbruch auf den Weg. Major Felix und ich bestiegen die Dromedare des Bey, der uns einen einäugigen Fellah mitgegeben hatte, sie zu besorgen, überdieß begleiteten uns vier Araber aus dem Stamm Goryat, der die Wüste westlich von Khartum bewohnt, mit zehn Dromedaren. In drei Stunden erreichten wir einen offenen Wald von schönen Akazien und ein kleines Dorf, Namens Soba-el-Howiza. Hier hielten wir an, um die Trümmer von Soba-el-Scharriza auf dem entgegengesetzten Ufer zu besuchen, und befahlen der Karawane, auf uns zu warten. Als wir mitten in dem Bahr-el-Azrek ruderten, gewahrten wir vier Flußpferde (Essint), die mit einander spielten; eines derselben folgte dem Boot, zum großen Schrecken der Knaben, die es übersetzten — sie sagten, es würde uns umstürzen. Das Profil seines Kopfes und sein Hals war wie bei einem Pferde, die Farbe graulich, aber der Vorderkopf ungeheuer breit. Wir sahen vom Ufer aus noch eine Zeit lang ihren lustigen Sprüngen zu. Sie hupften einander nach, tauchten zuweilen unter, kamen dann mit großem Geplatsche wieder herauf und schwammen mit dem Kopf und Nacken über dem Wasser. Zuletzt tauchten sie unter und verschwanden gänzlich. Wir gingen weiter, um die Ruinen von Soba aufzusuchen, aber jedermann, dem wir begegneten, floh vor uns, bis uns zuletzt ein Mann einige Mauern in der Wüste bezeichnete; auf diese gingen wir zu, fanden aber nichts, das der Mühe werth gewesen wäre. Haufen von gebrannten Ziegelsteinen bedeckten den Ort, wo eine große Stadt gestanden; von Steinen mit Hieroglyphen oder Bildhauerarbeit zeigte sich keine Spur. Das Land war offen und hatte niederes Gehölz, an den Ufern des Flusses wächst Durra, aber der Boden ist sandig. Wir kehrten gegen 1 Uhr zurück, erschöpft von Hitze und Mattigkeit, und nach einem Frühstück schmachtend; aber Ali Cawas, der Dummkopf, war mit der Karawane weiter gezogen. Wir mußten ihr unter einer brennenden Sonne nachgehen, und erreichten unsere Gesellschaft erst um 7 Uhr bei Nuba, wo wir Frühstück, Mittags- und Abendmahl zugleich einnahmen. Das Land ist flach, hie und da etwas Waldung.

19 März. — Da unsere Dromedare während der Tageshitze nicht marschiren konnten, so reisten wir bloß von Tagesanbruch an bis neun Uhr, und gingen von der Straße abwärts in das Dorf Bishagary, eine kleine Ortschaft mit einem hübschen Menschenschlag. Es war gerade Markt und für eine so öde Gegend ziemlich viele Vorräthe da. Besonders war hier viel Vieh von der letzten Expedition her auf dem Wege gegen Norden. Man treibt es so lange und füttert es so schlecht, daß der größte Theil unterwegs umfällt und den Geiern und Hyänen zur Nahrung liegen bleibt; kaum der vierte Theil kommt nach Aegypten. Dieses Jahr wurden 16,000 Stück arabisches Vieh fortgetrieben. Des Scheiks Weib, eine Schwester des Scheiks Hassan, der in Khartum gefangen sitzt, überließ uns ihr Haus und schickte uns Brodkuchen, wofür wir ihr Halsbänder u. dgl. gaben. Um vier Uhr Nachmittags verließen wir Bishagary, und in drei oder vier Stunden kamen wir aus unserer Waldlandschaft in eine große kahle Ebene, die jedoch Spuren von Kultur trug. Der Boden der Insel Sennaar — hier eine ungeheure Ebene — kann nach der Regenzeit, wenn der Durra gesäet wird, bebaut werden. Ist diese Frucht reif, so verläßt man das Land bis nach der nächsten Regenzeit, und jedermann packt zusammen, was er für seine Familie oder zum Handel nöthig hat; die gewöhnlichen kleinen Waarenartikel, wie z. B. Aloë, Netten u. dgl., werden für Durra eingetauscht, den man in Kürbisflaschen mißt. Um neun Uhr kamen wir nach Abusattir und genossen einen sauern Sorbet, genannt el Salnaz. Aus Durra und Oel wird ein Teig gemacht, den man in der Sonne gähren läßt, dann wird er in kleine Stücke geschnitten und in Wasser getaucht; sein Geschmack ist ölig und unangenehm. Um neun Uhr machten wir in einem kleinen Hillat (Dorfe), Namens Gennet, Halt.

20 März. — Wir gingen um fünf Uhr fort und erreichten um zehn Uhr das große Hillat Missekmieh, das vier Stunden vom Flusse in einer kahlen Ebene liegt. Die Häuser sind aus Durrastängeln gebaut und bilden einen Halbmond in einem großen Viereck; in der Mitte ist ein tiefer Brunnen, der einzige in der Stadt. Einige wenige Lehmhäuser bezeichnen die Wohnung reicher Sklavenhändler. Diese Stadt steht wegen ihres Marktes in Ansehen und ist der Zusammenfluß einer Menge Kaufleute von Suakin, die hier Baumwolle, Spezereien und Rauchwerke um Gold austauschen. Andere aus Abyssinien bringen Sklaven und einige Pferde, hauptsächlich um die Regenzeit, wo das östliche Binnenland ungesunder ist als die Ufer des Bahr-el-Azrek, und die Thiere von den Fliegen äußerst geplagt werden. Wir fanden eine gute Aufnahme bei dem angesehensten Kaufmann, Hadschi Schumi, einem rüstigen alten Mann von gefälligem Aeußern und ungezwungenen Manieren, der, wie alle Sklavenhändler, in seinen religiösen Verrichtungen sehr pünktlich war und das Fasten am Ramadan mit großer Gewissenhaftigkeit hielt. Er erzählte uns die neuesten Nachrichten aus Abyssinien. Atlamaro, der den Ras Gora getödtet hatte und ihm auf dem Throne gefolgt war, wurde von Yomaam, einem Sohne Gora's, getödtet, der nun Ras ist.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 308. 4 November 1835.

Die lutherische Gemeinde in der Walachei.

Jede Konfession betrachtet mit besonderer Theilnahme jene isolirten Gemeinden, die gleichsam als Vorposten derselben in die Gebiete anderer Religionsverwandten hinausgerückt sind, und die Theilnahme ist um so größer, je verlassener und bedenklicher ihre Stellung in der fremden Umgebung ist. Eine solche evangelische Gemeinde ist die zu Bukarest in der Walachei, mit deren Schicksalen uns der Seelsorger derselben, Herr Pastor Sarai, in einer kleinen Schrift bekannt macht, die darum gerechten Anspruch auf das Interesse aller protestantischen Leser hat. Obwohl schon im 16ten Jahrhundert der Protestantismus über Siebenbürgen auch nach der Walachei sich ausbreitete, und schon im 17ten Spuren einer protestantischen Gemeinde zu Bukarest sich vorfinden, so beginnt doch eine bestimmtere Geschichte derselben erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo sie unter schwedischem Schutze als eine Filialgemeinde der zu Konstantinopel befindlichen evangelisch-lutherischen Gemeinde erscheint, und unter ihrem Prediger Michael Wagner vom Fürsten Ghika im J. 1741 ein Privilegium für ihre Religionsübung erhielt. Unter den nachfolgenden Regierungen aber äußerst bedrängt, konnte sie bei aller auswärtigen Beihülfe doch nur durch eintretende kräftige Verwendung und Unterstützung der schwedischen Gesandtschaft in Konstantinopel in ihrem Bestande erhalten werden. Sie überstand verwüstende Kriegsstürme, und wurde in diesem Jahrhundert durch ein Privilegium des Fürsten Karadscha, welches sie im J. 1814, nachdem sie durch Verheerung der Pest sehr gelitten hatte, erhielt, von Neuem begünstigt, obwohl ihr die griechische Revolution im Jahre 1820 und nachherige beschränkende Veränderungen wieder manchen Eintrag thaten. Besonders ließen auch Mißverständnisse zwischen den sehr verschiedenartigen Gemeindegliedern, von deren freiwilligen Beiträgen die Erhaltung des Kirchenwesens abhängt, es nicht zu einer gedeihlichen Gemeindeordnung und noch weniger zur Fundirung einer für die Erhaltung der Gemeinde so nothwendigen Schule kommen. Darum beschloß die Gemeinde durch ihren jetzigen Pastor, dessen Stelle einstweilen durch einen Gehülfen versehen wird, nicht nur bei auswärtigen Glaubensgenossen Unterstützungen sammeln, sondern auch durch ihn bei Sr. Majestät dem Könige von Schweden als ihrem Schutzherrn eine Kirchenordnung für sich auswirken zu lassen. Er begab sich zuerst im Herbst 1833 nach Konstantinopel, um dort erforderliche Vorkehrungen zu treffen, und reiste dann im folgenden Jahre durch Rußland nach Stockholm, woselbst er in einem pro memoria die Verhältnisse und Bedürfnisse der Bukarester Gemeinde vorstellte, das auf die alte schwedische Kirchenordnung begründete neue Kirchengesetz der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland für sie in Vorschlag brachte, und um Gestattung einer Kollekte bat. Nachdem der Erzbischof von Upsala, Dr. Karl von Rosenstein, jenem Vorschlage Beifall gegeben hatte, und die Kollekte gestattet war, wurde von dem König von Schweden die Bukarester Gemeinde dem Kaiser von Rußland empfohlen, und die Bitte um geeignete Anwendung des neuen russischen Kirchengesetzes unterstützt. Auf Allerhöchsten Befehl ist daher gegenwärtig das Generalkonsistorium mit der deßfallsigen Modifikation des Kirchengesetzes beschäftigt, während Herr Pastor Sarai auch in Rußland Unterstützungen für seine Gemeinde sammelt, zu deren Besten auch die oben erwähnte kleine Schrift verkauft wird.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Ein in den Vereinigten Staaten weit bekannter Schriftsteller ist Theodore S. Fay. Er hat, glauben wir, nur ein Werk herausgegeben, die „Crayon-Skizzen," eine Miscellensammlung, welche zuerst in dem New-York Mirror erschien. Von dieser gut und angenehm redigirten Zeitschrift war er eine Zeit lang der Hauptherausgeber. Seine Schreibart ist mehr von der Schule Irving's, heiter, graziös und humoristisch; überall verräth er eine sorglose Zufriedenheit mit der Welt und eine Frische des Herzens und der Phantasie, die unter seinen ernsthaften Landsleuten selten genug sind. Hr. Fay ist gegenwärtig in London, wo er bald eine neue Novelle wird erscheinen lassen. Er findet wie andere Autoren, daß England auch für ein amerikanisches Buch ein besserer Markt ist, und macht er in London Glück, so kann es ihm in seinem Vaterlande nicht fehlen. Einige von den besten Prosaikern Amerika's sind keine eigentlichen Schriftsteller. Daniel Webster, der bekannte Staatsmann, schreibt eben so trefflich, kräftig und feurig, als er spricht; aber ihn, so wie

Digitized by Google

Edward Everett, den beredten, gelehrten, vielleicht den gebildetsten und begabtesten Mann Amerika's, dann einen Ticknor, Sparks, Mellen, Greenwood, Ware — lauter Geschäftsmänner, die aber, wenn sie Zeit und Lust dazu hätten, sich in der Literatur nicht minder auszeichnen würden, als im Staatsleben — können wir hier nur kurz anführen. Das Southern Review versammelte eine Zeit lang um sich einen Kreis von tüchtigen, aber anonymen Kritikern. Es war bei weitem das beste von den drei amerikanischen Vierteljahrschriften (Quarterlies), und wurde ganz durch Talente aus den südlichen Staaten erhalten. Charleston in Süd-Carolina ist wirklich die Metropolis einer ganz verschiedenen Nation, und hat, bei verschiedenem Charakter und sogar Accent, einen völlig verschiedenen Ton der Literatur. Bei einer „ritterlichen Aristokratie von Pflanzern," vornehm erzogen und von vornehmem europäischem Blut, hat vielleicht die Scheidung ihres Gelehrtenstands vom Handelsstande, und ihre Achtung vor den alten Vorurtheilen der Schule mit dazu beigetragen, die klassische Reinheit, so zu sagen den Atticismus zu bewahren, wodurch sich ihre schriftstellerischen Produkte auszeichnen. Hr. Legaré, dermals Gesandter der Vereinigten Staaten in Belgien, war, glauben wir, der Herausgeber und Hauptmitarbeiter des Southern Quarterly. Ob sich nun die Vereinigten Staaten dereinst am Potomak trennen oder nicht, sicherlich werden in kurzer Zeit zwei Literaturschulen entstehen, verschieden von einander wie die englische und französische, deren Scheidungslinie dieser Fluß seyn wird.

Das Westland hat noch keine sehr bemerkenswerthen schriftstellerischen Talente hervorgebracht. Herr Livingston, der Verfasser des berühmten „Soder von Louisiana," dürfte kaum als ein solcher gelten; *) Herr Clay ist zwar ein guter Redner und konsequenter Politiker, hat aber mit seiner Feder noch wenig Aufsehen erregt; und Oberst Crockett hat, wiewohl schon viel für ihn geschrieben wurde, doch selbst noch wenig geschrieben; kurz, der Westen treibt einträglichere Geschäfte als das Büchermachen. Zu Cincinnati erschien ein Monthly Review, herausgegeben und geschrieben — abgesehen von den Beiträgen der Mrs. Trollope während ihrer kurzen aber glorreichen Epoche — von Timothy Flint; dieser aber ist ein Yankee, ein Mann aus Neu-England. Hr. Flint ist ein talentvoller Mann, der auch mehrere Novellen geschrieben hat, worunter sein „Francis Berrian" die beste. Auch sein „Mississippi-Thal" ist in den Vereinigten Staaten sehr geachtet. Ueberhaupt rufen die verschiedenen in Amerika erscheinenden Zeitschriften, so ephemer sie auch sind, manchen guten Artikel ins Leben. So erschien vor einigen Jahren zu Albany eine Wochenschrift, herausgegeben von zwei dilettirenden Juristen, Bloodgood und Van Schaick, voll witziger und unterhaltender Aufsätze, und „Dennie's Portfolio" ist noch immer ein nothwendiger Bestandtheil einer amerikanischen Bibliothek. Die älteste und beste Zeitschrift aber ist der schon erwähnte New-York Mirror.

Der dramatischen Dichter hat Amerika keine große Anzahl. Als Verfasser von Schauspielen, die nur zum Lesen sind, steht Hillhouse vielleicht allein da. Wir übergehen seine in ihrer Art verdienstlichen Werke: „Percy's Maske" und „das letzte Gericht, eine Vision," und gehen gleich zu dem „Hadad," seinem Meisterwerk, über. Die Fabel dieses Drama's ist zum Theil der Schrift entnommen, und auf den sagenhaften Verkehr gefallener Geister mit dem Menschengeschlecht basirt.*) Die Zeit des Schauspiels ist die Empörung Absalon's. Hadad, ein syrischer Fürstensohn, der sich als Geisel in Jerusalem aufhält, liebt Absalon's Tochter Tamar, und findet Gegenliebe. Aber er wird heimlich gemordet, und der Fürst der gefallenen Geister fährt in seinen Leib, und verfolgt in dieser Verkleidung seine Liebe zu der königlichen Jungfrau. Nichts ließ sich schöner auffassen und entwickeln, als sein geheimnißvolles Verhältniß zu ihr, während seine Seele immer unaufhaltsam über die Schranken ihrer irdischen Sphäre schweift. Dieß ist eines von den Werken, welches die Amerikaner nicht zu schätzen wissen. Als Drama ist es durchaus bewundernswerth, wiewohl das überwiegende Interesse des Uebernatürlichen die untergeordneten Theile etwas zu sehr in Schatten stellt. Der verkleidete Dämon lenkt seine Gespräche mit Tamar beständig auf seinen eigenen Zustand, und eine solche Stelle gibt vielleicht die beste Probe von dem Styl des Gedichts.

Tamar.

Es schaudert mich, ein Engel
Der Finsterniß mög' eben bei uns stehn.

Hadad.

Nicht also, Mädchen! Sie sind lichte Geister,
Zwar eines Theils des angebornen Glanzes
Entkleidet, und hinabgestürzt vom Himmel,
Allein nicht häßlich, rachedurstig, nicht
Boshafte Teufel, wie die Thoren wähnen.
Sie wohnen Fürsten gleich in Wolken, sonnen
Die weißen Schwingen in der Mitteluft,
Und wölben unter Hügeln sich Paläste,
Wo man bei unschätzbarer Steine Schimmer
Der Sonn' und Sterne leicht entbehrt.

Tamar.

O Himmel!

Hadad.

Er hieß mich schaun den rauhen Kaukasus,
Wo Klippen sich auf Klippen endlos thürmen,
Nackt, wild, als ob in unabsehbar öder
Bergkette dort der Schöpfung Trümmerhauf
Beisammen läge, von dem Sturm gepeitscht

*) Der Reviewer spricht hier sehr wegwerfend von den politischen Talenten Livingstons, des vor mehrern Monaten abgerufenen amerikanischen Gesandten am französischen Hofe; indessen haben der Präsident und der Kongreß seinem besonnenen Benehmen in dem obschwebenden Zwiste zwischen den Vereinigten Staaten und Frankreich volle Anerkennung gezollt.

*) Nämlich auf Genesis I. 6. 2. Diese sogenannten „Mysteries," — englische Autos sacramentales — sind besonders durch Byron („Heaven and Earth," „Cain") in Aufnahme gekommen, den sich der amerikanische Dichter zum Vorbild genommen zu haben scheint. Auch „das letzte Gericht, eine Vision" erinnert, freilich nur dem Titel nach, an ein bekanntes Gedicht Byron's.

Digitized by Google

Des ew'gen Winters. Aber innerhalb
Sind herrliche Paläste, lichte Dome,
Bestrahlte Hallen, Säulen von Krystall,
Gewölbe reich besetzt mit Edelsteinen,
Wie nimmer sie ein Erdenkönig kauft;
Bald heller leuchtend als der Mittagsschein,
Bald mildern Strahls, wie die geheimnißvollen
Sternbilder vielgestalt'ger Massaroth. *)

Tamar.

Pracht ohne Gleichen!

Hadad.

Dorten hausen sie,
Dort sinnen, wandeln diese schönen Wesen,
Unsterblich, Seelen wie der Himmel weit,
Deren Gedanken, glühend, unvergänglich,
Das Sonst verknüpfen mit dem Jetzt und Einst.
So in des Meeres selenitnen Kammern,
In Luftliosken, Regenbogenzeiten
Erforschen sie der Dinge Saat, und freuen
Sich ihres großen Reichs.

Tamar.

Und sind sie schöner
Und weit gewalt'ger, als die Menschenkinder?

Hadad.

Das schwache Herz des Menschen faßt es nicht.
Als sie der Weise mir beschrieb, da floß
Ein Feuerstrom von seinem Mund, es hob
Sich seine Brust, sein Aug' ward klar und mystisch;
Ihn riß der hohe Gegenstand dahin,
Als fühlt' er einen Gott in seinem Innern.

Tamar.

Wie wunderbar! — Doch sprich, verkehren sie
Mit Menschen?

Hadad.

Ja, sie würd'gen ihres Umgangs
Den Mann zuweilen, aber oft das Weib.

Tamar.

Das Weib?! —

Hadad.

Es zieht mit seiner mildern Sitte
Sie an, sanft, schön und himmlisch wie sie selbst.
Ein solcher Geist, o Tamar, hat schon manchmal
Ein Weib geliebt mit mehr als Menschenliebe.
— — — —

Hadad.

Warum verachten eines Geistes Liebe?
So hoch und glorreich, wohl des Stolzes werth.

Tamar.

Abschwören sollt' ich meinem Schöpfer! lieben
Ich einen Dämon!

Hadad.

Nein, o nein! mir schweiften
Nur abwärts die Gedanken, wie so oft!

*) Hebräisch: die Sonnenherbergen, d. h. die Zeichen des Thierkreises.

Tamar.

Warum sprichst du so traurig jetzt? — und sieh!
Auf den Arktur geheftet ist dein Auge.
So allzeit, wenn's in deiner Seele düstert,
Blickst du auf diesen Stern. Hat er die Macht,
Zu wecken deine Schwermuth, sie zu heilen?
(Er steht in Gedanken verloren.)
Sag' mir, du glaubst an eine Macht der Sterne?

Hadad (auffahrend).

Der Sterne? ha! was weißt du von den Sternen?

Tamar.

Sie herrschen und sie leuchten in der Nacht.

Hadad.

Wie Lampen im Palast! das spricht aus dir
Dein Aeltervater! — Weib! die Sterne sind
Glorreich, unendlich, wundervoll, lebendig.

Tamar.

Sprich nicht so wild! — Ich weiß, sie sind unzählig,
Und glänzend als Symbole hingesetzt
Der zahllosen, zahllosen Jahre,
Draus Ewigkeit sich bildet.

Hadad.

Ewigkeit!
O mächtiger, elendiger Gedanke!
Ja, hättet ihr wie jene großen Dulder
Gelitten, ihnen gleich Jahrhunderte,
Jahrtausende vorüberrollen sehen,
Könntet ihr schaun nur in den leeren Abgrund
Mit kund'gen Augen, ungetrübt von Qualen,
Dann möchtest du sie nennen und verstehn.

Tamar.

Was fehlt dir, Hadad? — Faß' mich nicht so heftig.

Hadad.

Tamar! mir deine Liebe! mehr als Liebe . . .

Tamar.

Dein Antlitz thränenfeucht . . Nein, laß' uns scheiden —
'S ist spät — ich kann, ich darf nicht länger weilen.
(Fortsetzung folgt.)

Die Halbinsel Sennaar.

(Fortsetzung.)

21 März. — Wir blieben heute wegen des Marktes, der sich von dem in Mettamir nur durch die größere Volksmenge unterschied. Die Männer waren sämmtlich mit Speeren und Schilden bewaffnet und trugen ihre Dolchmesser über dem linken Arm. Große Züge dieser wilden Gestalten ritten auf ihren Dromedaren in starkem Trott auf den Markt. Der Haupthandel war mit Kamelen und Kameelfleisch, Durra, Fett u. s. w.; aber die Kaufleute von Suakin und Habschi Shumi kauften wegen des indischen Handels Gold um Dollars. Während der ganzen Marktzeit saß Habschi Shumi mit seinen Wagen da, und wog jedem, der kam, unentgeldlich sein Gold. Es wurde in Stücken oder Ringen von verschiedenen Größen gebracht, von 50 Para (2 Dollar) bis zu 240 Piaster (3 Pfd.). Das Gold kam aus dem Fazuglu-Land, wo es in großem Ueberfluß vorhanden seyn muß. Wenigstens brachte Curschid Bey auf seinem letzten Gazwah dorthin 1900 Goldstücke zusammen, so fein wie Dukatengold. Man hat auf der Insel Sennaar keine andere

Digitized by Google

Münze, als diese ungeprägten Stücke reines Gold. Eine der Ergötzlichkeiten war, Lanzen nach einem bis an den Hals eingegrabenen Hahn zu werfen. Die Kaufleute von Sennaar gleichen im Aeußern den Bischarihen Arabern, und sprechen ihre Sprache eben so gut als Arabisch. Sie sind reich, vom Pascha meistens unabhängig, und stehen in dem Ruf als unruhige, ungastliche, unehrliche und äußerst bigotte Leute; im Uebrigen sind sie ein schöner wohlgewachsener Schlag, sehr reinlich gekleidet, ihre buschigen Haare nett frisirt und parfümirt, und tragen in der Regel goldene Ohrringe. Ein anderer großer Kaufmann, Scheik Stambul, der Neffe des Shumi, bestand darauf, uns heute ein Gastmahl zu geben. Da es Ramadam war, so konnte er nicht selbst daran Theil nehmen, doch setzte er sich hinzu, um zu sehen, wie man seiner Küche Gerechtigkeit widerfahren ließ. Zwölf Sklaven trugen jeder eine porzellanene Schüssel mit Leckerbissen in das kleine Zimmer im untern Stockwerk und steckten sie zwischen uns auf den Angaris. Die Speisen waren im besten Sennaarer Styl zubereitet, besonders gut war die mit Honig versüßte Pastete. Nachdem der Kaffee getrunken und die Pfeife geraucht war, bat uns Stambul um ein Zeugniß für sein gutes Betragen, im Fall er als Kriegsgefangener, oder wie sie es nennen, als Sklave den Engländern unter die Hände kommen sollte. Auf die Möglichkeit dieses Falls haben alle Arten von Bewohnern Aegyptens, so wie dieses Oberlandes schon oft angespielt. Die Hauptquelle des Handels sind hier Sklaven, die entweder im Kriege gefangen, oder aus Abyssinien geraubt, oder von Darfur und ähnlichen Völkerschaften, wo Alle geborne Sklaven sind, gekauft werden.

Die Preise für Kinder und junge Mädchen sind hoch im Vergleich mit Kairo; sie werden oft zu hundert Dollars verkauft. Um einen kräftigen jungen Mann, der zum Soldaten taugt, gibt der Pascha zwanzig Dollars, wenn er um diesen Preis geboten wird. Erwachsene Personen sind immer wohlfeiler als Kinder, denen man, weil sie in des Herrn Hause aufwachsen und erzogen werden, mehr Anhänglichkeit zutraut. Die Abyssinier sind unter den farbigen Sklaven die Geschätztesten wegen ihrer Schönheit und Treue, aber sie sind immer schwächlicher, können keine Arbeit aushalten und essen nichts Anderes als Weizenbrod — eine hier zu Lande ungewöhnliche Ueppigkeit. Diese Sklaven werden nicht zu den Schwarzen gerechnet. Nächst diesen gelten für die Schönsten die Mowelled oder Eingebornen von Sennaar, die aber in Beziehung auf Ehrlichkeit oder Treue nicht im besten Rufe stehen. Die Sklaven von den Kordofan-Gebirgen, südlich von Obey Dha, und die von Darfur sind vollkommene Neger, von unangenehmem Aeußern, aber ehrlich und treu. Um fünf Uhr verabschiedeten wir uns von unsern gastlichen Wirthen und erreichten um neun Uhr Welled Medina, wo ein Bataillon Nizam einquartirt ist. Der Schall der Darabuka (einer Trommel, gemacht aus einem irdenen Gefäße mit ledernem Boden) verkündigte uns etwas Lustiges, aber es war eine Leichenfeier, wobei die Weiber tanzten. Wir hatten schon in Metamir eine solche Ceremonie mit angesehen. Hier streuten sich die Weiber Asche auf ihre Häupter und wälzten sich auf dem Boden.

Kaum hatten wir auf den Angaribs gegenüber von denen des Scheiks Platz genommen, als der im Dienst des Pascha's sich befindende maltesische Apotheker, Zemit, uns besuchte und sein Bedauern ausdrückte, daß sein Prinzipal, Herr de la Font, nicht bei dem Bim-Baschi sey. Dieser junge französische Arzt war drei Jahre im Dienste des Pascha's gewesen. Er beklagte sich, bei seiner Ankunft in Kairo habe man ihn wollen zur Ader lassen lehren; er habe aber den Dummdyken gesagt, er könne dieß mit Muße bei den Schwarzen lernen. In Sennaar angelangt, machte er seinen Apotheker zum Arzt und übergab ihm das Spital, bis endlich Signore Zemit einen Posten aufgab, der ihm zwar viele Mühe machte, aber nichts eintrug. Bei dem türkischen Obrist hatte er sich durch seine vielfachen Kuren sehr in Kredit gesetzt, seit er einmal das halbe Regiment für krank erklärt, in das Spital genommen und nach vier Tagen sämmtlich in bester Gesundheit wieder entlassen hatte. Wenn ein Kranker nicht weiß, wo es ihm eigentlich fehlt, so sagt der Doktor: Wie kann ich es wissen? Bald nach unserer Ankunft kam Herr de la Font dahergeritten, ein französisches Liedchen trillernd. Da er sah, daß wir im Ausruhen begriffen waren, wandte er sich an Muhammed, bat ihn zuerst um Verzeihung, daß er ihn für einen Türken gehalten, entschuldigte sich dann eben so sehr, daß er ihn für keinen Türken gehalten habe, schwatzte halb französisch und halb italienisch, und summte beim Abschied eine französische Melodie mit der ganzen Gedankenlosigkeit eines Parisers. Ein Grieche, Namens Riani, erzählte uns einiges Nähere über den Kapitän Gordon, der vor acht Jahren nach Welled Medina gekommen war, und nach zehn Tagen an einem Wechselfieber, das er mit sich brachte, starb. Er wurde in dem besondern Kirchhof für die Christen begraben. Sein Zweck war, allein in das Innere Afrika's zu dringen. Seinen Nachlaß nahm Bozzari, der Arzt von Ismael Pascha, der nachher mit seinem Herrn zu Schendy ermordet wurde.

22 März. — Wir machten uns um vier Uhr auf, kamen um sechs Uhr durch einen Akazienhain und durchzogen dann bis gegen Mittag eine Ebene, wo wir in der Nähe des Flusses, in einem schönen Wald von herrlichen Bäumen, neben einigen Hütten, Halt machten. Die Ufer des Flusses waren hoch und denen des Nils vollkommen ähnlich. Nachmittags gingen wir weiter und von der Hauptstraße ab gegen den Fluß zu, um Melek Badi, den frühern Beherrscher des ganzen Landes, zu besuchen, der jetzt in der Dunkelheit von einer elenden Pension von 500 Piastern monatlich, die ihm überdieß nie bezahlt wird, leben soll. In einer halben Stunde erreichten wir das kleine Dorf Dakkina. Ungefähr dreißig Strohhütten in der Form eines Heuschobers und mit Hecken von dürren Dornen eingefaßt, bilden die Niederlassung des Mut oder Melek. Er selbst bewohnt zwei größere und besser gebaute Hütten, die auf dem Gipfel des Daches mit Straußeneiern und Federn geschmückt sind, das übrige Dorf wird von 200 Sklaven bewohnt, die das Feld bauen. Obschon es erst acht Uhr war, als wir ankamen, war der Mut doch schon im Bette. Man brachte uns Angaribs vor die Häuser hinaus, und bald kam ein dicker, sich kaum fortschleppender schwarzer Mann, mit kurzen gekräuselten Haaren und freundlichem Gesichte zu uns und redete uns mit dem gewöhnlichen „zehnmal willkommen" — Mahabadat assera — an. Dieß war der Mut Badi, er trug ein kurzes weißes Hemd und in der Hand einen langen und breiten Stab. Er sprach ohne Selbstgefühl von sich, nannte den Sandschar „seinen Herrn," und erzählte mit vieler Behaglichkeit von den Gazwahs, die er mit verschiedenen Gouverneuren mitgemacht hatte, obschon diese ihn mehr wie einen Sklaven als wie einen Gefährten behandelten; denn er mußte dem Sandschar beim Eintreten die Hand küssen, bekam nie die Pfeife, und durfte oft nicht auf dem Diwan, sondern nur auf dem Teppich sitzen. Ismael Pascha bewilligte ihm einen monatlichen Gehalt von 500 Dollars, Rustan Bey setzte denselben auf 100 und Curschid Bey auf 35 oder einen Beutel herab. Letzterer erlaubte ihm übrigens in Dakkina eine kleine Kolonie zu bilden, wo er für Grund und Boden steuerfrei seyn, dagegen für 100 Sklaven Taxe bezahlen sollte, die ihm der Bey schenkte, von denen aber nur vierzig, und eben nicht die besten, ankamen. Mahmud bat den Türken um Milch, was dieser bringen ließ. Man gab uns eine Hütte und den Bedienten eine andere. Der Mut ging wieder in sein Bett und wir zu unsern Angaribs.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Folgende Angaben können einen Begriff von der Wichtigkeit des Beyliks von Tunis geben: Im Jahre 1830 war die Anzahl der angekommenen Schiffe 458, der abgegangenen 422. Der Gesammtwerth der Einfuhr belief sich auf 20,400,000 Franken, wovon 4,100,000 Fr. auf Frankreich kamen. Die Ausfuhr in christliche Länder betrug 10,500,000 Franken, von welchen 5,800,000 Fr. auf Frankreich kamen.

*

Irische Blätter geben Nachricht von einem auf den Gütern des Lord O'Neil in der Nähe von Randalstown befindlichen Moor, das sich über eine beträchtliche Strecke fortbewegt hat, so daß es das umliegende Erdreich angriff und ein Theil seiner Masse in den Fluß Maine fiel, wodurch dessen Lauf beinahe aufgehalten worden wäre. An einigen Stellen ist es beinahe 20 Fuß tief.

*

Kapitän Johnson, von der englischen Marine, wurde von der Admiralität an den Shannon gesandt, um in den eisernen Dampfschiffen, deren man sich auf diesem Flusse bedient, Versuche über die Magnetnadel anzustellen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 309. 5 November 1835.

Skizzen aus der Umgegend von Algier.

1. Der Markt von Buffarick.*)

Dieser bekannte arabische Markt ist in südlicher Richtung 10 Stunden von Algier und 5 Stunden von Belida (Blida) entfernt gelegen. Der Weg führt durch Ibrahim, dem ansehnlichsten der drei neuerstandenen Kolonistendörfchen und durch das 5 Stunden weiter davon gelegene Duera, bis zum Lager von Buffarick, jetzt Camp d'Erlon genannt. Die Straße ist gut gebahnt und allenthalben fahebar; in einer Entfernung von je einer halben Stunde stehen Blockhäuser zur Sicherheit des Weges. Die Gegend bei Buffarick ist wunderbar romantisch und bezaubernd. In einer geringen Entfernung von 2 Stunden erheben sich die Vorgebirge des kleinen Atlas, deren Rücken eine reiche Tropenvegetation bedeckt, und um deren Fuß zahlreiche Citronen- und Granatenbäume neben den schönsten Weizenfeldern der arabischen Pflanzer blühen. Hie und da, in der Ebene zerstreut, stehen einzelne Dascars, d. h. kleine Beduinendörfer von elenden Lehm- und Rohrhütten erbaut, und von einer dichten Wand von Cactusfeigenbäumen umgeben. Im Nordwesten gewahrt man Coleah, ein sehr hübsches maurisches Städtchen, amphitheatralisch auf dem Abhange eines Hügels erbaut, mit einer pittoresken Umgebung. Von Belida, einer weit bedeutendern arabischen Stadt, am Fuße des Gebirges gelegen, ist nur eine große steinerne Mauer am Eingange zu entdecken, welche von den französischen Ingenieurs zur Bildung eines neuen festen Lagers benützt weeden wird. Der übrige Theil der schneeweißen, in morgenländischem Style erbauten Häuser verschwindet hinter einem hervorspringenden Berge und tritt erst in die Augen, wenn man dicht vor der Stadt steht. Das Camp d'Erlon liegt nur einige hundert Schritte von dem großen Marktplatze von Buffarick entfernt. Dasselbe ist mit Gräben und Erdwällen umgeben, hinter denen eine Masse von großen, weißen Zelten und in der Mitte ein Viereck von neuerbauten Kasernen sichtbar ist. Ein steinerner Brunnen ist das alleinige, wesentliche Merkmal, welches in einer, im lieblichsten Blumenflore prangenden Ebene den Platz bezeichnet, wo man alle Montage ein großes Menschengewühl erblickt, während zur übrigen Zeit nur selten das Trillern des Liedchens einer französischen Schildwache oder der Schrei einiger Schakals das Schweigen der Einsamkeit stört. Gegen den Abend des Sonntags aber, wenn in den Ländern der europäischen Christenheit der Klang der Vesperglocke den frommen Gläubigen zum Gebete ruft, beginnt in dieser stillen Wildniß ein wunderliches Geräusch von lärmenden Stimmen, und die weiten Räume der Ebene von Metschidschat sind mit den Karawanenzügen der Eingebornen bedeckt, welche von Coleah, von Algier, von Medeah, ja bis aus den Gefilden des Dattellandes und den Sandsteppen der Sahara mit ihren Waaren zum Tausche und Verkaufe hieher kommen, wo seit alten Zeiten ein neutraler Grund und Boden zu seyn scheint, auf welchem Hunderte der oft in tödtlichster Feindschaft lebenden Stämme in friedlich handeltreibendem Verkehre zusammenkommen, und das sonst bekanntlich überall wenig respektirte Eigenthumsrecht heilig gehalten wird. Nur selten hört man wenigstens, daß räuberische Ueberfälle an Karawanen verübt würden, welche nach Buffarick zum Markte ziehen. Die Gefahr wird erst bei der Rückkehr groß. Dann lauern die Hadschuten und die Kabylen des Gebirges hinter Schluchten und Hohlwegen, und jagen den Heimkehrenden das gelöste Geld wieder ab, wobei sie jedoch immer auf einen verzweifelten Widerstand stoßen, denn selbst der Friedlichste dieser Hirten und Pflanzer ist mit Feuerwaffen wohl versehen und bereit, sein Eigenthum bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Auf dem Markte selbst geht Alles in Friede und Eintracht her, Betrug mit falscher Waare oder Geld ist hier unerhört, und jedem sonstigen Streite macht der Spruch des Kadi's ein Ende, gegen dessen geheiligte Person niemand Widerspruch zu erheben wagt. Die maurischen Kaufleute aus Belida sind gewöhnlich die ersten am Platze. Sie schlagen noch am Sonntag Abend ihre kleinen weißen Zelte in Pyramidenform auf, und packen ihre Waaren aus, ohne jedoch noch an diesem Tage zu verkaufen. Die Beduinen und Kabylen lagern sich unter freiem Himmel, umgeben von ihren Dromedars und Kamelen, welche sie abwechselnd nach dem Brunnen zum Tränken führen. Montags in aller Frühe beginnt sodann der eigentliche Markt, der gewöhnlich bis 4 oder 5 Uhr Nachmittags dauert. Die Menge der zusammengeströmten Käufer und Verkäufer beläuft sich zur Erntezeit oft auf mehr als 4000 Köpfe. Sehr auffallend ist die

*) Wir haben zwar schon in Nr. 92 eine kurze Nachricht von diesem Markte gegeben, doch wird diese umfassende Schilderung eines Augenzeugen immer noch mit Interesse gelesen werden.

Digitized by Google

Ordnung, welche unter diesen barbarischen Wilden von so verschiedener Abkunft und Sprache herrscht. Jede Klasse von Verkäufern hat da ihren eigenen Platz. Die nomadisirenden Hirten der Ebene mit ihren ledernen Milchschläuchen, ihren Hühner- und Eierkörben, geschlachtetem und lebendem Vieh, bilden die äußerste Gränze. Man sieht da zuweilen auch prächtige Pferde um verhältnißmäßig ziemlich niedern Preise zum Verkaufe ausbieten. Man unterschridet von denselben vorzüglich zwei edle einheimische Racen: die Arabischen und die Barberpferde. Erstere sind schlanker und feiner geformt mit kleinem Kopfe und sehr langer Mähne; es sind die Nachkommen der berühmten arabischen Rosse, welche die Araber, die alten Eroberer dieses Landes, aus den Steppen ihrer Heimath mitbrachten. Diese edlen Thiere haben zwar Vieles von den herrlichen Eigenschaften ihrer Vorfahren verloren, und sind merklich entartet, seitdem sie nicht mehr der sorgfältigen Pflege wie in den Gauen des glücklichen Arabiens genießen, doch rühmt man noch immer ihre Geduld, ihre Ausdauer und Geschwindigkeit, und man erblickt besonders unter den Pferden der Häuptlinge äußerst schöne, majestätische Rosse aus altadeligem Stammbaume, welche in Europa immer einen hohen Preis behaupten würden. Die Barberrosse, welche fast Alle in den Händen der Kabylen sind, und seltener zu Markte kommen, stehen den arabischen Pferden an Schönheit nach, sind aber dagegen von weit stärkerem Gliederbau, feurig, wild und unbändig, und besonders im Gebirgskriege trefflich zu gebrauchen, denn sie sprengen die steilsten Anhöhen sicher und geschwind hinan, und die besten englischen Renner, welche sie in der Ebene bald einholen würden, sind nicht im Stande ihnen auf einem so mühseligen Terrain zu folgen.

(Schluß folgt.)

Die Literatur in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Hillhouse ist der Sohn eines ausgezeichneten Senators aus Connecticut. Er war ursprünglich Kaufmann, zog sich aber zurück, und widmet sich jetzt ausschließlich literarischen Arbeiten. Der Tag wird kommen, wo man ihn suchen wird; denn das goldene Zeitalter der amerikanischen Literatur ist nicht mehr weit entfernt — die Schauspiele John Howard Payne's haben sich in England, wo sie geschrieben wurden, Bahn gebrochen. Nur wenige Engländer wissen, daß ihr Verfasser ein Amerikaner ist. Er gehört der alten dramatischen Schule (d. h. wohl der englischen des vorigen Jahrhunderts) an, und hat viel Glück gemacht. Unlängst kehrte er, nach mehrjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurück, und wurde mit öffentlichen Ehrenbezeugungen empfangen. — Man hat einige beachtenswerthe Anfänge gemacht, ein rein amerikanisches Schauspiel durch Einführung von Indianer-Charakteren und „halb Pferd- halb Alligator-Männern" aus dem Westen zu begründen. „Metamora" und „Nimrod Wildfire" sind bis jetzt die besten Versuche. Der erstere fand in den V. S. überall ein volles Haus, und H. Forrest, der bei weitem erste einheimische Schauspieler, elektrisirte den sonst nicht leicht entzündbaren Bruder Jonathan. Die Unbilden, welche die Indianer erdulden, sind an und für sich ein Trauerspiel, und Forrest war für den Charakter geschaffen. Dieser Mime, der sich durch sein Talent ein schönes Vermögen erworben hat, reist jetzt in Italien, und will später sein Glück in London versuchen. Dr. Bird aus Philadelphia hat mehrere verdienstvolle Stücke geschrieben. Zwei darunter sind gekrönte Preisschriften: denn der geschickte Tragöde, den wir eben nannten, setzte eine beträchtliche Prämie für das beste amerikanische Drama aus. Auf der Bühne thut Bird's „Spartacus" große Wirkung, und dürfte wohl die meisten Stücke des amerikanischen Repertoires überleben. — Auch J. N. Barker hat mehrere Schauspiele von gutem Rufe gedichtet, unter denen „Marmion" (nach einem gleichnamigen epischen Gedichte W. Scott's) und „der Aberglaube" öfter aufgeführt worden. Er hat eine kräftige Schreibart, und dabei, was man von den wenigsten Dramaturgen Amerika's rühmen kann, ein feines Ohr für den Rhythmus. Auch ein Med. Dr. M. Henry aus Philadelphia hat bei Melpomene um Minnesold geworben, und seine Stücke haben — als Koffertapeten — weite Reisen gemacht. Wahrscheinlich war er damit zufrieden, dem Publikum einmal an den Puls gefühlt zu haben. Der „Vater eines einzigen Kindes," von Dunlap, einem ausgezeichneten Maler zu New-York, ist kein schlechtes Stück. Sonst wissen wir keinen dramatischen Schriftsteller, der des Erwähnens werth wäre. Ueberhaupt bemerkt man in Amerika weniger Talent für diese Dichtungsart, als für irgend einen andern Literaturzweig, und zwar natürlich. Die Leiden der armen Indianer ausgenommen, welche noch zu frisch sind, um auf die Bretter gebracht zu werden, gibt es kein Land in der Welt, dessen Charakter, Geschichte und Empfindungsweise so ganz des dramatischen Schmuckes entkleidet wären. Die Zeit ist auf der großen westlichen Hemisphäre nur ein Lastthier; die Welt — ihre Welt — eine Werkstätte. Männer und Frauen *) haben einen und denselben Hauptzweck, wie Dampfmaschinen, und die große Maschine dieser bürgerlichen Gesellschaft ist noch zu neu, um in ihrer Bewegung jene Unregelmäßigkeiten zu zeigen, welche in einem alten Lande das dramatische Interesse schaffen. Frankreich z. B. ist eine tägliche Tragikomödie. Seine politischen Nachrichten lesen sich wie neue Theateranzeigen; Vorfälle und Knotenschürzungen, wie keine Einbildungskraft sie erfindet, schießen in jedem Winkel auf, und in welchem andern Lande ist das leichte Drama so mannichfaltig und in seiner Art bewundernswerth? Uebrigens wünschen wir Amerika zu diesem Unterschiede Glück. Die dramatische Poesie ist am Ende doch nur eine Krankheit des Nationalcharakters, und wenn erst Amerika anfängt, gute und obendrein viele Schauspiele zu schreiben, dann wird, um mit Hamlet zu reden, „etwas faul im Staate" seyn.**)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Man vergleiche dagegen in Nr. 154 des Auslandes v. v. J. den Artikel: „Das weibliche Geschlecht in Amerika."

**) Wenn der amerikanische Reviewer seinem Vaterlande zu dem Unterschiede zwischen ihm und Frankreich Glück wünscht, so mag er, in dramatischer wie in mancher andern Hinsicht, nicht sehr Unrecht haben; aber der Schlußsatz enthält ein amerikanisch einseitiges Urtheil. In Athen fiel die Blüthe der dramatischen Kunst mit der höchsten politischen Blüthe zusammen, und wenn auch dieser Staat kurz darauf sank, so möchte es doch schwer halten, zwischen diesem Sinken und den edeln, tief religiösen Gedichten des Aeschylus und Sophocles eine Wechselbeziehung zu finden. Das englische Drama erlebte seinen Glanzpunkt unter Elisabeth, und was man auch ihrer Zeit vorwerfen kann, so war sie doch für England gewiß weder eine unkräftige, noch eine frivole. Auch Spanien hat weit schlechtere und dabei unpoetische Zeiten gesehen, als die Tage Calderon's.

Digitized by Google

Die Fjords in Norwegen.

(Aus Bretons Skandinavian Sketches.)

Die Thäler oder Schluchten, von denen die Bergketten durchschnitten sind, haben meist eine große Tiefe und sind fast unwandelbar sehr schmal. Viele derselben sind mit Salzwasser bis zu einer ziemlichen Höhe angefüllt, stehen mit dem Meere in Verbindung und heißen dann Fjords; dieß sind tiefe Buchten, die weit hinein ins Land sich erstrecken, sich oft bedeutend verzweigen*) und selten über eine geographische Meile breit sind. In einiger Entfernung von dem Meeresufer sind sie meist noch enger, und wo ein Thal sich erweitert, ist gewöhnlich ein großer Theil desselben von einem See bedeckt. Die Fjords, so wie ihre Verzweigungen, endigen oft plötzlich in einem Thal oder einer Schlucht, die sich manchmal nur noch eine halbe Stunde weit ins Land hinein erstreckt, während dieselben in andern Theilen des Landes ziemlich lang und von Höhen eingeschlossen sind, welche sich schroff zur Höhe von mehrern tausend Fuß erheben,**) meist mit schwacher Vegetation, hie und da aber auch mit dichtem Walde bedeckt sind. An manchen Stellen gleichen die Felsen riesenhaften Mauern von 500 bis 1500 Fuß Höhe, die sich ganz senkrecht erheben, und fast ohne alle Spur von Vegetation sind. An einigen Orten sieht man einzelne Bauerhöfe mit etwas Ackerland, aber man kann manchmal Meilen weit gehen, ohne auch nur etliche Jaucherte brauchbaren Bodens zu finden, da die Felsen schroff vom Wasser ansteigen, so daß man nicht einmal landen kann. Diese Fjords sind selten mehr als 2 bis 2½ g. M. vom Lande gegen die See zu mit Eis bedeckt, was man den Strömungen zuschrieb, die weit wahrscheinlichere Ursache ist aber ihre ungeheure Tiefe und die größere Milde des Winters. Nur zwischen den Inseln nahe an der Küste ist die Strömung heftig, besonders nach lange andauerndem Regen, ungewöhnlichem Schmelzen des Schnees und während heftiger Winde; herrschte aber auch die Strömung weiter landeinwärts, so wäre sie doch nicht so heftig als die mancher großen Ströme, die dennoch zufrieren. Merkwürdig ist indeß, daß manche Fjords, namentlich der Ode Fjord, im Sommer ungewöhnlich heiß und im Winter dagegen viel kälter sind als andere. Den Grund dieser Erscheinung vermochte Herr Breton nicht anzugeben.

Von Lindesnäs gegen Osten sind die Baien und Fjords im Winter selten frei vom Eis, und der Frost war vor mehrern Jahren so heftig, daß das Eis sich von Christiania bis zur Fäder-Insel, eine Strecke von 10 g. M., ausdehnte; doch ist dieß der einzige Fall in einem langen Zeitraume. Fabricius schreibt den Umstand, daß die Westküste meist frei vom Eise ist, der fortdauernden Bewegung des Meeres zu, was keineswegs unwahrscheinlich ist; jedenfalls muß das ewige Anschlagen der Wogen gegen die Felsen — denn ich bemerkte kein auch nur dreißig Schritte langes Sandufer — einige Wirkung haben, namentlich in Verbindung mit den südlichen und westlichen Winden, die hier vorherrschen, und weit milder sind, als die auf der Ostküste herrschenden Nord- und Ostwinde.

Die Durchsichtigkeit des Wassers in den Fjords ist groß, doch hat man sie ungemein übertrieben, und wenn ein Reisender behauptet, er habe die untermeerischen Gebirge und Wälder so deutlich unterschieden, daß er mit Schrecken zurückfuhr, als er über die Steilabstürze der ersteren hinsegelte, so ist dieß eine grobe Uebertreibung. In einiger Entfernung von der Küste ist es nicht unmöglich den Grund in einer Tiefe von 200 Fuß zu sehen, was auch an andern Orten der Fall ist, aber in den Fjords selbst, die von staunenswerthen Höhen überschattet sind, konnte Herr Breton über 40 oder 50 Fuß hinaus nichts unterscheiden.

*) Diese Verzweigungen finden sich jedoch meist nur an der Küste, und es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß viele dieser Fjords durchaus keine Buchten und Baien darbieten.

**) Oft von 2 bis 5000 Fuß.

Die Halbinsel Sennaar.

(Fortsetzung.)

23 März. — Wir blieben bis vier Uhr in Dakkina. Morgens besuchte uns der Mut frühe, und wartete bei den Bedienten, bis wir auf waren. Mittlerweile kam ein Soldat und forderte dem Mut die Grundsteuer ab. Es war das erste Mal, daß man diese Forderung an ihn machte, daher rasonirte der Mut, klagte über Ungerechtigkeit und berief sich auf das Versprechen des Emin Bey, daß er keine Grundsteuer zu bezahlen habe; „oder," sagte er, wenn ich bezahlen muß, so nimm es von meinem rückständigen Gehalt, den man mir seit neun Jahren schuldig geblieben ist." Er rief alle Umstehenden zu Zeugen an, ob er das Land, für das man ihn nun besteure, nicht als freies Geschenk erhalten — ob man ihm nicht hundert Sklaven versprochen habe, von denen nur vierzig gekommen seyen, und mit seinen stolzen Augen, seinem schwarzen Gesichte, dem fliegenden weißen Hemde und der heftigen Gebärde bildete er einen merkwürdigen Kontrast gegen den türkischen Soldaten, der behaglich und ganz geduldig, ohne sich zu rühren, auf seinem Pferde saß, und als der Mut mit seiner Rede fertig war, ihm trocken sagte, er müsse bezahlen, er könne sich übrigens an den Pascha wenden. Das Ende vom Lied war, wie ich mir zum Voraus dachte, der arme Mut bezahlte sein Geld. Die Familie des Melek Babi stammte aus Teysafaam ab, einer Landschaft im Sudan, und herrschte in früherer Zeit von dem zweiten Wasserfall an bis an das Fazugli-Land und die abyssinische Gränze. Im Osten gehörte Suakin und die Küste des rothen Meeres, im Westen Korbofan zu ihrem Gebiete. Die Regierungsform war absolut monarchisch. Mit der Zeit wurden die Mut zu träge, um selbst zu regieren, und der elfte Vorfahr des Mut Babi ernannte einen Wessier, der, wie der Sultan bei den Khalifen und der major domus in Frankreich, bald alle Macht an sich riß, ob er schon dem Mut fortwährend alle äußeren Zeichen seiner Achtung bewies und sich nie anders als seinen Sklaven nannte. Der Mut lebte, von Sklaven umgeben, behaglich und sorglos in seinem Angarib; sein höchster Genuß war, sich einsalben zu lassen. Alle seine Kinder, ein einziges ausgenommen, wurden nach Abyssinien geschickt, und wenn dieses starb, ein anderes dorther geholt. Sobald es der Wessier für gut fand, sandte er dem Mut mit allen Zeichen der Ehrerbietung die Botschaft, daß seine Stunde gekommen sey. Zwei oder drei Tage waren ihm noch gestattet, um sein Grab zu bereiten, dann wurde er mit zwei Rasirmessern getödtet, die man an die entgegengesetzten Seiten seines Halses setzte und mit Stricken zusammenpreßte. Hierauf wurde sein Sohn ausgerufen. Alle Befehle wurden durch den Wessier bekannt gemacht. Die Formel lautete: „Der Mut sagt."

Die Justizverwaltung war gut, und Verbrechen kamen selten vor. Der Diebstahl wurde mit dem Tode bestraft, ist aber auch selbst in den neuern unruhigen Zeiten etwas fast Unerhörtes von Essuan bis Sennaar, so sehr er auch in Aegypten unter den Fellahs und Kopten an der Tagesordnung ist. Der Vater des Mut Babi wurde von seinem Wessier, Muhammed Abli Keylit, zum Tode verurtheilt, und Babi, damals noch ein Kind, auf den Angarib erhoben. Bald darauf wurde er abgesetzt und wieder nach Abyssinien geschickt, kehrte aber nach dem Tode Abli Keylits, dessen Enkel, Muhammed Welet Adilan, Wessier wurde, zurück. Muhammed Adilan hielt Babi immer wie einen Gefangenen; er starb um die Zeit als der Pascha einfiel, und sein Bruder und Nachfolger Edris Adilan machte für sich selbst mit Ismael Pascha einen Vergleich, ohne seinen Gebieter darum zu fragen. Er beherrscht immer noch ein großes Gebiet, nämlich die Gebirge, 150 Meilen südwestlich von Sennaar und 60 Meilen von dem Flusse, und bezahlt dem Pascha jährlich, nach Einigen 650, nach Andern 1200 Unzen Gold. Seine Residenz ist Gola, eine Stadt in der Größe von Sennaar, auf einem mehrere Tagereisen vom Bahr-el-Azreq entfernten Berge gelegen, und bekannt durch ihre Eisenwerke und einige Goldminen. Idris Adilan wird von seinen Unterthanen Sultan genannt und führt einen großen Hof. Er steht bei dem Bey in großer Gunst, und durfte die vielen tausend Sklaven behalten, die er als Wessier des Mut Babi hatte. Dem Vernehmen nach ist er ein talentvoller Mann und von edlen Manieren. — Zwischen Sennaar und Indien bestand früher ein Handelsverkehr, durch den Hafen von Suakin. Baumwolle, Spezereien, Porzellan und einige andere Haushaltungsartikel wurden hier für unverarbeitetes Gold umgetauscht. Dieser Handel besteht theilweise noch jetzt. Wir sahen frischen indischen Ingwer verkaufen, und im letzten Jahre war der Zuckerland wohlfeiler als des Pascha's schwarzer Zucker. Die Mut standen mit Abyssinien immer in gutem Verhältniß, mit den Denka und Schilukken dagegen führten sie häufig Kriege. Mut Babi gab uns folgenden Bericht über diese Völkerschaften: „Die Schilukken leben in den Inseln des Bahr-el-Ablad, oberhalb Wadbi Schalli. Ihr großer Scheik residirt auf der Insel Abba und wird Arweyga genannt. Sie besitzen eine Menge Kähne, mit denen

Digitized by Google

sie trefflich umzugehen wissen, und sind Männer von riesiger Gestalt und großem Muthe. Sie tragen keine Kleider und beten die Sonne und den Mond an. Die Denka leben am östlichen Ufer des Bahr-el-Abiad; ein Theil ihres Landes ist parallel, d. i. in gleicher Breite mit dem Lande der Schillukken, ein anderer Theil aber geht über dasselbe hinaus. Ihre Hauptstadt ist Danaab und ihr Scheik heißt Akane. Sie verbrennen ihre Todten in aufrechter Stellung und beten einen hölzernen Ochsenkopf an. Im Alter der Mannbarkeit wird beiden Geschlechtern ein Zahn aus dem obern Kinnbacken ausgezogen. Unter den Schillukken ist Mariam ein häufig vorkommender Weibsname. Ursprünglich waren die Denka und die Schillukken Eine Nation, jetzt aber sind sie völlig getrennt und führen beständig mit einander Krieg. Beide Völker besitzen Vieh in Menge und sind mit langen Speeren bewaffnet, welche sie aber nicht in die Ferne werfen, sondern sie ducken sich hinter ihre Schilde und lassen den Feind herankommen. Als Curschid Bey gegen die Denka zog, war den ganzen Tag über kein Mensch zu sehen; aber allmählich wurden pöbliche Angriffe auf sein Lager gemacht; sobald dann die Truppen unter den Waffen standen, verschwanden die Denka wieder, und kehrten erst zurück, wie Alles wieder ruhig war." Durch das Land der Schillukken und Denka ist nicht gut reisen, weil man dort beständig die Einfälle des Pascha's fürchtet und in jedem Weißen einen Feind sieht.

Die Bevölkerung von Sennaar ist zur Hälfte frei, zur Hälfte leibeigen. Der Mak besitzt zwanzig bis dreißigtausend Sklaven, die Wessiere noch viel mehr. Dieß sind in Kriegszeiten die Soldaten, und der Ertrag ihrer Arbeit die Staatseinkünfte, denn Steuern werden keine bezahlt. Der Luxus der Vornehmen des Landes besteht in einer großen Anzahl Sklaven, in goldenen Zierrathen und völliger Unthätigkeit. Die Kleidung des Mak war ein langes weites baumwollenes Hemd (eb Dschervezni), ein über die Schultern geworfener Schawl (il Ferda), Sandalen (Naalat) und eine gepolsterte seidene Mütze mit langen Zipfeln (Tangia). Letztere als Zeichen der Amtswürde trägt jetzt Idris Abilan, zu seiner Seite steht beständig ein Schwertträger. Der Bruder und die Kinder des Mak unterscheiden sich in ihrer Kleidung nicht von den Sklaven. Die Männer haben ein langes Gewand um die Lenden gebunden, ihre Schultern müssen in Gegenwart des Mak unbedeckt seyn. Mehrere Prinzessinnen von jedem Alter sind wie andere Mädchen gekleidet und beschäftigt — ihre ganze Auszeichnung besteht in einem aus Bändern geflochtenen Gürtel mit Muscheln; sie tragen auf dem Kopfe die Wasserkrüge vom Flusse und besorgen die Merisatöpfe in den Hütten.

Der Mak sandte uns ein sehr gut zubereitetes Essen, bestehend in Fleischbrühe, gebratenen Hühnern, Durrasuppe und Brod. Als Ismael Pascha hieher kam, schenkte ihm der Mak 7764 Sklaven und 16.000 Stück Vieh. Um vier Uhr verabschiedeten wir uns von unserem königlichen Wirthe; er bat mich, sein Gesandter bei dem Pascha zu seyn, damit dieser seinen Beschwerden abhelfe; ich lehnte es aber ab. Um acht Uhr erreichten wir Sennaar, die vormalige Hauptstadt des Königreichs.

24 März. — Sennaar war früher eine große Stadt und nicht übel gebaut. Jetzt sieht man in ihrem weiten Umfange nichts als Schutthaufen, und das einzige aus schönen gebrannten Ziegeln gebaute Haus, das stehen geblieben ist, ist die Moschee — die hübschen metallenen Fensterstöcke daran sind indische Arbeit. Als der Pascha das Land eroberte, verließ fast die ganze Bevölkerung die Stadt und wanderte zehn Tagereisen weit gegen Südosten, nach Alisch, an der abyssinischen Gränze. Die wenigen Zurückgebliebenen leben in Strohhütten, bis auf zwei oder drei Sklavenhändler, deren Häuser von Lehm sind. Uebrigens waren wir bei dem Reichsten von ihnen schlecht logirt. Der Bazar ist ärmlich und schlecht versehen. Es sind hier auch zwei Eisen- und Silberarbeiter, die mit ganz einfachen Instrumenten sehr hübsche Sachen machen. Da ich auf einen silbernen Becher eine arabische Inschrift wünschte, so besuchte ich einen; er machte gerade ein Messer fertig, dann fing er an ein Goldstück zu hämmern, und machte auf diese Weise Dollarstücke. Die Namen dieses ungeprägten Geldes sind:

	Piaster.	Para.		
Abba	0	50	oder	2½ Pence
Kism	7	20	werth	¾ Dollar
Carat	15	0	werth	1 Dollar
Ogerga . . .	240	oder eine Dublone = 16 Dollars		

Farbige Strohhüte werden hier sehr nett gemacht.

Abends besuchten wir Suliman Caschief, einen freundlichen Albanesen von ungefähr 20 Jahren; er empfing uns höflich in dem alten, jetzt fast ganz zerfallenen Palast des Mak. Er war vor acht Jahren in dieses Land gekommen mit hundert Soldaten, von denen nur noch acht leben; die übrigen Alle sind als Opfer des Klima's gestorben. So gefährlich ist das Fieber sowohl für die Eingebornen als für die Fremden, daß Alle mit Entsetzen davon sprechen. Ein Bataillon der Nizam liegt hier in Garnison, unter Bim-Baschi Muhammed Effendi, der gegenwärtig mit 200 Mann bei Idris Abelan in Gola ist und Steuern eintreibt. Des Pascha's Herrschaft erstreckt sich auf 200 Meilen oberhalb Sennaar und ist in zwei Statthalterschaften getheilt. Das Land am Bahr-el-Azreek steht unter dem Scheik Suliman, einem gewaltigen Mann, der jährlich 1500 Unzen Gold als Tribut zahlen soll. Den südwestlichen Theil beherrscht Idris Abelan.

Bei der Stadt Sennaar sind einige Gärten, worin Citronen und Pflanzen wachsen; sonst sind keine Bäume in der Nähe, auch gibt es keine andern Gärten im Lande hinter Essuan. Im letzten Jahre kamen Heerden von Elephanten hieher, der Bey erschoß einige davon, und in diesem Jahre kamen sie nicht wieder. Man erzählt sich von einem eine sonderbare Anekdote. Als er ein Weib Kleider klopfen und im Flusse waschen, dann zum Trocknen an dem Ufer ausbreiten sah, ging er auf sie zu, packte sie, schlug sie auf den Steinen zu todte und breitete sie dann zum Trocknen aus.

Aus dem Durra werden zwei Getränke bereitet, Merceſa (eine Art Bier) und Bilbil (ein Cider). Zu dem erstern nimmt man eine bestimmte Masse Durra, legt sie in ein Loch in dem Boden, mahlt und kocht sie, und macht einen Kuchen daraus. Diesen Kuchen legt man in einen Krug, gießt kaltes Wasser darüber, und ißt und trinkt ihn im Zustande der Gährung. Sein Geschmack ist sauer und widerlich, und doch wird er von dem ganzen Volk, Männern und Weibern, leidenschaftlich geliebt. Dieß und das Salben ihrer Körper sind ihnen die zwei höchsten Genüsse. Das zweite Getränk (Bilbil) wird auf dieselbe Art bereitet, bleibt aber einen Tag oder zwei in dem Wasserkrug und wird dann gedrückt. Sein Geschmack ist besser als der des Merceſa. Wir hörten viel von Thieren, genannt Marafin, die sich des Nachts in großen Haufen der Stadt nähern und von beiden Arten kosten sollen. Die allgemeine Meinung ist, dieß seyen bei Tag Zauberer, die in der Nacht die Gestalt dieses Thieres annehmen. Major Felix ging mit einigen Türken auf die Jagd und brachte eines nach Haus. Um sie in die Schußweite zu locken, wurde ein Esel in der Nähe einiger Ruinen angebunden, hinter welche sich die Jäger verbargen; das erste Geschrei des Esels zog von den vielen haufenweise herumspringenden Marafinen einige herbei, so daß man sie leicht schießen konnte. Sie sind vom Kopf bis zum Schwanz sechs Fuß lang und 5¼ Fuß hoch, sie sehen mehr der Hyäne als dem Wolf ähnlich, haben auf dem Rücken kurze gelbliche Haare, sind auf der Brust braun gefleckt, Bauch, Schenkel und Schwanz von buschigem Aussehen, aber dünn und nicht lang. Es ist ein schmieriges, räudig aussehendes, aber merkwürdiges Thier. Als ich es sah, mußte ich über die Beschreibung lachen, die man mir davon gemacht hatte, da es dem Ansehen nach offenbar ein Männchen war, aber die Eingebornen zeigten mir durch einen Einschnitt die Milch, und daß das Junge noch nicht entwöhnt sey.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach den neulich in England erschienenen „Sketches of Bermuda" beträgt die gegenwärtige Bevölkerung der Bermuden-Inseln nach einer im Jahre 1851 vorgenommenen Zählung 7550 Weiße und freie Farbige und 5920 Sklaven.

Ein prächtiges Dampfboot von 1000 Tonnen und 500 Pferdekraft, welches der Auckland heißen soll, ist von der englischen Regierung zu Glasgow bestellt worden und ist zur Beschiffung des rothen Meeres bestimmt; es soll als Kriegsschiff ausgerüstet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 310. 6 November 1835.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Beredsamkeit.

Die Beredsamkeit ist das eigentliche Gewächs einer Republik. Es geht in Amerika, wie in Rom und Athen: das Feuer und die Energie seiner vorzüglichsten Geister ergießen sich am vollsten und mächtigsten in Staatsreden, und diese werden bei der Nachwelt fortleben, wenn die übrigen literarischen Exponenten des Zeitalters vielleicht verschollen und vergessen sind. Die politischen Reden sind es, was Amerika Nationales und Eigenthümliches hat. Kein historisch wichtiger Jahrestag kommt vor, kein Ereigniß von öffentlichem Interesse, kein Tod irgend eines ausgezeichneten Menschen, nichts, was nur irgend Bezug auf das Volksgefühl für den Freistaat hat, ohne daß eine Rede das Vorkommniß feiert, und zwar eine Rede, worin sich der Redner mit größter Freimüthigkeit gehen läßt, und jeden Funken von Begeisterung in seiner Brust — denn die Amerikaner sind bei nationalen Gegenständen das erregbarste Volk der Erde — zu hellen Flammen anfacht. Diese Reden werden zuerst vor zahlreichen Versammlungen gehalten, hierauf in allen Journalen abgedruckt und besprochen, und in eigenen Flugschriften in den weitesten Umkreisen verbreitet; endlich werden die schönsten und glühendsten Stellen für Schulbücher ausgezogen, und der Jugend des Landes als Muster der Wohlredenheit vorgetragen. Unberechenbar ist die Wirkung dieses immer neuen Zunders, womit das Feuer des Republikanismus genährt wird. Dann werden die Vereinigten Staaten in eine Monarchie umschlagen, wenn sie keine Redner mehr hervorbringen, wie Webster und Everett, oder wenn ihre Reden aus den Schulbüchern ausgemerzt, und das freie Wort an eine Volksversammlung ein todeswürdiges Verbrechen wird. Dann, ja dann; aber führe nicht! Wir haben hier die Namen der beiden ausgezeichnetsten Staatsredner in den Vereinigten Staaten genannt: Daniel Webster und Edward Everett. Ersterer ist als Staatsmann und Rechtsgelehrter wohl bekannt; unter den Kandidaten, die man für die nächste Präsidentschaft nennt, hat er die meiste (?) Wahrscheinlichkeit für sich. An Fülle, Kraft und Gediegenheit können sich seit den Tagen Burke's wohl nur wenige Redner mit ihm vergleichen. Hr. Everett ist ein noch sehr junger Mann, und im Auslande minder bekannt. Schon in seinem achtzehnten Jahre war er Prediger bei einer der zahlreichsten und gebildetsten Unitariergemeinden in Boston. Das Volk strömte in seine Predigten, denn nach Channing war er der trefflichste Redner und dabei der korrekteste Schriftsteller dieser merkwürdigen Sekte. Nach einigen Jahren litt seine Gesundheit, und er reiste, auf Kosten seiner Gemeinde, zwei Jahre lang in Europa. Er kehrte zurück als ein ausgebildeter Weltmann, und vertauschte nun die Kanzel mit dem Lehrstuhle der alten Sprachen an der blühenden Universität Harvard. In kurzer Zeit gründete er sich einen glänzenden Ruf als gelehrter Hellenist und Orientalist, und nachdem er Alles erreicht hatte, was den Ehrgeiz eines Professors befriedigen kann, sah er sich nach einem andern Kampfplatz um, und bewarb sich um einen Senatorssitz im Kongresse. Er wurde durch Zuruf gewählt, und vertrat seitdem beständig, als Webster's Kollege, das Herz von Neu-England — den intelligentesten und gebildetsten Theil der Republik — im Senate der Vereinigten Staaten. Kaum 30 Jahre alt, in seiner geistigen und körperlichen Vollkraft, hat er sich bis jetzt meistens mit Zurückhaltung, immer mit Klugheit und Umsicht benommen. Er spricht nur selten im Senat, aber wenn er es thut, schnellt er allzeit einen sichertreffenden Pfeil vom Bogen. Er gehört der jetzigen Oppositionspartei, der Anti-Jacksonschen — den amerikanischen „Whigs" — an, wie die große Mehrzahl der von ihm vertretenen Stadtgemeinde; aber seine Zeit wird kommen. Everett ist ungefähr von Mittelgröße, wohlgestaltet, im Verkehr mit Andern bescheiden und einfach, aber voll des feinsten Anstandes. Sein Gesicht, wiewohl nicht eigentlich schön, trägt ganz das Gepräge der Offenheit und Geradheit, und ist, im eigentlichen Sinne des Worts, interessant. Als Redner hat er jede Kraft, jeden Nerv und jede Muskel, namentlich jede Modulation seines schönen und einschmeichelnden Organs vollkommen in seiner Gewalt. Er spricht nicht leidenschaftlich und spart die Gebärden: aber seine Perioden, in denen sich klar und voll der Strom seiner Gedanken bewegt, sind auf der Goldwage des oratorischen Rhythmus abgewogen. Antonius' Rede bei Shakspeare über Cäsars Leiche enthält das Geheimniß seiner Beredsamkeit: er erregt den Sturm der Gefühle, indem er es zu vermeiden, ja ihn unterdrücken zu wollen scheint. Die nordamerikanische Republik ist in diesem Jahrhunderte, neben England, wohl dasjenige Instrument, welches die riesenhafteste

Digitized by Google

politische Tonleiter umfaßt, die jemals gespielt wurde; Everett versteht sich, wie wenige, auf seine Tasten und Luftlöcher. Eine seiner berühmtesten und neuesten Reden ist seine zu Boston gehaltene Trauerrede auf Lafayette, wobei ihm freilich jedes Herz entgegenschlug. Einige Tausende der achtbarsten Einwohner hatten sich in Trauerkleidung in dem State House versammelt, und zogen von da in feierlichem Aufzuge nach Faneuil-Hall, dieser „Wiege der Freiheit," wie man sie nennt, wo die ersten kühnen Patrioten die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu erklären wagten, ein Ort, der in Neu-England als ein theuerwerthes Heiligthum betrachtet wird. Hier trug eine schwarzbeschlagene Bühne eine Säule mit der Marmorbüste Lafayette's; das lebensgroße Porträt Washington's, die Bildnisse von Knox, Kosciusko u. A., so wie der Saal selbst war mit Trauerflören umhüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der Umgegend von Algier.

1. Der Markt von Buffarick.

(Schluß.)

Der Anblick des vielen Rindviehes auf dem Markte von Buffarick, welches schmutzig, klein, aber mit ungeheueren Hörnerpaaren versehen ist, ergötzt freilich das Auge nicht so, wie der der herrlichen Schweizerkühe und der fetten Mastochsen im deutschen Hochgebirge; daher ist auch die Milch, die Butter und das Rindfleisch der Berberei mit dem unsrigen in keinem Vergleiche. Die Schafe aber, welche in großer Anzahl zu Markte kommen, sind fett und schön, und liefern vorzügliche Wolle. Den Viehhändlern folgen die Frucht- und Getreideverkäufer, welche eine lange Reihe einnehmen mit ihren Körben voll der schönsten Orangen, Granatäpfeln, Datteln, Wassermelonen, Paradies- und Cactusfeigen, Gemüsen aller Art, und auf der Erde aufgeschichteten Lagern des herrlichsten Weizens, den sie in kleinen Massen abgeben. Die Tabakverkäufer sind sämmtlich Kabylen jenseits des Gebirges; ihre hohen, mageren Gestalten, ihre helle Gesichtsfarbe und langen Haare, die sie nicht wie die Bewohner der Ebene scheeren, unterscheiden sie hinlänglich von den Beduinen und Mauren. Weiter innen im Mittelpunkte des Marktplatzes stehen dann die reichern Händler der Städte mit gewebten Zeugen, Decken, Bändern und Luxusartikeln. Die Mauren aus Algier versorgen die Eingebornen mit den unentbehrlichen Waaren Europa's, und bringen ihnen die Korallenketten, welche ihre Weiber sehr zum Putze lieben, wogegen sie von ihnen die Produkte des innern Landes beziehen. Zu gewissen Zeitpunkten kommen auch jüdische und maurische Kaufleute aus Constantine, und verkaufen kostbare Straußfedern, Seide und theure Essenzen, wie das Rosenöl; ja manchmal soll sogar etwas von dem Goldstaube erscheinen, welche die alljährig durch die Wüste ziehenden Karawanen bis von Tombuktu und den Gestaden des Nigerflusses nach der Berberei führen. Auf dem Markt von Buffarick kaufen auch die französischen Offiziere das vortrefflichste Schwarzwildpret für ihre Küche ein, und die armen Soldaten kochen sich von den Schildkröten, die ihnen die Araber für wenige Sous ablassen, die schmackhaftesten Suppen. Auch lebende Affen, Stacheischweine, Unzen u. s. w., werden bisweilen aus den Gebirgen gebracht. Dr. F. . ., ein deutscher Arzt im Dienste der Armee, kaufte Einmal für wenige Franken ein lebendes Exemplar von dem seltenen Geyer chrysaetos percnopterus Temmink, welcher öfters auf dem Atlas vorkommen soll. Juden und Europäer haben hier jetzt ungehinderten Zutritt, und dürfen sich ganz gefahrlos unter die Menge der bewaffneten Eingebornen mischen, denen es sonst nicht immer gut wäre in der Einsamkeit zu begegnen. Die Juden erfahren seit der französischen Okkupation überhaupt nicht mehr die herabwürdigende Behandlung, welcher sie früher beständig von Türken und Arabern ausgesetzt waren. Vor den Europäern zeigen die Eingebornen mehr scheue Furcht, als Zuneigung, und wenn so Einzelne in der fränkischen Tracht unter den Tausenden der sie umgebenden weißen Gestalten herumwandeln, so werden sie immer von finstern, mißtrauischen Blicken verfolgt, die zwar hier durchaus keine Gefahr verkünden, jedoch auch durchaus nicht einladend und Zutrauen erweckend sind. Das französische Geld hat auf dem Markte von Buffarick noch keinen Kurs, aber spanische Piaster werden angenommen und cirkuliren mit den alten Landesmünzen. Einige Juden und Mauren unterziehen sich immer außerhalb des Marktes dem Wechseln der französischen Münzen, und da den Soldaten vom Camp d'Erlon nicht erlaubt ist, sich unter die große Masse der Beduinen zu mischen, so hat sich dicht am Lager für sie ein zweiter kleiner Markt gebildet, wo sie Tabak, Milch, Früchte und andere kleine Bedürfnisse für ihre Sous kaufen können. Hier sieht man auch immer viel armes, zerlumptes arabisches Gesindel auf der Erde gekauert sitzen, und die übriggebliebenen Suppen und Kommißbrodbrocken verzehren, welche die gutherzigen Krieger unter sie austheilen. Das Merkwürdigste auf dem großen Arabermarkte ist das Friedensgericht. Dasselbe besteht aus fünf Männern. Der Kadi in der Mitte sitzt auf einem Teppiche und ist mit einem langen, schneeweißen Capernusse *) bekleidet, schöner und feiner als der der übrigen, über welchem des Oberrichters langer, ehefurchtgebietender Bart herabwallt, die Wolle seines Mantels noch an Weiße übertreffend. Auf dem Haupte trägt er statt des Turbans eine Art von niederem gelbem Strohhute mit breitem Rande, um welchen weiße Schnüre mit Quasten besetzt, geschlungen sind. Die übrigen vier Richter, von welchen der dem Kadi zur Rechten sitzende immer dessen Worte niederschreibt, sind wie die andern Araber gekleidet, und unterscheiden sich nur durch ihren feinern und weißern Wollcapernuß. Hieher also werden immer bei vorkommenden Rechtshändeln die streitigen Parteien geführet und sammt den sie begleitenden Zeugen angehört, worauf nach kurzer Berathung der Spruch erfolgt, den der Kadi dann mit erhöhter Stimme verliest. Alles unterwirft sich demselben anscheinend mit dem demüthigsten Gehorsam, doch soll auch noch ein zweites, höheres Gericht existiren, an das der verurtheilte Theil noch appelliren kann, und welches unter einem verschlossenen Zelte seine Versammlung hält. Schade nur, daß man aus den zurückhaltenden,

*) Der Capernuß ist eine Art von wollenem Mantel, welchen die Beduinen über dem Haik, der gewöhnlichen Wolldecke, tragen.

Digitized by Google

argwöhnischen Mauren gar nichts Näheres darüber erfahren kann. So oft ein herumspazierender Europäer sich dem geheimnißvollen Zelte nähert, wird ihm mit den Worten: andare! andare! fortzugehen bedeutet. Es gibt hier auch besonders zur Erntezeit, wo der Markt von Buffarick an Bedeutung und Leben außerordentlich zunimmt, viele unserer europäischen Jahrmarktserscheinungen, und es ist für die Unterhaltung sowohl, als für die Erfrischung des versammelten Volkes gesorgt. Ein mächtiges Feuer flammt unweit des Brunnens den ganzen Tag auf einem großen Herdsteine, wo ein Araber heißen Kaffee in Tassen ausschenkt. Einige Schritte weiter davon zischt eine ungeheure Bratpfanne, worin kleine runde Kuchen in Fett gebacken an die Umstehenden verkauft werden. Endlich sieht man auch ein Heer von Gauklern, Sängern und Musikern die Menge mit ihren Farcen belustigen. Sehr drollig ist besonders der Anblick der Tänzee, welche nach dem Takte einer Trommel und Rohrpfeife, einen langen Stock über dem Kopfe haltend, sich in allerlei komischen Bewegungen im Kreise herumdrehen. Sind es mehrere tanzende Gruppen, so stellen sie gewöhnlich Liebespaare vor, gebärden sich auf das zärtlichste, verfolgen, fliehen sich u. s. w., aber das Alles sind natürlich nur Männer; das unglückliche weibliche Geschlecht ist in diesem Lande von solchen Vergnügungen strenge verbannt, und erscheint nie öffentlich als mit tiefvermummtem Antlitze. Die Instrumentalmusik der Beduinen ist wild, lärmend und behält immer denselben Takt bei. Da sieht man den Einen auf eine hohe Trommel mit einem einzigen Pautenschlägel schlagen; einen Andern die Tambuline klingeln oder die maurische Zither spielen; manche wieder blasen auf einer Rohrflöte und bringen Töne hervor, die ein europäisches Ohr zerreißen, den Beduinen aber doch wohl angenehm klingen müssen, weil sie immer schmunzelnd und lächelnd dem unharmonischen Gekreische zuhören. Die meiste Aufmerksamkeit finden aber die Romanzensänger, welche in unnachahmlichen Tönen halb singend halb deklamirend lange Lieder, Mährchen, arabische Poesien vortragen, und je nach ihren Talenten und Leistungen mit kleinen Kupfermünzen reichlich bedacht werden. Gar viele unterhalten sich auch mit Spielen, denn dieses scheint allgemeine Leidenschaft des Menschengeschlechts zu seyn, welche man in der afrikanischen Wüste so gut wie in dem Palais-Royal zu Paris findet. Das allerhäufigste und gewöhnlichste Spiel, das man unter den Arabern bemerkt, wird immer nur von zwei Personen gespielt, welche 8 Grübchen in die Erde machen und in jede eine Anzahl Steinchen legen und dann wieder herausnehmen. Eine solche Partie dauert oft lange Stunden, und wird mit großem Ernste und Nachdenken fortgesetzt, öfters gruppiren sich Andere um die beiden Spielenden her und drücken durch ihre Gebärden ihr Mißfallen oder ihre Zufriedenheit mit dem Setzen der Steinchen aus. Dieses dem Anscheine nach so einfache Spiel scheint doch auf tiefen, schwierigen Regeln zu beruhen, denn vergebens haben viele Europäer versucht, dasselbe durch öfteres Zuschauen zu erlernen. Dem Beobachter bieten sich bei diesem großen Stelldichein der Stämme der Gebirge, der Wüste, der Wildniß und der Städte noch unzählige interessante Nebengegenstände dar, zu deren Schilderung jedoch ein oft wiederholter Besuch des Marktes von Buffarick nöthig wäre, weil sich dem Auge stets wieder etwas Neues zeigt, was man vorher nicht gesehen hatte. Immer bleibt jedoch, auch nur bei flüchtigem Beschauen, der Eindruck mächtig, den auf den Europäer das Schauspiel dieser zahlreichen Wildenversammlung hervorbringt, unter welcher es Gestalten gibt, welche die bizarrste Phantasie nicht romantischer und schrecklicher erträumen kann. Die Umgebung auf allen Seiten leiht dem merkwürdigen Gemälde vollends einen zauberischen Farbenschimmer. Man denke sich nur zwischen den kleinen Pyramidenzelten, den angezündeten Feuern und den mit gekreuzten Beinen umhergruppirten weißen Gespensterfiguren, die seltsam gestalteten Thierkolosse der Dromedars und Kamele hervorragen, welche dem Auge des Europäers noch so fremd und ungewohnt sind! Dann rings die Vegetation des tropischen Himmelstriches! Gekrönte Dattelpalmen, Paradiesfeigenbäume von edlen Früchten schwer, der Nopal mit seinem wunderlichen Blätterchaos, und auf dem Boden — Blumen, so wunderlieblich und so reizend, daß sie nicht dieser Erde entpressen scheinen, sondern daß man glauben sollte, dieselben seyen dem Krystalldache dieses blühenden Himmels entfallen, und hätten seine schimmernden Regenbogenfarben eingesogen. Die Scene verändert sich gegen Abend, wenn die Mauren ihre Zelte abbrechen, ihre Waaren wieder einpacken, und Alles auf den zusammengetriebenen Thieren nach Hause zieht. Die Wege von Belida und Coleah sind mit weißen Gestalten bedeckt, Alle beritten auf Maulthieren, Eseln, Pferden und Kamelen, denn Fußgänger trifft man in diesem Lande nur äußerst selten an. Dem geschäftigen Geräusche des Marktes folgt bald wieder die tiefste Stille, und wenn man zur Abendzeit bei dem Scheine des Mondes über den öden Platz wandelt, und sich des seltsam bunten Schauspieles des Tages erinnert, so glaubt man in allem Ernste von einem Mährchen aus Tausend und eine Nacht geträumt zu haben.

Fossiles Brennmaterial in Frankreich.

Die Brennmaterialien, welche man in Frankreich aus dem Boden zieht, sind Steinkohlen, Lignit, Anthracit, Erdharz und Torf. Die Zahl der bearbeiteten Steinkohlengruben beträgt 150; die Zahl der nicht bearbeiteten 69; zusammen 199.

Ueber die Ausbeute der Steinkohlengruben in Frankreich verweisen wir auf den Artikel in Nr. 307 unseres Blattes.

Lignitgruben befinden sich in 14 Departements, aber bloß im Departement der Rhonemündungen werden sie in größerer Ausdehnung bearbeitet. Auf dieses Departement kommen $^{3}/_{5}$ der in ganz Frankreich gewonnenen Ausbeute; die nächst wichtigen sind: Gard, Vaucluse, Herault, Niederrhein und Vogesen. Den in der Provence gewonnenen Lignit wendet man auf sehr mannichfaltige Weise an. Als Feuerungsmittel benutzt man ihn in den zahlreichen Sodamanufakturen, Distillerien u. s. f. Es befinden sich daselbst 75 Lignitgruben, von denen 49 bearbeitet werden. Die Menge des im Jahre 1833 gewonnenen Lignits beträgt 702.202 Centner. Die Zahl der Arbeiter war 760.

Anthracit. Auf dieß Brennmaterial gräbt man bloß in 4 Departements, Isere, Mayenne, Sarthe und Hautes Alpes. In Mayenne und in Sarthe sind diese Gruben erst seit wenigen Jahren bearbeitet worden. Der Ertrag stieg zwischen den Jahren 1828 und 1833 auf das Vierfache. Es befinden sich in den genannten 4 Departements 52 solcher Gruben, von denen 24 bearbeitet werden: die im Jahre 1833 erhaltene Menge von Anthracit beträgt 389,850 Centner. Die Zahl der Arbeiter 555.

Digitized by Google

Die Erdharzlager, welche in Frankreich bearbeitet werden, befinden sich in den Departements Ain, Puy-de-Dome und Niederrhein. Dieser Zweig wird in Frankreich sehr bedeutend. Das Erdharz wird, wenn es gehörig gereinigt ist, hauptsächlich zum Schmieren der Achsen und der Maschinen angewendet, indem es für diesen Zweck der gewöhnlichen Wagenschmiere vorzuziehen ist. Vermengt man es mit gewissen erdigen wohl gepulverten Substanzen, so bildet es einen vortrefflichen Kitt, der in verschiedenen Festungen bei dem Bau der Kasematten und als Ueberzug der Mauern an den Magazinen verwendet worden ist; so in Vincennes, Metz, Straßburg, Pfalzburg und Befort. Die preußischen Ingenieure hatten es nach Thorn gesandt. Man braucht es auch in Bayern und Holland. Die Zahl der Erdharzgruben ist 6, von denen 5 im Jahre 1835 bearbeitet wurden. Sie ertragen an Bergöl (petraleum) oder flüssigem Erdharz 1060 Ctr.; an Erdharzkitt 5277 Ctr.; an ehlnischer Erde 4500 Ctr. Die Zahl der Arbeiter war 182.

Torf wird in mehr als 40 Departements gegraben, besonders in den Departements Pas de Calais und dem der Somme, welche mit einander 550,000 Stères *) Torf ertragen, deren Werth die Summe von 1,500,000 Franken übersteigt. Die nächst wichtigen Departements sind: Unter-Loire, Oise, Seine et Oise, Niederrhein, Vogesen, Aisne und Nord. Obgleich der Torf hauptsächlich zu häuslichen Zwecken verwendet wird, so wird er doch außerdem in manchen Manufakturen gebraucht, und mit Recht betrachtet man ihn als ein sehr taugliches Material, um die Kessel der Dampfmaschinen zu heizen. Die Menge des jährlich in Frankreich gegrabenen Torfs beträgt 1,200,000 Stères. Mit seiner Ausgrabung endlich sind im Ganzen 48,000 Personen, Männer, Weiber und Kinder, beschäftigt. Folgende Uebersicht zeigt den gegenwärtigen jährlichen Gesammtwerth der fossilen Brennmaterialien, an dem Platz, wo sie erzielt werden:

Steinkohlen	15,009,741 Fr.
Lignit	557,849 —
Anthracit	512,080 —
Erdharz	175,646 —
Torf (ungefähr) . . .	5,000,000 —
	19,255,316 —

Die Halbinsel Sennaar.

(Fortsetzung.)

25 März. — Suliman Caschiefs Rath leitete unsere Bewegungen. Er sagte uns, wir würden den Bahr-el-Azrek weiter hinauf nichts sehen, was sich der Mühe lohnte, da wir bloß noch einige Tage reisen konnten und denselben Weg zurück machen müßten. Der Regen hat bereits begonnen, und unsere Zeit ist so kostbar, daß wir mit aller Eile vielleicht den Kreuzer Elphinstone in Motta nicht mehr treffen, der mit Anfang Mais absegeln will. Wir haben daher beschlossen, die Insel Sennaar bis an den Bahr-el-Abiad zu durchkreuzen; auf dem nächsten Wege wären es zwei Tagereisen, wir werden aber wohl bedeutende Umwege machen müssen, um nicht den Bukhara-Arabern in die Hände zu fallen, die sich gegenwärtig durch Plünderung des Landes für den letzten Gazwah bezahlt machen und den Türken nie eigentlich unterworfen waren. Selim Caschief wird unser Führer seyn. Wir verließen Sennaar und schlugen uns südwestlich gegen einige Berge, die sich dort aus der Ebene erheben. Unterwegs erzählte uns Selim Caschief seine eigene Geschichte etwas unwahrscheinlich. Er sey der Sohn von Abder Rachman Bey, als Caschief geboren, und habe bis in sein zwölftes Jahr im größten Luxus gelebt. Als sein Vater aus Kairo vertrieben wurde, entfloh Selim und lebte bei seiner Mutter, einer Georgierin. Später bekam er von dem Pascha eine Pension, die er aber nur einige Jahre genoß, und jetzt lebte er im Elend und diente als Soldat bei Suliman Caschief. Da er weder Türke noch Albanese war, so wurde er nirgends als Freund betrachtet. Erst kürzlich gab ihm sein Caschief die Bastonnade, weil er nach Kairo zurückzukehren verlangte. Sein Aeußeres ist einnehmend, sein Betragen sanft und gebildet, auch bewies sein Dialekt, daß er aus Kairo stammte; dennoch glaubten wir ihm seine Geschichte nicht, und hielten es für wahrscheinlicher, er werde ein Mamelukk des Bey gewesen seyn, und sich die Freiheit genommen haben, seinen Herrn Abu (Vater) zu nennen, wie Curschid Bey oft that, wenn er mit dem Pascha sprach. Wir kamen in die Dörfer Adschami und Wed-el-Sedscher, die aus dreißig bis vierzig Häusern bestehen; ersteres bezahlt jährlich 2000 Piaster oder 120 Dollars, letzteres 2400 Piaster Tribut. In vier Stunden erreichten wir Ahmed Tote, ein größeres und besseres Dorf, das Selim Caschief beherrschte. Er empfing uns sehr artig, und gab uns das Beste, was er hatte. Um einen Begriff von der Art der Besteurung in diesem Lande zu geben, genüge, daß Hadschi Ibrahim, der reichste Mann, der ein Kapital von 1000 Dollars besitzt, jährlich 125 an den Diwan bezahlen muß. Die übrigen alle in diesem Verhältniß.

26 März. — Um 5½ Uhr brachen wir auf und zogen durch eine fahle Ebene. Um zehn Uhr stiegen wir in Selleck, einem ansehnlichen Dorfe, ab, und trafen hier einen türkischen Soldaten, der die Steuern eintrieb, und uns für einen Führer besorgt war. Vor den Strohhäusern lag eine Menge Baumwolle aufgehäuft. Zwei Minuten nach unserer Ankunft brach in einem Hause, wo ein Weib Merisa machte, Feuer aus, es ging ein starker Wind, und durch die dürren Dorne zwischen den Häusern wurde die Flamme mit wunderbarer Schnelligkeit von dem einen ins andere getragen. Die Familien stürzten aus ihren Strohhütten heraus, und als sie die Gefahr sahen, rannten sie zurück, um ihre Baumwolle, Angarebs und einige Geräthschaften zu retten. Ich staunte über die Menge silberner Armbänder, goldener Ohrringe, Schnüre und Kopfzierrathen, welche die Weiber und Mädchen trugen. Aber aus Furcht vor den Türken lassen sie ihren Reichthum nie sehen. Ein goldenes Kreuz wird häufig getragen, ein Ueberrest des jetzt vergessenen Christenthums; man nennt es Ghegar (das Wahre). Es war eine allgemeine Verwirrung, die Männer schienen sich nichts um das Feuer zu bekümmern, sobald sie ihre eigenen Habseligkeiten für den Augenblick gerettet oder schon verbrannt sahen; umsonst versuchten wir ihnen Anweisungen zu geben, wie sie dem Feuer Einhalt thun könnten. Der nächste Brunnen war fünf (englische) Meilen entfernt und man konnte kein Wasser beischaffen. Die Weiber schrien, der türkische Soldat schlug mit seiner Peitsche ohne Unterschied auf die Menge, und wir gewannen mit unsern Rettungsversuchen nichts, als daß wir an den Dornhecken Haut und Kleider verletzten. Die Eingebornen ertrugen den Verlust, der bei einigen Familien gegen 500 Piaster oder 35 Dollars betrug, mit philosophischem Gleichmuthe. Nur ein junges Weib wünschte in ihrem Jammer, daß alle Türken so im Feuer aufgehen möchten, wie ihr Haus. Wir blieben in Selleck, bis das Feuer gelöscht war; gegen fünfzig Häuser waren verbrannt. Eine Stunde später erreichten wir Suggoti, das unter zwei Bergen von Granitgerölln liegt, mit einem Brunnen zwischen denselben. Die Gegend ist recht hübsch. Unter dem Berge grüne Stauden, dazwischen Granitfelsen und in der Nähe zwei Dörfer. Bäume und Gebüsche führen auf eine große, angebaute Ebene, die nach dem Regen Getreide trägt. Tausende von Schafen und anderem Vieh weiden darauf bis in die Nacht. Wir bleiben in Suggoti, weil wir doch das nächste Dorf, in welchem wir einkehren wollen, nicht mehr bei Tage erreichen würden. Am Fuße des Berges liegen fünf Dörfer, jedes von einem Soldaten beschützt.

Dieß ist der Gränzort und gegenwärtig den Einfällen der Bukhara-Araber ausgesetzt; erst vor zehn Tagen kamen fünf und zwanzig Reiter aus diesem Stamme nach Suggoti und trieben Kamele und Vieh weg; sie wurden aber verfolgt und die Beute ihnen wieder abgejagt. Die Einwohner sehen gut aus, und sind höflich und aufgeräumt. Auf den Hügeln gibt es Affen in Menge, die Abends unter dem Schutze des Schattens sich der Stadt nähern. Viele Hunderte sitzen auf den Bäumen, andere klettern an den Felsen herum. Gerade vor Sonnenuntergang gingen wir mit unsern Flinten in den Wald, wo es Perlhühner zu Tausenden gibt; sie waren so zahm, daß wir sie nicht zu schießen brauchten, und in einer halben Stunde sieben bis acht Paare nach Hause brachten. Sie sind weit besser und wohlschmeckender als die westindischen; ihre Farbe ist dunkler, die Vögel selbst kleiner.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Stère ist etwa eine halbe Klafter.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 311. 7 November 1835.

Der Winter in Rußland.

(Aus einer noch ungedruckten Reisebeschreibung.)

In Italien sieht man den Winter nicht, aber desto empfindlicher fühlt man ihn, und zwar vorzüglich in den Häusern. In dem nördlichen Rußland hingegen sieht man den Winter, aber in dem Hause fühlt man ihn nicht.

Schon vor der Mitte des Herbstmonates, russischer Zeitrechnung, werden die Winter- und Sommerfenster gewaschen, und an einem hellen und trockenen Tage eingesetzt; diese Zeit ist der Vorabend der russischen Winter. Die Sommerfenster haben zwei Flügel, und hängen in Angeln gegen außen; das Winterfenster hat nur einen Rahm, welcher genau in die Zarge paßt. Sind die Sommerfenster eingesetzt und geschlossen, so deckt man die Fensterbank, ungefähr anderthalb Zoll hoch, mit feinem trockenem Sande, und stellt in die Ecken derselben Schälchen mit Salz; dieses zieht die Feuchtigkeiten, welche sich gewöhnlich an die Glasscheiben ansetzen und dort gefrieren, an sich. Nun wird das Winterfenster eingepaßt; schließt allenfalls eine Fuge nicht enge, so stopft man sie mit Werg aus; hernach wird ein Streifen Papier auf den Rahm und die Zarge gekleistert. Wählt man zu diesem Geschäfte einen trüben und feuchten Tag, so hat man den ganzen Winter hindurch eine Eisrinde an den Scheiben, welche das Zimmer bis zum Frühjahr verdüstert. Um der frischen Luft Zutritt in das Zimmer gestatten zu können, befindet sich an einem der Winterfenster ein kleines Fensterchen, welches einem anderen in dem gegenüberstehenden Sommerfenster entspricht, über dessen Rahm man natürlich keinen Streifen Papier kleistern kann. Diese anscheinende Geringfügigkeit reicht hin, das ganze Fenster mit einer oft sechs Linien dicken Eiskruste zu bedecken. Die übrigen besser verwahrten Fenster hingegen bleiben stets hell.

Gleich nach dem Einsetzen der Winterfenster werden die Oefen des Hauses durch Ausbrennen gereinigt und zum Heizen geschickt gemacht. Diese Oefen, welche sich nicht nur in allen Zimmern und Vorzimmern, sondern auch in der Flur befinden, haben eine im übrigen Europa, die nördliche Schweiz vielleicht ausgenommen, unbekannte Einrichtung. Die Flamme kann in denselben nicht hoch auflodern, denn sie sind mit einer Menge von Gängen ausgefüllt, durch welche sie kaum kümmerlich lecken kann. Nach dem Einheizen wird nicht nur das Ofenloch, sondern auch die Röhren, welche den Rauch in den Schornstein leiten, mit doppelten, oft dreifachen eisernen Deckeln sorgfältig verschlossen; auch der Schornstein selbst hat seine Deckel. Durch dieses Verschließen bleibt alle Wärme im Hause. Die Oefen haben keine Füße; sie ruhen auf einem, kaum neun Zoll hohen Gesimse, und steigen in zweikantiger Form bis an die Decke des Zimmers, mit welcher sie verbunden sind. Sie sehen überhaupt nicht geschmackvoll aus, und ihre ziemlich unglatten und unweißen Kacheln halten kaum einen Geviertfuß; dagegen aber erfordern sie nicht so viel Holz wie die deutschen Oefen; auch bewahren sie die Wärme viel länger als diese. Von der Mitte des Herbstmonats bis gegen die Mitte des Mai's werden sie täglich, oft zweimal, geheizt. Acht lange Monate qualmen aus ihren Schornsteinen dicke schwarze Rauchwolken, welche gespenstisch über die mit Schnee bedeckten Dächer gaukeln. Um die Wärme besser in den Zimmern zu bewahren, wird in der Regel vor jeder Thüröffnung eine zweite, mit einem wollenen Tuche bekleidete Thür oder auch nur ein wollener Vorhang angebracht.

Die Russen glauben, sich mit ihren warmen Häusern, mit ihren Pelzen, Pelzmützen, Pelzstiefeln und gewatteten Kleidern aufs beste einzuwintern, und sich damit hinlänglich gegen die Einwirkungen der schneidenden Kälte ihres Erdstriches zu schützen, allein jeder Winter lehrt, daß diese Maßregeln nicht hinreichen. Wenn draußen das Quecksilber bis zu 32° R., also bis zu seinem eigenen Gefrierpunkte, gefallen ist, herrscht in ihren Zimmern eine Wärme von 20 bis 22 Graden; überdieß sind sie wintermäßig angezogen. Verlassen sie nun das Haus, so überrascht sie an der Hausthüre ein Luftwechsel von 54°. Felsenfest müßte der menschliche Körper seyn, auf welchen dieser plötzliche Wechsel nicht nachtheilig wirken sollte. So unempfindlich der Russe auch gegen Kälte und Hitze zu seyn scheint, so vermag er jener dennoch nicht zu widerstehen. Seine Pelze und seine Filzstiefel, unter deren Last er sich nur mühsam bewegt, schützen ihn nicht vor Schnupfen, Husten, Flußfiebern, Hals- und Augenentzündungen.*) Ist er nach Hause zurückgekehrt, so fühlt er sich von dem einen

*) Der blendende Schnee und die mit schneidenden Winden verbundene Kälte, wahrscheinlich auch die unmäßige Wärme der russischen Stuben, erzeugen, vorzüglich bei alten Leuten, oft Blindheit. Das gemeine Volk sucht sich gegen dieselbe durch hölzerne Brillen, in welche ein kleines Schnittchen als Seheloch gemacht ist, zu bewahren.

Digitized by Google

oder dem andern dieser Uebel ergriffen. Aber nicht allein dieser plötzliche Luftwechsel, von einer Wärme von 22° zu einer Kälte von 32°, mag diese Krankheiten bewirken; der oft, in einer Zeit von zwölf Stunden, 12 bis 18° im Freien wechselnde Luftstand mag ebenfalls viel dazu beitragen. Gewöhnlich arten diese Krankheiten in die Schnupfenseuche aus, zu welcher sich nicht selten die Rose gesellt. Bei einer Kälte von 15° bis 18° R. *) erschien jene in der letzten Woche des Jahres 1828 in Moskau; bis zum fünften Januar 1829 fiel das Quecksilber bis zu 28°, und wechselte hernach, während ungefähr zwei Monaten, von 8 bis zu 25°. Nach Aussage der Aerzte veränderte sich der Stand der Seuche genau mit dem Stande des Quecksilbers. Sie soll kaum die zehnte Person verschont haben; im Ganzen war sie jedoch nicht gefährlich. Hollunderblüthe, als Thee getrunken, und Blutentziehungen wurden dagegen mit Erfolg angewendet.

Die russischen Aerzte behaupten, eine Behauptung, welche freilich nicht erwiesen ist, daß der Ausländer von den Flußfiebern weit schneller ergriffen werde, als der Einheimische; dagegen fühle er in den ersten drei Jahren die Kälte des Winters in einem geringeren Grade, als dieser. Sie meinen, das Blut der Ankömmlinge sey kraftvoller als dasjenige der Eingebornen, aber in dem dritten Jahre nehme es ebenfalls die Eigenschaft des russischen Blutes an. Ungern öffnen sie einem ihrer Landsleute die Ader; erheischt dieses die Noth, so ist der Aderlaß nur sehr gering. Die blasse Gesichtsfarbe der Russen und der Russinnen schreiben sie diesem kraftlosen Blute zu, keineswegs aber ihrer Lebensart. Uebrigens zeigt die Erfahrung, daß die frische blühende Farbe des Fremdlings, selbst bei fester Gesundheit, bei einem längeren Aufenthalt in der Regel nach und nach bleicht, daß aber sein Blut in einem gleichen Verhältnisse an Kraft verliere, will dieser nicht zugeben, weil er keine Abnahme seiner körperlichen Kraft fühlt. Die ungewohnte Luftbeschaffenheit mag ihm, vorzüglich in dem ersten Jahre, einiges Ungemach verursachen; allein bald entdeckt er Mittel, sich mehr oder weniger gegen den Einfluß derselben zu schützen. Gewöhnlich ergreift ihn das erste Flußfieber bald nach seiner Ankunft in diesem veränderlichen Luftkreise. Weilt er, leicht angezogen, unter freiem Himmel in den Abendstunden der schönen Jahreszeit, oder steht er nach einer leichten Erhitzung ein Viertelstündchen ruhig im Schatten, so ist er von demselben ergriffen. Die Ursache seiner Unpäßlichkeit zu entdecken, ist leicht. In Zukunft wird er den Schatten meiden, und wenn er sich den Genuß eines schönen Abends im Freien verschaffen will, so wird er sich, gleich den Russen, einen mit leichtem wollenem Zeug gefütterten Sommermantel über die Achseln werfen. Bei des Winters strenger Kälte wird ihm nach wenigen Erfahrungen klar, daß dem Körper gesteppte Kleider weit zuträglicher seyen, als schwere Pelzröcke und unbehülfliche Pelzstiefel. Diese hemmen durch ihre Last und ihre Unbequemlichkeit die Bewegung, und dennoch kömmt man unter ihnen leicht in Schweiß, welcher gewöhnlich unangenehme Folgen nach sich zieht; jene hingegen lassen den Gliedern freien Spielraum, hindern keineswegs den nöthigen raschen Gang, welcher das Blut, ohne daß der Körper gerade in Schweiß geräth, in einem wohlthätigen Umlaufe erhält. Mit dieser Kleidung läßt sich eine Kälte von 20 bis 24° aushalten; fällt aber das Quecksilber noch tiefer, und treten Winde aus Süd oder Südsüdost ein, welche jede Kleidung durchdringen, und die Kälte unausstehlich machen, so werden die Pelze nothwendig, und gern bedient man sich alsdann der elenden Schlitten. Der Ausländer berechnet weit sorgfältiger als der Inländer die Folgen eines plötzlichen Wärmewechsels, und wird, weit weniger als dieser, von Unpäßlichkeiten und Krankheiten heimgesucht. Unbedenklich wälzt sich der nackte Russe nach dem Dampfbade im Schnee, unbedenklich begibt sich das männliche Gesinde im leichten russischen Hemde, bei der strengsten Kälte aus der stark geheizten Stube über den beschneiten und beeisten Hofraum in ein Nebengebäude, und unbedenklich folgt ihnen sogar die Amme im leichten Unterrocke dahin; aber nicht selten geschieht eine solche Unbedachtsamkeit auf Unkosten der Gesundheit. Der Russe hält es seiner Gesundheit nicht nachtheilig in einem, bis zu 20 und 22° R. geheizten Zimmer zu schlafen; der Fremde hingegen schläft lieber in einem Schlafkämmerchen, welches von einem geheizten Zimmer durch eine, mit Filz überzogene und mit gefärbtem Papier bedeckte Bretterwand getrennt ist, und durch die Docken, welche diese mit der Decke verbindet, von oben herab eine gemäßigte Wärme erhält. In einem solchen Schlafkämmerchen findet er hinlänglichen Schutz vor der Kälte, und bewahrt zugleich seinen Körper vor allzu starker Ausdünstung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Wärmestand von Moskau läßt sich nicht genau bestimmen. Die Lage der zwanzig Stadtviertel bewirkt eine Abweichung von 1 bis 5°; auch verwirren die unvollkommenen Thermometer sehr oft die genaue Bestimmung.

Die Literatur in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Nach einem Klagegesang, einem Gebet und einem für diese Feier komponirten Requiem, trat der Redner auf die offene Estrade. Seine Rede fesselte die überzahlreiche Versammlung beinahe zwei Stunden lang in athemlosem Lauschen an ihre Sitze, und als er endlich schwieg, brach ein Sturm des Beifalls aus, wie er einen Redner noch selten belohnt hat. Wir theilen aus dieser Rede folgende Stelle über den Besuch mit, welchen Lafayette, der Greis, der amerikanischen Republik abstattete: „Ihr erwartet nicht, meine Mitbürger, daß ich Euch die Einzelheiten jenes außerordentlichsten Triumphzugs durch unser Vaterland zurückrufe. Sie leben frisch in Eurer Erinnerung, und vergebens würde man die Bücher der Geschichte nach einem ähnlichen Ereignisse durchblättern. Seine Ankunft in den Vereinigten Staaten glich der Wiedererscheinung eines freundlichen Genius auf dem Schauplatze seines jugendlichen und segenvollen Wirkens. Er kam zu uns zurück aus langer Abwesenheit, aus Verbannung und Kerkerhöhlen, fast wie ein geliebter Vater, der von den Todten aufersteht. Seine Ankunft rief die ganze Bevölkerung der Staaten auf, ihn zu bewillkommen; aber nicht in dem steifen Soldatenwerk einer Parade, nicht in der Hoftleidung einer herzlosen Cerimonie. Die Volksgemeinde, in allen ihren Schattirun-

Digitized by Google

gen und Abstufungen, schaarte sich herzlich um ihn, Alle durchdrungen von Einem Geiste — dem Geiste der Bewunderung und der Liebe. Der Reichthum und die Ueppigkeit der Küste, der quellende Ueberfluß des Westens; die Eleganz der Stadt und die biedere Herzlichkeit des Landes; die Municipal-, die National- und Staatsbehörden; die lebenden Trümmer unserer Revolution, die sich geehrt fühlten in den ihrem Waffengefährten erzeigten Ehren; die wissenschaftlichen und gelehrten Körperschaften, die Kinder der Schulen, die Vereine des Geschäftslebens und der Wohlthätigkeit; die Exilirten aus Spanien, Frankreich und der Schweiz, verbannte Könige, Patrioten, deren Europa nicht werth war, sogar der Afrikaner und der Indianer: — Alles im Vaterlande, was Leben und Empfindung hatte, nahm Theil an diesem glückbedeutenden Drama des wirklichen Lebens. Hätten sich die abgeordneten Vertreter dieser verschiedenen Interessen und Lebenszustände zu einer großen Empfangsfeierlichkeit des erlauchten Ankömmlings versammelt, sie würde, selbst als das Gepränge eines Tages, ein erhabenes Schauspiel gebildet haben. Auch dann würde Lafayette's Empfang jene berühmten Triumphe des alten Roms überstrahlt haben, wo besiegte Nationen und gefesselte Könige dem Wagen des Siegers folgten. Aber wenn wir erwägen, daß dieser glorreichere und reinere Triumph sich über die ganze Union ausdehnte; daß er in würdiger Schönheit von Stadt zu Stadt, und von Staat zu Staat dahinzog; — eine ununterbrochene Kette entzückter Bewillkommung; — eine Feier, welche Feindschaften versöhnte, Zerwürfnisse beschwichtigte, jeden Lärm, nur nicht den des Freudenzurufes, verstummen hieß; eine Feier, welche zu einem großen Akte öffentlicher Begrüßung die hadernden Parteien eines freien Volks versammelte, an dem Vorabende, wie im Verlauf eines hartnäckigen Streites; wenn wir uns erinnern, daß diese Feier beinahe ein Jahr lang fortdauerte, ein Wunderjahr der Freude, unter günstigen Auspizien begonnen, glücklich fortgesetzt, und glücklich und schön beschlossen, so ersehen wir darin ein Kapitel der Menschengeschichte, welches gleich eigenthümlich, erheiternd, belehrend und ohne Beispiel ist." — Die Rede schließt folgendermaßen: „Aber es ist hohe Zeit, meine Mitbürger! daß ich diesen großen und guten Mann Eurer eigenen Betrachtung überlasse. Bei seiner Ankunft unter Euch vor zehn Jahren, als Eure Väter vom Bürger- und Militärstande, Eure Kinder, das ganze Volk wie Ein Strom sich hinausergoß, um ihn zu begrüßen; als Eure Kanonen sein Erscheinen mit Freudensalven verkündigten, und Eurem Zurufe von Kirchthurm zu Kirchthurm die Stimmen festlicher Glockenspiele antworteten, mit welcher Wonne lauschtet ihr nicht auf seine herzlichen und liebevollen Worte! — „Ich bitte Euch alle, sprach er, geliebte Bürger von Boston, den warmen und achtungsvollen Dank meines Herzens hinzunehmen, welches beinahe ein halbes Jahrhundert lang für Eure berühmte Stadt geschlagen hat." Dieses edle Herz, welchem, wenn irgend etwas auf Erden, dieses Land seiner Jugendwahl, seines mehr als königlichen Triumphes theuer war — dieses edle Herz wird nicht länger für Eure Wohlfahrt schlagen. Kalt und regungslos mischt es sich jetzt schon mit dem Staube. Als er lebte, drängtet Ihr Euch mit Lust um seinen Anblick, Ihr schautet voll Bewunderung auf seine sanften Züge, seine ehrwürdige Gestalt, die nicht ganz unerschüttert geblieben war von den rauhen Stürmen seiner Laufbahn; und nun er geschieden ist, habt Ihr hier in dieser Wiege der Freiheit, für die er mit Euren Vätern sein Leben in die Schanze schlug, Euch versammelt, um seinem Gedächtnisse die letzten Ehren zu zollen. Ihr habt diese heiligen Portale aufgethan, um den langen Zug einzulassen, der gekommen ist, seinem Namen die letzten öffentlichen Pflichten der Hochachtung zu erfüllen. Ihr habt diese ehrwürdigen Gewölbe zum Zweitenmale seit ihrer Erbauung mit den schwarzen Wahrzeichen der Trauer umhüllt. Ihr habt so das Andenken Lafayette's mit jenen hohen Ehren verschwistert, die Ihr erst vor wenigen Jahren Eurem Adams und Jefferson erzeigtet . . . Im ganzen Umkreise der Erde lebt kein Freund der Freiheit, der nicht schmerzvoll sein Haupt senkte, als er hörte: Lafayette ist nicht mehr. Polen, Italien, Griechenland, Spanien, Irland, die südamerikanischen Republiken — jedes Land, wo der Mensch um die Wiedergewinnung seiner angebornen Rechte kämpft, hat an Lafayette einen Wohlthäter, einen Beschützer verloren. Aber Ihr, junge Männer, auf deren Geheiß ich spreche, für Euch leuchtet fortan ein heller Leitstern mehr an der Decke des Himmels. Welcher Jüngling, der über Lafayette's Leben nachdenkt, der ihn am Morgen seiner Tage als den Genossen der Weisen, als den Freund Washingtons erblickt, wird nicht mit neuer Kraft vorwärts streben auf der Bahn der Pflicht und des Ruhmes? Und was war es, meine Mitbürger! was war es, das dem Namen unseres Lafayette seinen makellosen Glanz verlieh? Die Liebe zur Freiheit. Was hat sein Gedächtniß in den Herzen der Guten geheiligt? Die Liebe zur Freiheit. Was stählte seinen jugendlichen Arm mit Thatkraft, was erfüllte ihn am Morgen seiner Tage mit Scharfsinn und Klugheit? Die lebendige Liebe zur Freiheit. Wem opferte er Macht und Rang, das Vaterland und die Freiheit selbst auf? Dem Abscheu vor Zügellosigkeit, der Heiligkeit verpfändeter Treue, der Liebe zur gesetzlichen Freiheit. So war das große Princip Eurer Ahnen, jener Streiter und Pilgrime der Freiheit, die große Richtschnur seines Lebens: „Freiheit, aber Freiheit unter dem Gesetz!" An dem Geburtstag Eures Wohlthäters seyd Ihr, um ihm die letzten Liebesehren zu erweisen, hier in diesen berühmten Mauern versammelt. Der Geist des Geschiedenen pflegt hehre Zwiesprach mit dem Geiste des Orts — dieses Tempels, der des neuen Namens würdig ist, den wir an seinen Wänden angeschrieben sehen. Horcht, Amerikaner, auf die Lehre, welche uns selbst die Luft, die wir athmen, zuzutragen scheint, während wir diese heilige Feier begehen. Ihr Winde, die ihr die Pilgrime nach dem Lande der Verheißung führtet, facht in den Herzen ihrer Kinder die Liebe zur Freiheit an; du Blut, das unsere Väter verspritzten, rufe laut auf von ihren Rasengrüften; ihr wiederhallenden Gewölbe dieser Ruhmeshalle, flüstert die Stimmen früherer Tage wieder; glorreicher Washington, brich dein langes Schweigen; sprecht, sprecht (gegen Lafayette's Büste gewandt) ihr Marmorlippen, lehret uns die Liebe zur Freiheit unter dem Gesetz!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Helm.

Auf dem Kamm der höchsten Gebirge Englands in der Grafschaft Cumberland erhebt sich zu bestimmten Zeiten des Jahres eine Wolkensäule, die sich an einem Punkt anhäufend die Bergspitze mit einem ungeheuren Helme zu decken scheint. Diese Nebelmasse dehnt sich mehrere englische Meilen weit aus und hüllt die Hälfte des Berges ein; der übrige Himmel ist klar, und selten bedecken sich die benachbarten Höhen auch nur mit dem leichtesten Dunste. Dieser Helm hat etwas ungemein Imposantes: die Sonne färbt den obern Theil, während der Boden unten in dichte Finsterniß gehüllt ist. Der Dunst ist in unruhiger Bewegung, nimmt abwechselnd tausend verschiedene Formen an, läßt sich auf die Spitze des Berges nieder, und scheint von da an das ganze Firmament umfassen zu wollen. Alles dieß weckt anfangs ein Gefühl der Bewunderung, erfüllt aber den, der das Unglückweissagende der Erscheinung kennt, mit Schrecken. Wenn die Masse ganz verdichtet ist, erscheint ein kleiner schwarzer Punkt, der schnell anwächst, und endlich den von der Sonne erhellten Theil bedeckt: dieß ist der untere Helm. Er ist stets in paralleler Richtung mit der Hauptwolke, man sieht ihn heftig umhertreiben, und sollte glauben, er kämpfe gegen den wüthendsten Sturm; endlich zerreißt er und zerstreut sich, während der obere Helm stets seinen Platz majestätisch behauptet. Plötzlich bricht der Wind mit Heftigkeit los gegen die tiefern Thäler, reißt Menschen und Thiere mit sich fort, entwurzelt Bäume und richtet die größten Verheerungen an. Im Frühling und Herbst zeigt sich dieß Phänomen am häufigsten. Der Helmwind läßt sich gewöhnlich nur auf zwei oder drei (englische) Meilen weit spüren, doch hat sich die Verheerung auch schon bis auf eilf Meilen weit verbreitet. Indeß ist dieser Fall sehr selten. Seine Schnelligkeit steht gewöhnlich in umgekehrtem Verhältnisse mit der in entgegengesetztem Sinne ziehenden Luftströmung. Am Fuße der Berge ist er stets furchtbarer als in den Ebenen, er weht manchmal 14 Tage lang und erzeugt eine heftige Kälte.

Die Halbinsel Sennaar.

(Fortsetzung.)

27 März. — Wir zogen um fünf Uhr fort und kamen über eine Ebene mit einigem Gebüsche; hier sahen wir einen wilden Strauß, der seine Flügel ausbreitete und in schnellem Schritte davon lief. Um Mittag stiegen wir in El Azazey ab, einem großen, schönen, aber verlassenen Dorfe, das in einer seeähnlichen Ebene ohne Bäume liegt. Dieser Distrikt war wie Suggeti vor einigen Tagen von einer Schaar Bukara-Araber angegriffen worden, die der Schrecken des Landes sind. Die Einwohner sind zurückhaltend und schüchtern. Wir trafen hier einen Fellah, der mit den Mameluken Kairo verlassen hatte, und von dem wir erfuhren, daß Selim Caschief kein Sohn des Bey Abder Rachman sey.

28 März. — Um vier Uhr brachen wir mit einem neuen Wegweiser auf, erreichten eine Stunde nach Sonnenuntergang das Dorf Wed Hamed und um zehn Uhr Abegone, wo die Bevölkerung herauskam, uns die Zügel hielt und darauf bestand, wir sollten Halt machen. Sie brachten uns Milch und Angaribs in eine Strohhütte und bewillkommten uns mit „Mahasabak Assera.“ Ihr Scheik, Abd-el-Hamid, führte uns zu seiner Neuvermählten, einer sanften Frau, die wir mit Halsbändern, Ohrringen, Armbändern u. dgl. beglückten. Alle Mädchen des Dorfes sammelten sich um uns und empfingen mit Entzücken Glasperlen von allen Farben. Sie sind, wie die Eingebornen der Insel Sennaar, von hellglänzender Farbe, hübsch, lebhaft und nicht zudringlich. Nach dem Frühstück zogen wir weiter, mußten aber in Rebahab Halt machen, weil unser ababdischer Führer, Vedallah (Hand Gottes), der mit uns von Khartum gekommen war, unwohl wurde. Er mußte sich erbrechen und hatte Magenweh; man machte ihm statt der Aderlässe mit einem Rasirmesser kleine Schnitte in den Schenkel. Die Ababden sehen nicht stark aus, und übernehmen sich gern im Essen und Trinken. Wir amüsirten uns einige Stunden mit Scheik Ahmed und dem Volk von Abegone; sie baten mich, Sandschar und den Major Felix, den sie in seinem langen weißen Hemde für Scheik Hassan hielten, um Aman (Gnade). Ihr gewöhnliches Kompliment an uns war: „Mash allah rasak tezib (langes Leben über Euer Haupt). Zwei Stunden vor Sonnenuntergang ritten wir weiter und erreichten noch vor Nacht Maate. Unsere Reise war heute gegen Westen. Hie und da sah man in der öden Ebene einige Bäume und ein paar Dörfer. Die Bukara hatten sich vor zwei Tagen mit großer Macht in der Nähe von Abegone gezeigt. Der Scheik, ein schöner junger Mann, nahm uns in sein Haus auf. Er schien ein Freund von Joris zu seyn, den er Sultan nannte, und ein Kommando zu haben, that aber geheimnißvoll. Seine Manieren waren sanft und würdevoll. Auch kommandirte hier ein kolossaler Unterkischer Kurde, der gerade gefangen worden zu seyn schien; er war in vierzehn Tagen von Kairo und aus seinem eigenen Lande in sechs Monaten gekommen. Er war ganz Aufmerksamkeit, fürchtete sich aber vor Muhammeds silbernem Stab, und ließ sich kaum bewegen, in seiner Gegenwart zu sitzen.

29 März. — Um vier Uhr ging es weiter. Um sieben Uhr erreichten wir das Dorf Mussola, wo wir eine halbe Stunde auf einen andern Führer warteten. Da der Scheik nicht höflich war, brachen wir wieder auf. Nach zweistündigem raschem Trott hielten Major Felix, Muhammed und ich in dem Dorfe Abu-el-Amera an, das zu Mussola gehört. Die Einwohner waren sehr grob, und wir mußten mit des Sandschars Rache drohen, um Milch von ihnen zu bekommen; doch wollten sie auch kein Geld annehmen. Trotz der großen Hitze stiegen wir um drei Uhr wieder auf und stießen zu unserer Karawane, die unter den Zelten einiger Hussameya-Araber Halt gemacht hatte. Eine Menge verdächtiges Volk zeigte sich den ganzen Tag in unserer Nähe, und die Karawane bekam an einem Brunnen mit einigen von ihnen Streit. Er begann damit, daß sie Ayuset und sein Dromedar in den Brunnen warfen, und endigte mit der Gefangennehmung der Schuldigen, welche, als sie sich gedemüthigt, noch vor unserer Ankunft wieder freigelassen wurden. Unsere Angaribs wurden neben die des Scheiks und seines schönen Weibes gestellt. Wir verschenkten einige Glasperlen und bekamen sogleich Milch u. s. w. im Ueberfluß. Die Männer sprachen von der Gefährlichkeit der Gegend. Die Leute in diesem Lande seyen Räuber, denen es auf einen Mord nicht ankomme. Davon sagten sie nichts, daß sie selbst zu dem Stamme der Bukara-Araber, dem Schrecken aller Ortschaften, gehörten. Löwen und andere wilde Thiere gibt es hier in Menge, und sie rauben beständig Vieh und Schafe.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Als man in der Gemeinde Quincampoix auf dem Wege nach Neufchatel in der Normandie einen Wald ausstieb, fand man unter hundertjährigen Eichen eine Cisterne oder Viehtränke, deren Boden und Wände ein gutes Mauerwerk von Steinen und Kieseln darbieten. Der höchste Theil des Bodens dieser Tränke soll acht Fuß Höhe haben. In geringer Entfernung entdeckte man eine zweite ähnliche, doch minder große Tränke. Auch fand man ferne von den jetzigen Wohnungen wohl erhaltene Brunnen. Hier öffnet sich für die Archäologen ein Feld der Forschung. Welcher Epoche gehörten diese Bauten an, und welche Umstände haben diesen Landstrich so sehr verändert?

*

Die Delhi Gazette vom 1 April enthält Folgendes: Schah Schudscha ist am 18 März unerwartet mit nur 150 seiner Leute nach Ludiana zurückgekommen, und wird jetzt von dem Volke mit Verachtung angesehen, da er bei seinem Abgange sich gerühmt hatte, entweder auf den Thron von Kabul sich zu schwingen, oder im Sarge zurückzukehren. Jetzt stehen in Afghanistan nur die Familie des Barekzies und die Sieths einander gegenüber. Die wichtigste Provinz des ehemaligen Königreichs Kabul, Kaschmir, steht bekanntlich jetzt unter der Herrschaft der Sieths, aber man hat eine geheime Korrespondenz Dost Muhammed Khans mit den mostemitischen Unterbefehlern entdeckt, welche die ketzerische Herrschaft der Sieths hassen.

*

Wir haben kürzlich den Tod des Reisenden Gerard angezeigt, der Burnes auf seiner bekannten Reise begleitete. Man hofft, daß sein Bruder, Kapitän Gerard, der schon vorher mit ihm seine Manuskripte und Karten bearbeitete, Alles was irgend vollständig ist, herausgeben wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 312. 8 November 1835.

Skizzen aus der Umgegend von Algier.

2. Mustapha.

Es war ein sonniger Apriltag, im mildesten Frühlingsschimmer strahlte der blaue Himmelsdom dahin über Algiers malerischen Golf, als ich zum Thore Baba-zun hinauswanderte, welches östlich von der Stadt nach jener kleinen Ebene führt, wo Kaiser Karl V im Jahre 1541 mit seinem Heere landete. Eine breite und bequeme Fahrstraße führt dort heutzutage zwischen dem Meere und der Hügelkette, welche sich eine halbe Stunde vom Strande fern erhebt, nach Mustapha. Unendlich reizend und lieblich ist diese Küstengegend Afrika's zur mildern Jahreszeit. Das Seeufer ist eben und sandig, aber einige hundert Schritte davon beginnt ein fettes, fruchtbares Erdreich, welches sorgfältig angebaut, und mit einer üppigen Vegetation bekleidet ist. Eine unzählige Menge von kreideweißen Pflanzerhäuschen mit glatten Dächern im morgenländischen Style, deren glänzende Schneefarbe mit dem Grün ihrer Umgebung kontrastirt, ist über die Ebene und die blühenden Hügel gestreut. Einige alte, geöffnete maurische Gräber und Monumententrümmer mit unleserlichen Inschriften bedeckt, erblickt man auf der Höhe des Weges, während auf allen Seiten die fremdartigsten Gewächse dieser Zone, wie der Opuntia mit seinem Stachelblätternetze, der Paradiesbaum und die Riesenaloe, deren gigantischer Blüthenstengel oft gegen 50 Fuß in die Lüfte ragt, das Auge des Europäers mit Erstaunen fesseln. Eine Promenade auf dieser belebtesten Straße der Umgebung Algiers hat etwas unendlich Anziehendes. Hier wogt den ganzen Tag eine bunte Menschenmasse hin und her. Die Beduinen der Ebene und die Kabylen des Atlasgebirges, welche über die Fußwege von Kuba, maison carrée und dem Fort de Jean herabsteigen, um ihre ländlichen Produkte nach Algier zu Markte zu führen, treffen mit ihren Zügen von beladenen Maulesein und Kamelen auf der Fahrstraße zusammen. Tief eingewickelt beim Regen wie beim Sonnenscheine in ihren weißen Wollcapernuß, das Haupt mit einem Stricke umwunden, sieht man diese sonnverbrannten Wilden auf ihren Thieren stille ihres Weges ziehen. Sie grüßen einander, wenn sie sich begegnen, entweder durch einen bloßen Ausruf, oder indem sie ihre eigenen Hände küssen, und sich dann dieselben reichen; den Gruß des Europäers, der sie zuweilen im Spotte „Jauly!" anruft, erwiedern sie nur durch einen wilden, scheuen Blick, den sie in der Einsamkeit mit einem Flintenschuß ersetzen würden. Hat man sich an diesen dürftigen Kindern der Wildniß satt gesehen, so mag das Auge mit mehr Vergnügen auf den stattlichen Gestalten der Spahis, der Chasseurs d'Afrique und der übrigen französischen Krieger verweilen, welche beständig nach den verschiedenen Lagern ziehen. Dazwischen begegnet man europäischen Bürgern der Stadt, die, mit ihren Frauen am Arme, hier im Dufte der Pomeranzenbäume ihre Promenade machen. Reich gekleidete, in Gold und Seide schimmernde Mauren wandeln, von ihren schwarzen Dienern gefolgt nach der Stadt, oder kehren von dort nach ihren Landhäusern zurück; ich stand anfangs auf dieser Straße fast bei jedem Schritte still, um mich an den mir völlig neuen Gegenständen dieses fremden Welttheils satt zu sehen. Die Gärten der Mauren, welche auf beiden Seiten des Weges liegen und den Eintritt des Fremden durch keine Umzäunung verwehren, haben etwas wahrhaft Feenartiges. Man findet dort zwar nicht die künstlichen Anlagen, die kostspieligen Gewächshäuser wie in den Gärten unserer Reichen in Europa, aber die Natur ersetzt da Alles durch ihre eigene, unerreichbare Schönheit, und erzeugt wild unter freiem Himmel die seltensten Gewächse, die man bei uns sorgfältig im Mistbeete erzieht. In diesen maurischen Pflanzungen strahlt und duftet neben den edlen Südfrüchten eine wunderbare Blumenwelt im mannichfaltigsten Farbenschmelze und in den Zweigen dickstämmiger Lorbeerbäume, die hier fast bis zur Höhe unserer deutschen Eichen aufschießen, trillern Schaaren von Nachtigallen und andern auch in Europa einheimischen Singvögeln ihre Lieder. Der Reichthum und die Ueppigkeit der Vegetation dieser Erde übertrifft alle Vorstellung. Wie lange stand ich doch voll Bewunderung vor einem ungeheueren Granatenbaum, dessen grünes Blätterchaos mit zahllosen scharlachrothen Blüthenglocken, an Größe und Schönheit fast den Blumen des bekannten Cactus philanthus gleich, überschüttet waren! Ich wünschte da mehr als Einmal meine nordischen Landsleute herbei, um mit mir zu staunen und zu bewundern. Eine kleine Stunde wanderte ich in dieser paradiesischen Gegend fort, bis ich endlich die weiße Häusermasse von Mustapha erblickte. Dieß ist das bedeutendste Lager der Umgegend und gleicht einer belebten Ortschaft, wo außer den bunten Uniformen der Krieger sich eine Menge von einheimischen Europäern und Afri-

Digitized by Google

kanern durch einander beängt. Mustapha ist an dem Fuße jener grünen Hügelkette gelegen, und besteht außer den zwei großen Vierecken von steinernen Kasernen, wo die Truppen kampiren, noch aus vielen neu erbauten Weinschenken, Bäcker- und Kramläden, deren viele aus bloßem Holze gezimmert sind. Oberhalb der Kasernen, welche eine breite Straße durchschneidet, befinden sich meherere Magazine und andere ansehnliche Gebäude, welche bei der wachsenden Vergrößerung Mustapha's wohl später einmal das Centrum einer kleinen Stadt bilden werden. Das dort stehende sogenannte „reiche Haus" gehörte früher einem Mauren zu, und ist gegenwärtig von französischen Stabsoffizieren bewohnt. Man erzählt, der frühere Eigenthümer habe darin mehrere Millionen an Gold und Silber vergraben gehabt, und sich mit diesem Schatze, nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen in das innere Land zurückgezogen. Die Truppen aller Waffengattungen, welche die steinernen Barracken erfüllen, haben hier keine bleibende Stätte, und verweilen selten länger als vier Wochen, worauf sie nach den entferntern Lagern der Umgegend versendet werden. Eine außerordentliche Thätigkeit herrscht hier den ganzen Tag. Beständig wird noch gebaut, neue Barracken angelegt und Straßen gebahnt. Außer den Truppen sieht man auch eine Menge halbnackter Neger und Araber im Lohne von Privatleuten mit Hacke und Schaufel geschäftig handthieren. Mustapha ist nach dem Geständnisse der Offiziere sowohl als der Soldaten die angenehmste Garnison des Landes. Die Nähe der Hauptstadt läßt hier kein Bedürfniß und kein Vergnügen entbehren, die Lage ist sehr gesund, die Umgebung reizend. Den Gifthauch der Wüstenwinde hält die südliche Hügelkette auf, an deren Fuß das Lager steht, während auf der Nordseite das nahe Meer den heißen Stich der Sonnenstrahlen mildert. Mustapha ist das einzige Lager, wo die Soldaten, statt auf der Erde oder auf elenden Hängematten, in bequemen Betten schlafen, die Lebensmittel sind hier immer frisch und trefflich, und ein ganz neugebauter Brunnen liefert den Truppen in der Nähe ein gesundes, klares Wasser, das sonst auf allen Punkten mangelt.

Der Winter in Rußland.

(Fortsetzung.)

Die Straßen von Moskau sind im Winter, wie es sich leicht denken läßt, weit weniger belebt, als in einer mildern Jahreszeit. Die Kinder sind von denselben völlig verschwunden. In verschlossenen Wagen, seltener in verschlossenen Schlitten, eilen die höhern Stände über Schnee und Eis. Wer sich zu Fuß sehen läßt, ist bis zu den Augen in Rauchwerk eingehüllt, und wer eine stählerne, silberne oder goldene Brille trägt, der windet den Bügel derselben mit einem Bande ein; ohne diese Vorsicht würde das Metall bei der strengen Kälte die Nase in wenigen Minuten schinden. Grauenvoll ist der Anblick des Landmannes in seinem schmutzigen Schafpelz, die plumpe hölzerne Beille über die Augen gebunden, mit seiner abscheulichen Mütze auf dem Kopfe, seinem mit rasselnden Eiszacken behangenen Barte und Haaren, seinen ungeheuern ekelhaften, nur mit Däumlingen versehenen Handschuhen, und seinen mit Lumpen und Filz umwundenen Füßen. Man weiß nicht wie man sich benehmen soll, wenn man plötzlich ein solches Ungethüm vor sich still stehen sieht, wenn man sich unerwartet von seinem mit Branntwein gesättigten Athem angehaucht fühlt, und wenn er mit sanfter Frauenstimme um die Erlaubniß bittet, die Wange oder die Nase des ihm völlig Unbekannten mit einer Handvoll Schnee reiben zu dürfen, um dieselben vor dem Erfrieren zu retten. Nicht selten hat man den drolligen Anblick, einen solchen Bauer und einen in kostbaren Pelz gekleideten Mann sich gegenseitig diesen Liebesdienst erweisen zu sehen. Hört man sich auf der Straße zurufen: Nase! Wange! Ohren! so kann man darauf zählen, daß dieselben erfroren seyen, und daß eine schleunige Einreibung mit Schnee nothwendig sey. Einen nicht minder drolligen Anblick gewähren die Kaufleute auf ihrer theils unter einer Laube, theils unter freiem Himmel gehaltenen Börse. Um sich der Kälte zu erwehren, gebärden sich viele wie Verrückte. Hier stampft einer mit den Füßen, dort springt ein Zweiter in die Luft; ein Dritter tanzt; zuckend streckt ein Vierter seine Arme nach allen Seiten aus; mit Gewalt schlägt ein Fünfter sie übereinander; in gefährlicher Schwebe auf schlüpfrigem Boden macht ein Sechster unwillkürliche Bewegungen; wie ein Standbild steht ein Siebenter in einer Ecke; nur sein Hauch, welcher gleich einem Dampfe über den mit Reif bedeckten Bart, und über das zunächst am Munde liegende Pelzwerk qualmt, verräth sein Leben. Eben so drollig ist der Anblick der russischen Dienerschaft in den Vorhallen und Flurgängen des kaiserlichen Schauspielhauses, welche dort die ihrer Sorgfalt anvertrauten kostbaren Pelze der Herrschaften über das Dienerkleid anziehen, die Leibröcke der Damen über ihre Köpfe werfen, oder wohl gar sich ihrer als Kopfkissen auf den eisernen Treppen bedienen. Bedauernswerth aber ist der Anblick der vor dem Schauspielhause auf die Herrschaften harrenden Kutscher und Reitknechten und ihrer Pferde, welche oft bei einer Kälte von 24° R. Stunden lang harren müssen. Das Schauspielhaus wird zwar nie bei einer Kälte über 18 Grade geöffnet; allein bei der schnellen Abwechselung des Wärmestandes von Moskau ändert sich diese oft in einer Stunde um mehrere Grade. Da das Gebäude geheizt wird, so fühlt man in demselben von der Kälte wenig oder gar nichts.

Die Schlitten der vornehmern Welt sind für die russische Kälte nicht zweckmäßig eingerichtet, auch gehört ihre Gestalt einem längst verflossenen Zeitalter an. Ihr Kasten ist für zwei Personen allzu enge, und für eine Person allzu weit; seine Rücklehne und seine Seitenlehnen sind weder ausgepolstert noch hoch genug, den Oberleib gehörig zu schützen; ihnen mangelt der Fußsack; von hinten sind sie offen, nur von vorn bedeckt sie eine Bärendecke, oft auch nur eine wollene. Dem Umwerfen sind sie wegen ihrer Schmalheit sehr ausgesetzt, überdieß ist der Sitz des Führers allzu nahe, als daß seine Nähe nicht widerlich und unbequem seyn sollte. Zwischen den Pferden und dem Kasten werden Leintücher befestigt, welche beim gestreckten Laufe immer wie volle Segel aufschwellen, und Schutz gegen den von ihnen aufgeworfenen Schnee gewähren. Immer werden vor solcher Schlitten

Digitized by Google

zwei Pferde neben einander gespannt; das eine läuft in der Gabel, das andere den Vorderleib frei, macht zur Linken Gaukelsprünge, und beißt wohl gar seine Brust aus Ungeduld blutend. Die Eile mit welcher man fährt, ist angenehm; da aber das Schellengeläute unbekannt ist, und kein Peitschenknall die Annäherung der Schlitten verkündigt, so wird diese Eile dem Fußgänger oft gefährlich. Selten erblickt man vor den Schlitten der Adeligen schöne Pferde, dingegen sind diejenigen, welche sich die reichen Kaufleute vorspannen lassen, gewöhnlich Prachtthiere.

Eine Schlittenreise in Rußland macht sich nicht mit der Schnelligkeit, welche man vermuthen sollte, jedoch schneller als eine Sommerreise, *) denn die Natur macht durch ihren Schnee die in der Regel elenden Straßen ein wenig besser. Ebener werden sie dadurch zwar nicht, der zusammengewehte Schnee und das durch die Schlitten verursachte Zusammenwälzen desselben bilden im Gegentheil Wellenformen in die Quere, wodurch die Hufe der Pferde oft in die gleiche Linie mit dem Kopfe des in dem Schlitten sich befindenden Reisenden zu stehen kommen, welches dann beim Hinuntergleiten häufig das Umwerfen dieses, oder das Stürzen jener zur Folge hat. Beidem vorzubeugen, muß der Führer beinahe jeden Augenblick seinen Sitz verlassen, aber nicht immer wendet er dadurch das Befürchtete ab. Ehe man es sich versieht, ist der Schlitten umgeworfen; nimmt man dabei auch keinen Schaden, so hat man doch viele Mühe sich in der schweren Winterkleidung unter demselben hervor zu arbeiten.

Die Reiseschlitten, welcher man sich gewöhnlich bedient, haben ein plumpes Gestell, auf welchem ein großer aus Rinde verfertigter Korb ruht; über die hintere Hälfte derselben wölben sich einige mit Bast durchflochtene Reife, ein Geflecht, das wenig geeignet ist, den Reisenden vor Kälte und Wind zu schützen: sein Boden ist mit Heu einen Fuß hoch bedeckt, über dasselbe ist ein ekelhafter grober Teppich, groß genug zugleich als Decke zu dienen, ausgebreitet. Kümmerlich finden zwei in ihre Pelze gehüllte Männer in dem Korbe Platz. Der Führer, eine gräuliche Menschengestalt, sitzt auf einem schmalen Brettchen, die mit Lumpen eingewickelten und mit einem Bastgeflechte beschuhten Füße an der rechten Seite des Schlittens hinunterhängend, und leitet von dort aus seine drei unreinlich gehaltenen und neben einander gespannten Pferde, kleine häßliche Geschöpfe mit unedeln Köpfen und langen, bis zur Erde reichenden und in Flechten geschlungenen Mähnen, aber dennoch dauerhaft, unermüdbar, folgsam und klug, oft klüger als er selbst. Rastlos treibt er dieselben, ohne sie einen Augenblick ausschnaufen zu lassen, Berg auf Berg ab, und legt mit ihnen, ohne sie unter Wegs zu füttern, oft achtzig, in Sibirien sogar 130 Werste zurück. **) Ja wo endlich Halt gemacht wird, werden sie in einen Schoppen gebracht, in welchem ihrer gerade kein reichliches Futter wartet.

Das Treiben und Jagen auf den mit Eis und Schnee bedeckten Straßen von Moskau ist eigenthümlich, und dem Fremden eben so neu, als überraschend und unterhaltend. Hunderte und Hunderte von Schlitten, ohne Schellengeläute, vermischt mit vierspännigen Kutschen, von unansehnlichen mit Reif und Eis bedeckten Pferden gezogen, erscheinen mit Blitzesschnelle vor seinen Augen, und eben so schnell entschwinden sie denselben wieder. Hier im Schlitten erblickt er den in kostbaren Pelz gekleideten russischen Edelmann, dort die verschleierte russische Dame, hier die Russin in ihrer Volkstracht, dort den bebarteten Kaufmann in warmes sibirisches Rauchwerk gehüllt, hier den Perser mit der schwarzen zugespitzten Mütze, dort den Buchaten mit dem weißen türkischen Bund, und hier dürftige Leibeigene in Lumpen und in Thierhäuten. Aus Nord, Ost, Süd und West, aus nahen und fernen Dörfern und Städten nahen lange Schlittenzüge mit Getreide u. dgl. heran; zum Markte eilen zahllose Schlitten mit enthäuteten, steif gefrorenen Ochsen, Schweinen und Kälbern, mit gefrorenen, sechs bis acht Fuß langen Fischen aus der Wolga, mit Kabeljauen aus dem 1218 russ. M. entfernten Archangel, mit Austern aus der Ostsee, und mit gefrorenen Auerhahnen, Schneehühnern, Haselhühnern, Bären und Hasen aus der Nähe. *) Hier sieht er sich die Straße durch einen mit Kaufmannswaaren befrachteten Schlittenzug gesperrt, und dort versperren seinen Weg andere bereits entfrachtete Züge, welche nach der Heimath zurückkehren. Berauscht schlafen die Führer auf ihren Schlitten, aber die klugen Pferde bringen sie sicher nach Hause, sey es nun in berauschtem Zustande oder todt, ein Opfer des Rausches oder der grimmigen Kälte. Selten erblickt er einen reichlich gekleideten Fußgänger; in großer Menge aber ekelhafte Leibeigene, welche über ihre scheußlichen Pelze gefrorene Spanferkel, geräucherte Würste, Gänse u. dgl. herabhängen haben, oder welche an einem Stricke ein abgebrühtes, gefrorenes und auf die abgeschlagenen Beine gestelltes Schwein fortschleppen, oder sonst etwas zu Markte bringen. Kaum

*) Man rechnet für eine Sommerreise von Moskau nach Peter-Pauls-Hafen in Kamtschatka, 12,655 Werste, und für eine Winterreise 11,394; mithin ist der Unterschied nur eine Kleinigkeit von 151 W. Peter-Pauls-Hafen, der Hauptort in Kamtschatka, hat 969 Einwohner, und liegt unter dem 51° 1′ 20″ nördlicher Breite und unter dem 176° 27′ 45″ östlicher Länge von der Insel Ferro.

**) Die 5957 russische Meilen von Moskau nach Kjächta, in der Statthalterschaft Irkutsk, an der Gränze Chinas, werden nicht selten in 27 Tagen zurückgelegt. Die Pferde werden hungrig vorgespannt; dreimal des Tages ist Postwechsel; in einem Tage werden oft 560 Werste gemacht. Aber nicht allein in einer so kurzen Zeit wird die Reise nach Kjächta zurückgelegt, man macht dieselbe zugleich sehr wohlfeil. Für ein Pferd rechnet man auf eine russische Meile nicht mehr als fünf Kopeken, Trinkgelder bezahlt nur der Freigebige, wer bei einem Postwechsel 60 bis 80 Kopeken zahlt, wird als ein solcher angesehen. Da 7 Werste auf eine deutsche Meile gerechnet werden, so kann man mit vier Pferden, das Trinkgeld inbegriffen, für 21 Rubel, welches ungefähr 8 fl. 45 kr. rh. beträgt, 100 Werste oder ungefähr 28 und eine halbe Stunden Weges zurücklegen. Kjächta hat eine östliche Länge von 124° 19′ 50″ von der Insel Ferro, und eine nördliche Breite von 50° 20′ —″. Der Ort hat 610 Einwohner.

*) Diese Zufuhren werden größtentheils aus den oft 900 bis 1000 russische Meilen entlegenen Besitzungen der Adeligen gebracht. Sie sind theils für ihren eigenen Gebrauch, theils zum Verkaufe auf den öffentlichen Märkten bestimmt. Viele Moskowiter schaffen sich davon Vorräthe für den Sommer an, und verwahren sie in ihren Eiskellern, viele Verkäufer thun ein Gleiches. Aber nicht selten wird der Genuß des aufbewahrten Wildprets und des andern Fleisches in den Sommermonaten der Gesundheit nachtheilig. Um solche Sachen aber bekümmert sich die Polizei wenig oder nur oben hin.

Digitized by Google

kann man sich des Lächelns enthalten, wenn diese Leute mit ihren Marktgütern sich zum Heil ihrer Seelen vor jeder Kirche bekreuzigen, beten und tief bücken, und dann nach vollendeter Andacht sich schnell nach einem Glas heißen dampfenden Izbiten,*) welche ihre unsaubern Mitbrüder zur Erwärmung und Erquickung des frierenden Körpers umhertragen und verkaufen, wenden und die Gurgel hinunter jagen. Unwillkürlich aber muß man lachen, wenn man ein Paar solcher Leute, welche sich lange nicht gesehen haben, und sich jetzt von ungefähr erblicken, beobachtet. Die Freude glänzt in ihren Augen, mit ehrfurchtsvollen Bücklingen, die Mütze in der Hand, eilen sie wackelnd einander entgegen, und fallen sich unter dem Rasseln ihrer beeisten Bärte und Haare um den Hals; nicht selten gleiten sie im Uebermaße ihres Entzückens mit den Füßen aus, und schnell bilden dann die Würste, die Schinken, das Schwein und die zärtlichen Freunde einen verwickelten Knäul auf dem tief beschneiten Boden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Getränk wird aus Zwiebeln, Knoblauch, Petersilie, Pfefferkraut, Ingwer und Honig bereitet, hat eine schöne rothe Farbe, und ersetzt diesen Leuten den Thee.

Die Halbinsel Sennaar.

(Schluß.)

30 März. — Wir hatten schon zusammengepackt und waren fast ganz fertig, als wir auf einmal Gesang und Händeklatschen hörten, und zu unserem Erstaunen alle jungen Weiber und Mädchen des Ortes auf unsere Angaribs zukommen sahen. Der Glanz der Halsbänder hatte sich weit verbreitet, und die Mädchen gaben sich die größte Mühe schön zu tanzen, um eine Juwele zu erhalten. In Verzweiflung wegen ihrer Menge zog ich Ringelchen hervor und vertheilte einige, die schönen Räuber aber waren so lüstern, daß sie auf die Kostbarkeiten zustürzten, und was sie nur bekommen konnten, ergriffen; unter Anderem erhaschte ein altes Weib meine Uhr, die mir aber der Scheik sogleich wieder anschaffte. Wir kamen eine Stunde lang durch einen schönen Wald und standen plötzlich am Bahr-el-Abiad. Affen und buntscheckige Vögel belustigten sich auf den Bäumen. Von dem Wald zog sich eine Ebene angenehm abwärts bis zwanzig Fuß von dem Fluß. An den Ufern waren zahllose Vögel, unter andern zwei Arten von Ibis, die eine schwarz, die andere weiß, aber schwarz gegen den Schwanz, die Köpfe von beiden schwarz, Pelikane, Gänse, Enten und andere kleinere Wasservögel. In dem Flusse spielten ein Nilpferd und zwei Krokodile. Das entgegengesetzte Ufer des Bahr-el-Abiad, hier breiter als der Nil bei Theben, war waldig; wir gingen nördlich das Ufer entlang und blickten ängstlich nach einer Gelegenheit hinüberzukommen. Wir sahen manche tiefe Spuren von Nilpferden und die frischen Spuren eines Löwen, der wahrscheinlich einige Stunden vorher in dem Flusse getrunken hatte. Zwei derselben halten seit drei Jahren von diesem Walde Besitz genommen und sich mit den Heerden der Araber gemästet. Ein Boot kam quer gegen uns, Curschid Bey hatte es uns von Khartum aus zugesendet. Wir setzten über und trafen Capitain Ibrahim, einen Kephalonier, Schiffsbaumeister des Pascha, in Wadi Shallit. Am östlichen Ufer verließ ich unsere Karawane und sprach ihr aus Angst vor den Löwen sehr zu, auf der Stelle weiter zu ziehen. Die Araber waren einfache Männer, die noch nie auf der Insel Sennaar gewesen waren, und denen der Gedanke, so weit von ihrer Heimath zu gehen, vielen Kummer machte. Wir schlugen unsere Wohnung in Waddi Shallit auf, im Hause Abdallahs, eines dungolischen Eisen- und Silberarbeiters. Die Stadt besteht aus fünfzig bis sechzig Häusern, und eben so viele stehen eine Meile davon an zwei andern Orten. Die Häuser sind von Durrastängeln und Mattenwerken, und liegen an den Ufern des trocknen Flußbettes, eine Meile vom Wasser. Bei hohem Wasserstande muß die Gegend schön seyn; im Hintergrunde ist ein dicker Wald, auf dessen Bäumen zahllose Affen und Vögel sitzen. Die Stadt kann auf der Karte nicht genau bezeichnet werden, da ihre Lage jedes Jahr wechselt. Die Einwohner sind Hussaneya, ein Zweig der Bukara, die einen großen Reichthum an Kamelen und Heerden besitzen. Während wir unsere Finger in die schmierige Schüssel tauchten, die uns ein hübscher Sklave Abdallahs auf der Matte vorstellte, besuchte uns Bischara, der große Scheik der Araber. Er war zu fett und zu träge, um sich hier anzustrengen, wenn es auch nicht Ramadan gewesen wäre. Er sagte, man könne hier keine Dromedare auftreiben zu einer Reise nach Korbosan, und erst spät in der Nacht verschaffte er uns eines nebst einem Führer, um Muhammed in das sechs Stunden entfernte Dorf Mograt zu begleiten. Waddi Shallit liegt bloß zwölf Stunden von der ersten Insel der Schilukken, die von den Hussaneya-Arabern eben so gefürchtet werden, wie diese von den andern. Eine Stunde von Waddi Shallit ist die Blutinsel (Dschezret eddem), so genannt von den Niedermetzlungen der Schilukken; sie sind das erste schwarze Volk mit wolligem Haar und Negercharakter am Bahr-el-Abiad. Ihre Angriffe machen sie in großen Haufen. Vor einigen Tagen plünderten fünfhundert Mann auf achtzig Kähnen ein Dorf, Namens Torro, in der Nähe von hier. Der Angriff geschieht gewöhnlich bei Nacht, weil es aber die Schilukken für schimpflich halten, einen Schlafenden zu tödten, so klopfen sie an die Thüre und rufen: „Hamet, Hamet, Schiluk!“ im Augenblick entfliehen alle Araber, und überlassen Weiber, Kinder und Vieh dem Feinde. Hamet scheint ein Name für Fremde zu seyn, wahrscheinlich von dem Propheten, dessen Anhänger ihre beständigen Feinde sind. Man erzählt sich wundervolle Geschichten von der Tapferkeit der Schilukken, von ihrem Muth und Geschicklichkeit bei Angriffen auf schwimmende Flußpferde und Krokodile, wo es ihnen selten mißlingt, sie zu überwältigen. Die Männer haben keine Namen, die Weiber heißen alle Mariam; die Ehe ist hier unbekannt. Der Abend war schön, und wir lauschten einer klagenden Barnus Melodie, welche eine junge Sklavin sang, während sie Brod machte.

31 März. — Um drei Uhr Nachmittags kehrte Muhammed mit schlimmen Nachrichten zurück. Der Kaimacam von Mograt trieb auswärts Steuern ein, und unter zehn oder vierzehn Tagen konnten keine Dromedare herbeigeschafft werden. Wir gaben daher Korbosan auf und trösteten uns mit der Aussicht, durch dieses Opfer Indien zu erreichen. An den Ufern des Flusses war der Moschus des Krokodils so stark, daß er die ganze Luft durchduftete. Mit Sonnenuntergang schifften wir uns in Curschid Beys Cangia ein und ruderten eine Stunde den Fluß hinab zu Capitain Ibrahims Schiffsbauplatz. Er empfing uns mit vieler Artigkeit und Gastfreundlichkeit, und zeigte uns am Morgen seine Arbeiten. Er hat vier Araber, einen koptischen und einen türkischen Soldaten, und etwa vierzig Sklaven bei sich; die nahen Angriffe der Schilukken aber und die Unzuverlässigkeit so vieler Schwarzen, in deren Interesse es liegt, sich mit den Angreifern zu verbinden, machen seine Stellung den Sommer über keineswegs angenehm. In dem Kharif sind sie alle den Gefahren des Klima's ausgesetzt; doch ist Capitain Ibrahim mit seinen Geräthschaften zum Bau dauerhafter Boote sieben Jahre lang in diesem ungesunden Klima geblieben. Er kam mit Ismael Pascha über einen monatlichen Gehalt von 500 Piastern oder 20 Dollars überein, die aber nicht einmal regelmäßig ausbezahlt werden. Er wünscht zurückzukehren, und hat mich ersucht, seine Bitte dem Konsul vorzutragen. Die Boote werden aus Akazien gebaut, einem äußerst dauerhaften, aber so harten Holze, daß kaum ein Nagel durchdringt. Das Eisen kommt aus Odessa über Kairo. In Korbosan wird Eisen vorgefunden, es wurde aber noch nie von sachverständigen Männern geprüft. Jedes Jahr werden zehn große Boote gebaut, und darin die Materialien und das Gestell zu zehn andern aufbewahrt. Ibrahim sagte, er erspare dem Pascha mit diesen Booten dreihundert Beutel jährlich — eine unglaubliche Summe.

1 April. — Wir sagten unserem Wirthe Lebewohl und hatten eine angenehme Tagfahrt den Bahr-el-Abiad hinab. Die Ufer ähneln sich was Gehölz und Ebene anbelangt, mit den schönsten Gegenden der Themse messen, nur daß man hier keine Häuser sieht. Gegen Abend wurden sie platter. Wir sahen mehrere Flußpferde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 313. 9 November 1835.

Der jetzige Zustand der Insel Puerto Rico. *)

Die frühere Geschichte von Puerto Rico ist nicht sehr anziehend. Obgleich eine der ältesten Kolonien der spanischen Krone diente sie drei Jahrhunderte lang nur zu einem Verbannungsort für Verbrecher, und seine Bevölkerung zeichnete sich bis zur neuesten Zeit lediglich durch jene schläfrige, schlaffe Trägheit aus, welche die alten spanischen Ansiedlungen immer charakterisirte. Die Ausgaben für den Militär- und Civil-Etat wurden durch Zusendungen von Mexiko gedeckt, und erst als in Folge der Revolution von 1818 diese Sendungen ausblieben, begann diese Insel wegen der großen Noth, in der sie sich in Bezug auf ihre finanziellen Verhältnisse befand, die Aufmerksamkeit des Mutterlandes auf sich zu ziehen. Im Jahre 1815 erließ die Regierung eine auf die Verwaltung der Insel bezügliche Verordnung, welche sich, wie viele Akte des damaligen Ministeriums, durch weise Umsicht auszeichnete. Diese Verordnung gab nur, während sie den freien Verkehr in hohem Grad zu fördern bemüht war, unglücklicherweise auch Veranlassung zur Einführung der Sklavenarbeit, welche man bisher, freilich eher aus Trägheit und Mangel an Kapital, als aus Beweggründen der Menschlichkeit, nicht angewendet hatte. Ansiedler wurden unter den günstigsten Bedingungen auf die Insel eingeladen — Ländereien umsonst vertheilt — die Kolonisten von allen direkten Abgaben, und, für eine gewisse Anzahl Jahre, von Zehnten und Einfuhrabgaben (alcabala), so wie von den Ausfuhrzöllen befreit, welche einen der unpolitischsten Züge des alten spanischen Systems abgaben.

Seit der Erscheinung dieser Verordnung hob sich der Wohlstand und die Bevölkerung von Puerto Rico in einer Weise, von der man selbst auf dem jugendlichen Gebiete Amerika's kein Beispiel hat. Dazu kam noch die Ankunft vieler Kapitalisten, welche der bürgerliche Krieg aus den spanischen Kolonien des amerikanischen Festlandes vertrieb — Männer, welche sich in den glücklichern Zeiten des südlichen Amerika's durch ihre stätige Regelmäßigkeit und Biederkeit im Geschäftsleben ausgezeichnet hatten.

Die Insel ist eine der anmuthigsten unter allen diesen anmuthigen Gebieten, welche von dem amerikanischen Meere bespült werden. Selbst in jenem Archipelagus zeichnet sie sich durch Ueppigkeit ihrer Vegetation und die milde Mannichfaltigkeit ihrer Scenerie aus. Sie umschließt jede Art von tropischer Landschaft in einem Raume, welcher den Flächeninhalt einer der größern englischen Grafschaften kaum überbietet. Wie Jamaika ist sie von Osten nach Westen von einer walddeckten Bergkette durchschnitten, deren höchste Punkte sich 3 bis 4000 Fuß über die Meeresfläche zu erheben scheinen, was eben hinreicht, einen merklichen Unterschied im Klima der beiden entgegengesetzten Abhänge hervorzubringen. Der nördliche Distrikt ist feucht, und nicht allein den westindischen periodischen Regen unterworfen, sondern wird auch dann und wann von Regengüssen heimgesucht. Daher ist seine wogende Oberfläche für Weide und den gewöhnlichen Anbau geeignet, dem auch die zahlreichen, nicht versiegenden Bäche zu Statten kommen; während der südliche Theil der Insel häufig mehrere Monate lang ohne Regen ist, obgleich man auch hier anderthalb bis zwei Fuß unter der Erde stets Wasser findet. Das Zuckerrohr gedeiht, trotz der Dürre, reichlich, und die Mehrzahl der ersten Pflanzungen sind auf diesem Theil der Küste. Diese schätzbare Wohlthat steter Feuchtigkeit verdankt Puerto Rico seinen Wäldern, welche bis jetzt noch einen großen Theil des Innern bedecken. Durch die Gesetze der Kolonie ist jeder, der einen Baum fällt, gehalten, drei an dessen Stelle zu pflanzen. Es ist jedoch zu besorgen, daß ein so schwer zu handhabendes Gesetz der Nichtbeachtung anheim fällt, und daß diese Insel, wie so viele andere, den unergiebigen Dünsten des atlantischen Meeres bald eine nackte Fläche darbieten wird; ihre Fruchtbarkeit muß sich dann mindern, und ihre bisher unversieglichen Bäche müssen schwinden.

Obgleich das Klima von Puerto Rico nicht wesentlich von dem der andern Inseln des mexikanischen Meerbusens verschieden ist, scheinen die Bewohner doch in nicht geringem Grade von den Uebeln befreit zu bleiben, welchen der Mensch in jenen ungesunden Gegenden unterworfen ist. Die Sterblichkeit ist nicht größer als in einigen der gesündern Länder Europa's. Noch mehr unterscheidet sich diese Insel von ihren Nachbarinnen dadurch, daß man nur wenige eingeborne Thiere hier findet, und jene schädlichen Reptilien und Insekten gar nicht kennt, welche das übrige Westindien zu ihrem ausschließlichen Wohnort gewählt zu haben scheinen.

*) An Account of the present state of the Island of Puerto Rico. By Colonel Flinter. London 1834. 8. vergl. Edinburgh Review. January. 1835. p. 528—537.

Digitized by Google

Die Bevölkerung von Puerto Rico betrug, nach der spanischen Zählung im Jahre 1830, 525,858 Seelen; in dieser Zahl sind 32,240 Sklaven und 127,397 freie Farbige inbegriffen. Es sind jedoch Gründe vorhanden zu glauben, daß man bei dieser Zählung alle Klassen zu gering ansetzte, besonders sucht man die Zahl der Sklaven möglichst gering anzugeben, um das Kopfgeld zu sparen, daher man die Seelenzahl im Ganzen auf 440,110, die der Sklaven auf 45,000 feststellen darf, wonach denn auf die Quadratmeile gegen 180 Seelen kämen.

Nur ein sehr kleiner Theil der freien Bevölkerung von Puerto Rico hat sich in den Städten niedergelassen; die Hauptstadt San Juan mit etwa 8000 Seelen ist in der That der einzige Ort, der einen solchen Namen zu verdienen scheint. Die angesehensten aus der Klasse der freien Bewohner sind Abkömmlinge der Militärs, welche sich während der langen Periode, wo die Insel bloß eine Garnison war, verheiratheten und ansiedelten; diese Leute haben noch den ganzen Stolz ihrer Vorfahren, und die stattliche Würde spanischer Grandezza, viele von ihnen sind reich. Die nächste Klasse besteht aus wohlhabenden Kaufleuten und Pflanzern, unter denen sich viele Fremde finden; die Zahl der letztern ist jedoch klein und nirgends in sehr glänzenden Umständen. Man zählt gegen 500 Zuckerpflanzungen, welche vorzüglich auf der Südküste liegen. Sie werfen jetzt kaum die Kosten der Unterhaltung ab. Außer diesen gibt es ungefähr 1500 kleine Pflanzungen, welche armen Arbeitern gehören, die einen oder zwei Morgen Landes mit Zuckerrohr bepflanzen und ihr übriges Gelände zum Anbau von Früchten u. s. w. verwenden. Man hat 148 Kaffeepflanzungen, in diesem Zweige des Anbaues haben aber die reichern Einwohner, so gut wie in dem des Zuckers, allmählich ihr Geld verloren und ihr Besitzthum aufgegeben, während der kleinere Farmer, der auf seinem nicht so ausgedehnten Gute verschiedenartige Gegenstände baut, sich eine behagliche Lage zu schaffen im Stande ist.

Diese letztere Klasse zeichnet sich unter der Bevölkerung vorzugsweise aus. Ein zahlreiches Geschlecht von Ackerbauern — tapfer, denn ihr Muth wurde in dem Elende der südamerikanischen Kriege vielfach geprüft — von weißem Blut und spanischen Gefühlen, Ansichten, Vorurtheilen — ist etwas so ganz Verschiedenes von dem, was man auf den englischen und französischen Inseln findet, daß der Engländer fast versucht ist, seine staatsökonomischen Grundsätze aufzugeben, und den Mangel an Unternehmungsgeist, die träge Sorglosigkeit und Genügsamkeit zu loben, welche ohne Zweifel Schuld war, daß die Insel nicht in eine große Zuckerfaktorei mit weißen Aufsehern und Negerarbeitern umgewandelt worden. Die Zahl dieser Landeigenthümer beläuft sich auf 19,000, und 18,000 von diesen haben bloß kleine Besitzungen, wo sie Getreide, Früchte, Gemüse erzielen und Viehzucht treiben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Winter in Rußland.

(Fortsetzung.)

Von dem sechsten Jänner russischer Zeitrechnung, dem sogenannten Dreikönigsfeste, bis zu Ende des Faschings, ist die Kaje des Moskwaflusses am Fuße des Kremls und der beeiste Fluß selbst sehr belebt. An jenem Tage feiert die griechische Kirche ein aus dem alten heidnischen Götterdienste herstammendes Fest, die Wasserweihe, an welchem die russischen Erzbischöfe unter einem auf dem Eise ihrer Flüsse erbauten Tempel die Gnade und den Segen des Himmels für die Schifffahrt erflehen. In Moskau eilt alles Volk in Schlitten und zu Fuß hin, der Feierlichkeit beizuwohnen. In der Mitte des Tempels befindet sich eine durch das 4 bis 5 Fuß dicke Eis gehauene Wuhne, in welche der gekrönte Erzbischof dreimal sein silbernes Kreuz senkt, und das Wasser unter vielen Förmlichkeiten segnet. Nach dem Segen kostet das Volk das geweihte Wasser, und neugeborene Kinder erhalten in dem eisigen Wasser des Flusses die griechische Taufe; nackt taucht man sie dreimal in die Wuhne. Einst, heißt es, entgleitete der Hand des Täufers ein Neugeborener, und verschwand unter dem Eise. Gebt mir einen andern, sagte er gefaßt, diesen hat Gott zu sich genommen! Des frommen Mannes Worten glaubte die Mutter, und ging beruhigt und ohne Thränen nach Hause.

Zu den Fastnachtslustbarkeiten gehört das Schlittenfahren auf der nördlichen Kaje der Moskwa; vermummte Personen finden sich nie dabei ein. Ihnen beizuwohnen unterläßt weder der Adelige, noch der Kaufmann, noch der vermögende Bürger. Langsam ziehen die Schlittenzüge in buntem Gemische durch eine unabsehbare breite Straße neben einander vorbei. In der Mitte dieser Straße sind, die beiden Züge in Ordnung zu halten, Reiter mit entblößten Schwertern und Kosaken, die drohende Peitsche in der Hand, aufgestellt. Oft trifft es sich, daß die Schlitten eine halbe Stunde an eine Stelle gebunden sind, und oft, daß sie vor ein Paar Stunden den Zug nicht verlassen und eine Seitenstraße gewinnen können. Man hat also Muße genug die kalte Luft bei einer Kälte von 20 bis 25 Graden, freilich zwar warm gekleidet, zu genießen. Groß muß wohl diese Luft seyn, weil die zärtlich aussehenden Russinnen dieselbe aushalten. Die adeligen Damen erkennt man an der französischen Kleidung, an ihren kostbaren morgenländischen Leibtüchern, ihren schönen sibirischen Pelzen, ihren Schleiern, an ihrer blassen Gesichtsfarbe und an ihren unansehnlichen Pferden. Die Frauen der wenigen ausländischen Kaufleute erster Klasse, welche wie diese mit vier Pferden zu fahren berechtigt sind, unterscheiden sich von ihnen einzig durch den runden mit einem Goldbande gezierten Hut ihrer Diener; die Diener der Adeligen tragen dreieckige, goldbebortete Hüte. Die übrigen russischen Frauen kleiden sich in die Volkstracht; ihre Haare sind sorgfältig unter einem bunten seidenen Tuche verborgen, womit sie ihr Hinterhaupt sehr einfach umwinden; weiße und rothe Schminke übertüncht ihr Gesicht, die eine oder die andere zeigt wohl gar schwarzgefärbte Zähne; hinten auf ihren Schlitten stehen anstatt der Diener, Brüder, Söhne, Neffen oder Handelsgehülfen, ihre Pferde zeichnen sich durch Schönheit aus. Zwischen den Baumreihen am Fuße des Kremls und auf den Plattsteinen der Kaje weilt die Masse des Volkes, theils die Schlittenzüge zu schauen, theils an das eiserne Geländer gelehnt, sich an dem Treiben der Menge zu ergötzen, für welche auf der dicken Eisrinde des Flusses Eisberge und

Digitized by Google

eine lange bunt bemalte und im seltsamen Geschmacke aufgeführte Häuserreihe errichtet ist. In dieser findet er Seiltänzer, Taschenspieler, Marionettenspiele u. s. w., und allenthalben den gefeierten Hans Wurst; von jenem gleitet es auf kleinen leichten Schlitten sitzend, oder auch auf festem Fuße stehend, pfeilschnell hinunter, zuweilen auch gegen seinen Willen auf dem Rücken oder auf dem Bauche. Auch erblickt man auf dem gefrorenen Flusse Reitbahnen, auf welchen der flinke Renner und der leichte Schlitten um die Wette auf langgrunder Bahn dahin fliegen.

Moskaus nördliche Breite von 55° 45′ 13″ macht die Winternächte sehr lang, die Tage aber sehr kurz. Umsonst versucht man zur Zeit der Winterwende vor neun Morgens ein gedrucktes Blatt zu lesen, und vor drei Uhr Nachmittags schon sieht man sich genöthigt, die Feder aus der Hand zu legen. In den Häusern der Russen kann man weder bei Tage noch bei Nacht einen ruhigen Schlaf finden; denn die Zimmer sind in der Regel durch allzu dünne Wände von einander getrennt, jedes Geräusch, jedes Wort der Nachbarn ist vernehmbar, und überdieß stört schon oft Morgens drei Uhr der unbarmherzige Einheizer den kaum gefundenen Schlaf. Vollends ist derjenige zu beklagen, dessen Schlafzimmer gegen einen Garten liegt, und vor dessen Fenstern ein Baum steht. Heere von Dohlen und grauen Krähen *) schrecken ihn jeden Augenblick aus seiner Ruhe. Hundert an Hundert setzen sie sich neben einander auf die Aeste und Zweige der Bäume, tief drückt sie ihr Gewicht erdwärts. Die grimmige Kälte und die schneehellen Nächte rauben den armen Thieren Ruhe und Schlaf. Bald ächzen, bald wimmern sie, bald fliegen sie einzeln von Zweig zu Zweig, und bald machen sie sich sämmtlich im Sturmgetöse davon, um sogleich wieder zurück zu kehren. Jeden Morgen findet man eine Anzahl derselben todt, ein Opfer der Kälte, auf der Erde; auch bei Tage fallen zuweilen einzelne erstarrt in der hohen Luft in die Straßen der Stadt herunter.

(Schluß folgt.)

*) Die schwarze Krähe (corvus corone), welche in den Sommermonaten in ungeheuren Flügen über Moskau schwebt, und in seinen Straßen, seinen Gärten und Feldern ihre Nahrung findet, entfernt sich vor dem Winter; die graue Krähe (corvus cornix) und die Dohle (corvus monedula) hingegen ziehen nicht fort.

Der Sitz des Kriegs in Spanien.

(Ein Bericht über die baskischen Provinzen und Navarra.)

3. Die Gesetze, Sitten, Zustand und Lebensart des Volks.

Die Basken oder die Baskengaden dehnen sich weit aus an beiden Seiten der Pyrenäen, und verbreiten sich über das südliche Frankreich, so weit als die Gaskogne reicht, welche daher ihren Namen hat. Wilhelm Humboldt, welcher die baskische Mundart untersucht hat, hält dieselbe für eine Ursprache.

Die biskayischen Spanier sind eher untersetzt und breit, als lang gebaut, abgehärtet und beweglich, gleich tüchtig zu stürmischer Kraftäußerung, wie zur Ausdauer in Ertragung von Strapazen. Sie sind fein und verständig, und erreichen im Allgemeinen ein hohes und gesundes Alter.

In Hinsicht der Betriebsamkeit übertreffen die Biskayer jeden andern der zahlreichen Stämme der pyrenäischen Halbinsel. Neben der Klugheit und dem gesunden Sinn und einem gleich großen Grad von Festigkeit und Geduld, welches die schönsten Züge des spanischen Charakters sind, besitzen sie nicht die Trägheit, den finstern Ernst und den Hochmuth, welche diesen Charakter entstellen; zugleich sind sie stolz auf ihren alten Ruhm und ihre angestammten Vorrechte. Es ist ein Volk von großer Lebhaftigkeit. Frei, keck, republikanisch ist der Geist, der in ihnen herrscht; tapfer und kriegerisch im Feld, beseelt von jenem Unternehmungsgeist, der ein Volk groß macht, haben sie von jeher ihre Unabhängigkeit behauptet, und sind zu verschiedenen Zeiten aufgestanden, um ihre Freiheiten zu vertheidigen. Unerschütterlich ist ihre Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit, die Gesetze der Gastfreundschaft sind ihnen heilig, begeisterte, romantische Treue, charakterisch für ein rohes Volk, ist ihnen besonders eigen. Uebrigens haben sie in dem Vertilgungskampfe (in welchen ein Bürgerkrieg, besonders wenn er zugleich Gebirgskrieg ist, so leicht ausartet) ihren Ruf durch Grausamkeit befleckt. Verschiedene Schriftsteller haben die Biskayer als den Irokesen sehr ähnlich dargestellt, wenigstens hinsichtlich der Grundzüge beider Völker; kommt aber der celtische Stammcharakter in ein wärmeres Klima und wird er feuriger durch das cholerische und heiße Temperament, welches auf den bewohnten Theilen dieser sonnigen Gebirge vorherrscht, so nimmt er einen höhern Flug und prägt sich in tiefern und stärkern Zügen aus.

Ehe die verschiedenen Stämme und Völker, aus welchen die Bevölkerung der Halbinsel zusammengesetzt ist, in Eine Monarchie zusammengeschmolzen wurden, waren die verschiedenen Provinzen abgesonderte Königreiche; jedes Königreich hatte seine eigenen Gesetze und Einrichtungen, mit all den Abweichungen, welche Umstände und Ereignisse in denselben bewirkt hatten. Jeder kleine Staat hatte seine eigene Gesetzgebung und Munizipalverfassung, und nachdem sie zu einem Gesammtreich vereinigt waren, behielten sie immer noch ihre ursprünglichen Versammlungen und Provinzialstände bei; so gab es Fueros von Castillien, von Valencia, wie in Frankreich Parlamente von Rouen, von Bordeaux. Obgleich diese Provinziallegislaturen oder Cortes, wie man sie in Spanien nennt, bei jeder weitern Vereinigung von Provinzen mit dem Ganzen mehr und mehr in Abnahme kamen, behielten sie doch lange Zeit ein hohes Ansehen, und waren stark genug, jedem Monarchen bei seiner Thronbesteigung den Eid abzunöthigen, daß er die Gesetze halten wolle. Zuletzt aber wurden sie von Karl V gewaltsam unterdrückt, nachdem sie schon vorher vom Kardinal Ximenes den Todesstoß bekommen hatten. Die Erinnerungen, welche man von ihnen aufbewahrt hat, geben ein lebendiges Gemälde alter Sitten. Die ältesten von allen sind die Fueros von Jaca, einer kleinen Stadt an der Gränze zwischen Aragonien und Navarra. Die Gesetze dieser kleinen Gemeinde waren der Keim, aus welchem sich später die konstitutionelle Monarchie Aragoniens entwickelte.

Als die Städte und Provinzen allmählich den Händen der Mauren entrissen worden waren, gaben die christlichen Eroberer Gemeindefreiheitsbriefe und riefen die Cortes zusammen. Letztere waren nichts als eine Wiederherstellung der bei dem Einbruch der Saracenen umgeworfenen gothischen Institutionen, und waren gänzlich auf Feudalprinzipien gegründet. Dieß führt uns nun auf eine wichtige Eigenthümlichkeit, durch welche sich die biskayischen Gesetze von denen Aragoniens und jeder andern Provinz unterscheiden. Die Fueros der Biskayer hält man für die Institutionen eines Stammes, welcher bereits, ehe noch die Gothen ihr nordisches Vaterland verließen, im Besitz der Halbinsel war, und unvermischt mit eingewanderten Stämmen in diesen Gebirgen wohnten, also für die ersten Gesetze eines Urvolks. Diese Gesetze bestehen in den Sitten und Gewohnheiten, welche wild und frei in den Gebirgen emporwuchsen, wo sie immer noch blühen.

Die politische Verfassung von Biskaya hat das mit der gothischen Regierungsform gemein, daß sie auf dem System des Gleichgewichts beruht; aber sie unterscheidet sich von derselben in zwei wesentlichen Punkten; sie ist weit unabhängiger von königlichen Prärogativen, und vollkommen frei von der Oberherrlichkeit der Kirche oder der hohen Geistlichkeit in irgend einer Form.

Man weiß freilich nicht überall, daß es republikanische Freiheiten sind, für die sich die baskischen Provinzen schlagen. Ob die Anerkennung dieser Freiheiten vereinbar ist mit dem Gesammtinteresse des spanischen Volks, das ist eine andere Frage, die wir nachher in Erwägung ziehen werden. Wir behaupten zunächst bloß die Thatsache, daß in der politischen Verfassung dieser Provinzen sich keine Spur findet von dem streng

Digitized by Google

monarchischen Prinzip der Feudalstaaten, welches den König mit der gesetzgebenden Gewalt bekleidet und den Völkern bloß das Recht der Zustimmung läßt. Die Befugniß, Gesetze zu erlassen und Steuern aufzulegen, gebührt allein den Staaten oder der Junta. Die Biskayer erkennen auch den Königstitel nicht an, sondern nennen den spanischen Monarchen bloß den „Herrn" von Biskaya.

Hinsichtlich der Verhältnisse zur Kirche zeigt sich Folgendes: während mit dem gothischen Regierungssystem und insbesondere mit dem Spaniens, wo nach Montesquieu's Bemerkung der Geist der westgothischen Gesetze tief mit allen kirchlichen Institutionen verwachsen ist, eine stolze Hierarchie sich wohl verträgt, stoßen die biskayischen Gesetze diese Form kirchlicher Oberherrschaft mit einem presbyterianischen Abscheu zurück, und Biskaya zeigt uns das merkwürdige Schauspiel eines reinkatholischen und der Klostergeistlichkeit dindergebenen Volkes, welches doch wieder an einer demokratischen Form kirchlicher Verfassung festhängt.

Die beiden Hauptzweige der biskayischen Gesetze sind erstens die, welche sich auf die Municipalverwaltungen und Korporationen, Cabildos, Concegos und Ayuntamientos genannt, beziehen; zweitens die, welche die Zusammensetzung und Privilegien der Junta, Cortes oder die allgemeine Gesetzgebung der Provinzen vorschreiben. Die städtische Obrigkeit besteht aus einem Rath von Regidors, welche unsern Gemeinderäthen gleichen und vom Volke erwählt sind, und aus zwei Alcalden, die von den Regidors ernannt werden.

Die Cortes oder die Junta von Biskaya, welche die gesetzgebende Gewalt inne hat, ist eine repräsentative Versammlung. Sie besteht aus Vornehmen (genannt ricos hombres) und Deputirten der Körperschaften oder der Ayuntamientos, welche ein wesentlicher Bestandtheil der letztern sind. Die Art, wie diese Deputirten gewählt werden, ist folgende. Die Namen aller repräsentirten Städte werden in ein Gefäß oder einen Beutel geworfen, und die vier ersten, welche gezogen werden, bilden ein Wahlkollegium, das die Mitglieder der Stände aus den vier Deputirten jeder Stadt ernennt.

Ein kurzer Blick auf die Vertheilung des Bodens in diesen Provinzen, auf die Verhältnisse der Landeigenthümer und vor Allem auf die Ursache des Einflusses, welchen diese auf die Landbevölkerung ausüben, wird über den gesellschaftlichen Zustand ein Licht verbreiten. Die Macht der biskayischen Häuptlinge beruht nicht auf Reichthum und Einkünften, wie die der modernen Gutsbesitzer, noch auch wie bei den alten Baronen auf der Unterordnung und der Vasallenschaft, welche aus dem Lehenthum entspringen. Die Hidalgos dieser Gebirge haben weder solche Reichthümer, wie die englische Aristokratie, noch eine erbliche Gerichtsbarkeit, wie die deutschen Grafen und Herren. Fortgeerbtes Ansehen der Familie und uralter Besitz des Bodens, das sind allein die Rechtsansprüche eines biskayischen Häuptlings, und diese geben ihm eine Macht und eine Würde, welche kein Lehenverband und keine positive Institution ertheilen können. Die Hochlande Biskaya's sind nicht wie die von Asturien im Besitze weniger Granden, deren weite Besitzungen gleichsam einen Feudalstaat um sie her bilden. Sie sind meist in den Händen von mäßig begüterten Freisassen, Landeigenthümer, in einem glücklichen Mittelstande, welche nichts aufzuweisen haben als ihr ererbtes Familienansehen, welches bei einem rohen Volk unwiderstehlich einen natürlichen Einfluß ausübt. Die Abkunft, der Glanz der Familie überwiegt alle andern Auszeichnungen; alte Abstammung bildet einen festen und tiefgewurzelten Adel. Dieß ist die bewegende Seele des gesellschaftlichen Zustandes in Biskaya. Wenige erheben sich über die Mittelmäßigkeit ihrer Glücksumstände, aber ihre Besitzungen werden auch selten durch Veräußerung vermindert. Wenn nur der Stammbaum nicht unterbrochen ist und die Forterbung des von undenklichen Zeiten sich herschreibenden Besitzes keine Lücke zeigt, so kann weder Armuth, noch die Nothwendigkeit, sein Feld mit eigenen Händen zu bauen, dem Ansehen eines Hidalgo etwas benehmen oder den Glanz seines Namens trüben, welcher fest steht durch die Ehrwürdigkeit der Familie und das Alterthum ihrer Abstammung. Die Seiten der Gebirge Biskaya's und Alava's sind bedeckt mit verwitterten Thürmen, mit den Ruinen der Bergfestungen und Schlösser, von deren Mauern einst die Herren von Biskaya den Gothen und Saracenen Trotz boten. Tausend Dinge knüpft die ländliche Sage an diese Denkmäler an; an den Erinnerungen dieser Mauern hängt die Geschichte vergangener Tage. Diese Burgen sind die Genealogie der Basken. Der Besitz einer Casa Solar (so nennt man diese Schlösser, von welchen noch einige bewohnbar sind) wird als ein besserer Adelsbrief angesehen, als ein Monarch je ausstellen könnte. Es ist eine Art von Souveränetät damit verbunden. Ihre Besitzer sind die Clanhäuptlinge der spanischen Hochlande. Mit Ehrfurcht blicken die entferntern Verwandten auf sie als auf ihre Stammhäupter, und ängstlich leiten sie ihre Herkunft durch Nebenzweige aus demselben Stamme ab. Dieser gesellschaftliche Zustand, wie die Sinnesweise, welche denselben begleitet, ist einfacher, und stammt aus einer ältern Zeit, als die Feudalmonarchie. Wenn Blutsverwandtschaft und alte Erinnerungen sich vereinigen, so entstehen daraus die festesten Bande, welche vielleicht je Menschen an einander gekettet haben. Auch hat der Einfluß des Handels, der, wie wir gesehen haben, in diesen Provinzen lebhaft betrieben wird, das einfache Gemälde dieses idyllischen Lebens nicht verwischen können, noch hat er die Bande aufgelockert, welche das Landvolk in eine feste, gedrungene Masse zusammenhalten.

Die Freiheit von Leibeigenschaft erhebt und veredelt das biskayische Landvolk, entfesselt die Herzen aller Einzelnen zu derselben heroischen Gesinnung, vermehrt die moralische Energie des Landes und gibt demselben den vollen Gebrauch seiner Streitkräfte. Der Boden Biskaya's wird von einem freien Volke gebaut, und während anderswo das Landvolk, gebeugt durch den Druck der Feudalherrschaft, in thierische Rohheit versunken ist, sehen wir hier das Volk aufrecht und keck. Diese Freiheit vom Herrendienst gibt der biskayischen Bauerschaft eine auffallende Fröhlichkeit und höfliches Betragen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In England entdeckt man immer neue Kupferminen. Kürzlich wurde auf den Gütern des Lord Divorden in den Kirchspielen von Clanwealls woso in Anglesea, ganz in der Nähe von den Bergwerken Parys und Mona eine reiche Kupferader entdeckt. Sie ist an vielen Stellen sehr rein, viel reiner als selbst die Kupfermünzen von 1799; es erhebt sich nun die Frage, welche die Geologen, und Alle, welche sich für solche Dinge interessiren, beantworten mögen, ob die sekundäre Formation, in welcher man das Kupfer fand, in einer längst vergangenen Periode durch irgend eine große, gewaltige Hitze emporgetrieben worden ist, so daß das Erz von dem Gestein getrennt wurde, und in geschmolzenem Zustande die Form annahm, in der man es jetzt findet. Diese Entdeckung kommt zu sehr gelegener Zeit, indem die Parys- und Mona-Bergwerke, die so lange Zeit eine Quelle unermeßlichen Reichthums für ihre Eigenthümer und einträglicher Arbeit für Hunderte von armen Familien waren, zu versiegen drohen, wenigstens so weit man bis jetzt nachgeforscht hat.

*

Vor einiger Zeit verließen über 800 Personen Liverpool in Zügen von Wagen, welche von zwei Dampfmaschinen gezogen wurden, um dem Wettrennen zu Newton anzuwohnen; auf der Fahrt begegnete der einen Dampfmaschine ein Unfall, wodurch dieselbe unbrauchbar wurde; die beiden Züge wurden nun an die noch übrige Dampfmaschine angehängt, und diese zog die ganze Anzahl Wagen, eine Entfernung von 15 englischen Meilen, in Einer Stunde.

*

Ein englisches Blatt stellt folgende Vergleichungen zwischen der Zahl der Bäckerläden und Branntweinschenken in London an: In der Highstreet sind 7 Branntweinschenken und 2 Bäckerläden; von Highholborn bis zu der Ecke von Gray-Inns-Straße sind 27 Wirthshäuser und nur 7 Bäckerläden. Von der Ecke von Gray-Inns-Straße bis zur Königsstraße (nicht ganz der vierte Theil einer englischen Meile) sind 12 Branntweinschenken und nur 2 Bäckerläden!! In Saffronhill sind auf einer Länge von 200 Yards (ungefähr 600 Fuß) 8 Branntweinschenken und 5 Bäckerläden; die Bischopsgate-Straße und die Tottenhamcourt-Straße zeigen dasselbe Uebergewicht der Branntweinschenken über die Bäckereien.

*

Aus Glasgower Zeitungen vernimmt man, daß die Handelsexpedition nach dem Niger, von der man schon seit einigen Monaten gesprochen hatte, im Begriff ist, an den Ort ihrer Bestimmung abzugehen. Ein kleines eisernes Dampfboot ist zur Fahrt auf dem Niger bestimmt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 314. 10 November 1835.

Der Winter in Rußland.

(Schluß.)

Kein Winter vergeht, ohne daß man nicht merkwürdige Lufterscheinungen bemerkt. Die feurigen sind seltener als die glänzenden. Sternschnuppen zwar sieht man häufig, aber die Nordlichter bleiben oft mehrere Jahre aus. Gegen Ende März und Anfangs April erblickt man jedes Jahr Blitze, welchen stets der Donner folgt. Die glänzenden Lufterscheinungen bekömmt man beim Aufgange der Sonne, oder wenn sich dieselbe gegen den Himmelsrand neigt, zu Gesichte. So zog unter andern den 14 Februar 1829 russischer Zeitrechnung eine ungewöhnliche Beleuchtung der gegen Morgen gelegenen Zimmer Manchen an die Fenster. Dort erblickte er, so glaubte er es wenigstens im ersten Augenblick, eine Feuersäule, welche sich zu einer unermeßlichen Höhe erhob, bald aber bemerkte man, daß sie aus der Sonnenscheibe, welche so eben über den Sehkreis aufgetaucht hatte, emporstieg. Die Scheibe der Sonne selbst schien im Brande zu seyn, ihr Wiederschein röthete mit einer unbeschreiblichen Farbenmischung das mit Schnee bedeckte Gefilde. Die Feuersäule, welche unten nicht völlig den Durchmesser der Sonne hatte, breitete sich allmählich gegen oben aus. Bis zu ihrer Mitte schien sie eine dicke Flammenmasse zu seyn, dort aber theilte sie sich in unzählige durch feuerrothe Dünste bis zum hohen Himmelsgewölbe steigende Flammenspitzen, über ihnen wogte ein glühender Rauch, welcher sich weit und breit im Raume ausdehnte und sich nach und nach in weiter Ferne verlor. Fesselnd war der Anblick, man hätte glauben mögen, daß das Gestirn des Tages sich in Flammen auflösen müßte. So wie die Sonne höher stieg, erlosch allgemach die Feuersäule, der glühende Rauch und die glühendrothen Dünste. Nachdem sie völlig verschwunden waren, bedeckte ödes Grau den blauen Himmel und schnell stellte sich Sturm ein, welcher bis am folgenden Morgen wüthete.

Früher im gleichen Jahre, den 9ten Januar, zeigte sich bei hellem Himmel eine nicht minder schöne Lufterscheinung. Noch ziemlich weit vom Sehkreise, gegen halb vier Uhr Nachmittag, erblickte man die Sonne in blaßgelber Farbe mit einem aus ihrer Scheibe himmelan steigenden gleichfarbigen Schweife. In beträchtlicher und gleicher Entfernung von ihr, rechts und links, standen zwei senkrechte, mit den Farben des Regenbogens geschmückte Säulen. Sie stiegen von der Erde bis zu der Höhe, wo sich der lothrechte Schweif der Sonne endigte, dort aber wurden beide, so wie dieser selbst, von kaum bemerkbaren Dünsten gleichsam abgeschnitten. Die sieben Farben mit allen ihren sanft in einander schmelzenden Abstufungen folgten sich wie bei einem Regenbogen, nämlich von innen nach außen, roth, pomeranzengelb, königsgelb, grün, hellblau, indigoblau und veilchenblau. Mit dem allmählichen Sinken der Sonne verschwanden nach und nach ihr Schweif und die regenbogenfarbigen Säulen, sie selbst tauchte sich im Abendroth unter den Gesichtskreis.

Eine ähnliche Erscheinung zur gleichen Tageszeit beobachtete man den dreißigsten Wintermonat 1827. Damals stand die Sonne in ihrem gewöhnlichen Glanze am vollkommen reinen blauen Himmel, zwischen zwei geraden spitzwinkeligen, gleich weit von ihr entfernten ebenfalls mit den Farben des Regenbogens geschmückten Kegeln, deren Spitzen sich in sanften Uebergängen in die Luft verloren. Merklich ragten sie über die Sonne empor, ihre Farben zeigten sich wie bei einem Hauptregenbogen, die veilchenblaue Farbe nach der Sonne, die rothe aber nach außen gekehrt. Mit dem Sinken der Sonne entfernten sich die beiden Prachtkegel von derselben, wurden kleiner und verloren zugleich verhältnißmäßig von ihrem Umfange, ohne daß jedoch die Lebhaftigkeit ihrer Farben abnahm; noch ehe die Sonne sich barg, verschwanden sie völlig. Solche Lufterscheinungen sehen die Russen als die Vorboten einer strengen Kälte an, nie aber bemerkte ich nach ihrem Erscheinen eine große Veränderung an dem Stande des Quecksilbers.

Zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche fängt die Witterung gewöhnlich an, etwas milder zu werden. Das Erdreich ist dann 3 bis 4 Fuß tief gefroren, und seine Oberfläche mit einer 2 bis 3 Fuß dicken Eis- und Schneerinde bepanzert. Am Morgen steht das Quecksilber noch 4 bis 12 Grade unter Null, allein da zu dieser Zeit die Mittagssonne dasselbe zuweilen bis 25 Grade über diesen Punkt treibt, so wird jene erweicht, und macht die ersten Versuche sich in Wasser aufzulösen. Durch tausend Gaukeleien im Schnee und auf den Bäumen verkünden bei dieser Sonnenwärme die grauen Krähen und die Dohlen den herannahenden Frühling, die Tauben girren, die Sperlinge werden leichtfertig, und es kreiset der zurückgekehrte Weihe (falco milvus) über die Gärten und die Dächer der Stadt. Nun eilen Hunderte von

Digitized by Google

Schlitten die durchsichtigen drei bis vier Fuß dicken Eisschollen, welche man aus dem Moskwaflusse hauet, nach den Eiskellern zu führen, denn vor dem Eisgange senkt sich der gefesselte Fluß tief in sein Bett hinab, um sich von dem bald wachsenden Gewässer wieder emporheben zu lassen. Die hölzernen Brücken werden, sie vor dem Eisgange zu retten, abgebrochen. Mit der ersten warmen Luft berstet das Eis, kömmt in Bewegung und der Fluß schwillt an. Aus der Ferne strömen schwimmende Eismassen heran, und eilen mit Ungestüm, den Schlangenwindungen ihres Bettes zu entrinnen. Beinahe die ganze Kaje und alle am Flusse liegenden Straßen werden überschwemmt, die beiden Ufer des Flusses stehen nur noch durch die einzige steinerne Brücke am Fuße des Kremls in Verbindung. Gewöhnlich dauert der Eisgang drei Tage und Nächte fort.

Ein neues Leben beginnt jetzt in den Straßen. Ihre Eis- und Schneerinden hat die warme Luft und die Sonne erweicht, tausend und tausend Hände sind beschäftigt, diesen lockern Panzer mit Hebeisen, Piken und Schaufeln aufzubrechen, und Schlitten an Schlitten führen den Unrath weg, in Strömen fließt das kalte kothige Schneewasser durch die Straßen, dem Fußgänger wird es unmöglich dieselben zu überschreiten, denn bis über die Waden würde er in den Koth und das Wasser sinken, oder er würde auf dem unsichtbaren Eise ausgleiten und arg gebadet werden, aber auch den wieder zum Vorschein gekommenen Drotschken sind sie gefährlich, nicht selten werfen sie um, bedient man sich ihrer, und gelingt es auch mit heiler Haut nach Hause zu kommen, so gelangt man doch immer mit erbärmlich beschmutzter Kleidung dort an.

Mit dem Aufthauen des Eises und des Schnees ist jedoch der Frühling noch nicht vorhanden. Gewöhnlich stellen sich wenige Tage nach demselben rauhe und kalte Winde ein. Schnee und Eis erscheinen von Neuem, verschwinden aber bald wieder. An sonnenreichen, vom Winde geschützten Stellen zeigt sich wohl ein Veilchen oder sonst ein Blümchen, allein den Lenz kann man selten mit dem ersten Mai der russischen, oder dem 13ten Mai der gregorischen Zeitrechnung begrüßen.*) Mit seinem Erscheinen zeigen sich an dem menschlichen Körper die Folgen des strengen Winters, manche sind für denselben sehr gefährlich und einige tödtlich.

Obgleich Petersburg 4° 11′ 18″ nördlicher als Moskau liegt, und in der Regel einen längern Winter als dieses hat, welches wahrscheinlich von dem Eise des Ladoga-Sees und demjenigen der mächtigen Newa herrührt, so herrscht im Ganzen während der rauhen Jahreszeit dennoch ein stärkerer Grad von Kälte in Moskau. Nicht im Norden, sondern im Osten muß man Rußlands strenge Winterkälte suchen. Die Ursache davon mag vielleicht die Höhe des Landes, welche in dem asiatischen Rußland noch nie gemessen worden ist, die Menge seiner Salzlager und sein kümmerliches Pflanzenreich seyn.

*) Im Jahre 1850 ließ sich den 4ten Mai der russischen Zeitrechnung oder den 16ten Mai der gregorischen, die Erde eines sonnenreichen Gartens kaum einen Fuß tief bearbeiten, tiefer war sie noch steinhart gefroren.

Strenger als in Moskau ist des Winters Kälte in Kasan;[1]) sie steigt stufenweise in Perm,[2]) in Tobolsk,[3]) in Tara,[4]) in Tomsk,[5]) in Irkutsk[6]) u. s. w.

Der jetzige Zustand der Insel Puerto Rico.

(Fortsetzung.)

Die Xivaros, — so nennt man die weißen Landbesitzer, — sind unläugbar ganz nach spanischer Sitte ein bequemes Geschlecht, das sich in einer behaglichen Existenz zu vermehren scheint, ohne eben viel zu dem Handelsreichthum oder der geselligen Bildung der Insel beizutragen. Wie das irische Landvolk, sind diese Leute berühmt wegen ihrer Gastfreiheit, und wie die Irelander, sind sie stets und bei der unbedeutendsten Veranlassung schlagfertig. Sie wiegen sich den lieben langen Tag in ihren Hängematten hin und her, rauchen ihre Cigarren und klimpern auf der Guitarre. Der Pisangwald, der ihre Wohnungen umgibt, und der Kaffeebaum, der fast ohne alle Pflege wächst, reichen für ihre wenigen Bedürfnisse hin. Die Hütten sind mit Palmblättern gedeckt, die Seiten sind offen oder höchstens mit denselben Blättern wie das Dach bekleidet — so mild ist das Klima. Manche Hütten haben Thüren, andere nicht. Man braucht hier keine Räuber zu fürchten, und wenn es deren gäbe, würde die Armuth vor Gewaltthätigkeit schützen. Einige Flaschenkürbisse und irdene Töpfe — eine oder zwei Hängematten, von der Rinde des Palmbaums gefertigt, zwei oder drei Kampfhähne und ein machete (kurzer Säbel) machen die ganze bewegliche Habe des Xivaro aus. Einige Kaffeebäume, Pisang, eine Kuh, ein Pferd, ein Morgen Land mit Mais oder süßen Pataten bepflanzt, sind Alles, was ein Xivaro wünscht, um behaglich zu leben. Wenn er auf seinem magern abgetriebenen Pferde sitzt, und mit seinem Säbel an der Seite, den breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe, in sein baumwollenes Wamms, das frische Hemd und die weiß und blau gestreiften weiten Beinkleider gekleidet, seine Hütte verläßt, um zur Messe oder zum Tanz oder zu einem Hahnenkampfe zu gehen, hält er sich für den unabhängigsten und glücklichsten Sterblichsten unter der Sonne.

Ich ritt, erzählt uns Hr. Flinter, eines Nachmittags auf dem Lande spazieren, und wurde von einen jener plötzlichen Regenschauer überfallen, welche unter den tropischen Himmelsstrichen so gewöhnlich sind. Ich flüchtete in aller Eile in das nächste Haus, die Wohnung eines armen Xivaro. Es stand am Abhang eines kleinen Hügels und war von Pisangbäumen umgeben, welche eben nicht sehr sorgfältig gepflegt zu werden schienen,

---

	Nördl. Breite.			Oestliche Länge v. d. Insel Ferro.			Entfernung von Moskau, russ. Meilen.
1)	55°	47′	50″	66°	47′	42″	824
2)	58	1	15	74	6	5	1595
3)	58	11	45	85	45	45	2318
4)	56	54	51	91	40	57	2898
5)	56	29	59	102	49	56	3925
6)	52	16	41	121	51	48	5580

Digitized by Google

nahe dabei war ein großes mit Pataten bepflanztes Land. Ich stellte ohne viele Umstände mein Pferd unter das vorspringende Dach, und trat mit dem auch in Irland gewöhnlichen Gruße: „Gott sey mit allen hier," in das ärmliche Haus. Der Eigenthümer des Hauses, ein Mann von etwa 40 Jahren, gab meinen Gruß freundlich zurück. Er trug ein buntes Hemd und weite leinene Beinkleider. Er lag in einer seiner Körperlänge nicht ganz angepaßten Hängematte; der eine Fuß hing zur Erde hinab und mit diesem stieß er die Hängematte hin und her, und wendete in gewissen Zwischenräumen eine große süße Patate, die über etwas glühender auf einem Steine liegender Asche geröstet wurde, und ohne Zweifel sein Abendessen abgeben sollte. Er hatte eine Guitarre in der Hand und entlockte derselben Töne, welche mir übel klingend vorkamen, ihm selbst aber ungemein zu gefallen schienen. Als ich eingetreten war, wendete er sich auf die Seite und bot mir die Hängematte an, was ich natürlich nicht annahm. Zwei kleine, ganz nackte Kinder wiegten sich in einer andern kleinen Hängematte hin und her, und zehrten gierig an großen gerösteten Pisangen. Die Frau kauerte auf dem Boden und fütterte vier Kampfhähne, welche den besten Theil des Hauses inne hatten; der Mann mahnte seine Ehehälfte dann und wann, den Thieren nicht zu viel Mais und Wasser zu geben. Die Freundlichkeit, mit welcher ich aufgenommen wurde, ist in dem nördlichen Europa eine Seltenheit. Sie legten ein großes Palmblatt über meinen Sattel, damit er nicht naß wurde, und ruhten nicht, bis ich in ihrer Hütte Platz genommen hatte. Der Mann war sehr mittheilender Natur; er weihte mich in den ganzen Stammbaum seiner Kampfhähne ein, und zählte die Kämpfe her, in welchen sie schon Sieger gewesen. Er zeigte auf einen derselben und sagte, dieser sey „ein sehr delikater Vogel" — ein Ausdruck, dessen sich die Xivaros stets zu bedienen pflegen, wenn sie den großen Werth eines Gegenstandes begreifen wollen; er schloß damit, daß er mir ihn als ein Geschenk anbat. Ein Xivaro hat von einem Menschen, welcher die Verdienste eines Kampfhahns nicht zu durchschauen und zu besprechen versteht, keine große Meinung. Als ich Abschied nahm, stellten sie ihre Hütte mit einer Artigkeit zu meinen Diensten, als wäre sie ein Palast, und wiederholten den Wunsch, mich wieder zu sehen. Die angeborne Höflichkeit dieser Leute hält jeden Fremden auf; mit Freude gewahrte ich, wie zufrieden und glücklich sie sind; ohne an die Gegenwart zu denken, ohne für die Zukunft zu sorgen, leben sie ohne Mangel, ohne Wünsche, ohne Ehrgeiz dahin.

Puerto Rico producirte im Jahre 1830, 414,000 Ctr. Zucker, 250,000 Ctr. Kaffee, 35,000 Ctr. Tabak, anderer Kolonialerzeugnisse nicht zu gedenken; überdieß besaß die Insel zahlreiche Viehheerden, welche sich unter den Landeigenthümern vertheilten, von denen die drei oder vier reichsten über tausend Stück jeder, die ärmsten der freien Landbebauer eine oder zwei Kühe hatten. Das Einkommen betrug 800,000 spanische Thaler, die sämmtlichen Ausgaben 630,000 spanische Thaler.

Die freien farbigen Einwohner von Puerto Rico sind bei weitem zahlreicher, als auf irgend einer andern westindischen Insel und diese Thatsache allein spricht, wenn wir das nicht auszurottende Vorurtheil gegen die Farbe erwägen, das solch unendliches Elend und gesellige Spaltung über einen großen Theil der Erde gebracht hat, stärker als jedes Lob zu Gunsten der Bewohner und der Regierung dieser Insel. Das ganze britische Westindien enthielt vor dem Jahre 1834 nicht mehr als 80,000 freie farbige Bewohner, während die Gesammtbevölkerung diese Zahl zehnfach überschritt; davon waren 16,000 allein auf Trinidad — einer Insel, die lange Zeit nach spanischen Gesetzen verwaltet wurde. Obgleich das weiße Blut auf Puerto Rico, wie überall jenseits des atlantischen Meeres, ein Adelsdiplom ist, so verachtet der Xivaro den Farbigen nicht mehr, als der Grande von Altspanien den, der ihm an Rang untergeordnet ist.

(Schluß folgt.)

Das naturgeschichtliche Museum in Paris.

Der National enthält hierüber folgenden Artikel: Das Museum für Naturgeschichte sieht mit jedem Jahre seine kostbaren Sammlungen wachsen. Die Abtheilung der Reptilien und Fische besteht gegenwärtig aus 5880 Arten und 21,550 Individuen. Die Abtheilung der Insekten und Krustaceen ist dieses Jahr um 7019 Arten und 25,000 Individuen gewachsen. In der Klasse der Insekten zählt man mehr als 50,000 beschriebene Arten, und wenigstens eben so viel, welche noch keinen Namen haben. Die Abtheilung der Mollusken und Zoophyten ist um 550 Arten lebender Muscheln, um 580 Fossilien und ungefähr 500 todte in eben so vielen Gläsern aufbewahrte Thiere angewachsen. Im Durchschnitt kommen vier Individuen auf die Art. Auch die Sammlungen für vergleichende Anatomie sind in diesem Jahre reicher geworden um 51 Skelette, 116 in Weingeist aufbewahrte und 50 trockene Präparate und 15 neue Modelle fossiler Bruchstücke, von welchen 294 Abdrücke in die Departements und ins Ausland gesendet wurden.

Die Masse der getrockneten Pflanzen hat sich durch die reichen Sammlungen, welche Herr Jacquemont aus Indien geschickt hat, sehr vermehrt. Man kann die Zahl der in diesem Jahre ins Herbarium eingetragenen Arten auf 16,000 schätzen. Seit 1833 hat die geognostische Abtheilung bedeutenden Zuwachs erhalten; mehr als 5000 Exemplare von Felsmarten aus den verschiedensten Gegenden der Erde sind im Museum angekommen. Dasselbe hat außerdem eine systematisch geordnete Sammlung von mehr als 1500 Exemplaren fossiler Pflanzen erhalten. Man hat indeß eine große Zahl der Lücken in den Sammlungen der fossilen Ueberreste der organischen Urwelt zu bedauern. Die mineralogische Sammlung ist verhältnißmäßig sehr arm. Bei den Diamanten ist z. B. die Reihe der Farbennüancen unvollständig. Eben so verhält es sich mit den folgenden Arten: Demantspath, Topas, Smaragd, Euklas und Spinell. Auf 40,000 Franken schätzt man die Summe, welche nöthig seyn würde, um in 1 oder 2 Jahren die Sammlungen des Museums mit den größern Sammlungen des übrigen Europa auf gleichen Fuß zu setzen. Das Museum besitzt eine Bibliothek, die 18,500 Bände enthält; auch Zeichnungen sind daselbst. Als Budget dieses Instituts ist im Jahre 1834 die Summe von 564,000 Franken bestimmt worden; im Jahre 1835 verlangte man einen durch die Umstände begründeten Zuschuß von 61,000 Franken, den man zur Vervollständigung aller derzeit zurückgebliebenen oder unvollständigen Abtheilungen anwenden würde.

Der Sitz des Kriegs in Spanien.

8. Die Gesetze, Sitten, Zustand und Lebensart des Volks.

(Fortsetzung.)

Die biskayischen Provinzen sind frei von den Gesetzen und Verordnungen der Mesta, welche dem Adel und der güterbesitzenden Geistlichkeit das Recht geben, ihre Schafe, die in die Millionen gehen, auf den Feldern und Wiesen der Eigenthümer ohne Entschädigung weiden zu lassen, — die ärgste Plackerei, die je auf dem Feldbau eines Landes

Digitized by Google

drückte. Aber hier, wie in den übrigen Theilen von Spanien, sind Fortschritte des Landbaues und eine in größerem Maße durchgeführte Sparsamkeit in der Bewirthschaftung des Bodens unmöglich gemacht durch die Erbfolge-Gesetze, welche jedes Familiengut für unveräußerlich erklären. Das Gesetz, welches die Erbfolge des Güterbesitzes vorschreibt, heißt Mayorazgo und vereinigt den Grundsatz der Unveräußerlichkeit des Besitzes mit dem Erstgeburtsrecht. Es ist dieß ein Ueberbleibsel des westgothischen Gesetzbuches, oder besser des römischen Rechts, auf welches das gothische gepfropft war. Dieß Gesetz verbietet nicht allein den Wechsel durch Uebertragung, sondern auch jede mögliche Theilung des Bodens, und ist ein bedeutendes Hinderniß für die Anwendung von Kapitalien auf den Landbau. Daher ist auch das wohlkultivirte Aussehen, welches die Thäler in diesen Provinzen darbieten, nur theilweise, und die Frucht der angestrengten Arbeit Einzelner, nicht allgemeiner Verbesserungsvorschläge.

Ein anderes Element, und vielleicht das bedeutendste in diesem Kampfe, ist die Religion und der Einfluß der Geistlichkeit. Bei der Einfachheit des Landlebens ist dieß Verhältniß zwischen den Geistlichen und der Gemeinde sehr innig, das herrschende Glaubensbekenntniß mag beschaffen seyn, wie es will, und die ergreifenden Ceremonien der Taufe, der Heirath und des Leichenbegängnisses — wichtige Begebenheiten im Leben des Bauern, an welchen der Priester einen sehr bedeutenden Antheil nimmt — geben den Geistlichen eine weite Gewalt im Geist des Volks. In dieser Form des gesellschaftlichen Lebens sind die Naturgefühle viel stärker, und haben einen viel ungehemmtern Lauf, als in den künstlichen Verhältnissen eines civilisirten Lebens, und die Empfänglichkeit für persönliche Zuneigung vermehrt noch die Macht der Religion. Ueberdieß gibt es in dem physischen wie in dem geistigen Leben des baskischen Volks Umstände, welche den Einfluß dieser Ursachen noch in hohem Grade steigern.

In keinem Lande, wie in Spanien, hat sich die katholische Religion in solcher Reinheit und Stärke, so unvermischt mit irgend einem andern Elemente, welches dieselben ändern oder trüben könnte, erhalten, in keinem Lande ist das große Resultat dieses Religionssystems, die Steigerung des moralischen Einflusses der Geistlichkeit, so daß Leben und Gedanken des Volks gänzlich unter der Leitung der Priester stehen, so vollkommen erreicht worden, wie dort. Alles hat in Spanien auf dieses Resultat hingewirkt, die eifrige Thätigkeit des Klerus, die Strenge der Gesetze und die Eifersucht der Regierung. Um diesen Zweck zu erreichen, hat man den geistigen Zustand des Volks wachsam beaufsichtigt. Jeder Strahl religiösen Lichts wurde bis in die neueste Zeit durch die Schrecken der kirchlichen Tribunale abgehalten. Alle Zweige weltlichen Wissens wurden verbannt wegen ihrer Richtung auf die Entfesselung der Gedanken, womit, wenn auch entfernt, die Tendenz verbunden ist, das Joch der Kirche zu zerbrechen.

So sehr auch in allen Theilen Spaniens Zuneigung für die Geistlichkeit herrscht, so findet dieß doch noch in viel stärkerem Grade in Biskaya statt. Das zähe Festhalten an alten Gebräuchen und jeder Sitte, welche sich von den Ahnherrn herschreibt, gibt den religiösen Gebräuchen eine Stärke, welche nur die Nationalsitte selbst hat, weil die Lokalerinnerungen, welche ihre Berge und ihre Thäler bevölkern, und die lebendige Sage, welche sie erhebt und allen Gefühlen Stärke gibt, den religiösen Meinungen des Volks eine Kraft und eine Energie gibt, wie sie sich in keinem andern Theile dieses Landes finden. Die kirchlichen Anstalten, der Weltgeistlichkeit wie der Ordensgeistlichkeit, machen keinen unbedeutenden Theil der ehrwürdigen biskayischen Institutionen aus; die Legenden ihrer Klöster hängen zusammen mit den Sagen des Landes, die Mönchsorden mit seiner Geschichte. Wo der religiöse Glaube, wie dieß bei jedem rohen Volke der Fall ist, noch nicht zu kämpfen hat mit den Leidenschaften, welche aus komplizirten Interessen entspringen, da findet sich Vieles, was die Uebel auch einer zu weit gehenden Anhänglichkeit an die Geistlichkeit mildert und ausgleicht. Die römische Hierarchie und der Schmuck klösterlicher Stiftungen reicht hin, um dem nackten Leben dieser öden Striche einen Schmuck zu verleihen. Ohne den Mönch wäre der gesellschaftliche Zustand dieses Landes ärmlich, und die Mönchskutte und die Sandale verbannen, hieße die Mannichfaltigkeit dieses Lebens tödten. Die schwarze Gestalt eines Kapuziners gehört ebenso zum Gemälde der biskayischen Gebirge, wie ihre Schlösser, und die im Schatten hinschleichende Gestalt ist für diese düstere Landschaft eben so wesentlich, als die Ruine selbst. Einige Bande, einiges künstliche Gewebe, sind freilich bei diesem locker verknüpften gesellschaftlichen Zustande nothwendig, um jene Verhältnisse, welche durch mannichfaltige Betriebsamkeit in den reifern Gemeinden erzeugt werden, auszufüllen. Auch zeigt der Aberglaube in diesen spanischen Hochlanden nicht die finstere Physiognomie, noch umkleidet sich die Bigotterie mit dem Schrecken, welche diese Grundsätze in den Ländern annehmen, wo ihre Herrschaft bedroht ist. Durch ihre Sprache für alle Neuerungen verschlossen, haben die Biskayer ihren ursprünglichen Glauben rein erhalten, selbst von den unbedeutenden Neuerungen, deren Verbreitung in den südlichen Provinzen von der Eifersucht der spanischen Priester nicht verhindert werden konnte. Keine Ketzerei drang in diese Thäler, selbst ihre Sprache war unbekannt, und die Formen sowohl als der Geist des Katholicismus sind wie vor der Zeit des Verfalls der päpstlichen Macht. Die Schroffheit dieser Lehre verliert sich in dem Hirtenleben dieses Volks. Die Beichte ist nicht (oder war es wenigstens nicht bis jetzt, neuere Ereignisse haben dieß geändert) das Werkzeug des persönlichen Interesses, der Politik, des Ehrgeizes, sondern Quelle des Trostes, und in der That ein Geschäft der Seelsorge. Der Pater ist Freund und Rathgeber des Landvolks, welches demselben nicht bloß die Leitung seines Seelenheils, sondern auch die Last seiner zeitlichen Sorgen überläßt.

Die Bemühungen dieser Geistlichen haben unbestreitbar die Flammen des biskayischen Bürgerkriegs entzündet, in dem sie jede patriotische Gesinnung und Leidenschaft des Landvolks aufregten, und ihnen wie gewöhnlich über den gegenwärtigen Erbfolgestreit solche Ansichten beibrachten, daß das Nationalvorurtheil gegen die Königin eingenommen wurde. Der Grund dieser Handlungsweise war der Vortheil ihrer Orden, und die Furcht vor dem Verfall ihrer Macht, welcher durch den Sieg der Revolution herbeigeführt werden könnte. Als Carlos im Oktober 1833 zum Erstenmal unter den Gebirgsbewohnern proklamirt wurde, erhoben die Geistlichen die Fahne der Empörung an der Spitze der aufgestandenen Bauern; viele Mönche nahmen die Kleidung der Guerillas, und thaten den Truppen der Königin in den Engpässen und Schluchten von Guipuzcoa bedeutenden Schaden. (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Aus New-Yorker Zeitungen ersieht man, daß diese Stadt im Begriff ist, den Vorschlag, mit Holz zu pflastern, ins Werk zu setzen, wie dieß bereits in St. Petersburg in Ausführung gebracht wurde. Ein Theil der Broadway wurde für diesen Zweck ausgewählt. In den New-Yorker Blättern heißt es darüber unter Anderem: „Jeder kleine Holzblock hat die Form eines Sechsecks; sie werden nun alle zusammengefügt und genau an einander getrieben durch ein langes Stück Zimmerholz, welches an den Seitengossen angebracht wird; die Zwischenräume zwischen den Blöcken müssen wohl ausgekittet werden mit Theer oder Pech.

*

Gegenwärtig gibt es zu Jeddo ein Observatorium, das wohl versehen ist mit Instrumenten, welche in Europa verfertigt wurden. Ein Kataster-Bureau arbeitet an einer Karte des ganzen japanischen Archipels. Die Ingenieure bedienen sich auf der Ebene des Reflexionssextanten, die Berge messen sie mit dem Barometer. Herr Siebold hat sich die von den japanischen Ingenieuren vollständig ausgefertigte Karte der Meerenge verschafft, welche Nipon von der benachbarten Insel trennt. Herr Krusenstern hat die Genauigkeit derselben mit Hülfe der schon früher von russischen Offizieren vorgenommenen Aufnahmen erkannt. An mehrern Punkten werden sehr regelmäßig meteorologische Beobachtungen angestellt. Unter den zahlreichen von Herrn Siebold zurückgebrachten Karten macht sich eine bemerklich, die sich auf ein von den japanischen Astronomen entworfenes trigonometrisches Netz gründet und sehr gut von einem chinesischen Künstler gestochen worden ist.

*

Geldbriefe, welche aus England nach Paris gehen und daselbst auf der Post liegen bleiben, fallen sämmtlich in die Kasse des französischen Postamts; nach Herrn Poulett Thomsons Schätzung beträgt der den britischen Unterthanen dadurch verursachte jährliche Verlust gegen 10,000 Pfund Sterling.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 315. 11 November 1835.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

Lyrik. (Fortsetzung.)

Unter Amerika's lyrischen Dichtern hat Bryant vielleicht das Beste geschrieben, wiewohl ihm als Dichter im höheren Sinne des Worts Percival und Dana weit vorgehen. Aber Bryant besitzt Geschmack und feines Urtheil, und in Verbindung mit diesen bringt das Talent oft eine unmittelbar größere Wirkung hervor, als ohne sie der höhere und fruchtbarere Geist. Bryant wählt immer einen Stoff, den er zu beherrschen versteht, und verarbeitet ihn mit dem sorgfältigsten Fleiße; so kommt es, daß er, ein Mann in den mittleren Jahren, verhältnißmäßig doch nur wenig geschrieben hat. Zarte Sentimentalität und Süßigkeit ist der Charakter seiner schönsten Lieder, die sich überdieß durch eine Fülle anmuthig gewählter Bilder auszeichnen. Die drei seiner Gedichte, die am meisten bekannt sind, und am öftesten genannt werden, sind: „Thanatopsis," „an einen Wasservogel," und „der Abendwind." Wir führen hier das letztere an, welches wir im Fache des Lyrischen für das beste Produkt halten, das je aus der Feder eines Amerikaners geflossen:

„Du Geist, der durch mein Gitter weht, den Abend
Des schwülen Tags mit frischem Odem kühlt,
Wie strömt dein Hauch um meine Schläfe labend!
Hast wohl bis jetzt auf tiefer See gespielt,
Taglang auf blauen Wellenrossen trabend,
In ihren Mähnen, schaumumspritzt, gewühlt?
Dem glühen Strande jetzo zugeschwommen,
Du Wanderer des Meers, sey mir willkommen.

Nicht mir allein; — viel tausend Brüste heben
Sich deiner Labung Fülle zu empfahn;
Tagmüde Glieder regt ein neues Leben
Mit raschem Pulsschlag bei des Nachtwinds Nahn,
Und schmachtend lauschet deinem Flügelstreben
Des Binnenlandes unermeßner Plan.
Geh' hin — es dunkelt tiefer — geh' und werde
Ein Gottessegen der verlechzten Erde!

Geh', kräusle dort die sternenhelle Fluth,
Wieg' die Waldvöglein auf den Schlummerzweigen;
Den Urwald wecke, der erhaben ruht,
Und alle Wunderstimmen, die noch schweigen
In seinem Schoß, sach' in Gesanges Glut.
Gleit' leise hin, wo fromm die Blumen neigen
Die halbgeschloßnen Kelche, schatt'ge Ranken
Ueber den abendlichen Bächen schwanken.

Es stützt der schwache Greis, daß er dich fühle,
Sein Silberhaupt; du lullst in Schlaf das Kind,
Um seine Locken säuselt deine Kühle,
Der kleine Schläfer athmet tief und lind;
Auch die umstehn des Kranken Schmerzenspfühle,
Sie hören freudig dich, o Abendwind!
Und ziehen sanft den Vorhang ihm zurücke,
Damit dein Hauch die heiße Stirn erquicke.

Geh' hin, berausche dich in Töne und Düften,
Dann wird Natur, ein ew'ges Wechselleben,
Zurück dich führen nach der Tiefe Grüften,
Der mütterlichen See dich wiedergeben;
Den Segler wird es in den Meeresklüften
Wie Blüthenhauch des Vaterlands umweben,
Und, deinem Murmeln lauschend, wird er träumen
Vom Heimathstrom und heimathlichen Bäumen. *)

*) Wir theilen die schönen Strophen, von denen wir oben eine freiere Nachbildung wagten, unsern der englischen Sprache kundigen Lesern im Original mit:

Spirit that breathest through my lattice, thou
That cool'st the twilight of the sultry day,
Gratefully flows thy freshness round my brow;
Thou hast been out upon the deep at play,
Riding all day the wild blue waves till now,
Roughening their crests, and scattering high their spray,
And swelling the white sail. I welcome thee
To the scorched land, thou wanderer of the sea!

Nor I alone — a thousand bosoms round
Inhale thee in the fulness of delight;
And languid forms rise up, and pulses bound
Livelier, at coming of the wind of night;
And, languishing to hear thy grateful sound,
Lies the vast inland stretched beyond the sight.
Go forth into the gathering shade, go forth,
God's blessing breathed upon the fainting earth!

Go, rock the little wood-bird in his nest,
Curl the still waters, bright with stars, and rouse

Digitized by Google

Bryant ist ein angehender Vierziger, und war ursprünglich für die Rechtswissenschaft bestimmt. Dichter lieben selten ein so trockenes Studium; als ihm daher eine zahlreiche Familie heranwuchs, und es ihm an Praxis fehlte, so sah er sich gezwungen etwas Anderes zu versuchen, und er unternahm die Herausgabe der Evening Post, eines politischen Blattes, welches gegenwärtig in New-York großen Absatz hat. Die Politik macht in den Vereinigten Staaten ziemlich schmutzige Finger; aber Bryant fand die Wahrheit des amerikanischen Sprüchworts: Schmutzige Arbeit bringt sauberes Geld," und nachdem er sich einige Jahre emsig mit Journalistik beschäftigt, fuhr er mit seiner Familie über Meer, und ging nach Italien, wahrscheinlich um sich seine Phantasie weiß zu waschen.

(Fortsetzung folgt.)

Der jetzige Zustand der Insel Puerto Rico.

(Schluß.)

Die gute Behandlung der Sklaven ist die Grundlage, auf welcher, wie man mit Recht annimmt, das Wohl der Insel hauptsächlich ruht. So klein ihre Zahl auch seyn mag, darf man doch behaupten, daß in jedem Staate, in welchem die Sklaverei geduldet wird, die ganze Gesellschaft dadurch einen gewissen Charakter erhält; daß das Volk ausschweifend, grausam, ordnungslos in dem Grade ist, als die Seelenzahl der niedrigsten Klasse sich höher oder niedriger herausstellt. Die Eigenthümlichkeiten des spanischen Charakters sind in der neuen Welt so stark markirt, wie in der alten. Vielleicht hat kein Nationalcharakter eine Färbung, in welcher so viel Vortreffliches und Schlechtes gemischt ist. Dieselbe natürliche, angeborene Güte des Charakters stellt sich, man führe dagegen an, was man will, überall heraus, wo das kastilische Banner erhoben worden ist, und die fleißigen Catalonier und Biscayer sich um dasselbe gesammelt haben. Der Spanier ist vorzugsweise starken, überwältigenden Leidenschaften unterworfen. Seine Seelengüte ist, obgleich sie einen Grundzug bei ihm ausmacht, lediglich eine passive Eigenschaft, welche sich einer starken Erregung leicht unterordnet. Mit seinem Verstande ist es gerade wie mit seinem moralischen Charakter, — er ist kräftig, kerngesund, aber jedes Vorurtheil haftet und erringt sich leicht das Uebergewicht. In frühern Zeiten hat Goldburst, dann religiöser Fanatismus und zuletzt der Parteigeist die ganz wilde Rauheit in ihm geweckt, deren die menschliche Natur nur fähig ist. Dennoch sah man bei der höchsten Krisis der Leidenschaft, wenn der böse Geist in der Brust, die er beherrschte, nur einen Augenblick beschwichtigt werden konnte, seine natürliche, milde Herzensgüte oft in ihrem vollen Glanze sich kund thun. Während die Wuth des Geizes die frühesten Eroberer Amerika's beherrschte und sie zu Handlungen verleitete, welche die menschliche Natur empören, wurden die Grundlagen zu einem Gesetzbuch sowohl für Sklaven wie für die eingebornen Indianer gelegt, dessen Geist bisher immer unter den spanischen Kreolen vorherrschte, und vor dem Nationen erröthen müssen, welche sich ausschließlich für aufgeklärt halten. Seichte Köpfe haben oft den Satz verfochten, freie Staaten zeigten weniger Menschlichkeit in ihren Kolonien, als die, wo das absolut monarchische Prinzip gilt. In der ganzen Geschichte Westindiens ist die der französischen Inseln vor der Revolution vielleicht am meisten mit Thaten der Grausamkeit geschwängert. Auf der andern Seite haben die freien Staaten Südamerika's inmitten aller Anarchie und Spaltung jene Grundsätze christlicher Milde und Gerechtigkeit, welche bis vor nicht langer Zeit Spanien allein kannte und übte, nicht allein treu verfolgt, sondern auch noch weiter ausgebreitet.

In den spanischen Gesetzen sind die Stunden der Arbeit, die Art der Nahrung und Bekleidung und viele andere Einzelnheiten in Bezug auf die Behandlung der Sklaven, bis in das Kleinste nach sehr menschlichen Grundsätzen festgestellt. Jeder muß seine Sklaven in der christlichen Religion unterrichten lassen, so daß sie binnen einem Jahre nach ihrer Ankunft durch die Taufe in die Kirche aufgenommen werden können. Fünf und zwanzig Streiche sind die höchste Strafe. Die Bestimmungen zur Förderung ehelicher Verbindungen sind für die Sklaven sehr günstig, so daß sie den Pflanzern häufig große Verlegenheiten bereiten. Dieß sind nur wenige Beispiele aus einem milden Gesetzbuche, welches durch die natürliche Herzensgüte des Volkes so unterstützt wird, daß von dem Elend und der Schmach, welche mit der Sklaverei verbunden sind, so wenig als dieß bei der traurigen und schändenden Natur derselben möglich ist, zurückbleibt.

So weit stimmt man im Allgemeinen den Ansichten des Hrn. Flinter in Bezug auf die Lage der Bewohner dieser Insel leicht bei. Seine Angaben aber, durch welche er die Zweckmäßigkeit der Anpflanzung des Zuckerrohrs durch freie Arbeit darzustellen bemüht ist, sind nicht so einleuchtend. Diese aber machen den wichtigsten Theil des Buches aus. Bei einer Frage von solcher Wichtigkeit — bei einer Frage, welche ihre Entscheidung durch die Erfahrung allein erhalten kann, ist jede Beleuchtung unparteiischer Sachkenner von Nutzen und sonach willkommen. — Im Jahre 1823 verführte Jamaika mit 340,000 Sklaven 1,400,000 Ctr. Zucker; Puerto Rico producirt mit 45,000 Sklaven gegen 410,000 Ctr.; die französische Kolonie von Guadeloupe producirt

---

The wide old wood from his majestic rest,
Summoning from the innumerable boughs
The strange, deep harmonies that haunt his breast;
Pleasant shall be thy way where meekly bows
The shutting flow'r, and darkling waters pass,
And 'twixt the o'ershadowing branches and the grass.

The faint old man shall lean his silver head
To feel thee; thou shalt kiss the child asleep,
And dry the moistened curls that overspread
His temples, while his breathing grows more deep;
And they who stand about the sick man's bed,
Shall joy to listen to thy distant sweep,
And softly part his curtains to allow
Thy visit, grateful to his burning brow.

Go — but the circle of eternal change,
That is the life of nature, shall restore,
With sounds and scents from all thy mighty range,
Thee to thy hearth-place of the deep once more;
Sweet odours in the sea-air, sweet and strange,
Shall tell the home-sick mariner of the shore;
And, listening to thy murmur, he shall deem
He hears the rustling leaf and running stream.

Digitized by Google

bei einer doppelten Anzahl Sklaven nicht mehr als etwa 400,000 Centner. Der Boden der letztern Kolonie ist bei weitem fruchtbarer als der der andern bereits sehr ausgesaugten und erschöpften Inseln. Auf der andern Seite bilden aber Kapitalvermögen und Thätigkeit wesentliche Elemente in den britischen und französischen Inseln, während die Spanier in Allem weit zurück sind, was ohne Geld und angestrengten Fleiß nicht gedeiht. Aus diesen Prämissen schließt Flinter nicht mit Unrecht, daß ein großer Theil (er nimmt an, ein Fünftheil) jenes Zuckerertrags durch freie Arbeit erzielt wird. Es darf aber nicht übersehen werden, daß auf Puerto Rico außer den großen Besitzungen 1200 bis 1300 kleine Zuckerpflanzungen bestehen, welche das Eigenthum der Zivaros des Innern sind, die wohlfeil leben und behaglich arbeiten, aber diesen schätzbaren Artikel unter anderweitiger Thätigkeit in kleinen Quantitäten hervorbringen. Wenn ein solcher sorgloser Anbau überhaupt gelingt, so ist dieß lediglich die Folge der großen Fruchtbarkeit des erst seit 20 Jahren geklärten Bodens, welche dem Pflanzer denselben Vortheil über seine Brüder rückwärts und vorwärts gibt, den der Ansiedler in Illinois über den Bebauer des alten, ausgesaugten Feldes an der atlantischen Küste hat. Eine solche Ergiebigkeit kann sonach nur eine temporäre seyn. Andrerseits werden die großen Zuckerpflanzungen, welche die Hauptquellen dieses Artikels abgeben, hier wie anderswo von Sklaven bebaut, und obgleich jetzt der Anbau des Zuckers im Großen sehr unvortheilhaft ist, würde ein Steigen seines Preises gewiß eine größere Einfuhr von Sklaven und die Anwendung von mehr Kapital und Anstrengung zur Folge haben, bis die kleinen Farmers von den Sklaven haltenden Kapitalisten vom Markte verdrängt würden. Ein solches Steigen dürfte leicht möglich werden, wenn z. B. die britischen Inseln temporär weniger erzeugten, oder der Verbrauch in Großbritanien durch eine Verminderung der Einfuhr-Abgaben bedeutender würde. Man sieht daher, ungeachtet der hohen Erwartungen des Hrn. Flinter, bei dem gegenwärtigen Zustande der Insel kaum die Möglichkeit ab, daß die Gutsbesitzer für immer der Sklavenarbeit entbehren könnten, bloß weil freie Arbeit auf dem Markte vorgezogen wird.

Chronik der Reisen.

Wissenschaftliche Reise der Goelette Méfange an den Küsten von Karamanien, unter der Leitung Herrn Texiers.

Die von dem Schiffslieutenant Herrn Lejeune befehligte französische Goelette Méfange, mit dem Reisenden der Regierung, Herrn Texier, an Bord, ist am 10 September von ihrer wissenschaftlichen Reise an den Küsten von Karamanien zu Smyrna angekommen.

Die von der französischen Regierung angeordnete Erforschung von Kleinasien hat in diesem Jahre wichtige Resultate sowohl für die Archäologie als auch für die Schifffahrt geliefert; denn die Méfange hat mehrere bis jetzt noch wenig bekannte Häfen und Golfe besucht und Karten davon aufgenommen.

Die Seeprovinzen von Aeolien bis Pamphylien wurden von Herrn Texier besucht, der in diesen Gegenden Gelegenheit fand, die zweifelhafte oder unbekannte Lage alter Städte zu bestimmen.

Der Tempel des didymäischen Apollo, an den Gränzen von Jonien, ist der Mittelpunkt eines bedeutenden Dorfes geworden, das vor einem Jahrhundert noch nicht da war. Dieses Monument war vereinzelt und ziemlich weit von einem andern Dorfe, Namens Ura, entfernt. Herrn Texier zufolge ist es wahrscheinlich, daß das neue Dorf Hieronda von der griechischen Bevölkerung von Assem Kale-Si gebildet wurde, welche diesen Ort verlassen hatte. Der Tempel des Apollo wurde durch ein Erdbeben eingestürzt, indeß reicht das, was noch davon steht, hin, um Zeugniß von der seltenen Vollkommenheit zu geben, welche die Künste in Jonien erreicht hatten. Die Säulen stehen noch aufrecht; sie sind 50 Fuß hoch, und an ihnen erkennen die Schiffe das Kap Arbora, das vormalige Vorgebirge des Neptun.

Die Stadt Jassus, deren Seemacht so bedeutend war, steht noch ganz. Ihr Theater, die Agora, die Necropolis und eine große Menge öffentlicher Gebäude sind noch vollkommen gut erhalten. Diese Stadt ist jetzt verödet, indeß muß sie nur erst seit einigen Jahren von ihren Einwohnern verlassen worden seyn. Reisende, welche sie im Jahre 1760 besuchten, sprachen noch von den Einwohnern, welche sie daselbst fanden. Man nannte sie Assem-Kale-Si, ein Name, welcher dem Golf geblieben ist. Ihre Mauern von weißem Marmor dienen jetzt einem entstehenden Wald als Einfassung.

Die so lange schon fruchtlos gesuchten Ruinen von Bargylia sind von Herrn Texier am hintersten Theil des Golfs dieses Namens entdeckt worden. Man glaubte bisher, Bargylia sey am Golf von Assem-Kale-Si gelegen gewesen.

Die Einfahrt in den Golf von Bargylia, jetzt Guiuverdschimlik (Taubenhaus) genannt, wird von einer Inselgruppe maskirt, die auf den Karten mit dem Namen Kabergina bezeichnet sind. Dieß ist die Lage des alten Caryande. Eine große Militärstraße, welche man zwölf Stunden weit verfolgt, führte von Halykarnaß über Bargylia nach Mylassa; sie liegt am Meeresufer und wird von noch vollkommen erhaltenen Mauern gestützt.

Der Golf von Guiuverdschimlik ist von dem von Assem-Kale-Si durch eine lange Halbinsel getrennt, und von der Insel Caryande bis zu den Ruinen der Stadt 11 Meilen tief und 5 Meilen breit. In der Mitte findet man eine Wassertiefe von 20 und in der Nähe des Landes von 5 Faden. Im Hintergrunde des Golfs befindet sich eine gute Quelle, und es beginnt sich an dieser Stelle ein Dorf zu bilden.

Als die Méfange an der Insel Cos beilegte, ließ der Gouverneur dem Kommandanten den Vorschlag machen, einen gegenseitigen Gruß von 21 Kanonenschüssen zu wechseln, was ohne Anstand angenommen wurde. Da der Gouverneur den Wunsch äußerte, während des Aufenthalts der Méfange Exerziermeister für seine Truppen zu haben, so schickte ihm der Kommandant einige Unteroffiziere, welche die Mannschaft zwei Tage nach einander abrichteten. Dieser Umstand beweist, wie sehr die von dem Sultan eingeführten Reformen nach und nach auf allen Punkten des Reichs Eingang finden.

Die Häfen am Kap Krio und der Golf von Makri wurden von den Offizieren der Méfange aufgenommen. Diese Arbeiten vervollständigen die Aufnahme dieser Küsten, welche von dem Kapitän Gautier nicht vollendet wurde.

Die von den Herren de Choiseul und Hupot schon besuchten Ruinen von Telmissus, am Golf von Makri, verdienen wegen ihres hohen Alterthums noch immer die Aufmerksamkeit der Reisenden. Sie sind sehr wohl erhalten; Portiken mit Säulen in den Felsen gebaunt und Tausende von Gräbern geben Zeugniß von der Größe des alten Telmissus.

Die an den Ufern des Flusses Eestrus (Sari-Sas) gelegene Stadt Perga in Pamphylien war noch nicht besucht worden. Das Theater, von welchem der größte Theil noch steht, ist das größte Baudenkmal dieser Art, welches vom Alterthum auf uns gekommen ist. Die Bühne, die Säle der Schauspieler und die Galerien sind noch unverletzt; die Verzierungen und Skulpturen haben nur wenig von der Zeit gelitten. Besonders fällt ein großer Wandpfeiler von weißem Marmor auf, der eine der Stützen der Bühne bildet, und auf welchem Apollo mit den neun Musen, mit Lorbeeren umschlungen, eingehauen ist. Dieß ist ein vollendetes Kunstwerk. Die Ruinen der Stadt sind so wohl erhalten, daß man mitten unter den öffentlichen Gebäuden und den mit Straßen gezierten Portiken spazieren geht. Die Vegetation, welche hier üppig wuchert, erinnert allein daran, daß diese Baudenkmale fast 2000 Jahre alt sind.

Osman Pascha von Adalia, der Herrn Texier im vergangenen Jahre mit diesen Ruinen bekannt machte, verlieh ihm die nöthige Unterstützung zu ihrer Erforschung.

Die Méfange fand überhaupt überall, wo sie landete, die beste Aufnahme, und allenthalben ertheilten die Gouverneurs die strengsten Befehle, sie in Erfüllung ihres Auftrags durchaus nicht zu hindern.

Digitized by Google

Hieran schließen wir, als gleichfalls von Herrn Texier herrührend, Einiges über

Das Erdbeben in Kleinasien.

Ueber dieses schon öfter in diesen Blättern erwähnte Erdbeben wurden in der Akademie der Wissenschaften zu Paris nachstehende Bemerkungen aus einem Briefe des Herrn Texier vorgetragen, welcher, wie bekannt, auf Kosten der Regierung in Kleinasien reist:

Am Fuße des Berges Ardgeh zeigten sich die ersten Symptome. Die Erde öffnete sich, und ungeheure Säulen von Rauch und Feuer stiegen daraus hervor. Die Zerstörung der Dörfer ging von Ost nach West, was also auch auf eine gleiche Richtung des Erdbebens hinweist.*)

Das Erdbeben muß sich in einer Breite von 5000 Fuß erstreckt haben, denn auch die Stadt, welche so weit von dem Berg entfernt ist, litt durch die Erschütterung.

Die Ebene von Cäsarea wird durch ein vollkommen ebenes Tufflager gebildet, das nach allen Richtungen hin beinahe senkrecht durchklüftet ist; diese Klüfte öffneten sich wieder mit Krachen und warfen Flammen aus.

Die umgebenden Dörfer liegen auf der Seite von Hügeln, welche aus einer Menge vulkanischer Schichten bestehen. Nach Herrn Texier besteht die unterste Schichte aus aufgerissenen Lavamassen, d. h. aus nierenförmigen Stücken geschmolzener Lava, welche von Tuff umgeben sind. Die sehr trockene Schichte zerfällt leicht an der Luft. Sie ist überall bedeckt von geschmolzener Lava, welche sehr kompakte und mächtige Massen bildet. Diese sind wieder von Tuff bedeckt, welcher schwarze Bimssteine und eine Art von Adlerstein enthält, deren Zwischenräume mit einer weißen pulverigen, dem gelöschten Kalk ähnlichen Substanz angefüllt sind. Aus diesem Tuff baut man in Cäsarea und der Umgegend Häuser. Wahrscheinlich haben die wiederholten Erschütterungen die Schichten von einander los gemacht, so daß hieraus die Risse zu erklären sind, in welchen die Dörfer bei Cäsarea versanken.

Der Sitz des Kriegs in Spanien.

3. Die Gesetze, Sitten, Zustand und Lebensart des Volks.

(Schluß.)

Unter den Mönchsorden sind die Karmeliter und Dominikaner die zahlreichsten im baskischen Lande. Der Zustand dieser Mönche, ihre Bettelhaftigkeit, was oft nur die Außenseite eines thatkräftigen unternehmenden Geistes ist, ihre Armuth, die Plumpheit ihrer Kleidung und ihre scheinbare Zuneigung zu den Armen und Arbeitern gibt ihnen dasselbe Ansehen und dieselbe Gewalt der Aufregung in den untern Klassen und in den Massen des Volks, welche einst die Jesuiten durch ihr Talent und ihre Feinheit unter den Großen besaßen. Seit der Vertreibung der Jesuiten sind die Dominikaner die Hauptstütze und die Stärke der päpstlichen Macht in Spanien geworden, deren Absichten, Interessen und Politik sie mit den Prinzipien der konstitutionellen Monarchie für unverträglich halten. In diesem Theil Spaniens und aus diesem Fanatismus, welcher in den Nordprovinzen so übermächtig ist, entstand dieser Orden, welcher nun seinerseits den Geist nährt, der ihn geboren hat. Mährchen, dramatisirte Legenden, alles Fabelhafte, an welchem sich die abergläubische Leichtgläubigkeit erfreut, blühen hier und vermischen sich mit Romanzen aus der Saracenenzeit. Kreuz und Rosenkranz sind unentbehrliche Stücke in diesem gesellschaftlichen Leben, und der gegenwärtige Kampf hat manchen Berg mit Blut befleckt, dessen Thau bis jetzt nur von den Schritten der Wallfahrer verwischt wurde. Obgleich aber der verderbliche Einfluß dieser Mönchsorden gemildert ist in diesen Provinzen, so wäre es doch abgeschmackt, die großen Uebel zu läugnen, welche solche Gesellschaften hier und auf der ganzen Halbinsel hervorbringen.

Dieß ist ein einfacher Abriß der Umstände, unter welchen die Biskayer die Fahne des Bürgerkriegs erhoben haben. Dieß sind ihre Beweggründe, ihre Ansichten und Meinungen; vom Priester werden sie in die Schlacht geführt, aber sie schlagen sich für ihre lokalen Freiheiten und Vorrechte, in deren Genuß ihr Land unzweifelhaft viele Jahrhunderte glücklich war, für ihre Konstitution, das heißt für ihr Recht, sich selbst Gesetze zu geben, Recht zu sprechen und Steuern aufzulegen. Sie weisgern sich diese Dinge Fremden, die eine ganz verschiedene Sprache und Sitten haben, zu überlassen, und ihre Freiheiten einer Regierung anzuvertrauen, welche ihnen fremd und weit entfernt ist. Daher wehren sie sich gegen die konstitutionelle Regierung mit derselben Hartnäckigkeit und Wuth, womit sie einem fremden Eroberer begegnen würden.

Dieß ist, wie wir glauben, die Darstellung der Gefühle der Einwohner dieser Provinzen, wie dieselben sie wohl selbst für gerecht halten werden. Es darf nur nicht vergessen werden, daß noch andere Parteien bei dem Beginn dieses Kriegs betheiligt waren, deren Beweggründe dieselbe Betrachtung verdienen. Die Liberalen, welche gegenwärtig in Spanien die Herrschaft haben, waren lange der Meinung, daß das Land nur dann verjüngt werden könne, wenn man alle ausschließlichen Privilegien, alle Provinzialverwaltung aufhebe, kurz wenn nur Ein Gesetz im gesammten Land herrsche. Der Krieg, welcher jetzt in den Nordprovinzen wüthet, ist nichts als ein Symptom des Kampfes, welcher seit dem letzten Vierteljahrhundert gekämpft wird, eines Kampfes, der gewöhnlich als ein Kampf der Liberalen mit den Servilen, des Lichts mit der Finsterniß dargestellt wird, welcher aber nichts ist, als der Kampf zwischen dem öffentlichen Wohl und dem Privatinteresse, und daher der Triumph der unumschränkten Herrschaft, weil so viele Privatinteressen unaufhörlich bei ihrem Erfolge betheiligt sind. Daher ist sie im Stande, ihre Fahne im Lande zu erheben. Daher findet sie ihren Anhaltspunkt in den republikanischen Provinzen Biskaya's, alles dieß durch den Zauber des Einen Worts: „Privilegium.“ Die Aufhebung der Lokalverfassungen findet natürlich den stärksten Widerstand bei den begünstigten Provinzen, wie die Aufhebung persönlicher und örtlicher Vorrechte Widerstand finden würde bei den Einzelnen. Der Erfolg jedoch, welcher den Basken ihre republikanische Freiheit sichern würde, müßte nichts als Verwirrung und Anarchie über Spanien bringen. Die Privilegien, welche die Biskayer verlangen, sind unvereinbar mit den Rechten, dem Wohlstand und dem Glück der Nation, und könnten nur zugestanden werden, wenn die spanische Nation sich entschlösse, ihr Reich noch einmal in Bruchstücke zu vertheilen, jedem eine unabhängige Verwaltung zu geben und aus dem Ganzen einen Bundesstaat zu machen. Diese Frage hat man noch wenig beachtet, und es ist auch hier nicht der Ort, sie zu betrachten. Sie ist aber häufiger als man glaubt in Spanien geprüft worden, und bereits üben viele Lokaljuntas eine unabhängige Regierungsgewalt aus.

*) Der Umstand ist namentlich darum bemerkenswerth, weil alle Bergzüge in Kleinasien gleichfalls von Ost nach West laufen.

Herr Pinaud, Professor der Physik in Toulouse, hat folgendes eigenthümliche Experiment gemacht: er blies an der Schmelzlampe einer Glaskugel, um ein Differentialthermometer zu machen; nachdem er geblasen hatte, hörte er einen schwachen aber klaren Ton, welcher allmählich, zugleich mit der Hitze der Kugel, abnahm. Er wiederholte den Versuch mit Röhren von verschiedener Länge und Weite, und jedesmal bekam er bald einen stärkeren, bald einen schwächeren Ton, je nach den Dimensionen der Geräthschaft, aus der die Töne entstehen. Auch bemerkte er, daß der Ton nicht hervorgebracht wurde, wenn man die Kugel allmählich von der Lampe entfernte, und daß sich die Erscheinung nur zeigte, wenn die Temperatur der Kugel von einem Wärmegrad, welcher sich der dunkelroth Glühhitze näherte, schnell vermindert wurde. Herr Pinaud glaubt, daß der Wasserdampf, welcher mit der feuchten Luft in die Kugel kommt, sich durch die Wärme ausdehnt, und sich dann auf der Wandung der kalten Röhre verdichtet. Der dadurch gebildete leere Raum wird nun plötzlich wieder mit anderer feuchter Luft angefüllt. Der hinein gekommene Wasserdampf dehnt sich sogleich wieder aus, aber verdichtet sich eben so schnell wieder theilweise in der Röhre. Daher wieder ein leerer Raum und wieder schnelles Einstürzen weiterer Luft u. s. w. So wird also das Gleichgewicht zwischen dem Dunst in der Kugel und der feuchten Luft in der Röhre unaufhörlich gestört, und daher entstehen Schallschwingungen und ein anhaltender Ton. Dieß sind die allgemeinen Gesetze, auf welche Herr Pinaud die genannte Erscheinung zurückführt. Der Ton, welchen eine in eine erhitzte Kugel endigende Glasröhre hervorbringt, ist unter übrigens gleichen Umständen um so tiefer, je länger die Röhre ist. Bleiben die Länge und die Weite der Röhre dieselben, so wird der Ton um so tiefer, je größer der Durchmesser der Kugel ist. Endlich ist unter übrigens gleichen Umständen der Ton um so höher, je weiter die Röhre ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 316. 12 November 1835.

Flüchtige Bemerkungen über Malta.

(Von einem Malteser.)

1. Physische Beschaffenheit.

Man kann die Insel Malta als einen ungeheuren ovalen Felsen von schönem weißem Sandschiefer ansehen, der von einer Lage röthlicher Erde bedeckt wird, welche ausnehmend fruchtbar, obwohl an wenigen Stellen tiefer ist, als 10—12 Zoll. Der Felsen enthält eine Menge Petrefakten, Fossilien, Muscheln und Ueberreste ungeheurer Fische. Keine Flüsse bewässern das Land, aber dieser Mangel wird hinreichend ersetzt durch die große Anzahl von Quellen, die sich in den meisten Theilen der Insel finden und eine Menge vortrefflichen Wassers liefern; auch Ziehbrunnen sind zahlreich, und überdieß bewahrt man noch das Wasser in Cisternen auf.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist so groß, daß es trotz seines geringen Umfangs Korn für fast fünf Zwölftheile seines Verbrauchs liefert, *) was in Betracht seiner großen Bevölkerung sehr viel heißen will. Das Haupterzeugniß indeß, wobei der Handel der Insel am meisten betheiligt ist, ist die Baumwolle, wovon jährlich eine große Menge ausgeführt wird. **) Die Orangen von Malta sind eingestandenermaßen die schönsten des Mittelmeers, und seine Melonen die besten unter denen aller südlichen Länder Europa's. Die Mannichfaltigkeit und der köstliche Geschmack der übrigen Früchte entspricht vollständig einer so wunderbaren Fruchtbarkeit, eine stets fortwuchernde Vegetation aromatischer Kräuter und Pflanzen von jeder Art, die herrlichen durch den regelmäßig in der Nacht fallenden Thau erfrischten Weiden gestatten den Eingebornen bedeutende Hornvieh-, Schaf- und Ziegenheerden zu unterhalten, deren Fleisch durch die vortreffliche Nahrung auf der duftenden Weide den feinsten Geschmack hat. Zahmes Federvieh gibt es in Menge, und auch wildes, namentlich Wachteln, verfehlt nie zur Zeit der Wanderung in großen Schaaren heranzukommen.

Die Malteser verwenden viel Aufmerksamkeit auf die Bienenzucht, eine große Anzahl Schwärme werden in verschiedenen Theilen der Insel unterhalten, von denen man jährlich eine große Masse köstlichen Honigs erhält. Mit der Zucht der Esel und Maulthiere gibt man sich viele Mühe, und die Einwohner haben auch deren Eigenschaften wesentlich verbessert; die Esel namentlich sind wegen ihrer unvergleichlichen Stärke und Schönheit wohl bekannt, und werden zu hohen Preisen verkauft. Von Fischen aller Art wimmelt es an der maltesischen Küste, viele längs den Ufern der Insel gefangenen Fische gehören zu den schönsten des Mittelmeers, und obwohl die Austern nicht sonderlich geachtet sind, so wird dieser unbedeutende Mangel doch reichlich ersetzt durch eine große Menge anderer Schalthiere. Die üppige Mannichfaltigkeit und der herrliche Duft der Blumen, welche der Wechsel der Jahreszeiten allein niemals stört, machen in Wahrheit die Insel zu einem ewigen Garten: der Geruch seiner Rosen übertrifft weit die bewundertsten Rosen des Orients.

Von den frühesten Zeiten an war das gesunde Klima Malta's den Bewohnern der umliegenden Küsten wohl bekannt. Die Geschichte erzählt, daß aus Italien, Gallien, Spanien, Griechenland und selbst von Kleinasien her eine Menge Personen nach Malta wanderten, um in seinem gesunden Klima ein natürliches Gegenmittel gegen mannichfache Uebel zu finden; nicht minder gewiß ist es, daß durch den bloßen Einfluß dieses Klima's zahllose Kranke genaßen, und viele durch die Milde und Klarheit des maltesischen Himmels gelockt, den Gedanken an Rückkehr in die Heimath aufgaben und sich in Malta niederließen. Ein Alter von achtzig und selbst neunzig Jahren ist in Malta gewöhnlich, und nicht selten sieht man Personen, die den Hunderten nahe stehen, noch im Besitze ungeschwächter Körper- und Geistesthätigkeit. Dieses gesunde Klima, das den Bewohnern des Landes eine solche Lebenstenacität verleiht, ist hauptsächlich eine Folge gewisser Winde, welche unaufhörlich die Luft reinigen. Unter diesen ist der Nordostwind der wirksamste, da er selbst durch die weite Wasserfläche, über die er herkommt, gereinigt ist. Im Sommer während der heißen Tage des Julius und August wird die Luft rein und gesund erhalten durch die Südwinde, die anfangs jedoch selten über zwei Tage lang warm wehen, und denen dann eine angenehme Windstille folgte, während welcher die Hitze weit minder heftig und die Luft unendlich rein ist, indeß die Nächte durch die Seewinde sehr erfrischt werden. Wenn der

*) Malta hat mit Gozzo und Cormino wenig über acht Quadratmeilen, und eine Bevölkerung von wenigstens 100,000 Menschen; einige geben sie sogar zu 150,000 an.

**) Sie ist auf den Märkten unter dem Namen der rothen Baumwolle bekannt, und stets sehr begehrt.

Digitized by Google

Wind, wie dieß oft der Fall ist, plötzlich von Süden (oder Scirocco) gegen Norden umspringt, so fühlt man sich erstaunlich leicht, die Empfindungen sind unaussprechlich angenehm, und man athmet völlig frei. Gegen den schlimmen Einfluß des Scirocco, wenn er heftig bläst, ist nichts wohlthätiger als das Getränk mit Eis zu kühlen, was von Leuten jedes Ranges sehr häufig geschieht, es zeigt sich ungemein wirksam hinsichtlich der Belebung der Gemüthsstimmung, stärkt den Körper, und fördert die Verdauung. Eine andere Methode, die man gleichfalls mit großem Erfolge anwendet, besteht darin, in frisches Wasser hinein zu plumpen, und während man allmählich herauskommt, die Haut sanft mit einem leinenen Tuche zu drücken.

Die Malteſen sind fleißig, frugal und tapfer; ihr Muth ist bekannt, und sie haben viele Proben davon gegeben. Den Vortheil eines scharfen Verstandes theilt das Volk mit den meisten andern Völkern, die unter einem so reinen klaren Himmel leben. Das Kostüm der untern Klassen ist noch dasselbe, wie vor mehrern hundert Jahren: es besteht in einem breiten baumwollenen Hemd, unter einem sehr weiten Leibrock mit silbernen, manchmal auch mit goldenen Knöpfen, einer langen, mehrmals um den Leib gewundenen Schärpe, worin häufig ein Messer steckt, ein Paar weiten Beinkleidern, und einer eigenthümlichen Art Sandalen, Kortsch genannt, die beinahe den alten römischen gleichen; die untern Klassen gehen meist barfuß. Die Frauen zeichnen sich durch schöne Hände, Füße und Augen aus: ein charakteristischer Theil ihres Anzugs besteht in einem schwarzen seidenen Schleier, Faldetta genannt, der die Hälfte des Gesichts verbirgt und sehr zierlich um den Leib gebunden wird. Die Damen der höhern Klassen haben kürzlich die englische Kleidung angenommen, erscheinen aber, wenn sie in die Kirche gehen, stets in der alten Tracht.

Fremde, welche sich in Malta niederlassen, oder auch nur eine Zeit lang dort aufhalten wollen, finden in der Hauptstadt alle die Zerstreuungen, welche in civilisirten Ländern ein unerläßliches Anhängsel der gewöhnlichen Beschäftigungen des Lebens sind. Musik nimmt darunter den ersten Rang ein, denn die Malteser lieben sie insgesammt sehr. Die Promenaden sind zahlreich und sehr besucht; die im botanischen Garten in den Vorstädten ist sehr oft durch Militärmusik belebt, die nie ermangelt, eine zahlreiche Zuhörerschaft herbei zu ziehen. Jenseits der Wälle sind die Plätze Pieta Sliema und San Giuliano die besuchtesten Orte. Das umliegende Land ist mit einer großen Anzahl eleganter Villas bedeckt, von denen einige erst in neuerer Zeit nach dem Landesstyl von Engländern erbaut wurden.

Die große Fruchtbarkeit Malta's neben der Regelmäßigkeit und dem häufigen Verkehr mit allen benachbarten Häfen hat zur Folge gehabt, daß jetzt hier ungemein wohlfeil zu leben ist. Eine Familie, die ein bequemes Logis in der Nähe der Stadt wünscht, kann leicht einen ganzen Landsitz mit einem schönen Garten etwa eine Stunde von der Stadt für acht bis zehn Louisd'or jährlich miethen. Ein guter Bedienter ist für einen Louisd'or monatlich zu haben, ohne daß man ihn zu verköstigen und zu kleiden hätte, eine vorzügliche Magd kostet nur drei halbe Kronen neben der geringen Ausgabe für ihre Kost. Eine Drittelskrone täglich ist die ganze Ausgabe für ein Pferd, und gute Miethwagen kann man um eine Krone des Tages haben.

Brod indeß ist ein sehr theurer Artikel, es ist so theuer wie in London, die nothwendige Folge des ungeheuren Zolls auf die Einfuhr von fremdem Korn, der aus allen Gründen der Politik, der Menschlichkeit und selbst des eigenen Interesses ermäßigt werden sollte. Das Drückende dieser Auflage wird um so schwerer gefühlt, als Brod in Malta die hauptsächliche, wo nicht die einzige Nahrung der großen Mehrzahl der Einwohner ist. Außer dem Brod sind die Preise aller andern Lebensmittel auffallend nieder, namentlich auch was Kolonialwaaren betrifft.

Die Literatur in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Außer Bryant sind unter den Dichtern Amerika's — und ihrer ist eine große Anzahl, denn in Kettell's „Specimens„ finden sich Proben aus nicht weniger als zweihundert mitgetheilt — eigentlich nur noch Percival und Dana dieses Namens werth. Das sittliche Gefühl bei Bryant ist tief und keusch; seiner Poesie fehlt es weder an reinem Geschmack, noch an Eleganz, wohl aber an Kraft. James G. Percival besitzt, bei mehr Unebenheiten seines Styls, ein größeres Genie. Weitschweifigkeit, fehlerhafte Häufung der Bilder, schleppender Periodenbau und Unkorrektheiten entstellen fast alle, auch seine schönsten Sachen. In einem Städtchen im Innern von Connecticut als der Sohn eines Arztes geboren, erhielt er, nach einer abwechselnd in eifrigen Studien und in poetischen Träumereien verlebten Jugend, die Professur der Chemie an der Militärschule von West Point, gab aber diesen Posten, dem er mit Auszeichnung vorstand, plötzlich auf, und widmete sich von da an ganz und gar der Literatur. Er gab unter dem Titel Ello mehrere Bände vermischter Gedichte heraus, die in London nachgedruckt wurden. Zugleich übersetzte er mit verbessernden Zusätzen Malte-Brun's allgemeine Geographie, und besorgte die Herausgabe von Webster's großem etymologischen Wörterbuch. Er war der einzige Mann in Amerika, der hiezu die nöthige Sprachenkenntniß besaß; denn als Linguist soll er nur von dem berühmten Mezzofante zu Rom übertroffen werden. Aber seine Kenntnisse und seine Dichtkunst brachten ihm nur Ruhm ein — so viel nämlich durch literarische Bestrebungen in den Vereinigten Staaten Ruhm zu erlangen ist, — trugen aber leider sehr wenig zur Verbesserung seiner äußern Lage bei. Armuth und Vereinzelung in der Gesellschaft haben vielleicht im Keime diesen Geist zerstört, der zu Großem bestimmt war. Unter seinen zahlreichen poetischen Erzeugnissen, denen man es ansieht, mit welcher Leichtigkeit ihr Verfasser produzirt, sind mehrere, die sich, trotz der oben gerügten Fehler, durch eine seltene Kraft der Beschreibung, und namentlich durch einen wahren und warmen Ausdruck der Leidenschaft auszeichnen, die sonst in Amerika so wenig Blüthen treibt. — George Dana, der von Vielen als der erste Dichter der Union betrachtet wird, ist im Staate Massachusetts geboren, erhielt seine Bildung auf der Universität Harvard, und praktizirte einige Jahre als Sach-

Digitized by Google

walter. Später ward er Herausgeber des North American Review, und war der fähigste und redlichste Kritiker, der je die Leitung dieser angesehenen Zeitschrift besorgte. Langr war er nur als Prosaiker bekannt, und der „Mann in der Muße (the idle Man)," ein Werk, das wie W. Irving's Skizzenbuch heftweise erschien, gilt den Amerikanern als ein klassisches Buch. Es war in einem reinen und markigen Style, dabei aber zu ruhig und ernst geschrieben, als daß es allgemein hätte gefallen können. Sein vornehmstes Gedicht ist der im J. 1827 rrschienene „Buckanier." Dieß ist von allen größeren amerikanischen Dichtungen die lebendigste und originellste, und doch eine Nachahmung. Wortsworth hatte den „alten Matrosen" gesungen, der vom Himmel gestraft wird, weil rr einen Sturmvogel getödtet; Crabbe hatte in seinem „Peter Grimes" gleichsam eine vollständige Anatomie der Gewissensbisse gegeben, und Byron Interesse über das Leben des Korsaren verbreitet. Alle diese Elemente, das Phantastischr im Wordsworth, das wilde Leben der Seeräuber, die Raserei der Neur in einer starken und leidenschaftlichen Natur bildrn zusammen den Stoff von Dana's Gedicht. Es ist trefflich ausgearbeitet, reich an kurzen und überraschenden Bildern; aber dennoch scheint uns Dana damit aus seiner eigentlichen Sphäre herausgegangen zu seyn. Er ist ein ruhiger kontemplativer Geist, mehr geeignet über den Dingen in der eigenen Brust zu sinnen und zu brüten. Was hat er, ein mild ernster, körperlich etwas invalider Gelehrter mit Buckaniers zu thun? was kann er von dem wilden, gesetzlosen Treiben der Flibustier wissen? — In seinen stillen Lebensbildern, seinen Elegien voll sanfter Schwermuth gefällt er uns besser, und in dieser Gattung hat er mit Wordsworth, seinem Vorbild auch hierin, würdig gerungen.

Unser Reviewer führt uns hier noch eine Reihe von Dichtern und Dichterinnen zweiten Ranges auf, die im Lied, in der poetischen Erzählung oder der beschreibenden Gattung manches Gute, vieles Erträgliche, aber wenig national Eigenthümliches geschaffen. Da ist rinr Mstrs. Lydia H. Sigourney, vormals Miß Huntlay, aus Connecticut, einr höchst fruchtbare Schriftstellerin von sittlich-religiösen Tendenzen. Man nennt sie die „amerikanischr Hemans," nach der bekannten brittischen Liederdichterin dieses Namens, deren Produkte sich durch Reinheit und Zartheit der Empfindung auszeichnen, nicht selten aber auch in weichliche Empfindelei verfallen. Da sind ferner dir Bostoner Poeten, der Unitarier-Prediger Pierport, der in der Union sehr beliebte Spragur, Verfasser einer belobten Ode auf Shakspeare, und besonders Hr. N. P. Willis, früher Herausgeber des American Monthly Magazine, der ein schönes descriptives Talent besitzt. J. G. Brainard, der sehr jung gestorben, hat durch ein Gedicht über den Niagarafall Aufsehen erregt. John Neal, auch in Europa als drr Verfasser des „Bruder Jonathan" bekannt, gehört zu den bändereichsten amerikanischen Autoren; man besitzt von ihm berrits über funfzig Bände Novellen, Gedichte, Schauspiele u. s. w., die zu dem Originellsten der amerikanischen Literatur gehören. James Nack, einer der berühmtesten amerikanischen Dichter, ist taubstumm! Noch erwähnen wir hier Lucretia Maria Davidson. Es gibt kaum eine Individualität, deren Leben selbst so entschieden den Eindruck des rührendsten Gedichts hervorbrächte, als der dieser jungen Sängerin, deren Namen erst öffentlich bekannt wurde, nachdem ein früher Tod bereits die herrlichste, von einem wahrhaft poetischen Geist beseelte Blüthe zerstört hatte. Lucretia war im J. 1808 in Plattsburg geboren, von unbemittelten, aber gebildeten Eltern, denen es nicht an Sinn und Gefühl gemangelt zu haben scheint, das fast übergeistig zu nennende Streben ihres wunderbar begabten Kindes mit Theilnahme zu begünstigen. Schon in ihrem vierten Jahre gab sich das kleine Mädchrn, die grwöhnlichen Kinderspiele fliehend, einer schwärmerischen Einsamkeit hin, wo sie sich insgeheim Skizzenbücher ganz eigener Art anfertigtr, indem sie mehrere Blätter Papier zusammennähtr, und dir eine Seite derselben mit Zeichnungen anfüllte, die andere aber mit einer den gedruckten Buchstaben nachgebildeten und unleserlich ohne Abtheilungen an einander gereihten Schrift bemalte, hinter welchen Hierogiyphen man nach mühsamer Enträthselung Verse entdeckte, die mit den gegenüberstehenden Figuren in Verbindung standen. Lucretia wollte in Thränen vergehen, da sie ihr Geheimniß von der Mutter entdeckt sah, und als sie ihre Skizzenbücher wieder zurückerhalten, wurden sie sämmtlich von ihr selbst dem Feuer überantwortet. Auch in spätern Jahren that sie dieß noch oft, daß sie ihre Dichtungen, brsonders wenn dieselben vor der Zeit und unvollendet ihrer Umgebung bekannt geworden waren, selbst wieder vernichtete. Die erste bedeutende Anerkennung ihres Talents erlebte die eilfjährige Dichterin, als sie bei Gelegenheit der öffentlichen Geburtstagsfeier Washingtons, zu welcher sie der Vater mitgenommen, so von dem innigsten Gefühl der Verehrung für den Helden, dessen Leben ihr früher schon ein Gegenstand der Betrachtung geworden, hingerissen wurde, daß sie, sobald sie wieder nach Hausr gekommen, sich niedersetzte, um ihm einr Todtenurne zu zeichnen, zu der sie einige tief empfundene Verse hinzufügte. Lrider ging diese schöne Natur durch eben das unter, wodurch sir sich vor Allen ihres Alters und Grschlechts auszeichnete, nämlich durch das unaufhörlich regsame, geistige Feuer ihres Wesens, das ihr Daseyn in seinem Werth erhöhte, aber auch schnell dieses unendlich innerliche, in Sehnsucht und Poesie ganz aufgelöste Gemüth verzehrte. Dir Erregbarkeit und Hingerissenheit ihres Geistes war so groß, daß sir beim Anhören eines Liedes, eines Gesanges bis zur Ohnmacht erschüttert werden konnte. In einem Alter von sechszehn Jahren unterlag dieses liebliche, auch durch seltene Schönheit ansprechende Dichtermädchen den Folgen ihrer zu tief ergriffenen geistigen Beschäftigungen am 27 August 1825, als sie rben zur umfassendern Entwicklung ihrer reichen Anlagen in eine der höhern Bildungsanstalten des Landes gesendet worden war. Obwohl Lucretia mehr als den dritten Theil ihrer Arbeiten selbst vernichtet hat, beläuft sich dennoch die Zahl ihrer hinterlassenen Gedichtr auf 278. Man findet sie gesammelt und mit einem Lebensabriß der Dichterin begleitet, unter dem Titel: „Amir Khan and other poems, the remains of Lucretia Maria Davidson. With a biographical sketch. By. S. T. B. Snorse. New-York 1829." Diese Gedichte, nicht selten ungenügend in drr Form, sind doch alle von einem Funken der Weihe beseelt, die sie weit über die Gewöhnlichkeit hinaushebt. Darunter sind fünf größerr Gedichte in mehreren Gesängen.

Digitized by Google

Drei Romane hinterließ Lucretia unvollendet, und eine Tragödie hatte sie schon in ihrem dreizehnten Jahre gedichtet.

„Wir glauben, schließt unser amerikanischer Beurtheiler, auch durch diese flüchtigen Andeutungen gezeigt zu haben, daß Amerika eine Fülle von Poesie besitzt, die eine mehr als ephemere Beachtung verdient. Der vorherrschende Charakterzug dieser Poesie ist reines und gesundes sittliches Gefühl. So viel wir auch von der Literatur der Vereinigten Staaten gelesen haben, erinnern wir uns keiner einzigen unsittlichen oder irreligiösen Zeile. Auch ist an ihr der Geist der Innigkeit bemerkenswerth, und die gänzliche Abwesenheit jener krankhaften Misanthropie, die in Englands neuerer Poesie gerast hat. Wordsworth und Mrs. Hemans sind, mehr als Byron, die Vorbilder der amerikanischen Dichter (!). Die europäische, namentlich die englische Kritik wirft den transatlantischen Schriftstellern immer Mangel an individueller Eigenthümlichkeit und Neuheit vor; aber man erinnere sich, daß die Amerikaner noch vor einem halben Jahrhundert Milton und Shakspeare als Landsleute betrachteten, und daß die Sprache in Amerika und England noch immer den nämlichen Regeln und Mustern folgt, und aus denselben Quellen fließt. Man dürfte vielleicht billiger Weise eine frischere Begeisterung für die Natur von den Einwohnern eines Landes erwarten, wo Berge und Ströme noch neu und jungfräulich sind; aber die Dichtkunst ist das Kind der Civilisation, und der Dichter in New-York und Boston sieht nicht mehr Bäume, keine klarern Gewässer, keine höhern Gebirge, als Wordsworth oder Southey zwischen den Seen von Cumberland. Der gedankenvolle Gelehrte oder der Städter an seinem ruhigen Herde ist es, der poetisch wird (!); der Holzhauer in der Wildniß und der Jäger in der Prairie denken mehr daran, was sie essen und wo sie schlafen werden, als welche neue Namen den ihnen vertrauten Wundern der Natur beigelegt werden können. Doch die Züge der äußern Welt tragen in Amerika ein größeres Gepräge, und die Republik ist großartig in ihrer Gestalt, ihrem Umfang, ihren Institutionen und Hülfsmitteln; und alles dieses muß und wird eines Tages der Literatur dieses Landes eine großartige Eigenthümlichkeit geben; — aber wohl noch nicht so frühe. Jetzt haben die Amerikaner, um mancherlei zu lernen und zu verlernen, noch zu wenig Zeit. Muße, eine sich drängende Bevölkerung, hoch gestiegene Verfeinerung, und große politische Ruhe gehören mit dazu, die Morgenröthe eines literarischen Zeitalters heraufzuführen. Ihrer Zeit werden jene Bedingungen eintreten, und dann wird Amerika eine neue Literatur erhalten, ungleich Allem, was vorausgegangen, und, aus augenfälligen Gründen, Allem was nachfolgen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Wolff, der Missionär.

London, Oktober 1835.

Es wird hoffentlich nicht zu den unverzeihlichen Sünden gehören, in Betreff des von den sogenannten Missionsgesellschaften bis jetzt erreichten und überhaupt erreichbaren praktischen und reellen Nutzens anderer Ansicht zu seyn, als die Mitglieder jener Vereine sammt denen, die von ihnen ausgesendet worden, um gläubige Juden und glückliche Heiden wenigstens dem Namen nach zu Christen zu machen, es theils wirklich, theils zum Scheine sind. Es ist hier auch weder Ort noch Zweck, eine abweichende Meinung mit rationellen Gründen und mit erwiesenen Thatsachen zu unterstützen oder mit beiden zu widerlegen. Allein selbst dem eifrigsten Gegner und Widersacher jener Vereine, wenn er bei der öffentlichen Versammlung gewesen ist oder gewesen wäre, welche von den Mitgliedern der zum Behuf der Verbreitung des Christenthums unter den Juden in London bestehenden Gesellschaft am 14 September gehalten wurde, muß oder müßte die Wahrheit das Bekenntniß abzwingen, daß er selten oder nie einer interessantern beigewohnt. Die Zusammenkunft fand Abends in der alterthümlichen Ladye Chapel in Southwark statt; ihre Tendenz war, ein Abschiedswort von Joseph Wolff, dem Bekehrer der Juden, zu hören, der nach einer achtjährigen Abwesenheit von England im letzten Monat April dahin zurückkam und jetzt zum Antritt einer Mission nach Tombuktu sich entschlossen und dazu gerüstet war; die Anwesenden bestanden gewiß zum größten Theil aus sehr achtungswerthen Personen, und die Ruhe, welche während der Dauer der Vorträge möglichst ununterbrochen herrschte, gab von der allgemeinen Theilnahme um so vollgültigeres Zeugniß, je anregendere Ingredienzien zu Störungen allerdings vorhanden waren. Die Zahl der Versammelten überstieg die gezogenen Gränzen der Räumlichkeit, und da man es in England ohnedieß bei einem public meeting mit Beobachtung der Anstandsgesetze nicht allzu streng nimmt, so gab es keinen Platz, wo ein Mensch füglicher Weise sitzen, stehen, — ich möchte sagen — hängen und schweben konnte. Diese Gedrängtheit erzeugte eine fast unerträgliche Hitze; mehrere Damen wurden ohnmächtig; man rief nach Luft und Wasser, und die in London jede Gelegenheit zu gefährlichem Verdienste wahrnehmenden Mitglieder der großen fingerfertigen Brüderschaft wußten jedes momentane Gedränge so schön zu benutzen, daß viele Schnupftücher, mehrere Geldbeutel und einige Uhren wider Willen der Eigenthümer in unbekannten Besitz übergingen. Alles dieß aber verursachte, wie gesagt, nur verhältnißmäßig geringe Unterbrechungen, und der Eifer, mit welchem sie beseitigt und beschwichtigt wurden, bewies besser als die Stille einer bequem getriebten Versammlung das Verlangen jedes Einzelnen, nicht bloß anwesend, sondern auch Zuhörer zu seyn.

Magister Curling, ein ordinirter Geistlicher, führte den Vorsitz, und eröffnete demgemäß die Zusammenkunft mit einigen kurzen Bemerkungen über den Zweck des Vereins im Allgemeinen. Nach ihm erhob sich ein anderer Geistlicher, Namens Davis, Sekretär des Vereins, bezeichnete die nähere Veranlassung des heutigen Zusammentritts und klagte recht aufrichtig, daß die Christen für das Seelenheil der Juden zu wenig Sorge trügen, daß sie es sich angelegener seyn ließen, die Juden zu mißhandeln und zu verdammen, als zu bessern und zu unterrichten, und daß ein hochstehender Diener der englischen Kirche in einer Druckschrift die Behauptung niedergelegt, der Verein zu Bekehrung der Juden habe noch nicht einen Einzigen bekehrt. Er nannte diese Behauptung einen großen Irrthum, der aus den erfolgreichen Bemühungen der vom Verein angestellten neun und dreißig Lehrer des Christenthums sich schlagend erweise, denn nicht genug, daß London eine bedeutende Zahl durch sie bekehrter Juden von zweifelfreier Aufrichtigkeit besitze, es seyen ihnen auch in runden Zahlen gelungen, einhundert Juden in Polen, siebenhundert in Berlin und eintausend in Rußland dem christlichen Glauben zu gewinnen. Selbst Joseph Wolff stehe in der Reihe der bekehrten Juden, und sey unstreitig einer der seltensten und ausgezeichnetesten Männer seiner Zeit. Nachdem er zwei Missionen zu den zerstreuten Ueberresten von Israel vollführt und fast die ganze Welt durchzogen habe, sey er jetzt zu einer Reise nach Tombuktu gerüstet, — nach einer Stadt, seit lange dem Strebepunkte der Aufmerksamkeit für die wissenschaftlichen Reisenden aller Nationen, in deren Ausforschung Mungo Park sein Leben verloren, und von welcher in der That noch kein Europäer wohlbehalten zurückgekehrt sey. Dahin habe Joseph Wolff seinen Reiseplan gerichtet, um dann durch das Innere von Afrika nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu gehen und von dort seinen Heimweg zu nehmen. Wer daher seinen Eifer für die Wohlfahrt seiner jüdischen Brüder nur einigermaßen zu würdigen verstehe, müsse ihm um so mehr einen glücklichen Erfolg und eine glückliche Heimkehr wünschen, je unentgeltlicher er sein Tagewerk verrichte. Obgleich mit einer vornehmen und reichen Frau vermählt — Lady Georgiana Walpole — habe er doch, um auch in dieser Hinsicht jeder falschen Anklage zu begegnen, noch keinen Heller ihres Vermögens angegriffen, und um sich als völlig freier Missionär zu behaupten, habe er, ungeachtet des hohen Belaufs seiner letzten Reisekosten, doch jede Geldunterstützung abgelehnt, ausgenommen die, welche, sonderbar genug, zwei heidnische Fürsten ihm gewährt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 317. 13 November 1835.

Die Juden in den Staaten der Berberei.

(Aus Lord's: Algiers, with notices on the neighbouring States.)

Der Einfluß, den die Juden trotz ihrer Herabwürdigung auf die Regierung, den Handel und die Einkünfte der Barbareskenstaaten ausübten, und zum Theil noch ausüben, verleiht einigen Nachrichten über ihren Zustand und ihre Verhältnisse ein besonderes Interesse.

Ihre Ankunft in diesen Ländern datirt sich wohl schon von der Zerstörung Jerusalems durch Titus her, sie selbst aber erzählen eine Sage, die jetzt fast einen Glaubensartikel bei ihnen bildet, und die wir etwas umständlicher mittheilen wollen, da sie einiges Licht auf ihren jetzigen Charakter wirft. Unter der Herrschaft der Mauren in Spanien durften die Juden sich dort niederlassen, sie betrieben den Handel mit dem gewohnten Erfolge, wuchsen bald an Zahl, wurden reich und mächtig, hatten ihre eigenen Tempel, und genossen freie Ausübung ihrer Religion. Als die Mauren vertrieben wurden, gestatteten die Christen den Juden auch ferner dort zu wohnen und zu handeln, bis endlich deren Reichthum und ihre Anzahl ihre Eifersucht erregte. Verfolgungen begannen, und im J. 1390 wurde Simon Ben Semia, Oberrabbi von Sevilla, ein Mann von hohen Fähigkeiten und großem Vermögen, auf des Königs Befehl verhaftet, und mit 60 andern Familienhäuptern und vielen Mauren, die noch in Sevilla wohnten, ins Gefängniß geworfen. Dieser willkürlichen Handlung folgten eine Menge Erpressungen gegen die Juden und Mauren im Königreich, und endlich der Befehl die Gefangenen hinzurichten. In der Nacht vor der Hinrichtung waren er und seine Gefährten in den tiefsten Schmerz versunken, als plötzlich Simon nach einem heißen Gebete aufsprang, ein Stück Kohle ergriff und auf die Mauer die Gestalt eines Bootes zeichnete, hierauf wandte er sich zu den Weinenden und sagte: „jeder der Gott fürchtet, und diesen Platz zu verlassen wünscht, lege seinen Finger wie ich auf dieses Boot." Alle thaten dieß, und augenblicklich ward die Zeichnung zum wirklichen Boot, begann sich zu bewegen, ging mit allen Gefangenen durch die Mauer, glitt zum großen Erstaunen aller Einwohner ohne ein einziges Haus zu beschädigen, durch die Straßen von Sevilla hinab nach der See; auch dort behielt es seine Richtung bei, bis es endlich vor Algier, das damals nur von Mauren und Arabern bewohnt war, ans Land kam. Der Rabbi schickte eine Gesandtschaft an die Algierer, erzählte ihnen, wie er an ihre Küsten gekommen, und bat um ein Asyl für sich und seine Gefährten; er erhielt zur Antwort, sie könnten nichts thun ohne Sidi Ben Josef, einen berühmten Marabut, der damals zu Meliana wohnte, zu fragen. Boten wurden augenblicklich zu Pferde abgefertigt, die Antwort des Heiligen fiel günstig aus, die Algierer zogen unter Vortritt ihrer Häuptlinge hinaus, um die Fremden zu empfangen, führten sie in die Stadt, und wiesen ihnen Wohnungen an.

Auf diese Weise, behaupten die Juden, hätten sie zuerst Algier besucht, gestehen aber, daß diese erste Kolonie bald beträchtlich anwuchs durch die Ankunft anderer Verfolgten, die auf eine minder wunderbare Weise aus Spanien herüber kamen. Rabbi Ben Semia benützte den Eindruck, den seine seltsame Ankunft gemacht hatte, und erhielt gewisse Rechte für sich und alle seine Brüder, die ihm folgen würden, unter denen freie Religionsübung, Errichtung von Synagogen, Betreibung von Handel und Gewerben, und die Erlaubniß Wein und Liqueure zu machen begriffen waren. Diesen auf Pergament geschriebenen Vertrag behaupten die Rabbis von Algier noch in ihren Archiven zu besitzen: aber wie es auch mit diesen Stipulationen sich verhalten haben mag, sie fielen seit die türkische Macht sich festsetzte, völlig in Vernachlässigung. Seit dieser Zeit wurden die Juden fortdauernd auf das schonungsloseste unterdrückt, sie wurden allenthalben, die Stadt Tanger ausgenommen, in ein besonderes Quartier abgeschlossen, mußten die niedrigsten Dienste, als Hinrichtung der Verbrecher, die Reinigung der Straßen, die Fütterung der Thiere in der Menagerie des Serails u. s. w. verrichten, und wenn ein Muhammedaner in seichtem Wasser landete, ihn aus dem Boot vollends ans feste Land tragen. Sie mußten sich, ohne Widerstand zu leisten, ja ohne die Hand zur Abwehr aufzuheben, von Muhammedanern schlagen lassen, und die Entwürdigung begann so mit der frühsten Jugend, daß ein Judenkind sich von einem Maurenkind geduldig schlagen ließ. Sie mußten eine besondere Kleidung tragen, und wenn sie an einer Moschee, am Hause eines Kadi oder auch nur eines vornehmen Moslems vorübergingen, die Pantoffeln ausziehen; in einigen Städten, wie zu Fez und namentlich zu Saffy, wo zahlreiche Heiligthümer sind, müssen sie völlig barfuß gehen. Nirgends dürfen sie ein Pferd, sondern nur einen Esel, höchstens aus besonderer Gunst ein Maul-

Digitized by Google

thier besteigen, wenn aber ein Moslem des Wegs kam, mußte der Jude absteigen und sich verdrängen. Kommt ein Jude zu einer Quelle, so muß er warten, bis alle Moslems, selbst die, welche nach ihm kommen, sie wieder verlassen haben, eher ist es ihm nicht erlaubt Wasser zu schöpfen. Tod ist seine Strafe, wenn er das Dach seines eigenen Hauses besteigt, von wo er maurische Mädchen sehen kann; Tod ist seine Strafe, wenn er gegen die Regierung intriguirt, einen Moslem schlägt, oder zufälliger Weise in eine Moschee blickt, während die Gläubigen beten. Sie gelten Alle als Sklaven des Fürsten, in dessen Gebiet sie leben, und können nicht wegreisen, ohne von ihm Erlaubniß zu haben, und Sicherheit für ihre Rückkehr zu geben. Jeder Moslem kann in die Judenstadt gehen, in ein Haus treten, dort essen, trinken, den Eigenthümer beleidigen und die Weiber mißhandeln, ohne auf Widerstand zu stoßen oder verklagt zu werden: der Jude fühlt sich allzu glücklich, wenn er ohne Schläge oder Wunden entkömmt. In Marokko wird kein Maure wegen des Mords eines Juden hingerichtet, obwohl der Mord eines Christen ein todeswürdiges Verbrechen ist, und es geschieht nicht selten, daß der Jude, der sich über den Mord eines Freundes oder Verwandten beklagt, selbst gestraft wird, und der Mörder frei ausgeht.

Man scheint sie hauptsächlich nur zu dulden, weil bei ihnen immer baar Geld zu finden ist, das sie hier mit so viel Geschick anhäufen, als anderswo, und weil sie meist mehr Kenntnisse haben, so erhalten sie manche lukrative Stelle. Die Münze steht gewöhnlich unter ihrer Leitung, ein Theil des Handels ist in ihren Händen, die Einsammlung der Taxen ist meist an sie verpachtet, und als Agenten, Sekretäre und Dolmetscher, wo irgend etwas Wichtiges mit fremden Mächten verhandelt wird, machen sie sich einigen Verdienst. Reichthum hilft sie indeß wenig, denn sie dürfen ihn nicht zeigen, da man ihnen solchen sonst augenblicklich abnehmen würde. Die einzige Art, wie sie sich einigermaßen schützen, besteht darin, sich an einen Vornehmen anzuschließen, diesem einen Theil ihres Gewinnstes zu geben, und sich, indem sie ganz in seinem Dienste leben, vor weiteren Belästigungen zu schützen.

In Marokko sind die Juden einem jährlichen Tribut unterworfen, den der Kaiser regulirt und manchmal etwas vor der Verfallzeit einfordern läßt, namentlich wenn ein neuer Gouverneur sein Amt antritt. Dieser sendet einen Tschausch oder königlichen Boten mit dem Befehl, augenblicklich eine bestimmte Summe zu zahlen: den Juden wird nur das elende Vorrecht ertheilt, den Tribut unter sich nach Gefallen zu vertheilen. Inzwischen wird ihr Quartier mit Wachen umschlossen, und niemand darf es verlassen, bis sie sich zur Bezahlung der Summen willig erklären. Riley war in Mogador Zeuge eines solchen Vorfalls, da während seines Aufenthalts Befehl vom Kaiser kam, augenblicklich 3500 Dollars zu erheben. Der Juden waren nur 6000, und die Mehrzahl sehr arm. Ihre Rabbiner versammelten sie in der Synagoge und theilten sie in vier Klassen, von denen jede einen bestimmten Theil zahlen mußte. Vier jüdische Kaufleute von einigem Vermögen bildeten die erste Klasse, und mußten mehr als die Hälfte der ganzen Summe zahlen; die kleinern Händler bildeten die zweite, die Handwerker die dritte, und die niederste Art von Arbeitern die vierte Klasse. Die Priester und Leviten, die eine ziemliche Zahl ausmachten, waren frei, wie immer bei solchen Gelegenheiten, da die andern Klassen zu ihrem Unterhalt beitragen. Kein Jude, weder Mann, noch Weib, noch Kind, durfte während drei Tagen, wo die Taxation währte, das Judenquartier verlassen. „Ich sah," erzählt Riley, „wie die Unglücklichen gleich Ochsen von den Thorhütern mit ihren schweren Stöcken niedergeschlagen wurden, wenn sie für ihre hungernden und dürstenden Familien nur etwas Nahrung und Wasser holen wollten." Die einzige Ausnahme wurde gemacht, wenn sie für einen Mauren zu arbeiten hatten, aber auch dann geschah es nur nach Erlaubniß vom Kadi.

Die Thätigkeit der Juden kontrastirt seltsam mit der Sorglosigkeit und Indolenz der maurischen Bevölkerung. Wo Geld zu gewinnen ist, sammeln sie sich von allen Seiten her: zu Algier treiben sie fast alle Gewerbe, und arbeiten weit besser als die Mauren. Auch gibt es in allen Städten einige jüdische Schlächter, da sie kein Fleisch von einem Thiere essen wollen, das von einem Muhammedaner oder Christen geschlachtet wurde. In Algier, Oran, Bona und mehrern andern Orten an der Küste gibt es reiche jüdische Häuser, die Bankgeschäfte treiben, eine ausgedehnte Korrespondenz mit Asien und Europa unterhalten, und in der That das Medium sind, wodurch der größte Theil des Handelsverkehrs betrieben wird. Die meisten Juden werden Mäkler, und kaum wird etwas verkauft ohne ihre Dazwischenkunft. Die beanchbarsten werden von den christlichen Kaufleuten in Anspruch genommen, die unfähigern bieten ihre Dienste den Arabern, Berbern und andern Landleuten an, die mit Vieh oder andern Dingen in die Stadt kommen. Das Landvolk ist an diese Hülfe so gewöhnt, daß es kein Paar Hühner verkauft, ohne daß ein jüdischer Mäkler den Preis nannte, und dann für seine Mühe eine Entschädigung bekommt, die natürlich dem Käufer auf den Preis geschlagen wird. Die Juden lieben diese Art Geld zu gewinnen sehr; man kann von früh Morgens an Schaaren von ihnen an den Stadtthoren sehen, um über den ersten besten Araber, der zu Markte kommt, herzufallen. Treibt dieser eine Kuh vor sich her, so laufen sie Alle auf ihn zu, der eine packt sie am Schweife, der andere an den Ohren, der dritte an den Hörnern, jeder will der erste gewesen seyn, und bietet seine Dienste an. Inzwischen zieht der Araber weiter, unter dem Lärmen, oft unter lautem Schelten, und nimmt von keinem Notiz, bis einer derselben einen Käufer für die Kuh bringt, und diesem ermangelt er nie, die gewöhnliche Entschädigung zu geben.

In vielen Fällen fanden die französischen Offiziere, daß die Araber sich weigerten, ihre Waaren ohne Dazwischenkunft eines jüdischen Mäklers zu verkaufen. Die Abneigung auf eigene Faust zu handeln, entspringt zum Theil aus der Verschlechterung der Münzen in Algier, und der großen Masse falschen Geldes, das die Berbern in Umlauf setzten. Die Beduinen, welche dieselben damit betrogen hatten, nehmen gern einen Juden zu Hülfe, auf dessen Kenntniß in diesem Punkte sie sich verlassen können. Ein anderer Grund mag auch darin liegen, daß bei der großen Schlauheit der Juden im Handeln, der Araber, selbst wenn er seinen Mäkler bezahlt hat, doch noch mehr Geld übrig behält, als wenn er sich beim Verkauf auf seine eigene Klugheit verlassen hätte.

Digitized by Google

Die Literatur in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Der amerikanische Reviewer, den wir in den bisherigen Skizzen folgten, glaubt den Beweis geführt zu haben, daß die schöne Literatur seines Vaterlandes beachtenswerther sey, als sie gewöhnlich von der europäischen Kritik angesehen werde. Dieß mag, so lange dieselbe nur als ein Nebenzweig der englischen Literatur gelten will, allerdings seine Richtigkeit haben; aber der Tadel, daß es ihr an Originalität, d. h. an einem urkräftigen, aus der eigenthümlichen Gefühls- und Anschauungsweise eines geistig selbstständigen Volkes frei hervorgetriebenen Leben mangle, läßt sich nicht widerlegen, auch hat es jener Beurtheiler kaum versucht. Dieses Gebrechen, so wie überhaupt die Schattenseiten des geistigen Lebens jenseits des atlantischen Oceans finden wir in einem Artikel der Revue des deux mondes aus ihren Gründen entwickelt. Wir wollen Folgendes daraus mittheilen:

„Das Wort (schreibt der französische Beurtheiler) wird immer das wahre Band der Nationen bilden. Der Mensch, der unsere Sprache redet, ist unser Bruder. Niemals wird das französisch redende Canada aufhören, französisch zu seyn; niemals wird die spanische Ueberlieferung aufhören, die Republiken Mexiko und Peru zu bewohnen; und eben so werden noch zwanzig Unabhängigkeitskriege die Vereinigten Staaten nicht hindern, daß sie englisch und puritanisch bleiben. Die Gemeinschaftlichkeit des Idioms stellt die Gemeinschaftlichkeit der geistigen Interessen dar; das Wort ist stärker als Raum und Zeit; es ist der sichtbar gewordene Volksgedanke. Nie besaßen die Kolonien, die ihre Mundart einem bereits civilisirten überseeischen Land entlehnten, eine eigene Literatur. Mögen sie unterjocht, in Empörung begriffen oder emancipirt seyn, die Sprache kettet sie ewig an den alten Mutterstaat. Um sich ein wenig von England abzusondern, haben schottische Dichter einen Dialekt des Englischen angewandt, aber bis jetzt haben sie nur eine Schattirung der englischen Literatur hervorgebracht. Steht in einer Kolonie, einer gleich oder ähnlich redenden Provinz ein großer Schriftsteller auf, so wird er sich bald mit den Celebritäten der Metropole verschmelzen. Unter den ziemlich zahlreichen Dichtern Mexiko's hat sich bis jetzt ein einziger Mann von Genie hervorgethan, Don Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza; aber Gedanken, Bilder, Redensarten, Alles ist an ihm spanisch; seine spanische Muttersprache, jeder andern Richtung widerstrebend, wollte sich nur zum Organ des spanischen Geistes hergeben. Nichts Mexikanisches findet sich bei Alarcon, diesem bewunderungswürdigen Dramatiker, welcher, wiewohl er unsers Dafürhaltens weit über Lope de Vega steht, vergessen ist, und vielleicht erst von der Nachwelt gerechte Anerkennung zu erwarten hat. Die Vereinigten Staaten sind englisch, sie haben keine besondere Literatur. Dieses große Volk, diese in zwanzig Republiken gespaltene Republik, und welche deren noch hundert erzeugen kann und wird; dieses neue Europa, bestimmt, alle Schicksale der alten Welt zu verjüngen, und vielleicht rückwirkend dieser selbst als riesenhaftes Vorbild zu dienen, besitzt keine eigene Literatur! Nein, eine so jungfräuliche, so unerhörte, aller Vergangenheit so unähnliche Bürgergesellschaft hat keine eingeborene Stimme, keinen nationalen Ausdruck finden können! Fenimore Cooper und Washington Irving sind eingefleischte Engländer: dieser copirt Addison, jener bildet sich nach Walter Scott. Allein noch andere Gründe gibt es, warum den Vereinigten Staaten eine Nationalliteratur fehlt. Der erste ist: denselben fehlt eine wesentliche, sociale Gestaltung. Man kennt den Ursprung der Vereinigten Staaten. Sektirer, die in Europa beengt oder verfolgt waren, schifften nach dem nördlichen Amerika hinüber, wo sie sich frei und bequem zu fühlen hoffen durften; Abenteurer verschiedener Völkerschaften thaten dasselbe, und besäeten jene prachtvollen Einöden mit Kolonien, den unmerklichen Keimen von Nationen. Die Eingeborenen, Fuß für Fuß in die Wälder und Savanen zurückgedrängt, verschwanden beinahe gänzlich, ohne ihre Volksthümlichkeit den Niederlassungen der Sieger beigemischt zu haben, und der Genius jener Kinder der Wildniß goß seine lebenskräftigen Säfte nicht hinüber in den europäischen Geist. So ergeben sich zwei wohl bemerkenswerthe Thatsachen: Erstens wurden die Eingeborenen vernichtet, und mit ihnen erlosch jene eigenthümliche Reihefolge von Vorstellungen und Gefühlen, die aus der Verwandtschaft einer Menschenklasse mit einem Boden und einem Klima entspringt, und den Sitten, den Gesetzen, dem Wort einen unvertilgbaren Charakter aufprägt. Dazu kam dann der Mangel an Zusammenhang zwischen den europäischen Niederlassungen, die Gegensätze in Glauben, Gewohnheit, Sprache, um den socialen Charakter dieser zusammengeworfenen Völkerfragmente, welche durch das allmähliche Aussterben der eingeborenen Race schon eines mächtigen Bindungsmittels beraubt waren, noch mehr zu schwächen. Man lächelt, wenn man sich jene Engländer, Holländer, Deutsche und Franzosen denkt, welche durch so viele Ursachen und Zufälle auf die keusche Erde der neuen Welt geschleudert wurden. In ihren bizarren Kleidungen, in ihren roh gezimmerten Hütten bildeten sie wohl einen auffallenden Kontrast zu der majestätischen Natur, in deren Mitte sie sich anzusiedeln die Kühnheit hatten. Stelle man sich vor, einem Dichter, einem wahren aber unerkannten Dichter, der es müde war, in einer europäischen Hauptstadt Hunger zu leiden, wäre es damals eingefallen, die Feder mit dem Karst und der Hacke, die Aussicht auf das Hospital mit der Auswanderung nach Virginien oder Massachusetts zu vertauschen. Bei seiner Ankunft in dieser unermeßlichen, mit namenlosen Göttern und namenlosen Schauern erfüllten Welt sieht er die Wilden von Wald zu Wald fliehen, beladen mit den Gebeinen ihrer Väter und Lebewohl sagend ihrem Heimathboden. Begreift er nicht, daß sie die amerikanische Dichtkunst mit sich forttragen, und daß die Holzhauer, die Schlosser, die Tischler, die an ihre Stelle traten, den künftigen Geschlechtern keinen Hauch der Begeisterung zu überliefern haben werden?—"

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. In dem gestrigen Absatz S. 1265. Sp. 1. Z. 4. von unten lese man statt „einer der berühmtesten amerikanischen Dichter" — „einer der jüngsten."

[Versorgung Londons mit Erdbeeren.]

Die Versorgung einer großen Stadt mit Lebensmitteln ist eine so merkwürdige Sache, daß sie im genauesten Detail gekannt zu werden verdient. Die Erdbeeren z. B., mit denen der Londoner Markt so wohl versorgt ist, daß sie ziemlich wohlfeil sind, werden meist in einem Umkreise von 10 Meilen um London, namentlich gegen Westen, gezogen. In der letzten Zeit ist ziemlich viel Land damit angepflanzt worden, so daß man es auf ungefähr 1000 Acres schätzt. Die Gärten in der Umgegend von London werfen 2 bis 400 Pfd. St. jährlich ab. Man vermuthet mit gutem Grunde, daß der Anbau der Erdbeeren per Acre mindestens 200 Pfd. jährlich abwirft, die 1000 Acres also 200,000 Pfd. oder 1,200.000 fl. Der Anbau ist die Arbeit der Männer, das Einsammeln, der Transport und der Verkauf die der Weiber.

Alle Morgen sammeln sie die Erdbeeren in Körbchen, von denen jeder etwa 2½ Litres hält; 50 bis 60 dieser Körbchen werden in einen großen Korb gelegt, den die Weiber vermittelst eines Bausches auf dem Kopfe tragen. Meistens gehen mehrere mit einander, und sie marschiren so schnell, daß sie gewöhnlich 5 (engl.) Meilen in einer Stunde zurücklegen. Die Körbchen, in denen die Erdbeeren sind, werden aus Fichten- oder Weidenholz gemacht, und zwar von Weibern und Kindern: eines derselben kostet nur einen halben Penny (1½ kr.).

Die Anzahl der mit diesem Handel beschäftigten Weiber beträgt über 2000; ein Theil derselben wohnt in den Dörfern, wo die Erdbeeren gebaut werden, die Mehrzahl kommt jedes Jahr aus Worcester, Shropshire und Wales. Ist die Zeit der Erd- und Johannisbeeren vorüber, so kommen sie noch zeitig genug nach Hause zurück, um bei der Ernte zu helfen, und haben hinreichend gewonnen, um sich ein gutes vollständiges Kleid zu kaufen, und noch etwas für den Winter zu sparen.

Joseph Wolff, der Missionär.

(Fortsetzung.)

Sobald Davis seinen Vortrag beendigt, stellte Wolff sich der Versammlung vor. Ein langes, stürmisches Willkommen begrüßte ihn, und Viele, die ihn noch nicht gesehen, bezeigten ein so sehnsüchtiges Verlangen danach, daß in diesen Augenblicken die Bewegung und das Gedränge wirklich etwas arg waren. Nach dem Aeußern zu urtheilen, ist Wolff ungefähr ein Fünfziger und von robustem Körper, während sein Gesicht unverkennbare Züge von Scharfsinn, Klugheit und Wohlwollen trägt. Mit eben so einfachem als bescheidenem Anstande drückte er zuvörderst seinen freudigen Dank aus, sich von so vielen seiner christlichen Freunde umringt zu sehen, erklärte dann, daß die Bekehrung seiner jüdischen Brüder der alleinige Zweck seines Lebens sey, und gab hierauf einen gedrängten Bericht seiner letzten Mission. Seine erste begann im Jahre 1818, wo er nach beendigtem Studium der morgenländischen Sprachen unter den Professoren Simeon und Lee zu Cambridge seinen Weg nach Rom nahm, hier jedoch auf Befehl des Papstes weggewiesen wurde. Er besuchte sodann Gibraltar, Malta, Aegypten, den Berg Horeb, den Berg Sinai, Joppe, Antiochien, Aleppo, Bassora, Ispahan und mehrere Städte im Innern von Asien und Afrika, predigte überall den Juden das Evangelium und ging dann im Jahre 1826 nach England zurück. Er verließ es wieder im folgenden Jahre, begleitet von seiner Gattin und seinem Kinde, und ging nach Malta, wo er gerade zur Zeit der Schlacht von Navarin ankam, was seine Weiterreise verzögerte. Nachdem ihm sein Kind gestorben war, wendete er sich nach Cypern, und hat seitdem, unter Entbehrungen und Gefahren aller Art, auf seinen Reisen durch weite Weltstrecken über 21,000 englische Meilen zurückgelegt. Bei seiner Ankunft in Jerusalem bezog er ein griechisches Kloster in der Nähe des Berges Zion. Eine Anzahl Juden kamen aus der Stadt, ihn zu begrüßen. Sie näherten sich ihm unter Absingung eines hebräischen Liedes, welches die Wiederherstellung ihres Volks prophezeihte, und da er hieran wenig Glauben verrieth, machten sie ihm deßhalb Vorwürfe, die er jedoch siegreich und zu ihrer vollen Zufriedenheit widerlegte. Nachdem er ihnen sodann den Messias gepredigt, setzte er seine Wanderung nach Alexandrien fort. Hier verließ er seine Gattin, ging nach Salonichi und predigte daselbst ebenfalls den Juden. Hierauf vertheilte er eine bedeutende Anzahl neue Testamente in Tenedos, Lemnos und auf dem Berge Athos, den früher gegen 15,000 Mönche bewohnten, die sich jetzt auf eintausend vermindert haben. Während er von hier seine Fahrt zu Wasser fortsetzte, näherte sich ein Seeräuber seinem Schiffe. Um diesem und damit der Gefahr zu entgehen, als Sklave verkauft zu werden, strandete die Mannschaft das Schiff und flüchtete auf die Felsen. Mit ihr der Missionär. Sie brauchten dreißig Stunden, ehe sie den Gipfel erreichten, wo sie sich in Sicherheit glauben konnten, und ehe sie dahin gelangten, hatten sie schmerzlich zu leiden. Die scharfen Steine und Felsenkanten zerschnitten ihre Füße und verwundeten ihre Kniee; das Blut tropfte von ihren Händen, die Sonne glühte, und sie hatten keinen Mundbissen, ihren Hunger zu stillen, und keinen Tropfen, ihren Durst zu kühlen. Erschöpft in seinem innersten Marke, sank Wolff zu Boden, entsagte jeder Hoffnung, sein Leben zu retten, und bat seine stärkern Gefährten, ihn seinem Schicksale zu überlassen und auf die eigene Rettung bedacht zu seyn. Demgemäß verließen sie ihn zwar, kehrten aber bald wieder zurück, meldeten ihm, daß sie Wasser gefunden, und da er nicht gehen konnte, trugen sie ihn zu der Quelle. Neu belebt, vermochten sie sämmtlich das am Fuße der Felsen gelegene Thal zu erreichen, wo einige Hirten sie gastfrei aufnahmen. Wolff blieb indessen noch längere Zeit lahm, indem die Dornen und Steinsplitter, die tief in sein Fleisch eingedrungen waren, nur mit vieler Mühe herausgezogen werden konnten. Unter mancherlei Fährlichkeiten erreichte er Smyrna und Konstantinopel. An beiden Orten fand er mehrere von ihm anderwärts vertheilte Exemplare des neuen Testaments bei Juden, die solche von den ursprünglichen Empfängern zum Geschenk erhalten hatten, und er sah aus dem Werthe, welchen auf diese auf den Besitz der seltenen Schriften legten, daß der ausgestreute Samen gute Früchte getragen. Von dort zog er weiter nach dem alten Phrygien, nach Ozakow, Bukara und mehreren Gegenden, in denen er der Erste war, der das Evangelium verkündete. In Armenien erfuhr er von Sir John Campbell, Dr. M'Niel und andern Europäern, die er daselbst antraf, viele Liebesdienste, dagegen fand er die dortigen — eigentlich nur sogenannten — Christen noch unwissender und roher als ihre heidnischen Nachbarn. Zu Mesched und Balkh rieth man ihm, wenn er sein Leben zu erhalten wünsche, nicht weiter vorzugehen, und als er, des Schutzes bedürftig, einen eingebornen Fürsten von Chorasan um einen Paß ansprach, erklärte dieser, sobald er hörte, daß Wolff aus England komme, sich sofort zu Erfüllung seiner Bitte bereit, nur verlangte er dafür und zuvörderst eine Anweisung auf den König von England im Betrage von jährlich eintausend Pfund Sterling. Als Wolff erwiderte, daß es nicht in seiner Macht stehe, eine solche Anweisung auszustellen, ließ ihm der Fürst eröffnen, daß er hingehen könne, wohin es ihm beliebe, er jedoch gut thun werde, sich möglichst schnell auf die Reise zu begeben. Also schlug Wolff den Weg nach Herat ein, war aber kaum dreißig Meilen weit gegangen, als zwei Reiter ihn überholten, ihn der Entwendung von zehntausend Goldstücken beschuldigten, ihn fest nahmen und so nach einer Stadt brachten, von welcher Wolff bloß anzugeben wußte, daß sie noch nie von einem Europäer besucht worden sey. Von da geleitete man ihn nach Terschiz, wo er die Straßen mit verwesenden Leichnamen bedeckt fand, indem die Turkomanen kurz vorher daselbst einen Ueberfall gemacht, die benachbarten Dörfer eingeäschert, und mit Ausnahme von fünfzehnhundert starken Männern, die sie in Gefangenschaft abgeführt, Jung und Alt niedergemetzelt hatten. Die in den Straßen liegenden Araber riefen zum Beweise ihres höchsten Schmerzes: „Unsere Gebeine sind zerbrochen.“

(Schluß folgt.)

Seit langer Zeit suchte man ein Mittel, die Bierhefe zu chemischen Zwecken aufzubewahren; ein Bäcker in den Vereinigten Staaten, Namens Bloftone, ist hierzu auf einem sehr einfachen und nichts weniger als kostbaren Wege gelangt. Er hat die Hefe mehr als 2 Jahre unverändert aufbewahrt. Ueberzeugt von der Wichtigkeit dieser durch Gelehrte bestätigten Erfindung, hat die Regierung dem Herrn Bloftone eine Belohnung von 750,000 Fr. bewilligt, und veröffentlicht gegenwärtig das entdeckte Mittel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 318. 14 November 1835.

Flüchtige Bemerkungen über Malta.

2. Geschichte.

Die Geschichte der ersten Einwohner ist wie die fast aller andern Nationen in Dunkelheit gehüllt; die ältesten, deren Daseyn durch einige noch vorhandene Elemente erwiesen ist, sind die Phönicier, welche, wie man guten Grund hat zu glauben, etwa 1500 Jahre v. Ch. eine Kolonie daselbst gründeten. Mehrere Medaillen, die im Museum der Bibliothek aufbewahrt sind, nebst einigen andern Denkmälern mit phönicischen Charakteren,*) sind unzweifelhafte Beweise, daß die Phönicier die Verehrung ihrer eigenen Götter sowohl, als deren von Aegypten und Persien auf der Insel einführten. Siebenhundert und achtzig Jahre später, etwa zur Zeit der Gründung von Rom, trieb eine griechische Kolonie die Einwohner aus dem alten Ogygia, besetzte es, und nannte es Melitaion, wahrscheinlich wegen des vorzüglichen Honigs, den sie hier fanden. Die neuen Einwanderer führten gleichfalls ihre eigene Religion ein, und suchten namentlich die Verehrung Apollo's zu verbreiten, dem sie in Malta einen Tempel weihten, und dessen Bild sie auf alle Münzen prägten. Das obenerwähnte Museum enthält eine Anzahl Alterthümer, welche dieser Periode angehören.

Nach einem ungestörten Besitz von 200 Jahren wurde diese zweite Kolonie von einem mächtigern Volke, den Karthagern, überwältigt, die hinwiederum im Anfang des zweiten punischen Kriegs ihrer Eroberung durch die wachsende Macht der Römer beraubt wurden. Diese fühlten bald die hohe Wichtigkeit der Erwerbung, und sorgten emsig für dieselbe: Alles geschah, um die Zuneigung der Griechen zu gewinnen, welche noch einen bedeutenden Theil der Einwohnerschaft ausmachten, sie ließen sie nach ihren eigenen Gesetzen regieren, achteten die Religion, die sie auf der Insel eingeführt fanden, und ermunterten auf jede Weise den Handel und die Manufakturen, von denen einige sich so sehr vervollkommneten, daß maltesische Baumwollenzeuge und Linnentücher zu Rom als Luxusartikel betrachtet wurden. Die glänzende Herrschaft dieser neuen Eroberer hat ihre Proben hinterlassen in einer Menge von Medaillen, Inschriften, Statuen u. dergl., die zu verschiedenen Zeiten in mehreren Theilen der Insel gefunden wurden, und jetzt in dem obenerwähnten Museum aufbewahrt sind.

Bei der großen Theilung des römischen Reichs fiel die Insel an Constantin, dessen Nachfolger sie behaupteten, bis das Westreich völlig von den nordischen Völkern überwältigt wurde, wo die Vandalen im J. 454 Sicilien und Malta eroberten, zehn Jahre später aber den Gothen weichen mußten. Diese behaupteten die Insel bis zum J. 553, wo Belisar auf seinem Zuge zur Eroberung von Afrika auf Malta landete, und es wieder dem Reich einverleibte, bei dem es über 300 Jahre verblieb. Endlich bemächtigten sich die Araber derselben, und vertilgten alle Griechen, weil sie den ersten Versuch gegen die Insel muthig abgeschlagen hatten. Diese Grausamkeit abgerechnet, welche durch die Wildheit jener rohen Zeit zum Theil entschuldigt wird, behandelten sie ihre neuen Unterthanen mit großer Menschlichkeit, ließen sie in der Ausübung ihrer Religion ungestört, und legten ihnen sogar nicht einmal Abgaben auf. Um sich dafür zu entschädigen, wurden jedes Jahr Raubschiffe ausgerüstet, und da diese gefährliche Art Reichthümer zu gewinnen, dem thätigen und waghalsigen Geist der Malteser zusagte, so ahmten sie bald ihren Herren nach, und wurden die glücklichsten Korsaren des Mittelmeeres.

Im J. 1090 landeten die Normannen auf Malta, entrissen den Saracenen die Herrschaft, gestatteten aber jedem, der die Insel verlassen wollte, sein gesammtes Eigenthum fortzuführen; wer blieb, dem wurde gegen Bezahlung einer kleinen Abgabe an den Fürsten die freie Uebung seiner Religion gestattet. Die Normannen gaben die Insel an die Deutschen, als Mitgift der Constantia, Erbin von Sicilien, bei ihrer Heirath mit Heinrich VI Sohn des Kaiser Friederich Barbarossa. Malta wurde eine Markgrafschaft, und blieb 72 Jahre in den Händen der Deutschen, bis Karl von Anjou sie verjagte. Bald brach aber der Krieg zwischen den Franzosen und den Aragoniern aus, und nach einer Seeschlacht in der Nähe von Malta, worin diese letztern siegten, bemächtigten sie sich ganz Malta's, bis Kaiser Karl V die Ritter von St. Johann mit der Souveränität darüber bekleidete. Unter den Aragonesen besaß Malta, wenn gleich politisch mit Sicilien vereinigt, eine unabhängige Verwaltung, die von einem sogenannten Volksrath geleitet wurde, der zu allen Stellen ernannte und die Mitglieder des Tribunals wählte. Dieser Rath bestand

*) Siehe Ausland Nr. 195. v. d. J.

Digitized by Google

aus allen Adeligen und Vorstehern der Dörfer, Casals, und ie Mitglieder wurden von den Fürsten bestätigt. Eine höhere Militärperson war mit der Polizei und der Vertheidigung der Insel beauftragt.

So war die Lage der Sachen, als Karl V den Thron von Spanien bestieg, und von sämmtlichen weitschichtigen, mit seiner Krone verbundenen Ländern, zu denen auch Malta gehörte, Besitz nahm. Er erkannte die große politische Wichtigkeit Malta's für seine Monarchie. Das Mittelmeer zu beherrschen, die Küste Siciliens zu schützen, die von Afrika zu bedecken, und nach Gefallen allen Handelsverkehr zwischen den beiden großen Abtheilungen des Mittelmeers zu unterbrechen, waren zu große und einleuchtende Vortheile, um dem durchdringenden Auge Karls zu entgehen. Aber seine Voraussicht ging noch weiter, denn aus Furcht, dieser wichtige Ort möchte seinen Nachfolgern entrissen werden, und einem feindlichen Lande einen allzu überwiegenden Einfluß in Europa verleihen, beschloß er es in die Hände einer Macht zu geben, die bei seiner Erhaltung besonders betheiligt, und, ohne andern zu schaden, von Allen geachtet wäre. Dazu wählte er den Johanniterorden, den die Türken aus Rhodus vertrieben hatten, und setzte ihn im J. 1530 als immerwährenden Souverän der Inseln Malta und Gozzo ein, wo er sich auch behauptete, bis Napoleon im J. 1798 die Insel in Besitz nahm, die jedoch bald in die Hände der Engländer überging.

Die maltesische Sprache, wie sie von der Mehrzahl des Volkes gesprochen wird, ist noch das ursprüngliche Punische, das unverändert durch alle Veränderungen und Revolutionen so vieler Völker hindurch ging, die nach einander die Insel Malta besetzten und unterjochten. Einige leichte Verschiedenheiten, namentlich in der Aussprache, lassen sich in mehreren Theilen der Insel bemerken, hievon abgesehen aber ist die Sprache allenthalben wesentlich dieselbe. Die Hauptsprache der Städtebewohner ist das Italienische, auch das Englische wird verstanden, und von allen Personen, die eine bessere Erziehung erhalten haben, ziemlich gut gesprochen. *) Viele Engländer lernen auch das Maltesische und einige drücken sich ziemlich gut in dieser Sprache aus. Die Kenntniß derselben wird den Fremden durch einige maltesisch-lateinische Wörterbücher, und mehrere gute maltesisch-italienische und maltesisch-englische Grammatiken erneuert. Die Bibelgesellschaft hat auch eine theilweise Uebersetzung der Bibel nebst einigen andern religiösen Büchern in maltesischer Sprache herausgegeben.

*) Eine Menge Eingeborner sprechen auch fertig französisch, wahrscheinlich noch von der Zeit des Ordens her, da die französische Zunge sehr zahlreich und meist überwiegend war.

Die Literatur in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Sobald sich die Kolonien in Amerika festsetzten, entwickelten sich und herrschten daselbst die positiven Ideen. Die Religion, die erste Ursache dieser Uebersiedelungen, trat dort nicht erhaben und glänzend auf, wie bei dem Ursprunge einer großen Civilisation. In der Ausdauer und Glaubenskraft der Sektirer lag allerdings Großartiges, zugleich aber hatten sie etwas Knauseriges und Kleinliches, das sich mit den zwar ehelichen, aber gemeinen Berechnungen des Eigennutzes verband; die amerikanische Sittlichkeit trug die Trivialität des auf Handel und Erwerb gestellten Hausverstandes an sich. Ihr reformirter Christianismus, schon abgebleicht, als sie ihn von Europa herüberbrachten, konnte in Amerika, wo die immer von Neuem mahnenden Bedürfnisse des materiellen Lebens alle Gedanken zur Erde gekehrt hatten, weder Farbe noch Bewegung gewinnen. Die Vielheit der Sekten trug überdieß dazu bei, ihn zu schwächen und ihm, was er Begeisterndes hatte, zu nehmen. Eine Religion erhebt nur dann die Seele, wenn sie allgemein ist. Wenn die Menschen glauben wie Ein Mensch, so macht dieser prachtvolle Einklang sie zu Brüdern. Er verschmelzt ihre Gedanken, ihre Rührungen, ihre Bedürfnisse, und wenn dann eine Seele, im Geheimen zu dem Priesterthum geweiht, das man Poesie nennt, das vollstimmige Gebet eines mit Gott redenden Volkes hört, so drückt sie im Gesange das aus, was Alle fühlen, wird der feierliche Wiederhall der Gesammtheit, und hinterläßt ihrem und den kommenden Jahrhunderten ein nationales Meisterwerk. Anders ist es mit dem amerikanischen Protestantismus; jede Sekte hat ihre Unterabtheilungen in andere Sekten, und die zersplitterten Glauben, die von der Provinz auf eine Stadt, von der Stadt auf einzelne Familien zusammenschrumpfen, heben jene hohen Sympathien auf, ohne welche die Poesie unmöglich ist. Der Dichter ist wesentlich der Mensch für alle, und wenn alle vereinzelt stehen, was wird dann aus seinem Beruf? Amerika konnte also keinen Dichter haben, denn es hatte ihm keine Nation, keinen Cult, kein Vaterland zu geben; es bot seinem Geiste keine große und geheimnißvolle Einheit dar, mit der er seine Individualität vermischen konnte; die amerikanische Gesellschaft war nicht geboren — sie ist es noch nicht. Wo aber keine Nationalpoesie ist, da kann auch keine Nationalliteratur seyn. Die Poesie ist für die Literatur, was der Accent für das Wort, die Seele für den Leib, und Gott für die Seele ist. Sie ist die naive Stimme des Herzens und der Einbildungskraft; sie geht allen regelmäßigen Schönheiten der Volksrede voraus, weil sie dieselben alle erschafft. — Sage man nicht, der Puritanismus habe sich in Amerika überlebt, und das Land stehe nicht mehr unter dem Einfluß seiner altväterischen Gesetze. Ein solches Prinzip ist nachhaltiger, als man wohl glaubt, und der Geist der Cromwellischen Zeit hat sich fortgepflanzt und blüht noch in der jetzigen Demokratie, die sich mit der calvinistischen Strenge sehr gut verträgt.

Fassen wir ein wenig die geschichtlichen Koryphäen dieses Volks ins Auge. Da ist Franklin, eine strenge und geordnete Intelligenz, ein geduldiger Beobachter, ein haushälterischer Geist, der über Tugend und Laster regelmäßige Buchhaltung geführt hat. Franklin ist für Nordamerika das Symbol der Bürgertugend; Washington stellt seine virtus militaris vor. Dieser Vater des Vaterlandes, dieser Halbgott ist ein großer Charakter ohne Poesie. Nie gab es einen prosaischern Menschen. Beschuldige man uns ja nicht, als schmähten wir diese gelassene Tugend, als setzten

Digitized by Google

nir diesen utilitarischen Heroismus herunter! Washington beweist, daß alle Arten von Größe möglich sind, und daß man ohne einen Funken von Enthusiasmus, ohne einen Gran von Einbildungskraft der Retter seines Vaterlandes werden kann. Solche Vorbilder werden treffliche Bürger, aber leidee keine Künstler schaffen. Washington war der ächte Abkömmling jener Tabakshändler, jener wirthschaftlichen und ordentlichen Pflanzer, welche durch die gute Bestellung ihrer Plantagen reich genug wurden, um den Kopf zu erheben und das Joch des Vaterlandes abzuschütteln. Es haben sich zwei Bände handschriftlicher Briefe erhalten, welche Washington kurz vor der amerikanischen Revolution an seine Handelsagenten in London schrieb. Man muß darin bewundern, mit welcher bis ins Kleinliche gehenden Genauigkeit, mit welchem Detailgeist er seine Angelegenheiten ordnet; er zählt seine Tabaksstangen; er übersieht keinen Zoll breit seines Rechtes, er ist Kaufmann wie seine Väter, seine Brüder, seine Mitbürger. Der Held trug beständig einen mit weißen Blättern durchschossenen Kalender bei sich, worin drei Rubriken verzeichnet waren; die erste hatte die Aufschrift: „Wo, wie und mit wem ich meine Zeit zugebracht habe (Where, how, and with whom my time is spent);" die zweite wae überschrieben: „Witterungs-Beobachtungen (Account of the weather);" die dritte: „Vermischte Notizen (Remarks and observations)." Jede dieser Rubriken wurde regelmäßig am Ende des Tages ausgefüllt. (S. Washington Papers, edited by Jared Sparks). Kein Spießbürger, der sich eine Insektensammlung angelegt hat, kann eine haarschärfere Sorgfältigkeit, einen geduldigern Kleinigkeitssinn zeigen. In diesem nordamerikanischen Typus liegt etwas, das mit der Aufregung, dem Schwung und der Begeisterung der Künste im Innersten unverträglich ist. So hat denn auch Nordamerika bis auf den heutigen Tag eigentlich nur e i n e Menschenklasse, die industrielle, hervorgebracht. Zur Ausbeutung des Bodens bedurfte es der rohen Kraft, zu dieser der Macht. Wenn sich erst die Arme ausruhen werden, dann wird die wahre geistige Bildung beginnen; zuvor aber muß noch die ungeheure Waldeinöde urbar gemacht werden, welche das civilisirte Amerika umgränzt. Die Herrschaft gehört also jetzt noch dem Gewerbefleiß der Hände; und da es in dieser Welt mehr Hände als Köpfe gibt, die physische Kraft beinahe allen, die des Geistes jedoch nur einer kleinen Anzahl verliehen ist, so muß diese kleine Anzahl es ruhig abwarten, bis die Zeit an sie kommt. Ein neuerer Reisender von feiner und unparteiischer Beobachtungsgabe *) bestätigt es, daß sich die höher gebildeten und unterrichteten Männer der Vereinigten Staaten größtentheils freiwillig zu einer dunkeln Zurückgezogenheit verdammen; sie fürchten das allgemeine Stimmrecht, sie flüchten sich vor der Tyrannei der Mehrheit. Das Repräsentantenhaus füllt sich mit Advokaten und kleinen Kaufleuten, welche gute Geschäfte machen und oft nicht orthographisch zu schreiben verstehen. „Eine überraschende Erscheinung, setzt Hr. Tocqueville hinzu, in einem Lande, wo die Erziehung populär und allgemein ist." Auf diese Weise ist die höhere Intelligenz von der Handhabung der Staatsgeschäfte gewissermaßen ausgeschlossen; ein praktischer gesunder Menschenverstand ersetzt sie, der richtige Sinn Franklins und Washingtons.

(Fortsetzung folgt.)

*) Alexis de Tocqueville, Verfasser des rühmlich bekannten Buches „De la democratie en Amérique;" so wie auch Mitverfasser der Schrift: „Du Système pénitentiaire aux Etats-unis.

Die Pariser Bibliothek.

Die königliche Bibliothek zu Paris besteht aus vier Abtheilungen; diese sind: die gedruckten Schriften, die Handschriften, die Alterthümer und die Kupferstiche, die Karten und die Plane; die letzte Abtheilung begreift die beiden wohl unterschiedenen Zweige der Kupferstiche einerseits und der geographischen Karten und Plane andrerseits.

Die Abtheilung der gedruckten Schriften ist allein größer als alle übrigen. Noch hat diese reiche Abtheilung keinen Katalog; zur Ausfertigung desselben ist man noch nicht geschritten, und 4 Jahre sind nöthig, um diese Arbeit zu vollenden. Es gibt zwar allerdings gegenwärtig in der Bibliothek kein Werk, das nicht klassifizirt wäre; alle sind nach einer mehr oder weniger strengen Sachordnung eingereiht; aber noch lange sind nicht alle eingeschrieben in den Katalog. Man kann sie in 5 Rubriken eintheilen:

1) Die, welche in den Hauptkatalogen eingetragen sind, welcher theilweise gedruckt, theilweise geschrieben ist. Im Jahre 1791 betrug ihre Zahl 155,000 Bände, gegenwärtig werden es ungefähr 550,000 Bände seyn.

2) Diejenigen, über welche man besondere Kataloge hat, deren Zusammenschmelzung mit dem Hauptkatalog sehr nützlich seyn würde.

3) Die, welche in gar keinem Katalog stehen.

Die 2 letzten Rubriken umfassen wenigstens 150,000 Bände, ohne ungefähr 100,000 Broschüren zu rechnen, welche in 7000 Portefeuilles geordnet sind.

Diejenigen Bücher, welche man in die Auflagsäle der Einsicht des Publikums darstellen will, typographische Seltenheiten, Ausgaben des 15ten Jahrhunderts, Bücher, die auf Velinpapier gedruckt sind, Werke, die mit handschriftlichen Noten versehen sind, hat man außerhalb der Ordnung bei Seite gelegt, aber an feuchte Orte, aus denen man sie entfernen muß. Der Katalog der auf Velinpapier gedruckten Bücher wurde von Herrn van Praet verfertigt und auf seine Kosten gedruckt. Einen Katalog der Schriften aus dem 15ten Jahrhundert gibt es nicht. Eben so fehlt es an einem Katalog für die Ausgaben von Aldus, Stephanus und Elzevir.

Es gibt einen beinahe vollständigen Katalog einer Sammlung holländischer Theaterstücke und eben so einer Sammlung der Schriften, die sich auf die Geschichte der Revolution beziehen. Keinen Katalog aber gibt es 1) über die Bücher, die in Frankreich gedruckt und nach gesetzlichen Bestimmungen in der Bibliothek niedergelegt werden, besonders seit dem Jahre 1816; 2) über diejenigen Bücher, welche von Erwerbungen und Schenkungen herrühren; 3) endlich über viele Bücher, welche durch Konfiskationen, namentlich der Bibliotheken der Klöster und der Ausgewanderten, an die Bibliothek gekommen sind. Diese waren so zahlreich, daß, als man mehr als 50,000 Bände in den Katalog eingetragen hatte, noch ein beinahe eben so großer Rest einzutragen übrig blieb. Unglücklicherweise sind dieß meistens theologische Werke.

Endlich wird man eine Vorstellung von dem Rückstande bekommen, der noch zu ordnen und einzutragen ist, wenn man bedenkt, daß seit 1791 im Hauptkatalog weder ein juridisches noch ein theologisches Werk, noch ein Roman eingetragen wurde.

Das Bedürfniß dieser Abtheilung besteht darin, Bücher wieder zu kaufen, Einbände zu machen, unvollständige Werke zu ergänzen, verloren gegangene Werke und Bücher, welche die Bibliothek nie besessen hat, anzuschaffen. Die Zahl der broschirten Bücher beläuft sich auf 145,995 Bände; darunter sind 80,312, deren Einband dringend nothwendig ist. Die zum Einband nöthigen Kosten der 80,312 Bände sind auf ungefähr 150,000 Franken angeschlagen, und 260,000 Fr. für die Gesammtzahl 145,995. Das Verzeichniß der unvollständigen Werke ist bloß von zwei Buchstaben im Alphabet gemacht. Wenn man nun annimmt, die Totalsumme der beiden Buchstaben bilde eine Mittelzahl für die 24 Buchstaben des Katalogs, so geht daraus hervor, daß auf die Gesammtmasse der eingetragenen Bände, welche auf 551,556 angenommen werden müssen, 4248 unvollständige Werke kommen, die zusammen im Durchschnitt 23,516 Bände ausmachen, so daß demnach ungefähr 11,580 Bände fehlen würden.

Unter den Werken, welche die Bibliothek nie besessen hat, möchte die Uebersetzung der Geographie des Strabo genügen, um zu beweisen, welche beträchtliche Lücken noch in dieser Rubrik zu beklagen sind. Sonderbares Privilegium! Die königliche Druckerei ist allein nicht zu der gesetz-

Digitized by Google

lichen Ablieferung verbunden, und die Werke aus ihrer Presse kommen nur in die Bibliothek, wenn die Verfasser dieselben damit beschenken wollen. Auch entbehrt die Bibliothek noch eine große Anzahl von höchst wichtigen Werken, die unter die Rubrik des Wissenschaftlichen und Administrativen gehören.

Hauptsächlich in der Literatur des Auslandes finden sich ganz beträchtliche Lücken. Man besitzt bloß eine kleine Zahl akademischer Sammlungen von dem Auslande. Als Napoleon im Jahre 1811 die Bibliothek mit der Kaiserin Marie Louise besuchte, erstaunte er über die Lücken, welche man ihm zeigte, und versprach eine Million zum Ankauf von Büchern. Eine erste Abschlagszahlung von 150,000 Fr. wurde gemacht. Der Sturz des Kaisers hinderte die Wirkungen des kaiserlichen Versprechens. Gegenwärtig hat die Civilliste ganz andere Dinge zu botiren als die Bibliothek, und Sache der Kammer ist es, die Bedürfnisse dieser, unerachtet des Titels doch volksthümlichen, Anstalt zu untersuchen, und eine jährliche oder definitive Anweisung zu geben für dieß Werk des Fortschritts und der Bildung.

Die Abtheilung der Handschriften ist aus folgenden vier Unterabtheilungen zusammengesetzt: die griechischen Handschriften, die lateinischen Handschriften, die Handschriften in der französischen und in den modernen europäischen Sprachen überhaupt, und die orientalischen Handschriften. Die griechischen Handschriften sind seit langer Zeit in den Katalog eingetragen; für die lateinischen Handschriften bleibt wenig zu thun übrig; nicht so ist es bei den französischen und orientalischen. Die Zahl der Handschriften, deren Einband dringend nothwendig ist, schätzt man auf 10,000. Die Sammlung indischer Manuskripte hat sich erst kürzlich um die tamulischen durch Herrn Ph. Duclere, Administrator von Karikal, beigebrachten und abgetretenen Handschriften vermehrt, womit ungefähr 500 im genannten Lande selbst durch eingeborne Künstler verfertigte Zeichnungen verbunden sind; aber diese Sammlung enthält nur zwei unvollständige Exemplare des Ramayana. Das einzige Exemplar des Mahabarata ist eben so mangelhaft. Von den Veda's gibt es nur Ein Exemplar in Telinga-Schrift. Man glaubt, daß 2 bis 5 Monate hinreichen werden, die chinesischen Bücher zu ordnen. Es bilden sich gegenwärtig englische Sammlungen chinesischer Bücher, welche bereits reicher sind als die französischen.

(Schluß folgt.)

Joseph Wolff, der Missionär.

(Schluß.)

Nachdem Wolff mehrere Exemplare der heiligen Schrift vertheilt und der Khan von Terschiz sich überzeugt hatte, daß er kein Geld bei sich führe, wurde ihm die Fortsetzung seiner Reise gestattet. Es währte jedoch nicht lange, so verlegte ein Haufe von zwanzig Arabern ihm den Weg. Sie machten ihn zu ihrem Gefangenen, zogen ihn nackt aus, banden ihn an den Schweif eines Pferdes und zogen so mit ihm weiter, indem sie ihn oft blutig schlugen. Er war aber nicht der Einzige, dem diese Behandlung widerfuhr. Sie wurde auch einigen andern gefangenen Reisenden zu Theil. Bei ihrem nächsten Anhalten untersuchten die Araber ihre Gefangenen und taxirten ihren Werth. Da Wolff einige Zahnlücken hatte, schätzten sie ihn bloß auf drei Pfund Sterling. Kaum aber entdeckten sie unter seinen Büchern und Papieren einen Ferman von Abbas Mirza, als sie zu einander sagten: „Das ist kein gemeiner Mann, den müssen wir tödten oder wir werden Alles verlieren." Wolff, der dieß hörte, bat sie, ihn nicht zu tödten, und versprach, ihnen ein bedeutendes Lösegeld zu verschaffen. Er schrieb deßhalb auf die weißen Blätter einiger noch übrigen Abdrücke des neuen Testaments: „An die Juden von Terbad Hydarea. Ich, Joseph Wolff, ein geborner Jude, der ich umherziehe, Jesus Christus zu verkünden, bin in Sclaverei gerathen. Kauft mich und ich will euch das Geld erstatten." Obgleich diese Bücher ohne Verzug abgesendet wurden, fühlte doch Abul Hassan, der Anführer der Rotte, sich nicht ruhig, und berathete mit seinen Gefährten, ob sie den Gefangenen tödten sollten oder nicht. Wolff hörte das abermals, und seine ernste Versicherung, daß wenn sie ihn tödteten, sie es mit dem eigenen Leben büßen würden, schreckte sie zwar von dem unmittelbaren Morde, nicht jedoch von Ausführung des einmüthigen Beschlusses ab, ihn auf ein wildes Pferd zu binden und in die Gebirge zu jagen, damit er auf solche Art „den Hals bräche." Die Vorsehung war mit ihm; das Pferd trug ihn unversehrt zur Rotte zurück, und mit Ketten gebunden wurde er nun nebst den übrigen auf einen Sclavenmarkt getrieben. Diese übrigen waren Muselmänner. Sie fluchten ihm und sagten: „Dieser Ungläubige schändet uns," während die Treiber ihrerseits Gott dankten, weil er ihnen so viele Gefangene gegeben. Unter der Bedingung, daß Kaufgeld und noch etwas mehr wieder zu erstatten, wurde Wolff von einem Juden gekauft und nach Bukhara befördert, von wo er unter persischem Schutze glücklich nach Calcutta gelangte, und hier, so lange er sich in Ostindien aufhielt, von Lord Bentinck, dem verstorbenen Dr. Morrison und mehrern Engländern die zuvorkommendste Unterstützung genoß.

Indem der Redner hiemit seine Erzählung endigte, knüpfte er daran die wiederholte Versicherung, daß er als ein Verkünder des Christenthums unter den Ueberresten seines Volks leben und sterben wolle, und daß es sein fester Entschluß sey, eine christliche Kirche nach dem Vorbilde der englischen in Jerusalem zu stiften, in welcher die englische Liturgie in hebräischer Sprache eingeführt und die Lehre der englischen Kirche seinen Brüdern vorgetragen werden solle.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß es mir nur möglich gewesen ist, die Außenlinien einer Erzählung zu geben, die in allen ihren Einzelnheiten so interessant war, daß wenn das gedruckte Wort sich mit dem gesprochenen messen kann, der deutsche buchhändlerische und schriftstellerische Gewerbsfleiß gewiß nicht säumen wird, Joseph Wolffs Reisewerke, welches bei Murray erscheinen soll, zum Behuf einer gleichzeitigen Uebersetzung sich schon die Aushängebogen zu verschaffen.

* * *

Im Begriff, vorstehende Mittheilung über den deutschen Ocean zu senden, empfange ich die Abschrift eines von Joseph Wolff unterm 28 September an seine „Freunde in England, Schottland und Irland" erlassenen Schreibens, von welchem ich Nachstehendes im Auszuge beizufügen die Erlaubniß habe.

„Meine lieben Freunde! — Sir Thomas Baring, Herr Bickersteth und mehrere andere meiner Freunde in England, besorgt um mein Leben und meine Sicherheit, waren gütig genug mir zu rathen, daß ich, anstatt nach Tombuktu, lieber nach Amerika gehen möchte. Der Gedanke an die Wahrscheinlichkeit, meinen Bestrebungen dort bessern Erfolg zu gewinnen als in Afrika, ließ mich ihren brüderlichen Bitten beinahe nachgeben. Doch der zweite Gedanke an die hohe Wichtigkeit des Unternehmens, das Wort Gottes in ein Land zu tragen, das ihm noch fremd ist, und die Verheißungen ewiger Seligkeit da zu verkünden, wo sie noch nie verkündet worden sind, — er hat den erstern aus meiner Seele gebannt, ich nahm es mir vor, die Stimme des Fleisches und Blutes nicht länger zu hören, und bin demnach entschlossen, morgen nach Bristol und Falmouth abzureisen, um von letzterem Orte mit dem Oktober-Packetboote die Fahrt nach Malta anzutreten. — Ich gedenke, den 30 d. M. in Blaise Castle zu seyn, den folgenden Tag von da nach Falmouth abzugehen, mich dort im Dampfboote Firefly nach Malta einzuschiffen, und von da erst zu Wasser über Aegypten, Dschiddah und Suakim und dann zu Lande über Abyssinien und Shoah meine Reise nach Tombuktu fortzusetzen. Sollte es mir unmöglich seyn, von Abyssinien nach Tombuktu zu gelangen, so will ich meine Schritte gen Berber und von da auf Kutsch, Lahur, Yarkend, Lassa und Amerika richten. — Schließlich meinen tiefgefühlten Dank der Londoner Gesellschaft zu Verbreitung des Christenthums unter den Juden für die vielen und großen Beweise von Freundschaft, die sie mir während meines Aufenthalts in England erzeigt hat, — herzlichen Dank auch der britischen und auswärtigen Bibelgesellschaft für ihr reiches Geschenk an Bibeln, und innigen Gruß an Sir Thomas Baring und Herrn Dobsworth, an deren Familien und an alle meine Freunde in England, denen ich für ihre Güte so tief verpflichtet bin. Mögen sie versichert seyn, daß ich unter Gottes Beistand und Gnade nie aufhören werde, für sie zu beten. Mein Tagebuch werde ich regelmäßig an Sir Thomas Baring und Herrn Dobsworth einsenden. Lebt denn Alle wohl. Ich bin Euer aufrichtiger und herzlicher Freund, Joseph Wolff, Missionär für die Juden."

Und so möge auch Joseph Wolff mit Gott reisen!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 319. 15 November 1835.

Der Sommer in Rußland.

Moskau hat nur zwei Jahreszeiten, nämlich Winter und Sommer. Frühling und Herbst eilen schnell dahin. Um sie zu ertappen, muß man sich auf die Lauer stellen. Wen gegen die Mitte des Mai's, der gregorischen Zeitrechnung, eine Unpäßlichkeit oder Geschäfte für ein Paar Tage in seine Zimmer bannen, der hat ihren Genuß verloren; er tritt gleichsam aus des Winters Schnee und Eis in des Sommers belaubte Gebüsche, und in seinen brennenden Staub; umgekehrt kann ihm dieses in der Mitte des Herbstmonates begegnen. Wer den Frühling zu erwischen versteht, fährt heute im leichten Schlitten auf der Schneebahn, und übermorgen pflückt seine Hand im Garten Veilchen. Gewöhnlich bewirkt die schnelle Veränderung ein mit warmem Regen begleitetes Donnerwetter. Erscheint er in den Vormittagsstunden, so verschwindet am Nachmittag schon des Erdreichs Schneegewand, und am Abend sind zarte Blättchen aus den Knospen der Birken und einigen flatternden Gesträuchen gelockt. Den folgenden Tag wird der Spaegel sichtbar, und Blumen mancher Arten glänzen im Garten, man athmet ihren Duft und den Duft der spanischen Flieders ein, umsumset von Bienen und umflattert von Schmetterlingen; Geasmücken und Nachtigallen erfüllen am dritten Tage die Luft mit ihrem Gesange, und jetzt ist die dauerlose Erscheinung des Frühlings in ihrer ganzen Peacht und in ihrem höchsten Schmucke da, um in wenigen Tagen dem Sommer zu weichen.

In den ersten Tagen dieses Maisommers ziehen die amt- und geschäftlosen Adeligen auf ihre nahen oder fernen Herrschaften, und die fremden Kaufleute, je nach ihrem Vermögen, in bessere oder schlechtere gemiethete Landhäuser, um dort mit ihren Familien die wenigen Sommermonate zu verleben, und die Freuden des Landlebens zu genießen.

Schon in der zweiten Hälfte des Mai's der russischen Zeitrechnung zeigt sich die Sommerhitze, und macht die Straßen und Gassen von Moskau von eilf Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags ziemlich menschenleer. In den Hundstagen wird sie beinahe unerträglich; oft zeigt das Queckfilber im Schatten 25 bis 28, und an der Sonne 30 bis 36 Grade Réaumur; im Jahre 1830, bei dem Annähern der Beechenhr, stieg sie sogar bis zum vierzigsten Grade. Bei einer solchen Hitze wird das Eis, welches der tiefe Keller aufbewahrt, eine Wohlthat; nur durch dieses wird das ohnehin schlechte Wasser genießbar. Um dieses rein und frisch zu erhalten, lassen sich manche Haushaltungen ihren Bedarf aus der Entfernung von einigen Stunden herbeiführen; weniger bemittelte Leute müssen sich mit demjenigen begnügen, welches ihnen ein Pumpbrunnen, ein Teich, oder auch der Moskwafluß liefert. Letzteres zu trinken, bedarf man der russischen Ekellosigkeit, denn nicht nur Hundert und Hunderte baden sich zu jeder Stunde des Tages mitten in der Stadt in dem Flusse, er dient zugleich als Pferdeschwemme und einer Unzahl von Weibern zur Waschbank; überdieß werden duech unterirdische Leitungen alle möglichen Unreinigkeiten der Stadt zugeführt, wodurch sein Bett ein wahrer Schlammfang wird. Der Mangel des guten Trinkwassers wird erst recht empfindlich, wenn heftige Winde mehrere Tage hindurch den ungeheuren Straßenstaub aufregen, und die feineren Theile deeselben in die Bäche, Flüsse und Teiche fallen: ihr damit geschwängertes Wasser verliert dann völlig alle wohlthätigen Eigenschaften. Umsonst sucht sich der Mensch mit demselben zu erfrischen, nach dem Waschen bleibt ein unleidlicher feiner Staub auf seiner Haut zurück, seine entzündeten Augen werden daduech entzündeter, und selbst nach dem Guegeln bleiben in dem trockenen Munde noch feine Staubtheilchen kleben. Vergebens sucht er sich in seiner Wohnung vor denselben zu schützen, sie dringen in die verschlossenen Zimmer, in das bedeckte Bett, in die Kleider und in die Wäsche der Bequemladen und Kasten, zwischen die Blätter seiner Schriften und Bücher, sie bedecken seine Möbeln und verunreinigen seine Speisen — kurz, er wird überall von ihnen belästigt. Die Pferde und das Hornvieh verschmähen dieses Wasser; sichtbar erschöpfen sich ihre Kräfte, sie scheinen verschmachten zu müssen. Die Zunge des Hundes und der Katze ist zu trocken, den brennenden Staub aus ihren Haaren lecken zu können, und ihre Pfoten vermögen es nicht, sie davon zu befreien; lechzend und traurig legen sie sich in den Schatten. Die Singvögel lassen sich nicht mehr blicken, verstummt ist ihr Gesang, der Frosch quäckt nicht mehr, er hat sich in die Tiefen des Schlammes verkriecht; das Hausgeflügel gibt seine Noth durch den offenen Schnabel und das schnelle und kurze Athmen zu erkennen. Die ganze Natur ist entstellt; grauer Staub bedeckt die grünen Blätter der Gesträuche und der Bäume, der Wiesen erquickendes Grün ist abgestorben;

Digitized by Google

des Gartens Blumen sind verwelkt, ohne Glanz, ohne Farben und duftlos; die Sonnenscheibe ist matt, verdüstert durch den im Luftmeere wogenden Staub. Alles sehnt sich nach dem Ende dieser peinigenden Winde, nach kühlenden Regengüssen und nach dem Wegschwemmen des Staubes. Ihr Erscheinen wirkt gleich wohlthätigen Geistern auf Menschen, Thiere und Pflanzen; in Kurzem verleiht es diesen neuen Schmuck und immer neues Leben. Kein Sommer vergeht, welcher diese Winde nicht in seinem Gefolge hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Literatur in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Das amerikanische Schriftenthum mußte nothwendig mit der Journalistik beginnen. Jedes Posthaus wurde das Bureau einer Zeitungsredaktion, die ihr Blatt auf graues oder vergeldtes Papier, in Oktav oder Duodez druckte, und sich anfangs größtentheils auf Ankündigungen beschränkte. Als politische Parteien entstanden, wurden die Journale die Organe derselben, aber ohne sich viel um Form, Styl, Gedanken und Originalität zu kümmern, ohne Anspruch zu machen auf irgend einen innern literarischen Werth. Gegenwärtig wimmelt es in Amerika von Journalen, denen noch immer neue wie Pilze nachschießen, und die Bürger der Union selbst gestehen die völlige Nichtigkeit derselben ein. Der erste Pflanzer, welcher einige von den Eigenschaften eines Schriftstellers zeigte, war Benjamin Franklin. Seine „Essays," die in dem Journal seines Bruders abgedruckt erschienen, näherten sich der Feinheit des Styls eines Addison und Goldsmith, ohne jedoch weder die reizende Naivität dieses irischen Lafontaine, noch den halb puritanischen guten Ton des Spectator zu erreichen. Franklins Humor war von einer gemeineren, gröberen Hausmannsart; er schmeckte nach dem Handels- und Gewerbsmann, bot jedoch den beinahe vollständigen Rahmen eines ehelichen und industriellen Lebens dar; sein „Goodman Richard" hat die Reise durch die Welt gemacht. Franklin hat auch einige Verse gereimt — Prosa vom reinsten Wasser. Kurz nach seinem Tode eröffnete sich die poetische Laufbahn der Vereinigten Staaten mit einem Heldengedicht, der Columbiade von Joel Barlow. Der Stoff, die Entdeckung der neuen Welt, war reich und prächtig; aber etwas Langweiligeres läßt sich kaum denken als jenes Epos, und, leider müssen wir es sagen, diese Langweiligkeit ist den meisten amerikanischen Gedichten gemein. Wie haben dieses Räthsel gelöst. Der schlichte gesunde Menschenverstand herrscht über Franklins Vaterland. Wollt ihr die poetische Seite dieser neuen Civilisation aufsuchen? Sie ist gerade das, was der gesunde Menschenstand mißbilligt, was noch keinen literarischen Ausdruck gefunden hat. Bemerkt in den fernen Urwäldern und auf den weiten Prairien jene christlichen Orgien; inmitten einer gottbesessenen Menge den bacchantischen Priester, der sich einen Christen nennt; die zügellosen Tänze und das unartikulirte Heulen, die Gebärden und Stimmen einer Ueberspannung, die an die Korybanten des Alterthums erinnert! Es ist der Geist puritanischer Inspiration, bis zur Raserei gesteigert durch das einsame Leben in der Wildniß, durch die lange Entbehrung religiöser Feierlichkeiten. Diese „Revivals oder Wiederbelebungen des Glaubens" sind furchtbar und großartig; die Urenkel der jetzigen Amerikaner werden vielleicht Poesie darin finden. Da ist ferner der Kampf der Pflanzer mit der Natur, der „Pioniers" mit den letzten Trümmern der Indianer. Aber das civilisirte Amerika übersieht, fast mit Verachtung, diese poetischen Elemente seiner Gegenwart. Seine Dichtkunst beschränkt sich beinahe ganz auf die Idylle, auf eine Art bürgerlich-poetisches Stillleben, und die ohnehin engen Gränzen dieser Dichtungsart werden noch enger gezogen durch das calvinistische Decorum, welches keinerlei Auf- und Ueberwallung gestattet. Hüte dich die Natur mit zu großer Wärme zu bewundern, du verfällst sonst in den Verdacht des Pantheismus; zeige dich nicht zu zärtlich und leidenschaftlich, zu weich und thränenreich, denn ein Handelsvolk würde dieß abgeschmackt finden; verfalle auch nicht in das andere Extrem, daß du die Tabakspfeife und die schäumende Bierkanne in dein Idyll hineinzeichnest, und einen Teniers voll derber Lebenslust zu malen vermeinst, denn dein Leser, der Kaufmann in New-York, ist reich, sehr reich, und hält also auf Etiquette und feine Lebensart. Armer amerikanischer Poet! Singe, wie du willst oder vielmehr wie du kannst, in deinem puritanischen Käfig, unter deiner republikanischen Bleiwage, ein Stubenvogel mit gestutzten Flügeln, ohne grüne Waldlauben und ohne Himmelblau!

Weiter ist zu beachten, daß es in Amerika wenig Unbehaglichkeit, wenig, wie es die Franzosen nennen, mal-être gibt; die Poesie aber leidet unter einem wohlbehaglichen Zustande. Das Unbehagen macht große Dichter. Wenn in Amerika ein Bürger mißvergnügt ist, ein Sohn sein Väterliches zu kurz findet, ein Bankbrüchiger seines fünften Bankerottes überdrüssig ist, so bietet die Wildniß allen diesen Menschen ein ehrenhaftes und leichtes Wiederherstellungsmittel dar. Man macht urbar, man bauet aus, man arbeitet, und niemand findet daran etwas zu tadeln. Die Gesellschaft zählt auf dieses nie ermangelnde Abführungsmittel. Dafür gibt es aber auch keinen Lord Byron, den die Salons erbittern und die Erbitterung groß macht; keinen Kaplan Crabbe, der in der Schule der Noth und der Leiden gereift ist; keinen Ebenezer Elliot, der in „corn-rhymes" klagt, daß das Volk kein Brod hat; keinen Lamartine, den die Schmerzen des Kaiserreichs und der Restauration zur religiösen Poesie zurückführen; keinen Berangee, der mit bitterm Lächeln die Enttäuschungen der Völker ausspricht. Ach! wie viel Wermuth ohne Zweifel in den Herzen aller dieser Dichter! welche Thränen in der Begeisterung ihres Gesanges! Das nördliche Amerika fühlt sich heutzutage allzu glücklich in seinen physischen Kraftäußerungen, als daß es etwas hervorbringen könnte, was jenen tiefgefühlten Schmerzensliedern gleich käme.

Man wird mir nicht zumuthen eine vollständige Liste der amerikanischen Dichter zu geben. In einer Sammlung des Titels: „Selections from the American poets" (Dublin, bei Wakeman, 1834) führt der Herausgeber, um die poetische Ehre seines Vaterlands zu retten, eine lange Reihe von Dichtern aus Baltimore, Boston und New-York an: Hopkins, Dwight, Barlow, Humphreys, Trumbull, Freneau, Sewell, Linn, Latheop,

Digitized by Google

Prentiß, Boyd, Cliston, Isaac Story, Allen Osborne, Spence, Braynard u. s. w. ein ganzes Heer, d. h. viele Leute, welche Verse machen. Die Meisten unter ihnen ahmen zudem der Mistreß Hemans nach, eine angenehme Dichterin zweiten Ranges, ein sentimentales und schwermüthiges Echo, bemerkenswerth wegen der Zartheit und Reinheit ihrer Empfindungen, aber mehr moralisch als kräftig, mehr liebenswürdig als schöpferisch. *) Die schüchterne und leise Tonweise der Frau Hemans verträgt sich sehr gut mit der ängstlichen Sittlichkeit der Neu-Amerikaner, und so haben sie sich denn mit Eifer der Nachahmung dieser Nachahmerin ergeben. „Ich habe," sagt der Herausgeber des North American Review, „ich habe drei- bis vierhundert amerikanische Dichter gelesen, und darunter nicht mehr als drei oder vier beachtenswerthe gefunden. „A host of them ... three or four good ones... and three or four hundred poor ones." Doch unter diesen poor ones besitzen Einige eine reine Schreibart und zuweilen Wärme des Gefühls: P. M. Wetmore, Kaufmann in Neu-York, der Roscoe seiner Vaterstadt; Samuel Woodworth, der Volkslieder geschrieben hat; John Neal, Advokat zu Baltimore; James Nack, der Taubstumme; Edward Pinckney, Marineoffizier; Braynard, Redakteur eines Journals; George Washington; Doane, anglikanischer Geistlicher; H. W. Longfellow, Professor; N. P. Willis, Attaché der nordamerikanischen Gesandtschaft zu Paris; Sprague, Faktor eines Bostoner Wechslerhauses; Rodman Drake, der sich in der phantastischen Dichtung versucht hat; Fitz-Green Halleck, ein steinreicher Banquier, der sich durch „Humour" und lebhafte Darstellung auszeichnet. Aber im Ganzen fehlt allen diesen Poeten die Individualität, sie sehen einander ähnlich wie ein Ei dem andern. Ihre Mittelmäßigkeit ist, wie jener närrische Gerichtsdiener bei Shakspeare sagt, „sehr erträglich, aber ganz und gar ermüdend," eine erschreckliche Monotonie, eine einschläfernde Mattigkeit, eine narkotische Moralität. An dieser traurigen Erschlaffung ist die falsche Stellung des Dichters schuld. Er hat sein Priesterthum verloren, er erstickt im Kramladen. Man behandelt seine Kunst als eine kindische, und er übt sie kindisch aus; wenn er einen etwas höheren Flug wagen will, singt er Moralien; eine arme knabenhafte Moral, ein Tugendgerede in gereimten oder reimlosen Zeilen, eine unschuldige und geschlechtslose Poesie wie die des guten rosefarbenen Florian, die man ohne Gefahr als Schulpreise an die Jugend der beiden Hemisphären austheilen könnte. Der amerikanische Poet hält sich — und das ist allerdings lobenswerth — in den Schranken der Decenz und Schicklichkeit; er treibt seine Versifikation als ein redliches Tagewerk, feilt seine Stanzen mit Fleiß, und ist keusch in seinen Bildern; aber dieß ist in der Regel auch Alles: die Schilderung schleppt sich hin, in den Details ist keine Auswahl, die Leidenschaften sind in Wasserfarben gemalt, alle Tinten, die zu frisch und sinnlich scheinen könnten, gedämpft und abgeblaßt. Der Poet fürchtet sein Publikum zu verderben, aber er fürchtet nicht genug es zu langweilen."

*) Viele Lieder der Mstß. Hemans, so wie der Mstß. Trimmers, Miß Taylors und anderer englischen Dichterinnen bewegen sich in der beliebten, an die sapphische Ode erinnernden Versform von „Holde Minka, ich muß scheiden," worauf sich in Hood's comic Annual for the Year 1835 drollige Parodien finden.

Nachdem der französische Kritiker (Philarète Chasles) den drei früher genannten besten Dichtern Amerika's, Bryant, Percival und Dana, ein wiewohl nur bedingtes Lob gezollt, fährt er unbarmherzig fort: „Die transatlantische Literatur ist steril; sie schöpft ohne Aufhören aus europäischen Quellen, ohne die Vollendung zu erreichen, die sie nachahmt. Bei allen amerikanischen Dichtern singt die Lerche, weil sie bei Shakspeare gesungen hat; aber unglücklicher Weise singt keine Lerche in Amerika; sie sind sehr redselig von Frau Nachtigall, und Amerika hat nie die Nachtigall flöten, wohl aber seine Spottdrossel (mock-bird) fremde Vogelstimmen nachahmen gehört. Das amerikanische Volk ist ein Riese in Wickelbändern; seine Arme sind nervig, seine physische Rüstigkeit erstaunlich; ohne Mühe hebt er ungeheure Lasten auf, und besitzt Intelligenz genug für jede leibliche Thätigkeit; aber sein Geist hat annoch die Schranken des materiellen Lebens nicht überschritten. Das Riesenkind hat Muth bewiesen in großen Entscheidungszuständen; es ist weise, haushälterisch, ordentlich, gewerbfleißig, beherzt; allein seine Phantasie ist kaum erschlossen, sein Gefühl schlummert unter der doppelten Buchhaltung, seine Dichtkunst lallt. Ein sonderbares Schauspiel diese so intensive materielle Thatkraft auf der einen Seite, und auf der andern das Ideenleben noch in den Windeln der ersten Kindheit; ein Land so groß und so klein, so gewaltig und so schwach!

(Schluß folgt.)

Die Pariser Bibliothek.

(Schluß.)

Die Bibliothek besitzt eine reiche Sammlung von Medaillen der neuern Zeit; sie besteht aus mehr als 10.000 Stücken. Diese Sammlung wurde vollständig geregelt im Laufe des Jahres 1833; 5000 ungefähr stellen eine Reihenfolge berühmter Männer dar, die chronologisch geordnet, und nach den Ländern, denen sie angehören, eingetheilt sind. 7000 andere bilden eine geschichtliche Reihenfolge der größern und kleinern Staaten Europa's; auch diese sind chronologisch geordnet. Man hofft, daß im Lauf des nächsten Jahres die Münzen Frankreichs und der übrigen Länder Europa's geregelt seyn werden.

Mit Schmerzen erinnert man sich noch an die Verluste, welche das Kabinet der Alterthümer erlitten hat. Ein Zufall ließ einen Theil der im Jahre 1831 gestohlnen Goldmünzen wieder finden. Die goldene Kelchschale (patène) von Rennes, das Siegel Ludwigs XII, die Krönungsmedaille Napoleons hat man auch wieder gefunden. Wir fügen folgendes Verzeichniß der andern gestohlnen und wieder beigebrachten Effekten bei.

Medaillen.	Gestohlne Gegenstände.	Wiedererhaltene Gegenstände.	Verlorne Gegenstände.
Goldene Medaillen von Syrakus	54	0	54
Medaillen der Könige	15	10	5
Goldene Staters	2	0	2
Goldmedaillen römischer Kaiser	94	7	87
Goldene Medaillons römischer Kaiser	2551	675	2107
Goldene Quinarien römischer Kaiser	229		
Reihenfolge der goldenen französ. Münzen	165	24	141
Berühmte Personen Frankreichs	12	5	7
Goldene Spielmarken von Louis XIV	88	21	67
Päpstliche Münzen in Gold	63	30	33
Münzen aus Deutschland, Spanien, Portugal und andern europäischen Staaten	158	90	68
Ununterbrochene Reihenfolge der Münzen unter Louis XIV und Louis XV	454	259	195
Die Medaillen der zehnjährigen Preise	1	1	0
Die Krönungsmedaillen Karls X in Gold	1	0	1
Verschiedene goldene Kleinodien	4	4	0
Gegenstände aus dem Grabe Childerichs	50	10	40
Summe der verlorenen Medaillen			2765

Digitized by Google

Juwelen und andere Gegenstände, welche entwendet und wieder gefunden worden sind:

Die goldene Schale von Rennes.
Die Schale der Sassaniden.
Ein Becher mit Edelsteinen.
Das goldene Siegel Ludwigs XII.
Zwei Armbänder aus Herkulanum.
Eine goldene Kugel, welche man in Bruchstücken wieder fand.
Vier goldene Ketten, vier Ohrringe, Beschläge von Degengehängen.
Ein Goldblatt mit einer Inschrift und einige Bruchstücke.

Was die Sammlung von Kupferstichen betrifft, so sind die Kataloge zwar vollständig, aber nur in Hinsicht auf die Titel der Bände, deren Zahl sich auf 7525 beläuft; aber man fühlt die absolute Nothwendigkeit eines beschreibenden Katalogs sämmtlicher einzelnen Stücke, welche ein Werk oder eine Sammlung ausmachen. Diese ungeheure Arbeit ist noch zu machen. Während des Jahres 1854 wurden 100,200 Stücke mit einem ausdrücklich hiezu gravirten Stempel bezeichnet.

Die geographische Sammlung der königlichen Bibliothek entspricht weder den Fortschritten noch dem Reichthum der übrigen Abtheilungen. Die wichtigsten Karten des Auslandes finden sich daselbst nicht, und 12 bis 15,000 Fr. würden, wie man sagt, hinreichen zur Anschaffung der besten Originalkarten, die in der Sammlung fehlen.

Gehen wir nach dieser allgemeinen Auseinandersetzung zurück auf die beträchtliche Sammlung gedruckter Bücher, so sieht man ein, daß es nicht hinreichte, an die Anschaffung neuer und Ergänzung alter Werke zu denken; man mußte es einzurichten suchen, daß die Gelehrten, die Arbeiter und selbst auch die bloß Neugierigen einen Genuß von diesen aufgehäuften Schätzen haben. Zu diesem Zweck war die Wahl eines Lehrsaals von großer Wichtigkeit. Die Erfahrung hatte folgende zwei Resultate bestimmt ausgewiesen: 1) daß das Maximum der Zahl der Leser, die sich auf einmal im Bibliothekssaal befinden, wenn er am stärksten besucht wird, 120 ist; 2) daß 25 bis 30,000 Bücher die am meisten gebrauchte Bibliothek ausmachen, und die Gegenstände für die meisten Studien und für die fleißigsten Arbeiten abgeben. Man mußte also ein Lokal haben für 30,000 Bücher und 120 Leser. Der sogenannte „Saal Voltaire's" vereinigte diese beiden Bedingungen, weßwegen er auch gewählt wurde. Man kommt dahin auf einer schönen Treppe; ein mit Scheiben versehener Windfang schützt die Leser vor der unmittelbaren Berührung der äußern Luft. Die Neugierigen können noch überdieß die Arbeiter durch eine große Scheidewand von Glas sehen; aber es ist nicht mehr gestattet, dieselben zu belästigen oder zu zerstreuen, indem man sich um die Tische herumtreibt, wie in den Alleen eines Gartens. Kleine Treppen verbinden die obern Etagen mit dem Erdgeschoß, wo sich die seltenen Werke auf großem Papier finden; mittelst dieser Verbindungen können Dienste jeder Art leicht und schnell geleistet werden. Dieser Saal hält 190 Fuß in die Länge und 25 in die Breite; er kann 150 Leser aufnehmen, also 30 mehr als bisher alle Zimmer mit einander fassen konnten. Im Sommer wird man den sogenannten Saal des Globes, welcher gegenwärtig der Kälte wegen von dem Lehrsaal durch zwei Glasthüren getrennt ist, mit demselben vereinigen und dadurch einen Zuwachs von 40 Plätzen bekommen. Diese Aenderungen wurden während der sechs Wochen Ferien des Jahres 1854 gemacht. Während der Ferien des Jahres 1855 mußte man diesen Saal mit Büchern füllen, welche zu dem am meisten gebrauchten Theile der Bibliothek gehören.

Im Mittelpunkt der großen Galerie hat man an die Stelle der alten Lehrtische den Plan der Pyramiden en relief gesetzt. Die Büste Voltaire's von Houdon schmückt den Eingangssaal. Alle Galerien, die man geräumt hat, sind mit Gestellen versehen, welche bestimmt sind für die Werke von großem Format, und solche, an denen Karten und Bilder angehängt sind.

Das Ausleihen der Bücher hatte zahlreiche Mißbräuche veranlaßt und in Folge derselben nur zu gegründete Beschwerden. Gegenwärtig führt man ein genaues Verzeichniß über die Titel der ausgeliehenen Werke, die Namen der Inhaber, welche durch die Konservatoren vorgelegt und durch ihr Kollegium genehmigt werden, und endlich über die Zeit, in der das Buch ausgeliehen wurde. Die Konservatoren haben sich das Recht vorbehalten, die Bücher am andern Tage wieder herbeizuschaffen, wenn der Dienst es verlangt. Es ist somit nicht mehr gestattet, daß eine einzelne Person gleichsam einen Wucher treibt, indem sie die sämmtlichen Werke über einen gewissen Stoff zurückbehält und so zu sagen einen Gegenstand blokirt, ein Studium zum Monopol macht. Eine Anordnung des neuen Reglements verbietet irgend ein Buch aus der Bibliothek des Lehrsaals auszuleihen. Die Bibliothek ist zunächst eine Niederlage von Büchern, und diejenigen, welche kommen, um zu studiren, haben vor allen andern ein Recht dazu.

Die Versammlung der Leser in einem einzigen Saale, welche um so mehr stattfinden wird, als derselbe die so wünschenswerthe, bisher aber mangelnde Heizung zuläßt, läßt eine viel leichtere Aufsicht zu, und gibt Grund zur Hoffnung, daß man von nun an nicht mehr die schmählichen Verstümmlungen der Werke durch die Nachlässigkeit der Leser, noch auch die strafbaren Entwendungen von Büchern, wodurch die Privatbibliotheken bereichert wurden, oder öffentliche Verkäufe Nahrung bekamen, zu beklagen haben wird.

Nicht genug loben kann man diesen glücklichen Gedanken, die einfachen Besuche, die man aus Neugierde der Sammlung der Kupferstiche abstattet, aller Welt nützlich zu machen. Der Artikel 95 bestimmt für die Sammlung der Kupferstiche, sobald es die Lokalität gestattet, einen eigenen Ausstellungssaal mit den schönsten Stichen einzurichten, so daß in den Meisterstücken dieser schönen Kunst eine Geschichte derselben den Zuschauern vor Augen liegt.

Das Studium und die Neugierde verdanken den erst kürzlich eingeführten Anordnungen noch andere Vortheile. Der Saal, der den berühmten Thierkreis von Denderah enthält, ist dem Publikum geöffnet worden; das sehenswerthe Denkmal, das bekannt ist unter dem Namen des Stuhls von Dagobert, ist abgesondert auf ein Fußgestell gesetzt worden. Die prächtige Sammlung von silbernen Geräthschaften, die man im Jahre 1850 in Berthouville bei Bernay gefunden hat, hat man so ausgestellt, daß sie von allen Seiten erhellt ist. Bronzefiguren, merkwürdig durch ihre Arbeit, die Zeit ihrer Entstehung oder ihren Gegenstand sind ausgebessert und ausgestellt worden, und machen nun eine der schönsten Sammlungen dieser Art. Man hat eine Reihe von Medaillen aus alter und neuer Zeit zur Beschauung dargelegt; man hat dabei die vorzüglichsten Stücke unter den Münzen ausgewählt, so daß die Sammlung eine Art von Abriß der Geschichte der Münzen und eine Bildergalerie von Personen bildet, welche durch ächte Denkmale bekannt sind.

Wir müssen nun diese lange und doch unvollständige Musterung der vollendeten oder der königlichen Bibliothek vorgeschlagenen Arbeiten schließen. Die ersten Schritte zu denselben hat man den Konservatoren der verschiedenen Abtheilungen zu danken.

Folgendes gibt eine Uebersicht über das für das Jahr 1855 bestimmte Budget dieser großartigen Anstalt:

Dasselbe hat im Jahre 1854 259,000 Fr. betragen. Die Arbeiten der Gelehrten, der stets wachsende Eifer der Reisenden, der Fortschritt in allen Gebieten erweitern unaufhörlich die Bedürfnisse der Bibliothek. Eine Erfahrung von 14 Jahren scheint die Nothwendigkeit von Zuschüssen gezeigt zu haben, welche, ein Jahr ins andere gerechnet, sich bis auf 20 bis 30,000 Fr. steigern.

Jedes Depart. hat 2 Konservatoren mit der Besoldung von je 6000 Fr.

Im Jahre 1855 war für das Gesammtpersonal eine Summe von 155,200 Fr. nöthig. Die Heizung, die Beleuchtung, die Unterhaltung der Möbels, des Gebäudes, die Druckkosten u. s. f. 13,400 Fr.

Die neuangeschafften Werke 102,400 Fr.

Der Ueberschuß von 30,000 Fr., den man auf dem Budget von 1854 bemerkt, ist beinahe ganz neuen Erwerbungen zu gut gekommen.

Es gibt wohl in keiner Hauptstadt eine Anstalt, die so ausgedehnt, so reich und ehrwürdig durch ihr Alter wäre. Herr van Praet, dem man seit 40 Jahren die Erhaltung und die Vermehrung dieser schönen Anstalt verdankt, war so zu sagen ihr lebendiger Katalog. Seine Nachfolger haben eingesehen, daß man an die Stelle seines enormen Gedächtnisses und seiner Kenntnisse nur eine methodische Klassifikation und streng geregelte Verwaltung setzen kann. Auf diese Art gelang die Fortsetzung, ja Erweiterung des bereits so ausgedehnten Geschäfts, welches van Praet begonnen hatte; der Dienst wurde schneller und leichter; Alle, welche seit 10 Jahren die königliche Bibliothek besucht hatten, können die Wahrheit der angegebenen Resultate bezeugen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 320. 16 November 1835.

Die Literatur in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

„Amerika, wir sagen es nochmals, ist zu einförmig glücklich. Aus welcher wirren und wunderlichen Civilisation gingen z. B. in Frankreich Corneille, Racine, Molière hervor! Damals war Ueberfluß an urbildlichen Mustercharakteren; die Gesellschaft wimmelte von Anomalien; in den französischen Sitten lag etwas von der spanischen Prahlerei, der italienischen Ränkesucht, dem unruhigen Geiste der Ligue und der alten Gallier. Ergötzliche Originalien wucherten auf allen Seiten hervor; es war ein fruchtbarer Boden für Labruyère und Molière. Das heutige Amerika mit der reißend schnellen Zunahme seiner Bevölkerung hat nichts, worin es jener buntscheckigen, extravaganten, lach- und spottsüchtigen, abenteuerlichen, närrischen, possenhaften, heldenmüthigen Gesellschaft ähnlich sähe. Alles ist dort geregelt: Ehen, in früher Jugend geschlossen, dauern ohne Sturm und Leidenschaft bis zum höchsten Alter fort; günstige oder ungünstige Handelsspekulationen bauen oder zerstören den Glücksstand; eine allerdings achtenswerthe Thätigkeit reißt alle Bürger hin; eine politische Bewegung, deren Hitze in Pamphleten und Journalen verdampft, beschäftigt die Köpfe; ein finanzielles und industrielles Gedeihen endlich, das die Vernunft gut heißt, und das gleichwohl nur der Unterbau der Civilisation ist, bereitet die Zukunft dieser neuen Welt vor. Ein düsteres Grau hält inzwischen die Poesie umzogen. Ihre eintönige Milde ermüdet das Ohr, ihre unbelebte Schlaffheit schläfert die Seele ein, die sie in mehr alltäglichen als melancholischen Gedanken wiegt. Jeder Vers scheint ein geschwächter Wiederhall irgend einer ausländischen Poesie; jeder Gedanke eine dem alten Europa entlehnte Reminiscenz. Von Nachahmung zu Nachahmung, von Borg zu Borg, durchläuft man so einen ganzen Wald von Stanzen und mannichfaltigen Reimformen, und am Ende hat sich die Seele keinen mächtigen Eindruck bewahrt, ist nicht in ihren Tiefen erschüttert worden. Manchmal gelingt es den glücklichsten unter diesen Poeten, eine religiöse Gemüthssammlung, eine fromme Schwärmerei hervorzurufen. Dieß ist das einzige wahre und ansteckende Gefühl, das diese Poesie in sich einschließt; aber da ihm keine glühenden Leidenschaften kämpfend gegenüberstehen, so ermangelt dasselbe des dramatischen Interesse's. Hat einmal ein solcher Dichter seine Seele zu Gott erhoben, so hat er nichts mehr zu sagen; er singt die Allmacht und Herrlichkeit des Schöpfers, dann schweigt er. Der Amerikaner dichtet auch, wie schon erwähnt, Loblieder zu Ehren des häuslichen Herdes, aber sie zeigen wenig Kraft und Leben; hat er doch für diesen Herd nichts zu fürchten, weder einen auswärtigen noch einen Bürgerkrieg, keine Hungersnoth, keine Einfälle der Wilden, keine Tyrannenwillkür. Seine Söhne werden für den Handel oder den Ackerbau erzogen; er besorgt für sie keine der schrecklichen Verführungen, wie unsere europäische Civilisation sie in ihrem Schoß erzeugt. Er genießt eine zu friedliche Glückseligkeit, die Sittenreinheit ist ihm durch Temperament und Gewohnheit allzu leicht gemacht; sein Schicksal geht einen zu einfachen und gesetzten Gang. Er hat nicht Einmal die Muße dazu, sich jene Schmerzen einer melancholischen Träumerei, jene wollüstigen Schmerzen zu erschaffen, deren ganze bittere Süßigkeit wir kennen, die Kinder der alten Welt. Der sociale Zustand, worin er lebt, verpflichtet ihn zu rastloser Regsamkeit, denn rings um ihn herum ist Alles thätig und rührig; die Straßen durchkreuzen sich, die Baumstämme fallen, die Kanäle rauschen, der Boden wird umgewühlt, die Maschinen schwitzen und pfeifen, die Städte wachsen aus der Erde hervor wie Schwämme nach dem Sommerregen, der Dampf und die Eisenbahnen vernichten den Raum und vervielfachen die Erde. Du aber, Poesie! welche die Stille, den Schatten und das Glück der Ruhe sucht; du, die nur fruchtbar ist ferne von der materiellen Thätigkeit und dem rohen Tosen des Tages, in einem solchen Land ist deine Stätte nicht.

„Aber mindestens die Beredsamkeit und die Geschichtschreibung (fährt Chasles fort) sollten daselbst gedeihen. Das Wort ist eine ungeheure Macht, ein Hebel ohne Gleichen in einem Staate, wo kein Interesse der öffentlichen Besprechung entgeht. Wir haben den Sitzungen des amerikanischen Kongresses nicht beigewohnt, und können über diese republikanische Beredsamkeit nur nach den Berichten der Reisenden urtheilen; aber diese werfen ihr übereinstimmend Breite, Weitschweifigkeit und selbst Pedanterei vor. Ohne der Miß Trollope zu glauben, deren Parteilichkeit gegen Amerika in die Augen springt, mag man darüber Basil Hall, Hamilton, Arwenstedt, den „Backwoodsman in America," und die Kritiker der amerikanischen Reviews selbst zu Rathe ziehen, welche ihre Landsleute keineswegs schonend behandeln. Unter

Digitized by Google

den neueren Rednern habe ich fast nur von Daniel Webster einige Stellen gelesen, die auf mich den Eindruck hoher Wohlredenheit hervorbrachten. „In den politischen Versammlungen der Union," sagt Hamilton, „scheint man das lange Reden mit dem gut Reden für gleichbedeutend zu halten." — Die Geschichtschreibung, welcher große Thaten zu berichten gegeben waren, hätte eine gewisse Höhe erreichen können; aber der Geist merkantilischer Genauigkeit hat sie gelähmt. Der amerikanische Historiker will Alles sagen, Alles beweisen; er schleppt alle seine Urkunden herbei, führt alle seine Autoritäten auf. Fast meint man einen Notar vor sich zu haben, der über Manuscripte ein Inventar anlegt oder einen Katalog abfaßt. Bancroft in seiner Geschichte der Vereinigten Staaten, von der bis jetzt nur ein Band erschienen ist: Jared Sparks in seinen „amerikanischen Biographien" (Boston, 1835; der zuletzt herausgekommene dritte Band enthält „Leben und Vaterlandsverrath Benedikt Arnold's") haben diese Unfähigkeit zur Zusammendrängung des Stoffs, diesen Mangel an universelleren Ansichten, an philosophischer Auffassung der Geschichte und an graphischem Talent bewiesen. Sparke schreibt mit Klarheit, und seine Quellenstudien sind umfassend und gewissenhaft; Bancroft macht noch höhere Ansprüche, die durch seine ausgedehnte Erudition und die Sorgfalt seiner Forschungen gerechtfertigt erscheinen; aber nirgend gewahrt man Vorwärtsschreiten, Gruppirung, Färdung; keine Bewegung und keine Kraft; keine Kühnheit in der Ausführung, und nichts Großartiges in der Zeichnung; überall eine ungewisse, zitternde Hand, eine schlaffe, weichliche und weitschweifige Form, immer nur Dokumente anstatt der Geschichte.

„In den Augen des größeren europäischen Publikums gibt es eigentlich nur zwei geistige Repräsentanten der Vereinigten Staaten, Irving und Cooper. Unbestreitbar haben die Erfolge Walter Scotts das Talent des Letztern geweckt. Er allein — dieß verdient ehrende Anerkennung — hat die anziehende Seite des amerikanischen Lebens zu fassen gewußt. Als Marineoffizier mit dem Reich der Wogen vertraut, hat er den Kampf des Menschen mit dem Ocean wundervoll dargestellt; das Schiff erscheint bei ihm als ein lebendiges Wesen, ringend mit der Natur, dem Sturm und dem Feind. Er hat sich in die Tiefen der Urwälder versenkt, und, wenn nicht mit vollkommener Treue und Wahrheit, mindestens mit männlicher und überraschender Kraft die Entwicklung der Menschencharaktere in der Wildniß geschildert. Seine Schilderungen der gebildeten Gesellschaft aber sind ihm, so oft er sie versuchte, gänzlich und zu großem Nachtheil für seinen Ruf mißlungen. — Holland und Schottland haben zur Formirung des amerikanischen Charakters beigetragen: die Liebe zum häuslichen Herde und häusliche Tugenden zeichnen diese beiden Länder aus. Eben so begegnet man in den Schriften Washington Irvings, besonders aber in einem kleinen Roman von Paulding, „the Dutchman's Fireside," einem warmen und mächtigen Gefühl für dieses Heimathliche, dieses stille Glück des eigenen Hauses, dieses zurückgezogene, ruhige und beschauliche Daseyn. Der Puritanismus mit seiner biblischen Strenge entwickelte den Häuslichkeitssinn, und in den Bezirken Amerika's, wo noch der Landbau herrscht, wohin der Handel noch nicht eingedrungen, stößt man auf tausend Trümmer einer Patriarchenwelt. Irving hat dieselben in einigen seiner Versuche mit vielem Glücke dargestellt. Aber, sonderbar! nicht diese Autoren sind die wahren Organe der amerikanischen Halbcivilisation; Audubon in seinem prachtvollen Werke über die Vögel; Chateaubriand; Campbell, in seinem bewundernswerthen Gedicht „Gertrude of Wyoming," haben Europa die Schönheit, Neuheit, Eigenthümlichkeit der transatlantischen Natur, ihre kolossale Größe und erstaunliche Lebensfülle vielleicht besser kennen gelehrt, als Irving, Cooper und Paulding. Einer der beredtesten Schriftsteller Amerika's ist dieser eben erwähnte Audubon. Die Kritik in den Vereinigten Staaten nennt ihn einen Naturforscher, aber dieß ist nicht genug; er ist zugleich ein bewunderungswürdiger Stylist. Ein geschnörkelter Redner, der in sechs auf einander folgenden Kongreßsitzungen die Geduld der Gesetzgeber einschläfert, und sie nöthigt, getreu ihrem Mandat, seine Unzahl von Hypotypposen und Katachresen, vermengt mit Brocken schlechten Lateins, anzuhören, ein solcher Mann gilt für einen Demosthenes. Audubon, der jung war und gealtert ist in seinen Wäldern, berauscht von einer schwärmerischen Liebe zu seiner transatlantischen Natur; Audubon, der seine Rührungen geschildert und mit noch glänzendern Farben als Buffon die Sitten der Vögel und der Säugethiere in jenen Wäldern beschrieben hat, wird nicht Einmal unter den Prosaikern mit aufgezählt! — Dem Novellisten W. Irving ist der schmerzliche Wiederschein, gleichsam das sehnsüchtige Leid um die europäische Civilisation eigenthümlich: ein Wiederschein bleich und traurig wie das Mondlicht; ein Leid, das er mit dem Stolze auf die republikanischen Institutionen seines Vaterlandes zu bekämpfen sucht. Dieser innerlichste Gedanke W. Irvings — ein Gedanke, den er fast zu verrathen fürchtet — theilt seiner Schreibart eine Zartheit und Milde des Kolorits mit, die nicht ohne Anmuth sind; er sucht die dichterische Eingebung in der Vergangenheit Europa's. Er ahmt die Formen Addisons und Goldsmiths nach, wie etwa ein Neuerer die Latinität Cicero's und Virgils nachbildet. Dabei rückt er langsam vorwärts und detaillirt, wie alle seine Landsleute, bis ins Einzelste. Gerade dieser Fehler ist das Verdienst Fenimore Coopers geworden. Indem er das genaue Inventar eines Schiffes und seines Tackelwerks, der Hütte des Pflanzers und der darin befindlichen Geräthschaften, des wilden Wigwam und seiner Verzierungen entwirft, berichtet uns Cooper neue Sachen genug, um durch Neugierde unsere Theilnahme anzuregen, und man liest ihn mit Vergnügen. Sobald er aber über die atlantische See nach Europa herüberkommt, und auf uns bekannte Gegenstände, in Scenen, die er der venetianischen und der deutschen Geschichte entlehnt, dieselbe kleine Detailschilderei anwendet, dann sinkt der oft bewundernswerthe Maler seiner vaterländischen Einöden und uranfänglichen Ansiedelungen in die Reihe der mittelmäßigsten Erzähler herab.

„So ist mir die Literatur der Vereinigten Staaten, nach einem ziemlich langen, den Schriftstellern derselben geweihten Studium, erschienen. Ich habe meine Ansicht ehrlich gesagt, wobei ich mich feierlich gegen den Verdacht verwahre, als wollte ich mit der Frau Trollope den traurigen Ruhm theilen, ein gro-

Digitized by Google

ses, wenn gleich noch jugendliches Volk — einen Herkules in der Wiege — verunglimpft zu haben. Meines Dafürhaltens ist das literarische Zeitalter für dieses ungeheure Land noch nicht angebrochen. Dort ist der Geist noch der nämlichen Richtwage unterstellt, welche alle menschlichen Zustände gleich macht; die auserlesenen Menschen verstummen oder verlöschen; die Ueberlegenheiten der Intelligenz verschwinden, wie die Ueberlegenheiten des Ranges. Amerika findet bis jetzt noch sein Genügen an der materiellen und mechanischen Freiheit. Alle Individuen stellen ihm jetzt nur Eine Macht dar, die Arbeit; das Land ist eine Werkstätte, wo der Geist der dienende Vasall, der Arm unentbehrlich und Oberherr ist. Eine solche Lage ist die gerade umgekehrte von jener des europäischen Mittelalters. Damals war die Herrschaft des Spiritualismus erdrückend, und die Materie, die materiellen Künste hatten nur insofern Werth, als sie die Symbole eines Gedankens waren. Dieses Mittelalter hat das Seinige gethan; thue die amerikanische Union das Ihrige."

Der Sommer in Rußland.

(Fortsetzung.)

Nach einer anhaltenden Hitze entstehen oft heftige Sturmwinde, meistens von Blitzen und Donner und Platzregen begleitet. Ein solches Gewitter, die Folge einer mehrtägigen Hitze von 30 bis 35 Graden, zog den 26 Brachmonat 1828 russischer Zeitrechnung, vieles Unheil bringend, über Moskau und einen Theil seiner Statthalterschaft. Er schmetterte Hunderte von Bäumen zu Boden; Mauern stürzte er zusammen, die Fenster zersprengte er, seine Blitze tödteten den Wanderer, sein Regenguß zerstörte Straßen, Gärten und Felder, die Betten der Flüsse und Bäche überfüllte er und verursachte Ueberschwemmungen, sein Windsturm hob in Moskau von mehr als achthundert Gebäuden die eisernen Dächer theils ganz, theils stückweise weg, gekrümmt oder zusammengerollt flogen sie durch die Luft, und blieben entweder an einem Hause hängen oder fielen zur Erde; den Kirchen entführte er ihre Kreuze und den Thürmen ihre Wetterfahnen; die schweren, 6 bis 8 Fuß hohen vergoldeten Adler auf den Thürmen des Kremls bog er nordwärts, zwei derselben warf er in die Straßen herunter. Obgleich häufige Blitze die tiefhängenden Gewitterwolken durchkreuzten, und der Donner beständig rollte, so zündete dennoch keiner, und keiner, sagte man, schlug in die vielen tausend mit Eisenplatten *) bedeckten Dächer der Stadt ein, welches um so merkwürdiger ist, da vielen derselben eiserne und metallene Spitzen nicht mangeln. Blitzableiter sind eine Seltenheit.

Unvermuthet und rasch kommen Gewitter und Regengüsse über den Fußgänger, und nässen ihn bis auf die Haut ein. Wer sich auf eine Droschke setzt, unterläßt nicht, einen Sommermantel über seine Achseln zu werfen, um sich sowohl gegen diese als gegen Verkältung und den abscheulichen Staub, welcher in den weniger bewohnten Stadtvierteln oft mehr als einen Fuß tief liegt, zu schützen. Selten zündet der Blitz, aber häufiger tödtet er Menschen und Vieh. Die Russen fürchten sich vor ihm, bei einem herannahenden Donnerwetter verschließen sie sorgfältig Thüren und Fenster, denn nur in einem verschlossenen Zimmer glauben sie sich sicher. Den Ausländer, welcher ein Fenster oder eine Thür öffnet, tadeln sie. Sonst sind die Entladungen des Blitzstoffes in diesem offenen Lande nicht so furchtbar und erhaben wie in einer Gebirgsgegend. Die russischen Gewitter haben bald ihr Ende erreicht, denn nichts hemmt ihren Flug. Ihr Gewölk ist nicht so schwer, nicht so dunkel und nicht so drohend, wie in einem gebirgigern Lande, denn es wird von nichts aufgehalten und zertheilt sich leichter. Nicht wie in diesem prallen die verhängnißschwangern Wolken von einem Berge zum andern hin und wieder zurück, und aus ihrem Dunkel zucken nicht in so mannichfaltigen Zickzacken furchtbar groß und feurig die Blitze. In ebenem Lande rollt der Donner dumpf, dort prasselt und kracht es, daß Gebäude und Erde erbeben, in ebenem Lande vernimmt das Ohr nicht seinen Nachhall wie dort, wo er über dem Haupte des staunenden und erschrockenen Geschöpfes im weiten Kreise wiederhallt, und endlich nach und nach verstummt.

Der öftere Gewitterregen und die große Hitze ist dem Pflanzenwachsthum sehr günstig. Schnell wächst und reift das Getreide, die Gartengewächse und die Baumfrüchte. Was der Garten liefert, ist zart und schmackhaft, besonders die Wurzelgewächse. Seine Erzeugnisse erscheinen beinahe zur nämlichen Zeit auf der Tafel wie im südlichen Deutschland. Aepfel, Birnen, Zwetschgen u. dgl. sind herbe, beinahe ungenießbar; überdieß werden sie gewöhnlich, ehe sie zeitig sind, gepflückt. Ließe man die Walderdbeeren gehörig reifen, so würden dieselben vortrefflich schmecken; geschmacklos sind die Haselnüsse, denn man pflückt sie vor ihrer Zeitigung. In großen weitläufigen Gewächshäusern zieht man die Kirschen, aber man läßt sie im Freien reifen, zu welchem Endzwecke das Dach und die Südseite des Gebäudes weggenommen werden. Um die Sperlinge von den Kirschen zu verscheuchen, spannt man über die Bäume Schnüre, an welche Schellen be-

*) Diese Eisenplatten haben eine Länge von vier Fuß acht Zoll und eine Breite von zwei Fuß vier Zoll, ihre Dicke ist zwei Linien französisches Maß. Auf dem Dache werden sie wie Schuppen über einander gelegt; ihre Oberfläche zeigt alsdann nur eine Länge von vier und eine Breite von zwei Fuß. Die obere Länge der Platte wird ein Paar Zoll umgekrämmt, und an die Dachlatte gehängt, zuweilen mit Nägeln befestigt. Um sie vor dem Verkalken zu schützen, müssen sie mit Oel angestrichen werden; die obere der Witterung ausgesetzte Seite erhält einen zweiten, gewöhnlich grünen Anstrich, welchen man in der Regel jedes Jahr erneuert. Mit zwölf und einer halben Platte belegt man hundert Geviertfuß. Den Geviertfuß bezahlt man mit drei und vierzig und einer halben Kopeken; mithin kostet eine Bedeckung von 100 □ Fuß 45½ Rubel, welches ungefähr so viele französische Franken beträgt.

Diese wohlfeilen Dächer sind wegen ihrer geschmackvollen Form und der grünen Farbe eine Zierde von Moskau und Petersburg. Vor Wind und Wetter schützen sie die Gebäude weit besser als jede andere, und sind auch weit dauerhafter und leichter. Ihr Stuhl erfordert wenig Holz und gar keine Schindeln. In manchen Ländern Europa's würden sie mit Vortheil eingeführt werden können. Man findet zuweilen große Vorräthe solcher russischen Eisenplatten in Amsterdam, welche wahrscheinlich ziemlich wohlfeil zu stehen kommen würden.

Digitized by Google

festigt werden, ihre einen Enden werden zusammengebunden, und auf diese Art wird es dem Hüter leicht, alle Schellen mit einem Zuge in Bewegung zu setzen, und jene durch das Geklingel zu entfernen. Ist die Kirsche reif, so wird sie mit einer Scheere abgeschnitten, allein sie ist nichts weniger als ein Leckerbissen. Ananas, Ananaserdbeeren, Pfirsiche, Pflaumen und Melonen liefern die Treibhäuser und Treibbeete. Zu wohlfeilen Preisen erhält man aus den südlichen Statthalterschaften Wassermelonen. Aus Astrachan kommen die Trauben, oder vielmehr ihre Beeren, in Kleie gelegt. Kleinasien sendet in großer Menge und ziemlich wohlerhaltene Pomeranzen und Citronen, welche auf der Wolga in das Innere des Reiches gelangen, auch erhält man derselben viele über Petersburg. Weißkohl und Gurken werden in ungeheurer Menge gepflanzt und mit Salz eingemacht; jene für die russische Kohlsuppe, diese um mit oder ohne Rindfleisch gegessen zu werden. Beide sind Volksspeisen. Von den letzten läßt manche Haushaltung 20 bis 25,000 Stücke in der Größe von Hühner- und Gänseeiern einmachen. Das Tausend wird mit 80 bis 120 Kopeken bezahlt.

(Fortsetzung folgt.)

Galerie des praktischen Wissens in London.

Zu dem Sehenswerthesten, was London besitzt, gehört unstreitig die Galerie des praktischen Wissens. Schon ihre Entstehung ist ein erfreulicher Beweis, wie immer eine Idee die andere anregt, ein Institut das andere ins Leben ruft, und Engländer und Franzosen, ungeachtet ihres gegenseitig tief gewurzelten Stolzes, doch bisweilen nicht stolz genug sind, einem jenseits des Kanals gebornen Gedanken den Eintritt in ihr Land zu wehren. Es mag ungefähr achtzig Jahre seyn, seit in London sich eine Gesellschaft bildete zu Beförderung der Künste, der Manufakturen und des Handels. Den ihr vorschwebenden Zweck suchte sie dadurch zu erreichen, daß sie für neue und nützliche Erfindungen oder für tüchtige Verbesserungen Preise und Belohnungen ertheilte. Ihr Museum war das erste dieser Art, welches in London errichtet wurde, denn obgleich es schon früher sogenannte Raritäten-Sammlungen gab, so hatte es doch bis dahin an einer gefehlt, die bloß nützliche Gegenstände enthielt. Er besteht noch dieser Verein, hat auf die bemerkte Weise viele tausend Pfund Sterling gut angelegt, und war derselbe, welcher vielleicht vierzig Jahre später den Bischof von Blois und Mitglied des Nationalkonvents, Gregoire, auf den Einfall brachte, zum Behuf der Verbesserung aller, in den Manufakturen, beim Ackerbau und in andern Zweigen des Kunstfleißes gebrauchten oder anwendbaren Maschinen und Handwerkszeuge eine Nationalniederlage von Maschinen, Modellen, Zeichnungen u. s. w. in Paris zu gründen. Dieses Institut, unter dem Namen Le Conservatoire des Arts et Métiers, bestand in seiner ursprünglichen Form bis zum Jahre 1817, wo es einige Abänderungen erfuhr, und besitzt gegenwärtig eine so reiche Sammlung, daß solche kaum in vierzehn großen Sälen Raum hat. Nun war es wieder an den Engländern, dem Vorbilde der Franzosen zu folgen, und sie thaten es streng in dem Geiste, der laut Raumers Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ihnen schon damals eigen gewesen ist, und sich in wahrhaft wunderbarer Unverdorbenheit bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat. Das Original jenes interessanten Werks ist mir nicht zur Hand. Ich muß daher die betreffende Stelle nach der englischen Uebersetzung des Lord Francis Egerton geben. „In Betreff des Anzugs," heißt es dort, „richtet sich der Hof stets nach dem französischen. Um jedoch nicht als erfindungsarme Nachahmer zu erscheinen, pflegen die jungen Leute noch etwas hinzuzufügen, was in der Regel bloß den Aufwand vergrößert und die Mode übertreibt. Tragen z. B. wir" — d. h. die Franzosen, denn die aus dem Jahre 1666 stammende Charakterzeichnung gehört dem französischen Grafen von Comminges — „dreißig Schleifen an unserem Beinkleide, so setzen jene gewiß sechzig daran, und so in allen Dingen." Man braucht in den englischen Gesellschaften von 1835 sich nur wenig bewegt zu haben, um die fast zwei Jahrhunderte alte Bemerkung fortdauernd richtig zu finden. Beseelt also von diesem Geiste der Vergrößerung, hatte ein Londoner Verein im Jahre 1828 kaum den Entschluß gefaßt, ein dem Pariser ähnliches Institut zu errichten, als man natürlich den Raum der dortigen vierzehn Säle viel zu beschränkt erklärte. Patronisirt von Georg IV, der bei aller Extravaganz des Geschmacks doch ein erhabener und in der Reihe der englischen Könige ein seltener Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften war, wünschte und erhielt der Verein zu seiner beabsichtigten Ausstellung die obere Galerie auf der südwestlichen Seite der königlichen Ställe nebst fünf und dreißig Sälen, und den Zweck des Ganzen bezeugte die Benennung: Nationalniederlage. Das Institut bestand aber in dieser Riesengestalt nur kurze Zeit. Es fiel der Regierung ein, daß jene Räume zweckmäßiger zu einer Nationalgemäldegalerie verwendet werden könnten. Der Verein mußte also ausziehen, und bezog im Jahre 1833 ein bescheidenes Lokal in Leicester-Square unter dem Namen: Museum der Nationalmanufakturen und der mechanischen Künste, eine erweiterte Fortsetzung der Nationalniederlage, früher in den königlichen Ställen. Obgleich die erweiterte Fortsetzung richtiger eine verengte heißen mußte, so ist doch gewiß, daß sie mit Erfolg besteht. In der nicht unwahrscheinlichen Hoffnung, daß solches nicht geschehen, sondern die Aufkündigung des Stalllokals eine Auflösung des Vereins zur Folge haben werde, ergriff — wie es denn überhaupt in keiner Stadt mehr aufmerksame Spekulanten auf anderer Leute Unglück gibt als in London — der in der mechanischen Welt geachtete Jakob Perkins den günstig scheinenden Augenblick zu Schaustellung seiner Dampfkanone und anderer mechanischen Neuigkeiten. Die Spekulation schlug ein; Theilnehmer waren bald gefunden, und weil in London solche Dinge mit wirklich zauberhafter Schnelligkeit aufschießen, bildete sich bereits im Jahre 1852 ein „Verein zu Erläuterung und Aufmunterung des praktischen Wissens," dessen Zweck dahin ging, eingesendete Modelle neuer Erfindungen, Kunstwerke und Proben neuer Manufakturen dem Publikum auszustellen. Da Männer von Fach und Wissen sich dem Verein anschlossen und man den Grundsatz festhielte, im Geiste des ersten Unternehmers vom Kleinen zum Großen überzugehen, so besaß der Verein hierin eine so sichere Bürgschaft des Gedeihens, daß es nur natürlich ist, in dem Resultate seiner Bestrebungen gegenwärtig eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten Londons zu erblicken. Die mehrere hundert Gegenstände enthaltende Ausstellung findet unter dem Namen: „Galerie des praktischen Wissens" in einem zu dem Zweck erbauten, nach Verhältniß des Bedarfs von Zeit zu Zeit erweiterten und jetzt aus einer geräumigen Galerie und zehn Sälen bestehenden Lokale in der Adelaiden-Straße statt, wo einem jeden gegen Bezahlung eines Schillings der Zutritt geöffnet ist.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 321. 17 November 1835.

Afghanistan.

Die jetzigen Ereignisse in jenem Lande sind allzu wichtig für die Geschichte und Entwicklung der Verhältnisse in jenem Theile Asiens, als daß wir sie nicht unsern Lesern in kurzer Uebersicht nach ihrem Zusammenhange mittheilen sollten.

Seit der Zertrümmerung der Dynastie der Duranis in Afghanistan *) bestanden daselbst vier Fürstenthümer, Peschawer, Cabul, Candahar und Herat; davon waren drei in den Händen der mächtigen Familie der Barekzis, das vierte besaß Kamran, der Sohn des ehemaligen Königs Mahmud. Der Herrscher von Cabul, Dost Muhammed Khan, war bei weitem der mächtigste, aber auch seine Macht durch manche unglückliche Umstände gelähmt; seine beiden Brüder, die Fürsten von Peschawer und Candahar, haßten ihn, und suchten ihn zu stürzen, Afghanistan selbst war von jeher zu arm gewesen, um die Kosten einer großen Monarchie zu tragen, und die Provinzen, deren bedeutende Abgaben eigentlich die Monarchie unterhalten hatten, Caschmir und Sind, waren verloren: das erstere war in die Hände von Randschit Sing, dem Beherrscher des Pendschab, gefallen, und die Amirs von Sind hatten sich unabhängig gemacht, d. h. sie zahlten keinen Tribut mehr, und niemand war stark genug sie dazu zu zwingen. So befestigte sich die Macht der Sikhs immer mehr, und Randschit Sing, der schlaue Herrscher, hatte nicht nur die Provinz und Stadt Multan am Mittelindus eingenommen, und Caschmir an sich gerissen, sondern war auch über den Indus gegangen, hatte die Afghanen geschlagen, und dem Fürsten von Peschawer einen Tribut an Pferden und Reiß **) aufgelegt. So standen die Sachen, als Schah Schudscha, der entthronte König von Cabul, einen Versuch machte, seinen verlorenen Thron wieder zu erringen.

Schah Schudscha hatte seit seiner Vertreibung aus dem Königreiche meistens zu Ludiana von einer britischen Pension gelebt.***) An demselben Orte hielt sich auch der alte blinde König Zeman, Schah Schudscha's Vollbruder, auf, der einst auf Befehl seines Bruders Mahmud geblendet worden war. Ein dritter Sprößling der Duranidynastie, Eyub, eine elende Puppe, mit welcher die Barekzis einst gespielt, hielt sich am Hofe Randschit Sings selbst auf, und dieser scheint ihn als eine Art Schreckbild gegen die in Afghanistan herrschenden Barekzis haben brauchen wollen, allein er war allzu unbedeutend, und so ließ sich Randschit, den die Afghanen immer in Unruhe erhielten, mit Schudscha in Unterhandlungen ein.

Der Grund von Randschit Sings Unruhe ist in religiösen Verhältnissen zu suchen. Randschit Sing beherrscht ein Land von etwa 3 Millionen Menschen; hievon besteht nur ein Sechstheil aus Sikhs, die Mehrzahl der übrigen aber aus Muhammedanern, welche sich nur höchst widerwillig unter das Joch eines ungläubigen Fürsten beugen; Randschit hat jenseits des Indus keine Eroberungen gemacht, wenigstens keine, die er mit seinen Staaten vereinigt hätte, sondern nur die Festen längs dieses Stroms, wie Attok, Rotas u. dergl. in Besitz genommen, aber wohl sich gehütet, durch eine direkte Beherrschung den fanatischen Geist der Moslems in Aufregung zu bringen, denn was er von diesem zu befürchten habe, hatte er in mehr als einer heißen Schlacht erfahren. Welcher Art seine Unterhandlungen mit Schudscha waren, ist noch unbekannt, doch geht aus einer zur Oeffentlichkeit gelangten Bestimmung hervor, daß Randschit Sing selbst im Sinne hatte, die Hindubevölkerung für sich zu fanatisiren. Mahmud, der Ghaznavide, der vom J. 997 bis 1027 regierte, fiel fünfmal in Indien ein, und zerstörte auf einem dieser Einfälle den berühmten Hindutempel von Somnath; die Thüren dieses Gebäudes nahm er mit sich, und sie befinden sich noch bis auf diese Stunde zu Ghizni am Grabe Mahmuds. Ein Punkt der Unterhandlungen zwischen beiden Fürsten betraf die Rückgabe dieser Thüren, woraus ziemlich einleuchtend hervorgeht, daß Randschit Sing als der Vorkämpfer der Hindureligion erscheinen wollte. Die Unternehmung Schah Schudscha's beschleunigte indeß die seit lange schon drohende Krise.

Wir haben in diesen Blättern der Unternehmung Schah Schudscha's wiederholt (s. N. 215, 276 vom vorigen, und Nr. 31, 39, 101, 136 v. d. J.) erwähnt, und kürzlich (s. Nr. 311) die endliche erfolglose Rückkehr Schudscha's nach Ludiana angezeigt; wenn aber die Sache für Schah Schudscha keinen Erfolg

*) Siehe Ausland Nr. 293, 294, 296 und 298 v. J. 1834.

**) Es wächst ein eigenthümlicher, Bara genannter Reiß in diesem Lande, dessen Körner ungewöhnlich lang sind, und der als Seltenheit nach allen umliegenden Ländern ausgeführt wird.

***) Eine Zeit lang hatte er sich am Hofe Randschit Sings aufgehalten, war aber von diesem arg mißhandelt worden, bis er seine kostbarsten Juwelen herausgegeben hatte, namentlich den berühmten Koh-i-nur (Lichtberg). S. Ausland Nr. 293 v. J. 1834.

Digitized by Google

hatte, so blieb sie für Afghanistan und den sehr betheiligten Randschit Sing nicht ohne bedeutende Folgen. Während nämlich Schah Schudscha noch, unterstützt von seinem Neffen Kamran von Herat und, wie es scheint, auch von dem Fürsten von Candahar, Dost Muhammeds eigenem Bruder, im Felde stand, ließ Randschit Sing ein Truppenkorps nach dem bereits tributpflichtigen Peschawer rücken, da er auf keinen Fall trauen durfte, mochte nun Dost Muhammed oder Schah Schudscha Sieger werden. Glück und Kühnheit entschied für den erstern, der nun keinen Augenblick mehr zögerte sich als Beherrscher Afghanistans ausrufen zu lassen. Was sollte ihn noch abhalten? Fürst Kamran von Herat war nie bedeutend gewesen; sein eigener Bruder, Cohan Dil Khan zu Candahar, hatte sich mit dem Erbfeind seiner Familie, dem entthronten Königsstamm, verbunden, und der Fürst von Peschawer, Sardar Sultan Muhammed Khan, der sonst immer mit dem Fürsten von Candahar gegen Dost Muhammed von Cabul intriguirt hatte, war in Folge der Besetzung Peschawers durch die Sikhs völlig machtlos geworden.

So stand also Dost Muhammed Khan noch allein da, seine Gerechtigkeit und Milde hatten ihm allgemeine Achtung erworben, in ihm sahen die Afghanen den Anführer, der sie gegen die verhaßten Sikhs führen konnte, und so zögerte Dost Muhammed nicht, die Vortheile seiner Stellung zu nutzen, und sich zum Beherrscher von Afghanistan aufzuwerfen. Dieß that er, indem er aller Orten, und zuerst in der Hauptstadt Cabul, das Kirchengebet, die Khutbe, in seinem Namen verrichten ließ.

Das Korps der Sikhs in Peschawer und Dost Muhammed scheinen sich lange beobachtet zu haben, denn zwischen beiden liegt ein sehr bergiges, schwieriges Land, in welches sich wahrscheinlich Keiner von beiden gern im Angesicht des andern hineinwagte. Indeß sind mehrere Andeutungen vorhanden, daß sich Dost Muhammed in der Zwischenzeit keineswegs unthätig verhielt, namentlich scheint er äußerst thätig gewesen zu seyn, die muselmännische Bevölkerung gegen die Sikhs aufzureizen, und selbst im Pendschab und Caschmir ihnen dadurch Verlegenheit zu bereiten. Nach langem Zögern kam es endlich zwischen Peschawer und den Kheiberbergen im Anfang des Monats April dieses Jahrs zum Kampfe, und die Sikhs unter No Nihal Sing, dem jungen, etwa fünfzehnjährigen Enkel Randschits, wurden völlig geschlagen, seit mehr als zwanzig Jahren die erste Niederlage, welche sie von den Afghanen erlitten.

Allerdings ist nicht zu erwarten, wie mehrere englische Blätter behaupten, daß Dost Muhammed mit seinen nicht sehr geregelten Schaaren den Indus überschreiten und nach Lahur vordringen werde, allein die große Obermacht der Sikhs scheint einen merklichen Stoß erlitten zu haben, der bei Randschit Sings Alter und Hinfälligkeit wohl nicht leicht mehr gut zu machen seyn wird, und es wäre keineswegs unmöglich, daß Dost Muhammed seine Herrschaft bis zum Indus ausdehnte, und sich fest genug setzte, um bei dem schwerlich mehr lange zu erwartenden Tode Randschits wieder das Thal von Caschmir im Norden und Multan nebst Schikarpur im Süden zu erobern. Die Anzahl der Sikhs ist viel zu gering in diesem Lande, wo mehr als zwei Drittheile Muhammedaner sind.

Der Sommer in Rußland.

(Fortsetzung.)

In der Mitte des Sommers verbindet sich das Abendroth mit dem Morgenroth. Die Nacht ist alsdann nur eine Dämmerung von wenigen Stunden, bei welcher das Auge alle Gegenstände, selbst die Stunden der Taschenuhr leicht erkennt. Man möchte sagen, daß dieses Zwielicht Moskau wochenlange Tage verleihe. Diese langen Tage reizen im Anfange durch ihre Neuheit den aus einem südlichern Erdstriche kommenden Fremden; allein bald findet er dieselben lästig und langweilig, und wie einen lieben Freund begrüßt er die wieder eintretende Nacht.

Obgleich in dem Weichbilde von Moskau mehr als dreihundert kleinere und größere Teiche und kleine Seen sich befinden, die Jansa sich durch den östlichen Theil der Stadt schlängelt, die Moskwa mitten durch dieselbe fließt, und ihren südwestlichen Theil umfluthet, so ist dennoch kein einziger Badeplatz vorhanden, welcher geeignet wäre, einen die Reinlichkeit liebenden Menschen einzuladen, ein Bad zur Erquickung und Erfrischung seines Körpers zu nehmen. Dem Russen ist das öftere Baden ein Bedürfniß, allein an Unreinlichkeit und Schmutz gewöhnt, ist er in der Wahl seiner Badeplätze gerade nicht eckel; er ist gleichgültig, ob das Wasser hell und klar, oder schmutzig und trüb sey, ob er in dem Bette derselben bis über die Fußknöchel in Schlamm sinke, oder ob er in demselben auf festem Sande wandle; auch ist es ihm einerlei in Gesellschaft seines Gleichen oder in Gesellschaft von Pferden, Hunden und Schweinen zu baden. Solche bunte Gesellschaften sieht man während der Sommermonate täglich mitten in der Stadt in dem Moskwaflusse versammelt, und unter ihnen sogar Weiber. Schicklichkeit und Schamhaftigkeit wird wenig beobachtet. Schaarenweise zieht das Volk, grüne Zweige und Schasthenwische in den Händen, zum Badeplatz; mit diesen reibt es seinen Körper beim Baden, mit jenen peitscht es ihn.

In der Moskwa, dem Kremi gegenüber, gerade da wo ihm durch unterirdische Leitungen die abscheulichsten Unreinigkeiten zugeführt werden, erblickt man Badegezelte auf hölzernen Unterlagen, welche die Leihebank vermiethet. Dem Auge der Neugierigen entzogen, baden sich hier die russischen Damen. Es ist nicht ungewöhnlich, eine Dame mit männlicher Bedienung in ein solches Gezelt treten zu sehen; beim Entkleiden und Anziehen jedoch, sagt man, heiße die Gebieterin den Leibeigenen das Gesicht gegen die Wand derselben kehren.

Ein Bauer hatte den klugen Einfall, am südlichen Ende der Stadt außerhalb dem Stadtviertel Kamownitschewskaja, ein Dutzend solcher Badegezelte in der Moskwa zu errichten. Da hier das Wasser etwas heller fließt, sein Bett auch weniger morastig, die Gegend abgelegen und durch den den Fluß umgürtenden Sperlingsberg ziemlich angenehm ist, so rollen beständig zwei- und vierspännige Wagen mit Badelustigen hin, obgleich manche derselben mehr als drei Stunden Weges zurückzulegen haben, und überdieß auf ein unbesetztes Gezelt oft noch sehr lange warten müssen. Aber auch dieser Badeplatz bietet manche Unannehmlichkeit dar, um die Gezelte badet sich viel und allerlei Volk,

Digitized by Google

sogar Pferde werden in ihrer Nähe geschwemmt, so daß auch hier ein reines Badewasser mangelt.

Moskau besitzt keine öffentlichen, mit Bäumen bepflanzten Plätze, in deren Schatten seine Einwohner bei den schwülen Tagen des Sommers Erfrischung und Erquickung finden könnten; schattige Ergehungsbahnen mangeln denselben ebenfalls. Der Moskowiter scheint freilich wenig Sinn dafür zu haben: ihm sind sie kein Bedürfniß. Erst nach dem großen Brande von 1812 erwachte der Gedanke, zum wenigsten die letzten anzulegen. Man bestimmte dazu die Bollwerksstraße, welche Beloi-gorod (die weiße Stadt, ehemals die Zarenstadt) in einem großen Halbkreis umschließt, und einen an der Westseite des Kremls liegenden großen Pfuhl, welcher die Umgegend verpestete, und welchen man mit dem Schutte der abgebrannten Gebäude ausfüllte. Dieser erhielt hernach den Namen Alexandergarten.

Die wohlunterhaltene Ergehungsbahn der Bollwerkstraße ist mit einer zweifachen Baumreihe bepflanzt. Ihre Ausdehnung von dem Findelhause, am südöstlichen Ende des Stadtviertels Mäßnitzkaja *) bis zu dem südwestlichen Ende des Stadtviertels Twerskaja, **) unweit der steinernen Brücke, beträgt ungefähr sieben russische Meilen. Beide umgeben in einem Halbkreise dasjenige von Gorodskaja ***) und lehnen sich an die Kaje des linken Ufers der Moskwa; sie bilden den Mittelpunkt der Stadt. Die Baumreihen dieser großen Wandelbahn gewähren noch keinen Schatten; vielleicht werden sie einst, wenn sie die rauhen Winter gewöhnt sind, die Lustwandler vor den brennenden Strahlen der Sommersonne schützen. Dieser nur durch Querstraßen unterbrochene Baumgang wird in mehrern Bahnen, welche ihren Namen von den zunächst gelegenen Stadtvierteln erhalten, getheilt. Diejenigen der Twerskaja und der Pokrowskaja sind die besuchtesten; an einem bestimmten Tag der Woche besucht sie ein Theil der schönen Welt. Bei der letzten liegt ein großer schmuckloser Teich, auf welchem sich im Winter einige wenige junge Ausländer mit Schlittschuhlaufen ergötzen, und von den Moskowitern als Tausendkünstler angestaunt werden. Auf jener finden sich stets die meisten Lustwandler ein, ihre Länge beträgt ungefähr eine russische Meile, ihr südwestliches Ende bietet eine allerliebste Fernansicht dar. Schmalbeete, mit glänzenden und Wohlgerüche verbreitenden Blumen bepflanzt, erstrecken sich auf beiden Seiten der Bahn von einem Ende zum andern, und eine Menge reinliche, grün angestrichene Bänke laden die Müden zum Ausruhen ein. Der Sammelplatz der Lustwandler und Lustwandlerinnen ist die Mitte derselben. Neben einem freundlichen geschmackvollen, zwar nur hölzernen Hause, in welchem einige gerade nicht leckere Erfrischungen zu finden sind, setzen sie sich auf die langen grünen Bänke, um sich zu unterhalten, die Vorbeiziehenden zu beäugeln, und sich von ihnen beäugeln zu lassen. Reinlich gekleidete Kinder unter Aufsicht ihrer Erzieherinnen spielen in der Nähe von flatternden Gebüschen, oder freuen sich der goldenen Kugeln, welche das Wasser eines Springbrunnens in beständiger Schwebe erhält. Auf dieser Wandelbahn stellen sich Nachmittags ein Uhr, nicht achtend die brennenden Sonnenstrahlen und den Staub, welchen die umgebenden Straßen reichlich hieher senden, die Adeligen ein. Abends acht Uhr hingegen versammelt sich hier die wohlgekleidete Menge; nur das gemeine Volk darf die Bahn nicht betreten.

Zum öffentlichen Wandelplatz ist der Alexandergarten für die Bevölkerung von Moskau zu klein. Seine Länge beträgt ungefähr eine russische Meile und seine größte Breite kaum 100 Schritte. Nur eine einzige doppelte Baumreihe, welche aber auf die reinliche und feste Bahn noch keinen Schatten wirft, hat er aufzuweisen. Seine Anlage ist überhaupt kleinlich, erkünstelt sind seine Gebüsche, geschnörkelt seine Grasstücke; nur eine kümmerliche Zierde die mit Blumen bepflanzten Schmalbeete; geschmacklos, eng und feucht seine Kunsthöhle, unreinlich und ohne Zeitungen sein Kaffeehaus, und ein unwillkürliches Lächeln erregt der Anblick einer bei der Pforte Borowitschkoi niedergelegten Trümmersammlung neuer Alterthümer, einer Erzplatte mit einer alt seyn sollenden Geheimschrift, großer steinernen und eisernen Kugeln u. dgl. Wenig paßt zu diesen Kleinlichkeiten das große eiserne, einfach schöne Gitterwerk mit seinem Gitterthore am nördlichen Eingange, die breiten steinernen Stufengänge an seiner Westseite, auf deren Fußgestell riesenmäßige Löwen ruhen, und der schlecht unterhaltene Staketenzaun mit seinem hölzernen Gitter an der Kaje der Moskwa. Ohne Zweifel würde der Alexandergarten einen schönern Anblick gewähren, wenn er ganz einfach mit hohen Linden, freundlichen Birken und wilden Kastanienbäumen bepflanzt worden wäre. Wie malerisch würden über solchen hochstämmigen Bäumen die an seiner Ostseite sich hoch erhebenden Mauern und Thürme des Kremls und der Bogen der großgestalteten Brücke bei der Dreieinigkeitspforte, welche diesen mit dem Stadtviertel Twerskaja verbindet, erscheinen. Der anziehendste Punkt des Alexandergartens ist eine an den Mauern des Kremls angelehnte Erhöhung des Erdreichs, zu welcher ein gemächlicher Abhang führt. Beschützt von schattigen Gesträuchen übersieht man dort den größten Theil derselben nebst einigen Stadtvierteln; ein allerdings überraschender Anblick vorzüglich an einem Sonntage, wenn es im Garten von Lustgängern wimmelt, alle Bänke besetzt sind, und die Instrumente der auf bunt bemalten Bühnen sich befindenden Militärmusik ertönt.

(Schluß folgt.)

*) Mäßnitzkaja bedeutet das Fleischerstadtviertel; aja ist die Femininendung.

**) Twerskaja, das Twerer Stadtviertel.

***) Gorodskaja, das Stadtviertel, sonst Altstadtviertel genannt, zu welchem der Kreml gehört. Kreml ist ein tatarisches Wort, und bedeutete: Stein, Feste.

Chronik der Reisen.

Ausflüge im Innern Australiens.

Aus Sidney erhielt man darüber kürzlich folgenden Bericht: „Herr E. Coxen, der von der Londoner zoologischen Gesellschaft mit Aufträgen in diese Kolonie gesendet worden war, hat seinen ersten Ausflug ins Innere vollendet. Er ging am 26 December verflossenen Jahres von dem Hunter ab, und drang an den Ufern des Nammoi bis auf 100 englische Meilen jenseits der letzten Station, der von Sir John Jamieson,

Digitized by Google

an diesen Fluß. Die Richtung des Flusses war anfangs westlich, später südwestlich. Die ganze Gegend wurde durchwandert, sie soll, besonders gegen das Ende der Reise, unfruchtbar und unwirthlich seyn und ein ungesundes Klima haben. Herr Coxen sagt: als er von der obern Station ausgegangen sey, habe sich eine traurige Ebene vor seinen Augen ausgebreitet und kein Hügel sey sichtbar gewesen. Dieß ebene Land gleicht ganz allen den bisher bekannten Ebenen unseres Kontinents; sie ist auf eine ähnliche Art von Bäumen entblößt, die dieß an den Ufern des Nammoi wachsen. Die Ufer sind dicht bewohnt, und das Volk ist viel länger gebaut, als dieß im Allgemeinen bei unsern Eingebornen der Fall ist. Obgleich Herr Coxen Schwarze bei sich hatte, so konnte er doch mit diesen Wilden, die er als sehr feindselig schildert, nicht verkehren. Der Reisende wollte von dem Nammoi an den Gwyder, aber das Land war so kahl, daß man kaum Futter für das Vieh aufzutreiben wußte.

Als Herr Coxen den Nammoi verließ, hatte sich sein Bett allmählich ganz in die Enge gezogen. Herr Coxen ward in der Anstellung weiterer Nachforschungen gehindert, indem ihm die Regierung ihrem Versprechen zuwider statt vier bloß zwei Gefangene zur Begleitung mitgab, wovon noch dazu einer vollkommen blödsinnig war; er war daher genöthigt, Freie mitzunehmen, welche sich entschieden weigerten, weiter vorwärts zu gehen, und ihn zu verlassen drohten, im Fall er von den wilden Eingebornen angefallen würde. In Hinsicht der Ausbeute, die Herr Coxen machte, war er sehr glücklich, indem er gegen 26 höchst seltene Vogelsarten entdeckte, wovon wenigstens 20 ganz neu in der Wissenschaft sind. Die meisten gehören ins Geschlecht der Papageien und der Tauben; die erstern haben ein sehr schönes Gefieder.

Herr Coxen glaubt auch eine neue Art von Wallaby gefunden zu haben; dieser hat eine weiße Zeichnung auf den Schultern, und einen Schwanz, der sich in einen Büschel endigt.

Herr Coxen hat den Entschluß gefaßt, mit Nächstem eine andere größere Reise zu machen.

Galerie des praktischen Wissens in London.

(Fortsetzung.)

Eine Sammlung, wie die genannte, die in Allem, was sie zeigt, Belehrung mit Unterhaltung vereinigt, wird um so viel besser mit eigenen als mit fremden Augen geschaut, daß die Absicht dieser Zeilen sich nothwendig auf den Wunsch beschränkt, nur denjenigen, denen ersteres unmöglich ist, durch die Aushebung einiger Einzelnheiten den umfassenden Reichthum des Ganzen anzudeuten. In welcher Reihenfolge das geschieht, muß gewiß gleich gelten. Wen aber nach einer vollständigen Nomenklatur der ausgestellten Gegenstände verlangt, der findet solche in der eben erschienenen zwölften Auflage des betreffenden Katalogs. Der Saal Nr. 5 enthält unter Anderem Pitts Apparat der Lufthetzung. Sein Zweck ist, die Zimmer zu erwärmen, ohne die Luft zu verschlechtern, und diesen Zweck will der Erfinder dadurch erreichen, daß er heißen Wasserdampf mittelst Röhren in ein mit einem spiralförmigen Kanal versehenes Fußgestell leitet, durch welchen Kanal dann die auf dem Boden eingesaugte Luft verdünnt emporsteigt und sich oben durch Ventilatoren ins Zimmer ergießt. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin zu erwähnen, daß den vielfachen und vielfach mißglückten Versuchen, Gebäude mittelst Luft zu heizen, nach der Versicherung eines deutschen, sich in London aufhaltenden Architekten, Namens Bernhardt, eine Schlußepoche bevorsteht. Er will der untrügliche Erfinder einer Maschinerie seyn, welche alle Vortheile und keinen einzigen Nachtheil der Lufthetzung haben, zehn Zimmer von Morgen bis Abend mit einem Aufwande von einem Schilling für Brennmaterial bei der größten Kälte nach Wunsch erwärmen, sämmtlichen Bedarf an Feuerung für die Küche liefern, alle Besorgniß vor Feuersgefahr entfernen, den dicken, schwarzen Rauch in ein dünnes, blaues Lüftchen verwandeln, folglich das Kehren der Schornsteine unnöthig machen und dadurch die mißhandelte Zunft der Schornsteinfegerjungen auflösen, nebenbei in der größten Sommerhitze das ganze Gebäude — ich erlaube mir ein? und — angenehm kühl erhalten, und mit Einem Worte Herrn Bernhardt zum unsterblichen Wohlthäter des einheizenden Menschengeschlechts machen soll. Daß er selbst von der Tüchtigkeit seiner, alles dieß und noch vieles Andere leistenden Feuermaschine vollkommen überzeugt ist, erhellt aus einer jüngst von ihm erschienenen, dem Grafen Grey als Präsident des Instituts für britische Architekten gewidmeten Flugschrift. Wegen des bewährten Erfolgs seiner Erfindung beziehet er sich auf seine in Berlin, Crefeld und Düsseldorf vollgültig abgelegten Proben, und es muß daher Wunder nehmen, daß London, Birmingham und alle die großen Fabrikstädte Englands, für welche die Beseitigung des Kohlenrauchs ein unermeßlicher Gewinn seyn würde, der Erfindung des, nun schon seit fast zwei Jahren in England experimentirenden Herrn Bernhardt durchaus keinen Glauben schenken wollen. Herr Bernhardt findet die Ursache in der steifen Anhänglichkeit der Engländer an ihre herkömmlichen Einrichtungen, in ihrem Mißtrauen gegen Ausländer und in ihrem nationalen Stolze, der keinem ausländischen Scharfsinn den Sieg über den eigenen zugestehen wolle. Die britischen Architekten hingegen behaupten, daß, so lange Herr Bernhardt nicht den Grundsatz seiner Erfindung offenbare — was er nicht thun will, — er wissenschaftliches und theoretisches Vertrauen nicht erwarten könne. Wer hat recht? — Doch zurück in die Galerie des praktischen Wissens. — Nahe bei Pitts Apparat steht eine Versinnlichung des von Ralph Watson entworfenen Plans, durch Anbringung von kupfernen, mit atmosphärischer Luft gefüllten und hermetisch verschlossenen Röhren die Schiffe am Scheitern zu hindern. Es soll nämlich die in diesen sogenannten Sicherheitsröhren befindliche Luft nach genauer Berechnung vollkommen ausreichen, der spezifischen Schwere des mit Wasser gefüllten Schiffes das Gegengewicht und auf solche Art das Schiff über Wasser zu halten. Die Versinnlichung besteht in dem niedlichen Modell eines achtzig Kanonenschiffs, welches alle diejenigen Theile zeigt, wo die Sicherheitsröhren angebracht werden sollen. Ich weiß nicht, ob Watsons Gedanke bereits in Großem ausgeführt worden ist und sich in Praxis bewährt hat. Man hat mich aber versichert, daß das französische Schiff, welches nach neuerlich abgelegten Proben beliebig auf- und untertaucht, und eben so gut über als unter dem Wasser schwimmt, ganz nach dem von ihm niedergelegten Grundsatze gebaut worden sey. Das spräche denn entschieden für die Ausführbarkeit der Erfindung, und man braucht daher nicht einmal zu wissen, daß die Stürme des einzigen Jahres 1828 die hübsche Zahl von 564 Kauffahrteifahrern in der See begraben haben, und daß alle diese Schiffe mittelst Watsons Sicherheitsröhren hätten erhalten werden können, um es für eine unverzeihliche Sünde zu erklären, dafern Deutschland, das laut der neuesten, in englischen Blättern wiederholten Berichte mit dem großen Plane umgeht, sich unter Preußens Leitung eine Seemacht zu bilden, die Watson'sche Erfindung unbeachtet lassen sollte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 322. 18 November 1835.

Skizzen aus der Umgegend von Algier.

3. Kuba. — Das Kolonistendörfchen.

Von Mustapha führt eine andere, minder bequeme Fahrstraße, die noch nicht völlig vollendet ist, nach dem Lager Kuba, welches den Gipfel eines der höchsten Hügel der Gegend krönt. Dasselbe ist wieder eine gute Stunde von Mustapha entfernt, und besteht aus einem einzigen großen Viereck von steinernen Gebäuden, in welchen die Truppen ziemlich schlecht auf Hängmatten lagern. Ich hörte von den Bewohnern viele Klagen über das zahllose Ungeziefer, das ihnen Tag und Nacht keine Ruhe läßt, so wie über die Menge von Ratten, welche Alles zernagten. An Wasser herrscht großer Mangel, dasselbe muß aus einem tiefen Brunnen im Thale geholt werden, ist matt und trübe, und erzeugt mancherlei Krankheiten. Kuba ist daher trotz seiner malerischen Lage und entzückenden Aussicht ein unangenehmer Aufenthaltsort, und allezeit kommen die meisten Kranken von diesem Lager her. Ein Freund, der mich bei meinem ersten Ausfluge nach Kuba begleitete, war an einen französischen Offizier des 13ten Linienregiments empfohlen, in welchem wir den gefälligsten Mann fanden, der uns alle interessanten Punkte des Berges zeigte, und uns endlich auf der Südseite nach einem freien Platz führte, wo die Truppen im Feuer manövrirten. Mein Freund, der ein eifriger Botaniker war, brach in tiefe Seufzer aus, als er sah, wie die marschirenden Kolonnen der Krieger die schönsten Pflanzen niedertraten, deren hohe Stengel ihnen häufig bis an die Brust reichten. Ich bemerkte unter den Soldaten ungeachtet ihrer unglücklichen Lage viele fröhliche Laune, und lange mußte ich über einen spaßhaften Korporal lachen, der an der Spitze eines kleinen Pikets von Rekruten beim Nachhausegehen mit den Worten marschirte:

marches bien, marches mal
payez la goutte au Caporal!

Ich glaube gleichwohl, daß es diesen armen Soldaten nicht leicht wurde, mit ihrem einzigen Sou des Tages, den Durst ihres Exerciermeisters zu befriedigen. Zu Kuba verweilte ich mit meinem Gefährten einen vollen Tag, so ungemein zog uns die reizende Umgebung und die unvergleichliche Aussicht über die Meeresbucht an. Von der Höhe dieses Hügels überschaut der Blick mehr als 30 Meilen in der Runde. Im Westen erhebt sich als ein weißes Amphitheater die alte Korsarenhauptstadt mit ihrer Kasaubah und dem Kaiserfort. Nördlich liegen die maurischen Gärten, und im Hintergrunde das blaue Fluthenbett des mittelländischen Meeres. Gegen Osten irrt das Auge über unermeßliche Räume, prangend in der reichsten Vegetation. Man gewahrt in dieser Richtung das Lager von maison carrée, das Fort de l'eau, die Ruinen des alten Rusconium, endlich die Flüsse Haratsch und Hamiß, welche beide in den Golf von Algier strömen. Der Blick verliert sich über eine viele Meilen lange Hügelkette, welche sich östlich bis zum Kap Temendfuse oder Matifu hinzieht. Einen noch schönern Anblick gewährt auf der Südseite die oft erwähnte blühende Ebene von Metschidschad, hinter welcher sich ein Zweig des Atlasgebirges erhebt. Es befinden sich nur zwei Wirthshäuser bei Kuba, welche von Spaniern gehalten werden. Am Fuße des Berges stehen auch mehrere von Arabern bewohnte Steinhütten, wo man Milch, Kaffee, Tabak und das weiße Beduinenbrod äußerst billig kauft. Ein sehr großes Weizenfeld, welches einem der reichsten Mauren der Gegend gehört, liegt südlich im Thale. Als ich mit meinem Begleiter die schönen vollen Aehren bewundernd dicht an diesem Ackerlande promenirte, erschien plötzlich die hohe Gestalt des Eigenthümers, der uns in gebrochenem Französisch bedeutete, daß hier kein Weg führe und daß wir auf die Landstraße zurückgehen möchten; es war dieß das Einzigemal, daß ein Maure mich auf so ungastliche Weise aus seinem Eigenthum wies. Unser Wunsch, das Innere eines der maurischen Landhäuser zu sehen, wurde durch einen sonderbaren Zufall erfüllt. Wir trafen nämlich zwei artig gekleidete maurische Kinder am Wege spielend. Die Haare dieser Kleinen waren noch nicht geschoren, und aus ihren hellen, schwarzen Aeuglein lachte noch die Unschuld des kindlichen Alters. Die fröhliche Munterkeit dieser hübschen Kleinen ergötzte uns sehr, wir erhaschten sie, als sie vor uns fliehen wollten, streichelten ihre Wangen und suchten durch Liebkosungen ihre Furcht zu verscheuchen. Bald kam ihr älterer Bruder, ein 10jähriger Junge gelaufen, der sich ganz dreist uns näherte und in ziemlich gutem Französisch sagte: wir möchten ihm folgen und einen Baum tragen helfen, sein Vater werde uns dafür bezahlen. Wir waren über den seltsam naiven Vorschlag des Jungen ein wenig erstaunt, folgten ihm jedoch gleichwohl nach dem Garten, wo wir zwei breitschulterige Schwarze

Digitized by Google

mit häßlich aufgeworfenen Lippen gewahrten, welche unter der Last eines frischgefällten Baumstammes seufzten. Es war dieß ein Mandelbaum von ungewöhnlicher Größe, dessen Aeste mit zahllosen halbreifen Früchten behangen waren. Obschon unwillig über das Umhauen dieses edlen Baumes, legten wir dennoch mit Hand an, um denselben nach dem einige hundert Schritte entfernten Hause zu tragen. Der kleine Maure war vorangesprungen und erschien bald mit seinem Väterchen, einem bejahrten Mann, dessen ehrwürdiges Silberhaar bis an die Mitte der Brust herabfloß. Dieser zeigte uns den Platz, wo wir den Baum hinlegen sollten, nickte uns dann mit schmunzelndem Lächeln zu, und wollte mir ein halbes Frankenstück in die Hand drücken. Ich schob dasselbe natürlicherweise zurück, bedeutete ihm jedoch, daß wir müde und durstig seyen und in sein Haus einzutreten wünschten. Des Alten Gesicht verfinsterte sich jetzt, er starrte mich einige Augenblicke äußerst mißtrauisch mit seinen großen grauen Augen an, dann sprach er einige arabische Worte zu seinen schwarzen Dienern, und winkte uns, ihm zu folgen. An der Hausthiere erschreckte uns der Anblick einer ungeheuren Löwin, die an einer Kette in der Sonne ausgestreckt lag, bei unserer Annäherung sich phlegmatisch erhob, und ihre funkelnden Augen auf uns richtete. Der Alte bedeutete uns, keine Furcht zu haben, und donnerte dann das grimmige Thier mit zorniger Stimme an, worauf es sich furchtsam und demüthig wie der unterwürfigste Hund zu Boden schmiegte. Wir folgten dem Mauren nicht ohne einige Aengstlichkeit in ein kleines Gemach, dessen kostbare Ausschmückung gar sehr gegen die äußere Einfachheit des blendend weißen Häuschens abstach. Das Zimmerchen, in dem wir uns befanden, war durch eine kleine Oeffnung nach dem Hofe zu schwach erleuchtet, die Wände schienen mit einer Art von demaltem Porzellain überzogen, auf dem allerlei groteske Figuren sichtbar waren, der Boden war mit prächtigen Teppichen bedeckt, und auf einer Marmortafel standen mehrere silberne Vasen, welche nach dem köstlichen Dufte, der das Zimmer erfüllte, Rosenöl zu enthalten schienen.

(Schluß folgt.)

Der Sommer in Rußland.

(Schluß.)

Im Westen der Stadt, weit von ihrem Mittelpunkte, in dem Stadtviertel Preßninskaja, befindet sich eine dritte, nur der vornehmen und schmuck gekleideten Welt zu betreten erlaubte Wandelbahn. Wer sich an einem Donnerstage Abends dorthin begibt, kann darauf zählen, einen großen Theil der Frauen und Töchter des zahlreichen Adels zu erblicken. Dem neugierigen Auge zur Schau setzen sie sich gewöhnlich nach einem kurzen Gange auf Stühle, umschwärmt von besternten und bekreuzten Männern. Man bedauert auf ihren, oft anziehenden Gesichtern so selten die rosige Farbe der Gesundheit und der Frische zu erblicken. Dagegen glänzt hier in frischem Grün und gesunder Ueppigkeit die Pflanzenwelt, und unter dem erquickenden Schatten malerischer Bäume und Gebüsche athmet man eine weit reinere Luft ein, als in dem Alexandergarten und in den schattenarmen Baumreihen der Bollwerksstraße. Schützende Zweige wölben sich über die ebene und feste Wandelbahn, welche zwei spiegelhelle kleine Seen umgürtet; weiße Schwanen und die bunt beflaggte Gondel, mit festlich gekleideten Gondeliers bemannt, steuern auf denselben hin und her. Da und dort öffnet sich die durch schöne Baumdruffeln ziemlich beschränkte Aussicht auf eine in duftige Farben gefüllte Hügelreihe, auf die von der Abendsonne lieblich beleuchtete Stadt, oder auf freundliche Gebäude. Es ist Schade, daß man, um von einem See zu dem anderen zu gelangen, über eine holperige und staubbedeckte Straße zu wandeln hat; eine Unbequemlichkeit, welche sich leicht heben ließe, wenn man dem Wasser, welches unter dem Bogen einer Brücke, über allzu künstlich hingelegte Felsenstücke von dem nördlichen in den südlichen See fließt, einen unterirdischen Abzug verschaffen, und dagegen den Bogen zu einem Durchgange für die Lustwandler einrichten würde. Von dem Geländer der Brücke hinab und von demjenigen, welcher die freundliche Anlage einschließt, ist es dem gemeinen Volke und der im gold- und silberbeborbeten Kleide einherstolzirenden Dienerschaft vergönnt, die geschmückte wandelnde Welt zu schauen, und aus der Ferne den Tonstücken der Spielleute zu horchen.

Der einzige öffentliche Schattenplatz, welchen Moskau aufzuweisen hat, befindet sich in dem Stadtviertel Lefortowskaja, *) am östlichen Ende der Stadt. Man nennt denselben den Sommergarten. Er gehörte einst zu dem Palaste der Kaiserin Katharina der Zweiten, welcher nun den Zöglingen der Kriegsschule eingeräumt ist. An seinem südwestlichen Eingange betritt der Fuß eine unabsehbare, mit vorzüglicher Sorgfalt rein gehaltene breite Wandelbahn, über welche sich prachtvolle durch keine Scheere verunstaltete Linden wölben, die wenn gerade Streiflichter an einzelnen Stämmen und Aesten und auf Millionen Blättern spielen, einen bezaubernden Anblick gewähren. Kühle und reine Luft herrscht unter diesem Gewölbe; keine Sonnenstrahlen dringen durch dasselbe auf die staublose Bahn hinunter. In den niedern Gebüschen hallt der Gesang der Grasmücken, und auf den Baumzweigen jubeln der Fink und die Amsel ihr fröhliches Lied. Rechts, unweit dem Eingange, öffnet sich dem Auge die Aussicht auf einen, von Schilf und Waldung umgebenen und vom Mondlichte malerisch beleuchteten kleinen See, belebt durch auftauchende Fische, welche dem Netze des im Nachen beschäftigten Fischers zu entrinnen suchen. Bald gelangt der Wandler zu einem großen, mit Ruhebänken umgebenen und mit blumigen Gebüschen und stolzen Bäumen eingeschlossenen Rund, auf welches ungehindert die Strahlen der Sonne hinabfallen, und seine neugriechischen Standbilder griechischer Götter, an deren hohen Fußgestellen harmlose Kinder spielen, beleuchten. Hier lauscht dem Auge verborgen das Ohr dem Rieseln eines Baches, welcher jenseits des Geländers, das einen Theil des Rundes einfaßt, über Felsenstücke in des Haines Dunkel eilt, wo im Dämmerlichte ein offener Rundtempel mit russischer Inschrift sich erhebt. Wunderliche schwarze Adler mit goldenen Schnäbeln und goldenen Krallen, in welchen sie goldene Donnerkeile halten, bewachen

*) Dieses Stadtviertel trägt seinen Namen von dem Schweizer Lefort, dem Lehrer, Günstling und Ausschweifungsgenossen Peter des Großen.

Digitized by Google

die Stufen seiner Treppe. Unter dem Gewölbe des Lindenganges, vorbei an schattigen Nebengängen und Bühnen für Spielleute, erreicht man nach einer Weile ein von Bäumen und Buschwerk beschütztes Rundbeet, geziert mit Pomeranzen- und Citronenbäumen, mit der blühenden Lorbeerrose und dem duftenden Jasminstrauche, mit Rosensträuchen und tausend glänzenden und Wohlgerüche verbreitenden Blumen. In weitem Kreise, entfernt von dem Rundbeete, sitzen sich unterhaltend die Lustwandler und Lustwandlerinnen. Unweit von diesem Punkte, am Ende der Hauptwandelbahn, überrascht der prachtvolle Anblick der Fronte des großen mit korinthischen Säulen gezierten ehemaligen Palastes der großen Kaiserin.

Man möchte sagen, daß der Sommergarten beinahe zu viel Schatten besitze. Allenthalben wandelt man in seinem Schutze auf Wegen, wo weder ein abgefallenes Blatt noch ein abgewehter Zweig geduldet wird. In allen Baumgängen laden beschattete Ruhebänke den Müden ein; über die murmelnden Bäche schweben flatternde Sträuche, und über die Teiche wölben sich die belaubten Aeste mächtiger Bäume, deren Beleuchtung sich in ihrer glatten Fläche spiegelt. Ueberraschend öffnet der schattenreiche Lusthain hier die Aussicht auf palastähnliche Gebäude, dort auf eine geschmackvolle Brücke, hier auf ein ländliches hölzernes Haus, und dort wieder auf eine, mit goldenen Kuppeln gezierte Kirche. An seinem westlichen Ende jenseits der Jausa, in welcher, zu jeder Stunde des Tages, Menschen und Vieh in geselliger Einigkeit baden, erblickt man die in Trümmer fallenden Paläste Lefort's und des großen Peters. Andere Völker würden wahrscheinlich solche Gebäude, als Denkmäler einer ehrenvollen Zeit ihrer Geschichte, sorgfältig unterhalten; daran aber denken die Russen noch nicht.

Der Sommergarten wird wenig besucht. Seine Entfernung von den bewohnteren Stadtvierteln und Mangel an Gefühl für die Schönheiten der Natur mögen dazu gleich viel beitragen. Der Russe scheint bei seinem Lustwandeln keinen andern Zweck zu haben, als seine Person in kostbarer Kleidung zu zeigen, und dieselbe im Gedränge, Schrittchen um Schrittchen, vorwärts schieben zu lassen; auch scheint es ihm völlig gleichgültig zu seyn, ob er unter dem schützenden Schatten eines Baumganges oder unter dem Gewölbe des blauen Himmels, von welchem herab die Sonne ihre brennenden Strahlen schießt, umher wandelt. Nur am sogenannten Himmelfahrtstage versammeln sich Tausende der Bewohner von Moskau in demselben, um an einem der jährlichen volksthümlichen Spaziergänge, deren die Moskowiter viele zählen, und welche wahrscheinlich aus den Zeiten einer frühern Gottesverehrung als der christlichen abstammen, Theil zu nehmen; aber so groß auch das Gedränge an diesem Tage in der Hauptwandelbahn des Gartens ist, so entfernt sich dennoch selten ein Russe von derselben, um in den Seitengängen zu wandeln; es wäre denn um den Bühnen der Spielleute näher zu kommen.

Ein gleiches Lustwandeln versammelt einige Wochen später, am sogenannten Dreieinigkeitsfeste, eine eben so zahlreiche Menschenmenge in dem Sommergarten. Dieses Fest ist eben so merkwürdig, als anziehend und einzig in seiner Art. Es führt nämlich die heirathslustigen Mädchen der Stadt hier zusammen, dem heirathslustigen Jünglinge zur Auswahl. Aber nicht mehr, wie ehemals, stellen sie sich in Reihen zur Schau. Fein züchtig sitzen sie mit ihren Eltern oder Verwandten auf den Bänken, und gewärtigen den Eindruck, welchen ihre Reize auf die Männer machen.

Alterthümer im Jura.

Kürzlich wurden an den Ufern des Antresees, nahe bei Moirans, einem Lande, wo es römische Alterthümer in Menge gibt, mehrere merkwürdige Gegenstände gefunden. Als kürzlich ein Landmann vor seinem Hause, das auf der Stelle eines alten Tempels steht, eine Grube graben wollte, traf er auf ein Grabmonument vier Fuß lang, achtzehn Zoll breit und zwei und einen halben Fuß hoch, das auf den vier Seiten ausgehauene Karnieße hatte. Der Hauptstein trägt eine Inschrift, die unglücklicher Weise so vollständig verwischt ist, daß nur die nachstehenden Worte lesbar sind:

JUL VERANIUS
DEO.

An derselben Stelle fand man zahlreiche Stücke Porphyr, ägyptischen Granit, griechischen Marmor, Serpentin, blaue, graue und rothe Steine von unbekannter Art und großer Schönheit. Eben so fand sich ein kleiner bronzener Caduceus, ein Stück Bronze 2½ Zoll lang, mit einer Weiberhand daran, die eine Kugel hält, und um das Gelenk ein Bracelet hat; ferner ein Lorbeerblatt von Bronze und ein Eichblatt von Blei von natürlicher Größe, die vermuthlich zu Triumphkronen gehörten, nebst mehrern Medaillen von Domitian, Alexander Severus, Philippus Arabs und Gallienus.

Galerie des praktischen Willens in London.

(Schluß.)

Im Saale Nr. 4 steht Dr. Arnotts hydrostatisches Bett für Kranke. Wenn mir recht ist, habe ich in Wien etwas Aehnliches, doch schlecht ausgeführt, gesehen. Die hiesige Ausführung erreicht vollkommen den Zweck, das Wundliegen des Patienten zu verhindern. Das soll bekanntlich dadurch bewirkt werden, daß das Bett, auf welchem der Kranke ruht, von einer Wasserfläche getragen wird, und da es hier gelungen ist, jedes Durchdringen, ja jedes Wahrnehmen der Flüssigkeit zu vermeiden, so daß der Patient in keiner Hinsicht etwas von dem Elemente empfindet, welches jeder seiner Bewegungen weicht, ohne auch nur den geringsten Gegendruck zu verursachen, so leuchtet ein, daß der Patient gleich dem Vogel, der sich auf dem Wasser schaukelt, von dem Gewichte seines eigenen Körpers durchaus nichts fühlt, und daß auf solche Art der Zweck der Vorrichtung erreicht werden muß. In der Mitte des Saals befindet sich ein siebzig Fuß langer, an beiden Endpunkten in einen kreisförmigen Behälter ausmündender und mit ungefähr sechstausend Gallonen Wasser gefüllter Kanal. Seiner Bestimmung gemäß segelt hier, treu nachgebildet und von einem Uhrwerke getrieben, ein vier Fuß langes Dampfboot. Den Beweis, daß die Dampfschifffahrt sich auch in Kanälen anwenden läßt, — was bis jetzt unthunlich befunden worden ist, indem die Wasserbewegung die Ufer beschädigte, — liefert das von Perkins ausgedachte Ruderrad, von welchem man hier ein Modell erblickt. Wird dasselbe vorn an das Dampfboot angehängt, so schleppt es solches nach; wird es an das Hintertheil befestigt, so treibt es das Boot vorwärts, in beiden Fällen aber ist der verursachte Wellenschlag kaum zu bemerken. Nach

Digitized by Google

dem dieser Erfindung unterliegenden Grundsatze ist für den hiesigen Regents-Kanal ein derartiges Ruderrad gebaut und seit dem September mit vollständigem Erfolge in Thätigkeit gesetzt worden. Die Praxis rechtfertigt also die Theorie, und da man gegenwärtig in Deutschland den Plan zu einem bedeutenden Kanalbau entworfen hat und die Nützlichkeit der Perkins'schen Erfindung sich von selbst empfiehlt, so verdient solche gewiß auch dort in Anwendung zu kommen. Nächstdem trägt der Kanal ein Modell der interessanten großen amerikanischen Dampfflöße, von welchen unter dem Namen Emma of Troy die Leser vielleicht bereits gehört haben. Bei dem ersten mit ihr angestellten Versuche legte sie ein und zwanzig englische Meilen in einundsechzig Minuten zurück. Sie besteht aus zwei von einander getrennten hohlen Stämmen oder vielmehr Spindeln, über welche ein Verdeck liegt. Jede derselben ist dreihundert Fuß lang und im Mittelpunkte, natürlich dem dicksten Theile, acht Fuß im Durchmesser, und beide spitzen sich in einer regelmäßigen Kegellinie ab. Das dreißig Fuß im Durchmesser haltende Ruderrad arbeitet in dem ungefähr sechzehn Fuß breiten Raume zwischen den Stämmen, und das unweit davon befindliche Steuerruder ist eine eiserne Platte, welche an das parallel mit dem Dampfkessel auf demselben Stamme stehende Steuerrad mittelst Stricken befestigt ist und solchergestalt gelenkt wird. Das Rad ähnelt einem gewöhnlichen Steuerrade, und da die Hauptlast der paraboliſchen Spindeln oder Stämme auf der Mitte ruht, so dreht es sich wie auf einer Angel. Nach diesem Prinzip wendet das Fahrzeug vorn, während die Wendungen aller andern Fahrzeuge vom Hintertheile ausgehen. Es bedarf hiebei kaum der Bemerkung, daß der Grundsatz, nach welchem diese ungeheure Flöße gebaut worden ist, sich auf die einfache Wahrheit reduzirt, daß die Spitze einer festen Masse leichter als deren Breite das Wasser durchschneidet. Diese Wahrheit ist hier bis zur äußersten Gränze verfolgt worden, denn statt eines Schiffs, das zu schmal wäre, um sich aufrecht zu erhalten, sehen wir zwei Schiffe gleichmäßig schmal, die nicht bloß nicht umschlagen, sondern auch nach des Erbauers Herzenslust verlängert werden können. Wiewohl daher die Richtigkeit des Grundsatzes zugegeben werden muß, so liegt doch auf der Hand, daß er für das Befahren der See gar nicht und für das Befahren von Flüssen nur da in Anwendung kommen kann, wo es amerikanische Riesenflüsse gibt.

In demselben Saale befindet sich das Modell von Perkins oben erwähnter Dampfkanone. Das Rohr besteht aus einer kleinen metallenen Röhre, die der Sicherheit wegen in einer bestimmten Richtung befestigt ist. Sollte das Modell in Großem ausgeführt werden, so könnte das Rohr auf einem beweglichen Arme ruhen, und dann gleich dem Schlauche einer Feuerspritze nach jeder beliebigen Seite, rechts und links, aufwärts und abwärts gerichtet werden. Die Wirkung müßte sogar civilisirte Nationen schaudern machen. Diese wahrhafte Höllenmaschine — Fieschi's Teufelswerk ist Spielerei dagegen — schießt mit einer Kraft, welche die des Schießpulvers um ein Viertel übersteigt, in Zeit von vier Sekunden eine Folge von siebzig Kugeln. Da nun das Laden nur acht Sekunden kostet und die Kugeln eben so gut in Partien als einzeln abgeschossen werden können, so ist die Möglichkeit vorhanden, vierhundert und zwanzig Kugeln in einer Minute oder fünf und zwanzig tausend zweihundert Kugeln in einer Stunde abzufeuern. Eine Kanone dieser Art, in ununterbrochener Thätigkeit erhalten, verträte die Stelle einer respektabeln Batterie. Zwei Kanonen dieser Art auf einem Schiffe und der verwegenste Feind müßte die Flagge streichen. Ein Regiment im Bereiche einer solchen Kanone und in zehn Minuten wäre es exekrirt. Ein halbes Dutzend dieser Kanonen in den Dardanellen und die vereinten englisch-französischen Flotten vermöchten nicht den Durchgang zu erzwingen. Und alles das mit unglaublich wenig Lärm. Das Abfeuern des Modells macht kaum so viel Geräusch, wie das Zischen des Dampfes durch eine enge Oeffnung. Wäre es daher nicht wegen der Unverträglichkeit dieser Kanonenart mit dem Völkerrechte, so könnte die preußisch-deutsche Marine sich damit bewaffnen.

Man darf indessen nicht glauben, daß die Galerie des praktischen Wissens sich lediglich mit so großartigen und formidabeln Gegenständen befaßt. Wenige Schritte weiter und man trifft auf eine Erfindung von der Hand des Tausendkünstlers Perkins, die jedem deutschen Ehemanne, der nicht ausnahmsweise ein Freund von angebrannten Suppen ist, nicht genug empfohlen werden kann. Mag die Hausfrau oder die Köchin das Umrühren auch noch so sehr vergessen, — die Perkins'sche Methode bringt doch den Inhalt des Topfes unverdorben auf den Tisch, und zwar in Folge des neuen von Perkins aufgestellten Systems der Dampferzeugung und mittelst eines innerhalb eines Kochtopfes befindlichen dito. Die Cirkulation der Flüssigkeit zwischen beiden Gefäßen leitet die dem innern Topfe mitgetheilte Hitze ab, und diese Ableitung verhindert natürlich das Anbrennen des Bodens, indem die Temperatur des Inhalts die der Flüssigkeit nie um mehrere Grade übersteigt. Nächstdem verdient ein Gaskochapparat Beachtung, welcher das Fleisch nach Belieben kocht, bratet, bröselt, bäckt und schmort, ohne daß Koch oder Köchin von der edeln Kochkunst ein Jota zu verstehen braucht, — ein bei der jetzigen Mädchenerziehung ganz unentbehrliches Ausstattesbedürfniß. Weiter, — wie unbehülflich und schwer zu handhaben sind die deutschen Zuckerbrecher! Also schaffe man sich eine nach dem hier stehenden Modell gefertigte Zuckermühle an. Die den Zucker brechenden Cylinder werden von einer niedlichen Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. Man schiebt den Zuckerhut in die Mühle und zierlich gebrochen fallen die Stücken herab. Nun würde der Kaffee noch um Eins besser schmecken, wenn die Sahne besser wäre. Diesen Uebelstand beseitigt ein Apparat von durchbrochenem Zinn, — ein Sahneverbesserungsapparat, der mittelst einer sehr einfachen Manipulation aus dünner Milch gute Sahne und aus guter Sahne dicken Rahm extrahirt.

Habe ich durch Erwähnung dieser Produkte rastlosen Nachdenkens den deutschen Hauseinrichtungen Gelegenheit gegeben, ihrem überall sichtbaren Mangel an englischen Comforts einigermaßen abzuhelfen, so glaube ich auch die Neugierde durch Erwähnung folgender akustischen Kuriosität zu befriedigen. Es verbindet nämlich eine doppelte einhundert und fünfzig Fuß lange Röhrenleitung die Büste Helena's, einer Tochter Jupiters und der Leda, mit der des berühmten englischen Baukünstlers, Inigo Jones. Sein Mund berührt auf diese Weise Helena's Ohr und Helena's Mund das seinige. Das leiseste Flüstern wird am Endpunkte zu deutlicher Rede, und ich zweifle nicht, daß das Sprachrohr ohne Nachtheil beliebig verlängert werden kann.

Vermischte Nachrichten.

Herr Girardin, Professor der Chemie zu Rouen, hat an die Akademie in Paris zwei kleine Aale von etwa 3 oder 4 Zoll Länge gesendet, die aus einem artesischen Brunnen zu Elbeuf heraus kamen. Sie sind von schwärzlicher Farbe, und gleichen denen nicht, die man in der Nachbarschaft findet, was zu beweisen scheint, daß diese Brunnen nicht bloß durch Filtrationen, sondern auch durch unterirdische Kanäle genährt werden.

*

Ein Herr Dewasme-Pletinex in Brüssel hat eine vollständige Sammlung der Werke von Rubens in lithographirten Platten angekündigt. Sie wird mindestens 1500 Werke dieses großen Meisters enthalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 323. 19 November 1835.

Die Seeräuber im indischen Ocean.

Die weiten Küsten und zahllosen Inseln des indischen Oceans sind zum Aufenthalt für Piraten wie geschaffen, und da ein großer Theil der Bevölkerung sich zugleich als Fischer und Seeleute in den Häfen und an den Flußmündungen aufhält, so ist es nicht zu verwundern, daß Seeräuberei viele Anhänger fand unter einem rohen und armen Volke. Die frühern europäischen Reisenden fanden jene Meeresstriche durch Seeräuber unsicher, und die Flußschifffahrt durch hinterlistige Ueberfälle gefährdet. Da indeß in früherer Zeit die Europäer in jenen Meeren fast immer unter einander im Kampfe lagen, so waren die Schiffe eben so gut zum Kampfe, als zum Handelsbetrieb ausgerüstet, und das Uebel ward darum minder gefühlt. Die Piraten der Küste von Coromandel wurden bald bezwungen oder in die Sunderbunds und Schluchten von Tschittagong getrieben, aber die der Küste von Malabar beherrschten lange die Uferstrecke vom Kap Comorin bis zum Golf von Cambay. Von da bis an die Ufer von Persien waren alle Buchten von Guzerat und dem Indusdelta angefüllt mit Freibeutern aus Beludschistan, Mekran und Warak; einige Nakhodas oder Kapitäne derselben, denen es gar nicht an Einsichten fehlte, gaben dem Kapitän Keeling, der im Jahre 1607 die dritte Fahrt eines Schiffes der englisch-ostindischen Kompagnie leitete, die erste Auskunft über die Periodicität der Monsuns, ein Gegenstand, der für die englischen Seefahrer jener Zeit ein großes Stein des Anstoßes gewesen seyn muß. Zu den wildesten dieser Piraten gehörten die Sangarier, *) deren trotzige Tapferkeit noch im Gesange lebt, und auch in den Jahrbüchern der englischen Marine bekannt ist. Ihr Hauptschlupfwinkel war der Hafen von Bait oder Batia; ehe sie zum Gefecht gingen, berauschten sie sich mit Bang, **) und gaben, während sie ihre langen Haare frei fliegen ließen, keinen Pardon. Im Jahre 1686 griff eines ihrer kleinen Schiffe, das nur acht Kanonen führte, und mit 300 Mann besetzt war, den Phönix von 42 Kanonen an, auf dem Kapitän Tyrrel kommandirte, der, gelegentlich bemerkt, dabei ein wenig den Bukkanier gespielt hatte. *) Die Angreifer merkten schnell ihren Mißgriff, aber Flucht war unmöglich, und so fochten sie fort, bis das Schiff unter ihnen sank: zwar wurden augenblicklich Boote ausgeschickt, um sie aufzufangen, aber die meisten nahmen keinen Pardon an, so daß nur 70 lebend ergriffen wurden. Die Kreuzer an der malabarischen Küste und bei Guzerat vereinigten oft ihre Bemühungen, aber der Schlag, den ihnen Admiral Watson durch die Wegnahme des Forts Gheriah beibrachte, die gänzliche Vernichtung der Flotte des berüchtigten Angria im J. 1756 löste ihre Eidgenossenschaft auf, und die unablässigen Bemühungen der ostindischen Kompagnie trugen das Ihrige bei, die Küste rein zu erhalten. Dennoch beklagt sich Carsten Niebuhr im J. 1764, die ganze Küste von Bombay bis Basra sey durch Piraten unsicher gemacht, die durch die britische Eskadre leicht vertilgt werden könnten, aber es sey das Interesse der Kompagnie, diese Räuber ungestört in diesen Meeren hausen zu lassen, um andere Nationen zu hindern, dieselben zu befahren. Die Richtigkeit dieser schweren Anklage muß dahin gestellt bleiben, jedenfalls scheinen aber die Seeräuber auch dem britischen Handel beschwerlich gefallen zu seyn, denn eben damals wurde mit großen Kosten das Marineetablissement zu Bombay errichtet, mit dem ausdrücklichen Zweck, den Seeräubern zu Leibe zu gehen.

Durch die kräftigen Maßregeln, die man ergriff, wurden die Seeräuber aus der indischen Halbinsel in die gegenüberliegenden Bayen und Buchten Arabiens getrieben, und auf die Inseln im persischen Golf, wo sie von einem Volke aufgenommen wurden, unter dem die Seeräuberei allgemein war, wie die frühern englischen Seefahrer sehr zu ihrem Schaden erfahren hatten. Im Jahre 1608 machten die Eingebornen von Pemba einen äußerst kühnen Versuch, das Schiff der Kompagnie Ascension zu nehmen, und nur die entschlossenste Vertheidigung, wobei nahe an vierzig „verrätherische Mohren" blieben, konnte das Schiff retten. Im folgenden Frühjahr gerieth die Union, welche mit der Ascension dort kreuzte, in die Bay Mohemar, und der Kapitän und sechs seiner Leute wurden von dem König, wie dort jeder kleine Häuptling heißt, in eine Falle gelockt. „Kaum hatten wir die traurige Nachricht erhalten," erzählt Henry Morris, „so sahen wir eine

*) Ein wilder Volksstamm in der Provinz Guzerat und auf einigen nahen Inseln.

**) Ein aus der Hanfpflanze gepreßter und gegohrener Saft, der in hohem Grade berauschend ist, und in jenen Gegenden bei den ärmern Klassen meist das Opium vertritt.

*) Den Buccaniee oder Flibustier spielen, heißt so viel als dem Schiff ein Ansehen geben, als ob es ein machtloser Kauffahrer wäre.

Digitized by Google

ungeheure Menge Prams und große Boote aus dem Flusse herauskommen; alsbald ertheilte der Schiffsmeister dem Oberkanonier Befehl, die Kanonen in Bereitschaft zu setzen, was mit aller Eile geschah. Die ungeheure Flotte der Ungläubigen kam gegen unser Schiff hergerudert, als wollten sie es augenblicklich ersteigen, als jedoch durch die Eile und die Geschicklichkeit des Oberkanoniers und seiner Leute ein halbes Dutzend der Boote in den Grund gebohrt waren, mußten sie sich zurückziehen, wie Schafe, die von einem Wolf gejagt werden." Auf gleiche Weise wurde im Jahre 1610 der tapfere Sir Henry Middleton mit einer Anzahl seiner Leute in die Gewalt des Gouverneurs von Mocha gelockt, acht derselben ermordet, und er selbst mit vierzehn andern trotz mehrerer Wunden schwer gefesselt ins Gefängniß geworfen. „Nachdem ihnen so die erste Verrätherei gelungen war, suchten sie in den Besitz unserer Schiffe und Waaren zu kommen. Um zehn Uhr in derselben Nacht bemannten sie drei große Boote mit ungefähr 150 Mann, um den Darling zu nehmen, der etwas näher am Ufer lag, als unsere größern Schiffe. Die Boote stießen zugleich vom Ufer ab, und damit man sie desto eher für Christen halten möchte, nahmen sie ihre Turbane ab, und stiegen so an Bord des Darling." Dieser Angriff geschah so plötzlich, daß drei Engländer augenblicklich niedergehauen wurden, aber die Uebrigen sammelten sich auf dem Hinterdeck, und brauchten ihre Waffen so gut, daß die meisten Feinde getödtet wurden, oder ihren Tod in den Wellen fanden. Nach einer harten Gefangenschaft von fünf Monaten gelang es Sir Henry Middleton auf seine Schiffe zu entkommen, während seine Wachen ein Fest feierten, und er zwang dann die Araber mit eben so viel Geschicklichkeit als Tapferkeit, ihm für seine Leiden und Verluste vollen Ersatz zu geben. Mehrere kleine Schiffe nämlich, die zwischen Kap Guardafui und Ras Haffan hatten Wasser holen müssen, waren abgeschnitten und genommen worden.

Indeß waren die Araber als Feinde nicht verächtlich, wie die Portugiesen zu ihrem bittern Schaden erfuhren, als sie Maskat durch die unverzeihliche Thorheit ihres Gouverneurs verloren, welcher dem muhammedanischen Häuptling ein Stück Schweinefleisch gesendet hatte. Im J. 1670 überfielen die Truppen des Imams Din, plünderten die reichen Kirchen, und beluden ihre Schiffe mit dem Raub, ein Schlag, von dem jene prächtige Stadt sich nie erholte; 24 Jahre später landeten sie auf Salsette, plünderten die Dörfer, verbrannten die Kirchen, und führten 1400 Gefangene in rettungslose Sklaverei. So groß war ihre Macht zur See, daß im Jahre 1718 die Flotte von Maskat aus einem Schiff von 74 Kanonen, 2 von 60, 1 von 50, 18 von 32 bis 12, und einer Menge Ruderfahrzeuge von 4 bis 8 Kanonen bestand. Außerdem wirkten auch noch physische Umstände zu ihren Gunsten, denn an der Küste bildeten sich Sandbänke, die oft 10 bis 12 Seemeilen weit ins Meer hineinliefen, und die nur mit sehr guten Lootsen vermieden werden konnten.

Nach der Einnahme von Ormus durch die Truppen des berühmten Schah Abbas und eine englische Eskadre erhielten die Engländer große Freiheiten und die Hälfte der Zölle unter der Bedingung, nicht nur die Portugiesen zu vertreiben, sondern auch Schiffe zur Beschützung des Handels im Golf zu unterhalten. Diese Uebereinkunft wurde genau eingehalten bis zum J. 1680, wo die Perser den Engländern wieder die Hälfte der Zölle abnahmen, weil die Streitkräfte der Kompagnie zu schwach waren für die wachsende Macht der Araber in ihrer Nachbarschaft. In diesen Unterhandlungen hatte sich der Sophi mit ausgezeichneter Redlichkeit benommen. Die große Beute von Ormus wurde zwischen den Engländern und Persern gleich getheilt, obwohl die erstern nur fünf Schiffe im Durchschnitt zu 40 Kanonen, und die letztern eine Armee von beinahe 50,000 Mann hatten. Man erzählt, es sey so viel baares Geld in dem Schlosse gewesen, daß man es Boote voll maß, und da ein Boot ziemlich tief war, und ein Beamter deßhalb immer mehr hineinwarf, so schwur der Bootsmann, er wolle für jede Schaufel voll, die man mehr hereinwerfe, zwei ins Meer hinauswerfen, denn er wisse nicht, womit man diese Leute zufrieden stellen könne, wenn ein Boot voll Geld nicht hinreiche.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der Umgegend von Algier.

3. Kuba. — Das Kolonistendörfchen.

(Schluß.)

Alles umher verrieth den Reichthum des Besitzers. Die kleine Lampe an der Decke war von Silber, des Alten Dose und Ringe schienen von Gold. Der ehrwürdige Hausherr streckte sich auf den Teppich nieder, kreuzte die Beine und winkte uns, ein Gleiches zu thun. Bald erschienen die zwei Schwarzen, die jedem von uns eine Pfeife reichten, und eine Tasse dampfenden Kaffee's vorsetzten. Da der Alte weder französisch noch spanisch sprach, so konnten wir uns in kein Gespräch mit ihm einlassen. Es herrschte eine unheimliche Stille in dem seltsamen Gemache. Ernst und unbeweglich wie eine Marmorstatue richtete der Maure den starren Blick fortwährend auf mich; ich hätte viel darum gegeben seine Gedanken zu wissen. Unsere Stimmung diesem schweigenden Manne gegenüber war die sonderbarste von der Welt. Mein Gefährte gestand mir, daß ihm nicht wenig schauerlich zu Muthe war, wozu das Halbdunkel des Gemaches, dessen fremde Ausschmückung, die Geisterstille und der Anblick des alten Mauren, der in seinem schneeweißen Barte und phantastischen Kostüme einem mächtigen Magier glich, das Ihrige beitrugen. Als wir unsere Pfeife ausgeraucht hatten, erhoben wir uns und nahmen mit einem Händedruck Abschied von dem Alten, dessen feierliche Haltung draußen wieder verschwand, und durch das frühere schmunzelnde Lächeln ersetzt wurde. Offenbar war derselbe froh, daß wir wieder fortgingen. Sein argwöhnisches Benehmen schien mir keinen andern Grund zu haben, als daß er, als reicher Mann, für sein Gold und Silber fürchtete. Später hörte ich jedoch, daß dieser Maure in seinem Häuschen einen Schatz ganz anderer Art, drei schöne, junge Frauen nämlich bewahrte, denen früher ein galanter Offizier von Kuba öfters nachgestellt hatte. Das argwöhnische Benehmen des Alten schien mir jetzt völlig gerechtfertigt. Vor dem Hause belustigte uns noch der Anblick

Digitized by Google

der drei Knaben, welche die Löwin ihrer Kette entledigt hatten und sich mit ihr wie mit einer Katze herumbalgten. Ich habe später noch öfters Löwen in den Landhäusern der Mauren gesehen, aber nie so zahm wie diese alte Löwin. Zwei Fußwege führen von dem Lager nach der Ebene von Metschidschad; der eine zum Blockhaus Constantine, der andere zum Dörfchen Kuba, dessen Entfernung nur eine kleine halbe Stunde beträgt. Die schiefen Ziegeldächer, die Fenster mit grünen Läden, und die ganze an den Norden erinnernde Bauart dieses freundlichen Kolonistendörfchens machen inmitten einer blühenden tropischen Landschaft den seltsamsten Eindruck. Der Spazierweg nach dem Dorf Kuba gehört mit zu den angenehmsten. Nicht nur erfreute uns der Anblick der vielen schönen Blumen, welche diesem heißen Welttheile angehören, sondern auch vaterländische Erscheinungen, einige Kartoffel- und Rübenäcker nämlich, erquickten unser Auge und so groß ist die Gewalt der Heimath, daß wir hierüber mehr Vergnügen empfanden, als über den Anblick all der Palmen und Citronenbäume der Umgebung. Eine große gesäete Wiese dehnt sich vor der Ortschaft aus. Dieselbe steht zur Linken des Fußweges; auf der rechten Seite aber gewahrte ich noch keine Spuren von Kolonisten. Hier trieb und blühte noch ein wildes Pflanzenlabyrinth und so üppig waren manche Bäume von buntfarbigen Schlingpflanzen umflochten und umarmt, daß man auch nicht durch die kleinste Lücke die Rinde ihres Stammes gewahrte. Die Kolonisten von Kuba sind Lothringer, Provençalen, Spanier und einige Deutsche. Letztere bilden jedoch bei weitem die Mehrzahl in Ibrahim, einem weit ansehnlichern Dorfe, welches zwischen Algier und Duera liegt. Die Häuser in Kuba sind klein, und fast alle einstöckig. Selten enthalten sie mehr als ein Zimmerchen, eine Küche und Schlafstelle. Da sie aber Alle noch neu und in reinlichem Zustande erhalten sind, so fallen sie doch recht angenehm ins Auge, besonders wenn man dagegen die schmutzigen Beduinendörfer der Ebene betrachtet, wo die Weiber zwar goldene Ringe tragen, die Heerden im größten Ueberflusse sind, die Bewohner aber in elenden Hütten finster und von Ungeziefern erfüllt, neben ihren Hühnern und Hunden auf der Erde schlafen. Wir besuchten mehrere jener freundlichen Kolonistenhäuschen und aßen von dem guten Weizenbrode, der Butter und dem Honige, womit man uns, freilich aber nur gegen ziemlich theure Bezahlung bewirthete. Die Gastfreundschaft, die der Araber ehrt, scheint eben keine der hervorstechendsten Tugenden der Bewohner des Dörfchens Kuba zu seyn. Sie haben dieselbe nicht von Europa mitgebracht, und müssen sie erst hier im Lande der Barbaren lernen.

Spuren von Wohlhabenheit gewahrte ich unter jenen französischen und deutschen Auswanderern eben nicht viele. Sie haben bis jetzt noch wenig Vieh und sind noch nicht einmal im Stande, die in den umliegenden Lagern kampirenden Truppen mit Eiern und Kartoffeln, noch viel weniger also mit Brod zu versehen. Die reicheren Oekonomen haben Alle vorgezogen, Grundstücke in den nächsten Umgebungen der Stadt anzukaufen. Die Bewohner von Kuba und Ibrahim aber sind fast sämmtlich blutarme Menschen gewesen, die hier unmittelbar nach der Eroberung dieses Raubstaates ankamen, ihr weniges Geld durch die lange Reise erschöpft sahen und zu dem Zustande der gräulichsten Verwirrung, worin sich damals Alles in einem feindseligen Lande befand, noch ihr Elend und ihre Thränen brachten. Das Kommißbrod und die gewöhnliche Soldatenration, welche das französische Gouvernement aus Mitleid den von Allem entblößten Unglücklichen reichen ließ, rettete sie vielleicht allein vom Hungertode. Als man später mit der Okkupation des Landes vorrückte, wies man ihnen ausgedehnte Grundstücke voll des fruchtbarsten Erdreiches an. Da sollten sie ihre Häuser bauen, und den schönsten Boden kultiviren, den noch nie vielleicht ein Pflugeisen berührt hatte. Sie versprachen auch zum Danke für die großmüthige Gabe, unermüdet zu arbeiten, und vielleicht war es ihnen anfangs mit ihren Worten ernst, aber es läßt sich eben heutiges Tages ungefähr das Nämliche von ihnen sagen, was man von den Auswanderern in Mexiko und Brasilien erzählt. Sie blieben ihrem Vorsatze in der ersten Zeit getreu, arbeiteten fleißig und bauten Gärten und Ackerfelder an. Im zweiten Jahre bemerkte man schon einen Nachlaß in ihrer Thätigkeit, und jetzt sind sie fast um nichts besser als ihre Nachbarn, die Mauren und Araber auf dem Lande. Diese guten Leutchen fanden bald eine weit bequemere Art sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben; sie meinten, es sey doch weit bequemer und angenehmer, den Wirth statt des Bauern zu spielen und fingen an, den vorüberziehenden Arabern und den zahlreichen Truppen der Umgebung Erfrischungen und Krämerwaaren zu verkaufen, aber immer um den dreifachen Preis. Auf diese Weise gewinnen sie ihren Lebensunterhalt ganz gut, und können dabei gemächlich ihr Pfeifchen rauchen.

Bei meiner Anwesenheit in Algier erzählte man, der Gouverneur habe jenen Auswanderern ankündigen lassen, daß sie sämmtlich wieder auf ein Schiff gepackt und heimgeschickt werden sollten, wenn man nicht bald bessere Fortschritte ihres Feldbaues sähe. Aber daß es zur Ausführung dieser Drohung wohl nicht kommen würde, war leicht vorauszusehen. Die armen Kolonisten fanden nämlich an den französischen Offizieren gar eifrige Protekteurs. Diese galanten Herren würden es bald allzu langweilig auf den Vorposten finden, wenn jene Dörfchen mit ihren zum Theil hübschen Frauen nicht so bequem in der Nähe lägen. Eine liebenswürdige Freundin aber ist in dem Lande eines so eifersüchtigen Männergeschlechts ein ungemein seltener Schatz. Leicht möglich daher, daß in den Augen der als besondere Verehrer des schönen Geschlechtes bekannten Franzosen jener kostbare Besitz den Nachtheil, daß das Land mit solchen trägen Kolonisten wenig gewinnt, wieder aufheben mag.

Ein Abenteuer auf den Prairien.

In dem Boston-Magazine erzählt ein Reisender folgendes Abenteuer, das ihm auf einer der großen Prairien zustieß.

Nachdem ich mich zwei Monate an den Ufern des Champlain-Sees aufgehalten hatte, verließ ich die Kolonie, um die westlichen Distrikte zu besuchen. Ich war neugierig, in jene Urwälder zu dringen, die nur durch unerschrockene, mitten in den ungeheuren Savannen umherschweifende

Jäger und durch die letzten Reste der indianischen Stämme bewohnt werden, welche die Nachbarschaft der bleichen Gesichter fürchten, und die vorwärts schreitende Civilisation mit keinem andern Auge ansehen, als der Schiffbrüchige die Woge, welche ihn verschlingen will. Ich kannte wohl die Gefahren, die Entbehrungen und Strapazen, die mich erwarteten; aber ich konnte nicht länger der Begierde widerstehen, die unermeßlichen Prairien zu durchwandern, die, wie die Reisenden sagen, wie ein gränzenloses grünes Meer vor den Blicken des Wanderers sich ausbreiten, die Ströme zu erblicken, die dem Ocean gleichen; ich wollte die Gegenden sehen, wo die Vegetation so üppig ist, daß die Farrenkräuter und die Gebüsche unserer Länder daselbst zur Baumhöhe emporwachsen, und von Vögeln mit dem schönsten Gefieder und lieblichem Gesange wimmeln.

Meine Einbildungskraft träumte von nichts als von gefahrvollen Begegnissen, von romantischen Begebenheiten; mein Aufenthalt in der Mitte dieser gränzenlosen Prairien, in der Stille und der tiefen Einsamkeit der Wüste führte mir eine Reihe angenehmer und furchtbarer Scenen vor. Die endlose Einöde, der Orkan, der Bäume entwurzelt und sie auf weite Entfernungen fortschleudert; die Leoparden, die Alligators, die Klapperschlangen schwebten meinem Geiste vor im Lichte der Poesie, welche stets eine noch unbekannte Gefahr umgibt.

Aufgeregt von meinen romantischen Gefühlen, verließ ich freudig meine ruhige Wohnung und zog gegen Westen. Während der ersten Tage meiner Reise begegnete mir kein bemerkenswerther Zufall. Am achten Tage ungefähr kam ich in eine wilde Gegend, welche das „Blutthal" heißt. Dieser unglückverkündende Name wurde vor einigen Jahren diesem einsamen Orte gegeben, weil er der Schauplatz einer furchtbaren That gewesen war. Die Rothhäute hatten hier 50 Engländer überfallen und dieselben sammt Weib und Kind unter den ärgsten Grausamkeiten ermordet.

Erschöpft von Ermattung, unfähig weiter zu gehen, ganz durchnäßt, weil ich an diesem mühevollen Tage durch Sümpfe mußte, durch welche sich mein ermüdetes Pferd kaum durcharbeiten konnte, sah ich mich genöthigt in diesem furchtbaren Thale zu übernachten. Mein Pferd war bald an einen Baum gebunden, und nachdem ich ihm einige Maisblätter gegeben hatte, häufte ich Zweige und dürres Laub zusammen, machte ein Feuer, an welchem ich mein Nachtessen zubereitete, welches ich mit dem Appetit eines Wanderers verzehrte.

Bereits war die Sonne in einem Lichtmeere hinter die westlichen Gebirge hinabgesunken. Das Dunkel zog seinen Schleier um mich her, ich legte meinem Feuer so viel Holz zu, daß es die Nacht durch brennen konnte. Dann wählte ich mein Lager unter stolzen Eichen, wo ich Ruhe zu finden und mich von den furchtbaren Strapazen der Reise zu erholen hoffte. Das feierliche Schweigen jedoch, welches in dieser Gegend herrschte, wurde von Zeit zu Zeit von Windstößen unterbrochen, welche pfeifend aus den Wäldern des Westens herkamen und mich kein Auge zuthun ließen, und meine aufgeregte Einbildungskraft wiederholte sich die zahllosen Beispiele der jüngst vergangenen Mordthaten, die in diesen Gegenden verübt worden waren von den barbarischen Bewohnern der Wüste. Ich konnte mich einer traurigen Stimmung und der Furcht, allein in diesem Walde zu seyn, nicht erwehren. Die Angst, welche die Dinge vergrößert, fing an die Stimme meiner Vernunft und meines Muthes zu übertäuben.

Endlich legte sich meine Aufregung und der Schlaf begann mich zu überwältigen, als ich eine leichte Bewegung in dem mich rings umgebenden Laube zu vernehmen glaubte. Ich erhob meine schlaftrunkenen Augenlieder, und sah einen Indianer unter denselben Eichen stehen, die, noch immer mit Blut befleckt, mir so ängstliche Gedanken eingeflößt hatten. Der Indianer verhielt sich schweigend, unbeweglich; man hätte ihn für eine Bildsäule halten können; seine Augen waren fest auf mich gerichtet.

Als das Mondlicht auf ihn fiel, war es mir leicht, den wunderlichen Aufzug der Rothhaut in Augenschein zu nehmen. Sein fast nackter Körper zeigte ein Sinnbild des Todes, das mit verschiedenen Farben gezeichnet war. Sein abgeschorner Kopf hatte nur noch den Haarbüschel, den der tapfere Sinn der Wilden stehen läßt, gleichsam um die Feinde herauszufordern, denselben ihnen zu rauben. Er war geschmückt mit einer großen Feder, deren Spitze auf die Schulter sich heruntersenkte. Um seine Hüften ging ein Gürtel, an welchem sein Tomahawk und ein großes Jagdmesser hingen; eine Art hirschlederner Kamaschen, die bis ans Knie reichten, bedeckten seine Füße. Ein Schießgewehr und ein Bogen vollendeten den Anzug. Der Indianer schien mir groß und stark, die Glieder wohlgeformt; seine Haltung war voll Adel und Anmuth.

Fortwährend blieben seine funkelnden Augen auf mich gerichtet; ich war wie durch einen Zauber gefangen. Ich hatte nicht die geringste Bewegung gemacht, und der Indianer konnte nicht bemerkt haben, daß ich wache. Es wäre schwer, die Gefühle, die mich bewegten, zu beschreiben; mein Blut war in meinen Adern erstarrt; ich athmete kaum, meine Gedanken verwirrten sich; ich war wie vernichtet. Einige Minuten vergingen; der Indianer blieb immer in derselben Stellung, und ich fing an zu glauben, dieser Krieger, der mich so erschreckte, sey nur ein Gebilde meiner Einbildungskraft. Mehr als eine Stunde blieb ich in dieser unglaublichen Angst, und keine Bewegung des Wilden konnte mir die Wirklichkeit meiner Vorstellung bestätigen. Meine ermüdeten Augen schlossen sich einige Augenblicke, und als ich sie wieder öffnete, sah ich den furchtbaren Krieger nicht mehr. Nun glaubte ich fest, daß ich es mit einem Traume zu thun gehabt hätte.

Unter allen andern Umständen würde ein Ereigniß in einer solchen Umgebung unfehlbar den Schlaf für den Rest der Nacht von meinen Augen vertrieben haben. Aber die Beschwerden des Tags waren so groß gewesen, daß ich nicht zauderte wieder in den Schlaf zu kommen, zumal da ich eine Fieberregung spürte.

Ich bin nicht im Stande anzugeben, wie viel Stunden ich geschlafen hatte; als ich aber die Augen öffnete, war mein Feuer am Verlöschen; dichte Wolken, die den Mond verhüllten und den Himmel von allen Seiten umzogen, verkündeten Sturm. Aber wie erschrak ich, als ich an demselben Platz und in derselben Stellung die Rothhaut wieder erblickte, wie vorher. Ich griff sogleich nach einer meiner Pistolen, die zu meiner Seite lagen, aber in dem Augenblick, wo ich den Hahn spannte, stürzte sich der Indianer, der meine Bewegung bemerkt hatte, mit der Schnelligkeit des Blitzes auf mich, versetzte mir mit dem Tomahawk einen Hieb auf den Arm und schleuderte mein Pistol 20 Schritte weit weg; zugleich packte er mich an der Kehle, nahm das andere Pistol, schoß es in die Luft und bemächtigte sich meiner Flinte. Alles dieß ging schneller vor sich, als ich es erzählen kann. Ich war in der Gewalt meines wilden Siegers. Ich glaubte, daß mir nichts übrig blieb, als meine Seele Gott zu empfehlen, und daß meine letzte Stunde gekommen sey. Meine Blicke, meine Gebärden zeigten meine Unterwerfung, aber konnte ich hoffen, seine Großmuth zu erregen?

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 324. 20 November 1835.

Flüchtige Bemerkungen über Malta.

3. Städte und Bauwerke.

Die alte oder notable Stadt, welche unter den Eingebornen noch den ursprünglichen Namen Mdina *) führt, war die alte Hauptstadt der Insel; sie ist noch der Sitz des Bisthums und enthält den Palast der ersten Großmeister, nebst der Kathedrale von Malta, neben welcher ein wohl geleitetes und unterhaltenes Seminar sich befindet. Die größte Merkwürdigkeit sind aber die berühmten Katakomben, ein weites Labyrinth unterirdischer Straßen, die einander in allen Richtungen durchkreuzen, sie sind in einer Tiefe von fünfzehn Fuß unter dem Boden in den Felsen gehauen, und die Gänge sind so zahlreich und regelmäßig, daß man diesem Orte den Namen der unterirdischen Stadt gegeben hat. Nahe bei dieser Stadt ist die Grotte von St. Paul, eine große durch eiserne Gitter in drei besondere Abtheilungen getheilte Höhle; im innersten Theile derselben ist eine Statue des heiligen Paulus von weißem Marmor; die zweite gleicht dem Schiffe einer Kirche und ist aus einem Felsen gehauen, der stets mit einer staunenswerthen Vegetation bedeckt ist.

Von der Einsetzung des Ordens bis zu seinem Erlöschen im J. 1798 lag die Herrschaft hauptsächlich in der Person der Großmeister, unter denen der Name La Valette am berühmtesten ist, als Krieger und als Fürst, als Befreier Malta's von den furchtbaren Angriffen der Ottomanen, und als Gründer der neuen Hauptstadt, welcher die Dankbarkeit seiner Gefährten den Namen des Gründers beilegte. Der erste Stein zu der neuen Hauptstadt wurde im J. 1566 von dem Großmeister selbst gelegt, und das Ganze drei Jahre nach seinem Tode, welcher am 22 August 1568 eintrat, beendigt. Die Stelle, worauf sie steht, wurde von dem Großmeister wegen ihrer hohen Lage zwischen den beiden Häfen der Insel ausgewählt. Die Festungswerke der Stadt sowohl als des Hafens sind sehr ausgedehnt und ungewöhnlich stark, so daß es ganz unmöglich ist, eine Garnison zur Uebergabe zu nöthigen, so lange ihre Verbindung mit der See frei ist. Die Einfahrt beider Häfen ist durch das Fort St. Elmo geschützt, das sich auf dem äußersten Punkte der Landspitze erhebt, welche die Stadt trägt und beide Häfen trennt; der linke, der Stadt gegenüberliegende Theil ist durch das Kastell San Angelo geschützt, welches auf einer der beiden in den Hafen vorspringenden Landzungen erbaut ist; der rechte Hafen hat in seiner Mitte eine kleine Insel, worauf ein Fort, Mannel genannt, errichtet wurde. Außer diesen zur Beschützung des innern Theils bestimmten Festungswerken wurden zwei starke Kastelle auf beiden Seiten des Forts St. Elmo erbaut zur Vertheidigung der besondern Einfahrt in jeden Hafen: das zur linken führt den Namen Ricasoli, das zur rechten den Namen Tigné. Sämmtliche Festungswerke sind durch eine endlose Linie von Wällen, Bastionen und Gräben aller Art eingeschlossen.

Unter der großen Anzahl von Gebäuden, welche der Hauptstadt zur besondern Zierde gereichen, gebührt der erste Platz der Kirche, oder, wie man sie nennt, der Con-Kathedrale von St. Johann. Dieses prachtvolle Gebäude wurde von dem Großmeister La Cassière errichtet, und durch die stets eifrige Frömmigkeit der Malteser verschwenderisch bereichert. Die Ritter der verschiedenen Nationen oder Zungen, wie man sie hier nannte, hatten darin ihre besondern Kapellen. Jede Abtheilung der Decke zwischen den Pfeilern der Kapelle ist mit einem Gemälde verziert, das die Hauptereignisse des Lebens des heiligen Johannes darstellt, und die meisten dieser Gemälde sind unvergleichlich schön. Der Boden besteht aus Grabsteinen von eingelegtem verschiedenfarbigem Marmor; auch sind mehrere Denkmäler zwischen den Pfeilern und an verschiedenen Stellen der Kirche errichtet worden, die hinsichtlich des Reichthums und der Großartigkeit des Baues, — denn einige sind mit Jaspis, Agat und vielen andern ähnlichen Steinen überzogen, — unübertroffen dastehen. Der Hauptaltar befindet sich in der Mitte des Chors, und hinter demselben steht eine Gruppe aus Marmor, welche die Taufe unseres Heilandes darstellt. Vor der Einnahme Malta's durch die Franzosen besaß der Schatz dieser Kirche eine große Menge Gegenstände, deren Werth nicht bloß in dem kostbaren Stoff, sondern auch in dem hohen Alter und der ausgezeichneten Arbeit lag. Aber die französische Raubsucht hat unglücklicherweise nichts davon verschont.

Die andern ausgezeichneten Gebäude sind der Palast der Großmeister, jetzt die Residenz des Gouverneurs, die Wohnungen der verschiedenen Zungen, das Konservatorium, die Universität, das Schatzamt, der Justizpalast, das Hospital, das Leihhaus,

*) Das arabische Wort Medina, Stadt.

Digitized by Google

die Kasernen, das Theater und die Börse. Die Architektur aller dieser Gebäude zeichnet sich durch zwei Eigenschaften aus, welche sich in den maltesischen Bauten ziemlich allgemein findet, nämlich durch einen ausgesuchten Geschmack in der allgemeinen Anlage, und zweitens durch eine edle Einfachheit in der Anordnung der einzelnen Theile. Die Fronte der provençalischen Wohnung und die des Konservatoriums zeichnen sich am meisten durch ihren Styl aus. Ein Theil des letztern Gebäudes dient zur öffentlichen Bibliothek, welche etwa 100,000 Bände umfaßt. Eine andere sehr nützliche, obwohl nicht so reiche Bibliothek befindet sich in einem andern Theile desselben Gebäudes; sie führt den Namen Garnisons-Bibliothek und ist durch die Leichtigkeit, womit die zahlreichen Leser die Bücher erhalten, von großem Nutzen. Nächst an der Bibliothek ist das reiche, schon frühe erwähnte Museum, das in mehrere Säle zerfällt, die eine große Menge interessanter Gegenstände, eine große Medaillensammlung, mehrere Vasen, die Alterthümer der Insel u. dergl. enthält.

Das Hospital besteht aus mehreren großen luftigen Zimmern und ungeheuren Sälen, die eine ungewöhnlich große Zahl von Kranken fassen können. Unter der Regierung der Großmeister bestand alles Geräthe für die Kranken aus Silber, die äußerst einfache Arbeit aber bewies zur Genüge, daß dieß nicht aus unverständigem Luxus, sondern aus Beweggründen der Reinlichkeit geschah.

Der Palast des Großmeisters, jetzt des Gouverneurs, ist ein ungeheures viereckiges, von außen schmuckloses, aber äußerst imponirendes Gebäude. Die Zimmer sind sehr groß und bequem, und allenthalben mit prachtvollen Meubeln, schönen Gemälden und Tapeten verziert; auch findet sich hier eine Waffensammlung, die mit großer Genauigkeit und ausgezeichnet gutem Geschmack geordnet ist. Das Arsenal ist eine andere sehr bedeutende Anstalt, die schon unter den Großmeistern des Ordens von hoher Wichtigkeit war, ihre letzte Erweiterung aber der britischen Regierung verdankt. Eine andere großartige Unternehmung, die jetzt suspendirt ist, welche aber die Malteser sehr beendigt zu sehen wünschen, ist die Ausgrabung eines großen Bassins für die möglichst schnelle Herstellung der Schiffe. Ein solches Werk, dessen allgemeine Nützlichkeit in die Augen leuchtet, verdient die besondere Aufmerksamkeit der Regierung und der Kapitalisten.

Außer der neuen Hauptstadt La Valetta und der alten Hauptstadt Mdina enthält die Insel noch 22 Dörfer oder Kasals, so genannt nach einem arabischen Worte, welches Station, Aufenthalt bedeutet, und die Art anzeigt, wie diese Dörfer allmählich aus den Aufenthaltsorten der Arbeiter entstanden, welche nach und nach Hütten und Häuser auf dem Lande bauten, um dem Orte ihrer gewöhnlichen Beschäftigungen nahe zu seyn. Zwischen diesen Kasals sind zahlreiche kleine Ansiedlungen und eine noch größere Menge Landsitze zerstreut.

Die Seeräuber im indischen Ocean.

(Fortsetzung.)

Der Zustand der Gesellschaft in Arabien scheint seit der ersten Erwähnung dieses Landes in der Geschichte so ziemlich derselbe geblieben zu seyn, und die hinterlistigen Anschläge und Räubereien, welche die frühern Seefahrer an den arabischen Ufern zu befahren hatten, würden noch ganz dieselben seyn, wenn die Engländer nicht so strenge Aufsicht führten. Die Bevölkerung ist in Familien oder Clans getheilt, von denen einige die Oberherrschaft solcher Fürsten, wie des Imam von Maskat oder des Scheikhs von Sena anerkennen, die meisten aber sind unabhängig. Das Land ist zu dürre, um zum Anbau sonderlich aufzufordern, der Hauptgegenstand ihrer Sorgfalt sind daher ihre Heerden, die je nach den Umständen von einem Ort des Landes zum andern getrieben werden; das nomadische Leben erzeugt Raublust, und die Raublust machte sie kriegerisch. Die See bot dieser Neigung ein weites Feld, und um allem Widerstand vorzubeugen, verfielen sie, wie andere Barbaren in ähnlichen Fällen, auf ein Schreckenssystem, ermordeten Alles, was Widerstand leistete, ohne Unterschied der Nation und des Glaubens, und begingen alle Arten von Ausschweifungen. Eine Zeit lang beschränkten sie ihre Raubzüge auf den persischen Golf und die angränzenden Ufer; da dieselben aber fast immer von Erfolg gekrönt waren, so machte das Glück sie kühner und mächtiger, bis sie endlich die ganze Küste bis Ceylon unsicher machten. Die Bemühungen der ostindischen Kompagnie und deren Verbindung mit dem Imam von Maskat thaten ihnen zwar einigen Einhalt, aber als die Sekte der Wahabis sich erhob, und viele Raubstämme *) sich zu dem neuen Glauben bekehrten und einander gegenseitige Unterstützung leisteten, wurde in diesen Meeren der Name Wahabi mit Seeräuber fast gleich bedeutend.

Um diese Zeit wankte in Folge des Umsichgreifens dieser Sekte der Imam von Maskat auf seinem Thron, und bat im Jahre 1808 die Präsidentschaft Bombay um Schutz gegen die mit den Wahabis verbündeten Bewohner von Ras el Kheimah und andern Häfen. Da diese Seeräuber den Handel Indiens schon seit Jahren belästigt hatten, so ward die Bitte zugestanden, um so mehr, als eben damals die Piraten ein schönes Schiff, die Minerva weggenommen und den größten Theil der Mannschaft barbarisch niedergemetzelt hatten. Zwei Fregatten und mehrere Kreuzer der Kompagnie mit einer Truppenabtheilung gingen von Bombay ab, und kamen am 11 November nach Ras el Kheimah (Seeräuber-Vorgebirg); wegen des seichten Wassers konnten sie sich nur auf etwa eine Stunde dem Ufer nähern, und die Piraten verbrannten, um ihre Verachtung des Angriffes zu zeigen, noch an demselben Abend die Minerva. Indeß wurden die Kanonenboote und kleinere Fahrzeuge so nahe ans Ufer gewerft, daß sie ein Bombardement eröffnen konnten, und am 13ten war die Stadt erstürmt, die Magazine zerstört, die Kanonen vernagelt, die Festungswerke rasirt, alle Schiffe im Hafen verbrannt, und alles dieß nur mit einem Verlust von Einem Todten und zehn Verwundeten, so daß der Ruhm der Tapferkeit, den die Seeräuber bisher behauptet hatten, einen gewaltigen Stoß erlitt.

Man glaubte, die Piraten würden nicht so bald wieder den Handel beunruhigen, aber diese Hoffnung schlug fehl; in unglaub-

*) Man nennt die Gohassies, Beres, Dschuffmils, Dschalassimis u. a.

Digitized by Google

lich kurzer Zeit erschienen sie wieder in großer Anzahl zur See, und da die Untiefen in der Nähe von Ras el Kheimah gute Gelegenheit zu plötzlichen Ueberfällen und sicherem Rückzug im Fall eines abgeschlagenen Angriffs darboten, so verwandelten sie ein Drittheil ihres Eigenthums und ihrer Beute zur Wiederherstellung der Festungswerke. Einige hundert Schiffe wurden ausgerüstet, deren Räubereien eine so beunruhigende Ausdehnung gewannen, daß sich kein wehrloses Kauffahrteischiff in jene Meere wagen konnte. Die Bombaymarine, welche aus Sparsamkeit reducirt worden war, konnte die Küsten nicht gehörig schützen, und die Assekuranzprämien stiegen so hoch, daß sie nach Kutsch, wohin man fünf Tage braucht, so viel betrug als nach England. Endlich erweckten mehrere trotzige Verhöhnungen der indischen Flagge einen allgemeinen Unwillen, und führte die Rache an den Angreifern herbei. Drei Piratenschiffe, die sechs Nennpfündner und jedes 150 Mann führten, nahmen am 6 Januar 1817 nach einem hitzigen Gefechte das Schiff der Kompagnie Derjah, achtzehn von der Mannschaft wurden grausam ermordet, acht andere in Sklaverei geführt, die übrigen aber, sämmtlich verwundet, westwärts von Bombay ans Land gesetzt.

Dieser That folgte eine zweite noch weit verwegenere. Ein Kreuzer der Kompagnie stieß auf ein Piratenschiff, das als Kauffahrer verkappt war, und bat den Kreuzer um Schutz bei seiner Fahrt den Golf aufwärts. Der begehrte Schutz ward bewilligt, und während beide Schiffe ruhig fortsegelten, gelang es dem Piraten durch eine unbeachtete Bewegung an die Seite des englischen Schiffs zu kommen, und eine Anzahl Leute, die bisher unter den Lucken verborgen waren, hineinzuwerfen; so wurde der unglückliche Kreuzer nach einem kurzen Kampfe genommen. Die unmenschlichen Seeräuber ermordeten den größten Theil der Mannschaft, und verstümmelten diejenigen, deren Leben sie schonten. Kurz darauf erschien ein zweiter brittischer Kreuzer, worauf die Räuber beide Schiffe verließen, und in ihren Booten unter die Untiefen flüchteten. Die Scene, die das Verdeck des weggenommenen Schiffs darbot, war entsetzlich: der Befehlshaber war an den Füßen aufgehängt und todt, Nase und Ohren ihm abgeschnitten, und viele von der Mannschaft auf dieselbe barbarische Weise mißhandelt.

Jetzt ergriff die Präsidentschaft Bombay Schritte zur alsbaldigen Bestrafung, und eine Ausrüstung ward angeordnet, die dem Zwecke entsprach. Die Seemacht bestand aus dem Liverpool von 50 Kanonen, dem Eden von 26 K., dem Curlew von 18 K., mehreren Kreuzern der Kompagnie, und einer Flottille von Kanonen- und Mörserbooten, nebst Transportschiffen, unter dem Befehle Sir Fr. Collier's. Auf diesen Schiffen befand sich der Generalmajor Sir W. G. Keir und nahe an 4000 Mann, nämlich dem 47sten und 65sten königlichen Regimente, einem Regimente Sipahis, den Flügelkompagnien von einigen andern Sipahiregimentern, nebst einer Abtheilung Artillerie und Pioniers. Zu der Seemacht stießen unterwegs mehrere Fregatten des Imam von Maskat, der mit den Engländern alliirt war, und dem die Räuber übel mitgespielt hatten.

Am 2 Dec. 1829 kam die Expedition vor Ras el Kheimah an, das sehr gut hergestellt war mit hohen Mauern aus Lehm und Stein; feste Bastionen flankirten dieselben, und die ganze Seefronte war in regelmäßigen Intervallen durch Batterien gedeckt. Nach der Landung stießen etwa 2000 Mann von den Truppen des Imams, welche sich einen Durchgang durch die Defileen erzwungen hatten, zu den Engländern; der König von Persien aber schien die Operationen mit einiger Eifersucht zu betrachten, und verbot dem in Schiraz befehligenden Prinzen dabei mitzuwirken. Kaum war das Lager gebildet, und die Feste eingeschlossen, als auch die Angreifer durch den kecken Muth der arabischen Krieger in Erstaunen gesetzt wurden: ein Gefecht, Mann gegen Mann in den Laufgräben, die sie unter dem Schutze der Nacht angriffen, bewies ihren verzweifelten Muth, und der Kampf endete auch nicht eher, als bis sie Alle unter den Bajonnetten gefallen waren. Ein so wilder Muth mußte freilich am Ende vor der disciplinirten Tapferkeit erliegen. Nach einer mehrtägigen Kanonade ward der Befehl zum Sturm gegeben, als jedoch die verbündeten englisch-arabischen Truppen gegen die Bresche anrückten, zogen die Räuber in entgegengesetzter Richtung ab. Alsbald wurde die englische Flagge über der blutrothen Fahne Scheikh Hassan-Ben-Ali's aufgezogen, und sogleich Anstalten getroffen, um die Festungswerke zu rasiren.

Als dieß zur Vergeltung vollzogen worden war, erachtete man es der Klugheit gemäß, das Volk durch jede vernünftige Nachgiebigkeit zu einer andern Lebensweise als zum Seeraub zu bewegen: der Scheikh wurde deßhalb in Freiheit gesetzt, und der Amân oder das Versprechen persönlicher Sicherheit aller Entflohenen verkündet. Ein neues Fort wurde sodann angelegt, das eine hinreichende Besatzung erhalten sollte, um die beschlossenen Maßregeln in Ausführung zu bringen, und unter den Handelsleuten das Vertrauen wieder herzustellen. Die Expedition belagerte und nahm sodann das wichtige Bergfort Zayah, und besuchte nach und nach die verschiedenen Häfen in der Nachbarschaft, wo die Befestigungen demolirt, und alle Seeräuberfahrzeuge mit solchem Eifer und Sorgfalt weggenommen und zerstört wurden, daß Ras el Kheimah wohl schwerlich mehr das frühere Räubernest wird.

Der persönliche Muth dieser Barbaren und die Gewandtheit, mit der sie ihre furchtbaren Säbel und Dolche handhaben, richten zwar gegen regelmäßige Truppen nichts aus, machen sie jedoch in ungeordneten Angriffen und in Seeräubergefechten wahrhaft furchtbar. Man erzählt mehrere Beispiele von ihrer Tapferkeit und Todesverachtung. Der Imam von Maskat hatte eine Fehde mit dem räuberischen Araberstamme, Beni-Bu-Ali, der auch durch seine Seeräubereien die Engländer gegen sich aufgebracht hatte. Im Oktober 1820 stieß Kapitän Thompson mit einer Abtheilung Sipahis zu den Truppen des Imams, wurde aber auf dem Marsche plötzlich mit solcher Entschlossenheit angefallen, daß die Sipahis wichen, und eine große Anzahl derselben mit Speeren und Dolchen niedergestoßen und in Stücke gehauen wurde. Um diese Scharte auszuwetzen, wurde eine bedeutende Truppenmacht, die theils aus Europäern, theils aus Sipahis bestand, unter Sir Lionel Smith von Bombay abgeschickt. Kaum hatte die Expedition bei Sohar ein Lager bezogen, als der Feind einen entschlossenen Versuch machte, dasselbe zu überrumpeln.

Digitized by Google

Eine dichte dunkle Masse sah man plötzlich auf die Transcheen losrücken, die Vorposten wurden im Augenblick niedergehauen, und die tapfersten Leute, die dem Feind entgegeneilten, eben so plötzlich niedergesäbelt, manche noch, nachdem sie dem Feinde, der sie niederhieb, schon das Bajonnett in den Leib gestoßen hatten. Die Gewandtheit, mit der sie in diesem hitzigen Gefecht ihre Tod verbreitenden Schwerter schwangen, wird als wahrhaft staunenswerth geschildert, und nicht minder ausgezeichnet war ihre Ausdauer; auch wichen sie nicht eher, als bis 200 von ihnen auf dem Kampfplatz lagen, und der Verlust der Engländer nach ihren eigenen Angaben nicht weniger als 37 Todte und 181 Verwundete betrug. Dieser Stamm wurde später völlig vernichtet. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe über diese beiden Züge Ausland, J. 1835. Nr. 144 f.

Das Museum Dupuytren.

Kürzlich wurde in Paris das pathologisch-anatomische Museum, das den Namen Dupuytrens trägt, eröffnet, und damit eine große Lücke in den medizinischen Anstalten von Paris ausgefüllt. Während durch die französischen Aerzte in der pathologischen Anatomie so viel gethan wurde, blieb sonderbarer Weise die medizinische Schule in Paris hinsichtlich der pathologisch-anatomischen Sammlungen hinter dem Auslande in der Art zurück, daß sie bis auf die neuere Zeit einer solchen Einrichtung gänzlich entbehrte. Hr. Dupuytren suchte stets mit Eifer die pathologische Anatomie auszubilden, und stiftete noch vor seinem Tode einen Lehrstuhl für diese Wissenschaft. Zu derselben Zeit brachte es Herr Orfila dahin, daß ein pathologisch-anatomisches Museum gegründet wurde. Er zeigte eine außerordentliche Thätigkeit, um dieses Institut in Stand zu bringen, und seinem lobenswerthen Eifer verdankt es die Wissenschaft, daß das Kabinet in so kurzer Zeit fertig und geöffnet werden konnte. Dieß ist besonders in Frankreich hervorzuheben, wo man so sehr gewohnt ist, gemeinnützliche Bemühungen erlahmen zu sehen.

Das pathologisch-anatomische Kabinet liegt in der Straße der Ecole-de-médecine. Es besteht aus zwei sehr großen Sälen, an deren Wänden ringsherum Verschläge zur Aufbewahrung der Präparate aufgestellt sind. Der erste Saal enthält schon eine bedeutende Anzahl von Präparaten. Man findet unter denselben eine Sammlung krankhaft veränderter Knochen, und unter denselben einige, deren Beschreibung sich in den Memoiren der chirurgischen Akademie befindet, welche letztern Präparate also auch historischen Werth besitzen. Die Säle sind sehr schön und gut eingerichtet, und warten nur noch auf die Präparate; diese werden aber bei der enormen Bevölkerung von Paris und seinen ausgedehnten Spitälern nicht ausbleiben.

Ein Abenteuer auf den Prairien.

(Fortsetzung.)

Nachdem sich die Rothhaut überzeugt hatte, daß ich keine Waffen mehr habe, schien er unschlüssig zu seyn. Seine furchtbare Waffe, die er einige Augenblicke um meinen Kopf schwirren ließ, wurde wieder in den Gürtel gesteckt; seine Hand, welche meine Kehle gepackt hatte, ließ etwas los, und ich konnte freier aufathmen; seine Augen waren noch einige Augenblicke unbeweglich und mit furchtbarem Ausdruck auf mich geheftet. Dann machte er einige Schritte und schien in tiefe Gedanken versunken. Hierauf sah ich ihn an mein erlöschendes Feuer gehen; er zündete seine Pfeife an, rauchte einen Augenblick und bot sie mir dar. Jetzt hatte ich nichts mehr für mein Leben zu fürchten; das Zeichen des Friedens war mir angeboten worden: nie verletzen die Indianer diese Bürgschaft.

Bis jetzt war zwischen uns kein Wort gewechselt worden. Ich verstand keinen einzigen indianischen Dialekt, und ich wußte nicht, wie ich mich diesem sonderbaren Wesen verständlich machen sollte, als ich zu meinem großen Erstaunen ihn folgende Worte in englischer Sprache reden hörte: „Das Gewitter wird nicht auf sich warten lassen; wir müssen schnell weiter, folge mir.“

„Wohin soll ich dir folgen?“ fragte ich bescheiden.

„Folge mir,“ schrie er ungeduldig, „es eilt.“

Ich mußte gehorchen, bestieg mein Pferd und folgte dem Indianer, welcher sich durch einen engen Seitenweg in den dichtesten Wald begab. Es wurde so dunkel, daß ich häufig meinen Führer aus den Augen verlor. Er ging langsamer, nahm den Zaum meines Pferdes und verfolgte mit beschleunigten Schritten und einer wunderbaren Ortskenntniß mitten unter hundert Abwegen die kaum gebahnten Krümmungen seines Weges.

Wir hatten ungefähr eine Stunde Wegs zurückgelegt, als ich die Rothhaut halten sah, und im nämlichen Augenblick hörte ich einen Schuß fallen, auf den ein furchtbares Geschrei folgte. Ein plötzlicher Sprung meines Pferdes warf mich zur Erde, und noch wußte ich die Ursache nicht, als das erste Tageslicht mir einen ungeheuren Wolf zeigte, den die Kugel meines Begleiters so eben getroffen hatte. Wüthend gemacht durch die Wunde, wollte sich das Thier auf seinen Gegner stürzen, als derselbe es durch einen Schlag seines Tomahawks todt zu Boden streckte. Die Lebhaftigkeit, das Ungestüm, die Gewandtheit und Stärke, die der Indianer zeigte, waren außerordentlich, und dieß Alles, in Verbindung mit der rothen Farbe seiner Haut, gaben ihm ein wahrhaft dämonisches Ansehen. Ich bezeugte ihm meine Bewunderung über seine Gewandtheit und Unerschrockenheit; er antwortete mir nicht, sondern schickte sich ganz ruhig an, sein Schießgewehr von Neuem zu laden, um im Fall eines neuen Angriffs bereit zu seyn.

Wir setzten unsern Weg fort, und nachdem wir ungefähr 5 Stunden Wegs gemacht hatten, kamen wir an seinen Wigwam. Ich stieg ab und folgte meinem schweigsamen Begleiter in seine Behausung, obwohl von den düstersten Gedanken bewegt. Bogen, Pfeile, Tomahawks, Jagdmesser lagen auf der Erde, oder waren an den Wänden aufgehängt. Aber Schrecken überfiel mich, als ich in einem Winkel der Hütte gegen zwölf Skalpe sah, die meist mit Blut bedeckt waren, und Personen verschiedenen Geschlechts und Alters angehört zu haben schienen. Meine Blicke fielen auf einen Skalp, dessen blonde Locken von seltener Schönheit waren, und ohne Zweifel das Gesicht einer jungen schönen Frau geschmückt hatten, die als Opfer des blutdürstigen Barbaren gefallen war, in dessen Händen ich mich befand. Ich fühlte einen Schauder den Rücken hinabrieseln, ein kalter Schweiß bedeckte meine Stirne. Ich wandte mein Gesicht ab, und suchte die Angst zu verbergen, die mich peinigte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herr Grimpet soll eine Maschine erfunden haben, vermittelst welcher man aus einem Stück Kastanien- oder anderem Holz mit unfehlbarer Genauigkeit und Gleichförmigkeit einen Gewehrkolben schneidet. Das Verfahren soll so einfach seyn, daß der Kolben nur auf 7 Sous komme, da er sonst 2½ Fr. gekostet habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 325. 21 November 1835.

Die neuesten Arbeiten in den Katakomben zu Neapel.

(Progresso delle scienze lettere ad arti. Napoli. Quaderno XIII.)

Es ist bekannt, daß sowohl in Rom wie in Neapel sich von den geheimnißvollen unterirdischen Gängen befinden, die man gewöhnlich Katakomben nennt. Wer beide vergleichen konnte, muß bekennen, daß die Katakomben Neapels viel zugänglicher und auch viel weitläufiger sind, als die, welche man bei der Basilica di S. Sebastian in Rom sieht. Allein dessen ungeachtet muß man gestehen, daß man ihre Bauart und ihren Umfang nicht vollkommen erkennen und überschauen kann, denn es waren in den Katakomben Neapels einige Stellen, und besonders der bewunderungswürdige Eingang des obern Stockwerks, so sehr mit Erde, Steinen und Schutt aller Art versperrt, daß man sich keine richtige Idee von dem Ganzen machen konnte.

Der Umstand, daß man hie und da an verschiedenen Stellen einige Löcher und Vertiefungen sieht, welche eingehauen in den Tuffstein des Hügels eine Art von Kammer oder Gang bilden, aber unter den Boden des Stockwerks, in dem sie sich befinden, zu führen schienen, brachte die allgemeine Meinung hervor, daß diese Vertiefungen Theile eines untern Stockwerks seyen, welches von der Mehrzahl der Beobachter für weit größer gehalten wird, als die beiden obern; und dieß gab Anlaß zu der verbreiteten Meinung über diese Gänge, daß sie in verschiedenen Richtungen nach Nola, Pozzuoli und andern Orten führen; nicht einmal der berühmte Pellicia hielt sich frei von allen Irrthümern und ungenauen Angaben. Auch ließen es sich viele beigehen, einen Grundriß und Plane von diesen Katakomben zu entwerfen, allein alle diese Zeichnungen, die bis jetzt veröffentlicht worden sind, zeigen klar, wie sie zum größten Theil falsch sind. Nun sind einmal die Vorsteher der öffentlichen Anstalt di San Gennaro dei Poveri, unter deren Aufsicht die Katakomben stehen, weil sie sich in der Nähe dieses Armenhauses befinden, auf den guten Gedanken gekommen, den Freunden der Archäologie den Besuch zu erleichtern, und ihnen die Kenntniß des Ganzen möglich zu machen, und haben deßhalb die Leitung der nothwendigen Arbeiten dem Kanonikus Jorio anvertraut, der neulich in einer Abhandlung Rechenschaft über die seit drei Jahren gemachten Arbeiten abgelegt hat.

Man hat mit großer Mühe den Eingang zur obern Katakombe, deren innerer Theil wohl der schönste des ganzen Werks ist, wieder gefunden und von allem Schutte befreit. Man sieht hier viele Gräber in zwei, auch in drei Reihen in den Fußboden eingegraben, und an den Wänden findet man sehr alte Gemälde zum größten Theil ausgelöscht, auch einige griechische und lateinische Buchstaben sind in die Mauern eingekratzt, die sich kaum noch unterscheiden lassen. In diesem obern Stockwerk sind einige große Zuglöcher geöffnet worden, auch wurden zwei neue und weite Oeffnungen gemacht, so daß es da, wo es zuvor höchst dunkel war, nun hell wurde, und man das untere Stockwerk weit bequemer besehen konnte. Auch hat man einen neuen Ausgang eröffnet, der zwar für jetzt wieder geschlossen werden mußte, durch den man aber, wenn man die Katakomben von einem Ende bis zum andern durchwandert hat, außerhalb derselben auf die neue Straße di Capodimonte gelangt.

Zu diesen und ähnlichen Arbeiten kam noch eine andere von großer Bedeutung, um die wahre Ausdehnung dieser Katakomben zu erfahren. Es wurden nämlich äußerst genau jene Vertiefungen geprüft, von denen wir oben sprachen, und man hat überall gefunden, daß alle in dem Tuffstein des Berges sich enden, und nicht Theile eines untern dritten Stockwerks bilden konnten; man kann demnach mit Gewißheit sagen, daß dieses allein in der Einbildung derer bestanden hat, die davon sprachen. Allein bei einer nähern Untersuchung dieser Denkmale des Alterthums, so schwierig es ist, muß es doch sehr wünschenswerth erscheinen, daß man die Grundrisse der beiden Stockwerke genau zeichnet. Dieß lag dem Kanonikus Jorio vorzüglich am Herzen, deßhalb gab er den Auftrag dazu dem Architekten Josua Russo, welcher denselben in Gemeinschaft mit drei andern Architekten ausführte. Jorio versichert, daß die Arbeit aufs Beste gelungen ist, wovon ein jeder sich alsbald überzeugen wird, sobald die genannten Grundrisse in zwei Tafeln, genau in Kupfer gestochen, veröffentlicht seyn werden.

Die Seeräuber im indischen Ocean.

(Fortsetzung.)

Diese Maßregeln hatten die Seeräuberei auf der Westseite der indischen Halbinsel einigermaßen unterdrückt, und wir wo

Digitized by Google

len deßhalb unsere Aufmerksamkeit nach dem östlichen Archipelagus wenden, wo sie ein systematisch betriebenes Gewerbe geworden war, und viele Europäer beiderlei Geschlechts noch jetzt in hoffnungsloser Gefangenschaft schmachten. Jene Gewässer sind seit langer Zeit wegen Seeraub berüchtigt, und Malayen und Chinesen waren nicht die einzigen Räuber, die sie unsicher machten. *)

Die Ladronen auf den Inseln, welche die Südküste von China heimsuchen, bilden eine sehr zahlreiche und organisirte Genossenschaft, mit einer Flotte von wenigstens 500 wohlbemannten Fahrzeugen von 10 bis 250 Tonnen, von denen die größten zwölf Kanonen von verschiedenem Kaliber führen; die andern sind je nach ihrer Größe ausgerüstet, und führen außer dem groben Geschütz noch eine Menge Schießgewehre, Lanzen, Säbel und lange Dolche. Sie stehen unter strenger Disciplin und zeigen oft große Tapferkeit, was man aus nachfolgendem Beispiel entnehmen kann. „Im Jahre 1805," erzählt ein englischer Seemann, „als wir in Teipa lagen, sahen wir ein einzelnes Ladronenschiff mit einer portugiesischen Korvette und drei plumpen Mandarinendschonken volle fünf Stunden lang den Kampf unterhalten, bis es endlich sank; nur eines der Boote entkam: diese Tapferkeit setzte unsere Leute nicht wenig in Verwunderung, und das feige Benehmen der Korvette wurde zugleich in den verächtlichsten Ausdrücken besprochen. Die chinesischen Kriegsschiffe zeigten wie gewöhnlich viele Flaggen und Wimpel, brannten eine Menge Leuchtfeuer ab, und machten einen höllischen Lärm mit ihren Gongs; zugleich gelang es ihnen ihre Feinde in achtungsvoller Entfernung zu halten, und sie wurden darum nicht hart mitgenommen. Ungefähr eine Woche später näherte sich eine Ladronenflotte von mehr als 50 Segeln dem Ankerplatz in der eingestandenen Absicht, an allen portugiesischen und Mandarinenschiffen zu Macao Rache zu nehmen, was wir unmöglich zugeben konnten. Sobald die gefürchteten Schiffe erschienen, verließen alle Sampans und andere Boote ihren Ankerplatz, hingen wie ein Bienenschwarm um unser Schiff und baten um unsern Schutz. Inzwischen hatten sich die Ladronen in Schlachtordnung auf Kanonenschußweite genähert, worauf wir vom Hauptdeck einige Schüsse abfeuerten, um anzuzeigen, welchen Antheil wir an der Sache nehmen würden; sie beantworteten unser Kompliment mit einem einzigen wohlgezielten Schuß, und zogen auf ein gegebenes Signal wieder ab unter dem Dank- und Freudengeschrei der Chinesen und der Tataren. Der feindliche Admiral rechnete sich diesen Rückzug als Verdienst an, indem er erklärte, er wolle keinen Streit anfangen mit den englischen Ladronen, — so nennen sie nämlich die Kriegsschiffe, — weil diese keine Kaufmannsladung führen.

Die Macht und der Einfluß dieser Piraten sind trotz aller Unternehmungen gegen sie sehr groß. Alle Schiffe mit Ausnahme derjenigen, welche von ihnen Päße erkauft haben, sind ihren Angriffen unterworfen, und die offenen Städte und Dörfer am Ufer müssen sich gleichfalls mit ihnen abfinden. Hat das genommene Schiff zufälligerweise einen heftigen Widerstand geleistet, so ermorden sie gewöhnlich einige von der Mannschaft, und martern die übrigen auf eine furchtbare Weise. Europäer und Personen von Rang werden meistens, um ein Lösegeld zu bekommen, zurückgehalten, während der Unterhandlung aber oft sehr hart behandelt; hat aber eine Mandarinendschonke das Unglück, in ihre Hände zu fallen, so wird die Mannschaft auf die unmenschlichste Weise ermordet, indem man sie aufs Verdeck nagelt, mit zusammengedrehten Bambusrohren fast zu Tode prügelt, und dann in Stücken haut. Der Muth, den diese Leute selbst im Unglück zeigen, hat oft schon die Bewunderung ihrer ärgsten Feinde erregt.

Diese Piraten haben lange eine unumschränkte Herrschaft in den östlichen Meeren ausgeübt, und manches Schiff wurde als vermißt und gescheitert angenommen, das sie geplündert und vernichtet hatten. Kapitän Davis ankerte im J. 1604 zu Patani mit seinen beiden Schiffen, die von Leuten welche von den Engländern höflich aufgenommen und bewirthet worden waren, mit einem Mal erstiegen wurden. Ein verzweifeltes Gefecht begann, in welchem Davis unter vielen tödtlichen Wunden fiel, und da die Angreifer keinen Pardon annehmen wollten, wurden sie alle bis auf Einen Mann niedergehauen, ehe die Engländer wieder unbeschränkten Besitz von ihren Schiffen nehmen konnten. Kapitän Alexander Hamilton, der vom J. 1688 bis 1723 in Indien war, kam beinahe zu Bandschar Massin um, als vier englische Schiffe plötzlich von mehr als hundert Proas angegriffen wurden. Die zwei größern Schiffe wurden nach einem hitzigen Kampfe namentlich dadurch gerettet, daß man die Finkennetze *) aufzog, die kleinern aber wurden mit dem größten Theil ihrer Mannschaft verbrannt. Das Gemetzel unter den Malayen war groß, 1500 derselben wurden getödtet, viele verwundet und verstümmelt, aber auch die Engländer waren so geschwächt und entmuthigt, daß sie ihre neue Niederlassung aufgaben.

Solche Fälle waren leider nur allzu zahlreich, und nachstehender neuere Vorfall mag beweisen, daß der wilde Trotz der Piraten keineswegs sich verminderte. Der Viktor, eine Kriegssloop von 18 Kanonen und 111 Mann Besatzung, kreuzte vor Java, und hatte am 15 April 1807 drei Proas weggenommen; da eine Windstille eintrat, warf er um fünf Uhr Abends Anker, holte zwei von den Proas auf die Seite heran, um sie ins Schiff hereinzuziehen, während die 3te vom Windeviering aus nachgeschleppt wurde. Die Gefangenen, etwa 120 Mann, wurden aus den beiden erstern herausgenommen, und eine starke Wache darüber gesetzt, da jedoch die Mannschaft der dritten Proa nicht unter den Lucken hervorkommen wollte, so ließ der Kapitän eine Karonade und einige Flinten dagegen abfeuern, was mit Speerwürfen und Pistolenschüssen erwidert wurde. Nun ward an der Hinterpforte eine Kanone in Bereitschaft gesetzt, um gegen die Proa zu feuern, unglücklicherweise fiel aber ein Funke in eine Pulvermasse, die man sorglos aus den andern Proas herausgenommen hatte, und

*) Man beschuldigte nämlich die Holländer, sie hätten unter englischer Flagge chinesische Dschonken ausgeplündert, um dadurch den Haß der Chinesen gegen die Engländer zu reizen, und sie vom Handel mit China auszuschließen.

*) Dieß geschieht theils um das Entern zu verhüten, theils jetzt besonders um die Kugeln abzuhalten, da man die Hängematten u. dergl. hineinlegt.

Digitized by Google

sprengte den hintern Theil des Schiffs in die Luft. In diesem kritischen Augenblick warf die zur Bewachung der Gefangenen aufgestellte Mannschaft die Waffen weg und suchte das Feuer zu löschen; augenblicklich ergriffen die Gefangenen die Waffen, rafften auch mehrere Speere und Messer auf, die an Bord geworfen worden waren, und begannen einen blutigen Kampf. Glücklicherweise wurde durch die äußersten Anstrengungen der Mannschaft gegen acht Uhr Abends das Feuer gelöscht, die Taue, wodurch die Proas festgehalten waren, gekappt, und man konnte nun alle Aufmerksamkeit auf die Vertheidigung des Schiffs wenden: nach einer halben Stunde lagen achtzig Feinde in einem sehr verstümmelten Zustande im Schiffe, die andern waren über Bord gesprengt. Nicht ohne bedeutenden Verlust ward dieß bewerkstelligt, ein Offizier und fünf Seeleute waren getödtet, der Kapitän, der Oberkonstabel und vierundzwanzig Mann, theils von den Malayen verwundet, theils durch die Explosion furchtbar verbrannt, und die meisten Verwundeten starben kurz darauf zu Pulo Penang.

(Schluß folgt.)

Eine Ueberschwemmung des Gardon.

Das rasche Anwachsen des Gardon ist eines der merkwürdigsten Phänomene. Der Gard, gewöhnlich Gardon genannt, ist ein kleiner Fluß, der das Departement Gard von Nordwest gegen Südost durchfließt, und durch den man meistens trocknen Fußes kommen kann. Er besteht aus zwei Hauptzweigen, dem Gardon d'Arduze und dem Gardon d'Alais, und entspringt auf den hohen Cevennen. Zwei andere Flüßchen gleiches Namens fließen das eine an Lasalle, das andere an St. Jean du Gard vorüber und ergießen sich in den Gardon d'Arduze, etwas oberhalb dieser Stadt. Die beiden Hauptzweige vereinigen sich in dem schönen Thale von Massane, und bilden dann den eigentlichen Gard, der etwas oberhalb Beaucaire sich in die Rhone ergießt.

Die Thäler, in welchen die verschiedenen Zweige des Gard in den Cevennen herabkommen, sind in einem Rayon von 20,000 Metres eingeschlossen, und nehmen bis zu ihrer definitiven Vereinigung in dem Thale von Ners eine Oberfläche von 120,000 Hektaren oder etwa 20 geographischen □ Meilen ein. Gewöhnlich ergießt der Gardon d'Arduze 15 bis 16 Kubikmetres in der Sekunde, der Gardon d'Alais 6 bis 7, und während der trocknen Jahreszeit sinkt diese Masse auf die Hälfte herab. Der mittlere Wasserguß der beiden Zweige des Gard zusammengerechnet, beträgt also 20 bis 22 Kubikmetres; manchmal wächst aber der Fluß plötzlich an, — eine Erscheinung, die man im Lande unter dem Namen gardonnade kennt, — und dann vermehrt sich die Masse um das 120 bis 150fache, das sonst unbedeutende Flüßchen strömt plötzlich mit reißender Schnelligkeit dahin, und mit einer Wassermasse, wie die Rhone oder der Rhein, wenn sie übergetreten sind.

Dieß Phänomen trat am 22 August dieses Jahres ein. Wir waren, erzählt ein Reisender, gegen 11 Uhr von Nismes abgereist. Der Himmel war rein, zeigte jedoch hie und da am Horizont einige weißliche unbewegliche Wolken. Gegen Mittag bedeckte er sich, die Luft wurde auffallend frisch, und die Atmosphäre war mit Elektrizität überladen. Um 5 Uhr verkündete ein ferner, wiederholter Donner ein allgemeines Gewitter in den Gebirgen, dauerte jedoch nicht über eine Stunde. In diesem Augenblick kamen wir am Eingang des Thals von Boucoiran an, das der Fluß in seiner ganzen Länge durchströmt, und wir waren etwa drei Myriameter (nahe an 8 Stunden) von den Punkten entfernt, über welche das Gewitter sich entladen hatte: es war 5 Uhr, wir rüsteten uns über den Fluß zu gehen, hätten aber eher an Flucht denken sollen. Ein furchtbares Rauschen kündigte den Bewohnern der Ebene das Herankommen des Wassers an: es war eine Gardonnade. Die Ueberschwemmung ließ nicht lange auf sich warten; das Wasser stürzte durch den Col von Ners gleich einer Mauer ins Thal, bedeckte eine Fläche von 5000 Fuß Breite und riß Alles mit sich fort. Um 6½ Uhr bedeckte das Wasser die ganze Ebene von Boucoiran; Alles floh, die Einwohner retteten sich auf die Dächer, andere erstiegen einen Hügel, um Zeugen des ganzen Unglücks zu seyn. In wenig Augenblicken war das ganze Land überschwemmt, und die große Straße von Nismes nach Alais über zwei Stunden weit mehr als Fuß hoch mit Wasser bedeckt. Das Dorf Boucoiran stand unter Wasser, die Hauptstraße konnte mit Kähnen befahren werden, und die meisten Häuser hatten vier Fuß Wasser im untern Stockwerk. Glücklicherweise war die Nacht noch nicht angebrochen, aber die in den Feldern überraschten Landleute hatten kaum Zeit die Höhen zu gewinnen, andere, die weiter entfernt waren, mußten sich auf Bäume flüchten, und dort einen Theil der Nacht zubringen.

Das Wasser stieg eine Stunde lang auf eine eben so wunderbare als beunruhigende Weise, und riß die alte Brücke, die Fähren, die auf der Straße verlassenen Wagen, die Heu- und Strohschober, überhaupt Alles, was auf dem Felde lag, mit sich fort. Endlich wurde der ganze Raum zwischen dem Fuß des alten zerfallenen Schlosses von Boucoiran und dem untern Theile des Hügels, auf welchem sich gegenüber Lascours de Cuviers erhebt, von dem Wasser ausgefüllt. Diese Entfernung beträgt 16 bis 1800 Metres, und die Wasserfläche, die vor uns lag, nahm einen Raum von nicht weniger als 18 bis 20 Mill. Quadratmetres ein.

Die Dorfbewohner hatten sich größtentheils auf einer Anhöhe gesammelt, von der aus man die ganze Ebene überblicken konnte, und betrachteten ruhig und ohne zu klagen die Zerstörungsscene; schweigend und mit exemplarischer Resignation sahen sie die Frucht ihrer Anstrengungen zum Theil zerstört und fortgerissen, aber sie schienen an diese Art von Unglück gewöhnt, und ertrugen es um so ruhiger, als das Wasser der Gardennaden den Boden eben sowohl befruchten soll, als das schlammige Nilwasser den Boden von Unterägypten.

Die Tiefe des Wassers in der ganzen Ausdehnung des Thals läßt sich natürlich nicht mit strenger Genauigkeit bestimmen; nimmt man aber an, daß der Boden zwischen dem Dorfe Boucoiran und dem linken Ufer des Flusses eine ziemlich gleiche Abdachung hat, daß die Tiefe des Wassers hier vier Metres betrug, was gewiß unter der Wirklichkeit ist, und daß sie auf dem entgegengesetzten Ufer auf Null auslief, so hat man eine mittlere Tiefe von zwei Metres. Die Geschwindigkeit des Wassers in dem Bett des Flusses, auf dem Kies und dem nicht mit Bäumen bepflanzten Boden, welcher zwei Drittheile der Breite der ganzen vom Wasser bedeckten Ebene einnahm, betrug etwa 60 Metres in der Minute, und nur 40 auf dem angebauten, mit Bäumen besetzten Boden. Nach diesen Annahmen beträgt die Wassermasse etwa 5000 Kubikmeter in der Sekunde oder 180,000 in der Minute und 4,320,000 in der Stunde, was zehnmal mehr ist als die Wassermasse der Seine bei Paris. So erhält also durch eine so zu sagen augenblickliche atmosphärische Aenderung ein kleines

Digitized by Google

faſt vertrocknetes Flüßchen plötzlich eine ungeheure Waſſermaſſe, die es den größten Strömen gleichſtellt.*)

Die Zeit, welche das Waſſer gebraucht hatte, um in dem Thale anzukommen, ſcheint eine Geſchwindigkeit von 140 bis 150 Metres in der Sekunde anzuzeigen. Die Kanonade dauerte 2½ Stunden; um 9 Uhr Abends begann das Waſſer ſich zurückzuziehen, verließ das Dorf, dann allmählich die Ebene, und um Mittag des folgenden Tages war der Fluß in ſein Bett zurückgetreten.

Ein Abenteuer auf den Prairien.

(Fortſetzung.)

Mein Begleiter ſetzte ſich auf eine Büffelhaut; er bedeutete mir auf ſeine Seite zu ſitzen, und nöthigte mich einige Speiſen anzunehmen, welche er ſo eben zubereitet hatte. Als er geſpeiſt hatte, wollte ich ihn nach einer Erklärung des ſeltſamen Benehmens fragen, als er ſich von ſelbſt gegen mich wandte und folgende Rede an mich hielt:

„Du biſt ein bleiches Geſicht; ich traf dich ſchlafend im lichten Walde, und ob du gleich mir das Leben nehmen wollteſt, habe ich doch mit dir die Friedenspfeife geraucht. Aber es war ein bleiches Geſicht, das einſt meinem Vater den Tod gab. Ich ſchlief noch im Schoße meiner Mutter; aber ich ſchwur in meinen jungen Jahren, ihn zu rächen. Rache, Haß gegen die bleichen Geſichter waren meine einzigen Leidenſchaften. Das erſte Gebet, das ich an unſern großen Manitu richtete, war, mich nicht aus dem Leben abzurufen, als bis ich mich bekleiden könne mit dem blutigen Rock der Rache, die mich würdig macht in das Reich der Geiſter zu kommen, und ich habe meinen Schwur gehalten. Ich wurde Mann, und der Stamm des Leoparden nahm mich ſchnell in ſeine Mitte.

„Ich erbaute meine Hütte an den Ufern des Sees Ontario; meine Mutter folgte mir; meine Gattin gab mir mehrere Kinder; wir waren eine glückliche Familie. Am Tage, wo mein erſtes Kind auf die Welt kam, opferte ich dem Geiſt meines Vaters einen Weißen. Fünf Monden ſpäter fiel ein zweites Opfer; noch mehrere andere folgten nach; mein Tomahawk und mein Meſſer wurden den Weißen gefährlich: ſiehe!" — er zeigte mit ſeiner Hand auf die Skalpe, welche an der Wand aufgehängt waren.

„Vier Jahre vergingen. Als ich eines Abends von der Jagd heimkehrte, fand ich meine Hütte niedergebrannt, mein Weib und meine Kinder ermordet. Meine Mutter, die dem Gemetzel entrinnen konnte, wehklagte in der Nähe der rauchenden Trümmer. „Die Weißen," ſagte ſie, „haben deine Familie ermordet." Ich vergoß keine unnöthigen Thränen. „Wir ſind die letzten unſeres Stammes," ſagte ich zu ihr; ziehen wir uns in die Wüſte zurück; die Einſamkeit ziemt ſich für Leute, wie wir ſind."

„Ich verließ nun die Ufer des Ontario, nahm eine Handvoll von der Aſche meiner Hütte und miſchte ſie mit der Aſche meines Weibes und meiner Kinder. Ich ging an die Gränze von Canada und zog mit den Creeks in den Krieg gegen die Amerikaner. Mit Wolluſt badete ich mich im Blute der bleichen Geſichter. Als der Krieg beendigt war, verließ ich meine Genoſſen und ſetzte mich in dieſen Wäldern feſt. Einſt in einer Nacht pochte man an meine Thüre; ich öffne; ein verirrter Jäger begehrt Gaſtfreundſchaft. Er tritt ein. Beim Anblick des Fremden überfällt Schrecken und Beſtürzung meine Mutter; „es iſt der Mörder deines Vaters," ſchrie ſie; ich brauche dir nicht zu ſagen, was ich bei dieſen Worten fühlte, aber folge mir, du wirſt das Ende ſehen."

Der Indianer erhob ſich und wendete ſich gegen den Wald; ich folgte ſeinen Schritten, ohne die Kraft zu haben ein Wort zu ſprechen, und verzehrt von den traurigſten Gedanken. Wir verließen bald den Weg, den wir gekommen waren, und drangen in das dickſte Gehölz. Rieſengroße Eichen, Cypreſſen, Ahornbäume, Cedern bildeten über uns eine für den Regen undurchdringliche Wölbung. Die Balſamdüfte der Luft, die man in dieſen Gegenden einathmet, der harmoniſche und wunderliche Geſang einer Menge von Vögeln, der Anblick dieſer großartigen und ſchönen Natur, nichts konnte den peinlichen Empfindungen, die mich quälten, eine andere Richtung geben.

Wir hatten nahezu 1½ Stunden zurückgelegt, als mein Führer hielt. Wir befanden uns am Rand eines Abgrundes, in deſſen Tiefen ein Strom brauſte. Der Lärm der rauſchenden Wogen, das Dunkel, welches um uns her war, der Schlund zu meinen Füßen und die Gegenwart des wilden Indianers, der unbeweglich zu meiner Seite ſtand, wie ein Gott, der in dieſer Einſamkeit herrſchte, alles dieß gab mir die düſterſten Ahnungen ein, und machte mich vor Schrecken ſtarr.

Der Indianer ſchien in ſeine Gedanken verſunken. Endlich brach er das Schweigen. „Hieher," ſagte er, „führte ich den Mörder meines Vaters. Er flehte um Mitleid; denn er fürchtete ſich vor dem Tode. Ich blieb taub gegen ſein Flehen. Die Flecken des Bluts, das er vergoſſen hatte, konnten nur im Grunde dieſes brauſenden Waſſers abgewaſchen werden. Ich ſchloß ihn feſt in meine Arme, und ſtieß ihn hinunter. Noch höre ich ſeinen Körper in den Abgrund fallen. Glückſelig, meinen Vater gerächt zu haben, wollte ich mich gleichfalls in den Strom ſtürzen, um in das Land der Geiſter zu kommen, aber ich hörte eine Stimme, welche ſprach: „Geh' in deine Hütte, deine Stunde iſt noch nicht gekommen; der Tod deines Weibes, deines Vaters und deiner Kinder iſt noch nicht genug gerochen." Ich gehorchte dem Befehl.

Der Indianer ſchwieg. Die Erinnerung an dieſe That der Rache entflammte ſein Geſicht; er war wie außer ſich. Wir ſtanden am Rande des Abgrundes, und ein Grauſen durchlief meinen Leib, wenn ich daran dachte, daß das mindeſte unklinge Wort, die unbedeutendſte Gebärde von meiner Seite mir den Untergang geben könnte. Nachdem das Schweigen einige Augenblicke gedauert, ſagte ich: „Du haſt deine Verpflichtung treulich erfüllt, indem du deinen Vater an den bleichen Geſichtern rächteſt, und, als das letzte Opfer für ſeinen Schatten, das Blut ſeines Mörders vergoſſeſt."

„Als das letzte Opfer!" ſchrie er zornig. „Nein; ſeit dieſem Tage habe ich noch ſechs Weiße ſkalpirt; aber nun," fuhr er in feierlichem Tone fort, „habe ich genug gelebt. Dieſer Tag wird der Zeuge meines letzten Opfers ſeyn. Geſtern, als ich dich ſah, richtete ich meine Flinte auf dich. Zum Erſtenmal fühlte ich mich von Traurigkeit ergriffen. Die Kräfte fehlten mir. Ich that einige Schritte gegen dich; während deines Schlafs legte ich die Hand an meinen Tomahawk; aber ſelbſt das Andenken an meinen Vater, den die Hand eines Weißen ermordet, konnte mir die Kraft nicht geben, dein Blut zu vergießen. Ich ging weit hinein in den Wald, ich betete zum großen Manitu, ich fragte ihn, was ich thun ſolle, da ich den Streich nicht auf dich führen könne. Da ſprach die Stimme wieder, die ich ſchon einmal gehört; ich werde ihren Befehlen gehorchen, und du wirſt der Zeuge meines Gehorſams ſeyn." Der Indianer ſchwieg.

(Schluß folgt.)

*) Burnes berechnet die Waſſermaſſe, die der Indus in einer Sekunde ergießt, auf 50,000 Kubikfuß, was mit den 3000 Kubikmetres gleichviel iſt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 326. 22 November 1835.

Das gemeinsame Lustwandeln in Rußland.

Das gemeinschaftliche Lustwandeln der Russen an bestimmten Tagen des Jahres ist ächt volksthümlich. In Moskau nimmt jedermann, ohne Unterschied des Ranges und des Standes Antheil an diesen Festen. Außer den Schlittenfahrten während des Faschings weihen die Moskowiter denselben zweiunddreißig Tage; mehrere fallen in unfreundliche Monate. Ihren Ursprung scheinen sie jedoch nicht zu kennen. Frägt man nach demselben, so erhält man von dem Bürger ein ehrliches: ich weiß es nicht, zur Antwort; von der vornehmen Welt aber ein vornehmes Achselzucken, womit sie wahrscheinlich sagen will: welche kindische Fragel das Entstehen der Feste muß ja ganz gleich seyn, weil wir uns dabei einfinden.

Wahrscheinlich stammt dieses Lustwandeln aus den grauen Zeiten, wo ein kindlicher und freundlicher Gottesdienst das Volk zur gemeinschaftlichen Freude versammelte, und wo es in die seiner Gottheit geweihten Haine sichtbare Opfer brachte. Noch jetzt werden mehrere dieser Feste in Hainen gehalten, wo man sich dann mit Speise und Trank erquickt. Später mag die russische Kirche dieselben in Feierzüge verwandelt haben. Jetzt, obgleich der größte Theil derselben noch auf kirchliche Festtage fällt und gewöhnlich in der Nähe irgend einer Kirche, eines Klosters oder eines Begräbnißplatzes gehalten wird, sind sie eigentliche Volksbelustigungen geworden. Kirchliche Gebräuche finden dabei keine statt.

Ohne Zweifel ist das unter dem Namen Semik *) bekannte Lustwandeln, welches den siebenten Donnerstag nach Ostern in Rußland gefeiert wird, ursprünglich ein heidnisches der Lora geweihtes Fest, an welchem die jungen heirathslustigen Mädchen in einen der Göttin geheiligten Hain zogen, wo sie ihr zu Ehren Feiergesänge sangen, und mit grünen von buntfarbigen Bändern umwundenen Zweigen um ihr Standbild tanzten. Nach dem Tanze warfen sie ihre Zweige ins Wasser. Sanken dieselben, so galt das Sinken als eine Vorbedeutung, daß sich dieses Jahr kein Freier zeigen werde; blieben sie aber auf der Oberfläche des Wassers, so wußten sie zu ihrer Freude, daß sie heuer noch den Gatten würden umarmen können. Noch jetzt erblickt man von diesem Tage bis zum ersten Pfingstfeste in den Straßen von Moskau und Petersburg singende und tanzende Mädchen aus der Volksklasse, mit grünen Zweigen in der Hand, und noch jetzt werden in jenen Tagen in das Straßenpflaster beider Städte da und dort Birkenzweige vor die Häuser gepflanzt, und Abends brennende Lampen zu denselben hingestellt; noch jetzt schmücken die maunsinnigen Dörflerinnen die Kirchenfluren und die Hütten mit grünen Zweigen und Blumen, tanzen und singen und werfen ihre Zweige in Flüsse und Seen, in Bäche und Teiche, aber — ach! die gute Tora gibt ihnen keine Auskunft über ihre Hoffnung und ihre Befürchtung; auch ihre gemalten Heiligen erbarmen sich ihrer nicht.

*) Semik, von sem (sieben) ist der Name des sievenen Donnerstags nach Ostern.

Die Moskowiten feiern dieses Fest wie die übrigen Russen in einem Haine unweit ihrer Stadt; man nennt ihn mariina roschtscha, den Marienhain. Er gränzt an einen alten Todtenacker, mit dessen Blumen sich die jungen Mädchen schmücken und zurück in das Dunkel des Haines eilen. Das Fest gehört zu den reizendsten; denn in dieser Jahreszeit zeigt sich hier zu Lande die Natur in ihrer vollsten Pracht, und stimmt die Großen wie die Kleinen zur Lust und Freude.

Auch das Lustwandeln, welches den vierundzwanzigsten Brachmonat am Johannistage statt findet, schreibt sich wahrscheinlich aus jenen Zeiten. Damals feierten die Russen ein ähnliches Fest. Einer Göttin zu Ehren braunten heilige Feuer, Kupalnitzy genannt, um welche sie, gleich wie das jetzige gemeine Volk um die Johannesfeuer, tanzten, sangen und jubelnd über dieselben setzten. Auch wird in Rußland wie in manchen andern Ländern, die Johannesnacht nicht für geheuer gehalten. Aus Furcht vor bösen Geistern verwahrt der russische Bauer diese Nacht die Fenster seines Hauses mit Nesseln, deckt sorgfältig die Töpfe, in welchen sich Speisen befinden, mit der gleichen Pflanze, und bringt die Kälber zu den Kühen, damit diese keine Hexe entmilchen könne.

Das Fest Kaliadi, auch Swiatbi genannt, welches am Christabend anfängt und drei Abende nach einander gefeiert wird, feierten die Russen schon vor der Einführung des Christenthums zu der nämlichen Zeit wie jetzt. Noch jetzt, wie damals, begeben sich die alten und die jungen Frauen in manchen Statthalterschaften, ehe der Mond und die Sterne erscheinen, auf die Straßen und stimmen Feiergesänge an; nach ihnen ziehen truppweise die Jünglinge und die Mädchen vor die Häuser und singen Volks-

Digitized by Google

lieder, wogegen sie von den Bewohnern derselben beschenkt werden. Die beiden andern Abende belustigen sie sich ebenfalls in einzelnen Truppen in den Hütten mit Gesang, Tanz und Mummerei, oder sie suchen in kindischen Spielen der Zukunft Schicksale zu entziffern. Die älteren Dorfbewohner waschen indessen die mit gekochter Gerste, mit Aepfel, Birnen, Weinbeeren, Zwetschgen u. dergl. gefüllten Töpfe aus, welche den Heiligenbildern als Opfer hingestellt wurden. So wissen die guten Leute das Fest ihres alten Gottes Kaliada und das Fest der Geburt ihres jetzigen Gottes zu vereinigen und zu verherrlichen.

Das erste Lustwandeln welches in Moskau gefeiert wird, fällt in eine unfreundliche Jahreszeit. Der Vorabend des Palmsonntages ist dazu bestimmt. Noch sind die Straßen der Stadt mit einem Wuste von Koth, Schnee, Eis und trübem empfindlich kaltem Wasser bedeckt, durch welchen sich Kutschen, Droschken und Schlitten mühsam winden. Nur mit unbehaglichem Gefühl wohnt der Fußgänger der Lust bei; auch der gewandteste wird über und über beschmutzt, und nicht selten trägt er mit der Befriedigung seiner Neugierde irgend ein Fieber nach Hause. Ungeachtet des eben so unangenehmen als gefährlichen Thauwetters ist dieses Lustwandeln eigentlich der Kinderwelt geweiht. Weder Schmuck noch Pracht, noch ein allzu großer Zusammenfluß von Menschen zeichnet dasselbe aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seeräuber im indischen Ocean.

(Schluß.)

Die wegen Seeräuberei berüchtigtsten Stämme auf den indischen Inseln sind natürlich die, welche am wenigsten Industrie besitzen, und nicht sehr gewohnt sind, Ackerbau und Handel als regelmäßige Beschäftigungen zu treiben: dazu gehören namentlich die Malaien auf den kleinen Inseln um das östliche Ende der Straße von Malacca, zwischen Sumatra und Borneo, und bis hinab nach Billiton und Karimata. Noch berüchtigter sind die Bewohner einiger Inseln zwischen Borneo und den Philippinen, unter denen die Sulus und Illanuns die keckesten sind: die ersteren wohnen auf dem gleichnamigen Archipel, die letzten sind eine der zahlreichen Völkerschaften von Mindanao. Die Sulupiraten beschränken sich in ihren Raubzügen hauptsächlich auf die Philippinen, die sie nur mit wenigen Unterbrechungen seit beinahe 300 Jahren heimsuchen, und den spanischen Behörden und allen gegen sie getroffenen Anstalten Trotz bieten. Die Räubereien der Illanuns haben einen weitern Spielraum, denn sie erstrecken sich von ihrem Heimathlande auf der einen Seite bis zu den Molukken, auf der andern bis zur Straße von Malacca. Zu Manilla wird stets eine Flottille von Kanonenbooten von 20 bis 60 Tonnen jeden in Bereitschaft gehalten, um gegen diese Räuber zu agiren, und mehrere Forts, worunter das bedeutendste zu Sambrangan auf Mindanao selbst ist, wurden erbaut, um sie im Zaume zu halten. Dieß sind aber schwache Schutzmittel gegen die Keckheit dieser Räuber, die manchmal in der Nacht landen und die Eingebornen unter den Kanonen der Forts selbst wegführen. Leute aus der Garnison, die sich etwas weit entfernen, werden zu Gefangenen gemacht, und nur gegen ein ihrem Range entsprechendes Lösegeld freigegeben. Der Orden der Gnade hat einen besondern Fonds gestiftet, der bloß zur Unterstützung derjenigen bestimmt ist, deren eigenes Vermögen zur Loskaufung nicht hinreicht. Die Mönche dieses Ordens werden meist als Unterhändler dabei gebraucht.

Außer den eigentlichen Seeräubern muß auch noch eine große Anzahl der malaiischen Fürsten, — Radschas, Pangrans, Dupattis und Budschis, — als Helfershelfer betrachtet werden, da sie ihnen Schutz gewähren, zu ihrer Ausrüstung beitragen, und oft die Beute theilen, so daß eine Piratenproa nur allzu oft in ihren Häfen willkommener ist, als ein Handelsschiff. Durch diese Unterstützung sind die Piraten so zahlreich geworden, daß ganze Buchten damit angefüllt sind, und nur wohl bewaffnete Schiffe sich zwischen die Inseln hineinwagen können. Zu den keckesten und glücklichsten der Räuber gehört der gefürchtete Radscha Naga, der Fürst der Piraten genannt, der sein Gewerbe seit mehr als 20 Jahren mit unglaublichem Erfolge treibt. Seine Raubzüge zeichnen sich auffallend durch Schlauheit, Einsicht und die ruchloseste Barbarei aus. Während seines Noviziats unter einem erfahrenen Führer war er öfters durch die Wachsamkeit der englischen Kreuzer den drohendsten Gefahren ausgesetzt, denen er aber durch Schlauheit und Glück immer entging. Dann wurde er selbst Anführer, und blieb bis auf die neueste Zeit die größte Geißel jener Meere. Er unterhält allenthalben Emissäre, und wird von diesen mit den genauesten Nachrichten versehen. Bei wichtigen Angelegenheiten übernimmt er die Ausführung selbst, minder wichtige überläßt er einem vertrauten Unterbefehlshaber.

Im J. 1813 nahm er drei englische Schiffe weg, und tödtete deren Kapitäne mit eigener Hand, eine That, deren er sich oft rühmt, eben so daß er von 40 europäischen Schiffskommandanten, die in seine Klauen fielen, 25 selbst ermordete. Solche Thaten, und die Ströme von Blut, die seine Myrmidonen vergossen, entschuldigten bei den verrätherischen Malaien seine Angriffe auf ihren eigenen Handel, und selbst von denen, die selbst Proas verloren haben, sprechen nur wenige gegen ihn, denn seine Erfolge gegen die Europäer sind der Gegenstand der Bewunderung aller jungen Leute, und das Thema zahlreicher Gesänge in ihrer schönen Sprache. Merkwürdig ist folgende Anekdote, die von einem Herrn Dalton erzählt wurde, der sich einige Zeit im östlichen Archipel aufhielt, und Pergottaha, das jetzige Hauptnest der Seeräuber besuchte.

„Zwei britische Kriegssloops kreuzten an der Küste, und eine derselben ward in der Nacht von Nagas Proa angegriffen, der sich unglücklicherweise nicht selbst am Bord befand. Diese Proa, die Naga sonst persönlich kommandirte, und deren Verlust er oft beklagte, führte acht Kanonen und war mit seinen besten Leuten bemannt. Er selbst war wenige Tage vorher zu Pergottaha ans Land gezogen, und hatte einen seiner Lieblingspanglimas (Befehlshaber) ausgeschickt, um bei dem Vorgebirg Salatan irgend etwas wegzufangen. An einem nebligten Morgen früh um drei Uhr erblickte er ein englisches Schiff, der Aergen fiel in Strömen, die Zeit, das Wetter, Alles begünstigte einen Ueberfall, und der Panglima, der in Nagas Abwesenheit sich gerne aus-

Digitized by Google

zeichnen wollte, gab Befehl, sich dem Schiff zu nähern, die Kanonen abzufeuern und dann zu entern. Als sie dem vermeintlichen Kauffahrer sich auf 100 Klafter genähert hatten, feuerten sie eine Salve ab, und ruderten auf ihre Beute los. Plötzlich aber schlug der Klang einer Trommel an das Ohr des erstaunten Panglima, er suchte sich wieder zu entfernen, allein es war zu spät, die Lucken waren geöffnet und eine Salve begleitet vom Jubelgeschrei der englischen Matrosen kündigte ihr Schicksal an. Der Panglima rief den englischen Kapitän an, und wollte ihn überreden, es sey ein „Irrthum" gewesen. Ein Irrthum war es allerdings, aber keiner, den die Erklärung des Malaien gut machen konnte. Die Proa ward durch wiederholte Salven in Grund gebohrt, und da der Kapitän keinen auffischen ließ, so ertranken sie alle bis auf fünf, die auf einigen Schiffstrümmern vier Tage umherschwammen, bis sie von einer Proa aus Pergotaha aufgenommen wurden, und die Geschichte dem Radscha Raza erzählten, der von Neuem jedem Europäer, der in seine Hände fallen würde, Verderben schwor. Es wäre zu wünschen, daß sämmtliche Kapitäne dieses hier gegebene Beispiel befolgten, und keine Gefangene machten, da diese aller Wahrscheinlichkeit nach an Bord ein Amok (Tollwerden) beginnen, oder wenn man sie in Freiheit setzt, gewiß ihre frühere Lebensweise wieder aufnehmen."

Als die Fregatte Alceste am 18 Febr. 1817 in der Straße Gaspar unglücklicherweise ein Leck in dem Flach bekam, flüchtete die Mannschaft auf die öde Insel Leat, und ein Lieutenant mit einer Abtheilung blieb auf dem Schiff, um das Nothwendigste zu retten. Nach zwei oder drei Tagen aber erschienen die Piratenproas, die auf dem Schiff zurückgelassenen Leute mußten ihr Heil in der Flucht nach Pulo Leat suchen, und das Wrack den Räubern überlassen, die es ausplünderten und dann niederbrannten. Bald darauf belagerten sie die Insel selbst mit 60 Proas, und da ihr Zweck unzweifelhaft war, bereiteten sich Offiziere und Mannschaft zum kräftigsten Widerstande. Kapitän Marwell ging bei den Arbeiten zur Befestigung der Stellung und in Ertragung aller Entbehrungen der Mannschaft mit seinem Beispiele voran, so daß man über den Ausgang eines Angriffs keine Furcht mehr hegte. Der angstvolle Zustand dauerte indeß 16 Tage, gänzlicher Mangel drohte von der einen, Vernichtung durch die Barbaren von der andern Seite, als man endlich am 3 März ein Schiffssegel erblickte, das jedenfalls größer war, als die der Malaien. Die Piraten machten bald dieselbe Entdeckung, und zogen sich auch so schnell zurück, daß sie ohne Schaden entkamen. Das erblickte Schiff war der Ternate, ein Kreuzer der Kompagnie von 16 Kanonen, der endlich die armen Schiffbrüchigen erlöste.

Die Piraten-Fahrzeuge heißen Peoas, die gewöhnlichste Schreibart, obwohl man Peaw, Parc, Paraw und Prahu findet. Die Sulupreas führen nur 10 bis 12 Tonnen, zwei kleine Kanonen nebst Drehbassen oder Rantakas und eine Besatzung von 30 bis 40 Mann. Die Illanunproas sind viel größer und furchtbarer, haben meist 4 bis 6 Kanonen, eine verhältnißmäßige Anzahl Drehbassen und 40 bis 100 Mann, welche mit Speeren, Kris und möglichst vielen Feuerwaffen versehen sind. Die Proas von Celebes, manchmal Paduakan genannt, ist noch größer als die der Illanuns, jedoch selten stärker als 50 Tonnen. Sie schlagen die Planken zusammen, wie Küfer den platten Theil eines Fasses, und weiche Rinde wird dazwischen gestopft, welche aufschwillt und dadurch die Schiffe wasserdicht erhält. Die Spanten werden sodann ausgefüllt; einige sind doppelt verkleidet und mit einer Büffelhaut bedeckt. Indeß hängen die Malaien so abergläubisch an der alten Bauart, daß selten eine Verbesserung vorkommt. Die Schiffe der Molukken heißen Corocorras und Oeembis, d. h. die größern und die kleinern. Die Cocoocorras haben hochgewölbte Vorder- und Hintertheile, wie die Hörner eines Halbmonds; sie sind mit Luvbäumen versehen, und führen höchstens zwölf Tonnen. Sie bewegen sich sehr schnell, weil sie viele Leute an Bord haben, und werden durch ein Paar Kamudis, oder breite Schaufeln, statt des Steuerrudees gelenkt.

Beim Angriff sind alle diese Piraten sehr vorsichtig, und trotz ihres tollen Muthes feig, denn Raub und nicht Ruhm ist ihr Zweck. Sie liegen unter dem Land und in Buchten verborgen, bis sich ihnen eine gute Gelegenheit bietet, sey es, daß ein Schiff auf eine Sandbank gerannt ist, oder zwischen Land- und Seewind ruhig liegen bleiben muß. Mehrere Proas greifen mit einander an, und stellen sich am Bug und der Windviering auf, so daß das Schiff sich nicht mehr bewegen, noch seine Kanonen mit Vortheil richten kann. In dieser Lage dauert der Kampf Stunden lang fort, ohne daß einer dem andern viel Schlimmes zufügt; wenn aber die Mannschaft durch die lange Vertheidigung ermattet, oder die Munition erschöpft ist, dann ergreifen die Räuber die Gelegenheit, das Schiff in Masse zu ersteigen. Dieß ist das gewöhnliche Verfahren, und die Gefahr, welche Schiffe mit langen Kanonen dabei in den unzähligen Engpässen laufen, augenscheinlich; eben so einleuchtend ist aber, daß bewaffnete Dampfboote ein wirksames Mittel an die Hand geben, offensive Operationen gegen sie ins Werk zu setzen. Es ist auffallend, daß man bei der ruhigen Schifffahrt in diesen Gewässern, und bei der Menge von Feuermaterial, das die umliegenden Länder bieten, noch nicht versucht hat, auf diese Weise die Seeräuber des Vortheils zu berauben, den ihnen Windstillen und Untiefen verleihen.

Die tübetanische Büchersammlung.

In Tübet existirt unter dem Namen Kahgyur eine ungeheure Sammlung aller heiligen Bücher der Buddhisten: die Werke Buddha's und seiner Schüler, die Akten der Concilien der buddhistischen Kirche, die Lebensbeschreibungen Buddha's, seiner Schüler und der Patriarchen u. s. w.*) Das Ganze wurde nach chinesischer Weise auf Holz gegraben, und der Lama von Butan, der die Holzplatten in Verwahrung hat, läßt von Zeit zu Zeit einige Exemplare für die Tempel und die theologischen Schulen in den Klöstern abziehen. Man kennt diese Sammlung erst seit kurzer Zeit durch die Briefe des bekannten Csoma de Körös, der sich ein Exemplar verschaffte und es nach Calcutta brachte, wo er einen Katalog mit einigen Auszügen bekannt machte. Die dortige asiatische Gesellschaft

*) Es sind meistens Uebersetzungen aus dem Sanskrit, und die asiatische Gesellschaft läßt gegenwärtig zu Katmandu in Nepal die Originalien abschreiben; nichts desto weniger sind diese alten und authentischen Uebersetzungen von sehr großem Werthe, namentlich auch zur Erklärung der Sanskritterte selbst.

Digitized by Google

ließ auf ihre Kosten das tübetanische Wörterbuch und die Grammatik von Csoma de Körös drucken, um den Gelehrten den Schlüssel zu dieser Literatur zu geben, aber dieß war für Europa von geringem Nutzen, da unter Anderem die Pariser Bibliothek nur einige Blätter in tübetanischer Sprache besaß, welche die Kosaken von einer nach ihrer Art veranstalteten scientifischen Expedition nach dem Kloster Ablakit in der Mongolei zurückgebracht, und welche die Kaiserin Katharina der Pariser Bibliothek geschenkt hatte. Diesem Mangel suchte die asiatische Gesellschaft abzuhelfen und die Umstände begünstigten sie dabei ungemein.

Herr Hodgson, ein Mann von Geist und Kenntnissen, der sich schon durch einige Memoiren über den Buddhismus ausgezeichnet hat, so wie durch seine Entdeckung der Sanskritoriginale, welche die Grundlage des Buddhismus bilden, ist Gesandter der Kompagnie in Nepal; durch seinen Einfluß bei den dortigen Priestern kam er in Verbindung mit der tübetanischen Geistlichkeit, und so gelang es ihm sich ein Exemplar der großen Sammlung des Kahgyur zu verschaffen. Diese aus 100 ungeheuren Foliobänden bestehende Sammlung ist auf tübetanisches Papier gedruckt und kostete die Gesellschaft in Calcutta 15,000 Franken. Um diesen Schatz den europäischen Gelehrten möglichst zugänglich zu machen, machte sie damit der asiatischen Gesellschaft in Paris ein Geschenk, und diese, statt den Schatz in ihrer eigenen Bibliothek zu vergraben, legte ihn bei den Manuskripten der königlichen Bibliothek nieder, damit derselbe gleich den andern literarischen Schätzen dem Publikum der Orientalisten offen stehen möchte.

Ein Abenteuer auf den Prairien.

(Schluß.)

Wir kehrten in die Wohnung zurück. Ich sah ihn mit Erstaunen seine Kleider ablegen, alsdann legte er um seinen Hals eine Schnur mit silbernen Zierrathen, die theilweise einem Halbmond glichen; auf seinen Kopf setzte er eine Art von Turban, über den eine schwarze Feder emporragte, und bekleidete seinen Leib mit einem rothen Gewande, alsdann nahm er alle Skalpe, die an der Wand befestigt waren, herunter und befestigte sie an seiner Brust. Nie hatte ich einen so furchtbaren Anblick. Nachdem er mit diesem Anzuge fertig war, nahm er seine Flinte, sein Beil, sein Jagdmesser, kehrte sich gegen mich und sprach: „Nimm die beiden Büffelhäute, auf denen du saßest, und folge mir.“ Mein Begleiter ging wieder den Weg durch den Wald; er ging aber langsam und gemessen; seine Fassung war gesetzt und ernst; er beobachtete ein düsteres Schweigen. Bald indeß stimmte er einen Gesang an, der anfangs tief, leise und traurig war, bald aber rasch, lebhaft und laut wurde, und einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich machte. Ich begann zu merken, daß er sich den Tod geben wollte.

Wir kamen bald auf einen Hügel, und auf einer kleinen Erhöhung sah ich zwischen vier großen Cypressen zwei thönerne Gefäße, welche die Asche seiner Mutter, seiner Frau und seiner Kinder enthielten. Er näherte sich denselben, legte seine Waffen nieder, und nachdem er die beiden von mir hergetragenen Büffelhäute auf dem Boden ausgebreitet hatte, legte er daselbst die Reste seiner Familie nieder, und setzte sich ruhig zur Seite.

Es war mir unmöglich länger zu schweigen. „Willst du dir nun selbst das Leben nehmen, ist das das letzte Opfer, von dem du gesprochen hast? Ein leichtes Lächeln schwebte auf seinen Lippen, aber er gab mir keine Antwort. Bald aber begann er wieder den Todesgesang seines Stammes, und während ich von den verschiedensten Gefühlen bewegt war, blieb er ruhig und fest; ja man hätte glauben können, er wolle sich dem Schlafe hingeben. Seine Stimme, die anfangs traurig und klagend war, erhob sich allmählich und klang wie Kriegsgesang, der sich mit langem Geheul endigte, das in den Wäldern widerhallte.

Er hielt einen Augenblick inne; bis dahin hatte er sich in seiner Sprache ausgedrückt, und ich konnte nichts verstehen; nachdem er aber noch einen zweiten Todesgesang hatte ertönen lassen, endigte er englisch folgendermaßen: „Was ist aus den Blumen aller Sommer geworden, sie sind gefallen, eine nach der andern; was ist aus den Gliedern meines Stammes und meiner Familie geworden? sie sind in das Land der Geister gegangen. Ich bin der letzte meines Stammes; es ist Zeit den Berg hinunter zu steigen, und zu meinem Vater, zu meiner Frau und meinen Kindern in das glückselige Thal zu wandern. Die bleichen Gesichter haben mein Haus angezündet, und niedergemetzelt, was mir lieb war. Das Blut der bleichen Gesichter ist unter meinem Tomahawk geflossen. Nun ist der Tod der Meinigen gerächt und der große Manitu ruft mich zu sich. Ich bin der letzte meines Stammes; keine Hand als die meinige soll mich senden in das Land der Geister.“

Bei diesen Worten nahm er das Messer und stieß sich dasselbe tief in die Brust. Ströme von Blut sprudelten aus der Wunde. Sein Haupt neigte sich zur Erde. Ich war von Staunen und Schrecken ergriffen. Meine Augen hatten nicht die Kraft das schauderhafte Schauspiel anzusehen. Ich warf mich an einen Baum und bedeckte mein Gesicht mit meinen Händen. Immer noch hörte ich die halberloschene Stimme des Indianers die Worte wiederholen: „Ich bin der letzte meines Stammes, ich werde meine Väter im Reiche der Geister finden.“ Allmählich wurden seine Worte undeutlicher, und endlich hörten sie ganz auf. Ich merkte, daß das Leben und der Todeskampf des Indianers geendigt hatten.

Ich war allein in diesen tiefen Einöden, meine Seele war von äußerster Traurigkeit erfüllt. Ich sammelte jedoch meine Kraft und wickelte den blutigen Leichnam des Indianers in eine von den Büffelhäuten.

Nachdem ich diese Pflicht erfüllt hatte, entfernte ich mich traurig von diesem Orte des Schreckens, und als ich nicht ohne viele Schwierigkeit in das Blutthal zurückgekommen war, ging ich nach der Kolonie zurück, wo ich gesund und wohl ankam, und es verschwor, keinen Fuß mehr in die westlichen Einöden zu setzen.

In keinem Lande der Welt sind die Duelle häufiger und wüthender als in Louisiana. Dieß zeigt sich in folgendem beklagenswerthem Vorfall, welcher in der Cincinnatipost erzählt ist: Ein Marinelieutenant, der auf einem Dampfschiff flußaufwärts fuhr, wurde in Händel verwickelt mit drei Reisenden aus Arkansas, von denen zwei Brüder waren. Sogleich wurde von einem der Brüder ein Duell vorgeschlagen, und der Lieutenant sah sich trotz seiner Weigerung genöthigt, unter den Passagieren einen Zeugen zu wählen und sich mit seinen Gegnern ans Ufer setzen zu lassen. Beim ersten Schuß bekam der Lieutenant eine Kugel in die Hüfte; er glaubte noch keine hinlängliche Genugthuung zu haben, und schoß auf seinen Gegner, welcher todt zu Boden stürzte. Der zweite wollte den Tod seines Bruders rächen, und trat nun seinerseits dem Lieutenant gegenüber, der ihn gleichfalls niederstreckte. Nun wurde die Mordscene furchtbar. Der dritte, noch übrige, fing mit dem Zeugen des Lieutenants Streit an, zwang ihn die Waffe zu ergreifen und schoß ihn in die Brust. Nun kannte aber die Erbitterung des Lieutenants keine Gränzen mehr, und obgleich halb ohnmächtig vom Blutverluste, hatte er doch noch die Kraft sich mit seinem letzten Gegner zu messen, den er tödtlich verwundete. Zu der Zeit, wo das genannte Journal dieß schrieb, war der Lieutenant in Louisville, und man hatte Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 327. 23 November 1835.

Schah Schudscha, Exkönig von Cabul.

Dieser unglückliche Prätendent zur Krone von Afghanistan hat seit zwei Jahren den ganzen Orient durch seinen Versuch sich wieder in den Besitz seines ehemaligen Reiches zu setzen, aufs lebhafteste beschäftigt. Er hat sich nach seiner Niederlage wieder in das englische Gebiet geflüchtet, wo er eine Pension von 5000 Pfd. St. von der Kompagnie genießt. Auf seinem Wege vom Indus nach Ludiana, der ihm angewiesenen Residenz, wurde er von Lieutenant Trevellyan, dem politischen Agenten für die kleineren radschputischen Staaten getroffen, und die folgenden Zeilen sind ein Auszug aus dem Tagebuch eines der Offiziere der Eskorte des Agenten.

„Unsere dritte Station von Bikanir aus war Kallath, wo ein großer künstlicher Teich ist, an dem jährlich zweimal eine große Messe gehalten wird. Wir kamen den vierten März 1835 an, und wurden beim Absteigen an unseren Zelten mit der Nachricht überrascht, daß Schah Schudscha etwa eine Stunde von unserem Lager in dem Dorfe Muth gelagert sey. Dieser unglückliche König wurde vor Candahar von Dost Muhammed Khan, damaligem Regenten und jetzigen König von Cabul geschlagen, der mit 1700 Mann Kavallerie herbeigeeilt war, um Candahar, das Schah Schudscha belagerte, zu entsetzen. Der Exkönig verlor seine Artillerie und Gepäck, seine Armee löste sich auf, und er selbst wanderte einige Monate an den Ufern des Indus hin. Am Ende flüchtete er sich zu den Amirs von Sind, welche ihn mit vieler Gastfreundschaft in Heiderabad aufnahmen; sie waren vor zwanzig Jahren seine Vasallen gewesen, und hatten ihn bei Gelegenheit seines letzten Kriegszugs nach Candahar wieder als ihren Lehensherrn anerkannt. Er blieb 14 Tage bei ihnen, und wurde mit Geschenken entlassen, welche eher seinen frühern als seinen gegenwärtigen Umständen angemessen scheinen konnten. Von da ging er mit 200 Begleitern nach Dschaißulmir, und war von da auf seinem Wege nach Ludiana, als wir auf ihn stießen.

„Sobald der Exkönig hörte, daß wir in seiner Nähe seyen, schickte er seinen Kadi, der früher in Simla bei Trevellyan gewohnt hatte und ein ehrenwerther Mann ist, den der König oft mit diplomatischen Unterhandlungen beauftragt, um uns anzukündigen, daß der König wünschte Trevellyan zu sehen. Wir waren sogleich bereit, und wir kamen mit dem Kadi über die zu beobachtende Etiquette so überein, daß wir vermieden, die Gefühle des gefallenen Fürsten, der einst an seinem Hofe in Cabul eine englische Gesandtschaft unter ganz andern Umständen empfangen hatte, zu beleidigen.

„Wir kamen gegen Abend an dem Bivouak an, denn ich kann es kaum ein Lager nennen, da man kein einziges Zelt sah, wenn man nicht einem alten Stück Leinwand, das über Pfählen herabhing, den Namen eines Zelts geben will. Die Diener des Königs hatten mit vielem Geschmack eine Art Audienzhalle an den Ufern eines Teichs improvisirt, dessen hohe Mauern die Neugierigen abhielten, und dem alten Mann erlaubten, uns etwas mehr privatim zu empfangen. Ein Tragsessel, bedeckt mit Shawls und Kissen, bildete den Thron, ein grüner Baum diente als Baldachin, und vor dem Sessel waren zwei Teppiche ausgebreitet, welche den dem König reservirten Platz bezeichneten. Vor dem Sessel standen auf beiden Seiten einige Diener mit großen blauen Turbanen, und einige Verschnittene nahmen Platz hinter ihrem Herrn. So saß der König mit dem Teich vor sich, der Mauer hinter sich und den Himmel über sich in möglichstem Decorum bis wir ankamen. Wir wurden nun eingeführt, traten bis auf wenige Schritte vor ihn, er blieb auf seinem Pseudothron sitzen, und wir standen gestiefelt und den Hut auf dem Kopfe vor ihm. Er drückte seinen Dank aus, daß wir die Mühe genommen ihn in seinem Unglück zu besuchen, und gab uns eine Skizze seiner Abenteuer während der letzten zwei bis drei Jahre. Er sprach von der Schwierigkeit Geld von Randschit Sing durch den Verkauf seiner letzten Juweien zu erhalten, und wie er am Ende nur 90,000 Rupien zusammengebracht, mit denen er Ludiana verlassen habe, um seinen Kreuzzug zu beginnen; er verließ das englische Gebiet mit einigen Truppen und 4 Kanonen, war unerwartet glücklich in seinen Unterhandlungen mit den Uferstaaten am Indus, so daß er Candahar mit einer beträchtlichen Armee und 16 Kanonen belagern konnte; er widerstand zuerst Dost Muhammed Khan mit vielem Glück, wurde aber endlich geschlagen, und erzählte uns im Detail seine Flucht, seine Beschwerden und Drangsale. Er setzte am Ende hinzu, daß Könige genöthigt seyen, jedermann um Rath zu fragen, und er wünsche daher unsere Meinung zu hören, was er in seinen gegenwärtigen Umständen thun solle. Es war leichter zu fragen als zu antworten, denn wir hatten keine Hoffnung ihn zu überzeugen, daß es ein hoff-

Digitized by Google

nungsloses Unternehmen sey, mit einer Handvoll Leute und vier Kanonen ein Königreich zu erobern.

„Diese Unterhaltung wurde persisch geführt, das er geläufig spricht, und dessen er sich bediente, weil es die Etiquette seines ehemaligen Hofes erfordert, aber nachdem er so seiner Würde genug gethan hatte, schickte er seine Diener weiter weg, und fing an Hindostani zu reden, das er bei seinem langen Aufenthalt in Indien vollkommen gelernt hat. Er wiederholte uns seinen Dank für den Besuch, und entließ uns sehr gnädig. Nach unserer Rückkehr schickten wir ihm einige Ladungen getrockneter Früchte, welche er mit Vergnügen annahm, um so mehr als es ein unerwartetes Geschenk war, und kein Ueberfluß in seinem Lager herrschte.

„Seine Kleidung war sehr einfach, ein weiter Kaftan, der einst mit Gold gestickt gewesen war, bedeckte ihn, auf dem Kopfe trug er einen großen blauen Shawl in Form eines Turbans und an seinen Händen Handschuhe, welche den Mangel an Ringen verdeckten. Sein Gesicht war durch seinen Feldzug gebräunt, und Beschwerden und Krankheit hatten ihn etwas herabgebracht, dennoch behielten seine Züge noch immer eine große Würde, wozu ein schöner herabfließender schwarzer Bart nicht wenig beitrug."

Das gemeinsame Lustwandeln in Rußland.

(Fortsetzung.)

Die Mütter, die Fürstin wie die Leibeigenen, die adelige Dame wie die Bürgersfrau, begeben sich mit ihren Kindern auf den Kreml in das Kloster Woseussenie (Himmelfahrt), wo sie den Kleinen bei den Klosterfrauen kunstlose Zweige, beladen mit erkünstelten Blumen und Engelchen, oder vielmehr Ungeheuerchen, kaufen. Von hier aus beginnen sie den Zug durch die heilige Pforte, die vom Glücke Begünstigten in Kutschen und Halbkutschen, und die von demselben Vergessenen zu Fuße, nach dem nahen im Wuste liegenden schönen Platze (Krassnoi Ploschtschad).

Nicht umsonst trägt dieser Platz seinen Namen. Er ist wirklich einer der schönsten der Stadt, und überrascht das Auge des Fremdlings, welcher ihn betritt, sehr angenehm. Kömmt er aus der Straße Ilinka, so erblickt er vor ihm die malerische heilige Pforte mit ihrem hohen Bogengange, durch welchen niemand mit bedecktem Haupte zu gehen erlaubt ist, und vor welchem sich jeder Russe tief bückt und bekreuzt. Zu seiner Linken, am südöstlichen Ende des Platzes erhebt sich die Kirche Wassili Blaschenois, das buntscheckigste, mit wunderlichen Thürmen und wunderlichen Kuppeln gegruppte Gebäude der Erde, vor welchem die Großen wie die Kleinen, die Männer wie die Weiber, vielleicht seiner Abenteuerlichkeit wegen ehrerbietige Bücklinge machen und beten. Von der heiligen Pforte zieht sich nordwestlich ein Theil der hohen, mit Schießscharten versehenen Mauer des Kremls bis zur Nikolauspforte, welche bei der Sprengung vom Jahre 1812 größtentheils zerstört, seitdem aber wieder hergestellt wurde. Bei dem Platzen der Mine hing das Bildniß des heiligen Nikolaus unter Glas und Rahmen an der Pforte, allein der Heilige selbst nahm dasselbe mit dem Rahmen und dem Glase in seinen besondern Schutz, so daß bei der Zerstörung des Gebäudes auch nicht das geringste davon beschädigt wurde. An dem Wunder ist nicht zu zweifeln, denn eine Inschrift thut dasselbe den Gläubigen kund. Der Mauer entlang zieht sich ein zweifacher Lindengang, unter dessen Schatten die russischen Gärtner ihre Blumen aussetzen. An dem nordwestlichen Ende des Platzes, da wo er sich gegen den nahen Alexandergarten neigt, der Kirche Wassili Blaschenois gegenüber, steht eine große in neuer Art und Kunst aufgeführte Wachtstube, unter deren mit Säulenreihen gezierten Vorplatze die russischen Krieger gähnen und herumschlendern. Gegen Norden erblickt man die Fronte der Gostinoydwor (Packhof), welcher 5115 Waarengewölbe und Kramläden enthält, wo der unentfaltete russische Kunstfleiß zur Schau gestellt ist. Die eherne Gruppe der Riesengestalten des Fleischers Minin und des Fürsten Poscharski, der Befreier von Moskau aus der Gewalt der Polen, zieht unwillkürlich die Blicke auf sich, und ist eine Zierde des Platzes, zwar nur eine russische, aber keineswegs eine Zierde der Kunst.

Auf diesem Platze nun eröffnen die Kinder mit ihren Müttern in einer unfreundlichen, zu Festen unter freiem Himmel wenig geeigneten Jahreszeit das gemeinschaftliche Lustwandeln, eine Lust, welche freilich nicht groß seyn kann, und wirklich auch nicht groß zu seyn scheint. Wenig Freude erblickt man in den Gesichtern der Kinder, welche sich in dem Zuge der Kutschen, Halbkutschen und Schlitten befinden, auch scheint das Antlitz ihrer Mütter eben nicht von süßen Mutterträumen beseelt zu seyn, wohl aber die Wirkung der Kälte und der Feuchtigkeit, der Langweile und des Verlangens nach den geheizten Zimmern an sich zu tragen. Mehr Lust und Zufriedenheit aber herrscht in den Augen der fröstelnden, im kothigen Eiswasser stehenden Mütter und Kinder der niedern Volksklasse; man möchte glauben, jene beglücken die Gefühle, welche sie einige Kopeken zum Ankaufe der Zweige für ihre Kinder ersparen hießen, und diese das namenlose Gefühl, dieselben aus Mutterhänden empfangen zu haben.

Dem zweiten Lustwandeln der Moskowiter ist die ganze Osterwoche gewidmet. Tritt das Fest nicht zu früh ein, so erscheinen mit ihm gewöhnlich schönere Tage, und dann ist dieses Lustwandeln eines der glänzendsten. Sind auch die Straßen der Stadt bei seinem Annähern noch mit Eis, Schnee, Wasser und Koth bedeckt, und zeigt der Réaumürsche Thermometer am Morgen auf zwei Grade Kälte, so kann sein Quecksilber dennoch am gleichen Tage bis 25 Grade über den Eispunkt steigen, und diese Wärme, verbunden mit einem milden Lüftchen, schmilzt in wenigen Tagen den Schnee und das Eis, leckt das Wasser auf, und verwandelt den ungeheuren Koth in Staub. Schnell und eifrig werden nun die Zurüstungen zu den Volksbelustigungen gemacht, denn es gilt, sich für die Entbehrungen eines sieben Wochen beobachteten Fastens zu entschädigen. Jung und Alt, Reich und Arm eilt jetzt nach Nowinski, dem Vereinigungspunkte der Lust, einem Theile der äußern Bollwerksstraße, zwischen den Stadtvierteln Arbatskaja und Nowinskaja. Nicht vermag das Auge die Menge der von allen Seiten herzuströmenden Fußgänger zu zählen, und nicht zu zählen die Menge der mit vier Pferden bespannten

Digitized by Google

Staatswagen und Halbkutschen, und der ein- und zweispännigen Droschken, welche heranrollen. Die Zugänge zur Wandelbahn halten gut berittene Krieger, welche die Linien der Wagen einseiten, und über die Erhaltung ihrer Ordnung streng wachen, besetzt. Keine einspännige Droschke darf sich der Linie nähern, roh weisen sie schlecht berittene Kosaken, die Lanze an der Seite und die kurze dicke Peitsche in der Hand, in die Nebengassen zurück. An der Häuserreihe des Stadtviertels Arbatskaja bewegen sich die Wagenlinien hin und her. Weder der Wagen des Fürsten, des Grafen, des Beamteten, noch der Wagen der schönsten Moskowiterin hat ein Vorrecht vor demjenigen des dürftigen Kaufmanns, und keiner darf die Linien eher verlassen, als bis er das eine oder das andere Ende des Platzes erreicht hat, welches zuweilen ein Paar Stunden dauert.

Nur durch ein leichtes Lattengeländer ist die schattenlose Promenade von den Wagenlinien getrennt. Wer keinen guten Rock auf dem Leibe trägt, dem ist dieselbe verschlossen; verirrt sich der grobe Kittel oder der Schafpelz eines Leibeigenen dahin, so wird er durch Polizeidiener unbarmherzig fortgeschafft. Aber auf dieser tief sandigen Bahn mit der hin und herwogenden Menge sich zu ergehen, bedarf man des russischen Geschmackes. Nur trippelnd kann man vorwärts gelangen, unversehens wird man auf die Füße getreten, unerwartet erhält man einen Rippenstoß, freilich nur auf eine zufällige Art, als Nebensache verschwinden die Schnupftücher, auch verliert man sogar die Uhr. Der Zusammendrang so vieler Menschen verursacht eine erdrückende Hitze, und überdieß ist ihre Ausdünstung nichts weniger als gewürzreich. Wie die vornehmen, so zart aussehenden Russinnen sich in ein solches Gewühl wagen und in demselben ihre Lust finden können, ist schwer zu begreifen. Hat vielleicht das unvermeidliche Berühren mit dem Männervolke etwas Anziehendes und Angenehmes für sie? sind die Damen ermüdet, so setzen sie sich, nur durch ein einfaches Lattenwerk von den Lustwandlern getrennt, auf schmutzige und wackelige Stühle, um diese zu bangeln und von ihnen angegafft zu werden, oder um sich mit ihren Bekannten zu unterhalten.

Die Mitte der Wandelbahn ist der Zauberpunkt, welche alle Klassen an sich zieht. Schon von weitem erblickt das Auge in dieser Gegend über den Köpfen der Menschenmenge eine lange buntbemalte und seltsame Häuserreihe. An jedem dieser Häuser hängt ein Gemälde irgend eines russischen Künstlers. Hier suchte der Pinsel eine Geistererscheinung, dort Raub und Mord, hier den Kampf der Riesenschlange mit einem Tiger oder einem Büffel, dort Kinder zerreißender Löwen, hier die Wunder der Taschenspieler oder die halsbrechenden Künste der Seiltänzer u. s. w. darzustellen. Auf leichten Brettergerüsten erscheinen tollkühne Kunstreiter, und der gefeierte Hanswurst mit seinen Sprüngen, seinen possenhaften Gebärden und seinem plumpen Witze. Alles vereinigt sich das Abenteuerliche dieser Gebäude zu vollenden, wozu der Mißklang der verschiedenen Orchester nicht wenig beiträgt, Alles wird aufgeboten, die Einbildungskraft des Volkes zu steigern, seine Neugierde zu spannen, und zum Schauen der Herrlichkeiten alle in die geheimnißreiche Wunderwelt einzuladen, und ihnen ihre Kopeken aus der Tasche zu locken. Auch die vornehme Welt findet hier Stoff zur Kurzweile oder zu Betrachtungen. Hier stehen ihre Wagen fest, und sie sieht in behaglicher Selbstgefälligkeit oft den brennenden Strahlen der Sonne und dem Winde ausgesetzt, und in Staubwolken gehüllt, dem Treiben und Drängen der Lustwandler, der Austauner und Angaffer zu, oder sie belauert und belauscht, wird ungeahnt selbst belauert und belauscht, und nimmt am Ende selbst die Einladung an, den Wagen zu verlassen, und — gesellt sich zu den Gaffern und Staunern. Diesem sonderbaren Vergnügen läuft man die ganze Woche hindurch oft zweimal in einem Tage nach. Damit den Genußdurstigen ja kein Genuß entgehe, lassen sie sich am Freitage wechselweise bald nach Nowinski und bald nach dem Dävitschin monastir (Jungfernkloster), an welchem Tage sich die Bewohner der Stadt auch dort zum Lustwandeln versammeln, führen. Die Nachmittage des Sonnabends und des Sonntags sind ausschließlich bestimmt, sich im Prunke seiner Kleidung und seines Wagens auf Nowinski zu zeigen.

(Schluß folgt.)

Die Provinz Capitanata im Königreich Neapel.

(Aus einem Briefe in dem Journal Il progresso delle scienze, lettere ed arti. Quaderno. XVII. 1835.)

Die Provinz Capitanata, welche das alte Daunia in sich begreift, gränzt gegen Norden an die Provinz Molise, gegen Osten an das adriatische Meer, gegen Süden an den Fluß Ofanto, welcher sie von den Provinzen Bari und Basilicata trennt, und gegen Westen an einen Zweig der untern Appenninen, der sie von Molise und von Principato ulteriore scheidet. Zwischen dem Biferno und dem Ofanto, zwischen den Appenninen und dem adriatischen Meere liegt in sanfter, beinahe unmerklicher Senkung gegen die See hin das Becken dieser Provinz, welches die bedeutendste Ebene des Königreichs Neapel bildet, und zum größern Theil unter dem Namen des Schachbretts von Apulien (tavoliere di Puglia) bekannt ist. In der Mitte dieses Beckens erhebt sich das reiche Vorgebirge Gargano, beinahe getrennt von der Gebirgskette der Appenninen, und reicht großartig in das Meer hinaus. Zwischen dem Biferno und dem Gebirge Gargano fließt der Fortore, welcher mit vielen Zuflüssen aus den untern Appenninen herabkommt, und sich ins adriatische Meer ergießt. Auf denselben Bergen entspringend, stürzen sich der Driolo, die Salsola, der Volgano und der Celone, nachdem sie die Ebene durchschnitten haben, in den Fluß Candelaro und mit diesem in den Lago salso. Eben so durchschneiden die beiden Flüsse Cervaro und Caravella als Parallellinien die Ebene, und ergießen sich der erste in den Lago salso, der andere in das Meer.

Am Ufer des adriatischen Meeres liegt nördlich vom Gargano der Lago di Lesina und der Lago di Varano, südlich der Lago Salso und der Lago Salpi, neben welchen sich die Laguna di Versentino ausdehnt. Alle diese Seen mußten ehemals Meerbusen gewesen seyn, welche sich in die Küste einbogen, und nachher von Sandbänken eingeschlossen wurden, wovon die Beweglichkeit des Sandes an der Küste ein treues Zeugniß ablegt. Ein anderer kleiner Sumpf befindet sich noch auf dem Gargano bei S. Giovanni Rotonde.

Der Fortore bildet verschiedene Sümpfe westlich von Celenza bei Ponterotto, andere bedeutendere aber da, wo sein alter Lauf war. Der

Digitized by Google

Candelaro mit seinen Zuflüssen theilt seine Wasser so, daß ein Theil die berüchtigten sipontinischen Sümpfe bildet, ein anderer im Lago Versentino stagnirt. Auch die andern Flüsse bilden stehende Wasser. Alle diese Flüsse verschwinden den Sommer über, oder fließen nur mit wenigem Wasser einher; im Winter aber stürzen sie gewaltig angeschwollen von den Bergen herab, durchbrechen das Ufer, wo sie nur immer können, so daß mit dem Anbruch des Frühlings faule Ausdünstungen aus ihren Betten und aus verschiedenen Sümpfen sich erheben, die alles Anbaues unfähig sind; daher die langsame Zunahme der Bevölkerung, daher jene Fieber, die unter dem Namen der apulischen Fieber bekannt sind, daher die Viehseuchen, und Sterblichkeit bei Menschen und Thieren. Bei diesen Umständen ließ sich die Generaldirektion der Brücken und Straßen einen Plan entwerfen, um in der Provinz Capitanata die Flüsse und Waldströme einzudämmen und die Sümpfe urbar zu machen. Im Jahre 1819 wurde dieß Werk begonnen, und bereits sind bedeutende Resultate gewonnen. Die Eindämmung des Candelaro, der bei seiner Vereinigung mit der Salsola bis zur Brücke von Millanova überlief, wurde im Jahre 1833 beendigt, und hat nun den Anbau von 1900 Moggien Land möglich gemacht. Das linke Ufer des Celone, dessen Eindämmung beim Einfluß in die Salsola im vorigen Jahre beendigt wurde, hat dem Ackerbau über 5000 Moggien wieder gegeben. Da, wo ehemals das blühende Sipontum stand, hat man an den sipontinischen Sümpfen im Jahre 1830 einen Kanal begonnen, dessen Durchschnitt 15 Quadratpalmen beträgt, und in welchen Seitenkanäle das stagnirende Wasser führen; bereits gab dieser Kanal den angränzenden Gemeinden eine gesunde Luft und 5000 Moggien Land, und eine ausgedehnte Pflanzung von Pappeln schmückt die Seiten der Kanäle, um sie zu erhalten. Das Ende einer so sehr ersehnten Arbeit wird in Kurzem erfolgen. Der Lago Salpi, von dessen Ufern einst die Bewohner Salapias flohen, und wo jetzt noch die Gemeinden von Salpi und von Casaltrinità ein trauriges Leben führen, zog gleichfalls die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, wegen der 25 Quadratmeilen Land, die hier unter Wasser sind. Die parthenopeische Gesellschaft wollte das Werk unternehmen, und ließ im Jahre 1833 verschiedene Messungen und Untersuchungen anstellen, allein da der Erfolg sehr problematisch ist und die Kosten und der Zeitaufwand sich nicht berechnen lassen, so wurde der Regierung wenigstens für jetzt jede Idee an Urbarmachung wieder benommen, und von dem Intendanten der Provinz der Plan zu einer Kolonie entworfen, welche mehr im Innern der Provinz von den Bewohnern von Salpi und Casaltrinità gegründet werden soll. Andere 50 Quadratmeilen rufen auch noch die Hand des Menschen an, um sie vom Wasser zu befreien, ein Werk, das dadurch erleichtert wird, daß diese Ebenen eine beständige Senkung von acht Palmen auf die Miglie gegen das Meer hin haben.

Die ganze Provinz enthält 2359 Quadratmiglien, auf welchen 274,000 Menschen leben, somit auf einer Miglie 116 Menschen, die geringste Bevölkerung im ganzen Königreich Neapel. Der sechste Theil dieses Bodens ist mit Bäumen besetzt, worunter 274,000 Moggien Waldungen begriffen sind am Ufer des Meeres, auf dem Gargano und auf den Appenninen, welche übel verwaltet und schlecht vertheilt den Bewohnern einen kärglichen Gewinn abwerfen.

Unter einem Klima, das in den Sommermonaten brennend heiß ist, fehlt es uns nicht an Früchten aller Art, und weil in den Wintermonaten der Thermometer nur höchst selten bis auf Null fällt, wachsen in freier Luft die Aloën, die Cactus, die Palmen und andere Pflanzen der heißen Zone. In den Wäldern und Buschwerken finden sich wilde Schweine, Gemsen, Füchse, Hasen, Igel und Stachelschweine, auch hie und da Wölfe. Es ist noch kein Jahrhundert, daß sich auf der sogenannten Insel von Lesina Hirsche, und in der Nähe von Bovino Damhirsche aufhielten.

Die Beschäftigung der Bewohner von Capitanata theilt sich in zwei Haupterwerbszweige, Ackerbau und Schäferei; aber beide befinden sich in einem traurigen Zustande, und während es mit gedruckten und geschriebenen Vorschlägen und Gutachten regnet, sehen sich die Eigenthümer in die äußerste Noth versetzt. Ohne mich in die Geschichte des Tavoliere einzulassen, welche von den beständigen Bedrückungen seiner Bewohner zu erzählen weiß, ist es genug, zu erfahren, daß im Jahre 1822 ein vernichtender Hagel und ein Frost gegen 5000 Eigenthümer zu Bettlern machte, daß die Weideplätze jährlich 346,000 Ducati als Steuer, die Aecker aber 500,000 Duc. abtragen müssen, die Gemeindeabgaben mit 64,000 Duc. nicht dazu gerechnet, und daß die Bewohner noch eine Schuld von mehr als einer Million zu. drücke. Betrachtet man diese Zahlen, die Armuth, zu welcher die Steuerpflichtigen herabgesunken sind, die schlechten Ernten seit mehrern Jahren, so ist es kein Wunder, daß die Nationalökonomie in unsrer Provinz völlig zerrüttet ist, und daß Tausende von Vorschlägen gemacht werden, allein während man sich in Neapel berathet, geht der Tavoliere zu Grunde. (Dum Romae consulitur, Saguntum expugnatur!)

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach einem Londoner Blatt hat man in den letzten zwölf Monaten auf dem Markt von Smithfield zum Verbrauch für London verkauft 156,000 Stück großes Vieh, 21,000 Kälber, 1,500,000 Hämmel und 20,000 Schweine. Dieß ist jedoch keineswegs der Gesammtverbrauch von London, indem die verschiedenen Grafschaften um die Hauptstadt her beträchtliche Quantitäten Fleisch dahin bringen. Man schätzt den Gesammtwerth des jährlich zu Smithfield verkauften Viehes auf 8,500,000 Pf. St.; Früchte und Gemüse jährlich auf 1 Million. Der Getreideverbrauch beläuft sich jährlich auf 1 Million Quarter, wovon $\frac{1}{3}$ in die Bäckereien gehen: die Hauptstadt braucht jährlich 64 Millionen Brode zu 4 Pfund.*) Der jährliche Butterverbrauch von London beträgt etwa 11,000 Tonnen, der von Käse 15,000 Tonnen. Die Milch soll jährlich 1,250,000 Pf. St. betragen. Die jährlich verzehrte Masse von Geflügel kann zwischen 70 und 80,000 Pfd. kosten. Die Masse von Wildpret hängt von der mehr oder minder günstigen Jagd ab. Man versichert, daß ein Wildhändler auf dem Markt von Leadenhall während eines Winters jede Woche 14,000 Kaninchen verkauft habe.

*

Ein Herr Boubée schrieb an die Akademie der Wissenschaften zu Paris, daß man zu St. Bertrand de Comminges in den Pyrenäen am 27 Oktober ein Erdbeben verspürt habe, das von Ostsüdost nach Westnordwest ging, und genau den Kalkschichten der untern Kreideformation folgte, auf denen St. Bertrand gebaut ist, und die sich durch die ganze Pyrenäenkette ziehen.

*

Ein Buchhändler in Orleans besitzt eine in jener Stadt von Estienne (Stephanus) im Jahre 1535 veranstaltete Ausgabe des Cicero. Am Rande finden sich über 4000 Verbesserungen von der Hand Estienne's und eines andern bloß mit Johann bezeichneten Gelehrten, den man für J. Scapula hält. Diese Verbesserungen scheinen in der Absicht gemacht worden zu seyn, eine zweite Ausgabe Cicero's zu veranstalten, wovon Estienne in seinen Castigationes in quamplurimos locos Ciceronis spricht, die aber nie vollendet wurde.

*) Dabei käme auf den Kopf noch bei weitem kein Pfund Brod des Tages.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 328. 24 November 1835.

Bearbeitung der Kohlenbergwerke in England.

Seinen reichen Kohlenlagern verdankt England großen Theils die ungeheure Entwicklung seiner Industrie seit einem halben Jahrhundert. Ohne dieß kostbare Brennmaterial wären die Meisterwerke von Watts, Arkwright, Stevenson u. a., welche England in der industriellen Welt so hoch stellen, ohne Leben, ohne Kraft und Bewegung. Es ist bemerkenswerth, daß die englische Industrie erst dann einen so hohen Aufschwung zu nehmen anfing, als eine aufgeklärte Gesetzgebung die Minenbesitzer und die Minenarbeiter von zahlreichen Fesseln befreite, und die Bearbeitung der Kohlenbergwerke nach einem umfassenden Plane betrieben wurde. Selbst jetzt noch sind die bedeutendsten Mittelpunkte der Industrie in den Landstrichen, wo die meisten Kohlenlager sind, weil diese ihnen das Lebensbedürfniß liefern. Man braucht nur Manchester, Leeds, Liverpool, Glasgow, Bolton, Halifax, Newcastle, Birmingham, Sheffields u. s. w. zu nennen, um daran zu erinnern, welchen unermeßlichen Antheil diese Städte an der kommerziellen und industriellen Bewegung Großbritanniens nehmen.

Die Steinkohlen sind dasjenige Brennmaterial, dessen Benutzung nicht nur wegen seines äußerst mäßigen Preises, sondern auch wegen der Eigenschaften, die es besitzt und der Resultate, die es liefert, am mannichfachsten geworden ist. Die Steinkohlen dienen zur Heizung der Dampfmaschinen, der Streichöfen, der Verdampfungskessel in den Salinen, Zuckerraffinerien und Seifensiedereien, ferner überhaupt in den Werkstätten so wie in den Häusern zur Heizung; sie dienen zur Fabrikation des Rußes, des Gases zur Beleuchtung, und endlich in Koks umgewandelt zur Schmelzung der Metalle und selbst zur Bearbeitung des Eisens. Jedes Jahr werden zu diesen verschiedenen Zwecken 48 Millionen Tonnen Kohlen verwendet, ein ungeheurer Verbrauch, der noch immer wächst, und der kürzlich lebhafte Besorgnisse für die Zukunft erregte. Man fürchtete nämlich, die Quellen dieses Reichthums möchten versiegen, und Englands Schicksal dadurch gefährdet werden. Die Frage war ernst, und verdiente genaue Untersuchung, die auch an mehreren Orten angestellt wurde, und deren Resultat die Gemüther vollkommen beruhigte. In den Niederungen von Durham und Northumberland, um nur von den wichtigsten Punkten zu reden, fand man, daß die nicht bearbeiteten Kohlenlager eine Fläche von 732 engl. Quadratmeilen einnehmen, und zehn Milliarden Tonnen liefern, d. h. daß sie allein 550 Jahre lang den bisherigen Verbrauch decken könnten. Die Kohlenlager von Wales sind noch reicher; sie nehmen einen Raum von 1200 engl. Quadratmeilen ein, und jede Quadratmeile kann nach der mittleren Tiefe wenigstens 36 Millionen Tonnen, oder der ganze Umfang 15 Milliarden liefern. Diese drei Lager könnten also, wenn auch alle Minen Großbritanniens erschöpft würden, das jetzige Bedürfniß nahe an 3000 Jahre lang befriedigen.

Nach solchen Resultaten erschien jede Furcht als chimärisch, und die Arbeiten wurden mit Eifer und Zuversicht wieder aufgenommen. Die Ausfuhrzölle wurden vermindert, die alten und neuen Minen wetteiferten an Thätigkeit, die Ausbeute wurde reichlicher, die Kohlen minder theuer, und England sendet jetzt, die Sorglosigkeit der meisten andern Völker benützend, seine Kohlen, wie seine Manufakturen nach allen Punkten des Erdkreises. Eine ungekannte Thätigkeit herrscht in diesen Werkstätten, Tag und Nacht sind Pompen, Menschen und Pferde in Bewegung, man sollte glauben, die Zeit fehle diesen unermüdlichen Arbeitern. Es ist in der That ein prachtvolles Schauspiel, denn nirgends findet man eine so bedeutende Entfaltung von Kräften, eine so große Mannichfaltigkeit in den Arbeiten, und ein solches Ineinandergreifen der verschiedenen Theile.

Was einem Fremden, der eine solche Anstalt besucht, zuerst auffällt, das sind die dicken Rauchwolken, die Alles in eine düstere Atmosphäre einschließen; der Kohlendampf schlägt auf Alles eine düstere Färbung nieder, und dieser trübe Anblick, vereint mit dem fortdauernden Rollen der Wagen, erweckt in dem, der dieß seltsame Schauspiel zum Erstenmal erblickt, eine unwillkürliche Beängstigung. Bald aber klärt sich das Chaos auf, und Bewunderung tritt an die Stelle des Erstaunens: von allen Seiten erheben sich ungeheure Bauten, in denen die mächtige Maschine arbeitet, welche diesen Ateliers Leben verleiht; riesenhafte Hebel senken und heben sich abwechselnd; Schiffe, Wagen, Pferde, Minenarbeiter, schwarz wie die Kohle, die sie ausbeuten, bewegen, drängen sich und verschwinden, um wieder zu erscheinen.

Die Physiognomie der Menschen, welche hier gewissermaßen von der übrigen Welt abgeschlossen leben, bietet sehr auffallende charakteristische Züge dar, die studirt zu werden verdienen: sie

Digitized by Google

haben vorspringende Augenknochen, der mittlere Theil des Gesichts ist sehr breit, das Kinn lang und bildet einen spitzen Winkel. Die Minenarbeiter haben meistens eine bleiche, kränkliche Gesichtsfarbe, ihre Stimme ist rauh, ihr Athem kurz, ihre Augenlieder sind meist geschwollen, der Stern des Auges wenig entwickelt, und das Tageslicht scheint ihnen beschwerlich. Die, welche in Minen arbeiten, deren Höhe ihnen den vollen Gebrauch ihrer Muskelkraft gestattet, gehen aufrecht, diejenigen aber, welche minder dicke Adern bearbeiten, haben einen etwas gekrümmten Rücken und Säbelbeine. Das sind aber keine Hindernisse; der Wunsch und das Bedürfniß zu erwerben, lassen alle Mühe und Beschwerden vergessen: kaum werden einige Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um die dem Arbeiter drohenden Gefahren zu bekämpfen. Die Kleidung, in der gearbeitet wird, besteht aus einer Art kurzer Blouse und Beinkleidern von grobem Flanell, die durch einen ledernen Gürtel gehalten werden, an dem die Sicherheitslampe hängt. Nur am Sonntag tragen sie einen großen Luxus zur Schau: in Sammtkleidern, die durch eine Menge Metallknöpfe gehoben sind, seidenen Halstüchern von hellen Farben, schönen Schuhen und weißer Wäsche produziren sich an diesem Tage auf den öffentlichen Plätzen, in den Wirthshäusern und in der Kirche die fashionablen Minenarbeiter von Newcastle und Sunderland.

In der Nähe jeder etwas bedeutenden Kohlenmine findet sich gewöhnlich ein Dorf, das ausschließlich von Minenarbeitern und andern in dem Etablissement angestellten Personen bewohnt ist. Jedes Haus besteht aus einem Zimmer und Hinterkabinet, nebst einer Stube oberhalb, in die man vermittelst einer Leiter hinaufsteigt. Einige Häuser stehen in ungleichen Zwischenräumen auf beiden Seiten des Wegs; vor jeder Thüre erheben sich Aschenhaufen, auf denen wohlhäbige, aber in Lumpen gekleidete Kinder sich den ganzen Tag herumwälzen: man könnte sie für kleine Negerkinder nehmen, so schwarz und glänzend sind sie, und so sehr ist der Kohlendampf in ihre Poren eingedrungen. Sobald eine neue Kohlenmine geöffnet wird, erhebt sich auch das unvermeidliche Dorf, und in weniger als sechs Wochen bietet ein öder, wilder Ort das Bild lebensvoller Thätigkeit dar. Man kann in dieser Beziehung das Dorf South Hetton anführen; vor nicht mehr als 7 Jahren war dieß ein öder Strich, auf dem in der Entfernung von einer Stunde keine menschliche Wohnung zu sehen war; jetzt ist er mit Häusern bedeckt, und enthält eine Bevölkerung von 2000 Personen, die mit Ausnahme der Schlächter, der Krämer und der zahlreichen Gastwirthe alle mit dem Minenbau beschäftigt sind.

Die Minenarbeiter verpflichten sich gewöhnlich auf ein Jahr gegen die feste Summe von 14 oder 15 Sch. (8 fl. 24 kr. bis 9 fl.) wöchentlich, die sie empfangen, man mag sie nun beschäftigen oder nicht. Manchmal geschieht es, daß sie wegen Ueberschwemmungen wochenlang unbeschäftigt bleiben. Sie arbeiten acht bis zehn Stunden täglich, und da die Arbeit sehr vertheilt ist, so wird ihr Tagwerk genau vollzogen. Jede Fähigkeit, jedes Maaß von Körperstärke, jedes Alter findet Beschäftigung bei den Minen, selbst Kinder vom siebenten Jahre an geleiten Pferde, öffnen und schließen die Fallthüren u. dergl.

(Fortsetzung folgt.)

Das gemeinsame Lustwandeln in Rußland.

(Schluß.)

An beiden Enden des Platzes findet das Volk seine Ringelstechbahnen, seine Schaukeln, seine Rutschberge u. dgl. Während ein Theil derselben sich um diese versammelt, und sich an den kindischen Spielen ergötzt, bildet sich hier eine Gruppe um einen zerlumpten Balalaikik (Zitterspieler), welcher in rührender Sangweise ein Volksliedchen vorträgt, und mit seinem dreisaitigen Tonwerkzeuge begleitet; dort horcht eine andere dem Kehlgesange gelbbrauner Zigeunerinnen, und dort freut sich eine dritte bei einer Drehorgel; hier wieder sieht man ein Trüppchen um eine alte häßliche Zigeunerin versammelt, welche in der Hand eines Landmädchens zu seiner Freude der Zukunft Wohl, oder zu seinem Schrecken der Zukunft Weh lieset; je nachdem der Spruch der Wahrsagerin fällt, theilen die versammelten Neugierigen die Lust oder den Schrecken der Dirne. Aber die größere Menge ist stets um die Kreisschaukeln versammelt, theils die Kreisflüge zu schauen, theils an denselben selbst Theil zu nehmen. Das Ganze gewährt allerdings einen malerischen Anblick. In einer Radlinie fliegen sie wechselweise unter beständigem Schlingern, vier Paar Schaukler in vier an Spindeln hängenden Körben, welche stets vermöge ihrer Schwere erdwärts hangen, über die Köpfe. Dort in einer Höhe von ungefähr 30 Fuß schwebt der Korb, in welchem sich ein russisches Ehepaar befindet; ernst und besorgt scheint der bärtige Gatte mit seinem Arme die junge hochgeschminkte Gattin, deren Haare und Hinterhaupt ein buntes Seidentuch einfach umwindet, zu umschlingen, während sie furchtlos aber züchtig auf die Menschenmenge hinunter blickt; hier nahe der Erde, vergessen zwei redselige in Schlafröcke gekleidete Tataren, die verbrämte runde Mütze auf dem geschorenen Kopfe, ihr Hin- und Herschwanken und Alles was sie umgibt; rechts in halber Höhe schaukeln sich im Korbe ein braungrauer Bucher in morgenländischer Tracht, den weißen türkischen Bund auf dem Haupte, und sein russischer Freund, im blauen, mit einer rothen seidenen Leibbinde umgürteten Oberkleide; in der gleichen Linie links schwebt in einem andern Korbe ein in das leichte buntgestreifte baumwollene Hemd gekleideter Leibeigener mit glatten steif herabhängenden, an den Schläfen in zwei rechte Winkel geschnittenen Haaren, und einem metallenen Ring auf dem Kopfe; singend sitzt neben ihm ein junges Landmädchen, in hübscher ländlicher Tracht, ein breites fliegendes Goldband in die Haare befestigt. Friede und Heiterkeit herrscht überall in dem Volkshaufen, Alles athmet Lust und Freude, und Alles, was Athem hat, haucht den genossenen Branntwein und den Geruch des genossenen Knoblauches aus, und die allgemeine Lust und Freude hütet ein Heer von Polizeidienern, Kosaken und berittenen Kriegern.

Das dritte Lustwandeln, welches in einem Walde, unweit des Schlagbaumes von Sokolnyki (Falknerei) gehalten wird, soll von den Deutschen, welche sich unter Peter dem Großen in Moskau niederließen, gegründet worden seyn. Seine Feier fällt auf den eersten Mai der russischen, oder auf den 13ten Mai der gregorischen Zeitrechnung. Hat die schöne Jahreszeit sich an diesem Tage schon eingefunden, welches freilich nicht jedes Jahr geschieht,

Digitized by Google

so ist dasselbe das Besuchteste, das Fröhlichste und das Anziehendste. Aus den entferntesten Stadttheilen, von allen Seiten, aus allen Straßen, aus allen Gassen strömen Kutschen, Halbkutschen, Droschken, Reiter und Fußgänger an diesem Tage nach dem Walde von Sokolnyki, welcher am nordöstlichen, beinahe dem äußersten Ende von Moskau liegt, und wohin mancher Bewohner der Stadt einen Weg von mehr als drei Stunden zurückzulegen hat. Um Ordnung bei dem Zusammenflusse der Menge zu erhalten, sind allenthalben Kosaken, berittene Wehrmänner und Polizeidiener aufgestellt. Außerhalb des Schlagbaumes wird der Zugang zu dem Walde durch den ungeheuern Sand einer großen Haide erschwert, nur mühsam und langsam gelangt man durch denselben. Einen Lusthain darf man sich indessen unter diesem Walde nicht vorstellen, ihn hat keine Art, keine Scheere, keine Kunst, kein guter und kein schlechter Geschmack verschönt oder verunstaltet; nicht Einmal forstmäßig ist er behandelt, nur der Forstfrevel scheint ihn gelichtet zu haben. Umsonst sucht das Auge in seinen Schatten eine Wandelbahn, kaum findet er einen Fußweg.

Ein Langkreis von mehrern russischen Meilen ist den Kutschen und zweispännigen Droschken, die einspännigen Droschken dürfen auf demselben nicht erscheinen, zur Bahn angewiesen. In zwei Reihen ziehen sie, in der Zahl von einigen Tausenden, neben einander vorbei. Aber nur langsam geht es vorwärts, denn im tiefen Sande müssen sich die keuchenden Pferde abarbeiten. Brennend schießen die Strahlen der Sonne auf die sandige, schattenlose Bahn, und der Hufschlag der schnaubenden Pferde des lächerlich mit den Waden schließenden Reiters wirbelt den Sand hoch auf, und bedeckt die russischen, in den Wagen sitzenden Dandies. Ungeachtet der Beschwerden einer solchen Lustfahrt gewährt dieselbe Reize, welche man nie auf den festen und ebenen Bahnen der Städte findet. Von dem Wagen herab erblickt man in dem kunstlosen Walde in malerischen Gruppen einen großen Theil der Bevölkerung von Moskau. Rechts und links, dem Langkreise entlang, stehen beschattet von den rothblühenden Zweigen der schlanken Tannen, theils in Reihen, theils einzeln, die Gezelte der Reichen, belegt mit bunten Fußteppichen, geschmückt mit Blumengewinden, versehen mit köstlichen Erfrischungen und belebt mit reich gekleideten Damen und besternten Männern, welche die vorbeifahrenden Freunde und Bekannten mit der Hand grüßen, ihnen nicken und lächeln. Die Zwischenräume halten Tausende von Zuschauern besetzt. Allenthalben im Walde, wo die Augen ein Rasenplätzchen, zwischen den Stämmen der Bäume, und dem flatternden Gesträuche erblicken, hat sich ein anziehendes Grüppchen gelagert, welches sich durch Speise und Trank, durch Kosen und Scherzen gütlich thut. Hier, halb verborgen durch knospende und junge Blätter tragende Gebüsche sitzt ein fröhliches Kränzchen an dem mit leckern Speisen und französischen Weinen beladenen Tische; dort lagert sich auf grünen Rasen die Familie eines ehrbaren Bürgers um den glänzenden Samowar (Selbstsieder), dessen dampfendes Wasser den chinesischen Karawanenthee zum Getränke aufweicht, welches der bärtige Vater und die geschminkte Mutter mit den Kindern versüßt mit Honig und mit Kalatsch (eine Art vortrefflicher Semmelwecken), in anständiger Behaglichkeit genießen; hier wieder sitzt ein ehrwürdiger Greis mit weißem Barte an der Seite des zahnlosen Mütterchens, unter den herabhängenden Aesten hundertjähriger Tannen, neben ihnen spielen fröhliche Kinder, vielleicht ihre Urenkel und ihre Urenkelinnen, und küssen ihre zitternden Hände, welche ihnen Aepfelsinen reichen. Lächelnd blickt das alte Paar von diesen hinauf zu den wölbenden Aesten, gleich als wollten sie sagen: auch unter euerm Schatten weilten wir einst mit Vater und Mutter, ihr seyd die Zeugen unserer Kindheit und unserer kindlichen Liebe, euch und uns ruft vielleicht kein Frühling mehr.

Auch die Masse des gemeinen Volkes findet seine Freuden und seine Genüsse. Es hat seine Schaukeln, seine Ringelstechbahnen u. dgl. Laut schallt sein Jubel durch die Luft und durch den Wald, wenn rittlings auf dem Knüttel an einem an dem Luftball befestigten Seile ein altes häßliches Weib hoch über den Tannengipfeln schwebt, und für wenige fünfzig Rubel in dem pfadlosen Himmelsgewölbe eine gefahrvolle und unnütze Reise unternimmt, unbekümmert wie dieselbe enden, und ob das Weib lebendig oder entseelt, die Erde wieder berühren werde. Was das Volk aber am meisten reizt, ist ein von dem Pächter des Branntweins aufgerichtetes großes Zelt, wo er sein Lieblingsgetränk findet, dessen unmäßiger Genuß es in wenigen Stunden unter das Thier hinabwürdigt, und dem Beobachter reichen und traurigen Stoff zu Betrachtungen über den sittlichen Zustand Rußlands darbietet. Bis zum frühen Morgen brennen die Lustfeuer des Volkes im Walde von Sokolnyki, und beleuchten die Schauplätze seiner Völlerei, seiner Ausschweifungen und seiner Sittenlosigkeit.

Ausflug von Dieppe nach Havre.

Das Uferland der Normandie von Havre nach Dieppe ist ein Land ohne Leben, nicht aber ohne Interesse. Die steilen Ufer sind für den Handel nicht recht zugänglich. Nur hie und da werden sie von wasserarmen Bächen durchfurcht, welche sich im Meere verlieren. An einigen wenigen Stellen bildet sich zwischen zwei Felsen nicht etwa ein Hafen, sondern nur ein unsicherer Schlupfwinkel von geringer Tiefe, wie z. B. bei St. Valéry, Fécamp, Etretat, wahre Seeräubernester, welche heutzutage den dortigen Fischern einigen Schutz gewähren. Vom Innern des Landes zieht der Ackerbau seine Furchen, bis er dem Westwinde begegnet, der den Boden austrocknet. Je mehr man sich dem Ufer nähert, desto mehr verschwindet das fruchtbare Land.

Wenn man Dieppe verläßt, den Hafen der alten Normandie, heutzutage der Vereinigungspunkt von Vergnügungen aller Art und der Sitz der Wissenschaften, und sich der Stadt Havre nähert, dem Hafen der heutigen Normandie und dem Komptoir von Frankreich, so befindet man sich zwischen diesen beiden Repräsentanten der Gegenwart und der Vergangenheit auf dem rechten Punkte zur Beobachtung. Kein Geräusch unterbricht den Beobachter, in Ruhe vermag er dem historischen Faden zu folgen, auf den er bei jedem Schritte stößt.

Hier befindet man sich auf dem Boden der Invasionen, die hier eben so viele Kolonien zurückgelassen haben, welche sich jeden Tag mehr vermischen. In den Dörfern stößt man auf celtische, römische und sächsische

Digitized by Google

Namen, mitten unter den wohllautenden Endsylben, welche von der normännischen Periode herstammen. Die erste Schichte dieser Bevölkerung liegt unter dem Boden in Höhlen begraben, wo Herr Feret, der gelehrte Bibliothekar von Dieppe, ihre Gebeine und Amulette aufgefunden hat. Auf der Oberfläche findet man durch leichte Nachgrabungen die Spuren der römischen Herrschaft, wie z. B. die Mosaik von St. Marie. Die Normannen und die Römer haben sich an der Küste, die Celten und Sachsen mehr landeinwärts niedergelassen. Die militärischen Werke rühren von den erstern her; die letztern gleichen mehr den Bäumen, welche, einmal klimatisirt, ihren Wuchs nach oben und nach unten treiben.

Der Kanton von Affranville, durch den man zuerst kommt, hat großes Grundeigenthum. Die legitimistischen Wähler des Arrondissements wohnen größtentheils hier. Entlang der Landstraße kreuzen sich die politischen Meinungen, wie früher die Racen, und verschwommen allmählich in einander. Selbst die Landschaft ermangelt eines eigenen Charakters, und die Scene ändert sich mit jedem Schritte. Bald gewahrt man kleine einförmige Ebenen von düsterem Anblick, bald von Schluchten durchzogene Landstrecken, in denen das Wasser keinen Abfluß findet. Von den Thälern dehnen sich einige gegen Süden nach der Seine, andere gegen Westen nach dem Meere aus. Letzteres gewahrt man hie und da in der Ferne, je nachdem der Boden eine Wendung macht. Auf den Höhen findet man nur äußerst selten ein Gebäude. Alle Schlösser sind im neuern Style erbaut, und über die Eigenthümer sind Gerüchte im Umlauf, welche gewaltig gegen die loyalen Sitten des Feudalalters abstechen. Wer Geschmack an anstößigen Erzählungen findet, dem wird der Postillon ohne Aufforderung mittheilen, wie dieser Entsdesitzer sein Vermögen durch Wucher und übertriebene Zinse erworben hat, jener sich durch Lieferungen bereicherte, dieser sich durch ungesetzliche Mittel in den Besitz glänzender Erbschaften setzte, jener durch Prozesse seine Nachbarn zu Grunde richtete. Blickt man um sich, so findet man, daß alle diese niedlichen, reinlichen Hütten, an deren jeder sich der Weinstock bis zum Dach hinaufschlingt, ihr Licht nur durch enge Löcher empfangen, welche dem Fiskus nichts eintragen.

(Schluß folgt.)

Die Provinz Capitanata im Königreich Neapel.

(Schluß.)

Bei der Klemme, in der sich gegenwärtig die Grundbesitzer befinden, ist es aber eine erfreuliche Erscheinung, daß sowohl die Schafheerden, als die Pferderacen sich veredelt haben. Die Merinosschafe, die schon unter Karl III bei uns eingeführt wurden, und neuerdings wieder einen Zuwachs von Spanien erhalten haben, sind unter verschiedenen Heerden vertheilt, weßhalb eine bessere Wolle als früher gewonnen wird. Der Preis derselben stieg im vorigen Jahre auf der Messe zu Foggia beinahe auf 100 Ducati für einen Cantar, was dem größern Verbrauch im Königreich und den starken Nachfragen in London zuzuschreiben ist. Das Erzeugniß der Wolle von den apulischen Heerden stieg im vorigen Jahre auf 80,000 Rubbien. Die Merinos des Jura aber, die vom Fürsten von Sansevero eingeführt wurden, wollten durchaus nicht gedeihen, trotz der sorgfältigsten Behandlung von Seite des Besitzers. Die edlen und feurigen Pferderacen erhalten schönere Formen durch Kreuzung mit ausländischen Hengsten, und unter diesen Racen verdient besonders die in Cerignola benannt zu werden. Bei diesen neuern Fortschritten darf aber nicht verschwiegen werden, daß es uns an Bildungsschulen in der Landwirthschaft noch gänzlich fehlt, und von Seite der Regierung hierin auch keine Schritte geschehen. Hingegen was die Straßen betrifft, so wird es in unserer Provinz immer besser, namentlich wurde in den drei letzten Jahren durch die Thätigkeit des Intendanten Lotti eine Straßenverbindung zwischen den verschiedensten Theilen der Provinz hergestellt. Auch an Verschönerungen der Städte in ihrem Innern fehlte es nicht, Foggia erhielt ein Theater und Sansevero und Lucera folgten diesem Beispiel; ein Waisenhaus wird in Foggia errichtet und die prächtige Kathedrale in Lucera erweitert.

Die Lage der Provinz Capitanata wäre zum Handel äußerst passend, in der Nähe von Triest, dem Stapelort von Deutschland und der Levante, in der Nähe von Ancona, dem Hafenplatz für die Romagna, und nicht entfernt von dem mehr und mehr sich hebenden Venedig. Allein man muß es mit Schande gestehen, die ganze Provinz hat nicht mehr als 14 Schiffe, die zusammen nur 650 Tonnen fassen, und wovon 12 zur Küstenfahrt bestimmt und die andere Hälfte zur Fahrt in die hohe See tauglich ist. Die Ausfuhr aus den Höhen des Gargano besteht in Oel, Orangen, Johannisbrod und Kappern, aus der Ebene des Tavoliere in Getreide und Hülsenfrüchten, und vor Allem in Wolle ins Inland wie ins Ausland. Einen besondern Ausfuhrartikel bilden die Aale (die große Gattung der Capitoni), welche in dem Lago di Lesina und di Varano gefangen und in die Hauptstadt des Reichs jährlich für 16,000 Ducati versendet werden. Große Hülfsmittel für den Handel bietet die Capitanata dar, der die Natur so viele Produkte geschenkt hat; allein der Ackerbau und die Schäferei nehmen die Hände der Bewohner in Anspruch und diese Erwerbszweige sind im Verfall.

Nicht eine einzige Manufaktur von Bedeutung findet sich in der Provinz. In Cerignola wird feine Leinwand, Strümpfe und Tafeltücher gewoben, und in Monte Sant Angelo werden kleine Alabasterarbeiten verfertigt. Dieß ist in dieser Hinsicht Alles.

Ueber den geistigen Zustand der Bewohner läßt sich nicht viel Gutes sagen. Die Foggianer leben mehr dem Vergnügen und der bequemen Muße, als den Wissenschaften und Künsten. Lucera hätte einige wissenschaftliche Anstalten, allein sie werden nicht benutzt. Das alte Troja, das bevölkerte Cerignola, das freundliche Manfredonia bieten keinen Stoff zu Bemerkungen dar, als daß allgemein durch alle Stände eine krasse Unwissenheit herrscht. Noch am ehesten findet sich ein wissenschaftlicher Sinn in Sansevero, wo eine medizinische Schule und ein stark besuchtes bischöfliches Seminar demselben einige Nahrung geben. Unter solchen Umständen ist an die Herausgabe bedeutender wissenschaftlicher Werke nicht zu denken; etwa Topographien, die bloß einen lokalen Werth haben, Vorschläge zu Verbesserung der Schäferei und des Ackerbaues, Uebersetzungen lateinischer Schriften (auch des Heineccius Institutionen fanden einen Uebersetzer an Matthia Spano in Lucera) und einigen Poëmetten — das ist Alles, was die Capitanata aufzuweisen hat. Der Schulunterricht liegt völlig im Argen; nach den Gesetzen sollte in jeder Gemeinde eine Elementarschule gebildet seyn, allein davon findet sich hier keine Spur; wenn auch in den größern Städten solche errichtet sind, so sind die Lehrer völlig unfähige Subjekte. Nur die verschiedenen bischöflichen Seminare, die sich in allen obengenannten Städten finden, mahnen daran, daß die Wissenschaften nicht völlig erstorben sind, obgleich auch in diesen Anstalten der Gebildete nur sehr bescheidenen Forderungen entsprochen sieht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 329. 25 November 1835.

Ausflug nach den Ruinen von Sardes.

(Aus Greece and the Levant. By Rich. Burgess.)

Wir schlugen, so erzählt Hr. Burgeß, nachdem wir in sechs Stunden von Casabah und in 16 Stunden von Smyrna aus den Weg nach den Ruinen von Sardes zurückgelegt hatten, unser Zelt nördlich von der Akropolis am Paktolus auf, über den eine hölzerne Brücke führt, die im Sommer unnöthig ist, da man ziemlich trockenen Fußes über den Bach gehen kann. Als wir an den Ufern desselben in südwestlicher Richtung aufwärts gingen, kamen wir an die Trümmer eines Tempels der Cybele, nur zwei Säulen stehen noch, aber kein Architrav ist darüber, auch das Kapitäl der einen ist etwas verrückt, wahrscheinlich aber wird man jetzt, da alles Metall bereits abgenommen ist, den nackten Stein in Ruhe lassen. Die Schäfte der Säulen bestehen aus mehreren Stücken und der Marmor ist grob; sie sind halb in die Erde gesunken, aber die Kapitäle, als Proben der reinen jonischen Ordnung, gelten mit Recht als die schönsten, welche es gibt. Rund umher liegen Bruchstücke vieler andern Säulen nebst Friesen, Architraven u. dergl. Ein in allen Bauten erfahrener Architekt war der Meinung, es seyen einst siebzehn Säulen auf jeder Seite, und eine doppelte Reihe von acht Säulen in der Fronte gestanden. Die beiden die noch stehen, gehören der innern Ordnung der östlichen Fronte, ich kann aber nicht einerlei Meinung seyn mit dem Reisenden Cockerell, daß das Gebäude unvollendet gewesen sey, weil die Kapitäle allein kannelirt sind. Das Kannelliren der Schafte war gewiß nie beabsichtigt, sonst würde die Kannelirung der Kapitäle die Tendenz zeigen, sich abwärts fortzusetzen, dieß ist aber nicht der Fall, denn diese sind künstlerisch abgeschlossen. Wir verließen diese ehrwürdigen Ruinen, deren Alter man auf 2400 Jahre setzen kann, und die außer einigen Mauerresten an der Akropolis alles sind, was der Zahn der Zeit und die Wuth des Kriegs von dem alten Sardes übrig gelassen haben, und kehrten in östlicher Richtung über die grünen Hügel zurück, welche unter den Steilfelsen der Akropolis liegen; ich entdeckte unter denselben die Spuren eines Stadiums, das ich auf 1800 Fuß Länge und 360 Fuß Breite schätzte, aber von einem Theater konnte ich keine sichern Spuren entdecken, und doch soll Antiochus die Akropolis von der Seite des Theaters her erstiegen haben.

Als ich mich südwärts wandte, kam ich bald zu den großen Ruinenhaufen, die von den minder alten Gebäuden von Sardes herrühren; sie liegen meist südwestlich und südlich von der Akropolis. Die größten Trümmer gehören einer Periode, welche vergleichungsweise wenig Interesse darbietet, und scheinen meist Vertheidigungsbauten gewesen zu seyn, die aus dem Material der ältern Stadt errichtet wurden. Die steilen Abhänge des Akropolisbergs sind in ihren tiefen Theilen mit Mauern besserer Art unterbaut; sie reichen bis in das Zeitalter Julians zurück, und Chrysanthius *) mag an ihrem Bau wohl Antheil gehabt haben. Ich setzte meinen Weg um die Akropolis fort bis zu den Trümmern zweier Kirchen, die aus demselben Zeitalter zu seyn scheinen, da sie aus ganz gleichartigem Material erbaut sind: die eine zunächst der Akropolis soll der Panagia, die andere dem heiligen Johannes gewidmet gewesen seyn. Von der ersten stehen noch vier Pfeiler im rechten Winkel gegen einander, welche einen Theil des Schiffs gebildet, und das Gewölbe getragen haben müssen; die untern Theile sind von Stein- und Marmorblöcken, den Trümmern anderer Gebäude, und diese Materialien sind in solcher Menge gebraucht, daß dieß Gebäude höchst wahrscheinlich nach der Zerstörung der heidnischen Tempel errichtet wurde: die Regierung von Theodosius oder selbst Justinian möchte kein zu neues Datum seyn. Die Bruchstücke zeigen jedoch eine so rohe Art von Skulptur, daß sie kaum in die zwei ersten Jahrhunderte des Römerreichs fallen können. Die Trümmer der zweiten Kirche sind von kompakterem Bau, und wie beim ersten sind die untern Theile von Stein oder Marmor, der obere aber zum Ausfüllen von Backsteinen. Zudem sind die Ruinen viel vollständiger und auch noch Ueberreste einer Mauer vorhanden, die einen viereckigen ohne Zweifel geweihten Raum einschlossen. Der Boden schien mir sumpfig und zu gewissen Jahreszeiten auch ungesund, gehörte indeß zu den wenigen Stellen, die angebaut waren.

Von den Ruinen der Kirche des heiligen Johannes ging ich, dem Bache Hermus folgend, gegen den Paktolus nach den weiten Trümmern der sogenannten Gerusia oder des Hauses von Crösus. Dieses Gebäude war solid nach einem regelmäßigen Plane aufgeführt, den man größtentheils noch verfolgen kann; die

*) Der Lehrer des Kaisers Julian, und als Oberpriester nach Lydien gesendet, um zur Unterdrückung des Christenthums mitzuwirken.

Digitized by Google

Mauern sind dick, aus Backsteinen aufgeführt, augenscheinlich von römischer Arbeit und aus keiner späten Zeit: vielleicht nach dem Erdbeben unter Tiberius aufgeführt. Die westliche Seite ist ganz zerstört, aber ein viereckiger Hof, der mir das Centrum des Ganzen scheint, führte auf beiden Seiten nach einem Zimmer, wovon jedes gegen Außen abgerundet ist. Weiter hin ist ein langer eingeschlossener Raum, länger als die beiden Zimmer und der Hof mit einander, und es ist schwer dem Ganzen einen andern Zweck unterzulegen, als daß es ein Bad gewesen; da der Bau römisch ist, so enthielt er wohl, wie die „Thermä" in Italien, Plätze für körperliche Uebungen und öffentliche Lustbarkeiten.

Der Berg Tmolus erhebt sich hinter dem Hügel der Akropolis, und derjenige Theil der letztern, welcher gegen den Tmolus zu liegt, ist so schroff und steil, daß Crösus nicht daran dachte, diesen Theil bewachen zu lassen, als Cyrus seine Hauptstadt belagerte. Der Hügel stellt sich in der Ferne als ein Dreieck dar, und der Gipfel endigt beinahe spitzig. Gleich der ganzen westwärts sich ausdehnenden Kette ist er seltsam gebrochen, so daß es schwer ist einen Weg zu finden, der nach der Spitze führt. Das Interesse, welches Herodots erstes Buch an dieser Stadt erweckt, der Ruhm ihrer zahlreichen Dynastien, das Gold des Paktolus, die Thaten von Cyrus und Alexander regen so manche klassische Erinnerungen an, daß man mit seltsamen Gefühlen auf diesem Boden umherwandert.

Bearbeitung der Kohlenbergwerke in England.

(Fortsetzung.)

Die Ausbeutung einer Kohlenmine erfordert ausgedehnte Kenntnisse und eine lange Uebung. Manchmal wurden bei Aufsuchung einer Schichte 50,000 Pf. St. rein umsonst ausgegeben, ein Unfall, der hauptsächlich dem Mangel an Kenntnissen von Seite des Direktors der Arbeiten beizumessen ist. Die Bohrung des Schachtes allein kostet 100 bis 150,000 Pf. St. Ist das Lager aufgefunden, so stellt man am Eingang eine Dampfmaschine auf, um theils das Wasser, das sich beim Graben ansammelt, theils die Erde heraus zu schaffen. Man bemerkt die kleinsten Umstände, man mißt genau die Wassermasse, auf die man stößt, so wie deren Geschwindigkeit, und trägt zugleich Sorge, die Spalten zu verstopfen, durch welche das Wasser infiltrirt. In dem Maße, als man weiter gräbt, werden die Wände mit starkem Mauerwerk aus Backsteinen verkleidet; diese Arbeiten sind ungeheuer: zu South Hetton hat der Schacht 1080 Fuß Tiefe. Die Arbeiter sind fortwährend der Gefahr ausgesetzt, durch die Entwicklung böseartiger Gase erstickt, durch Wassereinbrüche ersäuft oder durch herabfallende Steine erschlagen zu werden. Namentlich das entzündliche Gas würde große Unfälle veranlassen, wenn man es sich anhäufen ließe; um dieser Gefahr vorzubeugen, wird vermittelst Feuern, die einen Luftzug unterhalten, eine angemessene Ventilation bewirkt.

Während man den Schacht gräbt, werden die zur Ausbeutung der Mine nöthigen Gebäude und Maschinen errichtet; man baut um die Mündung her eine Platform, Bank genannt, auf der man die herausgeschafften Kohlen in Empfang nimmt; man stellt die Dampfmaschinen auf, welche das Wasser heraus pumpen und die Körbe mit Kohlen emporheben sollen, man baut Schleifwege, um die Kohlen nach dem nächsten Hafen oder Fluß zu schaffen, und Häuser, um die Angestellten und Arbeiter unterzubringen. Wenn alle diese Vorarbeiten unter Aufsicht der Ingenieure beendigt sind, bestimmt man einen Tag, um den ersten Korb auf die Bank zu heben. Dieß ist ein großes Fest: der erste Korb mit Blumen geschmückt, mit Wappen und Inschriften bedeckt, erhebt sich langsam, wird beim Herauskommen aus dem Schacht mit lärmender Musik und von dem Freudengeschrei aller Anwesenden empfangen, und der Unternehmer trägt durch seine Freigebigkeit dazu bei, das Fest und die Freude zu erhöhen und zu verlängern.

Sonst geschah das Herausschaffen durch Menschen oder Pferde; im J. 1680 wandte man hydraulische Maschinen an, jetzt bedient man sich der Dampfmaschinen. Die zu South Hetton ist zu 300 Pferdekraft; sie schöpft das Wasser aus, das sich in dem Schachte sammelt, und gießt es in ein Reservoir, aus dem die Kessel versorgt werden. Ueber dieser Hauptmaschine befinden sich zwei andere, jede von 90 Pferdekraft, um die Kohlenkörbe heraus zu holen, und die Arbeiter in den Schacht hinabzulassen. Diese Operation geschieht vermittelst flacher endloser Ketten, die sich auf Walzen auf- und abrollen. Die zur Heraushebung der Kohlen bestimmte Kette hebt und senkt sich mit einer erstaunenswerthen Schnelligkeit, und stets hebt sie Menschen, Kohlen, Geräthe und Holzwerk mit empor.

Wenn man einige hundert Fuß in die Tiefen der Erde hinabgestiegen ist, stößt man auf eine horizontale Aushöhlung, die 8 Fuß hoch und 14 Fuß weit ist; wenn aber zufälligerweise diese ungeheuren Höhlungen durch die Entzündung des fire dump (entzündliche Luft*) erhellt werden, bieten sie ein außerordentliches Schauspiel dar: die Alarmglocke tönt, und alle Arbeiter verlassen plötzlich ihre Geschäfte. Glücklich wer noch der Gefahr entkommen kann.**) Die Sicherheitslampen geben nur eine bleiche Helle, die kaum genügt, um die Gegenstände zu unterscheiden, indeß sieht man doch die Minengräber zu zwei und zwei arbeiten. Sie machen Höhlungen von 12 Fuß auf jeder Seite, und lassen dazwischen eine Masse von gleicher Dicke stehen, um das Gewölbe zu stützen. Um die Kohlen loszumachen, isoliren sie eine Masse von 11 Fuß Länge und 6 Fuß Höhe, deren Grundlage sie dann in der Art untergraben, daß sie solche in einer Höhe von drei oder vier Fuß vom Boden losmachen; widersteht die Masse noch

*) In der Bergmannssprache feurige Schwaden, schlagende Wetter genannt.

**) Diese Explosionen der entzündlichen Luft sind ziemlich häufig und sehr gefährlich, da nach den Berichten der Coroners von 1812 bis 1834 nur durch diese einzige Art von Unfällen 1025 Minenarbeiter umkamen. Die Regierung hat einen Preis ausgesetzt für die Verbesserung von Davy's Sicherheitslampe, und die Herren Upton und Robert scheinen das Problem gelöst zu haben: ihre Lampe hält völlig die Flamme zusammen, wenn sie auch einer heftigen Strömung von Kohlenwasserstoffgas und atmosphärischer Luft ausgesetzt ist. Davy's Lampe hielt bei der mindesten Oscillation, namentlich wenn die feurigen Schwaden sich zu verbreiten begannen, die Flamme nicht mehr zusammen.

Digitized by Google

immer, so machen sie ein Loch hinein, und sprengen mit Pulver, das sie vermittelst eines Laufpulvers entzünden. Ist die Kohle auf diese Weise los gemacht, so bringt man die Körbe auf vierrädrigen Gestellen herbei, auf denen man sie auch unter den Schacht führt, wo sie an die Kette befestigt werden, und nach 3 Minuten auf der Bank anlangen. Hier werden die Körbe von andern Arbeitern in Empfang genommen, die sich versichern, ob gut gemessen ist, und die Anzahl der empfangenen Körbe in ein Buch eintragen. Die auf der Bank angekommenen Kohlen unterliegen einer letzten Operation, nämlich der Sortirung: die Stücke werden je nach ihrer Größe abgetheilt, und erhalten nach Maßgabe ihrer Bestimmung verschiedene Namen. Man ladet sie dann auf Wagen, die gewöhnlich 100 Ctr. führen.

Die wichtigste Operation für einen Mineneigenthümer ist der Transport, und er thut, was in seinen Kräften steht, um ihn möglichst wohlfeil zu machen, denn diese Ausgabe beträgt, wie wir später sehen werden, das Fünffache der Ausbeutungskosten. Zu diesem Ende läßt er eine Straße, gewöhnlich einen Schleifweg bauen, der nach dem nächsten Hafen oder Fluß führt, und die Besitzer von Kohlenbergwerken, die sich in großer Entfernung vom Meere oder einem Flusse befinden, nehmen keinen Anstand, 4 bis 500 Pf. St. jährlich für das Recht der Ueberfahrt über Privatbesitzungen zu zahlen, nur damit Umwege vermieden werden.

Der Distrikt der Kohlenminen im Norden ist von drei bedeutenden Flüssen: der Tyne, dem Wear und der Tees durchschnitten. Die erstere ist bei weitem die wichtigste; sie ist dreißig Meilen von der Mündung aufwärts schiffbar, ihre Ufer sind mit Eisenbahnen bedeckt die nach Kohlenminen führen, und auf denen man fortdauernd Züge von 10 bis 30 Wagen sieht. Die bewegende Kraft ist je nach der Art des Bodens und seiner Neigung verschieden: auf einem fast horizontalen Wege werden sie mit Schrecken erregender Schnelligkeit von einer Dampfmaschine fortgezogen; ist der Abhang fortlaufend, so geht der Zug vermöge seines eigenen Gewichts vorwärts, und zieht zu gleicher Zeit die entladenen Wagen rückwärts. Ist ein Abhang zu ersteigen, so wird der Zug vermittelst eines auf dem Höhepunkt angebrachten Mechanismus weiter gezogen; die kleinen und die an der Küste liegenden Etablissements wenden nur Pferde an.

Beim Ausgang der Eisenbahn und oberhalb des Flusses ist eine Plattform erbaut, die man staith nennt: hieher führt man die beladenen Wagen, und stellt sie auf eine Fallthüre, die sich mit dem Wagen auf das unterhalb befindliche Schiff senkt. Hier zieht man den Boden des Wagens weg, so daß die Kohlen in den Schiffsraum fallen. Um diese Operation zu beschleunigen, gibt man dem Wagen die Form einer umgestürzten Pyramide, und das Innere ist mit glattem Eisenblech beschlagen, um den Fall der Kohlen zu erleichtern. Zwei an der Maschine angebrachte Gegengewichte regeln das Sinken des Wagens und heben ihn wieder, wenn er leer ist. Diese sehr einfache und sehr sinnreiche Art die Schiffe zu beladen, ist nicht die allein angewandte, man bedient sich auch einer Art längern oder kürzern Schlauchs, der von der Fallthüre in das Schiff führt. Manchmal hat dieser Schlauch nicht weniger als 40 Fuß Länge. Um die Heftigkeit des Falls von dieser Höhe herab zu vermindern, bringt man am untern Theile des Schlauchs eine zweite Fallthüre an, welche die Gewalt des Sturzes bricht, und die Kohlen ins Schiff fallen läßt, ohne es zu beschädigen.

Manchmal sind alle diese angegebenen Mittel ungenügend, denn es kann vorkommen, daß der Fluß nicht Wasser genug hat, um den Schiffen zu gestatten, bis unter den Staith zu kommen. Ein andermal wollen die Besitzer des Uferlandes nicht die Fahrt über ihren Boden gestatten. Ein noch größeres Hinderniß ist die Brücke über die Tyne zu Newcastle, welche die Kohlenschiffe hindert, höher hinauf als bis zur Stadt zu fahren; in diesem Falle sind die oberhalb der Brücke gelegenen Kohlenminen genöthigt, trotz der Eisenbahnen und der Staiths, eine gewisse Anzahl Nachen, Keels genannt, anzuwenden, um die Kohlen nach den Schiffen zu führen. Man kann sich nichts Thätigeres, Aufgeweckteres denken, als diese Keelmen, die 15 bis 18 Stunden täglich arbeiten, ohne auszusetzen, und sie zuerst sind auf den Gedanken gekommen, einen gemeinsamen Fonds zu bilden, aus dem sie das sogenannte Keelmen's Hospital unterhalten, wo 50 alte Leute beiderlei Geschlechts ein ruhiges Unterkommen finden.

Dieß ist eine allgemeine Uebersicht der Hauptarbeiten bei der Kohlenausbeutung in England, die über 200,000 Menschen beschäftigt, und jährlich einen Ertrag von 9 bis 10 Millionen Pf. Sterling liefert.

(Schluß folgt.)

Wirkungen der Erdbeben auf die Strömungen des Meeres.

Vor einiger Zeit scheiterte an der Küste von Südamerika das Schiff der Challenger, und Kapitän Seymour ward, wie in solchen Fällen gebräuchlich, vor ein Kriegsgericht gestellt, um zu erfahren, in wie weit er durch Nachlässigkeit das Unglück verschuldet habe oder nicht. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Kriegsgericht ein Brief des Kapitän Fitzroy mitgetheilt, der genaue Beobachtungen enthält über die Veränderung der Strömungen und deren oft ganz umgekehrte Richtung an der Westküste von Südamerika nach den zahlreichen Erdbeben, die in jenem Erdstrich vorkommen, da es ganz gewiß ist, daß von der Mitte Februars an kein Tag verging, ohne daß irgend eine Bewegung an dem einen oder dem andern Orte verspürt wurde. Auch wurde das Zeugniß des Kapitäns der schwedischen Brick Aurora von Commodore Mason mitgetheilt, aus dem sich ergibt, daß er weit vom Lande entfernt zu seyn glaubte, als er mit einem Mal durch zwei von dem Challenger am Morgen nach dem Scheitern abgefeuerte Kanonenschüsse von der Gefahr seiner Lage unterrichtet wurde. Ferner geht aus dem Spruche des Kriegsgerichts hervor, daß der Verlust des Schiffs durch eine ungewöhnliche und unerwartete Strömung veranlaßt wurde, welche zwischen dem 17 Mai Mittags bis zum 19 desselben Monats, wo das Schiff scheiterte, eintrat, und dasselbe 60 Meilen weiter gegen Nordwesten führte, als es aller gewöhnlichen Berechnung nach hätte kommen sollen.

Digitized by Google

Ausflug von Dieppe nach Havre.

(Schluß.)

Die älteſten Eroberungen in dieſem Lande ſcheinen die der Kirchen zu ſeyn. Nicht leicht ſieht man eine Baumgruppe, aus deren Mitte ſich nicht die Spitze eines Kirchthurms erhebt; neben dem Thurme befindet ſich ſtets eine Kirche oder eine römiſche Kapelle, wo die zu ſpät gekommene gothiſche Baukunſt nirgends mehr angebracht werden konnte, als an den äußern Ornamenten. Beinahe alle dieſe Gebäude, die Abtei von Fécamp, die Kirche von Montvilliers, der Kirchthurm von Harfleur ſind heutzutage nichts Anderes mehr als Steine ohne Kitt, oder was noch bekannter iſt, Gewölbe, welche eine unwiſſende Geiſtlichkeit geſchmacklos angeſtrichen hat.

Der Typus der Race aus der Umgegend von Caux hat noch ſchneller ausgeartet als die Gebäude der Geiſtlichkeit. Zwar hat dieſe Race ihre runden Formen beibehalten, wodurch ſie ſich von den eckigen Celten unterſcheidet, was aber iſt aus dem friſchen Blute, aus dem reinen Profil geworden? — Wo findet man heutzutage noch jene maleriſche und ſtolze Kleidung? Die Revolution hat ſowohl die Racen, als die Koſtüme und die Geſetze nivellirt.

Die Straße von Dieppe nach Havre bildet eine Linie, die ſich häufig unter einem ſtumpfen Winkel bricht, wobei ſich die Spitze bald nach dem Ufer, bald nach dem angebauten Lande kehrt. Je mehr man ſich dem Meere nähert, deſto einſamer wird die Gegend, deſto mehr nimmt die Bevölkerung ab. St. Valery, obgleich es einen Hafen und einen Gerichtshof hat, iſt nichts als ein Marktflecken von 200 Feuerſtellen. Caux, der Hauptort eines ackerbautreibenden Kantons, hat 12 Mühlen an einem elenden Bache, und einen Markt, zu dem ſich die Bauern der Umgegend herbeidrängen. Fécamp, ein anderer Hafen dieſer Küſte, gilt für eine Art von Handelsſtadt, auch findet man eine Runkelrüben-Zuckerfabrik und einige Oelmühlen daſelbſt. Uebrigens iſt Fécamp in der Geſchichte berühmt. Seine Aebte waren in der Umgegend lange vor Englands Eroberung durch die Normannen mächtig, und Wilhelm erbaute hier zum Dank für ſeinen Sieg eine prachtvolle Kirche, die er mit reichen Beſitzungen dotiren wollte. Aber weder Handel, noch Alterthümer fallen heutzutage dem Reiſenden ins Auge. Ein Hohlweg, den dichte Hecken einſchließen, führt nach Fécamp hinab. Der Hafen wird durch eine ſeiner eigenen Biegungen verdeckt; dadurch theilt ſich die Straße in zwei Theile, von denen ein Theil an der großen Straße liegt, während der andere nur aus wenigen Häuſern beſteht. Beim Eingang gewahrt man eine Art von Kapelle, die allein noch an die alte Zeit erinnert. Die Häuſer ſind aus Backſteinen und ſchwarzen Kieſeln erbaut, was zwar hübſch ins Auge fällt, aber durchaus nichts Hiſtoriſches hat. Die Kathedrale iſt durch die neuern Veränderungen abſcheulich entſtellt. Die Heiligen, Chriſtus und Gott Vater ſind mit Oelfarben angeſtrichen.

Jenſeits Fécamp iſt der Boden weniger durchſchnitten und die Landſchaft minder öde. Die Straßen ebnen und vervielfältigen ſich, die Thäler werden offener und die Dörfer liegen näher an einander. Auf den Feldern und Fußwegen ſieht man mehr Menſchen und Heerden. In der Nähe der Wohnungen hört man die Räder der Manufakturen, und auf dem Wieſengrunde ziehen ſich weiße Streifen von Leinwand hin.

In dem kühlen Thale von Montvilliers vereinigen ſich drei Bäche, ehe ſie Harfleur erreichen. Montvilliers iſt der Vergnügungsort von Havre. Man findet nur ſo viel Gewerbe daſelbſt, als zur Belebung der Landſchaft nöthig iſt; die Hüttenwerke ſind nicht zahlreich genug, um das klare Waſſer, das durch deſſen Straßen läuft, zu trüben. Die ſanft abfallenden Hügel ſind von Gehölzen und Wieſen durchzogen, und gleichen einem engliſchen Garten. Weiße Häuſer mit grünen Jalouſien ziehen ſich der Straße entlang bis nach Harfleur. Hier erwartet den Reiſenden eine zauberiſche Scene: er befindet ſich in dem geſchleiften Umfange jener Feſtung, welche 400 Einwohner mit Hülfe der Sachſen aus der Provinz Caux im Jahre 1655 den Engländern wieder abnahmen. Vor ſeinen Augen dehnt ſich die unermeßliche Waſſerfläche aus, welche die Seine nach dem Meere wälzt. In der Entfernung ſieht man die Felſen von Calvados, und noch weiter zurück die Küſte von Harfleur; zur Rechten, am Fuße des Abhangs von Ingouville, liegt Havre mit ſeinen zahlreichen Schiffen und Baſſins, die gleich Kanälen ſich in die Stadt hinein erſtrecken.

Seit ſich das Meer von der Küſte zurückgezogen hat, liegt der Hafen von Harfleur trocken und iſt heutzutage eine Wieſe; dagegen hat ſich ſeit jener Zeit der Hafen von Havre gebildet, an deſſen Stelle ſich früher ein Weiler befand. Noch auffallender iſt die Verſetzung der Thätigkeit, welche ſeit zwei Jahrhunderten im Thal der Seine ſtattgefunden hat: Louviers wird paralyſirt durch Elbeuf, Caudebec hat ſeine Hutfabriken verloren; was Gretot früher war, iſt jetzt Bolbec. Harfleur, das früher mit dem Orient, mit Spanien und Portugal Handel trieb und berühmte Tuchfabriken hatte, iſt heutzutage auf eine Zuckerraffinerie und einige Lohgerbereien beſchränkt. Harfleur, von wo jährlich 500 Schiffe zum Sklavenhandel, zum Stockfiſchfang und zum Transport von Salz und Lebensmitteln nach den Kolonien ausliefen, hat jetzt auch noch ſeinen letzten Gewerbszweig, den Häringsfang, verloren. In allen dieſen ſekundären Punkten erſetzen jetzt Reiſende den Zug der Waaren. Caudebec und ſeine Umgebungen, Lillebonne, St. Wandrille, Jumièges, werden ſowohl von Künſtlern als von Alterthumsforſchern beſucht. Jeden Tag trägt ein Dampfſchiff gegen 200 Reiſende von Havre nach Harfleur, und doppelt ſo viele gehen täglich nach Rouen und der obern Seine ab. Im Frühjahr und im Sommer bilden Harfleur, Graville und Ingouville nur eine Straße bis nach Havre, die von 15 zu 15 Minuten von öffentlichen Wagen durchzogen wird. Jeden Abend wird dieſe lange mit Boutiquen verſehene und halb beleuchtete Straße durch die Matroſen und Arbeiter von Havre überſchwemmt, welche die Stadt weder zu faſſen, noch zu unterhalten vermag. Aufmerkſam gruppiren ſie ſich um einen Taſchenſpieler oder um eine herumziehende Lotterie; ſie füllen die Läden der Bäcker, die Gartküchen und die Schenken. Junge Mädchen, die Gegenſtände des Putzes feilbieten, fehlen nicht; Kinder laufen lärmend hin und her, ohne ſich um die Wagen zu bekümmern, welche die dichten Haufen langſam durchziehen. An den Thoren der Stadt wird das Gedränge immer dichter; hier ſteht man hinter einander aufgereiht, wie vor den Theatern der Hauptſtadt, bis es einem nach manchen Stößen und Quetſchungen endlich gelingt, ſich durch das Thor zu drängen.

Ein engliſches Blatt berechnet die Widerſtandskraft des Wallfiſches in folgender Weiſe. Wenn der Wallfiſch von der Harpune getroffen wird, taucht er in perpendikulärer Richtung unter, und die Länge der Leine, die dadurch abgerollt wird, hält Kapitän Scoresby für ein ziemlich gutes Maß der Tiefe. Nach dieſer Regel kann man ſchließen, daß der Wallfiſch oft fünf bis ſechstauſend Fuß tief untertaucht, in welcher Tiefe der Druck von 1¼ Tonne auf jedem Quadratzoll laſtet; multiplizirt man dieß mit der Oberfläche des Thieres, das eine Länge von 60 bis 200 Fuß hat und verhältnißmäßig breit iſt, ſo kommt die faſt unglaubliche Summe von 720,000 Tonnen heraus.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 330. 26 November 1835.

Gran Sasso d'Italia.

(Nach einem Briefe in dem Journale il progresso delle scienze lettere ed arti. Napoli. Quaderno XVIII. von Pasquale de Vigiliis.)

Bei meiner letzten Anwesenheit in Teramo entschloß ich mich, mit einem Freunde von Loreto den Gran Sasso d'Italia, der südlich von jener Stadt in majestätischer Höhe sich aufthürmt, zu besteigen, ohne auf die verschiedenen Einwendungen unserer Bekannten und auf die etwaigen Gefahren zu achten. Um vier Morgens den 30 Julius 1834 brachen wir von Teramo auf, in der Richtung von Isola, einem der nächsten Orte am Gran Sasso. Wir langten über Montorio um neun Uhr in Tossicia, dem Bezirksort an, und nachdem wir einige Stunden gerastet hatten, und sich ein Freund von Tossicia an uns angeschlossen hatte, ward Abends um 6 Uhr Isola erreicht, alle drei frohen Muthes, so nahe am Fuß des Berges zu seyn.

Isola mit 800 Einwohnern ist zwölf Miglien von Teramo entfernt, und hat daher seinen Namen, weil es von zwei Waldströmen, Mavone und Ruzzo umgeben wird, welche von dem Schneewasser des Gran Sasso und der andern nahen Berge gebildet werden, und über welche zwei sehr feste, alte Brücken führen. Die beiden Waldströme vereinigen sich östlich vom Orte und ergießen sich in den Romano, der nicht fern von Isola reißend dahinströmt. Der Ort liegt höchst romantisch im Hintergrund des großen Thales, das ringsum die höchsten Berge der Appeninen umgeben, der Fano Adriano, Intermesoli, Gran Sasso, Tre Torri, Vado, Pagliare und Castelli. Das Klima im Thale ist gemäßigt und fruchtbar an Lebensmitteln aller Art. Der Himmel war rein, und Alles schien uns für morgen einen schönen Tag zu versprechen. Nachdem wir uns hinreichend erquickt hatten, machten wir auf starken, wohlgeübten Maniesein, jeder von uns mit einem Führer versehen, der um den Weg zu erhellen eine brennende Fackel trug, um Mitternacht auf den Weg, und schlugen die Richtung von Forca di Valle ein, als die weniger gefährliche Seite, um den Gran Sasso zu ersteigen.

Von Isola nach Morgone, wo jede Kultur und jedes Wachsthum aufhört und der reine, nackte Felsen anfängt, wären es in gerader Linie nur fünf Miglien, wenn die Wendungen, die der Weg nimmt, die Entfernung nicht verdoppelten. Die anbrechende Morgenröthe fing an uns einen wundeeschönen Horizont zu erleuchten, als wir eben Forca di Valle durchritten hatten, ein kleines Dorf, längs des Berges gleiches Namens gelegen, bewohnt von wenigen Familien, und von Isola nicht mehr als drei Miglien entfernt. Den Aufgang der Sonne sahen wir an der Stelle des Gebirges, welche forca del laghetto della macchia di Cerchiara genannt wird, einer kleinen Ebene, in Form eines Thales, die von Morgone nicht mehr als eine Miglie entfernt ist, und in deren Mitte sich ein Sumpf befindet, an den die Hirten dieser Berge ihre Heerden zur Tränke führen. Hieher gelangten wir zu Fuß, wegen der Gefahr, der wir sonst auf den schmalen Fußpfaden ausgesetzt gewesen wären, neben welchen sehr tiefe Abgründe sich öffneten. Hier, um mich der Ausdrücke des Orazio Delfico, der im Jahre 1794 zuerst die Höhemessung des Gran Sasso angestellt hat, zu bedienen, hier sah ich die Basis des Berges mit der schönsten und kräftigsten Vegetation in alten Wäldern und auf lieblichen Wiesen umgeben, die in reizendem Wechsel von hellgrün und dunkelgrün das Auge ergötzte, und wenn ich den Blick erhob, so stellte sich mir der Berg in seiner ganzen Höhe dar, nackt, ohne alle Vegetation, zerrissen und gespalten im Lauf der Jahrhunderte, während welcher er das Spielwerk der wüthenden Elemente war, und es schauderte mich im Innern, wenn ich die Risse betrachtete, welche ihm Ueberschwemmungen und Erdbeben in den Seiten beigebracht haben, wie sie ihn beinahe senkrecht durchschnitten und bloß solche Spitzen gelassen haben, daß nur die Bewohner der Luft eine Ruhestätte finden können. Nach einer halben Stunde Wegs kamen wir auf die Spitze des Bergs Arapietra, und dann nach Morgone, welches nichts Anderes ist, als eine Felsenader in der Mitte einer kräuterreichen Wiese, an der die steilste Seite des Corno piccolo hinanfragt. Hier ließen wir die Maulthiere auf der Weide, und als wir die Mäntel, deren wir uns bisher wegen der kühlen Luft bedient hatten, abgelegt, bereiteten wir uns zu der mühsamen Wanderung, die ohne allen Fußpfad beinahe senkrecht begonnen werden mußte, vor uns und über uns die größten Felsenmassen, und Eis- und Schneeblöcke ohne Ende. Die erhabene Ansicht des Gran Sasso verliert man von Isola her nicht aus den Augen, daher konnten wir wohl die kleinen Wolken beobachten, die von Zeit zu Zeit aus diesen Abgründen sich erhoben, aber sich auch bald wieder verloren; einigemal wollte uns diese Beobachtung in unserm Plane irre machen, denn nichts ist in diesen Gebirgs-

Digitized by Google

gegenden so schrecklich und gefährlich, als Regen und Hagel; allein beruhigt durch unsere Führer und durch das plötzliche Entstehen und Verschwinden dieser Wolken, verfolgten wir ruhig unsern Weg, näherten uns auf einer Anhöhe dem nackten Felsen, und hatten bald den untersten Abhang dieses ungeheuren Gran Sasso betreten, der überall als ein wahres Wunder der Natur bekannt ist.

Es wird dieser Berg Gran Sasso genannt, weil er aus einer einzigen Masse von Kalkfelsen von der Hälfte seiner Höhe an bis zur höchsten Spitze besteht, und weil er von keinem Berg der Appenninen übertroffen wird, wenn man nicht etwa den Aetna als eine Fortsetzung dieses Gebirges betrachten will, der mehr als 10,000 Fuß über dem Meere erhaben ist. Der Gran Sasso bildet einen Theil derjenigen Appenninen, welche die Abruzzen durchziehen, und gehört gerade zu den Bergen, welche die Provinz Abruzzo ulteriore I von dem ulteriore II trennen; und obgleich er vom adriatischen Meere mehr als 30 Miglien entfernt ist, so erscheint diese Entfernung dem der von seiner Spitze herabschaut, doch nicht so groß, im Gegentheil man meint, das Meer bespüle seinen Fuß. Alle Geographen stimmen darin überein, daß der Gran Sasso der höchste Punkt der Appenninen ist, dessen ungeachtet versichern einige Abruzzesen, und namentlich die, welche den Monte Majella in der Provinz Abruzzo citeriore bestiegen haben, daß der Monte Amaro, welcher der höchste Gipfel der Majella ist, sich noch über den Gran Sasso erhebe, allein diese Behauptung ist ohne allen Grund, denn der einzige, der für den Monte Amaro eine Höhenbestimmung angibt (eine Messung übrigens, welche, wie ich glaube, nicht in Wirklichkeit gemacht wurde), ist Van der Maelen in Brüssel in seinem allgemeinen Atlas, und dieser setzt die Majella unter den Gran Sasso. Zu verwundern ist jedoch, daß bis jetzt bei den raschen Fortschritten aller Wissenschaften die Höhe eines der erhabensten und majestätischen Berge der Appenninen noch nicht gemessen worden ist; es wäre wohl an der Zeit, daß statt über die Höhe beider Berge auf den Grund unsicherer Angaben hin zu streiten, einer der entschiedenen Anhänger der Majella sich entschlösse, eine genaue Messung vorzunehmen, und so auf Einmal den Vermuthungen ein Ende zu machen. Nach der barometrischen Messung des Delfico hat der Gran Sasso eine Höhe von 9577 par. Fuß über der Meeresfläche, nach der von dem Dänen Schouw 9000 Fuß und nach der von Perrot 2902 Metres. Die Schneemassen der obersten Ebene des Berges, wie die in den Abgründen seiner Abhänge sind ewig und von ziemlicher Ausdehnung. Seine Gestalt ist sonderbar; von Osten gesehen stellt er sich dem Auge wie ein Horn dar, weßhalb die Bergbewohner jener Gegend ihn auch Monte Corno nennen; von Westen sieht er wie ein Kegel aus, von Süden wie eine Pyramide, die an ihrer Spitze abgeschnitten ist, und von Norden her hat er eine Form, die ich nicht zu benennen weiß, die aber mit den so eben genannten Formen nichts gemein hat. Von der Seite, wo wir hinaufzusteigen uns vorgenommen hatten, ist die Mitte getheilt, und es stellten sich unserm Blicke zwei ungeheuer hohe Felsen dar, und in ihrer Mitte ein Riß oder Thal; der Grund dieses Thales ist mit Blöcken angefüllt, die von den zwei großen Felsen sich losgerissen hatten, und hier nun aufgehäuft liegen, und die Seiten des Thales werden von abschüssigen Vorsprüngen und von sich aufthürmenden Felsenmassen gebildet, schauervoll zum Anschauen und unmöglich zum Ersteigen. Die zwei Felsenmassen werden die eine Corno grande, die andere Corno piccolo genannt, und der Riß in der Mitte das Valle di Corno.

(Schluß folgt.)

Bearbeitung der Kohlenbergwerke in England.

(Schluß.)

Die reichsten Kohlenminen Englands liegen im Norden, und nehmen ganz oder zum Theil die Grafschaft Northumberland, Durham, York, Nottingham, Derby, Stafford, Lancaster und Cumberland ein. Die Lager der Grafschaft Cumberland haben 2 bis 9 Fuß Dicke, die nördlichern nicht über 7 Fuß, eine in der Grafschaft Stafford aber nicht weniger als 30 Fuß. Dieses merkwürdige Kohlenlager hat 7 engl. Meilen Länge und 4 Meilen Breite; man beutet jedoch auch manchmal Lager aus, die nicht mehr als 12 bis 18 Zoll Dicke haben. Die schottischen Minen liefern eine vortreffliche Kohle, die zwar nicht so viel Wärmestoff entbindet, wie die von Newcastle, aber sie klebt nicht so wie diese letztere, brennt bei schwachem Luftzug und gibt ein sehr helles Licht. Die Minen von Newcastle liefern die Luxuskohlen, die größtentheils zu London verbraucht werden. Die Insel Anglesea, die Grafschaften Warwick, Flint, Shrop und das Fürstenthum Wales liefern gleichfalls sehr bedeutende Quantitäten Kohlen. Die von Wales enthalten sehr wenig flüchtige Theile, greifen die Kessel nur unmerklich an, und fallen leicht durch den Rost, weßhalb sie für die Dampfschiffe sehr gesucht sind. Auf die verschiedenen Arten von Kohlen können wir nicht eingehen, denn ihre Unterschiede sind nicht charakteristisch genug, und übrigens nur den Leuten vom Fache bekannt. Man rechnet, daß die jetzt in Großbritannien ausgebeuteten Minen siebzig Arten von Kohle liefern; Newcastle allein sendet fünfundvierzig verschiedene Sorten Kohle nach London.

Man weiß nicht genau, in welche Zeit die Ausbeutung der englischen Kohlenlager hinaufreicht, behauptet jedoch, daß die Römer, welche 400 Jahre lang die Herren von Großbritannien waren, die Steinkohlen oder wenigstens deren Nutzen nicht kannten. Man gründet diese Meinung darauf, daß die Römer kein Wort hatten, um die Steinkohlen zu bezeichnen, obwohl sie das allgemeine Wort carbo besaßen. Wie dem auch seyn mag, die Sachsen kannten den Gebrauch der Steinkohlen recht gut, aber sie benützten sie wenig, da sie es einfacher und minder kostspielig fanden, das Holz der unermeßlichen Wälder, mit denen das Land bedeckt war, zu verbrennen. In den zwei ersten Jahrhunderten nach der Normanneneroberung wurden die Steinkohlen ein Handelsartikel. Im J. 1239 ertheilte Heinrich III denen, welche Kohlenlager bearbeiteten, einen Freibrief. Vierzig Jahre später nahm bereits Newcastle in Bearbeitung der Kohlenlager den ersten Rang ein, und diese Stadt verdankt eigentlich ihren Ursprung nur dem Kohlenhandel. Im Jahre 1078 besuchte der

Digitized by Google

Sohn Wilhelms des Eroberers auf einer Reise nach dem Norden Englands eine Kohlengrube, die man bei Monkcester eröffnet hatte. Der Ort gefiel ihm, und er ließ ein Schloß bauen, das bald von Häusern umgeben war. Monkcester ist jetzt die reiche Stadt Newcastle an der Tyne: seit dreißig Jahren hat sich dessen Bevölkerung verdoppelt, und jeden Tag bereichert sich die Stadt durch die Menge von Schiffen, die aus allen Welttheilen ankommen, und einen sehr thätigen Tauschhandel betreiben.

Im J. 1306 verbot der Magistrat von London den Gebrauch der Steinkohlen: man behauptete, sie verdürben die Luft; indeß überzeugte man sich bald, daß diese Meinung ungegründet war, oder der niedere Preis dieses Brennmaterials war Ursache, daß man über die angebliche Gefahr die Augen zudrückte. Jedenfalls war das Verbot von kurzer Dauer. Im J. 1325 begann man Kohlen nach Frankreich auszuführen; im J. 1579 wurde die erste Auflage auf die im Lande selbst verbrauchten Kohlen gelegt; damals aber benützte man nur die am Meere gelegenen Kohlenminen, und die Steinkohlen waren zu jener Zeit nur unter dem Namen Seekohle (sea-coal) bekannt. Im Süden Europa's war damals die Steinkohle noch ganz unbekannt. Ueber die erste in Schottland ausgebeutete Mine wurde im J. 1291 den Mönchen von Domfertine ein Freibrief ausgestellt. Der große Gewinn, den diese daraus zogen, veranlaßte mehrere Feudalherren, diesem Beispiel zu folgen, und sie ließen die Kohlenlager auf ihren Gütern durch Leibeigene ausbeuten. Daher kam es, daß die Minenarbeiter in Schottland von jeher Leibeigene waren, die nebst ihren Familien zugleich mit den Minen veräußert werden konnten, bis im J. 1775 ein Dekret Georgs III sie freisprach; sonderbarerweise hatten 15 Jahre später nur drei Arbeiter die Bedingung der Freilassung, nämlich die Bildung eines Lehrlings, erfüllt, und eine Parlamentsakte entband sie dann ohne alle Formalität von ihrer Leibeigenschaft.

Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts hat der Fiskus mehr als einmal begehrliche Blicke auf den blühenden Zustand der Kohlenbergwerke geworfen. Bei der Thronbesteigung Wilhelms III wurde eine Abgabe von 50 Proc. auf die Kohlen erhoben, und diese nachher noch auf alle mögliche Weise vermehrt durch Kriegssteuern, Octroigebühren, Ausfuhrzölle, unmäßige und immer unpolitische Abgaben, die am Ende den Aufschwung dieses schönen Industriezweigs hätten hemmen müssen. Erst seit dem J. 1831 hat eine aufgeklärte Verwaltung dieser fiskalischen Weisheit ihr Recht angethan, einen Theil der Abgaben abgeschafft, und die andern sehr ermäßigt. Nachstehendes sind die Resultate dieser klugen Maßregel.

Im J. 1829 betrug die Ausfuhr an Kohlen	369,747	Tonnen.
— 1833 hatte sie sich erhoben auf .	834,148	—

Die verschiedenen Länder führten ein:

Holland im J. 1833	142,580	—
Dänemark	74,445	—
Deutschland mit Preußen . .	91,576	—
Frankreich	45,418	—
Vereinigte Staaten	28,512	—
Portugal	13,532	—
Italien	10,000	—
Im J. 1829 verbrauchten die Kolonien .	128,883	—
— 1833	172,533	—

Der gegenwärtige Verbrauch von England 1834/1835 vertheilt sich folgendermaßen:

Innerer Verbrauch . . .	15,500,000	Tonnen.
Ausfuhr in fremde Länder . .	800,000	—
Ausfuhr nach Irland . .	1,900,000	—
Verbrauch der Minen . . .	5,000,000	—
Gesammtmasse .	19,200,000	—

Diese repräsentirt einen Werth von 10 Millionen Pf. Sterling, die durch die Transporte und Kommissionskosten je nach dem Orten des Verbrauchs sich noch um ein Drittheil oder Viertheil erhöhen kann.

Die Ausbeutung der Kohlenminen in Großbritannien hat nicht nur eine wichtige Industrie erschaffen, sondern auch den glücklichsten Einfluß auf alle Quellen des Nationalreichthums ausgeübt, und namentlich dem Küstenhandel eine wunderbare Thätigkeit verliehen. Der Hafen von Newcastle beschäftigt allein wenigstens 10,000 Matrosen. Im J. 1799 belief sich die Zahl der in die Themse eingelaufenen Kohlenschiffe auf 3379, im J. 1819 war sie auf 5139, im J. 1833 auf 7,077 gestiegen. Die beiden Häfen von Newcastle und Sunderland besitzen gegenwärtig eine Marine von 510,000 Tonnen, was nur ein Fünftel mehr ist, als die gesammte Handelsmarine im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts betrug.

London ist ohne Widerspruch einer der Orte, wo am meisten Kohlen abgesetzt werden: 4000 Schiffer sind Tag für Tag mit dem Ausladen der anlangenden Schiffe beschäftigt. Die Versorgung dieser Stadt erforderte im J. 1834 2,015,000 Tonnen, die in nachstehendem Verhältniß geliefert wurden: von Newcastle 1,062,000 T.; von Sunderland 668,000 T.; von Stockton 171,000 T.; von Blythe und Seaton 49,000 T.; von Schottland 45,000 T.; von Wales 33,000 T.; von York 16,000 T., und von den andern Minen im Innern 4000 T. So verbraucht also London allein beinahe eben so viel Kohlen als ganz Frankreich: die Beleuchtung dieser Hauptstadt erfordert 300,000 T., welche 2 Millionen Kubikfuß Gas geben. Eine Kohlenbörse wurde zu London errichtet, und um den Verkehr zwischen Käufern und Verkäufern zu erleichtern, sind Faktoren (coal-takers) zur Aufsicht beim Verkaufe angestellt. Sie garantiren die Qualität und übernehmen den Transport.

Die Kohlenlager der Tyne und des Wear beschäftigen 21,000 Minenarbeiter, 2000 Keelmen, 15,000 Matrosen und an verschiedenen Orten 7500 Agenten, Faktoren und Ausladen, zusammen 45,500 Menschen. Aber diese Minen liefern nur ein Sechstheil des Gesammtertrags, die andern Kohlengruben zusammen müssen also wenigstens 120,000 Minenarbeiter beschäftigen. Die Schiffe auf der Tyne und dem Wear beschäftigen 15,000 Matrosen und Agenten mit dem Transport von 2,000,000 Tonnen. Die zur See transportirte Quantität betrug im Jahre 1833 gegen 6,000,000 Tonnen, und man kann die Zahl der mit ihrem Transport beschäftigten Matrosen auf 30,000 anschlagen.

London verbraucht ein Neuntel des gesammten Kohlenertrags

Digitized by Google

von Großbritannien. Da nun in dieser Hauptstadt etwa 5000 Menschen mit dem Kohlenhandel beschäftigt sind, so mag ihre Zahl für ganz England 45,000 betragen. Die Schiffer auf der Tyne und dem Wear sind 2000 an der Zahl, im ganzen Reiche kann man demnach nicht weniger als 10,000 rechnen. Die Gesammtzahl der Menschen, welche bei der Ausbeutung der Kohlenbergwerke ihren Unterhalt finden, muß darum mindestens 200,000 betragen.

Der Entlastungszeuge. *)

John Smith war der Besitzer eines schönen Landguts in Lancashire; er galt für reich und führte das Leben eines Landedelmannes.

Zu Ende des Herbstes 1772 traf ein Fremder bei ihm ein, den Smith gastfreundlich aufnahm. Nachdem dieser Mann, den man in der ganzen Nachbarschaft nicht kannte, einige Erfrischungen zu sich genommen hatte, begab er sich in das Schlafgemach, das ihm sein Wirth anwies, und bat, man möchte ihn am folgenden Morgen recht früh aufwecken.

Dieser Morgen brach jedoch für ihn nicht an. Denn als der Diener in das Zimmer trat, fand er ihn todt und bereits am ganzen Leibe erkaltet. Nicht die geringste Spur einer Gewaltthat ward an ihm wahrgenommen. Sein Antlitz hatte den ruhigen Ausdruck eines Schlummernden. Die Bestürzung war allgemein; eine gerichtliche Untersuchung ward vorgenommen; es gelang jedoch nicht, weder über seine Person, noch über seine Familie irgend eine Spur aufzufinden. Eben so räthselhaft blieb sein Name und die Art seines Todes. Vermuthungen aller Art wurden aufgestellt; Alles, was man jedoch mit Gewißheit ausmitteln konnte, war, daß der Reisende in der vorhergehenden Nacht das zunächst gelegene Dorf hinterlegt habe, und daß niemand im ganzen Kanton ihn kenne. Die rasche Mittheilung von Neuigkeiten durch die Zeitungen war damals noch nicht bekannt, indem kaum eine für je zwei Grafschaften bestand.

Indessen vereinigte sich dem englischen Gesetze gemäß die Jury der Krone, um zu berathschlagen, an welcher Todesart der Verblichene gestorben sey. Nichts schien auf Mord hinzudeuten; man mußte im Gegentheil glauben, ein plötzlicher Tod habe ihn mitten im Schlafe überfallen, was denn auch von den Geschwornen zu Protokoll genommen wurde. Die Zeit verfloß. Kein Lichtstrahl erhellte den Sarg des Fremden. Wohl verbreitete sich ein dumpfes Gerücht von einem Morde, allein jeder Beweis fehlte. Unter der niedern Volksklasse herrschte ein unbegründeter Verdacht, der den Gutsbesitzer John Smith, bei welchem der Fremde gewohnt hatte, als den Mörder bezeichnete. Dieser, wenn gleich reich, war nichts weniger als beliebt. Es wurden aus seinem Jugendleben verschiedene Thatsachen hervorgezogen, welche damals eine ungünstige Stimmung gegen ihn erzeugt hatten. Er war früher ein Verschwender und manchen Ausschweifungen ergeben. Mit Hinterlassung von Schulden hatte er England verlassen, und war erst nach dem Tode seines Vaters wieder dahin zurückgekehrt. Allerdings konnte man vernünftigerweise das letzte ihm zugeschriebene Verbrechen nicht an die frühern Beschuldigungen anknüpfen, allein in der öffentlichen Meinung sprachen sie gegen ihn. In seiner Jugend hatte er es nicht genau genommen mit den Mitteln, sich Geld zu verschaffen, dessen er bei seiner Lebensweise stets bedurfte. Seit seiner Rückkehr hatte er eingezogen gelebt; allein jenes unglückliche Ereigniß weckte die alten Erinnerungen seiner Nachbarn wieder auf, die ihn um so weniger schonten, als sein Reichthum und seine unabhängige Lage für sie ein Gegenstand des Neides waren. Mitten unter den dumpfen Gerüchten, welche sich rings um ihn verbreiteten, verhielt er sich ruhig und unbeweglich.

Zwei Monate später traf ein Mann in dem Dorfe ein, der durch das Gerücht den Tod des Verstorbenen erfahren hatte, und die Vermuthung aussprach, der letztere möchte sein Bruder seyn. Er kam daher, um nähere Nachrichten einzuziehen. Das Pferd und die Kleider des Verstorbenen befanden sich in den Händen der Gerechtigkeit; man zeigte sie ihm, er erkannte sie, es war allerdings sein Bruder. Der Leichnam ward ausgegraben; die Züge waren noch kenntlich genug, um jeden weitern Zweifel zu heben. Jetzt erneuerten sich die Gerüchte, welche John Smith als den Mörder bezeichneten, mit solchem Ungestüm, daß sie die Aufmerksamkeit von George Tompson, so hieß der Bruder, auf sich zogen. Obgleich sich der Verdacht auf nichts Positives gründete, so sah sich dennoch die Obrigkeit genöthigt, der allgemeinen Stimme Gehör zu geben und einzuschreiten. John Smith ward verhaftet und verhört. Das Verhör ergab jedoch nichts Anderes, als was wir oben bereits erwähnt haben. Die Richter waren fest überzeugt, der Angeklagte werde freigesprochen, die Nachbarschaft prophezeihte, er werde schuldig erfunden werden.

Unter solchen Umständen nahte der Tag des Prozesses heran. Der Präsident, Lord Mansfield, war einer von denjenigen Männern, die überall, wo sie sich zeigen, tiefen Eindruck machen. Selten hatte ein Gesetzeskundiger ein durchdringenderes Urtheil und einen richtigern Takt gezeigt. Selten entging der Schuldige seinem scharfen innern Auge, und da jedermann seine außerordentliche Rechtlichkeit kannte, so war seine Meinung stets von dem größten Gewichte; Richter und Geschworne ließen sich von ihm leiten.

Dieser ausgezeichnete Rechtsgelehrte widmete der Untersuchung der wichtigen Sache große Zeit und Aufmerksamkeit. Er rieth den Geschwornen, falls sich voraussehen lasse, daß der Beklagte nicht schuldig erfunden werde, die Anklageakte zu verwerfen, damit, wenn später weitere Beweise aufgebracht würden, man den ganzen Prozeß wieder aufnehmen könne, um das Verbrechen zu bestrafen. Allein sein Ansehen vermochte dießmal nichts über die Launen der Geschwornen. Nach einer stürmischen Sitzung beschlossen sie, der Prozeß solle seinen Lauf haben, und die Debatten unmittelbar beginnen. Die kleine Stadt, welche der Schauplatz dieser Verhandlung war, ward dadurch in eine eigene Bewegung versetzt. Nach Lord Mansfield Rede glaubte man, der Prozeß werde nicht stattfinden. Nach der Berathung der Geschwornen war jedermann überzeugt, man müsse auf irgend einen unwiderlegbaren Beweis gestoßen seyn. Sobald jedoch das Gericht versammelt war, verlangte der Kronanwalt die Aufschiebung des Prozesses, weil das Zeugenverhör nicht vollständig sey. Er forderte daher Aufschub bis zu den Gerichtssitzungen im nächsten Jahre. Diesem Ansinnen widersetzte sich jedoch der Anwalt des Beklagten lebhaft. Lord Mansfield sah sich genöthigt nachzugeben. Niemand zweifelte daran, der Angeklagte werde freigesprochen werden, da der Kronanwalt selbst die Beweise für unzulänglich erklärt hatte. Aber eben aus diesen eigenen Umständen erwuchs ein äußerst lebendiges Interesse für die Sache. Von allen Seiten fragte man sich, wie wird dieses Drama endigen?

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus den hinterlassenen Papieren eines englischen Rechtsgelehrten.

Der Anbau der Baumwolle wurde dieß Jahr in den römischen Staaten in großem Maßstabe versucht und gelang völlig. Ein neues Verfahren beim Anbau hat zu diesem wichtigen mercantilischen Resultate geführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 331. 27 November 1835.

Die Engländer in China.

Es ist immer ein auffallendes Schauspiel, die zwei eigensinnigsten Nationen der Welt, die Engländer und die Chinesen in ihrem Verkehr zu beobachten, sey es in Krieg oder Frieden, in Handel oder in freundlicher Berührung, in Religion oder in Literatur. Die Engländer haben seit zwanzig Jahren nichts unversucht gelassen, einen Einfluß auf China auszuüben, Handel und Diplomatie, Missionäre und Schleichhändler, philanthropische Gesellschaften und politische Pamphlete, Alles ist von ihnen versucht worden, einen Eindruck auf das „Reich der Mitte" zu machen; aber bis jetzt umsonst. Die Bibelgesellschaft hat sich in dem geistigen Kreuzzug gegen China sehr ausgezeichnet; sie hat zwei vollständige Bibelübersetzungen, eine Masse von Psaltern, Gebetbüchern und geistlichen Abhandlungen drucken lassen, die Missionsgesellschaft hat in Malacca, Bankok, Batavia und Penang Prediger für chinesische Emigranten unterhalten, man hat an die chinesischen Schiffe in den Molukken, und an die Bewohner der Küste von Canton bis Corea Schiffsladungen von Abhandlungen vertheilt, aber ohne einen Eindruck zu machen. Chinesische Pamphlete über Völkerrecht und Nationalökonomie sind umsonst vertheilt worden, und die Faktorei der Kompagnie hat eben so fruchtlos mit radikalen Zeitungen gedroht. Einige kluge Köpfe in Canton arbeiten gegenwärtig an einem ganz neuen, und ihrer Meinung nach unwiderstehlichen Mittel eine Bresche zu schießen, nämlich an einem neuen Alphabet für die Chinesen. Sie wollen das lateinische Alphabet der chinesischen Aussprache so anpassen, daß sie hoffen die Chinesen werden es so viel besser als ihr altes finden, daß sie ihre Hieroglyphen in den gelben Fluß werfen, und wie andere Menschen lernen werden, a, b, ab, zu buchstabiren. Dieß kann natürlich nicht ermangeln ihnen den Geschmack europäischer Sprachen zu geben, da sie schon drei Viertheile der Schwierigkeit durch das gemeinschaftliche Alphabet überwunden hätten, und einige dieser vortrefflichen Philanthropen träumen schon eine Universalsprache. „Wir sollten uns nicht wundern, wenn in einigen Jahren China das lateinische Alphabet seinem einheimischen substituiren würde," sagt einer dieser hoffnungsreichen Apostel der Civilisation in einem Cantoner Journal vom December letzten Jahres. Die Sache ist denn eben so wahrscheinlich, als daß wir chinesische Schrift annehmen, aber solche halbcivilisirte Menschen wie die meisten Europäer, die sich in den Häfen fremder Welttheile umhertreiben, glauben immer, daß ihnen Alles möglich sey, sie wollen nicht begreifen, daß jede Civilisation ihre eigene Natur und Formen hat, und daß man nur dann einen Eindruck auf sie machen und sie weiter führen kann, wenn man auf ihre eigene Basis baut; sie können sich nicht überzeugen, daß auf einer Dattelpalme einmal keine Trauben wachsen, sondern hängen mit vieler Mühe anderswo gewachsene Trauben an den Baum, und freuen sich, daß er so gute Früchte trage. Gegenwärtig arbeiten sie mit großem Eifer an einem etwas vernünftigeren Plan, als der Einführung des lateinischen Alphabets, der wenigstens für Europa von einigem Nutzen seyn wird, obgleich nicht, wie sie glauben, für China, nämlich an der Einführung beweglicher Typen in dem chinesischen Druck. Da sie einmal an bewegliche Typen gewöhnt sind, so halten sie sie natürlich für das beste unter allen denkbaren Umständen, sie bedenken die verschiedene Art der Schrift, auf die sie angewendet werden sollen, keineswegs, sie schließen ihre Augen gegen die Evidenz, die sich ihnen in der Masse chinesischer Bücher, die sie täglich vor Augen haben, aufdringt, und die ihnen beweisen könnte, daß der chinesische Druck der Sprache angemessener, wohlfeiler und schöner ist als der mit beweglichen Typen. Die Bibelgesellschaft hatte schon vor 20 Jahren eine Masse chinesischer Typen schneiden lassen, mit denen sie eine ihrer Bibelübersetzungen drucken ließ, das Resultat scheint jedoch nicht ganz befriedigend ausgefallen zu seyn, daher ließ das Kollegium von Malacca vor zwei Jahren eine Anzahl Typen in Holz schneiden, schickte diese hölzernen Patrizen nach England, wo sie in Platten stereotypirt wurden, welche die Dicke gewöhnlicher Druckblätter haben, und dann aus einander gesägt wurden. Sie sollen gut ausgefallen seyn, aber die Langsamkeit der Kommunikation mit England macht diese Methode sehr unbequem, und ein Formenschneider in Penang, Namens Dyer, ist in diesem Augenblick beschäftigt, ein vollständiges chinesisches Alphabet in Stahl zu schneiden. Er verspricht 3000 Matrizen um 400 Pfd. St. zu liefern, oder wenn man einen Guß kaufen will, das Pfund Lettern zu 2 Schilling. Dieß würde es einer europäischen Druckerei möglich machen, sich eine ziemlich vollständige Schrift zu verschaffen, namentlich wenn sie die Matrizen kaufte, obgleich 3000 Lettern vielleicht zu wenig sind. Daß aber die Europäer, welche ihre Civilisation in China

Digitized by Google

verbreiten wollen, diese Druckart anwenden, ist ein neuer Beweis ihrer Geistesverkehrtheit, indem sie natürlich Alles vermeiden sollten, was ihre Bücher auf den ersten Anblick für einen Chinesen als fremd und barbarisch stempelt. Ein anderes Mittel, auf das sie kürzlich gefallen sind, ist die Verbreitung von Journalen in chinesischer Schrift; die von Guzlaff in Canton gestiftete Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China gibt ein solches heraus, von dem bis jetzt 10 Hefte erschienen sind, jedes Heft von 30 Seiten mit Karten und Kupfern. Einige Exemplare werden nach Peking, Nanking und andern großen Städten des Innern verschickt, die meisten in Canton vertheilt. Die beste Art einen Begriff von dem Inhalt und Zweck des Journals zu geben, ist ein Inhaltsverzeichniß der letzten Nummern: sie enthalten ein Gespräch zwischen einem Engländer und einem Chinesen über das „chinesische Magazin," in welchem der erstere den letztern überredet es zu lesen und zu kritisiren. Ein Gespräch zwischen zwei Chinesen über die Schöpfung, in welchem einer dem andern aus der Naturgeschichte die Wahrheit der Erzählung in der Genesis beweist. Brief eines Chinesen an seinen Vater, worin er seine Reise nach Amerika, das Schiff, einen Sturm, Lima und die Bergwerke beschreibt. Geschichte der Kolonie auf dem Kap, die Schwierigkeit und Standhaftigkeit der Kolonisten. Aufsatz gegen Götzendienst, mit Belegen aus den Sentenzen der alten chinesischen Weisen, und aus der Naturwissenschaft. Prinzipien der Dampfmaschine mit einer Zeichnung. Außerdem enthält jede Nummer kurze geographische und astronomische Notizen und europäische Neuigkeiten und Preiscourante.

(Schluß folgt.)

Gran Sasso d'Italia.

(Schluß.)

Die Appenninen gehören nicht zu den Urgebirgen, und auch die höchsten Felsenkuppen bestehen nicht aus Granit, sondern vorherrschend ist der Kalkstein, wie denn auch der Gran Sasso eine große Felsenmasse von Kalkstein ist. In seinen Wäldern trifft man Hasen, Füchse, Eichhörnchen, auch Wölfe und Bären, doch beide letztern selten. Ueber die Pflanzen und Gewächse dieses Berges schrieb Tenore, Professor der Botanik zu Neapel, eine Abhandlung als Resultat einer Reise in die Abruzzen vom Jahre 1829.

Doch ich kehre zur Beschreibung unserer Wanderung zurück. Wir stiegen immer weiter bergauf, und hielten uns rechts auf sehr schmalen Fußpfaden, die zum Gehen für Ungeübte lebensgefährlich waren, ein einziger Fehltritt hätte uns in die tiefsten Abgründe gestürzt, wo kein Aufstehen mehr möglich gewesen wäre. Als wir diese Fußpfade, die von den Bergbewohnern Serre genannt werden, durchwandert hatten, traten wir in das Thal della Forca di Corno piccolo, und mußten bis zu der Höhle der Krähen (delle Cornacchie) auf allen Vieren klettern; hier streckten wir uns auf den Boden nieder, theils um auszuruhen, theils um die Naturschönheiten zu bewundern. Während wir überlegten, ob wir in dieser Richtung unsern Weg verfolgen wollten, riß sich ein Felsenstück vom Gipfel des Corno piccolo mit furchtbarem Getöse los, so daß alle untern Thäler davon widerhallten, und stürzte nicht sehr weit von uns in den Abgrund. Um nicht das Opfer einer solchen Naturschönheit zu werden, waren wir alsbald entschlossen, uns mehr rechts über verschiedene ungeheure Felsenblöcke hinweg zu wenden, immerfort steigend; wir fanden hier viele Thierknochen, die, wie wir wohl unterscheiden konnten, von Bären und wilden Ziegen herrührten; endlich gelangten wir an einen Graben, in dem das reinste und hellste Wasser von dem ewigen Schnee in dem Piano della Fontana herabfloß. Nach kurzer Rast am kühlen Wasser setzten wir unsern Weg fort, hielten uns im Klettern, so gut es eben anging, an den Spitzen der Felsen, und erreichten nach einiger Zeit eine kleine Ebene, die mit der Spitze des Corno piccolo beinahe parallel war; allein wir hatten noch ein gutes Stück Arbeit vor uns, um die Spitze des Corno grande zu erreichen. Noch zwei Strecken lagen vor uns, jede von einer halben Miglie, die erste bestand aus Felsen, in deren Rissen noch Erde und kleine Kräuter sich befanden, die andere aus Geröll, und diese Stelle war steiler als je eine andere auf unserm Wege. Die erste Strecke war bald erstiegen, allein um so beschwerlicher war die andere: wir kletterten mit Händen und Füßen, hatten aber dabei gar manche Gefahr zu bestehen, die nur derjenige kennt, welcher schon ähnliche Spitzen erstiegen hat. Bei jedem Schritt lief das Leben Gefahr, doch am Ende überwanden wir auch diese Strecke, und befanden uns auf dem Piano della Fontana sotto i Merletti (Zinnen).

Es versichern die Bergbewohner, daß in der Mitte dieser Eisfläche sich eine Fontaine befindet, woher diese Ebene ihren Namen hat; allein wir sahen nichts als Schnee, in dessen Mitte ein beständiger Bach floß, der vom Schmelzen des Schnees und von nichts Anderem seine Wasser erhielt. Diese Ebene ist ziemlich ausgedehnt, beinahe von runder Form, im Umfang von etwa anderthalb Miglien. Sie ist umgeben und eingeschlossen von mehrern Bergzinnen, welche einen majestätischen Kessel bilden. Dieß sind die äußersten steilen Spitzen des Gran Sasso, an denen der Zahn der Zeit genagt hat. Wer schon einmal den Krater des Vesuvs gesehen hat, für den bietet der Piano della Fontana keine neuen Formen dar. Nicht ohne große Gefahr stiegen wir auf die höchste dieser Zinnen, in deren Ritzen und unzugänglichen Höhlen die Adler nisten, welche in diesen Gebirgen von außerordentlicher Größe sind. Es war acht Uhr Vormittag, als wir hier oben ankamen; die Sonne hatte sich schon ziemlich über das Meer erhoben, und ein leichter Morgenduft lag auf dem ganzen Horizont, doch nicht so, daß er uns irgend noch etwas zu wünschen gelassen hätte, denn die Wirklichkeit übertraf alle unsre Erwartungen. Man kann weder mündlich noch schriftlich unser Staunen beschreiben, das wir auf dieser erhabenen Stelle empfunden haben, so schön und neu war dieses Schauspiel, diese ungeheure Ausdehnung des Horizonts und der Wechsel einer Scene, welche Einem Blick der Augen so viel Schönes und Erhabenes darbot, als die Natur nur bilden kann. Gegen Osten erblickt man den ganzen Streifen des adriatischen Meeres von Ancona an bis zu den tremitischen Inseln, wohl eine Ausdehnung von 200 Miglien und mehr, und jenseits des Meeres

Digitized by Google

die dalmatischen Gebirge, wie unmerkliche Wölkchen. Gegen Westen fällt der Blick auf einen großen Theil des mittelländischen Meeres, wie dieses an den Ufern des Kirchenstaats sich hinzieht, in der Campagna romana sieht man den Sankt Peter nur wie einen geometrischen Punkt. Südlich thürmt sich der Nicate auf, jetzt Monte Majella genannt, mit der ganzen Kette, welche das fruchtbare Thal von Sulmona umgibt und schließt. Gegen Norden übersieht man das ganze Appenninengebirge, in der Richtung gegen die Alpen, und zwischen demselben den Thurm der Kathedrale von Bologna, merkwürdig, nicht sowohl wegen seiner außerordentlichen Größe, als weil man von seiner Spitze den Gran Sasso d'Italia sehen kann. Alle drei Provinzen der Abruzzen, so wie ein guter Theil der Mark Ancona, breiteten sich unter unsern Blicken wie eine ungeheure geographische Karte aus, deren Gränzen das Auge nicht bestimmt unterscheiden konnte, da diese Provinzen nur von Gebirgen und Hügeln gebildet werden. Wir sahen hier die Flüsse von der Quelle an bis zum Ausfluß, die Ortschaften in unbestimmbarer Anzahl hier und dort zerstreut; die höchsten Gipfel der umliegenden Berge schienen hier durch ihren niederern Stand der erhabensten Spitze der Appenninen ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Die Einzelnheiten, die sich dem Auge darboten, ließen sich eben so wenig unterscheiden, als die Sterne in der Milchstraße unterschieden werden können. Wir blieben wohl anderthalb Stunden auf dieser erhabenen Höhe, indem wir uns bald auf diese, bald auf jene Seite stellten, um die Aussicht mit aller Ruhe zu genießen, und wir würden auch die Spitzen der andern Zinnen bestiegen und noch längere Zeit verweilt haben, wenn uns nicht eine unerfreuliche Bemerkung schnell zu dem Entschluß gebracht hätte, den Rückweg anzutreten. Wie ich früher sagte, hatten sich einige Wölkchen aus den Abgründen des Monte Corno erhoben, die aber beim höhern Stande der Sonne sich zerstreuten. Doch ihre Anzahl vergrößerte sich, und ihre Ausdehnung und ihre Dichtigkeit nahm zu; als wir uns entschlossen, herabzusteigen, waren die umliegenden Berge bereits von dem Nebel umlagert, und wir befanden uns über den Wolken; in einem Augenblick hatten sie nach einem Windstoße sich erhoben, und wir waren ganz von den Wolken umgeben, ohne irgend etwas mehr von der Aussicht zu sehen. Deßhalb fingen wir an, so schnell als möglich den Rückweg anzutreten; allein die Schwierigkeit des Herabsteigens, die Steile der beiden Strecken, das beständige Fallen, der Umstand, daß wir mehreremal den Weg verfehlten, und oft zwischen Felsenmassen uns verirrten, über welche wir hinübersteigen mußten, der Nebel, der mehr und mehr sich vergrößerte — dieß alles machte uns den Rückweg sehr beschwerlich; doch wir waren froh, daß es nur vorwärts ging und der Regen uns noch nicht überfallen hatte: in weniger als anderthalb Stunden waren wir wieder in Morgone, wo die Maulthiere uns erwarteten. Abgemattet von dem schnellen, mühevollen Marsche, lagerten wir uns und erquickten und stärkten uns durch einige Lebensmittel. Der Nebel wurde immer ausgedehnter, und das entfernte Rollen des Donners in den Bergen von Civitella kündigte uns ein nahes Gewitter an. Die Glocken der Heerden, das Rufen der Hirten, die häufigeren Donnerschläge, und das Pfeifen des Windes durch die Thäler mahnte uns, vom Essen aufzustehen, und in aller Eile unsere Thiere zu besteigen. Allein es war zu spät, der Regen, der Hagel, die Blitze und Donnerschläge ereilten uns, noch ehe wir an die Forca del Laghetto kamen. An Unglücksfällen bei diesem Rückzug fehlte es nicht, mein Freund von Loreto stürzte beim Aufsteigen auf sein Thier, und zerquetschte den linken Fuß, daß er sich kaum mehr im Sattel halten konnte; der Waldstrom, über den wir setzen mußten, um Forca di Valle zu erreichen, war so angeschwollen, daß wir nur mit Lebensgefahr durch sein reißendes Wasser reiten konnten, und unser Freund von Tossicia war uns aus dem Gesicht gekommen, daß wir ihn für verloren hielten. Der Parroco in Forca di Valle nahm uns freundlich auf, ließ Betten für unsre müden und nassen Glieder erwärmen, und der herbeigerufene Chirurg erklärte die Quetschung meines Freundes nicht für gefährlich. Das Beste aber von der ganzen Tour war, daß man uns für Zauberer und Schatzgräber hielt, und allgemein verbreitete, wir trügen die Schuld von diesem Gewitter, das große Verheerungen in der Umgegend anrichtete. Es ist nämlich eine alte Volkssage unter den Bewohnern jenes Thales, daß im Gran Sasso ein ungeheurer Schatz verborgen liege, und daß dieser vermittelst Zauberworte gehoben werden könne. Nun glaubten die Leute, wir seyen in dieser Absicht auf den Berg gestiegen, allein um unsern Plan zu vereiteln, hätte der Teufel, der im Besitz des Schatzes bleiben wolle, jenen Sturm erregt, und uns mit Hagel und Blitzen von dem Berge fortgejagt.

J. Drummond.

Dieser ausgezeichnete Botaniker, der mehrere botanische Gärten in England mit den interessantesten Pflanzen versah, ist in der Blüthe seiner Jahre als ein Opfer des Klima's von Cuba gefallen, gerade als er im Begriff stand, die botanischen Reichthümer desjenigen Theils der Vereinigten Staaten zu untersuchen, welche nächst Texas seine unermüdlichen Anstrengungen am besten zu lohnen versprachen, nämlich Florida. Er hatte bereits durch seine eifrigen Forschungen genug geleistet, um sich in der botanischen Welt einen bleibenden Namen zu sichern, und um so mehr ist sein früher Verlust für diese Wissenschaft zu beklagen.

Der Entlastungszeuge.

(Fortsetzung.)

Nie werde ich den Anblick des Tribunals und der Zuhörer, als die Debatten begannen, vergessen. Selbst die Richter schienen eben so aufgeregt als das Publikum. Noch immer erwartete man, daß irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß der Anklage Kraft geben, oder den Ankläger zum Schweigen bringen werde. Es geschah jedoch nichts. Lord Mansfields Stimme ertönte:

„Man führe John Smith vor die Schranken."

Er erschien; eine fliegende Röthe bedeckte seine Wangen in dem Augenblick, wo tausend aufmerksame Blicke sich auf ihn hefteten. Ehrfurchtsvoll begrüßte er den Gerichtshof, schlug die Arme über einander, und erwartete den Anfang des Schauspiels, dessen Hauptrolle er spielen sollte.

Digitized by Google

Er mochte etwa 40 bis 50 Jahre alt seyn. Seine ins Graue spielenden Haare verdankten diesen silbernen Anstrich entweder dem Grame, oder der Arbeit, den Reisen, oder der Krankheit. Es war schwer, dieß auf den ersten Blick zu beurtheilen. Seine Haltung war gerade, seine Physiognomie kündigte Stolz und Festigkeit an; die gefurchte Stirne war nicht ohne einen gewissen Adel. Mitten durch die Kälte seiner Haltung hindurch gewahrte man das Feuer heftiger Leidenschaften, unbezähmbaren Stolz, vielleicht auch schlimme, gefährliche Gedanken. Das Auge, das sich unter der gewölbten Braune barg, die gefaltete Stirne, der zusammengezogene Mund, die Runzeln um die Augen schienen eine seltene Verstellungskunst zu verrathen. Das Resultat der Untersuchung seiner nicht gewöhnlichen Physiognomie fiel keineswegs günstig für ihn aus.

„Seyd ihr schuldig oder nicht schuldig?“ fragte ihn der Protokollführer nach der üblichen Form der englischen Jurisprudenz.

„Nicht schuldig!“ erwiderte er, indem er sich in seiner ganzen Höhe aufrichtete, so daß die Eisen erklirrten, mit denen er gefesselt war. Diese stark ausgeprägte Stimme traf mich gleich einem Vorwurfe. Ich bereute es, daß ich mich von einem ungünstigen Vorurtheil gegen einen Mann hatte einnehmen lassen, der seine Unschuld auf so kräftige Weise betheuerte. Indem ich dem öffentlichen Ankläger mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, entstand in mir, so wie in allen denen, welche mich umgaben, die Ueberzeugung, der Angeklagte müsse freigesprochen werden.

„Noch nie, so begann jener öffentliche Beamte, lag eine dunklere, verwickeltere, zweideutigere Sache vor, noch nie war die Feststellung einer Anklage so schwierig gewesen. Mögen die Geschwornen gänzlich vergessen, was sie von den Debatten etwa gehört haben; mögen sie sich ganz darauf beschränken, die Thatsachen zu beurtheilen. — Der Angeklagte nahm in der Gesellschaft eine ehrenvolle Stellung ein; sein Vermögen stellte ihn über die gewöhnlichen Versuchungen, welche die Armuth zum Verbrechen hindrängen. Der Mann, dessen Tod dem Angeklagten zugeschrieben wird, war im Besitze beträchtlicher Summen, welche ihm genommen worden sind. Allein nichts beweist die Schuld des Angeklagten, bei welchem auch nicht der kleinste Theil der entwendeten Summen gefunden wurde. Da der Verstorbene dem Angeklagten gänzlich fremd war, so wäre es eben so grundlos, dem letztern Gründe des Hasses oder der Rache unterzuschieben. Wie läßt sich nun das Verbrechen, wofern eines stattfand, erklären? — Und auf der andern Seite, wie lassen sich die furchtbaren Vermuthungen zurückweisen, welche sich gegen John Smith erhoben haben? — Die Stimme seiner Mitbürger klagt ihn an; der Kronanwalt hat es daher für seine Pflicht gehalten, die Thatsachen einer aufmerksamen Untersuchung zu unterwerfen.

Der Verstorbene, Heinrich Tompson, war ein reicher angesehener Juwelier aus London, der an der Spitze eines großen Hauses stand. Er stand in mannichfachen Verhältnissen mit deutschen und holländischen Goldarbeitern, und hatte beide Länder mehreremal besucht. Einen Monat vor seinem Tode hatte er London verlassen, um eine neue Reise zu unternehmen. Seine Absicht ging dahin, in Hull auf einen bestimmten Tag mit einem holländischen Kaufmann zusammenzutreffen, mit dem er einen beträchtlichen Kauf abzuschließen beabsichtigte. Diese Zusammenkunft fand wirklich statt. Ein Juwelier aus Hull wird bezeugen, daß er den holländischen Kaufmann zu jener Zeit in dieser Stadt gesehen hat. Ein Gastwirth aus Hull wird ferner bezeugen, daß diese beiden Personen bei ihm zusammengekommen sind, und daß Heinrich Tompson an dem Morgen, an welchem er Hull verließ, eine Menge Diamanten, gemünztes Gold, Banknotes und Wechsel bei sich hatte. Er verließ das Gasthaus den Tag nach dieser Zusammenkunft, schlug den Weg nach London ein, ging, ohne Zweifel aus Angst vor Straßenräubern, von der Hauptstraße ab, und kehrte am dritten Tage bei John Smith ein. Ohne im benachbarten Dorfe anzuhalten, begab er sich in Einem Ritt bis an das Thor des Angeklagten. Dieser letztere nahm ihn auf sein Begehren gastfreundlich auf. Am folgenden Morgen fand man den Juwelier todt in seinem Bette. Es hat eine Vergiftung stattgefunden; die Aerzte, welche die Leiche untersucht haben, werden darüber den Beweis führen. Hiebei hat man sich nicht des gewöhnlichen Giftes, sondern eines neuen, ganz eigenen Giftes bedient, dessen schreckliche Wirkung eben so schnell als geheimnißvoll ist. Der Umlauf des Blutes ward plötzlich durch den Einfluß des Giftes gehemmt, so daß der Leichnam nicht die geringste Spur einer Gewaltthat zeigte, und daß selbst Männer vom Fach kaum dem Gang des Getränkes zu folgen vermochten. Die nähern Beweise, daß H. Tompson an Gift gestorben ist, werden den Geschwornen vorgelegt werden. Wer aber ist derjenige, der das Gift dargereicht hat? Wie wurde das Verbrechen begangen? War es ein Selbstmord? Dieß ist kaum anzunehmen. In dem Zimmer des Getödteten fand sich durchaus kein Gefäß, welches das Gift hätte enthalten können. Sollte der Angeklagte sich einer so schwarzen That gegen einen Gast schuldig gemacht haben, der sich vertrauensvoll unter seinen Schutz stellte? —

Ehe wir weiter gehen, ist es Pflicht, eine genaue Beschreibung von der Lage des Angeklagten und von dem Hause, das er bewohnte, zu geben. Ein Diener und eine Haushälterin wohnten in demselben Hause. Der Diener schlief in einem kleinen Nebengebäude, unweit der Stallung. John Smith wohnte auf dem einen Ende des Hauses, die Haushälterin auf dem entgegengesetzten Ende desselben. Der Juwelier Tompson ward in ein Zimmer gewiesen, das nicht weit von dem der Haushälterin sich befand. Während der unglücklichen Nacht ging eine Person, deren Zeugniß vorliegt, etwa drei Stunden nach Mitternacht an Smiths Hause vorbei; erstaunt, um diese Zeit ein Licht zu erblicken, das von einem Zimmer in das andere getragen wurde, machte die Person Halt, und gewahrte deutlich den Schatten eines Mannes oder einer Frau mit einem Licht in der Hand. Der Schatten dirigirte sich zuerst aus Smiths Zimmer in das der Haushälterin; hierauf verließen zwei Personen dieses letztere Zimmer und das Licht verschwand. Einen Augenblick später zeigten sich beide Schatten wieder und fünf Minuten darauf trat Alles in Dunkelheit zurück. Das Zeugniß der Haushälterin war von großer Wichtigkeit, man suchte es sich daher zu verschaffen; allein diese Frau hatte am andern Morgen Smiths Haus verlassen, und alle Mühe, ihre Spur zu erforschen, war bis jetzt vergeblich. Um vollständigere Angaben zu erhalten, hat man den letzterwähnten Zeugen an Ort und Stelle gebracht. Andere Personen haben sich in dem Hause mit einem Licht in der Hand von einem Zimmer ins andere bewegt. Der Zeuge, welcher sich genau des Gesehenen in jener Nacht erinnerte, behauptete, die Scene, welche man ihm hier vorspielte, habe durchaus keine Aehnlichkeit mit derjenigen in jener Nacht. Zuweilen, fügte er hinzu, habe sich ein großer Gegenstand, ähnlich einer Thüre oder spanischen Wand, zwischen das Licht und das Fenster geschoben, so daß die Helle des Lichtes dadurch beträchtlich vermindert worden sey. Diese letzte Angabe des Zeugen stimmt durchaus nicht mit der Beschaffenheit des Ortes überein. Keine Thüre, kein Möbel konnte jene Wirkung hervorbringen, und im ganzen Hause befindet sich keine spanische Wand. Das Zimmer, in welchem Tompson starb, war ganz leer, mit Ausnahme eines Bettes, und nach der Angabe des Dieners ist seit einem Jahre kein Möbel in dasselbe gekommen. In Smiths Hause ward ein Krystallpfropf zu einer kleinen Flasche gefunden, wie man sie in Deutschland häufig findet; aber weder aus dem Geruche, noch aus irgend einem Rückstande konnte man auf dessen Bestimmung schließen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 332. 28 November 1835.

Skizzen aus Westindien.

(Nach Maddens Twelve months in the West-Indies.)

Barbados.

Am vierundzwanzigsten Tage nach unserer Abfahrt landeten wir zu Bridgetown, der Hauptstadt von Barbados. Der Orkan des Jahres 1831 hat in jedem Theile der Stadt so viele Denkmäler seiner Wuth zurückgelassen, daß wenn ein Fremder hier bei Nacht landete, so könnte er glauben unter den Trümmern einer verödeten Stadt sich zu befinden. Die wenigen noch übrigen Bäume längs der Bai bezeichnen den Ort, wo vor wenigen Jahren noch eine schöne Allee von Kokosnußbäumen stand, und den Bewohnern eine angenehme Promenade darbot. Die geschwärzten Stumpen sind jetzt über den Platz hingestreut, und wo vor Kurzem noch bequeme Wohnungen standen, sieht man jetzt nur noch dachlose Häuser und zerrissene Mauern. Indeß konnte die Stadt in ihrer besten Zeit sich nie einer sonderlichen Regelmäßigkeit und Symmetrie in ihren Straßen und Gebäuden rühmen, und es gibt nur Einen erträglichen offenen Platz, der mit Nelsons Statue geziert ist. Die Westindier hegen eine große Verehrung für diejenigen, welche sie zur See vertheidigten, und alle ihre Schutzgötter in Bronze oder Marmor sind Seehelden. Diese Insel wurde von mehrern Schriftstellern wegen ihrer Schönheit gerühmt, und die Barbadier selbst halten sie für die schönste in der Welt; wenn aber Flüsse, Berge und Wälder nothwendige Ingredienzien zur Bildung einer schönen Landschaft sind, so können die Ansichten von Barbados keine Ansprüche auf malerische Schönheit machen. Es ist ein auffallender Umstand, daß die meisten Menschen die Gegend ihrer Geburt hauptsächlich um dasjenige bewundern, was ihr am meisten fehlt. Die Barbadier sind unendlich stolzer auf ihr Land, als die Jamaikaner auf das ihrige, und doch ist kein Vergleich zwischen den beiden Inseln.

Zu Bridgetown sind zwei Hotels, wo ein kluger Reisender manche Ansicht von Kolonialeigenthümlichkeiten gewinnen, und seine körperliche, wie geistige Unterhaltung unmäßig theuer bezahlen kann. Will er ein Specimen von Kreolenwürde, so muß er in das Hotel von Miß Betsy Austin gehen; wünscht er eine Probe von der indolenten Ruhe einer dicken braunen Dame, so muß er sein Quartier bei Miß Hannah Lewis aufschlagen. Wer hat von den karaibischen Inseln gelesen, und nicht von Betsy Austin, — „Fräulein Betsy Austin, wenn's beliebt," trotz ihrer Annäherung an die Vierzig und der wachsenden Generation kleiner Austins, — von Fräulein Betsy gehört, welche mit allem Stolze einer kreolischen Aristokratin von ihrem Stammbaum spricht, und ihre Genealogie bis ins höchste barbadische Alterthum, ja bis auf anderthalb Jahehunderte zurück verfolgt; — von Fräulein Austin, deren natürliche Artigkeit und Milde durch die Streitigkeiten mit ihren Gästen bei Gelegenheit der Rechnungen, durch den Einfluß des Klima's und die Reizbarkeit des kreolischen Temperaments einigermaßen gelitten haben!

Und wer ist in karaibischer Gastwirthschaft so unbekannt, um ihre große Rivalin, Hannah Lewis, die braune Dame, nicht zu kennen? Wer nicht in der Türkei Schönheitsbegriffe sich eigen gemacht hat, kann den großen Umfang ihrer Reize, die außerordentliche Fülle ihrer stattlichen Person nicht gehörig schätzen. Ihr ständiger Posten ist ein geräumiger Gang am Fuße der großen Treppe, und hier saß sie täglich in der ganzen Behaglichkeit eingeborener Indolenz, und theilte ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Küchendepartement hinter ihr, und den Gästen, die von und nach dem Landungsplatze kamen und gingen. Der Umfang von Miß Lewis war allerdings etwas zu groß für die Würde ihrer Haltung, und in diesem Betracht hatte Betsy Austin den Vortheil, hinsichtlich der gewohnten Heiterkeit und unzerstörbaren Ruhe aber war Hannah weit überlegen. Es war ihr völlig gleich, ob der Admiral der Station oder der unbedeutendste Midshipman in ihr Haus kam: stets derselbe unwandelbare Gruß, dieselbe Artigkeit, dieselbe apathische Antwort auf jede Frage nach ihrer Gesundheit, und gegen jeden Neuankommenden dieselbe ächzende Entschuldigung, daß sie nicht aufstehe.

Die Bestellung eines Mittagmahls für unsere große Gesellschaft, bestehend aus zwei Damen, sechs Passagieren, dem Kapitän und dem Arzte des Packetboots ward mit derselben dolce far niente-Ruhe aufgenommen, wie unsere Fragen nach ihrer Gesundheit. Endlich aber begannen die Vorbereitungen: während einiger Stunden schlenderten einige träg aussehende Neger und kränkliche Weiße langsam durch die Gänge. Mein Freund Norcott, der Kapitän, machte jedem ein Kompliment über seine außerordentliche Thätigkeit, schlug Miß Hannah vor, ein Menuet, oder wenn sie einen raschern Schritt liebe, eine Quadrille oder Fan-

Digitized by Google

dango mit ihm zu tanzen, um sich Appetit zum Mittagessen zu machen. Miß Hannah's Gesicht und das Zwicken ihres Rückenwehs dabei werde ich nicht leicht vergessen. Das Mahl ward spät aufgetragen, die Diener waren faul, wir befanden uns im „Schlosse der Trägheit," *) und eine braune Dame war unsere Wirthin, aber das Mahl war vortrefflich, und wir alle in den gehörigen Gränzen lustig und guter Dinge.

Abends machten wir noch einen Ausflug mit dem Kapitän auf die Werfte, und sogen begierig die köstliche Luft eines westindischen Herbstabends ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Engländer in China.

(Schluß.)

In den letzten Jahren hatten die Engländer ihre medizinischen Kenntnisse als Mittel gebraucht, sich in China populair zu machen, und unter allen bisher versuchten Methoden scheint diese die beste zu seyn, und sollten diese Versuche mit Klugheit und Beharrlichkeit fortgesetzt werden, so werden sie vielleicht am ehesten den Eintritt der Europäer in das Reich erleichtern. Dr. Pearson, ein Arzt der Faktorei der Kompagnie, führte im Jahre 1826 die Pockenimpfung ein, und verfaßte eine Abhandlung darüber, welche ins Chinesische übersetzt und weit verbreitet wurde. Sein Kollege, Dr. Colledge, errichtete ein Spital für chinesische Augenkranke, über welches wir aus einer in Canton darüber erschienenen kleinen Schrift einige Details geben können. Dr. Colledge kam im Jahre 1826 in Canton an, und fing im folgenden Jahre an, alle armen chinesischen Kranken, die sich an ihn wendeten, zu behandeln. Er bemerkte bald, daß die chinesischen Aerzte kein Mittel hatten, Augenübel, welche unter dem gemeinen Volk sehr häufig sind, zu heilen, und widmete daher Augenkranken seine Aufmerksamkeit vor allen andern. Im Jahre 1828 miethete er ein Haus in Macao, aus dem er ein Spital für Kranke machte, welche Augenoperationen zu bestehen hatten. Dieses Etablissement wurde der Gegenstand der gewöhnlichen Unterhaltung in der ganzen Provinz, Kranke strömten ihm zu, und sie und ihre Freunde und Verwandte überschütteten ihn mit Lob und mit Dankbriefen, von denen wir am Ende einige auswählen werden. Das allgemeine Vertrauen, das der Arzt einflößte, zeigte sich in vielen Fällen, wo die chinesischen Beamten Vorfälle übersahen, welche ihnen sonst zum Vorwand bitterer und lästiger Klagen gedient hatten. Z. B. ein armer Mann, Namens Tsalgi, wurde von dem Kapitän eines Ostindienfahrers in einer engen Gasse durch Unvorsichtigkeit überritten, und sein Arm gebrochen. Der Arzt kam zufällig in der Nähe vorbei, einige der Umstehenden erkannten ihn, und zeigten ihm den Mann, den er mit sich nahm, und in einem Monat geheilt wieder entließ. Wäre dieß nicht geschehen, so hätte die chinesische Administration dem Kapitän große Unannehmlichkeiten und Kosten verursacht, und hätte sie ihn greifen können, hätte sie ihn ohne Zweifel vor ein Gericht gestellt, aber die allgemeine Achtung, welche die Menschlichkeit von Dr. Colledge eingeflößt hatte, ersparte der englischen Faktorei diese unangenehmen Folgen. Ein anderesmal ereignete sich, daß ein alter Chinese, der in das Spital aufgenommen worden war, während der Arzt mit ihm sprach, plötzlich todt niederfiel. Die Vorurtheile der Chinesen und die große Strenge ihres Kriminalgesetzes machte dieß zu einem höchst beunruhigenden Falle. Colledge schloß sogleich die Thüre des Zimmers ab, steckte den Schlüssel in seine Tasche, und schickte zu dem chinesischen Richter, ihn von der Sache zu unterrichten. Dieser nahm die Sache ohne allen Verdacht und wie sie war, auf, überzeugte sich persönlich von allen Umständen, und enthielt sich aller lästigen Förmlichkeiten. Alle Kranke die sich in dem Augenblick im Spital befanden, kamen freiwillig und freudig, um dem Richter Zeugniß über die freundliche Behandlung zu geben, die der Verstorbene in dem Hause gefunden hatte. Zwei derselben begleiteten den Leichnam bis in sein Dorf, und wohnten dem Begräbniß bei, um seinen Freunden und Verwandten allen Verdacht zu benehmen, daß der fremde Arzt an dem Unglücksfall Schuld sey. Innerhalb sechs Jahren wurden mehr als 4000 arme chinesische Kranke behandelt, und eine große Anzahl von Blinden geheilt. Die allgemeine Achtung deren Colledge genoß, zeigte sich in den freiwilligen Subscriptionen, die er zur Förderung seines guten Werks erhielt, und die sich in fünf Jahren auf mehr als 7500 Dollars erhoben. Im Anfang des Jahres 1835 sah er sich aber unglücklicherweise genöthigt seine Anstalt zu schließen, indem die Abreise seines Kollegen ihn nöthigte, sich in die Faktorei in Canton zu begeben, wo er von Geschäften überhäuft wurde. Seitdem hat jedoch dieser menschenfreundliche Mann die Errichtung eines Hospitals für kranke Matrosen aller Nationen in Whampoa zu Stande gebracht, das sehr nothwendig geworden war, seitdem die Kompagnie aufgehört hat, Schiffe nach Canton zu schicken. Denn alle ihre Schiffe waren mit zwei Aerzten versehen, welche neben ihrer eigenen Schiffsmannschaft auch die Kranken der übrigen Schiffe besuchten, aber die kleineren Schiffe, welche gegenwärtig Canton besuchen, bringen nur selten einen Arzt mit sich, und da sich die Masse europäischer und amerikanischer Matrosen, die Canton besuchen, auf 10 bis 11,000 jährlich beläuft, so war es dringend geworden, für ihre Kranken zu sorgen.

Hier folgen einige der Briefe, welche seine chinesischen Patienten an Colledge schickten. Zuerst ein Kollektivschreiben: „Wir, die Bewohner folgender Städte und Dörfer (folgen die Namen), haben im Vertrauen auf den englischen Arzt Colledge uns an ihn gewendet, um uns von Blindheit zu heilen. Er hat uns vollkommen geheilt, und wir haben ihm in unserer Dankbarkeit ein Geschenk angeboten, aber er hat nichts von uns angenommen. Wir können daher nichts thun als uns zu vereinigen, ein Feuerwerk loszulassen, und vor seinem Hause eine Musik zu veranstalten, um unsere tiefe Dankbarkeit zu zeigen. Zehntausend Segen über ihn. Wir schreiben ihm dieß voll Ehrfurcht, damit er zuvor von unserer Absicht unterrichtet sey."

„Ein anderer lautet so: „Wir Huang Tsuli und Huang Azi nehmen in Ehrfurcht Abschied, beugen unser Haupt auf den Grund, und danken dem Arzt und Lehrer. Wir Ameisen wünschen

*) Castle of Indolence, Titel eines Gedichts von Thomyson.

Digitized by Google

nach langer Abwesenheit zu unserer Familie zurückzukehren. Wir danken dir, daß du uns deine Gnade gezeigt, unsere Augen geheilt, und uns genährt hast ohne alle Kosten für uns. Dieß ist wahre und weithin sich ausdehnende Wohlthätigkeit. Dein Name wird sich über die vier Meere und auf alle Seiten hin ausdehnen. Wir haben keine Mittel dich zu belohnen, und können dir nur in gemeiner Rede danken. Möge dein Glück seyn wie der östliche Ocean, und seine Wellen sich tausendfältig folgen, möge dein Leben dauern wie die Gebirge im Süden, und währen so lange als der Mond und die Sonne. Möge der Arzt und Lehrer den ersten Rang erreichen, und leben so lange als Himmel und Erde. Wir beugen unser Haupt ein hundertmal."

Die grosse oder goldene Horde.

Ein Herr Andrei Leopoldow gibt in der nordischen Biene nachstehende Uebersicht der Geschichte dieser Horde, welche für Rußland in früherer Zeit von so großer Bedeutung war, und auf manche Verhältnisse im südlichen und südöstlichen Rußland noch jetzt ein Licht wirft.

Die große und die goldene Horde ist eins und dasselbe. Das erste Beiwort erhielt sie wegen der großen Anzahl, aus der sie bestand, im Gegensatz gegen die kleine Horde, den zweiten wegen ihres ungeheuren Reichthums, den sie durch die Plünderung so vieler Länder und Völker gewann. Nach der Geschichte Rußlands kam im 13ten Jahrhundert aus dem tiefen Asien ein fremdes, kriegerisches, nomadisches Volk, Mongolen genannt, nach Rußland. Ihr Führer war Khan Temutschin, in der Folge Dschengisthan genannt, der seinen Sohn Oktai oder Ugatai im Testament ermahnte, nur den besiegten Völkern Friede zu geben. Krieg war ihr Grundsatz: durch Waffengewalt bemächtigten sie sich der meisten Länder, die um das kaspische, schwarze und asowsche Meer her lagen, so wie der Länder am Jaik, der Wolga und am Don. Die Leidenschaft der Eroberung und des Raubs ward dadurch nicht gesättigt. Die furchtbare Masse von Wilden zerfiel in Horden, und mit der Theilung des Volks löste sich auch die Herrschaft in mehrere Theile auf. Die Unteranführer wurden nach verschiedenen Seiten ausgeschickt: so Batü, der Neffe Oktais, welcher mit 500,000 Mann ausgesendet wurde, um die Länder nördlich vom kaspischen Meere zu unterwerfen. Dieser Auftrag entschied das Schicksal der Horde und das Schicksal Rußlands.

Im Jahre 1252 überwinterte er an der Wolga; im Frühjahr zerstörte er die Hauptstadt Bolgar,*) und verheerte viele Städte der Provinz Rjäsan, namentlich Wladimir; um das Jahr 1240 bezwang er die Länder am Don und der Wolga, nahm Tschernigow und Kiew, und überzog viele Theile von Polen, Ungarn, Kroatien, Serbien, Bulgarien an der Donau, die Moldau und Walachei, verbreitete Schrecken in ganz Europa, und kehrte endlich an die Ufer der Wolga zurück. Hier befestigte er seine Herrschaft über Rußland, Taurien, die kaukasischen Länder und andere von der Mündung des Don bis zur Donau, und nannte sich endlich selbst Khan. Der Empörer setzte sich auf seinem neuen Throne fest, und wurde von allen Ulussen an der Wolga als Geistherrscher und Herr der Welt anerkannt, wie sich die Großkhane Galak, Mangu und Koblai nannten, die ihn schon nicht mehr ihrem Scepter unterwerfen konnten. Der Reisende Carpin, der ums Jahr 1245 nach der Tatarei zum Großkhan Oktai reiste, fand Batü an der Wolga, um ihn ein prachtvoller Hof und 600,000 Krieger, aber Mamai, obwohl reicher als er, wohnte noch in einem Zelte. Im Sommer machte er einen Streifzug gegen Norden in das jetzige kasansche Gouvernement, im August aber zog er an der Wolga hinab gegen die Achtuba, an deren Ufer er bald darauf seine Hauptstadt Sarai gründete. Batü starb erst in hohem Alter.

Sein Sohn Sartak wollte nach ihm den Thron besteigen, aber die Herrschsucht seines Oheims Berki, der sich dem Großkhan gefällig zeigen wollte, stürzte ihn ins Verderben. Berki ward der Nachfolger Batüs und übergab die Herrschaft Rußlands seinem Statthalter Ulawtschi, der die Fürsten zu der Horde berief, Tribute eintrieb und blutig in Rußland hauste. Berki wohnte in Sarai. Zu seiner Zeit brach in der Horde an der Wolga ein Aufstand aus: Nagai, ein tatarischer Anführer, trennte sich von ihr, und erklärte sich zum unabhängigen Herrscher der Tatarenhorde, die am schwarzen Meere nomadisch umherzog; der Name dieses Aufrührers erklärt den Ursprung der nagaischen*) Tataren. Innere Streitigkeiten schwächten die große Horde und waren die Vorboten ihres Untergangs. Nichts desto weniger dehnten die Mongolen ihre Eroberungen noch weiter aus, und drangen über das kasansche Bolgarien hinaus bis nach Perm. (Fortsetzung folgt.)

*) Die alte Hauptstadt des ugrischen Volks der Bolgaern oder Bolgaren.

Der Entlastungszeuge.

(Schluß.)

Dieß war ungefähr der kurze Inhalt der Rede des Kronanwalts. Er selbst fühlte nur allzu sehr das geringe Gewicht seiner Anklagepunkte, auf die er sich kaum zu stützen wagte. Ich hatte John Smiths Angesicht und seine Haltung aufmerksam beobachtet; er war fortwährend ruhig und kalt geblieben. Als die Rede auf den Krystallpfropf kam, flog ein leichter Schatten von Unruhe über sein Antlitz, allein bald hatte er sich wieder gefaßt. Die Nennung seiner verschwundenen Haushälterin hatte ein sonderbares Lächeln der Verachtung auf seine Lippen gelockt. Durch die Aussagen der Zeugen erfuhr man keinen neuen Aufschluß. Lord Mansfield erhob sich mit den Worten: „Die Klagepunkte scheinen mir nicht gewichtig genug, um den Angeklagten zu einer formellen Vertheidigung zu nöthigen. Wenn die Geschwornen meine Ansicht theilen, so dürfte es am Zweckmäßigsten seyn, die Anklage fallen zu lassen. — Nach kurzer Berathung erklärten die Geschwornen, daß sie die Ansicht des Lords Mansfield theilten. Schon wurden Anstalten zur Aufhebung der Sitzung getroffen, als der Angeklagte das Wort ergriff.

„Ich ward eines furchtbaren Verbrechens angeklagt, sagte er. Der schrecklichste Verdacht lastet auf mir; wenn das Gericht und die Jury mich sogar freisprächen, so wäre der Flecken, der auf meinem Namen haftet, nicht weggewaschen. Immer würde ein grausamer Verdacht über dem Hause eines Mannes schweben, der nur freigesprochen würde, weil es an Beweisen fehlte, ihn zu überführen. Es ist mein Wunsch, alle diese Zweifel aufzuklären. Licht zu werfen auf Alles, was in dieser Sache noch dunkel und zweideutig ist, und das Zeugniß der einzigen Person aufzurufen, die dem unglücklichen Eindruck, den dieses Ereigniß gegen mich hervorgebracht hat, als Gegengewicht dienen kann. Die verschwundene Haushälterin wird sich stellen, sobald es die Jury verlangt; ich selbst will, daß man sie vernehme. Ich verlange, daß man mir gestatte, mich selbst an die Geschwornen zu wenden, und ihnen den wahrhaften Hergang der Sache aus einander zu setzen.

*) Die Russen schreiben sonst immer Nogaier, sprechen aber doch Nagaier.

Digitized by Google

Lord Mansfield, der sich anfangs der Willfahrung dieses Gesuches widersetzte, gab endlich Smiths dringenden Bitten nach.

„Meine Herren, begann Smith, ich hoffe, daß Sie mich bald, nicht etwa aus Mangel an Beweisen, sondern aus innerer Ueberzeugung freisprechen werden. Ist es bewiesen, daß der Verstorbene an Gift ums Leben kam? Und wenn dieß bewiesen wäre, warum mir die That zur Last legen? Es ist unerwiesen, daß Tompson, als er bei mir abstieg, auch nur einen Diamant, einen Schilling bei sich hatte. Warum kann er nicht auf der Straße beraubt worden seyn und hierauf in Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt haben? Bedenken Sie, daß nach der sorgfältigsten Haussuchung auch nicht ein Tompson gehöriger Gegenstand in meinem Hause gefunden wurde. Es ist gesagt worden, man habe in der Nacht in meinem Hause Licht wahrgenommen. Dieß ist wahr; weil ich mich unwohl befand, rief ich die Haushälterin und befahl ihr Feuer anzumachen. Die Frau vollzog, was ich ihr befahl; während sie sich jedoch ankleidete, mußte ich einige Zeit auf der Flur warten. Auf diese Weise erklärt sich das Erscheinen und Verschwinden des Lichtes ganz einfach. Ich selbst habe die Haushälterin veranlaßt, sich dem Prozeß zu entziehen. Mein Advokat hat sie in sein Haus aufgenommen. Um diese Maßregel der Vorsicht zu rechtfertigen, wird die Erklärung hinreichen, daß ich Feinde habe, und wegen des schwachen Charakters, vielleicht auch wegen der Gewinnsucht dieser Frau besorgt war. Deßhalb wollte ich ihr alle Gemeinschaft mit der Außenwelt abschneiden. Jetzt mag sie immerhin sprechen; ich verlange dieß sogar; sie wird die Wahrheit meiner Aussagen bestätigen."

Diese Rede brachte große Wirkung hervor. Der Angeklagte hatte sich einfach und offen, aber mit imposanter Festigkeit ausgedrückt. Sein Advokat führte die Haushälterin vor die Schranken; sie mochte 50 bis 55 Jahre alt seyn, und hatte regelmäßige, wenn gleich nicht angenehme Züge. Ihr Zeugniß stimmte vollkommen mit den Aussagen ihres Herrn überein. Sie war von ihm aufgeweckt worden, hatte sein Feuer angezündet, sich sofort wieder niedergelegt, und erst am Morgen den plötzlichen Tod Tompsons aus dem Munde des Bedienten erfahren. Die von ihr erwähnten nähern Umstände schlossen sich so innig an Smiths Erzählung an, daß die Unschuld des letztern klar daraus hervor zu gehen schien. Einmal von den Richtern befragt, hatte sie noch das Gegenverhör des Kronanwalts zu bestehen. Dieser fragte sie: „Während Sie in dem Zimmer des Herrn Smith waren, stand das Licht auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers?" — Ja. — „Nach Ihrer Aussage war er unwohl und nahm (wahrscheinlich aus einem Schranke) eine Arznei, die ihm helfen sollte?" — Ja, so habe ich gesagt. — „Dieser Schrank oder das Möbel, worin sich die Arznei befand, wurde einmal oder zweimal geöffnet, so lange Sie sich im Zimmer befanden?" — Der Zeuge antwortete nicht. — „Es scheint, daß Sie mich nicht verstehen; ich frage, ob Herr Smith, nachdem er die Arznei aus dem Schranke genommen, die Thüre desselben verschloß oder sie offen ließ?" — Er schloß sie. — „Dann öffnete er sie abermals, um die Flasche wieder hinein zu stellen?" — Ja. — „Wie lange blieb der Schrank offen?" — Etwa eine Minute. — „Wenn man die Thüre des Schranks öffnet, befindet sie sich dann nicht genau zwischen dem Tisch und dem Fenster?" — Ganz genau. — „Ich erinnere mich nicht mehr, auf welcher Seite sich dieser Schrank nach Ihrer Aussage befindet, ob links oder rechts vom Fenster?" — Links. — „Macht die Thüre des Schranks beim Oeffnen ein Geräusch?" — Durchaus nicht. — „Wissen Sie dieß gewiß?" — „Ganz gewiß. — „Haben Sie den Schrank geöffnet oder öffnet Herr Smith ihn gewöhnlich?" — Herr Smith öffnet ihn immer selbst. — „Befindet sich der Schlüssel zuweilen in Ihren Händen?" — Niemals; Herr Smith hat ihn stets bei sich. —

In diesem Augenblick wandte der Zeuge seinen Blick auf John Smith. Ich beobachtete beide. Große Schweißtropfen rannen von der Stirne des Angeklagten; sein Antlitz war bleich, wie das einer Leiche. Kaum hatte sie ihn angesehen, als sie einen Schrei ausstieß und in Ohnmacht fiel. Die Folgen ihrer Antworten traten zum ersten Mal vor ihre Seele; sie hatte die Verurtheilung ihres Herrn ausgesprochen. Der Kronanwalt hatte ganzen Werth auf einen scheinbar unbedeutenden Umstand gelegt, der niemand aufgefallen war. Er hatte sich gefragt, woher dieser Schatten kommen konnte, der nach der Aussage des Bauern das Licht unterbrochen hatte; dadurch kam er auf die Voraussetzung, daß sich in demselben Zimmer ein Schrank befinden müsse, dessen Vorhandenseyn niemand wußte, und dessen Oeffnung mittelst der Thüre jene Erscheinung hervorgebracht habe. Der gleichgültige Ton seiner Fragen hatte die Haushälterin irre geführt, der es nicht beifiel, daß ihr Herr bloßgestellt sey, sobald sie des Schrankes erwähnte. Ihre Ohnmacht unterbrach die Sitzung, die erst zwei Stunden später wieder fortgesetzt wurde. Der Angeklagte ward in das Gefängniß zurückgebracht, und alle Gemeinschaft zwischen ihm und der Haushälterin unmöglich gemacht. Um 4 Uhr ward der Gefangene und der Zeuge wieder vorgeführt. Der Saal war noch voll von Zuhörern, die alle auf die Lösung dieses Drama's harrten.

„Ich habe noch einige Fragen an Sie zu machen, sagte der Kronanwalt zu der Haushälterin. Reden Sie die Wahrheit; ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Ihr Leben davon abhängt. — Ist Ihnen dieser Pfropf bekannt?" (Man zeigte ihr den krystallenen Pfropf.) — Ja. — „Wem gehört er?" — Herrn Smith. — „Wann haben Sie ihn zum letztenmal gesehen?" — In der Nacht, in welcher Herr Tompson starb. — „Gut."

In demselben Augenblick traten zwei Sheriffs ein, denen ein Diener eine große Platte nachtrug. Auf derselben lagen zwei Portefeuille, eine Uhr, ein Kistchen, drei Säcke mit Gold, zwei goldene Ketten und die Flasche, auf welche der krystallene Pfropf paßte. Auf Befehl des Kronanwalts hatten sich die Polizeiagenten in Smiths Haus begeben, und dort in einem verborgenen Wandschranke im Zimmer des unglücklichen Tompson alle obengenannten Gegenstände vorgefunden, welche einen Werth von etwa 8000 Pfd. St. theils in Diamanten, theils in Banknoten haben mochten. Die Flasche ward durch Chemiker untersucht, welche die Reste von Gift darin fanden. So vielen Beweisen gegenüber gab der Angeklagte jede Vertheidigung auf, und hüllte sich in ein gänzliches Stillschweigen. Es ist unnöthig, eine Erzählung weiter fortzusetzen, deren Entwicklung sich von selbst versteht, und die in den Annalen der Kriminalgerichtsbarkeit das vielleicht einzige Beispiel eines Angeklagten aufstellt, den der Gerichtshof und die Jury freispricht, der aber seine eigene Verurtheilung herbeiführt, indem er einen Entlastungszeugen beibringt, dessen Aussage das Verbrechen beweist und den Angeklagten auf das Blutgerüst führt.

Die Insel Pianosa, zwischen Elba und Corsica gelegen, gehört Toskana an, und der Großherzog hat kürzlich eine ausgedehnte der Krone gehörige Strecke Landes einem Kaufmann in Livorno in langen Pacht gegeben: derselbe beabsichtigt ein bedeutendes Kapital darauf zu verwenden, und das toskanische Ackerbausystem durch Pächter aus diesem Lande einführen zu lassen. Die Insel ist fruchtbar und wohl bewaldet, war aber bisher den Angriffen der Barbaresken ausgesetzt, und darum nur von wenigen Fischern bewohnt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eh. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 333. 29 November 1835.

Die Russen und die Engländer an der Nordwestküste von Amerika.

Es ist ein in neuerer Zeit seltener gewordenes Schauspiel, daß sich zwei Nationen Europa's um irgend einen fernen Punkt Asiens oder Amerika's zanken: das neueste Beispiel solcher Kolonialeifersucht liefern England und Rußland in Betreff einer Strecke der Nordwestküste Amerika's, worüber im Jahre 1825 ein Vertrag abgeschlossen wurde, bei dem offenbar England nicht der klügere Theil war. Der Streit betrifft die Küstenstrecke von 54 bis 59° N. B. Cook hatte zuerst diese Gegenden besucht, und Vancouvre im Jahre 1797 die ganze Küste von 30 bis 60° N. B. aufgenommen, und die Besitznahme für England ausgesprochen. Wenn aber die Engländer hierauf ein Eigenthumsrecht gründen wollen, so sind sie in gröblichem Irrthum, denn die Küste von 30 bis 42° N. B. gehört dem spanischen Mexiko, von 42° bis 53° spricht Nordamerika die Küste an, welcher Besitz freilich auch noch streitig ist, und vom 56° bis ans Eismeer hinauf sind die Russen im unbestrittenen Besitz der Küste; den Engländern bleibt demnach an der Westküste Amerika's nur noch ein schmaler Raum, und diesen haben sie sich durch den Vertrag von 1825 und die darin ausgesprochene Abtretung der Prinz-Wales-Insel sehr verengt. Jener Vertrag besagt noch, daß die Gränze des russischen Gebiets von der Südspitze der Prinz-Wales-Insel in die Tiefe des Sitkasunds hinauf, und von da auf der Höhe des Küstengebirgs etwa 10 Lieues vom Ufer fortlaufen soll, bis sie von dem Eliasberge an den Kontinent durchschneidet, und am Gestade des Eismeers einige Grade westlich vom Ausfluß des Mackenzie endet. Obwohl nun dadurch den Russen der Besitz des größten Theils der ehemals von den Engländern angesprochenen Küste zugetheilt wurde, so sollten doch die Engländer das Recht haben, die ins Innere des Landes fahrenden Flüsse zu befahren.

England dachte wohl bei Abschluß dieses Vertrags bloß daran, Streitigkeiten mit den Russen in diesem entlegenen Punkte zu vermeiden, indem festgesetzt wurde, daß kein Theil, namentlich nicht die Engländer an denjenigen Theilen der Küste landen sollten, wo sich Niederlassungen der andern Nation finden. Zu jener Zeit waren die russischen Niederlassungen noch ungemein schwach, und haben erst in den letzten Jahren sich sehr ausgedehnt, wie namentlich auch aus Lütkes Reise hervorgeht.*) Der Handel englischer Unterthanen an der Küste sollte indeß noch 10 Jahre fortdauern, jedoch mit gewissen Beschränkungen für beide Theile.

Die Veranlassung zu dem neuerlich in den Zeitungen erwähnten Streite gibt aufs augenscheinlichste den Grund desselben an. Der Bericht einer englischen Zeitung ist folgender: „Im Jahre 1833 wollte eine Kompagnie britischer Kaufleute ihren Handel in die bis jetzt unerforschten Theile des Innern der Nordwestküste nördlich vom 56° ausdehnen, und da das einzige Mittel, das einen Erfolg versprach, darin bestand, einen der Küstenflüsse hinaufzufahren, wodurch sie auf einmal die gewünschte Stelle erreichen konnte, so sendete sie im August 1833 ein Schiff nach der Mündung des Stikinflusses, der in die Clarence-Straße fällt, ab, um einen Platz zu einer Niederlassung jenseits der durch den Vertrag bestimmten Gränzlinie auszusuchen; da ein solcher aufgefunden wurde, so nahm der Beamte der Kolonie förmlich Besitz davon, die umwohnenden Eingebornen drückten ihre Freude darüber aus, daß eine Niederlassung in ihrer Nähe gegründet werden sollte, und schienen überhaupt sehr günstig gesinnt. In Folge des günstigen Berichts, den der Beamte abstattete, ward beschlossen, den vorgeschlagenen Plan in Ausführung zu bringen; der Beamte der Kompagnie ging auf einem Schiffe derselben, begleitet von mehrern Offizieren und einer Anzahl Leute dahin ab, und langte am 18 Junius daselbst an."

Der Grund dieser Unternehmung und der dadurch veranlaßte Streit ist kürzlich folgender. Die Pelzwerkkompagnien der Engländer hatten allmählich von Canada aus ihre Posten so weit gegen Westen vorgeschoben, daß der Transport rückwärts an die Ostküste eine höchst beschwerliche und kostspielige Sache wurde, ohnehin, da ein großer Theil des erhandelten Pelzwerks nach China geht; darum wollte sie jetzt eine Niederlassung an dem sich in die Clarence-Bai ausmündenden Stikin anlegen, um die im Innern erhandelten Pelzwaaren westwärts unmittelbar nach dem chinesischen Markt zu senden, wo sie mit den Russen in Konkurrenz treten mußten. Darum waren die Letztern äußerst thätig, diese Unternehmung zu vereiteln; während des ersten Besuches der Engländer im Jahre 1833 hatten sie noch keine Nieder-

*) Siehe Ausland Nr. 98 ff. von d. J.

Digitized by Google

lassung am Stikinfluß, sobald sie aber durch die Indianer Bericht von der Absicht der Engländer erhielten, errichteten sie eiligst eine Niederlassung, um diejenige Bestimmung des Vertrags, nach welcher die Engländer an keiner von den Russen besetzten Stelle landen sollten, für sich anführen zu können. Als daher die eigentliche englische Expedition im J. 1834 ankam, fand sie nicht nur eine bewaffnete Brick im Flusse aufgestellt, sondern auch ein Blockhaus errichtet, und die russischen Behörden erklärten den Engländern ziemlich peremtorisch, sie würden das englische Fahrzeug nicht weiter hinaufiassen, und der Untergouverneur von Neuarchangel gab auch ganz trocken den wahren und einzigen Grund an, „da die russisch-amerikanische Kompagnie am Stikin eine Niederlassung gegründet habe, so halte sie sich für berechtigt, alle fremden Schiffe von der Befahrung der Clarence-Straße und der umliegenden Küste auszuschließen, und wenn englische Unterthanen den Fluß Stikin hinauf führen, so würde dadurch der Handel der russisch-amerikanischen Kompagnie mit den Eingeborenen benachtheiligt." So mußten die Engländer zu ihrem großen Verdrusse wieder abziehen, nachdem sie auch die nicht sehr angenehme Entdeckung gemacht hatten, daß die Eingebornen, welche sich anfangs freundlich bezeigt, ihre Gesinnungen gänzlich geändert hatten, wahrscheinlich in Folge von den Bemühungen der Russen.

Jener ferne Fleck der Erde ist für England gar nicht gleichgültig, um so weniger, als die Frage über den Besitz der Küste weiter gegen Süden auch noch mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika streitig ist. Die Engländer begingen den großen Fehler, den Russen, in der Meinung, diese bildeten nur unbedeutende Niederlassungen für Fischer und Jäger, den größten Theil der Küstr zu überlassen: wer die Küste beherrscht, beherrscht auch die ins Land hinein führenden Flüsse. Für die Engländer handelt es sich um die Frage, ob sie durch den Besitz einer bedeutendern Küstenstrecke sich eine Verbindung zwischen Canada und dem stillen Ocean erhalten wollen; ob ihr Handel fortdauernd gegen Westen sich ausdehnen, und allmählich auf dem nördlichen stillen Ocean sich ein Handel bilden solle, wie auf der Ostseite Amerika's. Diese Frage ist für die innere Entwicklung Canada's überhaupt von Bedeutung, denn wenn kein ungestörter Handel auf den gegen Westen ausmündenden Flüssen sich bildet, so wird auch der Handelsbetrieb und das Fortschreiten der Kultur im tiefen Innern Canada's gelähmt seyn.

Skizzen aus Westindien.

Barbados.

(Fortsetzung.)

Barbados ist eine der ältesten westindischen Kolonien Englands, und war einst im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung, — sie ist nur 20 englische Meilen lang und 14 breit, — die fruchtbarste Insel der Welt. Sie enthält etwa 107,000 Einwohner. Das Klima ist weit gemäßigter, als in Jamaika, und ich glaube weit gesünder, oder um richtiger zu sprechen, minder mörderisch für Europäer. Ueber ein Jahrhundert nach Entdeckung der neuen Welt blieb Barbados unbekannt, und scheint zuerst von Portugiesen um das Jahr 1600 besucht worden zu seyn; 24 Jahre später siedelte sich die erste englische aus 24 Personen bestehende Kolonie unter einem gewissen Courteen hier an. In einer frühern Periode, lange vor seiner Entdeckung muß es bewohnt gewesen seyn, obgleich die ersten Entdecker keine Spur eines menschlichen Wesens darauf fanden, aber man entdeckte nach und nach zahlreiche irdene Gefäße, die Arbeit irgend eines rohen Volkes ein Umstand, der Raynal unbekannt geblieben zu seyn scheint, da er behauptet, die Insel sey vor der Entdeckung der Portugiesen niemals bewohnt gewesen. Mehrere Jahre nach der ersten Niederlassung entstand eine Spaltung auf der Insel durch die streitenden Ansprüche zweier Herren von Adel: der eine nahm die Kolonie kraft eines Patents von König Jakob, der andere kraft eines Patents von Karl I in Anspruch. Es war damals Mode bei den Königen, Kolonien als Privateigenthum an habsüchtige und ungestüm begehrende Adelige zu verschenken. Die Regierung der Eigenthümer dauerte in Barbados fort bis zum J. 1663, wo man mit den Erben und Gläubigern der ursprünglichen Besitzer einen Vergleich abschloß, und die Insel endlich unter den Schutz der Krone kam.

Dafür wurde auf alle Erzeugnisse eine Taxe von 4½ Proz. gelegt, welche für die Kolonie äußerst drückend war, und deren Folgen noch jetzt fühlbar sind. Unter der Regierung des Eigenthümers war Courteens Niederlassung zu großer Blüthe gelangt. Eine andere bildete sich unter Woolferstone im J. 1729, und war trotz der Streitigkeiten unter den Anhängern der beiden Feudalherren, die Anspruch auf den Besitz machten, nicht minder glücklich. In einer dieser Streitigkeiten wurde der Gouverneur, Sir William Tuston, abgesetzt, und von seinem Nachfolger hingerichtet, weil er auf die Seite des ersten Ansiedlers Courteen getreten war. Indeß stieg die Wohlfahrt der Insel so rasch, daß Raynal sich voll Verwunderung darüber also äußert: „eine Insel, die nicht mehr als 7 Lieues Länge und 2 bis 5 in der Breite hat, erreichte in weniger als 40 Jahren eine Bevölkerung von 100,000 Seelen, und sein Handel beschäftigte eine Marine von 150,000 Tonnen. Nie sah die Welt eine solche Menge Pflanzer auf einem so geringen Raume, oder so viele in so kurzer Zeit gewonnene Produkte."

Zur Zeit der Revolution wurde Barbados das Asyl der Flüchtlinge, welche der königlichen Sache anhingen. „Die neuen Abenteurer," sagt Lord Clarendon, „waren meist Leute aus angesehenen Familien und nicht unbedeutendem Reichthum." Diese Einwanderer waren die Anhänger Karls I, deren Nachkommen noch jetzt Einiges von den Sitten und der Denkart jener „Cavaliers" beibehalten haben. Wenn irgend eine Kolonie zur Zeit der Restauration in den Augen Karls II mehr Gunst und Berücksichtigung verdiente, als die andern, so war es gewiß Barbados, aber Karl war in nichts konsequent, als in seiner Undankbarkeit, und was Einzelne von ihm nicht erhielten, konnten Korporationen noch viel weniger von ihm erwarten. Im J. 1647 erließ die Legislatur von Barbados eine Akte, welche ihre unerschütterliche Treue für ihren Souverän aussprach, der damals von den Truppen des Parlaments gefangen gehalten wurde. Sogar

Digitized by Google

Schiffe wurden ausgerüstet und Truppen ausgehoben, um die vorgeschlagene Unterwerfung derjenigen Inseln ins Werk zu setzen, welche die neue Regierung anerkannt hatten. Im J. 1651 widerstand sie muthig einer Expedition, welche Cromwell unter Sir George Ayscue gegen sie ausgesendet hatte, und ihre Unterwerfung gelang nur durch bedeutende Verstärkungen aus den Kolonien des amerikanischen Festlandes. Trotz dieser Kämpfe stieg der Wohlstand der Insel fortwährend, und er stand auf seiner größten Höhe als Karl II den Thron bestieg, aber nicht Eine Akte seiner Regierung wirkte darauf hin, die Fortdauer dieses Wohlstands zu sichern. Die drückende Abgabe von 4½ Proz. blieb trotz aller Vorstellungen der Kolonie, und trotz der unterthänigsten in Zeiten der Noth eingereichten Bittschriften um deren Aufhebung ward sie in eine fortdauernde Steuer umgewandelt. Im J. 1685 wurden die Zölle noch mehr erhöht, und zwar zu einer Zeit, wo die Insel durch mehrere Orkane furchtbar heimgesucht worden war.

Die Verheerungen dieser Orkane zu verschiedenen Zeiten können die Abnahme des Wohlstands der Kolonie genügend erklären. Unter den zahlreichen Unrichtigkeiten, welche Raynal in seiner Geschichte der Kolonien zu Tage fördert, ist es wohl eine der auffallendsten, daß er behauptet, Barbados sey glücklicherweise von Orkanen stets verschont geblieben. Es ist Thatsache, daß es von denselben mehr gelitten hat, als alle andern Kolonien. Im J. 1674 wurden 300 Häuser und eine Menge Pflanzungen von einem Orkan zerstört; im J. 1675 wurde die Insel von einem zweiten verwüstet; im J. 1694 gingen durch einen Orkan die Schiffe im Hafen zu Grunde. Im J. 1780 schätzte man den durch einen Orkan erlittenen Verlust auf 1,320,000 Pfd. St., und die Anzahl der umgekommenen Menschen auf 4326, in den J. 1783, 1786 und 1831 war der Verlust gleichfalls ungeheuer, und wurde in dem ersten und letzten der genannten Jahre auf nicht weniger als eine Million Pfd. St. berechnet. Die Hülfsquellen eines Landes müssen in der That groß seyn, um periodische Verwüstungen wie diese ertragen zu können. Aber abgesehen davon haben noch manche Items zu der Abnahme von Barbados beigetragen, worunter die Verarmung des Bodens namentliche Aufmerksamkeit verdient. Ohne die nährenden Eigenschaften einer Art Seegras, Varek genannt, das früher allgemein als Düngungsmittel gebraucht wurde, hätte gar kein Anbau mehr statt gefunden. Schon im J. 1769 war der Boden so ausgesogen, daß man einen, freilich erfolglosen, Versuch machte, etwas von dem reichen Boden des holländischen Guiana's nach Barbados zu transportiren. Fast die ganze Insel war angebaut, und kein jungfräulicher Boden mehr übrig. Nicht so in Jamaika, wo nur die Mittel und die Hände fehlen, um dreimal so viel Land anzubauen, als jetzt angebaut ist. Aber in beiden Inseln ist bei weitem die größere Masse des angebauten Landes ausgesogen: man hat von ihm zu viel gefordert, und zu wenig Sorge darauf verwendet. Zudem liegt die größte Quelle von Unheil fast ganz außer dem Bereich menschlicher Kräfte, — die zwischen den Tropen gewöhnlichen schweren Regen stürzen mit solcher Heftigkeit herab, daß sie den Boden aufreißen, und die reiche, fruchtbare Erde wegschwemmen. In der That liegt in den Häfen und Buchten der westindischen Inseln ein großer Theil des Bodens, der früher ihren Reichthum ausmachte. Abgesehen von drückenden Auflagen, von den Ansichten der Emancipationisten und den darauf begründeten Maßregeln der Regierung gibt es noch andere Lokalursachen, denen das Sinken des Wohlstands dieser Kolonie, so wie der meisten westindischen Inseln zuzuschreiben ist, aber nur allzu oft wird was die schlechte Beschaffenheit des Bodens und der Zorn der Elemente verschuldet hat, der Regierung aufgeladen, und sie für Uebel verantwortlich gemacht, welche außer dem Bereich menschlicher Macht liegen.

Ich glaube keineswegs, daß die Aussichten für die Pflanzer dieser Kolonien hoffnungslos sind, wenn nur eine definitive Ausgleichung zwischen den Besitzern und den Hypothekargläubigern, — denen zwei Drittheile alles Grundbesitzes, ich glaube für das Dreifache seines jetzigen Werthes, verpfändet sind — statt gefunden hat; wenn die Besitzer im Stande sind, Taglohn an die Stelle des den Sklaven zu liefernden Lebensunterhalts, und in bedeutenderem Umfange Maschinen an die Stelle von Handarbeit zu setzen, dann, und erst dann werden Barbados und seine Schwesterkolonien einen Zustand wahrer und gründlicher Wohlfahrt kennen lernen. Ich möchte damit bloß auf die Nichtigkeit der Hoffnungen aufmerksam machen, wieder zu jenem unmäßigen Reichthum früherer Jahre zu gelangen, der zu übereilt war, um dauernd zu seyn.

(Schluß folgt.)

Seltsame Ehelotterie.

Ein amerikanisches Blatt erzählt folgende, gewiß manchem interessante Anekdote von einem Reisenden: Am 21 December v. J. reiste ich durch Südkarolina und kam nach — wo ich bei einem Bekannten einsprach. Man sagte mir, die Familie sey zu einer Hochzeit eingeladen, und ich möchte sie begleiten, was ich ohne Umstände annahm. Sobald das junge Paar getraut war, setzte sich die Gesellschaft, und es erfolgte, da der Herr des Hauses sehr religiös war, eine Zeit lang tiefe Stille. Hierauf erhob sich ein junger Advokat, hielt eine zierliche Rede an die Gesellschaft, und endigte dieselbe damit, daß er um Erlaubniß bat, einen neuen Heirathsplan vorschlagen zu dürfen, der sich gewiß als wohlthätig bewähren werde. Nach erhaltener Erlaubniß schlug er vor, die Gesellschaft solle einen Präsidenten wählen, und dieser einen körperlichen Eid ablegen, Alles was ihm in seiner offiziellen Eigenschaft in dieser Nacht mitgetheilt würde, geheim zu halten; alle unverheiratheten Herren und Damen sollten ihren Namen auf ein Stück Papier schreiben, und darunter den Namen des Herrn oder der Dame, mit denen sie verheirathet zu werden wünschten; diese Papiere sollten dem Präsidenten zur Einsicht mitgetheilt werden, und wenn ein Herr und eine Dame sich gegenseitig gewählt hätten, so solle er beide Theile davon unterrichten; die, welche sich nicht gegenseitig gewählt hätten, sollten verschwiegen bleiben. Der Vorschlag ward angenommen, der Präsident ernannt, die Namen aufgeschrieben und demselben übergeben, und es fand sich, daß zwölf Paare sich gegenseitig gewählt hatten: auf wen aber ihre Wahl gefallen, blieb, sie selbst und den Präsidenten ausgenommen, für Alle ein Geheimniß. Die Unterhaltung nahm eine andere Wendung und die Gesellschaft entfernte sich. Nun kommt das

Digitized by Google

Ende. Am 14 März des folgenden Jahres kam ich durch denselben Ort, und man erzählte mir, daß von den zwölf Paaren eilf getraut seyen, und daß acht von den jungen Herren erklärt hätten, ihre Zweifel und Unentschlossenheit seyen so groß gewesen, daß sie gewiß sich nicht um ihre jetzigen Frauen beworben hätten, wenn der obige Vorschlag nicht gemacht worden wäre. Herren unter 20 und Mädchen unter 14 Jahren waren natürlich ausgeschlossen gewesen.

Die grosse oder goldene Horde.

(Fortsetzung.)

Nach Berki bestieg den Thron der großen oder goldenen Horde sein Bruder, Mangu Timur, ein Mann von scharfem Verstande, aber wilden Herzens. Noch unter Berki wurde der Same des Islam ausgestreut: Timur war fanatisch, und als man ihm hinterbrachte, Roman, der Fürst von Rjäsan, lästere den Islam, ließ er ihn vor sich rufen, darüber befragen und dann in Stücke hauen: sein Kopf wurde auf einer Lanze aufgesteckt. Tudan Mangu, der Bruder Mangu Timurs, lastete schwer auf Rußland, doch war seine Herrschaft nicht dauernd, sey es, daß Rußland schon an die Knechtschaft gewöhnt, oder Tudan kein Tiger war. Die Unruhen dauerten in der Horde fort und viele mongolische Anführer legten sich den Königsnamen bei. Tochtu, ein Bruder Nagais, gelangte endlich als Khan auf den Thron. Als dieser starb, folgte ihm sein Sohn, der junge Usbek, bekannt in der Geschichte durch seine Gerechtigkeit und seinen Eifer für den muhammedanischen Glauben.

Rußland sah in den Tataren die blutgierigsten Räuber. Schewkal, der Vetter Usbeks, wollte in Rußland den Islam an die Stelle des Christenthums einführen, ermordete den Fürsten Alexander von Twer, setzte sich auf seinen Thron und theilte das Land an seine Großen aus. Twer empörte sich: am 15 August mit der ersten Morgenröthe begann ein furchtbares Gemetzel, und das Tageslicht sah keine Tataren mehr! Die Verheerung des iwerischen Landes war die Rache für diese verzweifelte That. Um diese Zeit waren die Mongolen bereits durch Genüsse und Ausschweifungen entnervt, und liebten Schlachten nicht mehr so sehr. Im Jahre 1341 starb Usbek, und sein Sohn Tschanibek bestieg den Thron über den Leichen zweier Brüder. Im Jahre 1346 entvölkerte die unter dem Namen des schwarzen Todes bekannte Pest die Hauptstadt Sarai und lichtete die Horde. Der heilige Alexei, Metropolit von Moskau, befand sich damals in der Horde, und heilte Taidulu, die Gemahlin des Khans. Dieser Zufall führte einen bessern Zustand herbei, d. h. die Mongolen belästigten Rußland nicht mehr übermäßig mit Steuern. Dieser gute Khan wurde von seinem Sohne Berdibek auf der Reise aus Persien nach der Horde im Jahre 1359 getödtet. Mit ihm starb in der Horde das Geschlecht Mangu Timurs aus, und es gelangten die Nachkommen Dschengisthans von dessen Sohn Tuschi an die Herrschaft.

Der erste aus diesem Geschlecht war Kulna, der zugleich mit seinen Söhnen nur fünf Monate herrschte, wo er von einem andern Dschengisthaniden, Naurus, ermordet wurde. Bald darauf kam ein tatarischer Anführer Chabyr, der jenseits des Jaik nomadisch umhergezogen war, an die Wolga, lockte die Großen der Horde an sich, ermordete Naurus und wurde als Khan ausgerufen. Chabyr wurde von seinem Sohne Temirchoscha ermordet, der selbst nur sechs Jahre regierte: im siebenten brach ein Aufstand aus. Der gewaltige und schreckliche Temnik Mamai wiegelte die Horde auf, tödtete Temirchoscha und ernannte einen gewissen Awdul. Auch noch andere Könige erhoben sich: Kalibek, der jüngste Sohn Tschanibeks, Bulaktemir, der sich des bolgarischen Landes, und Tagai, der sich des Landes um Mordow bemächtigte. So schlachteten sich die Mongolen in furchtbarer Wuth, Tausende fielen in den Schlachten, oder kamen in den Steppen vor Hunger um. Der Khan von Sarai galt für den gesetzlichen Khan der Horde: dieß war Murut. Der wilde Mamai bedrängte ihn, und so waren also in der Horde zwei Khane, Murut und Awdul, der durch die an der Wolga umherstreifende Horde Mamais stark war. An Muruts Stelle trat Asis, und unter ihm machten die Tataren viele Streifzüge in Rußland, wurden jedoch am Flusse Pjana geschlagen. Inzwischen vereinigte Mamai die goldene Horde mit der seinigen, ernannte Mamant-Sultan zum Khan und herrschte unter seinem Namen.

Jetzt aber begann Rußland sich aufzurütteln: eine Thronstreitigkeit hatten die Mongolen für Dimitri Iwanowitsch entschieden, obwohl sich bald zeigte, daß dieser sich nicht allzu unterwürfig erweise. Mamai war sowohl hierüber als über die von den Tataren an der Pjana erlittene Niederlage voll Zorn, und schwur sich zu rächen, mußte aber seine Rache aufschieben, weil eben damals die Pest in seiner Horde wüthete, und fügte den Russen nur gelegentlich Schaden zu. So verheerten die Mongolen auf Anstiften des Fürsten Mordow unter Anführung von Arapscha Nischnei Nowgorod und nahmen Rjäsan ein. Zur Wiedervergeltung verheerten die Russen das Land von Mordow, das unter der Herrschaft des Khans stand. Dimitri Iwanowitsch schlug auch um diese Zeit die Mongolen an der Wosha. Mamai sammelte ein unzähliges Heer, das aus Mongolen, Polowzen, chasarischen Türken, Tscherkessen, Jasen, Bartanen oder Juden, Armeniern vom Kaukasus und Genuesern aus der Krim bestand. Auch Rußland rüstete sich, und stellte gegen Mamai ein Heer von 150,000 Mann auf. An der Nepriadwa und am Don wurde der Kampf furchtbar, die Mongolen wurden geschlagen, und es scheint, die Horde fiel, um sich nicht wieder zu erheben. Mamai war über Rußland ergrimmt wie ein blutdürstiger Tiger, und schnaubte nach Rache, aber das Schicksal sendete ihm einen andern Feind auf den Hals, Tochtamysch, einen Nachfolger Dschengisthans. Dieser erklärte sich zum Erben von Batüs Thron, Mamai wurde von ihm bei Mariupol geschlagen, floh nach Kaffa und starb daselbst. Tochtamysch warf sich zum Herrn in der Horde auf, und wollte über Rußland herrschen, wie Batü und Usbek. Er zog nach Rußland und gerade nach Moskau, wo kein Großfürst war. Mit Hinterlist nahm er die Stadt und zerstörte sie, was überall geschah, wo die Tataren hinkamen. Einen Unteranführer, Namens Baschkut, sandte er zur Eroberung Perms aus, und ließ sich dann in einen Kampf mit dem mächtigen Tamerlan ein: dieser aber brach die Kraft der goldenen Horde, und zerstörte im Jahre 1395 die khanische Hauptstadt Sarai. Die Horde war in kläglichem Zustande: viele Menschen waren in den Kämpfen mit Tamerlan umgekommen, und in ihrer Mitte herrschte Uneinigkeit. Drei Khane, Tochtamysch, Kairitschak und Timur-Kultuk, stritten um die Herrschaft. Der letztere bestieg endlich den Thron, und Tochtamysch floh nach Kiew; im Jahre 1400 starb Timur-Kultuk, und ihm folgte sein Sohn Schadibek. Tochtamysch wanderte immer noch unter einigen Stämmen umher, und suchte Mittel auf den Thron zu gelangen, im Jahre 1408 aber erreichte ihn eine Abtheilung der Truppen Schadibeks, und er fiel im Kampfe. In demselben Jahre ward aber auch Schadibek gestürzt, und in einem Zeitraume von 4 Jahren kamen drei oder vier Khane auf den Thron.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 334. 30 November 1835.

Französische Literatur.

Médianoche von Paul Lacroix (Bibliophil Jacob.)

Der Bibliophil ist ein guter Nationalgardist und ein Freund des Herrn von Schonen, den die Oppositionsjournale in der letzten Zeit hart mitgenommen haben. Beides ist aus dem neuesten Buche, das er herausgegeben hat, zu ersehen. Ob es gerade in das Buch paßt oder nicht, das ist eine geringe Frage. Es ist Gebrauch unter den hiesigen Schriftstellern in ihren Büchern von Allem zu reden, was sie sonst nirgendwo anbringen können, und wenn es Noth thut ein Buch eigens zu dem Ende zu schreiben, was denn sehr häufig zur Folge hat, daß diese Bücher, wie die Kritikartikel, von Jeglichem, nur nicht von ihrem Gegenstande handeln. Hat man einen Freund, so können zweierlei Gründe bestehen, von ihm zu reden: ist er mächtig, so schmeichelt man ihm und streut ihm etwelchen Weihrauch: ist er nicht mächtig, so ist die Sache minder nützlich, also minder angenehm, indessen, es ist so wohlthuend gegen einen geringern den Standpunkt einzunehmen, aus welchem man gerne von einem höhern betrachtet werden möchte, und gibt es wohl etwas Süßeres als Protektion zu üben? es treibt sich hier unter der großen Zahl der jungen Literatoren Einer mit gewaltig fadem Gewitzel und Geschreibsel auf dem Papiere herum, Alphons Karr ist sein Name. Der hat im Gebrauch stets von seinem Freunde, Herrn MM. zu sprechen, welcher demnächst die Welt mit einem berühmten Opus in Erstaunen setzen werde. Niemand aber weiß etwas von diesem Werke. Niemand kennt den Clienten, und der Patron selbst bedürfte der Vertretung.

Médianoche enthält Scenen aus der Cholerazeit in Paris und nebenbei die Beschreibung eines Auftritts, welcher in der Geschichte von Paris unvergeßlich bleiben wird, die Zerstörung des erzbischöflichen Palastes. Dort war Herr v. Schonen als Nationalgardist, und dort ist ihm der Bibliophil begegnet, beide zerknirscht und wehklagend über die barbarische Zerstörung so vieler herrlichen Bücher, was denn in natürlicher Ideenverbindung zu der Erwähnung geleitet, wie daß Herr v. Schonen ein großer Verehrer der alten Klassiker sey u. s. w.

Jene Zerstörung der Wohnung des Herrn v. Quelen hatte einen eigenthümlichen Charakter, und die Persönlichkeit des Bibliophils mochte ihn mit innigem Schmerze zusehen lassen. Welcher Jammer, dreißigtausend Töpfe Confituren und die herrlichsten Folianten, Alles durch einander, in wildem Chaos in die Seine geworfen! oben auf den Dächern, an den gefährlichsten Stellen waren junge Künstler, Maler und Bildhauer mit dem Zerstörungswerke beschäftigt, Hand in Hand mit dem Volke, ohne Ehrfurcht für die alten Pergamente und die mittelalterlichen Insiegel! der Bibliophil kreuzte sich, und als ihm aus dem obern Stockwerke ein Foliband auf den Kopf zu fallen drohte, hatte er kaum Zeit, dieses heilige Wurfzeug aufzuraffen und in sichern Gewahr zu bringen. Er beschreibt seinen Fund, ich weiß nicht mehr was es war. Es war so leicht, damals eine Bibliothek zu erhalten; oben an Notre-Dame warf man den Erzbischof in den Fluß, und unten an dem Pont des arts fischte man ihn wieder heraus. Zwei Stunden haben hingereicht, um den großen Palast von Grund aus und einer völligen Ruine gleich zu zerstören. Wie dieß nur möglich war, das hatte ich nie begreifen können, bis ich eines Tages auf dem Platze des Victoires sah, daß das Volk an dem Gitter, welches die lächerliche Reiterstatue von Ludwig XIV umgibt, und das aus dicken Eisenstäben besteht, die Lilienspitzen abgebrochen hat, als ob es Kornblumen seyen.

Und während der Strom von St. Germain l'Auxerrois nach dem erzbischöflichen Palaste sich wälzte, in wilder Wuth und Rache schnaubend, zog auf der andern Seite der Seine der fette Fastnachts-Ochs bebändert und geschmückt nach dem Schlachthause, von dem Besuche bei dem König kommend, hinter ihm die ganze tolle Menge und der Fasching in seinem ausgelassensten, jedoch friedlichen Troß. Diese Gegensätze vermehrten das Erstaunliche jenes Tages; nur wer Paris genau kennt, wer die Möglichkeit des Bestehens der unähnlichsten konträrsten Dinge, neben einander, zu gleicher Zeit, beinahe im nämlichen Raume gesehen hat, der begreift, wie der Zug des Boeuf gras ganz behaglich seiner Freude folgen konnte, während das Wasser der Seine, aufgeregt durch den erzbischöflichen Reichthum, der wie feiler Unrath in die Tiefe fiel, gegen ihn aufspritzte.

Dieß geschah im Februar 1831. Ein Jahr später besuchte ich die erzbischöfliche Ruine. Dem Quai des Morfondus (quai de l'Horloge) folgend, an dem Justizpalaste, dem alten Königsschlosse vorbei, und einen Augenblick vor der kleinen Wohnung verweilend, die einst das berühmteste Liebespaar der Geschichte, Abailard und Heloise, umfaßte, gelangte ich an die kleine Brücke,

Digitized by Google

ich glaube Pont de l'archévêché, welche die Cité mit dem linken Ufer der Seine verbindet. Von hier konnte ich Alles übersehen. Dieses Alles war ein leerer Platz, an dessen Ende einige vorstehende Steine in der Mauer der Notre-Dame-Kirche die Spuren eines ehemaligen Anbaues trugen. Auf der ganzen übrigen Fläche nichts mehr, als Steinhaufen, und auf Einem derselben ein genügsamer Zeichner, ich sage genügsam, denn wofern er nicht statt der erzbischöflichen Wohnung, Anderes, etwa die Kathedralkirche, aufnahm, so mußte er mit einem leeren Blatte zufrieden seyn. Außer dem Künstler erblickte ich nur noch Ein lebendes Wesen, eine Ziege, die das in Jahresfrist aus den modernen Ruinen gewachsene Gras abweidete. Welcher Wechsel!

Skizzen aus Westindien.

Barbados.

(Schluß.)

Ein Handelszweig, der hauptsächlich zum plötzlichen Reichthum von Barbados beitrug, ist für immer verloren: mehr als ein Jahrhundert lang war Barbados das große Depot für den westlichen Sklavenhandel. Jedes Guineaschiff führte seine Ladung nach dieser Insel; die Kolonisten versahen dann sich selbst, und schickten die übrigen Sklaven nach den andern Inseln. Die Abschaffung des Sklavenhandels machte dieser großen Quelle von Kolonialreichthum mit einem Mal ein Ende. Doch lange vorher schon hatte Jamaika einen bedeutenden Theil dieses einträglichen Handels an sich gezogen, und dadurch zum Sinken des Reichthums von Barbados in großem Maße beigetragen. Die guten Barbadianer dachten nicht an die Folgen ihres Kolonisationseifers, als sie auf der Höhe ihres Reichthums Penn und Venables mit 3500 Mann zur Eroberung von Jamaika unterstützten, und so dazu beitrugen, in ihrer Nachbarschaft einen furchtbaren Rivalen zu begünstigen. Das Resultat war aber, daß Barbados in eben dem Maße in Wohlfahrt zurückschritt, als Jamaika sich hob. Jetzt beträgt die Ausfuhr von Barbados wenig mehr als den sechsten Theil der Ausfuhr von Jamaika, während die Bevölkerung nicht den dritten Theil ausmacht: welches Beispiel von Glückswechsel in diesen Kolonien während eines kurzen Zeitraums von 180 Jahren!

Ich kann keine Angabe finden, in welchem Jahre Sklaven zuerst in Barbados eingeführt wurden. Zuerst geschieht derselben im J. 1649, fünfundzwanzig Jahre nach der ersten Ansiedlung, Erwähnung, wo achtzehn Neger wegen Rebellion gegen ihren Herrn hingerichtet wurden, und schon vor 1670 hatte die Einfuhr von Sklaven so rasch zugenommen, daß sich nach Edwards 100,000 auf der Insel befanden. Vom Junius 1697 bis December 1707 wurden 54,000 Sklaven eingeführt, die aber keineswegs alle aus Afrika kamen, sondern eine große Anzahl derselben waren Indianer, die man auf dem festen Lande von Amerika weggeschleppt hatte.

Die früheren Sklavengesetze waren weder milder, noch freisinniger, als die auf andern englisch-westindischen Inseln. Im J. 1676 verbot den Negern eine Akte, den Quäkerversammlungen beizuwohnen, im J. 1682 erschien eine zweite, welche jeden Besuch von Bethäusern verbot; im J. 1688 gestattete eine Akte den Eigenthümern ihre Sklaven ohne Geschworene zu strafen, eine Akte des J. 1717 setzt die Bestimmung fest, daß einem entlaufenen Sklaven für 30 Tage Abwesenheit ein Bein abgehauen werden solle, im J. 1789 verbot ein Befehl des Gouverneurs den Negern, den Versammlungen der Methodisten beizuwohnen zu dürfen. Von jener Zeit an scheint ein besserer Geist vorgeherrscht zu haben: im J. 1790 wurden die mährischen Brüder geduldet, im J. 1803 theilweise auch die Methodisten; im J. 1805 wurde auf die Ermordung eines Sklaven die Todesstrafe gesetzt; im J. 1805 wurde die Akte abgeschafft, welche den Negern den Besuch der Quäkerversammlungen verbot. Im J. 1820 zeugte ein Bericht über die Fortschritte des Codrington-Kollegiums von den ersten glücklichen Bemühungen dieser Anstalt für die Beförderung moralischer und religiöser Bildung unter den Negern, was der eigentliche Zweck war, zu welchem General Codrington im Anfang des vorigen Jahrhunderts seine zwei Plantagen in Barbados vermacht hatte; unter den Streitigkeiten über den Nachlaß und unter der groben Veruntreuung desselben hatte man den Hauptzweck beinahe ganz aus dem Gesichte verloren, so nützlich auch derselbe werden konnte, obwohl diese Nützlichkeit keineswegs sich vermindern würde, wenn man eine der Fundamentalanordnungen wegließe, nämlich die, „daß Schreiben und Rechnen dabei nicht nöthig sey."

Es ist ein unter den jetzigen Verhältnissen sehr beachtenswerther Umstand, daß Barbados viele Jahre lang ausschließlich von weißen Arbeitern angebaut, und daß die herkulische Aufgabe, die Insel, die einst ein Wald und vom härtesten Holze war, zu lichten, von Europäern verrichtet wurde. Die Ansiedler unter Courteen und Woolferstone hatten schon die Wohlfahrt der Kolonie begründet, noch ehe ein Sklave eingeführt wurde. Wenn europäische Arbeiter früher dem Einflusse eines Klima's widerstehen konnten, was sollte sie jetzt hindern, da die ganze Insel gelichtet ist, und das Klima dadurch weit gesünder wurde?

Wenn die Probe mit der Arbeit von Weißen abermals gemacht werden sollte, so halte ich Barbados dazu für unendlich geeigneter als Jamaika. Es fehlt aber in Barbados nicht an weißen Bewohnern von der arbeitenden Klasse, oder vielmehr, von der ärmeren Klasse, denn in allen Ländern, wo es schwarze Sklaven gibt, ist Arbeit eine Schande für den Weißen, die auch der ärmste Tangenichts nicht auf sich nehmen will. Damit niemand glauben möge, ich verläumdete diese Klasse, so will ich die Schilderung derselben von zwei westindischen Schriftstellern mittheilen, die den Weißen sehr günstig sind. Der Verfasser des Werks „Vier Jahre in Westindien" sagt: „von allen Klassen sind die armen Weißen die entartetsten; sie leben, zu ihrer Schande sey's gesagt, nur allzu oft von der Güte und dem Almosen von Sklaven. Ich habe nie eine unreinere, schmutzigere, übelaussehendere und unglücklichere Menschenklasse gesehen. Die Männer sind faul, die Weiber eckelhaft, die Kinder gänzlich vernachlässigt." Der andere Schriftsteller sagt: „die Miliz besteht größtentheils aus diesen Leuten, die meistens in gänzlicher Trägheit leben, und im höchsten Grade unwissend und lasterhaft sind."

Digitized by Google

Nun stelle, wer da kann, sich ohne Schaudern vor, was eine solche Miliz während der Herrschaft des Martialgesetzes zu thun im Stande ist!

Wenn der Erfolg der Emancipation, wie ich lebhaft überzeugt bin, von der Gesinnung der Kolonisten und der Mitwirkung der Legislatur abhängt, so wird Barbados, nach Allem was ich sah und hörte, bald alle Vortheile ernten, welche aus dieser Aenderung hervorgehen können. Die nachfolgende Uebersicht der Bevölkerung und der Ausfuhr in verschiedenen Perioden zeigt besser als lange Details den Zustand der Kolonie nach gewissen Zeiträumen.

Bevölkerung.

Jahre	Weiße	Sklaven
1670	50,000	100,000
1734	18,000	60,000
1788	25,000	70,000
1805	15,000	60,000
1831	15,000	81,000

Zuckerausfuhr.

Jahre	Orhoft
1730	22,769
1761	25,000
1792	17,073
1799	11,400
1825	18,000

Die Gesammtausfuhr aus Barbados im J. 1831 betrug nach den offiziellen Berichten 541,707 Pfd. St. und die Einfuhr aus Großbritannien 337,082. *)

*) Hierunter ist aber wohl die Einfuhr von Lebensmitteln und Holz aus Canada nicht mit begriffen.

Die Zeitschriften Siciliens.

(Aus dem Journal Progresso delle scienze lettere ed arti. Quaderno XVIII. Napoli. 1834.)

Mit dieser kurzen Uebersicht über den Ursprung und den gegenwärtigen Zustand der verschiedenen Zeitschriften, welche in Sicilien herauskommen, haben wir die Absicht, zu zeigen, wie in diesem Theil Italiens die Liebe für die Wissenschaften und Künste allgemeiner wird, und wie man sucht, die Kenntnisse über die verschiedenen Gegenstände des menschlichen Wissens allenthalben zu verbreiten. Indem wir der chronologischen Ordnung der wissenschaftlichen Zeitschriften folgen — das offizielle politische Tagblatt Palermo's, la Cerere, findet hier nicht seinen Platz — so bietet sich uns zuerst dar:

1) Das giornale di scienze, lettere ed arti per la Sicilia. Palermo, in der Tipografia del Giornale letterario.

Im Monat Februar 1825 faßte der Marchese delle Favere den Entschluß, eine Zeitschrift zu gründen, und wollte dem Giuseppe Indelicato das Geschäft der Redaktion übertragen; allein aus unbekannten Ursachen weigerte sich dieser, und die Wahl fiel auf Agostino Gallo, in Sicilien wie im Ausland durch lyrische Poesien und durch wissenschaftliche Abhandlungen bereits bekannt. Er nahm zu Mitarbeitern Giovanni Calia und Giuseppe Bertini, und trat dem zweiten die Direktion der Zeitschrift ab; mit Hülfe der Regierung und durch das Abonnement der bedürftigsten Gemeinden erschien im März jenes Jahres das erste Heft. Nach dem Programm, das von Gallo geschrieben war, war der Zweck des Journals, die Lücke, die durch das Aufhören des Werks: Opuscoli di autori siciliani betitelt, entstanden war, auszufüllen, und alle wissenschaftlichen Abhandlungen, so wie die über Kunst und Alterthum zu sammeln, die von sicilianischen Gelehrten geschrieben worden sind. Diesen Aufsätzen sollte eine Kritik sicilianischer Werke und Auszüge aus fremden Journalen folgen. Als Mitarbeiter sind aufgeführt alle Professoren der Universitäten zu Palermo und Catania. Eine sehr gelungene Uebersicht der sicilianischen Literargeschichte vom Jahre 1800 bis 1820, als Fortsetzung des berühmten Werks von Abbate Scinà, ist leider unterbrochen worden. Im Jahre 1826 trat Gallo ab und später Calia. Im Jahre 1833 wurde die Redaktion dem jungen Vincenzo Mortillaro anvertraut, der jetzt Professor der arabischen Sprache in Palermo ist, und viele junge Männer fingen an, an dem Journal zu arbeiten. Jetzt steht diese Zeitschrift in ihrem zwölften Jahre, und wir haben vor uns die Hefte vom Julius, August und September dieses Jahres, welche den 47sten Band bilden, reich an Artikeln aus jedem Zweige des menschlichen Wissens. Nicht übergehen dürfen wir, daß die Lebensbeschreibung der sicilianischen Schriftsteller dieser Zeitschrift beigefügt ist. Jeden Monat erscheint ein Heft von wenigstens sieben Bogen in Oktav. Der Preis ist 4 Tari (zu 12 kr. rhn.) für die Abonnenten und 25 Franken jährlich für das Ausland.

2) Effemeridi scientifiche e letterarie, coi lavori del R. Istituto d'Incoraggiamento per la Sicilia. Palermo, dalla reale stamperia.

Im Jahre 1832 gründete Mortillaro, ehe er die Redaktion der vorhin erwähnten Zeitschrift übernahm, dieses Journal mit Zuziehung anderer Gelehrten. Es wurde in 2 Theile abgetheilt, der eine enthält wissenschaftliche Originalaufsätze sicilianischer Gelehrten, der andere eine Auswahl gehaltvoller Abhandlungen des Auslandes. Als Mortillaro abgetreten war, übernahm Antonio di Giovanni Mira die Direktion, der im ersten Heft des dritten Jahrgangs Rechenschaft über die bisherigen Aufsätze ablegt; die Arbeiten des Istituto d'Incoraggiamento werden auf Anordnung der Regierung in dieser Zeitschrift bekannt gemacht. Der Fleiß der Mitarbeiter verdient alles Lob, besonders was die eigenen Aufsätze betrifft, und die Zeitschrift gewinnt mehr und mehr an Interesse. Die kurze Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand der neapolitanischen Literatur hat in Neapel großes Aufsehen gemacht, und bei manchen Unwillen erregt. Allein Ferdinando Malvica hat den wahren Zustand geschildert, und nur in Wenigem ließe sich widersprechen.

Von diesem Journal erscheint jeden Monat ein Heft von 8 Bogen in Oktav. Der Preis ist drei Tari in Sicilien und vier für das Ausland.

3) Giornale del Gabinetto letterario dell' Accademia Gioenia. Catania. Tipografia dell' Accademia Gioenia.

Von diesem Journal, das im Anfang dieses Jahres entstanden ist, haben wir den ersten Band vor uns, der die vier ersten Monate umfaßt. Die Namen eines Gemellaro, Maravigna, Alessi, Scuderi, Giacomo und Longo bürgen für die Vorzüge dieser Zeitschrift. Jeden Monat erscheint ein Heft von vier Bogen zu dem Preis von 1 Tari und 10 Gran.

4) L'indagatore siciliano, giornale scientifico, letterario ed artistico. Palermo, dalla tipografia di Francesco Nocera.

Im September dieses Jahres erschien solches zum Erstenmal. Der Name seines Gründers, Antonino Zerega, und die seiner Mitarbeiter, Agostino Gallo und Salvatore Albisio, sind genug bekannt, daß wir nicht

Digitized by Google

nöthig haben, ihre Verdienste aufzuzählen. Dieses Journal unterscheidet sich dadurch von den andern, daß es einen Gegenstand in sich aufgenommen hat, der bis jetzt in den Bearbeitungen gänzlich übergangen wurde, nämlich den Zustand der schönen Künste. Es ist die Absicht Zerega's, von diesem Kunde zu geben, und über die einzelnen Leistungen der Kunst Kritiken zu liefern, wie es auch bereits in den ersten Heften geschehen ist. Jeden Monat erscheint ein Heft von 24 Seiten in Duodez, um 1 Tari in Sicilien und 1½ für das Ausland.

Um zu den Journalen von geringerer Bedeutung überzugehen, so verdienen zuerst genannt zu werden:

5) Il passatempo per le dame. Palermo.

6) Lo spettatore zancleo. Messina.

Beide erschienen mit dem Jahre 1855. Das erste wurde gegründet von Sangiacinto, und wir können weiter nichts von demselben sagen, als daß es kurze Urtheile über neuere Werke, auch Novellen, Poesien, Theaternotizen gibt, auch ein Modejournal beifügt. Jede Woche erscheint ein Blatt.

Das zweite, das der Direktion des Carmelo la Farina anvertraut ist, hat mit dem zweiten Jahrgang neues Leben gewonnen. Unter den Mitarbeitern müssen wir mit verdientem Lobe den Felice Bisazza nennen, der den Zancleo mit ausgezeichneten Aufsätzen bereichert. Jeden Mittwoch erscheint ein Blatt in Quart.

7) Il Maurolico, Giornale di scienze, lettere ed arti. Messina.

Diese Zeitschrift ist das Eigenthum des Typographen Tommaso Capra, und besteht seit dem Mai 1855 unter der Leitung des Francesco Soraci. Jede Woche ein Blatt. Einigen Werth hatte diese Zeitschrift wegen der Auswahl der guten Artikel, die aus italienischen Journalen genommen sind, und besonders wegen der Lebensbeschreibungen berühmter Messineser von Giuseppe Cacopardo.

8) Il Vapore, giornale istruttivo e dilettevole. Palermo.

Es besteht seit dem Anfang des Jahres 1851, hat denselben Zweck wie der Passatempo, nur mit dem Unterschied, daß er auch Nachrichten über technologische Erfindungen mittheilt; Artikel über Theater und Aehnliches fehlen nicht. Alle zehn Tage erscheint ein Blatt.

9) Il telegrafo siciliano, giornale politico e letterario. Palermo.

Diese Zeitschrift, die jüngste unter allen, ist Eigenthum des Professors der französischen und englischen Sprache, Gaetano Lesauro. Es erscheint zweimal in der Woche, Mittwoch und Sonnabend, und enthält in einem Theile die neuesten politischen Nachrichten aus den französischen und englischen Zeitschriften, der andere Theil, der den wissenschaftlichen Aufsätzen gewidmet ist, zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die eine kurze Originalartikel und Auszüge aus Werken aller Art enthält, die andere umfaßt unter dem Titel Varietà Nachrichten über sicilianische und fremde Theater, und andere kurze Artikel.

Die grosse oder goldene Horde.

(Schluß.)

Was zwischen den Jahren 1412 und 1426 in der goldenen Horde vorging, ist unbekannt; man weiß nur so viel, daß sie in diesem Jahre sich dem Khan Machmat, dem Leichtgläubigen, unterwarf; gegen diesen aber erhob sich sein Bruder, Chitschim Achmet, und verjagte ihn im Jahre 1437 aus den meisten Ulussen; auf seiner Flucht kam er mit 5000 Mann nach Moskau, und versprach, wenn Gott ihn in sein Reich zurückführe, keine Steuern mehr von Rußland zu erheben: man wollte aber nichts von ihm hören; dann zog er nach Kasan, erneuerte die Stadt, und gab dort den Flüchtlingen aus allen Gegenden einen Zufluchtsort. In der goldenen Horde mordeten sich inzwischen die Mongolen unter einander. Nach Chitschim ward Achmet, sein Sohn, Khan derselben. Im Jahre 1465 verwüsteten seine Krieger das Land um Rjäsan, und im Jahre 1464 beschloß er gegen Iwan III zu ziehen, welcher seine gierige Habsucht nicht befriedigte, aber zum Glück Rußlands erhob sich eine Horde gegen die andere: der Khan der Krim, Asi Girei, marschirte gegen Achmet; um dieselbe Zeit, im Jahre 1472, überfielen die Bewohner von Wjätka, die auf Schiffen herbeikamen, die Hauptstadt Sarai, nahmen die Frauen des Khan, so wie eine Menge Tataren gefangen, verwüsteten die Stadt und zogen dann wieder ab. Achmet zog nach Rußland, nahm Alexin ein, wurde jedoch an der Oka geschlagen und nach den Ulussen an der Wolga zurückgejagt. Die Verluste der Horde entsprangen aus dem Bündniß Iwans III mit dem Khan der Nagaier, Mengli-Girei. Dieß beschleunigte ihren Untergang. Der Großvater Iwans des Schrecklichen erklärte triumphirend die Unabhängigkeit Rußlands. Gesandte des Khan gingen nach Moskau. Er nahm sie gefangen, vernichtete die Basmanen*) und ließ sie tödten, mit Ausnahme eines einzigen, dem er befahl, die Nachricht davon an die Horde zu überbringen. Achmet gerieth in wüthenden Zorn und zog alsbald gegen Rußland. An der Ugra trafen sich die Heere, aber die Tataren flohen: damit endigte der letzte Einfall Achmets in Rußland. Während Achmet sich im Innern Rußlands befand, wurde die „Jurte Batüs," Sarai, von dem Kronprinzen der Krim, Nordoulat, und dem Fürsten Wassili Nosdrawaty verheert. Achmet eilte die Horde zu retten, aber Iwak, der Fürst der Ulussen von Tjumen,**) jagte ihn an den Donez, wo er ihn bei Nacht überfiel und im Schlafe ermordete. Die Söhne Achmets, Schig-Achmet, Kosek und Chalek, behielten zwar den Königsnamen in den Steppen an der Wolga, waren jedoch machtlos und zogen mit ihren Horden in den Steppen umher. Die Russen und Mengli-Girei drängten die am Flusse Seym und in der Nähe des jetzigen Bjelgorod umherstreifenden Horden, schlugen dieselben und steckten die Steppen in Brand. Unter ihnen war Schig-Achmet der unversöhnliche Feind Mengli-Girei's, und dieser letztere versicherte den Großfürsten, daß die goldene Horde bald vernichtet seyn solle. Um das Unglück voll zu machen, verließen die Fürsten und Utane (Häupter der Ulussen) Schig-Achmet in Haufen, und sogar seine Frau entfernte sich, als sie die Gefahr sah. Schig-Achmet suchte die Freundschaft Iwans, schickte im Jahre 1501 einen seiner Großen nach Moskau, und ließ dem Großfürsten ein Bündniß anbieten mit der Bedingung, Litthauen zu bekriegen. Dieser nahm es an, aber unter der Bedingung, dem Bündniß mit Mengli-Girei treu zu bleiben. Im Jahre 1502 fiel dieser über die Stämme des Königreichs Batüs her, bezwang sie, jagte Schig-Achmet in die nagaischen Steppen, und verkündete Iwan triumphirend, daß die große Horde nicht mehr bestehe. Schig-Achmet floh mit seinen Brüdern, Kosek und Chalek, in die Türkei, aber Sultan Bajazet nahm sie nicht auf. Sie gingen nach Kiew, das damals unter Litthauen stand, und fanden dort Gefangenschaft. Dieser letzte Khan der goldenen Horde starb als Gefangener in Kowno im Jahre 1502. Von seinen Brüdern ist nichts bekannt: sie kamen wahrscheinlich zugleich mit ihm um. So endete der Stamm Batüs, die goldene Horde verschwand unter den andern mongolischen Stämmen, und ihre Hauptstadt Sarai verfiel in Trümmer, die noch jetzt an den Ufern der Achtuba zu sehen sind. Zweihundert und sechzig Jahre lang hatte die goldene Horde bestanden.

*) So heißt das von den Tatarenkhans den russischen Fürsten ertheilte Diplom.
**) So heißt jetzt ein Kreis der Statthalterschaft Tobolsk an der Gränze von Perm.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat November.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 335. 1 December 1835.

Die Sipahis in Indien.

Die Sipahis von Bengalen sind eine ausgezeichnete Menschenrace: niemand, der einer niedern Kaste angehört, darf in die Regimenter eintreten, die nur aus Muhammedanern von guter Familie, zum Theil vornehmer Abkunft, und aus den höhern Kasten der Hindus, Braminen, Radschputen u. dergl. bestehen. Diese Leute haben viele Vorrechte: unter Anderem dürfen sie, wenn nicht im Dienste, die Landeskleidung tragen, und es ist kaum möglich, die Leute wieder zu erkennen, wenn sie die steife europäische Uniform abgelegt, und sich in ihre freien, fließenden Musselingewänder gekleidet haben. Die erstere steht ihnen ganz schlecht, und der Sipahi sieht schmächtig und mager darin aus, da er keine breiten Schultern und robusten Formen hat, und man das Wattiren noch nicht anwandte, um dem Mangel der Natur nachzuhelfen. Kamaschen sind in den Sipahiregimentern nicht allgemein angenommen, und der Mangel an Strümpfen macht ihr Aussehen noch schlechter, da der nackte Fuß dem ganzen Anzug ein ärmliches Ansehen gibt, weil das Ganze nicht zusammenstimmt. Die Kommißschuhe sind weder so gut gemacht, noch so wohl geschwärzt, wie bei den englischen Soldaten, man verwendet auf das Anpassen der Kleider nicht die gleiche Sorgfalt, und wenn auch der Unterschied nicht sehr bedeutend ist, so macht doch der Mangel an Aufmerksamkeit auf diese Kleinigkeiten einen schlechten Eindruck auf Leute, deren Augen an die genaueste Sorgfalt im militärischen Anzug gewöhnt sind.

Was den Anzug des Sipahis betrifft, so zeichnet er sich stets durch eine doppelte Reihe flacher weißer Muscheln oder Elfenbeinkügelchen aus, die er statt eines Halstuches trägt. Da nämlich die bei den Eingebornen gewöhnlichen Musselinhemden keine Krägen haben, und man sie nicht leicht dahin bringen könnte, denselben eine mit den europäischen Jacken besser zusammenstimmende Form zu geben, so ist dieß Auskunftsmittel nothwendig, um den leeren Raum auszufüllen, den sonst der nackte Hals darbieten würde. Diese Muschelschnur ist den Sitten des Landes gemäß, da fast jedermann Rosenkränze irgend einer Art trägt, und harmonirt recht gut mit der übrigen Uniform, da sie auf das Auge einen Eindruck macht, wie eine Halsbinde und doch nicht so steif ist. Die Subadahs oder eingebornen Hauptleute, welche eine Mittelstufe zwischen den europäischen Offizieren und den eingebornen Unteroffizieren ausmachen, tragen als unterscheidendes Merkmal ihres Rangs zwei Reihen Goldkügelchen um den Hals: diese bestehen entweder aus Holz, das mit Gold plattirt ist, oder aus reinem Golde, dem man die angemessene hohle Form gegeben hat. Es ist dieß eine hübsche Zierrath, und wer es zahlen kann, läßt sie sich gern aus dem kostbarsten Material machen. Die wohlfeilsten kosten zehn Pfund, die andern unterschiedlich, je nach der Dicke des Goldes. Wenn die Subadahs die Uniform abgelegt haben, legen sie die Schnur in voller Länge über die Brust.

Nur mit großer Schwierigkeit brachte man die Hindus in der Armee dahin, den Federbusch aufzustecken: mit Ausnahme der Radschputen, welche die Reiherfeder als Schmuck tragen, wollen alle Anhänger Bramas nichts von Federn wissen, da sie die meisten Vögel für heilig halten; man mußte zur Ueberredung seine Zuflucht nehmen, und der Zweck ward erreicht. Damit war nun auch ein Vorurtheil gebrochen, und trotz aller seiner Skrupel ziert sich jetzt der Hindusoldat mit den Resten von Thieren, deren Berührung er früher für eine Befleckung und Verunreinigung gehalten hätte. Es gelang seine Abneigung gegen Leder zu überwältigen, was vielleicht, mit Ausnahme des Talgs, der größte Gräuel in seinen Augen ist. Nur die niedersten Kasten geben sich mit Verfertigung von Schuhen ab, und wenn diese Handwerker ins Haus eines Mannes von höherem Range zugelassen werden, dürfen sie keinen Tisch berühren, und mit nichts in Berührung kommen, das durch ihren Schatten verunreinigt werden könnte. Die Muhammedaner sind in dieser Hinsicht kaum minder vorurtheilsvoll als die Hindus; sie weigern sich zwar nicht Schuhe oder irgend etwas Anderes von Leder zu tragen, verachten aber den Lederarbeiter nicht weniger. Ihr Abscheu gegen Talg geht sehr weit, und beim Fleischessen wird alles Fett sorgfältig entfernt. Das Fett des Thieres wird mit der Haut bei Seite geschafft, das Fleisch von den Knochen getrennt, in Stücke geschnitten, und an einen Spieß zum Braten oder vielmehr Rösten aufgereiht. Die europäischen Fleischgerichte sehen sie mit dem größten Abscheu an, aber trotz dieser Hinneigung zu den Ansichten der Hindus erregt auch ihre Art zu essen bei den Kuhanbetern den heftigsten Abscheu. Ein Hindu, der zum Erstenmal in seinem Leben in eine muhammedanische Stadt tritt, glaubt sich in der Vorhölle. Die Sitten und Gebräuche des ihn

Digitized by Google

umgebenden Volkes scheinen ihm so abscheulich, daß er kaum begreift, wie sie möglich sind. Die Sitten der Europäer kommen dem Muhammedaner nicht minder empörend vor, und müssen das Gefühl der großen Mehrzahl der Eingebornen so heftig anstoßen, daß man sich nur wundern muß, wie sie deren Gegenwart ertragen können.

Wer die Gründe nicht kennt, weßhalb die militärischen Behörden vor Allem wünschen, das äußere Ansehen des Sipahis dem der europäischen Soldaten gleich zu machen, so weit die Umstände es erlauben, der mag wohl zweifeln, ob überhaupt dadurch irgend ein Vortheil gewonnen wird. Die schönsten und wohlgewachsensten Leute unter den Eingebornen sehen, wie schon erwähnt, mager und schmächtig in dem europäischen Kostüme aus, das, wenn es einen Ersatz bieten sollte für seine plumpe und barbarische Steifheit, viel passender und nützlicher seyn müßte, als es wirklich ist. Die langen, zierlichen Gewänder der Asiaten hindern allerdings die freie, rasche Bewegung, aber man könnte sie durch eine gut geschnittene Jacke und weite Beinkleider ersetzen oder irgend etwas Anderes, als den häßlichen Frack und die engen Pantalons, die, wie man nicht unpassend bemerkt hat, dem Soldaten das Ansehen einer geschabten Rübe geben. Der Tschako ist des übrigen Anzugs werth, und der menschliche Witz hätte wohl nichts gegen den guten Geschmack Anstößigeres ersinnen können, als die ganze Kleidung. Der Sipahi legt seine Montur so schnell und so oft ab, als er kann, und behält darunter von seinen asiatischen Kleidungsstücken Alles an was ihm nöthig scheint, nämlich ein Musselinhemd mit Aermeln und ein Gewand, das um den Körper gewunden wird, und bis in die Mitte der Schenkel reicht.

Da sie wissen, daß sie vor jeder Gesellschaft erscheinen können, bieten die Sipahis manchmal Scenen dar, die denen welche zu kurze Zeit noch im Lande sind, um die Sitten des Volks gehörig zu kennen, im höchsten Grade seltsam erscheinen. Als die Offiziere bei ihren Bungalows noch Nachtwachen halten durften, marschirten die Soldaten in größter Ordnung an der Veranda auf, die zum temporären Wachzimmer umgestaltet wurde, und begannen augenblicklich sich zu entkleiden. Es kümmerte sie nicht im Geringsten, ob Damen nächst der Veranda saßen, oder hart an der Stelle, die sie zur Abmachung ihrer Toilette gewählt hatten, in den Wagen steigen wollten. Es fällt ihnen nicht ein, daß sie unter solchen Umständen eine Unschicklichkeit begehen, und sie setzen sich auf die kommodeste Weise nieder, ziehen Jacken und Pantalons aus, und hängen sie nebst der Kuppel, dem Tschako und andern Montirungsstücken an irgend einer bequemen Stelle der Veranda auf, so daß diese wie eine Trödelbude aussieht. Spiegel sind in Indien gar sehr gesucht, aber nicht sehr gewöhnlich, und die Ordonnanzen bedienen sich oft der Fensterscheiben an europäischen Häusern, um die letzte Hand an ihre Toilette zu legen. Das Glas in den obern Provinzen ist nicht sehr klar, und hat, wenn auch nur ein leichter Vorhang dahinter ist, sehr viele Reflexionskraft. Eine an die Sitten der Eingebornen noch keineswegs gewöhnte Dame war nicht wenig erstaunt und unwillig, daß die wachhabenden Soldaten immer an das Fenster ihres Schlafzimmers kamen, und wie sie glaubte, hereinsahen. Sie saß gewöhnlich unter einem Fenster an einem Tische in ihrem Zimmer, und da dieß Fenster allein während der heißen Winde nicht mit Grasmatten geschlossen war, so hatte sie hier hinreichend Licht zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen. Da sie keine Klage anstellen wollte, ohne gewiß zu seyn, daß die Soldaten durch eine unverschämte Neugierde ans Fenster gelockt würden, so beobachtete sie dieselben genau, und fand bald, daß sich dieselben in dem Glase beäugelten. Sie betrachtete das Fenster von Außen und entdeckte, daß die Dicke des Glases Alles im Innern völlig verdunkelte, und daß die Sipahis sie nicht am Tische sehen konnten, während sie die ganze Selbstgefälligkeit, mit der sie sich im Spiegel betrachteten, von ihrem Sitze aus bequem sah. Die männlichen Bedienten eines Hauses nehmen jede Gelegenheit wahr, vor den Spiegeln in den Ankleidezimmern ihrer Herren ihren Turban zu ordnen, und wenn sie hiezu nicht kommen können, so bedienen sie sich einer Schüssel mit Wasser. Die Frauen begnügen sich oft mit einem kleinen, nicht mehr als Zoll langen Spiegel, der in einem Daumenring eingefügt ist, und obwohl sie oft nur ein halbes Auge sehen, denn jedes Stück Glas ist dazu gut, so sind sie doch niemals müde, sich selbst zu begaffen.

Die Kleidung der Sipahis außer Dienst ist ausnehmend schön und passend; sie besteht aus einem Dhoti, oder langem viereckigem Stücke Musselin, das um die Lenden geschlagen wird, und in leichter Draperie an jedem Bein bis an die Knöchel hinab fällt, einem musselinenen Hemd mit Aermeln, und einem zweiten langen Stück Zeug, das über die eine Schulter geworfen wird. Der Kopf ist bedeckt mit einer weißen Musselinmütze, die etwas auf die eine Seite geschoben wird, und das Fließen von all diesem stets blendend weißen Musselin in einer Gruppe schlanker, schöner Männer macht eine außerordentlich malerische Wirkung. An Festtagen, wenn sie in großer Anzahl nach einem Teich oder Fluß gehen, um zu baden, zeigen sie sich sehr zu ihrem Vortheil: unbelästigt von ihren Uniformen sieht man ihre leichten, raschen Bewegungen, ihr Kostüm hat nichts von dem nachlässigen Aufzug eines europäischen Soldaten, der nicht in voller Uniform ist, und in ihren Gruppen ist eine Eleganz und eine Anmuth, die man unter Personen derselben Klasse in Europa umsonst suchen würde.

Man verbietet den Sipahis zwar nicht, benachbarte Städte zu besuchen, indeß werden sie doch immer in einiger Entfernung von sehr volkreichen Orten kantonnirt; so gerathen sie mit den Einwohnern weniger in Händel, und zeigen sich brauchbarer und dienstwilliger im Falle von Unruhen. Wenn man sich einer Kantonnirung nähert, so sieht man schon von Weitem die sogenannten Waffenglocken, welche in regelmäßigen Zwischenräumen längs dem Paradeplatz stehen. Diese Waffenglocken sind kleine Häuschen, nicht größer als vier Schilderhäuser zusammengenommen, und enthalten je die Waffen einer Kompagnie unter Aufsicht eines Unteroffiziers vom Rang eines Sergeanten, welcher Kote Havildar heißt. Der Oberfeldwebel und der Quartiermeister, welche stets Europäer sind, haben kleine Bungalows in der Nähe dieser Waffenglocken, und die Sipahis wohnen hinterwärts in kleinen Hütten, die stets sehr sauber und reinlich unterhalten sind, und in mancher Beziehung einer kleinen Stadt gleichen.

Digitized by Google

Es ist ein Bazar da, wo man alle gewöhnlichen Bedürfnisse kaufen kann, und der zwei- und vierfüßige Lagertroß ist ungemein zahlreich. Die Subadahs und Dschemadars, welche die Hauptleute und Lieutenants der Kompagnie sind, die auf diese Weise unter der unmittelbaren Aufsicht ihrer eingebornen Offiziere gestellt ist, leben etwas vornehmer als die Sipahis. Sie werden stets aus den Regimentern genommen, und die Havildars oder Sergeanten, welche durch lange Dienstzeit oder besonders gutes Betragen sich ausgezeichnet haben, dazu befördert. Diesen Rang zu erreichen, ist ein Gegenstand großen Ehrgeizes unter den Soldaten, und um zu verhindern, daß die, welche bereits das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht haben, nicht in Trägheit versinken, gibt es noch eine höhere Stelle, die des Subadah-Major, der, außer dem höheren Rang, 25 Rupien monatlich Soldzulage erhält. Die Subadahs sind meist ziemlich bejahrte Leute, und im Allgemeinen läßt sich nicht leicht eine besser aussehende Klasse von Veteranen finden. Wenn sie ihren Dienst nicht mehr verrichten können, so werden sie mit einer ihren Bedürfnissen angemessenen Pension zur Ruhe gesetzt. Dieß geschieht ziemlich häufig, und so wird bei Allen, die auf Beförderung Anspruch machen können, die Hoffnung wach erhalten. Wenn einer zum Rang eines Subadah vorrückt, so sind zwei Dinge durchaus nöthig, um seine neue Würde zu behaupten, — ein Pferd und ein Stuhl. Es ist durchaus nothwendig, daß ein Subadah auf dem Marsch reite, und bei allen feierlichen Gelegenheiten wird sein Armstuhl herbei gebracht. Wenn er in Dienstgeschäften im Hause eines europäischen Offiziers erscheint, so wird in Folge eines deßfallsigen Regierungsbefehls dem Subadah stets ein Stuhl angeboten; Generale, die den Befehl in ganzen Distrikten haben, halten manchmal ein Levée, wobei die Subadahs von ihren respektiven Obersten vorgestellt werden, und vielleicht ist dieß besser als alles Andere berechnet, bei diesen alten Soldaten, die sich dazu mit der größten Freude vorbereiten, einen lobenswerthen Stolz zu unterhalten. Die Subadahs sind manchmal sehr reich, denn es kommt nicht selten vor, daß ein Sipahi Landeigenthum besitzt, oder durch den Tod von Verwandten bedeutendes Vermögen erbt. In Kriegszeiten gibt es manche Gelegenheit, Reichthümer zu erwerben, und wer sparsam ist, kann sich Geld von seinem Solde ersparen. Bei Cawnpur ist eine große Cisterne, die Subadahs-Cisterne genannt, welche von einem eingebornen Offizier der Besatzung der Stadt vermacht wurde: solche Denkmale des Reichthums und der Freigebigkeit dieser Menschenklasse finden sich in ganz Britisch-Indien in bedeutender Anzahl. Bei den verschiedenen Festen ernennen Muhammedaner und Hindus ihre respektiven Subadahs zu Ceremonienmeistern und Festordnern, die auch gewöhnlich Ruhe und Ordnung handhaben, wenn nicht zufälligerweise irgend ein heftiger Streit zwischen Schiiten und Sunniten ausbricht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ufer der Rhone.

Zu Lyon hatte man uns benachrichtigt, daß das Dampfschiff am folgenden Morgen vor Tag abfahre. Eine Menge Reisender wandte sich daher nach dem Ufer der Rhone. Um 5 Uhr arbeiteten die Räder im Wasser, und der dichte, schwarze Rauch, der sich gegen die noch schlummernde Stadt zuwandte, verkündete unsere Abfahrt. Wer noch keinen Begriff von einer Stadt voll Kohlen, Nebel und Färbern hat, der begebe sich nach Lyon. Lyon ist schmutziger als Liverpool, Birmingham und die meisten Straßen der Altstadt von Paris. Es ist unbegreiflich, wie jemand, der weder Seidenarbeiter, noch überhaupt Gewerbsmann ist, in Lyon wohnen mag.

Die Passagiere zerfallen in mehrere Kategorien: 1) in reisende Kaufmannsdiener, wahre Ubiquisten, die auf großen Straßen, an den Table d'hoten unvermeidlich sind; 2) Leute von Vermögen, welche die Welt durchreisen, um eines Tags nach dem Mittagsmahl mit Begeisterung sagen zu können: ich war auch da; endlich in eine dritte Klasse; sie besteht aus Kranken mit eingefallenen Wangen, die eines melancholischen Todes zu Montpellier oder Nizza sterben. Zum Schluß kommen noch die Künstler; ihre Zahl ist gering. Alle haben einen wahren Heißhunger nach dem Pittoresken. Auch die Engländer verdienen noch Erwähnung, die jedes Jahr, gleich einem Schwarm Zugvögel, zu bestimmten Zeiten sich in Italien niederlassen. Noch begegnet man zuweilen jenen geheimnißvollen Gesichtern, welche der Einbildungskraft der Frauen einen gewissen Schrecken einflößen. Fragt man sein Gedächtniß, so darf man meist darauf zählen, daß man dunkel sich erinnert, etwas Aehnliches auf öffentlichen Plätzen oder auf den Bänken der korrektionellen Polizei zu Paris gesehen zu haben.

Je weiter wir fuhren, desto fühlbarer ward der Fall des Flusses. Die Schnelligkeit des Schiffes ward noch durch ausgespannte Segel beschleunigt, die bald von dem Druck des Windes geschwellt wurden. Der Anblick des Dampfschiffes fesselt die müßigen Blicke der Uferbewohner, welche jedesmal mit erneuter Neugierde dasselbe vorüberziehen sehen.

Der Anblick der Ufer des Flusses wechselt häufig. Das Ufer der Dauphiné tritt zuerst heran. Vienne mit seinen vom Winde bewegten großen Stücken Tuch liegt am linken Ufer vorbei. Nach der Mündung des Galamebaches wird die Landschaft lachender und reicher. Das alte Schloß der Herzoge von Soubise, das auf steilen Felsen liegt, zeigt sein schwarzes Haupt. Beinahe am Fuße dieses Felsens liegt Tournon, das eine hängende Brücke mit Tain verbindet. Diese moderne Verbindungsart bildet einen seltsamen Kontrast mit den beiden alterthümlichen Städten. — Der Boden wird allmählich durchschnittener, das Wasser des Flusses grüner und durchsichtiger. Entlang dem rechten Ufer ziehen sich steile Berge hin. Einer derselben, auf welchem eine kleine Kapelle steht, ist der Rebhügel von Ermitage. Hier ziehen die Weinkenner unwillkürlich die Hüte ab. Das Bett des Flusses wird nach und nach enger. Die Berge treten auf beiden Seiten bis an die Ufer heran, nur ihr Fuß ist angebaut. Die Seitenthäler sind durch Waldbäche ausgewaschen; ihr kahler Scheitel erscheint buntscheckig bald roth, bald gelb durch verschiedene Arten von Ocker. Hie und da erheben sich schwarze Basaltmassen in sonderbaren Formen. Die Helle des Tages wird dadurch verdüstert und gibt dem Thale einen ernsten Charakter.

Die reisenden Künstler, oder diejenigen, welche sich dafür halten, konnten in der Bewunderung dieses Anblicks nicht satt werden. Sie äußerten diese mit der Heftigkeit des eingeschlossenen Dampfes, der sich durch ein Sicherheitsventil Luft macht.

Es liegt etwas Erkünsteltes in diesem Enthusiasmus für das Pittoreske. Daher spannte auch die Fortdauer der schönen Landschaft die be-

Digitized by Google

wundernde Seite nur allzu bald ab. Anfangs lobte man mit einer Art von Wuth, hierauf schien man Betrachtungen anzustellen, sofort schwieg man, endlich mußte man eine andere Beschäftigung für den Geist suchen; die Unterhaltung gewann größeres Interesse. Einige ließen sich mit dem Dr. Trunx, einem geschickten deutschen Phrenologen, ins Gespräch ein, der Galls System aus einander setzte, und davon Anwendung auf einige der entfernter stehenden Anwesenden machte. So sagte er unter Anderem, indem er auf einen Mann deutete, der sich bis jetzt abseits gehalten hatte, und keinen Theil an der Unterhaltung nahm: „Ich wette darauf, daß dieser einer der ehrlichsten und wohlwollendsten Leute Frankreichs ist."

Ich sehe den Bezeichneten noch lebhaft vor mir; er hatte einen mittlern Mund, dunklen Teint und eine kleine Wunde über dem Auge; er trug einen bronzefarbenen Oberrock und einen grauen Seidenhut.

Wir fuhren jetzt an Notre-dame-de-la-Mure vorbei. In der Nähe dieses Dorfes ist das Bett der Rhone sehr eingeengt; die Ufer erheben sich hoch in die Luft und haben ein düsteres Ansehen. Die Seele verengt sich hier gleich dem Flusse; nicht eine Wohnung erhebt sich auf dem schwarzen Felsen, nicht ein Baum erheitert die trostlose Natur.

Auf dem Vordertheil des Schiffs erhob sich jetzt der plötzliche Ruf: „Zu Hülfe, zu Hülfe!" Alle Reisenden stürzten an das Backbord. Ein Passagier war in die Rhone gefallen. Auch ich trat heran, ich sah einen Menschen, der sich über dem Wasser zu erhalten suchte, der aber aller Anstrengungen ungeachtet bereits zu sinken begann. Niemand rührte sich. Plötzlich öffnet sich die Menge, der Reisende mit dem grauen Seidenhute brach sich Bahn und stürzte sich in den Fluß. Nach einigen Anstrengungen erreichte er den Sinkenden, faßte ihn mit herkulischer Kraft, und hielt ihn mit einem Arme so lange über dem Wasser, bis ein Nachen, den man vom Schiffe losmachte, ihm zu Hülfe eilte und beide aufnahm. Als er an Bord zurückkehrte, schallte ihm ein einstimmiges Lob entgegen; von allen Seiten beglückwünschte man ihn wegen seines Muthes. Der Phrenolog äußerte: „Sie sehen, daß Galls System recht hat." Dieser Zwischenfall gab der Unterhaltung neuen Schwung. Unterdessen langte das Schiff bei den Ruinen von Roche-Morte an, die gleich einem geisterhaften Monumente sich erheben. Mitten in der langen Bergkette, welche sich gleichförmig an beiden Ufern hinzieht, ist ein Punkt sichtbar, der alle andern beherrscht, und in bizarren Formen seine zerrissenen Zacken Himmel an streckt. Die scharfen Kanten dieses aus schwarzem Granit gebildeten Kegels haben in ihrer Nacktheit einige Aehnlichkeit mit dem Gerippe eines Berges, der einer untergegangenen Welt angehörte. Von daher ohne Zweifel der charakteristische Name Roche-Morte, den dieser Felsen trägt, auf welchem ehemals die Feudalität sich ein festes Schloß erbaut hatte.

Nachdem wir an diesem Punkte vorbei waren, ward die Unterhaltung wieder belebter. Der Retter nannte sich Herr von St. Olive, der Gerettete war ein Jude, der nach Marseille reiste. Hätte er ihn doch ertrinken lassen? — Einer unserer englischen Passagiere versprach, den Ausschuß der Royal humane society um ihre Medaille für Herrn von St. Olive zu bitten.

Noch hielt man beide umringt, als wir an Montelimart, eine der Etappen unserer Flußschifffahrt, vorbei kamen und hier mehrere neue Passagiere an Bord nahmen. Einer derselben war ein kleiner schwarz gekleideter Herr. Kaum hatte er den Fuß auf das Schiff gesetzt, als sein Blick dem des Herrn von St. Olive begegnete. Beide betrachteten sich mit dem leeren Auge zweier Personen, die sich dunkel daran erinnern, sich irgendwo gesehen zu haben. Von diesem Augenblick an mischte sich Herr von St. Olive nicht mehr in die Unterhaltung. Er ward traurig und mit sich beschäftigt. Der wohlwollende Mann zog sich von der Gesellschaft zurück.

Unterdessen brach der Abend heran; über dem Wasser erhob sich ein schwacher Nebel; der Schiffskapitän erklärte daher, es sey ihm unmöglich, weiter als bis zu dem Dorfe St. Andéol zu fahren, wo man übernachten müsse. Die Passagiere, welche auf das Versprechen des Bureau's zu Lyon ganz bestimmt heute noch in Avignon einzutreffen hofften, widersetzten sich diesem Ausspruche des Kapitäns; allein dieser wollte für seine Ladung keine Gefahr laufen, und blieb daher unerschütterlich bei seinem Entschlusse.

Der Nebel verschwand allmählich; ihm folgte ein feiner Regen; als wir daher bei St. Andéol anlegten, trug die düstere Atmosphäre nicht wenig dazu bei, den Charakter der Trauer, der sich rings um uns verbreitet hatte, noch zu vermehren. Der Fluß benetzt mit seinen plätschernden Wellen einen sandigen Abhang, auf dem einige niedere und einsame Häuser erbaut sind; ein kothiger schwieriger Weg führt nach St. Andéol. Der Mann mit dem grauen Hute erklärte dem Kapitän, daß er seine Reise nicht fortsetzen werde; er ließ sein Gepäcke ans Land bringen, und schlich sich beinahe heimlich davon. Einige Passagiere wollten es wagen, zwölf Stunden in dem Gasthause von St. Andéol zuzubringen; die größere Zahl blieb jedoch kluger Weise an Bord. Das Hauptzimmer ward in einen Salon verwandelt, wo Spieltische und liebliche Unterhaltung die Nacht verkürzen helfen sollten.

Dr. Trunx säumte nicht, seinen Lieblingstext aufzustellen. Gall, Spurzheim, ihre Schüler, ihre Lehre und ihre Schriften bildeten den Kampfplatz, auf dem jeder seine Lanze brechen wollte. Die Kämpfenden theilten sich in zwei Theile: Anhänger und Opponenten. Dr. Trunx war der Vorkämpfer der erstern, der kürzlich erst eingestiegene kleine Herr von Montélimart trat als sein Gegner auf. „Sie wollen uns, sagte der letztere, Regeln geben, nach welchen sich die Neigungen und der Charakter der Menschen beurtheilen lassen. Ich meines Theils kenne nur Eine Regel, die nie irrt: ich urtheile nach den Handlungen. Diese Methode scheint mir jedenfalls sicherer. Was halten Sie davon, meine Herren?" Mit diesen Worten wendete er sich lachend an die Zuhörer. Lauter Beifall folgte seinen Worten. Dr. Trunx wollte antworten, allein er fand nur wenig Gehör. „Sie zweifeln an meiner Theorie, erwiderte er, und noch diesen Morgen hat sich die Richtigkeit der phrenologischen Behauptungen auf eine auffallende Weise herausgestellt." Triumphirend erzählte er sofort die nähern Umstände des stattgehabten Zwischenfalls, und wie richtig er aus der Organisation des Schädels des Mannes mit dem grauen Hute auf sein moralisches Betragen geschlossen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Nach einem französischen Blatt finden sich in Frankreich 82 Museen, 160 Schulen der schönen Künste und 2251 Künstler, die sich schon durch ihre Arbeiten ausgezeichnet haben. Unter diesen finden sich 1096 Maler, 150 Bildhauer, 115 Graveure, 265 Architekten und 509 Zeichner. In Paris selbst sind nicht weniger als 55 Schulen der schönen Künste, 20 Museen, 775 Maler, 106 Bildhauer, 102 Graveure, 195 Architekten und 209 Zeichner. Die Departements, welche sich am meisten durch Künste auszeichnen, sind Dep. du Nord, Seine, Gironde, Rhone, Niederseine, Seine und Loire.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 336. 2 December 1835.

Schicksal der Indianer in Nordamerika.

(Auszug aus Latrobe's Reise.)

Von allen indianischen Stämmen, die ich sah, kam der Osage meinem Begriff von nordamerikanischen Wilden am nächsten: der südliche Amerikaner schien mir weibischer, und die nördlichern Stämme enthalten zwar ausgezeichnete Beispiele männlicher Schönheit, doch fehlt ihnen sehr die Würde, welche der Osage in Gang und Haltung zeigt. Dieser ist das ächte Kind der Wüste, und während Kriks und Tschirokesen Neigung zeigen, sich den Umständen zu fügen, und den Boden anzubauen, haben die Osagen bei der Alternative zwischen Hunger und Arbeit nie gezaudert. Ihr großer Vater zu Washington sendet ihnen Milchkühe, Zugochsen, Ackerwerkzeuge und Leute, um sie im Ackerbau zu unterrichten. Die Missionäre halten Schule, arbeiten selbst, um sie zu überzeugen, daß Arbeit und Freiheit nicht unverträglich mit einander sind; man schmeichelt der Squaw, daß sie ihren Sohn in die Schule schickt, aber was ist die Folge aller dieser wohlgemeinten Versuche? der Indianer tödtet Kühe und Ochsen, weil er nicht einsieht, warum er hungern soll, wenn so viel Nahrung ihm vor der Nase herumläuft. Des Indianers Versuch zu pflügen endet damit, daß die Maschine zerbrochen oder unwillig zur Seite geworfen wird. Der aufgestellte Agent sieht die Unmöglichkeit ein, irgend etwas zu erlangen, wenn der Vortheil nicht alsbald offenkundig vor Augen liegt: er hegt einen Landstrich ein, besäet ihn mit Mais, und als dieß reif ist, ruft er die Schaar zusammen und spricht: „Meine Brüder! Euer Dorf besteht aus 20 Familien; hier sind 20 Akres reifes Korn, nehmt und vertheilt es billig unter Euch!" Die Häuptlinge brummen ihren Beifall: „sehr gut! sehr gut!" der vergnügte Agent geht zu Bette, und wie er am andern Morgen aufsteht, sieht er dreihundert Pferde in dem Korn herumtreten und nach Herzenslust fressen. Einer der gemeinsamen Besitzer hatte den glücklichen Einfall gehabt, sein Pferd ins Feld hineinzulassen, daß es den ihm gehörigen Antheil abfresse, ohne daß Arbeit von seiner Seite nöthig wäre; die Uebrigen hatten die herrliche Idee voller Freude befolgt. Dieß ist eine Thatsache! Gelingt es den Missionären, einen jungen halbblütigen Indianer — denn ein vollblütiger läßt sich kaum über die Jahre der Kindheit hinaus halten — einige Jahre zu unterrichten, und ihm die gewöhnlichsten Begriffe von Ackerbau beizubringen, so ist die einzige Folge, daß, wenn er zu seinem Stamme zurückgekehrt ist, er gar nichts taugt: er kann nicht nach Art der bleichen Gesichter seinen Unterhalt finden, noch mit seinen rothen Brüdern jagen, und so wird er häufig aus dem Stamme gestoßen. Ein Versuch jedoch, den ein verständiger, wahrhaft christlich gesinnter Mann mit einer Anzahl Osagen am Neosho macht, scheint zu gelingen, aber er läßt seine Leute nicht an den großen Jagd- und Kriegszügen des Stammes Theil nehmen, und dieß ist vielleicht die einzige Gewähr seines Erfolgs.

Der Entschluß der Vereinigten Staaten, die einzelnen Reste indianischer Stämme auf die Ostseite des Mississippi zu versetzen, ist bekannt, und viele zerstreute Stämme, Reste der Kriks, Tschirokesen, Tschaktaws, Quoppaws, Delawares, Senekas mit vielen andern geringern Stämmen befinden sich jetzt in den Landstrichen westlich vom Missouri- und Arkansasgebiet. Die Osagen bilden, so zu sagen, den Vortrab. Die Seminolen von Florida haben ihre Heimath an den Gewässern und Prairien der Halbinsel verlassen, und sich am Rande der großen Wüste neben ihren Brüdern, den Kriks, niedergelassen. Die drei ersten der genannten Stämme neigen sich allmählich zur Civilisation, haben Sklaven, bauen große Landstriche an und leben ganz von Ackerbau. Sie sind bleibende Besitzer des Bodens geworden, den sie anbauen. Die neuerliche, von einem vollblütigen Tschirokesen gemachte Erfindung eines Alphabets, das aus 84 Zeichen besteht, und alle Haupttöne der Sprache ausdrückt, und die große Anzahl von Halbblütigen unter ihnen sind diesem Wechsel der Lebensweise förderlich. Der beste Beweis, daß sie einer höhern Civilisation entgegengehen, ist das Anwachsen ihrer Zahl, während fast alle andern Stämme des amerikanischen Kontinents so rasch abnehmen, daß auch ein gewöhnlicher Beobachter ihren völligen Untergang im Laufe weniger Jahrzehente voraussagen kann.

Es gibt allgemeine, wenig bekannte Ursachen, weßhalb die rothen Stämme allmählich verschwinden; gewiß ist, daß ihre Anzahl schon zur Zeit der Entdeckung Amerika's im Abnehmen, und daß sie keineswegs ein glückliches Geschlecht mit einfachen Sitten waren. Nur ihr religiöser Glaube war der reinste, den man je unter Wilden fand, und zeichnete sie von ihren südlichen Nachbarn vortheilhaft aus; wenigstens stachelte er nicht ihre

Digitized by Google

thierischen Leidenschaften, scheint aber doch nicht die Kraft gehabt zu haben, sie im Zaume zu halten.

Wie das Zusammentreffen und der Verkehr mit den Europäern auf sie einwirkte, ist bekannt, das Benehmen der frommen Väter Neuenglands, — Pilgrim Fathers, wie man sie nennt, — war kaum minder abscheulich als das der blutdürstigen Spanier im Süden. Aber dieß Uebel ist bereits geschehen, und, wenigstens für Nordamerika, leider nicht mehr gut zu machen. Die indianischen Stämme schmolzen dahin wie Schnee. Wo ist das edle Geschlecht Powhatan's, das Smith in Virginien fand? wo die mächtigen Stämme des Ostens? wo die Nachkommen von Uncas oder Philipp, des weißen Mannes Feind oder Freund? wo die Stämme um den Fuß der weißen Berge? Eine Antwort paßt auf alle: sie sind dahin! einige klägliche Reste wohnen noch hie und da in einem entlegenen Thale, ausgezeichnet durch nichts als alte große Namen.

Ich bin überzeugt, daß die Regierung der V. S. und die Bevölkerung der östlichen Staaten aufrichtig wünschen, gegen die Reste dieser Stämme Gerechtigkeit zu üben, und sie möglichst zu unterstützen und zu begünstigen, die Hauptschwierigkeit ist nur, wie ist dieser Zweck zu erreichen; die jetzt allgemein angenommene Maßregel, allen von der weißen Bevölkerung umrungenen Stämmen, namentlich denen die ostwärts vom Mississippi wohnen, ihr Land abzukaufen, ist in Europa, namentlich von denen, welche wissen, wie es mit diesen Verkäufen zugeht, sehr getadelt worden, und die einzige gültige Entschuldigung ist auch nur die absolute Nothwendigkeit. Wer die Sachen in der Nähe sieht, muß endlich, wenn auch widerstrebend, zugeben, daß der Weiße und der Indianer nicht nahe Nachbarn seyn können: sie wollen und können sich niemals amalgamiren. Streitigkeiten, Mordthaten, Unordnungen aller Art erfolgen: gegenseitige Angriffe unter den Schlechten und Unwissenden beider Theile erzeugen noch größere Uebel. Wo der Indianer die Civilisation abweist, muß er weichen, und wäre es nicht der Vortheil der Weißen, so wäre es ein gutes Werk, durch alle gesetzlichen Mittel Kollisionen durch Entfernung der Indianer zu vermeiden.

Aber auch die Richtigkeit dieser Politik, weil die Noth sie aufdringt, zugegeben, immerhin kann man den Indianer, der an der Gränze mühsam um sein Daseyn kämpft, nicht ohne Mitleid ansehen. Allerdings kommt er aus einem an Wild verarmten Lande in ein reiches Jagdgebiet, die Regierung zahlt ein Jahrgeld, sorgt für Schulen und Unterricht im Ackerbau, so daß man glauben sollte, eine bessere Lage werde den Indianer mit der Entfernung vom Grabe seiner Väter versöhnen. Aber leider ist er hier noch mehr dem Druck ausgesetzt; der Theil der weißen Bevölkerung, mit dem er hier in Berührung kommt, ist der verworfenste, und hierin liegt der Hauptfehler des von der Regierung gegen die Indianer befolgten Systems. Sind alle Agenten, welche die wohlthätigen Absichten der Regierung ausführen sollen, redliche Männer, die sich den hülflosen Zustand der Stämme nicht zu Nutzen machen? Ich möchte ohne Zögern diese Frage mit Nein beantworten. Die Indianer sind von schlechten Menschen, wie ein Trupp Pferde von Wölfen, umgeben, und die Regierung zeigt durch ihr Benehmen gegen diese Agenten, daß sie kein Vertrauen in sie setzt. Die Stellung eines indianischen Händlers und eines Agenten ist allzu verführerisch für Leute von laxen Grundsätzen.

So lange die Umstände so sind, und die indianischen Stämme nicht unter die Aufsicht vorwurfsfreier Männer gestellt werden, kann die Sache nicht besser werden. Von Zeit zu Zeit werden zwar zuverlässige Männer ausgesendet, um über diesen oder jenen Gegenstand zu berichten, aber selten verstehen sich diese auf die Angelegenheiten der Indianer aus eigener Erfahrung, und den indianischen Agenten und Handelsleuten, die allein genaue Nachrichten geben könnten, ist in der Regel nicht zu trauen. Wie kann man gewissenlose Agenten beaufsichtigen, welche recht gut wissen, daß der Indianer vor Gericht kein gültiges Zeugniß ablegen kann, und für eine Flasche Branntwein Alles sagt oder unterzeichnet, was man haben will. Ein solches System verurtheilt sich selbst.

Die Missionäre an der Gränze sind im Allgemeinen würdige Männer, aber ihre Ansichten über die Civilisation und moralische Besserung dieser Stämme eher gut gemeint, als richtig gedacht, und gleich vielen ihrer Brüder in andern Ländern, sind sie in der Weisheit dieser Welt allzu wenig bewandert, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche die mächtige Genossenschaft der Agenten, Handelsleute und Abenteurer aller Art ihnen in den Weg wirft. Nur Gott kann ihre Arbeit fördern, sie selbst mit ihrer Kraft und Weisheit werden nichts zu Stande bringen. In dem gewissenlosen, ausschweifenden Betragen der weißen angeblichen Christen, mit denen der Indianer in Verkehr kommt, findet er hinreichende Entschuldigung für seine Abneigung, den Glauben seiner Väter gegen denjenigen zu vertauschen, der so üble Früchte trägt.

Die Sipahis in Indien.

(Fortsetzung.)

In sehr großen Garnisonen sehen europäische Damen vergleichungsweise wenig von den Sipahis, aber auf Außenposten und Quartieren in den Dschongeln haben auch Damen mehr Gelegenheit, ihre Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen. Auf einer sehr kleinen Station baten z. B. bei einer Feier des Huli die Sipahis sehr achtungsvoll die Damen, sie bei ihren Nautschs mit ihrer Gegenwart zu beehren, aber nur die Frau und die Schwägerin des kommandirenden Offiziers nahmen die Einladung an, die übrigen waren nicht so neugierig, und nicht geneigt, sich der mindesten Unannehmlichkeit auszusetzen, um sich den Soldaten gefällig zu erzeigen, und ihre männlichen Verwandten unter denselben populär zu machen. Zwei von den Damen, welche die Einladung annahmen, waren Indobritinen, und gehörten demnach zu einer Klasse, welche eine große Verachtung gegen die Eingebornen zu Tage legt, und in der Höflichkeit nicht genug bewandert ist, um aus Gefälligkeit für andere ihren eigenen Neigungen Gewalt anzuthun.

Als die Damen an dem zur Belustigung bestimmten Orte erschienen, wurden sie in ein wohlbeleuchtetes Zelt von länglicher Form geführt, an dessen oberem Ende Matten mit einem Sitz-

Digitized by Google

rindschi oder baumwollenen Teppich ausgebreitet waren: eine Reihe Armstühle stand für sie bereit, und ein kleiner Tisch davor mit mehrern Gläsern und zwei Flaschen, einer Wein- und einer Bierflasche, da man es für unmöglich hielt, daß Europäer zusammenkämen, ohne Erfrischungen dieser Art zu sich zu nehmen. Als die Damen sich gesetzt, und Bier und Wein abgelehnt hatten, bot man ihnen Paan an, und besprengte sie reichlich mit Rosenwasser, was ein alter Subadah verrichtete, der eine der eigenthümlichen langhalsigen Metallflaschen des Landes in der Hand hielt, und mit deren Inhalt nicht sparsam war. Die Sipahis saßen in doppelten und dreifachen Reihen an beiden Seiten hinab, und im Hintergrunde des Zelts war ein Raum für die Tänzerinnen freigelassen; die Gruppe bestand aus den gewöhnlichen sieben Personen, nämlich zwei tanzenden Mädchen im Vordergrund, zwei Massaltschis (Fackelträgern) auf den Seiten, und drei Musikanten im Hintergrunde. Die Kleidung der Tänzerinnen war nicht so prächtig, wie bei denen, die mit großen Summen belohnt werden und vor reichern Zuschauern erscheinen, und der Gesang nicht wie in Delhi und Calcutta, aber die Versammlung war äußerst ordentlich, die eleganten Trachten, die schönen Gesichter und feinen Gestalten der Sipahis, deren Benehmen sich vor dem von Personen derselben Klasse in Europa ungemein auszeichnete, boten ein sehr merkwürdiges Schauspiel dar. Viele Sipahis hielten ihre Kinder auf den Armen, denn kleine Mädchen, nicht über fünf bis sechs Jahre alt, waren zugelassen, aber von den Frauen war keine anwesend; diese achteten sich alle viel zu sehr, um öffentlich zu erscheinen, und begnügten sich den Huli in ihren eigenen Zimmern zu feiern. Man kann sich leicht denken, daß die Häuschen der Sipahis nicht sehr geräumig sind; wenige haben mehr als zwei Zimmer, und die Frauen müssen sich deßhalb auf sehr enge Gränzen beschränken, aus denen sie nur dicht verschleiert hervorgehen, oder auch auf einem von dichten Vorhängen eingeschlossenen Ochsenkarren irgend wohin fahren. Man kann sich kaum ein elenderes Leben denken, als das, zu dem diese armen Geschöpfe verdammt sind. Da indeß ihre Lebensweise für äußerst vornehm gilt, so würden wenige geneigt seyn, sich Freiheit auf Kosten ihrer Würde zu erkaufen. Unterhaltend war es, das lebhafte Vergnügen zu sehen, mit dem die Sipahis den Tanz betrachteten. Obgleich ihre Freude sich nur auf ihren Gesichtern kund gab, so zeigte sich doch die ganze Gesellschaft wahrhaft entzückt. So lange die Damen blieben, war der Tanz äußerst decent und monoton, wahrscheinlich wurde er nach ihrer Entfernung anders, jedenfalls aber besaß er Reize genug, um die Eingebornen bis Abends festzuhalten, und die Freude daran schien auch die ganze Zeit über, so lange der Huli dauerte, nicht abzunehmen. Die Besuche der Damen beschränkten sich nur auf den Anfang der Feier, denn das Fest artet endlich in allzu vollständige Saturnalien aus, um für Europäerinnen noch angenehm zu seyn. Es ist eine Zeit allgemeiner Ausgelassenheit, und je populairer ein Befehlshaber ist, desto ärger wird er in dem gutmüthigen Scherze mitgenommen Wie sehr sich die oben erwähnten Damen die allgemeine Achtung durch ihre freundliche Theilnahme an der ihnen angebotenen Lustbarkeit erworben hatten, zeigte sich später bei einer traurigen Gelegenheit. Eine derselben starb wenige Monate später, und um ihre Verehrung für die Hingeschiedene zu bezeugen, erboten sich die Sipahis freiwillig, sie zu Grabe zu tragen, eine äußerst ehrenvolle Auszeichnung, da nur ein sehr eifriger Wunsch, den Todten und den Lebenden den Zoll der Achtung darzubringen, Leute von guter Familie und Kaste, Muhammedaner wie Hindus, bewegen kann, sich einer Leiche zu nähern.

Europäische Offiziere mischen sich stets ganz ungescheut unter die Festlichkeiten des Huli, sehen jedoch gegen das Ende wie wahre Scaramuzzen aus, wegen der Menge von gelbem Saft und rothem Pulver, mit dem ihre Kleider beworfen werden. In großen Garnisonen oder auf einem Marsche werden an diesem, so wie an einigen andern Festen, höchst phantastische Darstellungen gegeben. Männer und Knaben maskiren sich als Thiere, und spielen ihre Rollen so vortrefflich, daß es manchmal schwer ist, die Verkappung zu erkennen: große Vögel, Tiger, Affen und selbst Kamele werden auf das Täuschendste nachgeahmt. Als die Armee vor Hattras lag, setzten die Sipahis auf die scharfsinnigste Weise ein Lastkamel zusammen, auf dem ein Knabe saß, und schickten es an den Zelten der Offiziere herum mit der Nachricht, die Festung sey genommen. Die meisten Muhammedaner nehmen an den Festlichkeiten des Huli mit der größten Freude Theil, außer wenn er gerade in die Zeit fällt, wo sie den Muharrem*) feiern; dann betrachten die Sunniten namentlich die phantastischen Lustbarkeiten des Hindukarnevals mit Haß und Abscheu. Zu andern Zeiten mischen sich die Hindus eben so fröhlich in die Festlichkeiten beim Todestage der Imams, kleiden sich grün, und stimmen in die Klagelieder um den Tod Hussein's und Hassan's.**) Der große Ruf dieser Abkömmlinge des Propheten weckt die ganze Verehrung für die Todten, welche ein unterscheidender Zug der Eingebornen Indiens ist. Warren Hastings wäre aller Wahrscheinlichkeit nach kanonisirt worden, hätte er sein ganzes Leben in Indien zugebracht, wo seine Verdienste so gut gewürdigt wurden, und Muhammedaner wie Hindus hätten sich seinem Grabe mit fast religiöser Ehrfurcht genähert. Die muhammedanischen Moslems geben viel Geld aus für die Errichtung der Tasies, wenn sie das Leichenbegängniß der Söhne Alis feiern. Da sie in allen militärischen und ritterlichen Uebungen wohl bewandert sind, so führen sie mit viel dramatischem Effekt ein Scheingefecht auf, das die unglückliche Schlacht von Kerbelah darstellt. Auch außerdem belustigen sich die Sipahis häufig mit allerlei gymnastischen Künsten, als Scheibenwerfen u. dgl.; junge europäische Offiziere mischen sich häufig darein, und stets gereicht es den Sipahis zu großem Vergnügen, wenn diese in solchen dem Lande eigenthümlichen Uebungen Gewandtheit und Kunstfertigkeit zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist der erste Monat des Jahres, der Monat der Stille und Sammlung, in dem auch alles Streiten und Kämpfen verboten ist.

**) Dieß sind die beiden ältesten Söhne Alis, von denen Hassan die Herrschaft freiwillig an den Kalifen Moawijah abtrat, der andere aber erst nach der unglücklichen Schlacht von Kerbelah seine Hoffnung auf die Herrschaft aufgeben mußte; beide kamen nachher auf gewaltsame Art ums Leben, und gelten bei den Schiiten oder Anhängern Alis als die größten muhammedanischen Märtyrer.

Digitized by Google

Sanchuniathons Geschichte.

Ein englisches Blatt theilt über das Auffinden dieser wichtigen von den Alterthumsforschern so lange gewünschten Schrift Nachstehendes aus Oporto vom 29 September mit: „Ein junger deutscher Armeearzt, Namens Th....,*) hat in einem Kloster dieser Stadt ein vollständiges Manuskript der sämmtlichen neun Bücher der phönicischen Geschichte von Philo Byblios, welcher sie aus dem Phönicischen des Sanchuniathon ins Griechische übersetzte, aufgefunden. Es ist eigentlich nur eine Chronik der Stadt Byblos, da diese Stadt aber mit Sidon verbündet war und später von Tyrus abhängig wurde, so ist auch die Geschichte dieser Städte sehr umständlich erzählt. Auch sind die benachbarten Städte, Völker und Dynastien, so wie die Ereignisse in den durch phönicische Kolonien besetzten Inseln nicht vergessen. Das achte Buch ist namentlich wichtig, da es ein Verzeichniß sämmtlicher Truppen, Kriegswagen und Schiffe enthält, die jede Stadt und jede der vielen abhängigen Kolonien zu stellen hatte. Nur die Kolonien in Spanien waren unabhängig, und außer den Kaufleuten von Tyrus durfte niemand aus dem Mutterlande in ihre Häfen einlaufen.

Die Ufer der Rhone.

(Fortsetzung.)

Als er geendet hatte, sah man ein leichtes Lächeln über die dünnen Lippen seines Gegners schweben. Er sah aus wie ein Mensch, der irgend etwas anzugeben hat und doch damit zögert. „Es kostet mich in der That Ueberwindung, sagte er endlich, Ihre Illusionen zu zerstören. Der wohlwollende Mensch, den Ihre Phrenologie so richtig durchschaut hat, ist niemand anders als Eymard, Peter, Stephan von St. Olive, genannt Durand-Guidal, genannt Graf Stephanus u. s. w., verurtheilt durch die Pariser Assisen am 9 November 1830 zu zehnjähriger Galeerenstrafe, und somit allem Anschein nach ein entlaufener Galeerensklave. Wir haben uns anderwärts schon gesehen, fuhr er fort, denn zwischen mir und ihm hat das Gesetz das Verhältniß des Richters und des Angeklagten festgestellt. Dieser Herr von St. Olive ward überwiesen, einer Tänzerin, mit der er einige Zeit lebte, ihren Schmuck gestohlen zu haben. Auch noch anderer Verbrechen wurde er überführt, ja dieser Mensch ist sogar eine Art von Merkwürdigkeit. Seine unerschöpfliche List hat ihn zu einem Proteus des Bagno gemacht. Wie strenge man ihn auch bis jetzt bewacht hat, stets fand er Mittel zu entwischen. Nach den Galeeren abgeführt, entsprang er am 7 Mai 1831 auf der Straße nach Fontainebleau. Einige Zeit darauf ward er eingefangen, und entsprang wieder den 25 December desselben Jahres. Nochmals eingefangen am 15 Januar 1832, gelang es ihm am 10 April abermals von den Galeeren zu entkommen."

Der Doktor stand vernichtet. — „Wer weiß, auf welche Weise er jetzt seine Freiheit benutzt, wohin er sich begibt, welchen Schauplatz er zu seinen Spitzbübereien auswählt? — Weder der Phrenolog, noch ich wissen diese Fragen zu beantworten."

Diese kurze Erzählung ließ einen schmerzhaften Eindruck bei den Zuhörern zurück. Von diesem Augenblick an war keine Rede mehr von der Schädellehre an Bord des Dampfschiffes.

Als wir am folgenden Morgen unsere Reise fortsetzten, war der traurige Eindruck des gestrigen Tages verschwunden; niemand dachte mehr an den Herrn von St. Olive. — Wir näherten uns jetzt dem Lande, wo der Boden ebener wird und sein wildes Ansehen verliert; die Brücke von St. Esprit stellte sich unsern Blicken dar; sie sperrte die Aussicht auf der Rhone mit ihren vielfachen Bögen. Der Fluß selbst schlängelt sich durch eine Ebene, welche bald mit Weinreben, bald mit Fruchtbäumen und Weiden angebaut ist, wodurch das Auge in der Entfernung auf allen möglichen Mischungen von Grün ruht. In östlicher Richtung wird der Horizont durch die schneebedeckte Kette des Ventoux geschlossen, der gleichsam einen vorgeschobenen Posten der französischen Alpen bildet.

Pont-Saint-Esprit macht gewissermaßen die Gränze zwischen dem nördlichen und südlichen Frankreich. Diesseits dieses Punktes herrscht häufig ein wolkenvoller, grauer, jenseits desselben ein tiefblauer, heiterer Himmel. — Nach der Einförmigkeit dieser langen unfruchtbaren Gebirgskämme, welche das hinterlegte Land begränzen, nach jenen Reihen von Eichen, Ulmen, Weiden und Pappeln, welche der nordische Reisende so genau kennt, entdeckt er plötzlich kleine Thäler mit blaßgrünem Laubwerk und Blätter von ausländischem Aussehen. Fragt er nach dem Namen dieser unbekannten Bäume, so nennt man ihm die Olive; dieser Namen klingt seinem Ohre angenehm und erweckt poetische Erinnerungen in seinem Gedächtnisse. Von hier an betraten wir einen an Landschaften reichen Boden. Besonders reich an Erinnerungen aller Art ist Avignon. Diese alte Residenz der Päpste liegt auf dem linken Rhoneufer, mit ihrer halbgesprengten Brücke und mit ihrem reizenden Gürtel von durchbrochenen Mauern. Auf dem entgegengesetzten Ufer sieht man noch die Trümmer des Forts St. André, früher die äußerste Citadelle der französischen Gränze. Mitten in dieser lachenden Landschaft erheben sich Trümmer der Vorzeit. Auf den verfallenen Wänden derselben entdeckt man noch die Schriftzüge des heidnischen Roms. Andere zeugen noch deutlicher von dem Mittelalter.

Von Avignon nach Beaucaire erhebt sich im Bette der Rhone ein wahrer Archipelagus von Inseln, die mit Weißpappeln bedeckt sind. Dichte Weingärten verkündigen die Nähe der Durance. Allein schon jenseits ihres Einflusses gewinnt die Landschaft einen andern Ausdruck. Von allen Seiten wird die Gegend durch sonderbar geformte Hügel eingeschlossen. Auf solche Weise gelangt man bis nach Beaucaire, wo die Rhone den steilen Felsen benetzt, auf welchem der alte Thurm von Tarascon erbaut ist. Hier erweitert sich ihr Bett, und der Fluß ergießt sich sofort, gleich einem weiten See in die Ebenen der Provence. Diesem selten von Reisenden besuchten Winkel der Provence hat man den Namen „Elysium der Rhone" beigelegt.

Die wenigen Passagiere, welche nicht schon zu Avignon ausgestiegen waren, verließen hier das Schiff. Der Jude, welcher am gestrigen Tage so wunderbarer Weise gerettet worden war, begab sich nach Tarascon. Der Anblick dieses Menschen flößte mir einen unbeschreiblichen Ekel ein; er machte auf mich den Eindruck einer Schlange, und trotz des Stoßes, den die Theorie des Dr. Trunp erlitten hatte, war es mir leid, daß er nicht mehr anwesend war, um den spitzigen Schädel dieses Menschen zu untersuchen.

(Schluß folgt.)

Shakespear heirathete mit 18 Jahren und seine Frau war 8 Jahre älter. Es scheint aber nicht, daß sie zu seinem häuslichen Glück besonders beigetragen habe. Einer seiner Biographen glaubt, er sey eifersüchtig gewesen; dieß scheint jedoch kaum glaublich, besonders da er sie nicht mit sich nach London nahm, sondern viele Jahre von ihr entfernt lebte. Gewiß ist, daß er sie in seinem Testament zurücksetzte, ja anfangs völlig überging, später aber sie noch mit seinem „zweiten besten Bette" bedachte.

*) Der Name ist nicht ausgeschrieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 337. 3 December 1835.

Die handeltreibenden Stämme der Bretagne.

(Nach Souvestre.)

Trotz der Gewandtheit, die der bretagnische Bauer in mancher Hinsicht zeigt, ist er doch in der Regel für den Handelsbetrieb nicht gemacht, denn sein Mangel an Thätigkeit ist ein unüberwindliches Hinderniß. Indeß finden sich unter den mannichfachen Stämmen von Amerika doch einige, die dazu glücklicher organisirt sind. In diesem Lande bildeten sich mehrere scharf geschiedene Stämme, die später sich als Kirchspiele von einander trennten, und von den Nachbarn gänzlich isolirt, in Sitten, Kleidung und Neigungen ihren eigenthümlichen Charakter streng bewahrten. Heurathen konnten diesen nicht ändern, denn selten, wie auch jetzt noch, heurathete man über die Gemeinde hinaus. Daher der oft schroffe Unterschied zwischen nachbarlichen Gemeinden, daher die bloß ackerbauenden Stämme, welche nur ein Bach von rein industriellen scheidet. Unter den Stämmen, welche mit den häuslichen Gewohnheiten der meisten Bretagner einen starken Kontrast bilden, kann man namentlich die Roscoviten, einige Gemeinden von Arrez in dem Lande von Vannes, und endlich die Bretagner von Brehat, im Lande Treguier, anführen.

Roscoff ist eine kleine Seestadt, die, wenn man vom Meere herkommt, wie eine Seemuschel am Fuße des Vorgebirgs angeklebt scheint; der Lage des Ortes nach sollte man glauben, alle Einwohner seyen Seeleute, dem ist jedoch nicht also: Roscoff liefert nicht mehr Seeleute, als andere Orte des Kap Finisterre, und fast die ganze Bevölkerung beschäftigt sich mit dem Anbau des hier unglaublich fruchtbaren Bodens. Die zartesten und schmackhaftesten Gemüse wachsen hier im freien Felde, und die Roscoviten treiben damit in der ganzen Bretagne einen ausgebreiteten Handel. Auf allen Straßen findet man sie auf einer Bank ihrer leichten Karren sitzend, und irgend eine bretagnische Ballade singend, während das kleine Pferd des Landes den Karren im raschen Laufe fortführt. Ihr Kostüm besteht aus einem Ueberwurf von weißer feiner Leinwand, von der ein breiter Gürtel von rother Serge sehr angenehm absticht. Häufig aber ziehen sie dieses Kleidungsstück aus, und dann sieht man die große grüne Weste mit himmeldianen Aermeln, welche fest am Körper anliegt. Ihre schwarzen Haare fallen in malerischer Unordnung auf den Hals herab, und ihr Hemd ohne Kragen ist mit einer Kupferspange geschlossen, die mit verschiedenfarbigen Glasperlen geziert ist. In dieser leichten zierlichen Kleidung durchziehen sie die Straßen der Bretagne bei Sonnenschein, Regen und Schnee. Keine Witterung, kein schlechter Weg, keine Ermüdung hält sie auf. Mehrere verkaufen ihre Produkte in einer Entfernung von 50 Stunden, und häufig sieht man sie in den Straßen von Rennes ihre Spargeln und Blumenkohl feilbieten, wie zu Brest und Morlair. Im J. 1830 ging einer dieser Wagen sogar nach Paris.

Indeß zeichnen sich die Roscoviten nicht bloß durch ihren Unternehmungsgeist, sondern auch durch ihr einschmeichelndes Wesen und ihren Takt im Handel aus: ihr Charakter hat nichts von der Härte, die man sonst mit Recht ihren Landsleuten vorwirft. Er versteht es vortrefflich, einen Käufer zu taxiren, und seine verwundbare Seite zu treffen, und er ist je nach Umständen unverschämt und höflich, trotzig und einschmeichelnd. Darum geht sein Handel gewöhnlich gut von Statten, und er könnte leicht zu einigem Vermögen gelangen, wenn er das Zusammenhalten eben so gut verstünde, als das Erwerben. Er bemüht sich zwar viel zu gewinnen, hauptsächlich aber nur um viel verbrauchen zu können. Als man einem Roscoviten seine Verschwendung vorwarf und ihn aufforderte, etwas zu ersparen, um im Alter behaglich leben zu können, antwortete er auf diese moralische Lektion ganz ruhig: „zusammenscharren, bis ich alt seyn werde! das wäre eben so viel, als wenn ich die Nüsse aufbewahren wollte, bis ich keine Zähne mehr habe.“ Dabei schlug er ein lautes Gelächter auf, und goß ein Glas Feuerwein (Branntwein) hinab.

Die Stämme von Arrez zeichnen sich gleichfalls durch ihre Handelsthätigkeit aus: sie handeln meist mit Faden, Honig, Seife, Leinwand, Papier u. dgl., und durchziehen das Departement als die Mäkler der Kaufleute von Morlair und Landerneau. Nichts zeichnet sie vor den andern Bretagnern aus, als eine gewisse, durch den Verkehr geschärfte Schlauheit und einige Kenntnisse. Außer diesen herumziehenden Krämern aber liefern die Berge eine eigene Art von Handelsleuten, die eine besondere Erwähnung verdienen, nämlich die Lumpenhändler, die man im Lande Pillawer nennt.

Der Pillawer ist nichts Anderes als ein nomadischer Lumpenhändler, eine Art Zigeuner, der aber seine Familie nicht mit sich

Digitized by Google

nimmt. Er läßt sie in einer Höhle des Gebirgs zurück, während er das Land durchzieht, um die Lumpen zu sammeln, die er dann an die Papierfabrikanten verkauft. Er geht von Pachthof zu Pachthof, von Hütte zu Hütte, und läßt allenthalben in traurigem Tone sein Gescheei: „Pillawer!" ertönen, das die Weiber im Innern der Häuser von seiner Anwesenheit benachrichtigt. An den ärmlichsten Wohnungen hält er vorzugsweise, denn hier findet er am sichersten, was er sucht: er scheint das Elend von Weitem zu wittern, er ist eine bekannte Spuckgestalt, welche an die Thüren der Unglücklichsten klopft und sie an ihre Armuth mahnt. Daeum haßt und flieht man ihn, und dem Reichen kommt seine Erscheinung fast wie eine Beleidigung vor.

„Geht weiter," sagt der Hausherr, „hier gibt es keine Lumpen."

„Ich werde später wieder kommen," sagt der Pillawer mit einer Art von unglückweissagender Jeonie, und treibt sein Pferd an, gewiß, einige Schritte weiter zu finden, was er sucht. Aber auch da wo man einige schmutzige Lumpen an ihn verkauft, wird er mit einer gewissen Scheu und Verachtung aufgenommen, selten gestattet man ihm bis zum Herde vorzugehen; man bringt ihm die Lumpen an die Schwelle, und hier wird mit ihm unterhandelt. Mit Recht mißtraut man seiner zweifelhaften Ehelichkeit, selbst die ärmsten fürchten seine Diebsgeschicklichkeit, denn er ist, wie ein Lied sagt, ein Mensch ohne Glauben und ohne Kirche. *)

Von einem Volkslied auf den Pillawer wollen wir nur einige der bezeichnendsten Verse ausheben:

„Er geht, er geht, der Pillawee, wie der ewige Jude. Niemand liebt ihn. Er findet im niedern Lande weder Verwandte noch Freunde, und man schließt die Thüre, wenn man ihn kommen sieht, denn der Pillawer ist ein Mensch ohne Glauben.

„Sonn- und Festtage ist er auf dem Wege; nie hört er die Messe, noch ein Amt; er betet nicht auf dem Grabe seiner Eltern, er beichtet nicht seinem Geistlichen; darum sagt man im niedern Lande, daß der Pillawer weder Glauben hat, noch ein Kirchspiel.

„Gehe, armer Pillawer, der Weg der Welt ist hart unter deinen Füßen, aber Jesus Christus richtet nicht, wie die Menschen, und wenn du redlich und ein guter Christ bist, werden dir deine Schmerzen vergolten werden, und du wirst erwachen in der Herrlichkeit.

„Du siehst die mit Schmutz bedeckten Lumpen, welche dein mageres Pferd trägt; wohlan, eines Tages wird das Wasser des Stroms sie waschen, unter den Hämmern der Papiermühle werden sie gestoßen werden, und die Menschen ein Papier daraus machen, weißer als das schönste Linnen.

„So geht es auch dir, Pillawer. Wenn du einst deinen armen, mit Lumpen bedeckten Körper in irgend eine Grube gelegt haben wirst, so wird deine Seele entfliehen, weiß und schön, und die Engel werden sie tragen ins Paradies.

*) Eigentlich: ohne Kirchspiel; es heißt nämlich sans foi et sans paroisse.

Die Sipahis in Indien.

(Fortsetzung.)

Die Sipahis leben gewöhnlich sehr freundschaftlich zusammen, indem Hindus und Muhammedaner sich bei Weitem nicht so sehr trennen, als man nach ihren gegenseitigen Vorurtheilen glauben sollte; sie sind sehr aufmerksam, einander nicht beim Kochen und Essen allzu nahe zu kommen, was eine äußerst nöthige Vorsicht ist, da eine Speise verunreinigt ist und weggeworfen werden muß, wenn auch nur der Schatten einer nicht zu derselben Kaste gehörigen Person auf die Schüssel fällt. Die Muhammedaner Indiens haben viele Vorurtheile der Hindus eingesogen, und mit dem Unterschied, daß sie thierische Nahrung zu sich nehmen, sind sie fast so eckel und abgeschlossen, als die Anhänger Wischnu's. Sie suchen sich nicht minder vor Befleckung zu schützen, indem sie die Berührung mit Niedrigern vermeiden, und thun wenig oder nichts von dem, was die höhern Kasten zu thun sich weigern. Selbst ihr Eifer für den Propheten und seine Religion weicht dieser strengen Abgeschlossenheit; sie suchen unter den niedern Klassen der Hindus keine Proselyten zu machen, und wenn solche auch den Islam annehmen, so verkehren die Muhammedaner von reinerer Abkunft doch nicht mit ihnen, und mehrere Generationen müssen vergehen, ehe der Flecken ihrer Geburt verschwindet. Der Unterschied zwischen einem Gassenkehrer, der Muhammedaner geworden ist, und den Anhängern des Propheten aus achtungswerthen Familien ist sehr leicht zu erkennen. Diese Leute nehmen oft bei Europäern, welche die Eigenheiten des Landes nicht kennen, Dienste als Kidmetghar's (Bediente) oder versehen andere Dienste, wozu sie nach der Meinung des Landes nicht zulässig sind, sie zeigen sich aber in ihrem ganzen Aufzug nicht so reinlich, und in ihrem Benehmen nicht so achtungsvoll, wie die Klassen, denen sie sich gern gleichstellen möchten. Geübte Beobachtee entdecken den Unterschied auf den eesten Blick, und wenn man die eckelhaften Gewohnheiten dieser Leute erwägt, so hat wirklich der Gedanke, daß sie die Nahrungsmittel zubereiten sollen, etwas Empörendes. Bei den Eingebornen gibt es kein Mitteiding: sie halten sich entweder soegfältig zurück von aller Berührung mit Fremden, oder sie sind völlig das Gegentheil. Statt eine Schaufel oder ein anderes ähnliches Werkzeug zu nehmen, kratzen die Gassenkehrer ohne Umstände den widerlichsten Schmutz mit den Händen weg, und wenn man solche den Begriffen der besseren Klassen so gänzlich widerstrebenden Gewohnheiten sieht, so kann man über die Verachtung und den Abscheu, den dieselben erwecken, kaum erstaunt seyn.

Die Pionniere der bengalischen Armee bilden ein abgesondertes Korps, sind Leute von vornehmer Kaste, welche manche in diesem Dienst vorkommende Arbeit zu verrichten Anstand nehmen. Auch hat man es nöthig befunden, Braminen aus dem Korps der Sappeure und Mineure auszuschließen, da sechse in einer Nacht desertirten, weil man sie gezwungen hatte, die Haue und die Schaufel zu ergreifen, was sie für entwürdigend hielten, obwohl sie oft eigenes Land selbst bauen. Leute von der Braminenkaste geben zwar dem Stande der Sipahis in den Augen der Eingebornen eine höhere Achtungswürdigkeit, doch sind sie

Digitized by Google

gewöhnlich nicht die beliebtesten Rekruten: sie nehmen sich wegen ihrer Kaste gern zu viel heraus, und gelten für streitsüchtiger, intriganter und berechnender als die andern Klassen. Auf Geld erpicht, sollen sie oft die Einfalt ihrer minder schlauen Kameraden benutzen, um für Geldanlehen ungeheure Interessen herauszuschlagen. Die wucherischen Verträge zwischen Soldaten, Bedienten und solchen Leuten müssen jedem, der nicht die Ausschweifungen der einen und den außerordentlichen Erwerbssinn der andern Klasse kennt, fast unglaublich erscheinen. Ein armer bengalischer Lastträger, der um sechs Rupien monatlich gemiethet war, mit einer Familie in das Innere des Landes zu gehen, verlangte nach vier Monaten, gerade als die Familie am Ort ihrer Bestimmung angekommen war, seinen Abschied. Gern benützte diese seinen Wunsch, nach seiner heimischen Provinz zurückzukehren, da seine bei mehreren Gelegenheiten gezeigte Sinnesart keineswegs gefiel, und man ihn doch ohne stärkere Gründe zur Klage in einer solchen Entfernung von seiner Heimath nicht gerade entlassen hätte. Als man ihm seinen rückständigen Lohn, bestehend in zwölf Rupien, auszahlte, kam die Mehrzahl der übrigen Bedienten herbei, um einen Vorschuß zu verlangen, damit sie ihre Schulden an ihn bezahlen könnten: er hatte eine sehr dicke Silberkette zu Benares gekauft, und da man durchaus keinen Grund zu der Vermuthung hatte, daß er sich die Mittel zum Geldausleihen und zum Ankauf solcher Zierrathen auf unredlichem Wege verschafft habe, so ließ sich sein Geldgewinn nur theils durch die ärgste Knauserei, theils durch die unmäßigen Interessen erklären, die er seinen minder sparsamen Kameraden dadurch abzwackte, daß er sich im Besitze von baarem Gelde befand. Sipahis, die ihren Vortheil eben so gut verstehen, als dieser Lastträger, gewinnen manchmal bedeutende Summen, und da sie, wenn sie ihre Heimath auf Urlaub besuchen, ihr Geld gewöhnlich bei sich tragen, so fallen sie oft den Räuberhorden zur Beute, die an den Straßen den Reisenden auflauern, welche diesen geübten Mördern selten entkommen, wenn sie nicht in großer Anzahl und wohl bewaffnet reisen. In der heißen Jahreszeit, wo der Dienst unbedeutend, Exerciren und Märsche aber suspendirt sind, erhalten die Sipahis leicht Urlaub, um ihre Familien zu besuchen; viele lassen ihre Frauen in ihren heimischen Dörfern, und sehen sie nur zur Zeit, wo sie Urlaub haben, der in sehr weitem Umfange zugestanden wird, da Desertionen äußerst selten sind. Viele indeß kehren nie zurück, und man ist durch Nachforschungen zur Gewißheit gelangt, daß die Mehrzahl eines gewaltsamen Todes starb, indem sie um ihres Geldes und ihrer Kleider willen ermordet wurden.

Regimentskommandanten müssen denjenigen Sipahis, denen ihre Religion vorschreibt, gewissen Festen beizuwohnen, die Erlaubniß ertheilen, von der Parade wegzubleiben. Viele Feiertage der Hindus und Muhammedaner regeln sich nach dem Neumond, und da die Berechnungen der eingebornen Astronomen nicht immer sehr genau sind, so kommt das Fest den Leuten oft sehr unerwartet. Ein alter muhammedanischer Schneider bat seinen Herrn, ihn für den folgenden Tag seiner Arbeit zu entheben, da der morgige Tag ein Berra din (großer Tag) sey; sein Herr der mit seiner Thätigkeit und seinem Fleiße sehr zufrieden war, bewilligte seine Forderung augenblicklich, trotz der Versicherung des Obersten eines Regiments, in dessen Hause er sich befand, daß der alte Muhammedaner ihn durch eine falsche Angabe hintergangen habe. Kaum aber war eine Stunde vergangen, so zeigte es sich, daß der alte Schneider die Wahrheit gesprochen hatte, denn der Adjutant erschien, und berichtete, die Sipahis seyen erschrocken über den Eintritt des Neumondes, und hätten eine Deputation geschickt, um für den folgenden Tag Befreiung vom Dienste zu erbitten. Der Oberst, der ein alter Kamaschenknopf war, und die noch übrige kühle Jahrszeit möglichst benützen wollte, hatte auf den folgenden Tag mehrere große Evolutionen beabsichtigt, mußte aber seine Manövers hinausschieben, und den begehrten Urlaub ertheilen.

Die Trommler und Pfeifer eines Sipahiregiments sind stets Christen, Halbkasten, meist von portugiesischer Abkunft. Abgesehen von dem Abscheu vor dem Kalbfell ist der Stand eines Musikanten von allen Kasten und Klassen ächter Asiaten so völlig verachtet, daß nur die niedersten und verworfensten sich dazu hergeben würden. Die Musiker bei einigen wohl dotirten Hindutempeln, die nur bei der Feier religiöser Feste gebraucht werden, bilden die einzige Ausnahme. Diese Trommler haben gewöhnlich jede Spur von europäischer Abkunft verloren, und ihre Frauen unterscheiden sich von den einheimischen nur durch ihren Anzug, der an Festtagen namentlich auffallend ist. Den Christtag feiern sie mit so entstellten Gebräuchen, daß man wohl sieht, daß das Christenthum in heidnischem Lande haust. Sie ziehen um das Lager her und spielen auf Trommeln und Pfeifen den Christtagsgesang vor den mit Platanenzweigen geschmückten Thüren der Offiziere. Gewöhnlich geben diese den Trommlern und Pfeifern am Christtag ein tüchtiges Mahl von Rind- oder Hammelfleisch, an Orten nämlich, wo das Schlachten des heiligen Thieres gestattet ist, und die Hindus selbst, obwohl sie mit Schaudern sehen, wie die Engländer das Fest mit welschen Hahnen, Lenden- und Rückenstücken von fetten Ochsen feiern, verlangen häufig **Burles**, was dem Sinne und dem Namen nach den englischen Christmas-boxes entspricht, denn sie haben entdeckt, daß es in christlichen Ländern Sitte ist, sich an diesem Tage Geschenke zu machen.

(Schluß folgt.)

Heinrich Julius Klaproth. *)

(Nekrolog.)

Klaproth, einer der ersten Sinologen neuerer Zeit, und einer der gelehrtesten Männer in den Sprachen, der Geographie und Geschichte der Völker Asiens, ist nicht mehr. Sein Name war einer von denen, welche das gebildete Europa mit Achtung nennt. Er erlag dem unerbittlichen Tod in der Kraft seiner Jahre, in der vollen Reife seines Talents, und gerade in dem Augenblick, als er sich vorgesetzt hatte, die gesammelten reichhaltigen Materialien und jene reiche Ausbeute von Erinnerungen, die er unglücklicherweise nur in seinem Gedächtnisse niedergelegt, zu Ausarbeitung großer historischer Werke zu benutzen. Sein Verlust wird von

*) Von La Renaudière, mitgetheilt in den Nouvelles Annales des Voyages.

Allen, die sich für die Fortschritte menschlichen Wissens interessiren, und von allen Freunden wissenschaftlicher Forschung lebhaft gefühlt. Seine Mitbewerber auf dem mühsamen Pfade der Gelehrsamkeit in Frankreich und Deutschland werden den Antheil bezeichnen, der ihm an den Fortschritten der Linguistik und der Ethnographie zukommt, und wir, denen freundschaftliche Verhältnisse Gelegenheit gaben, die außerordentliche Mannichfaltigkeit seiner geographischen und physikalischen Kenntnisse, seine Wahrheitsliebe und seine Ausdauer selbst bei den trockensten Arbeiten zu bewundern, die wir in ihm einen unverdrossenen und gefälligen Mitarbeiter beklagen, beeilen uns, sein Andenken ehrend, hier die Hauptzüge eines so kurzen und so reichhaltigen Lebens aufzuzeichnen.

Heinrich Julius Klaproth wurde am 11 October 1785 zu Berlin geboren. Er war der Sohn des gelehrten Mineralogen und zugleich eines der berühmtesten Chemikers neuerer Zeit, Martin Heinrich Klaproth. Der junge Klaproth hatte das Beispiel der umfassenden Arbeiten und der herrlichen Entdeckungen seines Vaters vor Augen, ein Anblick, der allerdings geeignet war, Einfluß auf seine Neigungen zu üben, und diese der Naturgeschichte zuzuwenden. Diese war auch der Gegenstand seiner ersten, wiewohl nicht seiner Lieblingsstudien, die sich den Sprachen und vorzugsweise den asiatischen Sprachen zuneigten. In einem Alter von 15 Jahren lernte er ohne Anweisung die chinesische Sprache, deren Schwierigkeiten vor seinen herrlichen Gaben und seinem beharrlichen Fleiße schwanden; sein einziges Hülfsmittel bei diesen Studien war das Werk Bayers. Auf der Universität zu Halle glaubte er die kräftigste Unterstützung für seine Zwecke zu finden; dorthin begab er sich im Jahre 1801, beklagte sich aber bald, weder Manuskripte noch Professoren daselbst zu finden, die ihm den Weg ebenen konnten. Er setzte seine Forschungen und seine Arbeiten in der Bibliothek zu Dresden fort, und begab sich Ende des Jahres 1801 nach Weimar, wo er die Herausgabe seines Asiatischen Magazins leitete, eine periodische Schrift, welche die Aufmerksamkeit des gelehrten Deutschlands auf ihn lenkte. Der Graf Johann Potocki, den er in Berlin kennen gelernt hatte, trug dazu bei, daß er 1804 nach St. Petersburg berufen wurde, und dort eine Stelle als Adjunkt bei der Akademie für die orientalischen Sprachen und asiatische Literatur erhielt. Da Graf Potocki zum Chef der Gelehrten ernannt wurde, welche die Gesandtschaft des Grafen Golowkin, den der Kaiser von Rußland im Jahre 1805 an den Kaiser von China schickte, begleiteten, so war er ohne Zweifel auch der Wahl des Herrn Klaproth zum Dolmetscher bei dieser Gesandtschaft nicht fremd, die dem letztern die so sehnlich gewünschte Gelegenheit verschaffte, bis zu den mongolischen Völkerschaften vorzudringen und unter ihnen ihre verschiedenen Idiome zu studiren. Diese Gesandtschaft, zu welcher die großartigsten Vorbereitungen getroffen wurden, und von der man die glücklichsten Erfolge erwartete, reiste während einer sehr heftigen Kälte durch Sibirien, kam in die Mongolei und ging bis nach Urga. Hier häuften sich, wie bekannt, die Unterhandlungen wegen des zu beobachtenden Ceremoniells, und hier gab Herr Klaproth bei den Konferenzen zwischen dem Grafen Golowkin und den Mandarinen Beweise von ungewöhnlichen Fähigkeiten und seiner wahren Kenntniß der chinesischen Sprache. Das ganze Unternehmen scheiterte an der Hartnäckigkeit, mit welcher der russische Gesandte die Respektsbezeigungen verweigerte, welche man von ihm verlangte; die Gesandtschaft wurde von dem Vicekönig der Mongolei mit Unwillen zurückgewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ufer der Rhone.

(Schluß.)

Ich war so ziemlich der einzige, der die Reise bis Arles fortsetzte. Nach dreimonatlichem Aufenthalt schiffte ich gerade zur Zeit des Jahrmarkts von Beaucaire wieder die Rhone hinauf. Auf die frühere Stille an diesem Orte war ein geräuschvolles Leben getreten. Beaucaire bildet eine Niederlage der verschiedensten Erzeugnisse der Industrie. Dieser Ort ist ein großer reicher Bazar von dem überraschendsten Anblicke. Dieser Bazar beschränkt sich nicht bloß auf die Gränze der Stadt, er dehnt sich bis in die Pomeranzenalleen aus, welche sich entlang der Rhone hinziehen.

Die Bevölkerung, welche gewöhnlich nicht 10,000 Seelen übersteigt, beläuft sich, wenn der Markt seinem Ende naht, auf mehr als 200,000 Seelen. Natürlicherweise findet sich hier eine Menge Diebsgesindel ein, welches diesen Punkt als eine Art von Eldorado betrachtet.

Man unterhielt sich damals viel von einem Gauner, der den Markt mit unglaublicher Kühnheit ausbeutete, und dem die Polizei bis jetzt vergeblich auf die Spur zu kommen gesucht hatte.

Am 28 Julius 1834 befand ich mich auf der Präfektur in Gesellschaft. Man weiß, daß der Präfekt des Gard-Departements jedes Jahr sich amtlich nach Beaucaire zu begeben hat, und daß dort sein Amt sich darauf beschränkt, als Herr des Hauses offene Tafel zu halten. So viel ich mich erinnere, war die Gesellschaft nicht sehr zahlreich. Der Sekretär des Präfekten trat ein, und flüsterte ihm ins Ohr, im Hofe befinde sich ein Mensch, der sich anheischig mache, denjenigen verhaften zu lassen, der sich bis jetzt allen Nachforschungen der Polizei zu entziehen verstanden. Vor Allem fragte er, welcher Lohn ihm für seine Bemühungen zu Theil werde?

„Lassen Sie den Polizeikommissär rufen, sagte der Präfekt, und versprechen Sie dem Menschen 100 Franken, wenn er einiges Zutrauen verdient.“

Ich war inzwischen an das Fenster getreten; von Abscheu erfaßt, taumelte ich zurück, als ich im Hofe den Juden unseres Schiffs erkannte.

Dieser Mensch, so erfuhr ich, lebte davon, andere anzugeben; dieß war sein Handwerk. Zu Leipzig, Sinigaglia und Beaucaire, auf den drei großen Messen Europa's, übte er es aus, und traf daselbst jedes Jahr mit der Pünktlichkeit eines Handelsmannes ein. Seine Taktik bestand darin, daß er sich jedem Individuum näherte, das ihm verdächtig schien. Sofort schlich er sich während des Handelns in dessen Vertrauen, und sobald er sein Geheimniß wußte, begab er sich eiligst auf die Polizei, wo er um einen festgesetzten Preis den Gefährten, mit dem er eben noch angestoßen hatte, verrieth.

Nach einigen kurzen Erläuterungen entwarf der schlaue Polizeikommissär Vigier seinen Angriffsplan, der so angelegt war, daß nothwendig entweder der Gauner oder der Angeber in das Netz fallen mußte. Allein der listige Jude war seiner Sache so gewiß, daß am folgenden Morgen der berühmte Cymard, genannt Graf Stephanos, genannt Durand-Guidal, von St. Olive, sich in den Händen der Polizei befand. Unter einem starken Geleite von Gendarmen und Linientruppen ward er nach dem alten Thurme von Tarascon abgeführt. Der Gauner war kein anderer, als der Retter des Juden, der wohlwollende Mann des Doktors Trunz.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 338. 4 December 1835.

Beiträge zu einer Betrachtung der Natur in den V. St. v. Nordamerika.

(Geschrieben im Januar 1834.)

Gestaltung des Landes, Gebirge, Gewässer, Flußthäler.

Der ausgezeichnetste Gebirgszug in Nordamerika ist die Fortsetzung der südamerikanischen Anden unter dem Namen der Felsengebirge (Rocky Mountains) oder, wie neuere Geographen vorgezogen haben, Chippeway'schen Gebirge; sie theilen das Land in zwei sehr ungleiche Hälften, nach Ost und West. Die bei Weitem größere östliche Hälfte Nordamerika's durchschneidet von Nordost nach Südwest streichend ein anderer, aber weit unbedeutenderer Gebirgszug, der der Alleghany-Gebirge oder Apalachen, der die östliche Abdachung von der südlichen trennt.

Der Raum zwischen beiden Gebirgen ist es, der uns hier am meisten interessirt. Wo die Gewässer gebirgiges Land durchströmen, wird ihnen ihr Lauf von der Gestalt der Gebirge angewiesen, welche nach und nach durch mannichfache Revolutionen gebildet wurde, in dem großen Mississippithale aber hat sich das Wasser durch die ebenen, wahrscheinlich in ihrer ursprünglichen Lage unveränderten Felsschichten einen Weg bahnen müssen, und so tritt uns hier ein ganz anderes Bild entgegen. Die Gewässer haben sich Thäler gebildet und Betten gerissen; in beständigen Wellenlinien laufen sie ihrem Ziele zu, das der Neigung der von ihnen durchströmten Ebene entspricht. Das Flußthal selbst ist eine, durch Hügelreihen (bluffs) eingeschlossene Ebene, von sehr fruchtbarem angeschwemmten Lande, und ist im ganzen Westen unter dem Namen Bottom bekannt und berühmt. Seine Breite ist verschieden, übersteigt aber selten 8 englische Meilen. Es ist manchmal der Ueberschwemmung ausgesetzt, im Allgemeinen aber darüber erhaben; es fällt steil in das tief liegende Bette des Flusses ab. Dieser Umstand verhindert für den auf dem Wasser Fahrenden die Aussicht über den Bottom, um so mehr da das Ufer durch Anschwemmung meist höher geworden ist als der hintere unmittelbar an die Bluffs stoßende Theil, welcher öfter schleichende und stehende Wasser enthält, die in den nassen Jahreszeiten hübsche Seen, im Sommer aber ungesunde Sümpfe bilden. Die Bluffs selbst, die Gränzhügel der Flußthäler, ziehen sich bald dicht am Ufer hin, bald entfernen sie sich bis auf mehrere Meilen weit von denselben. Nur vom Fluß aus gesehen erscheinen sie als Hügel; es sind die Endigungen des inneren Landes gegen den Fluß hin, von dessen Gewässern sie zerrissen und in einzelne Hügel und Hügelketten abgetheilt wurden; sie sind also nicht höher als das Innere des Landes, und man erkennt keine Erhebung, wenn man von da gegen den Fluß hin kommt. Im Lande finden sich wieder, durchs Wasser verursacht, Einschnitte mehr oder weniger häufig; es bilden sich so Schluchten, Thäler und Niederungen, aber eigentliche Erhebungen sind nur wenige da: dieser ganze Theil ist eine wahrhaft neptunische Bildung.

Allgemeine Naturverhältnisse. Meteorologisches.

So zeigt sich uns die äußere Gestalt des Landes; kolossal treten die Verhältnisse auf, und die Einfachheit langer Gebirgszüge, unermeßlicher Ebenen, ungeheurer Stromsysteme, lassen uns auch eine Einfachheit in den einzelnen Naturwesen des Landes erwarten, die wir namentlich in Europa vergeblich suchen. Merkwürdig ist die Vergleichung mit diesem Erdtheile. Wie derselbe selbst in seinen Gränzen zerrissen, in seinen Höhenverhältnissen höchst mannichfaltig ist, so sind auch die Felsarten und die Mineralien, so die Pflanzen und die Thiere mannichfach an Zahl, aber an Ausdehnung beschränkt.

Nicht ganz dasselbe, was von den Mineralien gilt, kann man eigentlich von dem Thier- und Pflanzenreiche sagen; aber einige Analogie mit dem Obigen findet sich auch hier. Es läßt sich aus der Gestalt des Landes vermuthen, und die Erfahrung bestätigt es, daß einzelne Pflanzen- und Thierarten sehr weit verbreitet sind, daß ähnliche Verhältnisse eine große Menge ähnlicher Pflanzen- und Thierarten hervorgerufen haben, während im Allgemeinen die Gattungen größere Einfachheit zeigen als in Europa. Ich komme auf die einzelnen Naturreiche, sobald ich einige Worte über die Lage des Landes in Bezug auf andere Theile der Erde, und über seine meteorologischen Beziehungen gesagt habe.

Die Freistaaten liegen etwa zwischen 30° und 49° N. B., und zwischen 70° und 124° W. L.; sie werden im Osten und Westen von großen Meeren bespült; sie haben im Süden Mexiko und seinen Golf, und in der entgegengesetzten Richtung sind sie

Digitized by Google

begränzt von den nordischen Ebenen und ihren Seen, ohne durch Gebirge von ihnen getrennt zu seyn. Daraus ergibt sich sein Klima. Den Tropen nahe im Süden, geht es im Norden schon über die Mitte der gemäßigten Zone hinaus, das Klima muß also in verschiedenen Theilen sehr verschieden seyn. Wir kennen Humboldt's isothermische Linien und die Gesetze darüber, und wissen, daß wenigstens in der nördlichen Hemisphäre die Kontinente einen ungleich höheren Wärmegrad nach Westen hin haben, als nach Osten. Auffallend bestätigt findet sich dieses Gesetz in Nordamerika. Wir kennen die Einflüsse der Kultur auf das Klima, und es ist bekannt, daß in dem Anbau Amerika noch unendlich weit hinter Europa zurücksteht. Wir haben endlich die Gestaltung des Landes betrachtet, und können daraus abnehmen, daß es — indem die Gebirgszüge nur in ihrer Nähe schützend wirken — allen Winden ziemlich offen ist. Aus allen diesen Gründen dürfen wir das amerikanische Klima nicht mit dem europäischen, am wenigsten mit dem des westlichen Europa, vergleichen. Die westliche Abdachung und hier wieder besonders die Küstengegenden mögen die meiste Aehnlichkeit mit jenen haben; aber das Klima der bewohntesten Theile ist sehr von demselben verschieden. Es mag richtig seyn, daß an der Ostküste die mittlere Temperatur der Orte mit der von europäischen Städten, die 10 Breitegrade nördlicher liegen, übereinkommt, aber die darauf gebauten Folgerungen sind doch unrichtig. Viel kälter sind die Winter, bedeutend heißer die Sommer; viel abwechselnder im Allgemeinen die Temperatur, und die Witterung ist namentlich vom Wechsel der Winde abhängig. Aehnliches gilt von der südlichen Abdachung, und besonders dem bewohnten Theile derselben, der östlichen Hälfte des Mississippithales. Sie entbehren zwar der mildernden Nähe großer Wassermassen, aber sie sind darum auch trockener, die Temperatur ist etwas weniger wechselnd, und ein noch günstigeres Resultat ist zu erwarten, wenn die weiten, mit dem üppigsten Pflanzenwachsthum bedeckten Strecken der Kultur anheim gefallen seyn werden. Die westlich vom Mississippi gelegenen Länder haben mehr Graswuchs als Wald, sind daher um vieles trockener.

Unter den Winden herrscht in allen diesen Regionen der westliche vor; indessen bemerkt man in den weiten Ländern, wo es wenig Lokaleinflüsse gibt, daß die Winde, fast wie unter denselben Breiten auf der See, eine ziemlich regelmäßige Drehung von der Linken zur Rechten, d. h. von West nach Nord, Ost, Süd und wieder West durchlaufen. Aus einzelnen Gegenden der Windrose wehen die Winde anhaltender, andere werden schnell übersprungen, hie und da finden auch rückgängige Bewegungen statt. Der West bringt den östlich von den Felsengebirgen gelegenen Ländern heiteres, trockenes Wetter, der Nordwest ist auch häufig, und oft sehr stürmisch, er bringt kühle, im Winter sehr kalte Temperatur, mit meist heiterer Luft. Sehr häufig ist der Nordwind, welcher so wie der Nordost oft Wolken, auch Regen und Schnee bringt. Der häufigste Regenwind ist aber der Ostwind; warme Regen, mildes feuchtes Wetter kommen von Südost; Süd und Südwest bringen große Wärme, und eben so oft heiteres Wetter, als, namentlich der letztere, auch Regengüsse, besonders heftige Gewitter. Die Feuchtigkeit der Luft ist an der atlantischen Küste im Allgemeinen größer als wenigstens im mittleren Europa; in dem mittleren Nordamerika aber ist sie geringer, und die Luft den größten Theil des Jahres durch heiterer. Dafür sind der Thau und die einzelnen Regengüsse heftiger.

Das Land kann dem größern Theil nach für eben gelten, es ist sehr wasserreich, es fehlt nicht an feuchten Niederungen; überall gibt es frisch aufgeschwemmte Gründe an den Flüssen hin, der Pflanzen-, besonders der Waldwuchs ist äußerst üppig, endlich die Witterung abwechselnd, und der Sommer heiß. Alles das bildet die Ursachen zu manchen Krankheiten, die über das Land hin herrschen, namentlich Wechselfieber, gastrische und gallichte Krankheiten. Mehr lokal sind an der südlichen Küste dadurch das gelbe Fieber, und an der nordöstlichen, insbesondere durch die scharfen feuchten Nordostwinde und die drückenden Nebel, Brustkrankheiten bedingt. Manche der obigen Ursachen werden jedoch im Lauf der Zeit durch Kultur des Landes gehoben oder gemildert werden, und der Gesundheitszustand sich dadurch verbessern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sipahis in Indien.

(Schluß.)

Der Zahlungstag bietet bei den Sipahis immer eine äußerst unterhaltende Scene dar. Die Hauptleute müssen das Geld in ihrer Gegenwart vertheilen lassen, und die Soldaten, begleitet von einem außerordentlich zahlreichen Troß, marschiren zu der Stelle hin, wo ihre respektiven Offiziere versammelt sind, um dort ihren Sold in Empfang zu nehmen. Das Geld wird von einem benachbarten Schatzbeamten dem Quartiermeister des Korps übergeben, der es den Sold-Havildars in Säcken überliefert, und durch diese erhalten es die Offiziere der Kompagnie; Wäscher, Schneider, Krämer, Bediente (denn oft halten die Sipahis dergleichen) und andere Gläubiger erscheinen, ein buntscheckiger Haufen, dessen zerlumpter und wunderlicher Anzug vereint mit dem ungeschickten Gang und Benehmen sehr gegen die schlanken Gestalten und schönen Kleidungen der Soldaten abstechen. Mancher heftige Streit entsteht über den häßlichen Gegenstand der Schuldberichtigung, und oft muß der Offizier zwischen den streitenden Parteien ins Mittel treten. Einmal beklagten sich die Wäscher, sie seyen von den Soldaten geschlagen, und ihr Lohn ihnen vorenthalten worden: die Soldaten stellten die Klage nicht in Abrede, ließen sich aber in eine lange und heftige Vertheidigung ihres Benehmens ein, die Wäscher hätten ihnen die Kleider arg zerrissen, und brachten Hosen herbei, die allerdings mehr als einen klaffenden Riß zeigten. Der Offizier gab zu, daß das Vergehen der Wäscher Strafe verdiene, und er würde die Wäscher angehalten haben, die zerrissenen Kleidungsstücke wieder herzustellen, die Soldaten hätten sich aber leider selbst Recht verschafft, und so jeden gerechten Grund zur Klage verwirkt: sie müßten demnach trotz des erlittenen Schadens die Wäscher bezahlen. Die Wäscher erhoben die Weisheit der Entscheidung in den Himmel, die Sipahis wollten sich aber lange nicht damit

Digitized by Google

zufrieden geben, fingen ihre Vertheidigung immer wieder von vorn an, und gingen endlich weg, wenigstens damit zufrieden, daß man sie geduldig angehört hatte. Der Offizier behauptete eine unzerstörbare Kaltblütigkeit während des ganzen hitzigen Streits, wartete geduldig, bis jeder Theil seine ganze Beredsamkeit erschöpft hatte, und gab dann eine milde, aber feste Antwort. Freilich zeigen nicht viele Europäer diese Geduld, sie erkennen schnell, was an der Sache ist, und geben ihre Entscheidung, beraubten jedoch dadurch den Sieger der Hälfte seines Triumphs, und machen den unterliegenden Theil noch mißvergnügter. Mit solchen Streitigkeiten gehen oft Stunden hin, manchmal pflanzt sich ein hartnäckiger Gläubiger vor den Geldhaufen hin, welchen sein Schuldner empfängt, und besteht unter den heftigsten Gestikulationen auf der Bezahlung des letzten Cowries. Endlich aber geht die Sache zu Ende: die Sipahis erheben sich von dem Boden, wo sie während der ganzen Soldberichtigung saßen, bilden eine Doppelreihe und marschiren weg, begleitet von dem lumpigen Regiment des Lagertrosses, von dem die Schneider in ihrer schlampigen Kleidung eine große Aehnlichkeit mit den unrasirten Taglöhnern anderer Länder zeigen.

Man kann sich kaum einen auffallendern Unterschied zwischen einer und derselben Menschenklasse denken, als zwischen den verschiedenen Heiden von der Nadel in Indien statt findet. Der Hausschneider, der für Damen arbeitet, ist gewöhnlich ein gut und sehr reinlich gekleideter Mann, den die andern Dienstboten sehr hoch achten, denn sein Geschäft steht keineswegs in Mißachtung; die geringern Arbeiter aber, die eigentlichen Flickschneider, haben ein ganz vagabundenmäßiges Ansehen. Ihre Kleider hängen nachlässig um sie her, und sind selten durch einen Kamarbend (Gürtel) zusammen gehalten; ein altes farbiges, nachlässig um den Kopf geschlagenes Tuch dient ihnen als Turban, und sie haben eine eigene Art von ärmlich vornehmem Ansehen, das sie selbst von den noch ärmeren Handwerkern anderer Art unterscheidet, die in einem einzigen ganz einfachen Baumwollenzeuge aufrecht einherschreiten.

Die Bedienten der Sipahis sehen freilich nicht aus, wie die wohlgenährten Bedienten reicher Leute: es sind meistens junge, unglaublich schmächtige Bursche, die für geringen Lohn viele Arbeit thun sollen. Während des birmanischen Kriegs nahmen einige Sipahis Kinder zu sich, die von ihren Eltern auf der Flucht verlassen worden waren, machten sie zu ihren Sklaven, und glaubten viel gewonnen zu haben, daß sie nicht nöthig hatten, ihnen Lohn zu geben. Als aber diese Kinder heranwuchsen, wurde es den Sipahis schwer, sie mit hinreichender Nahrung und Kleidung zu versorgen, und sie baten die Offiziere des Regiments, dieselben als Bediente zu sich zu nehmen: die Bitte ward gern gewährt zur großen Erleichterung beider Theile.

Unter andern Obliegenheiten muß der Befehlshaber eines Sipahiregiments sich täglich oder wenigstens mehrmals in der Woche von den Marktaufsehern Bericht über die Marktpreise abstatten lassen. Diese lesen oder singen vielmehr die Preise von Korn, Mehl, Ghi und allen Nothwendigkeiten des Lebens laut ab: die Sache ist für die Sipahis von größter Wichtigkeit, und in ihren zahlreichen Briefen an ihre Verwandte sind die Preise von Korn und Mehl ein stehender Artikel; auch dreht sich das Gespräch größtentheils um diesen wichtigen Gegenstand.

Junge europäische Offiziere, die viel mit den Soldaten verkehren, und dadurch bei ihnen populär werden, können diese Leute leicht zu Allem bringen, zur Entführung einer Dame aus dem Zenana (Frauengemach) wie zum Sturm auf eine Festung. Ein Subalternoffizier in einer großen Garnison besuchte einst uneingeladen einen Rautsch, und als er sich der Forderung der Diener des Hauses, in Gegenwart seines Herrn das Haupt zu entblößen, nicht fügen wollte, nahmen sie ihm seine Schirrmütze mit Gewalt. Schäumend vor Wuth eilte er nach der nächsten Wache, wo gerade Soldaten seines Regiments sich befanden, die ohne Zögern seinem Befehl folgten, mit ihm in das Haus des reichen Eingebornen, in dessen Hause der Rautsch gegeben wurde, eindrangen, und den Herrn und seine Diener zur Rückgabe der Mütze nöthigten. Der Eingeborne beklagte sich, glücklicherweise aber nicht bei den Militärbehörden, sondern bei dem Civilrichter, der wohl wußte, daß es um des Offiziers ganze Zukunft geschehen sey, wenn es bekannt werde, daß er sich ein so großes Vergehen gegen die Militärdisciplin habe zu Schulden kommen lassen; er bemühte sich daher, den beleidigten Theil zufrieden zu stellen, ohne daß die Sache vor den kommandirenden Generalmajor kam. Manche unbesonnene Jünglinge sind durch die Leichtigkeit, womit ihnen die Sipahis zu den gefährlichsten Abenteuern folgten, zu allen möglichen tollen Streichen verleitet worden.

Einzelne Abtheilungen der Sipahis haben selbst in Friedenszeiten einen gefahrvollen Dienst, z. B. die Eskortirung von Geldern, die in Karren oft auf bedeutende Entfernungen und durch Gegenden geführt werden, deren Bewohner sich über die Art, wie eine Beute zu gewinnen ist, nicht sehr skrupulös zeigen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde der Schatz in Booten auf dem Dschemna eingeschifft, der Offizier aber gewarnt, nicht auf dem rechten Ufer anzulegen. Unglücklicherweise dachte dieser an keine Gefahr, schlug die Warnung in den Wind, und wurde bei Nacht von einem bewaffneten Haufen überfallen. Alle Hoffnung auf wirksamen Widerstand war vom ersten Augenblick an durchaus eitel, dennoch aber wollten die Sipahis, denen man Pardon bot, ihren Posten nicht verlassen, und ließen sich alle in Stücke hauen. Der Offizier hatte sich für den Ausgang verantwortlich gemacht, und er hätte sein Leben nur mit dem Verlust seiner Ehre erkaufen können, aber die Sipahis hätten sich für entschuldigt halten können, wenn sie einer so überlegenen Menge wichen, und nur ein sehr hoher Begriff von Pflicht konnte sie vermögen, diese furchtbare Probe zu bestehen. Um eine solche Abtheilung, welche Geld geleitet, zu überfallen, werden alle möglichen Mittel versucht. Der Offizier hat Befehl, an irgend einem geschützten Ort, fern von der großen Straße zu lagern, und wählt seinen Platz immer so, daß er das Zusammentreffen mit Reisenden oder überhaupt einer größern Anzahl von Personen vermeidet. Aber die besten Vorsichtsmaßregeln helfen nicht immer. Die Angreifer nehmen den Schein an, als begleiteten sie einen Hochzeitszug, der sich meist auf eine unregelmäßige Weise über den Weg hin verstreut, und unter heftigen Gestikulationen Fackeln und Speere schwingt. Unter dieser Vermummung nähert sich eine große

Digitized by Google

Masse dem Schatze, ehe man auch nur eine feindselige Absicht ahnt. Dann fallen sie plötzlich über die Wache her, die keine Zeit hat, sich zum Widerstande zu bereiten, und einer List zum Opfer fällt, die nur allzu oft schon mit Glück gegen solche Abtheilungen in Anwendung gebracht wurde.

Partikularismus der Engländer in Indien.

Das College William in Calcutta war bekanntlich darauf berechnet, durch das Studium der gelehrten Sprachen Indiens und europäischer Wissenschaft und durch den dadurch erreichten geistigen Verkehr zwischen Europäern und Asiaten die letztern geistig zu heben, ohne sie von ihrem heimischen Boden und ihrer heimischen Denkart loszureißen. Diese vernünftige, wahrhaft liberale Ansicht scheint nicht mehr die Regierung zu leiten, denn auf eine deßhalb an sie ergangene Anfrage erschien folgender Erlaß: Der Generalgouverneur und der Rath sind der Meinung, daß die Beförderung europäischer Literatur und Wissenschaft unter den Eingebornen Indiens der große Zweck der Regierung seyn müsse, und daß alle für die Erziehung bestimmten Fonds am besten auf das Studium des Englischen verwendet würden. Es sey nicht die Absicht irgend ein Kollegium oder eine Schule für einheimische Gelehrsamkeit abzuschaffen, so lange die Eingebornen selbst sich derselben bedienen wollen, aber der Generalgouverneur sey entschieden dem bisherigen Gebrauche, für den Unterhalt der Schüler während ihrer Studienzeit zu sorgen, entgegen. Kein Geld soll künftig für den Druck orientalischer Werke bestimmt werden, und alle Geldmittel, welche durch diese Reform zur Verfügung der Regierung bleiben, sollen künftig dazu verwendet werden, Kenntniß der englischen Literatur und Wissenschaft durch das Medium der englischen Sprache unter der eingebornen Bevölkerung zu verbreiten.

Heinrich Julius Klaproth.

(Fortsetzung.)

In Folge dieses verdrießlichen Ereignisses erhielt Herr Klaproth die Erlaubniß, auf einem andern Wege als dem bisher verfolgten auf das russische Gebiet zurückzureisen. Von dieser Begünstigung machte er zum Besten der Geographie Gebrauch; er reiste längs der Gränze des russischen und chinesischen Reichs, besuchte mehrere alte Tempel, unter andern den von Ablaïkit, begab sich an den See Kosso-gol, ging nach Irkutsk zurück, dessen Umgegend er bereiste, untersuchte dann die Ufer des Baikal-Sees, ging über das Altai-Gebirge, und machte einen Abstecher an den Irtysch bis zu dem See Saisan und in das Land der Eleuten. Auf dieser Reise benutzte der Verstorbene jede Gelegenheit, die verschiedenen Völkerschaften kennen zu lernen, durch deren Gebiet er kam, sammelte Wörterverzeichnisse ihrer Sprachen, welche ihm in der Folge die Grundzüge zu einer methodischen Klassifikation der Bewohner Mittelasiens nach ihrer Abstammung und ihren verwandtschaftlichen Beziehungen lieferten. Seit seiner Ankunft in Rußland hatte sich Herr Klaproth vorzüglich dem Studium der Mandschusprache zugewendet, die eine große Erleichterung für das Chinesische bietet. Zu Irkutsk, wo er sich zehn Monate aufhielt, verschaffte er sich chinesische, mandschuische, mongolische und japanische Bücher. Dem Studium dieser letztern Sprache, welche in Irkutsk in einer eigenen Schule gelehrt wird, widmete er sich mit besonderem Eifer. Hier half ihm auch ein sehr unterrichteter japanischer Marineoffizier, der an den Küsten Sibiriens Schiffbruch gelitten hatte, bei der Entwerfung eines Verzeichnisses japanischer Wörter. Reich an Materialien und neuen Kenntnissen, kam der Verewigte nach St. Petersburg zurück, wo er eine ausgezeichnete Aufnahme fand. Am 11 März 1807 wurde er zum außerordentlichen Mitglied der Akademie ernannt. Graf Potocki, der fortwährend den lebhaftesten Antheil an ihm nahm, trug dazu bei, daß er von der Akademie beauftragt wurde, eine Reise in den Kaukasus zu machen, mit dem Auftrag, dort seine ethnographischen Untersuchungen fortzusetzen. Mit Instruktionen von dieser gelehrten Gesellschaft versehen, reiste Herr Klaproth am 15 September 1807 ab, und widmete ein ganzes Jahr den mühsamsten Forschungen. Hauptsächlich richtete er sein Augenmerk darauf, die verschiedenen tatarischen Stämme kennen zu lernen, welche eine Rolle im Mittelalter gespielt haben, als z. B. die Kumanen, die Petschenegen u. s. w. In der kaukasischen Gebirgskette fand er die Abkömmlinge der Hunnen, der Avaren und der Alanen, und versäumte dabei keine Gelegenheit seine Wörtersammlungen zu vermehren. Seine Arbeiten über die kaukasischen Sprachen waren unermeßlich. Dabei fehlte es nicht an Widerwärtigkeiten; er sah seine Reisegefährten am Fieber sterben, und wurde selbst von den in jenen feuchten Thälern herrschenden Krankheiten befallen; dennoch aber blieb sein Eifer für die Wissenschaften stets derselbe.

Groß war seine Trauer, als er erfuhr, daß die Akademie ihn zurückberufe, weil sie die Kosten der Reise nicht mehr aufzubringen vermöge. Am 11 Januar 1809 kam er nach Petersburg zurück, ein wenig unmuthig über das, was er hatte unvollendet lassen müssen, doch mit dem Bewußtseyn dessen, was er geleistet und was er verdient. Seine Ansprüche, so rechtmäßig sie auch seyn mochten, schienen übertrieben; er erhielt weder die Belohnung, noch die Entschädigung, um die er anhielt. Sogar die Herausgabe seiner Reise wurde verboten, und so machte man in einem Lande, wo die Behörde sich in Alles mischt, aus einer rein wissenschaftlichen eine Staatsangelegenheit. Es gelang jedoch dem Verstorbenen im Jahre 1810 den ersten Band seiner Sammlungen über die asiatische Literatur drucken zu lassen. Er erschien unter dem Titel: „Archiv für asiatische Literatur, in 4.“ Zu gleicher Zeit gab er die Sendschreiben an Herrn Montucci in Berlin heraus, der ihn in seinen philologischen Untersuchungen indirekt angegriffen hatte, so wie auch eine Abhandlung in deutscher Sprache über die Sprache und die Abkunft der Afghanen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Mademoiselle Mars hat sich kürzlich geweigert, in einem neuen Stücke Scribe's die Rolle einer Großmutter zu spielen. Dieß gab den französischen Blättern Anlaß, ihr wahres Alter anzugeben, das oft höher angesetzt wird, als es wirklich ist. Mademoiselle Mars, welche nach ihrem letzten Passe, wie nach zehn frühern, 56 Jahre alt ist, wurde zu Versailles am 19 December 1778 an demselben Tage mit der Herzogin von Angoulême geboren, welche jetzt im 57sten Jahre steht. Mademoiselle Mars hat einen Sohn von 37 Jahren.

*

Der bekannte Geologe Buckland hat der Londoner geologischen Gesellschaft eine Notiz über fossile Reste einer riesenhaften Schlange mitgetheilt, die in der Nähe von Buckingham in einem Thonlager entdeckt wurden. Das Hauptbein ist ein Schwanzwirbelknochen, größer als bei dem Iguanodon; es mißt 6 Zoll im Längendurchmesser und eben so viel im vertikalen Durchmesser seiner artikulirenden Flächen: diese sind beide leicht konvex, am kleinsten an der untern Seite und eingedrückt an der obern, um den Kanal des Rückenmarks aufzunehmen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 339. 5 December 1835.

Bilder aus Paris.

Sainte-Pélagie.

Es gibt Begriffe, über welche jedermann spricht, als ob sie fest und unwandelbar seyen, und doch ist nichts unsteter, ungewisser und dem Wechsel mehr unterworfen, als sie. Das ist um einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung zu bringen. Es ist überall so, vorzüglich aber und im höchsten Grade in Paris.

Was ist ein anständiges Leben, was ist Unfug? Was heißt ein ehrlicher, ein Ehrenmann, was ein Schurke, ein Schuft? Was erwirbt die Achtung und das Ansehen der Andern, was erniedrigt uns in ihren Augen? Wer ist gescheidt, wer ist dumm, wer hat Genie, wer ist ungeschickt, wer ist ein geistreicher Kopf, wer ist ein Pinsel, ein Narr?

Ich will über diese weitreichenden Fragen keine philosophische und moralische Abhandlung schreiben, ich begnüge mich mit einigen Aphorismen; die Gränzen meiner Beobachtungen und Betrachtungen sind die Mauern von St. Pélagie.

St. Pélagie ist das Schuldengefängniß, der Ort, an welchen der Gläubiger seinen säumigen Schuldner bringen lassen kann, wenn die Handelsnatur der Schuld ihm dieses Vollziehungsmittel gestattet. Der Zweck, zu welchem der Gläubiger dieß Mittel ergreift, ist meistens Zahlung, manchmal Rache. Der Schuldner, nach der frühern Gesetzgebung, verblieb in gefänglicher Haft bis er zahlte, oder die Kräfte des Gläubigers nachließen, denn der Gläubiger muß Wohnung und Kost bezahlen. Das Erstere kommt zuweilen vor, das Letztere häufig.

Man sollte glauben, daß St. Pélagie der traurigste Ort in der Welt wäre. Sein Vermögen verloren haben und die Freiheit! eingegangene Verbindlichkeiten nicht erfüllen können, und gefangen sitzen! gibt es etwas Beklagenswertheres?

Großer Irrthum! in mehr als einem Betracht.

Vor Allem und oben an: Nichts ist traurig in Frankreich, was in Gesellschaft geschieht, und wobei dem Nationalsinne keine Bande angelegt werden, Nichts, selbst der Tod nicht. Wer davon einen schlagenden Beweis haben will, lese in „Stello" von Alfred de Vigny, die herrliche Beschreibung der Parodie, welche die Gefangenen des Revolutionsgerichtes zu St. Lazare im J. 1794 jeden Abend aufführten. Dreißig, vierzig Personen, von beiderlei Geschlecht, unter ihnen Greise und Matronen, und Mädchen und Jünglinge, die dem Kindesalter kaum entwachsen waren, dramatisirten die Besteigung der Guillotine mit Einleitung, Handlung und Entwicklung, d. h. Enthalsung, unter Lachen, Scherzen und einem Strom von Witz und Wortspielen. Daneben stand oft der Scherge, und zwei Stunden später ward in der That vollbracht, was das Spiel schilderte. Das that der Munterkeit keinen Eintrag, man bestieg den letzten Karren mit demselben Lächeln, wie den Strohstuhl, der in der Gefängnißhalle statt seiner diente. Man war nicht allein, und es fehlte nie an der Galerie: das reichte hin.

In St. Pélagie ist nichts Halsbrechendes, und die nämliche Geselligkeit; hier herrscht die Freude und der Scherz, die Kurzweil und der Spott; man ißt, man trinkt, man liebt, man spielt, Alles auf Kosten der Gläubiger. Bei meiner Treue, unglücklich sind nur sie, aber wahrlich nicht die Schuldner.

Worin sollte auch das Unglück liegen?

Schuldenmachen ist weder eine Unehre, noch ein Zeichen von Ungeschicktheit. Ein Ehrenmann — ein galant homme — ist jederzeit der, welcher mit einem guten Rocke eine glatte Sprache und einen vornehm beschützenden Händedruck zu verbinden weiß. Bringt er es dahin, seine Gläubiger zu beschmutzen, denen er den Wagen und Pferde, mit denen er durch die Straßen donnert, schuldig ist; desto besser, der Mann weiß zu leben und seine Manieren sind vortrefflich. Nach dem Code des grisettes braucht er nur noch Eines, um ein vollkommener Cavalier zu seyn: Schöne Kleider hat er schon, „Kann er auch hübsch tanzen?" Dann „vogue la galère!"

Schulden sind die Fliegenqual des Genie's, das sich um solchen Trödel nicht bekümmern kann, und St. Pélagie ist die Sieste des Talentes, der Kunst, des excentrischen Geistes, die sich in dem engen Gebiete einer spießbürgerlichen Gesetzgebung, einer lächerlich engherzigen Moral nicht bewegen können, und in dem großmüthigen Streben nach Weltverbesserung, Beglückung Aller, und Umgestaltung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes überall an verrostete Herzen anstoßen, die es übel nehmen, daß der Messias der Zukunft eine Anleihe bei der Gegenwart macht. Wie ungezogen! aber der Menschenfreund, der auch die Thaler seines Nachbars nicht verschmäht, tröstet sich und verachtet das „profanum vulgus."

Entehrend in den Augen des Publikums ist Schuldenmachen

Digitized by Google

nur dann, wenn man dabei verdirbt, zur Prellerei und zwar zur tölpelhaften Prellerei herabsinkt, die sich ertappen läßt und dem Zuchtgerichte verfällt. Verachtet ist nur der Schuldner, der sich über die Nichterfüllung seiner Verbindlichkeiten Kummer macht, im schlechten Rocke umhergeht und jammert, während dieß die Rolle des Gläubigers ist, der vielleicht gar seine Schuld läugnet, oder sein pfandbares Vermögen nicht zeitig genug beseitigt, so daß es auf offenem Marktplatze durch den Gerichtsboten zum Verkaufe ausgeboten wird. Eine Schuld läugnen, pfui, wie „undelikat" und wie „überflüssig ungeschickt." Als ob nicht Figaro die vortrefflichste Moral darüber in den wenigen Worten zusammen gefaßt habe: „Lieber will ich mein ganzes Leben Ihr Schuldner bleiben, als es ein Einzigesmal läugnen."

(Schluß folgt.)

Beiträge
zu einer
Betrachtung der Natur in den V. St. v. Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Mineralogisches.

Die Felsengebirge ziehen sich als Fortsetzung der Anden von Süden nach Norden, ein wenig östlich. Auch in ihrer geognostischen Struktur haben sie viel Aehnlichkeit mit den südamerikanischen Gebirgen, aber die Spuren der vulkanischen Thätigkeit, welche sich dort so häufig finden, treten hier mehr zurück, wenn es schon an der westlichen Seite der Gebirge an vielen Punkten nicht fehlt, welche die ungeheure Vulkanenkette, die das ganze Becken des stillen Meeres umgibt, schließen helfen. Am östlichen Rande der Vulkane treten wie aus einer ungeheuren Spalte die plutonischen Massen, als Granit und dessen Verwandte hervor. Auf beiden Seiten haben sie die Flötzgebirge, zwischen denen sie durchbrechen, aus ihrer Lage und ihrem Zusammenhange gerissen, und oft bis in die Schneeregion hinein erhoben. Das Gebirge ist aber nur theilweise schroff und alpenartig; vielfach bildet es auch weite oft 10,000 Fuß erhabene Hochebenen, und kommt auch darin mit den süd- und mittelamerikanischen Bergzügen überein. An dem Kern des Gebirges sind die Schichten sehr steil, nach Ost und West hin aber werden sie immer mehr horizontal. An den Granit lagert sich in ungeheurer Mächtigkeit ein rother Sandstein, welcher dem Uebergangssandstein, vielleicht eher dem bunten Sandstein anzugehören scheint, und Salz und Gyps führt. Auf dieser Felsart ruht besonders weithin nach Osten ein thoniger grauer Sandstein, der dem Keuper oder dem Quadersandstein verwandt scheint, auch in der Art seines Vorkommens viel Aehnlichkeit damit hat. Basaltische Massen durchbrechen vorzüglich im Westen diese Gebirgsart. Nach beiden Seiten verliert sich dann der Sandstein in ungeheure Ebenen, welchen die Trümmer des Gebirges als diluviale Bildungen, Sand, Kies, lose Sandsteine, Felsen und Granitblöcke einen Charakter verleihen, der an die norddeutschen Ebenen erinnern kann. Hier und da aber zeigen sich auch tertiäre Kalkformationen; und in der großen Ebene östlich von den Gebirgen erheben sich noch Einmal niedere Bergzüge, deren Gesteine im Allgemeinen horizontal geschichtet erscheinen. Nach Nordwest sind dieß die schwarzen Berge (black hills), die aus sekundärem Sandstein nebst etwas Kalkstein bestehen; nach Süden und Osten die Ozark-Gebirge, deren Kern Granit ist, überlagert von Thonschiefer, Uebergangssandstein der Kohlenformation und einem sekundären Kalkstein; letztere beide Formationen erstrecken sich noch weit nach Nord und Nordost; auf solchem Kalkstein steht St. Louis; er bildet die Felsen an den Mississippi- und Missouri-Ufern (zum Theil auch tertiäre Bildungen); unter ihm liegen die reichen Kohlenminen von Illinois und Missouri, in ihm die unerschöpflichen Bleigruben dieser beiden Staaten. So verflachen sich die Felsengebirge in einer wenig unterbrochenen Ebene bis zu der größten Niederung in der großen südlichen Abdachung, welche der Mississippi durchzieht.

Weit östlich von den Felsengebirgen ziehen sich, im Allgemeinen von Nordost nach Südwest streichend, nicht gar weit von der östlichen Küste des Kontinents, die Alleghany's hin. Auch hier besteht der Kern aus Granit, häufiger noch aus Gneis, der in den Felsengebirgen selten ist, und andern Gliedern des Urgebirges. Im Süden und Norden des Gebirges sind diese Formationen am mächtigsten, so wie die Höhen dort die bedeutendsten sind. In der Mitte von Pennsylvanien und Virginien treten sie mehr zurück, und lassen dem Uebergangsgebirge die Oberhand. Die Uebergangs- und sekundären Formationen sind im Westen des Gebirges viel deutlicher ausgebildet als im Osten, wo namentlich nördlich die Urgebirge bis an die Seeküste reichen. Die Bildung des Gebirges ist eine ganz andere als die des Felsengebirges. Besonders da, wo die Uebergangsformation vorherrscht, erscheint es in langen Rücken, welche durch weithin von Nordost nach Südwest streichende Längenthäler getrennt sind. Die Flüsse aber, die in diesen Thälern entspringen, brechen quer durch die Höhenzüge, bald der südlichen, bald der östlichen Abdachung des Landes ihr Wasser zuführend; nicht wie es vielleicht die allgemeine Gestaltung des Landes wahrscheinlich machen würde, sondern wie lokale Querthäler und Gebirgsspalten es erheischen. Eine Wasserscheide zu führen ist daher ein schwieriges Unternehmen, und gibt ein sehr unnatürliches Resultat, denn sie würde das Gebirge mannichfach zerschneiden und zerstücken. Nur im Allgemeinen kann man sagen, daß die Erhebung des Gebirges die östliche und südliche Abdachung scheidet. Auf die Urgebirge lagern sich die Uebergangsformationen, im Westen besonders lange Rücken bildend, die nach Nordwest allmählich, nach Südost jedoch steil abfallen. Uebergangskalk, Grauwacke und Schiefer, der alte rothe Sandstein, und lokal auch Thonschiefer konstituiren diese Formation, in der die merkwürdigen Anthracitlager vorkommen. Grünstein, Basalt und Mandelstein durchbrechen sie, doch häufiger im Osten als im Westen des Urgebirges. Nach Westen schließt sich an die Uebergangsbildungen das sekundäre Gebirge an, und bildet den östlichen Theil der südlichen Abdachung. Die Glieder dieser Formation sind hauptsächlich die Steinkohlen und die zugehörigen Gebilde, der rothe, salzführende Sandstein, dem vom Felsengebirge ähnlich, Lias und Jurakalk, und eine die Kreide

Digitized by Google

vertretende Sandsteinbildung. Die Schichtung ist fast horizontal, und Berge fehlen der Formation, nachdem sie von den Alleghany's sich herabgesenkt hat. Am untern Missisippi schließen sich an die Flötzgebirge die tertiären und alluvialen Bildungen an.

Im Osten der Alleghany's sind, wie gesagt, Uebergangs- und Flötzgebirge selten und nur lokal vorhanden. Von letzterm ist der der Kreide entsprechende Eisensand (ferrugineous sand) merkwürdig, der mit Kreideversteinerungen und hie und da auf Kalkstein ziemlich weit ausgedehnt auftritt. Besonders nach Südosten hin, und mit den tertiären Bildungen des Missisippi sich vereinigend liegt über ihm, durch Thonlagen geschieden, tertiärer Kalkstein und, doch selten, auch Süßwasserkiesel und Kieselkalk, ähnlich den Bildungen des Pariser Beckens.

Diese Gebirgsarten und die darüber liegenden diluvialen und alluvialen Gebilde sind zum Theil reich an Resten antediluvianischer organischer Wesen. In dem Uebergangsgebirge zeigen sich, doch sparsam, ähnliche animalische Spuren wie in der europäischen Formation; an vegetabilen Resten aber ist es viel reicher, an seiner Gränze gegen das Flötzgebirge finden sich die großen Anthracitlager, welche in kolossalen Steinbrüchen abgebaut werden, es sind wirkliche Pflanzenprodukte, und in dem sie umgebenden Schiefer sind die Spuren von Farren und Lycopodiaceen unverkennbar, — noch ältere und wie es scheint noch kolossalere Bildungen als die, denen die Steinkohlenflötze ihr Entstehen verdanken. In den Flötzgebirgen der Alleghany's und ihren Abdachungen gegen Westen ist die mit der gemeinen europäischen völlig übereinstimmende Steinkohle äußerst häufig, und ähnliche Pflanzenabdrücke finden sich dabei, wie dort. Die animalischen Reste der Flötzgebirge erscheinen bei Weitem weniger mannichfaltig, als in Europa; am deutlichsten ist darin die Lias- und Jurakalkformation in ihren organischen Resten ausgebildet, und zeigt viel Aehnlichkeit mit der der alten Welt. Die Kreideversteinerungen finden sich wie gesagt im ferrugineous sand wieder. Unter den tertiären Gebilden finden sich vor allen Grobkalk und seine Versteinerungen. In dem darunter liegenden Thon kommen auch Liguiten vor; von eigentlichen Braunkohlenlagern ist mir aber noch nichts bekannt geworden. So ist auch von den diluvialen Aufschwemmungen der ältere Torf äußerst selten, und nur in nördlichen Gegenden vorhanden; dagegen bieten sie uns einen Reichthum von kolossalen Säugethierresten der Vorzeit. Das Mammuth ist hier recht zu Hause, und hat früher sogar den Namen des Ohiothieres erhalten; auch andere Species des Mastodon kommen hier vor, so wie der Elephant und der Hirsch der Urwelt. Der Megalonyx ist ebenfalls hier gefunden worden, und manche andere der urweltlichen Giganten. Reste von Raubthieren scheinen jedoch sehr selten zu seyn. Man kennt im Ganzen 10 bis 12 antediluvianische Säugethiere in Nordamerika.

Für die Mineralogie gilt es unstreitig, daß Amerika viel ärmer ist, als Europa; zum Theil läßt sich das schon aus der einfachern Natur der Gebirge schließen. Unter den Erzen zeichnen sich vor allen als weitverbreitet Eisenerze und Bleierze aus; außerdem gibt es auch Kupfer, etwas Silber, und neuerdings hat man auch Gold gefunden. Von den Erzen der übrigen Metalle finden sich viele gar nicht, und andere in so geringer Menge daß man es nicht der Mühe werth gefunden hat, auf sie zu bauen. Wichtig ist die große Menge von Kochsalz, das in Wasser aufgelöst aus Quellen, Brunnen und Bohrlöchern gewonnen wird. Unter den übrigen Mineralien ist der Unterschied gegen Europa noch bedeutender; die ausgezeichnetsten, die Nordamerika bis jetzt noch geliefert hat, sind Strontianite, Beryle, Turmaline und die kohlensaure Bittererde. Die Mineraliensammlungen in den Vereinigten Staaten, die auch nur von einiger Bedeutung sind, glänzen daher meist durch europäische Exemplare.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Einrichtung der Hopfengärten.

Man macht gegenwärtig in Frankreich und England Proben, um die Stangen in den Hopfengärten durch Eisendrath zu ersetzen. Außer der Ersparniß hofft man dabei noch einen andern Vortheil zu erlangen. In Frankreich glaubt man, mit Hülfe dieser Dräthe der Nothwendigkeit überhoben zu seyn, so viele Pflanzen wie vorher in den Boden zu legen, und hofft, indem man so der Pflanze an den horizontalen Fäden gleichsam den Weg weist, daß die Sonne sie stärker erwärmen und den Hopfen bälder zur Reife bringen werde. In England scheint man eine andere Absicht damit zu verbinden: man macht die Eisendräthe so lang als die jetzigen Stangen und gibt ihnen am Ende eine Spitze. Man hat bemerkt, daß die elektrische Einwirkung, welche durch diese metallischen Leiter hervorgerufen wird, die Vegetation sehr beschleunigt. Die Wirkung ist so stark, daß man vor und nach dem Hinziehen einer elektrischen Wolke, an welche diese Leiter unaufhörlich elektrisches Fluidum abgegeben haben, einen merklichen Unterschied in den Hopfengärten findet. Diese Leiter wirken zugleich als Blitzableiter, neutralisiren die elektrischen Wolken, die in ihrem Bereich vorüberziehen, und vermindern dadurch die Zahl der Ungewitter.

Heinrich Julius Klaproth.

(Fortsetzung.)

Auf Aufforderung des Fürsten Czartorysky, Kurator der Universität Wilna, entwarf er für dieselbe den Plan zu einer Spezialschule für asiatische Sprachen. Er wurde zum Professor an derselben ernannt, und war eben bereit abzureisen, als er von dem Minister des öffentlichen Unterrichts zurückgehalten ward und den Auftrag erhielt, einen Katalog der chinesischen und mandschuischen Bücher und Manuskripte der Bibliothek der Akademie aufzunehmen. Gegen Ende des Jahres 1810 wurde er nach Berlin geschickt, um dort den Stich der zu Herausgabe dieses Werks erforderlichen chinesischen Buchstaben zu leiten, eine Arbeit, welche binnen 14 Monaten vollendet wurde. Die Ansprüche des Verstorbenen hatten sich durch die neuen geleisteten Dienste nicht vermindert; er wurde dringender, und da er sich berechtigt glaubte, eine abschlägige Antwort als eine Ungerechtigkeit zu betrachten, ging er nicht mehr nach St. Petersburg zurück. Der Abschied, um den er im Jahre 1812 anhielt, ließ lange auf sich warten, und als er ihn endlich erhielt, verlor

Digitized by Google

er die ihm verliehenen Adels- und einige akademische Titel; diejenigen aber, welche er seinem Talent und seinen Arbeiten, nicht aber menschlicher Gnade verdankte, blieben ihm. Er beschloß, diese durch neue Werke zu vermehren, unter denen besonders die in deutscher Sprache (Berlin 1811) erschienene Uebersetzung des Denkmals des Yu, eine Abhandlung über die Sprache und Schrift der Uiguren (Berlin 1812), und vor Allem der Bericht über seine schöne Reise in den Kaukasus und Georgien (Halle 1812, deutsch) bemerkenswerth sind; die letztere enthält höchst wichtige Forschungen über die verschiedenen Völkerschaften dieser Gebirgsgegenden und Wörterverzeichnisse ihrer Sprachen. Um diese Zeit gab er zu Berlin die Reise Güldenstädts in Georgien und Imeretht heraus, die er durchsah, nach dem Manuskript des Verfassers verbesserte und dem Werk eine herrliche nach ganz neuen Materialien gezeichnete Karte beigab; durch die Herausgabe dieser Reisen und der Karte leistete er der Geographie einen wesentlichen Dienst. Im Jahre 1814 nach dem Kriege begann Herr Klaproth zu reisen. Er besuchte einen Theil Italiens, untersuchte einige seiner Denkmale vergangener Größe, und begab sich dann auf die Insel Elba, um dort eine andere Ruine menschlicher Größe — Napoleon im Kampfe mit dem Mißgeschick — zu sehen. Der Kaiser nahm den Reisenden sehr gut auf, und sprach von seinen Reisen und Arbeiten mit dem Interesse eines Mannes, dem nichts fremd ist, was in seine Zeit fällt. Gegen Ende desselben Jahres kam Klaproth nach Paris, wo der Graf Potocki, dessen Freundschaft ihm allenthalben hin folgte, ihn einlud zu bleiben und seine Arbeiten fortzusetzen, weil dieß der Ort sey, wo ein Mann wohnen müsse, dessen Beschäftigungen es mit sich brächten, große Bibliotheken und Sammlungen aller Art zu Rathe zu ziehen.

Von dieser Zeit an unterstützte ihn die preußische Regierung bei seinen Arbeiten. Wilhelm von Humboldt, der Unterzeichner des Pariser Friedens, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Gelehrten seiner Zeit, schlug seiner Regierung vor, Herrn Klaproth der preußischen Gesandtschaft zu Konstantinopel mit dem Auftrage beizugeben, Kleinasien und das Land der Kurden zu bereisen. Der Verewigte zog jedoch den Aufenthalt zu Paris dem klassischen Boden Kleinasiens und die Nähe der königlichen Bibliothek dem Lande der Kurden vor. Diese abschlägige Antwort verminderte das Wohlwollen des Herrn von Humboldt für Klaproth keineswegs; er wirkte ihm vielmehr bei dem Könige von Preußen eine Pension und einen Vorschuß von 80,000 Franken auf Herausgabe geschichtlicher und geographischer Werke, Asien betreffend, aus. Klaproths Unabhängigkeit und Zukunft waren nun, Dank seinem Beschützer und der königlichen Freigebigkeit, gesichert, und das Verzeichniß seiner bedeutenden Arbeiten vom Jahre 1816 an bis zu seinem Tode beweist, daß er des in ihn gesetzten hohen Vertrauens würdig war, und demselben durch nützliche Arbeiten zu entsprechen wußte.

Im Jahre 1818 gab er eine Uebersetzung der Denkwürdigkeiten Johann Uosf Herdschans, eines armenischen Geistlichen, heraus, welche die Geschichte der in Armenien vom Ende des achtzehnten bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts vorgefallenen Ereignisse enthält. Im Jahre 1819 erschien die erste Lieferung des Supplements zum chinesischen Wörterbuche des Herrn de Guignes; 1822 der Katalog der chinesischen und mandschu'schen Bücher und Manuskripte in der Bibliothek zu Berlin, mit einer Abhandlung über die Uiguren begleitet; 1823 Asia Polyglotta, oder Klassifikation der Völker Asiens, nach der Verwandtschaft ihrer Sprachen, nebst einer französischen Uebersetzung seiner Reise in Kaukasien und Georgien; 1824 die historischen Gemälde Asiens von der Herrschaft des Cyrus an bis auf unsere Tage, und der erste Theil seiner auf die asiatische Geschichte und Geographie bezüglichen Denkwürdigkeiten, welche jetzt auf drei Bände angewachsen sind; 1827 ein Wörterverzeichniß der georgischen Sprache, und das historische, geographische, ethnographische und politische Gemälde des Kaukasus, das zu Weimar Deutsch erschienen war; 1828 ein anderes sehr merkwürdiges Wörterverzeichniß, Lateinisch, Persisch und Kumanisch, aus einem Manuskript vom Jahre 1505 gezogen, das ein Eigenthum Petracca's gewesen war, und die mandschu'sche Chrestomathie nebst Uebersetzungen, bestimmt das Studium dieser Sprache zu erleichtern; 1829 die Reise des Grafen Potocki im südlichen Rußland, nebst einer Reihenfolge von Bemerkungen, in denen ein wahrer Schatz von historischen und geographischen Kenntnissen enthalten ist; 1831 die Beschreibung von Tübet, vom Pater Hyacinth, aus dem Chinesischen ins Russische übersetzt und mit Noten und Erklärungen versehen; in demselben Jahre bereicherte Klaproth die gelehrte Denkschrift des Herrn Alexander von Humboldt über die Gebirgsketten und Vulkane des Innern Asiens mit für die physische Geographie höchst werthvollen Noten. Im Jahre 1832 erschien eine Darstellung des Ursprungs der verschiedenen Schriften der alten Welt, nebst einer kritischen Untersuchung der Arbeiten des seligen Champollion über die Hieroglyphen; 1835 eine Beschreibung einer chinesischen Weltkarte und Kosmographie; 1834 eine Abhandlung über den Ursprung des Kompasses, an seinen gelehrten Landsmann Herrn Alexander von Humboldt gerichtet, und endlich die Annalen der Kaiser von Japan, eine ergänzte, mit Noten begleitete und mit einer Uebersicht der mythologischen Geschichte dieses Reichs versehene Uebersetzung. Dieß ist die trockne und unvollständige Aufzählung der hauptsächlichsten Arbeiten des Verewigten, der zahlreichen Abhandlungen nicht zu gedenken, welche er in die verschiedenen Zeitschriften einrücken ließ, an denen er Mitarbeiter war, namentlich in die Nouvelles Annales des Voyages, das Asiatic Journal und das Journal der asiatischen Gesellschaft zu Paris, das er mit begründen half. *) Besonders zeichnete der Verewigte sich auch noch durch seine tiefen geographischen, alle Zweige dieser schönen Wissenschaft umfassenden Kenntnisse aus. Wenn auch Asien das Land seiner Vorliebe war, so blieben ihm doch deßhalb die übrigen Länder des Erdballs nicht fremd; oft klärte er bei Diskussionen durch tiefgedachte Bemerkungen die schwierigsten Fragen hinsichtlich der dunkelsten Punkte der Geographie Afrika's, so wie Alles auf, was sich auf die Ethnographie und die Alterthümer Amerika's bezog. Aus der alten Geographie hatte er sich ein besonderes Studium gebildet, und besaß vorzüglich in dem Theile der Geographie des Mittelalters, welcher sich an die große Wanderung der orientalischen Völker und ihre Niederlassung in den verschiedenen Ländern von Europa knüpft, die umfassendsten Kenntnisse.

(Schluß folgt.)

*) Unter diesem Theil der Arbeiten Herrn Klaproths findet man: Beschreibung des Sees Baikal; Beschreibung des großen Kanals von China; Notiz über den Archipel von J. Potocki; Denkschrift über den Ursprung des Papiergeldes; über die Identität der Offeten mit den Alanen des Mittelalters; über die Verwandtschaft des Koptischen mit den Sprachen Nordasiens und des nordöstlichen Europa's; Briefe über die Mandschu-Literatur; Notiz über das kaspische Meer; Denkschrift über den Lauf des großen Flusses von Tübet, Irawaddy genannt im Königreich der Birmanen; Notiz über eine japanische Weltkarte im britischen Museum; Beschreibung von China, aus dem Persischen des Raschid-Eddin; über die Sprachen der Kasak, der Kirgisen, der Afghanen u. s. w.; Beschreibung der Insein Lieu-Khieu; Leben Buddha's nach den mongolischen Büchern u. s. w.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 340. 6 December 1835.

Beiträge zu einer Betrachtung der Natur in den V. St. v. Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Botanisches.

Was oben schon im Allgemeinen bemerkt wurde über die Verbreitung der Naturkörper auf dem Kontinent von Nordamerika, zeigt sich insbesondere an den Pflanzen, die durch die Art ihres Lebens an bestimmte Plätze gebunden sind. Große Waldungen bedecken oder bedeckten die östlichen Länderstriche und die westlich von den Alleghany-Gebirgen gelegenen bis zu dem Mississippi. Westlich von diesem Flusse sind sie mehr auf die Flußthäler und die Bäche beschränkt, und weite Prairien, Grasebenen, die schon im Osten dieses Flusses in dem nördlichen Theil von Indiana, in Michigan und Illinois beginnen, strecken sich über das Land hin, bald üppig und fruchtbar, bald mehr öde, dürr und steppenartig bis zu dem östlichen Fuße der Felsengebirge, und von ihrem westlichen Abhange wieder bis in die Nähe des stillen Meeres. Ein Strich, der sich etwa 50 Meilen breit an dessen Küste hinzieht, ist dagegen wieder das üppigste Waldland.

Am lockern frisch aufgeschwemmten Ufer der Flüsse keimen zuerst Pappeln auf, und vor Allen durch die ganzen Vereinigten Staaten der riesenmäßige Baumwollenbaum (Cottontree, populus angulata). In der zweiten Generation erscheint in den Flußniederungen die Zierde der amerikanischen Ströme, die westliche Platane, unstreitig der größte Baum, den Nordamerika hervorbringt. Manches Hundert von Jahren muß vergehen, so stirbt auch sie ab; der Boden ist nun alt genug, und durch vegetabilischen Dünger außerordentlich verbessert worden; es erscheinen die schwarzen Wallnußbäume, die Celtisarten, Eschen, Ulmen, Maulbeerbäume, und auch einige Arten von Hickory's, wallnußartige Bäume, deren Geschlecht weit ausgebreitet ist in mannichfachen Arten über Nordamerika. Eichen sind noch selten, aber als Unterholz gibt es Lorbeerarten, den durch seine wohlschmeckende Frucht berühmten Papau (Porcelia triloba), und viele andere; bemerkenswerth aber, und dem europäischen Fremdlinge imponirend erheben sich die Schlingpflanzen, vor allen Bignonien und die verschiedenen Rebenarten, die ersten durch schöne Blüthe, die andern durch unserer Weintraube ähnliche Frucht ausgezeichnet. Der Giftsumach schließt sich ihnen an, und bringt etwas Trauriges in die großartige Natur der Bottomwaldungen. In dem südlichern Theile der Vereinigten Staaten zeichnen sich die Bottoms und die sumpfigen Niederungen noch vorzüglich durch die gewaltigen Cypressen aus (Cupressus disticha) und durch das unter ihnen oft bis zu 40 Fuß aufwachsende Schilf (Miegia macrosperma). In offenen Sümpfen blüht die Pontederie; Nymphäen erscheinen auch hier, und über ihnen thront das durch Laub, Blüthe und Frucht ausgezeichnete Nelumbium. An Fruchtbarkeit fast mit den Flußthälern wetteifernd erscheinen die sie begränzenden Hügel und die Ufer der kleineren Bäche. Hickory's und mannichfaltige Eichen, viele Ahornarten, besonders der Zuckerahorn, Roßkastanien, die eßbare Kastanie, Persimmons, Linden, die Gleditschia und manche andere Bäume haben hier ihren Standort; der canadische Judasbaum und der blühende Cornelkirschbaum verleihen im Frühlinge diesen Waldungen einen unbeschreiblichen Schmuck, in Verbindung mit Weißdornarten, Sumachen, Spiräen und so manchen andern Sträuchern, die zum Theil auch die Zierde europäischer Parks bilden.

Diese Hügel sind manchmal felsig, und tragen dann einiges Nadelholz, vor allen den virginischen Wachholder, die sogenannte rothe Cedar. Häufig gehen sie in fruchtbare Ebenen über; diese sind im Osten waldig; der Tulpenbaum, mehr südlich die Magnolien, die Buchen, eine Menge Eichen und Hickory's, auch noch manche Bäume der Flußhügel finden da ihren Standort. Oder sie verlaufen sich mehr im Westen in Prairien, weite waldlose Strecken, in denen Gräser mit mannichfaltigen andern Kräutern wechseln. Neben den Gräsern herrschen vor allen die Kompositen, Eupatorien, Solidago-Arten, Astern und Sonnenblumen drängen sich überall vor; in den mehr steppenartigen Prairien des fernsten Westens herrschen zugleich, an das südliche Sibirien erinnernd, die Leguminosen. In den Prairien finden sich häufig Gruppen von Bäumen, Gebüsche von Haseln, dabei die Persimmon, häufig das auch sonst überall verbreitete Sassafras, und in großer Menge die Prairiepflaume und der wilde Apfelbaum. Verschiedene Haselnußarten nehmen oft große Strecken ein, und bereiten den Boden vor zum Aufkeimen von Waldungen. Fast noch reicher als die Prairien, viel mehr Ausbeute als die Wäl-

Digitized by Google

der gebend, sind aber für die praktischen Amerikaner, denen nur der allerfruchtbarste Boden gut genug ist, mit dem Namen des wüsten Landes, barrens, bezeichneten Striche, die sich meist auf hügeligem, trocknem Lande, oft an der Gränze zwischen Wald und Prairie hinziehen. Es sind lichte Wälder mit wenig Unterholz, der Boden bedeckt mit Gras und mehr noch mit Kräutern anderer Art. Die Bäume sind namentlich mehrere bestimmte Eichenarten, seltner Hickory's. Hier gibt es die Orchideen, die Lilien und deren Verwandte; hier die Asclepiasarten, die Euchroma, die Sabbatia, die Oenothera und Gaura, die Cassien; hier blühen selbst die Euphorbien schön (E. petalvidea); die Serpentaria und Senega wachsen hier; Astern, Solidago-Arten und Sonnenblumen schmücken diese Gegenden bis spät in den Herbst hinein.

Wo sich die Ebenen zu Gebirgen erheben, wird wieder die Vegetation anders. Eichen und Nußbäume herrschen zwar immer noch; immer noch umschlingt sie die Rebe und der Giftsumach, Tulpenbäume sind häufig, und eben so die eßbare Kastanie; dabei tritt aber Nadelholz, besonders fichtenartige Bäume oft in großer Menge und Schönheit auf; als Unterholz zeigen sich Kalmien, Azaleen und, südlicher, Magnolien. Die Kräuter sind den Gebirgsgegenden auch oft ganz eigenthümlich, und namentlich zeichnen sich die Felsengebiege aus, aber zu wenig ist noch von ihnen bekannt. Merkwürdig sind auch noch die gebirgigen Gegenden des nordöstlichen Theiles der Vereinigten Staaten; sie zeigen uns, wie noch mehr der höhere Norden, eine Menge europäischer Alpenpflanzen wieder. Dort ist auch die Heimath der Nadelhölzer, und der mannichfachen Birken- und Erlenarten, von denen allen aber auch besondere Arten an den geeigneten Plätzen im Süden vorkommen. Ausgezeichnet ist ferner noch die östliche Seeküste und die sandigen Ebenen, die sie begränzen; kiefernartige Bäume sind da häufig, und eben so der virginische Wachholder; auch Eichen finden sich in Menge, die wieder von den westlichen verschieden sind: so zeichnet sich namentlich die immergeüne Eiche der südlichen Küstengegenden aus. Sogar mancherlei tropische Pflanzen greifen in die südlichsten Striche hinüber, von denjenigen unter denselben, welche die Kultur hierher verpflanzt, will ich nicht reden, aber wildwachsend bemerken wir daselbst auch Glieder aus der Familie der Zamien, der Palmen, der Pisange, eben so den Mahagonybaum, und noch andere Tropenbewohner. Die Küstenpflanzen selbst haben viele Aehnlichkeit mit denen der gegenüber liegenden Küsten; — wieder ein Beweis, wie Meere viel eher vereinigen als trennen.

Gar manche Gewächse hat die Kultur herüber gebracht, und viele andere gibt es, welche zwar hier zu Hause sind, aber doch besonders durch den Anbau des Bodens sich weiter verbreiten; von einzelnen kann man schon jetzt nicht mehr unterscheiden, ob sie einheimisch oder eingewandert sind. Arten von Xanthium, Plantago, Datura, Teifolium gehören hierher; dorthin Portulak, viele Amaeanthen, Ambrosien, Euphorbien, Mollugo u. a.

Im Allgemeinen sind die nordamerikanischen Pflanzen den europäischen ähnlich; häufig finden wir dieselben Gattungen, nicht selten sogar derselben Arten wieder; eine große Mannichfaltigkeit der Species ist vor allen aber unter den baumartigen Pflanzen auffallend; unwillkürlich erinnert sie an die in den Braunkohlen uns darliegenden Reste. Besonders entwickelt sind hier ferner die Familien der Pilze, dann die der Cyperaceen und Gramineen, der Gentianen und Apocyneen; vorzugsweise aber muß Nordamerika die Heimath der Kompositen genannt werden, doch sind hier wieder die Cichoriaceen verhältnißmäßig schlecht bedacht; die Corymbiferen sind es vorzüglich, welche den amerikanischen Wäldern und Prairien einen bestimmten Charakter verleihen. Bemerkenswerthe Familien sind ferner noch die Leguminosen, welche sich durch mehrere baumartige Species auszeichnen; die Magnolien, die Onageeen, die Juglandeen, Amentaceen und Coniferen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris.

Sainte-Pélagie.

(Schluß.)

Alles kommt darauf an, wie ein anständiger Mann nach St. Pélagie zu kommen, noch frühzeitig genug, ehe die Fäden des Tuches am Rocke sichtbar sind, und das verdlichene Weißzeug den neuen Kreditgeber abschreckt. Weiß der „unglückliche Mann von Talent" diesen Augenblick zu berechnen, und dieß muß er, wenn er sein Handwerk verstehen soll, so läßt sich das Leben in seiner neuen Wohnung ganz wohl ertragen. Hier gibt es einen Speisegeber, einen Weinwirth, ein Kaffeehaus und was die übrigen Ergötzlichkeiten sind, die fließen ihm von Außen zu.

Jedes Land, jede Provinz, jede Stadt haben ihre Notabilität; so auch jedes Gefängniß. In einem Schuldenhaus kann es an Originalen nicht fehlen. Die merkwürdigste Erscheinung in dem alten St. Pélagie war Oberst S....., ein geborner Amerikaner, der fünfundzwanzig Jahre in der Schuldenhaft zugebracht hat. Dieser Mann war nach und nach die wandelnde Geschichte des Hauses, der Aelteste des Ortes, der König der Anstalt geworden. Beinahe eine Generation war an ihm vorüber gegangen, die Schulden des Kaiserthums, die Schulden der Restauration waren an die Reihe gekommen, hatten sich neben ihn auf den Gefangenstuhl gesetzt und waren wieder verschwunden; er aber blieb, und die Behörden begrüßten ihn achtungsvoll wie ein überliefertes Monument. Alle möglichen Freiheiten waren ihm vergönnt. Auf dem Dache von St. Pélagie befindet sich eine Galerie, von welcher aus man einen beträchtlichen Theil des großen Paris überschauen kann. Kein anderer Gefangener durfte dort sich ergehen, ihm ward es erlaubt, und jeden Tag konnte man ihn dort erblicken, wie er mit dem Anstande eines Weltmannes seine Verdauung pflegte. An Flucht dachte niemand, warum hätte er fliehen sollen? Für ihn war die Welt innerhalb der Gefängnißmauern, und die Freiheit hätte ihm nichts Süßeres bieten können. Er war stets gekleidet, als ob er in die vornehmste Gesellschaft gehen wollte, trug die feinste Wäsche, hielt offene Tafel, zechte, lachte, spielte, sang, und war die Freude derer, die ihn umgaben, und deren, die in Masse von Außen in seine Zelle kamen. Nur in Einem Punkte war er Anhänger der völligen Gleichheit mit

Digitized by Google

seinen Mitgefangenen. Er ließ nie zu, daß seine Kammer verschönert oder zierlicher ausgestattet wurde. Und die Ausgaben dieses sonderbaren Sybariten, wer bestritt sie, da er wegen Insolvenz verhaftet saß? die Kosten bestritt er, seine Freunde, besonders aber seine Freundinnen, und — wie billig, seine alten und neuen Gläubiger, an den alten hatte er keinen Mangel, fürwahr, und die neuen wußte er selbst in St. Pélagie ohne Mühe zu finden. Er hatte sich, wie es einem klugen Manne geziemt, einen Pfennig für die Noth gesichert, und war Herr einer Rente von 5—6000 Fr. geblieben, auf welche seine Gläubiger niemals die Hand legen konnten. Zur bestimmten Epoche kam ein Vertrauter und brachte ihm Geld; zwei, drei Tage darauf war kein Pfennig mehr da, der Koch, der Kellner, der Kaffeewirth hatten Alles verschlungen. „Ich brauche sehr nöthig 5000 Fr.," sprach er zu einem seiner alten Freunde, einem Amerikaner, wie er, „ich brauche diese Summe, um aus den Händen meines Sachwalters eine Urkunde zu erhalten, von der mein künftiges Schicksal abhängt." Die 5000 Fr. wurden beigeschafft. Drei Tage darauf erkundigte sich der Freund nach der Verwendung der Summe, und ob das kostbare Dokument in Sicherheit wäre. „Ach nein," war die Antwort, „ein leidiger Gläubiger hat mich bis aufs Blut geplagt, und ich habe sie ihm gegeben." Weder das Eine noch das Andere war richtig. Er hatte sie mit einigen Kameraden und Kameradinnen verjubelt und verbraust. „Welch liebenswürdiger, welch angenehmer und herrlicher Mann war er, — sagte mir eine Dame, von der ich den größten Theil dieser Details habe, — welches vollendete Muster eines galant homme; man war glücklich in seiner Gesellschaft, und vergaß die Zeit neben ihm. Er war nicht im Stande den Damen etwas abzuschlagen — (Nein, er zog vor, seinen Gläubigern abzuschlagen). Aber auch, wie war er geliebt, vergöttert, angebetet." Sein Aufenthalt in St. Pélagie war ein fortgesetzter, nie unterbrochener Roman, wie sein ganzes von Liebesabenteuern durchflochtenes Leben. Ueber seine Haft wurden die schönsten Thränen aus den schönsten Augen vergossen, und während langer, langer Jahre gingen die Schritte einer beträchtlichen Zahl Weiber aus allen Klassen nach dem Einlaßpförtchen seines Gefängnisses. Er war der Geliebte zweier Schwestern zugleich, beide besuchten ihn, beide pflanzten den Stamm des schönen S ..... fort, und keine wollte von ihm lassen. Mit ihnen theilte seine Gunst eine Dritte, zu welcher sich eine Vierte, eine Dame aus einem der vornehmsten Geschlechter des Faubourg St. Germain gesellte. Die letztere war untröstlich, ihren theuern Freund nicht den Banden entreißen zu können. Eines Tages brachte sie ihm ihren Diamantenschmuck, der einen Werth von 60,000 Fr. hatte, und beschwor ihn mit Thränen, dieses Pfand ihrer Liebe anzunehmen. Oberst S..... hatte den Muth, das Anerbieten auszuschlagen. Aber bald darauf brachte ihm die Schöne den Geldbetrag, welchen sie gegen Verfatz ihres Schmuckes in dem Pfandhause empfangen hatte. Diese Summe nahm den Weg aller frühern, und S ..... blieb Gefangener vor wie nach. Hier eine seiner Lucullischen Liebhabereien. Er liebte sehr den Duft der Erdbeeren. Um sich diesen Genuß in potenziertem Maße zu geben, badete er sich in einer Badewanne, die statt Wasser Erdbeeren enthielt. Nachdem er sich in diesem süßen Elemente lange genug gewälzt hatte, um alle Schweißlöcher gehörig damit anzufüllen und seine Epidermis mit einer zehnten Erdbeerenhaut zu überziehen, ließ er sich nur so weit abtrocknen, als gerade nöthig war, um das Gröbste abzustreifen, zog dann ein feines Battisthemd an, und erwartete, auf einem Ruhebette, die Besuche seiner Dame. Ich wundere mich nicht mehr, daß meine Erzählerin sagte: er war „zum Essen." Und seine Gläubiger? — Die nahmen unterdessen ein Schwitzbad.

Fünfundzwanzig Jahre dieser Existenz waren verstrichen, als die Juliusrevolution 1830 einbrach und die Gefängnißthore von St. Pélagie öffnete. Auch Oberst S ..... erhielt die Freiheit. Aber sie war für ihn kein Geschenk. Er glich dem in langer Finsterniß Verbliebenen, der plötzlich an das Tageslicht gebracht wird, er sehnte sich in seine Zelle zurück. Die Welt um ihn herum war ihm neu geworden, er ein Fremdling in der großen Masse. Von dem Könige seines Zwingers war er zum gewöhnlichen Menschen in der Freiheit herabgesunken, seine Kräfte, die sich in St. Pélagie in unbegreiflicher Jugend und Frische erhalten hatten, nahmen schnell ab, und er alterte zusehends. So vegetirte er noch kurze Zeit und starb. Die Freiheit hatte ihn getödtet.

Diese Geschichte, die keine Fabel ist, trug sich im alten St. Pélagie zu, das in der Nähe des Jardin des plantes liegt, und in den Annalen der politischen Prozesse eine so wichtige Rolle spielt. Dieß ist seine andere Seite.

Seit Julius 1830 ist ein neues Schuldengefängniß in der Rue de Clichy gebaut worden. Als ich es im Jahre 1834 besuchte, war es eben vollendet, und hatte seine Bewohner erhalten, Wie mögen die Gläubiger seufzen, jedesmal, wenn sie den Fuß dahin setzen. Wie mancher unter ihnen möchte da wohnen können. Ein mächtiger Hof, in einem der schönsten und gesundesten Theile von Paris ist von zwar hohen, aber freundlich weißen Mauern umschlossen. In der Mitte desselben ein schönes Blumenbeet und ein großer Baum der Schatten gibt. Links ist das Flügelgebäude, welches die Wohnungen der Gefangenen in vier Stockwerken umschließt, und in seinen untern Räumen einen langen Säulengang hat zum Spazierengehen der Gäste, wenn etwa das Wetter ihnen nicht gestatten sollte, in den Hof zu gehen. Der Säulengang in seiner ganzen Ausdehnung ist unterirdisch geheizt und bietet eine angenehm gemäßigte Wärme. Neben daran, im Erdgeschosse und in den obern Stockwerken, sind die äußerst niedlichen, reinlichen Zellen, die Alles enthalten, was zur anständigen, wenn auch nicht prachtvollen Wohnung eines Menschen erforderlich ist. In dem vordern Theile des Gebäudes sind außer den Verwaltungs- und Sicherheitsbehörden ein Speise- und Kaffeewirth, und für Alles, was die physische Existenz verschönern kann, ist reichlich gesorgt. Die Besuche von Außen sind gestattet und der Polizeipräfekt ertheilt ohne Schwierigkeit jedem, der irgend einen Grund angeben kann, dazu die Erlaubniß.

Wenn von der Behandlung der Gefangenen von St. Pélagie die Rede ist, so muß man vor Allem im Auge behalten, daß neben den Schuldgefangenen auch die Polizeiverhafteten im alten St. Pélagie sitzen. Alles, was von glimpflicher und erleichternder Haft gesagt werden mag, bleibt den letztern fremd.

Digitized by Google

Russische Lebenslänge.

Im Abendlande nimmt man allgemein an, daß die Russen ein sehr hohes Alter erreichen. Es scheint allerdings, daß es unter ihnen sehr alte Leute gebe; allein mit Gewißheit ist ihr Alter nicht zu bestimmen, denn Rußland hat kaum seit einem Jahrhundert Geburtslisten. Der gemeine Russe weiß selten, wie viele Jahre er zählt; selbst Gebildetere wissen oft nicht das Jahr ihrer Geburt anzugeben; sogar der alte Fürst D.....i weiß es nicht. Man spricht von greisen Alten, welche sagen sollen: Peter den Großen sah ich, als noch kein Bart an meinem Kinn und um meinen Mund sichtbar war; aber wann sie den großen Peter sahen, wissen sie nicht anzugeben. Es ist möglich, daß sie ihn gesehen haben, denn Peter starb 1725; man könnte ihnen also ein Alter von 120 Jahren geben.

Der heilige dirigirende Synod gibt jährlich eine Sterbeliste des männlichen Geschlechts heraus.

Zu Folge dieser Sterblisten beläuft sich die Zahl der in hohem Alter Verstorbenen in den Jahren

1826	1827	1828	auf:
4217	4657	4785	vom 90 bis zum 100 Jahre
565	604	594	— 100 — — 105 —
128	141	154	— 105 — — 110 —
75	104	77	— 110 — — 115 —
55	46	58	— 115 — — 120 —
24	51	54	— 120 — — 125 —
7	16	12	— 125 — — 150 —
1	4	5	— 150 — — 156 —

Die Sterblisten von 1826, 1827 und 1828 sprechen von Greisen, welche ein noch höheres Alter erreichten. Vorzüglich günstig aber sind der Lebenslänge der Männer die Statthalterschaften Jekaterinoslaw, Orel, Pensa, Tambow und die bessarabische Landschaft Kischinew; ferner Kasan, Kostroma, Nowgorod, Podolsk, Saratow und Woronesch.

Man möchte, vielleicht nicht mit Unrecht, an solcher hohen Lebenslänge zweifeln, wenn man bedenkt, daß sich die Geburtslisten Rußlands erst von ungefähr einem Jahrhundert herschreiben.

Heinrich Julius Klaproth.

(Schluß.)

Die große Anzahl der Schriften des Verewigten und seine mannichfaltigen und schwierigen Studien könnten leicht auf die Vermuthung führen, auch er sey einer jener schwerfälligen Pedanten gewesen, die dem Mann von Welt ein wahrer Schrecken sind. Dem war jedoch nicht so; Klaproth liebte vielmehr Gesellschaften von gutem Ton und war in ihnen heimisch. Leider kann man nicht umhin zu glauben, daß seine zwischen Studien und den Vergnügungen der Welt getheilte Lebensweise den schnellen Verfall seiner Gesundheit herbeiführte. Seine Kräfte reichten nicht immer aus, und er verstand es nicht mit ihnen haushzuhalten.

Zwei oder drei Jahre vor seinem Ende verrieth sein Aeußeres eine frühzeitige Erschöpfung; die heimathliche Luft, die er bei einem Besuche in Berlin athmete, die ehrenvolle Aufnahme, die er bei seinem Könige fand, der Beifall der berühmtesten seiner Landsleute und das Wiedersehen alter Freunde vermochten die gesunkene Lebenskraft nicht mehr zu beleben; noch leidender als früher kam er nach Paris zurück. Er kämpfte mit einer Krankheit des Herzens und einer Brustwassersucht, die sich ansetzte, und trotz aller Bemühungen der berühmtesten Aerzte schnell um sich griff. Glücklicherweise täuschte er sich selbst über die Gefahr, in der er schwebte, und glaubte schon seiner Heilung nahe zu stehen. Auf seinem Ruhebett ausgestreckt, hing sein schon erloschener Blick mit inniger Liebe an seiner schönen Bibliothek, von deren Vermehrung und den Arbeiten, die er noch vollenden wollte, er so gern sprach. Es stellten sich jedoch immer bedenklichere Zufälle ein, sein Gedächtniß wurde schwächer, seine Gedanken verwirrten sich, und dann befielen ihn traurige Ahnungen. „Ich werde ein Narr," sagte er eines Tages zu seinem Freund, Herrn Eyriès, der ihn, den Kopf in die Hand gestützt, fand, „ich werde ein Narr, ich habe keine Erinnerung mehr, ich kann nicht mehr denken; ich bin für die Wissenschaft verloren, tausendmal ziehe ich den Tod vor." Der Todeskampf des Verewigten war die drei letzten Tage besonders fürchterlich; am 28 August Abends hauchte er den letzten Seufzer aus. Seine irdische Hülle wurde auf dem Kirchhofe Montmartre beigesetzt. Einer der größten europäischen Gelehrten, auf den Preußen stolz ist und den Frankreich so sehr zu schätzen weiß, Alexander von Humboldt, führte, nebst dem preußischen Legationssekretär, Herrn Couton, den Leichenzug. Französische Gelehrte und eine Anzahl ausgezeichneter Männer schlossen sich an und begleiteten den Verewigten zu seiner Ruhestätte, wo der ehrwürdige Boisard eine rührende Rede hielt.

Der preußischen Regierung, von welcher er eine Pension bezog, gehört seine große, schöne Karte von Mittelasien in vier Blättern, eine seiner letzten Arbeiten, welche wohl dem Publikum nicht lange vorenthalten werden wird; dieß ist der Wunsch aller Freunde der Wissenschaft.

Eine nicht minder wichtige Arbeit ward durch Klaproths Tod unterbrochen: die kritische Ausgabe der Reisen Marco Polo's, nebst dem gelehrten Kommentar, der sie begleiten sollte. Diese Arbeit beschäftigte ihn schon seit geraumer Zeit; wie weit sie gediehen, wissen wir nicht, nur so viel ist gewiß: daß nur er sie vollenden konnte, da ein großer Theil der Materialien sich nirgends als in seinem bewundernswerthen Gedächtniß aufgezeichnet befand.

Alle Werke Klaproths sind von großer Wahrheitsliebe, einer unüberwindlichen Abneigung gegen Theorien, die sich nicht auf Thatsachen stützen, gegen Charlatanerie, unter welcher Maske sie sich auch verbergen mochte, und gegen aufgeblasene Unwissenheit durchdrungen. Dieß waren die Feinde, die er auf das Aeußerste verfolgte; um jedoch gerecht zu seyn, muß man auch bekennen, daß er sie oft zu sehen glaubte, wo sie nicht waren; ein Irrthum und eine Stimmung des Geistes, welche um so mehr zu beklagen waren, als ihnen jene absolute Hingebung für die Wissenschaften zum Grunde lag, welche unerbittlich ist, wie die religiöse Ueberzeugung im Herzen des Gläubigen. Hieraus erklärt sich die bittere, schonungslose Journalkritik, die man ihm so oft zum Vorwurf gemacht hat, und die so oft jener Rücksichten ermangelte, welche der Wahrheit und dem Recht so gut zu Statten kommen. Mit dem größten Wohlwollen benahm er sich jedoch gegen Alle, welche um seinen Rath baten, und niemand konnte seinen Rivalen bereitwilliger und aufrichtiger Gerechtigkeit widerfahren lassen als er.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 10 November wurde das Schreiben eines Herrn Henwood vorgelesen, der lange Beobachtungen in den Minen von Cornwallis angestellt und gefunden hatte, daß die Schiefer- und Granitlager in gleicher Tiefe ungleiche Temperatur hatten: die erstern zeigten 2 bis 3° F. mehr Wärme.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 341. 7 December 1835.

Chinesische Münze, Falschmünze und Banksystem.

Die einzige legale Münze, welche gegenwärtig rechtlichen Cours im ganzen chinesischen Reiche hat, ist eine kleine Scheidemünze, von den Chinesen Li, von den Fremden Cash genannt. Obgleich das Stück nur den tausendsten Theil einer Unze Silber an Werth hat, so wird es doch von Falschmünzern und sogar von der Regierung noch sehr verschlechtert, so daß man gegenwärtig gewöhnlich ihrer 1350 auf eine Unze rechnet. Der Li besteht aus einer Mischung von Kupfer und Spelter, aber große Quantitäten dieser Münze, die aus Cochinchina eingeführt werden, bestehen fast allein aus Spelter. Sie ist gegossen und nicht geschlagen, und enthält auf der Einen Seite das Datum, auf der andern die Münzstätte. Silber cirkulirt in größern oder kleinern Barren, von 1—50 Unzen Werth, die von 10 Unzen sind die gewöhnlichsten. Alle Steuern müssen in ihnen bezahlt werden, und die Regierung nimmt die von ihr selbst gemünzte Scheidemünze nicht, verliert daher auch bei ihrer Verschlechterung nichts am Betrag der Einkünfte. In jedem Orte finden sich Wechsler, die niederste Klasse derselben beschäftigt sich nur mit dem Umwechseln der Scheidemünze, die bessern Klassen aber sind eigentliche Banquiers. Jeder Steuereinnehmer macht einen Vertrag mit Einem oder mehrern derselben, in welchem sie sich anheischig machen, das von dem Steuereinnehmer gesammelte Silber zu probiren, zu schmelzen und mit ihrem Namen zu stempeln. Sie erhalten dafür gewisse Prozente, und sind für die Feinheit des Silbers verantwortlich. Eben so werden die Zölle gewöhnlich von den Kaufleuten an sie bezahlt, wofür sie einen Schein ausstellen, welcher besagt, daß sie den Betrag in einer bestimmten Zeit in Silber von offiziellem Korn an die Kassen bezahlen werden. Sie gießen dann die Barren, und stempeln sie mit ihrem Namen. Sollte man später einen Betrug in den Barren entdecken, so ist der Banquier schwerer Strafe ausgesetzt, aber dennoch geschieht es oft, daß diese Barren verfälscht werden, indem der Umfang der größern derselben es leicht macht sie auszuhöhlen und mit schlechterm Metall wieder auszugießen. Verfälschte Barren dieser Art sind im letzten Jahre in bedeutender Quantität nach Calcutta geschickt worden, und die englischen Häuser, welche sie ausgeführt hatten, konnten keine Schadloshaltung in China durchsetzen, weil die Ausfuhr von Silber verboten ist, und daher die chinesische Justiz sich nicht mit der Sache befassen konnte.

Sobald jedoch die Chinesen mit europäischem Geld bekannt wurden, fanden sie bald die größere Bequemlichkeit dieser Münze, und selbst die Regierung schien ihren Gebrauch eine Zeit lang zu billigen. Man erlaubte das Nachmünzen der spanischen Thaler, und eine dieser Münzstätten stand unter der Verantwortlichkeit des Generaleinnehmers der Provinz von Canton. Anfangs waren diese nachgemünzten Thaler besser als die eigentlichen spanischen, aber nach und nach wurden sie immer schlechter, und die Regierung verbot das Münzen, aber es währt dennoch in einem sehr großen Maßstab fort. Man sagt z. B., daß in dem Distrikt von Schunti im Süden von Canton eine Münzstätte für falsche spanische Thaler besteht, welche bis auf hundert Arbeiter beschäftigt. Es werden in ihr Thaler aller Art geschlagen und verfälscht, einige bestehen aus einer Mischung von Silber und Blei, andere aus Blei und einem Ueberzug aus Silber, andere aus ächten Thalern, aus denen Stücke herausgeschnitten, und mit Blei ersetzt worden sind. Diese Falschmünzer besitzen Stempel, welche sie mit großen Kosten in Europa schneiden lassen, andere sind in China geschnitten, aber die Nachahmung der Schrift ist bei diesen meistens fehlerhaft und einem europäischen Auge sogleich auffallend. Diese Dollars sind so allgemein im Gang, daß man gewöhnlich zu Wechslern Leute aus diesem Distrikt wählt, und ein Buch gedruckt worden ist, das Abbildungen aller Arten von Thalern und Regeln für die Unterscheidung der verschiedenen Verfälschungen enthält. Diese Regeln sind den Wechslern wohl bekannt, und sie erkennen gewöhnlich beim ersten Blick die Art und den Werth der Münze, obgleich die mit gutem Silber geschlagenen schwer genug zu unterscheiden sind. Der Profit in einer großen Falschmünzerstätte, wie die von Schunti, ist so bedeutend, daß die Besitzer leicht die Lokalbeamten bestechen können.

Auf der nordöstlichen Küste cirkulirt eine große Masse sogenannter glatter Thaler. Dieß sind entweder glattgeriebene wahre spanische Thaler, oder ungeprägte Silberstücke von derselben Größe. Der Kapitän des Schiffs Merope brachte von einer Reise an der Küste hin eine beträchtliche Quantität derselben mit, und wollte sie in die Kasse der Kompagnie in Canton bezahlen, sie wurden jedoch nicht angenommen, da sie in Canton nur unter ihrem Silberwerth cirkuliren. Uebrigens nehmen die

Digitized by Google

Chinesen nicht alle ächten spanischen Dollars von gutem Gewicht zu demselben Preis, da jedoch diese Unterscheidung ganz willkürlich ist, so ist der Discount an verschiedenen Orten verschieden. Die Art, welche in der Levante unter dem Namen Colonnaden bekannt ist, erhielt in China überall ein Prämium von 1—1½ Proz. über die neuere spanische Münze, in den Süddistrikten von Nankin erhebt sich dieses Prämium oft auf 4—6 Prozent. Die Thaler, welche den Buchstaben G tragen, weil sie in der Münzstätte von Guadalarara geprägt sind, verlieren überall in China, und der Generaleinnehmer von Canton hat diesen Discount durch eine Ordonnanz bestätigt. Südamerikanische Thaler und nordamerikanische Dollars gehen gar nicht unter den Chinesen, und werden daher von den Europäern zur Ausfuhr aufgekauft.

Einige Banquiers in China beschäftigen sich mit nichts als ihrem Geldgeschäft, aber die meisten sind Agenten oder Associés von Handelshäusern. Man kann bei ihnen Geld niederlegen, und in jedem Augenblick auf sie ziehen, aber in diesem Falle geben sie keine Zinsen; wenn sie Geld auf Zinsen entlehnen, so bezahlen sie bis 12 Prozent jährlich, aber in diesem Falle muß man ihnen eine gewisse Frist geben, wenn man auf sie zieht. Im Allgemeinen unterscheiden sie sich in nichts von europäischen Banquiers, aber es gibt keine privilegirten Banken. In früherer Zeit gab die Regierung Papiergeld aus, aber gegenwärtig gibt es keines; dagegen cirkuliren Wechsel mit derselben Leichtigkeit wie in Europa. Die meisten der Banken in Canton beschränken ihre Geschäfte auf die Provinz, andere haben Korrespondenten in einer oder zwei Provinzen, und einige haben Agenten in allen Provinzen. Die erste Bank in Canton ist die, welche die Firma Anshing führt; ihre Hauptverbindungen sind mit Peking und Nanking, und ihre Kommunikation mit diesen Städten ist eben so regelmäßig oder regelmäßiger als die der Regierung. An einigen Orten gibt es Leihbanken, welche auf kurze Zeit Geld zu ½ Prozent täglich, und auf eine Zeit von wenigstens drei Tagen ausleihen. In enger Verbindung mit diesen stehen die Leihhäuser, welche sehr zahlreich sind. Sie sind privilegirt und in drei Klassen getheilt, die erste Klasse operirt mit großen Kapitalien, man erhält bei ihr drei Jahre und drei Monate Frist zum Einlösen. Sie bezahlen ihre Licenz sehr theuer, und daneben eine jährliche Steuer. Der Besitzer muß seine Absicht, das Etablissement aufzugeben, drei Jahre vorher ankündigen. Die zweite Klasse gibt zweijährige Frist zum Einlösen, und die dritte nur einjährige. Diese langen Fristen sind ihnen natürlich sehr lästig, indem eine Menge der verpfändeten Artikel an Werth verlieren müssen; bricht Feuer in dem Hause selbst aus, so muß das Leihhaus die zerstörten Artikel bezahlen, leidet er von der Feuersbrunst bei einem Nachbar, so bezahlt er nur die Hälfte des verbrannten Guts. Der höchste Zins, den sie nehmen dürfen, ist drei Prozent monatlich, und in Wintermonaten nur zwei Prozent auf Kleidungsstücke, um den Armen das Einlösen derselben zu erleichtern.

Beiträge
zu einer
Betrachtung der Natur in den V. St. v. Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Zoologisches.

Das Thierreich bietet einen eben so interessanten Anblick als das Pflanzenreich, und seine Verhältnisse zeigen sich auf ähnliche Weise. Die Thiere, nicht so an ihren Aufenthaltsort gebunden, wie die Gewächse, tragen darum auch nicht so viel wie diese, zum bestimmten Charakter eines Landes bei. Ich glaube daher, es wird bei ihrem Ueberblick hier besser seyn einen anderen Weg einzuschlagen, um sie ganz kurz in ihrer Reihenfolge zu betrachten.

Von den niedersten Thierklassen kann ich nicht viel sagen; sie sind wenig untersucht, treten auch in zu wenige Beziehung zum Menschen, um ein allgemeineres als das bloß naturhistorische Interesse zu erregen, und sind endlich wohl größtentheils, so wie die niedersten Pflanzengebilde, mit denen ähnlicher Klimate der alten Welt verwandt, wo nicht identisch. Ich selbst ward von anderen Seiten zu sehr in Anspruch genommen, um darin zu forschen. In Bzug auf die Ringwürmer darf ich jedoch die Bemerkung nicht unterlassen, daß der medizinische Blutegel hier ganz fehlt, zum großen Nachtheil der ausübenden Heilkunde. Es gibt ähnliche, aber für diesen Zweck unbrauchbare Arten. Unter den Mollusken treffen wir verhältnißmäßig sehr wenige Landschnecken, Schnecken und Muscheln des süßen Wassers dagegen desto mehr: Lymnäen, Paludinen, die Amerika eigenthümlichen Potamiden und andere; sodann Anodonten und vor Allem Unionen in einer großen Menge von Arten finden sich in stehenden und fließenden Wassern. Von den Crustaceen erwähne ich nur den sehr häufigen Süßwasserkrebs, — Flußkrebs kann man ihn nicht nennen: er lebt mehr in stehenden Wassern und schleichenden Bächen, in deren Ufer er tiefe Löcher bohrt.

An Insekten ist das Land sehr reich, an manchen Arten nur allzu reich. Culex-Arten quälen unter den Namen von Muskiten die Menschen gewaltig: unsere gemeine Bettwanze und ihre Verwandten leben unter Baumrinden in den Wäldern, und bringen leicht in die Häuser, Plagen anderer Art bringt die Aegeria, welche die hier so wichtigen Pfirsichbäume zerstört; die sogenannte hessische Fliege, eine große Feindin der Weizenfelder; eine Cicade, Locust genannt, die Wald- und Obstbäumen bedeutenden Schaden zufügt — und so manche andere. Angenehmer sind die stark leuchtenden Johanniswürmer nebst anderen Leuchtinsekten, die mannichfachen Käfer und die schönen Schmetterlinge. Ueberall zeigt sich auch hier große Uebereinstimmung mit den europäischen Thieren derselben Gattungen.

Interessant, aber noch wenig vorgerückt ist das Studium der amerikanischen Süßwasserfische. Diejenigen, welche den Gewässern angehören, die dem atlantischen Meer zufließen, haben viele Aehnlichkeit mit den Bewohnern derer, welche der Mississippi dem merikanischen Golf zuführt; doch scheinen diese letzteren größere Mannichfaltigkeit, und viele sonst nicht gefundene Arten zu ent-

Digitized by Google

halten. Viele Barsche, Samenfische und Schweinefische (Etheostoma), einige Salmo-Arten: Lurilus, Rutilus und Catostomus in vielen Species; eine Menge Pimelodes und Silurus-Arten, überall verbreitet; mehrere Hechte, einige Aale, und unter den Knorpelfischen mehrere sonst unbekannte Störe, — das sind einige kleine Andeutungen der Schätze, welche die Gewässer hier bergen.

Unter den Amphibien zeichnen sich, und zwar besonders im Süden, viele salamander- und firenartige Thiere aus: Frösche und Kröten gibt es sehr viel, unter ihnen z. B. den Ochsenfrosch. Als Repräsentanten des Schlangengeschlechts begegnen uns zwei Klapperschlangen und mehrere andere Arten von Giftschlangen häufig genug. Noch reicher ist das Land an unschädlichen Schlangen, die sich zum Theil durch schöne Farben bemerklich machen. Chamäleonartige Thiere kommen mehrere im Süden vor, überall aber Eidechsen in vielen Arten. Der Alligator lebt in den westlichen, wie in den Gewässern der atlantischen Küste, doch nicht nördlich vom 33 bis 34 Breitegrad. Von Land- und Wasserschildkröten nährt Nordamerika eine bedeutende Anzahl; zwölf Arten kennt man allein in den westlichen Staaten.

Von den Vögeln sind die Wälder und die Prairien, die Küsten und die Flüsse belebt; in ihrem Gefieder erinnern sie oft an die tropischen Prachtvögel; aber noch hat ihre Stimme nicht die Melodie der europäischen Vögel verloren. Daß es der Wasser- und Sumpfvögel eine Menge geben müsse, läßt sich erwarten; manche haben wir auch hier wieder, die mit europäischen Arten übereinstimmen, und wenige nur, die zu Gattungen gehören, welche in Europa nicht repräsentirt sind. Taucher, Enten und Gänse, Schwanen, Pelikane und Cormorane durchziehen in großen Schaaren das Land im Frühjahre und Herbste, in den südlichsten Länderstrecken halten sie sich zum Theil den Winter auf; in den nördlichsten nisten die oft, welche die höheren arktischen Gegenden nicht erreichen. Manche Enten brüten auch in den mittleren Regionen. Möwen und Seeschwalben gibt es hier, wie in Europa, an den Küsten und auf den Flüssen. Von den Sumpfvögeln finden sich Fulica, Rallus, Scolopax, Ardea u. a. überall in großer Zahl; im Süden mehr der Flamingo, die Löffelgans u. a.; Kraniche ziehen auch in Menge durch; Charadrius-Arten zeigen sich allenthalben. Alle diese Vögel sind, wie in Europa, nothwendig da Zugvögel, wo die Gewässer im Winter zufrieren, also für den größeren Theil der Vereinigten Staaten.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara, aus dem Tagebuch Gholam Heider Khans, und mit Bemerkungen versehen vom Major Hearsey. *)

Einleitung.

Der nachstehende, dem Tagebuch Gholam Heider Khans, der Herrn Moorcroft auf seiner Reise nach Balkh und Bukhara in den Jahren 1819 bis 1825 begleitete, entnommene Bericht enthält eine genaue Schilderung der Vorfälle auf dieser Reise, von welcher bis jetzt nur einzelne Bruchstücke bekannt gemacht wurden; von dem Tod dieses unternehmenden Reisenden und dem seiner Gefährten, der Herren Trebeck und Guthrie, und von des Verfassers Gefangenschaft und Rückkehr nach Bareilly während der Jahre 1826 und 1827.

Gholam Heider Khan ist ein Eingeborner von Bareilly, von der Kaste der Patan; sein Vater stammte von Candahar in Agwanistan und war Soldat unter der Patan-Familie, welche ganz Kuthair von den Kaisern von Delhi an sich gerissen hatte. Kuthair wird sehr ungeeignet Rohilcand genannt, da Roh so viel bedeutet als gebirgig, von Schluchten durchschnitten, oder hügelig. Der Vater starb vor 16 Jahren, und hinterließ eine Familie von 4 Söhnen und einer Tochter.

Gholam Heider Khan trat als junger Mensch in die Dienste des Major Hearsey, und begleitete diesen und Herrn Moorcroft im Jahre 1812 in einem Alter von 17 Jahren in die chinesische Tatarei, wohin sie, als Hindu-Fakirs verkleidet, zu dem geheiligten See Mansarwar gingen. Der junge Mensch zeigte damals Anlage ein tüchtiger Reisender zu werden, und widmete besonders Herrn Moorcrofts chirurgischen Operationen, von denen er nachmals mehrere selbst unternahm, die größte Aufmerksamkeit.

Als im Jahre 1815 der Krieg mit den Gorkiahs ausbrach und Major Hearsey von dem Lord Hastings den Befehl erhielt, Truppen unter den Rohillahs auszuheben und als Parteigänger zu dienen, so organisirte er 1500 Mann, welche mit Luntenflinten bewaffnet und in Kompagnien eingetheilt wurden; Gholam Heider Khan erhielt eine derselben mit dem Range eines Subadar. Dieses binnen einem Monat ausgehobene und ein wenig disziplinirte Korps rückte im zweiten Monat in die Gebirge, traf im dritten mit dem Feinde zusammen, trieb die Gorkiahs aus Tschampawat, der Hauptstadt Kali Kemauns, und zwang sie das Land zu verlassen und sich nach Katulgarh zu werfen. Da Major Hearsey keine Kanonen und gerade nur so viel Munition bei sich hatte, als seine Leute nebst ihrem Gepäck und Mundvorrath auf sieben Tage tragen konnten, so war er genöthigt seine Truppen zu theilen, um den Feind im Auge zu behalten und seinen Uebergang über den Fluß Kali zu hindern. Fünfhundert Mann erhielten Befehl, unter Anführung des Lieutenants W. Morrindell, das Fort Katulgarh einzuschließen, das eine Besatzung von 400 Mann hatte; 500 Mann wurden in Etappen nach der Ebene hinab aufgestellt, um die nöthige Verbindung zur Zufuhr von Lebensmitteln zu decken; 500 Mann verschanzten sich an verschiedenen Uebergangspunkten des Kali, und ungefähr 300 Mann dienstfähiger Leute blieben unter Major Hearsey zu Tschampawat, wo ein Depot von Lebensmitteln errichtet wurde, um das weitere Vordringen möglich zu machen. Als der Major am 31 März 1815 Nachricht erhielt, daß 500 Mann vom Feind einen Uebergang über den Kali bewerkstelligt und Pallisaden aufgerichtet hätten, brach er noch in derselben Nacht auf, marschirte sieben Cos und griff den Feind früh am Morgen mit nur 270 Mann an. Am 1 April schickte er um Verstärkung nach Katulgarh, aber um 5 Uhr Nachmittags gingen abermals 1500 Mann unter Hasti Dhal Tschoutra und Dschevroka Gurbar über den Fluß, ein Gefecht fand statt und die wenige Mannschaft des Majors erlitt eine vollständige Niederlage, bei welcher er selbst schwer verwundet auf dem Schlachtfelde blieb und gefangen genommen wurde. Gholam Heider Khan, der gleich anfangs des Ge-

*) Da diese Bemerkungen zu umfassend sind, als daß sie jedesmal an der geeigneten Stelle unter den Text gesetzt werden könnten, so haben wir sie nur mit Buchstaben bezeichnet und lassen sie am Ende des Artikels nachfolgen.

Digitized by Google

fechts mit einem Pfeil durch beide Schenkel geschossen worden war, hatte sich zurückgezogen und war der Gefangenschaft entgangen.

Nach Beendigung des Nepal-Kriegs wurde Major Hearsey befreit und kam nach Bareilly, wo er Gholam Heider Khan traf.

Im April 1816 brach zu Bareilly eine Empörung aus, welche durch das ungeschickte Benehmen der Magistratsperson, Herrn Dumbleton, veranlaßt wurde, der stets nur dem Kotewal sein Ohr lieh, der ein Hindu war. Mehr als 25,000 Bewaffnete versammelten sich, und die Moslems pflanzten die grüne Fahne des Propheten auf. Dieser Aufstand wurde durch ein ernstes Treffen gedämpft, in welchem Gholam Heider Khan, der seinen Herrn, der bei dieser Gelegenheit in der Artillerie diente, gefolgt war, von einer Kugel schwer am Kopf verwundet ward, von welcher Wunde, wie die Aerzte sagten, keine Wiederherstellung zu hoffen sey. Ihre Vorhersagungen trügten jedoch dießmal, der Verwundete genaß, hat aber die Kugel noch immer im Kopf. Drei Jahre später kam Herr Moorcroft nach Bareilly, um den Reiseplan auszuführen, den er sich entworfen hatte. Er forderte den Major auf ihn zu begleiten; als er diesem aber seinen Plan vorlegte, wandte der Major ein, daß es unmöglich sey den angegebenen Weg zu verfolgen; wolle jedoch Herr Moorcroft den Weg nehmen, den er, der Major, ihm vorschlage, so werde er ihn mit dem größten Vergnügen begleiten. Hierein wollte Herr Moorcroft nicht willigen. Der Major schlug den Weg nach Bombay, von da nach Buschir am persischen Golf, dann über Yezd und Mesched durch Persien und von da nach Bukhara vor; dort solle man verweilen, dann mit der Karawane von Bukhara nach Yarkend gehen, alle dort gekauften Pferde auf dem Wege, den man gekommen sey, abgehen lassen, und einige gewandte Leute, einen Moslem mit einigen Pferden von geringem Werthe, einigen Eseln und Maulthieren, mit dem Auftrage abschicken, wo möglich bis nach Ladak hinabzugehen und auf der Straße von Kulu Baschar aus den Gebirgen herauszukommen. Ein anderer Moslem sollte ebenfalls mit Pferden von geringem Werthe auf der Straße von Herat oder Kabul über Balkh, Kabul, Peschawer und Lahur nach Ludiana gehen, auf welche Weise man am besten eine vergleichende Ansicht von den Kosten, Zöllen u. s. w. auf den beiden Straßen erhalte. Hr. Moorcroft sollte zurückkehren, Major Hearsey als Agent bei dem König von Bukhara und Hr. Trebeck als Agent in Persien zurückbleiben. Dieß war der ausführbarste Plan, der von der Regierung genehmigt, von Persien unterstützt worden wäre, und zugleich einen neuen Kanal eröffnet hätte, durch welchen britische und indische Manufakturwaaren ihren Weg in das Innere der Tatarei finden konnten. Indien würde dabei noch einen starken Pferdeschlag für seine Kavallerie und Artillerie um die Hälfte des Preises, den es jetzt für einen weit geringern bezahlen muß, haben beziehen können.

Befolgte man den Plan des Majors, so war keine Gefahr oder Aufenthalt zu besorgen. Mir Amir Heider, der König von Bukhara, konnte unter Beirath des Majors und einiger Offiziere seine Artillerie auf einen bessern Fuß setzen, und den Horden der Usbeken und Kalmüken, die von den Russen gezwungen werden könnten ihm anzugreifen, um so kräftigern Widerstand leisten, wenn jene die Absicht haben sollten in Indien einzufallen. Wenn man freundschaftliche Verbindungen mit dem Könige unterhielt, so konnte endlich auch zum Nutzen Persiens und Bukhara's nicht nur ein ausgebreiteter Handel mit europäischen Artikeln eröffnet, sondern auch die militärischen Anstalten dieser Länder in eine Verfassung gesetzt werden, welche sie befähigte, die Einfälle ihrer nördlichen Nachbarn zurückzuweisen.

Diesen umfassenden und in seiner Ausführung sichern Plan wollte Hr. Moorcroft nicht genehmigen, sondern beharrte darauf, seinen Weg durch die Gebirge über Niti und durch die chinesische Tatarei zu nehmen, obschon der Major ihm die Unausführbarkeit eines solchen Unternehmens bewies. Da seine Dienerschaft, die ihn von Pusa aus begleitete, aus Furcht nicht weiter gehen wollte, so wendete er sich an den Major, und bat ihn, ihm treue Begleiter zu verschaffen. Gholam Heider Khan entschloß sich die Reise mit demselben zu machen, und der Major warb noch einen Koch nebst zwei andern Dienern für ihn. Die meisten dieser Leute kamen um, und Gholam Heider Khan kehrte nach einer Abwesenheit von 7 Jahren und 9 Monaten nach unendlichen Leiden und Verlust all seines Eigenthums in die Arme seiner Familie zurück. Der nachstehende Bericht über seine Abenteuer ist aus seinem Tagebuch entnommen.

1. Reise nach Lahur.

Herr Moorcroft verließ Bareilly gegen Ende Oktobers 1819, begleitet von Herrn Trebeck, Sohn des Anwalts dieses Namens von Calcutta und einem Herrn Guthrie, einem Eingebornen und Apotheker. Nebst einigen Perlen und großen Korallen hatte er noch mehrere Gegenstände von Werth bei sich, sämmtlich wohl verpackt. Seine Absicht war über den Niti-Paß durch die Tatarei nach Yarkend zu gehen, dort seine Waaren zu verkaufen und Pferde für die Kavallerie der Kompagnie, so wie Beschälhengste für die Stuterei zu Pusa einzuhandeln, über welche er die Oberaufsicht führte.

Obschon er keinen Befehl von der Regierung hatte, diesen Weg einzuschlagen, so war er doch ihrer Erlaubniß und Genehmigung gewiß, da man ihn mit Certifikaten in englischer, russischer, persischer und chinesischer Sprache versah, sämmtlich von der Kompagnie unterzeichnet und mit ihrem großen Siegel versehen. Ferner gab man ihm auch noch Geschenke für die verschiedenen Häuptlinge mit; der größere Theil der werthvollen Ladung aber war für seine eigene Rechnung, und die des Herrn John Palmer, der mit den Bewohnern der zu bereisenden Gegenden einen Handel mit englischen und indischen Manufakten zu eröffnen wünschte. Herr Trebeck ging als Freiwilliger mit, und Herr Guthrie stand in Diensten der Regierung; ersterer beabsichtigte den Weg aufzuzeichnen und der zweite ging als Arzt mit.

Mir Izzet Ullah Khan, der schon Herrn Elphinstone nach Kabul begleitet hatte und in Diensten der Kompagnie stand, macht die Reise als Linguist und Dolmetscher mit.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Westbriton berichtet nachstehende merkwürdige Entdeckung. Zwei Arbeiter, welche in einem Moor nahe bei der Pfarre von Roche beschäftigt waren, stießen auf eine Einfassung von rohen Steinen, in deren Mitte sich ein sonderbar gestalteter Zinnblock und mehrere alte Münzen fanden, deren Gepräge jedoch durch die Zeit sehr verwischt war. Mehrere Münzen wurden nach London geschickt, und viele Personen besuchten die Stelle, um wo möglich weitere Entdeckungen zu machen; dabei öffneten sie einen alten Grabhügel und fanden darin mehrere Erdhauen und Speerspitzen von Erz. Seit undenklicher Zeit heißt der Moor „Attal Garrazin," was nach Carew der „jüdische Auswürfling" bedeutet.

Ein Herr Belfour, Mitglied der Gesellschaft für Literatur, kündigte eine Analysis der Inschriften auf den babylonischen Backsteinen an, die nächstens erscheinen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 342. 8 December 1835.

Englische Branntwein-Sünden.

London im November.

Bulwer hat in seinem von der Fluth der Literatur bereits weggeschwemmten „England und die Engländer" von der unter den niederen englischen Volksklassen herrschenden Branntweinliebe mit starken Worten gesprochen. Die stärksten Mahnungen aber scheinen zu schwach zu seyn, um ein Uebel auszurotten, von welchem man beinahe befürchten sollte, daß es seine giftigen Wurzeln bis zur Unheilbarkeit tief getrieben habe. Wenigstens dürfte so viel feststehen, daß durch bloß wörtliche Vorstellungen, und würden sie mit Donnergewalt von den Kanzeln ergossen, so wie durch gedruckte Broschüren, und wären sie in Flammenschrift gesetzt und würden zu Tausenden vertheilt, das Gift nicht ausgerottet werden kann. Während in allen Theilen des zum gigantischen Ungeheuer aufschießenden London Kirchen und Kapellen gleichsam aus der Erde hervorwachsen und man wahrhaftig glauben sollte, daß, groß wie die Bevölkerung ist, doch die heiligen Orte Raum genug hätten, sie zu fassen, so sieht man doch, wenn man in die Kirchen und Kapellen tritt — selten solche, die ihren letzten Pfennig in Branntwein verwandeln, — die englische Abschließungswuth zeigt sich nirgends greller und häßlicher als gerade an den gottgeweihten Stätten, und wenn man sich hier des Gedankens nicht erwehren kann, daß dem Anscheine nach die Kirchen nur für die Reichen und Vornehmen gebaut werden, so braucht man auch über diesen, den frommen Sinn der Erbauer beleidigenden Gedanken nicht zu erröthen, denn man hat die Wahrheit getroffen. Um hohe Preise werden die Sitze verkauft, und obwohl die Schließer und Schließerinnen die menschenfreundliche Vollmacht haben, die kurz vor Anfang der Predigt von den Eigenthümern nicht eingenommenen Plätze anderen Unangesessenen für die Dauer des Gottesdienstes anzuweisen, so nehmen doch jene Angestellten sich bedeutend in Acht, ihre Menschenfreundlichkeit denen angedeihen zu lassen, in deren Taschen sie nicht wenigstens einen Sixpence und in deren Gesinnung sie nicht die Absicht vermuthen können, sothanen Sixpence beim Oeffnen des Eingangspförtchens ihren zur Annahme stets bereiten Händen zu überliefern. Ein- oder zweimalige Täuschung stürzt unwiederbringlich in der Beachtung des Schließers; — um so weniger darf derjenige sie erwarten, dessen Aeußeres keine Gabefähigkeit verräth. In nächster Folge trifft man in den Kirchen nur Personen, welche die Mittel besitzen, sich einen Platz zu sichern, und weil das in der Regel bei den Individuen der niedern Klasse nicht der Fall ist, so liegt es auf der Hand, daß des Predigers ernstliche Warnungen vor den Gefahren des Branntweintrinkens nur an Zuhörer gelangen konnten, die dem Genusse dieses Getränkes ohnedieß nicht ergeben sind, und da wären sie denn eben so überflüssig und nutzlos wie die Namen vornehmer Personen auf den Listen der sogenannten Mäßigkeits-Vereine. — Das verhallende Wort durch Druckschriften bleibend zu machen und auf diese Art die Art an das Volksübel zu legen, wäre gewiß eine würdige Aufgabe für eine der vielen menschenfreundlichen Gesellschaften, welche England zählt. Allein abgesehen, daß diejenigen Vereine, deren wesentlicher Zweck es ist, unentgeltlich Schriften unter das Volk zu bringen, und die zu Erreichung dieses Zwecks jährlich namhafte Summen anwenden, fast ausschließend fromme Vereine sind, die bloß religiöse Broschüren verbreiten, deren Nutzen mindestens zweifelhaft seyn dürfte: — so muß man, um Gedrucktes zu verstehen, es vor allen Dingen lesen können, und ein Deutscher, der in solchen deutschen Staaten gelebt hat, wo selbst der ungebildetste Bauer es sich zur Schande rechnen würde, sein Gesangbuch nicht lesen und vor Gericht seinen Namen nicht schreiben zu können, muß während eines Aufenthaltes in England über die dießfallsige Unwissenheit der untern Klassen höchlich erstaunen. Die Ursache liegt in dem, was mit Recht ein Krebsschaden Englands genannt werden kann, — in dem Mangel an Schulen, in der fehlerhaften Einrichtung der bestehenden, und in der aus Unbegreiflichkeit gränzenden Scheu der Gesetzgebung, die Eltern zum Gebrauch der vorhandenen anzuhalten. Die Mangelhaftigkeit des Schulunterrichts im Allgemeinen ist unter Anderm auch bei der letzten Zusammenkunft des britischen Vereins zu Beförderung der Wissenschaften in Dublin besprochen und mit mehrfachen Beispielen erläutert worden; — vielleicht erinnern sich die Leser dessen, was bei Erwähnung jener Zusammenkunft aus einem über den Zustand der Erziehung in Manchester erstatteten Berichte auch in diese Blätter seinen Weg gefunden hat.*) Es wäre zu schmerzlich, die Menschennatur zu entwürdigend, wenn man annehmen müßte, daß Verbesserung des Volksunterrichts nicht das geeignetste, weil das

*) Siehe Ausland Nr. 270 v. d. J.

Digitized by Google

sicherste Mittel sey, die untern Klassen über ihre wahren Interessen zu belehren, und es hieße an Allem zweifeln, was edel ist, wollte man behaupten, daß der moralische, von des Menschen besserer Ueberzeugung sich angelegte Zügel seine Leidenschaften minder wirksam beherrsche, als das eiserne Gebiß des Gesetzes.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zu einer Betrachtung der Natur in den V. St. v. Nordamerika.

Zoologisches.

(Schluß.)

Die hühnerartigen Vögel sind vor Allem ausgezeichnet durch den welschen Hahn, der früher alle Waldungen Nordamerika's bewohnend, jetzt fast ganz in die westlichen Theile zurück gedrängt ist. Zwei Arten von Feldhühnern und viele Trappenarten (Tetrao) sind hier noch zu nennen, die zum Theil in Wäldern, meist aber auf den westlichen Prairien leben. Unter den Tauben ist besonders die Wandertaube merkwürdig. Wer hat nicht schon von den unglaublichen Massen dieser Vögel gehört, welche in Meilen großen Zügen die Luft verfinstern, in Meilen breiten Lagerplätzen die Aeste der Bäume niederbrechen, und alle Vegetation vernichten. Von Spechten sieht man, wie sich denken läßt, in den waldigen Gegenden mannichfache Arten; auch einige Kukuks finden sich hier, und selbst von der Menge seiner Papageien hat uns das südliche Schwesterland einen herüber gesandt, der auch den Winter oft bei uns zubringt. Doch geht er nicht nördlich über die Mitte der Vereinigten Staaten hinaus; eben so wie die einzige Colibriart, die hier brütet und den Sommer verlebt. Durch ihr Geschrei und ihre Menge lästig sind die Nachtraben. Von den Schwalbenarten ist bloß die Uferschwalbe mit Europa gemeinsam; auch die meisten hiesigen Arten haben sich, wie schon längst die europäischen, dem Menschen angeschlossen. Bei Hirundo Fulva ist dieß merkwürdiger Weise erst in den letzten 10 Jahren geschehen. Die Finken machen sich sowohl durch große Anzahl, als zum Theil auch durch prächtiges Gefieder und schönen Gesang bemerklich. An Meisen und Lerchen ist Nordamerika arm, dafür gibt es aber der Sylvien eine große Menge; ausgezeichnet ist die schöne, wohltönende und häufige Sylvia sialis. Drosselarten haben wir viele, unter anderen den bekannten Spottvogel. Der Rabenarten sind weniger als in Europa, und sie kommen mit den dort lebenden überein. Schöne Häher sind häufig, und in großer Menge finden sich die, zwischen Raben und Staaren stehenden Icterus und Quiscalus; Fliegenschnäpper und Würger sind auch in nicht geringer Zahl vorhanden. Unter den Raubvögeln zeigt sich außerordentlich viel Aehnlichkeit mit den europäischen; häufig finden wir dieselben Species wie dort unter Eulen und Falken: doch sind namentlich diesen letztern auch mehrere Arten eigenthümlich, z. B. der weißköpfige Adler und der majestätische Washingtons-Adler. Mehrere Geyerarten leben im Süden; in den mittleren und nördlichen Gegenden nur eine, aber eben so nützliche als häufige Species; auf den Felsengebirgen herrscht ein Condor.

An Säugethieren ist Nordamerika nicht gerade reich zu nennen, wenn es auch hier gar manches Ausgezeichnete aufzuweisen hat. Gegen 50 Cetaceen leben an den Küsten und in den Meeren der Vereinigten Staaten, größtentheils dieselben, die man auch in Europa kennt. Etwa 100 Säugethiere bewohnen das Land, von denen ungefähr 20 mit den europäischen Arten völlig übereinzustimmen scheinen; manche aber gehören viel mehr zu tropischen Geschlechtern. Pachydermen, welche in der Vorzeit das Land in Menge bewohnt haben müssen, fehlen jetzt gänzlich; selbst das Schwein ist erst nach der Niederlassung der Europäer hie und da etwas verwildert; dasselbe ist mit dem Pferde der Fall. Wiederkäuer dagegen gibt es viele. Ausgezeichnet und weit verbreitet ist vor Allen der Bison, der in unzähligen Heerden das Mississippithal und insbesondere die Prairiegegenden bewohnte; jetzt haben ihn die Niederlassungen der Weißen nach Westen über den Mississippi gedrängt, dagegen breitet er sich mehr westlich von den Felsengebirgen aus, wo er früher nie war, bis es ihm ergehen wird wie einst dem Auerochsen, und die Kultur ihn ganz verdrängt. Der Moschusochse lebt nur nördlich vom Gebiet der Vereinigten Staaten. Ein Schaf und eine Ziege kommen auf den Felsengebirgen vor. Die Antelopen haben nur einen, durch sein Gabelgehörn merkwürdigen Repräsentanten. Hirsche gibt es in großer Anzahl, vor Allen den virginischen Hirsch, nach Westen verdrängt ist der große canadische Hirsch und das Elenthier, im Süden scheinen noch andere Arten vorzukommen. Die Nager sind, wie in allen gemäßigten Ländern, sehr verbreitet. Vorzüglich ausgebreitet ist das Geschlecht der Eichhörnchen, unter denen auch ein fliegendes vorkommt. Springmäuse, viele Mausarten, wie auch die merkwürdige Taschenratte (Pseudostoma) fehlen nicht. Ein Murmelthier lebt häufig in Wäldern und um Niederlassungen; ein Anderes bewohnt die großen westlichen Prairien in ganzen Stationen, Hasen hat man 2 bis 3 Arten. Der Hauptrepräsentant der Nager in Nordamerika ist der Biber. Auch er ist schon weit in den westlichen Strömen hinauf verdrängt, und an der atlantischen Küste, so wie überhaupt östlich vom Mississippi zeigen nur die Namen von Städten und Flüssen noch, wo er einst gelebt. — Die Fledermäuse sind den europäischen sehr ähnlich: zwar nicht dieselben Arten, aber doch dieselben Gattungen finden sich wieder. Die Beutelthiere haben in dem Opossum ihren Statthalter. Maulwürfe und Spitzmäuse treffen wir häufig genug, und an eigentlichen Raubthieren ist auch kein Mangel. Die gefährlichsten sind der graue Bär, der den Namen des schrecklichen (U. horribilis) mit Recht führt, und der Cuguar; der erstere lebt aber nur in der Gegend der Felsengebirge, und der andere ist, wenigstens im Allgemeinen, von den Menschenwohnungen verscheucht; auch ist er weniger stark und gefährlich, als der südamerikanische. Häufiger als der gemeine braune Bär, als lästiges Raubthier erscheint der Waschbär. Dachs und Vielfraß sind selten; aber Ottern und einige Marderarten, so wie das bekannte Stinkthier richten, im Kleinen, Schaden genug an. — Außer dem Cuguar hat Nordamerika noch einige Katzenarten und Luchse aufzuweisen

Digitized by Google

theils im Norden, theils im Südwesten; an Wölfen und Füchsen — zum Theil mit den europäischen nahe verwandt, ist es nicht arm. Affen fehlen den Vereinigten Staaten gänzlich, wie sie ja auch in Europa nur Eindringlinge sind.

Nur noch wenige Worte über den Menschen. Nordamerika war in unbekannten Zeiten von Stämmen bewohnt, welche, wie mannichfache Ueberbleibsel zeigen, den jetzigen Indianern an Entwicklung weit überlegen waren. Daß es dieselben gewesen seyen, welche nachher in Mexiko und Peru emporblühten, vermuthen Manche. Die von den Europäern hier vorgefundenen sogenannten Indianer, ein den Mongolen verwandter Stamm, mögen aus Asien herüber gekommen seyn. Sie haben einen gewissen Grad von Kultur erreicht, kommen aber als Nomaden nicht weiter, und so entscheidet sich ihr Schicksal. Nur zu wahrscheinlich ist es, daß sie, geschehe es auf gewaltsamem, geschehe es auf gelinderem Wege, durch das Fortschreiten der Bildung und Kultur bei den kaukasischen Völkerstämmen, von diesen allmählich aufgelöst und absorbirt, oder gar von ihnen verdrängt und vernichtet werden. Daß sie der Bildung unfähig seyen, ist unwahr: Beweise genug haben sie vom Gegentheile geliefert; eben so aber auch davon, daß eine sehr lange Zeit vergehen muß, bis diejenigen, welche sich endlich einem seßhaften Leben ergeben haben, auch in der Kultur Fortschritte im Ganzen machen.

Europäer und ihre Nachkommen sind es, welche jetzt die eigentliche Bevölkerung der Vereinigten Staaten ausmachen. Sie sind hier, auf den jungfräulichen Boden verpflanzt, kräftig und eigenthümlich aufgeblüht. Macht und physisches Gedeihen ist ihnen geworden, und so wird im Laufe der Entwicklung ihnen auch die höhere, die geistigste Seite europäischer Kultur in eigener, neuer Gestaltung erblühen.

Kampf zwischen einem Bären und einem Panther.

Das englische Taschenbuch Forget Me Not enthält die nachstehende Schilderung eines Kampfes zwischen einem Bären und einem Panther: „Ein großer Bär, der das Lager eines Panthers ausgewittert hatte, überfiel dasselbe in Abwesenheit des Alten und zerriß das Junge. Der Bär, der recht wohl wußte, daß ein solcher Ueberfall und Mord nicht ungeahndet bleiben würde, suchte sich nun gleich einem erfahrnen General den besten Platz zum Schlachtfeld aus. Er setzte über eine tiefe Schlucht in der Nähe von des Panthers Lager, betrachtete das Terrain genau, lehnte sich mit dem Rücken an einen schützenden Felsen, so daß sein Feind ihm nur von vorne beikommen konnte, und erwartete, auf den Hinterfüßen sitzend, den Angriff. Kaum hatte er sich in Vertheidigungsstand gesetzt, als er auch schon das Geschrei des wüthenden Panthers hörte, der am jenseitigen Rande der Schlucht zum Vorschein kam. Seine Augen sprühten Flammen auf den gegenübersitzenden Feind, Braun aber, der nichts fürchtete, blickte stolz herüber. Wüthend vor Zorn nahm der Panther seinen Anlauf und wagte den genau berechneten Satz auf den Bären, der ihn aber mit einem so furchtbaren Schlag seiner gewaltigen Tatze empfing, daß er in die Schlucht zurückstürzte. Braun behauptete seine Stellung, doch mit Verlust eines Auges. Der Panther raffte sich wieder auf, wagte einen neuen Sprung, wurde aber auf dieselbe Weise empfangen. Angriff und Vertheidigung ward unter furchtbarem Geschrei noch eine Zeit lang fortgesetzt, bis es dem Panther endlich gelang, seine Klauen so tief in den Leib des Bären zu schlagen, daß vor entschiedenem Kampf an keine Trennung der Feinde mehr zu denken war. Beide hielten sich kräftig umarmt, Blut floß in Strömen, und ein Rachen hatte sich in den andern verbissen, während die scharfen Klauen die Weichen zerfleischten. Endlich verlor der Bär das Gleichgewicht und beide Kämpfer rollten in die Schlucht hinab, wo der Kampf wohl noch eine Stunde fortdauerte. Als Alles still war, fand der Jäger, welcher der Scene von ferne zugesehen hatte, beide Ungeheuer todt in Umarmung verschlungen liegen.

Chronik der Reisen.

Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

1. Reise nach Lahur.

(Fortsetzung.)

Von Bareilly gingen die Reisenden auf der gewöhnlichen Straße nach einem Ort Namens Bumori, am Fuß der Kemaun-Gebirge, wo ihnen Herr Traill, der Kommissär von Kemaun, eine hinreichende Anzahl Träger verschaffte, um ihre werthvollsten Artikel nach Almora zu bringen. Mit Einhaltung der gewöhnlichen Stationen gingen sie von Bamori a) nach Bhimtal b) in den Gebirgen, wo sich ein großer und schöner See befindet, und von da nach Ramghur, c) Piura d) und Almora. e) Hier verweilten sie nur einen Tag; Herr Traill versah sie mit Trägern, und schickte Befehle an die verschiedenen eingebornen Einwohner, den Reisenden Träger und Lebensmittel zu liefern. Sie erhielten auch noch eine Sicherheitswache von zwölf Gorkiah-Soldaten, und der Kommissariatsbeamte stellte 60 der Regierung gehörige Maulthiere für das Gepäck zu ihrer Verfügung.

Zu ihrer persönlichen Bequemlichkeit nahmen sie sechs starke Pferde und vier Maulthiere von der Ebene mit, auf denen sie bequem bis nach Almora ritten, wohin eine gut unterhaltene Straße führt. Ferner nahmen sie noch sechs Elephanten und 10 der Regierung gehörige Kamele mit, von denen fünf auf der Reise starben; die übrigen wurden nach Bareilly zurückgeschickt. Die Pferde und Maulthiere zum Reiten gingen mit den Reisenden bis nach Dschotschi Math, f) welches sie in 12 Tagen erreichten, den Aufenthalt mitgerechnet, welchen ihnen die Krankheit des Herrn Trebeck verursachte, der von vier Männern in einem Dundi oder einer an einer Stange befestigten Hängematte getragen werden mußte. Unweit Pipulkoti verloren sie beim Ersteigen des Gebirgs ein Pferd, und eines der Maulthiere zum Reiten, welche linker Hand in einen Abgrund stürzten und zerschmettert wurden.

Zu Pipalkoti verwundete Herr Moorcroft einen großen Bären, der in die Kornfelder herabgekommen war, mit einer Kugel in den Fuß. Das wüthende Thier stürzte auf Gholam Heider Khan, der sich unter ihm im Fluß badete, aber doch die Geistesgegenwart hatte, seinen Feind mit einem Herrn Trebeck gehörigen Säbel zu erlegen.

Zu Dschotschi Math war Herr Moorcroft des tiefen Schnees wegen genöthigt Halt zu machen. Der Niti-Paß war, wie die dort wohnenden Bhutiahs versicherten, ganz verschneit, und diese selbst waren deßwegen auch mit ihren Familien und Heerden nach Tapoban g) herabgekommen. In Dschotschi Math mußten die Reisenden den ganzen Winter verweilen. Sie nahmen Quartier in dem Hause des vormaligen Rawal oder Oberpriesters des Tempels von Budrinath. Hier stieß der Mineralog, Herr

Digitized by Google

Lubiow, zu ihnen. Sie wurden für sich und ihre Thiere reichlich mit dem nöthigen Unterhalt versehen, und vertrieben sich die Zeit mit Ausflügen, auf denen sie jene schönen Pfauen, Munals genannt, und schwarze und rothe Rebhühner schossen. Bei diesen Jagden mußten sie das Gebirge ersteigen, um auf eine schöne große mit Cedern, Cypressen, Eiben, Stechpalmen, Eichen, Wallnuß-, Haselnuß- und Roßkastanienbäumen besetzte Ebene zu gelangen. Der Boden war mit weichem an manchen Stellen achtzehn Zoll tiefem Schnee bedeckt. Während ihres Aufenthalts an obgenanntem Orte brach ein großer schwarzer Bär eines Nachts in ein Haus, indem er eine Steinplatte lodriß, und brachte eine Kuh um. Die Bewohner des Hauses erhoben einen gewaltigen Lärm, schlossen den Bären im Haus ein, richteten die Steinplatte wieder auf, befestigten sie von Außen mit Pfählen, und schossen dann den Bären durch ein Luftloch mit einer Luntenflinte todt. Er war sehr fett, und Gholam Heider Khan nahm das Fell und einen großen Theil des Schmeers für sich.

Herr Moorcroft war entzückt über das Klima von Dschotschi Math, und schlug vor, ein Haus zu bauen, einen großen Garten anzulegen, und Kaschmirweber hineinzusetzen, um Shawls u. s. w. zu verfertigen.

Nach gehaltener Berathung und da sich den Reisenden die Aussicht eröffnete, daß sie bis Mitte Junius in Dschotschi Math würden bleiben müssen, wenn sie warten wollten, bis der Niti-Paß h) frei würde, gaben sie ihren Reiseplan gänzlich auf, besonders da auch die Bhutiahs große Einwendungen gegen diesen Weg erhoben, und versicherten, daß die chinesischen Tataren die Reisenden nicht passiren lassen oder sie vielleicht gar als Gefangene zurückhalten würden, wenn sie über den Himalaya auf deren Gebiet gehen wollten.

Da der Schnee gefroren war, so verließen die Reisenden Dschotschi Math Anfangs Februar; ihr Gepäck wurde durch Träger fortgeschafft, denn die Maulthiere der Kompagnie waren gleich nach ihrer Ankunft in dem eben genannten Orte zurückgeschickt worden. Es war dieß eine sehr kostspielige Reise, denn sie brauchten mehr als 500 Träger, von denen jeder zwei Annas täglich, oder ⅛ Rupie, erhielt. Nach acht Tagen erreichten die Reisenden Sirrinagor auf der Straße von Pipalkoti; ihr Weg führte sie rechter Hand am Fluß Alaknandra hin, dessen Lauf sie verfolgten. Da Herr Lubiow sich sehr hart gegen die Eingebornen benahm, so hatte er deßhalb Verdruß mit Herrn Moorcroft, und trennte sich zu Sirrinagor, i) der Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens, von der Reisegesellschaft. Der Weg war schlecht, und man verlor abermals ein Pferd und ein Maulthier; das eine stürzte in den Fluß und das andere in einen Abgrund. Zu Sirrinagor gingen die Reisenden auf das rechte Ufer des Flusses hinüber; die Thiere schwammen, die Menschen aber setzten auf einer Dschula oder an Seilen hängenden Brücke über. Nach zwei Tagen kamen die Reisenden nach Tira; j) hier hatten sie eine Zusammenkunft mit dem Radscha Schindarschan Saah, einem Sohn des Radscha von Sirrinagor, der, für sein Land fechtend, von den Gorkiahs im Dun getödtet wurde; die britische Regierung hatte dem Sohn die Hälfte von dem Gebiet des Vaters zurückgegeben, nachdem die Gorkiahs von ihr daraus vertrieben worden waren. Der Radscha gab den Reisenden ein Ziafet, und beschenkte Herrn Moorcroft noch mit einem Gebirgsklepper, Tangnu genannt, der ihm dagegen ein Stück feines Tuch von drei Yards verehrte; als Gholam Heider Khan dieses Geschenk überbrachte, erhielt er vom Radscha zehn Rupien. Von Tira aus gingen die Reisenden abermals auf einer hängenden Brücke über den Fluß Bilhung, und verfolgten drei Tage lang dieselbe Straße, auf welcher die Herren Hearsey, Raper und Webb im Jahre 1808 in die Gebirge gegangen waren, und stiegen dann in das Thal des Dhun hinab, von welchem Gurudwarrah k) die Hauptstadt ist. In diesem herrlichen Thal verweilte man nur einen Tag, da Kapitän Young, der ein Korps Gorkiahs im Dienst der Kompagnie befehligte, mit demselben nach Hurdwar l) als Schutzwache für die dortige Messe abgegangen war. Zwischen Ganschar Dhara und Gurudwara fingen die Reisenden einen großen Hirsch, dem die Augen von einem großen Falken, Byri genannt, ausgehackt worden waren. Auf der dritten Tagereise von Gurudwarra aus gingen sie in Booten über den Dschemna, und drei Tage später erreichten sie Nahun. So weit kamen die Reisenden ohne Unfall. Von Nahun gingen sie nach einem Ort, Kammal Walah genannt, und hier stießen sie auf viele Verzögerungen, die dadurch herbeigeführt wurden, daß Lieutenant Roß ihnen die nöthige Unterstützung versagte. Die Reisenden sahen sich hier genöthigt ihre Träger zu entlassen und Ochsen zum Transport ihres Gepäcks zu miethen. An dem genannten Ort stieß Hafiz Fazil Khan, den man von Dschotschi Math aus zurückgeschickt hatte, mit mehrern werthvollen Waaren, Musselinen, Zigen u. s. w., die in Fatihgarh zurückgeblieben waren, wieder zur Gesellschaft. Von Kammal Walah aus kam man nach Ramgurh, einem kleinen Fort in der Ebene; hier brachte man die Nacht in einem kleinen Mangogarten zu. Am nächsten Tage wurde Pindschur erreicht, in dessen Nähe sich die Ruinen eines vormals sehr schönen Gartens, Schalimaar m) genannt, befinden. Nach zweitägiger Reise von hier aus kam man nach Nalagarh. Bis hieher war der Weg eben, doch nun war man genöthigt die gemietheten Ochsen zu entlassen und abermals zu Trägern seine Zuflucht zu nehmen, um das Gepäck nach Rannagor hinaufschaffen zu lassen. Nach zwei Tagen kamen die Reisenden nach Bilaspur, einer kleinen von Stein und Erde erbauten Stadt am Ufer des Setledsch. Hier befindet sich ein dem Radscha von Bilaspur gehöriger Palast; die Reisenden waren genöthigt an diesem Ort drei Tage auf frische Träger zu warten. Sie setzten dann auf großen aufgeblasenen Ochsenhäuten, von denen je zwei zusammengebunden ein Floß bildeten, über den Fluß. Die Strömung desselben ist sehr reißend, und der Strom über 150 Schritte breit. Am jenseitigen Ufer mußte man Halt machen; da die Ueberfahrt viele Zeit wegnahm, so gab Herr Moorcroft den Derraye oder Fährleuten zehn Rupien für ihre Mühe. Von hier aus führte der Weg nach Sukhait bald auf-, bald abwärts, und längs einem kleinen Fluß, dessen Bett stellenweise trocken lag.

Da Sukhait am rechten Ufer des Setledsch liegt, so befindet es sich außer dem Bereich der britischen Gerichtsbarkeit, deren Gränze jetzt der Setledsch bildet. Sukhait ist ein kleines Dorf, von dem jedoch ein Radscha den Namen führt, der Raubschit Sing einspflichtig ist und ihm jährlich einen gewissen Tribut in Geld entrichten muß. Die Reisenden waren ungefähr noch drei Meilen von Sukhait entfernt, als mehrere Reiter und Fußsoldaten, mit Luntenflinten bewaffnet, auf sie zu kamen und ihnen die Pässe abforderten. Die Träger verliefen sich während dieses Aufenthalts, und die Reisenden waren gezwungen zu warten, wo sie sich befanden, bis der Radscha einen Mann abgeschickt hatte, um die nöthigen Träger zu entbieten, welche das Gepäck in ein Dorf brachten, in welchem man vier Tage verweilen mußte, während welcher Zeit Herr Moorcroft den Hafiz Fazil Khan an den Radscha schickte, der den Reisenden nicht gestatten wollte, ohne Erlaubniß Raubschit Sings nach Kulu zu gehen. Herr Moorcroft entschloß sich demnach selbst nach Lahor zu reisen und dem Maharadscha seine Pässe zu überreichen. Herr Trebeck, Herr Guthrie und Hafiz Fazil Khan blieben bei dem Gepäck zurück.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 343. 9 December 1835.

Orientalische Literatur in Paris.

Paris, den 16 November.

Man hätte glauben sollen, daß der Tod aller berühmten Orientalisten in Paris, wie Remusat, Saint Martin, Chezy, Champollion, Klaproth, dem Studium der orientalischen Literatur hier einen Todesstoß gegeben haben würde. Allein die Impulsion war Einmal gegeben, die Reihen füllen sich schnell wieder auf, die Materialien strömen von allen Seiten zu, und die Masse der angekündigten und erscheinenden Werke ist vielleicht größer als je. Die königliche Bibliothek hat im Laufe der zwei letzten Jahre nur an arabischen Handschriften nahe an 2000 Bände gekauft, ihre sehr mittelmäßige Sammlung indischer Manuscripte ist durch den Ankauf der Sammlung von Duclerc etwas verbessert worden; sie besaß fast gar keine tübetanischen Werke, aber die asiatische Gesellschaft hat ihr die große Sammlung des Kahgyur in 100 Folianten geschenkt, welche ein fast vollständiges Corpus der tübetanisch-buddhistischen Literatur enthalten. Sie ist überdieß im Begriff, die reiche tübetanische und mongolische Sammlung des Baron Schilling zu kaufen, welche 250 Bände enthält. Ihre Münzsammlung ist durch 400 baktrische und indoscythische Münzen, welche der General Ventura in Afghanistan gefunden hatte, zur reichsten in Europa in diesem Fache gemacht worden. Die große Sammlung orientalischer Historiker, welche die Regierung seit Jahren angekündigt hatte, wird endlich ausgeführt werden, alle Vorarbeiten sind beendigt, und vor dem Ende des Jahres werden die ersten Lieferungen der Geschichte der Mongolen von Raschideddin, der Sprüchwörter von Meidani, und des Buchs der Könige von Firdusi erscheinen. Die asiatische Gesellschaft hat den Druck des Textes und die Uebersetzung der Sanskritchronik von Caschmir, von Kapitän Troyer, dekretirt, und dieses wichtige Werk wird im Verlauf des nächsten Jahres beendigt werden. Der arabische Text der Geographie von Abulfeda, welchen die Gesellschaft herausgibt, wird in derselben Zeit erscheinen. Die Tagebücher der Reise von Schulz sind ebenfalls im Druck, und werden mit 60 Foliоplatten von Inschriften in Keilschrift begleitet werden. Ein irländischer Orientalist, Mac Gackin of Slane, kündigt eine Sammlung der noch unbekannten alten arabischen Gedichte an, deren erste Lieferung die Gedichte von Amrulkais enthalten wird; sie ist mit einer lateinischen Uebersetzung und einem Kommentar versehen. Der Druck der französischen Uebersetzung der Chronik von Tabari ist beendigt, und sie wird in wenigen Wochen erscheinen. Der dritte Theil der Halbparaphrase, Halbübersetzung des Harivansa, eine Art Fortsetzung des Ramayana, ist vollendet. Klaproth ist gestorben, ehe er die von ihm angefangene georgische Grammatik zu Ende gebracht hat, die acht ersten Bogen sind gedruckt, es ist aber ungewiß, ob das Buch vervollständigt werden wird, indessen ist eine andere von Brosset in Lithographie erschienen. Man hat in dem Nachlaß von Klaproth eine Menge von Papieren von Remusat gefunden, namentlich das Manuscript des zweiten Bandes der tatarischen Forschungen, zu dem schon die Kupfertafeln gestochen sind, eben so ein bedeutendes geographisches Memoire über die Reisen der Buddhisten von China nach Indien. Die Uebersetzung der ältesten dieser Reisen, welche Remusat vor seinem Tode vollendet hatte, ist auf Kosten der Regierung gedruckt worden. Die Noten zu den letzten Kapiteln sind von Klaproth, nur das allerletzte ist ohne Kommentar geblieben. Es ist eines der interessantesten Werke, die seit langer Zeit erschienen sind, und wird über die Geographie von Indien und den umgränzenden Ländern, und über den Zustand des Buddhismus in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein unerwartetes Licht verbreiten. Die Biographie von Remusat von der Hand von Silvestre de Sacy bildet den Eingang zu dem Werke. Die nachgelassenen Werke von Saint Martin werden von Lajard herausgegeben: sie werden acht Bände bilden, von denen der erste fast ganz gedruckt ist. Loiseleur des Longchamps kündigt eine Oktavausgabe des Amarakoscha an, mit einer französischen Uebersetzung der klassischen Arbeit von Colebrooke über dieses wichtige Buch. Pauthier hat eine Ausgabe der moralischen Bücher der Chinesen angefangen, deren erste Lieferung der Tahio bildet, der chinesische Text ist mit neugeschnittenen Lettern von großer Eleganz gedruckt. Julien hat das Buch der Strafen und Belohnungen mit einem ausführlichen Kommentar, der 600 Anekdoten enthält, die sich auf die Lehren dieses Katechismus beziehen, herausgegeben; er verspricht eine Uebersetzung des Liki, d. h. des Buchs der Ceremonien. Et. Quatremère wird eine Uebersetzung der Beschreibung von Aegypten durch Makrizi herausgeben, die ein großes Bedürfniß für die Geschichte der Araber ist. Reinaud druckt ein sehr ausführliches Memoire über die Einfälle der

Digitized by Google

Araber im südlichen Frankreich, worin er von dem Einfluß der Berbern auf die arabische Herrschaft in Spanien handelt. Die Eroberung von Algier hat überhaupt die Aufmerksamkeit auf die Berbern gelenkt, der Kriegsminister läßt ein ausführliches Wörterbuch ihrer Sprache drucken, und die königliche Bibliothek hat eine große Masse von Büchern in Berberdialekt, mit arabischer Schrift geschrieben, gekauft. Man hätte kaum glauben sollen, daß diese barbarischen Stämme irgend eine Literatur besitzen, aber der Inhalt dieser Bücher ist noch ein verschlossener Buchstabe.

Man hat in den Papieren von Klaproth das Manuscript seiner Geographie von China gefunden, er hatte sie vor sieben Jahren in England angekündigt, aber seit dieser Zeit hatte man nichts mehr davon gehört. Es ist sehr zu wünschen, daß die Handschrift dieser großen Arbeit sich in einem Zustande befinde, welcher es möglich macht, sie herauszugeben. Man sieht aus dieser Liste, daß sich die Thätigkeit der orientalischen Literatur beinahe gänzlich auf die Herausgabe historischer Materialien beschränkt, man hört wenig von Systemen über Geschichte, Philosophie und Mythologie des Orients, und selbst Monographien über einzelne Punkte sind selten. Man fühlt, daß die bearbeiteten und zugänglichen Materialien weit unter dem Bedürfniß des Historikers stehen, und hat sich bequemt seinen Nachfolgern vorzuarbeiten, und ihnen die Ehre der Verarbeitung zu überlassen. Es ist die Folge der Reaktion, welche auf das theoretische Fieber folgen mußte, das Sir William Jones, Wilford u. a. erregt hatten, und das sich gegenwärtig noch kaum in den wilden Träumen von Kennedy und einigen andern zeigt, ohne jedoch Aufsehen oder Diskussion zu erregen. Es sind einige Werke über die allgemeine Geschichte des Orients erschienen, wie das von Arbanère über orientalische und griechische Geschichte, ein anonymes Werk de l'Asie in vier Bänden, aber weder die Kenntnisse der Verfasser, noch ihr historischer Takt haben ihre Unternehmungen gerechtfertigt, und diese Werke sind ungelesen und unbeachtet vorübergegangen. Die gegenwärtige Epoche ausschließender Beschäftigung mit der Bekanntmachung der Quellen wird ohne Zweifel noch lange dauern, um dann wahrscheinlich einer neuen Mode von Theorien Platz zu machen.

Englische Branntwein-Sünden.

(Fortsetzung.)

Allein ungeachtet der gewiß richtigen Voraussetzung, daß ein gutes Schulwesen in England eine größere Sittlichkeit der niedern Klassen zur Folge haben, und namentlich die jetzt grassirende Trunksucht nach und nach verbannen, Die kleiden würde, die jetzt in Lumpen vor den Schnapsläden liegen, und zu ruhigen, ordentlichen Bürgern Die machen würde, die jetzt nur an Faustkämpfen Freude finden, und sich am wohlsten fühlen im Schlamme der Erniedrigung; das muß ebenfalls zugestanden werden, daß dieses Mittel, dem weit verbreiteten Uebel zu steuern, ein langsames und fernliegendes ist, während das Uebel selbst der möglichst schnellen Heilung bedarf. Hier also, wenn irgend je, muß die Gesetzgebung einschreiten, muß mit ihrer Macht den Wipfel, mit ihrer Klugheit die Wurzeln des Baumes spalten, dessen Früchte das Mark des Landes vergiften, und in dessen Schatten neben Hunderten von Galgen und Tausenden von Gräbern sich nur einzelne Paläste erheben. Und zu diesem, von der Nothwendigkeit herrisch gebotenen Akte der Gerechtigkeit sind die britischen Gesetzgeber dringend verpflichtet, nicht bloß, weil sie ihn über die Gebühr lange verzögert, sondern auch, weil sie wesentlich dazu beigetragen haben, das Uebel zu vergrößern. Kein Land ist so mit indirekten Abgaben belastet wie England, denn keines hat eine gleich kolossale Schuld zu verzinsen. Indeß hat England seit dem allgemeinen Friedensschlusse seine Nationalschuld nicht vermehrt, und die seit jener Zeit, und namentlich in den letzten Jahren unter der Whig-Administration, abgenommenen Steuern erreichen fast den Betrag der gesammten Einkünfte der preußischen Monarchie. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß bei der gegebenen Möglichkeit von Steuer-Erlassen die untere, d. h. die ärmere Volksklasse zuvörderst Berücksichtigung verdiene, ermäßigte man die bis dahin schweren Abgaben einiger der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wie z. B. des Salzes. Es war jedoch unstreitig ein Mißgriff, daß man, anstatt Hand an die Korngesetze zu legen, und dem Volke auf Kosten einer habsüchtigen Aristokratie wohlfeiles Brod zu geben, den Branntwein zu den unumgänglichsten Erfordernissen des Lebens zählte, und die darauf ruhende Taxe um ein Bedeutendes verminderte. Hiedurch wurde der Trinklust der untern Klassen die Thür zur vollsten Befriedigung geöffnet, und es ist erwiesene Thatsache, daß die Thür zum Thor erweitert worden ist. Aus Papieren, welche in dieser Beziehung vors Parlament gekommen sind, ergibt sich, — um nur bei London stehen zu bleiben, — daß vierzehn der beliebtesten dasigen Branntweinläden wöchentlich im Durschschnitt von 142,453 Männern, von 108,593 Weibern und von 48,391 Kindern, mithin wöchentlich von 269,136 Individuen besucht werden, und daß die Zahl der Verkaufsorte geistiger Getränke die der Bäcker, Fleischhauer und Fischhändler, alle drei zusammen genommen, übersteigt. Bedarf es eines andern Beweises für den ungeheuern Branntweinvertrieb! Die Folgen desselben lassen sich leicht errathen und begreifen; doch muß man in London leben, Londons Straßen durchgehen, und mit den Oertlichkeiten der Stadt sich vertraut machen, um all das Scheußliche wahr zu finden. Die Besorgniß, bei einem eigenen Gemälde der Uebertreibung beschuldigt zu werden, veranlaßt mich, eine betreffende Stelle aus einem Buche einzutragen, welches unter dem Titel: Mephistopheles in England, or, the Confessions of a Prime Minister, vor einigen Monaten die hiesige Presse verließ, viel Aufsehen erregt hat und aus Gründen, die schon der Titel andeutet, schwerlich eine deutsche Uebersetzung seines ganzen Inhalts erleben dürfte. Mehrere darin befindliche Zeichnungen sind unstreitig, wenn auch nicht falsch, doch etwas zu grell; allein dieser Vorwurf trifft, meines Erachtens, die nachfolgende nicht. Zur Erklärung der beiden, redend eingeführten Personen bemerke ich, daß die eine der verkleidete Mephistopheles, die andere ein junger Engländer ist.

„Wir ritten schweigend eine Zeit lang weiter. Bald kamen wir vor ein Haus, dessen Fronte mit Säulen der korinthischen Ordnung in aller ihrer architektonischen Pracht geschmückt war.

Digitized by Google

Außerdem zeigte eine große, an einem in der Höhe vorspringenden Theile des Gebäudes angebeachte Uhr, die des Nachts eeleuchtet wird, auf eine besonders bemerkbaee Aet Stunde und Minute, und eine Laterne von ungeheurem Durchmesser und veeschwenderisch verziert, hing über dem Eingange. Ein Haufe niedeigen Volks stand bei dee Thüee. „Da haben Sie eines der vielen Beispiele von Pennluft," sagte mein Gefähete, „welche in dieser Meteopole den untern Klassen eigen ist. Das Haus hier ist ein Branntweinladen. Während der Reiche in einem der glänzenden Gemächee seines fürstlichen Clubs seinen Rothwein schlürft, teinkt der Arme seinen Schnapps in einem Zimmee, dessen Einrichtung mehrere tausend Pfund kostet. Die Verfeinerung und der Luxus haben nach allen Seiten hin so eeißend um sich gegeiffen, daß der Bettler, dee den Kreuzweg kehrt, es gemein findet, eine gewöhnliche Teinkstube zu besuchen. Also geht er in den Branntweinpalast und beteinkt sich da, wie sichs gebührt, in aller Form." — „Abee ich kann nicht begeeifen," bemerkte ich, „wie die Liefeeanten dieses Lieblingstranks bei so enoemem Aufwande den geringsten Gewinn erübrigen können." „Sie realisiren in wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen," erwiderte der andere. „Aber ich will Ihnen sagen, wie sie das anfangen. In einem abgelegenen Theile dee Stadt werden auf bis dahin unbenutztem Grund und Boden mehrere kleine Häusee erbaut. Kaum ist eines deeselben feetig, so kauft es ein Branntweinschenk, eichtet daselbst eine kleine Brennerei ein und fabeiciet nun heimlichee Weise eine ungeheure Masse veebotenen Spiritus, den seine Helfershelfee bei nächtlicher Weile in den Branntweinpalast schaffen. Indem er auf solche Art den König um die Steuer betrügt, kann er wohlfeiler als andere veekaufen, die in dieser Beziehung ehrlicher sind. Diese kaufen den rohen Spieitus von dem Brennee, und bezahlen eichtige Steuer. Dann verfälschen sie aber das Getränk übee die Hälfte mit den giftigsten Ingredienzien, betrügen also den König nicht, sie verzisten bloß des Königs Unterthanen. Der Mann, der den Branntwein eefand, verdient den Keanz der Unsteeblichkeit, und ich will ganz bestimmt dafüe sorgen, daß er ihn empfängt, obgleich nicht in diesee Welt. Das Schießpulvee hat nicht halb die Wirkung dieses beeauschenden Getränks, dee Dampf ist mit seiner Kraft gar nicht zu veegleichen. Betrachten sie nur Einmal einen professionirten Schnappstrinker. Ee ist ein Mann, der sich auszeichnet, ein Mensch, den man überall kennt. Er hat ein Leichengesicht, abee er ist wohl genährt. Er ist mit Lumpen bedeckt und fühlt sich doch gemächlich bekleidet. Er ist ein höchst erbarmenswerthee Wicht, aber für fünf Pfennige kann er sich stets selig trinken. Schnapps ist für ihn Speise, Kleidung und Seligkeit. So lange er ein Kupfeestück in seiner Tasche und den Weg zum Munde findet, ersetzt der Beanntwein ihm jeden Mangel. Und wie lebt er? Aus unruhigem Schlafe eehebt er sich des Morgens, und eilt dann, so schnell er immee kann, in den Branntweinpalast. Da findet ee eine Rotte Unglücklichee, die gleich ihm voe Begierde zitteen, sich zu seliger Veegessenheit ihres gegenseitigen Elends zu beranschen. Um sie hängen alle Zeichen schmutzigee Armuth. Der Eine scheint mit Krankheit vertraut, dem Andern der Tod nahe zu seyn. Ihre Wangen sind gelb, ihee Lippen ohne Farbe, ihre Augen eingefallen, und in ihren Blicken drückt sich Schwäche, Hinterlist und Sinnlichkeit aus. Dennoch sind sie außerordentlich glücklich, taumeln in Lust und Wonne. Die betrunkene Mutter gießt Branntwein in den Mund ihees betrunkenen Kindes, und schwört mit seltener Geläufigkeit gräßliche Flüche, weil das Kind mehr von ihrem Lieblingstranke verschluckt hat, als sie ihm geben wollte. Der trauernde Kohlenträger, mit dem Fetzen vergelbten Krepps um den schmierigen Hut, dessen liebenswürdige Gattin sich letzte Woche zu Tode getrunken, traktirt seinen hoffnungsvollen Sohn, einen Armenhausknaben, mit einem schweppenden Glase seines einzigen Labsals, und während er, den Tod seines theuern Weibes bejammernd, mühsam sich aufrecht zu erhalten sucht, ermahnt er den taumelnden Jungen, sich „nie eines auf die Jacke zu schießen." Die ehrliche Aepfelhökerin dort an der Ecke, die alle Laufjungen der Nachbaeschaft in der Kunst unterweist, ihre Herren zu bestehlen, verwünscht des Doktors Arzneizeug und preist den Beanntwein. Die irländische Speotten-Ausruferin liebäugelt für ein Glas Schnapps mit dem Maueegesellen, und der rothköpfige Herr hier eegalirt seine schielende Zauberin mit einem zweiten Gläschen. Mit dem Rücken gegen den Schenktisch, in einem schwarzen Rocke, der, wo er nicht zerrissen ist, jeden Faden sehen läßt, ohne Hemd auf seinem Leibe, ohne Sohle auf seinem Schuh und den Kopf seines Hutes dergestalt verbogen, daß ee einem Hute gar nicht ähnlich sieht, lehnt ein Mann, der bessere Tage gesehen hat. Noch vor wenigen Jahren war es der geachtete Inhaber eines bedeutenden Kaufgeschäfts. Sein unersättlicher Durst hat ihn in die Lage veesetzt, in welcher er sich gegenwäetig befindet. Er hat das geputzte Schankmädchen, das eben eine alte, auf Krücken gehende Frau wegen ihres heftigen Fluchens auszankt,— er hat das Mädchen gefragt, ob es ihm für 8 Pfennige Beanntwein bis auf den Abend kreditieen wolle, indem er sich „bei Seel und Seligkeit" vermessen, daß er die Schuld richtig bezahlen werde. Aber das Mädchen hat ihm mürrisch den Kredit verweigert, und er überlegt nun, ob er seiner elenden Existenz mit dem Steicke oder im Wasse ein Ende machen soll. Er kann ja nicht leben ohne Beanntwein. Mit solchen und fünfzig andern, ihnen ähnlichen Geschöpfen nimmt der routinirte Schnappstrinker seinen Morgenschluck zu sich. Vierzigmale im Laufe des Tages wiederholt er seinen Besuch im Branntweinpalaste und jedesmal findet er ihn mit ähnlicher Gesellschaft angefüllt. Wird endlich dee Tempel seinee Anbetung geschlossen, so schwankt er auf den Straßen umher, sich ein Lager für die Nacht zu suchen. Vielleicht findet er es in einem Wachhause, vielleicht in einem Keller, wahrscheinlich auf einer Thürschwelle und am allerunwahrscheinlichsten in einem Bette. Ein ächter Branntweinbruder weiß nichts von den Bedürfnissen seiner nüchternen Brüder. Er beaucht nur Eins, und das ist Beanntwein. Am nächsten Morgen erwacht ee, um genau denselben Weg zu gehen, den er gestern gegangen ist, und so geht er fort und fort, bis ein anderee seine Stelle einnimmt. Sein Leben kennt keinen Wechsel, es bleibt sich reizend gleich, — ist Branntwein von Anfang bis zum Ende."

(Schluß folgt.)

Alterthümer bei Bavai.

Seit geraumer Zeit haben die Nachgrabungen bei dieser alten Stadt der Nervier keine besondern Resultate geliefert, kürzlich aber fand man auf einer Wiese vier Fuß unter dem Boden eine gemauerte und gewölbte Wasserleitung, die innen mit Schutt von Ziegeln, Asche, Kohlen und andern Ueberresten eines alten Brandes angefüllt war. Man begann sie auszuräumen, und fand außer mehrern römischen Medaillen eine kleine gläserne Phiole, die durch die Länge der Zeit opalisirt war, und einen Fisch von 6 Zoll Länge mit der vollkommensten Aehnlichkeit darstellt. Bald darauf entdeckte man auch eine antike goldene Halskette von 14 bis 16 Zoll Länge, in welche zwischen zierlich gearbeiteten Kettengliedern Granaten eingesetzt sind, welche die Form doppelter stark abgeschnittener Kegel haben. Die römischen Ketten sind sehr selten in den Antiquariensammlungen: es gibt ihrer zwei Arten: torques und monile. Die erstere wurde von Männern getragen, und oft als Belohnung für tapfere Thaten verliehen; die andere war ein Damenschmuck, und meist wurden kostbare Steine zwischen dem Golde eingefügt. Die hier aufgefundene Kette ist von der letztern Art, sehr zierlich gearbeitet, offenbar noch aus der bessern Zeit des römischen Reichs. Ein Hakenschloß vereinigt die beiden Enden der Kette; 70 kleine Granaten sind durch Kettenglieder in Form einer 8 getrennt; der erste Ring ist angelöthet, der zweite aufgewunden, so daß man die Kette nach Gefallen verlängern und verkürzen konnte. Das Gold ist sehr rein, und der ganze Fund für die Juwelierkunst der Alten äußerst merkwürdig.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

1. Reise nach Lahur.

(Fortsetzung.)

Herr Moorcroft, von Mir Ullah Khan, Gholam Heider Khan und einigen Dienern begleitet, brach am vierten Tage mit einem Hirkara von dem Radscha von Sukhait auf, um bis an die Gränzen dieses Gebiets sicher zu seyn. Von Sukhait erreichte er nach einem Wege von acht Coß einen Ort Namens Setender Ghatti (oder Paß); dann kam er nach dem Dorf Hutti; dann nach Mihalnori, neun Coß. Dieser letztere Ort lag innerhalb der Gränzen des Kangra Radscha, Suntschar Tschand. Von da kam der Reisende zu einem großen Brunnen (Banti); hier begleiteten zwei Sipahis des Radscha Suntschar den Reisenden, um ihn zu beschützen und ihm Lebensmittel zu verschaffen.

Am nächsten Tage kam Herr Moorcroft nach Nadone, Suntschar Tschands Hauptstadt, wo er sich einen Tag aufhielt. Nadone liegt in einer Ebene und bietet eine anmuthige Aussicht; die Häuser sind theils von Steinen, theils von Backsteinen erbaut. Die Stadt scheint schwach bevölkert; der Radscha war nicht anwesend.

Von hier aus verließ der Reisende die Straße nach Lahur, ließ sein Gepäck in Nadone und ging in einem Boote über den Fluß Byas, um den bekannten Ort Dschuala Muki oder die Oeffnungen zu sehen, wo Feuer aus dem Boden emporsteigt. Hier verweilte er zwei Tage, um diesen den Hindus heiligen Ort näher zu untersuchen. Er begab sich nach dem großen Mundir, oder Tempel, und machte den Byragis und Braminen ein Geschenk mit 25 Rupien, wogegen sie ihm gestatteten den innern Raum des Platzes genau zu betrachten. Der großen Menge von Ghi, oder Butter, Früchten und Süßigkeiten wegen, welche von den Gläubigen geopfert werden, sah Alles schwarz und fettig aus; drei kleine bläuliche Flammen stiegen aus einer großen schwarzen Steinplatte auf dem Boden empor; diese Flammen waren etwa sechs Zoll hoch, und hielten einen Zoll im Durchmesser. Herr Moorcroft nahm eine Lampe und hielt sie an einige andere Stellen der Mauer, die sich entzündeten und eine Zeit lang brannten. An einem Ort in der Nähe kochte er etwas von dem Wasser, woraus er eine Art Salz erhielt. Es befindet sich ein guter Bazar mit 60 Läden an dem Ort, in denen viele Zuckerbäcker ihre Waaren feilbieten. Die Leute waren gefällig und höflich. Aurengsib, der Kaiser, wollte diese Flammen auslöschen, und ließ deßhalb Wasser darauf leiten, da aber die Flammen dennoch durchbrachen, so befahl er, sie mit einer dicken eisernen Platte zu bedecken. Allein auch dieß blieb fruchtlos, sie bahnten sich einen andern Ausweg; er gab daher jeden fernern Versuch auf, und schenkte den Platz den Braminen, indem er anerkannte, daß hier irgend eine geheimnißvolle Kraft walten müsse.

Am dritten Tage kehrte der Reisende nach Nadone zurück. Von da kam er nach einem Ort, Radschpur-ke-hatte genannt, einem kleinen Markt mit einigen Läden, in welchen Mehl u. s. w. verkauft wird. Dieß war die Gränze von dem Gebiet des Radscha Suntschar Tschund. An diesem neun Coß von Nadone entfernten Ort machte Herr Moorcroft Halt. Die Coß sind hier kleiner, denn sie halten nicht über 1¼ englische Meilen. Am folgenden Tage kam der Reisende an ein Fort, welches auf einem Hügel liegt und Radschpur genannt wird. Es war mit Soldaten von Randschit Sing besetzt und wurde von einem Sikh Namens Magor Mall befehligt, ohne dessen Erlaubniß die Soldaten Herrn Moorcroft nicht weiter lassen wollten, weil er ein Europäer sey. Er schickte deßhalb seinen Begleiter Izzet Ullah an Magor Mall, der anfangs die Weiterreise nicht gestatten wollte, endlich aber doch einwilligte. Der Reisende zog weiter, und kam an einen sechs Coß entfernten Ort, einen kleinen Bazar, Umbke Hattia genannt. Der Weg führte längs eines kleinen Flusses, an beiden Ufern von Hügeln eingeschlossen, hin; in der Nähe des Bazars stehen einige Mangobäume, von denen der Ort seinen Namen hat. Am nächsten Morgen brach Herr Moorcroft nach einem drei Coß entfernten, Huschiarpur genannten Paß auf, und gelangte, nachdem er sechs Coß an einem stellenweise trocknen Flußbette zurückgelegt hatte, in die Ebene zu der Stadt Huschiarpur Budschwara. Jenseits des Passes, an dem genannten Ort, lebt eine Anzahl muhammedanischer Weber, welche sehr schöne Turbane von Baumwollenzeug und Kattune verfertigen, die sich weich wie Seide anfühlen und sehr wohlfeil sind. Dieser Ort liegt in Randschit Sings Gebiet. Moti Ram Dewan war Vicekönig dieses Platzes, und der Kotwal der Stadt nannte sich Dill Bag Roy. Am nächsten Morgen, als Herr Moorcroft sich zur Abreise anschickte, kamen die Leute des Kotwal und eröffneten ihm, daß er ohne Einwilligung des Moti Ram nicht weiter dürfe. Der Dewan residirte an einem Ort, Phalliar genannt, ungefähr 18 Coß oder zwei Tagereisen von Huschiarpur, und nur 5 oder 6 Meilen von Ludiana entfernt, das am jenseitigen Ufer des Setledsch liegt, und wo sich eine starke Abtheilung britischer Truppen befindet. Phalliar hat ein starkes Fort von Erde aufgeworfen, mehrere Kanonen auf den Bastionen und eine Garnison von Sikhs. Mir Izzet Ullah Khan miethete ein Bahli oder Fuhrwerk von zwei Ochsen gezogen und langte nach zwei Tagen in Phalliar an. Er wartete dem Dewan Moti auf, der ihn anfangs sehr unhöflich empfing, und ihm endlich auftrug, nach Amritsir zu gehen und bei Randschit Sing selbst Erlaubniß einzuholen. Er versah ihn zu dem Ende mit einem Paß und gab ihm einen Mann als Sicherheitswache bis an die Gränze seines Gebiets mit. Mir Izzet Ullah kehrte zu Herrn Moorcroft zurück, und begab sich dann auf dessen Ansuchen zu Randschit Sing.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 344. 10 December 1835.

Das Gouvernement Jeniseisk. *)

Von der Mitte Oktobees bis zu Ende Januars **) zeigt sich die Sonne an der Mündung des Turuchan täglich nur halb am Horizont, wäheend des Junius geht die Sonne nur auf 5 bis 10 Minuten unter, aber vom 10ten bis 16ten sieht man sie immee am Horizont. An der Mündung der Flüsse geht sie den ganzen Junius gar nicht, und im Julius nur wenig unter. An der Mündung der Dudinka beginnt die finstere Zeit mit dem 15 November, und dauert bis zum 7 oder 17 Januar, wo die Sonne gar nicht scheint, vom 9 Mai bis zum 15 Junius aber ist sie prächtig und verläßt den Horizont gae nicht. Der eeste wohlthätige Strahl der Sonne dricht an der Mündung des Turuchan in der Mitte Junius hervor, und dann steigt der Thermometer in drei Tagen von 5° auf 57° Wärme, aber die Erde thaut nur eine Arschine tief auf. Um diese Zeit ist an den Mündungen des Jenisei, der Pjäsida und der Chatanga noch Alles todt, aber im Anfang und namentlich gegen die Mitte Junius werden die Mündungen feei, der dicke Reif löst sich von dem Moose, und hie und da an feuchten Stellen sproßt etwas Grünes hervor. Für die Ufer des Eismeers scheint der Sommer nicht zu passen, er gleicht dem Lächeln eines mit dem Unglück befreundeten Menschen. Kaum zwei Fuß tief unter dem grünen Grase liegt schon das Eis, das, ich möchte sagen, so alt ist als die Welt, wenn die Steinkohlen, deeen Schichten sich unter dem Eise zeigen, auch gleichen Alters mit dieser Cebrinde seyn könnten. Der Jenisei stellt sich bei dee Mündung des Turuchan im Anfang Septembers und geht auf am Ende Mai's, an der Mündung der Dudinka geht er am 10 Junius, und da wo die zahlreichen Inseln beginnen, um den 15 Junius auf: weiter hin gefriert dee Jenisei nicht mehr.

Von der obern Tunguska bis ans Eismeer sieht man eine allmähliche Umgestaltung in den Wirkungen der Naturkräfte, und die Macht derselben zeigt sich nirgends so stark als an der Linie, die, so zu sagen, die Gränze des Pflanzenreichs bildet: man unterscheidet sie an der Mündung des Tuenchan, von der untern Tunguska gegen Osten und gegen Westen in geeader Linie an den Tas.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß am Fuße der sajanischen Gebiege, zwischen der Kette Karlyk-Chan gegen Westen, dem Berg Kampsch Tag gegen Osten und dem Kemtschug gegen Norden, die Luft ihre beiden ersten Bestandtheile in der verhältnißmäßigen Menge und mit denjenigen Beimischungen hat, welche zu einer bessern mildern Atmosphäre unerläßlich sind. Die Feuchtigkeit sammelt sich mehr in den Bergen, und wirkt wohlthätig auf eine weite Strecke Landes, das bis zum Einfall der Angara in den Jenisei hauptsächlich aus Lehmboden besteht, aber bis zur Mündung des Turuchan nimmt das Wasserstoffgas allmählich in solchem Geade zu, daß wenn dieses allein den Pflanzenwuchs begünstigen könnte, an den Gestaden des Eismeeres zahlreiche Heerden von Hornvieh und Pferden ihre Nahrung finden könnten, wie auch wirklich Rennthiere, denen bloßes Moos genügt, dort in Menge weiden.

Es veesteht sich von selbst, daß Nebel hauptsächlich in den Gegenden hausen, die der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, in der Mitte der Berge und auf den Seen, aber hier zeigt sich noch eine andeee Ausdünstung, die man im Winter Kopotj, im Sommer Marew *) nennt. Am heitersten Tage häuft sie sich zwischen der Erde und dem wolkenlosen Himmel an; im Sommer erscheinen die nächsten Gegenstände wie mit einem feinen Gewebe bedeckt. Im Winter ist Alles nebelig und schimmert vor den Augen; auf dreißig Schritte ist es nicht mehr möglich, die Züge eines Menschen zu erkennen. Von den sajanischen Gebirgen bis zur Mündung des Tuenchan ist die Hitze erstickend. Wenn in diesen Tagen die Temperatur der Luft auf 7° Wäeme steigt, dann scheint es so waem, wie im mittleen Rußland bei 12°. Wenn die Kälte im letztern auf 15° steigt, so ist sie steenger als am Jenisei bei 28°.

Dem Fremden erscheint der Sommer hier unvergleichlich angenehm nach dem langen Winter, abee dieser ist hier die Hauptjahrszeit. In größerer Beständigkeit folgt ein heiterer Tag dem andern; dicht liegt der Schnee und bewahrt sorgfältig wie in einem Treibhaus die zarten Erzeugnisse des Pflanzen-

*) Aus der Schrift des ehemaligen Civilgouverneurs von Jeniseisk, Stepanow.

**) Hier ist immer russische Zeitrechnung zu verstehen.

*) Kopotj bedeutet sonst im Russischen den feinen Ruß vom Lichterdampf, Marew ist außerdem nicht gebräuchlich.

Digitized by Google

reichs; seine Schichten liegen manchmal zwei Arschinen hoch, und bilden Mauern auf beiden Seiten des Weges; nur auf den Salzmoräſten und auf den öſtlichen und ſüdlichen Hügeln bedeckt er nur leicht die Weidegründe, und auf den Mooren bleibt er lange nicht liegen, die ewigen Schneeſtürme jagen ihn nach den unabſehlichen Ebenen, entblößen auf der einen Seite das Moos, und häufen auf der andern mächtige Schneemaſſen auf, welche in den Vertiefungen des Bodens ſich anhäufen. In Sibirien heißt jeder heftige Windſtoß ein Buran (Schneeſturm), aber ein Sturm auf den Mooren iſt etwas ganz Anderes; ſie erheben dieſelben zu furchtbaren Eiswellen, gerade wie ein heftiger afrikaniſcher Wind Sandhügel zuſammentreibt, *) und Reiſende werden oft mit Schlitten, Rennthieren oder Hunden verſchlungen. Aber die Schneehügel ſind kein glühender Sand, ſie wärmen, aber brennen nicht, ſie thauen auf unter dem Athem ihrer Opfer, und begraben ſie wenigſtens nicht lebend; übrigens haben die Winde keinen Einfluß auf die Temperatur, denn die Kälte bleibt beim Nord- und Südwind dieſelbe.

In der Umgebung des Kemtſchug ereignen ſich oft ſehr heftige Gewitter: Hagel ſcheint das unerläßliche Zubehör jedes Jahrs, und beinahe jedes Sommermonats, und Regen fällt etwa ein Drittheil weniger als Schnee. Regenbogen, etwa drei- oder viermal im Jahre, bilden im Sommer die einzige Lufterſcheinung, im Winter aber bei hellblauem, reinem Himmel erſcheint oft die Sonne ſchwach in der Mitte matter Kreiſe, öfter noch zeigt ſich der Mond feurig mitten am Himmel, der beſäet iſt mit glänzenden Geſtirnen, zwiſchen denen unaufhörlich nächtliche Feuer glänzend hin und her ſchießen. Ohne Widerſpruch aber iſt das Nordlicht die herrlichſte Erſcheinung, und ſie wird an der Mündung des Turuchan zuerſt ſichtbar. Im J. 1824 war eines der ſchönſten. Um 5 Uhr Nachmittags ſah man unter 64° B. in tiefer Dunkelheit gegen Norden einen weißen Streif, wie den Vorläufer einer Morgenröthe: er dehnte ſich am Horizont aus, und nahm den Oſten und den Weſten ein. Aus ſeiner Mitte brach eine bleiche Flamme hervor, und verbreitete ſich allmählich nach beiden Seiten, wurde nach und nach heller, nahm endlich eine feuerrothe Farbe an, und rollte ſich dann in der Mitte und an beiden Enden gegen Oſten und Weſten in Kegel auf; als jedoch die ſpiralförmige Bewegung der mittleren Kegel aufhörte, als ſie ſich ſcharf von einander ſchieden, und in der Höhe zerfloſſen, bildeten ſie ganz regelmäßige Säulen. Ein Gleiches geſchah dann auch im Oſten und Weſten, die Säulen vereinigten ſich ſchnell in der Mitte, ſo daß die Erſcheinung nur gegen Norden noch ſichtbar war. Sie glühten ſämmtlich in roſigem Feuer, und aus jeder drang eine hellblaue Flamme. Endlich kam die Säulenreihe wieder in Bewegung und vereinte ſich auf einen Haufen, wurde dann ſchwächer und ſchwächer, die oberſte ſpaltete ſich nach allen Seiten, die Säulen bogen ſich im Kreiſe zuſammen, und bildeten eine Krone. Die großartige Erſcheinung nahm gegen Norden die ganze Strecke am Horizont bis zum Zenith ein, verſchwand aber am Ende plötzlich. Die Nordlichter kommen indeß nicht jedes Jahr, ſind manchmal ſehr ſchwach, und ſelten ſo prächtig, wie das eben beſchriebene.

Der klare Himmel des Oſtens iſt ſo ſchön als der Italiens, der letztere hat mehr Glanz, der erſtere mehr Friſche; die Luft ſüdlicherer Länder iſt, beſonders bei der Abendröthe, mit aromatiſchen Düften gefüllt; die Luft an den ſajaniſchen Bergen bis zum Turuchan iſt ſtets dieſelbe; ſchwach, ſehr ſchwach nimmt ſie ſelbſt in den Frühlingstagen den balſamiſchen Duft der Birkenknoſpen in ſich auf; dagegen aber iſt dieſe Reinheit den Quellen förderlich, die aus Kieſelgründen hervorſprudeln. Der Glanz des Sternenhimmels verleiht hier den Nächten eine ungemeine Pracht, und nirgends erſcheint die Sonne in ſolcher Herrlichkeit, wie hier am öſtlichen Horizont.

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieſe Eiswellen führen einen eigenen Namen: sastrugi, was man von den Unebenheiten des Holzes ſagt, ehe der Hobel darüber gekommen iſt.

Engliſche Branntwein-Sünden.

(Schluß.)

Ich wiederhole, daß dieſes Bild nichts weniger als übertrieben iſt, wohl aber hundert- und tauſendfach greller gemalt werden könnte, und doch nicht aufhören würde, wahr zu ſeyn. Man nimmt kein Zeitungsblatt in die Hand, ohne die gräßlichſten Verbrechen als Folgen der Trunkenheit zu erblicken; man geht in London nicht fünf Minuten Wegs, ohne einem taumelnden Manne oder einem betrunkenen Weibe zu begegnen, und mehrere Monate lang, während welcher die Lage meiner Wohnung mich faſt zu jeder Stunde der Nacht an einem Gäßchen vorüberführte, deſſen ſämmtliche Häuſer mit Familien von Handarbeitern beſetzt ſind, gehörte es zu den ſeltenen Ausnahmen, wenn ich nicht Männer und Weiber bunt gemiſcht auf dem Pflaſter liegen, einen betrunkenen Mann ſeine Frau oder eine betrunkene Frau ihren Mann prügeln, nackte Kinder vor Froſt ſchreien, oder die Polizei wegen des erſchallenden Geſchreis: Mord, Mord, in ein Haus brechen ſah, — und alles das, weil der Branntwein wohlfeil iſt. Wöchentlich entſtehen neue Paläſte für neue Schlachtopfer. Und man zweifle nicht an der Richtigkeit des Ausdrucks: Palaſt, womit jene Schankanſtalten jetzt bezeichnet werden. Ihr Aeußeres ſtellt ſie bereits neben die edelſten Gebäude, welche London beſitzt, und der Reichthum ihrer inneren Verzierungen überſteigt jeden Glauben. Mir iſt aus guter Quelle bekannt, daß die innere Einrichtung einer ſolchen, nur von der unterſten Klaſſe beſuchten Schankſtelle dem Eigenthümer vor wenigen Monaten gegen ſechstauſend Pfund Sterling — an vierzigtauſend preußiſche Thaler, gekoſtet hat, und man wird das begreiflich finden, wenn man hört, daß jede Glasſcheibe der ungeheuren Fenſter mit dreihundert, und jeder der fünf aufgehangenen Kronleuchter mit mehr als zweitauſend Thalern bezahlt worden iſt. Mit Recht kann man fragen, wozu dieſe verſchwenderiſche Pracht für die in Lumpen gekleideten Menſchen? — Würden aber wohl die Unternehmer den Aufwand wagen, wenn ſie nicht darin ein ſicheres Zugmittel erkennten? — Und der Erfolg beweiſt die Richtigkeit der Berechnung. In dem Brannt-

Digitized by Google

weingeschäft, von dessen Lokal ich eben sprach, und welches zwar eines der glänzendsten, jedoch keineswegs einzig in seiner Art ist, sind für gewöhnlich acht und Sonnabends, wo der Ausschank wegen des an diesem Tage gezahlt werdenden Lohns am stärksten geht, fünfzehn Gehülfen zu Bedienung der Gäste angestellt, und es ist kein ungefährer Anschlag, sondern wohlbegründete Thatsache, daß die Einnahme an diesem Tage in den Abendstunden von fünf bis eilf für jede Minute sich auf eine Guinee — sieben Thaler sächsisch — beläuft. Bedenkt man nun, daß das Vergläseln des Branntweins in der Regel über hundert Prozent reinen Gewinn gewährt, so begreift sich, daß der Inhaber eines solchen Geschäfts keiner langen Zeit bedarf, sich für seine Auslagen bezahlt zu machen, und daß er nicht Einmal zu der von Mephistopheles erwähnten, seit Herabsetzung der Branntweinsteuer minder einträglichen und bei der Aufmerksamkeit der Accisbedienten und der hohen Geldstrafe mit vieler Gefahr verbundenen Maßregel heimlichen Brennens seine Zuflucht zu nehmen braucht, um, was fast immer der Fall ist, nach einigen Jahren rühriger Thätigkeit sein Geschäft verkaufen, und als Rentier schwelgerisch leben zu können. Bedenkt man aber auch auf der andern Seite, daß die in Branntwein verthanen, jährlich auf Millionen ansteigenden Summen ein Haupttheil des von der ärmsten Klasse mühsam errungenen Verdienstes ist, und daß das Verhältniß des physischen Bedarfs zu dem des muthwilligen Genusses gewiß wie eins zu hundert steht, daß das Uebel immer weiter und tiefer um sich zu greifen droht, und daß über die Nothwendigkeit, ihm mit jeder, in der Verfassung begründeten Kraft entgegen zu wirken, unter Allen, denen das Wohl ihres Vaterlandes am Herzen liegt, nur Eine Ansicht herrscht: — so muß es weniger Wunder nehmen, daß die Staatsverwaltung diesen Uebelstand jetzt scharf ins Auge gefaßt zu haben scheint, als daß dieß nicht schon längst geschehen ist. Eine aus tüchtigen Männern zusammengesetzte Kommission untersucht gegenwärtig die Tiefe und Ausdehnung des Gebrechens. Das oben in Betreff der Branntweinschenken und ihrer Besucher angegebene Zahlenverhältniß ist eines der erforschten Resultate, und es kann nicht fehlen, daß die Art und Weise, wie in England solche Kommissionen zu verfahren pflegen, — die Abhörung von Zeugen, und die öffentliche Bekanntmachung ihrer Aussagen, der ihnen vorgelegten Fragen, und ihrer darauf ertheilten Antworten — manches dem Statistiker interessante, dem Menschenfreunde schmerzliche Ergebniß zu Tage fördern wird. Auf jeden Fall muß die Erörterung die Nothwendigkeit kräftigen Entgegenwirkens herausstellen, und dem nächsten Parlamente eine dringende Veranlassung bieten, das so lange Vernachlässigte nicht länger zum Verderb, zum moralischen und physischen Untergange der handarbeitenden Klasse fortschleudern zu lassen. Allerdings wird die Lösung der Aufgabe keine geringen Schwierigkeiten haben, denn sie wird und muß in das Volksleben, in das Steuersystem und in Ansichten eingreifen, welche die Zeit gleichsam heilig gesprochen und unantastbar gemacht hat. Um das Uebel mit der Wurzel auszuheben, muß die aufwachsende Generation durch bessern Schulunterricht gebildet werden. Um das Volk für den Genuß des Branntweins zu entschädigen, muß man ihm andere und reinere Freuden bieten, muß man es nicht zwingen, seinen Sonntag in den Schnappsläden zu feiern. Diese Neuerungen werden Widerstand finden und Kampf kosten. Wer es aber wohl meint mit England, muß der guten Sache denselben Sieg wünschen, den die Emancipation der Katholiken, die Reformbill und in der neuesten Zeit die Munizipalverfassung errungen haben. Schon aus diesem Grunde darf man den künftigen Parlamentsverhandlungen mit hoher Theilnahme entgegen sehen.

Chronik der Reisen.

Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

1. Reise nach Lahur.

(Fortsetzung.)

Herr Moorcroft wurde indeß unter strenger Aufsicht gehalten, weil man ihn für einen Deserteur oder Spion hielt. Der Mir erreichte Amritsir binnen fünf Tagen und machte Daissah Sing, dem Kommandanten des Forts Govindgar, seine Aufwartung; von da aus schickte er eine Bittschrift an den Maharadscha, der sich damals zu Multan befand, aber nach Lahur zurückkommen sollte. Daissah Sing trug dem Mir auf, sogleich nach Huschiarpur zurückzukehren, und gab ihm sechs Reiter und zwei angesehene Männer mit, welche Herrn Moorcroft begleiten sollten. Inzwischen gelangte ein Befehl von dem Maharadscha an Moti Ram Dewan, durch welchen diesem der Auftrag ertheilt wurde, Herrn Moorcroft sogleich ein Ziafet (Geschenk) von 250 Rupien und eilf Schüsseln mit Zuckerwerk zu schicken und ihn sicher über die Gränze seines Gebiets nach Lahur geleiten zu lassen. Auf diesen Befehl zeigte sich der Kotwal außerordentlich höflich und unterthänig gegen Herrn Moorcroft, der sich nun, nach einer Gefangenschaft von 15 Tagen, am sechzehnten nach Kurtarpur (14 Cos) auf den Weg machte. Hier traf er einen Mann Namens Attar Sing Dschemmadar, nebst 15 mit Luntenflinten bewaffneten Sikhs, welche ihm Daissah Sing als eine Ehrenwache geschickt hatte. Mit dieser Begleitung brach er nun nach dem 10 Cos entfernten Ort Kappurtallah auf; am nächsten Tage gelangte er an die Bhyrowal-Fähre über den Fluß Rawi, über den er in einem Boot setzte und in der Nähe des Forts (8 Cos) Halt machte. Hier sandte Fatih Sing Allwa Wala ein Ziafet nebst 50 Rupien; das Zuckerwerk nahm Herr Moorcroft an, das Geld aber schickte er zurück. Ferner stellten sich 25 Sikhs ein, um die frühere Ehrenwache abzulösen, da Kappurtallah in Fatih Sing Allwa Wala's Gebiet liegt. An der Fähre von Bhyrowal kam auch Miri Mall, ein Kâet oder Schreiber, zu dem Reisenden, den der Radscha abgeschickt hatte, um zu sehen, ob er auch mit allem Nöthigen versehen werde. Am nächsten Tage verweilte Herr Moorcroft zu Guru-Ke-Dschandiala, einem großen Ort mit guten Bazars (10 Cos). Hier fand er Kutuh Din Khan, einen Patan-Häuptling von Kessur mit 500 Reitern, welche den Reisenden begleiten sollten, weil der Radscha fürchtete, Phullah Sing Athalli a) möchte Herrn Moorcroft überfallen und ermorden. Gegen 10 Uhr des folgenden Tages kam man glücklich nach Amritsir (10 Cos), wo man in dem Garten Khuschal Sings, der von einer Mauer mit Backsteinen umgeben und mit einem Thor versehen war, abstieg. Gegen Abend kam Hakim Imam Din, von noch einigen Personen begleitet, und überbrachte Herrn Moorcroft 250 Rupien nebst 11 Schüsseln mit Zuckerwerk. Am nächsten Tage ging der Reisende nach Bonniwal (12 Cos).

Digitized by Google

Hier besuchte der Sohn einer der Beischläferinnen des Radscha den Reisenden und überbrachte ihm 50 Rupien, welche er jedoch ablehnte. Am nächsten Tage kam er nach Schahlimaar, o) einem schönen Garten unweit Lahur, der von den vormaligen Kaisern von Delhi angelegt worden war. Hier blieb Herr Moorcroft die Nacht über und erhielt einen Besuch von Hakim Azizeddin, von dem er über den Zweck seiner Reise befragt wurde, worauf Hakim, zufrieden mit den erhaltenen Antworten, wieder nach Lahur zurückkehrte, das nur fünf Meilen von Schahlimaar entfernt ist; der an diesem Tage zurückgelegte Weg betrug 9 Cos. Von Schalimaar bis nach Lahur kommt man durch eine ununterbrochene Reihe von Ruinen von Gärten und Gräbern von rothem Granit und Backsteinen; man findet noch einige schöne und gut erhaltene Bogengewölbe. Die marmornen Grabsteine sind von den Sikhs ausgegraben und weggeschafft worden. Alle Springbrunnen spielten, und die Gärtner brachten Geschenke an Blumen und Früchten, wofür ihnen Herr Moorcroft 10 Rupien gab.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück ging Herr Moorcroft nach einem neuen Garten, Nya Bag genannt, außerhalb Lahur, nicht weit von der Bastion Samman gelegen. In diesem ungefähr 5 Meilen von Schahlimaar gelegenen Garten befand sich ein neues hölzernes Gebäude, in welchem der Reisende seine Wohnung aufschlug. Am vierten Tage um 8 Uhr Morgens kam Hakim Azizeddin, um ihn zu einer Audienz bei dem Radscha abzuhalten, die ihm in der Bastion Samman ertheilt werden sollte. Herr Moorcroft kam zu Pferde durch zwei Thore von Lahur; am dritten stieg er ab, und gelangte zu Fuß durch drei andere Thore, an denen Wachen standen. Randschit Sing saß im Staatskleide auf einem goldenen Stuhl, und ein anderer von Silber war in geringer Entfernung für Herrn Moorcroft hingestellt. Nach mehrern Fragen, seine Gesundheit betreffend, erkundigte sich der Radscha nach dem Zweck seiner Reise und wohin er wolle, worauf Herr Moorcroft befriedigend antwortete, und dem Radscha ein paar Pistolen, einen englischen Degen, ein Modell von einem Sechspfünder, etwas englisches Putver und einige Flintensteine überreichte. Nicht weit von ihnen waren sechs von den Reitpferden des Radscha, prächtig aufgezäumt, für Herrn Moorcroft zur Besichtigung vorgeführt worden; alle waren sehr fett. Herr Moorcroft aber unterließ nicht sie übermäßig zu loben, was den Radscha außerordentlich freute, so daß er zu ihm sagte: „Da Sie ein gutes Pferd zu beurtheilen wissen, so sollen Sie alle meine Ställe sehen," und nun gab er Befehl Herrn Moorcroft täglich 50 Stück zu zeigen. Die Unterredung dauerte ungefähr eine Stunde, nach deren Verlauf der Reisende sich wieder in den neuen Garten zurückbegab, sehr zufrieden mit dem freundlichen Benehmen des Radscha.

Der Radscha ist ungefähr fünf Fuß, sieben oder acht Zoll hoch, stark, aber nicht fett, hat einen langen, stark mit weißen Haaren untermischten Bart, ein ovales, stark blatternarbiges Gesicht und eine gewöhnliche Nase. Er hat das linke Auge verloren; seine Gesichtsfarbe ist dunkelbraun und er mag ungefähr 62 Jahre haben; er scheint verständig und thätig zu seyn. Während der Unterredung bediente er sich der Pendschabisprache; seine Stimme war sanft und angenehm für das Ohr, seine Sitten jedoch nicht die feinsten.

Am zweiten Tage nach dieser Unterredung zeigte er Herrn Moorcroft eine Anzahl seiner Pferde in dem Garten Khuschal Sings, von denen Herr Moorcroft viele lobte. Der Radscha kehrte darauf nach der Stadt und Herr Moorcroft nach seinem Bungalow oder hölzernen Hause zurück. Auf Befehl des Radscha wurde dem Reisenden täglich Holz, Schaffleisch, Reis, Mehl, Zucker, Salz u. s. w. geliefert, was er fünf Tage lang annahm, dann aber ablehnte.

Zwei Tage nach der Besichtigung der Pferde ward Herr Moorcroft eingeladen den Uebungen der Truppen des Radscha beizuwohnen. Diese wurden in der Nähe der Samman-Bastion außerhalb der Stadt auf einer Ebene gehalten. Es waren 4 Regimenter Infanterie, mit Bajonnettgewehren bewaffnet, anwesend, welche das englische Exercitium ausführten und dann vier Sechspfünder und ihre Gewehre abfeuerten. Die reguläre Infanterie der Sikhs trägt blaue Turbans. Es befanden sich auch einige Gorkhas dabei, in der Uniformirung aber herrschte wenig oder gar keine Gleichheit. Europäische Offiziere hatten sie nicht, und die Musketen sammt den Bajonnetten waren in Lahur verfertigt.

Als Herr Moorcroft den Wunsch ausdrückte, die Stadt zu sehen, befahl der Radscha dem Hakim Azizeddin, seinen Bruder Imameddin mit ihm zu schicken. Am nächsten Tage Abends kamen zwei Elephanten mit hindustanischen Haudahs, welche Herr Moorcroft in Gesellschaft Mir Izzet Ullahs bestieg und in die Stadt ritt. Sie betraten dieselbe durch das Thor Musti, unweit der Samman-Bastion, und ritten durch die Bazars, welche eng und mit Backsteinen gepflastert und in der Mitte von einer Wasserrinne durchschnitten waren. Die Häuser sind drei bis vier Stockwerk hoch und von Backsteinen und Mörtel erbaut. Die Akhalis benahmen sich sehr unverschämt und beschimpften die Reisenden als Europäer. Der Handel schien sehr lebhaft zu gehen und die Stadt war volkreich. Statt die vornehmsten gottesdienstlichen Plätze der Sikhs zu besuchen und ihren Gurus Geschenke zu machen, begab sich der Reisende nach einer Moschee, die Moschee Wezir Khans genannt, und gab dort den Moslems 10 Rupien. Auch theilte er auf seinem Wege durch die Stadt ungefähr 20 Rupien unter die Fakirs und das gemeine Volk aus. Von der Moschee kam er zum Delhi-Thor hinaus, und ritt durch Wälle, verfallene Gräber und Moscheen der Moslems zu Hause. Später hatte er noch drei andere Unterredungen mit dem Radscha; bei der letzten oder Abschiedsaudienz erhielt er ein Khelat oder Ehrenkleid, was in einigen weißen Shawls, einem rothgeblümten Shawlhandtuch, einigen Stücken Kimkob (Brokat) und Doputah *) von Benares, nebst einem Perlenhalsband von drei Schnüren von geringem Werth bestand; außerdem empfing er noch einen Kalgi von Gold mit einigen Edelsteinen besetzt. Aehnliche Dinge von geringem Werth erhielten auch Mir Izzet Ullah und sein Bruder nebst dessen Sohn. Die Reisenden bekamen eine Sicherheitswache von regulären Sipahis, einen Mihmandar mit einem silbernen Stabe, und Befehle an alle Gouverneurs, bis nach Caschmir für ihre Sicherheit zu sorgen. Herr Moorcroft vertheilte an die Diener des Radscha's, welche die Geschenke brachten, 200 Rupien.

(Folgen die Anmerkungen.)

Ein gewisser John Henny hat eine Methode erfunden, Marmorstatuen vor dem ungünstigen Einfluß der Londoner Atmosphäre zu bewahren: er bestreicht nämlich den Marmor mit Wachs, und setzt ihn dann der Wärme aus, bis er das Wachs völlig eingesogen hat. Noch sicherer war die Wirkung, wenn er etwas Terpenthin mit dem Wachs mischte.

*) Zweite Sorte Brokat. Der Kimkob von Guzerat ist die erste.

Berichtigung.

In Nr. 340 sollte es Seite 1358. Sp. 1. Z. 11. v. o. heißen petaloidea, statt petalvidea und Sp. 2. Z. 10. v. o. Leguminosen statt Lagnminosen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 345. 11 December 1835.

Französische Literatur.

Grangeneuve, von Delatouche.

Grangeneuve, der Geschichtliche, war kein hervorstechender Charakter, weder an Geist noch an Grundsätzen, aber Grangeneuve, der Roman, ist ein angenehmes Buch, welches mit seltener Menschenkenntniß gedacht, mit Wärme empfunden und mit großer Sprachgewandtheit geschrieben ist. Ich weiß kaum, wann ich eine ganze Nacht unter dem Lesen eines Romanes zugebracht habe, ohne die Ruhe zu vermissen; nicht als ob dieß niemals geschehen wäre, wer hat nicht über irgend einem tollen Ritterroman oder einer weinerlichen Lafontain'schen Familiengeschichte den Hahn krähen hören? aber dieß ist lange her, und ich vermuthe keinen Rückfall: Grangeneuve habe ich des Abends begonnen, und die Sonne des andern Morgens, die mir in das falbe Licht der nächtlichen Lampe schien, fand mich noch auf dem nämlichen Stuhle. Ich bereue es nicht, und bin überzeugt, daß ich nicht der Einzige bin, dem es geschehen ist.

Grangeneuve war einer jener äußerlich ruhigen Charaktere, die sich mehr im traulichen Kreise der Freunde als im Getümmel der großen Welt offenbaren, die zwar in dem Buche glänzender Talente, überragender Geister keinen festen Platz einnehmen, dagegen in dem Herzen ihrer Freunde leben, und bei allen denjenigen, die sich ihnen genähert, ein liebevolles Andenken zurücklassen. Mit diesem Gefühle ist das Buch von Delatouche geschrieben, der selbst zu jung ist, um Grangeneuve gekannt zu haben, der aber durch die Wärme seiner Schilderung errathen läßt, daß ihm ein befreundeter Mund Mittheilungen über den früh Verschiedenen gemacht habe.

Grangeneuve war Girondist, und theilte das Schicksal der einunddreißig Volksvertreter, die im Konvent diesen Namen trugen, und von denen die Mehrzahl elend zu Grunde ging, — glücklich, wer nur von eigener Hand oder vom Henkerbeile erreicht, und nicht vom Hungertode gemartert oder von den Wölfen zerrissen wurde; Grangeneuve gehörte zu den Glücklichern. Er ward nach einer abenteuerlichen Flucht in Bordeaux, seiner Vaterstadt, entdeckt, und nach einem höchst summarischen Prozesse durch die Guillotine hingerichtet.

Eine Thatsache in dem Leben von Grangeneuve ist so ungewöhnlicher Natur, daß ich sie hier erzählen will.

Es gab eine Zeit, in welcher die Vertreter der Volkspartei mit dem Gange der politischen Verhandlungen und ihren Fortschritten nicht zufrieden waren, und wo es eines unerwarteten Impulses, eines kräftigen Anstoßes zur Belebung der öffentlichen Meinung bedurfte. Namentlich kam es darauf an, die Volksstimmung gegen die Tuilerien aufzuregen, und man fragte sich, auf welchem Wege man am sichersten zu diesem Ziele gelangen könnte? verschiedene Mittel wurden vorgeschlagen und berathen, keines erhielt den endlichen Beifall. „Wir, wenn man dem Volke die Ueberzeugung gäbe, daß die Hofpartei Mörder dingt, um die Volksvertreter zu beseitigen und deren Leben antastet? kein Zweifel, daß der Volkshaß bis zur Wuth steigen würde." — „Aber wie die Sache glaublich machen, ohne ein wirkliches Opfer?" „Es braucht dazu nur einen Mann, entschlossen genug, sich für das allgemeine Wohl aufzuopfern und dazu bin ich bereit," erwiderte Grangeneuve, „ich will für das Heil meines Vaterlandes sterben, und ich übertrage Euch, meinen Freunden, die Frucht dieser Hingebung zu ernten." — „Es fehlt der Vollzieher dieses freiwilligen Todesurtheils, den möge das Loos unter Euch bestimmen." Chabot, der später als ein ränkiges Schaf der republikanischen Partei von dieser selbst verstoßen und guillotinirt wurde, machte dem ehrlichen Grangeneuve die Palme streitig und zwang ihn zu loosen, wer von ihnen beiden sterben, wer den andern tödten sollte, damit der vermeintliche Meuchelmord auf den Hof zurück fiele. Das Loos zu sterben fiel auf Chabot, der innerlich wenig Entzücken empfinden mochte, doch aber seine Rolle behauptete. Grangeneuve hatte kein Vertrauen in das Märtyrerthum des liederlichen Mönches, und ging daher am Vorabend der verabredeten Vollziehung zu Chabot, den er im tollsten Saus und Braus zwischen Weibern und Campagnerflaschen antraf. Es gelang ihm, den Wüstling zu bewegen, daß dieser die minder verhängnißvolle Rolle übernähme, und den Grangeneuve sterben ließe. Chabot willigte ein und versprach des Nachts nach 12 Uhr sich in der Rue de la Sourdière einzufinden, und Grangeneuve mit einem Flintenschusse zu tödten. Grangeneuve fand sich auf dem Posten ein und wartete die ganze Nacht, aber Chabot kam nicht; er hatte Wichtigeres und Angenehmeres zu thun, als seinen wackern Freund, wie er sich ausdrückte, ins Himmelreich zu senden. Für diesesmal wenigstens war die Vernunft auf Seiten der Liederlichkeit, und Grangeneuve kam mit dem Leben

Digitized by Google

davon, nicht ohne einige Verhöhnung der Gegenpartei, die sich gerne überhob, an den innern Willen von Grangeneuve zu glauben, um desto bequemer seine verfehlte Aufopferung personifiziren zu können.

Diese Thatsache ist erzählt in dem Buche von Delatouche, nicht als Hauptsache, sondern als eine der Begebenheiten des politischen Lebens von Grangeneuve. Den eigentlichen Roman bildet die Bekanntschaft von Grangeneuve mit einer jungen Frau von zweideutigem Rufe, die sich jedoch in dem Umgange mit diesem edeln Manne erhebt, reinigt, adelt, und zuletzt wie seine Schülerin und Verehrerin im Augenblicke seines Todes opfert, leider verdammt und verstoßen von ihrem Geliebten, der sie, auf einen boshaft beigebrachten Verdacht hin, für seiner unwürdig hielt, und alle Berührung mit ihr verweigerte. Es liegt in diesem Bilde ein solches Gemisch von Liebenswürdigkeit, von streng-sittlich zwar verdammlicher, aber menschlich so begreiflicher Zärtlichkeit, es ist das Herz, wie wie es alle in dem Busen tragen, in allen seinen Regungen so verrätherisch bewacht und beschrieben, daß man im Innersten der Seele verzeiht und entschuldigt, möge auch der Kopf dazu sagen und sich verwahren wie er wolle. Wird denen, die viel geliebt, viel verziehen, so läßt sich diese Schwäche für Adeline auch christlich-moralisch rechtfertigen, um so mehr, als sie von dem Augenblicke ihrer innigen Bekanntschaft mit Grangeneuve allen andern Verbindungen entsagt, und ihn allein geliebt hat, oft zwar verkannt, aber in Wahrheit rein und unbefleckt.

Politisch konnte das Buch von Delatouche keine der Parteien befriedigen, weil es gegen die radikale republikanische Partei feindlich gesinnt ist, und so weit geht, daß selbst diejenigen, die man heute Girondisten nennt, damit nicht übereinstimmen können! gegen Louis Philipp und die Familie Orleans sind mehrere Ausfälle von der schärfsten Art darin enthalten, und von den Zeitungsblättern gierig aufgenommen worden. Es ist nicht zu läugnen, daß die Familie Orleans viel Stoff bietet.

Das Gouvernement Jeniseisk.

(Fortsetzung.)

Alte Gräber.

Alte Gräber trifft man allenthalben, nicht nur in Sibirien, sondern auch im europäischen Rußland und weiter hin längs den Ufern des baltischen Meeres; es ist indeß nicht anzunehmen, daß diese Gräber alle ohne Ausnahme aus sehr alter Zeit seyen. Bekannt ist, daß sie den Tataren als Denksäulen dienten, welche diesen kriegerischen Horden den ungewissen Weg zeigten. Die voranziehenden Schaaren warfen auf den bedeutendsten Höhen solche Erdhügel auf, damit die Nachziehenden auf einer weiten Strecke einen oder mehrere derselben sehen und sich danach richten könnten; mehrere wurden dann aufgeworfen, wenn der Vortrab sich getheilt hatte. Dieß bestätigt sich durch die Kriegsweise der Tataren, die, wenn sie in ein Reich eindringen, nach Maßgabe, als sie dasselbe überwältigen, sich mehr und mehr in einzelne Schaaren auflösen; daher kommt es denn, daß im Innern dieser als Denkzeichen errichteten Aufwürfe sich keine Ueberreste von Menschen oder sonstige Dinge finden.

Die Aufwürfe, in denen sich Knochen in Menge finden, sind ohne Zweifel Gräber von Kriegern; die aber, in denen nur Ein Gerippe liegt, die mit Backsteinen ausgebaut, in großer Menge vorhanden und nahe bei einander sich finden, sind sicherlich friedliche Begräbnißplätze nomadischer Völker des Alterthums;*) die Gräber im minussinskischen Kreise gehören zu dieser letztern Klasse. Pallas macht hinsichtlich dieser Gräber unaufhörlich Abtheilungen und Unterabtheilungen: „einige derselben," sagt er, „sind flach, andere etwas höher; die einen müssen Männern, die andern Weibern angehören." Weiterhin bemerkt er darüber: „einige dieser Gräber sind mit Erde bedeckt, andere mit Steinen eingehegt; bei einigen dieser letztern zieht sich über die ganze eingesetzte Strecke eine Steinlage von Osten gegen Westen." Pallas glaubt, diese letztern seyen Familiengräber, und bezeichnet endlich die beiden Hauptunterschiede: „einige Gräber bestehen aus Hügeln, die theils mit Steinen umgeben sind, theils auch nicht, und diese heißen Kurgani;**) andere bestehen aus steinernen Grabmälern und heißen Majaki."***) Pallas bemerkt noch, daß die Tataren (oder Mongolen) diese Gräber nicht ihren Voreltern zuschreiben, und er selbst äußert auch keine Vermuthung darüber, sondern meint trotz aller seiner Abtheilungen und Unterabtheilungen überhaupt bloß, daß sie Einem alten Volke angehören.

Die Eingebornen (Russen) nennen die Gräber tschudische, und manche Reisebeschreiber haben geglaubt, diese Benennung schreibe sich aus dem Alterthum her, und die Gräber im minussinskischen Lande und alle die Dinge, die sich darin fanden, müßten einem Volke angehört haben, das sich Tschuden nannte; andere theilten die Gräber ab in tschudische und kirgisische. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß alle die Gräber, welche sich auf der rechten Seite des Jenisei finden, kirgisisch sind, denn bekanntlich zogen diese dort lange Zeit nomadisch umher, und der Einfall der Russen fand sie dort. Man kann mit Pallas annehmen, daß sie Alle Einem Volke angehörten, denn die Kirgisen selbst sowohl als die Tataren, welche auf dem linken Ufer des Jenisei hausten, gehörten zwar verschiedenen Stämmen an, machten jedoch nur Eine Nation aus; aber keineswegs kann man annehmen, daß in diesen Gräbern auch die Gebeine und Geräthschaften tschudischer Völker angetroffen werden.

Es wäre nicht unmöglich durch Vergleichung auf das Richtige zu kommen. Man sollte die Gräber weiter hin bis an den Ural, und jenseits des Ural bis an das baltische Meer verfolgen, und nicht nur auf allen Straßen dieser weiten Strecke, sondern auch an den Niederlassungen jenes Volkes die in den alten Tschudengräbern aufgefundenen Gegenstände mit denen vergleichen, die man in den minussinskischen Gräbern antrifft. Es versteht sich, daß Lanzen, Pfeile, Messer u. dergl. bei allen Völkern, die ungefähr auf diesem Kulturgrad stehen, so ziemlich dieselben sind;

*) Siehe über diese Gräber, Ritter's Erdkunde von Asien, II. 325 ff.

**) Das gewöhnliche russische Wort für alle Grabhügel, das genau dem lateinischen tumulus entspricht.

***) Dieß Wort bedeutet im Russischen eigentlich einen Leuchtthurm, doch auch im Allgemeinen etwas, das als Wahrzeichen aufgestellt ist.

Digitized by Google

es versteht sich, daß man nicht jedem Gerüchte glauben darf, oder, wie Pallas mehrmals that, von einem Gedanken geleitet, einige Aehnlichkeiten herbeiziehen darf, wobei die größten Verstöße vorkommen: z. B. bei der Beschreibung der minussinskischen Gräber sey ein Feldherrnstab (bâton d'honneur) gefunden worden. Eine Erforschung aller dieser Gräber wäre allerdings ein schwieriges Unternehmen; man müßte bloß die gefundenen Dinge vergleichen, namentlich diejenigen, welche auf religiöse Gebräuche Bezug haben. Ich weiß nicht, warum Spasski diese Gegenstände „zweifelhaft" nannte: man fand unter Anderem metallische Spiegel aus Kupfer oder einem andern gemischten Metall, welche stets rund und auf der einen Seite so glatt polirt sind, daß einige darunter, obwohl sie Jahrhunderte lang in Gräbern lagen, doch ihre ganze Helle behalten haben; auf der Rückseite haben sie Henkel und mehrere Bilder en relief: Würfel, *) Blumen, Bäume, Thiere, Menschengesichter, Gruppen von Leuten und sogar Buchstaben. Ich besitze ihrer mehr als zwanzig. Einer derselben wurde vor meinen Augen ausgegraben; er besteht aus gemischtem Metall, das wie Platina aussieht, ist leider durch den Spaten beim Ausgraben zerschlagen worden, hat aber ein vortreffliches Basrelief, dessen künstliche Arbeit den Fortschritten der neuern Zeit Ehre machen würde.

Diese Spiegel finden sich freilich nicht in allen Gräbern, aber diejenigen, in denen sie sich finden, gleichen völlig allen übrigen. Diese Spiegel waren bestimmt zur Wasserweihe. Bestand diese Sitte bei den alten Finnen? findet man solche Spiegel in ihren Gräbern auf der Westseite des Ural oder in ihren Wohnungen an den Gestaden des Meers und der Flüsse? **)

Immerhin können Tschudengräber mit mongolischen gemischt seyn, und somit gehören diejenigen, welche die Hand der Zeit am härtesten mitnahm, in denen sich mehr kupferne als eiserne Geräthe fanden, in denen keine mongolischen Ueberreste, noch Hellebarden mit Drachen sind, wahrscheinlich den Tschuden an, aber dann stoßen die todten Zeugen, — der Bewohner jedes Grabes, der Kopf mit den vorstehenden Backenknochen, — wieder alle diese Vermuthungen um.

Ich sah die religiöse Ceremonie der Wasserweihe in den Tempeln am Gänsesee. Am Oehr des Spiegels, der ganz derselben Art ist, wie die in den Gräbern aufgefundenen, ist eine Schnur durchgezogen. Der Chamba-Lama bindet ihn sich an die linke Hand, und hält den Spiegel gegen den Tempel, der darin abgespiegelt wird: mit der rechten Hand gießt er langsam aus einem Gefäße Wasser auf den Spiegel. Durch das Herabfallen des Wassers verschwindet das Bild auf einige Zeit, und es ist als fließe es mit dem Wasser in das unterstehende Gefäß ab, erscheint aber dann wieder. Auf diese Weise wurde durch den Spiegel früher schon und noch jetzt das Wasser durch die mongolischen Geistlichen geheiligt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nämlich Würfel wie in der Stickerei (reschetki).

**) Zur Erklärung muß man hier beifügen, daß die Russen hauptsächlich die finnischen Stämme mit dem Namen Tschuden (Fremde) bezeichnen, weil diese neben und unter ihnen wohnten, aber der Streit, ob diese alten Gräber finnisch seyen oder nicht, ist vergleichungsweise sehr unwesentlich, sondern es handelt sich um die Frage wann herrschte in dem großen Altai und dem baurischen Alpengebirg eine solche Kultur, wie sie in jener Bearbeitung der Metalle und der Bergwerke (Tschudenschürfe) sich als einst vorhanden zeigt. Die Gräber für kirgisische auszugeben, hilft zu nichts: von jenen rohen nomadischen Völkern, die jetzt in Sibirien hausen, rühren diese Proben von Kunstfertigkeit und Wissenschaft sogar, wie sie aus manchen Ueberresten in Schachten und Gräbern hervorgeht, gewiß nicht her. A. d. U.

Elementarunterricht in Frankreich.

(Aus dem Berichte Bonjan de la Murthe's.)

Die Bevölkerung von Frankreich beträgt 33,509,743 E., die man in Bezug auf den Elementarunterricht in vier Klassen theilen kann.

Kinder unter 2 Jahren	1,811,787
Kinder von 2 bis 6 Jahren	2,744,524
Kinder von 6 bis 15 Jahren	4,987,261
Erwachsene von 15 Jahren und darüber	22,966,170

Die erste Klasse ist ganz unter mütterlicher Pflege, die zweite sollte in Kleinkinderschulen aufgenommen werden, um einen vorbereitenden Unterricht zu erhalten, aber 2,500,000 Kinder besuchen dieselben nicht. Die dritte Klasse sollte die Primärschulen besuchen, aber von beinahe 5 Millionen Kindern besuchen 2,557,556, nämlich 858,805 Knaben und 1,698,735 Mädchen gar keine Schule, und 3,740,804, nämlich 1,705,890 Knaben und 2,059,814 Mädchen während des Sommers nicht. Von den 22,966,170 Erwachsenen können 14,355,856, nämlich 5,741,543 Männer und 8,612,614 Frauen, weder lesen noch schreiben.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

Anmerkungen.

a) Bamori ist ein kleines Dorf, von einem Gebirgsstamm bewohnt, am Fuß der Gebirge, an der Straße von Bareilly nach Almorah; es liegt im Walde. Ein wenig über dasselbe hinaus befindet sich ein von der Regierung angelegter Ort, wo ein Eingeborner von dem Departementskommissariat wohnt, der beauftragt ist, die Hin- und Herreisenden mit Lebensmitteln zu versehen. Dieser Platz wird Kât-Kâ-Godaun genannt (weil er anfangs von Holz gebaut war); jetzt ist er von der Regierung neu und nach einem größern und bessern Maßstab angelegt, und es ist Vorkehrung getroffen, daß Reisende sich daselbst aufhalten können. Vom April bis Ende Septembers ist das Klima hier sehr ungesund; die meisten der Eingebornen von der Ebene und den Gebirgen, welche während dieser Zeit nur Eine Nacht, dem Thau und der Luft ausgesetzt, hier schlafen, werden von Sumpffiebern befallen.

b) Bhim Tâl ist ein schöner See von Gebirgen umgeben, an der Straße nach Almorah; es ist die erste Station von der Ebene in die Gebirge. Hier befindet sich ein anderer Godaun nebst einer Kommissariatsanstalt. Der Unterschied des hier herrschenden Klima's mit dem unterhalb gelegenen Bamori ist sehr auffallend, besonders im April, wenn zu Bamori der heiße Westwind weht, und das Thermometer im Godaun oder Zelt 110° (39⅓ bis 40°½ R.) zeigt, während es in dem in senkrechter Höhe kaum 5500 Fuß hoch gelegenen Bhim Tâl um Mittag nur bis auf 76° oder 78° (24⅔° R.) steigt; zur Nachtzeit kann man schon ein Feuer vertragen. Diesem schnellen Wechsel des Klima's dürfte die Kränklichkeit der Einwohner zu-

Digitized by Google

zuschreiben seyn, denn sie haben nur wenig Kleidung und keinen Schutz gegen die feuchte Nachtluft von Bamori, die ihnen, wenn sie gerade von Bhim Tál kommen, um so wärmer vorkommt.

c und d) Wenn man von Bhim Tál aufbricht, so führt der Weg der nächsten Tagereise aufwärts über den Gipfel des Gagorduri-Gebirgs, welches bedeutend höher ist als der Gebirgsrücken, auf welchem Almorah liegt. Während des Decembers, Januars und Februars ist es mehrere Tage lang mit Schnee bedeckt; die Straße ist sehr gut und wird von der Regierung unterhalten. Das Nachtquartier dieser Tagereise ist zu Ramgarh, wo sich ein Gobaun befindet. Aus dem gegenüberliegenden Gebirge gegen Westen wird sehr gutes Eisen gewonnen; es wird in Klumpen verkauft und kostet ungefähr 4 Rupien der Maund, von 82 Pfund. Als Lohn zahlen die Kaufleute den Trägern, die sie hier miethen, bis Rudarpur 8 bis 12 Annas, so daß sie den Maund Eisen zu 5 Rupien 8 Annas bis 6 Rupien verkaufen können. Zu Piora, dem Ziel der dritten Tagereise auf dem Wege ins Gebirge, befindet sich ein anderer Gobaun, von dem aus man eine großartige Aussicht genießt. Almorah erscheint im Vordergrunde und dahinter erheben die unermeßlichen Schneegebirge ihre Gipfel in die Wolken. Diese Aussicht hat man zum Theil auch von einer oder zwei Stellen der Straße aus, wenn man vom Gipfel des Gagorduri-Gebirgs abwärts steigt, doch des hohen Eichenwaldes wegen nur unvollkommen. Das nächste der Schneegebirge ist der fast 26,000 Fuß hohe Ramni, der mit ewigem Schnee bedeckt ist. Er wird gerade nordwärts von Almorah sichtbar. Diese Gebirge sind höher als die Anden, und bilden einen Theil der höchsten Gebirgskette in der Welt.

e) Almorah ist die jetzige Hauptstadt von Kemaun; sie liegt auf einem ungefähr 6000 Fuß hohen Gebirgsrücken. Die Kompagnie hält hier eine Garnison von einem halben Bataillon oder fünf Kompagnien Sipahis und einem Provinzialkorps, ursprünglich Gorkahs, jetzt aber größtentheils aus Gebirgsbewohnern, Khossiahs genannt, bestehend. Ihr Sold beträgt nur 5 Rupien monatlich, wofür kein Gorkah bleiben würde, da die Sipahis 8 Rupien monatlich erhalten, und meiner Meinung nach Ein Gorkah in den Gebirgen so viel werth ist als vier Sipahis und in der Ebene als zwei. Sie sind kühn, verwegen und treu, und haben eben so viel Muth als die europäischen Soldaten.

Seit der Eroberung wird Almorah häufig von kranken Europäern aus der Ebene besucht, aber daß man eine Hauptstadt daraus machte, war eine schlechte Wahl. Die anfängliche Hauptstadt war Tschumpawat in Kalli Kemaun; da aber die Lage derselben mit den Absichten der Gorkahs, das Land gegen Nordwesten zu erobern, nicht übereinstimmte, so verlegten sie ihr Hauptquartier nach Almorah.

Bum Saah Tschoutra war der letzte nepalesische Häuptling, welcher hier befehligte. Die Stadt wurde im Jahre 1815 von britischen Truppen unter dem Obristen Jasper Nicolls genommen. Es befindet sich ein ziemlich guter Bazar hier, und die Lebensbedürfnisse sind, wenn man die Schwierigkeit der Zufuhr erwägt, ziemlich wohlfeil. Ein Träger der kommt für eine Last von 60 Pfund, die er von Bamori nach der Hauptstadt hinaufbringt, eine Rupie.

Die Gebirgsvölker haben durch den Wechsel ihrer Landesherren viel gewonnen und sind wohlhabender geworden. Der Ertrag des Anbaues hat sich fast verdreifacht und die Einkünfte haben sich verdoppelt. Diese vortheilhafte Veränderung verdankt man dem Kommissär von Kemaun, Herrn Traill, der bei den Gebirgsbewohnern allgemein beliebt ist, und ihre Sprache vollkommen versteht.

f) Dschotschi Math liegt im Pain Kundi, im Königreich Gerwal, und ist der Winteraufenthalt des Rawal oder Oberpriesters von Bodri Nath (eine der hindu'schen Verkörperungen der Gottheit). Zwei Straßen führen nach diesem Orte, die obere und die untere; die untere ist die bequemste, die obere die kürzeste. Die letztere wählt man bei heißem Wetter und während in der Ebene die Regenzeit herrscht; die erstere wird das ganze Jahr hindurch bereist. Das Klima ist sehr gesund, das Wasser gut und der Boden fruchtbar. Der Ort und die Einkünfte einer großen Menge von Dörfern in seiner Nachbarschaft gehören dem Tempel Bodri Naths. Der Oberpriester ist ein Bramine von der Detani-Kaste, die übrigen Bramine im Gebirge aber, nebst den dortigen Verehrern des Götzenbildes, führen ein sehr zügelloses und ausschweifendes Leben.

Die Pilger, welche in gewöhnlichen Jahren hieher kommen, tragen dem Tempel 20 bis 50,000 Rupien ein; in einem Kumb-Jahr aber (wenn der Jupiter seinen zwölfjährigen Lauf vollendet hat und in das Zeichen des Wassermanns tritt) belaufen sich die Opfergaben oft auf ein Lak Rupien (120,000 fl.) Es befindet sich ein Sidha Bhurt (Platz, wo Lebensmittel an Arme vertheilt werden) daselbst, wo man Reiß und Mehl an die Pilger verabreicht. In Pipalkoti empfangen sie Nahrung auf Einen Tag, aber unzubereitet, und in Bodri Nath zubereiteten Reiß oder andere Lebensmittel auf drei Tage vom Tempel, was man Persad (Götternahrung) nennt. Bodri Nath liegt drei Tagereisen jenseits Dschotschi Math, gerade nach Norden, am rechten Ufer des Bischen Ganga. Es befinden sich viele heiße Quellen und Cisternen zum Baden daselbst. Das ganze Jahr über liegt Schnee rund um den Tempel. Fünf Meilen jenseits Bodri Nath liegt das Butah-Dorf Mana. Von Dschotschi Math kommt man über den Fluß Doll, dicht bei seinem Zusammenflusse mit dem Bischen Ganga. Hier findet man eine schöne, hölzerne Brücke, Sanga genannt, von welcher aus im Jahre 1826 auf Befehl der Regierung eine Straße nach Bodri Nath angelegt wurde; die Kosten derselben trugen einige reiche Eingeborne.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einem Steinbruch in der Nähe von Millom in England entdeckten die Arbeiter kürzlich einen großen fossilen Baum; er liegt horizontal, und etwa zwei Drittheile seines Umfangs hängen noch mit dem Sandstein zusammen. Er hat etwa 15 Zoll im Durchmesser und 7 Fuß sind jetzt sichtbar; da er gegen das äußere Ende dünner wird, so ist der bis jetzt noch vergrabene Theil wahrscheinlich bedeutend. Er besteht ganz aus weißem Sandstein, ähnlich dem, in welchem er eingefügt ist. Dieser Steinbruch ist außerordentlich reich an Pflanzenabdrücken; namentlich finden sich sehr schöne Abdrücke von Palmen in Menge. Das Gestein gehört zur Kohlenformation und der Baum liegt von Nordwest gegen Südost, was gerade die entgegengesetzte Richtung der Felsen längs des Ufers ist. Ein Lager von grobem bläulichem Schiefer, etwa 8' dick, geht hindurch, und in diesem finden sich namentlich die Abdrücke von Einer Varietät. (Sunderland Herald.)

Die Kompagnie der Dampfschiffe auf der Rhone und Saone beschäftigt sich gegenwärtig mit einer bedeutenden Verbesserung: es handelt sich nämlich darum bei Nacht so gut wie bei Tage stromaufwärts zu fahren, und die Fahrt durch Gaslenchten mit Reflectoren beleuchten zu lassen, die an dem Vordertheil und an den Seiten des Schiffs angebracht werden sollen. Man arbeitet an dem ersten Apparat, und hofft noch vor Ende des Jahres die erste Probefahrt zu machen. Wenn diese Fahrt gelingt, so können künftig die Fahrzeuge von Avignon die Fahrt nach Lyon in zwei Tagen machen, und die von Lyon nach Chalons in weniger als 50 Stunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widnmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 346. 12 December 1835.

Besuch der anglo-indischen hohen Schule in Calcutta.

Das ausführliche Tagebuch von Jacquemont erscheint gegenwärtig in Paris auf Kosten der französischen Regierung; es sind bis jetzt 4 Lieferungen erschienen, und sie sind mit einem Luxus gedruckt, den der Inhalt derselben kaum rechtfertigt. Der geologische und botanische Theil wird ohne Zweifel besser seyn, aber in der eigentlichen Reisebeschreibung tritt die zuversichtliche, geschwätzige und eitle Natur des Reisenden, und seine völlige Unwissenheit über das Land, das er besuchte, unangenehm hervor. Dennoch hat auch diese Unwissenheit in gewissen Fällen ihren Vortheil, da ein Reisender, welcher nicht weiß, was er zu erwarten hat, von der Außenseite eines Landes einen lebhaftern Eindruck erhält, als wenn er sich mehr damit bekannt gemacht hätte; er befindet sich in der Lage eines Entdeckers, und obgleich ihm alle tiefer liegenden Verhältnisse entgehen, so gibt er doch von dem ersten Anblick der Natur und des Volkes ein frischeres Bild. Der folgende Auszug über die anglo-indische hohe Schule in Calcutta ist nicht ohne Interesse, da sonst kein Reisender von einem Besuche dieses Etablissements gesprochen hat, das einen so großen Einfluß auf die Zukunft von Indien ausüben kann, und das man in Europa nur aus den periodischen offiziellen Berichten der Verwaltungskommission kennt.

Calcutta, 7 Junius 1829. „Herr Roß, der lange Zeit an der Spitze von Kupferbergwerken in Cornwallis gestanden war, und seit einigen Jahren Direktor der indischen Münze ist, hatte mir versprochen, mir heute das anglo-indische Kollegium zu zeigen, an dem er Professor der Chemie ist. Dieses Etablissement wird theils durch Beiträge des Gouvernements, theils durch die Subscriptionen der englischen und indischen Bewohner von Calcutta, endlich durch die Kollegiengelder, welche ein Theil der Studenten bezahlt, unterhalten. Diese letztern sind alle Hindus, ohne Ansehen der Kaste, sie mischen sich ohne allen Unterschied in den Vorlesungen und in ihren Spielen zusammen, und es schien mir, als ob sie unter sich in derselben Kameradschaft lebten, wie Knaben in europäischen Schulen, obgleich ein großer Theil derselben die brahminische Schnur als Zeichen ihrer hohen Kaste trägt. Hr. Roß wurde von ihnen mit lärmendem Beifall empfangen.

„Der Saal für chemische Vorlesungen ist groß und schön, in der Mitte steht ein langer Tisch, an den sich der Professor setzt, und auf dem er seine Experimente macht, rings herum laufen bequem Bänke mit Lehnen und Fußstühlen für die Studenten, welche, so wie der Professor, durch einen Punka gefächert werden. Der Saal füllte sich nach und nach mit Studenten, während der Professor seine Experimente vorbereitete, es mochten etwa 40 junge Leute von 15 bis 18 Jahren seyn, einige älter. Alle sind auf indische Art gekleidet, ohne alle Annäherung an europäische Mode, einige sehr zierlich, keine prächtig, alle sehr reinlich; es herrscht darin viel Gleichheit unter ihnen. Ein großer Theil hatte sehr schöne Gesichtszüge, fast alle schöne Hände, wenige waren häßlich, und keiner hatte ein gemeines Gesicht. Die meisten tragen ihr Haar lang und fliegend, doch einige nach europäischer Sitte. Sie sind in weißen Musselin mit rother oder violetter Einfassung eher drapirt, als gekleidet, und mehrere von ihnen erinnerten mich durch die Eleganz ihrer Stellungen und Gebärden an griechische Bildsäulen. Hr. Roß stellte mir einen derselben vor, der für den besten Mathematiker der Schule gilt. Ich fragte ihn auf Englisch, wie weit er sey, und er antwortete mir in weit besserem Englisch, daß er Algebra bis auf die Gleichungen des dritten Grades verstehe. Hr. Roß fing seine Vorlesung an, er war oft genöthigt sie zu unterbrechen, um seine Experimente zu machen; während dieser Pausen dachten die Schüler sichtbar an andere Dinge; ihr Betragen war anständig, aber sie zeigten nicht den großen Eifer, von dem man mir gesprochen hatte. Von Strafen ist in dieser Klasse keine Rede, Hr. Roß behandelt sie nicht wie Kinder, sondern wie vernünftige junge Leute. Nach der Vorlesung machte ich einige Fragen, und es schien mir, daß sie allgemeine, aber oberflächliche Kenntnisse in der Chemie besitzen. Ich fragte sie, ob sie wüßten, wie Lavoisier, dessen Namen sie sehr gut kannten, das Wasser zersetzt, und seine Zusammensetzung analytisch und synthetisch bewiesen habe. Ihre Antworten waren nicht hinlänglich deutlich, ich erzählte ihnen daher die Versuche von Lavoisier, und um nicht gar zu sehr den Lehrer zu machen, sein Lehrn und seinen Tod. Sie hörten mich mit vieler Aufmerksamkeit an. Sie wurden hierauf zu einer andern Vorlesung abgerufen, aber ehe sie weggingen, sah einer von ihnen, mit dem ich mich besonders unterhalten hatte, seine Kameraden an, als ob er sie um Rath fragte, und drückte mir dann mit

Digitized by Google

vieler Eleganz und Höflichkeit, und ohne die mindeste Verlegenheit ihre Dankbarkeit für das Interesse an ihrem Studium aus.

Nachdem ich einige zahlreichere jüngere Klassen durchgangen hatte, wo europäische und indische Lehrer die Knaben in bengalischer, indostanischer und englischer Sprache unterrichteten, fand ich meine Gelehrten wieder, die Geschichtsunterricht erhielten. Jeder hatte eine Geschichte von England in der Hand, und sie lasen der Reihe nach die Paragraphen, ihre Aussprache war verständlich, hatte aber etwas Fremdartiges. Doch unterbrach sie der Lehrer nie, um nicht aus dem Geschichtsunterricht eine Sprachstunde zu machen. Die jüngsten Klassen scheinen die aufmerksamsten, und ich fand in keiner derselben die sichtbare Langeweile europäischer Schulen. Diese Kinder sind munter, ohne geräuschig und unartig zu seyn; man schlägt sie nie. Einer der Lehrer ist ein junger Portugiese von halber Kaste, er hat ein englisches Gedicht verfaßt, und redigirt eine literarische Zeitung. Seine Zuhörer sind 14 bis 16 Jahre alt, er lehrt sie Rhetorik. Gestern hatte ihm jeder der Knaben einen kleinen Aufsatz über das Duell gebracht; er hatte ihnen zuvor die Gründe hin und wieder aus einander gesetzt. Alle, außer einem einzigen, hatten sich natürlich für das Duell erklärt; ich machte einigen Einwürfe, und sah bald, daß es hohle Worte bei ihnen waren, und daß ihre europäischen Raisonnements ein bloßes Spiel mit dem waren, was sie gestern darüber gehört hatten. Sie kennen die alte Geschichte und Geographie gut, ich machte ihnen einige Fragen, welche viele europäische Schüler ihres Alters in Verlegenheit setzen konnten, und erhielt richtige Antworten. Die Schule enthält etwa 500 Schüler, von denen 200 Sanskrit lernen."

Das Gouvernement Jeniseisk.

(Fortsetzung.)

Jagd.

Die Hauptwerkzeuge zur Jagd sind Pfeile und Büchsen: Bauern und Tataren brauchen die letztern. Die eisernen Pfeile sind glatt, viereckig mit Riesen und Scharten versehen, und werden an einen schmalen, eine Arschine langen Stab gesteckt, der am untern Ende auf vier Seiten mit Federspitzen versehen ist. Der elastische, etwa zwei Arschinen lange Bogen, der durch eine gedrehte Saite von der Dicke einer Peitsche zusammengehalten wird, hat die gewöhnliche Form. Er ist oben mit Birkenrinde, und unten mit einer hornenen Verkleidung überzogen. Damit beim Abschnellen des Pfeiles die Saite die Hand nicht verletze, wird unter der Faust ein beinernes gedrehtes Schildchen wie ein Armband befestigt. Der Pfeil trifft das Thier auf Gewehrschußweite, manchmal auch noch auf größere Entfernung, je nach dem Bau des Bogens, und der Kraft und Kunst des Schützen. Das Gewehr ist von zweierlei Art, das gewöhnliche und die Kiewaka,*) die sehr schwer ist, eine Traggabel und einen so langen Hahn hat, daß er beim Abdrucken ohne Vergleich weiter schlägt als die Pfanne. Das Gewicht der Kugel ist ein Solotnik,**) das Maß des Pulvers ein halb Solotnik. Der Tatar und der umherstreifende Jäger führen sie als eine Kostbarkeit und umsonst geschieht kein Schuß. Sie denken nicht an die Möglichkeit ein Wild zu tödten, ihnen liegt nur daran, es auszuspähen, dazu genügt ein gewöhnlicher Hund, der Freund jedes Jägers. Er und der Tatare schießen mit einer solchen Kugel den Bär und das Eichhörnchen nur auf die Schnauze, um das Fell nicht zu verderben; selten entwischt ein weißer Bär dem Schützen, sogar am Ufer der Flüsse und des Meeres; umsonst geht er aufs Eis, sucht die dünnsten Stellen auf, oder versucht die Einschließung zu durchbrechen, die ihm den Weg zur Rettung versperrt. Der Jagdspieß und die Palma vertreten die Stelle des Feuergewehrs und des Pfeiles: Jagdspieß und Palma braucht man auch gegen schwarze Bären, Wölfe und Vielfräße. Die Palma ist namentlich eine Waffe der Tungusen; sie gleicht einer langen Degenklinge mit einer Schneide, und ist an eine große Stange befestigt. Dem Bären stellt man eine Kutema oder große Falle, in die er so gut fällt, wie das Eichhörnchen in seine kleine Schlinge. Für den Bären spannt man auch Otscheki*) aus mit einem großen daran befestigten Messer, so daß wenn er die Stricke durchreißt, das Messer ihm in den Leib fährt.

Die Wölfe streichen in großer Anzahl den Heerden wilder und zahmer Rennthiere nach, saugen sich an der Kehle fest, erwürgen eine ziemliche Anzahl Stücke, und sind schlau genug, ihren Hunger nicht auf der Stelle zu stillen, sondern lassen eine ziemlich lange Zeit verstreichen, ehe sie wieder an die Stelle zurückkommen. Muthige Wölfe fallen auch Bären an, wenn diese ihres Hauptschutzes, der Bäume, beraubt dastehen, und so durch die Anzahl ihrer Feinde bezwungen werden. Aber man versteht diese menschenscheuen Thiere zu überlisten; während der Zeit, wo die Meute Wölfe sich von ihren Opfern entfernt, stellt man neben diese letztern Fuchseisen mit Messern, und reibt das Aas mit Arsenik an, so daß die ganze hungrige Meute durch Gift und Messer stirbt.

Die Füchse fängt man mit besondern Eisen und Fallen; diese sehen aus wie ein länglicher Kasten, wo manchmal eine schöne schwarzpelzige Gefangene mit ihrer ganzen Familie ruhig den Jäger abwartet, der eilig und freudig die Kleinen und die Mutter zu sich nimmt und mästet. Ein so glücklicher Fang kann dem Jäger ein ordentliches Kapital einbringen, denn ein volles Nest mit der Mutter kann im Ganzen sechs Thiere ausmachen, von denen jedes 300 Rubel werth ist.

Wenn der Zobel, durch die Nähe des Jägers erschreckt, und schlau genug, das Feuer von dem Hahn des Gewehrs nicht abzuwarten, in abgefallene Reiser, in Moos und unter die Wurzeln der Bäume sich versteckt, dann bleibt sein Zufluchtsort, der dem scharfen Auge des Jägers oder Tataren nicht entgeht, gewiß nicht undurchsucht. Er beginnt damit, ihm von allen Seiten mit Rauch von Nadelholz zuzusetzen, und wenn die Räucherung nicht wirkt und das Thier nicht austreibt, so nimmt man seine Zuflucht zur Odiest, einer Schlinge mit Schellen, die man sorgsam auf dem Raume ausbreitet, wo man das Thier zu finden

*) Dieß Wort bedeutet eigentlich einen beißenden Vogel.

**) Da das Solotnik der 96ste Theil eines Pfunds ist, so kann dieß offenbar nur ein Scherz seyn.

*) Aeuglein, wahrscheinlich ein Kunstausdruck für eine gewisse Schlinge.

glaubt. Der Jäger verhält sich ganz stille. Der Zobel, jetzt über sein Schicksal beruhigt, springt unter dem Netze aus seinem Versteck hervor, aber der Klang der Schellen versetzt ihn in Unruhe, er reißt am Netze, ergrimmt sich, verwickelt sich allmählich immer mehr, und stirbt dann unter den Schlägen des Prügels. Dieser Umstand hat wohl Veranlassung gegeben zu der Sage, daß man in Sibirien die Zobel mit Prügeln erlege.

Für die schmiegsamen, gefräßigen Feuermarder, Hermeline und Iltisse genügen die gewöhnlichen Schlingen und Fallen mit einer Lockspeise. Die Goldmaulwürfe, die gestreiften und grauen Eichhörnchen, werden auch mit Schlingen oder in Gruben gefangen, oder mit Wasser aus denselben heraus getrieben. Weiße Eichhörnchen fängt man in Zugnetzen (plaschka), die Hasen meist in den gewöhnlichen Schlingen.

Zum Fuchsfang ist eine eigene Vorrichtung nöthig: der Jäger, welcher weiß, wohin das Thier vom Meere oder Fluß aus gelaufen ist, umhegt einen Raum oft von 100 Werften mit einem Flechtwerk von Reisern, *) in dessen Mitte man Fallen mit eisernen Zacken und einer Lockspeise aufstellt. Natürlich treibt nur die Noth den Fuchs längs der Einzäunung hin und her, führt ihn endlich an die Lockspeise, und die Lockspeise zum Tode. Inzwischen fährt der Jäger mit Rennthieren unaufhörlich an seiner langen Einzäunung hin und her, säubert die Fallen für neue Opfer, wenn ihm nicht ein Vielfraß zuvor kommt, der den Fuchs zerreißt, indem er ihn durch die eisernen Zähne der schweren Falle zieht. Man kann sich denken, wie es dem armen, von Menschen und Vielfraß gejagten Fuchse ergeht. Dieses schreckliche Thier ist übrigens den Jägern so sehr im Wege, daß er sie nöthigt, ihre Einbegnungen anders wohin zu verlegen. Gegen den Vielfraß hilft nichts als Pfeile und Jagdspeere.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß heißt ossjeka, was eine ganz gute Ableitung von ossjekaju, abhauen, sich spalten, hat; der Verfasser glaubt dennoch das Wort besonders erklären zu müssen, und es scheint aus diesem wie aus andern in der Uebersetzung natürlich nicht bemerkten sprachlichen Unterscheidungen hervorzugehen, daß sich in Sibirien ein eigenthümlicher, mehr auf das Kleinrussische zurückleitender Dialekt gebildet hat, der eine Menge alter einfacher Worte oder deren Ableitungen enthält, von denen das mit fremden Wörtern angefüllte Großrussische nichts weiß. A. d. U.

Geologische Notizen.

In der Sitzung der Londoner geologischen Gesellschaft vom 18 Nov. wurde ein Bericht Dr. Pingels aus Kopenhagen über die relative Land- und Seehöhe der Westküste von Grönland zwischen 60 und 65° N. B. vorgelesen. Es geht daraus hervor, daß an mehrern Punkten längs dieser ausgedehnten Küstenstrecke die Ueberreste alter Gebäude sind, welche die Fluth jetzt mehr oder minder bedeckt. Die früheste Beobachtung hierüber wurde von Arktander zwischen den Jahren 1777 und 1779 auf einer kleinen Insel in der Bucht Igalliko angestellt. Auf dieser damals zur Fluthzeit gänzlich unter Wasser gesetzten Insel standen die Mauern eines Hauses, und als Dr. Pingel ein halbes Jahrhundert später sie besuchte, sahen nur noch die Ruinen über das Wasser hervor. — Ein Schreiben eines Herrn Allison an den Präsidenten, Herrn Lyell, gab einen Bericht von der zu Concepcion zugleich mit den Häfen von Talcahuano und Maule veranlaßten Zerstörung, und enthält zugleich Bemerkungen über die Ausdehnung des Erdbebens, das südwärts im indianischen Gebiet, der Insel Chiloe gegenüber, unter 43° 8′ S. B. und nordwärts bis über Copiapo (27° 8′ S. B.) hinaus verspürt wurde; eben so zu Mendoza auf der Ostseite der Anden, und von einem Schiff 100 Meilen westlich von Concepcion. Eben so zerstörend, wie zu Talcahuano, war es auch auf der 300 englische Meilen von der Küste entlegenen Insel Juan Fernandez, wo das Meer gleichfalls erst zurückwich, dann über das Land hereinbrach und die Wohnungen der Gefangenen zerstörte. — Professor Erdgwik las Auszüge aus Briefen eines Herrn Darwin an Professor Henslow, hauptsächlich Bemerkungen über die Tertiärformationen von Patagonien und Chile, und über die Veränderungen zwischen Land- und Seehöhe enthaltend. Eben so geben die Briefe Bericht über die Entdeckung fossiler Reste des Megatheriums auf einem Distrikt von 600 (engl.) Quadratmeilen südlich von Buenos-Ayres, und eine äußerst merkwürdige Beschreibung der geologischen Struktur des Passes von Uspallata in den Anden, wo er abwechselnd mächtige Tertiär- und Feuerbildungen entdeckte; in den erstern fanden sich Adern von ächtem Granit, Gold und andern Metallen.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

Anmerkungen.

(Schluß.)

g) Tapoban ist ein kleines artiges Dorf, fünf Meilen jenseits Dschotschi Math an der Straße nach Niti; es ist dieß der Winteraufenthalt der Butiahs des Niti-Passes, welche hier sämmtlich Häuser und Niederlagen haben. Sobald zu Niti Schnee fällt, kommen sie mit ihren Familien und ihrem Vieh herab und bleiben bis Monat März. Sie sehen zuweilen nach ihren ganz verschneiten Häusern in Niti, denen weder von Menschen noch Thieren irgend eine Gefahr droht. Tapoban liegt am linken Ufer des Doll oder Alaknandra, über den hier eine Brücke von Holz in ein von der Natur gut befestigtes Land führt, das von den Gorkahs nie untersocht werden konnte. Sie versuchten einst Truppen dahin zu schicken, die jedoch von den Butiahs bei einem Paß jenseits Dschotschi Math, oberhalb Borragaon, zurückgeschlagen wurden; sie nahmen dann all ihr Eigenthum von Tapoban weg, gingen über den Doli und brachen dann die Brücke ab, indem sie die Gorkahs herausforderten ihnen zu folgen, was diese jedoch nicht konnten. Ungefähr eine halbe Meile jenseits Tapoban gibt es mehrere heiße Quellen, welche seitwärts aus dem Bett eines Flusses entspringen und sich in denselben ergießen. Dieser Fluß fällt in den Doli. Auf einer kleinen Anhöhe am rechten Ufer dieses Flusses, Gotigar genannt, und zwischen ihm und dem Doli befindet sich eine andere heiße Quelle. Die Gebirgsbewohner haben eine acht Fuß ins Gevierte haltende Höhlung in den Felsen gemacht und den obern Theil der Anhöhe mit Steinplatten gepflastert. Das Wasser ist wärmer als das des Sita Kund bei Monghyr, rein, ohne widerlichen Geruch, und setzt weder Eisen noch Tuff ab. Oberhalb dieser Cisterne findet man noch mehrere heiße Quellen. Am Rande herum wachsen schöne Blumen und sehr viele Kressenkünze. Die Eingebornen behaupten, das Bad in dieser Quelle sey gegen rheumatische und asthmatische Beschwerden heilsam. Ein wenig oberhalb Tapoban kommen Stechginst und Stachelbeerbüsche zum Vorschein.

Digitized by Google

Rechter Hand oberhalb Tapoban steigt man zu dem Gotang-Gebirge und dem Paß gleiches Namens empor; hier findet man schöne Waldungen. Dieses Gebirge dehnt sich weit aus.

h) Niti ist ein von Butiahs bewohntes Dorf, und der letzte bewohnte Ort, den man trifft, wenn man durch das Schneegebirge nach Tübet oder Undeyse geht. Es liegt am linken Ufer des Doli und ist nur sechs Monate im Jahre bewohnt. Sobald im November anfängt Schnee zu fallen, gehen die Einwohner nach Tapoban, wo sie Häuser haben. Major Hearsey und Herr Moorcroft gingen im Jahre 1812 als Hindufakirs verkleidet über diesen Paß in die chinesische Tatarei.

Ungefähr zwei Meilen oberhalb Dschotschi Math auf demselben Gebirge findet man schöne Waldungen aus verschiedenartigen Bäumen bestehend. Oberhalb dieses Waldes, der ungefähr 2½ Meilen breit ist, liegt Schnee; am Rande, zwischen der Waldung und dem Schnee, wachsen Tausende der verschiedenartigsten und schönsten Blumen, und man findet hier vierfüßiges und Federwild, so wie auch Leoparden und Bären beisammen; kurz Dschotschi Math und dessen Umgebung genießt eines herrlichen Klima's, und ist eine der gesundesten Gegenden im Gebirge. Getreide aller Art, Butter und Honig gibt es im Ueberfluß; an Schafen, Ziegen und Hühnern ist ebenfalls kein Mangel. Enten, Gänse und Schweine (wilde gibt es in den Wäldern viele) würden gedeihen, wenn man sie züchten wollte.

Der Gesundheit wegen, oder um eine Luftveränderung zu machen und acht Monate da zu bleiben, ist dieß für Europäer ein herrlicher Ort. Von hier aus kann man Ausflüge in die wildesten Schneeregionen machen, und der Botaniker, Mineraloge und Geologe findet hier reichliche Beschäftigung. Nähere Untersuchungen könnten vielleicht zu Entdeckung von Gold-, Silber- und andern werthvollen Minen führen. Dieses Land ist nie durchforscht worden, und obschon es die Engländer bereits 15 Jahre besitzen, so weiß man doch nur noch wenig über dasselbe.

i) Sirrinagor ist die Hauptstadt des Königreichs Gerwal und liegt in einem Thal am linken Ufer des Alaknandra. Das heftige Erdbeben im Jahre 1805 zerstörte fast die ganze Stadt; viele Menschen kamen um. Dieses Erdbeben ging der Eroberung des Landes durch die Gorkiahs voraus; jetzt steht es unter der britischen Herrschaft, hat aber sehr abgenommen. Das Klima ist warm; in der Nähe gibt es mehrere Wäldchen von Mangobäumen.

j) Tira war ein kleines Dorf, ist aber jetzt die Residenz des Sohnes des vormaligen Radschas von Sirrinagor, dem die Kompagnie die Hälfte von seines Vaters Ländereien zugewiesen hat, wovon er ein Einkommen von ungefähr 150,000 Rupien jährlich bezieht. Er ist indeß bei seinen Unterthanen nicht beliebt, da er ein harter geiziger Mann ist, der mehr als zwei Drittel seiner Einkünfte in den Kasten verschließt.

k) Gurudwara, die Hauptstadt des Deyra Dun, enthält das Grab Guru Ram Rae's, von dem Glauben Nanok (eigentlich Nanaka) Schai. der von den Sikhs angenommenen Religion, von der er ein Guru war. Der Dun ist ein zwischen zwei Gebirgsketten gelegenes Thal, welches gegen Nordwest von dem Dschemna und gegen Südost von dem Ganges begränzt wird. Es ist ungefähr 56 Meilen lang und 16 breit, und mag etwa 550 Fuß höher liegen als Saharumpur. Der Boden ist fruchtbar und wird von zwei Flüssen durchschnitten — gegen Nordwest von dem Assan, der in den Dschemna fällt, und gegen Südost von dem Sonk, der sich in den Ganges ergießt. Zu Deyra, dicht am Tempel oder Grab Ram Rae's, wurde Radscha Pirtiman Man Saah, der letzte unabhängige Radscha von Gerwal, von den Gorkiahs getödtet. Die Kompagnie hat jetzt im Dun ein Bataillon Gorkiahs und einen Civilkommissär. In frühern Zeiten, gegen Ende der Herrschaft des Kaisers Muhammed Schah, als die Aufstände seiner Häuptlinge den Waarentransport in die Ebenen sehr gefährlich machten, wurde durch den Dun ein bedeutender Handel mit Kaschmir getrieben, so daß die Zölle und Landeinkünfte jährlich gegen 86,000 Rupien abwarfen. Seit den letzten 50 Jahren aber wurde der Dun durch die Einfälle der Sikhs und die Räubereien der Gudschars fast ganz zur Wüste, und nur erst seit er in britischem Besitz ist, beginnt er wieder aufzublühen.

l) Zu Hurdwar tritt der Ganges aus der letzten Gebirgskette in die Ebene. Hurdwar ist den Hindus ein sehr heiliger Ort, und Alle, welche es vermögen, werfen die Asche ihrer Angehörigen bei einem Platz, Harta Pyri genannt (ein Stein mit den Eindrücken von zwei Füßen) in den heiligen Fluß. Die Seelen derer, welchen diese Begünstigung zu Theil wird, kommen sicher in das Hinduparadies, Byknut genannt.

Während der großen Messe, die hier jährlich im Monat April gehalten wird, beläuft sich die Menschenmenge, welche hieher kommt, um im Flusse zu baden und die Asche ihrer Angehörigen hineinzuwerfen, oft auf 300,000. Bei dem oben erwähnten Stein findet sich dann ein Schwarm von Braminen ein, welche diese Gelegenheit benutzen von den Badenden Gewinn zu ziehen, indem sie jedem eine Rupie oder einige Pice (eine Kupfermünze, von denen zwei große und vier kleine einen Anna, den sechzehnten Theil einer Rupie, ausmachen) abnehmen. Da es Sitte ist, daß die reichen Hindus ein kleines Stück Gold und alles Geschmeide, welches der Verstorbene bei seinem Tode trug, mit der Asche in den Fluß warfen, so haben die Braminen bei dem erwähnten Stein ein Loch ausgegraben und das Wasser dahin geleitet, damit die schweren Gegenstände sich in demselben zu Boden senken und nur die Asche fortschwimmt; nach der Messe fischen sie dann das Gold und Silber heraus.

Während des letzten Kumb-se-mallah im Jahre 1820 ereignete sich hier ein schreckliches Unglück. Da die steinernen Stufen, welche zu dem Badeplatz hinabführen, sehr steil, oben breit und unten eng sind, so machte die versammelte Menge, welche den geheiligten Augenblick benutzen wollte, um ins Wasser zu kommen, einen so heftigen Anlauf, daß die Gorkiahwache überwältigt ward und mehr als 370 Männer und Weiber erdrückt und unter die Füße getreten wurden. Da es dunkel war, so schritt die Menge, von den Nachdrängenden vorwärts getrieben, über die Unglücklichen, die einen qualvollen Tod erlitten. Lord Hastings, damals Generalgouverneur, ließ sogleich eine bequemere Treppe bauen, und seit dieser Zeit hörte man von keinem ähnlichen Unfall mehr.

(Ueber die Messe von Hurdwar s. Nr. 62 und 63 v. d. J.)

m) An einem Ort, in dessen Nähe der Dschemna den Dun verläßt und in die Ebene tritt, befinden sich die Ruinen eines Palastes und Gartens, welche von Schah Dschehan angelegt wurden.

n) Die Akhallies sind Fatalisten und eine Sekte Fanatiker unter den Sikhs. Es ist dieß die unruhigste Sekte unter ihnen, welche die niedrigsten und verachtetsten unter den Hindus als Proselyten aufnimmt, und keine Gottheit, sondern nur das Fatum als Ursache aller Dinge anerkennt. Die Akhallies begehen viele Ausschweifungen, die ihnen von den Sikhs nachgesehen werden.

o) Schalimaar ist ein schöner Garten, von Humajun oder Akbar, Kaisern von Delhi, angelegt. Randschit hält ihn im guten Stande. Er liegt fünf Meilen von der Stadt Lahor.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 347. 13 December 1835.

Zur Statistik Frankreichs.

In einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris hat Hr. von Montferrand einen Vortrag über die Gesetze der Sterblichkeit und der Bevölkerung in Frankreich gehalten, aus welchem wir hier das Interessanteste mittheilen. Mehrere Ursachen bestimmen die ungleiche Vertheilung der Geburten und Todesfälle im Laufe des Jahres, als z. B. der Einfluß der Jahreszeit auf die physische Konstitution des Menschen, die Verhältnisse des geselligen Lebens und die religiösen Gebräuche. Die Zahl der Geburten erreicht ihr Maximum im Februar und im März, dann nimmt sie allmählich ab bis zum Junius und Julius, hierauf steigt sie wieder im August und September, bleibt stehen während der Monate Oktober, November und December, und nimmt im Januar rasch zu. Bei der großen Zahl von Geburten im Winter läßt sich der Einfluß des Frühlings nicht verkennen. Auch die religiösen Gebräuche äußern ihren Einfluß in so ferne, als während der Fastenzeit keine Heurathen geschlossen werden. Das Minimum der Geburten im Junius und Julius beweist, daß die Monate September und Oktober minder günstig zur Zeugung sind, als die übrigen Monate des Jahres.

Die Sterblichkeit erreicht ihr Maximum im Januar, nimmt ab bis zum Julius, bleibt stationär in den Monaten September, Oktober, November, wächst wieder im December, bis sie ihr Maximum im Januar erreicht. Der Monat Oktober hat bei Weitem nicht den nachtheiligen Einfluß, den ihm ein ziemlich allgemein verbreitetes Vorurtheil zuschreibt. Die drei Monate Januar, Februar und März enthalten zusammen $^{287}/_{1000}$ der Todesfälle im Jahre. An diesen Resultaten hat der Einfluß der Jahreszeiten auf die physische Konstitution des Menschen allerdings großen Antheil; es gibt jedoch noch eine andere Ursache, welche mächtig darauf einwirkt: die Thätigkeit der Ackerbau-Arbeiten in der guten Jahreszeit, und ihre plötzliche Einstellung im Winter, wodurch den arbeitenden Klassen ein großer Theil ihrer Hülfsquellen zu derjenigen Zeit entzogen wird, wo die Strenge der Witterung sie den meisten Entbehrungen und Krankheiten aussetzt.

In besondern Tabellen klassificirt Hr. v. Montferrand die Todesfälle in zwei große Perioden: vor dem Alter von 20 Jahren und nach dem Alter von 20 Jahren. In dieser Beziehung ergeben sich für die verschiedenen Departements sehr abweichende Resultate. So fällt z. B. in den Departements der Seine, der Seine und Oise und der Seine und Marne das Maximum der Todesfälle vor 20 Jahren in dem Monat August; für die Departements der Mosel und des Morbihan dagegen in den Monat Januar.

Es ließ sich kein konstantes Verhältniß auffinden zwischen der mehr oder minder großen Sterblichkeit in den verschiedenen Monaten des Jahres, zwischen der Zahl der Geburten und dem besondern Verhältniß der Geschlechter. In den Monaten Januar, Februar, März, April, Junius, Julius, August, September und Oktober findet so ziemlich ein gleichförmiges Zunehmen in der Gesammtzahl der Geburten und des Verhältnisses der Geschlechter statt. Die Monate Mai und December sind dagegen diesem Abnehmen gänzlich entgegen. Die Gesammtzahl der Geburten und die der Sterbefälle steigt oder fällt ziemlich gleichförmig mit Ausnahme der Monate November und December. Bemerkenswerth ist, daß das Verhältniß der Geburten beider Geschlechter plötzlich von seinem Minimum im December auf sein Maximum im Januar übergeht. Die Zahl der Knaben übersteigt die der Mädchen im December um 51 von 1000, und im Januar um 85 von 1000.

Das mittlere Lebensalter beträgt für ganz Frankreich 33 Jahr, 8 Monate, 11 Tage; im Departement Calvados 44 Jahre, 7 Monate, und im Departement der Ostpyrenäen 28 Jahre 1 Monat.

Scheidet man die Geschlechter in der Berechnung, so stellt sich folgendes Resultat heraus: mittleres Lebensalter des männlichen Geschlechts in den Departements Calvados und Lot und Garonne, 40 Jahre, 7 Monate. Departement Finisterre, 26 Jahre, 11 Monate: weibliches Geschlecht, Calvados, 48 Jahre 10 Monate; Finisterre, 29 Jahre 6 Monate.

Von Herrn Prevost ward ferner eine statistische Notiz mitgetheilt, welche alle im Jahre 1825/1834 im Kanton Genf vorgefallenen Selbstmorde aufzählt. Die Gesammtzahl der 133 stattgehabten Selbstmorde vertheilt sich folgendermaßen unter die verschiedenen Alter und Geschlechter: von 50—60 Jahren 34 Selbstmorde, von 20—30 Jahren 30, von 60—70 Jahren 19, von 30—40 Jahren 18, von 40—50 Jahren 15, von 70—80 Jahren 9,

Digitized by Google

von 10—20 Jahren 5, von 80—90 Jahren 3. Von 133 Selbstmorden kommen 38 auf das weibliche Geschlecht.

Beim weiblichen Geschlechte sind die Selbstmorde unter den Frauen und Wittwen am zahlreichsten. Das Verhältniß der Frauen und Wittwen zu den Mädchen ist wie 21 : 17. Bei den Männern ist das Verhältniß umgekehrt, nämlich wie 42 : 53, woraus hervorgeht, daß im Allgemeinen die Selbstmorde der Ledigen zahlreicher sind, als die der Verheuratheten und Wittwer.

In Beziehung auf die verschiedenen Professionen ergibt sich folgendes Resultat. Von 121 Selbstmördern sind 12 Kaufleute und Gelehrte; 21 Uhrmacher und Goldarbeiter: 2 Mechaniker; 63 den übrigen Professionen angehörige; 23 Dienstboten.

Hinsichtlich der religiösen Glaubensbekenntnisse kommen von 133 Selbstmorden 107 auf die Protestanten, 26 auf die Katholiken, was von dem allgemeinen Verhältniß der Protestanten zu den Katholiken sehr abweicht.

Die Todesarten anlangend, so kommen von den 133 Todesfällen 53 auf Ertränkung, 31 auf Erschießen, 18 auf Erhängen, 15 auf Fensterstürz, 7 auf schneidende Instrumente, 7 auf Gift. Die Männer wählten alle den Tod durch Schießwaffen und schneidende Instrumente, die Weiber dagegen durch Herabstürzen und Gift.

Die Jahreszeiten scheinen merklichen Einfluß auf den Selbstmord zu haben. Im April kommen gewöhnlich die meisten Selbstmorde vor. Von den 133 Selbstmorden kommen auf den April 19, auf den Junius 17, auf den August 17, auf den Julius 15, auf den Oktober 14, auf den Mai 13, auf den März 10, auf den November 9, auf den September 6, auf den Januar 5, auf den Februar 5, auf den December 3.

Die Ursachen des Selbstmordes stellen sich folgender Gestalt heraus: physische Leiden 34. Narrheit 24. Zerrüttete Verhältnisse 19. Häuslicher Kummer 15. Melancholie ohne bekannte Ursache 15. Schlechte Aufführung, Trunkenheit 10. Furcht vor Strafe, Gewissensbisse 6. Liebeskummer 6. Spiel und Lotterie 4. Mysticismus 2.

Das Verhältniß der Selbstmörder zur Gesammtbevölkerung des Kantons Genf ist wie 1 : 3983. Jedes Jahr scheint die Zahl der Selbstmörder zu steigen. Im Jahre 1825 zählte man 6, und im Jahre 1833 stieg ihre Zahl auf 24. Uebrigens ist diese traurige Progression beinahe allenthalben bemerklich. Im J. 1817 betrug die Zahl der Selbstmorde im Departement der Seine 285, im J. 1826 stieg sie auf 527. In Berlin war im J. 1798 das Verhältniß der Selbstmörder zu den gewöhnlichen Sterbfällen wie 1 : 900; im J. 1828 war es wie 1 : 100. Im J. 1827 zählte man zu Hamburg 6mal mehr Selbstmörder als im J. 1821, und in Petersburg im J. 1826 12mal mehr als im Jahre 1816.

Das Gouvernement Jenisseisk.

Jagd.

(Fortsetzung.)

Wilde Rennthiere fängt man in Gruben, die mit Reisern bedeckt sind, in Schlingen, die an Orten angelegt sind, wo das Thier gern umherläuft, und so viel ich weiß, doch will ich die Richtigkeit nicht versichern, durch zahme Rennthiere. Man sagt, es werde den letztern eine bewegliche Schlinge an die Hörner gebunden: mit dieser laufen sie unter die Heerde wilder Rennthiere hinein, fangen mit diesen zu scherzen an, verwickeln dadurch die Schlinge in ihre Hörner, und bringen sie so ihrem Herrn, oder wenn sie schwächer sind, stemmen sie sich mit den Hörnern gegen den Boden, und erwarten so die Ankunft ihrer Herren. Eine andere Sage ist: wenn ein männliches Rennthier einer wilden Heerde begegne, und den männlichen Führer derselben tödtet, so führe es die ganze Heerde seinem Herrn zu.

Für das Bisamthier macht man aus Bäumen und Zweigen ein Gehege, dreieckig, viereckig, wie es eben kommt; an jeder Ecke dieses Geheges läßt man einige Lücken, und hängt in denselben Schlingen auf, die mit geschmeidigen Zweigen verdeckt werden. Das Bisamthier kommt ans Gehege, beriecht es, erprobt es mit dem Fuße, mißt mit den Augen in die Höhe, reibt sich an dem Flechtwerk, geht wieder weg, treibt allerlei Muthwillen, bemerkt endlich die Oeffnung, und — stürzt sich wie ein Pfeil in die Schlinge.

Ich sah einen Tataren, der die Thiere jagte, welche man Syn nennt; er hatte eine Borga oder Schalmeye um sie zu locken: dieß ist ein etwas konischer Cylinder aus Zirbelnußholz, eine Arschine lang mit einer kleinen Oeffnung oben, und einer Zoll langen Oeffnung unten. Der Jäger spielte, indem er die Luft an sich zog, und auf diese Weise die Stimme des Syn nachahmte, wenn er im Herbste seinem Weibchen ruft. Wenn die Töne der Borga wirklich der Stimme dieses Thieres gleicht, dann ist sein Liebesgesang äußerst angenehm: sie haben etwas Triumphirendes, das auch der Stimme des Schwans und dem Klang des Waldhorns gleicht. Um das Elennthier und den Syn zu tödten, ist durchaus eine Kugel nöthig; der Unterschied liegt nur darin, daß das verwundete Elennthier sterbend mit Wuth auf den Jäger losstürzt, der sich heimlich herangeschlichen hat, der Syn aber, durch die lockende Stimme getäuscht, ruhig verendet.

Die Bauern gehen auf die Jagd der wilden Thiere nur in der Nähe, wenn etwa eines über ihre oder die umliegenden Besitzungen geht; sie wenden nur die Zeit darauf, die ihnen von andern Beschäftigungen übrig bleibt, und nur wenige machen ein fortdauerndes Geschäft daraus. Bei dem nomadischen Theile des Volks, den minussinskischen Tataren, ist die Jagd der wilden Thiere eine bestimmte Beschäftigung. Die Kisilen betreiben sie auf den Bergen von Achtaskal und auf dem ganzen Kariy-Khan. Die Katschenen, die vereinigten Stämme und die Kaibaten ziehen in die Berge jenseits des Kampsch-Tag an die Gränze des Gouvernements Irkutsk. Dort treffen sie an den Flüssen Kysbyr, Alym, Agul und Kan mit den kanischen Stämmen zusammen, die weiter nach Osten gehen an die Flüsse Tschala, Urgobur und Kuilesh. Die Tataren beschäftigen sich thätig mit der Jagd in großer Gesellschaft, und ohne darauf zu achten, daß sie oft lange von ihren Weideplätzen entfernt sind. Einige Pferde, ein Kessel, etwas Speisevorrath, ein Feuergewehr mit allem Zubehör und ein Hund, das ist Alles, was sie mit sich nehmen. Die Tataren

Digitized by Google

jagen namentlich Zobel, Bären, Vielfreße, Luchse, Wölfe, Füchse, Hermeline, Iltisse, Feuermarder, gestreifte und graue Eichhörnchen, Sachate, Syne, *) Rennthiere, wilde Ziegen und Bisamthiere. Die allgemeine Jagd dauert vom Oktober bis zum April. Von denjenigen Thieren, welche gewisse Fristen einhalten, nämlich Zobel und weiße Eichhörnchen, jagen die Tateren die erstern vom 28sten September bis zum 6ten December, die andern vom 6ten December den ganzen Winter hindurch.

Die Wandervölker gehen nicht nur so leicht hin auf die Jagd nach wilden Thieren, sondern diese bildet ihre gewöhnliche Lebensbeschäftigung. Nur die Ostjäken, welche den Fischfang leidenschaftlich treiben, beschäftigen sich weniger mit der Jagd der wilden Thiere. Uebrigens beginnen alle dieses Geschäft mit dem ersten Schnee und hören im Mai auf. Bei den Ostjäken zieht jeder Familienvater besonders hinaus, und nimmt seine ganze Familie auf einigen leichten Schlitten mit sich, an die er sechs bis dreizehn Hunde spannt. Bei den Samojeden vereinigen sich zwei oder drei Familien mit einander. Jedes Familienhaupt hat so viel Zelte bei sich, als er Weiber hat. Die Zelte und das ganze Vermögen liegt auf bretternen Schlitten, die mit Einem Paar Rennthieren bespannt sind. Bei denjenigen Schlitten aber, wo Frauen und Kinder sind, besteht die Bespannung aus dreien oder vieren. Die Tungusen führen ihr Eigenthum theils allein, theils zu zwei oder drei Familien auf Schlitten fort; sie selbst aber und ihre Frauen sind zu Pferde.

Wenn der ganze Zug zusammengekommen, und die Fährten der wilden Thiere aufgefunden sind, so werden die Zelte aufgeschlagen, die jagdfähigen Mitglieder der Familien verwenden nun ihre ganze Zeit auf die Jagd, und kehren erst spät Abends ins Zelt zurück, um sich durch Speise und Schlaf zu stärken; bleibt das Wild nicht an diesem Orte, so brechen sie auf und ziehen fort, um es weiterhin aufzusuchen. Manchmal verliert sich ein allzu hitziger Jäger völlig von den Seinigen, er verirrt sich auf den Mooren oder in den dichten Wäldern; manchmal kehrt er geleitet von den Sternen ins Zelt zurück; manchmal findet er sich nicht zurück nach seinem frühern Aufenthaltsort, sieht nirgends eine bekannte Spur und geht aufs Gerathewohl weiter, er schläft im Schnee, er trinkt Schnee, er ißt Füchse und Zobel, d. h. er ißt, wenn er etwas zu essen hat; da sieht er einen bekannten See, da erglänzt zwischen zwei Bergen das Sternbild des großen Bären, dort muß ein Magazin mit Getreide seyn, und der kluge, — man kann nicht sagen, der glückliche Jäger rettet sich vom Hungertode.

Außer dem Steinfuchse, der sich nicht von seinen Mooren entfernt, finden sich alle jagdbaren Thiere bald in größerer, bald in geringerer Zahl im ganzen Lande. Weiße Wölfe trifft man am Turuchan, die besten Zobel, weiße Eichhörnchen und Hasen mit langem Haar im Kreise von Jeniseisk, Feuermarder und Hermeline in den Kreisen Jeniseisk und Atschinsk; auf Bären stößt man allenthalben und manchmal mit so schwarzen und weichen Haaren, wie die amerikanischen, zu Pelzen aber taugen sie nicht wegen ihrer Schwere; ihr Fell ist ungemein dick, und die Wurzeln der Haare sitzen so tief, daß bei der schonendsten Bearbeitung die Wolle ausfällt. Vielfräße und gewöhnliche Füchse gibt es gleichfalls überall. Vielfräße erlegt man wenige, Füchse aber in Menge, mit Ausnahme jedoch der dunkelbraunen und schwarzen. Diese sind so selten, daß, wenn eine Fuchs-Schöne,*) d. h. ein Fuchs mit ganz schwarzem, dichtem und glänzendem Pelz gefunden wird, die Nachricht von diesem Ereigniß von einem Distrikt in den andern geht.

*) Diese beiden Wörter gibt kein russisches Lexikon.

Der Jahrmarkt von Turuchansk.

Ich kam, so erzählt Hr. Stepanow, am 9ten Junius nach Turuchansk und am 29sten sollte der Jahrmarkt seyn. Man darf sich nicht vorstellen, daß hier eine große Menge Volks zusammenströme, indeß erschienen Kaufleute, Handlungskommis, Magazinverwalter, Jäger aus ihren Winterlagern, und wandernde Horden, um den Tribut zu bringen, und ihre Beute zu vertauschen. Der 29ste kam heran: Leute verschiedenen Standes, verschiedener Stämme, in seltsamen Trachten, wanderten ruhig in dem Oertchen umher, aber es ließ sich kein Handelsbetrieb bemerken, noch auch die gewöhnlichen Zubehörden eines Jahrmarkts: Geschäftigkeit und Lärmen. Der alte Kaufhof stand leer und sein oberes Stockwerk, das sonst die Magazine enthalten hatte, neigte sich auf die Seite. Es verging noch einige Zeit, und die fortdauernde Stille machte, daß ich mich endlich nach dem Jahrmarkt erkundigte: er dauerte aber schon seit geraumer Zeit, und auf welche Weise? Wenn die Nacht einbrach, gingen Bürger, ihre Frauen, Kosakenweiber alle voll Zutrauen in die wilden Jäger, und diese Jäger selbst auf die Straßen, und hatten die Rauchwaaren in Bündelchen auf der Brust oder unter dem Schleier **) versteckt. Sie treten in ein Haus, wo sie dieselben zu verkaufen hoffen, grüßen die Anwesenden, und setzen sich wie Bekannte nieder; dann blicken sie in alle Ecken, um sich zu versichern, ob niemand sie hört, ziehen dann heimlich die Wildhäute hervor, und versichern, daß sie nicht ihnen gehörten, und daß sie solche nur in Kommission hätten; fragt unglücklicher Weise der Käufer, wem die Waare gehöre, so verschwinden plötzlich die Verkäufer ohne Antwort und ohne Verbeugung. Dann erscheint ein zweiter, ein dritter und so fort, bis die Stunden der Nacht vorüber sind.

Dieser heimliche Verkauf entspringt aus der Furcht der Jäger, ihr Eigenthum zu zeigen: sie verstecken die Felle vor den Schatzbeamten und vor den Kaufleuten. Die erstern wollen sich für das aus den Magazinen abgegebene Getreide bezahlt machen, die letztern sich ihre Waaren für alte von den Jägern gemachte Schulden zueignen. Nichts desto weniger wissen sich die Kaufleute immer wieder an die Jäger zu machen, sie durch neue Kreditgebungen, auch mit Verschreibungen zu beruhigen. Wer von denselben kennt Ziffern und Schrift? Zeigt einer derselben die Rechnung einem Fremden, so ist er zufrieden, wenn nur das angegebene Facit mit den Worten des Kaufmanns übereinstimmt; der Unterschied aber, der zwischen dem wahren Preis der Waaren des Kaufmanns und des Jägers sich ergibt, entgeht ihm, nament-

*) Das russische Wort für Fuchs ist nämlich weiblichen Geschlechts.

**) Die gemeinen Frauen Rußlands tragen eine Art seidener Tücher (phata) schleierartig über dem Kopf.

Digitized by Google

lich bei dem Blinken der Glaskorallen, bei dem Glanze der seidenen Tücher, bei frischen Tabakrollen und dem lockenden Geruch des Kornbranntweins; inzwischen bleibt aber der Schatz unbezahlt, und der Jäger selbst, der für seine Jagdbeute nur den halben Preis erhält, den er erhalten sollte, bleibt bei dem fortdauernden Kreditgeben der ewige Schuldner des Kaufmanns.

Die Regierung that indeß Alles, um diesem verderblichen System entgegen zu arbeiten, der Kaiser erließ den Jägervölkern einen bedeutenden Steuerrückstand von mehreren Jahren her, die Lokalbehörde erließ alle ihre ausstehenden Privatschulden, die sich über fünf Rubel beliefen. Man beschränkte möglichst den Verkauf von Korn aus den Magazinen an die Jägervölker, um die Einfuhr von Korn durch Privatpersonen in das turuchanische Land zu befördern; dadurch werden die Nomadenvölker nicht mehr veranlaßt, Schulden an den Schatz zu kontrahiren, und die Magazine behalten ihre wahre Bestimmung, nämlich in der Zeit der Noth Hülfe zu leisten. Suglane oder Jahrmärkte dürfen nicht anders abgehalten werden, als wenn die Nomaden ihren Tribut an den Schatz bezahlen, um den Kaufleuten keine Zeit zu lassen, die Jäger in die Unmöglichkeit zu versetzen, ihre Verbindlichkeiten an den Schatz abzutragen.

(Schluß folgt.)

Parlamentarische Skizzen.

Wir heben aus der mit vielem Geist und Witz abgefaßten Schrift: Random Recollections of the House of Commons from the year 1830 to the close of 1835 einzelne hervorstechende Charaktere aus, wobei wir die Koryphäen der Parteien als mehr bekannt und öfter geschildert ganz aus dem Auge lassen, und uns nur an die second rate-men halten. Wir theilen die ausgewählten Charakterzeichnungen ab in 1) Geschäftsmänner, die im Land- und Seedienst, so wie im Civil-Departement sich versucht haben, und 2) in Literatoren, eine Unterscheidung, die auch in dem innern Treiben des Parlaments allmählich mehr von Bedeutung wird, da der Eintritt ins Parlament von Leuten, die sich nur durch literarische Beschäftigungen einen Namen gemacht haben, im Grunde erst aus neuester Zeit datirt.

I. Geschäftsmänner.

Lacy Evans.

Oberst Evans, jetzt General des englischen Hülfskorps, ist ein Irländer. Er ist ungefähr 50 Jahre alt, scheint aber, der ausgestandenen Beschwerden und der im letzten Kriege erhaltenen Wunden wegen, weit älter zu seyn. Er ist von mittlerer Größe, sieht kränklich aus, ist aber stärker als er zu seyn scheint und sehr muthig, was er dadurch hinlänglich bewies, daß er sich freiwillig den Beschwerden und Gefahren des Kriegs in Spanien unterzog. Sein Haar ist rabenschwarz und seine Gesichtsfarbe so dunkel, daß man ihn schon oft für einen Spanier oder Portugiesen gehalten hat. Sein Ehrgefühl ist ungemein zarter Natur, und er scheint eine starke Neigung zum Duell zu haben. Oft wich er, wenn im Unterhause persönliche Ausfälle auf das Tapet kamen, wie mir schien, geflissentlich von der Sache ab, um eine Aufforderung zu erhalten. In der Armee haben nur Wenige sich durch persönliche Tapferkeit mehr ausgezeichnet als Oberst Evans. Er kleidet sich höchst einfach, zuweilen sogar nachlässig, und seine Kleider sind weder gut gemacht, noch sehen sie jemals neu aus. Man sieht ihn fast immer in einem blauen Oberrock, dunkeln Beinkleidern und einem auffallend schlechten Hut.

James Graham.

Sir James Graham, der vormalige erste Lord der Admiralität, ist einer der stärksten Männer im Hause, und ich sollte glauben, er möchte wenigstens einen vollen halben Stein mehr wiegen als jedes andere Mitglied des Hauses. Er ist wohl gebaut, hat ein schönes, rundes, rothes, volles Gesicht, schwarzes Haar, und scheint einer trefflichen Gesundheit zu genießen. Seine Apostasie hinsichtlich seiner frühern Grundsätze fällt noch stärker auf als selbst bei Lord Stanley, da er noch liberaler — eigentlich radikaler — war als dieser edle Lord. Einige der von ihm im Jahre 1830, unmittelbar nach der französischen Revolution gehaltenen Reden sind wohl das Stärkste, was je über die Lippen eines Engländers kam; in Vergleich mit ihnen erschien sogar Dr. Wades Radikalismus noch gemäßigt. Und selbst noch im Jahre 1832 zeigte sich der Baronet von Cumberland bei den Kämpfen, welche dem Durchgehen der Reformbill unmittelbar vorangingen, in seinem Liberalismus so wüthend und überspannt, daß er der Gott der Radikalen wurde. Auf einmal aber ging er zur Torypartei über, die er nun eben so eifrig unterstützt als früher die andere Seite. Er ist ein Mann von hohem, doch sicher nicht von einem Talent ersten Ranges. In seinen Schlüssen ist er klar, und versteht eine plausible Sache genügend zu erläutern. Seine Rede ist faßlich und nur wenig ausgeschmückt, und er spricht schnell und geläufig. Seine Stimme lautet etwas hart, ist jedoch nichts weniger als unangenehm; der Ton bleibt sich gleich, und kaum bemerkt man einigen Wechsel in demselben, der Gegenstand möge auch seyn, welcher er wolle. Seine Aussprache ist deutlich und die Gebärden durchaus nicht prunkend. Er hat eine sehr hohe Meinung von sich, und machte seinen Freunden kein Hehl daraus, daß er fest überzeugt sey, sein Austritt aus dem Grey'schen Ministerium werde dessen Untergang besiegeln. Er glaubte wahrscheinlich, daß seine Atlas-Schultern die schwere Last allein trugen, und daß in dem Augenblick, wo er diese zurückzöge, Alles in Trümmern zusammenfallen werde. Seine jetzige Stellung ist eine sehr unbehagliche für ihn, und sein Ausschluß vom Amte kränkt ihn gar sehr. Nicht als ob er eine Stelle in dem Kabinet des Lord Melbourne mit seinen Kircheneigenthum-Appropriationsprinzipien annehmen wollte, aber es ist ihm unbegreiflich und ärgert ihn nicht wenig, daß die Melbourne'sche Verwaltung durch die Kraft seiner Beredsamkeit nicht schon längst nach allen vier Himmelsgegenden aus einander gestiebt und eine neue unter seinen und Lord Stanley's Auspizien gebildet wurde. Sir James steht in seinem 45sten Jahre.

Vermischte Nachrichten.

Nach Sir John Roß kommt Mord unter den Eskimos sehr selten vor; wenn aber ein Mord sich ereignet, wird der Schuldige zu ewiger Einsamkeit verurtheilt, oder von jedem Mitglied des Stammes gemieden, so sehr, daß diejenigen, welche zufällig auf ihn stoßen, sogar vermeiden ihn anzusehen. Auf die Frage, warum der Mörder nicht gleichfalls getödtet werde, erwiderten die Eskimos, sie würden sich dadurch gleicher Schuld, wie der Mörder, theilhaftig machen.

In England wendet man in neuerer Zeit statt der Roßhaare und Wolle für die Matratzen der Matrosen und Soldaten den faserigen Ueberzug der Kokosnuß an, den man coir nennt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 348. 14 December 1835.

Acht Tage in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel.

Vor dreißig Jahren verließ die Straße von Rom nach Neapel die Campagna hinter Velletri und Setia, eine vormals wegen ihres Weines hochberühmte Stadt, denn Juvenal sagt: Setinum ardebat in auro. Diese Straße wich den gifthauchenden pontinischen Sümpfen aus, und führte 45 Meilen weit durch die gebirgigen und höchst malerischen Gegenden von Sermoneta, Piperno und Maroni bis nach Terracina. Wer den Einfluß der pestilenzialischen Luft nicht scheute, konnte sich auf den Morästen einschiffen, doch wurde gewöhnlich der Weg durch die Gebirge vorgezogen.

Papst Pius VI ließ die Sümpfe so ziemlich austrocknen, und die Franzosen, denen Italien so manches Gute verdankt, vervollständigten sein Werk, indem sie eine herrliche, breite Straße von Rom nach Terracina durch das pontinische Feld führten.

Auf meiner Reise nach Terracina hatte ich diese Straße gewählt, auf dem Rückweg nach Rom aber wollte ich die Gebirge und ihre Schönheiten kennen lernen. Ein allgemeiner Ruf des Staunens, ich möchte fast sagen des Schreckens, erhob sich in dem Saal der schönen Osteria von Terracina, als ich mit meinem abenteuerlichen Plane herausrückte. — „Allein! — zu Fuß! — ohne Begleitung! — Sie sind verloren!" rief man von allen Seiten. — „Möge die heilige Jungfrau sie auf Ihrer Reise schützen, Signor Padrone!" sagte der Wirth; „bevor Sie aufbrechen, thäten Sie wohl Ihr Testament zu machen, und Gott Ihre Seele zu empfehlen."

„So sey es," erwiderte ich, „gebt mir nur ein Frühstück, damit ich zum mindesten nicht nüchtern sterbe." — Während ich aß, drehte sich das Gespräch um den Gegenstand, der durch meinen verkündeten Entschluß in Anregung gebracht worden war, und alle die englischen, russischen, deutschen und französischen Reisenden, die sich auf eine Stunde im Gasthaus von Terracina zusammen gefunden hatten, um sich dann vielleicht nie mehr wieder zu sehen, überboten sich in Erzählung der schauerlichsten Abenteuer. Besonders lebhaft wurde von dem berüchtigten Räuber Cesaris gesprochen, dem es vor einigen Tagen erst fast gelungen wäre, den Prinzen Lucian Bonaparte auf seiner Villa von Tusculum aufzuheben, der aber statt dessen nur den Maler in seine Gewalt bekam. Ein andermal hatte er alle jungen Mädchen einer Pensionsanstalt geraubt und sie in die Gebirge geführt — arme Täubchen unter den Wölfen. Die ganze päpstliche Gendarmerie, die Dragoner, die mobilen Kolonnen, die Freiwilligen, die Sbirren und eine Menge von Spionen waren auf den Füßen, um den von der Regierung und vom Prinzen Lucian auf Cesaris Kopf gesetzten Preis zu gewinnen, aber der kühne Räuber trieb nur sein Spiel mit ihnen. Jetzt freilich ist sein Kopf, den man, dem alten Gebrauch zufolge, in einer kleinen vergitterten Nische über dem Thor seines Geburtsorts Sonnino aufgestellt hat, schon vertrocknet und gebleicht.

Als ich wirklich aufbrach, um mich auf den Weg zu machen, wünschte man mir in demselben Tone eine glückliche Reise, mit dem man einem Sterbenden den Scheidegruß bietet.

Es war gerade zur Zeit des Karnevals; man parodirte zu Terracina die römischen Belustigungen: es war große Maskerade auf den Straßen. Vor der Hauptkirche, die einst ein Tempel Jupiters war, und deren Façade noch jetzt von den Marmorsäulen dieses Tempels getragen wird, sah ich Arlekine und Pulcinelle ihre Possen treiben.

Wenn man Terracina verläßt, windet sich der Weg die Gebirge hinan durch eine Scenerie, die auf den einsamen Wanderer eines schauerlichen Eindrucks nicht verfehlt. Ich kam an einigen alten Mauern vorüber, vor 30 Jahren noch das Dorf Maroni. Die Häuser standen verödet, ohne Thüren, Fenster und Einrichtung, und jeder Spur geselligen Lebens entkleidet. Eine ärmliche, verfallene Kirche stand mitten unter diesen Trümmern; der Altar war zertrümmert, und auf dem Boden lagen noch zwei Stücke eines zerbrochenen Leuchters. Ich verdoppelte meine Schritte, um recht bald aus diesen unheimlichen Ruinen zu kommen; von Zeit zu Zeit sah ich einen Hirten, zwischen dessen braunen Mantel die Mündung eines Karabiners hervorguckte, hinter einem Felsen oder auf dem Gipfel eines Hügels: eine furchtbare Erscheinung in einem Lande, wo man jeden so ausgerüsteten Mann keck für einen Räuber halten kann.

Der Weg wurde inzwischen ebener; eine üppige Vegetation, ein gut bestellter Anbau breitete sich vor mir aus, und schon begannen bei diesem Anblick angenehme Gedanken in mir aufzutauchen, als mich ein heftiger Gewitterregen abermals in eine trübere Stimmung versetzte. Wohin jetzt; wo ein Obdach finden

Digitized by Google

in dieser öden Gegend, wenn ich es in der gothischen Abtei Fossa Nuova nicht fand, die durch die wunderbare Legende von dem Tode des heiligen Thomas berühmt ist, der auf der Reise zu dem Concilium von Lyon dort seinen Geist aufgab. St. Thomas von Aquino, sagt die heilige Legende, von Fondi kommend, wurde auf dem Wege krank; er stieg von seinem Maulthier, steckte seinen Stock in die Erde, und nachdem er sein Thier an denselben gebunden, schlief er in dem unfern von der Kirche gelegenen Gehölze ein. Das Maulthier riß sich los, lief hier und dorthin, und kam auch in die Kirche, wo es die Unehrerbietigkeit so weit trieb, die Vorderhufe auf den Chor zu stellen. Kaum war dieß aber geschehen, so drückten sich die Füße in den Stein ab, und das Thier stürzte todt zu Boden.

Man zeigt die Eindrücke der Hufe noch jetzt, und hat sie, um das Andenken an das Wunder zu bewahren, mit einem eisernen Gitter bedeckt. Als man hierauf den Eigenthümer des Maulthiers aufsuchte, um ihn seiner Nachlässigkeit wegen zur Rede zu stellen, fand man den heiligen Thomas auf dem Boden ausgestreckt, dem Tode nahe. Die Mönche trugen ihn ins Kloster, wo er nach einigen Tagen verschied. Der Geschichtschreiber Villani und einige andere behaupten indeß, der heilige Mann sey auf Befehl Karls I, Königs von Neapel, vergiftet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gouvernement Jenisseisk.

(Schluß.)

Rennthiere.

Die Rennthiere haben sehr große Hufe, die Füße sind etwas dicker als bei den Hirschen, die Ohren aber noch kleiner als bei den Elennthieren; der Rückgrat ist fest und gerade, der Schweif kurz, der Hals lang gestreckt, der Kopf gleicht dem eines Kalbes; die Augen sind voll, die Hörner bei Männchen und Weibchen sehr dicht; die Weibchen werfen sie jährlich ab, bei den Männchen aber, — ein unterscheidendes Merkmal des Rennthiergeschlechts von dem der Hirsche, — bleiben sie, obwohl es auch das gewöhnliche Loos von Zugpferden und Zugochsen theilt. Die Rennthiere sind Wiederkäuer, leben 25 Jahre, und ihre Brunftzeit ist im Oktober: das Weibchen trägt acht Monate und bringt Ein Junges, seine Nahrung sind die Blüthen des kriechenden Hirschwurz, Sandweiden, ein dem isländischen ähnlichen Moos, und namentlich die von den Eingebornen sogenannte Lawikta. Die Heerden von zahmen Rennthieren waren sonst sehr groß: einige betrugen gegen 12,000, gegenwärtig aber sind sie kaum 3000 Stücke stark. Jede Heerde hat ihr eingebranntes Zeichen, und wird von Menschen und Hunden gehütet; doch kann man sie nicht immer vor Vielfraßen und Wölfen bewahren.

Es gibt kein Thier, welches für den Menschen nützlicher wäre, als das Rennthier: sie dienen zur Nahrung, geben eine schmackhafte, dicke Milch, freilich nicht mehr als eine Theetasse voll auf Einmal, aber bei ihrer großen Zahl dennoch eine hinreichende Menge;*) sie versehen die Eingebornen mit Fellen, die zur Bedeckung der Zelte und Wagen dienen, mit dichten Pelzen, mit Leder für die Sommerkleidungen, das für den Wind undurchdringlich ist, mit den feinsten Saiten zum Nähen, mit Haaren zum Ausstopfen der Matratzen, mit Horn und Hufen zu Leim, und endlich ersetzen sie ihnen Zug- und Reitpferde.

Man spannt sie gewöhnlich paarweise an die Schlitten: Kummet und Stränge machen das ganze Geschirr aus, der Chorei, das Mittel zum Antreiben, ist ein Stab mit einer Eisenspitze am einen, und einem beinernen Knopfe am andern Ende; der erstere dient zur Abwehr wilder Thiere, der andere zum Antreiben der Rennthiere. Ein am Horn befestigter Riemen leitet sie beim Reiten und beim Fahren. Zwei Stiere, — so nennt man die Männchen, — ziehen 16 Pud (640 Pfd.), zwei Weibchen (wäschenka) 12 Pud (480 Pfd.). Wenn man jeden Tag wechselt, kann man 250 Werste mit ihnen zurücklegen.

Hunde.

Ein gleicher, rascher Trab und das Zurücklegen der Geweihe auf den Rücken machen den Lauf der Rennthiere sehr hübsch, obschon ihre Gestalt ohne Vergleich minder schön ist, als die der Hirsche und Pferde; aber bei dem Blicke auf ein Hundsgespann fallen einem nichts als die seltsamen Sommerwohnungen, die Jahrmärkte u. dergl. ein, und man muß unwillkürlich lachen; die Dienste indeß, welche diese armen Hunde den Eingebornen leisten, indem sie ihnen auf dem Lande und auf dem Wasser stärkere Thiere ersetzen, sind keineswegs verächtlich, denn außer dem, daß sie über die weiten tunguskanischen Steppen hintraben, spannt man sie auch an die Nachen, und läßt sich von ihnen die Flüsse aufwärts ziehen.

Ich kenne weder die isländischen, noch die grönländischen Hunde, aber alle sibirischen Zughunde bis zum östlichen Ocean sind von einerlei Gattung mit nur geringen Verschiedenheiten des Wuchses und der Farbe. Im Gouvernement Jenisseisk sind sie sechszehn Werschok**) lang und 12 W. hoch; ihre Haare sind weich, am Nacken steif und lang, größtentheils schwarz, dunkelgrau, manchmal weiß oder gelb am Bauche. Die Ohren sind spitz, die Schnauze länglich, der Schweif dick und lang. Sie sind weder bissig, noch grimmig, noch halbwild, wie Büffon sie beschreibt; könnte dieß auch der Fall seyn bei der Lage, in der sie sich befinden, bei der steten Aufsicht von jung auf, bei der Zucht und dem fortdauernden Umgang mit ihren Herrn, so wie bei den mühseligen weiten Reisen? Büffon weiß nicht, was er über ihre Abstammung sagen soll, und nennt sie bald kamtschadalische, bald sibirische, bald schlechtweg russische Hunde, und legt ihnen eine außerordentliche Unreinlichkeit und Gefräßigkeit bei; aber die Zughunde sind gerade so unreinlich als Pferde und Rennthiere, und sind sehr heißhungrig im Sommer, wo man ihnen fast keine Nahrung gibt, im Winter aber nicht, weil man sie da sehr reich-

*) Obwohl die daraus bereitete Butter außerordentlich angenehm, und so rein ist, daß sie beinahe durchsichtig ist, und dem Knochenmarke gleicht, ziehen ihr die wandernden Nationen doch mehrere Arten von Fischfett vor.

**) Etwas über zwei Fuß.

Digitized by Google

lich füttert. Collison behauptet, die sibirischen Hunde vermischten sich mit Wölfen und Füchsen, und seyen ihnen darum ähnlich; sie mögen ihnen gleichen, wie alle Hunde, die ihnen hinsichtlich der Größe, Farbe, der zottigen Haare und der mehr oder minder langen und spitzigen Schnauze oft noch mehr gleichen, die sibirischen Zughunde stammen aber so wenig von einer Vermischung mit Wölfen her, als das Maulthier von einer Vermischung der Kuh mit dem Pferde.

Man gibt den Hunden im Sommer wenig zu fressen, damit ihnen der Sommer zuwider, der Winter willkommen sey, d. h. daß sie die Jahreszeit ihrer Mühe und Arbeit, daß sie die Arbeit selbst lieb gewinnen, denn nur im Winter erhalten sie ihre Lieblingsnahrung. Mit Bedauern betrachtet man sie übrigens während ihrer Fastenzeit: sie fressen Alles, was ihnen auch sehr zuwider ist: Wurzeln, Mäuse, Aas u. dergl.; damit sie aber dem Geflügel und dem Vieh nichts thun können, was denn doch manchmal vorkommt, bindet man ihnen ein Brett an den Hals, welches sie nicht nur ihrer Nahrung nachzugehen, sondern auch am freien Gange hindert. Im Winter dagegen füttert man sie mit Stören, Weißfischen, mit rohen und gekochten Kräutern, mit Klösen aus Roggenmehl, mit Fleisch von Füchsen, Rennthieren, Rebhühnern, Hasen, und dem Fett von Delphinen und Bären.

Die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit der Polarhunde besteht darin, daß sie wie die Hunde in Congo nicht bellen können; sie heulen nur, wenn sie in beträchtlicher Ferne Menschen kommen hören, die nicht aus dem Lande sind.

Zwölf an einen Schlitten gespannte Hunde ziehen 30 Pud Fracht nebst zwei Personen: rechnet man diese letzteren zu zehn Pud, so kommen auf jeden Hund 3 Pud, 13 Pfund. Gewöhnlich spannt man sechs Hunde an einen Schlitten, der aber ohne Vergleich leichter ist, als ein Rennthierschlitten. Der letztere hat ein breites Gestell, das vorn aufwärts gebogen ist, hohe eiserne Stangen, und statt des Korbs eine Lade von Brettern, wie bei einer Karriole. Der Hundeschlitten besteht aus sehr dünnen Latten und Reifen, die mit Riemchen in der Art zusammengebunden sind, daß man sie immer ohne Mühe aus einander machen und tragen kann. Trotz dieser Leichtigkeit hat der Schlitten ein sehr langes Gestell, das man gleichfalls aus einander legen kann; der vordere Theil desselben krümmt sich aufwärts, ist mit Riemen durchflochten, und heißt die Trommel: daran ist ein langer, dicker Riemen befestigt, der dem ganzen Geschirr als Grundlage dient. Man darf sich nicht denken, daß die Hunde irgend symmetrisch eingespannt sind, sondern man hat nur die Erleichterung der Hunde im Auge. Vorn z. B. ist der Leithund, hinter ihm zwei Koppelhunde, hinter diesen zwei oder drei Zughunde, welche nicht an den gemeinsamen Riemen, sondern an das Vordertheil des Schlittens angespannt sind. Manchmal ist der Leithund in Einer Reihe mit den Koppelhunden angeschirrt, und läuft in der Mitte. Dieser leitet alle übrigen, versteht die Worte: rechts, links, halt, und folgt dem Rufe des Lenkers. Das Merkwürdigste an ihm ist aber, daß er im Laufe stets nach seinem Herrn zurückblickt, und wenn er bemerkt, daß dieser aus irgend einer Ursache aus dem Schlitten herunterrutscht, so kann er zwar nicht augenblicklich die andern Hunde anhalten, fängt jedoch nach und nach an, in vollem Laufe einen Kreis zu beschreiben, zieht so die andern mit nach, und kommt zu seinem Herrn zurück. Ein der Art eingeübter Leithund erhält den Namen: Rückkehrhund, und wird manchmal mit 50 bis 100 weißen Füchsen, d. h. mit 200 bis 500 Rubeln bezahlt.

Die Hunde laufen in einem Tage 180 Werste, wobei sie nur Einmal anhalten, um auszuruhen; es versteht sich, daß man sie gehörig satt füttert, doch können sie auch acht Tage ohne Nahrung zubringen. Stets rennen sie in vollem Athem, und wenn es nöthig ist, sie anzuhalten, so ruft der Führer nur Halt, und stößt seinen scharfen Tarpl, — einen dicken Prügel, eine Arschine lang mit einer scharfen Eisenspitze, — durch die Trommel in den Boden, und alle Hunde legen sich plötzlich nieder.

Untersuchung
des
vulkanischen Bodens in der Umgegend von Neapel.

In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 16 November hat Herr Dufrenoy eine interessante Abhandlung über den vulkanischen Boden in der Umgegend von Neapel vorgelesen. Die Reise, welche Herr Dufrenoy nach Neapel unternahm, hat ihn vollkommen überzeugt, daß der Berg Vesuv keineswegs ein Product der Anhäufung von Lava ist, daß vielmehr dieser Berg in Folge der Kraftäußerung eingeschlossener Gase emporgetrieben ward. — Kaum hatte Herr Dufrenoy die Untersuchung des Bodens des Vesuvs begonnen, als es ihm klar ward, daß die Anhäufung der Lava nur geringen Einfluß auf die Formation des sich in der Mitte erhebenden Kegels haben konnte. Die Neigung der äußern Oberfläche von dem Gipfel bis zum Fuße bildet einen Winkel von 35 Graden, und gestattet daher nur einem kleinen Theil der Materie sich hier festzusetzen. Die breitesten Rinnen bilden nur schmale Streifen, welche höchstens den 80sten Theil der äußern Fläche des Kegels ausmachen; ihre Dicke erreicht selten zwei Meter. Nimmt man jährlich drei Ausbrüche an, so wären wenigstens 5 Jahrhunderte nöthig, damit der Kegel durch die Anhäufung der Lava die gegenwärtige Höhe von 1200 Meter erreicht haben würde. Alles deutet vielmehr darauf hin, daß die Formation dieses Kegels nur bis zu der Katastrophe im Jahre 79 hinaufreicht. Mehrere Theile des untersuchten vulkanischen Bodens enthalten Fossilien. In dem Tuff der Insel Ischia und des Pausilippo fanden sich 52 Gattungen fossiler Muscheln. Sie gleichen denjenigen, welche man noch heutzutage im mittelländischen Meere findet, nur sind sie größer. Der Bimssteintuff enthält gleichfalls Reste großer Thiere, als Wallfische, Elephanten und Flußpferde.

Die wenigen Nachrichten, welche man über die Formation des Vesuvs hat, von der Zeit, als die Griechen sich in Italien niederließen, zeigen uns denselben als in einer weiten Ebene endigend, mit einer kleinen Einbiegung in der Mitte. Keine Naturerscheinung deutete damals auf das Vorhandenseyn eines feuerspeienden Berges. Diese Entdeckung verlegt Herr Dufrenoy in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Im Allgemeinen nimmt man an, und Herr Dufrenoy theilt diese Ansicht, Pompeji sey durch einen Aschenregen verschüttet und Herculanum durch einen Lavaguß bedeckt worden; beides Folgen eines und desselben Ausbruchs im Jahre 79. Wenn man die Beschaffenheit und die Lage

Digitized by Google

des Tuffs mit Aufmerksamkeit untersucht, welche diese beiden Städte bedeckt, so findet man, daß dieser Tuff aus denselben Elementen besteht und sich nur durch die Größe der Bimssteintheile unterscheidet, und zwar je nach der Entfernung Herculanums und Pompeji's vom Vesuv. Weder die eine, noch die andere dieser Städte zeigt Spuren von Lavabächen, und auch die Asche scheint, was die Erhöhung des Bodens anbelangt, nur eine unbedeutende Rolle gespielt zu haben.

Vergleicht man die Umstände, welche die Ueberschüttung von Pompeji herbeigeführt haben, mit denjenigen, was in dem Departement der Landes vorgeht, wenn hier die Wohnungen mit Sand bedeckt werden, welcher durch den Wind aufgeregt wird, so findet man bald den wesentlichen Unterschied zwischen zwei analogen Erscheinungen, welche ähnliche Wirkungen hervorbringen sollten. In den Dünen häuft sich der Sand allmählich rings um die Gebäude an, ohne in das Innere derselben einzudringen. In Herculanum und Pompeji dagegen sind alle hohlen Räume vollkommen angefüllt, so daß man selbst in den tiefsten Kellern keine leere Stelle antrifft. Dieser letztere Umstand stimmt nicht mit der Wirkung eines einfachen Aschenregens überein. Die Materie muß vielmehr mittelst einer Flüssigkeit eingedrungen seyn, welche selbst die kleinsten Oeffnungen zu durchdringen vermochte. Nach und nach lief das Wasser ab oder vertrocknete, und bildete auf diese Weise den dichten Tuff, der das Innere der Wohnungen von Pompeji füllt. (Man vergleiche jedoch hierüber Nr. 44 ff. und 285 ff.) Damit diese Operation vor sich gehen konnte, war aber eine beträchtliche Zeit nöthig.

Die Beobachtungen des Herrn Dufrenoy lassen sich auf folgende Resultate zurückführen:

1) Die vulkanischen Erscheinungen, welche in der Umgegend von Neapel statt hatten, gehören drei weit aus einander liegenden Zeitperioden an, und tragen wesentlich verschiedene Charaktere an sich.

Die erste Periode, deren geologische Epoche unbekannt ist, wird bezeichnet durch das Erscheinen des Trachyts, der dem Bimssteintuff die Elemente lieferte, ferner durch die Lava der Somma in horizontalen Schichten, endlich durch die Felsen der Umgegend von Rom.

Der Durchbruch des Trachyts in den phlegräischen Feldern und bei Ischia hatte in der zweiten Periode statt.

Die dritte Periode umfaßt die Lavaergießungen von Ischia, vom Vesuv und von Monte-nuovo.

2) Der Boden der Umgegend von Neapel und der dazu gehörigen Inseln ist, abgesehen von den vulkanischen Bergen, aus einem Tuff gebildet, der aus den Trümmern des Trachyts der ersten Periode besteht.

3) Dieser Tuff ist in dünnen, regelmäßigen Schichten gelagert; er enthält fossile Muscheln und Knochen großer Thiere.

4) Die allgemeine Richtung dieser Tuffschichten und der verschiedenen Hügel, die sie bilden, korrespondirt der Erhebung der Hauptalpenkette, woraus sich vermuthen läßt, daß der Bimssteintuff so ziemlich gleichzeitig ist mit der Subappenninenformation.

5) Der größere Theil der Mineralien, welche man auf den Abhängen des Vesuvs findet und die man als von dem Vulkan ausgeworfen betrachtet, gehören dem Bimssteintuff an.

6) Die Hügel der phlegräischen Felder bestehen aus Bimssteintuffschichten; allein in der Mitte derselben findet man Trachythügel, um welche die Tuffschichten gelagert sind. Der Trachyt scheint jünger als der Bimssteintuff.

7) Der Berg Epomeo auf der Insel Ischia verdankt seine Erhebung gleichfalls dem Trachyt der zweiten Periode.

8) Die Gruppe des Vesuvs besteht aus zwei verschiedenen Gebirgsmassen: aus der Somma und dem Vesuv. Diese beiden Massen sind aus verschiedenen Ursachen erzeugt worden. Die Somma bildet rings um den Vesuv her einen Gürtel steiler Abfälle, deren Schichten sich alle nach der Mitte zu erheben. Sie ist das Resultat eines gewaltsamen Emporsteigens, das die anfangs horizontalen Schichten kreisförmig in die Höhe getrieben hat. — Der Vesuv ist das Produkt von Auswürfen und partiellen Erschütterungen. Die Lage des Vesuvkegels in der Mitte des Kraters der Somma könnte auf die Annahme führen, daß ein inniger Zusammenhang zwischen diesen beiden Bergen besteht; sie gehören jedoch zwei Perioden an, die durch mehrere große Erscheinungen getrennt sind, welche sich in nachstehender Ordnung folgten:

Erguß der Lava der Somma in horizontalen Schichten.

Unterirdische Anhäufung von Bimssteintuffschichten, gleichfalls in horizontaler Lage.

Emportreibung der Somma zur Zeit der Formation der phlegräischen Felder.

Formation des Vesuvkegels im Jahre 79 unserer Zeitrechnung.

9) Die Schichten der Somma bestehen hauptsächlich aus Amphigenit und schwarzem Augit, während die des Vesuvs beinahe ausschließlich aus Anothit und grünem Augit bestehen.

10) Die Lava des Vesuvs bildet stets enge und nicht tiefe Streifen, deren festes Gefüge in einem gewissen Verhältnisse steht zu dem Hange des Bodens, auf welchem sie erkaltet.

11) Der Boden der Umgegend von Neapel hat successive Erhöhungen und Vertiefungen erlitten. Der Tempel des Serapis ist ein sprechendes Beispiel dieser Oscillationen. Die Küste von Pozzuoli liefert zahlreiche Beweise dieser oscillirenden Bewegungen.

12) Die Zerstörung von Pompeji und Herculanum scheint nicht ausschließlich die Folge eines Aschenregens zu seyn. Die Erdmasse, welche diese Städte bedeckt, besteht größtentheils aus denselben Elementen, wie der Bimssteintuff, der die Gänge der Somma bildet. Man findet daselbst außer den Bimssteinen die nämlichen Felsenblöcke des Urgebirges, welche die sogenannten Mineralien des Vesuvs enthalten. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Eruption von 79, welche eine ungeheure Masse von Asche auswarf, zugleich die Ablösung und den Einsturz eines Theils der Seitenwände der Somma nach sich zog, und daß dadurch beträchtliche Anschwemmungen entstanden, in Folge deren die beiden Städte Herculanum und Pompeji begraben wurden.

Vermischte Nachrichten.

Wallfische sollen jetzt durch Blausäure getödtet werden, welche man in die Harpunen einschließt. Das Gefäß, in dem dieß Gift eingeschlossen ist, muß brechen, das Gift ins Blut dringen, und so das Unthier sterben. So wenigstens glaubt man, daß die Sache kommen werde.

*

Vor einigen Wochen sah man in London und ganz England ein Nordlicht; im nördlichen Schottland trat zu gleicher Zeit ein schrecklicher Orkan ein, der eine Menge Fischerboote und andere Schiffe zertrümmerte, und auch am Ufer großen Schaden anrichtete. (Ob beide Erscheinungen zusammenhängen, möchte indeß sehr zweifelhaft seyn.)

*

Dem Andenken Washingtons soll ein riesenhaftes Denkmal in der nach ihm benannten Stadt errichtet werden. Sammler sind in allen Staaten der Union angestellt, jeder darf aber nur einen Dollar beitragen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 349. 15 December 1835.

Besuch des Sultans in der Militärschule von Konstantinopel.

Sobald sich der Sultan entschlossen hatte, eine regelmäßige Armee zu errichten, sah er die Nothwendigkeit ein, den künftigen Offizieren eine vorläufige Erziehung geben zu lassen, welche sie in den Stand setzen würde, sich später den jeder Waffe nothwendigen Wissenschaften zu widmen. Er befahl daher die Kaserne, genannt Matschika, zu einer Schule einzurichten. Man baute in den Höfen derselben eine Moschee, zwei Schulen, jede für 200 Schüler berechnet, eine Bibliothek, ein Bad, ein Hospital, eine Apotheke und andere von diesem Institute abhängige Gebäude. Diese Arbeiten wurden unter der Direktion von Achmet Fezwi Pascha, Kriegsrath des Palastes, ausgeführt, und die Direktion des Ganzen demselben aufgetragen.

Die Schüler der ersten Schule werden bei ihrer Ankunft einem Examen unterworfen, und nach dem Grad der Kenntnisse die sie mitbringen, in acht Klassen vertheilt. Die drei ersten werden im Schreiben und Lesen unterrichtet. Die Kinder üben sich in ihnen die Schriftzüge im Großen in Sand zu schreiben. In der vierten und fünften schreiben die Knaben auf schwarze Tafeln, und werden in den Religionspflichten unterrichtet. In der sechsten lernen sie den militärischen Codex auswendig, und schreiben ihn dann aus dem Gedächtniß in Hefte. Die Schüler der zwei letzten Klassen lernen Grammatik, Arithmetik, schöne Literatur, praktische Geometrie, und Briefstyl.

Hundert Schüler dieser Schule haben ihr Examen gemacht, und sind in die zweite Schule vorgerückt, wo sie mit Arithmetik, Trigonometrie, Algebra, Geometrie, Anwendung der Algebra auf Gradrechnung, Kegelschnitt, Astronomie und Physik beschäftigt werden. Sie lernen arabisch, persisch und französisch. Die am weitesten vorgerückten beschäftigen sich mit Studien über die Schwere der Körper, mit Bau militärischer Brücken, mit Aufnahmen von Plänen, mit Ausstecken von Lagern, und mit Waffenübungen. Im Sommer lernen sie täglich sich im Schwimmen üben, und manche derselben können es wagen, sich der reißenden Strömung des Bosphorus auszusetzen.

Die mathematischen und physischen Instrumente, deren die Schüler dieser Klasse bedürfen, werden von ihnen selbst nach Modellen verfertigt. Sie drucken auch die für das Etablissement nöthigen Bücher, einige von ihnen sind dazu in der kaiserlichen Druckerei, und andere in Lithographien in die Lehre gegeben worden, und Achmet Pascha hat in der Kaserne eine vollständige Druckerei und eine Lithographie zum Dienst der Schule errichtet.

Der Unterricht wird gratis ertheilt, so wie überhaupt der ganze Unterhalt der Schüler vom Gouvernement bestritten wird. Sie erhalten Soldatenrationen, in einfachen Speisen, aber gesund und im Ueberfluß. Die Administration liefert ihnen eben so Wäsche und Kleidung. Die Stunden für die Religionsübungen und für die Studien sind strenge geregelt. Die Schüler begeben sich nach der Vorschrift des Gesetzes täglich fünfmal in die Moschee, um die öffentlichen Gebete zu verrichten. Die Aufsicht erstreckt sich auf die moralischen Tendenzen der Schüler und bis auf ihre Gespräche unter sich, um sie zu nöthigen, sich frühe an die Höflichkeit, das Wohlwollen und milde Betragen zu gewöhnen, die im Leben so unentbehrlich sind.

Der Sultan begab sich den 5 Julius in die Kaserne, um sich selbst von dem Zustand der Schule und den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Er war von Achmet Pascha, dem Kriegsrath des Palastes, von Pertew Effendi, Minister des Innern, von Zeinet Abdin, dem Großimam, von Namek und Scherif Pascha, und von den Obersten und Oberstlieutenants aller Regimenter die bei Konstantinopel liegen, begleitet. Er begab sich zuerst in die Bibliothek, wo er das Kabinet physischer Instrumente untersuchte, von da in das Hospital, wo er mit den Kranken redete, und die Ordnung und Reinlichkeit, die in der Anstalt herrscht, bewunderte. Hierauf wurde ein Exercitium mit der Lanze in dem Hofe, der an den großen Speisesaal stößt, gehalten, welches zur vollkommenen Zufriedenheit des Sultans ausfiel. Hierauf ging der Sultan in die erste Schule, wo er die Knaben mit Schreiben beschäftigt fand, er nahm einige der Tafeln und zeigte sie mit großem Beifall dem Minister des Innern und dem Großimam. Er wandte sich hierauf an die Lehrer, und ertheilte ihnen Lobsprüche, und an die Schüler, welche er ermahnte sich mit Eifer ihren Studien zu ergeben, die anfangs trocken und beschwerlich seyen, ihnen aber später Freude machen, und den Weg zu allen Ehren eröffnen würden. In der zweiten Schule fand er die Schüler in Reihen geordnet, er ließ sich ihre Hefte, die Karten und Plane die sie gezeichnet hatten u. s. w. zeigen, und fragte nach dem Namen der ausgezeichnetsten unter ihnen.

Digitized by Google

Er bestieg hierauf die Tribüne, von welcher aus die Professoren lasen, und examinirte in Arithmetik, Algebra, Geometrie, im Arabischen und Persischen u. s. w. Er war sehr zufrieden mit der freien und fertigen Art, in welcher die Schüler antworteten, und hielt folgende Anrede an sie: „Meine Kinder! die Fortschritte, die ich bei euch bemerkt habe, beweisen mir, daß ihr die Ausgaben, die ich dem Staatsschatz zu eurer Erziehung aufgeladen habe, nicht durch eine tadelnswerthe Nachlässigkeit nutzlos machen werdet; benützet die Gelegenheit, die ich euch gebe, lernet und lernet viel, denn dieß ist das beste Kapital, das ihr für den Rest eures Lebens erwerben könnt. Gott wird eure Bemühungen segnen, und euch den schönsten Ruhm ertheilen, den, euerm Vaterlande nützlich zu seyn. Seyd eurem Suitan getreu, er ist jetzt euer Beschützer, und sorgt für eure Bedürfnisse, Gott will, daß ihr ihn belohnt, indem ihr ihm eure Herzen, Kräfte und Talente weiht. Ihr könnt darauf rechnen, meine Kinder, daß ihr in mir immer einen zärtlichen Vater finden werdet."

Hierauf begab sich der Suitan in die Moschee, begleitet von seinem Generalstab und den beiden Schuien. Der Großimam stellte sich vor den Altar, und sprach ein Gebet, in welchem er die Gnade Gottes über den Suitan anrief.

Seine Excellenz, der Minister des Innern, hat seitdem ein Gedicht in vier Strophen zu Ehren dieses Besuchs verfaßt.

Acht Tage in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel.

(Fortsetzung.)

Die Abtei Fossa Nuova lag indeß noch ziemlich fern, und überdieß mußte ich, um dahin zu kommen, die Straße verlassen, was immer gefährlich war. Besser schien es, einen bescheidenen Zufluchtsort zu wählen, der sich mir plötzlich darbot, obschon die Gesellschaft, die ich da fand, nichts weniger als Zutrauen einflößte. Es war dieß eine Art Schupfen, oder vielmehr nur ein von vier Säulen getragenes Dach, das aller ländlichen Armuth ungeachtet doch etwas von jener malerischen und künstlerischen Anmuth an sich hatte, welche die Bewohner des südlichen Italiens allen ihren Bauwerken, groß und klein, beizumischen wissen. Ein von Reben und Reißholz unterhaltenes Feuer loderte in der Mitte, und etwa ein Dutzend Männer und Weiber mit sonnenverbrannten Gesichtern und mit Lumpen bedeckt, wärmten sich schweigend an demselben. Sie riefen mich an, denn sicher war ich ihnen, in meinem Frack und mit meinem städtischen Benehmen, eine seltsame Erscheinung in dieser Einöde.

Die erste Frage, welche ich zu beantworten hatte, war die nach meiner Landsmannschaft; ich verläugnete mein Vaterland, und gab mich für einen Mailänder aus. Mein Gewerbe? Ich sey ein Maler, war die Antwort, der reise um Landschaftsstudien zu sammeln. Glücklicherweise fiel es keiner von den diesterfarbenen Damen ein, ihr Porträt von mir zu verlangen. Die dritte Frage war die bedrohlichste: einer der Bauern wollte wissen, wie viel es an der Uhr sey, ich sagte indeß, ich hätte keine, und so blieb die Sache auf sich beruhen.

Unsere Versammlung bot in der That einen Anblick, durch dessen Fixirung aufs Papier ein Genremaler sein Glück hätte machen können. Ich figurirte indeß nicht lange in diesem Verein, denn sobald der erste Sonnenstrahl durch die Wolken brach, sagte ich Dank, und beeilte mich beim Abschiednehmen so sehr als möglich. War es eine Räuberfamilie, oder eine Gesellschaft von Bauern? Beide Vermuthungen hatten eben so viel für als gegen sich. Der Unterschied zwischen beiden Klassen in diesem Theil von Italien ist in der That höchst unbedeutend. Zur Zeit der französischen Herrschaft war Bauer und Räuber so gleichbedeutend, daß die Militärkommissionen so weit gingen, jeden zum Tode zu verurtheilen, der überwiesen war, Lebensmittel mit sich außerhalb des Dorfs genommen zu haben. Wegen eines einzigen Laib Brodes wurde ein Mensch erschossen.

Meine Wirthsleute gaben mir indeß doch, als ich mich beurlaubte, einen freundschaftlichen Rath, der mich, hinsichtlich ihrer Ehrenhaftigkeit, fast auf andere Gedanken gebracht hätte. „Ihr müßt," sagte der Aelteste von ihnen, „durch einen Wald, in welchem es Räuber gibt, und Ihr werdet daher wohl thun, bei dem Militärposten nächst der Brücke einen Soldaten mit Euch zu nehmen, der Euch für einen Paolo bis zum Walde hinaus begleitet." Ich befolgte den Rath, und zog nun mit einem Infanteristen an der Seite durch den großen Wald von Korkeichen auf einer sandigen Ebene. Hätten indeß die Räuber ein Belieben nach mir getragen, so würden sie sich sicher durch die übergehängte Flinte des päpstlichen Soldaten nicht haben schrecken lassen. Allem Anschein nach achteten sie mich zu gering, denn es stieß uns nichts auf als einige Holzhauer, welche Korkeichen schälten, um Stöpsel auf Flaschen daraus zu machen, und Cadaverviertel von Räubern, die man an Pfählen auf dem durch den Wald führenden Kreuzweg aufgehangen hatte.

Als wir aus dem Wald heraustraten, wünschte mir mein Begleiter eine glückliche Reise, empfing seinen Paolo, und pfiff sich auf dem Rückweg nach seinem Wachthaus ein lustiges Stückchen. Glücklich für ihn, wenn er es noch wiederfand, denn die Räuber machen sich zuweilen den Spaß, das Strohdach eines solchen Blockhauses anzuzünden, und dann die herausstürzenden Soldaten mit einem Kugelregen zu empfangen.

Nachdem ich den Colle Rosso erklimmt hatte, wo Lilien und Narcissen wild wachsen, und Orangenhaine die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen, kam ich nach Piperno, vormals ein Bischofssitz, bis er vom Papst Honorius III, ob indecentem paupertatem, wie er sagte, seines Bischofs beraubt wurde; als ob Armuth für einen Nachfolger des Apostels unanständig wäre!

Der armen Stadt ist gar nichts geblieben als ihr Bischofsstuhl, den sie sorgfältig aufbewahrt, und ihr Wappen, in einem Lorbeerzweig, oder, wie Andere wollen, in einem Birnbaumzweig bestehend. Zwar gibt es eine Menge herrlicher Alterthümer in der Gegend, doch kann man es der Räuber wegen nicht wagen, sie zu besuchen.

Was sollte ich thun, um in diesem elenden Neste ein Unterkommen zu finden? Da lag die Osteria des Orts vor mir. Zwanzig Stufen mußte ich von Außen hinansteigen, um in einen Saal zu gelangen, wo die Soldaten der mobilen Kolonne tranken und

Digitized by Google

rauchten. Zum Essen gab es Oliven nebst einer Schüssel mit Rüben, und zum Getränk eine ungeheure Flasche weißen, früher süßen, jetzt etwas säuerlichen Weins. Zum Nachtlager wurde mir eine Kammer angewiesen, deren große auf dem Boden ausgebreitete Streu ich mit den Gendarmen und Soldaten theilen sollte. Allerliebste Gasthauswirthschaft des Landes!

Eben hatte ich mein frugales Mahl zu mir genommen, als ein zerlumpter Knabe zu mir trat, und mich geradezu im Namen zweier unten wartender Herren fragte, was für ein Landsmann ich sey. Ich glaubte, diese Frage werde von der Polizei wegen des Passes an mich gestellt, stieg also hinab, und verlängnete abermals Vaterland und Namen. Die Antwort war eine Einladung aufs Kaffeehaus. Durch die Fenster der Hinterseite dieser Spelunke, die man ein Kaffeehaus nennen muß, weil sie in Piperno diesen Titel führt, hat man die herrlichste wildromantische Aussicht, die sich nur immer denken läßt. Ein herrliches Thal mit den Ruinen von dem alten Privernum der Volsker, ringsum steile Berge mit üppiger Vegetation, mit Waldungen oder Weinpflanzungen bedeckt, und endlich auf drei hohen Felsenspitzen drei Dörfer, gleich Adlernestern an den Klippen hängend, das war das Panorama, das sich hier vor dem staunenden Wanderer ausbreitete, und ihm lieber war als der Rosoglio des Kaffeehauses.

Die Bekanntschaft mit den beiden Herren, welche mich eingeladen hatten, war bald gemacht. Der eine war ein junger reicher Gutsbesitzer des Landes, Namens Ludwig Tacconi, und der andere der Sohn des Signor Zaccaleoni, vormaligem französischen Senator unter dem Kaiserreich. Die römischen Staaten waren damals französische Departements, und seit dem Rückzug der kaiserlichen Armee im Jahre 1814 war ich der erste Franzose, der in dieser Einöde erschien.

In dem fast ganz gothischen Saal eines Hauses von schönem Aussehen fanden wir die Mutter, die Schwester und den Oheim des Signor Tacconi um einen Spieltisch versammelt. Der Oheim war Domherr, aber sicher der seltsamste Kanonikus, der mir noch in meinem Leben vorgekommen war. Er hatte die Dragoneroffiziere des Detaschements von Piperno während der französischen Herrschaft sehr gut gekannt, und empfing mich nach den ersten Begrüßungen mit einer ganzen Ladung jener Redensarten, mit denen unsere ungeduldigen Dragoner nichts weniger als sparsam sind. Ich konnte mich von meinem Erstaunen erst dann erholen, als er mir, indem ich seine Karten aufgenommen hatte, um sein Spiel zu enden, gestand, daß dieß alles sey, was er von der französischen Sprache verstehe. In der That, der Schüler machte seinen Meistern Ehre.

Während wir so hin und her von allem Möglichen sprachen, war es ziemlich finster geworden. Straßenlaternen sind in Piperno so unbekannte Dinge als die Gasbeleuchtung in Timbuktu, doch brach ich auf, um mich in mein Wirthshaus zu begeben. Ein Bedienter zündete eine Fackel von geflochtenem Stroh an, und brachte mich vor die Thür der Osteria. Dort schlief bereits Alles, denn ein päpstlicher Polizeibefehl verpflichtet die Gastwirthe dieses Landes ihre Häuser zwei Stunden nach Sonnenuntergang zu schließen, und ich glaube, sie würden selbst dem Papst nicht öffnen. Da stand ich nun auf der Straße! Glücklicherweise lag hinter diesem Mißgeschick eine Höflichkeit des Signor Tacconi verborgen; er wollte mich nämlich, wie mir der Bediente anvertraute, nicht gleich bei unserm ersten Zusammentreffen einladen, bei ihm zu bleiben, sondern mich vielmehr durch die Gewalt der Umstände dazu nöthigen. Wir gingen also wieder zurück, und ein paar Minuten später fand ich mich im Besitz eines schönen Zimmers neben dem des Kanonikus. Am andern Morgen lud man mich so dringend ein, diesen Tag noch zu bleiben, um die Gegend zu sehen, und mit dem Domherrn französisch zu sprechen, daß ich um so weniger widerstehen konnte, da ich mich von den Alterthümern mächtig angezogen fühlte.

Lockend lagen sie in ihrer Herrlichkeit unterhalb der Stadt in der Ebene, wie konnte ich aber wagen, da hinabzusteigen nach all den Meinungen und den schauerlichen Erzählungen, mit denen man mir mein Vorhaben auszureden suchte. Selbst der Vater des Signor Tacconi, meines Wirths, war vor zwei Jahren von den Räubern ermordet und ausgeplündert worden, als er eben seine Grundstücke besichtigen wollte; man konnte sich auf Flintenschußweite ohne Gefahr nicht von der Stadt entfernen.

(Schluß folgt.)

Die königlich dänische Gesellschaft für nordische Alterthümer.

Diese Gesellschaft ist fortwährend im besten Gedeihen. Im Laufe des Jahres wurden der neunte Band der Fornmanna Sögur, so wie der neunte Band der Oldnordiske Sagaer gedruckt, welche in der alten isländischen Sprache und in dänischer Uebersetzung — beide werden abgesondert herausgegeben — die Sagas der norwegischen Könige Hakon Sverreson, Guttorm Sigurdson, Inge Bardson und Hakon Hakonson enthalten, und die Geschichte von 1184 bis 1240 umfassen. Im Laufe dieses Jahres wurde vorgeschlagen von diesen beiden eben genannten Serien, nämlich von dem Urtext sowohl als den Uebersetzungen, je den zehnten Band herauszugeben, so wie den sechsten und siebenten Band der Scripta historica Islandorum, welche letztere die Geschichte der norwegischen Könige von Magnus dem Guten bis auf Magnus Erlingson enthalten werden. Im Jahre 1851 beschloß die Gesellschaft, die zu ihrer Verfügung stehenden Mittel zur Erforschung der Geschichte und Alterthümer von Grönland anzuwenden, namentlich um möglichst genau die Lage der alten Kolonie Ostbucht (Oestbygden, Eystribyggth) und das Bisthum Garthar, das mehrere Jahrhunderte blühte, zu bestimmen. Die Nachforschungen, die deßhalb in den alten Ruinen, namentlich zu Julianeshaab und an der Küste der Davisstraße, angestellt wurden, haben eine Menge Merkwürdigkeiten ans Licht gebracht. Die Gesellschaft läßt eine Sammlung der auf Grönland bezüglichen historischen Monumente und ein Werk über die Entdeckungsreisen der alten Skandinavier — letzteres von einer lateinischen Uebersetzung begleitet — drucken.

Parlamentarische Skizzen.

John Wilson Croker.

Herr Croker, der Exsekretär der Admiralität, ist volle sechs Fuß hoch und wohl gebaut. Seit zehn oder zwölf Jahren schon ist er kahlköpfig. Er mag ungefähr 60 Jahre alt seyn, und fast die Hälfte dieser

Digitized by Google

Zeit saß er im Parlament. Er ist ein sehr fließender Redner, doch wird seine Beredsamkeit durch den Umstand etwas verunziert, daß er den Buchstaben r nicht aussprechen kann. Er ist nie um Worte verlegen, und war im Parlament wegen der Schnelligkeit und des Scharfsinns ausgezeichnet, womit er jedem Gegner antwortete. Er hielt vergleichungsweise nur selten schriftlich aufgesetzte Reden; gewöhnlich pflegte er zu warten, bis irgend ein ausgezeichneter politischer Redner sich an das Haus gewendet hatte, dann stand er auf und entgegnete gewöhnlich mit vieler Wirkung. Seine Stärke bestand hauptsächlich darin, die schwachen Seiten eines Gegners aufzudecken und bloßzustellen, und fanden sich deren keine, die er schnell aufzufassen vermochte, so verfehlte er nie, ihm welche anzudichten. Er war einer der unredlichsten Dialektiker des Hauses, der nie anstand die Argumente seiner Gegner in einem falschen Lichte darzustellen, und ob er schon in seinen Reden sehr oft von ehrenwerthen Mitgliedern unterbrochen wurde, welche aufstanden und sich über Entstellung ihrer Worte beklagten, so hatten sich diese doch kaum niedergesetzt, als er auch schon wieder fortfuhr, die von ihm selbstgeschaffenen und seinen Gegnern in den Mund gelegten Sätze vorzutragen, als ob gar kein Einspruch geschehen wäre. Ein gewandterer Sachwalter als Herr Croker saß noch nicht innerhalb der Mauern des Parlaments. Sein eben so ernster als belebter Vortrag fesselte stets die Aufmerksamkeit des Hauses. Seine Gebärden waren heftig, oft theatralisch; mit seiner Person machte er gründlich abwechselnde Bewegungen, und konnte kaum einige Sekunden in derselben Stellung verharren. Unaufhörlich drehte er den Körper nach allen Seiten, und durch diese Wendungen redete er nicht nur alle Theile der Versammlung, sondern fast jedes Mitglied derselben an. Sein Benehmen, wenn er sprach, war das lebhafteste, man konnte sagen quecksilbrigste, das man nur sehen konnte. Ein einst auf der Galerie anwesender Irelander bemerkte sehr charakteristisch, daß der ehrenwerthe Herr Croker sich gebärde wie ein Hahn auf einer heißen Platte. Er war ein trefflicher Schauspieler, und hätte er sich in seiner Jugend dem Theater gewidmet, so dürfte er auf den Brettern, die die Welt bedeuten, sich einen ausgezeichneten Ruf erworben haben.

Herr Croker zeigte sich gegen Herrn Jeffrey, den Lordadvokaten von Schottland, bei dessen Aufnahme ins Parlament sehr eifersüchtig, und arbeitete mit aller Kraft, um die parlamentarische Reputation des schottischen Advokaten — die, beiläufig gesagt, gar nicht so groß war, als man erwartet hatte — zu schmälern. So oft die Regeln des Hauses es nur immer gestatteten, antwortete er auf seine Reden, und bewährte so das alte Sprüchwort, daß zwei Hähne in Einem Hühnerhofe sich nicht mit einander vertragen. Früher waren sie rivalisirende Journalisten, und jetzt rivalisirende Redner und Gesetzgeber. Der schottische Advokat sprach „Edinburgh Reviews" und der Sekretär des Admiralitätshofs entgegnete in „Quarterly Reviews."

Herr Croker ist den Gesinnungen nach ein ganzer Aristokrat. Die merkwürdigste Aeußerung, die er einst im Parlament vernehmen ließ, war der Ausruf, als einige ehrenwerthe Mitglieder Bedfordsquare erwähnten: „Bedfordsquare! ich weiß nichts von der Geographie von Bedfordsquare; ich wußte gar nicht, daß so ein Platz in der Welt sey." Diese affektirte Unwissenheit, als ob er nur die aristokratischen Plätze im Westende kenne, stellte ihn dem verdienten Gelächter des Hauses bloß.

Obrist Sibthorpe.

Es gibt im ganzen Hause keinen größern Tory als den tapfern Obristen, doch ist dieser Umstand es nicht allein, der ihn in Ruf gebracht hat, denn sein exzentrisches Wesen trug ebenfalls viel dazu bei, daß sich die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn richtete. Er hat alle die Sonderbarkeiten, all den Abscheu vor liberalen Grundsätzen, viel von der Anhänglichkeit an den Torysmus und einen guten Theil der Laune von Sir Charles Wetherell, ohne jedoch auch nur einen kleinen Theil von dessen Talenten zu besitzen. Alles dieß würde ihn jedoch nicht in Ruf gebracht haben, wäre sein mit Bacen- und Kinnbart geschmücktes Gesicht nicht; dieses allein hat ihn zu dem gemacht, was er ist. Nehme ihm seinen Bart, bringt ein Rasirmesser oder eine Scheere in sein Gesicht, und fahrt ihm damit von einem Ohr zum andern, und der tapfere Obrist wäre gar nichts mehr, nicht einmal eine Person, auf deren Kosten sich ein unschuldiger Scherz anbringen ließe. Er würde dann ganz dem armen Simson gleichen, als ihn Delila mit den Haaren auch die Stärke genommen hatte.

Obrist Sibthorpe's Gesicht ist aber auch einzig in seiner Art; in breitem Relief tritt es aus den Gesichtern der übrigen Mitglieder heraus. Noch zwei oder drei Senatoren außer ihm haben ihre Freude am Buschigen, und einige andere an Backenbärten von etwas mäßigern Verhältnissen; vergleicht man sie aber mit dem Bartschmuck des Obristen Sibthorpe, so wird man ordentlich unwillig, daß jene durch den Namen von Bärten bezeichnet werden. Der untere Theil seines Gesichts, in gerader Linie von einem Ohr zum andern, unter der Nase weg, ist ein einziger dichter Wald von Haaren. Wäre es möglich, daß Simson den Knebel- und Backenbart des tapfern Obristen hätte sehen können, sicher würde er vier Stunden nach einander ausgerufen haben: „Wunderbar!" Man weiß gar nicht, ob er einen Mund hat oder nicht — so ganz und vollkommen ist er unter dem Haarwald begraben — als bis er anfängt zu sprechen. Er ist auch nicht wenig stolz auf seinen Bart; für seine Partei und sein Grundsätze würde er viel thun und viel leiden, aber ehe er sich rasiren ließe, eher möchten Tories, Torysmus, Konstitution und alles Andere nach allen vier Winden zerstieben.

Als Redner betrachtet, ist es keine leichte Sache den tapfern Obristen zu schildern. Zuweilen läßt er sich so leise und undeutlich vernehmen, daß er nur von seiner allernächsten Umgebung verstanden wird; ein andermal aber macht er sich auch in den entferntesten Theilen des Hauses verständlich. Bald ist er voller Kurzweil und setzt die Lachmuskeln seiner Zuhörer tüchtig in Bewegung; bald aber ist er wieder ernst und feierlich. Ist er in der erstern Laune, so ist er mit sich und seinen Späßen höchlich zufrieden; sieht man ihn aber in der andern, so sollte man glauben, er sey der festen Meinung, daß der Welt Ende da sey. In seiner spaßhaften Laune hat der rechte Arm gewaltig viel zu thun; er haut damit nach allen Richtungen, besonders aber über seinem Kopf, in der Luft herum. In der linken Hand hält er stets mehrere so verwirrt zusammengeraffte Papiere, als hätte er sie, im Wasser schwimmend, just noch vor dem Untersinken erhascht. In seinen pathetischen Momenten sieht er dagegen aus wie der leibhafte Ernst und nimmt dann die mannichfaltigsten Stellungen an. Er wendet sich dann von einer Seite zur andern, als ob er auf einem Zapfen stäke, und würde nicht durch eigenen Willen und Bewegung, sondern durch äußere Anwendung einer Kraft herumgedreht. Ein besseres Muster von einem travestirten Helden kann man nicht sehen als den tapfern Obristen, wenn er in seiner ernsten Stimmung sich befindet. Sein Mangel an Beurtheilung ist dann wahrhaft bejammernswerth, und wenn irgend eine Sache eine rechte und eine unrechte Seite hat, so greift er sicher nach der unrechten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 350. 16 December 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 11.

Das neue Paris.

So kann man Paris heute schon nennen, und so wird es bald in allem Ernste heißen müssen. Wofern die Umgestaltung, die Erneuerung, die Gradrichtung, die Verschönerung dieser alten Stadt mit dem nämlichen Eifer noch zwanzig Jahre fortgesetzt wird, so ist es nur mehr historisch wahr, daß Paris, die alte Lutetia noch steht, denn das Bild von 1800 und jenes von 1850 werden sich kaum mehr gleichen. Gott sey Dank, das geankerte Schiff der Cité und sein abgebrochener kolossaler Mast, Notre-Dame, dieses Ei von Paris, wird so bald nicht von der sichtbaren Oberfläche verschwinden, und lange noch wird die Seine wie mit liebendem Verlangen ihre beiden Armen um diese theure Wiege schließen; Gott sey Dank, das herrliche und unerreichbare Louvre in seiner strengen Schönheit hat zwei Revolutionen bereits widerstanden und die Könige von Frankreich haben es längst verlassen, was sollte ihm noch drohen? auch dieses Pfand des alten Paris ist uns gesichert; Gott sey Dank, das alte Quartier Latin mit seinen winklichten Straßen und unheimlichen Gängen, mit seinen historischen Erinnerungen und der Vorstadt St. Marceau, und der Marais und die Chaussée d'Antin, jenes die Provinz, dieses das bürgerlich-aristokratische Viertel von Paris, jedes mit seinem streeng verschiedenen Charakter bestehen noch, und lassen sich nicht so eilig umwandeln, und über den mächtigen Monumenten, die sich in dem chaotischen Gebäudehaufen hervorheben, strahlt noch immer das mächtigste, stolz und herrlich, das Pantheon! Nur ein neuer Attila wird es indeß wagen, die Hand an dieses Meisterwerk der Kunst zu legen.

Man hat unsere Zeit mit dem Namen der bürgerlichen, industriellen Gehäbigkeit bezeichnet. Mit Recht. Die neuen Bauten in Paris geben davon den richtigen Beweis. Wer das Quartier auf den Boulevards von der Richelieustraße an bis zu der Montmartrestraße und rechts gegen die Börse zu, in und um die Galerien du Panorama seit vier Jahren nicht gesehen hat, wird staunen, eine ganz neue Stadt zu finden. Aber was sieht er? Hat die verfeinerte Kunst dem Auge eine liebliche Weide geben wollen? Ist wenigstens das Aeußere veredelt, wenn unabänderlich im Innern der Schacher wohnen soll? Ach nein, reich sind diese neuen Häuser allerdings, der Marmor an den Sockeln der äußern Mauern auf der Straße, und an den Thürpfosten, die Arabesken und Vergoldungen an Fenster- und Balkongittern sind nicht gespart; es herrscht in diesem Betracht ein Luxus, der ins Unglaubliche geht. Aber der Geschmack, ich meine den ernsten architektonischen Geschmack, der schöne Formen im Bau, und in dem Bau eine Idee sucht, ist nirgendwie befriedigt. Schwerlich trifft dieser Vorwurf die Baumeister, diesen kann es an schönen Mustern nicht fehlen, er trifft die Kapitalisten und Unternehmer der Bauten, er trifft den Geist des Augenblickes. Auf der Strecke von der Rue Richelieu nach dem Theater des Variétés, auf dem Boulevard, steht eine Reihe neuer Häuser, die wie durch Zauber dahin geworfen sind, hoch, glänzend, und in den Erdgeschoßen Kaufläden, einer schöner und reicher geschmückt als der Andere. Man sagt, sie seyen Eigenthum einer gewissen Gräfin d'Osmond, die außerordentlich reich ist. Indem sie baute, zog sie ohne Zweifel zuerst ihr Interesse, und ganz zuletzt den ästhetischen Geschmack zu Rathe. Daher kommt es, daß heute, wo die Häuser noch neu sind, ihre Farbe glänzend, wo der äußere Flitter und Tand der in die Augen sticht, noch nicht an Frische verloren hat, diese thurmhohen Massen einen freundlichen Anblick gewähren. Aber wenn einige Jahre verflossen sind, wird es anders seyn, dann werden sie einer ausgelöschten Laterne, einer geplünderten Werkstätte gleichen. Das liegt an ihrem kasernenähnlichen Bau. Fenster an Fenster, klein, schmal, niedrig, zahllos, um desto mehr Zimmer zu haben; die Gemächer stets niedriger, je höher man in den Stockwerken hinaufsteigt, Gemächer, Zimmer, Stuben, Kammern, Winkel bis an die äußerste Spitze hinauf, was hat da die Kunst zu suchen? Sie fände nur Geld, aber Geld die Menge. Man versichert mich, daß in diesen Häusern im siebenten oder achten Stocke, unmittelbar unter dem Blei des Daches eine kleine Wohnung von zwei Zimmerchen mit 1200 Fr. per Jahr bezahlt werden, versteht sich ohne Meubles. Von Wohnlichkeit ist da keine Spur, die grade Linie ist überall verbannt, die Decke wölbt sich über dem Kopfe wie die Thüre an einem Schreibpulte des vorigen Jahrhunderts. Fenster, keine, nur oben, etwa in vertikaler Linie, befindet sich eine Glasöffnung, die mittelst eines Hebers geöffnet wird, und durch welche man den Himmel und, mit einiger Anstrengung, das Dach des Nachbarhauses sehen kann. Zwölfhundert Franks! Die darin wohnen, sind vergoldete Dandy's, welche gern sagen möchten, daß

Digitized by Google

sie auf dem Boulevard Montmartre wohnen, aber zu nüchtern im Beutel sind, um eine menschliche Wohnstätte zu miethen. Dieser Unterschied der heutigen Bauart gegen sonst ist bezeichnend. Das Haus war ehedessen der Ort wo man lebte, für sich und mit den Seinigen, wo man genoß, ruhig und freundlich; daher der helle, traulicher Anblick der alten Häuser in Paris, daher ihre bequemen Treppen, ihre wohl erleuchteten Gemächer mit hohen Mauern und großen Fenstern. Heute lebt man um zu gewinnen, und ist so wenig als möglich zu Hause. Heute besteht das Leben in einem unablässigen Schacher und Treiben, daher keine Häuser mehr, sondern Werkstätten und Kramläden, daher keine Wohnungen mehr, sondern Logis und Miethstuben.

Sonderbar, dieser nämliche Charakter zeigt sich auch in öffentlichen Arbeiten, bei denen man einen größern Zweck, einen freieren und kunstgemäßeren Plan voraussetzen sollte. Der neue Ministerpalast auf dem Quai d'Orsay ist nichts Anderes als eine Folioausgabe der Werke auf dem Boulevard Montmartre, von denen ich so eben gesprochen habe. Das Haus ist kolossal und überragt selbst die Tuilerien; von allen Seiten her kann man es erblicken, aber seine zufällige Nachbarschaft bekräftigt auf eine auffallende Weise mein Urtheil. Seitdem die daneben liegende Kavalleriekaserne frischen Anstrich erhalten hat, ist es nur mehr die Größe, die den Unterschied beider Gebäude bildet. Man könnte sonst ganz wohl fragen: welches ist das Palais des Ministers des Innern, welches ist die Reiterkaserne? — Es ist wahr, man darf sich nicht sehr wundern, daß der Schönheitssinn nicht der hervorstechende Zug dieses Werkes ist. Sein muthmaßlicher Bewohner, Thiers, wird nicht ohne Einfluß auf seine Gestalt gewesen seyn. In dieser gemeinen Seele aber war nie Raum für eine große, reine, schöne und erhabene Idee. Alles was er schafft und leitet, gleicht seiner verwahrlosten Figur.

Eine wahrhafte Verschönerung vom ersten Werthe ist der Pont du Carrousel, der die Rue Richelieu, von den Boulevards kommend, in gerader Linie mit dem Faubourg St. Germain verbindet, eine gerade Verbindung, die bisher gänzlich gemangelt hat, da der Pont des Arts unfahrbar, und der Weg zu dem Pont royal durch die Tuilerien versperrt ist. Man hat an dem Pont du Carrousel Fehler und Mängel entdecken wollen, und die aberwitzigsten Kritiken, wie immer, haben sich daran versucht. Gleichwohl wird sein Anblick jedem Unbefangenen gefallen. Sie ist leicht, gefällig, und äußerst bequem. Nirgends hat man mehr das Bewußtseyn der großen Stadt, als wenn man auf einer der beiden Brücken, dem Pont des Arts oder du Carrousel steht, vor sich den Pont neuf, und links hinauf die unabsehbare Reihe der Häuser auf dem Quai de la Mézisserie, gegen das Hôtel de Ville und weiter gegen den Marais zu. Diese ins Hellgraue schillernde Farbe, diese Einförmigkeit, die nicht im Einzelnen besteht, aber durch die ungewöhnliche Ausdehnung der Linie hervorgebracht wird, erzeugen eine optische Täuschung, man glaubt die Stadt ziehe sich unendlich dahin! In der Mitte die Cité, die mit ihrem abgeflachten Vordertheile an dem Pont neuf angerannt zu seyn scheint, wie ein großer Fels oder eine ungeheure Eismasse; denn das ist der eigenthümliche Anblick dieses Theils von Paris, der auf allen Seiten von der Seine und von der Gradlinie der Quais und des Häuserbaues eingeschlossen ist, daß er dem Auge in einiger Ferne wie eine einzige feste Masse erscheint; auf beiden Seiten die herrlichen Quais, die Paris von allen Städten der Welt auszeichnen, und ihr über London einen so entschiedenen Vorzug geben, die Quais mit ihrem beweglichen Leben, ihren zahllosen Fußgängern, Reitern und Wagen; unter sich die Seine, daneben das Louvre, die Tuilerien, und weiter den Strom hinab die Reihe von Brücken, welche aus den beiden großen Städten diesseits und jenseits des Flusses eine einzige machen. Wer Paris begreifen will, gehe sich oft diesen Anblick, nicht nur bei Tage, sondern bei Nacht, wenn der Doppelstreif der Beleuchtung auf beiden Seiten der Seine die Quais hinab und hinauf, und der tausendfache Widerschein der Lichter in der Seine dem Auge wie ein Zauber vorkommen, an den man *mit* Mühe glaubt, von dem man sich aber nur mehr mit Mühe und Pein trennen kann. Ja, fürwahr, Paris ist schön, und nichts übertrifft es in der Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Acht Tage in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel.

(Schluß.)

Das Leben in Tacconi's Hause war, des Reichthums seines Besitzers ungeachtet, ganz gebirgsmäßig. Die Mahlzeiten bestanden aus schwarzem Brod, gerösteten Maiskolben, Oliven, Ragout von wilden Ziegen und Schweinefleisch, aus Käse, süßem Wein, Wildpret und zuweilen aus Büffelfleisch. Bei dem Fleischer zu Piperno wurde von Zeit zu Zeit ein Büffel geschlachtet; ehe er jedoch getödtet wird, muß er noch in einer giostra (Kampf) der Stadt zur Unterhaltung dienen. Er wird dann an einem eisernen Ring, durch den ein langes Seil geht, auf dem Marktplatz festgebunden, und die verwegenen giostratori kämpfen dann mit dem wüthenden Thier, um ihm einen Wurfspieß in die Stirne zu stoßen, oder eine am rechten Horn befestigte Kokarde zu entreißen. Zuweilen reißt das Seil, und der Büffel tritt dann, durch die Straßen rennend, Alles vor sich her nieder, bis man ihn durch eine Kugel zu Boden streckt.

Am nächsten Sonntag gingen wir in die Messe, wo mir, als cavaliere francese, ein Ehrenplatz auf der Bank der Kirchenvorsteher angewiesen wurde. Ich erhielt meinen gehörigen Antheil an den Weihwasserbesprengungen, mit denen die Honoratioren beehrt wurden, und die Bauern in der alten, ihres Bischofs beraubten Kathedrale, wisperten sich ins Ohr: Ecco un Francese. Mehr als Ein Räuber stand bei dieser Messe unter der Menge verborgen, denn ihre Ehrfurcht vor dieser heiligen Handlung ist, wie mir Signor Tacconi sagte, so groß, daß sie sich lieber der Gefahr aussetzen, ergriffen und erschossen zu werden, als daß sie den Gottesdienst versäumten.

In diesem öden Lande, aus dem die Civilisation mit jedem Tage mehr zurückzuweichen scheint, war jetzt nichts mehr für mich zu sehen. Meinen Weg durch die Gebirge von Cora, Sezza und Sermoneta fortzusetzen, war ohne Lebensgefahr nicht mög-

Digitized by Google

lich, und den Alterthümern wollte ich denn doch mein Leben nicht opfern. Ich reiste also, zu großem Leidwesen meines gastfreundlichen Wirths, auf einer kleinen von zwei Maulthieren gezogenen Sediola, von einem Postillon und sechs päpstlichen Dragonern geleitet, die zufällig zu den pontinischen Sümpfen hinab mußten, von Piperno ab.

Es war ein Weg um Hals und Bein zu brechen, und noch weiß ich nicht, wie meine Brust die fürchterlichen Stöße aushalten konnte. Felsenstücke quer über die Straße, Geleise so tief wie Gräben, zertrümmerte Brücken, Betten von Gießbächen, das waren ungefähr die Gegenstände, die wir zu passiren hatten, bis wir in den Koth der Buffalara del principe Colonna kamen, eine unermeßliche, mit Waldung bedeckte, und von der Seite der Straße mit einer mannshohen Mauer umgebenen Weide für Büffel. Längs dieser furchtbaren Mauer ist schon mehr als Ein Wagen von Räubern angehalten worden. Die Nacht brachten wir zu Cisterna zu, einem einzelnen Wirthshaus in den pontinischen Sümpfen, und am folgenden Tag befand ich mich in Rom, fest entschlossen, bald wieder in die Gebirge zurückzugehen, um mich für die erfahrene Täuschung zu entschädigen, jedoch in einem Kostüm, das mich nicht der Gefahr aussetzte, von Räubern angefallen zu werden.

Acht Tage später erhielt ich von Signor Taccoui, meinem Wirth zu Piperno, ein Schreiben, dessen nachstehende Aufschrift ein Pröbchen von dem ächten offiziellen Briefstyl jener Gegend gibt:

All' illustrissimo signor padrone colendissimo, il Signor L. V. via di San Lorenzo in Pane perna, No. 72. — Roma.

Piperno 27 Februar.

„Mit großem Bedauern habe ich von Ihrer mühseligen Reise gehört, doch freut es mich sehr, Sie jetzt aller Beschwerden überhoben zu wissen und zu erfahren, daß Sie sich während des Karnevals in unserer heiligen Hauptstadt recht gut unterhalten haben. Ich danke Ihnen für die interessanten Neuigkeiten, die Sie mir von den römischen Theatern mitgetheilt haben, und versichere Sie, daß es mir unendlich leid that, Ihr Vergnügen nicht theilen zu können, weil ein höchst wichtiges Geschäft mich nach Frosinone rief. Sie wissen, daß die mit Aburtheilung der Räuber beauftragte permanente Militärkommission in dieser Stadt ihren Sitz, und — Dank sey es dem Geschmack unsrer Gebirgsbewohner — alle Hände voll zu thun hat.

„Vor dieses Gericht hatte man unlängst drei Männer gestellt, von denen der eine einer meiner Bauern war. Diese Kerls waren angeklagt, einen Engländer ermordet und ausgeplündert zu haben, der, wie Sie, sich in unser Gebirg wagte, und dort ein Opfer seiner Vorliebe für schöne Gegenden und Alterthümer wurde. Er besuchte die Ebene unterhalb unserer Stadt zu Pferde, und wollte die Ruinen des Tempels besehen, den wir Tempio della Regina nennen, ohne jedoch zu wissen warum, als ein Schuß seinen archäologischen Forschungen für immer ein Ende machte. Bauern brachten den nackten und ganz verstümmelten Leichnam nach Piperno, und als wir ihn begraben ließen, dachten wir lebhaft an Sie und ihre Reise. Danken Sie dem Himmel, ähnlichem Unglück entgangen zu seyn. Die drei Mörder sind verurtheilt, erschossen und gevierttheilt, und dann, dem Gebrauch zufolge, an dem Ort ihres Verbrechens aufgehangen zu werden.

„Des traurigen Geschäfts ungeachtet, bei dem ich als Zeuge auftreten mußte, habe ich mich doch zu Frosinone herrlich unterhalten; man gibt dort die schönsten Bälle in der ganzen Provinz, und auf ihnen machte ich die Bekanntschaft mancher schönen Dame.

„Gott befohlen, werther Herr. Schreiben Sie mir bald von Rom, seinen Theatern, seinen Damen und seinen Spaziergängen auf dem Corso.

„Der Senator Zaccaleoni hat mir recht viele Empfehlungen an Sie aufgetragen, und der Kanonikus schwört wie ein französischer Dragoner, daß er sich glücklich fühle, Sie durch sein Gebet vor jedem Unfall bewahrt zu haben. So gern wir Sie auch bei uns sehen würden, so bitten wir Sie doch dringend, sich nicht zum Zweitenmale so unvorsichtig in unsere Berge zu wagen; denken Sie an das traurige Beispiel des Engländers.

„Ihr wahrer Freund

Luigi Taccoui."

Dieser Brief und das in demselben mitgetheilte traurige Ereigniß erkälteten meine Leidenschaft für die Alterthümer in den römischen Gebirgen gar mächtig, und ich leistete Verzicht darauf, die Ruinen des alten Latium und des Königreichs der Volsker zu besuchen. Es liegen allerdings noch große Entdeckungen in Italien vor, aber dem kühnen Reisenden ist Glück zu wünschen, der diese wissenschaftliche Aufgabe löst, ohne sich von einer Eskadron Soldaten begleiten zu lassen.

Branntweinhandel des Departements Charente.

Im Jahre 1853 stieg die Ausfuhr von Cognac nach England auf 110.000 Hektolitre zu einem Werthe von 9 Millionen Franken. Nach dem Innern Frankreichs wurden 45 oder 44.000 Hektolitres zu einem Werthe von 4 Millionen verführt. Im Jahre 1854 erhielt England 115.000 Hektolitres, Frankreich nur etwa 40.000, so daß die Hauptsumme sich ziemlich gleich blieb. Die Arrondissements von Angoulême, Cognac, der größere Theil des A. Barbezieux, ein Theil des A. Ruffec und zwei oder drei Arrondissements der Niedercharente haben diese ganze Ausfuhr geliefert. Die 13 Millionen, welche die Ausfuhr abwirft, vertheilen sich folgendermaßen:

Die Produzenten erhalten	10.000,000 Fr.
Die Fässer kosten	1.300,000 —
200.000 Kilogr. Eisenblech kosten . . .	150.000 —
Die Schiffer der Charente gewinnen . . .	100.000 —
Arbeitslohn, Nebenausgaben und Handelsgewinn betragen	1.550.000 —
	13.000.000 —

Dieß ist kein unbedeutender Handelszweig, namentlich wenn man bedenkt, daß England allein zwei Drittheile dieser Summe bezahlt, und daß derselbe noch einer großen Ausdehnung fähig ist. Die geistigen Getränke zahlen in England den enormen Zoll von 880 Fr. für den Hektolitre, was, den Mittelpreis eines Hektolitres zu 80 Fr. angenommen, nicht weniger als 800 Prozent ausmacht, und um so mehr ist es zu verwundern, daß die Ausfuhr trotz dieses ungeheuren Zolls so groß ist. Die

Digitized by Google

verständigsten Leute in England glauben indeß, daß eine Verminderung dieses Zolls der Gesundheit des Volks günstig wäre. Fast aller Cognac wird in England mit Zucker und Wasser getrunken, was ein gesundes und fast unerläßliches Getränk in diesem nebeligen Lande ist, wo der größte Theil der Bevölkerung den Wein nicht zahlen kann. Wenn diese Verminderung eintritt, muß der Weinbau in den beiden Departements der Charente einen bedeutenden Aufschwung nehmen; im Jahre 1789 waren zwar nur 1,550.000 Hektaren Landes mit Reben angebaut und im Jahre 1855 1,990,000 H., allein diese Vermehrung steht mit der Volkszunahme durchaus in keinem Verhältniß.

Parlamentarische Skizzen.

John Hobhouse.

Sir John Hobhouse, Exsekretär des Kriegs und Präsident des Board of Control, ist, als Redner betrachtet, im Angriff stärker als in der Vertheidigung, und dann im erstern Falle, besonders wenn wichtige Fragen zur Sprache kommen, voller Leben und Feuer. Sein Organ, das etwas von einem Baßton hat, stimmt er dann ungewöhnlich hoch hinauf, und seine Gebärden werden entsprechend energisch. Zuweilen hebt er beide Arme über den Kopf empor und ficht heftig damit in der Luft herum; ein andermal aber legt er sie, die Hände zusammengefügt, auf den Rücken. In dieser Stellung weicht er dann gewöhnlich vier bis fünf Schritte von der Tafel zurück, stürzt dann schnell wieder vor, entfesselt seine Hände und schlägt heftig mit der rechten auf die auf dem Tische liegenden Bücher. Oft aber kreuzt er auch die Arme über der Brust und blickt den Gegner, gegen den er seine Argumente und seinen Spott richtet, mit halb unterdrücktem Hohn gerade ins Gesicht.

Bei der Vertheidigung hingegen sollte man kaum glauben denselben Mann vor sich zu haben. Er spricht dann in einem unterwürfigen Ton, und dämpft dabei seine Stimme oft in solchem Grade, daß er auf mehrern Seiten des Hauses gar nicht verstanden wird. Bei solchen Gelegenheiten macht er nur sehr wenige und höchst friedfertige Gebärden. Eine seiner Favoritstellungen ist dann die, daß er den rechten Ellenbogen auf die Tafel stützt und den linken Arm daneben legt. Man merkt dann gleich, daß er nur nothgedrungen und nicht aus freier Wahl spricht. Als er sich gegen den Schluß der letzten Sitzung gegen den Angriff des Herrn Praed wegen Verwerfung der Anstellung des Lords Heytesbury in Indien vertheidigte, sprach er sehr verwirrt und ohne alles Leben; er stotterte oft, und nahm nicht nur einzelne Worte, sondern oft auch ganze Sätze zurück, die ohne allen Zusammenhang waren. Wer ihn damals zum Erstenmal hörte, mußte hinsichtlich seines Rednertalents einen höchst ungünstigen Eindruck mit sich hinwegnehmen. Die Rede war indeß, dem allgemeinen Urtheil zufolge, das man am folgenden Tage darüber fällt, nachdem man sie in den Zeitungen gelesen hatte, des mangelhaften Vortrags ungeachtet, dennoch vorzüglich.

Von Person ist Sir John Hobhouse unter Mittelgröße, und es läßt sich eine Anlage zum Dickwerden bei ihm bemerken. Er steht jetzt in seinem 51sten Jahre. Sein Haar ist dunkel, sein Gesicht bleich und — besonders der sehr vorragenden Nase wegen — stark markirt. Es liegt etwas Schwermüthiges in Sir Johns Zügen, obschon kein Mensch humoristischer seyn kann als er, wenn er gerade aufgelegt ist. Er ist ein eben so gewandter als talentvoller Mann, und im Kabinet wo nicht der, der die mannichfaltigsten und größten Geistesgaben besitzt, so doch sicher der Liberalste. Als Politiker ist er vielleicht einer der rechtschaffensten und geradesten Männer des Hauses. Er streift an Radikalismus, und scheute sich nie seine Gesinnungen selbst zu einer Zeit offen zu bekennen, wo das Wort Reformer noch als synonym galt, mit Allem, was nur immer niedrig, ohne Grundsätze und unwürdig ist. Er erinnert jetzt mit stolzem Selbstgefühl an die Zeit, wo er und sein Freund und Kollege in der Repräsentation von Westminster, Sir Francis Burdett, in Aufstellung liberaler Grundsätze, in St. Stephan fast noch ganz allein dastanden, und wo, um seine eigenen Worte zu brauchen, seine Politik unter den höhern Klassen so unpopulär war, daß seine persönlichen Freunde in St. James's Street an ihm vorübergingen, ohne ihn eines Kopfnickens zu würdigen. Daß Sir John seinen Sitz für Westminster und zu gleicher Zeit ein Amt mit 5000 Pfd. St. aufgab, als er es für seine Pflicht hielt gegen die Absichten seiner Committenten zu stimmen, ist bekannt, und ein glänzender Beweis von der Rechtschaffenheit seines politischen Charakters.

Lord Howick.

Seine Herrlichkeit, der jetzige Sekretär des Kriegs, ist stets bereit, jeden Augenblick und über jede Frage zu sprechen; besonders glücklich ist er in Entgegnungen. Ich habe ihn sehr oft sich erheben und irgend einem leitenden Mitglied der Opposition meist siegreich und unmittelbar antworten hören, nachdem dieses seinen Sitz wieder eingenommen hatte. Bei solchen Gelegenheiten spricht er oft anderthalb bis zwei Stunden, und doch stockt er während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal oder kommt aus der Fassung. Sein Vortrag ist sehr fließend, und vielleicht ist dieß ein Fehler, denn er würde seine Gedanken oft weit kräftiger ausdrücken, wenn er weniger Worte brauchte. Doch weiß er jedes Wort an die geeignete Stelle zu setzen, und selbst der Tadelsüchtigste würde nichts an der Konstruktion seiner Sätze zu verbessern finden.

Ohne persönlich oder unhöflich zu werden, weiß Lord Howick einem Gegner dennoch mit großer Strenge zu behandeln, nie aber besticht der Zorn sein Urtheil. Ein Redner im eigentlichen Sinne des Worts wird er nie werden, denn seine Stimme hat zu wenig Umfang und Tonwechsel für die höhere Redekunst. Er ist zwar immer im ganzen Hause verständlich, allein seine Stimme hat etwas Schrillendes, und in seinen Tönen herrscht eine Monotonie, welche sehr oft die Wirkung seiner besten Reden schwächt. Er ist, mit kurzen Worten, einer von jenen Rednern, welche zwar überzeugen, aber keinen Einfluß auf die Leidenschaften üben. In seinen Gebärden herrscht nichts Ausgezeichnetes; er bewegt sich mäßig im Bereich seines Körpers, blickt erst auf die eine, dann auf die andere Seite des Hauses, und schlägt zuweilen mit der rechten Hand auf die Tafel.

Von Person ist Lord Howick groß und schlank. Auf dem rechten Fuß ist er etwas lahm, was ihm, wenn er sich erhebt, um das Haus anzureden, ein etwas gebücktes Ansehen gibt. Sein Gesicht ist bleich und er sieht sehr abgemagert aus; dennoch erfreut er sich einer ziemlich guten Gesundheit, obschon jeder, der ihn nicht näher kennt, ihn seinem Aussehen nach für sehr kränklich halten wird. Sein Haar ist lichtbraun. Lord Howick ist eines von den vielen Beispielen, nach welchen Lavaters Lehre sich als unbegründet beweist, denn wer ihn nach seinem Gesicht beurtheilen wollte, würde den gebildeten Geist, den er besitzt, nicht bei ihm suchen. Er steht erst in seinem 55sten Jahre; während der neun Jahre, welche er im Parlament sitzt, hat er sich zu so hoher Bedeutung erhoben, daß sich, da er immer vorwärts schreitet, nicht zweifeln läßt, daß er nicht binnen wenigen Jahren einer der ausgezeichnetsten Männer des Hauses der Gemeinen seyn werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 351. 17 December 1835.

Die semitischen Sprachen.

(Lehrgebäude der aramäischen Idiome, mit Bezug auf die indogermanischen Sprachen von Julius Fürst.)

Unter den semitischen Sprachen versteht man die sehr nahe verwandten Dialekte der Länder zwischen Mittelmeer und Tigris auf der einen, zwischen Kurdistan und der arabischen Südküste auf der andern Seite. Aus alter Zeit kennen wir davon das Hebräische, das Aramäische (nicht Chaldäische, welchen Ausdruck der Verfasser mit Recht für falsch erklärt), das Jüdisch-Aramäische mit dem Syrischen *) und das Arabische. Daß dieses letztere in späterer Zeit, nämlich nach Muhammed, sich ungeheuer ausgedehnt hat, und jetzt in mehrfachen Dialekten vom äußersten afrikanischen Abendlande (Magreb ul Akṣa) bis nach Farsistan gesprochen wird, gehört nicht hieher.

Der genannte Sprachstamm hat den Philologen und Alterthumsforschern nicht wenig Mühe gemacht: er stand bisher immer so schroff und abgesondert da, inmitten der ihn östlich und nördlich umgebenden indogermanischen Sprachen, daß seine Erscheinung ein wahres Räthsel blieb, wozu freilich die gelehrte Behandlung dieser Sprachen durch Juden und Araber am meisten beitrug. Die jetzige arabische und hebräische Grammatik, denn auf diese Sprachen nahm man vorzugsweise Rücksicht, — gingen alle von dem Grundsatz aus, daß alle Worte ursprünglich drei Konsonanten als Wurzel hätten, und Alles auf diese drei Wurzelkonsonanten zurückgeführt werden müßte. **) Von dieser freilich grundfalschen und ganz unphilosophischen Ansicht, welche jede Vergleichung mit den indogermanischen Sprachen völlig ausschloß, hat sich der Verfasser entschieden losgesagt, zerlegt nun die Sprache in ihre ursprünglichen Bestandtheile, und sucht mit vielem Scharfsinn und seltener Kenntniß des Semitischen seine Verwandtschaft mit dem Sanskrit nachzuweisen. Ob ihm dieß gelungen, wagen wir nicht zu entscheiden, jedenfalls erscheint uns der Beweis nicht schlagend, um so mehr, da die Vergleichung des rohen Aramäischen mit dem eigentlich überbildeten Sanskrit an und für sich schon eine höchst fatale Sache ist.

Doch dieß gehört eigentlich nicht hieher, sondern wir wollen nur auf einige Folgerungen aufmerksam machen, welche sich in Bezug auf alte Ethnographie aus diesen Forschungen ergeben. „Es ist," sagt der Verfasser, „in Rücksicht auf die Urzeit höchst wahrscheinlich, daß dieser große und später so weit verbreitete Sprachstamm im Norden von Südwestasien seinen Anfangspunkt gehabt, von wo er sich nach Palästina und der arabischen Halbinsel, so wie von da nach Aethiopien verbreitet habe. Denn außerdem, daß die Tradition den Stammvater der Ebräer und der mannichfaltigen arabischen Stämme aus Norden nach Südwesten wandern läßt, zeigt auch der rauhe und vokalarme Dialekt im Norden deutliche Spuren der Priorität in der semitischen Welt, aus welchem der südliche, d. i. das wohltönende und abgeschliffene arabische Idiom, so wie der in der Mitte liegende hebräische Dialekt durch klimatische und Angränzungsverhältnisse und Einflüsse sich herausbildeten." In diesen Worten ist der Grundgedanke von dem er ausging, scharf und deutlich bezeichnet, und der Verfasser weist nun durch die Entwicklung der Sprache nach, daß der Dialekt von Aram, dem Hochlande von Südwestasien, *) der ältere gewesen, und Analogien mit den indogermanischen Sprachen bietet, die bei dem Arabischen weit mehr verwischt sind. Daher stellt er die Charakteristik des Aramäischen und Arabischen auf folgende Weise einander gegenüber. „Das Gesammt-Semitische in seiner Zu- und Abnahme wird von diesen zwei Sprachen umschlossen. Das Aramäische ist der Anfangspunkt, arm, roh, unausgebildet, ungeackerter Boden. Das Arabische

*) Der Unterschied besteht nämlich nur in der Schrift, nicht in der Sprache selbst.

**) Zu dieser allerdings beschränkten, nach der bisherigen gelehrten Bearbeitung aber nothwendigen Ansicht trug freilich der Bau dieser Sprachen nicht wenig bei. Wie in den abendländischen Sprachen der Umlaut manchmal aus einem intransitiven Verbum ein transitives macht, so ist dieß im Semitischen die Regel; man sagt im Deutschen fallen und fällen, wie im Lateinischen cado und cædo, aber im Semitischen ist diese Umwandlung des Sinnes durch den Umlaut oder einen Vorschlagsbuchstaben konstant: Katal tödten, Kittel und hiktil (arab. aktala) tödten lassen u. dgl. Hiezu kommt noch, daß die Semiten keinen Infinitiv haben, und daß die Formen, welche die europäischen Grammatiken meist als Infinitiv aufführten, Hauptwörter sind, die nun, philosophisch betrachtet, allerdings ganz widersinnig, als Ableitungen von dem Zeitwort betrachtet werden.

*) Es umfaßt nämlich Mesopotamien, Syrien und Babylonien, oder überhaupt den Norden der semitischen Welt, im Gegensatz gegen das südlicher liegende Arabien. Als Hochland erklärt es unser Verfasser, aber gegen Palästina und wahrscheinlich auch gegen Arabien sind die genannten Länder Niederlande.

Digitized by Google

fein, durchsichtig, weich, durchgeackert, überhaupt Endpunkt des Semitischen."

Man muß gestehen, diese Ansicht hat für jeden, der mit diesen Sprachen auch nur oberflächlich bekannt ist, viel Ansprechendes, und wenn sie sich wirklich durchführen und aus der Sprache selbst erweisen läßt, so ist das Resultat, — daß nämlich der Semitismus von Norden ausging, und man also dort seinen Verwandtschafts- und Anhaltspunkt suchen muß, um so dankenswerther, als bis jetzt noch die Mittglieder, um ihn an die kleinasiatischen Sprachen und namentlich an das Armenische anzuschließen, völlig fehlen. Nur eine genauere Teforschung des Kurdischen und der alten Pehlwisprache könnte die Anhaltspunkte bieten. Der unglückliche Schulz hat auf seiner Reise in dem alten Medien eine Menge Inschriften gesammelt, welche nun bald auf Kosten der französischen Regierung erscheinen sollen. Wahrscheinlich werden diese Inschriften Aufschlüsse auch über das Altmedische liefern, und wenn nicht diese drei Idiome: medisch, kurdisch und Pehlwi, auf eine bestimmtere Verbindung und Uebergang zwischen dem Aramäischen und Armenischen hinweisen, so möchte man wohl die Hoffnung aufgeben dürfen, weitere Anhaltspunkte zu finden.

Inzwischen, bis Aufklärungen von dieser Seite herkommen, hat der Verfasser in der semitischen Grammatik aufzuräumen gesucht, indem er das Lautsystem der Aramäer in Bezug auf ihr Land und Klima, so wie im Vergleich mit andern Sprachen durchführte, die angenommene Unerläßlichkeit dreiglidriger Wurzeln als unrichtig darstellte, da sie im Aramäischen durchaus einsylbig sind, und namentlich die eigenthümliche Bildung der Zeitwörter als nicht so schroff abgerissen von andern Sprachbildungen nachwies. Indeß hat der Verfasser ein um so mühseligeres Feld bearbeitet, je weniger ihm die Gränzdialekte bekannt und zugänglich sind. Die spanischen Stiefeln, in welche die jüdischen und arabischen Sprachforscher, und ihre Nachtreter, die europäischen, den Semitismus eingeschnürt haben, wirkten auf die Schriftsprache sehr drdnend ein, und je weniger die alten verwandten Dialekte, wozu doch gewiß Pehlwi gehört, uns noch zugänglich sind, desto interessanter wäre es die Gränzdialekte, wo der Semitismus mit andern Sprachen zusammenstieß, kennen zu lernen, um daraus zu ersehen, was die Sprache von ihren schroffen Formen verlieren kann, um immer noch semitisch zu bleiben.

Abgesehen von diesen ethnographischen Beziehungen hat der Verfasser noch zwei sehr interessante Punkte hervorgehoben, nämlich wie der aramäische Dialekt von der Zeit der Makkabäer an das Hebräische nach und nach unterjochte, und zweitens, daß es nicht, wie man bisher gewöhnlich annahm, einen abgesonderten babylonischen Dialekt gab. Hält Hr. Belfour mit seinem Versprechen, eine Erklärung der Inschriften auf den babylonischen Backsteinen zu liefern, Wort, so hat man sich auch von hier aus eine gewiß nicht unbedeutende Bereicherung zu versprechen, da dieselben doch nothwendig in ein sehr hohes Alter hinaufreichen müssen, und somit hinsichtlich der Formen ein besonderes Interesse darbieten werden.

Bilder aus Paris. Nr. 11.

Das neue Paris.

(Fortsetzung.)

Ich lobe, ich tadle, ich bewundere, ich verwerfe in meinen Mustrungen, wie mir der Sinn steht, unbekümmert um den Orakelspruch der vornehmen Kritik, die für mich Profanen kein Orakel ist. Ich tadle das Ministerpalais, das mir kleinlich und geschmacklos erscheint, trotz der preißenden Posaune der ministeriellen Presse, die das Werk ihrer Patrone anbeten muß. Ich lobe die Erweiterungen der Quais auf dem rechten Seineufer, oberhalb des Pont-neuf, als eine der verdienstlichsten Verschönerungen der Hauptstadt, als ein Werk, welches einer großen Nation würdig ist. Nichts mag reicher, wohnlicher, stattlicher und großartiger aussehen, als die breiten, saubern Straßen, die sich neben dem Flusse über hohen kolossalen Dammmauern erheben, und überall die bequemsten und freundlichsten Verbindungen herstellen.

Die Minister Louis Philipps haben manche neue Werke errichten lassen, und die Dynastie der Orleans wird unter den Regenten genannt werden, die zur Verschönerung der Hauptstadt namentlich beigetragen haben? Ja. Ein Fremder mag dieß schon zugestehen, da ihn der innere Haushalt des Staates nichts angeht. Doch wird auch ihm, insofern er von einem höhern Standpunkte aus urtheilt, die Frage zustehen: Ist den Gesetzen der Kunst, des Geschmackes, der Nationalgröße überall würdig Genüge geschehen durch die bisher sichtbare Verwendung der 100 Millionen, welche die Kammer zur Verfügung der Regierung gestellt hat? Eine schöne Summe fürwahr, die ich in den neuen Bauten nicht zu belegen wüßte. Ein und der andere Gegenstand wird sich uns von selbst darbieten. Setzen wir unsern Spaziergang fort, denn wir brauchen wohl kaum nachzutragen, daß 7 Millionen ein wenig zu viel sind, um den Herrn Thiers zu logiren. Sieben Millionen kostet das Ministerhotel auf dem Quai d'Orsay.

Bei der Vergebung der öffentlichen Kunstarbeiten ist ein sonderbares System beliebt worden. Man überläßt sie an den Mindestnehmenden. Man muß gestehen, daß dieß ein vortreffliches Mittel ist, um meisterhafte Malerei-, Bildhauerei- und Architekturwerke zu erhalten.

Ein Denkmal aus der Kaiserzeit herrührend, und dem Kriegsruhm Napolrons geweiht, sieht seiner nahen Vollendung entgegen. Die Kolonne Vendome, die jedem einfällt, ist es nicht. Man hat ihre Fußeinfassung aus corsikanischem Marmor gefertigt, und ein Gewölbe gebaut um die Asche Napoleons aufzunehmen. Wann!! Bis es geschieht, wie Viele werden noch die Erhöhung dieser Säule benützen, um sich mit Aufsehen den Tod zu geben! Indem ich dieß schreibe, bin ich noch voll von dem Eindrucke, den ein neuester Fall auf mich gemacht. An einem schönen Tage der letzten Woche, während dem ungewöhnlich viel Leute auf die Säule gestiegen waren, stürzte sich ein Handwerksbursche von deren Spitze auf das Pflaster hinab. Der Tod erfolgte augenblicklich, aber der Anblick war gräßlich.

Digitized by Google

Von dem neuen Anbaue am Palais du Luxembourg wissen wir ungefähr, was es kostet. Die den Minister von der Kammer bewilligte Summe von 560,000 Fr. ist nur um den kleinen Betrag von 800,000 überschritten worden. Und wozu?

Ich wollte so eben von dem Triumphbogen de l'Etoile sprechen, ein Denkmal, welches eben so großartig, herrlich und riesenmäßig seyn, und die Nachwelt mit Bewunderung erfüllen wird, als der Triumphbogen auf dem Carrousselplatz mit seinen elenden, zwerghaften Proportionen, mit seinem unförmlichen, zerdrückten Bau als Muster von Geschmacklosigkeit gelten muß. Schon jetzt beherrscht der Bogen de l'Etoile ganz Paris und die Umgegend; wenn er vollendet ist, wird in der ganzen Runde des Seinethales und seinen Anhöhen kein Punkt seyn, von welchem ihn das Auge nicht entdeckte. Glücklicherweise sind es der majestätische, herrliche Maßstab, die kolossalen Verhältnisse, und die dessen ungeachtet zierliche, leichte Form, welche diesem Werke Dauer und Bewunderung sichern, und was die Kleinlichkeit des Augenblickes und der Menschen darauf kleckfen wird oder nicht wird, ist ohne Belang. Denn auch hier fehlt es nicht an Lächerlichkeit aller Art, und hinter dem großmächtigen Baue sind winzig kleine Leutchen voll „Aber" und Bedenken verborgen. Den obersten Theil des Monumentes sollte nothwendig eine passende Figur als Sinnbild in angemessener Größe zieren. Gäbe es ein passenderes, großartigeres als der kaiserliche Adler mit ausgebreiteten Flügeln von 70 Schuh Länge, den man dazu vorgeschlagen hatte? — Verworfen von wegen der Diplomatie! Anderer Vorschlag: Frankreich, das dem Mars und dem Merkur die Krone aufsetzt. Verworfen, weil man unschmeichelhafte Anspielungen fürchtete. Was zum Teufel wird man denn am Ende darauf stellen? Etwas Verschrobenes, prosaisch Geschmackloses wird es höchst wahrscheinlich werden. Dafür bürgt der Napoleon im Schneidermeisterrock auf der Vendomesäule. Und diese geringen Resultate sind lediglich dem bösen Willen von Oben zuzuschreiben, denn würde man einen Concurs eröffnen über die Frage, welche Verzierung das schöne Werk krönen sollte, sicherlich wäre kein Mangel an Projekten. Mindestens fehlt es nicht an kompetenten Anstalten. Frankreich zählte im Jahre 1835 82 Museen, 160 Schulen der schönen Künste, 2231 Künstler, die merkwürdige Werke gefertigt haben, oder zur Ausstellung zugelassen worden sind.

Was sind aber alle diese Werke im Vergleich zu den Eisenbahnen, die demnächst gebaut werden sollen, und von denen die nächste Paris mit St. Germain verbinden soll? Der Punkt der Abfahrt wird in der Nähe der Madeleinekirche seyn. Von hier aus wird der Weg sogleich auf einer Höhe von zwanzig Fuß über der Erdoberfläche auslaufen, über Straßen und Häuser hinwegziehen, und jenseits der Straße St. Lazare, wo das Erdreich sich bedeutend erhöht, unter der Erde gehen und erst außerhalb der Ringmauer von Paris wieder auf die Oberfläche herauskommen. Welche riesenmäßige Arbeiten hiezu erforderlich seyn mögen, läßt sich nur unvollkommen denken, aber sicherlich wird der betreffende Stadttheil einen Anblick hiedurch erhalten, der an die Gewalt einer mächtigen Zauberei erinnert. St. Germain liegt vier Stunden von Paris. Nach der neuern Einrichtung der Fahrzeuge auf den Eisenbahnen macht man 12 Stunden Weges in einer Stunde Zeit, und wird somit in 24 Minuten nach St. Germain fahren!

Soll ich schließlich noch von der Madeleine sprechen! Ihre freie, saubere, nette und galante klassische Schönheit wird jedem auffallen. Man glaubt Athen in seiner schönsten Blüthe, die Würze des griechischen Geschmackes wieder aufleben zu sehen. Sehen Sie dieses Prachtwerk in der Nähe oder in der Ferne, es ist als ob es aus zartem Holze geschnitzelt wäre. Nichts Unebnes, nichts Rauhes, nichts Ungefälliges, wenn man das jämmerliche Frontispiz ausnimmt, auf welchem der Herr Jesus eher einem Sackträger als dem liebenden Gotte gleicht. Aber neben dieser attischen Schönheit der Form, neben diesem würdigen Dienste der reinen Kunst, welche Abgeschmacktheit in der Bestimmung? Es war ziemlich ungereimt, als Napoleon zum Tempel des Ruhmes — versteht sich militärischen Ruhmes, denn einen andern kannte er nicht — die Form eines griechischen Tempels auserwählte, aber was hat gar die christkatholische Religion mit diesem hellenischen Tempel zu schaffen? Von diesem Mißgriffe rührt es her, daß die Madeleine bei weitem weniger Interesse erregt, als wenn sie zu irgend einem öffentlichen Gebrauch bestimmt wäre, der den Volksideen und dem Nationalcharakter zusagte. Man baut Kirchen! Wozu? Glaubt man etwa, daß die Zahl der Betenden mit der Zahl der Bethäuser wachse? Wo liegt die Ursache, daß man die Madeleine vom Soldatenhause zum Gotteshause umgeändert, daß man in verschiedenen Theilen der Stadt, in der Rue Lafitte die Kirche Notre Dame du Lorette, in der Vorstadt St. Martin eine andere baut, deren Namen ich vergessen habe? Das Volk in Paris denkt auch viel an die Kirchen! Die Werktage arbeitet und schachert es, und steckt in den Geschäften bis über die Ohren. Am Sonntag aber zieht es ein festliches Kleid an, läßt sich das Haar kräuseln, hängt vergoldete Ketten um, und zieht nach der Barriere.

(Schluß folgt.)

Die peruanische Augenkrankheit.

Als im peruanischen Kriege die Division des Generals Cordova von Cuzco nach Puno zog, hielt sie bei Santa Rosa an. Während der Nacht fiel eine große Menge Schnee, aber die Soldaten setzten nichts desto weniger am folgenden Morgen ihren Marsch fort, worauf sie beinahe Alle von der Augenkrankheit befallen wurden, die man im Lande Ornumpi nennt. Sie macht auf eine Zeit lang fast völlig blind, und verursacht die heftigsten Schmerzen, die man nur augenblicklich dadurch stillen kann, daß man Schnee auf die Augen legt; sobald aber dieser schmilzt, kehren die Schmerzen heftiger zurück als vorher. Eine Art Geistesverwirrung begleitet diesen Zustand, dem häufig der Tod ein Ende macht. Die Division Cordova verlor binnen 15 Stunden 100 Mann. Die Krankheit dauert gewöhnlich zwei Tage.

Parlamentarische Skizzen.

Obrist Leith Hay.

Der Obrist ist, obschon er nur selten spricht, dennoch ein Mann von großem Gewicht im Hause. Gleich Sir George Grey erhebt er sich

nur dann um zu reden, wenn er durch die Stellung, welche er einnimmt, dazu gezwungen wird. Dieß ist allerdings zu bedauern, denn man hört ihn nicht nur stets mit großer Aufmerksamkeit an, sondern er zeigt sich auch immer als ein höchst achtungswerther Redner. Er zeichnete sich im Kriege auf der Halbinsel aus, und wären seine Grundsätze nicht ein Stein des Anstoßes gewesen (der Torysmus hatte damals die Herrschaft), so würde er ohne Zweifel in der Armee die Beförderung erhalten haben, zu welcher ihn seine Tapferkeit und seine militärischen Verdienste befähigen. Sein Vater, der General Hay von Cannes, ist jetzt der Patriarch liberaler Grundsätze in Schottland; er ist mehr als 90 Jahre alt. Auch dieser errang sich im Kriege auf der Halbinsel unverwelkliche Lorbeeren; der Vater ist des Sohnes und der Sohn des Vaters würdig.

Beim Zusammentritt der Session von 1834 benahm sich Obrist Leith Hay auf eine höchst edle Weise. In der zweiten Nacht dieser Sitzung, als die Frage an der Lösung stand, welches von den irischen Mitgliedern (wie von Herrn Hill, dem Mitglied für Hull, angegeben worden war) den Verräther gespielt, indem es zugegeben, daß die Zwangsbill für den Frieden von Ireland unerläßlich sey, sich ihr aber dennoch, seinen Committenten zu Gefallen, aufs heftigste widersetzt habe, — bei dieser Gelegenheit, wo Herr Shiel heftig in Lord Althorp drang, seine Autorität für diese Angabe zu nennen, und dabei geradezu erklärte, daß, wenn der Lord den Denuncianten nicht nennen wolle, er den edlen Lord persönlich verantwortlich mache, — erhob sich Obrist Leith Hay und sagte auf die würdigste und energischste Weise zu Herrn Shiel, daß auch ihm dieselbe Angabe wie Lord Althorp mitgetheilt worden sey, und daß er eben so wenig als der edle Lord seine Autorität nennen, sondern sich persönlich verantwortlich erachte. Nicht leicht machte jemals irgend etwas größern Eindruck auf das Haus; nicht Ein Mitglied befand sich anwesend, das nicht innigen Antheil an Lord Althorp genommen hätte, und als man ihm durch die edelmüthige Dazwischenkunft des tapfern Obristen zum großen Theil aus der martervollen Lage befreit sah, in die ihn seine Weigerung versetzt hatte, das in ihn gesetzte Vertrauen eines Freundes zu verrathen, wurde von allen Seiten des Hauses ein Geräusch unterdrückter Bewunderung laut.

Obrist Leith Hay ist ungefähr 50 Jahre alt, und von Person groß und wohlgebaut. Sein Haar ist dunkel und seine Gesichtsfarbe röthlich. Seine Züge sind der treue Abdruck seines Charakters, denn sie sprechen Kraft und Entschlossenheit aus. Er ist eines der wohlgebildetsten unter den Mitgliedern des Hauses, und sein Aeußeres trägt ganz das Gepräge eines Mannes von Stande. Mit diesem Aeußern steht sein Benehmen in vollem Einklange, denn er ist höflich und zuvorkommend, im öffentlichen sowohl als im Privatleben. Auch als Schriftsteller wird er mit Auszeichnung genannt; seine vor wenigen Jahren in zwei Bänden erschienene Schilderung des Kriegs auf der Halbinsel fand im Publikum eine sehr günstige Aufnahme.

Henry Parnell.

Sir Henry Parnell, auch einer der vielen Exsekretäre des Kriegs, ist ein achtungswerther, doch keineswegs ein Redner ersten Ranges. Er besitzt eine schöne helle Stimme, ändert aber den Ton, in dem er seine Rede anfängt, auch nicht im Geringsten; doch ist er in allen Theilen des Hauses verständlich. Er hält seine Reden so ziemlich auf dieselbe Weise, als ob er einen während seiner Schuljahre dem Gedächtniß eingeprägten schriftlichen Aufsatz hersagte. Seine Gebärden sind für seine Reden viel zu gemäßigt, als daß sie einige Wirkung hervorbringen könnten. Er steht stockstill und erhebt nur dann und wann die rechte Hand. Seine Stärke besteht darin, daß er eine klare, lichtvolle Darstellung von finanziellen Gegenständen zu geben weiß; in dieser Hinsicht übertrifft ihn niemand, ja ich möchte sogar sagen, es kommt ihm hierin kein Mitglied des Hauses gleich. Sein vor vier Jahren erschienenes Werk über Steuern und Finanzen ist bei weitem das lichtvollste und umfassendste, was noch je über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Charles Wood.

Herr Charles Wood, Sekretär der Admiralität, nahm beim Beginn der letzten Session sehr thätigen Theil an der Opposition gegen die Verwaltung Sir Robert Peels; seit dieser Zeit hat er jedoch nur wenig gesprochen. Er ist ein junger Mann von 35 Jahren, und mit der dritzehnten und jüngsten Tochter des Grafen Grey verehelicht, was ihm, nebst dem Umstande, daß er von 1832 bis 1834 Sekretär des Schatzes war, während dieser zwei Jahre bedeutendes Ansehen im Hause gab. Er ist ein Führer der liberalen Partei, doch in dieser Hinsicht nicht halb so wirksam als Herr Holmes, als er dieselbe Stellung bei den Tories einnahm.

Herr Wood ist ein guter Redner. Er besitzt eine tiefdringende, melodische Stimme, überschreit sich jedoch zuweilen. Die Wirkung seiner Vorzüge wird meist durch zu schnelles Sprechen etwas benachtheiligt. Er spricht sehr geläufig, und ist niemals weder um Gedanken, noch um Worte zu deren Ausdruck verlegen. Seine Sprache ist zierlich, und wenn er eine schriftlich aufgesetzte Rede hält, sehr gefeilt. In Entgegnungen ist er sehr glücklich, und ohne allen Zweifel ein Mann von bedeutenden Talenten, doch mangelt es seinen Gedanken an Tiefe, und ihm selbst an Kraft des Ausdrucks. Sein Benehmen ist affektirt; seine gewöhnliche Stellung, wenn er zum Hause spricht, besteht darin, daß er die Arme über der Brust kreuzt, und sich so gestreckt hinstellt, als ob irgend jemand das Maß seiner Höhe nehmen wollte. Er ist groß und wohlgebaut, doch etwas hager. Sein Gesicht ist eckig, seine Züge regelmäßig, seine Gesichtsfarbe dunkel und sein Haar dunkelbraun. In seiner Kleidung ist er gewöhnlich etwas geckenhaft.

Sir Henry Hardinge.

Sir Henry Hardinge, Exkriegssekretär und Generalmajor, steht in der Achtung der Tories sehr hoch. Er ist ein Mann von vornehmem Aussehen, etwas über Mittelgröße, wohl gebaut und mag ungefähr 50 Jahre alt seyn. Sein Haar ist lichtbraun und sein Gesicht schön. Im Kriege auf der Halbinsel unter dem Herzog von Wellington verlor er eine seiner Hände. Sein Vorderhaupt tritt stark hervor, und hat überhaupt eine jener Formen, unter welchen man Verstand zu suchen pflegt. Er ist ohne Zweifel ein Mann von höchst schätzbaren Talenten, aber auch sonst nichts. Redner nach der strengen Bedeutung des Worts ist er nicht, doch hält er oft sehr wirksame Vorträge, und wird von beiden Seiten des Hauses stets mit Achtung und Aufmerksamkeit angehört. Er versteht es sehr gut einen Angriff zurückzuweisen, und hält er ihn für persönlich, so verlangt er eine Erläuterung oder Ehrenerklärung, oder gibt wenigstens sehr deutlich zu verstehen, daß kein anderer Ausweg sey. In seinen Reden ist er weder beißend noch verletzend, und eben so wenig artet er in Persönlichkeiten aus; doch wird er sehr leicht durch Bemerkungen Anderer zum Zorn gereizt, und ist sehr geneigt, das, was die Gränzen einer geregelten und gemäßigten Diskussion nicht überschritt, für persönliche Beleidigung zu nehmen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 352. 18 December 1835.

Tauris. *)

Diese durch ihr Alterthum berühmte Stadt liegt rechts vom Araxes an dem Flüßchen Kenerdertschai, das in den Urmia-See fällt, ist die Hauptstadt der Provinz Adserbeidschan, und war früher die Residenz Abbas Mirzas, des verstorbenen Thronfolgers von Persien. Diese mit einer ziemlich festen Mauer umgebene Stadt hat gegen 60,000 Einwohner, eine Geschützgießerei und eine mathematische Schule, die von Abbas Mirza errichtet wurden, und eine Menge Fabriken, worin größtentheils verschiedene Arten von Seidenzeugen verfertigt werden; sie erfreut sich eines ausgebreiteten Handels, und gilt immer noch für eine der besten persischen Städte, da sie viele schöne Moscheen, gute Karawanserais, einen weitläufigen Palast des ehemaligen persischen Thronfolgers, und mehrere andere ansehnliche Gebäude enthält. In früheren Zeiten, ehe sie wiederholt zerstört, und ihre Einwohner größtentheils vernichtet wurden, namentlich durch die Türken, galt Tauris wegen seiner Größe und Pracht als die zweite Stadt Persiens nach Ispahan, war ungemein reich, und enthielt eine Einwohnerschaft von 400,000 Menschen.

Die Provinz, worin Tauris liegt, bildete gegen Armenien die nordwestliche Gränze des alten Mediens, das von den assyrischen Königen bezwungen war, sich aber unter Arbak (Arbaces) von dem alten Reiche losriß, und allmählich selbst zum mächtigen Königreich wurde, bis der Perserkönig Cyrus es zerstörte. Diese Gränzprovinz Mediens war den Griechen unter dem Namen Atropatene bekannt, die Perser aber nannten es Adserbeidschan, was in der alten Pehlwisprache das Feuerhaus bedeutet. **) In dieser Provinz wurde Zoroaster geboren, der die Lehre von der Feueranbetung zuerst begründete, und wahrscheinlich erhielt selbst die Provinz ihren Namen von den Persern zum Andenken der ersten Stiftung des Feuerdienstes in diesem Lande. Als Alexander das Perserreich zerstört hatte, und unter seine Heerführer vertheilte, kam Adserbeidschan an die Seleuciden, und als diese Herrschaft durch Arschak, den Stifter der Arsacidendynastie, gestürzt wurde, machte sie einen Theil des parthischen Reichs aus, kam dann auf eine Zeit lang unter Armenien, bis sie unter den Sassaniden wieder von Persien erobert wurde. Im Mittelalter der christlichen Zeitrechnung, das sich so sehr durch das Emporkommen neuer Kriegerstämme und deren Wanderungen auszeichnete, wechselte diese Provinz oft den Herrn, war über zwei Jahrhunderte lang der Schauplatz blutiger Kriege zwischen der Türkei und Persien, und wurde das Grab zahlreicher türkischer Heere.

Tauris, das von seiner Gründung an bis auf diese Zeit die größten Glückswechsel und Unfälle durch den Uebergang von der Herrschaft eines Volkes zur andern erfahren hat, und nach und nach von sehr verschiedenen Stämmen bewohnt wurde, reicht ins höchste Alterthum hinauf, und die Zeit seiner Gründung ist unbekannt. Einige Gelehrte hielten es für das von dem medischen König Dejoces gestiftete Ecbatana, aber dieses lag südöstlich von Tauris in der Provinz Irak Adschemi, da wo jetzt Hamadan liegt. In der Mitte dieser Stadt finden sich die Gräber von Mardochai und Esther aus schwarzem Holze: auf der Kuppel sieht man eine noch jetzt erhaltene Inschrift in hebräischer Sprache, der zufolge das Grabmal im Jahre der Welt 4474 *) am 13ten des Monats Adar erbaut wurde. Die Hamadan umgebenden Trümmer zeugen noch jetzt von der Bedeutung der ehemals hier gestandenen Stadt, und eröffnen den Gelehrten ein weites Feld für ihre Forschungen.

Tauris war den Alten unter dem Namen Gasa, Gase, Gasaka, Kansa-Kon und Kansa-Kion bekannt, und Plinius, Strabo, Ptolemäus, Cedrenus u. a. gedenken ihrer. Moses von Chorene, ein armenischer Schriftsteller aus dem 5ten Jahrhundert, nennt es wegen seiner Größe und Pracht das zweite Ecbatana und die siebenmaurige Stadt; der erstere Beiname mag wohl die Veranlassung zu der Meinung gewesen seyn, Tauris sey auf der Stelle des alten Ecbatana gegründet gewesen.

Tauris hieß bei den Armeniern in den ersten Jahrhunderten des Christenthums Dawresch oder Tawresch, unter welchem Namen es auch mehrere byzantinische Schriftsteller erwähnen. Die Armenier behaupten, dieser Name sey ihr von dem arme-

*) Aus Subows „Abriß des letzten Kriegs zwischen Rußland und Persien." Die historische Skizze, die er mittheilt, ist freilich etwas verwirrt, doch geht augenscheinlich daraus hervor, welch wichtiger Punkt Tauris in allen Kriegen jener Länder war.

**) Atropatene scheint nur eine Corruption von Adserbeidschan.

*) Demnach wäre es also um 490 nach Christi Geburt erbaut, und ein Kenotaph.

Digitized by Google

nischen König Chosroi Meds (der Große) beigelegt worden, und glaubt, diese Stadt sey von ihm erbaut worden im 5ten Jahrhundert nach Chr. zur Zeit, als er zahlreiche Einfälle in Persien machte, um den Tod seines Verwandten, des letzten Arsaciden Ardewan, zu rächen, der durch den Gründer der Sassanidendynastie Ardeschir getödtet wurde; Chosroi habe hier seine Residenz aufgeschlagen und zehn Jahre lang in blutigen Kriegen Persien verheert: daher habe die Stadt den Namen Dawresch oder die „Rache" erhalten. Da die Stadt den Griechen und Römern, obwohl unter anderem Namen, aber vor Chosroi Meds, bekannt war, so muß man glauben, daß Tauris in den Kriegen dieses Herrschers verheert wurde, daß er aber seine Lage sehr bequem fand, um von hier aus seine Einfälle in Persien fortzusetzen, und darum sie wieder aufbaute und Dawresch oder die Rache nannte. Die Armenier nannten ehemals diese Stadt Kandßag Schachastan, was der „Schatz des Königssitzes" bedeutet; im Mittelalter nennen die armenischen Geschichtschreiber die Stadt sehr häufig Kandßag Aderbadagani oder den Schatz von Adserbeidschan, wahrscheinlich zum Unterschied von einem andern Kandßag (auch Gandsha genannt), das im nördlichen Armenien lag, und jetzt von den Russen Elisabethpol genannt wird. Bei der Eroberung Persiens durch die Mongolen im 13ten Jahrhundert war Tauris die Hauptstadt eines Enkels Dschengiskhans, Hulagus, und seiner Nachfolger, und darum hieß die Stadt Takhti Hulagu (Hulagus Thron); die jetzigen Perser nennen es Tabris.

Als nach dem Tode von Chosroi Meds Armenien durch innere Kriege geschwächt wurde, kam Tauris, das als Gränzstadt gegen die Perser errichtet worden war, wieder in die Hände der letztern, im J. 622 aber, als der griechische Kaiser Heraklius ins Innere von Persien eindrang, und es sechs Jahre verheerte, befand sich Tauris sehr im Verfall, hatte nicht mehr als 3000 Häuser, und wurde von den griechischen Truppen gleichfalls genommen und geplündert. Einige Schriftsteller erzählen die Sage, das wahre Kreuz Christi, das Chosroi Parwis bei der Zerstörung Jerusalems im J. 603 mit nach Persien fortgenommen habe, sey in Tauris aufbewahrt, und von dort durch den Kaiser Heraklius wieder gewonnen worden. Indeß mußte dieser Kaiser seine Eroberungen in Persien aufgeben, und alle seine Kräfte gegen einen neuen Feind, den Kaliphen Abubekr, Muhammeds Nachfolger, richten. Zahlreiche Heere des Heraklius wurden von den Arabern geschlagen, die sich schnell im ganzen Orient furchtbar machten, und bald auch ganz Persien eroberten. Tauris ward kurze Zeit darauf durch ein Erdbeben zerstört, aber im J. 791 n. Ch. auf Befehl Zobeidens, der Gemahlin Harun Erraschids, wieder aufgebaut; im J. 858 ward es abermals durch ein Erdbeben zerstört, und neuerdings von den Kaliphen, die große Wichtigkeit auf die Stadt gelegt zu haben scheinen, *) größer und prächtiger als vorher wieder erbaut. Im J. 1041 unter dem Kaliphen Kalem erfuhr die Stadt das heftigste Erdbeben, wobei nicht weniger als 40,000 Einwohner unter den Trümmern begraben wurden. Auf Befehl der Kaliphen Kajem Biamrillah baute der Gouverneur Buzudan sie zum Drittenmal auf, und sie gelangte später nochmals zur Blüthe. Hulagu schlug seinen Wohnsitz hier auf, sammelte in dieser Stadt die gelehrtesten Männer seines Reichs, und ließ auf einem hohen Berge in der Nähe von Tauris ein Observatorium errichten, das durch seinen schönen Bau berühmt war; hier wurden die berühmten astronomischen Tafeln Del-Ichanee entworfen.

Auch die Nachfolger Hulagus wohnten in Tauris bis zur Erbauung einer neuen Hauptstadt Sultanieh in Irak Adschemi. Nach Abu Seids, des Beherrschers von Persien, Tode erfolgten innere Kämpfe, in Folge deren das Reich unter den verschiedenen Heerführern zertheilt wurde, bis im J. 1337 der Herrscher von Kiptschak, Dschanibek, mit einer furchtbaren Armee in das zerrissene Persien eindrang, in der Provinz Adserbeidschan dem bedeutendsten der damaligen Herrscher Persiens, Aschraf, dem Sohne Scheibans, eine blutige Schlacht lieferte, und in Folge derselben Tauris und einen großen Theil dieses Reichs einnahm. Kurz darauf fiel es mit ganz Persien in die Gewalt Tamerlans, der es seinen Söhnen hinterließ, die jedoch durch innere Uneinigkeit bald um die Herrschaft kamen. Schah Rokh, der Sohn eines vornehmen tatarischen Anführers, schlug den turkomanischen Anführer Kara Jussuf, der Tauris und die ganze Provinz Adserbeidschan eingenommen hatte, und setzte dahin als tributpflichtigen Regenten den Sohn Kara Jussufs, Schah Echseng, das Haupt der Turkomanen vom schwarzen Schöps (Kara Kujunln). Echseng wollte unabhängig seyn, erhob sich gegen Schah Rokh, wurde aber von diesem letztern geschlagen, der Tauris und ganz Adserbeidschan mit seinen Besitzungen vereinigte. Nach Schah Rokhs Tode kam es an seinen Sohn, Sultan Geber, dem es sein Oheim Uzun Gussun entriß, und endlich ward es wie das ganze getheilte Persien zu Einem großen Reiche vereinigt von Ismael Sophi, dem Gründer der Dynastie dieses Namens, welcher im J. 1502 n. Ch. (908 der Hedschra) als Beherrscher von ganz Persien anerkannt wurde, und Tauris zu seiner Hauptstadt wählte.

(Schluß folgt.)

*) Auch scheint arabische Wissenschaft dort geblüht zu haben: ein gelehrter Kommentator alter arabischer Gedichte ist fast nur in dem von seiner Geburtsstadt hergenommenen Beinamen, Tebrizi, bekannt.

Bilder aus Paris. Nr. 11.

Das neue Paris.

(Schluß.)

Es gibt nur Eine Kirche in Paris, die besucht ist, wie ein Theater, und mit Recht, denn sie ist ein Theater, St. Roch. Eines Tages, als dieser heilige Ort von den Gläubigen ziemlich verlassen war, verfiel der Pfarrer auf die geniale Idee, seine Anstalt industriemäßig zu verwalten, vielleicht kämen die untreuen Schafe wieder in den verödeten Pferch. Er ließ die Kirche neu anstreichen und demalen, von Innen und von Außen, er ließ neue Spielwerke und Vergnügilchkeiten für das Auge anfertigen, hier ein Schnitzwerk mit prachtvollem Goldflitter, dort einen Calvarienberg; er ließ einige Spielleute kommen und Musik machen, und nachdem er so das Material des Dienstes geordnet, hängte er sich an die große Glocke und machte einen Lärm, daß die verstocktesten Seelen aus ihrem trägen Schlafe aufgeweckt wurden,

Digitized by Google

zu deutsch, er fertigte Anzeigen und lobende Erwähnungen des Gottesdienstes in St. Roch, und ließ sie in die Journale von Paris einrücken. Dieses Mittel der gewandten Geschäftsleute trug herrliche Früchte. Allmählich füllte sich St. Roch, und ist heute zu einem Versammlungsort der schönen Welt, der Dandys und Weiber geworden, die am Sonntag Morgens dahin strömen, wie in den Tuileriengarten, wenn die „vornehme" Stunde schlägt, oder in die Konzerte Musard, wo man den Musiksinn des Publikums mit einem Forte von zerschlagenen Stühlen ergötzt. Am Allerheiligen-Tage war große Musikmesse in St. Roch, ich erinnere mich, an jenem Morgen vor der Kirche vorbeigegangen zu seyn; in der anstoßenden Straße Neuve St. Roch war eine Reihe von Gallawagen, größer als an den Empfangtagen in den Tuilerien. Hier ist die Beschreibung, welche am folgenden Tage in den Blättern von Paris erschien: „Alle ausgezeichneten Musikkenner wohnten am Allerheiligen-Tage dem Gottesdienste in St. Roch bei, um eine Messe von ganz neuer Komposition anzuhören. Die Kirche war zum Ersticken voll. Man bemerkte unter Anderm ein Credo nach den verschiedenartigen Melodien unserer beliebtesten Opern. Kein Zweifel mehr, in Zukunft muß man seinen „Stuhl" in St. Roch haben, wie seinen Sperrsitz in der italiänischen Oper." Mir, der ich weiß, wie diese trügerische Stimme der Oeffentlichkeit fabricirt wird, wie man die Posaune des Lobes und des „ungetheilten" Beifalls selbst spielt, vermittelst der Einrückungsgebühren in die Journale, mir konnte die Wiederholung des wörtlich nämlichen Artikels in drei oder vier Zeitungen nur ein herzliches Lachen entreißen, denn ich sah, klar wie der Tag, daß die Hand des Pfarrers von St. Roch selbst im Spiel war, der, einem geschickten Theaterdirektor gleich, sein Haus und das Talent seiner Schauspieler anpries. Wohl verstanden, die Stühle in St. Roch werden eben so wenig verschenkt als die Sperrsitze in der italiänischen Oper.

Anders war der Eindruck, den diese Entweihung des heiligen Ortes und der heiligen Kunst auf meinen vortrefflichen Landsmann, Hrn. Mainzer, hervorbrachte. Ihm, der die Kunst in ihrem reinsten Ausdruck und um ihrer selbst willen liebt, der in ihr eine Göttin erblickt, welcher man dienen und die man verehren, die sich aber nie zum Schmutz der gemeinen Habgier herabwürdigen soll, ihm, der die Rechte dieser Göttin mit strengem Eifer vertheidigen und sie rächen darf, weil er ihr treuer und berufener Jünger ist, hat diese Spiegelfechterei in St. Roch ein abscheulicher Greuel geschienen. In einem vortrefflichen Artikel der Revue du nord über musikalischen Beruf, musikalische Erziehung und musikalischen Geschmack in Frankreich, in welcher Hr. Mainzer die Ursachen durchnimmt, aus welchen die Musik auf einer so niedern Stufe steht, spricht er auch von der Kirchenmusik, und bei dieser Gelegenheit sagt er: „Wollt ihr den Fremden eine richtige Vorstellung geben von der Kirchenmusik in Paris, so führt sie in die Kirche St. Roch, wo die Priester eine Spekulation daraus machen, um die schöne Welt herbeizulocken. Wer bis dahin den Zustand von Erniedrigung und Schande dieses Zweiges der Musik nicht begriffen hat, wird ihn klar einsehen. Wie kommt es, daß die Marktschreier im Priesterrocke, die über Skandal jammern, wenn die Musikkünstler einem Boieldieu, einem Bellini den letzten Dienst, die letzte Ehre erzeigen wollen, ihren Bannstrahl nicht schleudern auf das Haupt dieser Mönche, und dieser Bänkelsänger, die in gleichem Maße die Religion, die Kunst und den gemeinen Menschenverstand beleidigen, die es wagen, in den Tempel Gottes die Opernmusik, das Theater und die türkischen Gärten einzuführen? ist es möglich, die Unverschämtheit der Gewinnsucht oder die Unwissenheit und die musikalische Verwilderung weiter zu treiben als die Mönche von St. Roch? Ich bezweifle, daß man vor irgend einer civilisirten Nation in Europa sagen dürfe, was mehrere Journale (die übrigens ernst sind und unter den Tagsblättern ohne Anstand den ersten Rang einnehmen) bei Gelegenheit der Musikmesse des Allerheiligen-Tages gesagt haben. Einen solchen Schimpf muß man dem Publikum ins eigene Angesicht zurückwerfen; man muß ihn wiederholen, damit er dem Urtheile und dem verdienten Unwillen der Vernünftigen nicht entgehe: (folgt nun der oben erwähnte Auszug aus den Journalen) „Wenn der Herr noch Einmal auf die Erde herabstiege und dem Gottesdienste in Paris wie jenem in dem Tempel zu Jerusalem beiwohnte, so würde man ihn, in seinem gerechten Zorne, die Stühle zerbrechen und mit ihren Trümmern die Händler aus seinem Tempel jagen sehen; man würde ihn sehen, wie er die Geigen, Flöten und Kontrebässe auf den Köpfen der Aufspieler und Komponisten solches Gelichters zerschlüge; und den frechen Pfaffen würde es seyn, als ob sie die Posaune des jüngsten Gerichtes hörten, wenn sie die Hiebe des knotigen Glockenstranges fühlten, und der Staub ihrer Kutten zu den Wolken stiege wie der Dampf des Weihrauchs."

Habt Acht, ihr Pfuscher, Stümper, Trödler und Juden im heiligen Gebiete der Kunst! euch ist ein fürchterlicher Richter und Aristarch ohne Erbarmen noch Rücksicht erstanden. Umsonst sind alle Schleichwege, dieser Geißel zu entgehen, ihr müßt sie dulden, wie der Tag die Helle, hier wird die Kunst nicht verkauft, noch das Urtheil gemäkelt. Bequemt euch, etwas Rechtes zu seyn, oder duldet, daß man euch sage, was für armselige Tröpfe ihr seyd. Ich beneide den glücklichen Beruf meines ehrenwerthen Landsmannes, unter diese Heerde von Kunst.... wie eine Legion Teufel fahren zu können. Wer es so triftig und klar und wahr vermag, der erfüllt eine Gewissenspflicht. Und der Lohn für dieses Bemühen wird nicht ausbleiben. Ich habe es längst gedacht, und will es hier als Voraussagung verkündigt haben: Hr. Mainzer geht einer schönen Zukunft in Paris entgegen, seine Kritik wird fruchten und bilden, sein Name wird geachtet und gesucht-werden, ihm selbst zum verdienten Lohn, und der Kunst zum erfreulichen Gedeihen.

Timburni.

Auf der großen Straße von Heiderabad nach Punah, etwa 70 englische Meilen von der letztern Station, findet man den Palast und den Garten von Timburni, ehemals der Lieblingssitz des Sedeschon Bhó, des Ministers und Günstlings des letzten Peischwah. Der Reisende, welcher mühsam in einem dürren Lande, wo man nur wenige Bäume und elende von Lehm aufgeführte Dörfer sieht, mißmuthig einige Meilen zurücklegt, wird auf einmal durch einen entzückenden Anblick entschädigt.

Digitized by Google

Wenn man eine sanfte Anhöhe hinangestiegen ist, erblickt man mit einem Mal einen herrlichen Palast in einem Wäldchen von Mangosbäumen, Tamarinden und Cypressen, und einen prächtigen Garten, wo der Gujava-, der Pomeranzen- und Citronenbaum, die Rebe und die Palme kräftig gedeihen. Weiterhin ist ein See von reinem Wasser, wo die Kriechenten, das Wasserhuhn, die wilde Ente und der majestätische Pelikan spielen, und dessen Ufer von dem königlichen Reiher, dem Wettervogel und dem langbeinigen Flamingo besucht sind; weiterhin erstreckt sich ein wohlangebautes Feld, das von dem breiten, gewunden dahin fließenden Bimah begränzt ist. Dann schließt sich der Schauplatz mit der Reihe schwarzer Hügel, die sich im Hintergrunde erheben.

Es gibt zwei Paläste zu Timburni, der größere stößt an die Stadt, der ländlichere liegt in einiger Entfernung. Der erstere bildet ein längliches Viereck von 550′ Länge und 250′ Breite, und ist von einer etwa 20 Fuß hohen Mauer umgeben, die von 50 zu 50 Schritten durch Bastionen vertheidigt und allenthalben mit Schießscharten versehen ist. Der ländliche Palast hat nur 150 Fuß ins Gevierte und schließt nur einen einzigen Hof ein, während der Palast an der Stadt mehrere von verschiedener Größe von 25 bis 90′ im Durchmesser einschließt. Die größten Gebäude haben drei Stockwerke, die Fenster aller Zimmer gehen in den Hof, nur einige Prunkzimmer haben Fenster nach Außen, sie sind aber alle nieder und eng, durch Jalousien und dicke Vorhänge geschlossen, und nicht mit Glasscheiben versehen.

Wenn man einen Hof beschreibt, so hat man alle beschrieben, denn sie unterscheiden sich nur durch die Größe. Alle sind von gewöhnlich drei Stock hohen Bauten eingeschlossen, über welche eine Terrasse sich befindet, die von einer großen Bogenlaube mit Gitterwerk bedeckt, und von Reben beschattet ist, die im Hofe gepflanzt sind: in der Mitte derselben springt eine Fontaine, die eine angenehme Frische verbreitet. Der Boden am Erdgeschoß erhebt sich um einige Stufen, und bildet eine Galerie oder Veranda, die von einer dreifachen Reihe Säulen oder Pilastern getragen wird, die 6 Fuß von einander stehen, und mit Skulpturen geziert sind, welche Köpfe von Frauen, Pferden und phantastischen Figuren darstellen. Ziemlich hübsche Malereien zieren einige Plafonds, und der Empfangsaal glänzt von Spiegeln, aber selbst die schönsten Gemächer sind ohne Möbel, was ihnen in den Augen von Europäern ein unangenehmes Ansehen von Nacktheit gibt.

Der Palast von Timburni ist der größte von ganz Dekkan, und mußte ungeheure Summen kosten, da man das Bauholz aus den 150 (engl.) Meilen entfernten Wäldern kommen lassen mußte, indem die näher liegenden Wälder kein geeignetes Holz darboten. Der Palast ist weder durch seine Bauart, noch durch die bequeme Einrichtung bemerkenswerth, aber wenn die glühenden Winde der Ebenen dem frischen Ostwinde Platz gemacht, wenn ein reizendes Grün die vorher öden Felder bedeckt und die Sonne langsam hinter den Horizont hinabsinkt, dann ist es köstlich sich auf den langen Terrassen zu ergehen unter den mit Blumen und Früchten beladenen Citronen- und Pomeranzenbäumen, wo man eine frische von balsamischen Düften durchwürzte Luft einathmet.

Parlamentarische Skizzen.

Edward Ellice.

Herr Ellice, Exsekretär des Kriegs, ist kein schöner Redner, doch wenn er über irgend eine wichtige Frage zum Hause spricht, so thut er dieß mit viel Gefühl und Lebhaftigkeit, und man hört ihm stets mit Aufmerksamkeit zu. Seine Stimme ist stark und kräftig, wiewohl etwas heiser, was nicht immer angenehm ins Ohr fällt; doch hat er sie vollkommen in seiner Gewalt, und weiß sie sehr wirksam zu steigern und zu mildern. Er spricht gewöhnlich schnell, doch wird der Fluß seiner Rede zuweilen durch zu fest in seinem Innern haftende Gedanken gespannt. Seine Bewegungen sind gewöhnlich heftig, und wenn er ins Feuer kommt, so macht er einen sehr übermäßigen Gebrauch von seinen Armen, die er dann von einer Seite zur andern wendet, wie eine Wetterfahne an einem windigen Tage. Von Person ist er über Mittelgröße und sehr wohlbeleibt. Sein Gesicht ist rund, blaß und sein Haar dunkelbraun. Seine Züge drücken Herzensgüte, doch keine hohen Geistesgaben aus, wiewohl er ein Mann von hohen Talenten ist. Seine Grundsätze sind höchst liberal, doch nicht absolut radikal. Er galt als eines der liberalsten Mitglieder in Lord Melbourne's Kabinet, und war sicher sowohl einer der redlichsten Männer, als auch einer der kühnsten Verfechter seiner Meinung in demselben. Seine schwache Gesundheit, welche einen Aufenthalt in Italien wünschenswerth macht, wird von Lord Melbourne's Freunden als die Ursache bezeichnet, warum er dem neugebildeten Kabinet des edeln Lords nicht wieder beitrat. Herr Ellice ist ungefähr fünfzig Jahre alt.

Edward Codrington.

Der tapfere Admiral Sir Edward Codrington, das Mitglied für Devonport, ist mehr durch seine Heldenthaten zur See, denn als Staatsmann bekannt. Seiner Thaten in der Schlacht von Navarin wird man noch gedenken, wenn man schon längst vergessen hat, daß er auch Senator war. Sein Name kommt jedoch auch in letzterer Eigenschaft häufig vor das Publikum. Er spricht oft, doch nie viel auf einmal. Wenn Gegenstände der Marine vor das Haus gebracht werden, dann spricht er gewiß. An der Frage über die Matrosenpresse und hinsichtlich der Strafe des Peitschens bei den Truppen hat er stets lebhaftes Interesse genommen. Er ist kein Radikaler in der vollen Bedeutung des Worts, doch geht er viel weiter als die Whigs der alten Schule. Er ist eifriger Anwalt für die Handelsfreiheit, die Aufhebung der Korngesetze, die Abschaffung der direkten Steuern, für Abstimmung durch Kugelung und Abkürzung der Dauer der Parlamentssitzungen. Der Liberalität seiner Gesinnungen ungeachtet ist er jedoch unter den Liberalen selbst nicht besonders populär. Was hieran schuld ist, weiß ich nicht genau anzugeben. Er ist kein schöner Redner; in seiner Manier liegt nichts Anziehendes, und nichts, was auf hohes Talent deutete. Seine Ideen sind meist Gemeinplätze, die sich jedoch gewöhnlich durch gesunden Verstand auszeichnen. Seine Sprache hat zuweilen etwas von der Rauhheit des Seemanns an sich; seine Stimme ist hell, aber nicht stark, seine Aussprache deutlich, doch nicht frei von Provinzialdialekt. Zu allen Zeiten und bei allen Gegenständen ist sein Vortrag monoton; er spricht leicht und etwas schnell. Seine Reden machen nur wenig Eindruck im Hause, und man schenkt ihnen keine große Aufmerksamkeit.

Seine Person ist Ehrfurcht gebietend. Er scheint gegen 60 Jahre alt zu seyn; sein Gesicht ist eckig und etwas röthlich, und sein Haar weiß. Sein Kopf fängt an kahl zu werden, und es läßt sich vermuthen, daß dieß bei einem Mann seines Alters, der so lange zur See gedient hat, schnell um sich greifen werde. Er ist groß und schön von Gestalt, und trägt gewöhnlich einen blauen Ueberrock.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 353. 19 December 1835.

Texas.*)

Vor zwanzig Jahren noch bezeichnete auf den Karten ein weißer Fleck den 100,000 engl. Quadratmeilen haltenden, jetzt Texas genannten Landstrich, zwischen Louisiana und Mexiko. Er erstreckt sich vom Sabine-Fluß bis zum Rio Grande, und begreift einen Küstenstrich von 500 Meilen längs des Golfs von Mexiko. Als Louisiana im Jahre 1805 an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, war Texas noch so wenig bekannt, daß sich die Frage erhob, ob es in dem Kauf mit einbegriffen sey oder nicht, und höchst wahrscheinlich belief sich seine sehr zerstreute Bevölkerung damals auf nicht mehr als sieben- bis zehntausend Seelen. Die junge Republik Mexiko, etwas rühriger als die alte spanische Monarchie, sah ein, daß hier eine der schönsten Provinzen der Union unfruchtbar und unbenutzt liege. Kolonisationsgesetze, welche den Einwanderern große Vortheile sicherten, wurden daher erlassen, und unter denen, die zuerst mit einer Anzahl Familien sich in der Provinz niederließen, befand sich ein amerikanischer Bürger, Namens Austin. Im Jahr 1821 wurde er von der mexikanischen Regierung autorisirt, 300 Familien ins Land zu führen, allein er starb bald und hinterließ seinem Sohn die Ausführung des begonnenen Unternehmens. Dieser errichtete sogleich eine Kolonie am Brasos-Flusse, hatte aber mit großen und unerwarteten Schwierigkeiten zu kämpfen; zwei mit Vorräthen von New-Orleans abgesandte Schiffe gingen nach einander zu Grunde, und die Ansiedler waren auf das Fleisch der wilden Pferde in den Prairien beschränkt. Viele der Kolonisten kehrten in die Heimath zurück, und andere sönderten sich ab und ließen sich in verschiedenen Theilen des Landes nieder. Endlich überwand Obrist Austin dennoch alle Hindernisse, und er hat seit jener Zeit viele sehr werthvolle Landstrecken in mehrern Theilen der Provinz an sich gebracht.

Austins glücklicher Erfolg reizte mehrere Bürger der Vereinigten Staaten zur Nachfolge, und in neuester Zeit ist ein Handels- und Spekulationsgeist zu Gunsten dieser Kolonisationsentwürfe erwacht, so daß sich zu New-York Gesellschaften zu diesem Zweck gebildet haben. Sehr zu ungelegener Zeit, gerade als jene Gesellschaften Missionäre nach Europa geschickt hatten, um auch dort die Vortheile der Auswanderung nach diesem „neuen Eden" anzupreisen, traf die Nachricht von der ausgebrochenen Revolution ein, und leider ist der mexikanische General Cos gerade an der Stelle gelandet, die Dr. O'Neill so reizend schildert; es läßt sich mithin fürchten, daß der Pflugschar des Krieges das schöne Land durchfurchen, und der herrliche Boden mit Blut getränkt werden dürfte.

Ohne den Ton so hoch als Dr. O'Neill zu stimmen, dessen Schilderungen Spuren des Einflusses einer allzu warmen Phantasie tragen, läßt sich immerhin annehmen, daß die Vortheile, welche der Boden und das Klima von Texas bieten, denen jedes andern Landes in der Welt gleichkommen, und wir können, nachdem wir durch die Andeutung hinsichtlich des Enthusiasmus des Verfassers dem Leser den Standpunkt angegeben haben, von welchem seine Schilderungen zu betrachten sind, zu Auszügen aus seinem Werke übergehen, aus denen sich eine genauere Kenntniß des Landes schöpfen läßt.

„Es dürfte," sagt er, „nur wenige Gegenden der Erde geben, welche von der Natur freigebiger bedacht worden wären, als das entzückende Land, das jetzt aus seiner Dunkelheit heraustritt. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Lieblichkeit des Klima's, die Nachbarschaft des Oceans und die Menge von Flüssen, die sich in denselben ergießen, wodurch sich die bessern Erzeugnisse des Bodens auf die wohlfeilste Weise den Weltmärkten zuführen lassen, alles dieß sind Vortheile, welche man nur selten in gleichem Grade vereinigt findet, und durch welche die unternehmende Bevölkerung in den Stand gesetzt wird, Texas zu einem der begünstigtsten Länder der Erde zu erheben. Das Gebiet zwischen dem Sabine-Fluß und dem Rio Grande schließt eine Küstenlinie von 500 Meilen ein. In dieser Ausdehnung finden sich nur drei bedeutende Häfen, nämlich Galveston, Matagorda und der Brasos St. Jago, der Hafen des Rio Grande. Der Hafen von Galveston verdient vor den übrigen unstreitig den Vorzug, und ist vielleicht der beste Hafen zwischen Pensacola in Florida und Vera Cruz in Mexiko. Die Bai von Galveston hat ungefähr 30 Meilen in der Länge, und wechselt von 12 bis 18 in der Breite. Sie nimmt den Trinidad, den San Jacinto und einige kleinere Flüsse auf, und mit geringen Kosten ließen sich auf der einen Seite der Sabine, und auf der andern der Brasos durch Kanäle mit ihr verbinden.

*) Siehe hierüber The Guide to Texas, by N. J. O'Neill, und A Visit to Texas.

Digitized by Google

„Die Flüsse von Texas sind, der Natches, der Trinidad, San Jacinto, Brasos, Colorado, La Baca, Guadelupe, Nueces und mehrere andere. Der Trinidad entspringt unfern des rothen Flusses in Louisiana, in dessen großer westlicher Biegung, und ergießt sich nach einem Lauf von 550 Meilen durch ein reiches hügeliges Land, auf dem er durch Burnets und Vehleins Ländereien geht, in die Bai von Galveston. Der Trinidad ist, wie man vermuthet, fünf bis sechs Monate im Jahr, gewöhnlich vom Januar bis Junius, für Dampfboote von 100 Tonnen auf etwa 200 Meilen oberhalb seiner Mündung schiffbar. Ob sich auf dieser Strecke Hindernisse finden, weiß ich nicht. Der Fluß Natches entspringt ebenfalls unfern des rothen Flusses, und ergießt sich in die Sabine-Bai. Der Natches ist für kleinere Dampfboote auf eine Strecke von etwa 75 Meilen, und für Kielboote noch 30 bis 40 Meilen weiter schiffbar.

Diese Flüsse bewässern ein an Fruchtbarkeit des Bodens und Schönheit des Anblicks nur selten übertroffenes Land. Die Niederungen bestehen aus dem reichsten Alluvialboden, und sind dicht mit hochstämmigem Holz oder Gebüsch, und oft auch mit beiden zugleich bedeckt. Das Hochland ist meist gut, und zeichnet sich oft durch einen tiefen üppigen Lehmboden aus. Die Erzeugnisse der Ländereien Zavala's und Vehlein's, welche, unter 29° und 30° Breite an den Golf stoßen, sind Zucker, Baumwolle, Indigo, Reiß, Tabak, Orangen, Citronen, Trauben, Oliven, Pflaumen, Feigen u. s. w. Burnets Ländereien, die an die nördliche Seite des letztern gränzen, erzeugen Baumwolle, Tabak, Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und alle Früchte und Vegetabilien der Vereinigten Staaten. Mais gedeiht üppig im ganzen Land, und kann bei gleich fleißigem Anbau in so reichem Maße gewonnen werden als in Kentucky oder Ohio.

(Schluß folgt.)

Tauris.

(Schluß.)

Im J. 1514 verlangte der türkische Sultan Selim I, der seinen Bruder Achmed ermordet hatte, von Ismail Sophi die Auslieferung von Achmeds Sohn, der an Ismails Hofe eine Zuflucht gefunden hatte. Als der Schah sich weigerte, den unter seinen Schutz geflüchteten unglücklichen Prinzen auszuliefern, überzog Selim Persien mit einer Armee von 250,000 Mann. Da er keinen Proviant bei sich hatte, und durch Orte zog, welche von den Persern selbst völlig ausgeplündert worden waren, so hatte er unsägliche Mühseligkeiten zu erdulden, verlor ohne Schwertstreich ein volles Drittheil seiner Armee, und traf endlich nicht weit von Tauris auf Ismail Schah und seine Armee, die aus 40,000 wohlgerüsteten Reitern bestand, und mit Lebensmitteln hinreichend versehen war. Die Verzweiflung der durch den Ueberfluß im persischen Lager gereizten Türken, und die Artillerie, woran es den Persern fehlte, neigten endlich, nach einem hartnäckigen Kampfe, worin er 40,000 Mann verlor, den Sieg auf Seite Selims. Dieser Sieg überlieferte ihm ein reiches Lager, und verschaffte seiner Armee Ueberfluß an Lebensmitteln. Die Perser, welche 16,000 Mann verloren hatten, zerstreuten sich in die Berge, Tauris, das keine Besatzung hatte, und durch die große Anzahl des Feindes erschreckt war, fiel fast ohne Widerstand in die Hände des Sultans, und wurde von den Türken geplündert. Selim wollte die Kriegsflamme ins Innere von Persien tragen, aber sein durch den mühseligen Feldzug erschöpftes, und nach der Schlacht auf die Hälfte herabgeschmolzenes Heer begann zu murren, und weigerte sich bestimmt, ihm ins Innere jenes Reichs zu folgen; der Sultan mußte demnach das so theuer erkaufte Tauris dem Schah überlassen. Beim Abzuge aus der Stadt nahm er alle darin befindlichen Handwerker mit, und ging auf demselben Wege nach der Türkei zurück, auf dem er hergekommen war. Einige Schriftsteller glauben, Selim habe eine kleine Garnison in Tauris gelassen, und diese sey nach dem Abzug der türkischen Armee von den Einwohnern vernichtet worden. Dieß ist aber nicht wahrscheinlich, denn eines Theils erwähnen mehrere Schriftsteller gar nichts davon, und andern Theils konnte Selim nicht hoffen, durch eine kleine Garnison diese volkreiche Stadt zu behaupten; namentlich damals, wo Armenien Persien von der Türkei schied, und größtentheils seine eigenen Fürsten hatte, von denen der mächtigste, Undualee, ein heimlicher Feind des Sultans war, und beim Durchzug der türkischen Truppen durch sein Land die den Türken gehörigen Lebensmittel und Fuhrwerke weggenommen hatte.

Im J. 1534 zog Sultan Soliman auf den Rath eines aus seinem Vaterlande entwichenen Persers, Namens Kaloman, und in der Hoffnung bei der Minderjährigkeit von Schah Tamasp Persien schnell zu bezwingen, mit 250,000 Mann gegen dasselbe. Kaloman drang mit der ihm von Sultan anvertrauten Vorhut von 30,000 Mann bis Tauris vor, belagerte die Stadt, und bemächtigte sich derselben, da keine Truppen darin lagen, sehr schnell noch vor Ankunft der türkischen Armee, welche nach großen Mühseligkeiten daselbst ankam, ohne auf ihrem Zuge irgend feindliche Truppen gefunden zu haben. Soliman schickte Kaloman mit einer kleinen Schaar vorwärts, um auszukundschaften, wo sich das persische Heer befinde; dieses sammelte sich unter den Mauern von Sultanieh, und als Kaloman mit dieser Nachricht zurückkehrte, ließ der Sultan eine bedeutende Besatzung in Tauris, befestigte die Stadt, versah sie mit Kanonen, und zog mit seinem ganzen Heere gegen Sultanieh. Tamasp, der die Annäherung der türkischen Armee kannte, zog auf Umwegen gegen Tauris, und bemächtigte sich desselben mit Hülfe der Einwohner. Soliman, der sein Heer durch Orte führte, die von den Persern verheert worden waren, litt schrecklich durch die unerträgliche Hitze und den Hunger, und sein Weg war bedeckt mit den Leichen der unglücklichen Krieger. Als er nach Sultanieh gekommen war, und keinen Feind sah, wandte er sich in seiner verzweiflungsvollen Lage gegen Bagdad, und erreichte endlich nach unsäglichem Elend und einem furchtbaren Menschenverluste diese Stadt, welche ihm von dem Gouverneur, einem Freunde Kalomans, der gleichfalls ein Verräther an seinem Herrn war, überliefert wurde. Im Frühjahr zog Soliman, der den Winter über sein Heer mit Truppen aus Syrien und den andern asiatischen Provinzen verstärkt hatte, abermals gegen Tauris, aber auch in diesem Jahre traf er keinen Feind, erreichte jedoch Tauris nach großem Verlust durch

Digitized by Google

Hitze und Hunger, und nahm die Stadt nach heftigem Widerstande der Einwohner mit Sturm. Ueber die Vernichtung der türkischen Garnison und den unglücklichen Feldzug erbittert, verhängte er eine furchtbare Rache über die Stadt, die er mit Feuer und Schwert verheerte. Dann befestigte er sie wo möglich noch besser, ließ eine starke Besatzung darin, und kehrte mit seinen übrigen Truppen in die Türkei zurück. Aber seine Armee erlitt, als er an dem Berge Tawra vorüberzog, von den in den Schluchten versteckten Persern zur Nachtzeit eine bedeutende Niederlage, und der größte Theil der Gefangenen und der in Tauris und Bagdad geraubten Schätze ging verloren. Die in Tauris gelassene Garnison wurde nach dem Abzug der türkischen Armee von den Einwohnern vernichtet, und die Stadt blieb, wie früher, bei Persien.

Amurath III, der im J. 1574 den Thron bestieg, begann seine Regierung mit einem zwölfjährigen Kriege gegen Persien, der von beiden Seiten mit gleicher Grausamkeit geführt wurde. Im J. 1585 belagerte der Großwessier Osman Tauris mit 150,000 Mann und nahm die von den Persern wohlbefestigte, und von den Eingebornen hitzig vertheidigte Stadt mit Sturm, wobei er selbst auf dem Platze blieb. Die Türken ermangelten nicht, durch Plünderung und Mord die schrecklichste Rache an den unglücklichen Einwohnern zu nehmen, und dießmal blieb auch die Stadt in dem Frieden, welchen Schah Kotoband mit Amurath III schloß, den Türken.

Schah Abbas benützte die durch die tyrannische Regierung Mahmuds III in der Türkei entstandene Verwirrung, und belagerte im J. 1603 in eigener Person Tauris, wo Ali Pascha kommandirte. Schah Abbas soll die gut befestigte Stadt mit List genommen haben, indem er einige seiner Krieger als Kaufleute verkleidete, die von den unachtsamen Türken eingelassen wurden, und als die Perser zu stürmen begannen, und die ganze Aufmerksamkeit der Garnison auf die Vertheidigung der Mauern gelenkt war, sich eines Thors der Festung bemächtigten und die Perser einließen. Der spanische Gesandte Philipps II am Hofe von Schah Abbas erzählt jedoch, Tauris sey von dem Sohne Ali Pascha's unter der Bedingung übergeben worden, daß das Leben seines Vaters geschont werde, der sich in persischer Gefangenschaft befand, und den Schah Abbas mit dem Tode bedrohte. Im Frieden blieb Tauris den Persern.

Am Ende des 17ten Jahrhunderts empörte sich Mir Weis, das Haupt eines mächtigen Afghanenstammes, gegen den schwachen und unbeliebten Schah Hussein, und machte sich unabhängig. Nach seinem Tode setzte sein Sohn, Mir Mahmud, den Krieg gegen Persien fort, und entriß dem schwachen Herrscher eine Provinz um die andere, nahm Ispahan, und ließ sich als Schah ausrufen. Als Mahmud starb, bezwang Aschraf, sein Nachfolger, auch die dem Sohne Husseins noch treu gebliebenen Provinzen. Der Sultan Achmed III wollte diese Unruhen benützen, begann Krieg gegen Persien, und bemächtigte sich mehrerer Provinzen; im J. 1724 belagerte der Pascha von Wan die Stadt Tauris mit 80,000 Mann, aber die tapfern Einwohner, welche die Grausamkeit der Türken gegen die Besiegten hinreichend kannten, vertheidigten sich mit ungewöhnlichem Muthe, obwohl die Mauern durch ein Erdbeben, das vielen Menschen das Leben kostete, zum Theil eingestürzt waren. Der türkische Anführer, aufgebracht über den hartnäckigen Widerstand in den Mauern einer fast zerstörten Stadt, unternahm einen allgemeinen Sturm, und seine Truppen bemächtigten sich trotz der verzweifelten Tapferkeit der Einwohner eines Theils der Stadt, aber die letztern verkauften jeden Schritt möglichst theuer; in allen Straßen wurden Verschanzungen aufgeworfen, jede Moschee, jedes Haus diente zur Festung, und die Türken kamen in den Mauern der schon eroberten Stadt in Menge um. Sie mußten endlich weichen, mehrere andere Stürme mißglückten gleichfalls, und endlich nöthigte ein glücklicher Ausfall der Einwohner die Türken zum Rückzug: ihre aus Noth zurückgelassenen Kranken und Verwundeten fielen als ein Opfer der Erbitterung. Doch alle diese Tapferkeit half am Ende nichts, der Pascha von Wan sammelte ein neues Heer, und Tauris, das während der zwei Belagerungen 40,000 seiner Vertheidiger verloren hatte, erlag endlich der Uebermacht. Jetzt schonten die Türken nichts, fast die ganze Einwohnerschaft fiel unter dem Schwert, aber auch ihr hartnäckiger Feind, der Pascha von Wan, erlebte die Einnahme nicht, denn er fiel beim letzten Sturm, und sein Klaja besetzte die Stadt.

Unter diesen Umständen, als Schah Tamasp, der Sohn Husseins, nur noch eine Provinz, Masanderán, besaß, bot ihm ein zu jener Zeit sehr bekannter Freibeuter, Namens Ali Geder, der an der Spitze von 5000 Mann Karawanen und Dörfer geplündert hatte, seine Dienste an, und nannte sich, als sie angenommen wurden, Tamasp Kuli Khan. Seiner Klugheit, Tapferkeit und seinen Kriegstalenten gelang es in kurzer Zeit fast ganz Persien wieder zu unterwerfen, und sobald Schah Tamasp sich im Stande sah, den Türken Widerstand zu leisten, forderte er von der Türkei die entrissenen Provinzen zurück, und belagerte im J. 1730 Tauris mit 60,000 Mann. Nach zweimonatlicher Belagerung nöthigte er trotz der hartnäckigen Vertheidigung der türkischen Garnison den feindlichen Anführer zur Uebergabe der Stadt, und unterwarf noch in demselben Jahre ganz Aderbeidschan. Aber im J. 1731 wurde er von den türkischen Anführern, den Paschas von Eriwan und Babylon, zweimal geschlagen, und die Provinz mit Tauris ging abermals verloren.

Schah Tamasp durchschaute allmählich die ehrgeizigen Absichten Kuli Khans, und um ihm ohne Aufsehen das Kommando der Truppen entziehen zu können, schloß er mit der Türkei Frieden, trat die von den Türken eroberten Provinzen ab, erhielt jedoch Tauris zurück. Kuli Khan benützte die Zuneigung des Heeres, warf endlich die Maske ab, und empörte sich gegen den Schah, den er unter dem Vorwand, der eben so unzeitige als für Persien schädliche Friede mit den Türken beweise, daß Tamasp zur Regierung untauglich sey, des Throns entsetzte, den Frieden mit der Türkei brach, und in einem fünfjährigen Kriege alle verlornen Provinzen wieder eroberte; auch Tauris verblieb den Persern. Unter der Regierung Kuli Khans oder Schah Nadirs, wie er sich nannte, wurde die Stadt abermals von einem Erdbeben heimgesucht, und einige tausend Menschen kamen unter den Trümmern um. Aber er baute sie wieder auf, und zu ihrem jetzigen vergleichungsweise gedeihlichen Zustande kam sie hauptsächlich durch Abbas Mirza, der seine Residenz darin aufschlug.

Digitized by Google

Der Bocage der Vendée im Jahre 1835. *)

Die Vendéer des Bocage sind einfachen, beschränkten Verstandes, leichtgläubig, hartnäckig, bedächtsam und ganz besonders zur Ueberspannung geneigt. Sie hängen mehr an ihrem Lande als an ihrer Familie, und es gibt nicht leicht ein Unglück, das sie nicht ertragen könnten, wenn ihnen nur die Aussicht bleibt, in ihrem Vaterlande bleiben zu dürfen. Auch bei dem unbedeutendsten Verkehr zeigen sie sich verschlagen und mißtrauisch, aber stets bleiben sie ihrem Worte treu. Ihr Mangel an Betriebsamkeit und Gewerbfleiß erklärt sich dadurch, daß es ihnen an Sinnlichkeit und Ehrgeiz fehlt. Sie lieben das Geld nur der Sicherheit und Unabhängigkeit wegen, welche es verschafft, denn Laster sind ihnen fremd. Sie besitzen mehr Stärke als Gewandtheit, und sind langsam, ohne deßwegen faul zu seyn. Ihr Instinkt ist entwickelter als ihre Einsichten, und jede Neuerung scheucht sie nur deßhalb auf, weil sie nicht nur ihr Glück, sondern auch den größten Theil der gesellschaftlichen Garantien in die Unverletzlichkeit der althergebrachten Gewohnheiten setzen.

Der vormals so mächtige Einfluß des Adels nimmt immer mehr ab; die Aufhebung der Majorate und die Theilung des Erbes haben ihn, indem sie ihm der Mittel beraubten, den Bürgerkrieg zu unterhalten, außer Achtung gesetzt. Auch das Ansehen der Geistlichkeit hat sich bei den Männern bedeutend vermindert. Das vormals so furchtbare und mächtige Wort des Priesters übt, seit sie so argen Mißbrauch mit demselben trieben, nur in einzelnen einsamen Meiern noch seine alte unbeschränkte Macht. Im übrigen Lande ist das Volk, das sich nur zu gut daran erinnert, daß die Versprechungen der Geistlichkeit niemals in Erfüllung gingen, von der Verehrung zur Gleichgültigkeit gegen sie übergegangen, ohne sie jedoch deßhalb des Treubruchs zu beschuldigen.

Man kann jetzt die Bevölkerung der Bocage als dem Einfluß des Adels und der Geistlichkeit (mindestens in politischer Hinsicht) so ziemlich entrückt ansehen. Sie zählt gegenwärtig eine täglich mehr zunehmende Zahl kleiner Grundeigenthümer, welche recht gut einsehen, daß, wenn jetzt der Bürgerkrieg wieder ausbrechen sollte, es sich nicht mehr wie vormals nur um ihre Personen, sondern auch um den kleinen Besitz handeln würde, dem ihr Fleiß Werth verleiht. Es läßt sich mithin mit Grund annehmen, daß, mit Ausnahme jedoch des Bodensatzes im Volke, wo der alte Sauerteig des Aufruhrs noch immer nebst allen Uebeln der Unwissenheit und des Traumes von absoluter Unabhängigkeit gährt, die politischen Gesinnungen der Mehrheit immer milder werden, und je mehr und mehr von ihrer ursprünglichen Ueberspannung verlieren.

Die Weiber der Bocage zeichnen sich durch nichts als die Schönheit ihrer Augen aus; alle haben schwarze Wimpern und Augenbraunen, von welcher Farbe ihre Haare auch immer seyn mögen. Schön kann man sie nicht nennen, aber sie sind hübsch und munter. An der Gestalt ihres Kopfputzes kann man nicht nur sogleich erkennen, aus welchem Bezirke, sondern auch, aus welchem Dorfe sie sind. — Jene, welche aus den Sables d'Olonne, dem Lande kommen, „wo der Arme jeden Abend an seinem Herde von dickköpfigen Enkeln heimgesucht wird," tragen einen Kopfputz, der einer umgekehrten Düte ähnlich sieht, deren unterer Rand mit einer dreifachen Reihe gemodelter Spitzen verziert ist. Jene, welche, um poetisch zu sprechen, die beschatteten Gewässer des Grand-Lay unweit ihrer Quelle trinken, ein Fluß, den eine Heuschrecke mit drei Sätzen überspringen könnte, setzen auf ein Gittergeband einen Kopfputz, dessen Besatz gleich den halb aufgehobenen Flügeln eines Schwans über die Ohren herabhängt, und die von den Uferstrichen stützen eine Art Mitre von Musselin mit Spitzen garnirt auf, die von einigen fast senkrecht, wodurch sie vielleicht persönlichen Respekt einsprechen oder die Festigkeit ihrer Grundsätze andeuten wollen, von andern aber nach hinten hinabhängend getragen wird.

Außer einem buntfarbigen Lay von gesteppter Leinwand, welchen die Weiber der Umgegend von Fontenay vor der Brust tragen, ist die übrige Tracht in der ganzen Bocage dieselbe. Ein Joppe mit halbweiten Aermeln, ein Halstuch, ein wollener Rock, der bis unter die Kniee hinauf reichender Rock, eine Schlinge von gedrucktem Leinwand, eine silberne Kette, an welcher ein Messer hängt, um den Hals ein Band von Sammet oder Seide mit einem Herz und Kreuz von Gold oder vergoldetem Kupfer, dieß ist die wahrhaftig nicht vortheilhafte weibliche Tracht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die nachstehenden, schon früher mitgetheilten Artikel über die Vendée, da diese, nebst dem vorliegenden, eine so ziemlich vollständige Schilderung dieses interessanten Landstrichs bieten dürften: Die Vendée und Schottland von Walter Scott, Jahrgang 1832. Nr. 181 f.; die Herzogin von Berry in der Vendée, Jahrg. 1833. Nr. 276 u. f.; die Vendée in militärischer Hinsicht, Jahrg. 1834. Nr. 141 f.

Parlamentarische Skizzen.

Lord Palmerston.

Der Exsekretär des Kriegs und jetzige Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Palmerston, erhält durch die Stellung, welche er im Kabinet einnimmt, in den Augen des Landes eine Bedeutung, welche er im Parlament sicher nicht hat. Seine Talente gehören keineswegs der höhern Ordnung an, und ganz gewiß würden sie allein ihn nie zu der ausgezeichneten Stelle im Rath seines Fürsten erhoben haben, wenn nicht mehrere zufällige Umstände dazu mitgewirkt hätten. Er ist ein mittelmäßiger Redner; zuweilen habe ich ihn auf sehr achtbare Weise zum Hause sprechen hören, oft aber stottert und stammelt er auf höchst unangenehme Weise und fördert doch nur etwas Unbedeutendes zu Tage. Seine Stimme ist stark und vernehmlich, doch hat sie etwas Rauhes, was dem Ohr unangenehm auffällt. Seine Herrlichkeit ist etwas träger Natur, sehr nachlässig in seinen parlamentarischen Obliegenheiten, und wenn er im Hause anwesend ist, so läßt er sich die Vertheidigung seiner und seiner Freunde Grundsätze eben nicht angelegen seyn. Außer einem direkten Angriff auf ihn selbst und das ihm übertragene Departement vermag ihn kaum etwas aufzuregen.

Von Person ist Lord Palmerston groß und wohlgebaut. Sein Gesicht ist rund und etwas dunkelfarbig, sein Haar schwarz, und das letztere macht stets der Achtsamkeit und Geschicklichkeit des Friseurs Ehre. Seine Kleidung ist immer nach der neuesten Mode, und er selbst überhaupt sehr eitel auf sein Aeußeres, so daß man ihm allgemein nachsagt, daß er den Grazien mehr Zeit aufopfere, als mit den Pflichten eines Mannes, der so viel mit dem Geschick Europens zu thun hat, verträglich sey. Deßhalb haben ihm auch die Times den Spottnamen Cupido angehängt. Er ist ungefähr 45 Jahre alt.

Die Offiziere der Recherche, welche ausgeschickt wurden, um die Lilloise aufzusuchen, haben, wiewohl sie ihren Zweck nicht erreichten, dennoch eine nutzbringende Reise gemacht. Herr Gaymard hat 40 Fässer mit Mammalien, Vögeln, Mollusken, Insekten und Zoophyten, in Weingeist aufbewahrt, 5 bis 600 Pflanzen, 3000 Stück Mineralien, 191 Zeichnungen, 11 lebende Thiere und eine große Anzahl isländischer Bücher, Kleidungsstücke, Werkzeuge u. s. w. mitgebracht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 354. 20 December 1835.

Die Seeräuber der neuern Zeit.

Nicht sobald hatten die Kolonien von Südamerika sich unabhängig erklärt, als sich die Folgen des plötzlichen Zerreißens aller geselligen Bande und die Schwäche des Gesetzes bei einem Volke, das sich nie durch strenge Moral ausgezeichnet hatte, in der großen Anzahl Raubschiffe kund gaben, die in ihren Häfen ausgerüstet wurden. Unter dem Namen patriotischer Kreuzer durchfuhren diese Piraten das atlantische Meer, angeblich um spanisches Eigenthum wegzunehmen, da sie aber häufig die weggenommenen und ausgeplünderten Schiffe versenkten, nach dem Grundsatz, daß nur die Todten nicht wiederkehren, so fand man bald, daß sie von einer gesetzlosen Raublust getrieben waren, und der Handel aller Nationen bedroht sey. Spanien, das noch bei Menschengedenken die dritte Seemacht war, war durch die letzten Kriege so völlig geschwächt worden, daß es seine Küsten gegen die neuen, erbitterten Feinde nicht zu schützen vermochte.

Die Seeräubereien im karaibischen Meere und im mexikanischen Golf wurden von Leuten begangen, die gutes Einverständniß mit den benachbarten Städten von Cuba unterhielten, wo die Beute, wie vor Alters, zu verführerischen Preisen verkauft wurde, und so schwach war die Regierung, daß sie ein so ehrloses Getreibe weder zu unterdrücken, noch zu strafen vermochte. Ja die Magistrate selbst begingen die Schändlichkeit, das Verbrechen durch offene Theilnahme an der Beute zu ermuntern, und den Räubern den Verkauf des Ueberrestes zu erleichtern. So war es kein Wunder, daß die westindischen Meere und die Gewässer des spanischen Festlandes der Schauplatz der größten Ruchlosigkeit wurden, und daß ein zweites Flibustiersystem sich in jenen Gegenden organisirte. Ihre Schiffe waren meist schnellsegelnde und wohlbewaffnete Schooner, unter irgend einer der revolutionären Flaggen, und mit Spaniern, Engländern, Amerikanern, überhaupt dem Auswurf aller Nationen bemannt. Gleich den Flibustiern war ihr angeblicher Zweck, den Stolz des alten Spaniens zu demüthigen, ihr wahrer Zweck aber war Raub und Lüderlichkeit. Sie hielten sich namentlich zwischen den Untiefen der Küste von Cuba auf, wo sie an Orten, die wegen der Riffe und Sandbänke für Kriegsschiffe unzugänglich waren, auf Kauffahrer lauerten, und es kamen Fälle vor, wo sie nur auf Musketenschußweite von englischen und amerikanischen Kriegsschiffen entfernt waren, ohne gesehen zu werden, weil die üppige Vegetation der kleinen Inseln sie völlig bedeckte.

Eine Zeit lang hielt ein heilsamer Respekt vor der englischen Macht die Freibeuter ab, sich auch an englische Kauffahrer zu wagen, aber nach mehrern scheußlichen Grausamkeiten gegen andere Schiffe zu schließen, ist sehr zu fürchten, daß manche ihrer Unthaten in dem Meere begraben sind. Die scheinbare Ausnahme dauerte auch nicht lange, denn am 19 April 1815 ward ein englischer Schooner, der an der Insel Blanco vor Anker lag, plötzlich angegriffen und 14 Personen grausam ermordet. Einzelne Räubereien kamen auch später vor, aber das Uebel hatte seinen Gipfel noch nicht erreicht, und obwohl diese Horden, welche die Seeräuberei durch muthwillige Grausamkeit noch überboten, von allen friedlichen Seefahrern gefürchtet wurden, hatte das Unwesen doch noch in England nicht die öffentliche Aufmerksamkeit angeregt. Diese Straflosigkeit ermunterte die Räuber, deren Räubereien selten ohne Grausamkeit abliefen. Am 15 Dec. 1821 wurde, wie Hr. Canning im Unterhause mittheilte, ein großes Liverpooler Schiff von den Korsaren angegriffen, der Kapitän bis zur Besinnungslosigkeit gemartert, und dann von einem der Räuber, der auch den Proviantmeister tödtete, erschossen. Drei andere Schiffe wurden von denselben Räubern kurz darauf genommen, und die sämmtliche Mannschaft des einen ermordet. Im J. 1822 wurden 10 oder 12 englische Schiffe genommen und ausgeplündert und die Mannschaft mit der rohesten Unmenschlichkeit behandelt.

Solche Räubereien erregten natürlich eine große Gährung in den englischen Handelsstädten, und heftige Klagen gelangten an die Regierung, aber diese befand sich in nicht geringer Verlegenheit, denn die Räuber führten je nach Umständen bald die Flagge der Insurgenten, bald die spanische, und die Befehlshaber waren mit regelmäßigen Papieren versehen. So mußte die englische Regierung, ehe sie entschiedene Maßregeln ergriff, durchaus vorher warten, was die spanische Regierung zu thun beabsichtige und vermöge. Allerdings war anzunehmen, daß ein englischer Seekapitän, wenn er einen Piraten erblickte, und Beweise dafür hatte, daß er wirklich ein Pirat war, ihn wegnehmen oder vernichten, und die Frage über Neutralität und Flagge von einer höhern Behörde entscheiden lassen würde, aber ein so rasches Verfahren konnte selten vorkommen, da die schlauen Räuber alle

Digitized by Google

mögliche Listen hinsichtlich der Bemalung und Ausrüstung der Schiffe, wie in Betreff der Schiffspapiere und Flaggen anwandten, um jeder Ueberführung auszuweichen. Diese Umstände hielten die Regierung längere Zeit ab, kräftiger einzuschreiten, die Klagen wurden immer lauter, man beschuldigte die Regierung der Saumseligkeit, und so sah sich diese endlich genöthigt, den Kreuzern bestimmtere Befehle zuzusenden.

Die Folgen zeigten sich bald in der Thätigkeit, womit die Seeräuber bis in ihre Schlupfwinkel verfolgt und vernichtet wurden; eine Menge derselben starben zu Jamaika und auf andern Inseln am Galgen, denn das Gesetz wurde so streng wie je gehandhabt, so daß von 52 Leuten, die auf der Raubbrick Las Damas Argentinas gefangen genommen und zu St. Christoph prozessirt worden waren, achtundzwanzig gehängt wurden, drei Pardon erhielten, und nur einer losgesprochen ward. Manche Schiffe wurden unter Umständen genommen, die dem Muth und der Geschicklichkeit der Angreifer alle Ehre machten. Im Anfange des Jahres 1823 erblickten die englischen Schiffe Tyne und Thracian an der Küste von Cuba das bekannte und gefürchtete Raubschiff Zaragozana. Sie folgten ihm mehrere Tage lang in einiger Entfernung, weil Nebel und ungünstige Winde keinen Kampf zuließen, bis sie endlich vor dem Hafen Barracoa ankamen, an dem das Raubschiff offenbar den offenen Ankerplatz Playa de Miel zu erreichen suchte. Die englischen Schiffe, als Kauffahrer verkappt, hielten bei leichtem Wind etwas zurück, der Pirate fing an Jagd auf sie zu machen, und bemerkte den Betrug nicht, bis sie schon ziemlich nahe waren, worauf er plötzlich alle Segel aufsetzte und ostwärts steuerte, um den schwierigen Hafen Mata zu gewinnen. Auch gelang es ihm dahin zu kommen, und alsbald legte er sich quer vor die schmale Einfahrt, die kaum 250 Schritt breit war, und zwischen den Untiefen nur 12 bis 16 Fuß Wasser hatte. Da so die Schiffe an einem Angriff gehindert waren, und Alles daran lag ein so gefährliches Fahrzeug wegzunehmen oder zu verbrennen, wurden sogleich alle Boote ausgesetzt, wohl bemannt und bewaffnet, und von Kapitän Walcott zum Angriff geführt. Etwa um 3 Uhr Nachmittags kamen die Boote auf Kanonenschußweite heran, worauf die Zaragozana ihr Feuer unter spanischer Flagge eröffnete, diese dann aber gegen die schwarze vertauschte. Sie hatte vorher eine Abtheilung Schützen ans Land gesetzt, und diese in dem Gebüsche am Eingang des Hafens aufgestellt, was die Vortheile ihrer ohnehin vortrefflichen Vertheidigungsstellung noch vermehrte, und die englischen Seeleute einem unaufhörlichen Feuer aussetzte. Dieß wurde über drei Viertelstunden lang muthig erwidert, bis die Engländer den glücklichen Augenblick ersahen, unter lautem Freudengeschrei an die Seite des Raubschiffs heranfuhren, und unter einem heftigen Kartätschen- und Musketenfeuer sogleich enterten. Nun war der Sieg plötzlich errungen, denn die Piraten, die bisher immer noch Festigkeit und Muth gezeigt hatten, wurden mit Einemmal von Schrecken ergriffen: zehn fielen sogleich, fünfzehn wurden verwundet, und 28 gefangen, die übrigen sprangen über Bord und ertranken, oder wurden von den Spaniern gefangen genommen.

Die Prise war ein ausgezeichnet schöner Schooner von 120 Tonnen, der einen langen Achtzehnpfünder auf einem Drehzapfen, vier lange Neunpfünder und acht Drehbassen, nebst einer großen Anzahl Handwaffen führte. Unter andern Vorbereitungen gegen das Entern war auch ihr Verdeck mit Bonteillen voll Brennmaterial angefüllt, die eine große Verheerung hätten anrichten können, wenn nicht die erste trotzige Tapferkeit schon verdampft gewesen wäre. Da die Räuber wußten, daß die Schiffe nicht angreifen könnten, wurden sie nicht wenig erschreckt durch das entschlossene Heranfahren der Boote am hellen Tage, und dem dadurch veranlaßten Schwanken muß auch der geringe Verlust der Engländer zugeschrieben werden. Die Zaragozana wurde nach Jamaika geführt, wo ihr Befehlshaber Gaetano Arroyanez und dreiundzwanzig seiner Genossen prozessirt, verurtheilt und hingerichtet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Texas.

(Schluß.)

„Die drei zusammenhängenden und nun vereinigten Länderbewilligungen von Zavala, Vehlein und Burnet begreifen den am besten bewaldeten und bewässerten Theil des Landes. Der Boden ist im Allgemeinen mit Wald bedeckt, der jedoch mit kleinen Prairien von 100 bis zu 1000 Akres wechselt. Von diesen letztern sind viele trefflich für den Anbau geeignet. Die Bodenfläche dieser Ländereien ist meist hügelig, und es finden sich nur sehr wenige Stellen mit stehendem Wasser, keine steilen, felsigen Anhöhen oder unfruchtbare, nicht anbaufähige Ebenen. Kein Land in der Welt kann besser für den Weinbau geeignet seyn, als dieses. Die einheimischen Trauben gedeihen allenthalben üppig, und viele derselben haben einen höchst lieblichen Geschmack, während die von Arkansas und Louisiana, wegen der größern Feuchtigkeit der Atmosphäre in diesen Gegenden, vergleichungsweise säuerlich sind. Aus denselben und ähnlichen Ursachen gedeihen auch das Zuckerrohr und die Baumwolle in Texas besser als in einem der genannten beiden Länder. Die Baumwolle hat einen feinern Faden, einen längern, seidenartigern Stapel, und wird in New-Orleans 15 Prozent höher geschätzt. Das Zuckerrohr wächst höher und dicker, und besitzt mehr und reineren Zuckerstoff.

„In den Waldungen dieser Ländereien findet man mehrere Arten von Eichen, Wallnußbäume, Eschen, wilde Kirschbäume, Maulbeerbäume, Ulmen, Pinien u. s. w.; Cypressen finden sich am Natches und Sabine-Fluß, ob aber in großer Zahl, weiß ich nicht. Eichen gibt es in einigen Gegenden von Texas in Menge; die rothe Ceder wird in mehreren der höher liegenden Gegenden ebenfalls in Menge angetroffen, und liefert, so wie die Eiche, ein gutes Schiffbauholz. Die Pinie wird hoch und stark; man trifft sie häufig mit Eichen und Wallnußbäumen beisammen, was stets auf einen guten Boden deutet.

„Ein großer Vortheil, dessen dieses herrliche Land sich erfreut, ist der, daß man fast gar keine Sümpfe und stehenden Gewässer in demselben findet, und hieraus erklärt sich die seltene Reinheit seiner Atmosphäre. Während in der Mitte des Som-

Digitized by Google

mers die Luft in Louisiana mit Feuchtigkeit und schädlichen Miasmen geschwängert ist, wird die Atmosphäre in Texas von den frischen Winden des Oceans gekühlt. Ich will jedoch hiemit keineswegs Texas als ein Paradies der Unsterblichkeit bezeichnen, der Mensch ist sterblich von Geburt an, und kann hier eben so wenig als anderswo dem allgemeinen Schicksal entgehen.

„Der Rothfisch ist in der Galveston-Bai so häufig, daß eine Barre, von welcher diese durchschnitten ist, den Namen davon führt. Dieser Fisch, den man von 5 bis zu 12 Pfund schwer fängt, ist sehr schmackhaft. Austern gibt es längs der Küste, besonders in den Buchten, in Menge. Die Gewässer nächst der Küste sind während des Winters buchstäblich mit wildem Geflügel, als Gänsen, Enten und Schwanen bedeckt. Gänse und Enten findet man auch auf den Binnengewässern, und Rothwild und wilde Truthühner gibt es allenthalben in Menge.

„Wilde Pferde schwärmen heerdenweis im Lande umher, besonders aber findet man sie am Fluß Nueces und weit ins Innere hinein. In der Nähe der Ansiedlungen sind sie seltener, weil man sie häufig wegfängt, und zwar oft zu ganzen Trupps in eigenen dazu erbauten Pferchen, in welche sie hineingetrieben werden. Sie sind schön gebaut, besser zum Reiten als zum Zug geeignet, und lassen sich, jung gefangen, leicht zähmen. Die ganze Oberfläche des Landes ist mit einem üppigen Grüswuchs bedeckt, und den Winter über bieten die Niederungen eine unerschöpfliche, treffliche Weide für das Hornvieh, auf dessen Züchtung sich die Ansiedler in neuester Zeit besonders verlegt haben.

„Die Pferde, Maulthiere, das Hornvieh, die Schweine und Schafe aus Texas dürften auf den westindischen Inseln und in Louisiana stets guten Absatz finden. Gegenwärtig werden die Ochsen und Schweine zu St. Antonio de Berar geschlachtet, allein dieser Markt ist beschränkt und sehr unsicher. Die Schweine finden in den Waldungen reiche Mast, doch wird diese, je mehr der Anbau zunimmt, vermindert. Die Schafzucht hat im südlichen Texas nur geringe Fortschritte gemacht, und die Wolle ist nicht von der besten Art. In den mittleren und Seedistrikten ist die Weide meist zu üppig, und die Temperatur zu hoch für diese zarten und heikeln Thiere; die innern gebirgigen Gegenden hingegen eignen sich sehr gut zu Betreibung dieses so wichtigen Zweigs der Landwirthschaft."

Was die Ansiedlung in diesem trefflichen Lande beschränkt, ist die Unduldsamkeit der mexikanischen Regierung in religiöser Hinsicht, da jeder der sich ansässig machen will, durch seinen Taufschein beweisen muß, daß er der römisch-katholischen Religion zugethan ist. Wir erfahren hierüber von dem Verfasser der zweiten vorliegenden Schrift, einem Amerikaner, der einer von denen war, welche im Verein mit mehreren Anderen bei zwanzigtausend Akres Land von der New-Yorker Gesellschaft gekauft hatten, und bei ihrer Ankunft in Texas erfuhren, daß sie nicht einen einzigen Akre in Besitz nehmen könnten, bevor sie nicht ihre Religion abgeschworen hätten, Folgendes:

„Während meines Aufenthalts in San Felipe war ich eines Tages Zeuge einer Ceremonie, die man bei uns höchst seltsam und befremdlich gefunden haben würde. Ein römisch-katholischer Geistlicher war auf seiner Visitationsreise durch die Kolonie dort angekommen, und bot seine Dienste zu Taufe und Trauung an. Da er Alle, die ein derlei Anliegen an ihn haben möchten, in ein Privathaus des Dorfes einlud, so begab ich mich mit einigen Freunden hin, um zu sehen was da vorgehe. Mehrere mir bekannte Bewohner der Vereinigten Staaten, von denen ich wußte, daß sie im protestantischen Glauben aufgewachsen und der katholischen Religion abgeneigt waren, fanden sich ein, um sich taufen zu lassen, wahrscheinlich nur deßhalb, um sich dadurch der mexikanischen Regierung zu empfehlen. Später kamen andere mit ihren Weibern, und ließen sich zum Zweitenmale trauen, da die Gültigkeit der protestantischen Trauung nicht anerkannt ward, und daher zu befürchten stand, daß man ihren Kindern hinsichtlich des Antritts der Erbschaft Schwierigkeiten erheben möchte."

Der erste Artikel der Kolonisationsakte sagt sogar: „Die Regierung der Nation wird die Freiheit, das Eigenthum und die bürgerlichen Rechte aller jener Fremden schützen, welche sich zur römisch-apostolischen Religion, der herrschenden des Landes, bekennen;" man kann daher leicht denken, welcher Sicherheit jene sich zu erfreuen haben, die eines andern Glaubens sind.

Temperaturverhältnisse in den Polargegenden.

In dem Nachtrage zur zweiten Reise des Kapitäns Roß, zum Zweck der Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt unternommen, finden wir den merkwürdigen Umstand angeführt, daß die Lake eines an der Fury-Bai gefundenen Fasses mit Pökelfleisch sich noch im flüssigen Zustande befand, ungeachtet das Faß einer Temperatur von 40° unter Null F. (— 52° R.) ausgesetzt war, eine Kälte, bei welcher Quecksilber gefriert.

Die Dicke des Eises wurde jeden Monat regelmäßig sowohl auf dem See als auf dem Meere gemessen, und gefunden, daß sie bis Ende Mai zunahm, wo sie ihr Maximum erreichte, das im Meere 10 und im See 11 Fuß war; das Verhältniß stellte sich mithin beim süßen höher als beim Salzwasser heraus. In den Monaten Februar und März, wo die Temperatur der Luft 50° unter Null F. (— 56⅔° R.) war, nahm die Temperatur des Eises zwischen der Oberfläche und dem Wasser nach und nach ab, und zeigte sich unmittelbar unter dem Eis auf 27°, woraus sich mithin erwies, daß Seewasser unter dem Eis, wo keine Luft zutritt, um zu gefrieren, eine Temperatur von mehr als 5° unter dem Eispunkt des Fahrenheitischen Thermometers erfordert.

Dieselben Versuche wurden mit Schnee angestellt. Zwölf Fuß tiefer Schnee zeigte sich im Widerstande gegen Kälte gleich sieben Fuß Eis. Diese Erfahrung bestimmte den Kapitän, seine elende Wohnung von Kamenaß an der Fury-Bai mit Eis gegen das Eindringen der Kälte zu schützen, was dadurch bewerkstelligt wurde, daß man den aufgeworfenen Schneewall und auch das mit Schnee bedeckte Dach mit Wasser begoß. Der Wall war von 7 bis zu 9 Fuß und das Dach von 4 bis zu 6 Fuß dick. Dieß fanden die Reisenden so lange von guter Wirkung, als das Quecksilber nicht fror, dann aber dringt der Frost mehr oder weniger ein, je nachdem der Wind stark oder schwach weht.

Der Bocage der Vendée im Jahre 1855.

(Fortsetzung.)

Auf den Kuchweiben tragen die dienstlosen Mädchen ein zusammengelegtes Tuch in der Hand, oder befestigen ein Baumblatt mit einer

Stecknadel an ihrem Halstuch, um dadurch anzudeuten, daß sie einen Platz suchen. Die jungen Bursche in gleicher Lage heften das Baumblatt an ihren Hut. Unter den Männern ist die Schönheit nicht so selten als unter den Weibern; die erstern tragen jene großen Scheibenhüte, die ihnen als Regendach und Sonnenschirm zugleich dienen. Ihre Haare auf der Platte des Kopfes stutzen sie bürstenförmig zu, die übrigen aber lassen sie auf den Kragen ihrer Jacke herabhängen.

Die alles Kolorits und aller Einbildungskraft ermangelnden Gesänge der Vendéer sind sehr zweideutigen Inhalts; sie preisen die Kunstgriffe der jungen Bursche und verbreiten sich sehr weitläufig über die Fehltritte der Mädchen. Diese letztern werden bei Zusammenkünften im Chor und mit lauterer Stimme gesungen als billig wäre.

Die Hochzeiten dauern gewöhnlich drei Tage, und werden unter alt herkömmlichen Ceremonien und ermüdenden Tänzen gefeiert.

Man hat unlängst in den Ruinen irgend einer alten Abtei Fresken entdeckt, auf denen ein junger Mann in einem kleinen Röckchen, mit rothen, knapp anliegenden Beinkleidern, in ungeheuren Holzschuhen und die Haare mit einem gelben Bande in einen Zopf gebunden, in dem Augenblick abgebildet ist, wo seine Taufzeugen, begleitet von denen der Braut auf die mit Speisen besetzte Tafel, die Kuchen vor ihn hinstellen, welche den Neuvermählten auch jetzt noch von ihren Taufzeugen gebracht werden.

Der sichelförmige Schlüssel, dessen Penelope sich vor mehr als 5000 Jahren bediente, um das Kabinet zu öffnen, in welchem der Bogen des göttlichen Ulysses verschlossen war, ist hier noch im Gebrauch. Man steckt ihn in ein Loch, welches oberhalb des innern Riegels des Schrankes angebracht ist, den man öffnen oder schließen will.

Vor vielen Häusern, rechter Hand von der Thüre, findet man einen großen irdenen oder hölzernen Napf auf einem Vorsprung an der Mauer stehen, der täglich mit Wasser gefüllt wird, damit die vom Felde heimkehrenden Arbeiter sich waschen können; das Handtuch hängt hinter der Thüre. Durch diese Einrichtung bewahrt man den aus gestampfter Erde bestehenden Fußboden im Innern des Hauses vor Feuchtigkeit.

In jedem Bezirk gibt es zwei oder drei Familien, die in dem Ruf stehen, daß die Gabe der Zauberei sich bei ihnen erblich fortpflanze, und denen von den übrigen Bewohnern gestattet wird sich unentgeltlich mit Laub und Gras für ihr Vieh zu versehen, wo es ihnen gut dünkt. Es gilt indeß in der Vendée für die größte Beleidigung, wenn man jemand als Zauberer behandelt, und nur die Dürftigsten machen von jenem Vorrecht Gebrauch. Diese vermeinten Zauberer haben ein zerstörtes Aussehen, einen unsteten Blick und breite Daumen. Das zerstörte Aussehen kommt, wie das Volk glaubt, von der Bosheit und der Geistesverwirrung, und die breiten Daumen davon her, weil sie auf diese die ganze Last ihres Körpers stützen, wenn sie, nachdem sie sich in Währwölfe verwandelt haben, des Nachts auf den Kreuzwegen heulen. Die Töchter solcher armen Teufel bekommen selten Männer; doch sieht man sie auf den Kirchweihen mit den jungen Burschen tanzen und scherzen, was zu beweisen scheint, daß, wenn es auch gefährlich ist, sie zu heirathen, man doch ohne Furcht mit ihnen tändeln kann.

Der Wein, den die Bewohner der Bocage ernten, hat wenig Geist und ist von geringer Qualität, doch haben sie sonst Alles, was zu einer guten Mahlzeit gehört, zu billigen Preisen: Fleisch, Geflügel, Wildpret aller Art, Gemüse, Früchte u. s. w. Es ist, wie sie sagen, ein wahres Schlaraffenland, wo ein ehrlicher Mann für vier Pistolen monatlich wie ein König leben kann.

Viele ehemals sehr harmonische und bezeichnende Namen von Flecken haben diese Vorzüge jetzt gänzlich verloren; so z. B. Puy-aux-Anges, woraus man anfänglich Pouzanges machte, und das man jetzt Pouzanges nennt. Es ist dieß eine kleine, ungepflasterte hügelige Stadt, deren Häuser so zerstreut liegen, wie die Würfel auf einem Spieltisch, und wo die Gänse und Schweine auf der Straße herumlaufen; sie liegt aber am Abhang eines Berges, dessen Gipfel mit Hochwaldung bedeckt ist, und von wo aus man eine herrliche Aussicht in eine lachende Landschaft hat. Mont-Sérène*) heißt jetzt Monsirègues (der dritte Theil der Bewohner beider Städte ist protestantisch, mithin liberal) und Montournois, so genannt von ritterlichen Spielen, welche der Gründer oder Wiederhersteller des Orts dem Adel der Provinz gab, und deren Andenken die Sage noch aufbewahrt, wird jetzt Montournais genannt.

Dieß ist hinsichtlich dieser Namen wenigstens die Meinung vieler Bewohner des Landes, welche behaupten, sie auf diese verschiedenen Weisen geschrieben gesehen zu haben; dem wird jedoch von Gelehrten widersprochen, indem diese sagen, daß Ponzanges z. B. seit seiner Gründung durch die Taïphalen niemals einen andern Namen geführt habe, und daß Montournois von Mons Suronum herkomme, ein Ort, wo Cäsars Glück in der Bocage zu scheitern begann.

Die Bocage züchtet das Rindvieh, welches die Normandie kauft, um es zu mästen; so liefert sie auch sehr schöne und starke Maulthiere nach Spanien. Da immer nur aus- und nie eingeführt wird, so ist dieses schöne und fruchtbare Land auch um so reicher an baarem Gelde, als kein Luxus irgend einer Art daselbst bekannt ist. Der gänzliche Mangel an Gewerbe ist Ursache, daß man nur auf Ländereien spekulirt, weßhalb diese auch sehr hoch im Preise stehen.

(Schluß folgt.)

Herr Raffinan Delille hat in einer der jüngsten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine Denkschrift über den Nelumbium speciosum vorgelesen, der im botanischen Garten zu Montpellier zum Erstenmal blühte. Nach einem längern Vortrage über die Geschichte des Lotus sagte Herr Delille, daß er den von Herrn Bentham, Secretär der Londoner Gartenbaugesellschaft, und von Professor Dargelas zu Bordeaux erhaltenen Samen einige Linien tief unter Wasser ausgesäet, und zuerst schwimmende Blätter, dann aber Blätter mit Stängeln erhalten habe, welche weit über das Wasser emporragten. Anfangs glaubte er, sie bedürften größerer Hitze als die der Bassins im Garten, da die Pflanzen aber auch bei dieser nicht blühen zu wollen schienen, so stellte er die Töpfe an einen günstigen Ort in die Nähe einiger Bäume, von denen sie beschattet wurden. Der Erfolg war vollkommen, denn Herr Delille hoffte sogar den Samen zur Reife zu bringen. Die Blätter und Blüthen fallen im Winter ab, die Wurzeln aber behalten ihre Triebkraft, wenn man sie in gehörig geschützte Lage bringt. Die Blumen brechen aus drei Fuß über das Wasser emporstehenden Stängeln hervor, und sind von zehn bis zu zwölf Zoll breit. Bevor sie gänzlich aufbrechen, sehen sie wie ungeheure Tulpen aus; zehn oder zwölf von den Kelchblättern sind an der Spitze schön rosenroth und unten weiß, während die sechs oder acht übrigen von Außen grün sind. Der Staubfäden sind eine Menge, und der Staubkolben zweizellig und rückwärts gewendet. Die Blätter sind häufig 18 Zoll lang und ihre Oberfläche sammetartig. Die Frucht gleicht einem umgekehrten zelligen Kegel, in welchem die Samen stecken und ein wenig über die abgeflachte Oberfläche hervorragen. Die größten Samenkapseln enthielten 19 Körner.

*) Sérène heißt in der alten Lokalmundart die Heuschrecke, ein Insekt, das im Lande sehr häufig ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Bibenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 355. 21 December 1835.

Französische Literatur.

Destinée sociale de l'homme. (Gesellschaftliche Bestimmung des Menschen.)

(Von Victor Considérant.)

Vieles ist schon über Phalanstère und die Lehre von Charles Fourrier geschrieben und geredet worden, vieles ohne Kenntniß und mit Spott. Das ist das Loos von Allem, was sich als ungewöhnlich, eigenthümlich, mit auffallender Form ankündigt. Schon die Sprache und das eigne Wörterbuch, welches dieser Neuerer für sein System geschaffen, mußte den Mißverstand und folgerecht das Gespött erregen. Denn nichts liegt näher beisammen als Unverstand und Spott. Zu den witzigen Epigrammen über den Phalanstère gehörte der Scherz des Charivari, daß in dieser glücklichen Anstalt der Mensch zu einem Grade von Vollkommenheit gedeihe, in welchem er einen langen beweglichen Schweif und an dessen Ende ein Auge habe, und nach Belieben überall hin und nach allen Richtungen sehen könne.

Der Phalanstère wird nicht leicht ins Leben treten, aber nicht aus Gründen seiner innern Unverständigkeit, sondern aus äußern, vielleicht sehr wenig philosophischen, aber darum nicht minder starken und entscheidenden Rücksichten.

Das Buch, dessen Titel hier oben steht, ist mit vieler Energie geschrieben. Natürlich, es ist Parteisache. Es ist aber zugleich mit vieler Klarheit geschrieben. Dieß ist das Verdienst des Verfassers, der zu den eifrigsten Verehrern und Schülern von Fourrier gehört.

Habe ich recht verstanden, so läßt sich das System der Phalansterianer auf die Grundidee zurückführen: Die Vereinzelung der Elemente und Kräfte schadet dem Erfolg und untergräbt ihn; ihre Vereinigung sichert und vermehrt ihn. Dieses Prinzip ist nicht neu, und der Beweis seiner Richtigkeit eine leichte Aufgabe. Jede Erscheinung unseres alltäglichen Lebens, im Einzelnen wie im Ganzen, im Großen wie im Kleinen, in der Familie wie in der Gemeinde, wie im Staat, liefert den Stoff dazu. In allen diesen Nachweisungen und den daraus gezogenen Folgerungen haben Herr Considérant und sein Meister die Vernunft und die Erfahrung für sich. Dem gemäß — sagen sie — würde eine Anstalt, in welcher die gemeinsamen Kräfte auf die zweckmäßigste Art centralisirt wären, zu einem Grade von materiellem Wohlstande führen, der bisher in den bestehenden Gesellschaften unerreichbar geblieben ist. Diese Anstalt, der Phalanstère, würde z. B. aus etwa 27 bis 1800 Personen bestehen aus allen Vermögensklassen, weil keine Einförmigkeit statt haben, und das Ganze keine Mäßigkeitsschule seyn, sondern für alle Bedürfnisse, hohe und niedere, natürliche und gekünstelte, die Befriedigung herbeischaffen soll.

Das große Gebäude, welches diese Kolonie aufnehmen, und in seinen Gränzen alle Werkstätten, Manufakturen, Höfe, Gärten und schaffenden Maschinen umfangen soll, ist mit schweigerischer Phantasie entworfen, und gefällt dem Auge, wenn auch unser prosaischer Verstand die einzelnen Ausmalungen mit Bedenken vernimmt. In der Mitte dieses Eldorado würde sich eine Art von Leucht- oder Wachtthurm, ein Central-Observatorium befinden, von welchem alle Zeichen und Winke für die gemeinschaftlich zu verrichtenden Arbeiten gegeben, und an dessen Beamte alle Anforderungen und Bestellungen gemacht würden. Da in diese heitere Wohnung alle Klassen aufgenommen werden, mit ihrem ungleichen Appetit und verschiedenen Gelüsten, so würde für das vornehmste Genußleben gehörig gesorgt werden; so fände sich unter andern die Vorkehrung, daß für die im ersten Stockwerke wohnenden Reichen und Schwelger, auf ein bestimmtes Zeichen, der Boden ihrer Gemächer sich öffnete und mittelst mechanischer Werke ein prachtvoll gedeckter Tisch vor ihnen erschiene, und ihnen Speise und Trank in vollem Maße und in bester Gattung darböte, Alles aus der Centralkochanstalt kommend, denn, noch Einmal, es gibt im Phalanstère nicht zwei Mittel, zwei Ringe der nämlichen Kette, zwei Küchen, zwei Keller. Nur in dieser einen Küche, in diesem einen Keller sind die Abstufungen nicht ausgeschlossen, und jeder kann haben nach Maßgabe seiner Zahlungsmittel. Dieses Tischlein, deck dich des Feenmährchens ist nur eine Probe dessen, was man sich von der Verwirklichung der Idee dieser Herren zu versprechen hätte. Und selbst hierin liegt nicht die wahre Schwierigkeit der Ausführung, sondern in dem der menschlichen Natur eigenen Widerwillen gegen alle Gemeinschaft und geschlossene Gesellschaft.

Um dieses mächtige Stift zu bilden, sind vor allen Dingen Leute von großen Geldmitteln, also reiche Leute, unentbehrlich. Diejenigen, welche in dasselbe treten, gehören einem abgeschlosse-

Digitized by Google

nen Bunde an, wie weit oder eng auch die, stets erkennbaren, Gränzen seyn mögen. Ihnen liegen die Erfüllung gewisser Leistungen und eine Thätigkeit, wie relativ diese auch sey, ob, mit Einem Worte, die aristokratische Ungleichheit in allem Betracht, die vornehme und feudale Nichtsthuerei in jeder Beziehung, das bloße Verzehren des väterlichen Gutes, unbekümmert um die Andern, das „Fruges consumere nati“ des Horaz geht hier darum nicht an, weil der oberste Grundsatz des Phalanstère ist: Arbeit und gemeinschaftliches Wirken. Wer aber in dem heutigen gesellschaftlichen Zustande so viel hat, daß er befehlen kann, der will niemanden gehorchen; wer die Andern nicht braucht, um glänzend und wohl zu leben, der sieht auf eine Gemeinschaft zur Beförderung des Wohlstandes Aller mit vornehmer Verachtung herunter; was kümmert ihn das Wohl der Andern, da er das Beste besitzt? Wer zu seinem Tummelplatz die Welt hat, läßt sich in ein Gehege von einer Viertel- oder halben Quadratmeile nicht einschließen, und versprächte man ihm hundertfach, daß alle Mitbewohner so glücklich würden wie Er. Kurz, die des Phalanstères bedürfen, haben die Mittel nicht, und können es nicht erreichen, die aber, welche die Mittel besitzen, die Reichen und Vornehmen, haben es nicht nothwendig, und die Menschlichkeit, der Gemeinsinn sind ihnen Chinesisch und Sanskrit.

An diesem Umstande würde der Plan von Fourrier und seiner Schule meines Erachtens scheitern.

Das hindert aber nicht, daß das Buch des Hrn. Considérant viele vortreffliche ökonomische Ideen enthalte, und zu beherzigen sey. Der zweite Band wird die Details der innern Einrichtung, die Eintheilung, das Getriebe, das Räderwerk der großen Maschine geben. Darauf bin ich besonders begierig.

Die Seeräuber der neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

Während dieß auf der Ostküste von Cuba geschah, wurde auf dem westlichen Ufer ein eben so hitziges Gefecht geliefert. Am 20 März 1823 bemerkte der englische Kutter Grecian einen schlecht unterhaltenen Schooner in der Mündung des Filipina-Flusses in der Tiefe der Cortez-Bai, und obwohl derselbe stärker war, fuhr der Grecian dennoch auf ihn los. Diese Bucht war der Lieblingsplatz der alten Piraten, weßwegen man sie auch die Piratenlagune genannt hatte; sie hat etwa drei Faden Wasser, aber einige der durch die Klippen gebildeten Engpäße nicht über sechs bis sieben Fuß. Während der Kutter seinen Weg suchte, hißte der Schooner eine blutrothe Fahne am Fockmast, und eine andere mit einem Todtenkopf und ins Kreuz gelegten Beinen am Hauptmaste auf, wahrscheinlich um die Engländer zu schrecken. Dieß war aber eine nutzlose Bravade, denn der Kutter verdoppelte nur seine Anstrengung, um zum Gefecht zu kommen, worauf der Pirate ein heftiges Feuer mit Kugeln und Kartätschen eröffnete, da er alle Kanonen auf eine Seite des Schiffes gebracht hatte, indem er sich so tief in die Bai zurückgezogen, daß er nicht mehr sich frei bewegen konnte. Um Ein Uhr Mittags war der Grecian nahe genug, um sein Feuer gleichfalls eröffnen zu können, das er dann beinahe eine Stunde lang fortsetzte, bis er auf Pistolenschußweite von seinem Gegner in zwei Faden Tiefe am Boden aufstieß. Dieß wäre sein Verderben gewesen, wenn nicht der Freibeuter die Vertheidigung des Schooners aufgegeben hätte, der gerade in diesem kritischen Augenblick in die Luft flog. Die Seeräuber hatten sich in die Boote begeben, und ruderten ans Ufer, das nur eine halbe Kabeltaulänge entfernt war, und wohin sie von den Engländern augenblicklich verfolgt wurden. Ein hitziges, aber kurzes Gefecht fand am Ufer statt, in welchem von den Piraten etwa 30 getödtet und verwundet, fünf gefangen genommen wurden, und die übrigen nach allen Richtungen entflohen.

Es zeigte sich jetzt, daß das Schiff der Schooner La Gata war, von 90 Tonnen und befehligt von Joseph Sabina, einem berüchtigten Räuber; er war mit zwei langen Kanonen, einem 18 und einem 12 Pfünder auf Drehzapfen, und 6 Neunpfündern bewaffnet, und führte 90 Mann. Auch hatte er eine starke Pelukke mit vier Lavettenkanonen und zwei andere Boote mit zwei Drehbassen in jedem.

Die Piraten wurden bis in ihre Schlupfwinkel verfolgt, und allenthalben muthig angegriffen, aber der Dienst war im höchsten Grade anstrengend. Bei einer Gelegenheit wurden die Boote der Fregatte Hussar ausgesendet unter Lieutenant Holt, gegen eine Horde, die von der Fichteninsel an der Südwestküste von Cuba Besitz genommen hatte; sie blieben 67 Tage aus, und hatten in dem feuchtheißen, ungesunden Klima alle möglichen Beschwerden zu erdulden. Am 20 August desselben Jahres 1824 wurden die Boote des Jerius unter Lieutenant Croker von der Havana ausgesendet, um einen Raubschooner, Namens Diablete, von 6 Kanonen und 50 Mann Besatzung aufzusuchen. Sie fuhren ostwärts über Bahia Honda hinaus, und überraschten in einer Bucht diesseits Capo Blanco den Piraten, der mit einer Prise vor Anker lag. Da einige Schüsse die Boote in ihrer Annäherung nicht aufgehalten hatten, verließen einige der Räuber das Schiff, und fuhren in vier Schaluppen nach dem Ufer, während andere über Bord sprangen und sich in einem Mangrovegebüsche versteckten: fünf derselben fielen durch Musketenschüsse, mehrere wurden verwundet, aber wegen des sumpfigen Terrains konnte man sie nicht einholen. Als man den Schooner erstiegen hatte, fand man den Kapitän und die Mannschaft einer amerikanischen Brick, welche der Diablete weggenommen hatte. Sie waren auf die unmenschlichste Weise behandelt worden, und sollten am folgenden Morgen ermordet werden, da man sie bisher nur geschont hatte, um durch sie die Ladung der Brick herausnehmen zu lassen.

Diese neuen Marooners *) hatten viele Charakterzüge mit ihren Vorgängern gemein, obwohl sie nie auf so furchtbare Weise gemeinsame Plane ausführten. Doch dieselbe Achtlosigkeit im Verkauf ihrer Beute, dieselbe ruchlose Grausamkeit, dieselbe Völlerei, Spielwuth, Gelage und rohe Ausschweifungen. Am 19 December 1823 wurde ein Mann, Namens Aaron Smith,

*) So nannte man eine Seeräuberbande, die im ersten Viertheil des vorigen Jahrhunderts nach den Filibustiern die westindischen Gewässer unsicher gemacht hatte, und nur mit vieler Mühe unterdrückt wurde.

Digitized by Google

vor dem Admiralitätsgericht in London prozessirt, und zwar so viel erwiesen, daß er die Brick Viktoria und Industry in Gemeinschaft mit andern mit den Waffen in der Hand erstiegen habe, doch schien es, daß er durch Drohungen und Mißhandlungen genöthigt worden sey, und so ward er losgesprochen, trotz einzelner sehr verdächtigen Umstände die gegen ihn vorlagen. Dieser Mann machte später eine Erzählung seines Aufenthaltes, oder wie er es nannte, seiner Gefangenschaft unter den Piraten bekannt, und in diesem Werke, das freilich manche Stellen darbietet, welche Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Verfassers erregen, findet sich manches Interessante über Leben und Sitten dieser Räuber.

Aaron Smith war, wie es scheint, der Obersteuermann der Brick Zephyr, die von einem Piratenfahrzeug unter den Befehlen eines wilden spanischen Mulatten genommen wurde. Der englische Befehlshaber und ein Passagier an Bord, Kapitän Cooper, wurden mit Feuer gemartert, bis alles Geld am Bord herausgegeben war, worauf das geplünderte Schiff zurückgegeben wurde, und sie ihre Reise fortsetzten mit Zurücklassung Smiths, der, wie es scheint, Alles mitmachte. Der Korsar fuhr dann zwischen den Riffs durch nach einem sichern und bequemen Hafen, Namens Rio Medias. Hier ward die Verbindung zwischen den Räubern und den Einwohnern klar, denn nicht nur Damen und Herren kamen an Bord, um wegen der Beute zu handeln, sondern selbst Priester und Magistrate. Ein Tanz und ein Zechgelage erfolgte, worin die ganze Mannschaft viehisch besoffen wurde, und zwei Leute derselben geriethen in einen hitzigen Kampf mit langen Messern, bei dem die Uebrigen „kalte Zuschauer" abgaben. Endlich, da beide Kämpfer schwer verwundet waren, entfernten sich die Gäste, und der Abend schloß mit einem Schauspiel von barbarischer Grausamkeit. Einer der Duellanten klagte seinen Gegner an, er habe mit einigen andern sich verschworen, den Kapitän zu ermorden, und den Schooner in die Hände des Obersteuermanns zu bringen. Der Kapitän ward wüthend, und beschloß, seiner Rache vollen Lauf zu lassen. „Ich sah," erzählt Smith, „wie sein rohes Gemüth durch diese Nachricht aufgeregt wurde, seine Augen sprühten Feuer, und sein ganzes Gesicht war verdreht: er stürzte aufs Verdeck, sammelte die Mannschaft, und theilte ihr mit, was er gehört hatte. Die Luft erscholl von den gräulichsten Verwünschungen, die Leute rannten hinab, schleppten den hülflosen Verwundeten aufs Verdeck, und ohne zu erwägen, daß die gegen ihn gerichtete Anklage ungegründet seyn könne, schritt man dazu, ihm Arme und Beine mit einem stumpfen Beile abzuhacken, dann verstümmelten sie den Rumpf mit ihren langen Messern, und warfen endlich die noch warme Leiche über Bord."

Aehnliche Dinge lassen sich in Menge aufzählen, und solcher Art waren die Seeräuber, deren Vernichtung die Marinen von England und Nordamerika auf alle Art zu bewerkstelligen suchten. Aber dieß war nicht so leicht: während man den Seeräubern in Westindien zu Leide ging, machten einige leichte schnellsegelnde Fahrzeuge unter patriotischen Flaggen das atlantische Meer unsicher, und zugleich schienen die Seeräubereien, welche im Archipel der griechischen Unabhängigkeitserklärung folgten, ein neues Beispiel zu liefern, daß ein Abstreifen jeder moralischen Verpflichtung stets bei dem roheren Theile des Volks der fast nothwendige Begleiter einer politischen Regeneration sey. Die Griechen vollends lieferten einen schauerlichen Beweis von der Wildheit derer, die kein Recht, als die rohe Gewalt kannten, denn unter dem edlen, seelenerhebenden Vorwand, für die Freiheit ihres Landes zu kämpfen, hinderten sie die Bemühungen ihrer tapfern Landsleute durch die schändlichsten Räuberthaten gegen die Schiffe aller Nationen, und übten außerdem die schrecklichsten Grausamkeiten gegen die Türken, die in ihre Hände fielen. Einst ward eine karamanische Brick von einem griechischen Korsaren genommen, die unglücklichen Opfer wurden auf eine unerhörte Weise gemartert, und endlich, nachdem man ihnen Arme und Beine vorher zerbrochen, lebendig über Bord geworfen mit dem höhnischen Zuruf, sie sollten jetzt ihr Leben durch Schwimmen retten.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarische Skizzen.

II. Literatoren.

E. L. Bulwer.

Herr Bulwer spricht nicht oft, wenn er es aber thut, so ist seine Rede nicht nur vorher sorgfältig überdacht, sondern auch ihrer ganzen Länge nach schriftlich aufgesetzt, und wird dann dem Gedächtniß so sorgfältig eingeprägt, als hätte er sie bei dem jährlichen Examen in irgend einer öffentlichen Schule vorzutragen. Er ist durch und durch künstlich und berechnet bei allen seinen Vorträgen im Haus. Seine Kleidung ist stets nach der strengsten Mode; zuweilen affektirt er ein bescheidenes Benehmen, aber er ist zu leicht zu durchschauen, als daß er Jemand zu täuschen vermöchte, der nur die geringste Beurtheilungskraft besitzt. Man sieht gleich, daß er auf Stelzen geht, und daß es ihm sogar Mühe kostet, sich eine Eigenschaft anzueignen, die er nicht besitzt. Seine Art zu sprechen, so wie der Gebrauch seiner Stimme sind sehr affektirt. Wäre dieß nicht, so könnte er für einen angenehmen Redner gelten. Seine Stimme, obschon schwach, ist doch wohllautend, und er spricht sehr geläufig. Seine Reden sind bündig, man sieht sogleich, daß er ein Mann von großen intellectuellen Fähigkeiten ist, wiewohl seine Vorträge gedruckt sich besser lesen als sie sich anhören. Seine Artikulation wird sehr durch seine affektirte und schnelle Aussprache benachtheiligt. Sein Lieblingsthema im Hause ist die Aufhebung des Zeitungsstempels; über diese Frage bringt er bei jeder Sitzung eine Motion vor. Ich glaube zwar, daß es ihm mit Aufhebung dieser Taxe Ernst ist, allein hätte er im vergangenen Jahre den Bitten der Freunde des Herrn Spring Rice, seine Motion zurückzunehmen, nicht nachgegeben, so wäre der Zeitungsstempel jetzt schon abgeschafft. Damals befand sich eine große Majorität zu Gunsten dieser Motion im Hause, und ich erinnere mich recht gut, die Freude über den zu erwartenden Sieg in ihren Gesichtern gelesen zu haben. Das Geheimniß bei der Sache war aber, daß er zu jener Zeit seine Motion nicht in der Absicht vorbrachte, um sie durchzuführen, sondern mehr, um eine Schaustellung zum Besten zu geben, und zugleich sein gegebenes Wort, die Sache noch im Laufe der Session vorzubringen, zu lösen.

Herr Bulwer ist ein großer, schöner Mann, sein Gesicht hübsch und sein Haar dunkelbraun. Er hat eine vorragende Adlernase und trägt

gewöhnlich einen grünen Ueberrock. Sein Alter kann ich nicht genau angeben, doch hat er sicher nicht über 55 Jahre.

Lord Mahon.

Lord Mahon ist ein junger Edelmann, von dem sich die Tories große Dinge versprechen. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß er wirklich zu Hoffnungen berechtigt, indeß sicher nicht zur Hälfte in dem Grade, als seine Partei glaubt. Er ist das Mitglied für Hertford, ein junger Mann von 35 Jahren, unter Mittelgröße und sehr schlank. Sein Gesicht ist hübsch, jedoch etwas weibisch. Seine Art zu sprechen ist gefällig und ohne alle Anmaßung; man sieht, daß er nicht danach strebt als Redner zu glänzen, und sein Vortrag ist weder belebt, noch von Gebärden begleitet. Er stimmt seinen Redeton nach einem gewissen Schlüssel — weder zu hoch, noch zu niedrig — und endet seine Rede in demselben Ton, in welchem er sie begann. Seine Weise ist angenehm und seine Stimme gefällig für das Ohr. Besonders stark ist er in Aufzählung von Thatsachen, die er dann für seinen Zweck auf das Vortheilhafteste auszubeuten versteht. Die beste Rede, welche ich von ihm gehört habe, hielt er Anfangs Junius dieses Jahres, als er die Vorlage von Papieren hinsichtlich des Geheimenrathsbefehls verlangte, welcher die Ausrüstung der englischen Expedition nach Spanien bewilligte. Lord Mahon spricht nicht oft, wenn es aber geschieht, so hört man ihm mit vieler Achtung und Aufmerksamkeit zu.

Der Bocage der Vendée im Jahre 1835.

(Schluß.)

Die Bevölkerung des Bocage beläuft sich auf nicht über 100,000 Seelen, und die der ganzen Vendée auf 330,000. Die kleine Anzahl von Männern unter ihnen konnte, durch die Beschaffenheit des Bodens begünstigt, zwei ganze Armeen, den vierten Theil der Gesammtmacht Frankreichs, in Schach halten.

Das Land besitzt eine bedeutende Anzahl von Kirchen aus dem 12ten, 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert. Die des Bon-Père mit ihrer Galerie von Schießscharten zwischen den beiden Thürmchen der Façade bezeichnet ganz die Zeit der Glaubensunruhen, in denen sie vollendet wurde (im 14ten Jahrhundert), denn der Chor und der Hauptthurm sind aus der Zeit Karls des Großen, und an diesen Theilen der Kirche zeigt sich keine Spur von militärischer Architektur.

Um jedoch das Wunderwerk der Baukunst in der Bocage zu sehen, muß man nach Vouvant gehen. Vouvant ist eine kleine von waldigen Anhöhen beherrschte Stadt, an deren Fuß sie wie der Vogel in seinem Neste ruht; zwischen ihr und diesen Bergen läuft ein kleiner von Pappeln beschatteter Fluß in Hufeisenform, so daß das Städtchen nur Einen Weg zur Verbindung mit dem Land umher frei hat. Die Wälle des Städtchens, aus denen jetzt Gärten geworden sind, zählten zur Zeit Melusinens, die sie baute, mehr als sechzig Thürme, von welchen noch Ruinen vorhanden sind, aus denen man jetzt Gewächshäuser, Schafställe u. s. w. gemacht hat. Diese kleine Stadt besaß noch vor 50 Jahren ein reiches Kloster, dessen Gründung bis in das achte Jahrhundert hinaufreicht. Dieses Kloster ist verschwunden, die dazu gehörige Kirche steht aber noch gut erhalten da. In ganz Frankreich gibt es kein ähnliches karlovingisches Gebäude von reicher verzierter Architektur. Oberhalb der spiralförmigen Säulen, welche das Portal schmücken, und oberhalb des mit sitzenden Figuren eingefaßten Bogens, welcher auf jedem der beiden Portale ruht, dehnen sich in der ganzen Breite der Façade zwei Skulpturen aus, welche unverletzt bis auf uns gekommen sind, da sie sieben- bis achthundert Jahre jünger sind als das Gebäude. Die größte und schönste dieser Skulpturen stellt das Abendmahl vor. Man bemerkt auf derselben einen als Mönch gekleideten Apostel, was jedoch der einzige Anachronismus ist. Diese Kirche wurde kurz vor der Revolution von 1794 durch einen abscheulichen mit Schiefer gedeckten Glockenthurm entstellt, der jedoch bereits ziemlich verfallen ist.

Aus der Zahl und dem mehr oder minder großartigen Aussehen dieser Gebäude, von denen jedoch keines vollendet oder doch mindestens jetzt nicht mehr vollständig ist, läßt sich schließen, daß zu der Zeit, wo der Handel nur ein sekundäres, unsicheres und wenig geachtetes Mittel war, um Vermögen zu erwerben, die nur von Edelleuten, Geistlichen und Bauern bewohnte, mithin hauptsächlich ackerbautreibende Vendée in den Augen des übrigen Frankreichs eine größere Wichtigkeit hatte als jetzt.

Zum Schluß noch Einiges über die vormalige Bevölkerung des Landes.

Als Cäsar und nach ihm Agrippa und Messala in den Bocage kamen, lebten die Bewohner derselben, die Agesinaten, in kleinen in den Waldungen zerstreuten Hütten aus Baumzweigen und Erde. Sie waren von hohem Wuchs, nur zur Hälfte mit Hirschhäuten bekleidet, bemalten sich das Gesicht und ließen ihre Haare auf die Schultern herabfallen. Dem Regen erwiesen sie eine religiöse Verehrung.

Den Römern, gegen die sie eben den Buschklepper- und Hinterhaltskrieg führten, den sie in unsern Tagen erneuert haben, gelang es nie, sie gänzlich zu unterwerfen. Messala war genöthigt die ganze Gegend durch eine Linie von Befestigungen einzuschließen, und mußte die Bewohner im Genuß ihrer Freiheit und in Ruhe lassen.

Von einigen flüchtigen Stämmen der Pictonen (Bewohner des heutigen Poitou), die sie in ihren Wäldern aufnahmen, und von römischen Soldaten unterstützt, die durch einen langen Aufenthalt in diesem Theile Galliens den Interessen des römischen Reichs entfremdet worden waren, gelang es ihnen später ihre Unabhängigkeit auch gegen die erobernden Westgothen und Bretagner zu behaupten.

Erst im Jahre 497, nach der Schlacht von Vouillé und der Niederlage Alarichs durch Clovis, wurde der Bocage der Vendée definitiv mit Frankreich vereinigt; da aber diese den Agesinaten von den Talphalen angerathene Vereinigung eine freiwillige war, so führte sie weder in Sitten und Gebräuchen, noch in Gesetzen eine Veränderung herbei.

Die Talphalen stammten von einer römischen aus Scythen von Talphalen bestehenden Legion, die, Poitiers, wo sie unter dem Kaiser Nepos in Garnison lag, verlassend, sich bei einer römischen Festung niederließ, an deren Fuß sie eine Stadt baute, welche Talphalia (heutzutage Tiffanges) genannt wurde.

Ihre Verschmelzung mit den Agesinaten, so wie die der Pictonen und der Römer, hatte zu Gunsten des christlichen Glaubens statt, den sie fast alle binnen einem Zeitraum von einem halben Jahrhundert annahmen. Das Uebergewicht, welches die Talphalen durch ihre Kraft und Disziplin über ihre Verbündeten gewannen, was jedoch Ursache, daß der Bocage seinen Namen änderte und bald nur noch unter dem von Neus-Talphalien bekannt war. Die Regierung war republikanisch und demokratisch. Die römische Civilisation hatte ohne Zweifel die Sitten der Talphalier, die sich in Frankreich niederließen, bedeutend verfeinert und gemildert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 356. 22 December 1835.

Wie Kanäle China's.

Die betriebsamen Chinesen haben, indem sie die große Menge von Seen und Flüssen ihres Landes benützten, fast nach allen Seiten hin Wasserverbindungen eingerichtet, und zu diesem Ende eine so große Menge von Kanälen gegraben, daß die Niederungen von China viel Aehnliches mit Holland haben. Fast allenthalben findet der Reisende einen Kanal mit schönem, tiefem und klarem Wasser zu beiden Seiten von Dammwegen eingefaßt, die ganz mit Marmor- oder andern Steinplatten belegt sind. Von einem solchen Hauptkanal laufen eine Menge kleinerer in verschiedene Entfernungen aus, deren Gewässer in Städte geleitet oder zur Bewässerung des Landes benützt werden. Außerdem haben die Chinesen auch noch eine Menge Wasserbehälter sammt den dazu gehörigen Wasserleitungen, mit deren Hülfe sie die Felder unter Wasser setzten, um ihr Hauptnahrungsmittel, den Reiß, der stets feucht gehalten werden muß, zur Reife zu bringen.

Nichts aber in ganz China oder in irgend einem andern Theile der Welt kommt dem Yung Leang, oder Kaiserkanal gleich, der 300 Stunden lang ist. Mit ungeheuren Kosten und von einer fast unglaublichen Menge Menschen wurde er um das Jahr 1280 unter der Regierung des Kaisers Tschi-tson, des Gründers der Dynastie der westlichen Tataren, gegraben. „Dieser Kanal," sagt Du Halde, „durchschneidet die Provinzen Pe-tsche-li und Tschang-tong, tritt dann in die Provinz Kian-nan und fällt in den großen und reißenden gelben Fluß. Auf diesem Fluß kommt man nach zweitägiger Fahrt in einen andern Fluß, wo man den Kanal wieder findet, der den Reisenden in die Stadt Hoi-ngan führt; von hier aus geht er durch mehrere große Städte und endlich in die Stadt Yang-tscheou, einem der berühmtesten Häfen des Reichs. Ein wenig unterhalb dieser Stadt tritt der Kanal in den großen Strom Yan-tse-Kiang, der die Provinz Kiang-se in zwei fast gleiche Theile trennt, und seinen Lauf bis Nan-ngan fortsetzt, von wo man zu Lande nach Nan-hiong geht, der Hauptstadt der Provinz Quang-tong, wo man sich auf einen Fluß einschifft, der nach Canton führt, so daß man mithin auf Flüssen und Kanälen ganz bequem von der Hauptstadt aus nach den entlegensten Theilen von China, ungefähr 600 Stunden weit, zu Wasser reisen kann.

Herr Barrow gibt in seinen Reisen in China in gedrängter Kürze einen allgemeinen Begriff von den Prinzipien, nach denen dieses große Unternehmen ausgeführt wurde. „Alle Flüsse China's," sagt er, kommen aus den Hochlanden der Tatarei, welche nördlich von Tübet liegt, und durchschneiden auf ihrem Lauf von West nach Ost in das Meer, die Ebenen dieses Reiches. Die Binnenschifffahrt, die von Norden nach Süden geht, schneidet diese Flüsse in rechten Winkeln ab; die kleinern Flüsse, welche in diese fallen, versehen sie beständig mit dem nöthigen Wasser und die drei großen Ströme, welche der Kanal durchschneidet, führen das überflüssige Wasser in das Meer. Die erstern speisen mithin den großen Kanal, und die letztern bilden seinen Abfluß. Die Herstellung eines gleichförmigen Niveaus zwischen dem großen Kanal und den verschiedenen speisenden Flüssen muß unsägliche Schwierigkeiten gemacht haben, denn ungeachtet aller Vortheile welche das Land bietet, war man dennoch genöthigt an manchen Stellen bis zu 60 und 70 Fuß tief zu graben, und an andern auf Seen, Sümpfen und Moorgrund, Erde auf so weite Strecken und in solcher Höhe aufzuführen, daß nur eine ungeheure Menschenmenge im Stande gewesen seyn kann, ein Werk auszuführen, dessen Unermeßlichkeit nur von der großen Mauer übertroffen wird. Diese gigantischen Eindämmungen halten oft, durch Seen führend, mehrere Meilen im Durchmesser, und das Wasser fließt, bedeutend höher als der Spiegel des Sees, zwischen ihnen durch. Auf diesen ruhigen Wasserleitungen glitt unser Fahrzeug oft mit einer Geschwindigkeit von 3 Meilen in der Stunde dahin."

Auf die Erhaltung dieses prächtigen Kanals wird die größte und rastloseste Sorgfalt gewendet. Eigene Inspektoren sind zu seiner Beaufsichtigung angestellt, und längs seines Laufs sind ganze Schaaren von Arbeitern stationirt, um jede sich etwa ergebende Beschädigung ohne Verzug auszubessern. Steigt das Wasser zu hoch, so werden Abzüge geöffnet, welche den Ueberfluß in kleine Kanäle leiten, so daß das Land keine Ueberschwemmung zu fürchten hat, und das Wasser im Hauptkanal immer auf dem gehörigen Stand erhalten wird, welcher auf anderthalb Faden berechnet ist, was für die gewöhnlich auf ihm segelnden Fahrzeuge hinreicht.

Ein Kanal von solcher Länge muß nothwendig mit Schleußen oder etwas dem Entsprechenden versehen seyn, und hier ist es von Interesse, das Verfahren der Chinesen mit dem unsern zu vergleichen.

Digitized by Google

„Ich habe," sagt Pater Kircher, „auf dem großen Kanal mehr als zwanzig Katarakten oder Wasserfälle gezählt, alle sehr künstlich und fest von behauenen Steinen gemacht und mit einem Durchgang für die Schiffe versehen, wo das Wasser mittelst seiner Schleuße aufgestaut wird, deren Thor sehr leicht durch ein Rad aufgehoben werden kann, um das Wasser und die Schiffe durchzulassen. Fehlt es an Wasser für größere Fahrzeuge, dann läßt man in die mittlere Passage, ehe man nach Einning kömmt, aus dem See Lang, durch den größten Katarakt so viel Wasser ein als man bedarf, indem man zugleich die Passage bei Zeiten schließt, um eine Ueberschwemmung zu verhüten. Diese Katarakten werden gewöhnlich Tung-pa genannt, weil sie die Gewalt des aus dem See fließenden Wassers aufhalten. Damit die ankommenden Schiffe nicht gezwungen sind, durch den See zu fahren, hat man am Ufer einen mit Dämmen befestigten Kanal gegraben, durch den die Fahrzeuge bequem passiren können. Bei jedem Katarakt sind Leute angestellt, welche die Schiffe bis über denselben hinaus geleiten müssen."

Diese Methode konnte indeß wegen der Höhenverschiedenheit und der Ungleichheit des Bodens in vielen Kanälen nicht allenthalben angewendet werden. Zwischen Yang-tsu und Tschu-san z. B., wo zwei Kanäle zusammentreffen, beträgt der Unterschied in dem Niveau ihrer Gewässer mehr als sechs Fuß. Um nun die Schiffe aus dem einen in den andern zu bringen, hat man zu einem sehr einfachen Auskunftsmittel seine Zuflucht genommen. Ein Glacis oder eine geneigte Fläche in einem Winkel von ungefähr 40 Grad, von Steinen gebaut, welche stets glatt oder schlüpferig erhalten werden, erhebt sich am Ende des Kanals, und das Schiff, welches von dem niedern in das höhere Wasser will, wird durch Taue und mehrere ungeheuer Schiffswinden (oft wohl sechs), welche an den Seiten des Kanals oberhalb der geneigten Fläche angebracht sind, hinaufgezogen. Oben angelangt, rutscht es dann durch eigene Schwere getrieben, auf einer andern kürzern geneigten Fläche in das Wasser des obern Kanals. Geht ein Schiff aus dem obern in den untern Kanal, so ist die Arbeit geringer, weil es nur die obere kleine geneigte Fläche hinan gezogen werden darf, und dann den längern Weg von selbst hinabrutscht. Die zu einer solchen Operation erforderliche Zeit beträgt $2^1/_2$ bis 3 Minuten.

An den Ufern dieses bewundernswürdigen großen Kanals sind feste breite Treppen angebracht, auf denen man sehr bequem zu Lande reisen kann. Lord Macartney, der auf seiner Gesandtschaftsreise nach China einen bedeutenden Theil dieses Kanals befuhr, sagt, daß dieses große Werk, das mehr ein rektificirter Fluß als ausschließend ein künstlicher Kanal genannt werden dürfe, ausgeführt worden sey, um die nördlichen und südlichen Provinzen des Reichs in Verbindung zu setzen. Der Lord gibt dann eine Beschreibung, wie die Chinesen, die ihm zufolge in der Kunst des Nivellirens unerfahren sind, verfahren, um jeden Vortheil zu benützen, den die Erhöhung oder Vertiefung des Landes bietet, über welches das Wasser läuft. Er verfolgt zu dem Ende die durch einen 200 Meilen langen Kanal hergestellte Verbindung zwischen den Flüssen Eu-ho und Hoang-ho und sagt: „Die Betten dieser beiden Flüsse haben fast gleiches Niveau, allein das zwischenliegende Land steigt von jedem der Flüsse aus, bis ungefähr halbwegs unmerklich bergan. Die Chinesen hatten kein Instrument, um diesen Höhepunkt zu bestimmen, aber die Natur scheint es ihnen durch den Lauf eines andern Flusses angedeutet zu haben, der, gegen Osten entspringend, und zwischen dem Eu-ho und Hoang-ho, nach Westen laufend, in seinem Zug gehemmt wird und sich deßhalb in zwei Arme theilt, von denen der eine sich gegen Norden wendet und in den Eu-ho fällt, der andere aber eine südliche Richtung verfolgt und sich in den Hoang-ho ergießt. Der nördliche Arm ist längs seines ganzen Laufes rektificirt, das Bett erweitert, der Fall des Wassers gleichförmig hergestellt und der Schifffahrt durch Schleußenthore nachgeholfen worden, welche in Entfernungen von 2, 3 und mehreren Meilen quer durch den Fluß laufen, um einen zu großen und plötzlichen Abfluß des Wassers zu verhüten.

„Diese Schleußenthore sind aus Holz und bewegen sich zwischen steinernen Pfeilern auf und ab, welche nebst dem dazu gehörigen Mauerwerk von beiden Seiten so weit in das Wasser hineinreichen, daß gerade noch Raum genug bleibt, um ein Fahrzeug der größern Art durchzulassen. Einige Meilen vorher, ehe der nördliche Arm sich mit dem Fluß vereinigt, ist sein Wasser durch einen 40 Fuß tiefen Kanal, durch eine theilweise Erhöhung des Bodens hindurch, und in gerader Richtung auf den Fluß zugeführt. Das Graben dieses Kanals bot keine besondern Schwierigkeiten, da der Boden hier eine Mischung von leichtem Sand und Thonerde, und gänzlich frei von Fels und Steinen ist. Der südliche Arm aber machte schon mehr Mühe, da er durch einen sumpfigen Grund und Seen, und von da durch einen aufwärts steigenden Boden in den Hoang-ho geleitet wurde. Als man den Sümpfen näher kam, war man genöthigt, sehr tief zu graben, um dem Wasser die erforderliche Kraft zu geben, sich zwischen zwei mit unendlicher Arbeit aufgethürmten Ufern hindurchzudrängen. An einer Stelle durchschneidet der Kanal einen großen See, dessen Wasserspiegel sich tief unter dem des Kanals befindet, dessen Bett aus ungeheuern oben von eisernen Klammern zusammengehaltenen Marmorblöcken besteht, und sollte die Wassermasse im Kanal zu mächtig für dessen Ufer werden, so läßt man den Ueberfluß durch Schleußen in tiefe Gräben ab, die sich zu beiden Seiten in der Mitte des Uferdamms befinden. Da die Oberfläche des in diese Gräben geleiteten Wassers die mittlere Höhe zwischen dem Wasserspiegel des Kanals und dem des Sees hält, so wird der Druck der Wassermasse um die Hälfte, und die Gefahr des Durchbruchs entsprechend vermindert. Der Kanal läuft dann durch ein aufsteigendes Land, oft 30 bis 40 Fuß tief, und fällt mit einer Strömung von 2 bis 3 Meilen in der Stunde in den Hoang-ho. Hieraus läßt sich abnehmen, daß die Chinesen bei ihrem Kanalbau, in flachen oder beinahe flachen Gegenden, hinsichtlich des Niveaus, hauptsächlich dem Lauf der natürlichen Flüsse folgten, ohne weder die Arbeit noch die Kosten zu scheuen, die mit einem solchen System verbunden sind; und stoßen sie auf ein durch andere Mittel nicht leicht zu überwindendes Hinderniß, so nehmen sie ihre Zuflucht zu einem Glacis, auf dem Schiffe auf- und abwärts gezogen werden."

Digitized by Google

Die Seeräuber der neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

Seeräuberei scheint bei Leuten von allen Völkern und Glaubensbekenntnissen nothwendig Grausamkeit in ihrem Gefolge zu führen. Die Seeräuberei der Griechen und Südamerikaner hat gewiß die Lust manches Seefahrers geweckt, der ohne dieß bekannte Beispiel sonst ruhig und redlich seines Wegs gezogen wäre. Stets aber waren diese Neulinge nicht minder grausam als die ältesten Seeräuber: Raub allein genügte ihren neuen Leidenschaften nicht mehr, sie mußten auch noch Hohn und Grausamkeit hinzufügen. Zahlreiche und schreckliche Beispiele sind ans Tageslicht gekommen, zu vermuthen ist aber leider, daß die schlimmsten Unthaten in des Meeres Tiefe begraben liegen, da Beispiele genug bekannt sind, daß Schiffe nach der Plünderung mit der Mannschaft versenkt wurden, um jede Entdeckung unmöglich zu machen. Nur aus den zufälligen Aeußerungen eines Seeräubers hat man entnommen, daß das Paketboot Rebpole von 10 Kanonen auf der Ueberfahrt von Rio Janeiro von einem Korsaren genommen, und mit der ganzen Mannschaft versenkt wurde. Der Blutdurst aller derjenigen, welche die moralischen Bande durchbrechen, ist eine äußerst schlagende moralische Lehre. Im Augenblick, wo einer zum Seeräuber wird, ist es, als da der böse Feind sich seiner bemächtigte, denn alle Warnungen seines Gewissens werden von Blutdurst und Grausamkeit erstickt. Dieß ergibt sich aus dem Benehmen von Leuten, die nie mit andern Freibeutern sich verbanden, wovon wir hier einige Beispiele anführen wollen.

Im Sommer 1817 ward eine Feluke von einer kleinen Anzahl Sicilianer ausgerüstet, die allen Nachfragen zufolge, welche an Ort und Stelle angestellt wurden, bisher das friedliche Gewerbe von Küstenschiffern getrieben hatten, und denen plötzlich der Gedanke gekommen war, einen Raubzug zu unternehmen. Mit Musketen, Säbeln und langen Messern bewaffnet griffen sie in der Nähe von Milazzo ein Schiff an, zwölf Männer, eine Frau und ein Kind waren in wenigen Augenblicken von ihnen ermordet, außerdem daß sie drei Männer und zwei Frauen verstümmelt und für todt zurückließen. Nach dieser furchtbaren Metzelei setzten sich die Räuber mitten unter dem schaudervollen Schauspiel nieder, und hielten, umgeben von Todten und Sterbenden, ein Gelage von den an Bord gefundenen Lebensmitteln. Wenige Tage nachher nahmen diese Elenden eine zweite Feluke, La Generosa, tödteten drei Mann, trieben die übrigen sechs in den untern Schiffsraum, nagelten die Verdeckthüren zu, und stießen Löcher in den Boden, um das Schiff zum Sinken zu bringen. Nur aus der wunderbaren Rettung einiger solcher Schiffe lernt man die ganze Barbarei der Piraten kennen, und da dieser Glücksfälle wahrscheinlich nur sehr wenige sind, im Vergleich mit den Schiffen, die beschossen werden, bis sie sinken, wie viele sogenannte „vermißte Schiffe" müssen durch die Freibeuter zerstört worden seyn? In dem eben erzählten Falle trat der glückliche Umstand ein, daß ein Knabe, der in der Verwirrung sich in einem der Segel verborgen hatte, unentdeckt blieb, nach der Abfahrt der Piraten aber den im Schiffsraum Eingeschlossenen zu Hülfe kam; durch die vereinten Anstrengungen wurden die Verdeckthüren aufgerissen, und das Schiff über dem Wasser erhalten, bis einige Fischer ihm Beistand leisteten.

Im Julius 1819 wurde die englische Brick Helena vor dem Kap de Gata plötzlich geentert, geplündert, und nachdem die Mannschaft in den Schiffsraum eingeschlossen war, Löcher in den Boden gestoßen, um das Schiff zu versenken. In dieser schrecklichen Lage behielt der Steuermann, Namens Cornish, seine volle Geistesgegenwart, und während das Schiff geplündert wurde, sah er durch ein Loch in der Verdeckthüre den Namen und den Wohnort des Segelmachers auf den Vordersegeln des Raubschiffs. Als die Räuber das Schiff verlassen hatten, sprengten die Eingeschlossenen, denen die Verzweiflung Kraft gab, die Verdeckthüren, und erreichten das Verdeck, mußten jedoch, da der Pirat noch nicht weit entfernt war, sehr vorsichtig seyn. Endlich bestiegen sie das Boot, verließen das sinkende Schiff, und ruderten nach der spanischen Küste, wo sie dem britischen Konsul Nachricht von ihrem Unglück gaben.

Inzwischen kam ein Schiff, der William von Liverpool, zu Malta an, wo die Mannschaft sich durch ausschweifende Verschwendung bemerklich machte: der eine trug goldene Ketten um den Hals, ein anderer gab z. B. einer großen Anzahl Hafennymphen und Straßenmusikanten ein kostbares Souper, ein dritter ließ sich bei einem Schneider ein Dutzend Sammtwesten machen, andere begingen ähnliche Thorheiten. Da aber ein bekannter Seemann, Namens Delano, der in sehr gutem Rufe stand, sie kommandirte, entstand kein Verdacht, und der William segelte ab nach Smyrna. Inzwischen gelangte Nachricht von dem Vorfall am Kap de Gata nach Malta, und da zwei Leute von der Mannschaft der Helena gleichfalls dahin kamen, so wurden weitere Nachforschungen angestellt. Nun ergab sich, daß der William zwar nur vom 29sten August bis zum 5ten September im Hafen geblieben war, dennoch aber hatte der Kapitän Delano einen so bedeutenden Contrebandhandel getrieben, daß einige der kleinen Kaufläden ganz überfüllt waren, und dieser Umstand, vereint mit den Ausschweifungen seiner Leute und dem schlechten unordentlichen Aussehen seines Schiffs ließen kaum mehr zweifeln, wer die Raubthat begangen habe.

(Schluß folgt.)

Polarthiere. *)

Der Polar-Bär. Während unseres Aufenthalts an der Fury-Bai besuchten uns viele dieser Thiere, von denen wir mehrere erlegten. Damals litten wir glücklicherweise keinen Mangel an Mundvorrath, aber dennoch ließen sich einige von uns durch das lockende Aussehen des Fleisches von dem zuerst geschossenen Thier dieser Art verführen, eine tüchtige Mahlzeit davon zu halten. Alle, welche an derselben Theil genommen hatten, klagten bald darauf über heftiges Kopfweh, das bei einigen zwei, auch drei Tage anhielt, worauf sich dann die Haut von Gesicht, Armen und Händen abschälte. Bei einigen, welche wahrscheinlich mehr von dem

*) Aus dem Anhang zur zweiten Reise des Kapitän Roß, um eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen.

Digitized by Google

Fleisch zu sich genommen hatten als die übrigen, schälte sich die Haut am ganzen Körper ab.

Etwas Aehnliches erlebte ich bei einer frühern Gelegenheit auf Sir Eduard Parry's Polarreise, wo man mehrere Tage ausschließlich von dem Fleische zweier geschossener Bären lebte, und auf dessen Genuß sich bei vielen von der Gesellschaft die Haut von den Armen, Schenkeln und Füßen abschälte. Man schrieb diese Erscheinung damals mehr der genossenen Quantität als der Qualität des Fleisches und dem Umstand zu, daß man vorher längere Zeit Mangel an Lebensmitteln gelitten hatte.

Der Vielfraß der Hudsons-Bai. In der Mitte des Winters, zwei oder drei Monate bevor wir das Schiff verließen, wurden wir durch den Besuch eines dieser Thiere überrascht, das, vom Hunger getrieben, den Schneewall, der unser Schiff umgab, überstieg und auf das Verdeck kam, wo die Matrosen umherliefen, um sich Bewegung zu machen. Nichts weniger als schüchtern über die Anwesenheit von 12 oder 14 Menschen, stürzte das Thier auf einen Korb los, in welchem sich etwas Fleisch befand, und war so begierig auf den Fraß, daß ich ihm ungehindert eine Schlinge über den Kopf werfen konnte, mit der es erdrosselt wurde.

Der Wolf. Eine merkwürdige Thatsache ist es, daß ein einzelner Wolf unter eine ganze Heerde Eskimo-Hunde geht, um sich einen herauszuholen, ohne daß die übrigen den geringsten Versuch machen, den Räuber anzugreifen. Ihre Furcht vor dem Wolf ist vielmehr so groß, daß sie zittern und jämmerlich zu heulen anfangen, sobald sie einen in ihrer Nähe bemerken.

Parlamentarische Skizzen.

J. Walter.

Herr Walter, Mitglied für Berkshire, ist hinsichtlich seiner parlamentarischen Stellung kaum bemerkenswerth, allein seine lange Verbindung mit den Times, und der Einfluß, den er bekanntermaßen auf die politische Richtung übte, welche dieses Journal verfolgte, nebst dem Umstande, daß er sein parlamentarisches Benehmen zu derselben Zeit änderte, als die Times ihre Politik, hat seinen Namen im Publikum bekannt gemacht. Er ist bereits 61 Jahre alt, ein Mann von mittlerer Größe und ehrwürdigem Aussehen. Für sein Alter sieht er noch recht gut aus; sein Gesicht ist angenehm, sein Haar weiß. Er spricht nur selten, und wenn es geschieht, immer nur einige Minuten hinter einander. Seine Stimme hat zuweilen etwas Heiseres, Rauhes, das er sich nicht zu mildern bemüht. Sein Vortrag ist klar und deutlich, und sein Benehmen durchaus nicht anmaßend; nur selten macht er eine Handbewegung. Sein Vortrag hat den Vorzug, daß er stets von gesundem Verstande durchdrungen ist, doch findet sich nichts Ueberraschendes und Originelles in demselben. Er ist ein Mann von trefflichem Charakter, der bei Allen, welche ihn kennen, in Achtung steht. Für die Armen hat er viel Gutes gewirkt. Er war der letzte von der neutralen Partei, der nach der Einsetzung der jetzigen Verwaltung die ministerielle Seite im Hause verließ. Dieser Umstand war es, der Herrn O'Connel beim zweiten Lesen der irischen Kirchenbill veranlaßte, einen Vers eines Volksgesangs höchst glücklich auf Herrn Walter anzuwenden, was damals großen Lärm machte. O'Connel blickte auf die ministerielle Seite, und da er Herrn Walter dort nicht sah, wollte er schon sein Bedauern aussprechen, daß er nicht anwesend sey, als er sich plötzlich gegen die Oppositionsseite wandte und ihn dort mitten unter seinen neutralen Freunden sitzen sah, worauf er auf seine ihm eigene unnachahmliche Weise ausrief: „Ach! auch das ehrenwerthe Mitglied ist übergegangen!" Während er auf dieser Seite des Hauses (der ministeriellen) saß, war er „gleich der letzten Sommerrose." (Gelächter.)

Gleich der letzten Sommerrose, die allein noch glüht,
Wenn ihre lieblichen Gefährten längst schon ausgeblüht.

Man kann sich unmöglich einen Begriff von der Wirkung dieser Worte machen. Selbst Herrn Walters persönliche Freunde konnten sich nicht enthalten, in das laute Gelächter, das von allen Seiten des Hauses ausbrach, einzustimmen, und er selbst mußte sich an der harmlosen, aber so glücklich angebrachten Spötterei ergötzen. Er nahm dann seinen Sitz bis zum Ende der Session auf der ministeriellen Seite wieder ein. Ob dieß eine Folge von O'Connels Anspielung war, oder ob Herr Walter sich damals nur zufällig auf der Toryseite befand, weiß ich nicht.

Lord Francis Egerton.

Lord Egerton ist als Literat unter seinem frühern Namen, Lord Francis Leveson Gower, besser bekannt. Sein literarischer Ruf gründet sich hauptsächlich auf seine Kenntniß der deutschen Sprache und seine Uebersetzung der poetischen Werke Goethe's. Er hat auch einige kleine Originaldichtungen geschrieben, welche sich durch Zartheit, Eleganz des Styls und harmonische Versifikation auszeichnen, allein es mangelt ihnen Kraft und Originalität. Er ist ein Edelmann von gebildetem Geist und mannichfachen Kenntnissen, besonders in der neuern Literatur. Er spricht nur selten und dann sehr gleichgültig. Bei Eröffnung der letzten Session sprach er 25 oder 30 Minuten über die Antwort auf die Thronrede des Königs. Da er ein Tory, aber kein Ultratory ist, so unterstützte er bei dieser Gelegenheit die Verwaltung Sir Robert Peels. Seine Stimme ist rauh und heiser und nicht sehr stark; sowohl in ihr als in seinen Gebärden herrscht keine Abwechslung, denn beide sind in hohem Grade monoton. Von Person ist er groß und wohlgebaut; sein Haar ist schwarz und seine Gesichtsfarbe dunkel. Sein Gesicht ist zum Theil eckig und seine Züge regelmäßig, doch haben sie einen Ausdruck von Schwermuth. Er steht bei seiner Partei sowohl seines Charakters als auch seiner Familienverbindungen wegen in hoher Achtung.

William Mackworth Praed.

Herr Praed, das Mitglied für Yarmouth, ist ein junger Mann von noch nicht 35 Jahren. Seine heftigen Anklagen gegen die Reformbill, die Hartnäckigkeit, mit der er sich ihr in der Committee Clausel für Clausel widersetzte, sein großes Selbstvertrauen, und eine starke wohltönende und deutliche Stimme, dieß Alles machte, daß die Tories auf ihn als einen jungen vielversprechenden Mann blickten. Einige glaubten in der That schon einen tüchtigen Kämpfer für ihre Sache in ihm gefunden zu haben; diese Erwartungen wurden jedoch bald getäuscht. Die Reformbill ging durch, und nun fand er nichts mehr zu thun. Er sitzt noch immer im Parlament, aber sein Patron und seine Partei sind der Meinung, daß er zu viel sitze, denn er spricht nur selten. Ohne Zweifel ist er ein talentvoller Mann, aber nicht geeignet über eine abstruse oder umfassende Frage zu sprechen. Seine Stärke besteht darin, die Details einer Maßregel zu benagen. Er ist ein guter Redner, dem immer eine Menge hochtönender Worte zu Gebote stehen. Von Person ist er groß und schlank. Seine Gesichtsfarbe ist dunkel, und seine Züge groß und markirt. Wenn er jetzt spricht, so gibt er dem Hause gewöhnlich eine zweite mit Abänderungen und Zusätzen versehene Auflage irgend eines Artikels, der an demselben Tage oder Tags zuvor in der Morning Post erschien, welchem Journal er leitende Artikel zuschickt. Man hält ihn sogar ziemlich allgemein für einen der besoldeten Herausgeber dieses Blattes, was er jedoch läugnet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 357. 23 December 1835.

Ein Besuch des Klosters Megaspilion und Delphi's.

(Von einem englischen Marineoffizier.)

Keine Schilderung kann den entferntesten Begriff von den Schönheiten des Golfs von Korinth geben, namentlich an den Ufern, welche die Einfahrt zwischen Lepanto und Vostizza bilden: auf beiden Seiten sind Berge von vielfarbiger Schichtung und mannichfacher Gestalt, die durch zahlreiche Erderschütterungen, welche in diesem klassischen Lande äußerst heftig gewesen seyn sollen, in Steilabstürze und Schluchten zerrissen sind. Hie und da waren die Gipfel mit Schneestrecken gekrönt, obwohl die Mitte des Sommers schon herangekommen war. Von da an abwärts zeigten sich die Seiten mit Föhren und Fichten bekleidet, die nur hie und da einen Wasserfall oder Berge im Hintergrunde erblicken ließen. Außer dem unvergleichbaren Bosporus und dem Thal von Tempe kenne ich keine Scenerie, welche sich mit diesee schönen Landschaft messen könnte, und ich beneide den nicht, der den Parnassus im Goldglanz der Abendsonne mit dem Helikon, Geranion und Eitheron in der Ferne betrachten könnte, ohne seine lebhaftesten Erwartungen erfüllt zu finden.

Gerade mit dem Einbruch des Abends warfen wir Anker vor Vostizza, das auf den Grundlagen Aegium's erbaut ist, ehemals der Sitz des achäischen Bundestags. Keine Reste des Alterthums bezeichnen die Lage des ehemals so berühmten Orts, und außer einem prächtigen Platanenbaum, der 28' im Umkreis mißt, findet sich hier nichts, das den Reisenden auch nur auf einen Augenblick anzöge. Vostizza ist der Hafen, aus welchem der größte Theil der in Morea wachsenden Korinthen ausgeführt wird, und der durch sein vortreffliches Wasser berühmt ist.

Am folgenden Tage machten wir uns auf, um das Kloster Megaspilion, das größte, jetzt in Morea vorhandene, zu besuchen. Die ersten zwei Stunden ritten wir längs dem Ufer in der Richtung von Korinth, und durchzogen eine herrliche mit Wein- und Korinthenreben üppig bepflanzte Ebene, wandten uns dann nordwärts gegen die Berge, und hielten nur hie und da, um die Aussichten, die sich mehr und mehr öffneten, mit Muße zu betrachten. Der Pfad war rauh und steil, und wandte sich durch Gärten, die auf Terrassen erbaut waren, und meist dem Kloster gehörten. Eine plötzliche Wendung um einen Felsen brachte uns vor dieses außerordentliche Gebäude, dessen Seltsamkeit unsere ausschweifendsten Begriffe überstieg; eine Stunde später standen wir vor dem Eingangsthore, nachdem wir wegen des schlechten Wegs sieben Stunden statt fünf auf unserem Marsche zugebracht hatten. Man stelle sich ein großes weites Gebäude vor, das in einer unregelmäßigen Höhlung im Felsen erbaut ist, an einigen Stellen die Höhe von acht Stockwerken hat, nur um wenige Fuß über den Felsen hervorsteht, und mit Ausnahme der äußern Mauer nicht Eine regelmäßige Linie hat: so ist das Kloster Megaspilion. Die Aussicht ist gegen Westen, und im Vordergrunde sind Gärten, die zum Theil auf Felsen ruhen; im Grunde strömt ein Fluß, der zwei oder drei Mühlen treibt, hie und da einen Wasserfall bildet, aber in seinen natürlichen Gränzen gehalten wird durch die Berge, welche am Fuße angebaut, aber gegen die Spitze felsig, dürr und schroff sind. Gegen Süden ist eine befestigte Höhle, die 200 Personen fassen kann, und gegen Norden ein losgerissener Fels, der gegen einen andern anlehnt und durch den Raum zwischen beiden eine weite Straße offen läßt. Als militärische Stellung in unruhigen Zeiten ist dieser Punkt sehr zu empfehlen, und die Erfahrung hat auch bisher seine Uneinnehmbarkeit gezeigt, wenn es nicht regelmäßig belagert wurde. Der Felsen ist von einem Fort mit zwei Kanonen gekrönt, und nach allen Richtungen sind Schießscharten für das kleine Gewehr durchgeschlagen. In einem der innern Kriege hatten die Arnauten den Felsen eingenommen, und suchten nun das Kloster durch herabgerollte Steinblöcke zu zerstören; da aber der Fels darüber vorspringt, fielen alle darüber hinaus, und die Belagerer zogen sich am Erfolg verzweifelnd zurück. Die frommen Mönche bezeichnen noch ein ungeheures Felsstück, das der Allmächtige nicht hinabrollen ließ, obwohl die Arnauten es bereits bis an den Rand gewälzt hatten.

Als Ibrahim Pascha im J. 1826 Morea überzog, widerstand diese Feste allein den vereinten Angriffen von Waffen und Geld, — beide den Griechen gleich gefährlich, — und blieb unerobert; Verzweiflung stärkte die in den Mauern und der Höhle eingeschlossenen 9000 Menschen. Vergebens boten die Aegyptier Gnade, wenn sie sich ergeben wollten, und drohten im Weigerungsfall mit einer allgemeinen Metzelei. Eine abergläubische Zuversicht, daß der Allmächtige, der sie bisher beschützt hatte, ihr Heiligthum nicht von Ungläubigen zerstören lassen würde, spornte sie an, ihren guten Schwertern zu vertrauen, und ihr Schicksal auf ihrem

Digitized by Google

Posten abzuwarten. Sie hielten den Angriff aus, schlugen nicht nur die Belagerer zurück, sondern schnitten ihnen sogar beinahe den Rückzug ab. Nie erfuhren sie genau den Verlust des Feindes, erkennen jedoch an, daß fünfzig von den Ihrigen blieben. Dieses Ereigniß ist natürlich ein Lieblingsthema der Inwohner, auf das sie bei jedem Anlaß zurückkommen. Als ich nach ihrer Bibliothek fragte, war die Antwort: „ach, Herr, vor der Belagerung hatten wir viele Bücher, damals aber mußten wir sie zu Patronen zerreißen."

Die innern Anordnungen sind im Allgemeinen sehr liberal. Die Thore werden nach Sonnenuntergang geschlossen, und dann kein Fremder mehr eingelassen; aber in einem Nebenhause kann man eine Unterkunft finden, und Nahrung erhält man aus dem Innern in einem Korbe. Beim Abschied wird eine kleine Gabe für die allgemeinen Zwecke des Klosters nie ausgeschlagen, und der Abt umarmt dafür den Fremden beim Scheiden. Der Mönche sind 210, die der Reihe nach aus den dienenden Brüdern erwählt werden; sie dürfen in verschiedenen Theilen Moreas wohnen, und unterziehen sich an ihrem jeweiligen Aufenthaltsorte der Aufsicht über die zerstreuten Besitzungen des Klosters. Die Korinthenpflanzungen ergeben 1000 Ctr. jährlich, und diese bilden das Haupteinkommen. Auch liefern die Ländereien alle zum Lebensunterhalt nöthigen Nahrungsmittel, als Wein, Brod, Oliven und Käse, auch Baumwolle zu ihrer Kleidung, die sie selbst bereiten.

Der Keller enthält einen Weinvorrath für zwei Jahre, und ist ohne Zweifel der merkwürdigste Theil des Gebäudes, da er aus einer natürlichen Höhlung des Felsen besteht, durch dessen Spalten und Poren eine hinreichende Menge köstlichen Wassers tröpfelt, um eine Cisterne voll zu erhalten. Die Kapelle ist von zwei ehernen Thüren verschlossen, auf denen ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln abgebildet ist, enthält aber nichts Bemerkenswerthes außer dem Palladium des Klosters, einem wächsernen Bildniß der Jungfrau, das von St. Lukas gemacht worden seyn soll. Es ist mit Gold, Silber und kostbaren Steinen eingefaßt, die zu verschiedenen Zeiten von frommen Personen geschenkt wurden. Der Abt wird jährlich gewählt, aber, grobe Pflichtverletzung abgerechnet, nie abgesetzt. Ein gleicher Fall ist es mit dem Unterabt, der die Finanzen beaufsichtigt, und für die Fremden zu sorgen hat. Jedem ist eine abgesonderte Celle angewiesen, wo die Waffen auf eine sehr in die Augen fallende Weise aufgehängt sind.

Während der türkischen Herrschaft wurden die Privilegien stets geachtet. Vornehme muhammedanische Besuche logirten häufig in dem an die Mauern stoßenden Hause, und wurden gastfrei beherbergt. Well Pascha, erfreut über die Höflichkeit und die freundliche Behandlung, die er als Gouverneur von Morea oft erfuhr, erweiterte eine vor dem Gebäude stehende Kapelle zum Zeichen seiner steten Dankbarkeit.

Wir schieden von den freundlichen Mönchen mit lebhaftem Bedauern; sie hatten mit einander gewetteifert, uns zu belehren und zu unterhalten, ohne irgend neugierige Fragen an uns zu richten. Die Zeit unseres Urlaubs war verflossen, und wir eilten deßhalb möglichst rasch nach unserem Schiffe zurück.

(Schluß folgt.)

Die Seeräuber der neuern Zeit.

(Schluß.)

Zu der Zeit, als die Untersuchung so weit gediehen war, befanden sich nur zwei königliche Schiffe im Hafen, die beide der Ausbesserung bedurften, die Versicherungskompagnien aber, entschlossen, die Verbrecher wo möglich nicht entschlüpfen zu lassen, mietheten eine Brick aus Gibraltar, den Frederic, der mit 20 Seeleuten von den Kriegsschiffen bemannt, unter die Befehle eines Lieutenants Hobson gestellt, und dem William nachgeschickt wurde. Der Frederic kam in 13 Tagen in Smyrna an, wo der William vor Anker lag, und alsbald von den beiden Matrosen der Helena als das Schiff erkannt wurde, das sie vor Cap de Gata ausgeplündert hatte. Lieutenant Hobson nahm seine Stellung neben dem William, ging jedoch mit der größten Umsicht zu Werke, um jede Möglichkeit eines Widerstandes und einer Flucht abzuschneiden. Er setzte sein Langboot aus, nachlässig genug, um jede Besorgniß einzuschläfern, bemannte es mit seinen meisten Leuten, alle gut bewaffnet, und deckte sie mit Theertüchern: so fuhr das Boot, von einem Ruderboote am Schlepptau genommen, dem Hafen zu, als wäre es mit Waaren beladen. Unbeachtet fuhr es dahin, bis es den rechten Punkt erreicht hatte, wandte sich dann plötzlich an die Seite des Piratenschiffs, und nahm augenblicklich Besitz davon. So meisterlich und unerwartet war das Manövre, daß der Pirat und seine von Schrecken ergriffene Rotte mit Ausnahme eines einzigen Mannes, der zufälligerweise abwesend war, sämmtlich gefangen genommen wurden. Nach ihrer Ankunft zu Malta wurden sie vor Gericht gestellt, die Beweise waren klar und unzweideutig, das Beispiel der kalten Unmenschlichkeit, womit Freibeuter zu Werke gehen, schlagend und traurig genug. Delano und seine Mannschaft wurden verurtheilt, und an Bord des William hingerichtet, der in der Mitte des Hafens aufgestellt, und auf angemessene Art ausgerüstet wurde, um sie alle in Einem Augenblick zu hängen. Die Hälfte derselben wurde nachher im Fort Ricasoli am Eingange des Hafens in Ketten aufgehängt, die übrigen am Fuße der Galgen eingescharrt. Ein schlauer Advokat hatte, um Aufschub zu gewinnen, einen Einwurf gegen die Gesetzlichkeit des Gerichtshofs erhoben, und verlangte sehr eifrig, daß seine hoffnungsvollen Clienten nach England gesendet würden, wo manchmal Leute solches Gelichters Aussicht haben, mit dem Leben davon zu kommen. Sir Thomas Maitland aber, der wohl wußte, daß wenn ein Exempel nöthig sey, dieses rasch und in der Nähe des Verbrechens gegeben werden müsse, war anderer Meinung. „Ich lasse sie prozessiren," sagte er, „und werden sie des Verbrechens überwiesen, so hängen sie, und den Rechtspunkt kann man nachher entscheiden."

Der bekannte Benito de Soto, der im J. 1830 zu Gibraltar hingerichtet wurde, war ein zweites Beispiel von der alsbaldigen teuflischen Grausamkeit von Seeräubern. Dieser Mann hatte ruhig seinem Berufe gelebt, bis er sich mit dem Steuermann des Defensor de Pedro, eines Sklavenschiffes, verband, um dasselbe dem Kapitän zu entreißen: er schlug alsbald vor, alle, die ihrem Herrn treu bleiben würden, in einem Boot den Wellen Preis zu geben, eine Maßregel, die sogleich angenommen wurde, und man

Digitized by Google

hörte nichts mehr von diesen Leuten. Ein starker Wind erhob sich an diesem Abend, und während das Piratenschiff sich mit der Geschwindigkeit von zehn Knoten in der Stunde von dem Unglücksboot entfernte, herrschte auf demselben das wildeste Zechgelage. Soto allein war bei Sinnen, förderte die wüthenden Orgien, an denen er kaum Antheil nahm, bis er den neuen Befehlshaber in einen trunkenen Schlaf fallen sah, wo er ihm kaltblütig mit einer Pistole den Kopf zerschmetterte. Er wurde nun ein Ungeheuer von Grausamkeit. Eine amerikanische Brick hatte bald nachher das Unglück, in seine Klauen zu fallen, die Mannschaft ward in den Schiffsraum hinabgetrieben und dort eingesperrt, mit Ausnahme eines Negers, der zur Belustigung Soto's und seiner unmenschlichen Schaar auf dem Verdeck behalten wurde. Dann ward das Schiff in Brand gesteckt, und während der unglückliche Afrikaner von einer Stelle zur andern sprang, um den Flammen auszuweichen, ließen die entmenschten Zuschauer ein höllisches Gelächter nach dem andern vernehmen. Endlich ergriff das Feuer alle Theile des Schiffs, der arme Schwarze fiel erschöpft nieder, und bald schloß sich das Meer über ihm und seinen unglücklichen Schiffsgenossen.

Die nächste Heldenthat war die Plünderung des Morning Star, eines englischen Schiffs, auf seiner Ueberfahrt von Ceylon im J. 1828. Dieses Schiff hatte außer einer werthvollen Ladung mehrere Passagiere, unter andern auch 25 invalide Soldaten zum Theil mit ihren Frauen an Bord. Bei der Insel Ascension wurde es von dem Defensor de Pedro angehalten, der Kapitän an Bord gerufen, und sobald er das Schiff betrat, nebst seinem ihn begleitenden Steuermann ermordet. Eine Abtheilung der Räuber unter einem gewissen Barbazan wurde dann abgesendet, um das Schiff zu plündern, alle an Bord befindlichen Personen zu ermorden und das Schiff zu versenken. Unter Hieben und Stößen wurden die ganz unbewaffneten Männer in den untern Schiffsraum hinabgetrieben, mit Ausnahme einiger Wenigen, die beim Ausladen helfen mußten. Dieß dauerte über zwei Stunden, dann setzten sie sich zu einem schändlich unzüchtigen Mahle nieder in der Kajüte, wohin die Weiber getrieben wurden, deren furchtbares Geschrei die Todesangst der Eingekerkerten noch vermehrte. Glücklicherweise schwelgten die Wütheriche so lange, daß Soto sie voll Zorn zurückrief, und sie in der Eile, seinem Befehle zu folgen, sich damit begnügten, die Kajüte zu verriegeln, die Verdeckthüren mit Gepäck zu belasten, und unterhalb der Wasserlinie Löcher in den Schiffsboden zu bohren. So wurde das Schiff seinem anscheinend unvermeidlichen Schicksal überlassen, und der Defensor de Pedro segelte ab, so schnell als es seine Ueberfüllung mit Raub zuließ. Die unglücklichen Weiber, die so zufälligerweise am Leben gelassen wurden, sprengten die Kajütenthüre und befreiten auch die Männer. Indeß füllte sich das Schiff schnell mit Wasser, und hätte ohne die größten Anstrengungen in der Nacht schon sinken müssen; am nächsten Tage nahm ein fremdes Schiff die Unglücklichen auf, und brachte sie sicher nach England. Diese Rettung war um so wunderbarer, da Soto in der Nacht noch erfuhr, daß die Leute auf dem Morning Star nicht ermordet seyen: wüthend hierüber kehrte er augenblicklich um in der Absicht, ihre Vernichtung zu vollenden, da er aber keine Spur von dem Schiffe fand, so tröstete er sich damit, es sey in der Tiefe begraben.

Dieß sind die bittern Früchte der Seeräuberei, und um sie mehr und mehr auszurotten, sollten die Seemächte alle ihre Bemühungen vereinigen. Dabei aber genügt es nicht, die Seeräuber selbst zu verfolgen, sondern alle die, welche die Beute in Empfang nehmen und kaufen, sollten auf gleiche Weise gestraft werden. Der wichtigste Schritt aber wäre, im Kriege keine Kaperbriefe mehr auszutheilen, da Kaperei die Nährschule der Seeräuberei ist: eine solche Abschaffung des Privatkriegs zur See wäre eine außerordentliche Wohlthat. Ein Mittel jedoch, das sämmtliche Kauffahrer selbst anwenden können, ist, sich hinreichend mit Waffen zu versehen, daß sie nicht die Beute jedes kleinen Räuberschiffes werden. Je widerstandsfähiger Kauffahrteischiffe sind, desto größer und besser bemannt müssen auch die Piratenschiffe seyn, und um so schwieriger ist es dann, sie auszurüsten.

Mascara.

Mascara, die Residenz des Emir Abdel-Kader, gegen den die französische Armee in Afrika jetzt ins Feld rückt, enthält eine Bevölkerung von ungefähr 15,000 Seelen, eine Einwohnerzahl, welche sie zu einer der bedeutendsten Städte des innern Landes erhebt. Sie liegt gegen Südost am Abhange schöner Hügel, welche an die große Ebene von Eeres gränzen und mit der Kette des kleinen Atlas zusammenhängen. Sie hat die Gestalt eines länglichen Vierecks; die Häuser sind klein, aber bequem, und meist mit Terrassen versehen, auf denen die Familie sich des Abends versammelt, um einige Augenblicke frische Luft zu schöpfen.

Die eigentliche Stadt ist von guten Mauern umschlossen, hat jedoch keine Gräben, weßhalb die Obstgärten der Vorstadthäuser fast bis an die Ringmauern stoßen. Jedoch ist ein kleiner Weg längs derselben um die ganze Stadt herum für die Fußgänger frei gelassen, der wegen der Aussicht, die er auf die umliegende Gegend bietet, ein recht angenehmer Spaziergang ist.

Die Stadt hat zwei Hauptthore, das eine gegen Osten (Scherk) und das andere gegen Westen (Garb) von der Seite von Oran. Gegen Süden befindet sich zwar ein drittes, das jedoch nichts weiter als ein Auslaßpförtchen ist.

Fünf große Vorstädte, deren Häuserreihen gar anmuthig von Gärten unterbrochen sind, umgeben die Stadt, und sind von dieser durch eine ziemlich tiefe Schlucht getrennt, auf deren Boden der Wed-ain-Sultan fließt, der Mascara mit Wasser versieht. Um eine Verbindung zwischen der Stadt und ihren Vorstädten herzustellen, hat man vor dem Thore von Garb eine Brücke mit einem einzigen Bogen über die Schlucht gebaut; an andern Stellen ist sie jedoch nicht so tief, und man kann leicht hinüberkommen, besonders während der großen Hitze, wo der Wasserstand so niedrig ist, daß die arabischen Kaufleute und die Reisenden die Schlucht passiren, ohne den Umweg bis zur Brücke von Garb zu machen.

Die Vertheidigungsmittel von Mascara sind, wie sich aus dem Gesagten ergibt, so viel als nichts, und die eigentlichen Schwierigkeiten, welche die französischen Truppen zu überwinden haben werden, stellen sich sämmtlich auf dem Marsch bis zur Stadt dar.

Man rechnet ungefähr 25 Stunden von Oran nach Mascara, und der Weg dahin bietet eine höchst mannichfaltige Ansicht. Wenn man

Digitized by Google

Oran verläßt und ehe man zum See Aya kommt, hat man nichts als eine weite Ebene vor sich, auf der es keine andere Vegetation gibt als einige Gesträuche. Hierauf kommt das Thal von Trelat, wo man wieder Wasser und Vegetation sieht und das am Sig sein Ende erreicht. Nachdem man diesen Fluß und die Ebene von Eerat hinter sich hat, nimmt die Kette des kleinen Atlas ihren Anfang, und bald darauf erheben sich die steilen Ufer des Bergstroms Scherub, auf den in kurzer Entfernung der Wed-Mella, ebenfalls ein Gebirgswasser, folgt. Die schwierigste Stelle für die Truppen wird die Anhöhe von Mellaha seyn, die gleich nach dem Bergstrom Wed-Mella kommt; diese Anhöhe ist außerordentlich steil, und ihrer ganzen Länge nach, die mehr als eine Wegstunde beträgt, beherrscht. Hier wird Abdel-Kader wahrscheinlich seine Streitkräfte sammeln, wenn er, was sein bekannter Muth und seine Kühnheit allerdings erwarten lassen, darauf besteht sich zu vertheidigen. Diese Anhöhe bietet die größte, aber auch die letzte Schwierigkeit, denn am jenseitigen Abhang hat man die schöne Ebene von Xeres, die Häuser und Gärten der Vorstädte von Mascara und diese Stadt selbst vor sich, die an einem ziemlich hohen Fort kenntlich ist, welches gegen Osten an die Stadtmauer stößt.

Polarthiere.

Der Lemming der Hudsons-Bai. Der Lemming ist das kleinste unter den Thieren der Polarregionen, und wird unter den höchsten Breitegraden getroffen, die man bis jetzt noch erreichte. Sogar auf dem Eis des Polaroceans, gegen Norden, unter 81° Breite, fand man das Skelett eines solchen Thierchens.

Der Lemming läßt sich leicht zähmen; einer, der nur wenige Tage eingesperrt gewesen war, entkam während der Nacht, und wurde am folgenden Morgen auf dem Eise zur Seite des Schiffs gesehen. Man ließ seinen Käfig hinab, den er auf der Stelle erkannte und sogleich hineinschlüpfte. Es blieb in der Kajüte mehrere Monate lang am Leben, da er aber, ganz dem entgegen, was wir bei unsern zahmen Hasen sehen, seinen Sommerpelz behielt, so wollte ich versuchen, was für eine Wirkung es auf ihn machen möchte, wenn ich ihn der Temperatur des Winters aussetzte.

Er wurde deßhalb am 1 Februar in einem Käfig auf das Verdeck gestellt, und am nächsten Morgen fand sich, daß, nachdem er eine Temperatur von 30° unter Null F. (27½° R.) ausgehalten hatte, der Pelz auf beiden Backen, und auf jeder Schulter ein Fleck, vollkommen weiß geworden waren. Am folgenden Tage waren die weißen Flecken auf der Schulter bedeutend größer, und der Hintertheil und die Weichen schmutzig weiß geworden. Während der nächsten vier Tage rückte diese Veränderung langsam vorwärts, und nach Verlauf einer Woche war das Thierchen ganz weiß, mit Ausnahme eines dunkeln Streifens über den Schultern, der bis auf den halben Rücken hinablief und eine Art Sattel bildete; auf dieser Stelle hatte sich die Farbe der Haare nicht im Geringsten verändert. Das Thermometer wechselte bis zum 18 Februar zwischen 30 und 40° unter Null F. (27½° bis 32° R.), ohne eine weitere Veränderung in der Farbe des Thierchens hervorzubringen, bis es endlich vor Kälte umkam.

Als ich das Fell genauer untersuchte, fand sich, daß die Haare des weißen Theils länger waren als die des unverändert gebliebenen; dabei waren nur die Spitzen der Haare so weit weiß, als sie über die dunkeln in der Länge hinausragten, und als ich diese Spitzen mit einer Scheere abschnitt, bekam das ganze Fell seine gewöhnliche dunkle Sommerfarbe wieder.

Der schwarze Wallfisch. Der Wallfischfang, der jährlich mehrere tausend Menschen beschäftigte, hat während der letzten Jahre wegen der bedeutenden Schwierigkeiten, welche mit dieser Fischerei verknüpft sind, sehr abgenommen. Durch die Verfolgungen der Menschen gedrängt, hat sich der Wallfisch aus allen zugänglichen Stellen der Spitzbergen-See zurückgezogen, wo man sonst oft 60 oder 70 britische Segel mit diesem Fange beschäftigt fand.

An der Ostseite der Baffins-Bai, bis unter 72° Breite, traf man noch vor wenigen Jahren eine Menge Wallfische der größten Art, allein sie zogen sich auch von dort gegen Westen hinter die damals noch für undurchdringlich gehaltene Eisbarre zurück, welche die Mitte der Baffins-Bai einnimmt.

Im Jahre 1818 wurde diese Barre von der von der englischen Regierung ausgeschickten Entdeckungsexpedition passirt, und nun lag der Schlupfwinkel der Wallfische und die Pflanzschule ihrer Jungen offen vor den Fischern, die hier für die Entbehrung früherer Jahre reichen Ersatz fanden. Der Wallfisch zieht sich indeß fortwährend vor den Verfolgungen der Menschen zurück, und dieß und die Menge junger Thiere, welche von den habsüchtigen und unklugen Fischern vernichtet werden, muß diesen Zweig der Fischerei bald erschöpfen. Weit westwärts von der Baffins-Bai und gegen die östliche Seite von Spitzbergen muß man nunmehr die Schlupfwinkel dieser Riesenthiere aufsuchen.

Das Weißkehlchen. Einer dieser kleinen Vögel flog am 5 Mai 1830 in Felix-Harbour rund um das Schiff, und wurde am folgenden Morgen todt gefunden; da er kam, bevor noch der Boden frei geworden war, so starb er aus Mangel an Nahrung. Dieß war das einzige Mal, daß wir, im Lauf unserer verschiedenen Expeditionen in jene Gegenden diesen Vogel im arktischen Amerika trafen.

Die Wander-Taube. Eine junge männliche Taube flog am 31 Julius 1829 in der Baffins-Bai unter 73½° N. B. während eines Sturmes auf die Victory. Man hat diesen Vogel bisher nie über dem 62° der Breite angetroffen, und daß wir ihn hier so weit gegen Norden fanden, ist allerdings ein merkwürdiger Umstand.

Roß's arktischer Salm. Von der ungeheuren Anzahl, in welcher der Salmo Rossii die Flüsse von Boothia Felix besucht, kann man sich daraus einen Begriff machen, daß wir auf einen einzigen Zug deren 3578 Stück ans Land brachten, in Gewicht von 2 bis zu 14 Pfund. Mehrere entkamen durch einige Löcher im Netz und andere schnellten darüber hinweg.

Raupen. Ungefähr 50 Raupen wurden in der Mitte Septembers in eine Büchse gethan, und während der nächsten drei Monate der strengen Wintertemperatur ausgesetzt. Man brachte sie dann in eine warme Kajüte, wo sie alle binnen weniger als zwei Stunden wieder lebendig wurden und den ganzen Tag herumkrochen. Sie wurden hierauf abermals einer Temperatur von 43° unter Null F. (— 38½° R.) ausgesetzt und froren augenblicklich zu Eis; in diesem Zustande blieben sie eine Woche, und als man sie wieder in die Wärme brachte, kamen nur 25 wieder zum Leben. Diese ließ man nach 4 Stunden noch einmal hart frieren und nach acht Tagen nochmals aufthauen; dießmal kamen nur 11 mit dem Leben davon. Bei einem vierten Versuch gleicher Art erwachten nur noch zwei aus dem Todesschlaf, die den ganzen Winter überlebten, und von deren einer man im Mai eine unvollkommene Laria und von der andern sechs Fliegen erhielt. Beide bildeten Cocons, doch war der, aus welchem die Fliegen kamen, nicht so vollkommen als der andere.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 358. 24 December 1835.

Die Handelsschifffahrt auf dem schwarzen Meere.

Das Sinken des Getreidehandels in den Häfen des südlichen Rußlands ist namentlich der Schifffahrt verderblich, und bestätigt die Meinung, daß im mittelländischen Meere der Schiffe zu viele sind. Der frühere blühende Zustand dieses Handels, welcher eine große Anzahl derselben beschäftigte, war mit eine der Ursachen der Vermehrung der Schiffe, aber diese Zahl muß nothwendig sich verringern, wenn nicht ungewöhnliche Umstände die jetzige Lage der Dinge ändern.

Um Vortheil abzuwerfen, müßten die Frachten ungemein hoch seyn, denn die Einfuhr von Waaren in den südrussischen Häfen ist unbedeutend, die Schiffe müssen demnach größtentheils mit Ballast kommen, um dort Ladung einzunehmen. Ferner müssen die Schiffe lange im Archipel, und namentlich in den Dardanellen und im Bosporus warten, wegen der dort wehenden Nordwinde. Die Fahrt von Marseille, Genua, Livorno und Triest nach Odessa kann man im Durchschnitt zu 50 Tagen anschlagen, und mehr brauchen sie auch nicht, um nach Amerika zu kommen, wohin die Fahrt über den Ocean minder mühsam und viel vortheilhafter ist; endlich ist das schwarze Meer das Ende der Binnenmeere Europa's, und ein großer Theil seiner Ufer bietet dem Handel wenig dar, namentlich auch, weil die Ufer unter sich nur geringen Handel treiben. Wenn Odessa und Taganrog keine Vortheile darbieten, so muß ein Schiff entweder die ihm angebotene ruinirende Fracht annehmen, oder mit Ballast seinen weiten Rückweg antreten, was auch schon geschehen ist. Manchmal benützten Kaufleute diese Gelegenheit, namentlich in den letzten zwei Jahren, und ein Theil des Gewinnes von einigen nach dem Mitteimeere versandten Waaren beruhte auf dieser Herabdrückung der Frachten. Das Schlimmste aber ist, daß eine Fahrt durch die Meerengen von Konstantinopel die Fahrzeuge, welche in russischen Häfen geladen haben, einer Quarantaine von 35 bis 40 Tagen unterwirft, die außer dem Zeitverlust auch einen beträchtlichen Geldverlust nach sich zieht.

Ein Schiff, das aus irgend einem Hafen des mittelländischen Meeres nach Odessa fährt, braucht mit Einschluß der Ladungszeit und der zehntägigen Observation auf der Rhede zur Hin- und Zurückfahrt, bis es wieder Dienst thun kann, wenigstens sechs Monate, vorausgesetzt, daß die Winde günstig sind, und daß es im schwarzen Meere schnell eine Fracht findet, welches letztere leider nicht immer der Fall ist. Ein Schiff aus dem Mittelmeere, das als Brick eingerichtet ist, 275 Tonnen oder 2000 Tschetwerts führt, und 12 bis 14 Mann Besatzung hat, welche mindestens für Lohn und Verköstigung 800 R. kosten, kommt, wenn man die Ausrüstung und Takelage des Schiffs, so wie die Assekuranzprämien und die Hafengebühren zu 400 R. rechnet, auf mindestens 1200 R. in sechs Monaten, wobei keine ungewöhnlichen Ausgaben mitunterlaufen dürfen. Aus den Mittelpreisen der Jahre 1833 und 1834 geht hervor, daß sie in diesen beiden Jahren gefallen sind, und mit Ausnahme der Frachten nach England, Genua und Konstantinopel nicht die gewöhnlichen Auslagen deckten.

In Odessa gibt es meist wenige Fracht nach Konstantinopel: man kann annehmen, die Schifffahrt hin und zurück daure zwei Monate. Dieser Hafen bietet darum Vortheile dar, weil die Schiffe darin weder einer Quarantaine, noch großen Hafengebühren unterworfen sind.

Seit einiger Zeit sind die Frachten nach England ziemlich häufig geworden wegen der Ausdehnung des Handels mit den südrussischen Häfen. Aus diesen wurde eine bedeutende Menge russischer Erzeugnisse versendet, größtentheils auf englischen Schiffen, deren Zahl sich seit einigen Jahren so sehr vermehrt hat, daß sie die Anzahl der Schiffe anderer Nationen, die sich hauptsächlich mit dem Fuhrhandel auf dem schwarzen Meere abgeben, übersteigt; dennoch zeigten sie sich unzureichend, und sie nahmen ihre Zuflucht zu russischen Schiffen, obwohl bis jetzt wenige nach dieser Bestimmung befrachtet wurden. Die Fahrt nach England dauert etwa sieben Monate, und wenn die Frachten nicht ziemlich vortheilhaft sind, so verschlingen die Ausgaben in den Häfen dieses Landes allen Gewinn. Russische Schiffe, die in Odessa Fracht eingenommen hatten, hofften in England eine Rückfracht zu finden, und dieß gelang ihnen auch meistens.

Seit einiger Zeit ergeben sich auch Frachten nach den Niederlanden, zwei oder drei holländische Schiffe nahmen diese ein, die übrigen fuhren unter russischer, östreichischer und sardinischer Flagge, die froh waren, eine Rückfracht nach dem Mittelmeer zu erhalten. Zur Fahrt nach den Niederlanden braucht man fast eben so lang als nach England, und die Ausgaben sind gleichfalls sehr bedeutend.

Digitized by Google

Odessa hat fast keinen Verkehr mit den Ufern des schwarzen Meeres, die unter türkischer Herrschaft stehen, häufig aber finden sich Frachten nach der Donau für Schiffe, die nicht über 12 Fuß im Wasser gehen. Diese Schiffe fahren meist nach Galatsch und Brailow, und laden im Spätjahr dort moldauischen Wein für Odessa. Manchmal führen sie auch Kriegsbedürfnisse nach Silistria. Einige von denen, die keine Rückfracht haben, gehen über Tultscha und Isaktschi hinaus, um dort das vortreffliche Eichenholz zu laden, das in Odessa zum Einheizen gebraucht wird. Andere laden in Galatsch oder Brailow zur Fahrt nach Konstantinopel oder dem Mittelmeer. Diese Frachten in den Donauhäfen sind meist vortheilhaft. Die Steömung des Flusses, gegen die man ungefähr 100 Meilen (etwa 40 g. M.) bis Galatsch hinaufsahren muß, und die Barre am sulinischen Wirbel, welche seit einigen Jahren sich bedeutend erhöhte, setzen dieser Schifffahrt große Hindernisse entgegen, und veranlassen die Schiffe längere Zeit, manchmal über einen Monat, liegen zu bleiben. Vielleicht wird die Dampfschifffahrtsverbindung mit Oestreich auch dazu führen, diese Straße zu verbessern, und ihre Wichtigkeit zu erhöhen.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch des Klosters Megalspilion und Delphi's.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen fuhren wir hinüber nach Scala di Salona, um die Ruinen von Crissa, dem alten Hafen von Delphi, zu besuchen. Der Alterthumsforscher findet hier nur die Grundlage der erstern Stadt, und selbst der Pleistus, der einst ziemlich reißend an den Mauern der Stadt vorüberfloß, erschöpft sich jetzt durch kleine Bäche, die er in die Kornfelder aussendet, schon in beträchtlicher Entfernung von der See. Crissa war bald erreicht; die Stelle der Citadelle soll jetzt eine Kirche einnehmen, die auf einem das Thal des Pleistus überhangenden Felsen erbaut ist, und das schöne Thal unterhalb soll der Hippodrom von Delphi und Crissa seyn, für den sich auch in der That sonst nirgends hinreichend Raum findet. Sir William Gell spricht von einer noch unerklärten Bustrophedon-Inschrift, wir suchten und fragten aber vergebens darnach. Wir gingen weiter, und etwa tausend Schritte von Castri bemerkten wir an einem Felsen mehrere ausgehauene Nischen, und eine Kammer mit drei sieben Fuß langen Höhlungen für Sarkophage. Als wir kurz darauf uns um eine Ecke wandten, lag Delphi in all seiner Pracht vor uns; der Parnassus und die heilige Stadt zur Linken, der Berg Kryphis zur Rechten, und die böotische Straße vor und der Pleistus unter uns: dieß ist ein Anblick, der auch den Unempfindlichsten zur Bewunderung nöthigt.

Mit einiger Schwierigkeit verschafften wir uns ein Unterkommen, und traten dann, sobald unsere Maulthiere abgeladen waren, unsere antiquarische Pilgerfahrt an. Nach der kastalischen Quelle, wie zu Athen nach dem Parthenon, richten alle Reisenden zuerst ihre Schritte: sie liegt östlich vom Dorfe am Fuße des zweizackigen Felsen. Das Wasser springt aus sieben Oeffnungen hervor, die in seine lothrechte, platte Fläche gehauen sind, und fällt in ein Bassin, worin die Pythia sich gebadet haben soll, ehe sie die Entscheidungen des Orakels aussprach. Das Wasser steigt über den Rand des Reservoirs und strömt in zahlreichen kleinen Bächen ins Thal hinab. Unter der Quelle sind drei Nischen, von denen die mittlere größer ist als die beiden andern, und worin, wie man glaubt, die Wassergötter standen; eine kleine griechische Kapelle des heiligen Johannes steht daneben, wo Byrons Name deutlich eingegraben ist. Blickt man nach dem Parnassus, so ist der Hyampeia rechts, der Naupila links, und von diesen beiden Felsen wurden Verbrecher hinabgestürzt; da die Höhlung des einen gerade in die konvexe Form des andern paßt, so wurden sie ohne Zweifel durch einen Erdstoß aus einander gerissen. Die Wirkung des Rauchs, der von einem hier angezündeten Feuer zwischen beiden Felsen emporstieg, die wilden Vögel in ihren Nestern aufscheuchte, und ein fortdauerndes Geschrei und Gekreisch veranlaßte, war äußerst ergreifend. Eine unregelmäßige Steintreppe ist in den Felsen eingehauen, auf der wir, um das Ausglitschen zu vermeiden, mit nackten Füßen hinan klimmten, und eine Terrasse erreichten, wo vielleicht die Leichen derer liegen blieben, die man von oben herabstürzte; eine andere Terrasse war noch übrig, da aber hier keine Stufen für die Füße ausgehauen waren, und der Fels auch keine vorstehenden Spitzen bot, die man mit den Händen hätte fassen können, so schien jedes Hinaufsteigen höchst unwahrscheinlich; der griechische Lootse indeß, ein hübscher, gut gebauter und behender Mensch, bot augenblicklich eine Wette an, daß er ohne Steick und ohne Leiter hinaufkommen wolle. Die beiden Seiten des Felsens bildeten einen rechten Winkel, waren vollkommen glatt und sehr schlüpfrig durch das fortdauernde Herabrieseln des Regens; zu unserm Erstaunen aber gewann er seine Wette, und klimmte ganz leicht eine Höhe von 24 Fuß hinan, indem er den Rücken gegen die eine Seite anlehnte, und sich mit den Füßen an der andern anstemmte: so schob er sich allmählich hinauf ohne Hülfe der Arme. Zwei oder drei von uns kamen ihm später nach mit Hülfe einiger griechischen Leibbinden, die man zusammenknüpfte, und von hier aus sahen wir deutlich den blauen Himmel durch ein Loch in dem Felsen.

Als wir glücklich wieder herabgekommen waren, gingen wir weiter ostwärts, und kamen an das Kloster, das auf einer unermeßlichen Grundlage steht, die ursprünglich das Gymnasium getragen haben soll: Triglyphen, Säulen und Inschriften waren an manchen Stellen in die Mauern eingefügt. Von diesem Gebäude aus kann man die richtigste Ansicht von dem alten Delphi bekommen, denn man übersieht alle wichtigen Gegenstände. Nicht weit von dem Kloster und in der Nähe der böotischen Straße ist das Heiligthum der Todten. Zu dieser Meinung kam ich hauptsächlich durch meine Erinnerungen an die Stadt Assos im Golf von Adramytti, fast Mitylene gegenüber; dort sind die Ruinen so vollständig, daß nicht nur das Theater mit seinen Sitzen, Proscenium u. s. w., fast unverletzt sind, sondern auch Häuser, Straßenlinien, Stadtmauern, zerbrochene Pilaster von Tempeln noch den Glanz der alten Zeit zeigen, und unmittelbar vor der Stadt mit einer schönen Aussicht ist der Begräbnißplatz, der noch mit Sarkophagen angefüllt ist, die in regelmäßigen Reihen, der

Digitized by Google

eine über dem andern, mit Wegen dazwischen aufgestellt sind. Jeder, der durch die Türkei reist und Griechenland besuchen will, würde sich für einige Stunden, die er in Assos zubrächte, wohl belohnt finden, und hier aus den Trümmern, die weit besser erhalten sind, als man irgend etwas in Griechenland sehen kann, eine allgemeine Kenntniß von der Bauart einer griechischen Stadt schöpfen.

Doch ich kehre zu Delphi zurück. An dem Begräbnißplatze liegt ein Sarkophag unbedeckt, der, obwohl in drei Stücke zerbrochen, nähere Beachtung verdient. Auf der einen Seite ist ein Mann, der ein Pferd führt mit einer Frau zu Fuße vorn und hinten; ihm folgt eine Gottheit aus der Unterwelt, die mit Heftigkeit einen Mann und eine Frau gegen ein mit einer Sichel bewaffnetes Bild des Todes schleppt, und in jeder Ecke sitzt ein Mann in der Stellung des Kummers. Auf der entgegengesetzten Seite folgen zwei Männer einer Frau, die mit einem Buch in der Hand beschäftigt ist, einer Gestalt vom Boden aufzuhelfen; an beiden Enden sind Thiere mit Leopardenschwänzen und Hadichtsköpfen, deren Füße von einer Säule getragen sind, die der über den Thoren von Mycene genau gleicht. Die Bedeutung der Säule ist noch nicht auf eine genügende Weise gegeben worden. Die Arbeit im Allgemeinen, namentlich aber das Karnieß, ist sehr schön, und wären die Bruchstücke vereinigt, so würde der Sarkophag für jedes Museum eine werthvolle Zugabe seyn. Ich bin überzeugt, daß Nachgrabungen an dieser Stelle Schätze zu Tage fördern würden, die alle Erwartung selbst von Kennern übertrafen.

Die Quelle Kerna ist in dem Dorfe, wird aber oft erwähnt, als befinde sie sich an der Stelle des Apollotempels; große Marmorblöcke haben zu dieser Meinung Anlaß gegeben; wenn aber nicht in der Formation des Bodens sehr bedeutende Aenderungen vorgegangen sind, so konnte an dieser Stelle, wo sie sich jetzt befindet, nie Raum gewesen seyn für ein so ungeheures Gebäude, als der Apollotempel allen Nachrichten zufolge war. Nach allgemeiner Uebereinstimmung nahmen wir unsern Imbiß an der Seite der Quelle, froh, einen Vorwand zu finden, um dem Ungeziefer, mit dem die hölzernen Häuser des Landes angefüllt sind, zu entgehen. Die Mauer eines anstoßenden Hauses war augenscheinlich ein Theil der alten Stadt; sie ist mit Inschriften in kleinen Charakteren bedeckt, die jedoch nicht viel Licht auf die Lage des alten Gebäudes zu werfen scheinen, das die Gelehrten aller Nationen so lange und so emsig gesucht haben.

Unter fortwährendem Steigen kamen wir zu dem Stadium, das ziemlich gut erhalten ist, seine Lage stimmt vollkommen zu den übrigen Theilen der Stadt. Der Boden ist gerade breit genug, nicht ein Fuß ist auf beiden Seiten übrig; es beherrscht die Stadt und der majestätische Parnaß erhebt sich unmittelbar darüber. Wir maßen die Arena nicht, bemerkten indeß sogleich, daß sie nicht zu den größten gehöre. Hart daneben steht die Kirche des heiligen Elias, wo nach Anderer Meinung ebenfalls Apollo's Tempel gestanden haben soll.

Wir hatten nun unsern Weg beendigt, ohne eine einzige Inschrift zu finden, worin der Name des Gottes erwähnt gewesen wäre, auch hatten wir keine Höhle oder Loch gefunden, das den berauschenden Dampf ausstieß, der nach Anacharsis die Pythia rasend machte, wenn die Priester sie grausamerweise darüber festhielten: seltsam genug, daß dieses Geheimniß bis jetzt noch immer nicht entdeckt wurde. Der Fuß des Pfeilers, der einst den Dreifuß stützte, welcher zu Platea aus dem Lager des Mardonius genommen wurde, ist der einzige noch vorhandene und anerkannte Ueberrest des delphischen Alterthums. Er steht zu Konstantinopel fest in dem Boden, und ist ein Gegenstand der Verehrung für alle, die jene Stadt besuchen: drei Schlangenhäupter gingen einst aus dem gewundenen Pfeiler hervor, und sind jetzt abgeschlagen, da jedoch die verschiedenen Geschichten Konstantinopels jede einen verschiedenen Bericht von ihrer Enthauptung gaben, so begnüge ich mich mit der Bemerkung, daß die Sache vor wenigstens 140 Jahren geschah.

Die verlängerten Schatten der untergehenden Sonne mahnten uns zur Rückkehr, die wir auch antraten, hinreichend entschädigt für unsere Mühe, und erfreut über Alles, was wir gesehen hatten.

Hochzeitsgebräuche in der Nieder-Bretagne.

Emil Souvestre, der sich seit mehrern Jahren den geschichtlichen Studien in der Bretagne, seinem Geburtslande, widmete, hat kürzlich das Resultat derselben in einem geschichtlichen Roman: „Die letzten Bretagner," bekannt gemacht. Nachstehender Auszug stellt die noch jetzt in jener Provinz übliche Sitte eines Heirathsgesuchs dar.

Acht Tage vor der Hochzeit machen Braut und Bräutigam, jedes für sich, ihre Einladung zur Hochzeit: die Braut in Begleitung des Brautführers, der Bräutigam in Begleitung der Brautführerin. Der Brautführer trägt einen langen weißen Stab in der Hand, hält vor der Thüre jedes Hauses an, und beginnt eine lange Rede in Versen, in welcher er die Hausbewohner einlädt, sich bei dem Gastmahl einzufinden, wobei er den Tag der Hochzeit, den Ort, wo sie gehalten wird, und den Wirth, der die Mahlzeit liefert, bezeichnet. Diese Rede wird häufig durch Gebete und das Zeichen des Kreuzes unterbrochen.

Endlich naht der Tag der Hochzeit heran. Der Versemacher tritt auf in Begleitung des Bräutigams und seiner Verwandten. Die Familie der Braut hält sich im Hausflur auf, mit einem andern Versemacher, der den Auftrag hat, dem erstern zu antworten. Der Versemacher des Bräutigams tritt hervor, und gibt sich, nebst allen denen, die ihn begleiten, zu erkennen, worauf sich folgendes Gespräch in Versen der Landessprache entspinnt.

Der Frager. Guten Tag, Landsleute. Da ihr hier müßig und in Festkleidern versammelt seyd, habt ihr wohl Zeit, einige Worte anzuhören. Wir sind Reisende, die gute Nachrichten bringen. Habt die Güte und nennt uns den Namen dieses Hauses.

Der Antworter. Ich gebe euch allen, die ihr vorübergeht, euren Gruß zurück. Ich will gern glauben, daß ihr ehrliche Landleute seyd. Setzt übrigens immerhin euren Weg fort, denn zwischen euch und mir besteht keine Gemeinschaft.

Der Frager. Wie so, Gevatter? Ich hätte geglaubt, du werdest mich wenigstens einladen, in dein Haus zu treten, um meine Pfeife anzuzünden! Woferne mein Gruß dir gefiel, hätte ich sogar einen Schluck Wein und einen Bissen Brod von dir erwartet. Statt dessen zeigst du mir nichts als den Thürriegel deines Hauses und läßt mich hier außen

Digitized by Google

in der Sonnenhitze stehen. Sag' an, bist du vielleicht ein Neger, oder der Sohn des reichen Mannes im Evangelium?

Der Antworter. Keines von beiden. Aber gar zu oft schon sprachen Vagabunden bei uns ein und verzehrten unsern geräucherten Speck; das hat uns vorsichtig gemacht. Seyd ihr jedoch ermüdet, so will ich euch eine Bank hinausstellen, auf die mögt ihr euch setzen. Bist du damit zufrieden?

Der Frager. Landsmann, ich bin kein Vagabund, vielmehr komme ich zu Erfüllung einer Sendung, die eines Christen würdig ist. Denn es steht geschrieben in der heiligen Schrift, daß vor Zeiten ein Ehemann, Namens Elieser, dasselbe that, was ich heute thue; es steht ferner geschrieben, daß Elieser mit Ehren aufgenommen ward, und daß man ihn nicht vor dem Hause stehen ließ.

Der Antworter. Ja, wenn Elieser zu mir käme! den würde ich von Herzen umarmen, denn dieß war ein Mann des Glaubens und der Religion. Aber heutzutage sind alle Straßen voll von Lügnern und Betrügern, die uns Berge und Meere versprechen und kaum ein Haberkorn halten. Bist du ein Betrüger gleich jenen, so kehre um und nähere dich diesem Hause nicht.

Der Frager. Elieser, mein Vorbild, war treu und wahr. Gott führte ihn zu einem jungen Mädchen, schön wie die Sterne der Wüste; gutthätige Leute öffneten dem Boten ihr Haus, und gaben ihm, womit er seinen Hunger stille. Er aber sprach, er wolle nicht früher etwas zu sich nehmen, bis er den Zweck seiner Sendung gesagt habe. Und auch ich habe keine Zeit zu verlieren. Ich komme in demselben Auftrage, wie Elieser. Ihr mögt euch verstellen, wie ihr wollt, es befindet sich ein junges Mädchen in diesem Hause. Sagt ihr, daß ich hier bin mit demjenigen, den sie mehr liebt, als alle andern auf dieser Erde; er wartet hier, auf daß er sein Leben dem ihrigen für immer vereine. Genug jetzt des Wortkampfes und der Verstellung! Du weißt, daß der Mann hier wohlhabend und gut gesinnt ist.

Der Antworter. Wenn man dich hört, so sollte man glauben, Alles sey bereits im Reinen. Glaubst du denn, trotz deiner seltenen Beredsamkeit, das junge Mädchen, das du siehst, werfe sich dem ersten Besten an den Hals, gleich einem Bund Stroh, den man auf dem Wege unter die Füße tritt?

Der Frager. Der junge Mann, der sie sucht, ist keiner von denen, die man ausschlägt. Mit Leichtigkeit bricht er den Boden um, und zieht in einem Tage mehr Furchen, als drei Tagelöhner. Fällt der Wagen um, so richtet er allein ihn wieder auf. Im Kampfe sind seine Rippen von Eisen und seine Fäuste von Stahl, und in seiner Hand ist der Pendas stärker als der Säbel des Soldaten.

Der Antworter. Und wen könntest du dem jungen Mädchen vergleichen, das du suchest? Hast du gesehen, mit welchem Anstande sie die selbstgemolkene Milch auf ihrem Haupte trägt? Gewandt und leicht ist sie, gleich einem blühenden Zweige. Nie fiel einer ihrer Blicke auf den eines Mannes, und wenn der Tanz beginnt, so steht sie als schüchterne Jungfrau, und hält mit einer Hand die Hand ihrer Mutter, mit der andern die ihrer Freundin. Aber dieses liebliche Wesen ist nicht mehr hier; längst schon hat sie das Haus ihres Vaters verlassen.

Der Frager. Du täuschest mich. Der Taxus ist für den Kirchhof, die Rose für den Garten, und junge Mädchen sind dazu bestimmt, den Herd eines Gemahls zu erheitern. Bringe meine Seele nicht zur Verzweiflung. Führe diejenige, welche ich suche, an der Hand hieher, auf daß die Hochzeit nicht länger verzögert werde, und die sanften Blicke ihrer Anverwandten auf ihr ruhen.

Der Antworter. Gevatter, dir muß man nachgeben, denn du bist allzu dringend. (Er geht in das Haus und führt eine alte Frau heraus.) Ist dieß die Rose, welche du suchest?

Der Frager. An der ehrwürdigen Stirne dieser Frau sehe ich, daß sie ihren Beruf in dieser Welt erfüllt hat; allein sie hat bereits beendet, was die andere anfangen soll; sie ist nicht die, welche ich suche.

Der Antworter (indem er eine junge Wittwe vorstellt). Hier ist ein junges Mädchen, schön wie das Gestirn des Tages. Ihre Wangen blühen gleich zwei Rosen. Ihre Augen sind von Krystall. Ihr Blick verursacht Herzpochen. Ist sie diejenige, welche du suchest?

Der Frager. Allerdings ist ihr Antlitz sanft und frisch, doch scheint es mir, als habe diese Hand schon öfters aus der Wärmflasche den Trank geholt, mit dem man kleine Kinder nährt.

Der Antworter. Dir entgeht nichts (indem er ihm ein zehnjähriges Mädchen vorstellt). Ist es vielleicht diese, welche du suchest?

Der Frager. So war, die ich suche, von 8 Jahren. Eines Tages wird dieses schöne Kind das Glück eines Mannes machen. Doch muß sie noch lange am Spalierbaum bleiben; die andere aber harrt des Korbes, um auf die Tafel des Hochzeitfestes getragen zu werden.

Der Antworter. Genug! Du verdienst diejenige zu erhalten, welche du suchest. (Er führt die Braut aus dem Hause.) Hier ist das junge Mädchen deiner Wahl. — Kinder, eure Hände! Mann, du hast jetzt ein Weib zu vertheidigen und zu beglücken. Mache, daß man sie nie, gleich einer Fremden, an der Pforte deines Hauses weinen sehe; denn Gott rächt die Schwachen und Weinenden.

Nun treten beide Familien in das Haus der Braut. Der Frager folgt ihnen und hält einige Schritte vom Herde an.

Der Frager. Heil diesem Hause, und denen, die darin schlafen. Seit meinen Kinderjahren, als meine Mutter mich noch auf ihren Armen trug, wünschte ich stets, in einen Palast einzutreten. Heute endlich ist mein Wunsch erfüllt, weil ich den Fuß in dieses Haus setzte, wo die Königin der Schönheit wohnt. Hier sind zwei Wesen, welche sich lieben und sich vereinigen wollen. (Er kniet nieder.) O Christus, Quelle alles Wortes und Wissens, gib mir ein, was ich beiden jetzt sagen werde. (Er erhebt sich.) Wohlan, junges Mädchen, beuge dein Knie und senke deine Stirne unter die segnende Hand deines Vaters. — Du weinst? — O blicke auf deinen Vater und deine arme Mutter; auch sie weinen... aber um wie viel bitterer sind ihre Thränen als die deinigen! Sie trennen sich von einer Tochter, die sie auf ihren Armen gewiegt haben, und dennoch müssen auch diese Thränen trocknen. Zärtlicher Vater, sieh' hier deine Tochter, wie sie kniend ihre Arme nach dir ausstreckt. Arme Mutter, reiche ihr die Hände. Gebt dem scheidenden Kinde ein Gebet und euren Segen. (Das junge Mädchen wirft sich in die Arme ihrer Verwandten, die sie mit Thränen und Liebkosungen bedecken.) Und nun genug! — Ihr habt den Geboten Gottes gehorcht. Junges Mädchen, umarme deine Eltern und dann erhebe dich stark, denn von jetzt an gehörst du einem Manne. Ehe ich schließe, bitte ich die hier anwesenden Familienhäupter um die Erlaubniß für ihre Angehörigen, auf der Hochzeit tanzen zu dürfen. Ich lade die Gevattern, welche beide junge Leute über die heilige Taufe gehalten haben, ein, dieß Heirath zu genehmigen und dabei zu erscheinen. — Die Todten, welche uns anverwandt sind, lade ich nicht ein, denn ihre hier ausgesprochenen Namen würden zu viele Herzen brechen. Jeder aber entblöße sein Haupt, wie ich, und bitte die Kirche um die Ruhe ihrer Seelen. De profundis clamavi etc. Alle Anwesenden sprechen dieses Lied mit halber Stimme vor sich hin, während der Frager es laut versagt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 359. 25 December 1835.

Rückblicke.

Wenn wir am Schlusse des Jahres einen Blick werfen auf die Länder, welche im Laufe desselben so oft unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, so geschieht es nicht in der Absicht, von dem Zustande derselben ein allgemeines Bild zu entwerfen, sondern einige Ansichten niederzulegen, so chapsodisch, als unsre Zeitschrift selbst. Skizzen, Bilder, Züge aus dem Leben der Völker und dem Zustande der Länder zu geben, das ist unsere Aufgabe, und wie werden diese, je nach dem Umfang des mehr oder minder reichlichen Materials, um so besser lösen, je richtiger wir die Punkte auffassen, um welche es sich in den einzelnen Theilen des bunten Weltpanorama's gerade handelt. Manche allgemeine Zustände sind in stetigem Fortschritt oder Verfall begriffen, ohne daß weder das Eine noch das Andere eine sonderliche Aufmerksamkeit erregte, anderswo sehen wir gewisse Fragen und Verhältnisse alle andern dermaßen überragen, daß vor ihnen alles Uebrige als unbedeutend oder temporär unwichtig in den Hintergrund zurücktritt. Hier sehen wir ganze Völker und Länder ohne alles selbstthätige Leben, dort ein einzelnes Volk in fieberhafter Thätigkeit die halbe Welt umspannend. Es gibt kein lebensvolleres, mannichfaltigeres Bild, und der reichste und gewandteste Geist wird es nicht ganz erfassen.

Wir wollen uns nicht in abgedroschenen Vergleichungen zwischen dem Alterthum und der jetzigen Zeit herumdrehen, sondern uns mit dem allgemeinen Satze begnügen, daß der neuern Zeit, den neuern Völkern, ein ganz anderes Lebensziel gestellt ist, als den alten. Ohne uns in philosophische Erörterungen darüber einzulassen, dürfen wir nur den Einen Punkt hervorheben, daß jetzt einzelne Erzeugnisse Bedürfnisse fremder Völker, und zwar nicht bloß einzelner Individuen, sondern der Massen geworden sind, wodurch ein Verkehr unter den Ländern und Völkern geweckt wurde, wie ihn die alte Welt gar nicht, oder nur zum Theil im engen Raum des Mittelmeeres kannte. Nehmen wir nur als Repräsentanten der Waaren, die einen solchen Weltverkehr begründen, folgende vier an: Baumwolle, Kaffee, Zucker und Thee. Die erstere beschäftigt in England allein anderthalb Millionen Menschen, ohne den Handelsvertrieb zu rechnen, wohl noch mehr im übrigen Europa zusammengenommen, und der Vertrieb der fabrizirten Waaren in allen Theilen der Welt beschäftigt abermals mehrere Millionen. Kaffee, Zucker und Thee sind die Bedürfnisse eines großen Theils der europäischen Völker geworden, und der letzte hat nicht nur hauptsächlich die Bekanntschaft mit dem einzigen völlig civilisirten, und doch nicht europäischen oder europäisirten Lande erweitert, sondern auch durch seine Verbreitung über ganz Nord- und Mittelasien einen fortdauernden friedlichen Verkehr zwischen Völkern begründet, die sonst sich völlig fremd waren oder nur in blutigen Kriegen kennen lernten.

Nehmen wir indeß China und seinen Verkehr mit Nord- und Westasien aus, so sind es fast nur die Europäer, welche diesen ungeheuren Weltverkehr begründet haben, und die Geschichte soll noch geschrieben werden, welche den Einfluß derselben auf die übrigen Welttheile in seinem ganzen Umfange schildert. Was macht den Europa bewohnenden kaukasischen Stamm zum Herrscher und Leiter der Welt? dürfen wir annehmen, daß große Völkerfamilien, deren Leben sich nur nach Jahrtausenden berechnen läßt, auch ihre Perioden der Jugendkraft und des Mannesalters haben? Seit dem ersten Aufdämmern der europäischen Geschichte vor etwa dritthalb tausend Jahren sehen wir einen Völkerzug aus Asien herüberdringen, die ältern Bewohner unterjochen und vertilgen, so daß jetzt nur noch einzelne Trümmer, wie Inseln aus dem Zeitensturme emporragen. Nachdem dieser Stamm in den Römern die bekannte Welt unterjocht, traten die Deutschen als herrschendes Volk auf, bezwangen Europa, und nachdem die von ihnen gestifteten Staaten Konsistenz und Macht erlangt, sind sie seit 500 Jahren hinüber gegangen nach Amerika, dessen Völker vor ihrem Schwerte erlagen, und zwar auf eine so unbegreifliche Weise, daß viele keinen Anstand nahmen, die Meinung auszusprechen, die ganze amerikanische Race sey, so kräftig auch die einzelnen Individuen sind, sich und altersschwach, und neige sich augenscheinlich dem Grabe zu. Und nicht zu läugnen ist, daß allerdings Vieles für diese Meinung spricht, wenn schon nicht zu verkennen ist, daß man alle so sehr unter sich verschiedenen Nationen Amerika's allzu sehr mit Einem Maße gemessen hat.

Gleich unermeßlich wie auf Amerika, war freilich der Einfluß Europa's nicht auf Afrika und Asien, doch haben die Europäer in beiden Welttheilen Punkte genug im Besitz, von denen aus ihre Waaren, ihre Handelsleute, ihre Waffen, ihre Begriffe und Ansichten eindringen ins Innere, und gleich einem korrosiven

Digitized by Google

Gifte den bisherigen Gesellschaftszustand zerstören oder mindestens erschüttern. Es hat zwar allen Anschein, als ob sie weder in Afrika noch in Asien, das Kap etwa ausgenommen, so ausgedehnte und dauernde Eroberungen begründen werden wie in Amerika, — denn in Afrika hält sie das Klima ab, in Asien eine Unzahl gänzlich widerstrebender Elemente, die sicherlich einst das Fremdartige wieder ausstoßen werden — allein nicht auf diesen materiellen Besitz kommt es an, sondern auf das Herrschendwerden europäischer Begriffe und Lebensansichten, welche den alten Zustand zersetzen und auflösen, wie in Europa selbst die Naturstaaten untergegangen sind, und eine Zeit eingetreten ist, die mit Selbstbewußtseyn ihren innern Organismus zu ordnen sich bemüht.

Die Aufregung der Geister im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert hat jene fieberhafte Thätigkeit hervorgerufen, welche die Schranken Europa's überstieg, Amerika und einzelne Theile Afrika's und Amerika's bezwang, und in gemeinen Seelen als Goldduft, in stärkern Geistern als Drang nach großen Thaten und Wagnissen, in frommen Gemüthern als religiöse Begeisterung sich offenbarte. Wird nicht die fieberhafte Spannung, in der die europäische Menschheit seit fünfzig Jahrrn sich befindet, vielleicht auch sich wieder nach Außen entladen, und um der hie und da hervortretenden geistigen Fäulniß zu entgehen, sich hinwenden zum Lande der Sonne, woher alle großen Weltreligionen gekommen, um dort die Gluth zu neuem Opferbrande zu entzünden? Gewiß ist wenigstens, daß die Bahn der europäischen Menschheit noch nicht zu Ende geht, und der sicherste Beweis dafür ist wohl, daß sie in den Stürmen der letzten Jahrzehente nicht schwach wurde, sondern erstarkte, und eine neue Kraft ihre Glieder zu schwellen scheint.

Doch lassen wir die unsichern Spekulationen über die Zukunft dahingestellt, und halten wir uns an das, was die neuere Zeit hierüber deutlich genug kund gegeben: in Handel und Politik sind große Schritte geschehen, wodurch Europa mit dem Orient bekannter und befreundeter geworden ist. Das Erste war die freilich vorübergehende Eroberung von Aegypten durch die Franzosen, das Zweite der Aufstand der Griechen und die Losreißung Griechenlands vom türkischen Scepter. Nichts hat mehr die Massen der Völker aufgeklärt über den Zustand jener Länder, als diese beiden Begebenheiten; selbst bei ganz ungebildeten Menschen sprach sich das Bedauern, daß jene herrlichen Länder im Besitz solcher Barbaren seyen, und der Wunsch aus, den Ueberfluß unserer Bevölkerung in jene Gegenden ergießen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Handelsschifffahrt auf dem schwarzen Meere.

(Fortsetzung.)

Lieferungsgeschäfte für die Regierung, so wie einzelne Privatunternehmungen geben jährlich einer Anzahl Schiffe zwischen Odessa und den russischen Häfen des schwarzen und asowischen Meeres Beschäftigung. Die Preise der Frachten hängen von dem größern oder geringern Bedarf ab, doch sind sie gewöhnlich niedrig, wegen der Konkurrenz der chersonesischen Küstenfahrzeuge, welche sehr wohlfeil laden; doch ist die Versendung auf denselben mit Gefahr verknüpft, weßhalb man ihnen häufig Schiffe von besserer Bauart vorzieht. Die Fahrt von Odessa nach Taganrog dauert lang und kommt häufig den Schiffen theuer zu stehen, die wegen ihrer Größe von der Bai von Jenikol, wo die Tiefe nur 17 Fuß beträgt, in Lichterschiffe umladen und 15 bis 18 Werste vom Ufer auf der Rhede von Taganrog stehen bleiben müssen. Für die Fahrt nach Taganrog und zurück nach Odessa kann man zwei Monate rechnen.

In Taganrog sind die Frachten gewöhnlich höher als in Odessa, weil man sie für den großen Umweg, für die Kosten und den Zeitverlust entschädigen muß, dem sie durch die Fahrt ins asow'sche Meer, durch das Ein- und Ausladen daselbst, und durch mancherlei Gefahren ausgesetzt seyn können. Werden russische Erzeugnisse über die Gränze versendet, so müssen die Kaufleute manchmal eine bedeutende Fracht zahlen, im Frühjahr wegen der geringen Anzahl von Schiffen auf der Taganroger Rhede, im Herbst, weil das Eis die Schifffahrt zu unterbrechen droht. Verbindungen mit der Türkei und Griechenland sind in Taganrog häufiger als in Odessa, weil man aus dem erstern den Kaviar, Butter, gesalzene Fische und einige sibirische Erzeugnisse ausführt. Seit einiger Zeit hat dieser Hafen auch Geschäfte mit England angeknüpft. Die Fahrt aus fremden Häfen nach Taganrog dauert meist 40 Tage längee als nach Odessa; von Konstantinopel also drei Monate, aus dem Mittelmeer sieben, und aus dem Norden über acht Monate. Das Verhältniß zwischen den Frachten von Odessa und Taganrog möchte wohl das Doppelte für die Levante, die Hälfte für das Mittelmeer, und das Drittheil für die nördlichern Länder seyn, was jedoch selten vorkommt, namentlich in diesen letzten Jahren, wo die Handelsthätigkeit so sehr gesunken war.

In Mariupol, wo nur Getreide und noch einige andere wenige Produkte verschifft werden, hängen die Frachten von denen zu Taganrog ab. Die Ausgaben sind dort viel geringer, denn die Schiffe können weit mehr sich dem Ufer nähern.

Der Handel von Feodosia, Eupatoria und Kertsch beschäftigt meistens nur wenige Schiffe, denn die Krim hat wenige Produkte zur Ausfuhr; das Meiste geht nach Anatolien und Konstantinopel, und dieß wird von türkischen Schiffen um geringen Preis verführt. Viele davon kommen mit Produkten und Industrieerzeugnissen Kleinasiens, und führen Salz, Ochsenhäute, gewöhnliche Wolle, Eisen, Küchenbutter, Getreide und dergleichen aus. In gewöhnlichen Jahren befrachtet man in der Krim wenige Schiffe nach dem Mittelmeere. Die Kosten des Ein- und Ausladens sind dort unbedeutend. Aus Feodosia und Kertsch gehen einige unbedeutende Ladungen nach Mingrelien, und an die seit Kurzem in Cirkassien von den Russen eingenommenen Orte. Dazu werden Boote verwendet, und wenige Schiffe finden hier Beschäftigung. Kertsch führt jährlich gleichfalls auf Nachen eine bedeutende Menge Salz nach den asow'schen Häfen aus.

Das Verführen fremder Waaren nach den türkischen Ufern geschieht durch die Schiffe dieser letztern: die, welche zwischen der Donau und Konstantinopel hin- und herfahren, sind klein,

Digitized by Google

die anatolischen aber, namentlich die zwischen Sinope und Unieh, sind ziemlich groß und gut gebaut. Trapezunt und Sinope sind die einzigen Häfen, in welche schon seit einigen Jahren Schiffe unter christlicher Flagge kommen, meistens mit Salz aus dem Mittelmeer. Kürzlich sind in Trapezunt zwei europäische Handelshäuser gegründet worden, ein englisches und ein genuesisches.

Vor fünfzig Jahren fuhren auf dem schwarzen Meere, das drei Jahrhunderte lang für alle christlichen Flaggen verschlossen war, nur türkische, meist kleine Schiffe. Namentlich lockte sie die Krim, und besonders Kaffa (Feodosia) so wie das anatolische Ufer, dessen Seestädte seit dieser Zeit sehr gefallen sind, weil sie ihres Hauptverkehrs mit den Bewohnern der nördlichen Ufer des schwarzen Meeres beraubt wurden. Nach den Angaben Hrn. Peyssonel's, französischen Konsuls bei dem Khan der Krim, und einigen Reisenden jener Zeit, muß die Zahl der Schiffe auf dem schwarzen Meere sehr beträchtlich gewesen seyn: darunter befanden sich auch Schiffe aus dem Archipel, manchmal auch aus Aegypten.

Im Jahre 1786 waren die Frachten von der Krim nach Konstantinopel folgende.

Ein Ballen Wolle zu 500 Okas	5 bis	6	Piaster.
Tiftik (Kamelhaar), 250 bis 300 Okas	3 bis	4	—
Pferdehaare für den Sack	2 bis	2½	—
Felle, der Ballen zu 6 Okas	—	1	—
Wachs, der Centner	20 bis	22	Para.
Für den Centner anderer schwerer Waaren		2	Piaster.

Der Dukaten stand damals zu 3 Piaster 26 Para, was für den Centner schwerer, nur nach dem Gewicht berechneter Waaren 5 Rubel 60 Kop. ausmacht; d. h. ein Schiff von 275 Tonnen würde jetzt für eine Fahrt nach Konstantinopel 30,000 Rubel erhalten. Diese Fracht war sehr bedeutend, namentlich auch darum, weil die dazu bestimmten Schiffe meist Theil an der Ladung hatten, und folglich die Fracht wohlfeiler übernahmen. Wie sehr hat sich dieß alles seitdem geändert!

Die Verträge, welche nach den Siegen Rußlands mit der Pforte abgeschlossen wurden, öffneten nach und nach das schwarze Meer allen Nationen; die russischen Erzeugnisse, namentlich Getreide, das zur Zeit der europäischen Kriege fast unentbehrlich wurde, brachten alle andern Ufer dieses Meers mehr und mehr in Vergessenheit. Die Zahl der Schiffe, welche aus den russischen Häfen abfuhren, stieg mit erstaunlicher Schnelle: es gab Jahre, wo man ihrer in den verschiedenen russischen Häfen bis zu 2900 zählte, und alle ernteten bedeutenden Gewinn. Jetzt haben zwei Ursachen den Fall der Frachten herbei geführt: die Ausdehnung des Getreidebaus in andern Ländern Europa's, und die große Konkurrenz zwischen den zahlreichen in den russischen Häfen errichteten Handelshäusern; dieß erhöht oft ungemein den Preis einer Waare, die einige günstige Aussichten bietet, der Kaufmann willigt ein, diesen Preis zu zahlen, um sein Kapital anzuwenden, und er hofft, daß bei der gedrückten Lage der Frachtschifffahrt ihm an Fracht wieder hereinkommen werde, was er an den Verkäufer zu viel bezahlte.

Arbeitssystem in französisch Guiana.

Eine Kolonialverordnung bestimmt alle Arbeiten, welchen die Schwarzen auf den Pflanzungen unterworfen sind, auf eine gleichförmige Weise. Sie werden nach Tagwerken verrichtet, welche nach einem durchschnittlichen Verhältniß der Kräfte der Arbeiter berechnet sind. Der Herr nimmt die ganze Summe der Tagwerke zusammen und theilt den Schwächsten unter den Negern nach Verhältniß ihrer Kräfte zu, ohne jedoch deßhalb selbst den Stärksten mehr aufzubürden, als ihnen nach dem durchschnittlich angenommenen Kraftverhältniß zugeschieden ist.

Der Neger bekommt jeden Morgen sein Tagwerk angewiesen, das er unter der Obhut des schwarzen Aufsehers, der dem Herrn dafür verantwortlich ist, vollendet. Die Arbeit beginnt um 6 Uhr Morgens und soll um 6 Uhr Abends zu Ende seyn. Die Verordnung schreibt auch Nachtarbeiten vor, welche nach Verhältniß des Tagwerks bestimmt werden. Der Neger, welcher seine Arbeit vor der bestimmten Stunde gut zu Ende bringt, ist Herr der auf diese Weise gewonnenen Zeit. Wer seine Aufgabe gar nicht oder schlecht liefert, wird gestraft. Begegnet dieß einem Neger, welcher selten oder nie in diesen Fehler verfällt, so ist der Aufseher berechtigt ihm zu gestatten, daß er seine Arbeit mit der des folgenden Tages ablieferе, und dann wird er nicht gestraft.

Nach diesem System darf nicht auf streng anhaltende Arbeit gesehen werden, und man braucht auch keine regelmäßigen Stunden für das Essen und zum Rasten zu bestimmen; die Neger verlassen ihren Platz, und nehmen ihn wieder ein, wann es ihnen gefällt, denn wenn sie nur ihr Tagewerk liefern, so bekümmert sich niemand darum, in wie viel Zeit sie es vollendet haben. Man hat kein Beispiel, daß ein Herr Mißbrauch mit dem Fleiß eines Negers treibt und ihm ein größeres Tagewerk aufgibt. Was der Schwarze in der ihm gehörigen Zeit arbeitet, wird ihm bezahlt. Die Schwarzen, welche sich selbst beköstigen, haben zwei Sonnabende im Monat und den fünften Theil eines Hektaren für sich, den sie mit den Ackerwerkzeugen ihrer Herren bestellen.

Jene Neger, welche von ihren Herren ihren Unterhalt empfangen, haben keinen Anspruch auf Land und freie Tage, jedoch treffen nur wenige Pflanzer diese Einrichtung, weil sie die Schwarzen unzufrieden macht, sondern halten es lieber mit der andern, bei welcher die Neger ein bequemeres Leben führen.

Der Sonntag wird auf allen Pflanzungen gefeiert. Die Missionäre haben gestattet, daß nach dem Morgengebet gearbeitet werden darf, und so benutzen denn die Neger den Sonntag nebst den ihnen frei gegebenen Sonnabenden für sich. Ihre Herren geben ihnen Gelegenheit ihre Erzeugnisse auf den Markt schaffen zu können, ja sie gehen noch weiter, sie handeln ihnen Arbeitstage gegen einen Lohn von 2 bis 3 Franken für das Tagwerk, je nach der Beschaffenheit der Arbeit, ab, und so bieten sich oft während der Zuckerernte die Neger des Sonntags zur Arbeit an, wofür sie gewöhnlich 3 Franken erhalten. Ein Beweis, daß Geld das beste Mittel ist, die angeborne Trägheit des Menschen zu überwinden. Nie erhebt sich in dieser Hinsicht zwischen Herren und Sklaven auch nur der geringste Streit.

Diesem milden System, das seit den 55 Jahren, seit denen die Sklaverei in Guiana wieder hergestellt wurde, dort besteht, dankt man die daselbst herrschende ununterbrochene Ruhe: ihm dankt man es ferner, daß man mit 15,000 arbeitenden Negern bedeutende Urbarmachungen und Austrocknungen unternehmen, den Anbau der Gewürze und des

Digitized by Google

Zuckers, bei welch letzterem 50 Dampfmaschinen im Gange sind, einführen, den Anbau des Rucub vervollkommnen und den der Baumwolle erweitern konnte.

Demselben System wird man auch einen glücklichen Uebergang zu dem der Freilassung der Neger verdanken, wenn man sich die gehörige Zeit nimmt, um die mit demselben verbundene Lehrzeit gehörig zu bestimmen.

Durch die Sparkassen unterstützt und durch den Rath der Missionäre geleitet, werden die Neger, welche bereits innig an ihrer Hütte, ihrem Garten, an dem Hause des Herren und dem Kirchhof hängen, wo die Gebeine ihrer Väter liegen, sich für immer zu den Pflanzungen halten, wo sie einen Wohlstand genießen, der mit der Freiheit zunehmen wird. Eine Veränderung in dieser Kolonie übereilen, wäre höchst unvorsichtig, und würde die Existenz eines Landes bloßstellen, dem seine herrliche topographische Lage eine Zukunft voll Glück und Wohlstand verspricht.

Parlamentarische Skizzen.

J. S. Buckingham.

Herr Buckingham, das Mitglied für Sheffield, ist ein Mann, dessen Name während der letzten acht oder zehn Jahre beim britischen Publikum in hohem Ansehen stand. Seine Reisen in Mesopotamien und andern östlichen Ländern gehören zu dem Besten, was über jene Gegenden erschienen ist. Sein Oriental Herald, ein Journal, das dem größten Theil seines Inhalts nach von ihm selbst geschrieben war, war ein Journal von hohem Verdienst, nur hat sein Styl den Fehler, daß er zu wortreich ist.

Als Parlamentsmitglied hat er keinen großen Ruf erlangt. Bei seinem ersten Eintritt ins Haus bemühte er sich, durch sehr lange Reden sich einen Namen als Gesetzgeber zu machen, aber der Versuch schlug fehl. Es herrscht ein starkes Vorurtheil gegen ihn, indem man ihn für einen politischen Abenteurer hielt. Sobald er sich erhob, um zu dem Hause zu sprechen, so war dieß ein Signal zu einem oft erzwungenen Husten, Gähnen und andern Zeichen der Unachtsamkeit. Die Folge war, daß er nur selten oder gar nicht mehr spricht. Dabei besuchte er das Haus während der letzten Sitzung sehr nachlässig, obschon er früher in dieser Hinsicht unter den 658 Mitgliedern eines der pünktlichsten gewesen war.

Herr Buckingham ist ein angenehmer Redner; seine Manier hat viel Gefälliges, und es gibt nicht leicht ein Parlamentsglied, das fließender spräche als er. Seine Stimme ist wohltönend und einschmeichelnd, doch spricht er stets in demselben Ton. Seine Gebärden sind anmuthig, doch mangelt es ihnen an Kraft. Er vermag zu jeder Zeit und bei jedem Gegenstand zu sprechen. Von Person ist er groß und wohlgebildet. Der Mühseligkeiten ungeachtet, die er auf seinen großen Reisen in tropischen Ländern zu überwinden hatte, scheint er doch noch von kräftiger Konstitution und im Besitz einer trefflichen Gesundheit zu seyn. Sein Gesicht ist angenehm, sein Haar lichtgrau und seine Stirn besonders schön. Seine Züge sind regelmäßig, aber stark markirt. Sein Gesicht ist voll und hat einen sehr verständigen Ausdruck. In Benehmen und Sitten ist er ganz Gentleman. Er mag etwa 50 Jahre alt seyn.

Doktor Bowring.

Dr. Bowring ist ein Mann von mannichfachen, wiewohl nicht gründlichen Kenntnissen. Er hat in fast allen Fächern der Literatur geschrieben und gut geschrieben. Vor mehrern Jahren leitete er die Redaktion des Westminster Review. Seine politischen Artikel in dieser Zeitschrift zeichneten sich mehr durch leichten und regelrechten Styl, als durch originelle Auffassung und umfassende Ansichten aus. Als Polyglotte ist er am berühmtesten, und als solcher steht er unübertroffen da. Er besitzt genaue Kenntnisse von fast allen europäischen Sprachen, und hat Uebersetzungen von Dichtern der meisten derselben geliefert. Auch hat er selbst einige poetische Arbeiten geliefert, die aber, außer der Eleganz des Styls und das anmuthige Gefühl, das aus den meisten derselben spricht, nur wenig Verdienst haben. Er ist kein guter Redner, denn sein Vortrag hat etwas Schleppendes. Seine Stimme ist hell und verständlich, doch scheint es, daß er sie nicht zu beherrschen versteht; er spricht oft, aber nie lange. Den Erwartungen, welche seine Freunde bei seinem Eintritt ins Haus von ihm hegten, hat er nicht entsprochen. Er hat zwei große Fehler begangen; der erste ist, daß er zu oft über unbedeutende Gemeinplätze sprach, und der zweite, daß er nie eine Motion von beherrschendem Interesse einbrachte, und nie eine ausführliche Rede über irgend eine von andern vorgebrachte große Frage hielt. Das Haus besucht er sehr regelmäßig, und ich kenne wenig Mitglieder, welche hierin so pünktlich sind als er. Stets sieht man ihn geschäftig mit einem Bündel Papiere in der Hand sich umhertreiben.

Dr. Bowring ist von Person unter Mittelgröße, sein Haar schwarz und sein Gesicht bleich. Er ist kurzsichtig und trägt deßhalb Augengläser. Sein eckiges Gesicht mit leicht vorragendem Kinn drückt mehr Gutmüthigkeit — die er in hohem Grade besitzt — als intellektuelle Fähigkeiten aus. Er ist nicht alt, und man möchte ihm, dem Ansehen nach, nicht viel mehr als 40 Jahre zugestehen. Ist er auch kein glänzendes Mitglied des Hauses, so verspricht er doch eines der nützlichsten zu werden, denn er verbindet mit genauer Achtsamkeit auf seine parlamentarischen Pflichten ein gesundes Urtheil und die strengste Rechtschaffenheit.

Miscellen aus indischen Journalen.

Die Aufhebung des Persischen als Geschäftssprache im westlichen Indien und seine Ersetzung durch das Hindostani findet mehr und mehr Beifall, und man erwartet, daß bald auch in Bengalen das Bengali an die Stelle des Persischen treten werde.

*

In einem bengalischen Almanach für das Jahr 1248 (1834), der, wie es scheint, dem Matthias Laensberg als Vorbild dienen könnte, steht unter Anderem die Prophezeihung, der Ganges werde nur noch 64 Jahre dauern. Diese Idee herrscht im ganzen Lande von Hardwar, wo der Strom das Gebirge verläßt, bis ans Meer, und die Meinung ist allgemein, daß der Strom nach Verfluß dieser Zeit verschwinden werde.

Vermischte Nachrichten.

Die letzten Nachrichten von der Expedition Dr. Smiths ins Innere von Afrika sind vom 10 Junius aus Mattelikatzi's (Mosetekatzi's) Kraal, 25° 24′ S. B. 27° 47′ O. L. v. Gr. (10° 7′ von Ferro) und lauten günstig. Dr. Smith und seine Gefährten wurden von dem Häuptling am Molopo-Fluß gut aufgenommen und nach seiner Residenz geleitet. Am 12 Junius wollten sie die Quellen des Limpopo-Flusses und das umliegende Land erforschen, und auf dem Rückwege von da wo möglich nach dem großen See gegen Norden vordringen.

*

Das Denkmal, welches dem Grafen Grey zu Newcastle errichtet werden soll, wird aus einer prachtvollen Säule bestehen, auf welcher das Standbild des Grafen kommt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 360. 26 December 1835.

Dampfschifffahrt auf der untern Seine.

Es war ein Amerikaner, Hr. Beasley, Konsul der Vereinigten Staaten, der zuerst die Dampfschifffahrt zu Havre einführte. Vor etwa 15 Jahren ließ dieser geschickte Spekulant den Triton, ein Dampfboot von 30 bis 40 Pferdekraft, erbauen, mit der Bestimmung, die Kommunikationen zwischen Havre und Harfleur zu erleichtern. Früher bediente man sich zu diesem Zwecke kleiner Sloops, welche 3 bis 4 Stunden brauchten, um jenen Weg von 3 Seemeilen zu hinterlegen. Heutzutage wird derselbe Weg in 3/4 Stunden auf eleganten Dampfbooten zurückgelegt, welche den Rückweg mit derselben Fluth ausführen. Der Triton ist jedoch bereits außer Kurs. Dieses alte Schiff ward ersetzt durch den Havre und den Rouen, zwei andere Dampfboote des Hrn. Beasley, und erhielt sofort die Bestimmung, die mit dem Hafenschlamm angefüllten Fahrzeuge nach der offenen See aus Schlepptau zu nehmen. Er liegt jetzt rechts vom Hafen auf dem Strande, wohin ihn ein Windstoß geschleudert hat.

Der Erfolg des Triton führte zu neuen Versuchen. Um Havre mit Rouen zu verbinden, wurden zwei Dampfschiffe gebaut, welche die Namen Herzogin von Angoulême und Herzogin von Berry erhielten. Später wurden der Havre und der Rouen zu derselben Fahrt verwendet. Man brauchte mit diesen Schiffen zu Berge 10 bis 11 Stunden, indem die Fahrt durch das Steigen der Fluth begünstigt wurde, zu Thale brauchten sie oft 15 bis 16 Stunden. Die Neuheit lockte viele Reisende zu dieser Fahrt herbei, welche man heutzutage sehr langsam finden würde.

Im Jahr 1829 ward in Folge der Einführung der Schiffe mit hohem Druck nach dem System des Hrn. Cavé eine Art von Umwälzung in der Schifffahrt bemerkt. Hr. Cavé war damals Aufseher in einer Fabrik, in welcher durchaus keine Dampfmaschinen angewendet wurden. Mit einem richtigen Blicke der praktischen Mechanik in hohem Grade ausgerüstet, unternahm er die Ausbesserung von vier eisernen Schiffen, welche zu Charenton gefertigt und zur direkten Verbindung zwischen Paris und Havre bestimmt worden waren, die man jedoch bis jetzt nicht hatte brauchen können. Das von ihm angewandte System des hohen Druckes gelang vollkommen. Seit 7 Jahren machen diese 4 Schiffe die Fahrt ununterbrochen hin und her, ohne etwas Anderes, als unbedeutende Ausbesserungen zu bedürfen. Später baute Hr. Cavé die Eva mit 100 Pferdekraft, den Vesuv mit 80 Pferdekraft, und den Neptun mit 120 Pferdekraft, welche die Boote und größeren Schiffe bis nach Trait, zwischen Meillerage und Jumièges bugsiren, woselbst der Leinpfad der Seine beginnt.

Die Schiffe des Hrn. Cavé haben eine ungleich größere Geschwindigkeit, als die früheren. Der Neptun hat, was bisher in der Seineschifffahrt unerhört war, den Weg von Havre nach Rouen in 6 1/4 Stunden zurückgelegt. Allein alle diese Schiffe wurden nur zum Bugsiren verwendet, während die Reisenden auf die alten Schiffe beschränkt waren, von denen die Herzogin von Berry sich seit der Julusrevolution in „das junge Frankreich" umgewandelt sah, bis endlich der Hafen von Rouen den Louis Philipp nach Havre sendete. Dieses Schiff ward erbaut von Hrn. Pauwells, dem Gründer der Gasbeleuchtung zu Paris und Rouen; Hr. Cavé lieferte die Dampfmaschinen, anfangs ward es zur Fahrt zwischen Rouen und La Bouille, einem Marktflecken, 5 Stunden von ersterer Stadt, bestimmt. Im Jahre 1838 ward der Louis Philipp durch das kleinere Dampfschiff, die Emma, bestimmt zum Dienste zwischen Poissy und Rolboire, ersetzt, und zur Fahrt nach Havre verwendet. Damals erfreuten sich die Reisenden auf dieser Linie zum Erstenmale eines Dampfschiffes, das den Weg von Havre nach Rouen in 7 bis 8 Stunden zurücklegte, und das Publikum, das seither die Wege zu Lande überfüllt hatte, drängte sich jetzt zur Wasserstraße, welche den wichtigen Vortheil größerer Schnelligkeit und Oekonomie darbot.

In diesem Jahre 1835 erstanden zwei neue Paketboote von Havre nach Rouen: der Gallier, ein niedliches wohlgebautes Schiff, dessen Dampfmaschine jedoch zu schwach ist, und die Normandie, ein wahrer Leviathan der Seine. Dieses schöne Schiff, hervorgegangen aus den Werkstätten des Hrn. Normand zu Havre, wird in Bewegung gesetzt durch zwei englische Maschinen von niederem Drucke von der Kraft von 120 Pferden, die in Allem der Maschine des Sphynx, jenes Musterschiffs der französischen Militärmarine, ähnlich sind.

Die Normandie ist 176 Fuß lang und 23 Fuß breit; die innere Einrichtung ist äußerst bequem, und an Schnelligkeit übertrifft sie alle bisher in Frankreich und England eingeführten Dampfschiffe. Diesen Sommer machte sie häufig 36 Seemeilen

Digitized by Google

in 5½ Stunde. Gleichwohl hat ihr Bau das Problem der Schiffbarkeit der Seine noch nicht vollständig gelöst. Das prächtige, mit einer ungeheuren Gewalt ausgerüstete Schiff geht zu tief im Wasser, um zur Zeit der Ebbe und an den Stellen des todten Wassers über die Sandbänke der untern Seine wegzukommen. Zu gewissen Zeiten hat die Wasserstraße oft kaum eine Tiefe von 4½ Fuß. In diesem Falle muß die Normandie, welche über 5 Fuß tief geht, zu Havre oder zu Guilleboeuf liegen bleiben, und ihre Passagiere an den Louis Philipp abtreten, der weniger tief im Wasser geht, dessen Kiel aber doch häufig den Schlamm des Flußbettes aufregt. Mit Hülfe der Konkurrenz dieser beiden Schiffe fährt man jetzt von Rouen nach Havre um 5 Fr., während der Mittelpreis der Eilwägen für denselben Weg 12 bis 15 beträgt.

Die Gesellschaft der Normandie läßt gegenwärtig ein anderes flacheres und in seinen Verhältnissen minder gigantisches Schiff bauen. Auf der andern Seite will Hr. Pauwells auch den Louis Philipp durch ein Paketboot unterstützen, dessen Maschine aus seinen Werkstätten hervorgehen soll. Wie dieser Wettstreit auch ausfallen mag, das Publikum kann dabei nur gewinnen.

Dem hier Gesagten zu Folge beschäftigt gegenwärtig die Dampfschifffahrt von Rouen bis zum Meere 1) Drei Paketboote, den Louis Philipp, den Gallier und die Normandie. 2) Vier eiserne Boote, welche Barken ans Schlepptau nehmen. 3) Sechs weitere Bugsirschiffe, nämlich drei mit hohem und drei mit niederm Drucke, im Ganzen 13 Dampfschiffe. Hiezu kommen noch folgende:

Der Pilotin, ein Bugsirschiff von der Kraft von 60 Pferden, das von einer Assekuranz-Gesellschaft zu Rouen in England gekauft wurde.

Der Rouen, der Havre und der Adler, alte Paketboote, welche bald nach Harfleur, bald nach Rouen fahren, die aber mit den neu erbauten Dampfschiffen den Vergleich nicht aushalten können. Der Franzose, ein elegantes Schiff mit einer Maschine von großer Kraft, das häufig den Weg von Havre nach Harfleur in 35 Minuten zurücklegt. Der Havre und der Hamburg, welche eine regelmäßige Kommunikation zwischen Haore und Norddeutschland herstellen. Diese zwei zu Havre erbauten höchst eleganten Paketboote segeln rascher, als die besten englischen Dampfschiffe; zwischen Havre und Southampton endlich versehen englische Paketboote den Dienst.

Zu Havre bildet sich eine Gesellschaft zur Errichtung zweier Paketboote zwischen Havre und Lissabon, jedes zu 600 Tonnen, und von einer Kraft von 150 Pferden. Eine andere Gesellschaft richtet einen täglichen Dampfschiffdienst zwischen Havre und Caen ein. Auch ist von einer regelmäßigen Fahrt zwischen Havre und New-York die Rede, die aber schwerlich zur Ausführung kommt, da bis jetzt wenigstens die Zahl der Reisenden die Kosten nicht decken würde.

Die Dampfpaketboote sind vielleicht die einzigen Unternehmungen, für welche man zu Havre mit Leichtigkeit Kapitalien findet. Die meisten werfen einen schönen Gewinn ab. Die Aktien des Franzosen geben eine Prämie von 30 Proz., die der Normandie von 8 Proz. Seit der Errichtung der Paketboote auf der Seine hat sich kein einziger Unfall durch Dampf mehr zugetragen. Seit die Schiffe durch Dampfboote bugsirt werden, gibt es auf den Sandbänken der untern Seine, wo die Schifffahrt ehemals gefahrvoller war, als der Weg von Frankreich nach Amerika, nicht mehr Unglücksfälle, als auf jeder andern Fahrt. Man hört nicht mehr, wie ehemals davon reden, daß Schiffe durch Westwinde 2 bis 3 Monate lang zu Guilleboeuf festgehalten werden. Um 2 Fr. 10 Cent. die Tonne zu Berge und 1 Fr. 50 Cent. zu Thale wird der ehemals so gefahrvolle Weg über die Sandbänke der untern Seine heutzutage mit Leichtigkeit zurückgelegt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Amerika.

Gehen wir wie bei den Gebirgen und Strömen von Westen gegen Osten, von der neuen in die alte Welt, so bietet uns in neuern Zeiten das junge Amerika ein viel bunteres Bild als früher; zwar die lärmenden Unabhängigkeitskriege sind verhallt, aber eine Ordnung will sich, namentlich in Südamerika, immer noch nicht finden. Für beinahe ganz Amerika gab es nach der Entdeckung und Eroberung durch die Europäer kein wichtigeres und folgenreicheres Ereigniß als die Einfuhr der Neger. Sie hat einem großen Theil Amerika's eine ganz neue Bevölkerung gegeben, und es ist gar kein Zweifel, daß im Laufe weniger Jahrhunderte, vielleicht weniger Jahrzehnte, noch manche Negerstaaten entstehen müssen. Westindien gehört den Negern beinahe ganz; in manchen Theilen Brasiliens, wo die Einfuhr in beträchtlicher Menge noch immer fortdauert, müssen sie allmählich ein bedeutendes Uebergewicht erringen, in Columbien und Peru läßt es die Eifersucht und der Haß zwischen den verschiedenen Schattirungen der Farbe nicht zur Ruhe kommen, im südlichen Theile Nordamerika's stehen die Neger drohend da, und nur in den Ländern weit jenseits der Tropen, sind sie in geringer Anzahl und machtlos. Das ist die Folge des Klima's: in den Tropenländern verkümmert der Europäer, wird schwach, träge und kraftlos, der Neger folgt zum Theil seiner Neigung zur Indolenz, aber die Mischlingsracen zeigen sich kraftvoll und intelligent, und wenn sie noch keine höhere Stellung errungen haben, so trägt nur ihre vergleichungsweise noch schwache Zahl die Schuld, ein Fehler, den sie jedoch von Tag zu Tage mehr ablegen.

Südlich, westlich und nördlich von Buenos-Ayres sind noch zahlreiche reine Indianerstämme, deren Lebensart sich seit der spanischen Ansiedlung an der Küste und zum Theil im Innern des Landes wesentlich verändert hat: sie erhielten von den Spaniern die Pferde, und sind nun ein keckes, räuberisches Reitervolk geworden, das mit den Gauchos, den zerstreuten Bewohnern des innern Landes, in ewigem Kampfe liegt, so daß die innern Ansiedlungen in keiner Art gedeihen wollen. Ein bedenklicher Zug dabei ist, daß nicht selten Weiße aus dem Ost- wie dem Westabhang sich mit den Indianern verbinden, und Jahre lange verheerende Kriege führen, ohne daß die schwachen Staaten

Digitized by Google

Chili und Buenos-Ayres ihnen einen wirksamen, andauernden Widerstand entgegensetzen konnten. Es hat demnach nicht den Anschein, als ob dieser Zustand sich so bald zum Vortheil der europäischen Ansiedlungen ändern wolle, da es den indianischen Schaaren leicht ist, sich tief in die pfadlosen Steppen zurückzuziehen, und ein glühender Haß gegen die fremden Eindringlinge einen großen Theil dieser Stämme belebt. Einige Züge aus diesem Bilde liefert der Krieg von Buenos-Ayres gegen die Pampa-Indianer (s. Nr. 34 f.), und das Verhältniß des Staats Chili zu seinen indianischen Nachbarn (s. N. 107).

Von dem größten Staate Südamerika's, dem Kaiserthum Brasilien, wissen wir ungemein wenig, wenigstens, was das Innere dieses ungeheuren Landes betrifft. Nach neuern Zählungen hat der Staat etwa so viel Sklaven als Freie; wie viele Mulatten und Mestizen aber unter diesen Freien sind, wissen wir nicht, vermuthlich ist ihre Anzahl nicht ganz gering. Vielleicht ist in ganz Amerika die Gefahr einer Verbindung der Neger mit den Indianern nirgends größer.

Chili und Bolivia, mit Ausnahme der Indianer fast nur von spanischen Kreolen bewohnt, genießen vergleichungsweise einer großen innern Ruhe, und ihr Wohlstand scheint im Fortschreiten begriffen, desto schlimmer sieht es mit Peru und den Staaten aus, die das ehemalige Columbien bilden: Neugranada, Venezuela und Ecuador. Ihre Bevölkerung besteht größtentheils aus Mischlingen, die aus den Ehen von Europäern, Negern, Indianern und deren Kindern entsprossen sind, und meist in bitterem Haß einander gegenüber stehen. Leicht gewinnt sich dort das Leben, die Bedürfnisse sind gering, zudem haben sie den Stolz der Armuth von den Spaniern geerbt, und so folgen sie leicht, von Raubsucht und Liebe zum Müßiggange getrieben, dem Anführer, der ihren Begierden zu schmeicheln weiß. Fort und fort dringen Nachrichten von Kämpfen unter den Anführern aus jenen Ländern herüber, es ist aber verlorene Mühe, einen Sinn und Zusammenhang in diese Bewegungen bringen zu wollen; nicht die Interessen gewisser Ländertheile oder Volksklassen erzeugen Parteien, sondern die Launen der Anführer, welche das nicht minder launische Glück emporhebt. Wie diese Länder ohne die Herrschaft eines kräftigen Despotismus zur Ruhe kommen sollen, ist in keiner Art abzusehen, und der jetzige Zustand derselben ist die glänzendste Rechtfertigung für Bolivars allerdings ziemlich strenge Herrschaft.

Einen ganz verschiedenen Anblick bietet Mexiko; von seinen acht Millionen Einwohnern bilden die spanischen Kreolen nur e i n e, die reinen Indianer vier, und die Neger und Mischlinge, namentlich Zambos, Mischlinge von Negern und Indianern, die übrigen drei. Die Kreolen, unter sich zerfallen und in ewigem Hader, nehmen sichtlich ab, und das indianische Element scheint im Steigen, denn die Revolution gab ihnen die Waffen in die Hand, die meisten sind in deren Führung geübt, und an Zügen, daß sie einen tiefen Haß gegen die spanischen Kreolen hegen, fehlt es nicht. Spanien war kein milder Herrscher über seine Kolonien, aber die Lage der Indianer ist seit der Revolution allenthalben schlechter geworden, wo die Indianer sich des Drucks nicht mit den Waffen in der Hand erwehren konnten. Die spanische Regierung hatte frühzeitig eingesehen, daß der Indianer im Verkehr mit dem Europäer stets übervortheilt werden würde, und daß der durch solche Reibungen erregte Haß seiner Herrschaft gefährlich werden müsse, um so mehr, als dadurch auch die Ausbreitung des Christenthums gehindert wurde. Darum wurde in Südamerika und in Mexiko die Einrichtung getroffen, daß in einem Indianerdorfe, das die spanische Herrschaft anerkannte, nur ein Padre, oft selbst ein Indianer, sich befand, allen andern Spaniern war verboten, sich in die Missionen, wie man diese Anstalten nannte, zu begeben, eine zur Verhinderung der Indianerbedrückungen sehr wohl berechnete Maßregel. Aber diese, wie so manche andere nicht genug gekannte und geschätzte Einrichtung der spanischen Kolonien ist in Folge der Revolution zerstört worden, die Missionen sind meist verödet, die Dörfer durch den Krieg verwüstet, dem, wie alle Erfahrung ausweist, verderblichen nahen Verkehr der Europäer mit den Indianern ist kein Zügel mehr angelegt, und doch ist in keiner der ehemals spanischen Kolonien die Zahl der weißen Einwohner so stark, und die Fortschritte der Bodenkultur so sicher und stetig, wie in Nordamerika, daß dadurch den Indianerstämmen Tod und Vernichtung bei der Berührung mit den Weißen schon gewiß wäre. Im Gegentheil zeigt sich augenscheinlich in Mexiko bei der Indianerbevölkerung viel selbstständiger Sinn, einige Gemeinden schließen alle Europäer ohne Unterschied aus (s. den Ausflug ins Thal von Cuernavaca), die Erinnerungen an das alte mexikanische Reich sind noch keineswegs erloschen, nicht einmal das Andenken an den alten Götzendienst, und so sehr der Indianer den papa español, der ihn von den verabscheuten Menschenopfern befreite, kindlich verehrt, so wenig liebt er den Kreolen, und eine dereinstige gewaltsame Restauration der mexikanischen Herrschaft ist ein Ereigniß, das keineswegs unter die Unmöglichkeiten zu zählen ist. Aeußere Kriege und innere Unruhen müssen nothwendig dazu beitragen, eine solche Möglichkeit der Erfüllung näher zu bringen.

Gehen wir von Mexiko hinauf nach den Vereinigten Staaten, so treffen wir hier, wenn wir von der alle Staaten gleichmäßig umfassenden Regierungsform absehen, auf ein höchst seltsames Gemisch, und der Schimmer von Einheit und Uniformität, der lange über dem Ganzen schwebte, scheint mehr und mehr zu verschwinden. Die Vereinigten Staaten zerfallen in drei scharf geschiedene Theile, der Nordosten, der Westen und der Süden: auch diesen letztern kann man theilen in Ost und West, oder ins atlantische Uferland und das Mississippi-Becken. Die Indianer sind hier vergleichungsweise unbedeutend, könnten jedoch, namentlich da die Pawnies, wie die Pampaindianer in Südamerika, zu reitenden Horden geworden sind, unter gewissen Verhältnissen noch bedeutend werden. Im Nordosten ist durchaus europäische Gesittung: große Städte, Handels- und Gewerbsthätigkeit, im Westen fast nur Ackerbau, und Handel hauptsächlich nur, um die Produkte zu verführen; im Süden herrscht das Plantagewesen und Sklaverei, im östlichen Theil so, daß die Weißen den Schwarzen die Wage halten oder überwiegen, im Westen oder Mississippi-Becken in sichtlich umgekehrter Richtung.

Seit Kurzem hat die Sklavenfrage alle andern überragt und

Digitized by Google

mit Recht, denn sie ist für den Bestand der Union eine Frage über Leben und Tod. Daß sie aber so schnell und unvermuthet zur Lebensfrage emporwuchs, das ist die Folge der tiefen Politik, mit welcher die englische Regierung die Emancipation der Sklaven auf ihren westindischen Besitzungen betrieb und ausführte: die 20 Millionen Pfund Sterling sind nicht umsonst ausgegeben, sie vertreten die Stelle von Flotten und Heeren. Indeß war Englands Schritt keineswegs ganz freiwillig. Damit Westindien nach alter Weise plantagenaetig ausgebeutet werden könne, dazu bedarf es einer freien Einfuhr an Holz, Getreide und Fleisch; diese Lebensbedürfnisse erhielten die englisch-westindischen Inseln vor dem Unabhängigkeitskriege der Vereinigten Staaten aus diesen jeden Augenblick schnell und wohlfeil; nach dem Unabhängigkeitskriege ward dieser Handel mit den Vereinigten Staaten verboten, und derselbe dem treugebliebenen Canada allein vorbehalten, das die Bedürfnisse der Westindier weder in gehöriger Menge und Wohlfeilheit, noch schnell genug befriedigen konnte. Durch den hohen Preis dieser Lebensnothwendigkeiten sanken die Güter im Werthe, denn Sklaveneinfuhr und Sklavenarbeit lohnte nicht mehr in gleichem Grade, und England dachte an die Emancipation. Wäre England aus dem großen europäischen Kampfe nicht als Sieger hervorgegangen, so hätten die westindischen Inseln aus Furcht vor dem Beispiele von Haiti, das noch wie vernehmt ist, und mit dem keine andere Insel verkehren will, sich mit Nordamerika vereinigt, das sie im Besitz ihrer Sklaven geschützt hätte. Aber England war zu mächtig, als daß der Versuch zu wagen gewesen wäre, und nun gibt England, über seine Gefahr belehrt, den Streich zurück, der seine Macht bedrohte.

(Fortsetzung folgt.)

Die siamesischen Zwillinge Chang-Eng.

Wir entlehnen dem National folgenden Bericht eines Arztes über die beiden siamesischen Brüder:

Sie sind durch ein Stück Fleisch verbunden, welches sich von dem untern Theile der Brust bis an die Nabelnarbe erstreckt. Es ist sicher, daß die Höhlungen der beiden Brüste in keiner Verbindung mit einander sind, aber gewiß ist auch, daß die Höhlungen des Unterleibes in Verbindung stehen. Man stecke den Finger durch die Nabelnarbe in den Unterleib hinein, wenn dann die jungen Leute husten, so fühlt man, daß die Eingeweide sich in der Höhlung bewegen, die das Stück Fleisch enthält.

Dieses ist natürlich mit Haut überzogen, und sonderbar ist, daß wenn man dasselbe in der Mitte berührt, die beiden Zwillinge zugleich die Berührung empfinden, wenn man aber auf die rechte oder auf die linke Seite von dieser Linie abweicht, so ist derjenige, dem man sich nähert, der einzige, der etwas empfindet, während der andere nicht das Geringste fühlt.

Die englischen und amerikanischen Chirurgen haben zu wiederholten Malen untersucht, ob es möglich wäre, die beiden Individuen durch eine Operation zu trennen. Nach der Beschreibung, die ich so eben von dem Verbindungsstücke gegeben, ist offenbar, daß ein Einschnitt in das Darmfell eindringen würde, und daß folglich an keine solche Operation gedacht werden kann. Außerdem ist zu bemerken, daß ein Gespräch über diesen Gegenstand für die beiden Brüder sehr unangenehm ist; sie wollen nicht davon reden hören; weit entfernt, daß sie den geringsten Wunsch empfinden getrennt zu werden, würde es ihnen sehr leid seyn, wenn eine solche Operation, angenommen, daß sie möglich wäre, ausgeführt würde. Man hat so oft sagen hören, daß sie noch nie einen einzelnen Menschen so glücklich gesehen hätten, wie sie es bei ihrer sonderbaren Zweiheit seyen. Auch können sie sich kein abgesondertes Daseyn denken, und wünschen keines.

Eng und Chang (so heißen die beiden Zwillinge) sind in einem kleinen Dorfe an der siamesischen Küste, 20 Stunden von Bankok, im Mai 1811 von chinesischen Eltern geboren worden.

Ihre Geschmacke für die Nahrungsmittel sind durchaus die nämlichen; was dem einen gefällt, gefällt auch dem andern. Diese Bemerkung gilt nicht allein für ihre Nahrung, sondern auch für Personen und die Dinge, mit denen sie in Berührung kommen. Sie empfinden immer Hunger und Durst zu den nämlichen Stunden; fühlen um die nämliche Zeit Bedürfniß nach Schlaf und erwachen auch im nämlichen Augenblicke wieder. Der eine wacht nie, während der andere schläft, und man braucht nur den einen zu berühren, um sie beide zu wecken. Wenn sie im Bett liegen, so müssen sie nicht nothwendig immer in der nämlichen Stellung liegen bleiben; wenn einer sich auf die andere Seite legen will, so rollt er sich über den andern hinüber, und man hat sie oft eine solche Bewegung machen sehen, ohne daß ihr Schlaf dadurch unterbrochen wurde. Sie wenden sich um, und schlafen dabei fort, wie eine Person allein.

In ihren Bewegungen herrscht vollkommene Gleichförmigkeit; einer handelt immer so pünktlich mit dem andern, daß sie nur von einem einzigen Willen bestimmt zu werden scheinen, und daß der aufmerksamste Beobachter unmöglich entdecken kann, von welcher Seite der Antrieb dazu komme. In den verschiedenen Handlungen ihres Lebens, oder bei ihren Belustigungen, hat man nie den einen ein zorniges Wort gegen den andern aussprechen hören, und der, welcher irgend etwas thun will, gehorcht unmittelbar seinem eigenen Willen, ohne durch Worte oder durch Gebärden dem andern eine Anzeige davon zu geben, der andere handelt nichts desto weniger mit, und folgt ohne Bedenken dem Entschlusse des erstern. Da immer jeder die Bewegung des andern genehmigt und sie nicht mit einander reden, so ist es ein sonderbares Problem, zu begreifen, wie ein so vollkommener Einklang zwischen ihnen entstehe.

Es ist offenbar, daß diese zwei Wesen durch eine engere Verwandtschaft verbunden sind, als durch eine mehrere Jahre lang fortdauernde Berührung hätte hervorgebracht werden können. Man denke sich, wenn es möglich ist, zwei Kinder durch ein künstliches Band, welches nie würde aufgelöst werden, an einander gebunden; man denke sich, daß sie unter diesem Zwange heranwachsen, und durch die Nothwendigkeit, mit einander zu leben, die nämlichen Gewohnheiten bekommen; es läßt sich dennoch unmöglich denken, daß sie je eine solche Aehnlichkeit im Geschmacke, eine so völlige Gleichförmigkeit in den Gedanken, eine so auffallende Uebereinstimmung in den Bewegungen erlangen würden. In dem Fall, worin sich unsere jungen Siamesen befinden, ist etwas mehr, als das bloße Nebeneinanderstehen. Sie haben offenbar bis zu einem gewissen Grade dasselbe Fleisch und Blut. Man weiß, daß Zwillinge gewöhnlich einander gleichen, brüderliche Freundschaft für einander hegen, und fast immer im Physischen, wie im Moralischen, viel Aehnliches mit einander haben; die siamesischen Brüder sind durch den zufälligen Umstand, der sie für ihr ganzes Leben verbunden hat, mehr als Zwillinge geworden, und obgleich sie zwei ganz verschiedene Wesen ausmachen, so scheinen sie doch meistens zu denken und sich zu bewegen, wie ein einziges Individuum.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 361. 27 December 1835.

Orientalische Literatur in Calcutta.

Das Parlament befahl im Jahre 1813, daß der Generalgouverneur von Indien jährlich eine Summe, die nicht unter 10,000 Pf. St. seyn sollte, „auf das Wiederbeleben und die Beförderung der Literatur, auf die Unterstützung indischer Gelehrten und die Einführung der Wissenschaften in Britisch Indien" verwenden sollr. Die Kompagnie hat sich seit dieser Zeit nie darauf beschränkt, sondern jedes Jahr das Doppelte und Dreifache auf die angegebenen Gegenstände verwendet. Sie stiftete hohe Schulen für Muhammedaner und Braminen in Calcutta, Dehli und Benares, und beförderte den Druck klassischer Werke in den gelehrten Sprachen des Orients. Sie nahm während einer langen Reihe von Jahren 100 Exemplare von jedem orientalischen Werk, das in Calcutta erschien, und die zahlreichen Produkte der indischen Presse von 1813—1823 verdanken ihre Erscheinung allein diesem System. Man bemerkte jedoch bald, daß diese Methode zwei wesentliche Fehler hatte, nämlich erstens, daß sie größtentheils die Erscheinung von Werken beförderte, welche dem Bedürfnisse der gelehrten Schulen minder angemessen waren: Zweitens, daß sie den Preis der Bücher steigerte, und diese den Schülern, für die sie bestimmt seyn sollten, unzugänglich machte. Denn die Herausgeber trugen Sorge, den Preis so zu stellen, daß die Subscription der Regierung alle Auslagen deckte, daher die Bücher zu ungeheuren Preisen erschienen, sich wenig verbreiteten, und am Ende in den Magazinen von den Würmern gefressen wurden. Daher wurde im J. 1823 eine Kommission des öffentlichen Unterrichts ernannt, welche die Herausgabe von Werken für gelehrte Schulen besorgen sollte. Ihre Hauptmitglieder waren Wilson, Prinsep und Dr. Tytler. Diese entwarfen eine Liste der nöthigsten Werke, organisirten ein Korps von eingebornen Gelehrten zur Vergleichung und Abschrift der Handschriften und zur Korrektur der Druckbogen. Die Arbeit ging rasch vorwärts, man druckte für die muhammedanischen Rechtsschulen die großen arabischen Sammlungen von Rechtssprüchen: wie die Hedaya, Inaya, Fetawa Alemgiri, Fetawa Hamami u. s. w. Für die Hindurechtsschulen den Menu mit Commentaren, Mitakschara, Dayabagha u. s. w. Handbücher der Medicin und Materia medica, die berühmtesten Handbücher für Grammatik und Logik, arabische, persische, hindostanischr und bengalische Lexika, dann Text der Sanskritdramen, den Mahabharat in einer Uebersetzung in Hindi, das Bhagawat Purana, den Bhatti Kavya u. s. w. Daneben eine große Menge von Hülfsbüchern zum Erlernen des Englischen, eine Universalgeschichte in drei Bänden in Hindostani, Karten mit bengalischer und arabischer Schrift u. s. w. Ein Katalog, den die Kommission im J. 1830 drucken ließ, enthält 217 Bände, welche auf Veranstaltung der Kommission gedruckt waren, und zu äußerst mäßigen Preisen verkauft wurden. Diese Bücher waren nicht alle gleich zweckmäßig gewählt, oder gleich gut herausgegeben, aber im Allgemeinen erfüllte die Anstalt ihren Zweck, und ließ hoffen ihn immer besser zu erfüllen. In den letzten Jahren waren einige sehr bedeutende Werke angefangen worden. Der Mahabharat sollte in 5 Quartbänden erscheinen, die Chronik von Caschmir, das einzige historische Werk der Sanskritliteratur, wurde angefangen, und die Herausgabe der Vedas und die Sanskritoriginale der heiligen Bücher der Buddhisten vorbereitet, allein leider verließ Wilson im Jahre 1833 Calcutta, um seine Professur in Oxford zu übernehmen, und seine Stelle in der Kommission wurde einem jungen Civilbeamten, Namens Trevelyan gegeben. Dieser hatte sich in der Administration der obern Provinzen, und später in dem hohen Rath von Calcutta sehr ausgezeichnet, und ist in diesem Augenblick einer der einflußreichsten Männer in Indien. Er fing damit an, daß er der Kommission vorschlug, die orientalischen Bücher künftig in lateinischen Lettern zu drucken, nach einem System von Umschrift, das er angenommen hatte. Die übrigen Mitglieder der Kommission stellten ihm umsonst vor, daß die arabische und Sanskritschrift die Laute der Sprachen, auf welche sie angewendet werde, eben so vollkommen ausdrücke, als das neue indoromanische Alphabet sie unvollständig wiedergebe; daß man nie glauben könne, daß die Orientalen ihre eigenen Alphabete für ein höchst unvollkommenes fremdes aufgeben würden, daß die Erlernung der gelehrten Sprachen des Orients durch diese Umschrift unmöglich werde, indem diese alle Etymologie verwische, kurz daß diese Neuerung zu nichts als einer neuen und unerhörten Verwirrung führe. Diese Kontroverse wurde lange Zeit in den indischen Journalen fortgeführt, und Trevelyan trennte sich endlich ganz von seinen Kollegen, um eine Gesellschaft für die Einführung seines Lieblingssystems zu stiften. Seit dieser Zeit fing eine Art offizieller Verfolgung der orientalischen Sprachen in Calcutta an. Die

Digitized by Google

Stipendien, welche die Studenten in den hohen Schulen der Regierung erhielten, wurden aufgehoben, die ganze Gunst der Regierung ausschließend den englischen Schulen zugewendet, und endlich durch einen Beschluß vom 7 Mäez der Druck aller orientalischen Werke auf Kosten des Gouvernements verboten. Die Braminen und Muhammedaner, welche mit der Vergleichung der Handschriften beschäftigt waren, wurden sogleich entlassen und der Druck aller angefangenen Werke eingestellt, obschon manche bändereiche Werke nur noch eine höchst unbedeutende Ausgabe erforderten, um vollendet zu werden. Die asiatische Gesellschaft von Calcutta erhob sich gegen diesen antiorientalischen Fanatismus, und entwarf in zwei Sitzungen eine äußerst nachdrückliche Adresse an den Generalgouverneur, um gegen diese Maßregel zu protestiren. Sie stellt darin der Regierung vor, daß die englische Sprache nie die Sprache der Masse der Nation in Indien werden könne, daß es daher die Pflicht und das Interesse der Regierung sey, das Studium der gelehrten Landessprachen, durch deren Vermittlung allein die Civilisation des Volks befördert werden könne, aufrecht zu erhalten, daß die Verweigerung der bisherigen Unterstützung von den Eingebornen für einen feindseligen Akt gehalten werden würde, und die Regierung dadurch ein Mittel von Einfluß verliere u. s. w. Sie ersuchte daher die Regierung, ihr die nöthigen Mittel zu geben, die angefangenen Werke zu vollenden.

Diese Opposition macht der asiatischen Gesellschaft um so größere Ehre, als fast alle Mitglieder derselben in offiziellen Stellungen sind, welche nach der Form der indischen Administration allein von dem guten Willen des Centralgouvernements abhängen. Es ist zu hoffen, daß das Extrem, welches der Antiorientalismus in den Ministerien in Calcutta erreicht hat, in der öffentlichen Meinung in Indien einen Widerspruch finde, der den neuen Generalgouverneur bei seiner Ankunft in den Stand setzen würde, eine Reaktion gegen diese Barbarei der Aufklärer zu bewirken.

Rückblicke.

Amerika.

(Fortsetzung.)

Wir haben früher (s. Schattenseite der Vereinigten Staaten: Sklaverei Nr. 209) auf die moralischen Nachtheile des Sklavenwesens aufmerksam gemacht, sie sind aber, politisch betrachtet, nicht minder groß. Mexiko ist der natürliche Feind der Vereinigten Staaten, die ihm Texas entreißen wollen, und eine Wegnahme der Insel Cuba hinderten, indem sie, ihren eigenen Ursprung verläugnend, Spanien den Besitz derselben garantieten: Mexiko hätte nämlich, abgesehen von der Herrschaft über den mexikanischen Golf, welche Cuba's Besitz verleiht, die Sklaven auf dieser Insel emancipiet, und dadurch die Vereinigten Staaten weit näher und furchtbarer bedroht, als die englische Emancipation dieß zu thun vermag.

Kommt, wie nicht anders zu erwarten, in den südlichen Staaten der Kampf zwischen der schwarzen und weißen Bevölkerung zum Ausbruch, so ist die letztere jedenfalls verloren, denn es wird ein Vertilgungskampf, und sollte auch durch Waffengewalt und Klugheit die weiße Bevölkerung siegen, und die schwarze so gut wie vernichten, so muß sie die schwere Arbeit in dem heißen feuchten Lande selbst verrichten, und wird allmählich dahin schwinden. Das heiße und feuchte Klima ist dem Neger, Mulatten und Mestizen angemessen, sie gedeihen darin, breiten sich aus und erstarken, und so ist leicht vorauszusehen, wo am Ende der Sieg bleiben muß. Man hat in der neuesten Zeit viel und heftig deklamiet über das Benehmen der Weißen in den Vereinigten Staaten, die ungesetzlichen Hinrichtungen, die maßlose Strenge gegen Verdächtige u. dgl. Die Verdammungsrede ist freilich leicht fertig, die schönen Phrasen von Gesetzlichkeit, Menschenrecht u. dgl. bieten sich bereitwillig dar, aber man erwäge doch auch die Lage von Menschen, deren politische Existenz, deren Leben und Eigenthum mit Einemmale aufs höchste gefährdet ist, und wo es vielleicht von dem augenblicklichen Entschluß einiger Wenigen abhängt, ob ein Aufstand ausbrechen, und alle vernichten soll oder nicht. Es ging in Nordamerika wie allenthalben: die weiße Bevölkerung sah sich bedroht, und benützte die Macht, die sie besaß, rasch und gewaltsam, ohne an Gesetze und rechtliche Formen sich zu binden.

Doch wir wollen keine Rechtfertigung versuchen, und geben nur zu bedenken, was der Mensch zu thun im Stande ist in einer verzweifelten Lage, die keine Möglichkeit einer friedlichen Lösung gestattet. Was soll aus der weißen Bevölkerung werden, wenn die Schwarzen und Farbigen fortdauernd wie bisher ohne alle äußere Einfuhr sich vermehren, wenn zugleich die Bastardracen, namentlich Mestizen bei Seminolen, Tschirokesen und Kriks fortwährend zunehmen, und sich immer mehr im Süden zusammendrängen? Die nördlichen Staaten haben sich frei gemacht von Sklaven, die westlichen zum Theil ursprünglich frei erhalten; Maryland bemüht sich, ihrer gleichfalls los zu werden, aber schon in Virginien beginnt die Schwierigkeit: wie soll es sich einer Anzahl von 400,000 Sklaven entledigen, da ein durch die Nothwendigkeit gebotenes Gesetz keine freien Schwarzen im Staate duldet?

Anfangs schienen die nördlichen Staaten einer Sklavenemancipation günstig, aber bald erklärten sich die bedeutendsten Männer dagegen: sie fühlten zu sehr, daß es nicht möglich sey, die schwarze Bevölkerung zu heben, ohne die weiße und mit dieser auch den Unionsverband völlig aufzugeben. So sind auch sie festgebannt in dem Kreise, sie müssen das Unvermeidliche herankommen sehen, und mit sehenden Augen einer innern Zerrüttung und Auflösung der Union entgegen gehen. Diesen Augenblick sucht man nun freilich hinauszuschieben, und daraus erklärt sich, warum die nördlichen Staaten so schnell sich gegen die Emancipationisten aussprechen. Bei dem laren Verbande der Staaten unter sich und dem lauen Gehorsam, den man den Gesetzen leistet, können Sklavenunruhen, auch wenn sie nur partiell sind, unabsehbares Unglück herbeiführen.

Neben den Vereinigten Staaten ist das britische Amerika, nämlich Ober- und Untercanada, Neubraunschweig, Labrador u. s. w. ziemlich unbedeutend, doch ist auch hier ein Stoff, der in der Zukunft zu größern Ereignissen, vielleicht zur Los-

Digitized by Google

reißung von England führen kann, wenn nicht die Eifersucht der französischen und englischen Bevölkerung die Wage auf Seite Englands neigt. Man hat in Canada im Jahre 1791 bei der Verleihung einer Charte eine mächtige Thorheit begangen, indem man ein von der Krone zu ernennendes Oberhaus der Versammlung der Repräsentanten gegenüberstellte. Dieses bewies sich bald als eine dem Gedeihen der Kolonie höchst schädliche Institution, indem dadurch eine maßlose Beamtenaristokratie geschaffen wurde, die alle Aemter und inkrativen Stellen monopolisirte, jeden Gouverneur, der hinkam, sogleich umgarnte, und dadurch ein fatales Mißtrauen zwischen der Regierung und den Repräsentanten aussäete. Wenn ein neuer, mit den Verhältnissen des Landes meist nicht sonderlich vertrauter Gouverneur ins Land kam, von wem sollte er nähere Kunde über die innern Verhältnisse einziehen, als von den Beamten und dem großen Rathe, wie das seyn sollende Oberhaus heißt; aber er mochte von diesen beiden Körperschaften fragen, wen er wollte, er hörte immer denselben kastenartigen Beamtengeist, der in Verbindung mit der englischen Hochkirche, welcher ungeheure Besitzungen zugewandt wurden, alle Macht und allen Einfluß monopolisiet hatte. So sind endlich die Mißverständnisse auf einen Grad gestiegen, wo die Regierung die Wahl hat, entweder durch ein kräftiges Einschreiten das Uebel mit der Wurzel auszurotten, oder die Zuneigung der Volksmasse für immer zu verscherzen.

Daß England auf den Besitz Canada's einen hohen Werth legt, geht aus dem Umstande hervor, daß es bedeutende Summen aufgewendet hat, um in Amerika nöthigenfalls eine Kriegsmacht zu unterhalten, welche es mit den Vereinigten Staaten aufnehmen könnte: Quebec wird, wenn seine Befestigungen vollendet sind, einer der festesten Plätze in Ameerika seyn. Das Arsenal soll Waffen für 100,000 Mann enthalten; die auf dem Kap Diamant erbaute Citadelle ist mit starken Wällen umgeben, die mit einer furchtbaren Anzahl von Kanonen bespickt sind: man betrachtet sie als uneinnehmbar; in den Kasematten können, wenn sie vollendet sind, 5000 Mann vor den Bomben Schutz finden: kurz Alles deutet darauf hin, daß England hier einen Zusammenstoß mit den Vereinigten Staaten in Aussicht gestellt hat, gegen den es sich kraftvoll in Vertheidigungsstand setzt.

Ein eigenthümlicher Zug der englischen Besitzungen in Canada ist die Hudsonsbai-Kompagnie, welcher alle die Forts im tiefen Norden und Westen des Landes gehören. Dort hausen die Beamten der Kompagnie und betreiben auf deren Rechnung den Pelzhandel mit den Eingebornen. Sie hat die wichtigsten Entdeckungen in jenen Gegenden unterstützt und befördert, und ohne sie wäre die kürzlich glücklich vollendete Reise des Kapitän Back nach dem Polarmeere nicht möglich gewesen. Daß sie aber nicht nur hoch in den Norden vorgedrungen, sondern auch tief in den Westen und dort bereits die Gebirge überstiegen hat, haben wir neulich aus den Gränzstreitigkeiten zwischen der Kompagnie und den russischen Niederlassungen an der Nordostküste gesehen (s. Nr. 333).

Welch ein reiches mannichfaches Leben bietet nicht jetzt Amerika dar, das vor 70 und 80 Jahren noch als ein Appendix von Europa betrachtet wurde, und welches Bild wird es am Ende dieses Jahrhunderts darbieten. Werden die Vereinigten Staaten die Größe und den Umfang erreichen, den sie, man darf wohl sagen, in stolzem Uebermuthe sich vorgesetzt? Wird in keinem Lande, auch nicht in Mexiko, und in dem von zahlreichen und unabhängigen Indianerstämmen umgebenen Guatimala, mehr eine Indianermacht mit europäischen Kenntnissen emporkommen, zum Zeichen, daß nicht das ganze Urgeschlecht Amerika's dem Verderben verfallen ist? Werden in Westindien und manchen Theilen Brasiliens die Schwarzen und Mulatten nicht allmählich oder durch irgend eine blutige Katastrophe zu Herren des Bodens werden? Wird die Negerbevölkerung Nordamerika's, gegen welche die Weißen eine so hochmüthige Nichtachtung und einen so blinden Haß zeigen, daß es als Schande angerechnet wird, im vierten Gliede noch Negerblut in den Adern zu haben, wird sie nicht einst dafür sich rächen, vielleicht in Verbindung mit den Resten der Indianerstämme sich rächen? Was wird aus den unermeßlichen Landstrichen werden, die der Marañon durchströmt? sind alle diese zahlreichen, freilich meist auf sehr niederer Stufe stehenden Indianerstämme verdammt, vor der Civilisation der Weißen allmählich zu erliegen? Wird nicht die schwarze Bevölkerung auch hier vielleicht als Mittler dazwischentreten, und ein neues Geschlecht, mit stärkerer Lebensfähigkeit als die Indianer begeünden? Wir stellen alle diese Fragen nicht auf, um darüber zu philosophiren, sondern um unsern Lesern zu zeigen, auf was wir neben den mehr ins Auge fallenden Erscheinungen der civilisirten Völker unsere Aufmerksamkeit gerichtet haben, und auch ferner richten wollen, wenn gleich nur dürftige, unzusammenhängende Mittheilungen aus jenen Ländern zu uns herüberdringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Sparta. *)

Die Ruinen von Sparta sind heutzutage, gleich denen von fast ganz Griechenland, unter der allgemeinen Benennung Palaio Chorio bekannt, und liegen auf der westlichen Seite des Eurotas, wo sie einen großen Raum einnehmen. Man unterscheidet auf der einen Seite das Theater, welches ein prachtvolles Gebäude gewesen seyn muß, und auf der andern den großen Hügel, auf welchem die Citadelle stand. Man zeigte uns auch eine Brücke mit Einem Bogen, von großen Werkstücken und ohne Mörtel erbaut; sie geht über den Tiasa, und muß, der Bauart nach zu urtheilen, sehr alt seyn; sie befindet sich bei einer kleinen griechischen Kapelle, dem Agios Giorgios geweiht. Es war mir sehr leid keinen bessern Führer gehabt zu haben, denn der Barbuniote, der diese Stelle versah, schien wenig Kenntniß von der Oertlichkeit zu haben, da er auf jede Frage, welche wir an ihn richteten, immer antwortete: Ixevro'go? (Ach, was weiß ich!) Die Bauern in der Nähe des Eurotas sind im Ganzen minder gebildet als die im nördlichen Morea; indeß empfangen sie die Reisenden, welche die Neugier in ihr Land führt, doch mit einem Gruß, der, wie man uns versicherte, nicht bloß aus ihrem Munde, sondern auch aus dem Herzen kommt; die Hand auf das letztere gelegt, sagen sie: Kale erchetai, affendi mu (seyd willkommen, mein Herr), und sprechen diese Worte mit dem freundlichen Lächeln der Gastfreundschaft.

*) Aus dem Tagebuch eines Reisenden.

Digitized by Google

Die strategischen Straßen in der Vendée.

Es ist bekannt, daß seit einigen Jahren die französischen Truppen der Linieninfanterie dazu verwendet werden, ein Straßennetz über die Vendée zu ziehen, um neben den kommerziellen Vortheilen dieser Unternehmung künftige Empörungen desto leichter unterdrücken zu können. Die besondern Bestimmungen über diese Art der Verwendung der Truppen zu öffentlichen Arbeiten sind nicht uninteressant, und werden daher von uns hier im Auszuge mitgetheilt.

Wenn mit der Administration des Brücken- und Straßenbaues die Lokalität, die Art der Arbeit, die Jahreszeit und die Zahl der zu verwendenden Truppen verabredet ist, so werden die Truppen selbst bestimmt, und zwar wenigstens ein geschlossenes Bataillon mit dem kompletten Stand der Offiziere. Diese Truppen dürfen nicht bei den Einwohnern untergebracht werden; sie lagern unter Zelten, und erhalten von dem Kriegsministerium die nöthigen Lagerutensilien und das Handwerkszeug; eben so den Sold, das Brod und Holz auf den Friedensfuß. Wein erhalten sie nur als Gratifikation; der Betrag desselben wird auf Abschlag von der durch die Arbeit verdienten Summe zum Voraus erhoben. Jeder Arbeiter erhält einen besondern Anzug, der in einem Spencer, einem paar Beinkleidern und einer Blouse besteht. Die nöthigen Werkzeuge werden von der Administration des Brücken- und Straßenbaues geliefert. Der Bataillonskommandant hat sie zu übermachen und für ihre Erhaltung zu sorgen, auch sie seiner Zeit wieder an jene Administration zurückzugeben. Die Arbeiten werden durch Civilingenieurs und ihre Untergebenen geleitet. Die Offiziere sehen auf Handhabung der Disziplin und überwachen die von den Ingenieuren entworfenen Anordnungen.

Ist eine Arbeit beendigt, so wird sie ausgemessen, und nach dem hierüber geführten Protokoll bezahlt. Der Preis wird nach den landesüblichen Taxen berechnet. Der Regimentszahlmeister empfängt die verfallenen Summen, von denen nachstehende Ausgaben berichtigt werden:

1) Die Erhaltung und Herstellung der Werkzeuge;

2) die Ausgaben für die Arbeitskleidung.

Der Rest wird alle 8 oder 14 Tage, gleich dem Solde, unter die Truppen vertheilt. Die Unteroffiziere erhalten jeden Arbeitstag 50 Cent.

Die Offiziere erhalten aus der Kasse des Straßen- und Brückenbaues monatlich nachstehende Zulagen:

Der Bataillonschef	60 Franken.
Der Hauptmann	45 —
Der Lieutenant	30 —

Die von der Regierung genehmigten strategischen Straßen, an denen seit 1854 gearbeitet wird, sind folgende:

Nr. 1. Von Poitiers nach Nantes über Parthenay, Bressuire, Chatillon-sur-Sèvres, Mortagne, Tifanges und Clisson.

Nr. 2. Von Saumur nach La Rochelle über Thouars, Bressuire, La Foret-sur-Sèvres, La Chataigneraie, Fontenay, Marans.

Nr. 3. Von Champtoceaux nach St. Lambert du Lattay über St. Laurent, le Filet, St. Remy-Montrevault, Bourgneuf, St. Laurent de la Plaine.

Nr. 4. Von Clizenay nach St. Gilles-sur-Vie über Coex und St. Reverand.

Nr. 5. Von Nantes nach Machecoul über St. Philibert-les-grandslieu und Le Marne.

Nr. 6. Von Coffé-le-Viviers nach Bais über Coëmé, Quelaines, Houssaye, Villiers, le Bignon, Gonlgé, Livet, Châtre und Evron.

Nr. 7. Von Chollet über Tifanges nach St. Jean de Mont-

Nr. 8. Von Laval über Mullé nach Chateau-Gonthier.

Nr. 9. Von Angers über Bressuire nach Niort.

Nr. 10. Von Laval über Juigné nach Ancenis.

Nr. 11. Von Bourbon Vendée über Chantonay nach Bressuir

Nr. 12. Von Lyon d'Angers über Candé nach Ancenis.

Nr. 13. Von Chantonay über St. Mars nach Parthenay.

Nr. 14. Von Mayenne über Vaignes nach Sablé.

Nr. 15. Von Craon über Segré nach Champtocé.

Nr. 16. Von Niort über Bonnecouvre nach Candé.

Nr. 17. Von Bibiers über Pierray nach Chatau-sur-Sèvre

Nr. 18. Von Légé über Paux nach Machecoul.

Nr. 19. Von Tifanges über Pouzanges nach La Châtaigneraie.

Nr. 20. Von Laval über Prince nach Fougères.

Nr. 21. Von Vincenis über Vallet nach Montaigu.

Nr. 22. Von Craon über La Roé nach La Guerche.

Nr. 23. Von Nantes über Bouin nach Barredemont.

Nr. 24. Von Chateau-Gonthier über Ajé nach Chateauneuf.

Nr. 25. Von Nantes über St. Christophe nach Bourbon-Vendé

Nr. 26. Von Moranne über St. Dénis nach Crez-en-Bouëre

Nr. 27. Von Chateau-Gonthier über La Ferrière nach St. Fo

Nr. 28. Von Beaupréau über Montigné nach Clisson.

Nr. 29. Von Crez-en-Bouère nach Melay.

Nr. 30. Von Nantes über Landemont nach Ancenis.

Nr. 31. Von Gennes über Mné nach Morannes.

Nr. 32. Von Montjean über Bourgneuf nach Jallais.

Nr. 33. Von Ernée über Croissilles nach Vitré.

Nr. 34. Von Evron über Assé-le-Bérenger nach Sillé-le-Guillaume

Nr. 35. Von Ernée über Alexain nach Montsurs.

Nr. 36. Von Chateau-Gonthier über Simplé nach Coffé.

Nr. 37. Von St. Pair nach Vitré.

Nr. 38. Von Evron über Blandonet nach Mans.

Militärisch betrachtet erscheinen bei neuen Unruhen im Westen die Straßen Nr. 1, 2, 11, 13 von Nutzen. Die drei ersten hat bereits Napoleon bezeichnet.

Der militärische Nutzen der Straßen Nr. 4, 5, 9, 17, 18, 19, 23 25 und 35 erscheint zweifelhaft.

Die Straßen Nr. 3, 7, 10, 12, 15, 21, 28, 30 und 32 scheinen anti-strategisch genannt werden zu müssen, besonders sind die beiden erstern und die letztern in militärischer Beziehung wahrhaft gefährlich.

In kommerzieller Hinsicht sind nur diejenigen der hier genannten Straßen vortheilhaft, welche zwei größere Städte mit einander verbinden, oder welche eine Kommunikation von einem Ufer der Loire mit dem andern herstellen.

Vermischte Nachrichten.

Ein reichlicher Regen von Mollusken (genus: bulimus; species: truncatus) fand zu Montpellier nach einem heftigen Sturm aus Westen statt. Das Geräusch der fallenden Muscheln glich dem des Hagels, und man hätte sie zu Tausenden sammeln können.

*

Ein neues Instrument, unter dem Namen Aeolophon, wurde in London ausgestellt; es gleicht einigermaßen der Orgel, und die Töne sollen außerordentlich angenehm seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 362. 28 December 1835.

Französische Literatur.

Histoire parlamentaire de la revolution française, von Buchez und Roux.

Der zwanzigste Theil dieses großen Werkes ist erschienen. Kein Buch der neuesten Zeit steht ihm an Interesse gleich. Wie Vieles auch schon über die erste französische Revolution geschrieben worden, die Wahrheit in ihrer Reinheit, die Wahrheit des Großen wie des Niedrigen, der Stärke wie der Schwäche, die eigenthümliche Färbung jenes ungeheuern Gemäldes konnte nur in der Art erreicht werden, wie die Herausgeber Buchez und Roux ihren Plan erfaßt haben. Nichts ist vergessen, Nichts ist übersehen, Alles ist durchsucht, erst im Allgemeinen dem Blicke vorliegend, sodann in seiner Einzelnheit hervortretend und die Auftritte des Schauspieles bildend. Wer Paris kennen will, übersieht es erst von den Thürmen von Notredame und steigt sodann in die einzelnen Quartiere herab; der erste Anblick leitet ihn. Wer die französische Revolution richtig beurtheilen will, muß vor sich haben in jedem Momente, den er zu würdigen hat: einestheils eine statistische Uebersicht, eine topographische Kenntniß des Standpunktes jeder Parteien, ihres Strebens, ihrer Kräfte, einen allgemeinen Status causæ et controversiae und anderntheils die thatsächlichen Belege der moralischen und physischen Entwicklung, welche allmählich dieser Riesenkörper nimmt. Das gerade gibt der histoire parlamentaire den hohen historischen Werth, das klassische Verdienst, wodurch sie nicht nur ein Monument für alle Zeiten bleiben wird, sondern auch den großen Reiz, daß sie den Leser wie in ein mit allem Fleiße vorbereitetes Schauspiel führt, ihm einen Augenblick als erläuternder Führer und Wegweiser dient und nunmehr die Geschichte spielen, den Zuschauer sehen, prüfen und selbst urtheilen läßt. Wollt Ihr sehen, was am 20 Junius, was am 10 August geschehen? Hier sind die Parteien alle in Gegenwart, hier ist das Organ einer jeden, hört sie sprechen, verlangen, drohen, und jetzt seht sie handeln, keine Verwirrung mehr, keine Oberflächlichkeit, keine Einseitigkeit. Hier sind die Protokolle der gesetzgebenden Versammlung, hier sind die Berathungen der Gemeinde von Paris, hier sind die Debatten und Reden des Klubs der Jakobiner, der Feuillans u. s. w. Alles liegt Euch vor Augen und wo eine Lücke seyn könnte, kommt die Presse und füllt Sie hundertzüngig aus. Und nachdem der erste Anfang wie ein kaum merklicher Lichtpunkt von dem Innern der gesetzgebenden Versammlung, und bald des Konventes, ausgegangen, und an dem Hauche der Oeffentlichkeit, der Klubs, der Straße, des Volkes, der Pamphlete und der Journale zum ungeheuern Feuerballe gewachsen ist, wird er endlich wieder an seinen ersten Entstehungsort zurückgewälzt und entfaltet das fürchterlich schöne Bild eines tobenden Vulkans. Fürwahr, in den Kämpfen, wie sie sich in dem Schoße der Legislative bildeten und in dem Konvent wüthend ausbrachen, ist hohe Poesie, in dem Zwiespalte der Meinungen und ihrer Dialektik ist hohe Kunst, und die Nation, die umhergereiht die Galerie bildet und ihren Beifall oder ihren Tadel mit einer alsbald bereiten Hinrichtung zu erkennen gibt, ist ein Schauspiel, welches nicht zweimal in der Geschichte vorgekommen ist. Das ausgezeichnete Verdienst der Herausgeber beruht in dem unendlichen Fleiße, mit welchem sie die zerstreuten und zahllosen Materialien aus allen Enden und Ecken zusammengebracht haben. Das ist keine kleine Mühe. Diese Materialien bestehen, ja, aber wo und wie? Schon im Allgemeinen bilde sich niemand ein, daß in den Archiven und Bibliotheken von Paris eine so bequeme Ordnung besteht, wie in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg, am allerwenigsten aber in den Ueberlieferungen jener Zeit, die chaotisch und wie Berge, bald in diesem Verwahr, bald in jenem Speicher, bald in irgend einem Munizipalitätsgebäude verderben. Gleichwohl muß mit Dank anerkannt werden, daß die Regierung und alle öffentlichen Anstalten der Herausgabe des Werkes den besten Vorschub geleistet haben, was um so lobenswürdiger ist, da die Herausgeber notorisch nicht zu den Freunden der dermaligen Regierung gehören. Es ist überhaupt eine erfreuliche Thatsache, daß die ernstern, geschichtlichen Studien in diesem Augenblicke mit frisch erwachtem Eifer betrieben werden. Es geht zwar der Strom der Alltagsliteratur vor wie nach in ungeregelter Wildheit seine Bahn, allein inmitten des Chaos tauchen Arbeiten auf, die auf Dauer Anspruch haben und sie erhalten werden. Nachdem Deutschland durch seine Forschungen nach den Quellen der altgermanischen Geschichte den ersten Anlaß gegeben, haben sich in Frankreich und in England ähnliche Bestrebungen kund gethan, und beide Regierungen haben fortwährend eigene Kommissionen, Mandatare und Agenten in Thätigkeit; das britische Kabinet hat deren in Paris und den sonstigen Archiven von Frank-

Digitized by Google

reich, um die Monumente der englischen Geschichte aufzuspüren; Frankreich hat deren in London, Oxford u. s. w., um die Denkmäler der altfranzösischen Geschichte zu entdecken, da beide Länder in verschiedenen Zeitaltern und Berührungen gemeinschaftliche Urkunden und Belege besessen haben. Was Pertz für Deutschlands Geschichte seyn wird, wann er endlich Einmal, — Gott gebe es, — beendigt ist, was die großen englischen und französischen Sammlungen werden sollen für die Geschichten beider Länder im Allgemeinen, dieß wird seyn und ist schon in großem Maaße die histoire parlamentaire für die Erkenntniß der ersten französischen Revolution. Achtzehn Bände begreifen ihren Anfang bis zum Ende der Legislative. Zwölf weitere Bände werden den Konvent, das Direktorium, das Konsulat u. s. w. umfassen, vorausgesetzt, daß die neuerdings festgesetzte Bändezahl von 30 nicht überschritten wird, was übrigens bei einem Werke solcher Natur und solchen Umfanges kein Bedenken machen kann. Die histoire parlamentaire wird die Quelle seyn, aus welcher einst eine gute Geschichte hervorgehen wird. Wer die aber schreiben und selbst wer sie nur für sich erkennen will, darf auf einige Bände mehr oder weniger nicht sehen. Das Ziel ist der Mühe werth. Haben die Herausgeber, hat die Regierung Verdienst bei der histoire parlamentaire, so gebühret auch Lob dem Verleger Paulin, der seit einiger Zeit das Monopol der verdienstlichen Publikationen zu besitzen scheint. Er ist der Verleger der Memoiren von Diderot, der Werke von Paul Louis Courrier, der Geschichte der Gegenrevolution in England von Farrel; er hat zuerst die herrliche Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen von Thierry verlegt, und in diesem Augenblicke erscheint bei ihm die Uebersetzung der Geographie unsers Karl Ritter, der Geschichte des spanischen Befreiungskrieges von Toreno, und zwei neue Werke, die unsre ganze Aufmerksamkeit verdienen, und denen wir eine besondere Würdigung schenken werden. Das eine ist die Geschichte des südlichen Galliens unter der Herrschaft der deutschen Eroberer von Fauriel; hier ist der Name des Verfassers allein eine volle Garantie. Das andere ist die Geschichte der Franken von Mohe in 4 Bänden, in welchen die ersten Anfänge dieses Volkes mit Hülfe besonderer linguistischer Studien belegt werden sollen. Dieß wäre in Deutschland nichts Neues mehr, man muß es aber in Frankreich loben, wo die Kenntniß der Sprachen, ihre Geschichte und Philosophie eben nicht die starke Seite sind.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Afrika.

Noch immer steht dieser Welttheil da, gleich einem Zauberschloß, das kein Fremder, kein Ungeweihter betreten darf. Was ist nicht seit so vielen Jahren geschehen, um sein Inneres kennen zu lernen, und wie wenig ist uns immer noch davon bekannt. Vom 15° N. Br. bis zur Südspitze kennen wir außer dem Kap und dessen nächsten Umgebungen einige kleine Küstenstriche. Erst seit einigen Jahren wissen wir mit Bestimmtheit, daß der Niger und der Nil nicht Ein Strom sind, ein Mißverstand, über den die Nachwelt noch herzlich lachen wird. Ein Umstand hat von jeher Afrika gegen den Forschungsgeist und die Habsucht der Europäer geschützt: vom 15° N. B. bis zum 25° S. B. ist Afrika fast allenthalben von einem tiefen sumpfigen Küstensaum umgeben, dessen Klima den Europäern tödtlich ist; daran sind fast alle Versuche ins Innere einzudringen gescheitert. Jetzt wissen wir zwar, wohin der Niger strömt, der Lauf des Tschadda gibt uns über die Gestaltung des innern Landes ziemlich Aufklärung, allein noch immer kennen wir die bedeutsame Wasserscheide zwischen dem Nil und der großen Mittelsenkung Afrika's im Tschadsee nicht, und von der Mandaraterrasse südwärts ist das innere Land durchaus noch für uns ein terra incognita. Zwar sind Hoskins und Lord Prudhoe ohne sonderliche Mühseligkeiten und Gefahren, wie einst Hornemann nach der Sennaarterrasse gelangt, allein von da südwestlich weiter zu dringen, ist noch keinem gelungen. Und doch sind dort so viele, allgemein interessante Fragen zu lösen: welche Fortschritte hat dort der Islam gemacht! welchen Einfluß äußert er auf die Gesittung jener Völker durch Verbreitung eines großen Bildungsmittels, der arabischen Sprache, welche die Verbindung des nordafrikanischen Uferlands und Aegyptens mit dem innern Sudan so sehr erleichtert? Was veranlaßte die Völkerstämme der Gallas namentlich gegen das Ostufer, gegen Abyssinien vorzudringen? besteht eine leichte Verbindung zwischen der Ost- und Westküste, oder ist das Innere des afrikanischen Hochlands nur von rohen räuberischen Hirtenstämmen bewohnt? Von der Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen sind wir noch so weit entfernt, daß wir kaum einige Vermuthungen darüber hegen können. Dennoch ist Manches geschehen, die neuen Reisen von Hoskins und Prudhoe nach Sennaar, und Oldfields Fahrt den Tschadda hinauf, sind in mannichfacher Beziehung von Bedeutung, und namentlich letztere kann sehr fruchtreich werden, so kurz sie auch war, denn der Niger ist der einzige Strom Afrika's, der recht ins Innere hineinführt, mitten unter Völkerschaften, die in mannichfachem Verkehr mit einander stehen, und nicht, wie dieß bei dem Bahar el Abjad auf der Ostseite Afrika's der Fall ist, durch Wüsteneien, durch Glauben und Sitte so schroff von einander getrennt sind, daß kein Reisender, der aus dem arabisch redenden Sennaar kommt, hoffen darf, von den Eingebornen des innern südlichen Landes anders als feindlich empfangen zu werden.

In ganz Afrika kennen wir nur drei Punkte, von denen regelmäßig Nachrichten nach Europa gelangen, das Ufer nördlich vom Atlas oder die Barbareskenstaaten, Aegypten und das Kap. Die erstern gehen augenscheinlich einer Umgestaltung entgegen, nicht als ob die vielleicht ephemere Herrschaft der Franzosen in Algier diese rasch herbeiführen müßte, dazu sind die Franzosen noch zu schwach, sie haben zu sehr den Haß der verschiedenen Stämme auf sich geladen, und streben nach alter französischer Kolonialsitte allzu sehr darnach, schnelle Eroberungen zu machen, als daß nicht ein langer und wirksamer Widerstand sich gegen sie bilden sollte. Aber ohne europäische Zerwürfnisse wird wenigstens Algier selbst für sie nicht mehr verloren gehen, ein Handel mit dem Innern wird sich allmählich bilden, das Raubsystem hat aufgehört, die Herrschaft der türkischen Soldateska ist vernichtet, und die Juden, welche bisher unter dem gräulichsten

Digitized by Google

Drucke gediehen sind, werden Verbindungen eröffnen, die den Europäern vielleicht lange verschlossen bleiben würden. Trotz aller Fehler, welche die französische Regierung begangen hat, und noch begehen mag, ist immer schon die Thatsache, daß eine europäische Macht in Afrika befiehlt, und im bürgerlichen Rechte keinen Unterschied der Nation und der Religion erkennt, von ungemeiner Bedeutung, und wird auch gewiß seine Wirkung nicht verfehlen.

Aegypten ist das ewige Land der Räthsel: auch jetzt wieder hat es die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, und manche haben die Regierung Mehemet Ali's als eine neue Periode des Glücks und der Macht für das Land ansehen wollen, allein der Schleier von dem Gemälde ist weggezogen, und man kann die Augen nicht mehr der Wahrheit verschließen, daß das Land ausgesogen und entkräftet ist, und die Herrschaft Mehemets möchte wohl keinen kräftigen Stoß mehr aushalten können. Dennoch hat sie mehr Kraft als man in der Regel glaubt, denn sie ist auf eine große vernunftgemäße Idee gegründet, auf die Vereinigung aller arabisch redenden Länder von Aegyptens Westgränze bis zum Euphrat und Tigris, und vom Taurus bis an die Südküste Arabiens. So unvollkommen die Herrschaft Mehemet Ali's dieser Idee entspricht, so wird sie doch den Keim legen zu einem künftigen arabischen Reiche, und so lange Mehemet oder sein Sohn sich die Zuneigung und Mitwirkung der Beduinenstämme bewahren, haben sie von keiner asiatischen Macht etwas zu fürchten, es müßten denn ihre Hülfsquellen so sehr versiegt seyn, daß sie die Mittel nicht mehr aufbringen, eine wenn auch nur kleine, aber taktisch geübte Armee ins Feld zu stellen. Bis jetzt hat nicht des Sultans Macht der Herrschaft Mehemets am meisten geschadet, sondern seine Kriege gegen die unabhängigen Staaten Arabiens: hätte er sich mit der nominellen Unterwerfung begnügt, welche die meisten ihm boten, so hätte er diese allmählich erweitern mögen, nun aber hat er seine besten Kräfte, vielleicht sein Lebensblut in einem nutzlosen Kampfe vergeudet, der ihm im besten Falle wenig Gewinn bringen konnte, denn die arabischen Stämme der Wüste muß er zu gewinnen suchen, bezwingen kann er sie nie.

Der dritte wichtige Punkt Afrika's ist die Südspitze, das Kap. Ursprünglich holländisch, ist die Neigung des Volks auch jetzt noch für Holland, und die Engländer sind nicht beliebt, wie es überhaupt nicht die Sache der Engländer ist, sich beliebt zu machen. Doch ist dieß durchaus kein Grund Unruhe und Widersetzlichkeiten gegen die englische Herrschaft vermuthen zu dürfen, dazu ist der Wohlstand zu groß, die Veranlassungen der Klage zu gering, die Bevölkerung zu sehr auf dem weiten Gebiet zerstreut, und an einzelnen Orten auch mit englischen Ansiedlern gemischt. Eigenthümlich aber gestalten sich die Verhältnisse mit den Eingebornen. Die Hottentotten sind längst unterjocht; gerade gegen Norden stoßen die Kolonisten fast nur auf einzelne Buschmännerhorden, aber gegen Westen mußten die Kaffern, die einst, wie es scheint im 17ten u. 18ten Jahrhundert, mehr und mehr südwestlich vorgedrungen waren, allmählich zurückweichen. Wie dieß zuging, haben wir in Nr. 125 u. ff. geschildert; nun aber hat das Zurückweichen sein Ende gefunden. Die Kaffern können nicht weiter zurück, denn hinter ihnen stehen andere Völker, vorn nimmt man ihnen einen Landstrich nach dem andern ab, und so ist ihr Land für ihre bisherige Lebensweise zu eng geworden. Das ist der Grund des gegenwärtigen Kriegs, der im December vorigen Jahres begonnen hat, und bis jetzt mit seltener Erbitterung geführt wurde.

Wie Europäer gegen sogenannte Wilde verfahren, ist bekannt genug: das Recht, das gegen sie geübt wird, ist das rohe Recht des Stärkern, und wenn der Wilde endlich durch die Beleidigungen aufs Aeußerste getrieben, den Barbaren herauskehrt, und in seiner Rache wenig Menschlichkeit zeigt, dann findet man nicht Worte genug, um ihn zu verdammen, und kein Mittel zu schlimm ihn zu vertilgen. Selbst sehr gebildete und humane Leute, wie Kapitän Alexander (s. Nr. 299 ff.) führen diese Sprache, und es gehört der Geist und das Gemüth eines ehrlichen Pringle *) dazu, um das Reinmenschliche an diesen Verhältnissen klar zu fassen und hervorzuheben.

Wenn indeß die Engländer glauben, mit den Kaffern so leichtes Spiel zu haben, wie mit den Eingebornen in Australien oder den Wilden in Nordamerika, so möchten sie sich doch vielleicht sehr täuschen. Wir können und wollen hier nicht auf Einzelnheiten eingehen, um zu zeigen, daß es weder den Anführern an Verstand und Rechtlichkeitsgefühl, noch auch der Mehrzahl des Volks an aller Bildung mangelt, sondern wir wollen bei der allgemeinen Bemerkung stehen bleiben, daß die Kaffern durchaus nicht mehr ein Jägervolk sind, wie die nordamerikanischen Wilden, sogar nicht Einmal mehr dioß Nomaden, sondern sie stehen auf der Gränze, wo das Volk aus dem Nomadenleben in das ansässiger Ackerbauer übergeht. Dabei ist das Volk kräftig, gewandt, verständig, und daß es ihm keineswegs an Muth fehlt, haben unsere früheren Schilderungen bewiesen. Die Maßregeln der Engländer gegen sie drängen das Volk mehr zusammen, und nöthigen es, schneller zum völligen Ackerbau überzugehen, als dieß außerdem geschehen wäre. Vorerst aber möchte wohl eine andere Erscheinung kommen, nämlich die, daß die bei dem beschränkten Raume überflüssig gewordenen Männer zu Freibeutern werden, und einen Raubkrieg gegen die Engländer und Kolonisten fortsetzen, der diesen immer unerträglicher werden muß. Schon haben sie die wahre Art ausgefunden, den Engländern den Krieg herzlichst zu verleiden: nicht mehr führen sie den Krieg in großen Schaaren, die in allgemeinen Gefechten von der europäischen Kriegskunst leicht geschlagen werden, sondern ein Partisankrieg hat begonnen, dessen Dauer zu beweisen scheint, daß die Kolonisten dabei nicht die Oberhand haben.

Ob die Bemühungen der Missionäre unter diesen Umständen einen sonderlichen Erfolg haben können, ist sehr zu bezweifeln, indeß ist nicht zu läugnen, daß die Kaffern, als ein Volk ohne eigentliches Religionssystem und doch nicht ganz roh, der

*) Die Schilderung der Verhältnisse der Kolonie zu den Kaffern in Nr. 125 u. ff. ist aus seinen African Sketches entnommen, von denen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung bald eine Gesammtübersetzung erscheinen wird. Diese naiven und geistvollen Schilderungen geben ein so treues Gemälde von dem Leben und Treiben in Südafrika, wie man es in keinem neuern Werke finde.

Digitized by Google

Annahme des Christenthums gar nicht abgeneigt scheinen, um so mehr, als die Missionäre, welche unter ihnen leben, für sie und ihre Interessen weit mehr Beachtung zeigen, als sonst gewöhnlich ist, und gewissermaßen eine vermittelnde Macht zwischen ihnen und den Kolonialbehörden sind. Ueberhaupt scheinen die Arbeiten der Missionäre unter den Völkern Südafrika's, namentlich auch unter den Betschuanas, ein viel verständigeres Gepräge an sich zu tragen, als sonst, z. B. auf den Südsee-Inseln oder im Innern Nordamerika's, sey es nun, daß die Missionäre sorgfältiger gewählt sind, oder daß die größere geistige Selbstständigkeit dieser Völker keine so unbedingte Herrschaft der Missionäre zuläßt.

(Fortsetzung folgt.)

Obristlieutenant James Tod.

(Nekrolog.)

Obristlieutenant Tod, in Diensten der ostindischen Kompagnie, ist in Rom gestorben. Durch sein Werk über Radschputana, aus dem wir den Lesern dieser Blätter umfassende Auszüge mittheilten, hat er der literarischen Welt, die sich für Gegenstände solcher Art interessirt, ein schönes Denkmal seiner Dienste in dem Lande seiner Wahl, wie er es zu nennen pflegte, hinterlassen. Seine Verdienste wurden selbst von Aug. Wilh. Schlegel in seinem bekannten Angriff auf die englischen Orientalisten anerkannt. Seine Geschichte der Dschain-Sekte mit erläuternden Kupfern, hinsichtlich ihrer besondern Architektur, wird allgemein als eine höchst werthvolle Zugabe zu unserer Kenntniß von der bürgerlichen und philosophischen Geschichte Indiens betrachtet.

Der Verewigte brachte 22 Jahre seines Lebens in Indien zu, und seit seiner Rückkehr im Jahre 1825 wurde seine Zeit, Vermögen und Gesundheit literarischen Forschungen zum Opfer gebracht. Nur seinen rastlosen Anstrengungen muß der Schlaganfall, der am 16 November, dem Jahrestage seiner Verheirathung, ihn berührte und am folgenden Tage seinem Leben in einem Alter von 55 Jahren ein Ende machte, zugeschrieben werden. Während des vergangenen Winters, den er in Rom zubrachte, beschäftigte er sich mit einem Werk unter dem Titel: „Reisen im westlichen Indien," das Ergebniß seiner Beobachtungen auf einer Reise in der Halbinsel Guzerat, die er kurz vorher machte, ehe er das Land gänzlich verließ. Mit Ausnahme einiger Noten, zu denen er die betreffenden Bücher nöthig hatte, ist das Manuskript vollendet. Die letzten Kapitel sind im Oktober geschrieben, während er sich bei seiner Mutter in Hampshire aufhielt.

Kampf zwischen einem Mann und einem Tiger.*)

Ein Mann trat in den Kampfplatz, mit nichts als einem Curgs-Messer bewaffnet und mit kurzen bis an die Kniee reichenden Hosen bekleidet. Die Waffe, welche er in seiner rechten Hand schwang, hatte eine schwere Klinge, fast wie ein Pflugschar, ungefähr zwei Fuß lang und gute drei Zoll breit, doch gegen den Handgriff zu, mit dem sie einen rechten Winkel bildete, allmählich schmäler zulaufend. Dieses Messer wird von den Curgs mit großer Geschicklichkeit gebraucht, vor dem Schlag in der Hand ringsum geschwungen und dann mit furchtbarer Gewalt auf den Gegenstand gerichtet, den man treffen will. Der Kämpfer, der sich jetzt dem Radscha vorstellte, sollte es mit einem Tiger aufnehmen, dem er fast nackt und nur mit der eben beschriebenen Waffe versehen entgegen treten wollte. Den Ausdruck seines Gesichts, als er das Zeichen gab, den Tiger loszulassen, konnte man wahrhaft erhaben nennen. Es lag so zu sagen eine Konzentration moralischer Kraft, eine hohe und feste Entschlossenheit in seinen Zügen. Sein Körper glänzte von dem Oel, mit dem er sich eingerieben hatte, um die Elasticität seiner Glieder zu erhöhen. Er hob seinen Arm mehreremale über den Kopf in die Höhe, als er das Zeichen gab seinen Feind in den Kampfplatz zu lassen. Die Riegel eines großen Käfigs wurden jetzt von oben aufgezogen; ein ungeheurer Königstiger sprang heraus, und stand, den Schweif rückwärts und vorwärts bewegend, das Haar sträubend und ein dumpfes Geheul ausstoßend, vor dem Curg. Das königliche Thier blickte zuerst auf seinen Gegner, dann auf die Galerie, wo der Radscha mit seinem Hofe saß, schien sich aber in seiner Freiheit durchaus nicht behaglich zu fühlen; es war augenscheinlich bestürzt über die Neuheit seiner Lage.

Nach einem kurzen Umherblicken wendete sich der Tiger plötzlich um und ging in seinen Käfig zurück, aus dem ihn seine Wärter, die, gegen jeden Unfall geschützt, über demselben standen, vergeblich zu treiben suchten. Die Riegel wurden jetzt wieder vorgeschoben, und an den durch das Gitter heraushängenden Schweif des Tigers einige Raketen befestigt. Jetzt richte man dem Curg eine brennende Lunte, der Käfig wurde aufs Neue geöffnet und die Raketen angezündet. Der Tiger sprang jetzt unter furchtbarem Gebrüll auf den Kampfplatz, und während die Raketen platzten, rannte er im Zustande der höchsten Wuth umher. Endlich kroch er, knurrend wie eine Katze, in einen Winkel. Der Rückzug war ihm inzwischen dadurch, daß man den Käfig gesperrt hatte, abgeschnitten worden. Während der Explosion der Raketen stand der Curg ruhig da, seinen Feind im Auge behaltend, und rückte ihm endlich mit langsamem, aber festem Schritte näher. Der Tiger erhob sich, und zog sich zurück mit gesträubtem Haar und verlängertem Schweif. Er schien durchaus nicht Willens die Feindseligkeiten zu eröffnen, allein sein entschlossener Gegner ließ sich nicht abweisen. Seine Augen unwandelbar auf den Tiger gerichtet, schritt er mit demselben gemessenen Schritte vorwärts, und der Tiger zog sich fortwährend zurück, doch stets die Stirne seinem Gegner zugewendet. Der Curg blieb jetzt plötzlich stehen, und zog sich dann langsam zurück; der Tiger richtete sich ganz auf und krümmte seinen Rücken, zu einem Sprunge sich rüstend. Der Kämpfer fuhr noch immer fort rückwärts zu schreiten, und sobald er weit genug entfernt war, daß sich der stiere Blick seines Auges nicht mehr unterscheiden ließ, bog sich das wilde Thier vorwärts, zog sich zusammen und wagte den Sprung unter grellem Geheul. Sein Gegner, vollkommen hierauf vorbereitet, sprang schnell auf die Seite, schwang, als der Tiger den Boden erreichte, sein gewichtiges Messer und traf ihn mit furchtbarer Gewalt auf den einen Hinterfuß, gerade oberhalb des Gelenkes. Die Knochen waren durchhauen, und der Tiger nicht mehr im Stande einen zweiten Satz zu machen. Das verwundete Thier brüllte entsetzlich, wendete sich aber plötzlich gegen den Curg, der sich inzwischen mehrere Schritte weit zurückgezogen hatte, und rutschte auf drei Füßen, den verwundeten vierten, nur noch an der Haut hängenden, nachschleppend, auf seinen Gegner zu, der, das schwere Messer hoch erhoben, den Angriff ruhig erwartete. Sobald das wilde Thier bis in seine Nähe gekommen war, schmetterte die Wucht der schweren Waffe mit unwiderstehlicher Gewalt herab, und mit gespaltenem Schädel lag das königliche Thier zu den Füßen seines Ueberwinders, der kaltblütig sein Messer auf dem schönen Fell abwischte, an den Radscha einen ehrerbietigen Salam richtete und sich unter lautem Zuruf der Zuschauer entfernte.

*) Aus dem Oriental Annual.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 363. 29 December 1835.

Die Insel Ascension.

Der gegenwärtige Zustand dieser Insel bietet eines der auffallendsten Beispiele der ruhigen, unternehmenden und beharrlichen Thätigkeit, mit der England seine Zwecke verfolgt, und des Geistes von Civilisation, der dieser großen Nation eigen ist. Ascension ist eine aus etwa hundert ausgestoßenen Kratern gebildete Insel, welche noch vor wenigen Jahren das vollkommenste Bild der hoffnungslosesten Unfruchtbarkeit darbot. Das Ufer bildete eine weite Ebene von Asche und Schlacken, und der Kern der Insel eine Menge von Hügeln aus Lava und Asche, auf denen kein Tropfen Wasser und kaum eine Spur von Vegetation in dürren Grashalmen, die in den Vertiefungen gewachsen waren, zu sehen war. Die Seevögel, welche auf den Hügeln am Ufer nisteten, und die Schildkröten, welche auf den Sand herauskrochen, um ihre Eier zu legen, schienen bestimmt, für immer die Besitzer dieses elenden Flecks in der Mitte des Meeres zu bleiben. Der einzige Grund, den europäische Schiffe hatten, die Insel bisweilen zu besuchen, war, sich mit Schildkröten zu versehen, aber im Jahre 1815 besorgte der Admiral Cockburn, daß die Insel Abenteurern, welche die Befreiung Napoleons von St. Helena versuchen wollten, dienen könnte, und beschloß daher sie in Besitz zu nehmen. Es wurden deßhalb einige Kompagnien von Marinetruppen hingeschickt, welche unter der Leitung des Kapitäns Bate einige Befestigungen aufwarfen, für sich selbst Kasernen und Magazine bauten und Gärten anlegten. Nach dem Tode von Napoleon wurde der Besitz der Insel, obgleich sein unmittelbarer Zweck aufgehört hatte, nicht aufgegeben, die englische Regierung hatte eingesehen, daß die Lage der Insel sie zu einem wichtigen Erfrischungsorte für die Schiffe, welche das Kap der guten Hoffnung umsegelten, machte, und daß sie sich durch ihre gesunde Luft zu einem Hospital und Magazin für die westafrikanische Schiffsstation eigne. Die Admiralität schickte daher im Jahre 1829 den Kapitän Vandreth dahin, um einen Bericht über die Arbeiten zu erstatten, welche nöthig wären, um das Etablissement auf einen Fuß zu setzen, der erlaube, die Hülfsmittel welche die Insel für diese verschiedenen Zwecke darbiete, völlig zu entwickeln. Er fand auf der Insel 220 Personen, welche alle zu dem Marinekorps gehörten, und worunter 76 Neger und der Rest Europäer waren; sie hatten unter dem Namen Georgetown einen Ort am Ufer angelegt und im Gebirge einige Etablissements gebildet, die Rhede war von einigen Kanonen vertheidigt, ein guter Quai am Ufer angelegt, und eine Straße in die Berge gebaut. Die Kolonie litt an Wassermangel, ihr Vorrath davon wurde mühsam von kleinem Geriesel, das tropfenweise von den Abhängen fiel, im Gebirge in Tonnen gesammelt, und in eine steinerne Cisterne bei Georgetown durch Ochsen und Esel herabgebracht. Man hatte Versuche gemacht Brunnen zu senken, aber nirgends Wasser gefunden, und der Vorrath schmolz zu Zeiten von Dürre oft so zusammen, daß der Kommandant mehreremale im Begriff war, die Rationen zu vermindern. Man begreift, daß dabei keines an Schiffe abgegeben werden konnte. Der höchste Theil des Gebirgs war des Anbaues fähig, indem hier die größere Feuchtigkeit die Auflösung der Lava in fruchtbare Erde befördert hatte; je tiefer man herabstieg, um so öder wurde der Boden, und die Ebene am Ufer war vollkommen unanbaubar. Etwa 44 englische Morgen des Hochlandes waren mit Gartengewächsen bebaut. Er machte nun einen Vorschlag über die zu unternehmenden Bauten, und erhielt 400 Arbeiter aus dem Marinekorps und die nöthigen Geldhülfsmittel seinen Plan auszuführen. Er ließ nun auf der Südseite der Insel in einer tiefen Schlucht, deren Boden aus Thon bestand, nach Wasser graben, und fand es in einer Tiefe von 25 Fuß. Die poröse Lava des Gipfels zieht die Feuchtigkeit der Wolken an sich, das Wasser sickert durch das Gestein hindurch, bis es auf dem Thon aufstößt. Dieses Wasser mußte aber nach der $2^1/_2$ Stunden entfernt liegenden Stadt gebracht werden, und da es auf dem jenseitigen Abhang des Berges lag, so mußte ein horizontaler Schacht von etwa 1000 Fuß Länge durch das Gebirge getrieben werden. Es wurde von den Handwerkern der Besatzung fast ohne alle Kosten ausgeführt, ist 6 Fuß hoch, und enthält eiserne Röhren, welche das Wasser aus den Bergcisternen in eine zweite führen, von der eine zweite Röhrenlage dasselbe nach der Stadt beingt, wo es in einer großen Cisterne für den Gebrauch der Garnison und der anliegenden Schiffe aufbewahrt wird. Diese Brunnen geben täglich 4—7 Tonnen Wasser, und die große Cisterne enthält gewöhnlich 1000—1500 Tonnen, so daß alle Schiffe mit Leichtigkeit versehen werden können. Sie bezahlen drei Schilling per Tonne. Während derselben Zeit wurden unter der Leitung des Kapitäns Bate neue Befestigungen am Hafen aufgeworfen, bequeme Offi-

Digitized by Google

ziershäuser und Kasernen, Werkstätten, ein Hospital, Magazine für Lebensmittel und Schiffsbedürfnisse aus Stein gebaut, eine fahrbare Straße ins Gebirg geführt, und dort ein Detaschement von 70 Mann unter Kapitän Payne angesiedelt, um die Gärten und angesäeten Felder zu besorgen. Der Landbau wird mit militärischer Ordnung betrieben, die Offiziere sind beständig zugegen, Alles zu leiten, die Arbeit dauert von Morgen bis zum Abend, mit Ausnahme von drei Stunden in der Mitte des Tages, wo die Hitze zu groß ist. Fast alle Schiffe, welche gegenwärtig das Kap umfahren, ohne in St. Helena anzulegen, berühren die Insel, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen, und kaufen Schildkröten, welche in zwei Teichen bereit gehalten werden. Diese werden gefangen, wenn die Weibchen auf das Ufer kriechen ihre Eier zu legen: man stationirt dazu in jeder Bai, welche sie besuchen, zwei Mann, welche sie mit einem hölzernen Hebel auf den Rücken legen, so daß sie den folgenden Tag abgeholt werden können, sie wiegen 4 — 800 Pf., und die Zahl der jährlich gefangenen beläuft sich bis auf 2000 Stück. Sie werden an die Schiffe zu 2½ Pf. St. per Stück abgeliefert. Seitdem die Kultur auf der Insel sich ausgedehnt hat, sind die Regen und Nebel weit häufiger geworden, und während anfangs oft ein Jahr vorüber ging, ehe es Einmal regnete, so zieht gegenwärtig die Vegetation die Wolken so an sich, daß kaum ein Tag ohne einem Schauer vorübergeht. Diese Zunahme der Feuchtigkeit beschleunigt die Zersetzung der Lava, und bringt in allen Lücken reiches Gras hervor, das zur Ernährung der Heerden dient, welche die Regierung für die Bedürfnisse der Kolonie und der Schiffe hält. Kurz die Ausdauer und die zweckmäßige Richtung der Arbeit haben diese Masse von Schlacken in eine Besitzung verwandelt, welche gegenwärtig nicht nur für alle ihre Bedürfnisse selbst sorgt, sondern der englischen Marine von großer Wichtigkeit geworden ist, und alle Zwecke, welche bei ihrer Gründung beabsichtigt waren, in reichem Maße erfüllt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Oceanien.

Die Inselwelt der Südsee oder Oceanien, wie man sie in neuern Zeiten zu benennen pflegt, theilt sich der Lage und den Nationen nach (s. die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens Nr. 65 u. ff.) in drei Theile, den westlichen mit der malaiischen Bevölkerung, den südlichen mit der Negerbevölkerung, und den südwestlichen mit einer Bevölkerung, der man bis jetzt noch keinen eigenthümlichen Namen gegeben hat. Die erste und die dritte, namentlich wo sie, wie in Neuseeland, eine Mischung von beiden zu seyn scheinen, sind die lebensvollsten und kräftigsten.

Hinsichtlich der Wirksamkeit der Europäer, die jetzt noch, wenigstens ihrer Meinung nach, eine Hauptrolle unter diesem Völkergemisch spielen, sind namentlich drei Punkte herauszuheben, nämlich die eigentlichen Südsee-Inseln zwischen 200° und 240° der Länge, wo die Missionäre hausen, die südliche Gruppe mit Botanybai und den übrigen Ansiedlungen der Engländer, und endlich die Westgruppe unter holländischer Herrschaft oder Einfluß.

Die Stimmen über die Wirksamkeit der Missionäre auf den Südsee-Inseln lauten ungemein verschieden, gewiß ist, jene Inseln sind das Eldorado der Missionäre, dort haben sie ihren Sitz aufgeschlagen und eine geistliche Macht gegründet, welche der der Jesuiten in Paraguay wenig nachgibt. Sie selbst haben nicht ermangelt, sich darüber große Lobreden zu halten, und ihr geistlicher Stolz hat sich an dem gelungenen Werke geweidet. Ob aber das Licht, das sie angezündet, die Seele erfreut und ermuntert, oder ob es ein trüber Nebelstern ist, der bleich in das Leben hereinscheint, welches eine freundliche Sonne jenen Kindern der Natur so harmlos gestaltet hat, das ist die Frage, und wir sind sehr geneigt, uns zu der letztern Meinung zu bekennen. Allerdings herrschten unter diesen Völkern abscheuliche heidnische Gebräuche, Kindermord und Opferung, und daß die Missionäre diesen entgegengearbeitet, wer sollte ihnen dieß nicht zum Verdienst anrechnen. Aber ist die farblose, allen Lebensfreuden feindselige Entartung des Protestantismus, zu der die Missionäre sich meist bekennen, eine Religion für jene harmlosen und fröhlichen Insulaner, die an Tanz und Spiel eine kindische Freude haben? Heißt es den Menschen verstehen, wenn man diese Kinder der Natur, die im Glanze der Abendsonne muntere Gesänge ertönen lassen wollen, zu einer pietistischen Betstunde zusammenruft? Wären jene Insulaner ein kräftiger Stamm, wie die Maiaien oder Neuseeländer, sie würden die Missionäre mit ihrem Afterchristenthum ins Meer werfen, aber sie sind ein kindisches schwaches Geschlecht, das sich beugt und — verkümmert. Die auffallende Abnahme der Bevölkerung auf den Gesellschaftsinseln ist der untrüglichste Beweis, daß das System der Missionäre verderblich wirkt, so viel Gutes sie auch im Einzelnen thun mögen.

Die Engländer im eigentlichen Australien und einigen benachbarten Inseln sind eifrigst bemüht, tüchtige Kolonien zu gründen: nur auf Neuseeland will es nicht gelingen, dort weist man ihnen die Zähne, obwohl in späterer Zeit wahrscheinlich auch diese sich beugen müssen. In Australien sind die Engländer bis jetzt bloß auf eine schwache Negritorace gestoßen, von denen ihre Kolonien keinen ernstlichen Widerstand zu fürchten hatten, und nur unsichere Andeutungen weisen darauf hin, daß tiefer im Innern oder vielleicht auch nur auf einer noch nicht recht bekannten Seite dieser großen Insel ein kraftvolleres Geschlecht wohnt. Doch von diesen droht den Engländern keine Gefahr; bis ihre Kolonien sich so weit ausgedehnt haben, daß sie mit diesen zusammenstoßen, sind sie bereits allzu sehr erstarkt, um das Mindeste von ihnen zu befürchten. Allein eine andere Gefahr droht den Engländern aus ihrer eigenen Mitte. Wir haben im Lauf dieses Jahrs Mac Intosh's Meinung über die Zukunft Botany-Bai's angeführt (s. Nr. 248), und wenn auch seine Ansicht, daß es ein Räuberstaat werden würde, nicht wörtlich in Erfüllung geht, so werden doch die Folgen einer solchen Verbrecherkolonie nicht ausbleiben. Wie viele dieser oft kühnen und trotzigen Menschen sind schon entschlüpft, und haben auf irgend einer der zahllosen Inseln

Digitized by Google

eine Zuflucht gefunden! Man hat Beispiele, daß rohe unwissende Verbrecher, die von europäischer Civilisation wenig mehr wußten, als was sie mit leiblichen Augen gesehen hatten, von diesen armen, unwissenden Stämmen wie Halbgötter aufgenommen wurden. Müssen solche Menschen, die mit ihren rohen Leidenschaften den Wilden näher stehen, als andere wirklich gebildete Europäer, in jenen Stämmen nicht allmählich Bedürfnisse und Begriffe erregen, die sie herausreißen aus der bisherigen Stumpfheit und Theilnahmlosigkeit, und wird nicht die Zahl solcher Flüchtlinge sich mehren, namentlich wenn die Zahl der Abkömmlinge von Verbrechern wächst, die, wenn auch nicht so verhärtet, aber gewiß roher und wilder als ihre Väter seyn werden. Wenn solche mit den Künsten der Civilisation vertraute Leute, zum Ueberfluß noch mit Feuerwaffen versehen, auch nur in geringer Zahl sich mit einem Stamme von Wilden verbinden, so müssen sie diesem ein entschiedenes Uebergewicht über seine Nachbarn geben, sie selbst erringen Vortheile und Ansehen, und wird nicht das glückliche Beispiel von Einzelnen andere nachziehen, um so mehr, da es an Leuten nicht fehlen wird, die sich mit dem Gesetz überwerfen?

Im Norden dieser englischen Niederlassungen wohnen auf Neuguinea u. dgl. schwache Negritos, auf den Molukken und im Sulu-Archipel aber kräftige Malaienstämme, meist kühne Seeräuber, die bis hinauf nach den Philippinen und westwärts bis zur Straße von Malacca die Meere unsicher machen. Ihnen suchen außer den Spaniern auf den Philippinen namentlich die Holländer Einhalt zu thun. Ihre oft verläumdete Herrschaft auf den westlichen Inseln, unter den Malaien, trägt so wenig ein Element der Dauer in sich, als die Herrschaft der Engländer in Ostindien; das Klima widersteht allzusehr der Natur nordalpinischer Europäer, die nie recht heimisch werden, aber ihre Herrschaft hat schon großen Einfluß auf diese Völker gehabt, und wird ihn ferner noch ausüben. In diesem indischen Archipel bildet sich ein eigenthümliches See- und Handelsleben aus, das sich bis jetzt noch in wilder Seeräuberei ausspricht (s. Nr. 325, 326), aber sobald die Macht der Europäer darüber Herr geworden, sich zu einem sehr betriebsamen, unternehmenden Handelsgeiste gestalten wird. Wenn man die schwachen Mittel bedenkt, welche den Holländern im Vergleich mit den Engländern zu Gebot stehen, so muß man zugeben, daß sie verhältnißmäßig weit mehr geleistet haben, als diese, und gewiß der beste Beweis dafür ist der Umstand, daß mehrere der holländischen Besitzungen in Indien sich namentlich durch den Beistand, den die Eingebornen ihnen leisteten, gegen die übermächtigen Engländer vom J. 1796 bis 1811 ohne Hülfe des Mutterlandes behaupteten.

Ein ganz eigenthümlicher Umstand auf allen Inseln und Küsten des indischen Archipels sind die ausgewanderten Chinesen, die durch Mäßigkeit, Fleiß und Handelsbetrieb allenthalben Reichthümer erwerben, und allmählich zu einer äußerst bedeutenden Zahl emporwachsen. Da keine Frauen aus China auswandern dürfen, so verheirathen sich die Chinesen mit einheimischen Frauen, und es entsteht ein ganz neuer Volksstamm, der von seinen Vätern den Fleiß und die Betriebsamkeit, von seinen malaiischen Müttern oft einen trotzigen und unbeugsamen Sinn erbt, und mit der Zeit in jenen Ländern eine bedeutende Rolle spielen muß. Man rechnet ihre Anzahl im Archipel auf wenigstens zwei Millionen, die sich nicht nur unter sich, sondern auch durch eine jährliche weitere Auswanderung aus China von 25 bis 30,000 Menschen vermehren. Sie haben sich bis jetzt zwar noch nie in politische Angelegenheiten gemischt, nie einen eigenen Staat zu gründen gesucht, wohl aber schon oft den Bedrückungen der Lokalregierungen mit den Waffen in der Hand sich muthig widersetzt. Sie bringen einen Geist der Ordnung und der Mäßigkeit mit, der außerordentlich auf die zum Theil noch so rohen Stämme einwirkt, und chinesische Bildung und chinesische Sitten weit umher verbreitet. Das Klima ist ihnen ohne Vergleich angemessener als den Europäern, und somit ist es als gewiß anzunehmen, daß die Bildungsformen namentlich des östlichen Archipels mehr und mehr sich nach chinesischen Mustern formen werden. Diese chinesischen Auswanderer führen uns hinüber nach dem Festlande von Asien, und namentlich für's erste nach China selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Bericht über die Battas in Sumatra. *)

Die Physiognomie der Battas auf der Insel Pulo Percha, oder Sumatra, zeichnet sich hauptsächlich durch einen ungewöhnlich kleinen Mund aus; ihre Züge sind nicht regelmäßig, aber doch gefällig. Jene ihrer Häuptlinge, welche es vermögen, tragen schöne blaue Turbans oder Daytas, und seidene Schärpen, Tschendei genannt, während das gemeinere Volk sich mit den rohesten Stoffen, einem Strohwisch oder einem Stück Baumrinde, begnügt. Sie verfertigen in einigen Bezirken eine Art groben Baumwollenzeugs, und im Lande Aukohto, südlich von Tappanuly, zeigen die Bewohner viel Geschmack in der Färberei ihrer Zeuge, und der Art sie zu tragen. Der untere Rand der Kleidung ist mit einer Franze von bunten Glasperlen eingefaßt. Die Thanipal Sirih oder Betteltasche ist schön aus Stroh verfertigt und mit Perlen besetzt; sie wird mittelst eines darüber herabgehenden Deckels, fast wie eine Brieftasche, geschlossen, und vom untern Ende hängt eine Schnur von Perlen von verschiedener Größe und Farbe, mit einem Glöckchen versehen, herab. Die Tabakspfeife besteht aus einem ungefähr 5 Fuß langen messingenen Rohr mit einer Kugel von dem gleichen Metall und einem an einer kleinen Kette daran hängenden Stopfer; Rohr und Kugel sind mit seltsamen eingegrabenen Figuren verziert. Die Häuptlinge tragen Armbänder von Kemu-Muscheln oder Assu **) über dem Ellenbogen und Ohrringe von schlechtem Gold. Die mehr als halbbarbarischen Sitten der Battas geben sich besonders durch die geringe Aufmerksamkeit kund, welche sie ihren Weibern schenken. Die Kleidung der letztern besteht, wenn sie arm sind, in nichts als einem Stück groben Zeug, das unter den Armen um den Körper gebunden wird und ungefähr bis an die Kniee herabreicht.

Ein Kampong, oder Dorf, enthält meist 1 bis 2000 Bewohner jedes Alters. Die Häuser im Innern des Landes bestehen hauptsächlich aus Brettern und die Wände sind oft mit Schnitzwerk geziert, und mit

*) Der asiatischen Gesellschaft in London mitgetheilt von Kapitän James Low.
**) Die Samenkörner eines Strauchs.

Digitized by Google

Ibschu (anau, oder borassus gomutus nach Marsden), in seinem rohen Zustande, ausgelegt. Diese Häuser, welche sämmtlich auf Pfeilern ruhen, sind zuweilen bei hundert Fuß lang, ohne daß sich im Innern eine Abtheilung befände, und es lebt in demselben nicht bloß eine einzige Familie, sondern so viele Personen, als sich mit einander vertragen und Platz finden können. Der Eingang befindet sich in der Mitte, und man gelangt auf einer Leiter durch denselben, die bei Nacht aufgezogen wird. Die vier Wände des Hauses sind mit großen Fenstern versehen. Die Wohnungen derjenigen Battas, welche in der Nähe des Meeres leben, sind elend gebaut. Ein Batta-Dorf ist gewöhnlich sehr unsauber, und gleicht bei Regenwetter mehr einem Pferch, wo Büffel hausen, als einem Ort, wo Menschen wohnen. Im Erdgeschoß jedes Hauses befinden sich die Schweine und das Hornvieh des Eigenthümers, und der Mist, den diese machen, wird selten weggeräumt. Jeder Kampong wird zur Zeit des Kriegs mit einem ungefähr vier Fuß hohen Erdwall umgeben, vor welchem noch zwei, oft auch drei starke Gehäge von dem gespaltenen Holz des Kampherbaums errichtet werden, welche von gleicher Höhe mit den Fenstern der Häuser sind. Innerhalb dieser Festungswerke werden Plattformen aufgeworfen, von denen herab die Bewohner während der Belagerung schießen. Zu alledem werden noch starke Verhaue von dornichtem Gesträuche angelegt, vor denen eine Anzahl Randschows oder spanischer Reiter aufgestellt sind. Der Zugang zu diesen Befestigungen ist sehr schmal, und zu jeder Seite desselben erhebt sich eine mit dornichtem Gesträuche besetzte Plattform zum Schutze der darauf stehenden Wache. Das Thor ist fest, und wird erforderlichen Falles noch mit Bauholz verrammelt.

Die Hauptbeschäftigung eines jeden Familiengliedes ist der Ackerbau. Die Niederungen werden für den Anbau umgepflügt, die Anhöhen aber nur von dem darauf wachsenden Holze befreit. Der Reißbau ist unstreitig der wichtigste Zweig der Landwirthschaft der Battas; außerdem pflanzen sie auch noch Tabak für ihren eigenen Bedarf. Dieser letztere ist von geringer Qualität, und es wird das noch grüne Blatt geraucht. Die Weiber weben das erforderliche Baumwollenzeug.

Die Benzoe- und Kampherbäume machen einen Theil des Reichthums der Battas aus, und sie pflanzen sie entweder selbst, oder suchen sie in den Waldungen auf. Der Same des Benzoebaums ist fast ganz rund, und ungefähr von der Größe einer Muskatennuß. Man steckt diesen Samen gewöhnlich regelmäßig in bearbeiteten Boden, wirft ihn aber auch oft ohne Unterschied aus, und in diesem letztern Fall ist dann das Produkt von geringerer Güte. Pflanzt man den Baum in den geeigneten Boden, so kommt er in vier bis fünf Jahren zur Reife. Alle Benzoebäume geben Gummi, doch hängt die Qualität desselben hauptsächlich von der Sorgfalt ab, mit welcher der Baum gepflegt wird, so lange er noch jung ist. In der ersten Zeit seines Wachsthums bedarf er eben so vieler Pflege als der Pfeffer- oder Kaffeestrauch. Wird er vernachlässigt, so verlohnt sein Produkt nicht die Mühe des Einsammelns.

Nach dem vierten Jahre werden Einschnitte in die Rinde gemacht, aus denen nach Verlauf von zehn Tagen das Gummi nach und nach ausschwitzt. Es wird aber erst nach ungefähr drei Monaten abgenommen, wo man andere Einschnitte macht. Dieses Verfahren wiederholt man in ähnlichen Zwischenräumen durch vier auf einander folgende Perioden, wo dann der Baum erschöpft ist und gewöhnlich abstirbt. Das Gummi nimmt nach jedem Einschnitt an Quantität und Qualität ab; der durchschnittliche Ertrag eines Baumes bei der ersten Sammlung beläuft sich auf ungefähr 1½ Pfund an Gewicht. *)

Der Benzoebaum gedeiht am besten, wenn er dem Seewind nicht ausgesetzt ist und in einem guten schwarzen Boden steht; man baut ihn daher am Fuß der ersten Hügelkette an. Nur das Produkt der ersten Ernten ist für den europäischen Markt tauglich; es wird von den Eingebornen Pahrong und von den Europäern Primasorte (head) genannt, ist fast ganz weiß und frei von Rindenstücken. Die übrigen Sorten sind nicht so rein. Der Baum erreicht eine Höhe von 17 bis 18 Fuß.

Der Kampherbaum wächst wild in den Wäldern, und findet sich vom Rücken des Ayer Bongey an, nördlich bis nach Bakongon, eine Strecke von 250 Meilen, im Ueberfluß. Da er vorzugsweise an der Seeküste gedeiht, so wird er gegen Osten an der Gebirgskette seltener gefunden. Dieser Baum gehört unter die höchsten und stärksten dieser schönen Insel, und Exemplare von sieben Fuß Durchmesser sind nichts weniger als selten. Bevor er Dimensionen solcher Art erreicht, muß er ein Alter von wenigstens 60 Jahren haben, **) Kampher aber erhält man schon von ihm, wenn er kaum zwei Fuß im Durchmesser hält.

Man glaubt, daß das Kampheröl und der Kampher selbst von einem und demselben Baum gewonnen wird, und daß, wenn man dem Baum das Oel nicht entzieht, dieses sich zu Gummi (dem eigentlichen Kampher) verdichte. Die Eingebornen wissen nicht genau zu bestimmen, welche Bäume den krystallisirten Kampher enthalten, sind aber die obigen Angaben richtig, so wird dieser wahrscheinlich von den ältern Bäumen gewonnen. Beide Erzeugnisse, das Oel und das Gummi, findet man in Höhlungen im Innern des Stammes, doch sind diese Höhlungen zuweilen auch nur mit Pech ausgefüllt. Sie halten selten mehr als 1½ Fuß in der Länge und befinden sich in verschiedenen Entfernungen von einander im Innern des Stammes. Will man dem Baume Oel entziehen, so wird mit einer kleinen Axt, ungefähr 14 oder 18 Fuß vom Boden aufwärts, ein tiefer Einschnitt in den Stamm gemacht. Hat dieser Einschnitt fast den Kern des Baums erreicht, so wird ein kleines Loch gebohrt, aus der das Oel, wenn sich welches im Baume befindet, augenblicklich herausquillt und in Gefäßen von Bambus aufgefangen wird.

Der Kampher wird von dem Baum in derselben Höhe vom Boden wie das Oel gefunden; ehe jedoch der, welcher dieses Gummi sucht, einen Baum findet, der dessen enthält, kann er oft wohl hundert Stämme anhauen. Ist es ihm endlich gelungen, so zerhaut er den Stamm in mehrere Bücke, welche er dann zerspaltet und den Kampher herausnimmt. Ein Stamm von mittlerer Größe enthält ungefähr 8 chinesische Catty's, oder nahe an 61 Pfund, und die größern das Doppelte. Die Bäume, welche angehauen werden und dann stehen bleiben, geben oft nach einem Zeitraume von acht Jahren eine geringere Sorte Kampher. Der reine Kampher wird Sestoutong und der ordinäre Ugar genannt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Unter Benzoe wird auf den östlichen Märkten mit ungefähr einem halben Thaler für den Catty, oder 1⅓ Pfund, bezahlt, so daß der Ertrag eines Akres, wenn man annimmt, daß 40 Bäume auf demselben stehen, sich für vier Ernten auf ungefähr 50 spanische Thaler beläuft, eine Summe, welche (wenn Arbeitslohn bezahlt werden muß) durchaus nicht hinreicht, um die Kosten des Anbaues zu decken und einen Ueberschuß zu sichern.

**) Die Schnelligkeit, mit welcher Waldbäume unter den Tropen zur Reife gelangen, ist überraschend; doch ist sie von dem Nachtheil begleitet, daß die meisten der stärkern Bäume hohl sind, und dann, wenn man einen tiefen Einschnitt in den Stamm macht, eine dicke Flüssigkeit herausquillt, welche oft die Farbe des Pints hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 364. 30 December 1835.

Die Carolinen.

(Aus Lütke's Reise ins Südmeer.)

Der zweite Band der Reise, welche der russische Kapitän Lütke in den Jahren 1826 bis 1829 auf der Korvette Sinläwin unternahm, ist so eben in Paris erschienen. Er begreift die Untersuchungen der Expedition in den Carolinen, den Marianen und auf der Küste von Kamtschatka. Die Carolinen nehmen den größten Theil der Reisebeschreibung ein, und die wissenschaftliche Methode, welche der Verfasser in seinen Untersuchungen anwendete, hat zu den glücklichsten Resultaten für die Bestimmung fast aller bisher ungewissen Punkte in diesem interessanten und bis auf die letzten Jahre so schlecht bekannten Archipel geführt. Eben so muß man die Menschlichkeit rühmen, mit der Lütke alles Blutvergießen in seinem Verkehr mit den Insulanern vermieden hat, und mit der er oft die genauere Untersuchung einer neuentdeckten Insel aufopferte, wenn er sah, daß er eine Landung nur durch Gewalt in den Stand setzen könnte.

Der spanische Kapitän Lazeano entdeckte im Jahre 1686 im Süden der Marianen eine große Insel, der er zu Ehren Karls II den Namen la Carolina gab. Nach ihm entdeckten andere Seefahrer neuere Inseln in der Nähe, und legten ihnen in der Voraussetzung, daß es immer dieselbe Insel sey, denselben Namen bei, so dehnte sich die Benennung nach und nach auf eine weit ausgedehnte Masse von Inseln und Inselgruppen aus, welche sich von den Pelewinseln bis Ualan, und vom 2—12 Grad nördlicher Breite erstreckt. Die Jesuiten des Kollegiums von Manilla waren die ersten, welche die Entdeckung machten, daß die meisten dieser Inseln von einer milden, seefahrenden und dem Handel ergebenen Race bewohnt sind. Sie beschlossen sogleich einem Volke, das ihnen so schöne Hoffnungen gab, ihre Religion zu bringen. Im J. 1721 wurden einige Carolinenser auf die Küsten der Insel Guahan, des Hauptsitzes der Spanier auf den Marianen, geworfen, wo sie der P. Juan Antonio Candova kennen lernte, und von ihnen ausführliche Nachrichten über die Regierungsform und Bevölkerung des Archipels einzog. Er besuchte sie vom nächsten Jahre an häufig, und stiftete im J. 1731 eine Mission auf der Insel Falaley, wurde aber bald darauf auf der Insel Mogmog ermordet, und so hörte der Verkehr der Spanier mit den Carolinen auf.

Die Nachrichten, welche die Missionen über die Inseln gegeben hatten, und die Karten, welche sie nach Angaben der Insulaner entwarfen, blieben fast ein Jahrhundert lang die einzigen Wegweiser für europäische Geographen. Diese Karten enthielten zwar ziemlich genau die Zahl und die Lage der Inseln, waren aber voll der größten Irrthümer über die Größe und Entfernung derselben von einander. So waren oft Inseln, welche kaum über dem Wasserspiegel hervorragen, mit einem Umfang von mehrern Meilen dargestellt, und Gruppen von einem Umfang von 10—15 Meilen nahmen mehrere Breitegrade auf der Karte ein, so daß das Ganze ein unendliches Labyrinth bildete, das auf allen Seekarten gleich dargestellt war, und bei der anscheinenden Unmöglichkeit, sich durch diese Masse von Inseln und Korallenriffen durchzufinden, alle Schiffe von den Carolinen entfernt hielt. So war es z. B. den spanischen Galionen, die von Acapulco nach Manilla zu fahren pflegten, strenge verboten, sich diesen Inseln zu nähern. Wenn bisweilen ein Schiffer den mit diesem Inselmeer auf den Karten bezeichneten Raum durchschiffte, so war er sehr erstaunt, die Inseln die er erwartete, nicht zu finden, und geneigt, die kleinen Inseln die er von Zeit zu Zeit ansichtig wurde, für neue Entdeckungen zu halten, und ihnen die Namen seiner Gönner und Freunde beizulegen, anstatt zu suchen, die einheimischen Namen derselben zu erfahren, und so die Karten zu berichtigen: auf diese Art fügte jeder eine Masse neuer Namen diesem Chaos bei, ohne die alten daraus verschwinden zu machen. Dazu kam die verschiedene Art, mit der die eingebornen Namen aufgefaßt und geschrieben worden waren, und ihre Vermischung mit europäischen, und aus dem Ganzen entstand eine solche chaotische Masse von offenbarem Unsinn, daß einige Geographen sich entschlossen, den ganzen Archipel auszustreichen.

Chamisso, Freycinet und Duperrey waren die ersten, welche richtigere Begriffe über die Inselgruppen erhielten, sie gaben sich Mühe die eingebornen Namen auszufinden, sie mit denen auf den alten Karten zu identificiren, und somit endlich die Inseln auf ihre wahre Ausdehnung zurückzuführen. Dennoch ließen sie viel zu thun übrig, aber dieses ist fast vollständig durch Kapitän Lütke geschehen; er gab sich alle erdenkliche Mühe, die den Namen auf den alten Karten korrespondirenden Punkte zu finden, und es gelang ihm, fast allen derselben ihre wahre Lage anzuweisen. Es bleibt künftigen Entdeckern nur noch übrig, einige derselben

Digitized by Google

auszufinden, und da die Insulaner selbst alle Inseln und Felsen des Archipels kennen und benannt haben, so kann man sicher seyn, ihn vollständig zu kennen, wenn die wenigen von ihnen erwähnten und von Europäern noch nicht besuchten Punkte untersucht worden sind.

Der Archipel besteht aus 48 Inselgruppen, von denen die Expedition die der Cap- und der Pelew-Inseln nicht besuchte; die 46 übrigen bestehen aus mehr als 400 Inseln. Sie theilen sich in zwei Hauptklassen, die hohen Inseln Ualan, Puinipet und Rug, die aus einem Gerüpp von Felsenmassen bestehen, und die niedern Inseln, welche Korallenformationen sind. Diese letztern alle zusammen bilden eine Masse, die kaum eine deutsche Quadratmeile ausmacht. Es ist nicht leicht ihre Bevölkerung mit einiger Genauigkeit zu bestimmen, aber nach der Zahl der Boote, welche von jeder Insel aus Schiff kamen, und allen übrigen Umständen läßt sich schließen, daß die niedern Inseln etwa 2500 erwachsene Männer enthalten, und die hohen Inseln etwa 2000. Die Bevölkerung der Koralleninseln erscheint dabei im ersten Anblick unwahrscheinlich hoch, indem sie die der bevölkertsten europäischen Staaten weit übertrüfe; allein man kann sie auf keine Art mit der eines Kontinents vergleichen, wo ein großer Theil des Territoriums immer aus unbewohnbaren Strecken besteht, während die Koralleninseln keinen unfruchtbaren Fleck enthalten. Das schmale Band das die Insel bildet, ist ganz mit Vegetation, mit Brodfruchtbäumen und mit Kokuspalmen bedeckt, deren Fuß im Meer steht, und deren fruchtbare Gipfel weit über das Wasser hinhängen. Die Stellen, welche bei uns für Sümpfe gelten würden, sind gerade die geeignetsten zur Kultur der mehligten Wurzeln, wie das Arum esculentum u. s. w., von denen die Carolinenser ihre Hauptnahrung ziehen. Die hohen Inseln sind weit weniger dicht bewohnt, Ualan hat eine Oberfläche von anderthalb, Puinipet von sechs, und Rug wahrscheinlich von neun Quadratmeilen, so daß sie wenig mehr als 500 Menschen auf eine Meile enthalten. Dieß schreibt sich daher, daß nur die Ufer bewohnt sind, während das Innere derselben undurchdringliche Wälder enthält.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Asien.

Dem europäischen Stolze, und vor Allem dem englischen Hochmuth und Eigensinn ist es unerträglich, daß ein anderes Volk es wagt, eine eigenthümliche Civilisation der europäischen entgegenzustellen. Die Chinesen sind aber nicht minder eigensinnig, beharren auf ihrem Weg, und das Sturmlaufen einiger europäischer Civilisationsvorposten prallt unmächtig ab. Einige derselben sind geschildert in Nr. 207, 331 ff. Endlich scheint man indeß doch ein Mittel aufgefunden zu haben, den Chinesen Achtung vor europäischem Wissen und europäischer Forschung einzuflößen, und dieß ist im Gebiete der Medizin: ist erst die Bahn gebrochen, so kann mit der Zeit ein mannichfacher geistiger Austausch statt finden.

Stehen aber die Chinesen hinter den Europäern an philosophischem Forschungsgeist zurück, so stehen sie ihnen an diplomatischer Gewandtheit wenigstens gleich, wie der verunglückte Versuch Lord Napiers zeigt (s. 155 ff.). Dieser Vorfall, wobei der Vortheil in keiner Weise, weder in der Geschicklichkeit der Führung, noch hinsichtlich des Erfolgs auf Seite der Engländer ist, beweist den Entschluß, sich in keine diplomatische Unterhandlungen einzulassen, und sich politisch gegen die seefahrenden Nationen abzuschließen. Der Grund ist einleuchtend: er liegt in dem Umsichgreifen der Engländer in ganz Asien, und in den unbesonnenen Drohungen mancher Engländer in Canton, die es in ihrem Stolze unerträglich finden, daß die chinesischen Behörden nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollen.

Ueber das Innere des Reiches und seine Lage wissen wir sehr wenig, doch scheint aus einigen Umständen hervorzugehen, daß die jetzige Herrschaft der Mandschukaiser sich ihrem Ende naht. Fast jedes Jahr bringt eine neue Empörung im Innern von China, der letzte Aufstand in der westlichen Tatarei unter der muselmännischen Bevölkerung hat die Finanzen sehr erschöpft, und wenn man einigen Nachrichten trauen darf, ist dieser Aufstand von Neuem ausgebrochen, die schwachen chinesischen Besatzungen sind leicht zu überwältigen, und wenn die Regierung nicht mehr im Stande ist, Truppen in größerer Anzahl dorthin zu senden, so kann der Aufstand rasche Fortschritte machen, und bis zu den Mongolen dringen, welche der Mandschurenherrschaft ohnehin herzlich überdrüssig sind: eine solche Umwälzung in der westlichen Tatarei ist aber nie ohne große Rückwirkung auf China selbst gewesen, ohnedin da die geheimen Gesellschaften, die seine Regierung zu zerstören vermochte, langsam aber sicher fort und fort an dem Fall der Mandschudynastie und Erhebung eines chinesischen Herrschers gearbeitet haben.

Ganz abgeschlossen und isolirt hält sich Japan (s. Nr. 91 ff.), doch nicht ohne geistige Fortschritte im Innern, und das ganze Volk steht auf einer weit höheren Stufe als die indochinesischen Nationen, denen vermuthlich die europäische Kriegskunst die ersten Begriffe von europäischer Civilisation beibringen wird. Das Stück, welche die Engländer von der hinterindischen Halbinsel in Besitz genommen haben (siehe die Tenasserimprovinzen Nr. 9 ff.), muß entweder, wozu die Engländer keine Lust zu haben scheinen, wieder aufgegeben werden, oder es wird der Zankapfel, der die Engländer zur Eroberung der ganzen Halbinsel treibt.

Der merkwürdigste Zug in der heutigen Geschichte Asiens bleibt immer die Herrschaft der Engländer in Indien. Ihr Einfluß ist unermeßlich auf ganz Asien, ihre wissenschaftlichen Forschungen verdienen den Dank der gelehrten Welt, aber was hat die Geschichte oder der Gang der Ereignisse mit diesen gelehrten Forschungen zu thun. Wir werden wohl schwerlich sehr irren, wenn wir vorn herein von dem Satze ausgehen, daß die englische Herrschaft in Indien zwar lange, aber doch nicht immer dauern, und mit der unnatürlich hohen Stellung, welche England in der europäischen Politik seit etwa einem Jahrhundert eingenommen hat, auch wieder zusammenbrechen wird. Das Land ist erobert, die Fürsten unterworfen, nur Räuberschaaren widersetzen sich noch

Digitized by Google

den Engländern gewaltsam, aber ist der Geist und Sinn des Volks unterworfen? schmiegt sich der indische Geist dem europäischen an, und sucht er an ihm sich zu bilden? Besteht ein geistiges Band, das die höheren Klassen der Gesellschaft, die dort so gut wie allmächtig sind, mit den Engländern verbindet? Auf diese Frage muß man geradezu mit Nein antworten.

Es besteht in der englischen Herrschaft in Indien ein merkwürdiger Widerspruch: auf der einen Seite bedienen sie sich der höchsten Klassen des Volks als Soldaten (s. den Artikel Sipahis Nr. 335), und auf der andern Seite stoßen sie den reichern Theil dieser Klassen durch ihren englischen Partikularismus so sehr zurück, daß nur Leute, die keinen Ruf zu verlieren haben, Stellen bei der englischen Regierung annehmen wollen, diese aber dann so schlecht und unredlich verwalten, daß man sie ihnen wieder abnehmen, die Besoldungen erhöhen, und Engländer oder wenigstens Indobriten anstellen muß: dadurch aber entfremden sie sich das Volk immer mehr, sie bilden nur eine feindlich dem Volk gegenüberstehende Regierungskaste, und sollte einst, was manche anglo-indische Offiziere für keine Unmöglichkeit halten (s. Nr. 232 ff.), ein aufrührerischer Geist unter die Sipahis kommen, so stehen sie, ein fremdes, wenig zahlreiches Volk als Herren und Eroberer in einem Lande, das mit ihnen weder Sprache, noch Sitten, noch Religion gemein hat, vielmehr in Allem, was Menschen trennt und verbindet, in Lebensweise, Meinungen und Vorurtheilen schroff gegenüber steht, und es ist kaum zu zweifeln, daß Indien früher oder später den fremden Stoff wieder ausstoßen, und von dem mächtigen angloindischen Reich wenig mehr übrig bleiben wird, als einst von dem griechisch-baktrischen.

So gewiß aber dieß der endliche Ausgang seyn wird, so fragt sich doch, muß nicht der Zusatz von europäischem Wissen und Forschungsgeist, der allmählich mehr in das indische Leben hineingreift, immer als ein zehrendes Element in dem alten verrosteten Bau der Gesellschaft fortwirken, an der starren Geschiedenheit der Kasten rütteln, bis sie endlich untergraben ist, so wenig man auch jetzt noch im innern Lande von einer Erschütterung des Gebäudes bemerkt? Und so langsam auch diese Umgestaltung vor sich gehen mag, immerhin ist durch das Rütteln an allen Volksstämmen der Halbinsel und des Gebirgs eine Bewegung in das Ganze gekommen, die nicht mehr so leicht aufhören, und durch einen ausgebreiteten Handel auch dann noch erhalten werden wird, wenn die fremde Herrschaft längst nicht mehr ist, um so mehr als auch in dem Muhammedanismus ein fremdes Element in dem alten Reiche des Kastenunterschieds sich angesiedelt hat. Das alte Indien betrachten wir darum als todt, oder um uns richtiger auszudrücken, die verbindende Kraft, welche das alte System zusammenhielt, ist gebrochen, die Materialien, nämlich die verschiedenen Religionssysteme, die alte Literatur, das häusliche Leben und die Sitten des Landes sind noch da, und es fragt sich nun, ob ein neues Gebäude aus diesen Trümmern zusammengefügt werden, und welcher Geist es errichten wird.

Bis dahin aber ist es noch weit, das Alte ist noch nicht genug zerstört, daß das Neue sogleich Wurzel fassen könnte: jetzt gilt in Indien kein Volk, durch eigene Ansichten, Meinungen und selbstständige Kraft, nur die Herrscher, nämlich die Engländer, zählen, um sie gruppirt sich Alles, ihre Einrichtungen, ihr Thun und Lassen ist das fast ausschließlich Wichtige, das Volk zählt, was auch einige liberale Phrasen englischer Gouverneure sagen mögen, nur als steuerbare Masse, einzelne mögen sich erheben durch Geist, Thätigkeit, Kenntnisse und Reichthümer, aber keine Nation, kein nationales Streben thut sich kund, *) und Alles beugt sich vor der Macht der Eroberer. Aber diese Macht beruht auf dem Schwert, und die Aufgabe der Engländer ist, durch keine unkluge, gegen die Meinungen der Mehrzahl des Volks geradezu verstoßende Maßregeln diese gegen sich aufzubringen, und durch kluges Verfahren sich eine stets bereite, dienstfähige und dienstwillige Armee zu erhalten. Hier, wenn irgendwo, liegt die nächste Gefahr der Engländer. (S. die Gefahren der englischen Herrschaft Nr. 48. Die Beschwerden der indischen Armee Nr. 94, 97, 151, 203. Die indische Armee Nr. 232 ff.)

Oestlich von Indien scheint wieder die Afghanenmacht sich zu heben. Zwar war Dost Muhammed nicht im Stande, der disciplinirten Armee Randschit Sing's mit seinen tapfern, aber rohen Schaaren die Spitze zu bieten, allein er besaß Muth genug, keinen entehrenden Anträgen Gehör zu geben, seine Brüder haben aus Haß gegen ihn sich dem Feind ihres Glaubens in die Arme geworfen, und so steht er jetzt allein ohne Mitbewerber zum Throne Afghanistans, seit Schah Schudscha's Unternehmung gescheitert ist.

Westpersien wühlt in seinen eigenen Eingeweiden; das Atridengeschlecht der Kadscharen (s. Lage des Orients Nr. 1, 2.) mordet sich unter einander, und kein Ausweg des gräulichen Kampfs ist abzusehen. Tiefer war Persien nie gesunken. Die Macedonier, die Araber achteten es wenigstens der Mühe werth das Reich zu erobern, jetzt verschmähen es die Russen, persische Provinzen in Besitz zu nehmen, weil der mögliche Ertrag die Kosten nicht decken würde.

Von Persiens Gränze bis ans Mittelmeer herrschen drei Potenzen, die Pforte, Mehemet Ali und die europäische Politik. Mit dieser haben wir nichts zu thun, und von Mehemet Ali und der Erhebung der Araber als Nation war oben schon die Rede; wir wollen deßhalb zum Schluß nur noch einen Blick werfen auf das russische Asien oder vielmehr Sibirien. Auf das Panorama dieses Landes (s. Nr. 75 ff.) müssen wir hier namentlich verweisen, als auf eine Grundlage, was aber dort nicht erwähnt ist, sind die mannichfachen Bemühungen der Regierung die verschiedenen Theile Sibiriens empor zu bringen. Unterrichtsanstalten werden begründet, langsam aber sicher breitet sich unter einigen Völkerschaften, namentlich Burâten, das Christenthum aus, Ackerbaugesellschaften werden gestiftet, und wenn nicht Alles den Erwartungen entspricht, so erwäge man die unermeßlichen Entfernungen, die Rauhheit des Klima's, und die Langsamkeit, mit der alle nützlichen Anstalten unter solchen Umstän-

*) Die Sikhs können kaum als Ausnahme gelten: sie sind zu schwach, was wollen einige hunderttausend Menschen gegen die hundert Millionen Indiens: doch liegt in ihrer Freiheit von Vorurtheilen, und der von den Fanatikern (Akalis) eingeführten unbeschränkten Aufnahme aller auch der niedersten Hindukasten ein Element der Fortbildung.

Digitized by Google

den gedeihen. Die Art, wie Rußland die wilden Stämme behandelt, scheint sehr verständig, sie zeigen sich der Regierung ergeben, und es wäre nicht unmöglich, daß bei einer Erschütterung im Innern Asiens Rußland seine Herrschaft weit hinab ausbreitete, namentlich unter denjenigen Völkern, die sich zum Lamismus bekennen. Man kann nicht sagen, daß die russische Regierung mit den Nachrichten aus Sibirien karge, die russischen Zeitschriften machen manche Mittheilungen, und wenn sie nicht gerade für gut findet, die Regierungsgrundsätze, nach denen sie in Verkehr mit China und den muhammedanischen Völkern Asiens, mit Bukhara und Khiwa, so wie mit den wandernden Kalmükenstämmen verfährt, mit vollen Backen auszuposaunen, so thut sie dabei nicht mehr und nicht weniger, als England in seinen ost- und westindischen Besitzungen gleichfalls thut.

(Schluß folgt.)

Kanalbau in Guiana. *)

Die englischen Journale haben angekündigt, daß die britische Regierung damit umgehe, das Innere ihrer Kolonie in Guiana erforschen zu lassen. Diese Expedition wird von dem Einfluß geboten, den die Dampfschifffahrt auf die Wohlfahrt des südlichen Amerika's haben muß. Der Rio negro verbindet den Amazonenfluß und den Orinoco; es ist nun den Engländern daran gelegen, diesen Fluß mit dem Essequibo in Verbindung zu setzen. Die Gebirge im Innern von Guiana bilden keine zusammenhängende Kette, sondern sind durch Moräste getrennt, und es würden sich mithin Stellen finden lassen, wo man die nöthigen Verbindungskanäle graben könnte.

Cayenne ist in dieser Hinsicht mehr begünstigt, indem man dort den Amazonenfluß auf einer Strecke von Alluvialboden, der sich leicht graben läßt und von dessen Erde man Dämme aufwerfen kann, in gerader Richtung erreicht. Diese Verbindung ist bereits vom Cayennefluß bis zum Mahury offen, und vom Mahury nach Kaw, und von Kaw nach dem Aprnage angelegt.

Man läuft in den Fluß Couronale ein, und indem man den Alluvialboden verfolgt, kommt man an den Oyapok. Hat man über diesen Fluß gesetzt, so könnte man bis zur Mündung des Carapanatuba in den Amazonenfluß kommen.

Es ist dieß ein Raum von 100 Stunden, auf dem man keine Anhöhe, sondern stets ein gleiches Niveau trifft. Diese Verbindung würde die Dampfschifffahrt entbehrlich machen; der Kanal, von Norden nach Süden laufend, hätte halben Wind, mithin könnte die Schifffahrt durch Segel geschehen, und würde von der Bewegung der Fluth begünstigt.

Um Leute zu Vollendung des Kanals des Apruage und des Kanals des Mahury zu bekommen (die im Jahre 1804 begonnen und 1809 wieder aufgegeben wurden) und um sie bis zum Carapanatuba fortzuführen, wäre, bei der schwachen Bevölkerung der französischen Kolonie, das beste, wenn die französische Regierung Regimenter schwarzer in Afrika geworbener Sappeure errichtete. Nur die Afrikaner könnten solche Ausgrabungen in diesen Gegenden ausführen. Die stärksten Neger der drei Guiana's sind die unter dem Namen der Neger von der Schaufel bekannten, und diese führen solche Arbeiten eben so beharrlich als geschickt aus.

*) Von General Bernard, Gouverneur von französisch Guiana, im Jounal de la Marine mitgetheilt.

Bericht über die Battas in Sumatra.

(Fortsetzung.)

Ihr Pulver bereiten die Battas selbst, da ihr Land Schwefel und Salpeter in Menge liefert; ihr Fabrikat ist jedoch schlecht.

Gleich den meisten Urstämmen haben die Battas Kenntniß von den heilsamen Kräften vieler Kräuter, Pflanzen und Wurzeln in Krankheiten und bei Verletzungen, und besonders erfahren sind sie in Bereitung und Anwendung von verschiedenen Giften, von denen einige schnell, andere langsam, aber nicht minder sicher tödten. Das Opfer der Rache, das eines der letztern Art erhielt, schleppt dann zur Freude seines heimlichen Feindes ein sieches Dasein hin. Surn, ein chinesisches Heilmittel, soll das einzige wirksame Gegengift seyn, doch ist es selten und steht in hohem Preise. *)

Die Battas, mit denen die Bewohner des Gebiets der Kompagnie gegen Norden in Verkehr stehen, sind ein falsches, streitsüchtiges, rachsüchtiges, eigensinniges Volk, dem es an jeder Tugend mangelt. Ein Streit über einen Gegenstand, der keine zehn Thaler werth ist, reicht oft hin, zwei Kampongs oder zwei Distrikte in einen Krieg zu verwickeln, der oft mehrere Jahre dauert, wenn nicht neutrale Stämme sich ins Mittel schlagen. Die Battas sind nur dann ihren Verpflichtungen treu, wenn sie Züchtigung zu fürchten haben. Bevor ein Krieg zum Ausbruch kommt, versucht es ein verschlagener Häuptling oft sich von beiden Parteien bestechen zu lassen, wobei er seine wahre Meinung bis zu bequemer Gelegenheit sorgfältig verhehlt.

Die Battas treiben ihre Rache so weit, daß sie ihre Kriegsgefangenen verzehren, wenn sie durch einen Versuch, den Kampong anzuzünden, oder durch den Werth, den sie auf den streitigen Punkt legen, in Wuth versetzt werden. Gelingt ihnen ein offener Angriff auf ihre Feinde nicht, so versuchen sie es mit Gift. Ihr Unabhängigkeitsgefühl, oder vielmehr ihre Hartnäckigkeit, zeigt sich an den Kulis dieses Stammes, die man zur Arbeit auf dem Gebiet der Kompagnie dingt. Diese arbeiten nur, wenn es ihnen gefällig ist, und straft man einen, so flüchten Alle in das Innere des Landes.

Die Gewalt eines Batta-Häuptlings ist erblich, und geht auf seinen Sohn oder Bruder über; doch kann sich keiner in seiner Herrschaft behaupten, wenn es ihm an der nöthigen Gewandtheit fehlt das Volk für sich zu gewinnen. Die Rechte eines Häuptlings auf das Land, das er beherrscht, werden nur selten bestritten; rächt er aber die seinem Stamme widerfahrnen Beleidigungen nicht schnell, versteht er es nicht, die Schwäche des Feindes und die Leichtgläubigkeit seiner Leute zu benutzen, besitzt er keine Gewandtheit der Rede und zeigt keine Tapferkeit im Gefecht, dann wird er nur wenig Anhänger haben. Jedes Dorf hat sein Magazin von Luntenflinten, und da sie Pulver und Blei in Menge haben und fleißig nach dem Ziele schießen, so sind sie gute Schützen. (Schluß. f.)

*) Major Canning zweifelt an der Existenz dieser schleichenden Gifte, ohne jedoch eine Ursache anzugeben. Es läßt sich indeß vermuthen, daß die ihnen zugeschriebenen Wirkungen keine andern sind, als die jede der Gesundheit schädliche Substanz auf den Neger äußert, und daß Aberglaube und Einbildung das Meiste zu den nachtheiligen Folgen beitragen. Jenes Gegengift, Suen, wird von den Chinesen Song, auch nyin sen, oder nyin song genannt. Für ein Stück von vier Zoll Länge wurden oft 100 span. Thaler bezahlt. In China ist es ein Monopol der höchsten Klassen, und seine belobten Eigenschaften bestehen, gleich denen so vieler in China hochgepriesenen Mitteln, größtentheils in der Einbildung. Die Vorschrift lautet, es mit einem Messer von Messing zu zerschneiden. Ein Chinese erzählte mir, daß es in den obern Provinzen des Reichs wachse und nur in einem kalten Klima gedeihe. Die Chinesen halten es für ein Universalmittel; die Malayen kennen es unter dem Namen Sud und die Siamesen unter der Benennung Som.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 365. 31 December 1835.

Rückblicke.

(Schluß.)

Europa.

In eine allgemeine Charakteristik Europa's uns einzulassen, fühlen wir uns in keiner Art versucht, auch wenn der Gegenstand nicht über unsere Kräfte wäre. Einen Umstand aber müssen wir dennoch hervorheben, der zwar allerdings auch politischer Natur ist, aber keineswegs der Tagspolitik angehört, und den man diskutiren kann, ohne mit irgend einer der politischen Parteien in Conflikte zu kommen, da noch keine das Problem gelöst, und die wenigsten es auch nur versucht haben: die Frage betrifft die Organisation der großen Masse bei der immer fortschreitenden Bevölkerung, welches Fortschreiten nothwendig politische Erschütterungen erzeugen muß, wogegen aber keine Staatsform, weder eine republikanische, noch eine aristokratische, noch eine monarchische als Panacee sich bewähren wird. Die Aeußerungen des Uebels können unter den verschiedenen Regierungsformen verschieden seyn, die Sache ist und bleibt stets dieselbe. Die Länder, in denen die Frage rege geworden ist, sind England, Frankreich und Deutschland, doch nur in England hat sie bis jetzt eigentlich praktische Wichtigkeit, in Frankreich ist sie als St. Simonianismus und Phalansterianismus mehr nur spekulative Spielerei gewesen.

In England haben wir in Folge des Maschinenwesens am meisten von Streit und Verbindungen der arbeitenden Klassen gegen die Reichen, der Arbeit gegen das Kapital gehört, bis jetzt haben aber ihre Versuche trotz ihrer ungeheuren Mittel und der großen Vereinigung von Hunderttausenden von Arbeitern immer noch fehlgeschlagen; ob aber die Sache so ganz beigelegt ist, als die augenblickliche Stille zu beweisen scheint, möchten wir fast bezweifeln. Die Führer der Arbeiter, — denn in England besteht ein Direktorium, dessen Befehle mit einer ans Unglaubliche gränzenden Genauigkeit befolgt werden, — haben im vorigen Jahre sämmtliche Arbeiter aufgefordert, sich zu vereinigen, wöchentlich zu einem allgemeinen Fonds zu unterschreiben, und aus diesem Fonds Fabriken und Material jeder Art zu kaufen. Wenn dieser Fonds zusammengeschossen ist, sollen die Arbeiter eine Genossenschaft bilden, abgesondert von allen andern Theilen der Gesellschaft; hier sollen sie nur ihr eigenes Bier brauen, ihr eigenes Brod backen, ihr eigenes Vieh schlachten, ihre eigenen Häuser, ihr eigenes Land bauen, ihre eigenen Kleider machen, kurz nur für sich selbst arbeiten. Hören wir, wie sie sich dieß ausmalen, Fourrier selbst und sein Schüler Considérant hätten nicht besser reden können. „Es kann keine vollständigere Realisation der Brüderschaft geben, als eine wohl organisirte Gesellschaft von Arbeitern, die durch ihre eigenen Gesetze geleitet sind, nur zu ihrer gegenseitigen Wohlfahrt. Reichthum erzeugen, und diesen Reichthum in gerechtem Verhältniß jedem Mitglied der Brüderschaft austheilen, den Trägen nicht mit Schmeicheleien überhäufen, und dem Fleißigen nicht seinen gebührenden Antheil verringern. Durch eine solche Organisation nähern wir uns möglichst der Vollkommenheit, sie ist die Vollendung des Fortschritts der Gesellschaft, das schöne Ideal, das wir zu jeder Zeit vor Augen haben müssen, ein Anreiz zu jeder Anstrengung, und der Leitstern unserer Bewegungen. Es gibt keinen Frieden, keine Gerechtigkeit und kein Glück bis dieß erreicht ist, denn dann erst ist ein Mensch dem andern gleich, der Diener wie sein Herr, und die Magd nicht geringer als ihre Herrin."

Es ist freilich nichts leichter, als den Unverstand und das Unpraktische eines solchen Vorschlags nachzuweisen, wir dürfen aber solche Dinge nicht nach dem Verstand oder Unverstande einzelner Stimmführer beurtheilen, sondern wir müssen sorgsam jedes Körnchen Verstand herauslesen, um den Geist, der diese Massen treibt, zu verstehen. Es liegt darin offenbar das Gefühl, daß die Kräfte des Einzelnen unter gewissen socialen Verhältnissen nicht hinreichen, jedem, auch bei tüchtiger Arbeit, ein genügendes, sicheres Auskommen zu verschaffen, sondern daß dieß nur durch Genossenschaften erreicht werden könne. Es ist dieß unter ganz andern Formen etwas den Innungen des Mittelalters Aehnliches, und es läßt sich gar wohl ein Zustand der Dinge denken, wo dem Staate nicht das Individuum, sondern nur Genossenschaften entgegenstehen. Die socialen und politischen Verhältnisse legen alle Macht und allen Einfluß in die Hände des Reichthums und zum Theil auch, jedoch erst in zweiter Linie, der Bildung. England ist nebst Holland das freieste Land in Europa, aber die Freiheit ist hauptsächlich das Eigenthum der vornehmen, reichen und gebildeten Klassen. Der Arme ist beinahe rechtlos, und zum mindesten durch die von den Reichen und Vermöglichen entworfenen Gesetze, und durch die Macht des Geldes nicht wenig gedrückt. Gegen

Digitized by Google

diesen von dem Reichthum und der Bildung der höhern Klassen ausgeübten Despotismus sucht er sich durch Genossenschaften zu schützen. Daß dabei viel Unsinn, zum Theil Verbrechen und staatsgefährliche Grundsätze mitunterlaufen, ist nicht zu läugnen, und wenn man den Regierungen nicht verargen kann, daß sie strenge gegen alle staatsgefährlichen Tendenzen verfahren, so ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß hier Strenge wenig hilft, denn treibt man auch diesen Geist der Genossenschaft aus dem politischen Gebiete hinaus, was am Ende so schwer nicht ist, so macht er sich, wie in England häufig, im socialen Gebiete Luft, wo ihn die Regierung nicht immer erreichen kann. Die Symptome, die bis jetzt sich kund gegeben haben, sind der Art, daß man sich bald veranlaßt finden dürfte, dem Geiste der Genossenschaft eher eine bessere Richtung anzuweisen, als ihn unterdrücken zu wollen.

Frankreichs neuere Geschichte bietet gleichfalls Belege genug, obwohl die Menschenzahl im Verhältniß zum Boden noch nicht so groß ist, wie in England, *) aber alle politische Gewalt ist viel schroffer noch in die Hände des Reichthums, namentlich des beweglichen geworfen, und Frankreich wird diesen grassen politischen Materialismus entweder noch durch heftige Erschütterungen oder politische Schwäche büßen müssen.

Der gedrückte Zustand der mittellosen Klassen des Volks hat in neuern Zeiten wieder Erscheinungen hervorgerufen, wie wir sie im 15ten und 16ten Jahrhundert häufig gesehen haben, nämlich ein Condottierisystem. In den drei europäischen Ländern, welche mehr oder minder mit Uebervölkerung bedroht sind, England, Frankreich und Deutschland, wäre es, vorausgesetzt, daß die Regierungen keine Einsprache thäten, eine leichte Sache, bedeutende Truppenmassen auf die Beine zu bringen, bloß durch freiwilligen Zulauf. England hat dieß wohl, wie in Portugal und Spanien, zu politischen Zwecken benützt, in Frankreich und Deutschland sind die polizeilichen Anordnungen strenger, so daß es ohne Zustimmung nicht geschehen kann. Dieß ändert indeß die Sache nicht, genug die Möglichkeit ist da, wenn irgendwo die Zügel der Regierung erschlaffen.

Dieser Zustand der Dinge gibt dem gesellschaftlichen Zustand eine eigenthümliche Färbung: die materielle Noth und das Bedürfniß ist da, und gibt allem Positiven, materiell Nützlichen einen unmäßigen Vorzug über dasjenige, was nur dazu beiträgt, das Leben zu verschönern, zu schmücken, zu erheben; eine wahre Wuth ist über die Leute gekommen, die andringenden Massen, deren Gewicht man dunkel fühlt, plötzlich aus dem Stegreife zu civilisiren, und so ist eine Pfenningsliteratur gleich einer Sündfluth hereingebrochen, die Vervielfältigung der Journale selbst gehört zu dieser Erscheinung, denn die Belletristik wird meistens nur wie ein Saumenkitzel angesehen, und selbst die ernsteren Bücher werden nicht mehr gelesen, sondern in Auszügen verschlungen, um den Geist kennen zu lernen, als dessen Wortführer sich die Verfasser beurkunden. Mit Einem Worte, das Einzelne verschwindet immer mehr in der Masse, und die Massen werden von gewissen, höchst einfachen Ideen geleitet, die sie freilich meist nur dunkel und verworren aussprechen.

Doch mit diesen Ideen selbst haben wir es hier nicht zu thun, sondern ziehen aus diesem Vorherrschen der Massen nur den Schluß, daß die Symptomatik, das Auffassen einzelner Bilder und Erscheinungen ein viel umfangreicheres Studium geworden ist, dessen Bedürfniß sich mehr und mehr aufdringt. Ihm verdanken wir die mit jedem Tag schneller fortschreitende Vermehrung der Kommunikationen zwischen den verschiedenen Ländern, und wer sich bemüht, die geistigen Erscheinungen der verschiedenen Länder und Völker einander näher zu bringen, und sie einer größern Masse bekannt zu machen, befriedigt ein wesentliches, immer wachsendes Bedürfniß unserer Zeit. Welche neue Formen des Lebens in geistiger und socialer Beziehung diese immer steigende Kommunikation zwischen den verschiedenen Ländern schafft, das ist uns noch verborgen. Der Mensch blickt immer unwillkürlich rückwärts, weil ihm die Vergangenheit mehr oder minder aufgeschlossen ist, und sucht die Zustände, das Leben und Treiben der Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären, aber immer fehlt auch an der besten Erklärung etwas, und dieses Etwas ist eben dasjenige, was die neueste Zeit hinzufügt. Der Mensch mit seinen Leidenschaften und Bedürfnissen bleibt freilich immer wesentlich derselbe, aber das Ganze, als dessen Glied man sich fühlen lernen muß, führt der Weltgeist fort zu einem Ziele von dem wir nichts wissen.

*) Eine temporäre Abhülfe hat England in neuerer Zeit durch das Armengesetz erfahren, dessen ungeschickte Einrichtung an vielen Orten eine künstliche Uebervölkerung erzeugte. Weil nämlich jedes Kirchspiel seine Arme selbst erhalten sollte, so war es mit den Ansässigmachungserlaubnissen fremder Arbeiter sehr sparsam. Jetzt ist die Versorgung der Armen Staatssache geworden, und die Versetzung der Arbeiter an andere Orte hin unterliegt keinen Schwierigkeiten mehr, was an vielen Orten dem Mangel an Arbeitern, an andern der Uebervölkerung abhalf.

Die Carolinen.

(Schluß.)

Man hat verschiedene Conjekturen über den Ursprung der Carolinenser gemacht, ihre Gebräuche, Werkzeuge, Kleidung u. s. w. mit denen der ostasiatischen und polynesischen Nationen verglichen, und sie bald von den Malaien, bald von den Japanern hergeleitet. Es ist jedoch in unsern Tagen eine viel zu bekannte Sache, daß sich die Frage über die Racen nur durch die Sprachen entscheiden lasse, um uns dabei aufzuhalten. Die unbedeutenden Wörterbücher, welche die bisherigen Reisenden gaben, sind viel zu unvollständig, um eine gegründete Hypothese darauf zu bauen.

Die Charakterzüge, welche sie vor den meisten Polynesiern auszeichnen, sind die große Milde ihrer Sitten, und ihr Handelsgeist, der sie zu weiten Seereisen treibt. Die Expedition fand nur in der Insel Puinipes eine feindliche Aufnahme, die übrigen Insulaner schienen weder Waffen noch Krieg zu kennen, und ihre ganze Thätigkeit ist auf ihre Seereisen gerichtet, welche wohl geeignet sind unser Erstaunen zu erregen. Sie erfordern eine große Kühnheit und die genaueste Kenntniß des ausgedehnten Archipels. Die Carolinenser bestimmen, wie wir uns oft aus eigener Erfahrung überzeugen konnten, die Richtung, in welcher

Digitized by Google

die Inseln liegen, mit der äußersten Genauigkeit, aber die Distanzen nur sehr aufs ungefähr hin. Sie haben wie alle Völker in der Kindheit der Civilisation nur Einen Maßstab, der sehr unbestimmt ist, nämlich die Dauer einer Reise. Sie rechnen z. B. von Uleai nach Feis, deren Distanz in gerader Linie 410 Meilen beträgt, bei gutem Winde zwei Tage, bei schlechtem drei Tage; von Uleai nach Namurrek, 150 Meilen, rechnen sie zwei Tage, für jede Distanz unter 150 Einen Tag, sey sie so klein als sie wolle.

Die Unglücksfälle sind weniger häufig, als man bei einer solchen Schifffahrt erwarten sollte, und haben besonders in den Monaten statt, in welchen der Brodfruchtbaum keine Früchte gibt, und die unserm Winter entsprechen. Heftige Stürme ereignen sich nur zwei- bis dreimal jährlich, aber in diesen Fällen gehen gewöhnlich einige Kähne zu Grunde. Wir waren im November Zeugen eines derselben, er begann im Süden und erstreckte sich gegen Nordosten, warf auf der Inselgruppe von Manilla eine Menge Brodfruchtbäume nieder, und zerstreute eine Flotte von Kähnen. Zu dieser Jahreszeit wagen sich die Carolinenser nur in ihren großen Kähnen auf das Meer, aber in den übrigen Monaten befahren sie die hohe See auch in kleinen, die nur vier Menschen halten. Sie warten dabei ein ruhiges Meer und mondhelle Nächte ab, steuern Nachts nach den Sternen, Tags nach der Sonne, und bei neblichtem Wetter nach der Richtung des Windes, aber in diesem Falle sind sie sehr der Gefahr ausgesetzt, verschlagen zu werden. Da jedoch ihre Schifffahrt selten mehr als drei Tage dauert, so laufen sie keine große Gefahr, wenn sie vor dem Wind laviren, denn wenn sie auch den Ort ihrer Bestimmung verfehlten, so treffen sie doch bald andere Inseln an, wo sie sich wieder orientiren. Wenn sie jedoch unglücklicherweise keine Inselgruppen treffen, bis sie die Gruppe von Lugunor hinter sich haben, so stehen sie in Gefahr sich zu verlieren, da von dort an die Inseln sehr weit aus einander liegen.

Ihre Lebensmittel auf der Reise bestehen in frischer und in gegohrener Brodfrucht und in Kokusnüssen. Die gegohrene Brodfrucht ist auf den Fall bestimmt, wo sie verschlagen würden, und auf Inseln landeten, wo sie keine Brodfruchtbäume treffen; aber die frische Frucht ist auf die ganze Länge der Reise berechnet; sie braten sie in Körben die mit Sand gefüllt sind, und in denen sie Feuer anzünden. Sie nehmen nur wenig Wasser in Kokusnußschalen mit sich. Ihre Kähne sind mit Segel aus Matten versehen, welche so stark sind, daß eher der Mast brechen, als das Segel zerreißen würde, bei starken Winden lassen sie sie von oben herab. Sie haben keine Anker und binden die Kähne am Ufer an große Steine, finden sie keine am Ufer, so tauchen sie unter und binden sie an die auf dem Meeresboden an, wenn dieser nicht zu tief ist. Auf kurzen Fahrten schlafen sie nicht, auf längern schläft in kleinern Kähnen je Einer, in großen je Zwei, aber nie mehrere. Das Steuerruder erfordert die größte Aufmerksamkeit, und bei heftiger See oft drei bis vier Menschen.

Diese Reisen haben nicht immer einen Handelszweck, sondern sind oft bloße Lustpartieen, wobei sie ihre Familien mit sich nehmen. Die Bewohner von Murillu und den übrigen Inseln der östlichen Gruppen nehmen ihre Frauen nicht gerne mit sich auf das Meer, aber ihre westlichen Nachbarn besuchen sie oft mit ihren Familien, und man erwartete 1829 eine große Gesellschaft auf der Insel Fanann.

Die Carolinen sind in eine gewisse Anzahl von Distrikten getheilt, deren jeder aus einer Anzahl Inseln besteht, welche einem Chef unterthänig sind und ihm Tribut bezahlen. Einige Reisende haben diesen den Titel von Königen ertheilt, und dadurch einen übertriebenen Begriff von ihrer Macht gegeben, welche sich auf die Erhebung einer sehr mäßigen Steuer beschränkt, und der mächtigste derselben, der Chef von Uleai, ist keineswegs ein so bedeutender Mann als ihn Chamisso in seiner Reise beschreibt. Wir hörten von einem Dutzend dieser Könige reden, woraus man schließen kann, daß jeder derselben kein sehr wichtiger Monarch seyn kann. Ihre Besitzungen sind auf die sonderbarste Art vermengt, und bestehen keineswegs nur aus Inseln in derselben Gruppe. Der tiefste Frieden herrscht beständig auf allen niedern Inseln, während die hohen Inseln immer durch innere Streitigkeiten sehr gespalten sind, und diese sind ohne Zweifel der Grund, warum die Chefs derselben bis jetzt keine Versuche gemacht haben, ihre Oberherrschaft auf die niedern Inseln auszudehnen.

Reiseunternehmungen in Frankreich.

Die Recherche soll im nächsten Frühjahr abermals nach Island und dem Nordmeere abgehen. Mit den auf der ersten Reise in wissenschaftlicher Hinsicht erhaltenen Resultaten zufrieden, hat der Admiral Duperré deren Bekanntmachung befohlen, und Herrn Gaimard, der Oberarzt und Naturforscher der Expedition, übertragen. Diese Bekanntmachung dürfte jedoch nicht vor der zweiten Reise der Recherche statt finden. Der Marineminister wünscht die östliche Küste von Grönland durchforscht zu sehen, und zwar zu dem doppelten Zweck, um die Nachforschungen nach der Lilloise zu vervollständigen, und dann, um auf diesem noch so wenig gekannten Punkt der Erde physikalische und naturgeschichtliche Beobachtungen zu sammeln. Diese dritte zu Aufsuchung der Lilloise abgehende Expedition wird abermals von Herrn Tréhouart befehligt werden.

Die Bonite, von dem Korvettenkapitän Vaillant befehligt, wird am 15 oder 20 December von Toulon abgegangen seyn, um eine Reise um die Welt zu machen. Nachdem sie das Kap Horn umschifft haben wird, soll sie Chili, Peru, Californien, die Archipele des großen Oceans, die Philippinen, Cochinchina u. s. w. besuchen, und über das Vorgebirge der guten Hoffnung zurückkehren. Diese Reise hatte anfänglich keinen andern Zweck, als einige französische Konsuls an ihre Bestimmungsorte zu bringen; der Marineminister wollte jedoch diese Gelegenheit, wissenschaftliche Zwecke zu verfolgen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Herr Gaudichaud, Naturforscher und Gefährte der Herren Quoy und Gaimard auf der Expedition der Uranie, und der Oberarzt, Herr Eydoux, der einen Theil der Reise der Favorite mitmachte, werden sich, nebst einem Hydrographen, an Bord der Bonite einschiffen.

Die Akademie der Wissenschaften hat eine sehr ausführliche Instruktion für diese Expedition entworfen, und Herr von Freycinet hat den Seefahrern ganz besonders philologische Forschungen ans Herz gelegt.

Digitized by Google

und dabei erklärt, daß einfache Sammlungen von Wörtern der Wissenschaft von weit geringerem Nutzen seyen, als ganze Phrasen und zusammenhängende Reden. Er will, daß die Offiziere der Bonite ihre Aufmerksamkeit ganz besonders auf die Sprache der Bewohner der Sandwich-Inseln richten, in welcher man im Lande selbst bereits Bücher besitzt; dann auf die der Tagalen und Papangas auf der Insel Luçon, und endlich auf die der Hottentotten des Vorgebirgs der guten Hoffnung, eine, ungeachtet aller Reisen dahin, bis jetzt noch fast ganz unbekannte Sprache.

Herr Cordier hat die mineralogischen Instruktionen aufgesetzt. Besonders aufmerksam macht er auf die alten Konglomerate von Madreporen und Muscheln auf den Inseln des großen Oceans, und auf die noch beweglichen Anhäufungen gleicher Art, und empfiehlt, genau zu messen, wie hoch sie über den Meeresspiegel emporragen. Nicht minder wichtig dünkte es seyn, die Struktur und die Höhe der Berge zu bestimmen, die aus diesen Anhäufungen sich gebildet haben; ferner die Lage der Schichten, aus denen sie bestehen, und ihre Ausdehnung im Lande, und endlich, ob sie auch Schichten von anderer, zum Beispiel vulkanischer Natur enthalten.

Herr von Mirbel hat den Wunsch ausgedrückt, daß die Expedition sich auch mit den vegetabilischen Produkten der südlichsten Gegenden von Chili beschäftige, zu welchem Ende es nützlich seyn würde, zu Chiloe ans Land zu gehen. Eine kostbare Ausbeute würde die Erlangung der Aranciara seyn, eines schönen Baumes, der große, sehr nahrhafte und wohlschmeckende Mandeln trägt. Das Klima der mittägigen Küsten von Frankreich würde ihm sehr gut zusagen, und noch mehr das von Algier; allein es hat bis jetzt an Kernen zur Aussaat gefehlt.

Eine vierte, auf die physikalischen Wissenschaften bezügliche Note ist von Herrn Arago entworfen worden; sie enthält Instruktionen über anzustellende physikalische Experimente.

Bericht über die Battas in Sumatra.

(Schluß.)

Beschließt ein Häuptling nebst seinen Anhängern in öffentlicher Versammlung einen Krieg, so werden Geschenke an andere Häuptlinge geschickt, um ihren Beistand zu gewinnen, oder sich ihrer Neutralität zu versichern. Haben diese Häuptlinge ihre Zusage eingeschickt, so versammelt jeder seine Leute, und nachdem er eine Mahlzeit von Büffelfleisch mit ihnen gehalten, wird die Ursache des Kriegs unter Trommelschlag und Musik von Pfeifen und Ceremonien gegen den Zorn böser Geister laut verkündet. Jedes Mitglied des Bundes leistet den Eid der Treue, den es durch den Genuß eines Stücks Büffelfleisch bekräftigt. Zum Schluß wird die Kriegserklärung dem Feind in folgender Weise öffentlich verkündet:

Ein hölzernes Bild eines menschlichen Gesichts, an welchem ein Bambus und eine Schrift, welche die Ursache des Kriegs enthält, hängen, wird an einen Pfahl gebeftet und dieser auf der in den Kampong des Feindes führenden Straße aufgerichtet. Dann feuert man ein Gewehr ab, um die Aufmerksamkeit der letztern nach dieser Stelle zu lenken, die nun von den Ueberbringern der Ausforderung sogleich verlassen wird.

Nach dieser Kriegserklärung schickt jede Partei Abtheilungen aus, um sich gegenseitig herauszufordern, Marodeurs aufzufangen und die Feldarbeiter niederzuschießen; denn es ist hier nicht auf offene Feldschlacht, sondern auf gegenseitige Zerstörung durch Streifzüge abgesehen. Zum Angriff auf eine Stadt oder Dorf wird vorzugsweise der Anbruch des Tages gewählt.

Hinsichtlich des lange bezweifelten Umstandes, daß die Battas ihre Kriegsgefangenen verzehren, theilt Herr Prince, der bei einer Versammlung einen der Häuptlinge deßhalb befragte, Folgendes mit:

Frage. Ich habe gehört, daß es im Lande der Battas Sitte sey, Kriegsgefangene und gewisser Verbrechen überwiesene Uebelthäter zu essen; war't Ihr bei einer solchen Mahlzeit persönlich gegenwärtig?

Antwort. Dieser Gebrauch herrscht im ganzen Lande, und ich war mehr als Einmal gegenwärtig.

Frage. Beschreibt mir doch, was bei solcher Gelegenheit vorgeht.

Antwort. Es werden drei Pfähle in den Boden befestigt und der Leib des Gefangenen an den mittlern gebunden, Arme und Beine aber an die beiden andern befestigt. (Der Häuptling machte hiebei die Figur eines Andreaskreuzes.) Auf ein gegebenes Zeichen stürzen dann die bei dem Mahl Gegenwärtigen mit Messern und Beilen bewaffnet auf ihn zu, und zerfleischen ihn mit diesen oder auch mit ihren Zähnen und Nägeln in wenig Minuten. Ja ich habe bei solchen Gelegenheiten oft gesehen, daß mehrere sich vor allzu großer Begierde gegenseitig in die Hände verwundeten. Eine Mischung von Citronensaft und Wasser in Kokosnußschalen ist bei solchen Gelegenheiten stets bei der Hand, und in diese tauchen Mehrere das Fleisch, ehe sie es essen. Ist das letztere verzehrt, so werden die Knochen getheilt, an denen dann viele noch nagen, bis auch nicht eine Faser Fleisch mehr an denselben ist.

Frage. Also werden die Gefangenen nicht erst getödtet, sondern lebendig verzehrt?

Antwort. Die ersten Wunden, die er erhält, bekommt er von den Messern und Beilen, und diese fallen so dicht auf ihn, daß er gewöhnlich auf der Stelle umkommt.

Während dieser Unterredung, [illegible] Herr Prince bei, bestätigten die übrigen anwesenden Häuptlinge Alles, was der, den sie fragten, erzählte, so daß sich also nicht zweifeln ließ, daß alle Anwesenden bei empörenden Vorfällen dieser Art gegenwärtig gewesen waren.

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Payne hat kürzlich einen unterseeischen Register-Barometer (eigentlich Manometer, denn er ist mit atmosphärischer Luft gefüllt) probirt und völlig brauchbar erfunden. Die Glasröhre davon ist in Atmosphären und Zehntheil von Atmosphären eingetheilt, und mit Korrektionstafeln für die Temperatur und Salzhaltigkeit des Wassers versehen. Das Instrument, welches Herr Payne bereits gemacht hat, ist von 1 bis zu 65 Atmosphären bezeichnet, welche letztere Zahl eine Tiefe von 247 Faden gibt. Die Ehre der Erfindung dieses Manometers nimmt indessen ein Kapitän Ericsson in Anspruch.

*

Ein furchtbares Erdbeben, das am 12 November stattfand, hat Castiglioni und Bovello gänzlich zerstört, und mehr als hundert Einwohner des erstern, auch einige des letztern unter den Ruinen begraben. Ganz Calabria Ultra fühlte den Stoß, dem in kurzen Zwischenräumen zehn andere folgten.

*

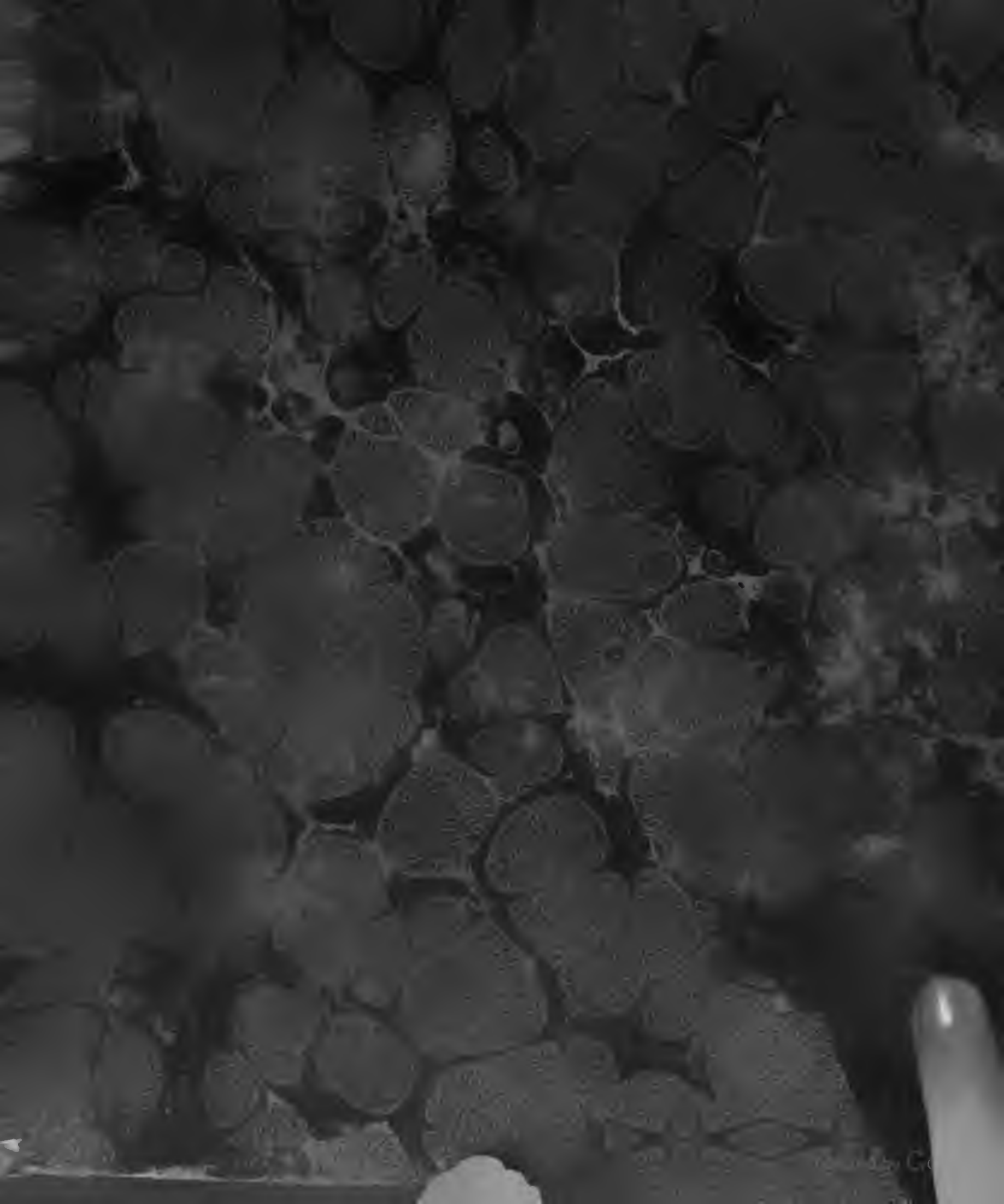
In der Gesellschaft für Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller bot ein Ehev. Marcel schriftlich drei Werke an. 1) Uebersetzung eines kufischen Manuskripts auf Pergament, wenigstens 1000 Jahre alt, das aus den Ruinen einer Moschee zu Alt-Kairo ausgegraben wurde, und eine Genealogie der arabischen Stämme vor Muhammed enthält, die in mehrern wichtigen Punkten von den Angaben der gewöhnlichen Schriftsteller abweicht. 2) Eine Geschichte der Revolutionen Aegyptens von dem Scheikh Marrai, der im Jahre 1619 starb. 3) Eine allgemeine Geographie aus dem 15ten Jahrhundert von Abdal Kaschid geschrieben, und ausgezeichnet durch die vollständige und genaue Kenntniß der westlichen Staaten Europa's in jenem Zeitraume.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Titel und Register zu dem Jahrgang 1835 und Umschlag zum Decemberheft 1835.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inv. Nº 4238.

Digitized by Google